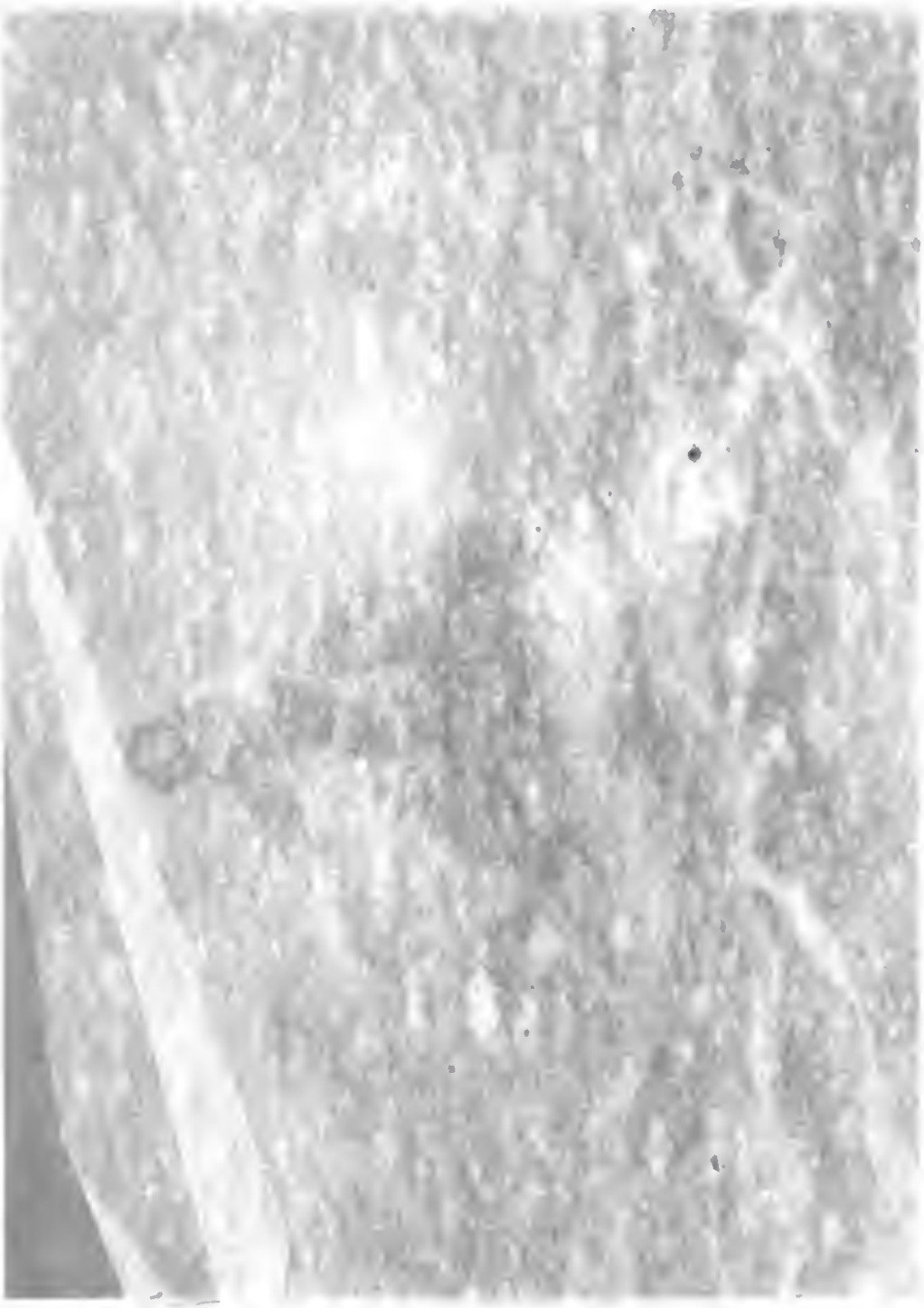
UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 371 555 8

AP61
.L2
v.4

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

1886.



Haus und Herd.

Eine

Illustrirte Monatsschrift für die Familie.

Redigirt

von

H. Liebhart.

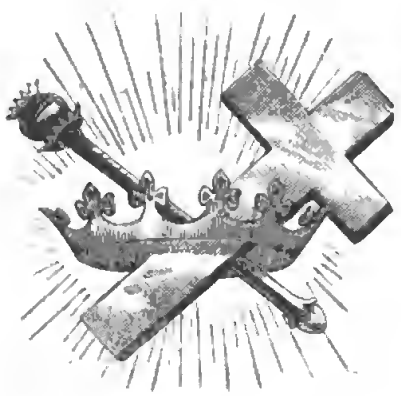
Vierzehnter Jahrgang.

Mit zwölf Titelbildern und vielen Holzschnitten.

Cincinnati, Chicago und St. Louis:
Verlag von Cranston und Stowe.

New York: Phillips & Hunt.

1886.



Inhalt des vierzehnten Bandes.

Titelbilder.

Rettung.
Der kleine Student.
Sonnige Jugend.
Landschaft bei New Orleans.
Heiße Quellen des Gardiner Flusses.
Sam. P. Jones.
Die Pilgerväter.
Huckepack.
Nachbarskinder.
Im Oktober.
Gerettet.
Kommt Papa noch nicht?

Abhandlungen.

	Seite
Was soll helfen	81
Das Gewissen	90
Die Bibel, die Quelle allgemeiner Bildung	150
Die Arbeit im Lichte des Wortes Gottes	176
Die Wappen unserer Monatsschrift	188
Wege der göttlichen Vorsehung	208
Etwas über Pietät	234
Christliche Wirksamkeit	317
Was können wir von der Predigtweise der Herren Moody und Sam. Jones lernen?	345
Die Aufgabe der Kirche der Arbeiterfrage gegenüber	394
Wie soll sich der Christ dem Urtheil der Welt gegenüber verhalten?	420
Wie wachsen wir an Freudigkeit in unserm geistlichen Amte?	454
Höfliche Leute	469
Die Predigtweise des Herrn	471
Buddha und Christus	519
Zur Chronologie des Lebens Jesu	527
Bescheidenheit	598

Biographien und Lebensbilder.

	Seite
Emil Frommel	10
Jeremias	30
Lincoln und Grant	92
Der deutsche „General-Bäcker" der Unabhängigkeits-Armee	97
Die letzten Lebensstunden des großen Kopernikus	133
Wie Spurgeon den Herrn Jesum fand	144
Etwas vom „eisernen" Stanton	147
Eine junge Dichterin	153
Louis Pasteur	179
John Gough	261
Ben Hogan	264
Pfingstsegen	280
Terenz V. Powderly	297
Ein Unikum und dessen geistlicher Sohn	308
Theodor Cuyler's Wahl	321
Familien-Andacht in Schillers Vaterhause	350
Martin Rinkart	374
Max von Schenkendorf	399
Aus Mozart's letzten Tagen	425
Dr. Aloys Henhöfer	462 522
Sir Isaak Newton	586
Der eiserne Kanzler	593
Karl Mez, der Vater der Arbeiter	617
Karl Maria v. Weber, der deutscheste Musiker	621
Königin Luise und Kaiserin Eugenie	624
Luise Michel, die rothe Jungfrau	649

Geschichts- und Zeitbilder.

Das Testament eines katholischen Pastors	63
Eine Geschichte aus Blut und Thränen	72
Sitten und Sagen Chinas	75
Das Wahrzeichen von Tübingen	89
Die spanischen Juden und Mauren und die Inquisition	127
Die Ritter der Arbeit	130
Chinesische Gerechtigkeitspflege	135
Personen-Namen in China	207
Der Ku Klux Klan	237
Die Familie in China und Amerika	249
Eine Vision Karls XI. von Schweden	265
Die Wiege des amerikanischen Volkes	289 353
Garfield-Denkmal	
Eine altmodische Vierte Juli-Feier	337
Aus der Jugendzeit unserer Nation	343
Die Dekadenwoche	357
Unsere Zeit eine günstige für junge Männer	419
Deutsche Einsiedler in den Ver. Staaten	429
Die Ureinwohner Amerika's	458
Europäisch-amerikanische Vergleiche	476
Werth der Frauen	485
Die Einnahme Richmonds	513
Zwei Scenen aus der Armenpraxis in New York	528
Patriarchen der Neuzeit	571
Eine amerikanische Braut	582
Deutscher und englischer Styl	597
Anarchisten-Gefängniß in Chicago	632
Religiöse Blüthen der Sozial-Demokratie	648

Naturwissenschaftliches und Gemeinnütziges.

Rost, ihr Verhältniß zu Alter und Bewegung	88
Die Geschichte einer großen Erfindung	321
Große und kleine Völker	363
Giebt es auf dem Monde auch eine Art Menschen?	428
Zur Bade- und Schwimm-Saison	484
Wie man vor einigen Jahren eingebildete Kranke kurirt hat	573
Das naturwissenschaftliche Zeitalter	645

194921

Skizzen und Reisebilder.

Seite

Bilder aus den Ver. Staaten 20 240
Im südwestlichen Texas 57
Ein Stück aus Mexico 118
In New Orleans 169
Berlin und Berliner 351
Die Deutschen in Hong Kong, China 370
Ein Besuch in Epworth und seinem Pfarrhaus . . 376
Ein Nachtbild aus dem heutigen Jerusalem . . . 397
Am Schwedenstein bei Lützen 413
Amerikanische Freiheitsfackel 450
Nürnberg 464
Ein Sondervölkchen bei Foochow 474
Ein Tag auf Blackwell's Island 481
Auf nach dem Nordpol 505 575
Lichtbilder aus dem heiligen Lande 511
Auf dem Leipziger Schlachtfeld 532
Auf den Schlachtfeldern bei Metz 568
Chinesische Lands-, Orts- und Sachnamen . . . 585
Das Weiße Haus 640

Erzählungen.

Onavandah 5
Die Auktion der armen Frau 12
Wie Hans Sachs zu seiner Frau kam 16
Die Erben 26
Trotz Tante Penelope 34
Geistergeschichte zu Weihnachten 37
Der erste Ehezwist 65
Ein Christabend 69
Die Erben 76 137
Ediths Fürsprache 80
König Max I. als Gänsehirt 96
Sie hatte keine Zeit 114
Das Kind des Freundes 125
Wer da sucht, der findet 138
Die vertretete Glocke 142
Das Gelübde 145
König Ludwig von Holland und der Prediger zu Velpen 146
Amos Reillys Zuflucht 147
In eines großen Königs Armen 181 250 302 364 406 488 536
Wie einer vom Falle aufstand 190
Ein Becher kalten Wassers 202
Eine orientalische Sage 205
Eine Ostergeschichte 232
An der Pforte des Todes 284
Das hochzeitliche Weinglas 296
Tante Maria's Hochzeitsgeschenk 310
Ich dacht' es wär' ein Bettelmann 319
Krupp unner! 320
Im schwedischen Lager 358
Als Bill Ziegelsteine warf 403
Die Frau Doktorin 416
Der Yankee Jonah 424
Ich lebe und ihr sollt auch leben 431
Der Nordseeräuber 478
Eine Neujahrsnacht 517
Klara Fink 561
Der rothe Kaspar 589
Der bekannte Sultan 601
Wie einer seinen Nachbar unschädlich machte . . 637
Im Kabinet Napoleons 655

Erbauliches.

Mit Gott 1
Habt Salz bei euch 3
Lebendige Zeugen 80
Eine alte Kirchweihpredigt 85
Eine Osterfrage 225
Das Dörflein Gebenheim 288
Eine Erfahrung am Krankenbett 299
Worte Sterbender 322
Huckepack 393
Segen und Glück des Alters 541
Will nicht gewaschen sein 565
Aus den Briefen einer Frühvollendeten 566
Vergeben und Vergebens 599
Der Klausner 654

Gedichte.

Weihnacht 1
Eilgut 9
Ein Winterbild 29
Bitte und Dank 181
Aussaat 195
Die Heimath 199
Osterfrühling 228
Zum Abschied 239
Zwei Lieder einer Predigerfrau 263
Pfingstodem 284
Der Kollaborator in Neugsten 314
Großmutters Häuschen 349
Ich kenn ein Haus 362
Nachbars Kinder 449
Keine Zeit 477
Der Geplagteste aller Sterblichen 484
Sonnelt an Haus und Herd 548
Nulla dies sine linea 596
Engelwacht 620

Musik.

Weihnachtstrost 17
„Haus und Herd" 141
Abschied vom Schweizerlande 486
„Harre meine Seele" 600

Kirche und Mission.

Auf zur Rettungsarbeit 9
Drei Fragen in der preußischen Generalsynode . . 32
Religiöses Leben in Deutschland 198
Bilder aus der Inneren Mission 258

Seite

Die kirchl. Zustände Deutschlands in ihrem Verhältniß zur Ausbreitung der Sozial-Demokratie 294
Sitten und Gebräuche der Christen in China . . 315
Liebesmahle der ersten Christen 622

Sonntagschullektionen.

Josia und das Buch des Gesetzes 46
Jeremia weissagt die Gefangenschaft 48
Die treuen Rechabiten 50
Die Gefangenschaft Judas 52
Daniel in Babylon 54
Die drei Männer im Feuerofen 102
Die Schrift an der Wand 104
Der zweite Tempel 106
Nehemias Gebet 108
Das Lesen des Gesetzes 160
Esthers Bitte 162
Der Bote des Messias 164
Die Menschwerdung des Wortes 214
Die ersten Jünger 215
Das erste Wunder 217
Jesus und Nikodemus 219
Jesus am Jakobsbrunnen 267
Saat und Ernte 269
Der Sohn des königlichen Beamten 271
Jesus zu Bethesda 272
Die Speisung der Fünftausend 274
Jesus, das Lebensbrod 328
Jesus, der Christ 330
Jesus und Abraham 332
Jesus und der Blindgeborene 381
Jesus, der gute Hirte 383
Der Tod des Lazarus 385
Die Auferweckung des Lazarus 387
Die Salbung zu Bethanien 431
Die Heiden suchen Jesum 439
Die Fußwaschung 441
Jesu Warnung an Judas und Petrus 443
Jesus tröstet seine Jünger 445
Jesus, der wahre Weinstock 495
Das Amt des heiligen Geistes 497
Das hohepriesterliche Gebet 499
Jesus, der Verrathene 550
Jesus, vor Pilatus 552
Jesu Verurtheilung 553
Jesus Kreuzigung 555
Jesu Auferstehung 557
Jesus und Thomas 606
Jesus und Petrus 607
Der Wandel im Licht 609
Christus erscheint dem Johannes 611
Die Anbetung Gottes und des Lammes 661
Die Seligen im Himmel 663
Die große Einladung 665

Schule und Erziehung.

Seite

Was kann das christliche Haus zur Bekämpfung der Trunksucht thun? 24
Die Gefahren junger Männer in einer Großstadt und der gesegnete Einfluß christlicher Jünglings-Vereine 67
Ist der von den Int. Lektionen bedingte Unterrichtsplan für die Sonntagschule zweckmäßig? 86
Sonnige Jugend 113
Der Leichtsinn 142
Musikpflege 196
Ja 204
Das Gebet als Erziehungsmittel 206
Die Wahrheit in der Kinderwelt 257
Was du werden willst 260
Das Verklagen in der Kinderwelt 314
Egyptische Lebensweisheit 372
Arbeit der Kinder 421
Lebensregeln eines frommen Jüngtings 531
Für träge Leute 534
Was macht die Sonntagschullehrer erfolgreich . . 543
Unsere Jugend und ihre Lektüre 544
Wie man Geld verdienen kann 636
Fräulein X 647
Alle befördert 652
Bubi 657

Winke und Nachrichten für Arbeiter.

Ein Vorschlag 41
Tholuck als Seelsorger der Prediger 41
Wenn eine Mutter betet für ihr Kind 42
Des alten Mütterchens Eisenbahn-Signal . . . 42
Predigerhaus und Krankenbesuch 43
Auch eine Ursache 44
Tholuck's Brief an einen jungen Anfänger . . . 98
Wo fehlt's 98
Theologie studirt 98
Zu langsam 98
Eine Strafpredigt 99
Dein Geburtstag 99
Ein seliges Ende 100
Auf Jakobs Vorschlag 156
Die praktischen Gedanken 156
Kraft und Lärm 156
Tholuck und seine Amtsbrüder 156
Ich habe keine Zeit 157
Die Andachtsstille 157
Von der Berufung 157
Die Wiederholung der Lektion 211
Die Vorbereitung der Lehrer 212
Eine seltsame Doktor-Dissertation 212
Kindererziehung und das Heim 212
Bücher für die Sonntagschul-Bibliothek 212
Das verschleierte Dorf 213

	Seite
Gott hilft	213
Versäumniß der Tagschule	213
An die Sonntagsschullehrer und Lehrerinnen	324
Er fiel um	324
Ist einer meiner Sonntagschüler krank?	324
Kinderfeste	325
Das Größte bei der Mission	378
Wie nothwendig die Werke der barmherzigen Liebe in Berlin	378
Lehrer-Vorbereitungs-Stunden	379
Ein Beispiel von Demuth	379
Die Kunst des Illustrirens	432
Der Sonntagschul-Arbeiter und sein Erfolg	433
Fortleben	433
Sollen wir Kinder lehren, daß sie Sünder sind?	434
In Versuchung	434
Der Lehrer ein Fenster	492
Zeit in der Sonntagschule	492
Die Naturgesetze	492
Beobachtungssinn	493
Hast du es schon erwogen?	493
Zu eilig	493
Es war eine mondhelle Nacht	493

Am Kamin und im Schatten.

Kinder Mund	327
Schlagfertige Antworten	327
Ein alter, sehr häßlicher Professor	327
Viktor Hugo	327
Eine Bismarck-Schweninger-Erinnerung	328
Der Humor Kaiser Wilhelms	328
Eine wirkliche rührende Kundgebung des alten Kaiser Wilhelm	328
Haben's noch schlimmer gemacht	436
In Weimar	436
Gerechter Stolz	436
Bryan Station Ky	437
Advolaten	437
Ein feiner Kunstkenner	437
Zu vorsichtig	437
Wer soll den Vortritt haben	437
Gen. C. P. Stone	437
Boyant Water	437
Von den Bewohnern der Ver. Staaten	501
Amerikanische Sonntagschul-Weisheit	501
Ein Muster von Armen-Kommissär	501
Von kaiserlichem Galgen-Humor	502
Auch eine Werbung	502
In etwa hundert	502
Die baumloseste Region auf der Erde	502
Die größte Handelsmesse der Welt	502
Großpapa	502
Was Kaiser Wilhelm gerne will	502
Weg zum Reichthum	604

	Seite
Aus der Kinderstube	604
In einem der neuen „Flat"-Thürme	604
Eine Stiefelwichsmaschine	604
Anekdote von Joseph Bonaparte	604
Ein originelles Auskunftsmittel	605
Doch noch Widerspruch	605
Der prompte Statistiker	605
Friedrich d. G. und sein Kutscher	605
Ludwig Richter	605
Vorsicht	605
Allen Leuten recht gethan, ist eine Kunst, die Niemand kann	667
„Lesen Sie Goethe's Faust"	667
Wie eine Gans sich nicht rupfen ließ	667
Das Leichenhemd Friedrichs des Großen	667
In Texas existirt	968
Das Bedeutendste	668
Hoffe	668
In Japan	668
Auch eine Jubiläumsfeier	668
Auch ein Kompliment	668
Zwischen St. Paul	668

Frauenzeitung.

Jahresschluß	44
Im Namen seiner Mutter. Bronchitis, was man darunter versteht und was sich dagegen thun läßt	45
Ehestands-Gedanken	100
Der Vater kommt	100
Schlaflosigkeit	100
Da mach' ich mirs lieber allein	100
Unvermählte	100
Grußverwaister Kinder an die zweite Mutter	101
An Braut, der ihr Liebstes gestorben	102
Schlafen der Kinder	102
Das Haus und seine Kinder	158
Bist du glücklich	158
Lebensversicherung	159
Eines der unschätzbarsten	159
Güter in dieser Welt	159
Er kommt spät	159
Von dem Manne, der die Wirthschaft besorgen wolle	325
Ueber das Haushalten	326
Kleine Freuden	326
Schlaf, besser als Stimulanten	379
Der moderne Damenhut im bairischen Schnadahüpfel	380
Das Haus und seine Kinder	380
Wie Ratten und Fliegen am besten zu vertreiben	381
Wie man sich für wenig Geld gut kleiden kann	434
Limonade Recept	435
Recept für Ingwerbier	435
Was sich nicht schickt	435

Digitized by Google

Seite

Nach Oben 436
Regeln beim Einkauf von Gemüsen 436
Wie ich meine Dienstboten erziehe 494
Pflicht und Arbeit 494
Das Dor'le in der Küche 548 602
Heimweh 549
Essig zu machen 603
Ueber Kleiderbrände 603
Seidene Handschuhe 603
Das Dor'le in der Küche 659
Meerrettig-Gemüse 659
Sellerie-Wurzeln 659
Einem Ofen einen schönen Glanz zu geben . . . 660
Mädchenhort 660
Junge Eheleute 660
Kleiderkrankheit unter den weiblichen Dienstboten. 660

Aus der Zeit.

Was die Regierung liest 55
Auffindung der Waldenser Bibel 56
Zwei Frauenrechtlerinnen 109
Ein asiatisches Californien 110
Der Statthalter Freiherr von Manteufel als Christ. 110
Die Rollschuh-Wuth 165
Bismarck 166
Die Christenmorde in Anam 166
Alaska 168
Wie eine fromme Hindukönigin lebt 167
Die Ritter des weißen Kreuzes 220
Was ein Mann in dieser kurzen Lebenszeit . . . 221
Ein Lord-Mayor von London 222
Es ist nun alle Aussicht vorhanden 222
Die großen Strikes 276
Für alle Krittelköpfe 276
Der Krieg der Feldherren 277
Bismarck im Lager der Römischen 277
Spruch auf einer Steintafel in der Kirche zu Oberemmel 278
Henry Lansdell 278
Ein früherer eifriger Befürworter des Freihandels . 278
Powderly 334
Der große Gladstone 334
Lernen 335
Bismarck über den Branntwein-Ausschank . . . 335
Sternenbanner versus rothe Fahne 389
Ein Stück Sonntagsheiligung im alten Vaterland. 389
Etwas für Arbeiter und Arbeitgeber 390
Handschellen-Maulschellen 391
Socialisten-Rede 391
Macaulay über den Sonntag 391
Verschiedene Staaten Inner- und Ostasiens . . . 391
Ein Volk, das nicht drei zählen kann 391
Die Ritter der Arbeit 446
Leopold v. Ranke 447

Seite

Immer noch Auswanderung um des Glaubens willen 447
Herr Most 448
In St. Paul 448
Ob den Deutschen die Auswanderung nach Mexico zu empfehlen sei? 448
Der Staat Michigan 448
Das Handwerk gelegt 502
Einfach und schlicht 503
Nach rechts und links 503
Die Niederlage Gladstones 503
Fünfhundert Millionen 503
Wie weit die Auswüchse der Brahmareligion Indiens gehen 504
Die viertausend weiblichen Clerks 504
In der Provinz Sachsen 504
Die Aufwiegler, Sozialisten und Anarchisten . . . 559
Das Jubiläum der neuen Welt 560
Eine Erinnerung 610
Geronimo 613
Auf Bajonette kann man sich nicht setzen 613
Die Mexikaner 613
Umschau in fernen Landen 614
Culturfortschritte in Egypten 614
Ich bin mein eigener Herr 614
Die Besitzer der Kohlengruben 669
In Frankreich erschien jüngstens eine Flugschrift. 669
Kaiser Wilhelm in Elsaß 669
Manche östlichen Blätter 670
Die christlich-soziale Partei 670
Als im vergangenen Sommer 670
Die einstimmige Wiedererwählung Powderly's . . 670
Fortschritt der Negerrasse in Amerika 670
Der Protestantenverein 671
Daß die Ver. Staaten 671
Wie der russische Czar 671
Aus dem Straßenleben New Yorks 671
Blinde Bettler 671

Offene Post.

. . . . 56 111 167 223 279 336 391 615 672

Holzschnitte.

Weihnacht 1
Eitgut 9
Centralbahnhof in St. Paul 20
Minneapolis 20
Minnehaha 21
Fort Snelling 21
Minnetonka-See 22
Fargo 22
Pflügen in Dakota 22
Ernten in Dakota 23
Bismarck 23
Hölzerne Brücke über den Little Missouri 23
Camp in Montana 24

	Seit
Ein Winterbild	29
Texanische Eisenbahnstation	57
Auktion	58
Nach Haus	58
Asyl in Austin	59
Military Place in San Antonio	59
Straße in San Antonio	60
Am San Antonio Fluß	61
Sam Houston	62
San Alamo	62
Ruine einer Missionskirche bei San Antonio	63
Winter	72
Eine mexikanische Familie	119
Süßes Nichtsthun im Sonnenschein	120
Eine Hütte des Armen	120
Wasserverkäufer	121
Auf dem Marktplatz	121
Mexikanisches Waschhaus	122
Kaktus Gebüsch	123
Caballero und Mulero	124
Die Picayune Werfte	169
Das Cabildo	170
Sieur Georges Haus	171
Französischer Markt	171
Marigny Haus	172
Alte Passage de la Bourse	172
Altes St. Louis Hotel	173
Auf dem Kirchhof	173
Cafe de Exile	174
Baumwollenhof	175
Louis Pasteur	180
Aussaat	195
Osterfrühling	228 229 230 231
Geisergebiet	240
Mammoth Hotspring	240
Castlegeiser	241
Yellowstone-Klamme (Cannon)	241
Old Faithful	241
Uebergang über Clarks Fork	242
Spokane Falls	242
Uebergang mittelst Fährboots	243
Flußübergang durch Fährboot	243
Am Kolumbiastrom	244
Zwillingsfelsen und Nordpacificbahn am Kolumbiastrome	245
Portland, Oregon	246
Erste Straße in Portland	247
Dock der Oregon Eisenbahn- und Schifffahrtsgesellschaft in Portland	247
Chinesische Restauration	248
Goethe	257
Alte Kirche in Austerfield	290
Goswolds Insel	291
Gouverneur Winslow	292

	Seite
Harnisch der Pilger in 1620	293
Garfield Denkmal in Cincinnati	300 301
Karl A. Niehaus	302
Sam Small	309
Goethe	312
Der Kollabrator in Aengsten	315
Daniel Webster	340
Sommergruß	346
Großmutters Häuschen	349
John Winthrop	354
Plymouth und der Hafen	355
Das Haus von Miles Standish	656
Wohnung von Gov. Craddock in Medford	357
Die größte und kleinste Menschenrasse	363
Max von Schenkendorf	401
Gustav Adolph-Denkmal bei Lützen	414
Lützen mit dem Rathhaus	415
Das Schloß bei Lützen	415
Sonnen- und Sternengucker	423
Friedrich August Bartholdi	450
Freiheitsgöttin	451
Bedloes Eiland mit der Freiheitsgöttin	452
Die rechte Hand der Freiheitsgöttin	453
An der Pegnitz zu Nürnberg	465
Burg zu Nürnberg	466
Hof eines Hauses in Nürnberg	467
Der Brunnen zu Nürnberg	468
Bairische Landleute	469
Kolonie Godthaab	505
Polarkarte	506
Jeannette im Packeis	507
Jeannette Insel im sibirischen Eismeer	507
Bell-Insel	508
Parallelspalte im grönländischen Eismeer	508
Henrietta-Insel	509
Point Barrow	509
Scenerie an der Nordküste des Lady Franklin-Sundes	509
Ueberwinterungshaus der niederländischen Polarstation	510
Grönländer Sommerzelt	510
Liebende Schwestern	524
Schloß zu Dölitz bei Leipzig	532
Napoleonsliede bei Wachau	533
St. Thekla-Kirche zu Cleuden	534
Engelwacht	620
Durch Erdensturm zum Himmelsfrieden	635
Grundplan des Weißen Hauses	641
Vorderansicht des Weißen Hauses	642
Wartezimmer im Weißen Haus	643
Das Weiße Haus vom Osten	643
Ecke des Ostzimmers	644
Bibliothekzimmer im Weißen Haus	645

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Vierzehnter Band. | Januar 1886. | Erstes Heft.

Mit Gott!

Editor.

Mit Gott und mit Dankbarkeit tritt Haus und Herd den vierzehnten Rundgang an. Gehst auch du, lieber Leser, mit dankbarem Sinn über die Jahresgrenze? Singst du beim Ausgang des alten und beim Antritt des neuen Jahres:

„Unsern Ausgang segne Gott,
Unsern Eingang gleichermaßen."

Wenn du denkst und dankst, wenn du dich von Gottes Vaterhand leiten lässest, dann wirst du solches Gebetslied singen, und selbst im Thränenthal wandernd in den Chor einstimmen:

„Kommt, laßt uns knien und niederfallen
Vor dem, der uns erschaffen hat!
Ihm müsse Ruhm und Preis erschallen
Für alle seine Wunderthat!
Er läßet Jahr und Monden eilen;
Sie flieh'n, er macht sie wieder neu,
Und wenn sich ihre Stunden theilen,
Bleibt er doch ewig fromm und treu."

Das Geschlecht unserer Tage ist zwar nicht sowohl zum Danken als zum Murren aufgelegt, und derjenige, der gesagt hat, daß wir im Zeitalter des Murrens leben, hat so Unrecht nicht, denn kaum ist je so viel gemurrt und geklagt worden wie heutzutage, selbst in unserem gesegneten Amerika. Und wenn man fragt: Was denn die Ursache sei, so muß gesagt werden, des Herzens Unzufriedenheit und die Genuß- und Gewinnsucht unserer Zeit tragen im Grunde die Hauptschuld.

Die Menschen, die keinen Herzensfrieden haben, sind auch nicht zufrieden und in ihnen schreit der unersättliche „Hättich" Tag und Nacht, bekommt nimmer genug und stimmt deßhalb das Klaglied an.

Gottes Wort sagt uns — ein Jeglicher murre wider seine Sünde, und giebt damit das Radikalmittel wider alle unnöthigen Klagerufe der Menschen an, denn wenn das Murren gegen die Sünde so recht mächtig, und zur göttlichen Traurigkeit geworden ist, dann ist auch der Tröster nicht mehr ferne, es wird Friede im Herzen und der Klagelaut erstickt in der echten Zufriedenheit.

Darum ist es wahr, was ein Freund des Volkes einmal in die Welt hinein gerufen hat — „Laßt uns besser werden, und gleich wird's besser sein"—besser im Herzen, im Haus, in der Kirche, in der Stadt und im Staat. Alle andere Besserung ist nur Stück- und Flickwerk; nur die gründliche von innerstem Herzen heraus wird wahrhaft bessere Zustände schaffen, weil sie nur Menschen schafft, die mit Benjamin Schmolk singen:

„Man wünscht gute Zeiten,
Und Gott ist immer gut,
Wir seh'n auf allen Seiten
Was er uns Gutes thut;
Doch wir sind Schuld daran,
Wenn sich die Zeit verschlimmert,
Und sich das Herz bekümmert,
Wie es noch leben kann."

Mit Gott und für seine Sache haben wir vor 13 Jahren die erste Nummer unseres „Haus und Herd" in die Welt geschickt, und waren uns bewußt, daß wir ein großes Unternehmen begonnen, das nur durch Gottes Segen Fortgang haben könne. Wenn uns dabei das Herz gepocht hat, so war die Ursache gewiß nicht Kleinglaube, sondern die Sehnsucht, daß unser Blatt auch den Zweck ausrichten möge, für den es gegründet worden, nämlich zu sein: Ein guter Bote für's deutsche Haus, ein Fingerzeig zum Ewigen, ein Lehrer der Jugend, ein Helfer der Lehrenden, ein Freund in langen Stunden, eine Freude und Ehre für die Kirche.

Mit solchen Gedanken haben wir Haus und Herd vor Jahr und Tag ausgeschickt, und wenn wir uns auch heute zu sagen haben, daß nicht alles erreicht ward, was unsere Sehnsucht wünscht, so loben und preisen wir Gott mit demüthigem Herzen für die Gnade, die er in diesen Jahren geschenkt, für die Lust zur Arbeit, für die vielen Freunde, die sich unsere Schrift erwarb, für die tausend Saatkörner, die wir haben säen dürfen, für die wackeren Mitarbeiter und das allgemeine Vertrauen, dessen sich Haus und Herd erfreut.

Mit Gott und mit dankbarem Sinn steuern wir ins Jahr 1886. Dasselbe wird viele Arbeiten mit sich bringen; es wird Sorgfalt und Geduld kosten, dieses und die andern Blätter zu leiten; wir werden, wie in vergangener Zeit, manches zu bedauern haben, „es wird am End' an Thrän' und Leid nicht fehlen." Wir sind jedoch unseres Gottes und er ist unser. Auch 1886 ist ein Jahr des Heils, weil es ein Jahr des Herrn ist, und mit ihm, sowie mit Daransetzung aller unserer Kräfte wollen wir durch Haus und Herd, wie in der Vergangenheit so in der Zukunft, einen Beitrag liefern zur Erleuchtung und Rettung des Volkes, zur Befestigung des Glaubens, zur Erziehung des heranwachsenden Geschlechts und für das Kommen des Reiches unseres Herrn Jesu Christi. Das walte Gott.

Aus Kindermund.

Die kleine Anna lag krank im Bett; um sie vor Zugluft zu schützen, sollte ein Bettschirm um ihr Bettchen gestellt werden. Aber anstatt sich darüber zu freuen, wie die Mutter erwartete, bat sie dringend, doch schnell den Schirm zu entfernen. Als man sie fragte, weshalb, gab sie zur Antwort: „Ach, die lieben Engel könnten sich daran stoßen, wenn sie heute Abend kommen, mich zu behüten." — Ein anderes kleines Mädchen, eine liebe Sonntagschülerin, fiel ins Wasser und war dem Ertrinken nahe; sie wurde jedoch noch zur rechten Zeit herausgezogen und gerettet. Nachher fragte sie ihr Bruder: „Was dachtest du denn, als du im Wasser lagst?" — Sie antwortete: „Ich dachte: Weil ich Jesu Schäflein bin, freu' ich mich nur immerhin über meinen guten Hirten."

Habt Salz bei euch!

Mark. 9, 50.

Editor.

Nächst dem Gebet, daß der barmherzige Gott mit seiner vollen Gnade und mit dem heil. Geiste im neuen Jahre mit uns und in uns sei, giebt es wohl keine bessere Mahnung bei Ueberschreitung der Jahresgrenze, als das Wort des Herrn: Habt Salz bei euch.

Der Gott alles Heils hat in der Natur das Geistliche vorgebildet, und es wird in der Heilsanstalt Gottes wahr, „daß alles Vergängliche nur ein Gleichniß ist.“ Deshalb sucht die Erlösung für ihr Werk und ihre Mitel in der Natur Gleichnisse. Demnach bekommen Luft, Wasser, Feuer ihre geistlichen Bedeutungen. Da giebt es ein Brot des Lebens, das vam Himmel kammt, und Milch, mit der die Kinder des Himmelreichs genährt werden. Da auch ein Salz — das würzende, bewahrende, van dem der Herr sagt, daß wir es bei uns haben sallen.

I.

Wie deuten wir dieses Bild, was stellt das Salz im Haushalt Gottes vor?

Einige sehen darin die Kraft, die Würze des heiligen Geistes. Sie berufen sich auf die Opfer, die im alten Bund gefalzen werden mußten, und sagen: So wie die Speise, das Opfer vom Salz, so müsse der Christ, das Gott wohlgefällige Opfer, vom heiligen Geiste durchdrungen werden.

Bei dieser Anschauung wird jedoch vergessen, daß bei den alttestamentlichen Opfern auch Oel gebraucht wurde, welches viel eher den heiligen Geist abbildet als Salz.

Wir werden demnach die Deutung in einem andern Mittel der Erlösung zu suchen haben. Und wenn wir die Eigenschaften des Salzes ein wenig näher anschauen — seine helle, weiße Durchscheinigkeit, seinen wohlthuenden, scharfen Geschmack, seine Unentbehrlichkeit zur Erhaltung der Speisen ꝛc. — sa wird es nicht schwer werden zu entdecken, daß in diesem Bilde die göttliche Wahrheit dargestellt ist, welche ast brennt und beißt, jedenfalls läutert und reinigt.

Todte sich an den Buchstaben klammernde Rechtgläubigkeit ist jedoch nicht darunter zu verstehen, sondern die lebendige durch den heiligen Geist vermittelte und zum Leben im Herzen gewordene Wahrheit.

Die letztere sollen wir bei uns haben; nicht als tadten Schatz liegen lassen, sandern innerlich haben, mit Treue verwenden und gebrauchen, wie auch die etwas genauere Uebersetzung andeutet, welche lautet: Habt Salz, die durch den heiligen Geist lebendig gemachte Wahrheit in euch.

Diesen Schatz haben wir nicht von Menschen, sondern van Gott empfangen; er wurde in uns nicht hergestellt durch menschliche Entwicklung und Bildung, sondern ist eine Gabe Gottes. Darum haben wir auch dieses hohe Gut als etwas Selbstständiges, für sich Bestehendes zu erhalten, wodurch allein es behalten wird. Wir dürfen dasselbe nicht vermischen mit Menschlichem, sondern müssen dieses Salz unvermischt dem Menschlichen erhalten als unsern heiligsten, theuersten, verborgensten Schatz, auf den wir uns besinnen und welchen wir in allen Lagen und Umständen des Lebens zum Gebrauch ergreifen können.

Man soll es uns nicht blos sa im Allgemeinen ansehen, daß wir die aus der göttlichen Wahrheit geborene Weihe vam Herrn empfangen haben, sondern an allen unseren Erweisungen. Zu allem, was durch uns geschieht, was aus unsern Händen und aus unsern Lippen geht, sallen wir das Salz hinzuthun und jede unserer Lebensäußerungen durch dasselbe adlen.

Damit ist gewiß nicht gemeint, daß etwas Unnatürliches, Gemachtes am Christen erfunden werde, wohl aber, daß das Natürliche allezeit durch das Salz van oben her geweiht sei. Schon bei der Geburt jedes Gedankens zur That muß das Salz hinzukommen. Wohin auch unsere Pflicht, unsere Neigung und die Ordnung der Dinge uns führen mögen — eins darf nicht fehlen: das Salz muß überall zu Händen sein. In allem Verkehr, der sich bietet; bei allen Schwierigkeiten, die der Tag bringt; auch in Stimmungen, die sa leicht zu Verstimmungen werden; in allen Versuchungen der Sünde soll die göttliche Wahrheit ihre erhaltende, bewahrende, würzende, weihende Macht kund thun und die Oberhand behalten, auf daß das Gebet des Meisters verwirklicht werde: „Heilige sie in deiner Wahrheit, dein Wort ist Wahrheit.“

II.

So ast das Neue Testament vom Salz lebendiger, göttlicher Wahrheit redet, hat die heil. Schrift auch allezeit das Verhältniß im Auge, in welchem der Christ zu den Brüdern, zu seinen Mitmenschen steht.

Die Jünger des Herrn, in denen mittelst der Inwohnung Christi die Wahrheit, so zu sagen — die in Christo verkörperte Wahrheit wohnt

und thront, sollen zum Salz der Erde werden, die Hotter und Träger des geistigen Lebens für Andere sein. Leider kann das Salz in völligem Widerspruch zum äußeren Schein und selbst zum Beruf auch salzlos (dumm) werden. Davor hütet euch.

Wer jedoch in Jesu Christo erfüllt ist von Gottes kräftiger Wahrheit, der mag ein recht weihendes, erhaltendes, würzendes Element, und somit zum großen Segen in dieser Welt werden.

Wer es versteht, den Sünder vom Abgrund des Verderbens zu reißen; wem es gelingt, dem Verirrten zurecht zu helfen; wer Seelen gewinnt, von dem darf man sagen, daß er dazu beiträgt, Andern das Leben zu erhalten.

Wer Unzufriedenen zeigt, daß man immer reichlich Ursache hat zu danken; wer Verzagten beweist, daß Kinder Gottes immer fröhlich und getrost sein können; wer die Heiterkeit glücklicher Stunden mit jenem Ernst zu mischen versteht, der den Frohsinn nicht stören will, vielmehr die Freude erst recht verklären soll: wer in wässerige Geselligkeit einen Tropfen duftenden Weins zu träufeln weiß, der seine Abkunft vom Weinstock (Joh. 15) nicht verleugnet, der, denke ich, würzt und weiht Andern das tägliche Brot.

Dieses hohe Vorrecht, diese ernste Pflicht kommt jedem Kinde Gottes zu. Dazu braucht man nicht erst das vollkommene Mannesalter in Christo erreicht zu haben. Die Gefördertsten mögen selbstverständlich zum besten Salz werden, aber auch die Kleinsten im Himmelreich sollen nicht salzlos sein. Selbst fromme Kinder können unter ihren Gefährten der Fäulniß, dem Fluche wehren, und mit einem energischen — „Pfui, schäme dich!“ die Sünde strafen, und also in ihrem Theil das Wort erfüllen: „Habt Salz bei euch.“

In Ausübung dieses großen Vorrechts und dieser heiligen Pflicht hat jedoch ein Jeglicher darauf zu sehen, daß er mit dem Salz der Demuth und Selbstverleugnung gesalzen sei, und sich zu hüten, von seiner eigenen, menschlichen Beize hinzuzuthun. Das Salz, die Gotteswahrheit, ist an und für sich schon scharf, reinigend und läuternd, und verträgt, soll sie wirksam sein, die Zuthat „menschlichen Essigs“ durchaus nicht.

Wenn einer sagte: „Dem hab' ich's aber eingesalzen, daß er daran denken wird!“ so antworte ich: „Du armes Menschenkind, siehst du denn nicht, daß du thöricht und nicht nach dem Sinn Christi handelst. Thöricht — denn du hast durch dein rohes Verfahren weder zur Besserung, noch zur Erhaltung, noch zur Würze beigetragen. Du kommst mir vor wie der Koch, welcher einen ganzen Sack voll Salz auf einmal in den Suppentopf „plumpen“ läßt und die Speise so verdirbt, daß sie Niemand ißt. — Der Sinn Christi aber giebt ganz andere Weisung, nämlich die: „Kommt her zu mir, ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig.“

Deshalb sagt auch der Apostel in Col. 4, 6, indem er die Christen zur Arbeit und weislichem Wandel unter denen, die draußen sind, anweist: „Eure Rede sei allezeit lieblich und mit Salz gewürzt, daß ihr wisset, wie ihr einem Jeglichen antworten sollt.“

Also nicht blos ausgerüstet mit dem Salz, sondern auch lieblich, anmuthig sollen wir unter die Menschen treten und wirken. Die Wahrheit bringt das Schwert von selbst; wir brauchen nicht noch Anstößiges hinzuzuthun. Unsere Aufgabe ist es, einen gewinnenden Eindruck zu machen, und die Menschen an uns zu ziehen, und nicht durch Rauheit und Trotzigkeit abzustoßen, so daß uns die Leute mit Grauen anschauen, als ob wir zum Geschlecht der gehörnten Siegfriede gehörten.

Und zwar gilt es, allezeit anmuthig zu sein, nicht nur unter Umständen, oder wenn wir guter Laune sind. Wenn ich nicht mißverstanden werde, so will ich sagen: Die Jünger des Herrn haben die Aufgabe zu gefallen, ohne gefallsüchtig zu werden.

Freilich darf dieses anmuthige, liebliche Auftreten nicht in Weichlichkeit und Abgeschmacktheit und noch weniger in Nachgiebigkeit der Sünde gegenüber ausarten. Deshalb betont der Apostel, daß die Rede mit Salz gewürzt, das heißt anregend, erweckend, treffend sein soll, so daß wir immer eine schlagende Antwort in Bereitschaft haben. Hiermit sind auch alle widerliche Witzeleien und geschmack- und geistlose Gespräche ausgeschlossen, die, wenn sie aus des Christen Munde fließen, unwillkürlich die Frage hervorrufen: Wohin denn die durch Gottes Wahrheit und Geist gewirkte Weihe gekommen sei!

Wir haben also einerseits die Würze, das Salz bei unserem Wirken unter den Menschen immer zur Hand zu haben und andererseits alle beißende, menschliche Zuthat wegzulassen, denn wir thun Gottes Werk und wollen Menschen für den Himmel gewinnen, und wenn wir diese Sache mit gesalzener Leidenschaftlichkeit gefährden, so stürzen wir verirrte Seelen, die noch hätten gewonnen werden können, ins Verderben.

Der Kirchenvater Eusebius berichtet, daß Berryllus, Bischof von Arabien, in große Irrthümer über die Person des Heilandes gerathen sei. Zwei Kirchenversammlungen hatten in rauher, trotziger Rede ihr Verdammungsurtheil über ihn ausgesprochen, aber er war unerschüttert geblieben. Endlich fandet man ihm in heiliger Liebesregung einen gleich ihm Excommunizirten, den großen Origines. Dieser kommt

zu Berryllus, allein und waffenlos. Er vertritt nicht die kirchliche Herrschaft; er vertritt nur die Wahrheit. Er hatte das Salz bei sich und in sich und seine Rede war anmuthig und mit Salz gewürzet. Liebevoll redet er mit dem Verirrten; sein weites Herz und sein großer Geist öffnen ihm ihre Schätze, und der Häretiker wird für die Wahrheit gewonnen.

Vor dem Richterstuhl Christi wird man Menschen mit trockenen Augen und kaltem Blick vertrauensvoll und lächelnd rufen hören: „Herr, Herr, wir haben dich nicht allein geehrt, sondern wir haben mit der ganzen Schärfe menschlicher Beitze für dich gestritten; wir haben dich gerächt. Dann wird der Herr zu ihnen sagen: Ich kenne euch nicht. Ich war sanftmüthig und von Herzen demüthig; ihr seid rauh und anmaßend gewesen. Ich suchte den Verirrten wieder zurecht zu bringen; ihr habt ihn mit eurem Geifer übergossen; ich habe euch gesagt: „habt Salz bei euch;" aber ihr habt an die Stelle göttlicher Wahrheit menschliche Leidenschaft treten lassen; vom Salz der demuthsvollen Liebe seid ihr nie durchsalzen geworden — ich kenne euch nicht.

Onawandah.

Ein Bild aus dem amerikanischen Urwald.

Für Haus und Herd frei nach dem Englischen erzählt von G. Guth.

Vor mehr als hundert Jahren, zur Zeit, da die feindlich gesinnten Indianer die Urwälder der Kolonialstaaten unseres Landes durchstreiften und den schwachen Ansiedelungen der Weißen oft so gefährlich wurden, daß diese sich nur durch die Errichtung zweckentsprechender Festungen einigermaßen vor der Raub- und Mordlust dieser Rothhäute schützen konnten, lebte und wirkte Pfarrer Bain in einer kleinen Ansiedlung am Connecticut River.

Die Frau des Pfarrers war gestorben und hinterließ ihrem Gatten einen kleinen Sohn und eine Tochter im Alter von je 12 und 7 Jahren. Die Pflege dieser Kinder wurde einer alten Magd, Tante Becky, übergeben, die mit mütterlicher Sorgfalt über den lustigen Ruben und die sanfte Stella wachte und sie gut zu erziehen sich bestrebte.

Die grausame Drohung: „Die Indianer holen euch, wenn ihr nicht brav seid!" war jedes Mal erfolgreich, die Kinder zum Gehorsam zu bringen. So wuchsen sie auf unter beständiger Furcht vor dem rothen Manne des Waldes. Jedermann in der Ansiedlung betrachtete die Indianer als Todfeinde. Selbst die freundlich Gesinnten unter ihnen, die sich von Zeit zu Zeit im Dorfe einstellten, um Nahrungsmittel oder Pulver zu holen, wurden stets mit Verdacht behandelt und bewacht. Niemand ging ins Feld zur Arbeit, ohne das geladene Gewehr bei sich zu haben. Sogar am Sonntag beim Gang zur Kirche trug man Schießwaffen mit sich, und während Pfarrer Bain Gottes Wort verkündigte, stand die Schildwache vor der Thür, um zeitig Anzeige machen zu können, falls die Indianer in ihren Kahnen auf dem nahen Flusse herbeizukommen wagen oder sich durch den Wald in die Nähe der Kirche schleichen würden, um die Versammelten zu überfallen.

In einer spälen Herbstnacht nach einem schweren Regenguß, während der Nordwind heftig durch das Thal fegte, klopfte es an der Thür des Pfarrers, der sich eben im tiefen Studium des Wortes Gottes zur nächsten Predigt befand. Der Pfarrer öffnete sogleich die Thüre. Ein abgezehrter, zerlumpt aussehender Indianerknabe von neunzehn Jahren stand vor ihm, der um Speise und Obdach flehentlich anhielt. In seiner eigenen gebrochenen Weise erzählte er, wie er vor einigen Monaten von einem feindlichen Volksstamm gefangen genommen worden sei und wie ihn seine Feinde auf ihrer Reise, in einer schweren Krankheit, die ihn befiel, zurückgelassen hatten in der Erwartung, daß er bald sterben würde, und wie er, nachdem das Fieber ihn verlassen hatte, nach tagelangem Umherirren in diese Gegend gekommen sei, wo er endlich durch das Licht im Fenster des Pfarrhauses sich bewogen fühlte, um Nahrung und Schutz zu bitten.

„Weise ihn ab, oder ein Unglück wird über uns kommen. Der Junge ist gewiß ein Spion. Lassen wir ihn ein, dann werden wir alle ermordet werden von den Indianern, die im nahen Walde auf ein Zeichen dieses Jungen lauern mögen, um einen Einfall in das Dorf zu wagen."

So redete die alte Tante Becky, in deren Schooß die vom Schlaf aufgeschreckte kleine Stella ihr Gesicht versteckt hatte, während der zwölfjährige Ruben seinen Bogen in die Hand nahm, als ob er bereit wäre im Nothfall seine Schwester zu vertheidigen. Allein der fromme Knecht des Herrn zog den armen Indianerjungen bei der Hand in das Zimmer und erwiderte: „Sollte nicht ein Christ und Prediger des Evangeliums gastfrei sein gegen diese Wilden? Komm herein, Kind, wir wollen dir zu essen geben; du bedarfst gewiß der Pflege und Ruhe."

Der arme Onawandah — so hieß der Indianerjüngling — konnte nur mit Blicken seiner Dankbarkeit Ausdruck geben, indem ihm die Worte hiezu fehlten. Er setzte sich an den Tisch und aß mit einer Begierde, welche die beiden Kinder des Pfarrers in Erstaunen versetzte. Das eingefallene Gesicht, die matten Augen, die abgezehrten Hände, die aus einigen Wunden blutenden, nackten Füße, welche den Blicken der kleinen Stella nicht entgehen konnten, machten einen tiefen Eindruck auf ihr zartes Gemüth. Schnell lief sie in die Küche und holte eine mit frischer Milch gefüllte Schüssel, die sie mit eigener Hand dem hungrigen Gast vorstellte, aber ebenso schnell lief sie nach dieser Handlung zur Seite des Vaters hin, als ob ein Schauder vor den gefürchteten Indianern sie ergriffen hatte. „Das war eine schöne That, meine Tochter," sprach der Vater, „du sollst deine Feinde lieben und das Brot mit ihnen theilen. Sieh', wie er sich über deine Wohlthat freut und wie die Milch ihm schmeckt! Gewiß wünscht er unser Freund zu sein."

Am nächsten Morgen stellten sich einige Nachbarn im Pfarrhause ein, um sich den ausgehungerten Indianer

anzusehen. Niemand schien ihm zu trauen. Alle glaubten, er sei ein Spion und riethen dem Pfarrer, diese Rothhaut aus dem Hause zu schaffen. Aber der fromme Mann erwiderte in ruhigem Tone: „Sobald dieser arme, verlassene Indianer wieder gesund und stark ist, mag er hingehen wo er will. So lange er aber zu lahm ist zu gehen und zu schwach sich selber zu helfen, werde ich ihn pflegen und ihm Herberge geben. Sein schwacher abgezehrter Körper ist sicherlich keine Verstellung. Ich werde meine Pflicht an diesem Kranken erfüllen und die Folgen unserm himmlischen Vater überlassen."

Onawandah wurde jedoch von den Dorfbewohnern streng beobachtet. Er mußte sich's gefallen lassen, von der Jugend seiner rothen Hautfarbe wegen verspottet zu werden. Er war längere Zeit nicht im Stande, das Haus zu verlassen. Tagelang saß er im Sonnenschein vor dem Hause und flocht schöne Körbe für die kleine Stella, welche er nur die wilde Rose nannte, oder er beschäftigte sich damit, dem Ruben Unterricht in der Verfertigung von Bogen und Pfeilen zu ertheilen. Nachdem Onawandah wieder ordentlich gehen konnte, nahm er den Ruben mit sich in den Wald und lehrte ihn die Kunst des Schießens mit Bogen und Pfeilen. Er zeigte ihm, wie er am besten das Wild erlegen und Fische fangen könnte und wie er in der Wildniß durch Sonne und Sterne, sowie durch den Wind und Lauf der Flüsse sich zurechtfinden könne.

Der gelehrigen Stella zeigte er ferner, wie man aus weichem Hirschleder Moccasins, d. h. Schuhe ohne Sohlen bereitet und wie man den Gürtel mit Glasperlen und Muschelscherben zieren kann. Auf diese Weise gewann Onawandah die Liebe und das Vertrauen des Pfarrers und zog die Kinder an sich, die mittlerweile den Jüngling als ihren Freund liebten.

Der Winter stellte sich außergewöhnlich frühe ein und war lange bekannt als einer der kältesten in der Erinnerung der Kolonisten. Der vom Sturmwind zusammengetriebene Schnee reichte an den Seiten mancher Häuser bis zur Dachrinne. Der Vorrath der Speisen schmolz immer mehr zusammen und in manchen Familien herrschte große Noth. Die Familie des Pfarrers Bain aber hatte reichliche Nahrung, denn Onawandah war der beste Schütze im Dorf und kam selten leer heim von der Jagd. Es gelang ihm zwei Bären und eine schöne Anzahl Hirsche zu erlegen, die Fleisch im Ueberflusse lieferten.

Im Monat April hatte Pfarrer Bain ein entferntes Settlement zu besuchen, um daselbst zu amtiren. Beim Weggehen tröstete er die weinende Stella mit den Worten: „Sei nur guten Muthes, meine Tochter, ich werde nur drei Tage abwesend sein und unser muthiger Onawandah wird dich treu bewachen." Aber die mit Argwohn erfüllte Becky fiel dem Pfarrer ins Wort mit der Bemerkung: „Ich hoffe, du hast dir keine Natter in deinem Busen in der Gestalt des jungen Indianers erwärmt!"

Zwei Tage später schien es in der That, als ob Tante Becky richtig prophezeit hätte und daß der fromme Pfarrer auf das Schmerzlichste getäuscht werden sollte. Onawandah ging wie sonst frühe des Morgens auf die Jagd. In der darauffolgenden Nacht aber drang Kriegsgeschrei durch das Dorf. Die Kolonisten wurden aus ihrem tiefen Schlaf aufgeschreckt, um ihre Häuser im Brande zu finden und den Rothhäuten begegnen zu müssen, die unversehens das Dorf überfallen hatten mit der Absicht dasselbe zu zerstören und die Bewohner entweder zu tödten oder als Gefangene mit sich fortzuführen.

Es gelang jedoch der großen Mehrzahl der Weißen, sich in die nahe Festung zu flüchten, von wo aus sie sich besser gegen die Wilden vertheidigen konnten. Als das Licht des Morgens graute, war Alles vorüber und die Wilden waren mit ihrer Beute über Berg und Thal davon gejagt. Erst nachdem die Sonne hoch am Himmel stand, wagten es die Kolonisten aus der Festung in das durch den Brand zerstörte Dorf zurückzukehren. Bald entdeckte man, daß auch das Pfarrhaus zerstört sei und daß Tante Becky mit den zwei Kindern des Pfarrers zu den Vermißten gezählt werden müssen. Groß war die Entrüstung und es erhob sich die Wehklage über diesen Verlust zu einer allgemeinen. Plötzlich hörte man eine klägliche Stimme unter den Trümmern des Pfarrhauses. Es war die alte Becky, die sich unter das Bettzeug versteckt hatte und vor Angst fast gestorben wäre. Sobald Becky befreit war, erklärte sie auf das Bestimmteste, sie hätte mit ihren eigenen Augen gesehen, wie Onawandah, der sein Gesicht mit schwarzrother Farbe bemalt hatte, die Raubbande geführt und wie er die beiden Kinder des Hauses ihren Armen entrissen und in den Wald geschleppt habe.

Während Becky noch redete, hörte man Hufschläge in einiger Entfernung auf der Landstraße. Es war Pfarrer Bain, der herbeigesprengt kam. Er hatte in der Ferne den Rauch der Trümmer erblickt und das Schlimmste befürchtet. Nachdem man ihm die Schrecken der Nacht geschildert hatte und er den unersetzlichen Verlust seiner lieben Kinder zu realisiren begann, setzte sich der Gottesmann vor den Ruinen seines Hauses auf einen Stein und bat den Herrn mit lauter Stimme um Kraft und Gnade, den Kummer seines Herzens ertragen zu können, den keine Feder schildern kann. Seine lieben Freunde und Pfarrkinder scharten sich um ihn und suchten vergeblich ihren Seelsorger zu trösten. Alle schluchzten und weinten zuletzt mit dem tiefgebeugten Manne.

Auf einmal ging eine Bewegung durch die Versammelten. Aller Augen waren auf eine Gestalt gerichtet. Es war Onawandah, der eben mit einem jungen Hirsch auf seinen Schultern von der Jagd heimkehrte und von dem Raub der letzten Nacht keine Ahnung hatte. Der erste Anblick verrieth ihm die Schrecken und den Verlust der Dorfbewohner durch die ruchlose Hand eines wilden Volksstammes. Onawandah drängte sich durch die Umstehenden zum Pfarrer hin und redete ihn an mit den Worten: „Der Knabe? Das Mädchen, die wilde Rose? Wo sind sie geblieben?" Kaum hatte er ausgeredet, als man ihn mit Vorwürfen bestürmte und ihn als den Rädelsführer der Raubbande beschuldigte. Von allen Seiten wurden Drohungen gegen sein Leben ausgestoßen. Onawandah aber, mit Verachtung im Blicke, hörte seinen Anschuldigern ruhig und stille zu. Dann wandte er sich an den Retter seines Lebens und redete ihn folgendermaßen an: „Onawandah ist kein Verräther! Onawandah erinnert sich der Liebe, die er genoß. Onawandah ist dankbar! Glaubt der Vater das?"

Der tiefbetrübte Seelsorger schaute Onawandah ins Auge. Er zweifelte keinen Augenblick an der Wahrheit seiner Aussage; denn echte Liebe und Mitleid veredelten in diesem Augenblick das dunkle Antlitz des Onawandah, der dem Pfarrer nie eine Unwahrheit gesagt hatte.

„Ich glaube deinen Worten und traue dir, Onawandah. Allein diese hier thun es nicht. Gehe deines Weges, dein Leben ist hier nicht länger sicher und ich habe kein Obdach mehr für dich." Das war die Antwort des Pfarrers Bain. Der junge Indianer aber faßte die Hand seines Wohlthäters und antwortete ihm tiefbewegt: „Onawandah hat keine Furcht. Onawandah geht fort, weit weg in den Wald. Aber Onawandah kommt wieder und bringt den Knaben und das kleine Mädchen." Mit diesen Worten wandte er sich hinweg und mit keinen anderen Waffen als einem Bogen und

Digitized by Google

Jagdmesser ging er in den pfadlosen Wald hinein.—„Es wird ihm nie gelingen, sein Wort zu halten, ob er wohl ein heldenmüthiger Jüngling ist," war das Urtheil vieler der Anwesenden.

Tante Becky aber erwiderte: „Der elende Schuft hat blos so schön geredet, um mit heiler Haut davonzukommen. Er war doch der Verräther." Pfarrer Bain hingegen glaubte den Worten des Onawandah. Tief in seinem Innern regte sich leise die Hoffnung, daß Onawandah der Befreier seiner in die Hände der Wilden gefallenen Kinder werden könnte. Aber Wochen und Monate eilten dahin; der Sommer war längst vorüber und der Herbst hatte sich wieder eingestellt, ohne daß Pfarrer Bain auch nur eine Spur von seinen Kindern oder des Onawandah hätte entdecken können.

* * *

Mittlerweile befanden sich Ruben und Stella weit entfernt vom elterlichen Hause im Lager der Indianer. Sie wurden so gut behandelt als unter Umständen nur zu erwarten war. Man gestattete den Kindern alle Freiheit, weil man einen Versuch der Flucht ihrerseits nicht für möglich hielt. Immerhin aber war das Loos dieser zarten Kinder ein hartes. Das rauhe Leben und die schlechte Kost der Indianer setzte besonders der kleinen Stella in einem solchen Grade zu, daß sie sehr abgemagert aussah. Das Heimweh hatte sich eingestellt und wich auch keinen Augenblick von den Kindern, die mit ganzem Herzen an ihrem Vater hingen. Ihre Kleidung war bereits so abgenützt, daß sie kaum mehr im Stande waren, ihre Blöße zu decken.

Eines Tages, während sich Ruben damit beschäftigte, den Vögeln im Walde Schlingen zu legen, hörte er auf einem nahen Berge den Schrei eines Feldhuhnes. Er ging auf den Schrei zu, allein der Ruf des Vogels lockte ihn über die Bergeshöhe hinab, immer tiefer und tiefer in den Wald hinein. Der Ruf des Vogels verstummte mit einem Male und als Ruben sich umschaute, sah er zu seinem Entsetzen die Gestalt des Onawandah vor sich stehen mit dem Finger auf den Lippen zum Zeichen, daß er sich ruhig verhalten solle.

„Onawandah ist gekommen, den Knaben und das kleine Mädchen, die wilde Rose, heimzuführen. Geh' und warte!"

Das Auge des Onawandah glänzte hell vor Freude nach monatelangem Suchen die beiden Kinder endlich gefunden zu haben. Ruben erzählte seinem Freunde von ihrer Gefangennahme und Onawandah erzählte von dem Unternehmen, ihn und seine Schwester Stella aus ihrer Gefangenschaft zu befreien. Vor der Hand aber mußte sich Onawandah Eingang beim Indianerstamm verschaffen, ohne daß dieser von seinem Vorhaben etwas inne würde. Er befahl daher beiden Kindern, keine Notiz von ihm zu nehmen, wann er morgen in das Lager der Indianer kommen würde.

Es gelang Onawandah am nächsten Tage Aufnahme im Stamme zu finden. Um die beiden weißen Kinder schien er sich gar nicht zu bekümmern.

Die Zeit der Flucht war auf den Herbst gesetzt, wo alle Krieger auf einen Raubzug auszugehen beschlossen hatten. Glücklicherweise war eine tiefe Wunde im Bein des Onawandah, die zugeheilt zu sein schien, auf's Neue aufgebrochen, so daß man ihn nicht mitnehmen konnte in den beschwerlichen Feldzug der Krieger.

Obwohl Onawandah den Plan der Flucht den beiden Kindern mitgetheilt hatte, konnte die kleine Stella es kaum erwarten, bis die Reise angetreten würde. Das Heimweh stellte sich mit solcher Macht ein, daß das zarte Kind in ein heftiges Fieber fiel. Sie verlor den Appetit und ihre Farbe und wurde mit jedem Tage schwächer. Oft schlich sich Onawandah in der Stille der Nacht an das Zelt der kleinen Stella und auf ein verabredetes Zeichen hin reichte er ihr Beeren oder einen kühlen Trank.

Ruben hielt die Wartezeit besser aus. Es gelang ihm, hie und da etwas getrocknetes Fleisch oder eine Handvoll geröstetes Korn für die Reise zu verstecken und Onawandah schien sich damit die Zeit zu vertreiben, daß er ein Brustkleid aus weichem Hirschleder und ein paar Schuhe verfertigte für ein Indianermädchen im Alter der kleinen Stella.

Nachdem alle Vorkehrungen getroffen waren, stand Onawandah in einer mondlosen Nacht vor dem Zelt der beiden Kinder. Ein leises Zirpen wie das einer Grille war das verabredete Zeichen, auf welches hin Ruben und Stella sich in aller Stille von ihrem Lager erhoben, um ihrem Führer durch das Dunkel der Nacht zu folgen. Onawandah trug die schwache Stella in seinen Armen, während Ruben folgte mit den wenigen Nahrungsmitteln für die lange Reise. Als die Sonne aufging, suchte die vor ihren Feinden fliehende Gesellschaft einen Bergungsort, wo sie sanft ruhten bis zum Einbruch der Nacht. Die zweite Nacht wurde zur weiteren Reise verwandt. Indem sie in dieser Zeit so weit vom Lager der Indianer entfernt waren, daß sie von demselben nichts mehr zu fürchten hatten, wählten sie die Tageszeit zur weiteren Reise. Auch hielt es Onawandah nicht für nothwendig, so sehr zu eilen. Sie ruhten nicht blos durch die Nacht, sondern auch am Tage wurde oft Halt gemacht, um reife Beeren und wilde Trauben zu pflücken und der kleinen Stella ein Ruhestündchen zu verschaffen. Hatten die Kinder den Indianerjungen unter günstigeren Verhältnissen schon lieben und vertrauen gelernt, so waren sie jetzt um so mehr geneigt, sich ihm in der Hand der göttlichen Vorsehung völlig hinzugeben. Onawandah hätte nicht liebender und sich selbst vergessender sein können in seiner Sorge für die Kinder, die zu retten und ins Vaterhaus zurückzuführen er sich vorgenommen hatte. Tag und Nacht wachte er über sie, gab ihnen stets den besten Theil der Nahrungsmittel und wenn sie nur wenig zu essen hatten, blieb Onawandah lieber ungegessen, als daß er den Kindern etwas von ihrer Nahrung für seine Person verwandt hätte. Zweimal wurde er der Retter ihres Lebens.

Onawandah ging einmal in den Wald hinein, um ein Wild zu erlegen. Er ließ die kleine Stella in der Obhut ihres Bruders. Allein auch dieser wollte Nahrung suchen. Ruben fand auch bald eine Menge schöner rother Beeren, die er schnell pflückte und in seiner guten Meinung verabreichte er seiner Schwester den größten Theil derselben. Kaum hatte Stella die Beeren genossen, als Ruben zum Entsetzen wahrnahm, daß ihr Gesicht sich entfärbte und sie todesblaß zur Erde sank. In seiner Angst schrie Ruben aus vollem Halse um Hülfe. Ruben war so besorgt um seine Schwester, daß er seine eigenen Schmerzen vergaß, denn er hatte ebenfalls von den giftigen Beeren gegessen, glücklicher Weise aber nicht genug, um ihm lebensgefährlich zu werden. Onawandah hörte den Angstschrei des Ruben und eilte mit Blitzesschnelle herbei. Der Anblick der Beeren sagte ihm die ganze Wahrheit. „Zünde ein Feuer an. Haltet euch warm. Onawandah kommt gleich wieder." Mit diesen Worten eilte er hinweg, um eine gewisse Heilpflanze zu suchen als ein Gegenmittel für das Gift, das die Kinder in ihrer Unwissenheit genossen hatten. Wie ein Rasender eilte Onawandah im Walde hin und her, bis er die Pflanze fand, womit er das Leben der Kinder retten wollte. Zum Glück fand er bald was er suchte und mit einem Freudenschrei, der weithin durch die Wälder drang, eilte Onawandah zurück zu den kranken Kindern. „Eßt! eßt! Onawandah macht einen heißen Trank. Ihr seid gerettet!" Mit diesen Worten reichte er ihnen das Heil-

Digitized by Google

mittel. Ruben fühlte bald die Wirkung der Medizin, die ihm bald alle Schmerzen vertrieb. Allein es schien, als ob das eingenommene Heilmittel der kleinen Stella nicht helfen wollte. Sie wurde schwächer und lag regungslos auf der Erde. Ruben brach bei diesem Anblick zusammen und weinte bitterlich. Der Gedanke war ihm unerträglich, daß seine Schwester auf der sicheren Flucht vor den Feinden durch den Genuß der Beeren aus seiner Hand den Tod finden sollte. Wie könnte er auch diese Nachricht seinem liebenden Vater überbringen? Selbst Onawandah schien alle Hoffnung für die Genesung der wilden Rose zu verlieren. Wie eine Bildsäule saß er vor der Kranken, die außer dem tiefen schweren Athmen kein Lebenszeichen von sich gab. Plötzlich sprang Onawandah auf, wandte sein Antlitz der eben untergehenden Sonne zu und mit ausgebreiteten Händen betete er in seiner eigenen Weise zum großen Geist um die Genesung des Kindes, das bereits im Sterben lag. Das Beispiel dieses Heiden übte einen gewaltigen Einfluß auf den weinenden Bruder aus. Ruben fiel auf sein Angesicht und betete lange und mit lauter Stimme zu dem Gott seines Vaters. Er betete so inständig und mit solcher Zuversicht, daß er an der Genesung seiner Schwester nicht mehr zweifeln konnte. Nach dem Gebet wandten Ruben und Onawandah ihre Blicke wieder auf das kranke Kind. Es schien, als ob ein rother Schimmer auf den Lippen spielte. Das Stöhnen wurde weniger und die Kranke schlug matt die Augen auf, um sie jedoch sogleich wieder zu schließen. „Er hört! Er hört! Der große Geist hört unser Gebet! Er hilft! Er macht wieder gesund!" So rief Onawandah tiefbewegt aus und Ruben sah zum ersten Male Thränen in den kühnen Augen des Onawandah, der nun Worte des Dankes zum Himmel emporsandte.

Die ganze Nacht hindurch schlief Stella ruhig und ungestört, während Onawandah Wache hielt. Am nächsten Morgen war die Krisis überstanden. Groß war die Freude und Dankbarkeit zu Gott, die Ruben und Stella empfanden bei dem Gedanken, daß sie beide dem harrenden Vater zugeführt werden sollten.

Erst nach einigen Tagen konnte die Weiterreise angetreten werden. In dieser Zwischenzeit wachte Onawandah unabläßig am Lager seiner wilden Rose, der er ein weiches Bett aus Blättern und Moos bereitet hatte. Er bereitete ihr Thee aus Himbeerenblättern und röstete junge Vögel am Bratspieß. Ruben fing einige junge Hasen, die der Kranken vortrefflich mundeten und neue Lebenskräfte verliehen. Durch den Erfolg, den Ruben in seinem ersten Versuch in der Jagd hatte, wurde er kühner. Als bereits der Tag sich neigte, ging er wieder aus, sein Glück zu versuchen. Ruben war jedoch nur einige Schritte gegangen, als er eine große Wildkatze vor sich auf dem Aste eines Baumes liegen sah, die ihn mit ihren feurigen Augen drohend angrinste. Ruben meinte, wenn er im Stande wäre, das Thier allein zu tödten, würde Onawandah sich über die Maßen freuen. Er spannte seinen Bogen und schoß auf das Thier. Ein Knurren des Thieres war Ruben ein Zeichen, daß er dasselbe getroffen haben muß. In seiner Zaghaftigkeit aber wandte er sich um nach dem Ort, wo sie Rast gemacht hatten, Stella zu pflegen. Welch ein Entsetzen ergriff ihn aber, als er wahrnahm, daß die Wildkatze ihn verfolgte! Er schrie aus vollem Halse und lief dem Lager zu. Onawandah, der in der Nähe war, hörte das Angstgeschrei und mit seinem Messer in der Hand eilte er Ruben entgegen. Beim Anblick des verwundeten Thieres sprang Onawandah zeitig auf dasselbe, um Ruben zu schützen. Mit starker Hand ergriff er das Thier beim Halse und drückte es zu Boden. Mit der andern Hand erfaßte er das Messer und stieß es in das Herz desselben. Es war ein kurzer Kampf, in dem aber der siegreiche Onawandah eine tiefe Wunde in seiner Brust von den Zähnen der wilden Katze davontrug. Der bis zum Tod erschrockene Ruben konnte den Gefühlen des Dankes keinen gebührenden Ausdruck geben, die sein Herz gegen Onawandah erfüllten. Durch die Aufregung konnte Ruben in der folgenden Nacht kaum schlafen. Er beobachtete beim Schein des Feuers, wie Onawandah eine tiefe Wunde in der Brust mit nassem Moos belegte und mit seinem Gürtel umband. Ein unterdrücktes Stöhnen verrieth dem erschrockenen Ruben, wie schwer Onawandah verwundet sein müsse. Dieser aber ertrug seine Schwerzen mit einem Gleichmuth und mit einem Heroismus, die man nur bei dem rothen Manne findet.

Am nächsten Morgen wurde die Reise wieder angetreten und so rasch fortgesetzt, als es die Ausdauer der kleinen Stella erlaubte. Es war den beiden Kindern klar, daß Onawandah nicht allein schmerzlich, sondern lebensgefährlich von dem wilden Thiere verwundet worden sei. Dieser aber wollte davon nichts wissen und wollte ihnen nicht einmal gestatten, davon zu reden. Die kleine Stella wollte sich von dem leidenden Onawandah nicht länger tragen lassen, sondern lief an seiner Hand geführt neben ihm her, so schnell es ihre Kraft erlaubte.

Nach drei Tagen erreichten sie den Connecticut River auf der anderen Seite des Dorfes. Es schien, als ob sie, an der Hand der göttlichen Vorsehung geleitet, sogleich einen Kahn finden sollten, um über den Fluß zu setzen. Alle drei nahmen Platz in demselben. Ruben ergriff das Steuerruder, Stella nahm am vorderen Ende des Kahnes Platz und Onawandah ergriff die beiden Ruder, in deren Gebrauch er wohl geübt war. Einige Stunden vergingen, bis sie des Dorfes ansichtig wurden. Onawandah, fühlte wie die Bewegung durch das Rudern seiner Wunde zusetzte, die aufs Neue heftig zu bluten begann und ihn unsäglich schmerzte. Er hatte nur einen Wunsch — es war, die Kindern ihrem Vater zuzuführen, um dadurch den Beweis zu liefern, daß er kein Verräther sei. Gerne wollte er nach Ausführung dieser That sterben als Held dieser Kinder. Onawandah ruderte mit aller Leibeskraft, während sein Auge unverrückt in die weite Ferne schaute und seinem Munde ein Heldenlied entquoll — es war der Schwanengesang des Onawandah. — Endlich war der Landungsplatz erreicht. Wie mit verjüngter Kraft hüpfte Stella aus dem Kahn ans Land und Ruben stieß einen Freudenschrei aus, als er das Ufer des Flusses an demselben Orte betreten durfte, wo er oft als Kind gespielt hatte. Onawandah folgte den Kindern an das Land. Allein es war ihm klar, daß das Ende des Lebens für ihn gekommen sei. Er breitete seine Hände gegen das neuerbaute Pfarrhaus aus, dessen Fenster im Abendroth der untergehenden Sonne funkelten. Ihr Schein war seinen Augen so freundlich und einladend als in jener Nacht, da er an der Thür des Pfarrers Bain um Einlaß anklopfte. Mit einem Blick des Triumphes sprach er zu den Kindern. „Geht! Geht nur heim! Onawandah kann nicht weiter. Geht, sagt eurem guten Vater, Onawandah hat nicht gelogen. Onawandah ist kein Verräther. Onawandah ist dankbar. Onawandah hat sein Wort gehalten."

Darauf fiel er zur Erde, als wäre er todt. Ruben befahl seiner Schwester, bei dem sterbenden Onawandah zu bleiben, während er so schnell als möglich ins Dorf eilte, Hilfe zu holen. Die kleine Stella that, was in ihren Kräften lag, die Schmerzen ihres Lebensretters zu lindern. Mit den Händen holte sie Wasser aus dem Fluß, um die Wunde zu baden, aus der das Lebensblut des Helden geflossen war. Endlich legte Stella das Haupt des Onawandah in ihren Schooß und bat ihn zu warten, bis der Vater käme. Allein der arme Onawandah hatte schon zu lange gewartet. Er konnte nur noch

Nestlés
Eilgut!

sterbend ins Auge des kleinen Mädchens schauen, für deren Rettung er sein Leben geopfert hatte. Stella aber neigte sich über das Antlitz des sterbenden Indianerjünglings und flüsterte ihm ins Ohr: „Deine wilde Rose wird dich nie vergessen, Onawandah!" Als sie das gesagt hatte, öffnete Onawandah noch einmal die Augen, warf dem Mädchen einen freundlichen Blick zu, und der Geist dieses Helden war entflohen.

Als Pfarrer Bain mit einigen Nachbarn auf das Wort seines wiedergefundenen Sohnes herbeigeeilt kam, fand er seine kleine Stella in Thränen gebadet über den Tod ihres treuen Freundes.

„Seht!" rief Pfarrer Bain tief bewegt aus: „Seht, wie wir hier von diesem Sohne des Waldes eine Lektion lernen können, die uns unvergeßlich sein sollte. Lasset uns seine Tugenden zum Vorbild nehmen und sein Gedächtniß in Ehren halten!"

Mit diesen Worten kniete Pfarrer Bain auf die Erde nieder und sandte ein Dankgebet zum Himmel empor, wie man nur selten beten hört.

Alle, sogar Tante Becky, fühlten den Einfluß der Worte und die Kraft des Gebets, dem sie zu lauschen gewürdiget waren und in dessen Lob sie einstimmten. Tante Becky aber machte sich im Stillen Vorwürfe darüber, daß sie den treuen Onawandah stets mit solchem Mißtrauen behandelt hatte.

Die irdischen Ueberreste des Onawandah wurden unter einer grünen Eiche feierlich zur Ruhe bestattet und so lange Stella lebte, schmückte sie das Grab mit Blumen zum steten Andenken an die heldenmüthige That des Onawandah.

Eilgut.

Für Haus und Herd von G. Welter.

In Eile, in Eile, so kommst du fürwahr,
Kommst eh' du gerufen, du jugendlich Jahr.
Noch gestern — wer hätte auch nur dein gedacht?
Heut saßest am Bette, als früh ich erwacht.

Das Kommen der Schwestern einst sah ich's so gern,
Mich lockte der Zukunft so freundlicher Stern.
Sie alle — wie eilend doch sind sie entflohn!
Dem Hoffen der Kindheit ward Täuschung zum Lohn.

Doch kündest du freudig dich an als ein Gut;
Doch strahlet dein Auge in heiliger Gluth;
Doch duldet kein feiges Verzagen dein Licht;
Doch bietest du Fülle, der's nimmer gebricht.

Ob Träume der Kindheit wie Nebel dahin,
Ob Vieles zerronnen, das theuer mir schien;
Du trägest das Siegel: Was sonst auch vergeht —
Die Gnade des Höchsten doch ewig besteht.

Ein Bote des Gottes der Liebe du bist,
Zu lieben und loben ihn schenkst du mir Frist;
Läßt länger sein Walten anbetend mich sehn,
In seinem so seligen Dienste mich stehn.

Und Brüdern zu dienen noch giebst du mir Zeit,
Darf leben dem Heile des Nächsten geweiht.
Darf Thränen noch trocknen, darf lindern noch Noth,
Darf Irrende führen zum Retter vom Tod.

Darf bauen am Tempel, an dem Gott selbst baut,
Darf säen den Samen, den Gott mir vertraut;
Darf ringen und kämpfen die Kämpfe des Herrn,
Darf bringen zur Krone des Siegers 'nen Stern.

Willkommen d'rum, neues und seliges Jahr,
Mein Himmel ist heiter, die Aussicht ist klar!
Dem, der dich gegeben, geb ich dich zurück,
Ist Christus mein Leben, dann Tod selbst mein Glück.

Auf, zur Rettungs-Arbeit!

Für Haus und Herd von Memoria Gratia.

Hierzu der Stahlstich.

Sagte unlängst ein Prediger: „Ich bin unbesorgt um die Kirche, sie ist göttlichen Ursprungs. Gott selbst ist in ihr. Christus wacht über sie und der heilige Geist ist ihre belebende Kraft. Sie ist ihrer Aufgabe gewachsen und wird auf die eine oder andere Weise ihr Ziel schon erreichen." Ein großartiger Gedanke dies! Uns entging aber bei diesem Riesen-Glaubensbekenntniß nicht, daß der Autor desselben lediglich seine eigene Gleichgültigkeit angesichts der Thatsache zu entschuldigen suchte, daß seine eigene Gemeinde in einem Zeitraum von zehn Jahren keine Auflebung mehr erfahren hatte. Wir sagten uns, irgendwo müsse bei seinem unerschütterlichen Glauben eine Schraube los sein. Er war, nach seinem eigenen Bekenntniß, allen Revival-Bestrebungen feind; setzte aber dabei felsenfestes Vertrauen in Gottes Barmherzigkeit, die sich zu ihrer Zeit in Zion offenbaren werde. Gehört sein Glaube nicht in die Kategorie, die Jakobus als „todten Glauben" kennzeichnet?

Wenn der Herr Jesus in seinen Gleichnissen vom „Weinberg“ und den „Arbeitern“ darin, von dem „Felde“, das da weiß sei zur Ernte, irgend etwas feststellen wollte, so ist es doch wohl die Pflicht der Thätigkeit in seinem Reiche. Angenommen, der Landmann wollte über Sommer die Hände in den Schooß legen und sich hinterher getrösten, der Ackerbau sei eine gottgewollte Einrichtung, der verborgene Trieb des Wachsthums liege in der Natur, Gott selbst habe zugesagt: „so lange die Erde stehe, solle nicht aufhören Samen und Ernte,“ es werde sich daher im Herbste schon ein Ertrag herausstellen. Er habe freilich in den letzten zehn Jahren keine Ernte mehr erlebt, aber das beunruhige ihn nicht; er glaube nicht an das überstürzende Treiben im Frühjahr, es sei „umsonst, daß man des Morgens frühe aufstehe.“ Der liebe Gott werde, wenn's ihm gefalle, schon etwas wachsen lassen. Natürlich wird er, aber Disteln.

Was auch immer unsere Ansicht hierüber sein möge, so viel steht unbedingt fest, daß der Prediger und seine Gemeinde gewisse Zeiten und Gelegenheiten beobachten müssen, während welcher sie sich die Belebung der Gemeinde und die Rettung der Einzelnen zur Aufgabe stellen. Der Prediger, der seinen Winterfeldzug weder tüchtig vorbereitet noch gründlich betreibt, kann bei allem Gottvertrauen und bei allen wohldurchdachten Predigten, die er während des Jahres hält, auf keine Erweckungen und Bekehrungen rechnen, denn wo keine Saat — da keine Ernte.

Es kann hier nicht der Ort sein, die bestimmte Art und Weise der Arbeit zu bezeichnen. Jeder Prediger muß da die besondern Verhältnisse seiner Gemeinde berücksichtigen. Er muß wissen, ob er Leute in der Gemeinde hat, die er zur systematischen Mithilfe anstellen oder ob er über junge Leute verfügt, die er zu einer Art Rekrutirungs-Armee organisiren kann. Vielleicht kann er den Nachbarprediger zur Beihilfe einladen, was oft sehr ermuthigend wirkt. Ob er jedoch einen gedungenen Evangelisten anstellen sollte, ist eine heikle Frage. In den meisten Fällen, wo der Prediger den Anforderungen des Augenblicks einigermaßen gewachsen ist, was er als Prediger des Evangeliums sicherlich sein sollte, wird sich seine eigene Arbeit am fruchtbarsten erweisen. Die Hauptsache bleibt jedoch, daß etwas geschieht. Das „geduldige Warten“ in dem „festen Vertrauen“, daß auch ohne besondere Bemühungen etwas erreicht werden könne, hat schon unzählige Gemeinden verknöchert und in ihrer innersten Lebenskraft geschwächt.

Es ist sehr wünschenswerth, daß eine baufällige Kirche renovirt oder eine schäbige verschönert werde, und keine Gemeinde sollte sich da etwas zu schulden kommen lassen; aber Seelen werden dabei nicht gerettet. Das wäre ein Kauz von einem Farmer, der seine Scheune gut in Stand setzen, seine Viehställe frisch anstreichen und sich dann müßig hinsetzen und sagen wollte: „Nun werden wir wohl ein gutes Jahr bekommen.“ Sollte er nicht desto eifriger pflügen und säen, damit ihm seine verbesserten Scheunen und Ställe auch etwas nützen?

Ihr Mitarbeiter im Reiche Gottes, die Zeit der Rettungsarbeit ist vor der Thür, „und wer da schneidet, der empfängt Lohn und sammelt Frucht zum ewigen Leben.“ Wollen wir die Saatzeit in Müssigkeit vorbeistreichen und den Teufel die Seelenernte halten lassen?

Emil Frommel.

Kaum dürfte es unter den gegenwärtigen evangelischen Pfarrherren Deutschlands außer dem schwäbischen Prälaten und Dichter Gerok einen geben, dessen Name in deutschen Landen weithin in Nord und Süd, in Ost und West einen so populären Klang hätte, wie der Emil Frommel's, dessen charaktervolles Bildniß diese Nummer unseres Blattes schmückt. Fast mehr als seine Predigten, die sich ebenso durch ihre schwungvolle, an packenden Bildern reiche und edle Sprache wie durch schlichte Einfachheit der Empfindung auszeichnen, haben ihn seine zahlreichen Volksschriften in weiten Kreisen bekannt gemacht. Die glückliche und harmonische Verbindung eines kindlich frommen, in Gottes Wort gegründeten Glaubens mit sprudelndem Humor und gesundem Mutterwitz, der man überall in seinen Schriften begegnet, macht ihn ebenso zu einem hervorragenden Kanzelredner wie zu einem allgemein beliebten Schriftsteller. Ueber den äußeren Lebensgang Frommel's mögen hier die nachfolgenden kurzen Mittheilungen eine Stelle finden.

Am 5. Januar 1828 in Karlsruhe geboren, wo sein Vater Galeriedirektor war, verlebte Emil Frommel in einem Kreise von fünf Geschwistern, zu denen später noch ein früh verwaister Schwestersohn des Vaters, Karl Lindemann-Frommel, kam, eine überaus glückliche Kindheit, deren reiche Erinnerungen er selbst unter dem Titel: „Aus dem untersten Stockwerk“ aufgezeichnet hat.

In dem Vaterhause webte der Odem einer geistigen Welt. Dichter, Maler, Architekten und Gelehrte, sowie hervorragende Musiker fanden sich hier zusammen, und vor Allem war der Vater selbst eine harmonisch durchgebildete Künstlernatur. Was Wunder, daß in dem Knaben schon früh ein sinniges und liebevolles Verständniß für jede Art der Kunst erwachte, das er sich bis heute neben dem frommen, christlichen Sinn, der im Vaterhause gepflegt ward, als schönstes Erbtheil desselben bewahrt hat. Namentlich der Sinn für Musik fand an häufigen musikalischen Aufführungen, die im Hause üblich waren, reichliche Nahrung, und die Kinder wurden früh angehalten, in unbefangener Weise durch eige-

nes Muſiziren und Singen zur Unterhaltung mit beizutragen.

Für die Charakterausbildung des Knaben iſt dagegen die Mutter von entſcheidendem Einfluß geweſen, die mit einem hohen idealen Sinn ein ſcharfes ſittliches Urtheil, mit ernſter und ſtrenger Pflichttreue das Schnelle, leicht Erregbare des franzöſiſchen Weſens verband. „Sie hat," ſo bezeugt er ſelbſt von ihr, „in ihren Kindern den Sinn für Autorität, aber auch den Widerſtand gegen jede Willkür, den Haß gegen alles Gemeine und Unedle, die Selbſtſtändigkeit des Wollens, mit einem Worte: den Charakter und Willen geſtählt."

Emil Frommel, kaiſerlicher Hofprediger.

Nachdem Frommel das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt abſolvirt hatte, bezog er im Jahre 1846 die Univerſität Halle, die er nach zwei Semeſtern mit Erlangen vertauſchte, um endlich in Heidelberg ſeine theologiſchen Studien zu beenden. Tholuck und Müller in Halle, Hoffmann in Erlangen, Rothe und Hundeshagen in Heidelberg ſind neben Anderen ſeine noch heute von ihm hochverehrten Lehrer geweſen.

Nachdem er im Jahre 1850 in Karlsruhe ordinirt worden war, begann er ſeine pfarramtliche Laufbahn als Vikar von Alt-Lusheim bei Schwetzingen, wo er täglich den vom jenſeitigen Ufer des Rheins herübergrüßenden ehrwürdigen Dom von Speyer mit ſeinen großen Erinnerungen vor Augen hatte. Nach kaum zweijähriger Wirkſamkeit von dieſem Anfängerpoſten abgerufen, hatte er die Freude, in Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder Max, dem jetzigen Generalſuperintendenten in Celle, eine Reiſe nach Italien unternehmen und in Rom ebenſo an den Kunſtdenkmälern des Alterthums wie in den Ateliers deutſcher Künſtler, mit denen er durch ſeinen Pflegebruder Lindemann-Frommel in vielfache perſönliche Beziehungen trat, ernſte und fruchtbringende Studien machen zu dürfen.

In die Heimath zurückgekehrt, wurde er dem durch ſeine originelle Predigtweiſe bekannten Pfarrer Hennhöfer in Spöck bei Karlsruhe als Vikar überwieſen, dem er in einer mit köſtlicher Friſche und lebendiger Anſchaulichkeit geſchriebenen Biographie ein bleibendes Denkmal geſetzt hat. Die Arbeit an der Seite und unter der Leitung dieſes treuen und unerſchrockenen Bekenners der evangeliſchen Wahrheit und erfahrenen Seelſorgers iſt für Frommel's eigene Entwicklung, wie er ſelbſt bezeugt, von unberechenbarem Segen geweſen. Ein gut Theil ſeiner echt volksthümlichen Weiſe mag Frommel dem Vater Hennhöfer, der „ein Mann aus dem Volke und für das Volk war wie Wenige," zu verdanken haben. Von Spöck kehrte Frommel noch einmal für kurze Zeit in ſeine erſte Gemeinde Alt-Lusheim als Pfarrverweſer zurück, von wo es im Jahre 1855 als Hof- und Stadtvikar nach Karlsruhe berufen wurde. Inzwiſchen hatte er ſich mit Amalie Bär, Tochter des Miniſterialrathes und bekannten Verfaſſers der altteſtamentlichen Symbolik Dr. Bär, vermählt und mit ihr ein Pfarrhaus gegründet, in welchem die Traditionen des eigenen Vaterhauſes treu bewahrt werden und ebenſo wie in jenem alle freien Künſte eine Pflege- und Heimathſtätte gefunden haben.

Die Maler Schirmer und Leſſing gehörten zu den nächſten Freunden des jungen Hausſtandes, während von den Amtsbrüdern der damals als Hofprediger in Karlsruhe wirkende jetzige Halle'ſche Profeſſor Beyſchlag dem Frommel'ſchen Hauſe beſonders nahe ſtand.

Mit Beyſchlag war Frommel ein eifriges Mitglied der Bruchſaler Conferenz, in welcher die poſitiv-evangeliſche Richtung der badiſchen Landeskirche ihren Vereinigungspunkt hatte; mit Hundeshagen und Anderen trat er ſehr entſchieden den radikalen Beſtrebungen entgegen, welche die badiſche Landeskirche zum Verſuchsfelde für eine mehr demokratiſche als presbyteriale Kirchenverfaſſung machen wollten. Die Kämpfe, in die Frommel durch die Verfaſſungsfrage wie durch den am Ende der fünfziger Jahre in Baden entbrannten Agendenſtreit verflochten worden war, hatten ihm ſeine pfarramtliche Stellung in Karlsruhe, wo er im Jahre 1863 in die Stelle als Stadtpfarrer aufgerückt war, vielfach erſchwert und ſo folgte er gern dem Rufe der evangeliſchen Gemeinde zu Gemarke in Barmen, die ihn im Jahre 1864 einſtimmig zum Pfarrer wählte. Es gelang ihm, auch hier bald die Herzen zu gewinnen und zahlreiche Zuhörer um ſeine Kanzel zu ſammeln, zumal unter ſeiner Mitwirkung eine zweite, ſchöne Kirche in dem von dem bisherigen unzu-

reichenden Gotteshause entlegensten Theile der Gemeinde erbaut worden war.

An die rechte, seinen reichen Gaben und seiner ganzen Persönlichkeit entsprechende Stelle ist Frommel erst gelangt, als er im Jahre 1869 auf Vorschlag des Feldpropst Thielen von dem König zum Garnisonspfarrer von Berlin berufen wurde. Hier in der Hauptstadt, in einer Stellung, die ihm Gelegenheit bietet, mit den höchsten Kreisen des Hofes und der vornehmen Gesellschaft in persönliche Berührung zu treten, hat er das rechte Feld für seine vielumfassende Thätigkeit gefunden. Schon wenige Monate, nachdem er im Februar 1870 seine Antrittspredigt in Berlin gehalten hatte, wurde ihm Gelegenheit geboten, sich auch im Felde als echter Soldatenprediger zu bewähren, indem er zum mobilen Feldprediner beim Werder'schen Korps ernannt wurde. Mit diesem hat er von Anfang August an vor Straßburg gelegen, um nach der Uebergabe der Stadt mit den ersten Truppen einzuziehen und dann in der Thomaskirche die Dankespredigt zu halten. Für ihn waren das um so bedeutungsvollere Tage, als seine frühesten Jugenderinnerungen ihn an Straßburg knüpften, wo er auch im Hause seiner Großmutter konfirmirt worden war. Mit dem eisernen Kreuze geschmückt, kehrte er aus dem Felde heim und wurde bald darauf, nun ihm zum Hofe und Königshause, dessen Mitglieder längst zu den fleißigsten Zuhörern seiner Predigten gehörten, auch eine amtliche Stellung zu geben, zum Hofprediger ernannt.

Je länger je mehr üben seine Predigten eine mächtige Zugkraft auf alle Kreise der Bevölkerung aus, und wo es gilt, für Missions- und Gustav-Adolfsfeste oder sonstige kirchliche Versammlungen einen Festprediger zu finden, da pflegen sich die Blicke immer vor Allem auf Frommel zu richten, so daß es wohl kaum eine namhafte Stadt in Deutschland giebt, die ihn nicht als Festredner oder -Prediger in ihrer Mitte begrüßt hat.

Und er hat in der That eine seltene und bewundernswerthe Gabe, durch sein zündendes Wort und den Zauber seiner ganzen Persönlichkeit eine Festversammlung zu begeistern. Wer ihn am Schwedenstein bei Lützen bei Gelegenheit der fünfzigjährigen Gedenkfeier der Stiftung des Gustav-Adolf-Vereins oder bei den Lutherfesten zu Wittenberg und Eisleben reden gehört hat, der wird sein Lebenlang den Eindruck seiner hinreißenden Worte nicht vergessen. Es war daher eine wohlverdiente Anerkennung seiner weit über den engen Kreis einer Gemeinde hinausreichenden Wirksamkeit, als ihn die theologische Fakultät zu Berlin aus Anlaß der Lutherfeier zum Ehrendoktor der Theologie ernannte und ihn dabei „als den eifrigen und tapfern, geradsinnigen und geistvollen Verkünder des Evangeliums, den Pfleger der Künste, der unser Volk durch Schriften von hoher Anmuth erfreut und bildet", rühmte.

Leider verstattet es uns der Raum nicht, auf die fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit Frommel's näher einzugehen, und wir müssen uns darauf beschränken, einige der bekanntesten Erzählungen aufzuführen, durch die sich Frommel neben Glaubrecht, O. Horn, Kaspari, Stöber, Schubert und Andern einen bleibenden Namen unter den Volks- und Jugendschriftstellern unserer Zeit gesichert hat. Wir brauchen nur an das „Heinerle von Lindelbronn", an die reizenden Erzählungen unter den Titeln „Aus der Familienchronik eines geistlichen Herrn" und „Aus vergangenen Tagen", an das Schriftchen „O Straßburg, du wunderschöne Stadt", sowie an seine „Hausapotheke", an seine „Geschichten aus Krieg und Frieden", „Zu des Königs Rock", an seinen „Joh. Adr. Strauß", an die Biographieen von Händel und Bach zu erinnern, um das Urtheil zu rechtfertigen, daß unserem deutschen Volke in seinem Frommel ein Schriftsteller von Gottes Gnaden geschenkt ist.

(Land und Meer.)

Die Auktion der armen Frau.

Eine Weihnachtsgeschichte für Haus und Herd von J. W. von Hegi.

Langsamen Schrittes wankte am Abend eines kalten Dezembertages ein in Trauerkleider gehülltes Weib durch die Gassen der Stadt Wahring. Das von Kummer und Schmerz entstellte Antlitz dieser Frau deutete auf Ereignisse hin, welche in der Hand Gottes nicht selten Mittel sind, die Herzen der Menschenkinder von den Dingen dieser Welt loszureißen und für den Himmel zu gewinnen. Mit der äußersten Anstrengung erreichte sie endlich das Haus No. 17 in der Antonigasse und kaum hatte sie noch Kraft genug, die vier steilen Treppen zu ersteigen, welche sie in das Dachstübchen führten, das sie bewohnte. In dem engen Gemache, das von dem trüben Schein einer kleinen Lampe erleuchtet wurde, herrschte empfindliche Kälte, und die kärgliche Ausstattung desselben ließ auf die große Armuth seiner Insassen schließen. In einer Ecke neben dem kalten Ofen kauerten zwei Mädchen im Alter von ungefähr acht und zehn Jahren. An Stelle der Jugendfrische zeigte sich auf den Wangen der vor Hunger und Frost eingeschlummerten Kinder eine krankhafte Blässe. Bei ihrem Anblicke sank die eben eingetretene Mutter, überwältigt von den erschütternden Kämpfen ihres Innern auf einen Stuhl und schwere Seufzer entflohen ihrer gepreßten Brust. Ach, wie bitter war doch ihr Loos! Fast wollte das von unsäglichem Schmerze gedrückte Mutterherz brechen, und der für sie sonst so tröstliche Gedanke an den, welcher gesagt hat: „Ich will euch nicht waisen lassen, ich komme zu euch," vermochte diesmal nicht, die gebeugte Wittwe aufzurichten. Oft hatte sie zwar schon erfahren dürfen, auf welche wunderbare Weise der gnädige Gott denen hilft, die sich auf ihn verlassen; aber an diesem Abend schien es ihr, als ob auch der Herr ihrer vergessen hätte. Stumm, der Verzweiflung nahe, saß sie da und keine lindernde Thräne benetzte ihre Lieder. Es ist ja so: während das höchste Glück sich in Thränen lösen kann, muß der tiefste Schmerz ihrer entbehren und nur die starren Blicke der

glühenden Augen verrathen, wie er das Herz durchwühlt.

Frau Hofer, die betrübte Wittwe, hatte einst bessere Tage verlebt. Elf Jahre zuvor hatte sie ihrem verstorbenen Gatten die Hand vor dem Altare gereicht. Mit dem, was er durch Fleiß und Sparsamkeit errungen, hatte Hofer ein Häuschen in der Nähe der Stadt erworben, in welchem die jungen Eheleute eine Zeit des reinsten Glückes verlebten. Dieses wurde dadurch noch erhöht, daß sie der Herr, mit dem sie ihren Haushalt begonnen, und dem zu dienen ihre Lust und Freude war, mit zwei herzigen Mägdlein erfreute. Fünf Jahre waren so verstrichen, ohne daß auch nur ein Schatten von Unglück die stille Familie bedroht hätte. Aber es sollte anders kommen. Wie sich oft bei heiterem Himmel plötzlich dunkle Wolken am Horizonte erheben und ein furchtbar schweres Gewitter sich über die lachenden Fluren entladet, die Hoffnungen des Landmannes in einem Augenblicke zerstörend, so zogen sich auch mit einem Male die Wolken der Trübsal über dem friedlichen Häuschen zusammen, und ein wuchtiger Schlag traf die lieben Bewohner desselben.

Hofer war Werkmeister in einer Maschinen-Fabrik und bei dem Besitzer des Etablissements gut angeschrieben wegen seiner Tüchtigkeit und Treue. Da eines Tages erfaßte das Rad einer Maschine den rechten Arm des Werkführers, und nur mit Mühe gelang es, dem verstümmelten Manne das Leben zu retten. Bewußtlos trug man ihn nach Hause, wo er Wochen lang unter der Behandlung des Arztes das Bett hüten mußte. Von der Zeit an war er unfähig seinem Berufe nachzukommen, und nach und nach schlug sich die Armuth in sein Haus ein. Wohl bezog er ein Jahr lang einen wöchentlichen Beitrag aus der Fabrikskrankenkasse, wohl verabreichte ihm sein Prinzipal monatlich eine kleine Unterstützung, und wohl suchte sein treues Weib ihr Möglichstes zu thun, um durch ihrer Hände Arbeit die Familie zu ernähren; aber vergeblich, das Alles reichte nicht aus. Bald waren die Ersparnisse, die Hofers zurückgelegt hatten, zugesetzt und nach vier Jahren sahen sie sich genöthigt, ihr liebes Heim zu verkaufen und zur Miethe zu ziehen. Seitdem lebten sie in dem uns bekannten Dachstübchen.

Hofers Kraft schwand von nun an trotz der treuesten Pflege und Fürsorge seiner Gattin immer mehr; die Schwindsucht zehrte an seinem Mark. Auch von den Wangen der Kinder schwand das rosige Roth und Ueberanstrengung und Mangel an kräftiger Nahrung hatten längst die Gesundheit der besorgten Mutter untergraben. Nur Eines hielt sie Alle aufrecht in ihrer großen Noth: ihr Vertrauen auf Den, der die Vögel ernährt und die jungen Raben speist. Wie oft hatte der Vater, wenn Muth- und Trostlosigkeit sich seiner und der Seinigen bemächtigen wollten, zum lieben Bibelbuche seine Zuflucht genommen und daraus vor Allem Psalm 13 und 42 vorgelesen, und immer wieder stimmten sie Alle mit ein: „Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist."

So hatten die Schwergeprüften beinahe sechs Jahre miteinander ausgehalten im Ofen des Elendes, als es endlich für Hofer hieß: „Es ist genug, deine Trübsal soll nun in Freude verkehret werden." An einem trüben Novembertage nahm er segnend Abschied von den Seinen und ging bald darauf ein zu seines Herrn Freude.

Seine Noth hatte ein Ende, nicht aber die seiner Hinterlassenen. Die betrübte Wittwe hatte den Rest ihrer Baarschaft für das Begräbniß ihres Gatten ausgegeben. Noch blieben ihr aber 25 Gulden Hausmiethe für das verflossene Halbjahr zu bezahlen und der Miethsherr hatte sie schon zum zweiten Male daran erinnert und gedroht, ernstere Maßregeln anzuwenden, wenn sie nicht binnen 14 Tagen die fällige Miethe entrichte. Umsonst, es war der kränklichen Frau unmöglich gewesen, das Geld zusammen zu bringen, und so hatte denn der Miethsherr ihren Hausrath in Pfand genommen und den Tag festgesetzt, an dem die Wittwe mit ihren Kindern auf die Straße ziehen sollte. Noch einmal am Abend vor dem gefürchteten Tage hatte sie versucht, das Herz des harten Hausbesitzers zum Mitleid zu bewegen und ihm versprochen, jeden Kreuzer zu bezahlen, wenn er ihr nur Zeit dazu lasse. Aber sie hätte eben so gut einen Stein um Erbarmen bitten können.

Wir wissen, wie sie unverrichteter Sache nach Hause wankte und in ihrem Dachstübchen kraftlos auf einen Stuhl sank. Niemand wird sich wundern über ihre Trostlosigkeit, in der sie verharrte, bis sie durch ihre Kinder aus dem dumpfen Dahinbrüten aufgeweckt wurde. Ohne auf die Fragen ihrer Lieblinge zu antworten, steckte sie die letzten Reiser in den Ofen und kochte eine dünne Wassersuppe. Wie die Wittwe zu Zarpath dachte sie: „Ich will mit meinen Kindern essen und dann sterben." Als nach dem Genusse des kärglichen Mahles die Mutter nicht wie gewöhnlich die Bibel zur Hand nimmt, da holt das ältere Töchterlein das theure Buch, schlägt den Lieblingspsalm des seligen Vaters auf und fängt mit matter Stimme an zu lesen: „Herr, wie lange willst du meiner so gar vergessen! Wie lange verbirgst du dein Antlitz vor mir!" u. s. w. (Ps. 13.) Und siehe da während des Lesens löst sich der Mutter Schmerz, Thränen glänzen ihr in den Augen und sie läßt den Kla-

gen freien Lauf. Nach und nach wandeln sich diese, wie im Psalm, in Gebet und im Gebet kehrt ihr der Glaube und das Vertrauen wieder, so daß sie schließlich mit einstimmen kann in den Vers: „Ich hoffe aber darauf, daß du so gnädig bist; mein Herz freuet sich, daß du so gerne hilfst. Ich will dem Herrn singen, daß er so wohl an mir thut." (Ps. 13, 6.) Getröstet und ermuthigt übergiebt sich die Wittwe mit ihren Waisen der treuen Vaterhand Gottes, es ihm anheimstellend, ihnen einen Ausweg aus ihrer Noth zu bahnen.

* * *

Zur selben Zeit, da Frau Hofer auf ihren Knieen dem Herrn ihr Herz ausschüttete, weilte Herr Löb im behaglichen Wohnzimmer. Vor ihm auf einem Schreibtische lagen eine Anzahl Banknoten und Obligationen, welchen er von Zeit zu Zeit mit sichtlichem Wohlbehagen seinen Blick zuwandte. Dazwischen ließ er immer wieder blanke Thaler durch seine dürren Finger gleiten, an deren klipp, klipp, klipp er sich nicht satt hören konnte. Herr Löb glich einer wandelnden Mumie, und ein Professor der Anatomie hätte seinen Schülern an dessen Gestalt beinahe eben so gut den Bau des menschlichen Knochengerüstes erklären können, als an einem Scelett. Seine Physiognomie war durchaus keine angenehme. Die kleinen, stechenden Augen lagen tief in ihren Höhlen; die spitzige Nase und das spitze, stark nach vorn gebogene Kinn correspondirten miteinander, und um den ziemlich breiten Mund spielte ein ewiges Lächeln. Der groß carrirte Schlafrock, in welchen das Männchen gehüllt war, trug Spuren hohen Alters an sich und die löchrige Fußbekleidung lieferte den deutlichen Beweis, daß ein Filz im Filze stecke. Seiner äußern Stellung nach gehörte Herr Löb zu der Genossenschaft der Halsabschneider und Compagnie. Als Antiquitätenhändler hatte er gute „Geschäftche" gemacht und war nunmehr Besitzer mehrerer Häuser.

Vor dem Ofen, in welchem das Feuer spärlich unterhalten wurde, saß in einem Lehnstuhle die würdige Gattin des Hausherrn. Ihr finsterer Blick, die umwölkte Stirn und der festgeschlossene Mund deuteten auf ein nicht geringes Maß von Eigensinn und Herrschsucht. Und in der That hatten dem Eheherrn diese beiden Eigenschaften seiner Rippe schon viel zu schaffen gemacht. Auch an diesem Abend war der Ehehimmel der Beiden keineswegs wolkenlos. Die lautlose Stille in dem Gemache, welche nur durch das Klipp, Klipp der Thaler unterbrochen wurde, glich jener unheimlichen Stille über dem Meeresspiegel, die immer der sichere Vorbote eines tobenden Orkanes ist.

„Ich sage dir Löb," platzte auf einmal die Alte los, „du mußt durchgreifen, wenn uns das Lumpengesindel nicht ganz und gar aussaugen soll."

„Aber was werden die Leute sagen," entgegnete dieser, „wenn ich das kranke Weib mitten im kalten Winter an die Luft setze?"

„Was brauchst du dich um das Gerede der Leute zu kümmern," fuhr Jene fast wüthend fort. „Ich meine, deine Mildthätigkeit hat lange genug gewährt und sollte endlich ein Ende haben. Und krank soll dieses Weib sein? Nichts als Verstellung ist's, um deine Gutmüthigkeit noch länger zu mißbrauchen. Würde diese Betschwester arbeiten, statt Psalmen lesen, so wäre sie nicht in solchem Elend. Ich sage dir, die will gute Tage haben und ist ein arbeitsscheues Subjekt, das sich auf Unkosten Anderer gütlich thut."

„Aber sie hat doch bis vor einem halben Jahre die Miethe pünktlich bezahlt."

„Allerdings, da lebte ihr Mann noch, der hat sie zur Arbeit angehalten. Aber jetzt ist der todt und die Frau legt sich mit ihren beiden Kindern auf die faule Haut. Schaff' dir die Plagegeister vom Halse, sonst bist du geprellt. Du wirst sehen, in einigen Tagen hat sie ihre Habseligkeiten verschachert und uns bleibt das Nachsehen. Dann wird man sich in der ganzen Stadt lustig machen über dich und es wird heißen: „Die Hofer hat den Löb erwischt." Entweder du lässest morgen die Auktion vor sich gehen, oder du sollst erfahren, daß ich ohne dich fertig werden kann!"

Dem Blitz folgte der Donner. Schnaubend verließ das Weib das Zimmer und schlug die Thüre hinter sich zu, daß die Fensterscheiben klirrten.

Auf's Neue ertönte das Klipp, Klipp, während Herr Löb vor sich hinschmunzelte: „Dich hab' ich wieder einmal erwischt, Alte!" Er war im Grunde genommen ganz mit seiner Ehehälfte einverstanden und hatte die Einwendungen nur gemacht, damit ihm seine Xantippe später, wenn die Versteigerung etwa einen ungünstigen Verlauf nehmen sollte, keine Vorwürfe machen könnte.

* * *

Im Salon einer prächtigen Villa in den Währinger Anlagen stand Herr Strandtner in Gedanken vertieft vor einem Gemälde. Er war selber der Schöpfer des schönen Genre-Bildes, das zwei Waisenkinder darstellte. Seit ungefähr einem Jahre wohnte der junge reiche Künstler bei seinem Oheim gleichen Namens. Dieser, selbst kinderlos, hatte seinen Neffen, nachdem er sich in verschiedenen Ländern in seinem Berufe ausgebildet hatte, zu sich gerufen und ihn als seinen Sohn adoptirt. Der begabte Maler hatte ein warmes Herz für die leidende Menschheit und suchte nicht allein durch seine

künſtleriſchen Erzeugniſſe die Nächſtenliebe zu wecken, ſondern übte dieſelbe auch an Armen und Nothleidenden aus, wo ſich ihm Gelegenheit dazu bot. So beſchäftigt ihn auch an dieſem Morgen vor dem Bilde der Gedanke, wie er wohl den Erlös für daſſelbe am Beſten zu einem humanen Zwecke anwenden könne. Sein Nachſinnen will ihn aber zu keinem befriedigenden Reſultate führen. Er wirft deshalb ſeinen Ueberzieher um und greift nach ſeinem breiten Kaſtorhute, um ſich auf einem Gange durch die Stadt nach einer Gelegenheit zum Wohlthun zu erkundigen.

Noch iſt er nicht weit gegangen, da bietet ſich ihm ein betrübender Anblick dar. Vor der Thüre eines Auktionslokales ſtehen zitternd und bebend vor Kälte zwei bohlwangige Kinder in dünnen, fadenſcheinigen Kleidern. Voll innigen Mitleides nähert ſich ihnen Herr Strandtner und erkundigt ſich eingehend nach ihren Verhältniſſen. Schüchtern geben die Waiſen dem Fremden Auskunft auf alle ſeine Fragen. Von dem Elend der Unglücklichen tief ergriffen, begiebt ſich dieſer in das Lokal, in welchem eine Licitation bereits ihren Anfang genommen hat. Eben wird ein altes, unkenntliches Oelgemälde mit wurmſtichigem Rahmen um einen Gulden ausgerufen. Herr Strandtner, den einige der Anweſenden freundlich grüßen, tritt näher heran, läßt ſich das Bild reichen, prüft es mit Kennermienen und giebt es dann zurück mit dem laut tönenden Angebot von 50 Gulden.

Alles iſt erſtaunt und in den Augen einer armen Frau erglänzen Freudenthränen. Jedermann will das Gemälde ſehen, aber eine Hand hält daſſelbe krampfhaft feſt und läßt es nicht los. Wenn der Maler einen ſolchen Preis bietet, denkt der, welcher das Bild an ſich gezogen, ſo iſt das Ding gewiß mehr als das Doppelte werth. „Ich gebe 60 Gulden!“ ruft er deshalb.

Der Künſtler wirft dem Bietenden einen verächtlichen Blick zu und erhöht ſein Angebot auf 70 Gulden. Doch der Andere will das Kleinod nicht fahren laſſen und geht höher bis auf 96 Gulden. — Jetzt ſchweigt der Gegenpart.

„Zum erſten, zum zweiten, zum . . . . dritten Male!“ heißt es. Der Hammer fällt und das Gemälde hat ſeinen Beſitzer gewechſelt.

„Geehrter Herr Strandtner!“ wendet ſich hierauf triumphirend der Käufer an den Künſtler, „wie hoch ſchätzen Sie eigentlich den Werth meines ſo eben erworbenen Eigenthums?“

„Offen geſtanden,“ entgegnete dieſer mit der größten Ruhe, „wenn Sie zwei Gulden dafür bekommen, ſo können Sie ſich gratuliren, Herr Löb.“

„Sie ſcherzen!!“

„Keineswegs, es iſt mein voller Ernſt; ich wenigſtens gäbe Ihnen nicht ſo viel dafür.“

„Sie boten ja aber ſelbſt 94 Gulden!“

„Allerdings, aber nur, um der armen Frau hier aus ihrer Noth zu helfen. So viel mir bewußt, ſind Sie mit dem Bilde weit mehr als bezahlt und werden nun wohl der Wittwe geſtatten müſſen, ſich mit dem Ueberſchuſſe eine andere Wohnung zu miethen bei einem minder hartherzigen Hausherrn, als Sie ſind. Mit dem Gemälde können Sie aber meinetwegen Ihre Frau Gemahlin zu Weihnachten überraſchen.“

Das ewige Lächeln um den Mund des Herrn Löb war verſchwunden. Unter dem Hohngelächter der Umſtehenden mußte er die 96 Gulden bezahlen.

Unter Thränen ihrem Wohlthäter dankend, verließ Frau Hofer das Lokal, um ſich nach ihren Kindern umzuſehen.

Herr Strandtner kehrte frohen Muthes nach Hauſe zurück. Wer ihn in den nächſten Tagen in ſeinem Atelier beobachtet hätte, würde ihn mit der Ausarbeitung eines Entwurfes zu einem neuen Gemälde — die Auktion der armen Frau — beſchäftigt gefunden haben.

* * *

Der heilige Abend war gekommen. In Hütten wie in Paläſten ſtrahlten die Chriſtbäume im Glanz der Weihnachtslichter; aber kaum war wohl irgendwo größere Freude eingekehrt, als in einem kleinen Häuschen in der Nähe der Stadt Währing. Treten wir in daſſelbe ein, um Zeugen der erhebenden Beſcheerungsfeier zu ſein. Auf einem mit blendend weißem Tuche bedeckten Tiſchchen ſteht das Weihnachtsbäumchen. Oben an ſeiner Spitze glänzt ein goldener Stern, das Sinnbild des Sternes von Bethlehem. Unter demſelben ſchwebt ein Engel mit der Inſchrift: „Siehe, ich verkündige euch große Freude!“ Hellglänzende Kugeln ſchimmern in allen Farben durch die Tannenzweige hindurch und goldene und ſilberne Nüſſe machen ſich den Rang ſtreitig. Außerdem ſind die Aeſte mit Honigkuchen und allerlei Figuren aus Marzipan beladen. Auch der böſe Nikolas mit dem Sack und der Ruthe fehlt nicht. Das Alles ſtrahlt im Glanz der Wachslichter. Unter dem Bäumchen ſteht der Stall von Bethlehem. Maria hält das Jeſuskindlein im Schooß und die Hirten knieen anbetend davor; der fromme Joſeph aber ſteht dankend daneben. Auf einem andern Tiſche liegen der Gaben viele. Wohlthätige Hände haben ſie hergebracht, gerade ſo, wie ſie nöthig waren.

Verwundert betrachten die Bewohner des Häuschens all' die Herrlichkeiten; dann ſehen ſie einander in die Augen, als wollte Eins dem Andern mit ſeinen Blicken ſagen: „Es iſt ſchon lange her, ſeit uns das Chriſtkind alſo bedacht.“

Jetzt singen die beiden Mädchen im Alter von acht und zehn Jahren mit silberhellen Stimmen das schöne Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht" ꝛc. Und wie sie geendet, da liest die Mutter das uralte und doch ewig neue Weihnachts-Evangelium. Was ihr diesmal besonders wichtig dabei erscheint, ist, daß den armen Hirten zuerst die große Freude verkündigt worden war. Ihr ist's, als ob der Heiland allermeist um der Armen willen in die Welt gekommen sei, um sie reich zu machen. Wie ist sie so überaus glücklich mit ihren Kindern, die nun das: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit" anstimmen.

Aber, wer sind sie denn, die also Weihnachten feiern? Du hast es gewiß schon längst errathen. Und sollte es nicht der Fall sein, dann höre doch, wie sie jetzt noch Psalm 13 und 42 lesen und auf ihren Knieen Gott danken für seine wunderbare Hülfe und voll Inbrunst seinen Segen auf ihren Wohlthäter herabflehen. Dazu hatten Frau Hofer und ihre Kinder reichlich Ursache, denn Herr Strandtner hatte ihnen nicht nur durch seine Dazwischenkunft bei der Auktion aus der drückendsten Noth geholfen, sondern auch ihr altes Heim wieder gekauft und geschenkt und zugleich für die reichliche Christbescheerung Sorge getragen.

Wie Hans Sachs zu seiner Frau kam.

Hierüber bringt die „Neue Musik-Zeitung" Folgendes:

Hans Sachs war ein Schuh-
Macher und Poet dazu.

Als solcher allein würde er aber nie zu seiner Frau gekommen sein, wenn nicht eine sehr glückliche Fügung sie zu ihm gesellt hätte. Der junge Hans Sachs liebte Röschen, des reichen Goldschmieds Gulden Töchterlein. Er fand auch Gegenliebe bei ihr, leider aber nicht bei ihrem Vater. Der wollte weit höher hinaus mit seinem schönen Kinde und hatte sich einen stolzen Rathsherrn zum Schwiegersohn erkoren; infolgedessen wies er Hans ab und erklärte, sein Röschen sei zu etwas besserem bestimmt als zur Frau eines Schuhmachers. Der arme Hans war wie vom Donner gerührt. Er schnürte sein Ränzel und kehrte der theuern Vaterstadt den Rücken. Schon einmal war er so hinausgezogen zu den Thoren Nürnbergs, als er kaum sechszehn Jahre zählte und der Vater ihn aus dem Hause jagte, weil er über dem Versemachen sein Handwerk vernachlässigt hatte. Damals aber war ihm das Herz nicht halb so schwer gewesen wie heute, wo all das erträumte Glück plötzlich in Trümmern vor ihm lag. Muthlos wanderte er dahin, bis er sich am Abend auf einen Baumstamm setzte, um zu rasten. Traurig ließ er den Kopf in die Hand herabsinken und hing seinen schmerzlichen Gedanken nach. — „Kennt Ihr den Weg nach Nürnberg?" redet ihn da plötzlich eine wohlklingende Stimme an.

Ueberrascht schaute er auf.

„Den Weg nach Nürnberg?" wiederholte er mit trübem Lächeln, „ob ich den kenne? Gewiß." — „Und wollt ihn mir zeigen? Ich lohn's Euch gut", fuhr der Fremde fort. „Ich habe meine Jagdgefährten verloren und bin vom Wege abgekommen."

War es eine unwiderstehliche Macht, die ihn nach Nürnberg zurückzog, war es eine Ahnung von dem Lohn, der ihm winkte, oder war es sein hilfbereites Herz — genug, Hans willigte ein und diente dem Fremden als Führer. Da der Weg lang war und der schöne Jägersmann ihm Vertrauen einflößte, schüttete er diesem allmählich sein ganzes kummervolles Herz aus.

„Nur den Kopf nicht hängen lassen, Freund; und Muth gefaßt! Ist mir doch schon manches gelungen, vielleicht auch gelingt es mir, Euch zu Eurem Glück zu verhelfen. Morgen früh wollen wir weiter von der Sache reden. Vorläufig schönen Dank für Euren Dienst."

Damit schieden sie von einander.

Nach einer schlaflosen Nacht harrte Hans Sachs voll Ungeduld des Fremden, aber vergeblich; doch an Stelle desselben erschien ein prächtig gekleideter Page, der ihn, wie er sagte, zum Kaiser Maximilian zu führen, den Befehl habe. Als er vor diesem stand, erkannte er mit freudigem Schrecken den guten Bekannten von gestern, dem er als Wegweiser gedient und der ihm nun lächelnd die Hand entgegenstreckte.

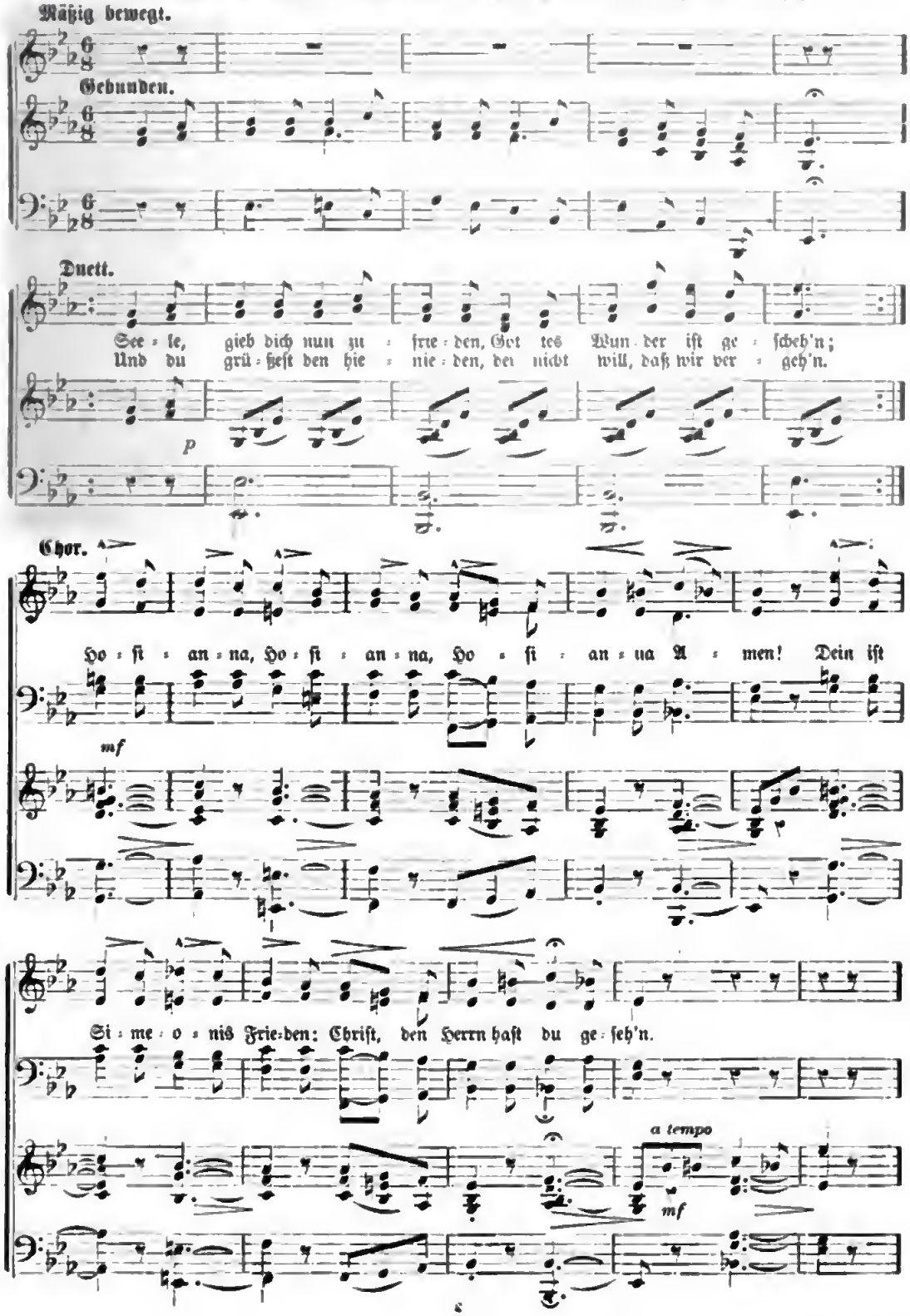
„Die Braut erwartet Euch im Nebenzimmer", redete er den vor Ueberraschung Sprachlosen an, „und Vater Gulden will Euch seinen Segen geben."

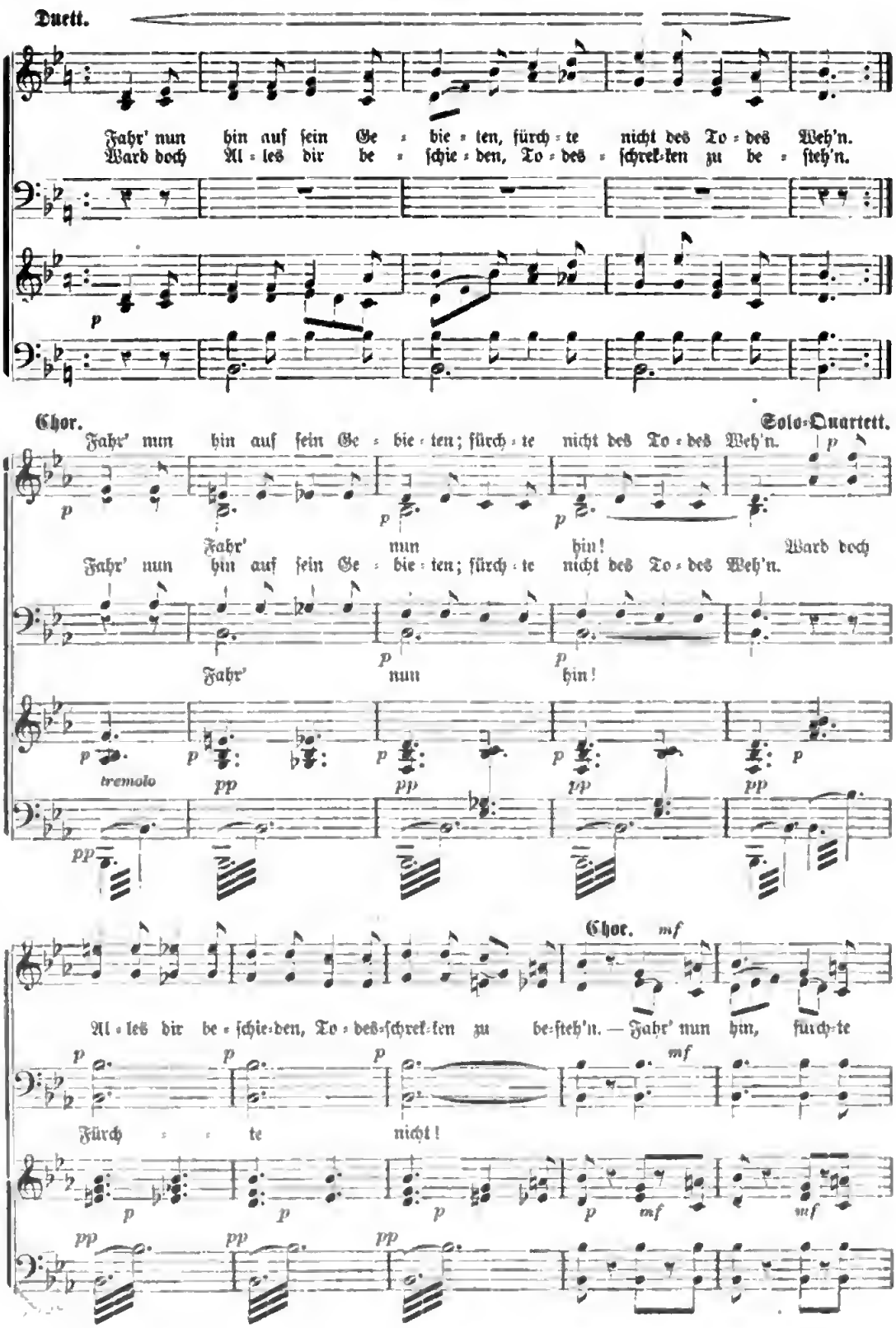
Damit öffnete er die Thüre, in deren Rahmen sich die anmuthige Gestalt des lieblich erröthenden Mädchens an der Seite des reichen Goldschmieds Gulden zeigte. Die nun folgende Scene mag sich Jeder selbst ausmalen, nur sei noch hinzugefügt, daß Hans Sachs, seit er einen so hohen Gönner gefunden, in den Augen des stolzen Goldschmieds hoch über den einst begünstigten Rathsherrn gestiegen war und Gulden den Leuten mit erhobener Stimme erzählte: „Seine Majestät, unser Kaiser Maximilian hat für Hans Sachs um die Hand meiner Tochter Röschen geworben."

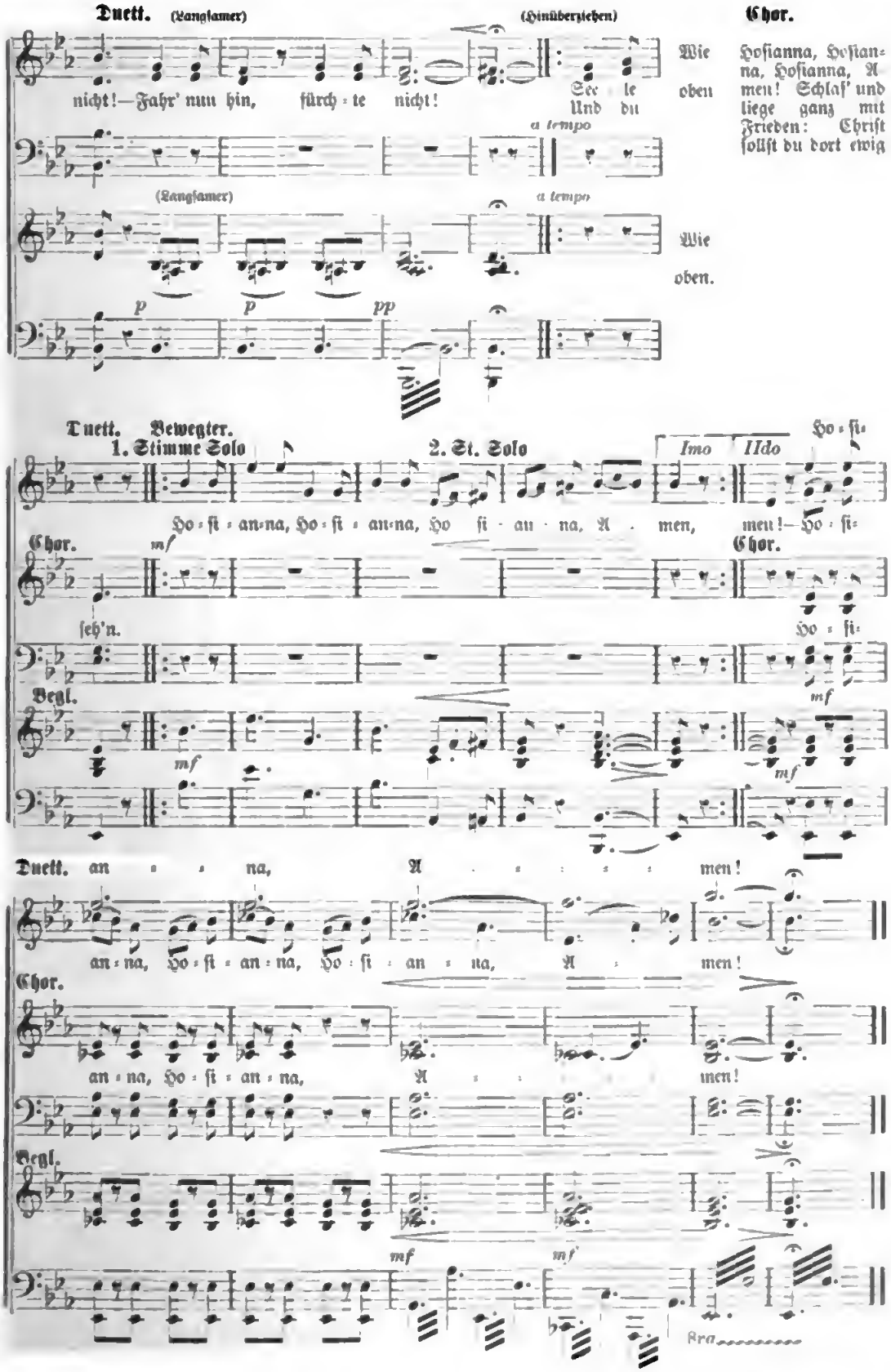
E. A. Zz.

Weihnachtstrost.

Text von Georg Vogel. — Für Haus und Herd componirt von J. H. Wallfisch.




Duett.
Fahr' nun hin auf ſein Ge = bie = ten, fürch = te nicht des To = des Weh'n.
Ward doch Al = les dir be = ſchie = den, To = des = ſchrek = ken zu be = ſteh'n.
Chor.
Solo-Quartett.
Fahr' nun hin auf ſein Ge = bie = ten; fürch = te nicht des To = des Weh'n.
Fahr' nun hin!
Ward doch
Fahr' nun hin auf ſein Ge = bie = ten; fürch = te nicht des To = des Weh'n.
Fahr' nun hin!
tremolo
Chor.
Al = les dir be = ſchie = den, To = des = ſchrek = ken zu be = ſteh'n. — Fahr' nun hin, fürch = te
Fürch = te nicht!


Duett. (Langſamer)
(Hinüberziehen)
Chor.
nicht!—Fahr' nun hin, fürch-te nicht!
See-le Und du
Wie oben
Hoſianna, Hoſianna, Hoſianna, Amen! Schlaf' und liege ganz mit Frieden: Chriſt ſollſt du dort ewig
a tempo
(Langſamer)
a tempo
Wie oben.
p p pp
Duett. Bewegter.
1. Stimme Solo
2. St. Solo
Imo IIdo
Ho-ſi-an-na, Ho-ſi-an-na, Ho-ſi-an-na, A-men, amen!—Ho-ſi-
Chor.
mf
ſeh'n.
Chor.
Ho-ſi-
Begl.
mf
mf
mf
Duett. an-na, A-men!
an-na, Ho-ſi-an-na, Ho-ſi-an-na, A-men!
Chor.
an-na, Ho-ſi-an-na, A-men!
Begl.
mf
mf
Bra

Bilder aus den Vereinigten Staaten.

Für Haus und Herd von Opusculum.

III. Aus dem fernen Westen.

Vor fünfzig Jahren kannte man dem Namen nach einen Westen der Ver. Staaten und meinte damit alles Land westlich von den Alleghany-Gebirgen. Heute spricht man vom Westen, vom fernen und fernsten Westen.

Unter dem Namen „der ferne Westen" versteht man im Allgemeinen die mächtigen und theilweise sehr fruchtbaren Gebiete zwischen dem Mississippi und Missouri, und von da westlich bis zu den Felsgebirgen. Missouri, Iowa, Kansas, Nebraska, Dakota, Minnesota und ein Theil von Montana gehören zur Gruppe des fernen Westens.

Die Ausgangspunkte zu diesem Gebiete sind St. Louis, Chicago oder St. Paul; drei Centralpunkte, die in politischer, geschäftlicher wie sittlich-religiöser Hinsicht für viele Jahre ihren überwiegenden Einfluß auf den kleinsten Weiler des fernen Westens ausüben werden.

Centralbahnhof in St. Paul.

Wir wählen als Ausgangspunkt diesmal St. Paul. Sage ich, diese Stadt sei die Metropolis des Nordwestens, und wird diese meine Aussage von einem echten Kinde der Nachbarstadt Minneapolis gehört, so erleide ich energischen Widerspruch und muß eine ganze Fluth von gewaltigen Argumenten über mich ergehen lassen. Wir lassen jedoch die lieben Helden von Minneapolis und St. Paul den Kampf der gegenseitigen Größe ausfechten und verzeichnen, daß die Welt einstweilen immer noch ein wenig mehr von St. Paul als von Minneapolis spricht, auch geben wir uns der Hoffnung hin, daß die beiden so nahe liegenden Städte einst e i n mächtiges Stadtgemeinwesen bilden werden.

Der Aufschwung St. Pauls ist im letzten Jahrzehnt geradezu ein wunderbarer gewesen. Die daselbst neuerbauten Geschäftshäuser und Geschäftsviertel erinnern an Chicago; wer sich aber überzeugen will, wie reich viele Einwohner geworden sind, der muß auf die umliegenden Hügel gehen und die soliden und feinen mit allerlei Kunstgegenständen angefüllten palastartigen Wohnungen ansehen, die dort neuerdings errichtet wurden und ein eigenes Stadtviertel bilden.

St. Paul wird sich wohl noch lange, lange Zeit den Namen der Handelsstadt des fernen Nordwestens nicht streitig machen lassen. Minneapolis ist dagegen die Fabrikstadt dieses Gebietes und hat ebenfalls riesenmäßige Fortschritte aufzuweisen. Es ist die größte Mühlenstadt der Welt, indem sich hier die größten Mahlmühlen befinden, die ihre Betriebskraft von den mitten in der Stadt gelegenen Mississippifällen erhalten, auch St. Anthonys-Fälle genannt.

Den Umgebungen der beiden Städte fehlt es nicht an romantischen Punkten. Da ist das von Longfellow besungene lachende Wasser, der Minnehahafall, eine nette kleine Idylle, und das malerisch auf hoher Felsbank am Mississippi gelegene Fort Snelling, jetzt Sitz des Generalkommandos für sämmtliche Forts im Westen. Auch an lieblichen Seen ist die Gegend bei St. Paul und Minneapolis sehr reich.

Minneapolis

Wir setzen uns auf einen Zug der Pacific-Bahn und fahren westwärts. Dieses Ziel sieht man auf den ersten Blick der ganzen Reisegesellschaft an. Wie ist sie doch verschieden von den Passagieren des Eilzuges zwischen der Stadt New York und Poughkeepsie im Hudsonthal! Auswanderer sind es meistens, die entweder aus anderen Staaten oder von „über'm Meer" gekommen und das westliche Land der Hülle und Fülle aufsuchen. Deutsche und Skandinavier sind in der Mehrzahl, und der Strom dieser Auswanderer, der sich fort und fort in den Nordwesten, sowie in die mehr südlich gelegenen Staaten ergießt, weist darauf hin, welche hohe Pflicht die amerikanische Christenheit zu erfüllen hat. Dieser Einwandererstrom wird nicht aufhören, bis die mächtigen Gebiete wirklich gut besiedelt sind, und

Digitized by Google

das ist noch lange, lange hin. Auch kann selbst ein Bismarck diesem Strome nicht Einhalt thun, es sei denn, er baue eine unübersteigliche Mauer um Deutschland. Jener große Staatsmann mag den Vorschlag machen, die Einwanderung in andere Kanäle zu leiten, was jedoch nicht so leicht gelingen wird. Ein Verbot gegen die Auswanderung wird aber weder er noch irgend Jemand anders in dem übervölkerten Deutschland erlassen, welches ja dankbar sein muß, einen Platz für seine überzähligen Menschenkinder zu finden. Jedenfalls würde ein Verbot sehr wenig nützen, denn so gehorsam der deutsche Michel in vielerlei Hinsicht ist, so hat er sich doch noch nie das Wandern verbieten lassen. Der Germane ist eine Allerweltsnatur, die man in aller Welt findet und stets finden wird. Wandern tausend und aber tausend ansässige Deutsche aus unsern Großstädten nach dem fernen Westen, so kommen immer und immer wieder neue Ankömmlinge in die Städte. Diese deutschen Wanderungen sind eine wunderbare Sache. In New York sagt man uns, daß die Deutschen in Masse nach Cincinnati, Chicago und St. Louis ziehen. In diesen letzteren Städten hören wir, man verliere viele tausend Deutsche an den fernen Westen. Wir wollen dies durchaus nicht bestreiten; aber die Thatsache ist nicht zu leugnen, daß man die Deutschen massenhaft in allen Großstädten, zu tausenden und abertausenden in den Gebieten des fernen Westens, kurz — daß man die Deutschen überall findet, und daß sie überall Einfluß auf die Gestaltung des Volkscharakters ausüben werden.

Minnehaha.

Und was manchen Leuten noch wunderbarer scheinen mag, ist die Thatsache, daß sich die direkt aus Deutschland kommenden Einwanderer, trotz der Prophezeiungen und Ankündigungen bierdusseliger Propheten, nicht von Kansas und Jowa abhalten lassen, obwohl daselbst der Ausschank des berauschenden Getränkes verboten ist.

Da unterhielt ich mich noch nicht lange her, wie es oft mein Brauch ist, in einem der westlichen Bahnhöfe mit Auswanderern. „Wohin geht die Reise, Landsleute?" fragte ich. — „Nach Kansas." — „Schönes Land das, und auch gut zu leben," war meine Antwort, zu welcher ich aber, um einmal zu sehen, was diese unbekannten Ankömmlinge über die Sache dachten, hinzufügte: „Aber wißt Ihr auch, daß es dort draußen keine Schenke giebt, und weder Bier, noch Wein, noch Branntwein verkauft werden darf?" — „Wir wissen's recht gut," antwortete ein handfester Württemberger, der ein Häuflein Knaben um sich hatte. „Und in St. Louis, da wollten sie uns arg Angst machen. Aber bange machen gilt nicht. Sehen Sie, ich möchte Brot und Land für die Buben haben und wenn's dies in Kansas giebt, so werden wir durchkommen, wie andere Leute auch."

Fort Snelling.

Nicht wahr — dies ist eine recht verständige Ansicht, viel verständiger als die vieler ganz grausam gescheidten Deutschamerikaner, die auf den „Grünen" mit gründlicher Verachtung herabschauen. Ich wiederhole, daß der Deutsche eine Allerweltsnatur ist, welche sich in aller Welt allem anbequemt und am Ende sich auch vor Kansas oder Jowa nicht fürchtet.

Einer dieser echt-germanischen Wandervögel gesellt sich mir auf dem von St. Paul aus westwärts gehenden Zuge zu. Er ist ursprünglich ein Darmhesse, hatte erst in New York, dann in Jowa gewohnt und sich kürzlich in der Gegend von Fargo, Dak., auf einem großen Landgut niedergelassen, welches er selbst bebaute. Der Mann hatte ein intelligentes Gesicht und benahm sich gut. Mit solchen Leuten unterhalte ich mich gern. Man lernt von ihnen öfters mehr, als aus vielen langweiligen Beschreibungen.

„Sie haben also noch nicht lange her in Jowa gewohnt?" fragte ich, „und

Minnetonka-See.

es noch viele Deutsche dort, die Ihrer Gesinnung sind?"

„Viel tausend gerade nicht, aber doch eine hübsche Anzahl. Warum sollten ordentliche Menschen sich nicht freuen, wenn der Trunksucht gesteuert wird? Sehen Sie, ich kenne so manchen Deutschen in Jowa, welcher heute ein rechter Sausaus ist, bei dem es wohl nicht so weit gekommen wäre, hätt' ihm das „Städtle" früher nicht so viel Versuchung geboten. Viele Menschen wissen mit der Freiheit nichts rechtes anzufangen, darum muß man sie einschränken."

„Aber die Zeitungen," entgegnete ich, „schelten ganz schrecklich über die Beschränkung der persönlichen Freiheit durch Temperenzgesetze."

„Die Frage von der persönlichen Freiheit," sagte mein Reisekamerad, „ist mir viel zu philosophisch. Ich seh' auf das Praktische, und da hat das Jowa-Gesetz Gutes gewirkt."

„Wirkt es denn auch Gutes in den großen Städten?"

„Nicht überall in den großen Städten. Aber man muß das Kind nicht mit dem Bad ausschütten. Wenn ein Damm an einem Theil des Flusses das Land vor Ueberschwemmung bewahrt, so sag' ich, der Damm ist gut, auch wenn in einer andern Gegend der Damm keine Dienste thut. Alles was man zu thun hat, ist, den Damm so zu bauen, daß er überall Dienste thut."

„Aber warum sind Sie denn aus Jowa ausgewandert? Ist denn das Land nicht gut, oder war das sind wohl um der Temperenzler willen ausgewandert?"

„Ach nein, mein Herr; dazu bin ich doch schon zu lange in Amerika, als daß ich die Temperenzler fürchtete. Es ist sogar ein rechtes Glück für unsere Dörfer und Städtchen in Jowa, daß die jungen Burschen und die Wirthshausläufer am Samstag und an andern Tagen nicht mehr im Städtle recht wüst thun und die Straßen unsicher machen können."

„Freut mich," sagte ich, „einen Deutschen zu treffen, welcher in Jowa wohnte und mit dem dortigen Temperenzgesetz zufrieden ist. Giebt

Fargo.

Pflügen in Dakota.

Auskommen knapp?" — „Ei bewahre; ich hatte prächtiges Land. Aber sehen Sie, ich hab' auch nach deutscher Art eine Schar Knaben und Mädchen, die wollen versorgt sein. Da ward es uns selbst im fruchtbaren Jowa zu enge und so sind wir nach Dakota gezogen."

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen fuhr ich mit meinem Reisegefährten eine gute Strecke in's Land hinein, bis er endlich sagte: „Sehen Sie dort drüben die Kirche? An der nächsten Station steige ich ab. Ich war in St. Paul in Geschäftssachen und besuche jetzt unsere Synode,

die morgen dort in jener Kirche ſitzt. Ich bin nämlich Lutheraner. Gott befohlen.“

Je weiter man hinein fährt in dieſe ungeheuren weſtlichen Weizenfelder und Prairien, deſto ſtärker drängt ſich zweierlei auf: 1) Daß Herr Willard, was er auch ſonſt ſein mag, durch ſeine Energie, die er bei Erbauung dieſer nördlichen Pacific-Bahn bewies, dem Lande und der Menſchheit einen nicht zu bezahlenden Dienſt erwieſen. 2) Daß in dieſen Gebieten ſich möglicherweiſe etwa 50 Millionen Menſchen ernähren können.

Ernten in Dakota.

Von St. Paul ſind es auf der Bahnſtrecke bis zur Dakota-Grenze 276 Meilen in Minneſota; von da, nämlich von Fargo, Dak., bis zur Grenze Montanas 383 Meilen in Dakota, und von da bis zu den Montana Felſengebirgen bei Livingſtone 373 Meilen, alſo im Ganzen 1032 Meilen von St. Paul bis zu dem Hochgebirg. Rechts und links aber von dieſer Bahnſtrecke dehnt ſich das Land überall viele hunderte Meilen weit aus. Wahrlich — da iſt Platz genug.

Freilich iſt nicht alles Land zum Anbau geeignet; viele tauſend Acker werden wohl nie gepflügt werden. Auch müſſen die Winter in jenem Breitegrad ſehr froſtige Geſellen ſein. Aber es giebt auch tauſend und aber tauſend Acker des fruchtbarſten Landes, das ich je geſehen und wer den Froſt aushalten kann, und fleißig und nüchtern iſt, wird dorten ſein Brot haben, obwohl ſich Niemand einbilden ſoll, daß ihm die gebratenen Tauben in den Mund fliegen, und Jedermann zehnmal denken und bedenken muß, ehe er eine gute Heimſtätte verläßt und in den fernen Weſten zieht, um ſich daſelbſt unter Muh, Entbehrung und ſchwerer Arbeit ein neues Heim zu gründen.

Bismark.

Hölzerne Brücke über den Little Miſſouri.

Je weiter man auf der Nord-Pacific Bahn nach Dakota hineinfährt, deſto „weſtlich-intereſſanter“ wird das Landſchaftsbild für denjenigen, der es zum erſten Mal ſieht Von Fargo aus, der erſten Steppenſtadt in Dakota, von der die Fargoaner behaupten, daß ſie bereits 25,000 Einwohner habe, reiht ſich eine Rieſenfarm an die

Digitized by Google

andere. In der Nähe dieser Stadt befindet sich zum Beispiel die Dalrymble Farm, die 20,000 Acker umfaßt, und auf der 140 Ernte- und eine entsprechende Anzahl Säe- und Dreschmaschinen beschäftigt werden. Ohne die unentbehrlich gewordene Maschine ist in jenen Gefilden keine erfolgreiche Landwirthschaft möglich. Weizen ist der Stapelartikel. Viehzucht wird im nordwestlichen Dakota nur in geringem Maße getrieben. Das Orte, Bismark und Mandan (476 Meilen von St. Paul). Im westlichen Theile des Staates Dakota tritt ein Sandsteinplateau auf, welches zum Theil viel Braunkohle einschließt. Der Regen hat hier an den Abhängen der Felsen pyramidenförmige Gestalten ausgewaschen; daher hat man dem Landstrich den Namen Pyramidenpark gegeben.

Hier ist der Boden wenig zum Ackerbau geeignet. Es

Camp in Montana.

geschnittene Getreide wird auf diesen großen Farmen nicht eingefahren, sondern gleich auf dem Felde mittelst der Dreschmaschine ausgedroschen und sodann meistens gleich zur Bahn gefahren. Deßhalb sieht man nicht viele Scheunen und dergleichen Gebäude.

Je weiter man mit der Eisenbahn nach Westen fortschreitet, desto weniger kultivirt erscheint die Prairie, desto rauher wird das Ansehen der Prairiestädte, desto unfruchtbarer der Boden. Die Bahn überschreitet den Missouri auf hoher eiserner Gitterbrücke und verbindet hier zwei gegenüberliegende, miteinander wetteifernde ist das Revier der Viehzüchter und Cowboys. Tausende von Rindern weiden in den Thälern und auf den Prairien und werden von hier nach dem Osten verkauft. Ställe giebt es nicht. Das Vieh wird von den reitenden Hirten beaufsichtigt und an eingebrannten Zeichen erkannt.

Westlich von Little Missouri erreicht die Bahn bei Livingston, Montana, (1032 Meilen von St. Paul) den großen Yellowstone Fluß, der aus dem berühmten Yellowstonegebiet (Nationalpark) kommt. Davon jedoch, sowie von dem „fernsten" Westen — ein andermal, so Gott will.

Was kann das christliche Haus zur Bekämpfung der Trunksucht thun?

Für Haus und Herd von C. H. Afflerbach.

In der Beantwortung dieser Frage tauchen andere auf. Erstlich: Was ist Trunksucht? Zweitens: In welchem Stadium befindet sich der Kampf mit ihr? Eine genaue Kenntniß des Feindes und der Stellung, welche er einnimmt, sind Hauptbedingungen zum Sieg.

Sucht „ist die ungeordnete und heftigste Begierde". Trunksucht „ist die heftigste Begierde zum Genuß berauschender Getränke." Die entwickelte Trunksucht dürfte wohl als die stärkste Leidenschaft bezeichnet werden, welcher der Mensch unterworfen sein kann. Diese Definition scheint allerdings hoch gestellt. Auf Rechnung entfesselter Leidenschaften sind ja alle Greuel- und Schandthaten zu setzen, welche die Tageschronik

verzeichnet. Zorn, Haß, Eifersucht, Sinnenlust, Rache u. s. w. haben eine jede eine Geschichte gewonnen, welche mit Blut und Thränen geschrieben ist, und die Herrschaft zeigt, zu welcher die Leidenschaften steigen. Aber keine derselben, das dürfen wir dreist behaupten, vermag alle andern so vollkommen sich unterzuordnen und in ihren Dienst zu zwingen, wie dies die Trunksucht thut. In ihrer Macht wird der Mensch zum hilflosen Wurm.

R., bei welchem die Trunksucht periodisch auftrat, war zum Herrn bekehrt worden. Hinter ihm tagen die Trümmer eines zerrütteten Familienlebens. Seit zwei Jahren aber hatte Gottes Gnade auf sein Herz herab geleuchtet. Da auf's Neue stand die alte Tyrannin auf der Schwelle. Der Kampf wurde jäh. Das Gebet von Frau und Kindern vereinigte sich mit dem seinen. Vergeblich — die Sucht war entflammt und der arme Mann unterlag. Man hatte ihm die Kleider entfernt und ihn eingeschlossen, daß er nicht zur Schenke konnte. Da warf er sich auf die Kniee vor die Seinen und bat um Gottes willen, um, „nur ein Glas Bier".

H. suchte den Herrn und fand Vergebung und Annahme. Längere Zeit hindurch gewahrte man an ihm „die Früchte des Geistes". Die bevorstehende Abendmahlsfeier erfüllte ihn mit Dank und Freude. Reuethränen liefen ihm über die Wangen, als er an der Tafel niederkniete. Der Kelch wurde gereicht, die „Sucht" erwachte und — Tage der Trunkenheit folgten.

Wird die Trunkenheit zur Leibes- oder zur Seelenkrankheit? Der Mensch ist eine Drei-Einheit. Besser: eine Dreieinigkeit. Er besteht aus Leib, Seele und Geist. Die Seele ist geistiger Natur, der Leib materiell. Wie diese durch ihre Wesensverschiedenheit von einander abgeschlossenen Elemente zu einer Person, zum persönlichen Selbstbewußtsein und als persönliches Ich auftreten können, liegt zu tief für des Menschen Meßschnur, das ist Gottes Werk. „Gott blies ihm" — dem vollendeten Menschenleib — „den lebendigen Odem in seine Nase und also ward der Mensch eine lebendige Seele." Da wollen wir den Versuch nicht machen, Grenzen zu ziehen, und die Trunksucht auf das eine oder das andere Gebiet beschränken. Die Person wird von der Trunksucht beherrscht und ist ein Trunkenbold.

Die Wissenschaft stellt das Nervenleben zum Grenzgebiet zwischen Leib und Seele. Nach ihr vermittelt dies die Wirkung von dem Leiblichen auf das Geistige, und von jenem auf dieses. Den Grad dieser Wechselwirkung aber vermag sie nicht festzustellen. Die Empfindsamkeit des Nervenlebens und deßhalb die Leichtigkeit, mit welcher eine Wirkung in demselben hervorgerufen werden kann, entzieht sich allen entsprechenden Begriffen. Die Platte des Photographisten, welche selbst den sanften Druck von Licht und Schatten im Bild wiedergiebt, liefert einen nur schwachen Vergleich. Was hier nur störend eingreift, muß die schädlichste Tragweite haben. Berauschende Getränke thun das aber. Sie heben das Nervenleben aus seinem normalen Zustand. Sie exaltiren. Sie versetzen in eine unwahre Stimmung. Sie stellen eine Lüge in das Selbstbewußtsein. Sie verrücken den Punkt, wo das Geistige und das Materielle einander berühren. Sie zerstören Gottes Ordnung, und daher verlieren Verstand, Wille und Gewissen ihre Macht über das Nervenleben und der Grund zur Trunksucht, welche so oft in den Säuferwahnsinn ausläuft, ist gelegt.

Was geschieht denn, die Trunksucht zu bekämpfen? Vieles. Zu einer eingehenden Antwort fehlt hier aber der Raum. Höchst erfreulich jedoch ist es, daß selbst im „Vaterlande" dieser Kampf so lustig vor sich geht. Amüsant hingegen wird eine Revue der Truppen, welche dort ins Feld ziehen. Selbst Bierbrauer und Weinfabrikanten befinden sich unter ihnen. So weit gilt der Kampf blos destillirten Getränken. Eine Flasche Wein oder ein Maß Bier nach beendeter Schlacht betrachtet man immer noch als Labsal. Daß diese schwächeren den stärkeren Getränken den Weg bahnen, hat man noch nicht recht begriffen.

Hierzulande haben sich die Ideen geklärt und gilt der radikale Satz: Alles Berauschende führt zum Rausch und zur — Trunksucht. Dem Feind muß deßhalb die letzte Stütze entzogen werden. Constitutionelle Prohibition der Fabrikation und des Handels in allen berauschenden Getränken ist bei uns das Wort, und — das einzig richtige. Und Gottlob! Fünf Staaten sind als gewonnenes Terrain zu bezeichnen: Maine, New Hampshire, Vermont, Iowa und Kansas. Ebenso sind Theile von 17 andern Staaten dem Feind abgenommen. Georgia, Alabama, Maryland, Mississippi, Louisiana, South Carolina, Tennessee, Arkansas, Missouri, Illinois, Massachusetts, New York, Connecticut, Rhode Island, Kentucky, North Carolina und Michigan. Auch ist eine vielversprechende Flankenbewegung dadurch gemacht worden, daß in den Volksschulen in 11 Staaten Unterricht ertheilt wird über die Wirkung des Alkohols auf den menschlichen Körper und Geist.

Was kann denn nun das christliche Haus im Kampf mit der Trunksucht thun? Gegen die entwickelte Trunksucht wenig, aber zur Verhütung derselben viel. Gottes Wort gebietet: „Siehe den Wein nicht an, daß er so roth ist und im Glase so schön stehet. Er gehet glatt ein, aber darnach beißt er wie eine Schlange und sticht wie eine Otter." Spr. 23, 31. 32. Also die

Schlangenart iſt es, mit der wirs zu thun haben. Merke den Betrug! „Stehet ſchön im Glas, gehet glatt ein.“ Wie ähnlich der erſten Verſuchung: „Ihr werdet mit nichten des Todes ſterben!“ „Ein luſtiger Baum und gut davon zu eſſen.“ Chriſtliches Haus! bedenke das „Darnach“. Laſſe die Schlange nicht auf den Tiſch, in den Keller oder Schrank. Laſſe ſie nicht an deine Kinder. Mache keinen Frieden mit ihr! Zertrete ihr den Kopf!

Iſt das chriſtliche Haus die Elementarſchule der Ordnung, des Fleißes, der Sittlichkeit und der Religion, ſo muß es auch die der Staatswirthſchaft ſein. Und das um ſo mehr in der Republik, in welcher Geſetzgeber und Richter ſtets aus der freien Volkswahl hervorgehen. Wo aber werden die Legislatoren, die Mitglieder des Congreſſes und die ganze Armee der Beamten erzogen? Am Familienherd. Die Ideen, welche am heimathlichen Herde gewonnen werden, gehen gewöhnlich mit durchs Leben. Vermittelſt des Sohnes ſtehet die Mutter und die Schweſtern in den Hallen der Geſetzgebung und den Gerichten. Durch ihn regieren ſie die Nationen.

Geſetze gegen das ſchreckliche Laſter der Trunkſucht ſind gut. Aber in den Ver. Staaten iſt das Volk ſouverain. Wenn das ſittliche Bewußtſein nicht erwacht iſt, wenn das Volk die Geſetze nicht hütet, ſo werden ſie nicht ausgeführt. Es ſollte nicht alſo ſein. Ein gegebenes Geſetz ſollte geachtet und ausgeführt werden. Indeß hilft uns alles Jammern nichts; die Thatſache ſteht feſt, daß unſere Volksregierung nur die Geſetze in Kraft ſetzt, welche vom Volke gutgeheißen werden.

Das Haus iſt die Wiege des Volkes; die Mütter ſind die Erzieher des Volkes. Wenn alſo das chriſtliche Haus mit aller Entſchiedenheit, immerdar und mit allen zu Gebote ſtehenden Mitteln gegen die Trunkſucht durch Beiſpiel und Lehre ankämpft, ſo liefert es einen bedeutenden Beitrag zur Bekämpfung deſſelben.

Chriſtliches Haus, du kannſt viel thun, die Trunkſucht zu verbannen. Thue es!

Die Erben.

Eine Erzählung aus Amerika.

Für Haus und Herd von Max Waldau.

III.

So war Frank ohne ſein Wiſſen als Erbe des reichen Arnold Merkel eingeſetzt. Und ob auch dieſer das Geheimniß gut zu verwahren ſuchte, ſo blieb es doch auf die Dauer dem habſüchtigen Neffen nicht verborgen. Wie er's ausfand, iſt uns ſo wenig als dem Onkel zu Ohren gekommen. Wir vermuthen aber, daß der Argwohn und der Haß wohl auf die Spur führten.

Jenes vorübergehende Gefühl des Wohlwollens beim „Nie-Nie“ konnte nur wenige Minuten anhalten. Der Haß ſteigerte ſich mit jeder neuen Begegnung. Und als George vollends ſicher zu ſein glaubte, daß er in Frank einen gefährlichen Rivalen vor ſich habe, kannte ſeine Wuth keine Grenzen mehr. Dazu mußte er Tag für Tag ſeine Gattin den Verhaßten rühmen hören.

Anſtatt ſeine Geſinnung zu zeigen, veränderte ſich plötzlich ſein Benehmen. Er verkehrte mit ſeinem Vetter als teutieliger Mann und nicht auffällig genug konnte er ſeine Freundſchaft beweiſen. Auf immerwährendes Drängen wurde Frank ein häufiger Gaſt im Hauſe des Banquier. Sollte er nicht über dieſe Veränderung glücklich ſein? Und doch konnte er keine Erklärung dafür finden.

Die reinſte Freude empfand dabei der Onkel. Hatte er dieſes gute Einvernehmen doch ſchon längſt herbeigewünſcht. Der alte Mann lebte ganz auf. Auch ihn fand man häufiger im Hauſe des Neffen als früher. Und die Beſuche wurden regelmäßig erwidert. Eine neue Zeit war angebrochen.

Die Ferienzeit war zu Ende. Frank kehrte zum letzten Semeſter auf das Seminar zurück. Der Abſchied war herzlich. Es war, als trennten ſich Vater und Sohn.

Auch im Hauſe des Banquier war der Abſchied herzlich. Georg's Gattin drückte ihm mit den herzlichſten Wünſchen die Hand. Den Banquier verdroß es, aber er verbiß den Aerger. In ſeiner Gattin brauchte er nicht den Bundesgenoſſen zur Ausführung des Planes zu ſuchen, den er mit ſich herumtrug. Sie wurde moraliſch immer ſtrenger und imponirte ihm nicht ſelten. Frank übte auch auf ſie einen veredelnden Einfluß.

Frank abſolvirte mit Ehren und eilte freudigen Herzens mit den langerſehnten Dokumenten zu ſeinem Onkel. Er fand Georg unverändert. Lydia aber begegnete ihm herzlich, wie eine Schweſter.

Er wollte bei ſeinem Onkel weilen, bis ihm ſich ein Arbeitsfeld öffnete. Mit einem ſolchen Ruf hing noch eine ſüße Sehnſucht zuſammen. Ein roſiges Geſichlchen lachte den Jüngling in ſeinen Träumen an — die Beſitzerin hieß Lieschen. Er ſtellte ſich oft vor, wie wunderſchön es ſein müſſe, wenn er einmal auf eine gewiſſe Frage ſie erröthend „Ja“ ſagen hören dürfe.

Von all den Intriguen, über die George nachbrütete, konnte Frank keine Ahnung haben und als die Mutter ſeines Vetters ſtarb, fühlte er das herzlichſte Beileid für den Mann, den er in ſeinem Leben zum erſten Mal weinen ſah.

Am unteren Ende des Städtchens ſtand ein Kirchlein, wo Frank zum erſten Mal vor verſam-

melter Gemeinde predigte. Es war für ihn ein wichtiger Moment und — ein langersehnter. Schon lange vor Sonntag war die Predigt vorbereitet und memorirt. Er hatte oft früher Ansprachen gehalten, aber diese Predigt war denn doch ungleich bedeutungsvoller. Und wir müssens zu seinem Lobe sagen: er hat nicht nur studirt, er hat auch gebetet. In der ersten Nacht schlief er wenig, immer wieder mußte er seine Predigt durchdenken. Und schlief er je ein, so träumte er um so bunter. Dann war die Stunde des Gottesdienstes gekommen, er aber konnte absolut nicht die Kirche erreichen; oder stand er auf der Kanzel und fand seinen Text nicht; oder auch versagte ihm die Stimme, er blieb stecken: immer fehlte etwas. Und wenn er erwachte, stand dichter Schweiß ihm auf der Stirne. Früh am Morgen war er drunten im Thal am Bach und predigte der freien Natur. Der Abend kam herbei und der Onkel fuhr mit ihm zur Kirche. Noch einmal durchdachte er schweigend die Predigt. Bald saß er mit klopfendem Herzen auf der Kanzel. Der Gottesdienst begann. Er predigte. Manches Mutterauge füllte sich mit Thränen während der Predigt des mutterlosen Jünglings. Frank aber war froh, als er sein „Amen!“ sagen konnte und alles glücklich vorüber war. Auch in der folgenden Nacht lag er noch schlaflos und wiederholte das Vergangene.

Zwei Wochen später hielt Frank beglückt den Brief in der Hand, der ihn als Hilfsprediger nach Wheeling rief. Innerhalb vier Wochen sollte er auf seinem Posten sein.

So war endlich die Zeit gekommen, wo auch er Hand anlegen sollte bei dem großen Werk. Er brannte vor Eifer und doch bangte ihm wieder vor der großen Aufgabe.

Von den herzlichsten Glückwünschen begleitet, ging Frank auf seinen Posten. Ein reger Briefwechsel entspann sich; wurde dem alten Manne das Schreiben sauer, so schrieb der Jüngling um so öfter.

Der Banquier war froh, daß Frank endlich einen bestimmten Beruf hatte. Er war so sicherer vor ihm.

Lydia schloß sich um so enger an den alten Onkel an, ihr war in seiner Nähe so wohl. Sie wurde immer mehr in sich gekehrt und besuchte die Gottesdienste häufiger, als je in ihrem Leben. Dem alten Mann war es sehr lieb, daß sie ihn oft besuchte. Dann war Frank das immer wiederkehrende Thema.

Allmählig bemächtigte sich des alten Mannes eine sonderbare Ahnung. Immer sah er in seinen Träumen Frank in Gefahr, immer wollte man ihn berauben. Und wie oft sah er unter den Räubern einen Mann, der dem Banquier ähnlich sah. Er konnte sich keine Erklärung geben.

So sah er einmal im Traum Frank unter den Räubern, die ihn in seinem Blute liegen ließen. Er hörte noch den schwachen Ruf des Sterbenden und konnte ihm doch nicht zu Hilfe eilen. Da sieht er den Neffen auf Frank zutreten, er zieht einen Dolch aus der Scheide und will ihn eben in die Brust des Halbtodten stoßen. „Bist du der Mörder? Gott vergebe dir!“ hört er den Sterbenden hauchen. „Hilfe! Mörder!“ ruft er und erwacht durch den Ton seiner eigenen Stimme.

Es war nichts — nur ein Traum. Und doch konnte er den tiefen Eindruck nicht verwischen.

Ein Jahr nach seinem Abschied erschien Frank, der jetzt eine Gemeinde selbstständig bediente, bei seinem Onkel mit einer lieblichen Lebensgefährtin.

IV.

Der Banquier bemühte sich lange, eine Aenderung des Testaments zu bewirken, wagte aber nur leise darauf anzuspielen. Merkel schien ihn nie zu verstehen.

Lydias häufige Besuche paßten in den Plan ihres Gatten, ohne daß sie es ahnte. Auch sie trugen nicht die gewünschte Frucht.

Da erkrankte sie plötzlich und mußte bald in die kühle Erde gebettet werden. Arnold Merkel fühlte sich wieder doppelt einsam, doppelt sehnte er sich nach seinem Liebling. —

Fünf Jahre waren mittlerweile dahin geschwunden. Arnold Merkel war fast altersschwach geworden, ohne je eigentlich krank gewesen zu sein. Personen, die in ihrem Leben nie ernstlich krank sind, noch je kränklich, sterben in der Regel plötzlich. Auch bei Arnold Merkel war ähnliches zu befürchten.

Und der Banquier schien das zu erwarten, wenigstens wurden seine Besuche auffallend häufig. Nebenbei suchte er sich über allerlei im Hause zu orientiren. Er trug offenbar einen Plan in sich, dessen Verwirklichung er kaum erwarten konnte.

Der alte Mann fühlte immer einen eigenthümlichen Argwohn aufsteigen und schalt sich dann gleich wieder, wie er überhaupt von seinem nächsten Verwandten so Arges denken könne.

Eines Nachmittags fuhr Georg zum Hause des Onkels, um seinen regelmäßigen Besuch abzustatten. Der alte Mann lebte länger, als ihm lieb war. Als er eben die Thüre öffnete, die zum Zimmer desselben führte, sah er den alten Mann in einem Lehnstuhl sitzen, auf dem Schooß und in der Hand ein Papier. Kaum hatte dieser ihn bemerkt, als er strahlenden Auges, mit fast überirdischem Lächeln ihm das Blatt in der Hand entgegenhielt und rief: „Gott sei Dank, ich hab's! Er . . . .“ Der Arm sank kraftlos, das Auge schloß sich, er wurde marmorbleich – einem Todten ähnlich. Erschrocken sprang Georg herzu, aber der Onkel athmete nicht mehr. Er hatte überstanden. Von einer schlimmen Ahnung getrieben, griff Georg zunächst nach dem Brief. Er glaubte diese Züge zu kennen. Er überflog flüchtig die Zeilen, lächelte höhnisch, steckte das Papier rasch zu sich.

„Komme nur, Vetterchen, du kannst den Erbonkel begraben helfen. Wir haben bald das Spiel gewonnen,“ murmelte er und lachte vor sich hin.

Dann haschte er nach dem andern Papier, es war das Testament, auch das wanderte in die Tasche.

„Vielleicht wollte er's ihm vorlesen, wenn er kommt. Wenn er noch nichts davon weiß, wird er's nie vernehmen.“

Er glaubte von Niemand gesehen worden zu sein und entfernte sich schleunigst, ohne die Haushälterin von dem Tode ihres Herrn zu benachrichtigen.

Zu Hause angekommen, schloß er sich in sein Arbeitszimmer, nahm die Papiere hervor und über-

Digitized by Google

las sie wiederholt. Das Testament lautete, wie er gedacht hatte. Er überlegte noch einmal. Die Zeugen lebten noch. Zwei waren fortgezogen, einer war noch in der Stadt.

Behutsam steckte er das Testament in einen Winkel des Schreibpults, „zur größeren Sicherheit." Dann kam eine gewisse Gleichgültigkeit über ihn, die er meist nach vollführten Intriguen empfand. Der Plan war fertig. Es galt nur noch, Frank zu erwarten. Wußte er nichts — dann wohl ihm — andernfalls — keine Hindernisse sollten ihm das Gut rauben.

„Ich bin der rechtmäßige Erbe. — Aber Vorsicht."

Als er aus dem Zimmer trat, wurde ihm der Tod des Onkels gemeldet. Er war sichtlich sehr betroffen. Bald stand er neben der Leiche — zum zweiten Mal, aber wer wußte das — und weinte dem Dahingeschiedenen einige Thränen nach, gewiß ein schönes Zeugniß für sein weiches Herz, das man sicherlich in seiner Brust nicht mehr gesucht hätte. Am meisten wunderte sich die alte Haushälterin. Hatte sie ihn nicht kaum zuvor in's Haus treten sehen? Hatte sie nicht gleich nachher ihren guten Herrn todt gefunden? Sie mußte sich wohl getäuscht haben. Der Banquier war denn doch besser, als sie ihn immer ansah.

Georg besorgte selbst alles Nöthige. Und als er am Grabe des Onkels stand, vermochte er noch einmal schwere Thränen zu weinen. Gar mancher, dem er nur herzlos erschienen, änderte in jenem Augenblick sein Urtheil. Es mußte ihm doch sehr nahe gehen. Er stand ja jetzt allein in der Welt. Was sollte ihm all der Reichthum nützen? Doch wer vermochte in das gierige Herz einen Blick zu werfen, das mit freudloser Genugthuung am Grabe an das schöne Erbe denken konnte. Der Elende, der am Grabe des nächsten Verwandten an den Gewinn denken kann, der ihm etwa aus seinem Tode erwächst. —

Frank erreichte die Stadt, als der Onkel schon im Sarge lag. Er war ganz trostlos und weinte heiße Thränen. Der Vetter behandelte ihn erst zuvorkommend und als er seiner Sache gewiß zu sein glaubte, kalt und herablassend.

Am nächsten Morgen war die Stadt in Aufregung, als einer der ältesten Bürger todt im Bett gefunden wurde. Sein Name stand auf dem bewußten Testament. Alle Nachforschungen waren umsonst. So sicher auch Mord vermuthet wurde, der Mörder wurde nicht entdeckt. Manche munkelten Selbstmord.

Es rief allgemeines Staunen hervor, als sich kein Testament vorfand. Merkel war sonst in allen Sachen sehr pünktlich gewesen. Frank war sehr erstaunt, wenn er auch nichts um das Testament wußte. Konnte der Onkel ihn so vergessen haben? Doch der schnelle Tod war genügende Erklärung. Jedermann hatte erwartet, Frank müsse der Haupterbe werden. Nun bekam er gar nichts.

Georg verhielt sich sehr neutral. Es schien ihm das Erbe nicht besonders am Herzen zu liegen. Offenbar konnte er am wenigsten begreifen, daß sich kein Testament vorfand.

Doch er war unter diesen Umständen der einzige Erbe. Die Execution nahm ungehindert ihren Verlauf und Georg ward Besitzer des blühenden Gutes.

Der Banquier zog hinaus und übernahm sein Erbe. Doch ein düsterer Schatten senkte sich auf den reichen Mann, der nicht so bald wieder weichen sollte. Er war herrisch gegen die Arbeiter und donnerte häufig im Hause umher. Man schrieb es dem Ableben des Onkels zu.

Zum Glück war er Tags über meist in der Stadt in seinem Bureau. Das Wohnhaus wurde vermiethet. Nur für sich selbst behielt er sich einige Zimmer, da dringende Geschäfte zuweilen seine dauernde Anwesenheit forderten. Alle Spekulationen, die er unternahm, glückten auf's Beste. Bald war die Million überschritten. Seine Bank besaß das größte Vertrauen und er konnte sich in die umfangreichsten Spekulationen einlassen. Wer hätte auch an ihm zweifeln sollen? Des Onkels Grab schmückte bald ein zierlicher Grabstein.

Mehrere Jahre später wurde die ganze Stadt in Staunen gesetzt durch die neue Verlobung des Vierzigers mit einem ziemlich jungen Mädchen, der Tochter eines nicht gerade wohlhabenden Handelsmannes, der mit Georg Merk Beziehungen hatte. Man konnte sich die Sache nicht recht wohl erklären. Man munkelte von Geldrücksichten, die allerdings diesmal auf Seiten der Frau vorgewaltet hätten.

Ein neuer Geist schien einzukehren. Georg verkaufte sein Eigenthum in der Stadt und wohnte fortan ausschließlich auf seinem Gut. Er war seiner jungen Gattin zugethan und wollte fortan ein gemüthlicheres Leben führen. Es mußte selbst dem Zweifler die Ueberzeugung kommen, daß die Beiden wirklich aus Neigung geheirathet hätten.

Als alle Möbel aus dem Privatzimmer in der Stadt entfernt wurden, entfiel dem Schreibtisch ein Couvert, das sich nach und nach zwischen zwei Bretter schaffte und nicht weiter Beachtung fand.

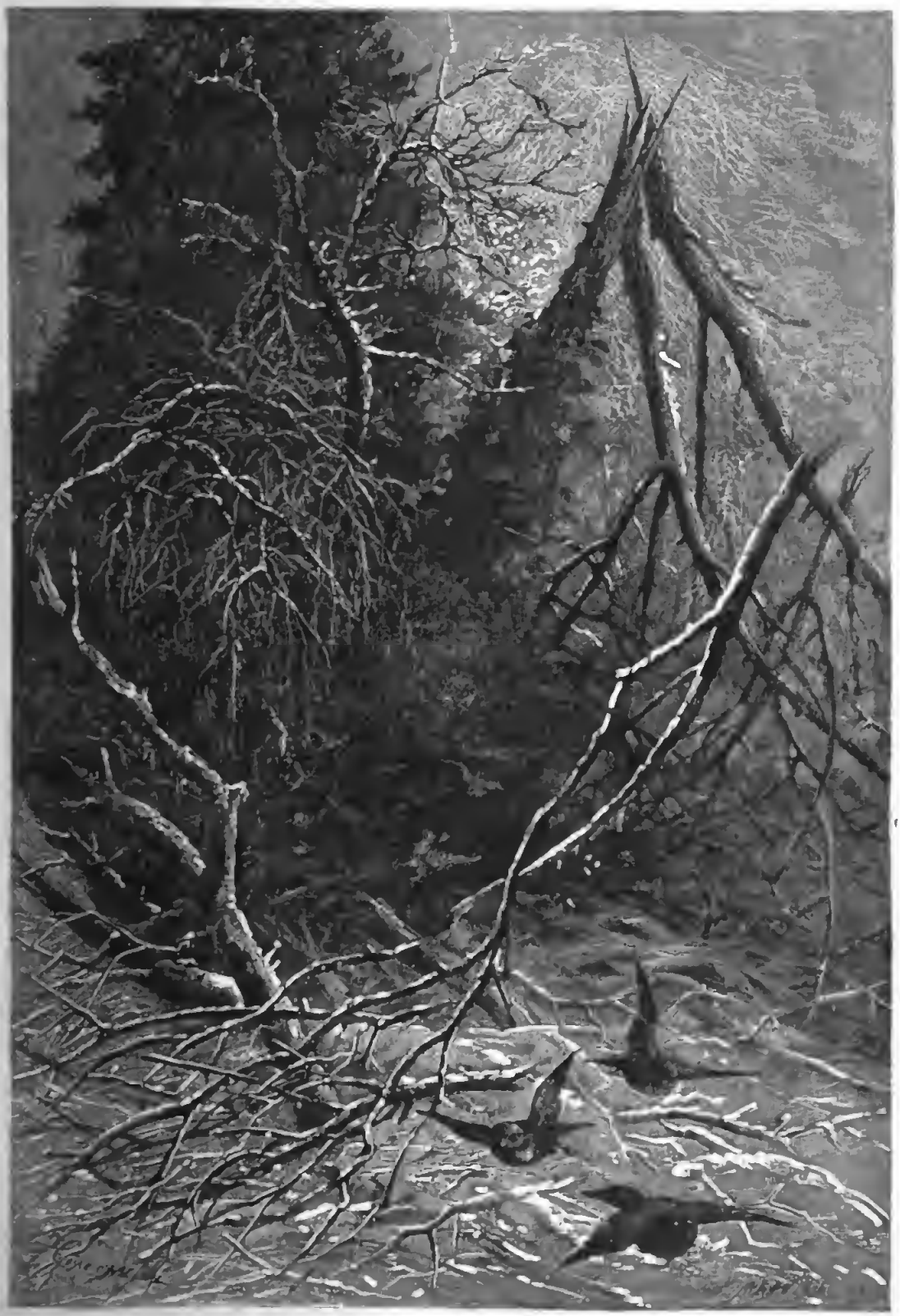
Georg's neue Ehe wurde mit einem frischen, kräftigen Knaben gesegnet. „Was fehlt zu seinem Glück?" so fragte Mancher. Er war reich, angesehen und glücklich. Ja, wenn das Menschenauge nur immer tief genug dringen könnte, wie würden wir staunen! Von hoch oben blickte ein Auge hernieder, dem kein Betrug verborgen bleibt.

Ein Winterbild.

Hierzu die Illustration.

Komm't, sehet an dem Winter
Doch eures Lebens Bild:
Wie sind die Menschenkinder
Von Sorgen stets erfüllt!

Es ist ihr ganzes Leben
Voll Unruh, vielbewegt,
Bis all ihr Thun und Streben
Im Tod zur Ruh' sich legt.



Digitized by Google

Im Grabe findet Frieden,
Wer Ruhe hier nicht fand.
Da ſchlafen ſanft die Müden,
Bedeckt von Gottes Hand.

Einſt wird ein Lenz uns wecken
Aus unſres Grabes Nacht;
Dann ſind des Todes Schrecken
Vorbei, es iſt vollbracht.

Strobel.

Jeremias.

Zu den Sonntagſchul-Lektionen.

Für Haus und Herd von J. Kern.

Jeremia war der Sohn des Prieſters Hilkia, welcher zu Anathoth, einem kleinen Städtchen, drei römiſche Meilen nördlich von Jeruſalem entfernt, wohnte. Ob aber ſein Vater und der zur Zeit Joſia's genannte Hoheprieſter Hilkia identiſch geweſen, kann nicht mit Beſtimmtheit nachgewieſen werden, obgleich es nicht wahrſcheinlich iſt, daß zwei Perſonen gleichen Namens und zur ſelben Zeit Prieſter waren. Wie aber dem auch immer ſein mag, ſo wiſſen wir doch mit Beſtimmtheit, daß ſeine Jugendzeit Zeuge gewaltiger Gährungen unter dem Volke geweſen ſein muß. Siebenzig Jahre waren verfloſſen, ſeitdem Jeſaia zum letzten Mal ſeine Stimme gegen König und Volk erhoben hatte, aber anſtatt ſich zum Herrn zu wenden, war das Volk immer tiefer in Götzendienſt verſunken. Befanden ſich doch zu jener Zeit die Altäre Baals und der Aſtarte nicht nur auf den Höhen der umliegenden Berge, ſondern hatten ſelbſt im Tempel des Herrn eine Stelle gefunden, 2 Kön. 21, 5. Zephania, der Zeitgenoſſe Jeremia's, ſchildert ſeine Zeit auf folgende Weiſe: Wehe der widerſpenſtigen, unfläthigen, tyranniſchen Stadt. Sie will nicht gehorchen, noch ſich züchtigen laſſen; ſie will auf den Herrn nicht trauen noch ſich zu ihrem Gott halten. Ihre Fürſten in ihrer Mitte ſind brüllende Löwen; ihre Richter Wölfe am Abend, welche nichts laſſen bis auf den Morgen überbleiben. Ihre Propheten ſind leichtfertig und Verächter; ihre Prieſter entweihen das Heiligthum und deuten das Geſetz freventlich. Zeph. 3, 1—4. Wohl ſchien ein beſſerer Tag am Kommen zu ſein, als der Herr Jeremia zum Propheten berief, da Joſia der König ſich zum Herrn wandte, und auch das Volk zur Umkehr zu bewegen ſuchte. Und dennoch erſchrickt der zaghafte, zur Schwermuth geneigte Prieſterſohn, als der Ruf des Herrn an ihn erging, und gleichwie Moſe gethan, verſucht auch er ſich des Auftrags zu erwehren. Er glaubt hinreichenden Grund zu haben, ſich des Auftrags zu entziehen, kennt er doch ſeine Schüchternheit und weiß auch wohl, daß weder König noch Volk auf das Wort eines Jünglings achten werden. Zudem war es ganz gegen ſeine Neigung, öffentlich aufzutreten, vielmehr entſprach es ſeiner Neigung, in ſtiller Zurückgezogenheit über das Elend ſeines Volkes zu weinen, als daß er vor König und Volk das Herannahen der Gottes-Gerichte verkündigen ſollte. Aber der Herr nimmt den Auftrag nicht zurück, er fordert Gehorſam von ſeinem Knechte ebenſowohl als von dem Volk. Er zwingt den Propheten nicht ſeinen Willen zu thun, ſondern überläßt es ſeiner freien Wahl zu gehorchen oder nicht, ſagt ihm aber, was die Folge des Ungehorſams ſein werde. Er gehorchte und wurde, wenn auch nicht der größte, ſo doch ein großer Prophet, welcher in beſonderem Sinne ein Vorbild auf Chriſtum wurde. Wohl fehlt ihm zum Theil die Gewandtheit der Rede, ſowie Schönheit der Darſtellung, wie wir ſie bei Jeſaia finden, dafür aber finden wir hier einen Pathos, wie dieſes bei keinem anderen Propheten der Fall iſt. Welche Tiefe des Schmerzes über die Blindheit und Verkehrtheit ſeines Volkes iſt bei ihm wahrzunehmen? Und ſelbſt dann, wenn er im Namen des Herrn droht, wähnt man faſt das Echo eines unterdrückten Seufzers durchklingen zu hören. Seine Fürbitten für das Volk erinnern an Moſe, welcher aus Liebe zu ſeinem Volke den Herrn bittet, entweder dem Volk ſeine Sünden zu vergeben, oder auch ſeinen Namen aus ſeinem Buche zu tilgen; oder an Paulus, welcher aus brünſtiger Liebe zu ſeinem Volke wünſchte verbannt zu ſein von Chriſto um ſeiner Brüder willen.

Welch' einen Schmerz empfand der Prophet, als er die Erfolgloſigkeit ſeiner Predigt, die Verſtocktheit ſeines Volkes und die Verkehrtheit der Propheten und Prieſter beobachtete, wohl wiſſend, welch eine ſchreckliche Strafe über ſie hereinbrechen werde. Kein andrer Prophet hatte unter gleich ſchwierigen Verhältniſſen ſeinen Beruf zu erfüllen. Er ſtand zu nahe der hereinbrechenden Kataſtrophe, als daß er, wie Jeſaia, ſeinen Blick einer hoffnungsvolleren Zukunft zuwenden, und dadurch die Troſtloſigkeit ſeiner Zeit in den Hintergrund treten laſſen konnte. Sein zartfühlend Herz hält ſeinen Blick auf das unabwendbar herannahende Elend gefeſſelt. Nur ſelten kann er ſein Seherauge für kurze Zeit

einer hoffnungsvolleren Zukunft zuwenden und Troſt gewinnen, ſobald aber ſein Auge auf ſeine Zeit fällt, erfüllt namenloſer Kummer ſein Herz. Betrachtet er die Hoffnungsloſigkeit ſeiner Anſtrengungen, dann möchte er ſein Volk verlaſſen und fliehen, und doch kann er nicht, die Liebe zu ſeinem Volk hält ihn gefeſſelt; er ſtimmt eine Wehklage an, Kap. 8, 18—23, wie ſie troſtloſer in der ganzen h. Schrift nur noch einmal gefunden wird (Lukas 19, 41). Jeremias klagt: „Die Ernte iſt vorbei, und der Sommer iſt dahin und uns iſt keine Hülfe geworden.“ Jeſus ſieht die Stadt an und weint über dieſelbe, und ruft in tiefem Schmerze aus: „Wenn du es wüßteſt, ſo würdeſt auch du bedenken zu dieſer deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient.“ Beide ernten den Haß des Volkes in einem ſolchen Grade, daß man im blinden Uebermuthe ſie als Läſterer wider des Herrn Haus bezeichnet, und zwar beide Male von den Führern des Volkes, Jer. 26, 11 und Matth. 26, 61; beide werden zuletzt ergriffen, Jeremias wird in eine Grube geworfen, Jeſus wird an's Kreuz geheftet.

Sollte es uns denn noch befremdend erſcheinen, daß unter ſolchen Verhältniſſen dem Propheten der Muth ſinkt, und er in ſeinem Elend den Tag ſeiner Geburt verflucht? Oder daß er daran gedacht, ſeine prophetiſche Wirkſamkeit einzuſtellen, weil dieſelbe ihm Hohn und Spott eintrug und doch keinen Erfolg hatte? Erſt nachdem er eingekerkert war und dadurch der Volkshaß ſeinen Höhepunkt erreicht hatte, da erhebt der Prophet ſein Auge und ſieht, daß in der Zukunft ein beſſerer Tag am Kommen, ein Tag der Erlöſung und Befreiung ſeines Volkes. Auch Jeremia ſieht den Knecht Jehovah's, ein Sproß der Gerechtigkeit, erſcheinen; ſieht auch, daß durch dieſen ein ganz neues Verhältniß, ein neuer Bund zwiſchen Jehovah und ſeinem Volke geſtiftet werden ſoll. Damit aber dieſer neue Bund wirkſamer ſei, als der alte geweſen, will der Herr eine neue Grundlage ſchaffen, d. h. anſtatt wie bisher die Sünde der Väter an den Nachkommen heimzuſuchen, will er die Sünde vergeben und der Miſſethat, um ſeines Knechtes willen, deß Name „Jehovah unſere Gerechtigkeit“ iſt, nicht mehr gedenken. Auch ſoll hinfüro das Geſetz durch Mittheilung ſeines Geiſtes in die Herzen des neuen Bundesvolkes eingeſchrieben werden. Dieſes Alles aber wird der Herr aus Gnaden, um ſeines Knechtes willen thun.

Aber Jeremia war es nicht geſtattet, gleich ſeinem Vorgänger Jeſaia den Feierabend ſeines Lebens im Hochgenuß der Betrachtung zukünftiger Siege des Reiches Gottes zuzubringen, ſondern nach kurzer Erquickung an dem liebtichen Bild der hoffnungsvolleren Zukunft bricht die ſchreckliche Kataſtrophe über ſein innigſt geliebtes Volk herein. Auf Befehl des Herrn fordert er König und Volk zur freiwilligen Uebergabe an den König von Babel auf, da ſie dadurch die Stadt vom Untergange retten würden. Aber auch jetzt noch will man von Uebergabe nichts hören, ſondern vielmehr verſucht man es, denjenigen aus dem Wege zu räumen, welcher ſolch' ſcheinbar unpatriotiſchen Rath ertheilt. Man wendet ſich an den ſchwachen König, um den Propheten unſchädlich zu machen, und obgleich genügend Grund vorhanden, anzunehmen, daß der König dem Propheten nicht feind war, übergab er ihn doch einem mit diaboliſchem Haſſe erfüllten falſchen Prieſter- und Prophetenthum. (Ganz ähnlich geſchah es ſpäter mit dem Propheten der zweiten Zerſtörung Jeruſalems, Jeſus.) Nun erfolgt die tiefſte Erniedrigung des Propheten. Wie ein Hochverräther wird er in eine Schlammgrube geworfen, um, wie man glaubte, dort elendiglich umzukommen. Durch dieſe That wurde „das Maß der Verſchuldung vollgemacht und das Gericht der Vernichtung über die unglückliche Stadt herabgerufen“. Dem König aber, weil er den Propheten des Herrn aus der Grube ziehen läßt, wird durch den Propheten noch einmal angezeigt, daß, wenn er auf des Propheten Wort merken werde und ſich freiwillig übergebe, ſo ſollte an ihm und ſeinem Hauſe, ſowie an der Stadt Milde geübt werden. Zidkia aber fürchtet den Spott der Juden mehr als das Mißfallen Jehovah's; dadurch wurde auch ſein Maß der Verſchuldung voll, und ſchrecklich wird ſeine Menſchenfurcht an ſeinem Hauſe gerächt durch die ſiegenden Chaldäer.

Als die Chaldäer die Stadt eingenommen hatten, ſtellte der Hauptmann es dem Propheten frei, mit nach Babel zu gehen, oder mit den wenig Ueberbliebenen im Lande zu bleiben. Jeremia aus Liebe zu ſeinem Vaterlande und Volk erwählt Letzteres, doch nachdem man den König Gedalja ermordet hatte und nach Egypten floh, zog auch Jeremias mit ihnen dorthin. Als nun das Volk ein Götzenfeſt begehen wollte, erhob der Prophet zum letzten Mal ſeine Stimme im Namen Jehovah's, aber vergebens, das Volk beharrt im Götzendienſt. Ob der Prophet in Tachpanhes geſtorben oder nicht, wird uns nicht berichtet. Er hatte etwa vierzig Jahre geweiſſagt, hatte viele Thränen vergoſſen und viel Kummer und Elend geſehen. „Kein Prophet iſt von ſeinem Volke zu Lebzeiten ſo mißhandelt, aber auch nach ſeinem Tode ſo hoch geehrt worden.“ Er wurde als Vorläufer des Meſſias erwartet, und gleichſam als Schutzheiliger Iſraels betrachtet.

Drei Fragen in der preußiſchen Generalſynode.

Für Haus und Herd von Dr. R. R. in Berlin.

Die preußiſche Generalſynode, welche kürzlich ihre zweite ordentliche Sitzung in Berlin gehalten, hat ſich unter Anderm mit drei Fragen beſchäftigt, die auch drüben in Amerika von Intereſſe ſind, zumal da dieſe Synode in ihren Beſchlüſſen einen bedeutenden Einfluß auf ganz Deutſchland ausübt.

Endgültig zwar hat die Generalſynode dieſe Fragen nicht entſchieden, dazu hat ſie keine Macht. Sie kann in ſolchen Sachen nur an den Oberkirchenrath berichten, der wiederum ſo viel entſcheidet, als er kraft ſeiner Macht vermag. In den Ver. Staaten würde man die preußiſche Generalſynode eine berathende Verſammlung nennen, welcher in untergeordneten Sachen das Beſchlußrecht, in anderen Dingen aber das Recht des Vorſchlags zukommt.

Dieſe Synode beſteht erſt ſeit 10 Jahren, iſt aus dem Bedürfniß der Gemeindevertretung entſtanden und darf als ein Zugeſtändniß des Staates oder der Staatskirche an die Gemeinden angeſehen werden.

I.

Die erſte der drei Fragen, auf welche ich aufmerkſam machen will, möchte ich die Sekten-frage nennen.

Es iſt neuerdings rein unmöglich, daß ein kirchlicher Körper in Deutſchland zu tagen vermag, ohne auf dieſe Frage zu kommen. Auch die Generalſynode hatte die Sekten vor. Der Oberkirchenrath wurde nämlich von der Synode erſucht, gegen die Sekten ſtrenger vorzugehen: 1) Indem ſolchen Sektenleuten, die ſich außerhalb der Landeskirche an Kultusakten betheiligen, kein Amt anvertraut werde. 2) Daß man gegen Glieder der Staatskirche, welche an ſich oder an ihren Angehörigen kirchliche Handlungen von ſolchen vollziehen laſſen, die nicht Staatsgeiſtliche ſind, kirchen-ſtrafrechtlich verfahre — bis zur Verſagung kirchlichen Begräbniſſes.

Gegen Nummer eins dieſes Beſchluſſes läßt ſich nichts einwenden. Wer mit der Staatskirche zerfallen iſt — taugt auch nicht in einen ſtaatskirchlichen Vorſtand, obwohl mancher Sektenmann einen viel beſſeren Kirchenvorſteher machen würde, als viele Schlemmer, Säufer und offenbare Sünder, welche im Gemeinde-Kirchenrath ſitzen.

In Nummer zwei aber haben die hohen Herren ihre Kurzſichtigkeit und Engherzigkeit wieder glänzend bewährt. Das, was ſie Sekten heißen, iſt meiſtens durch die todte Gleichgültigkeit, den Unglauben und den Rationalismus in der Staatskirche entſtanden. Gläubige Chriſtenmenſchen haben ſich dieſen großen Schäden gegenüber zuſammengethan, um für ihre Seelen Sorge zu tragen, für welche die Staatskirche an tauſend und abertauſend Orten reinweg nichts thut. Nicht ſelten gehören ſolche ſogenannte Sektenleute zu den lebendigſten und ernſteſten Chriſten des Ortes oder der Stadt. Wenn ſie ſich im Laufe der Zeit weiter und weiter von der Staatskirche entfernt haben, und ſich nicht mehr von ihr maßregeln laſſen wollen, ſo iſt dieſe meiſt ſelbſt daran ſchuld.

Wenn nun die Staatskirche gegen ſolche gläubige Chriſten mit Strafmaßregeln vorgeht und ihnen am Ende gar das chriſtliche Begräbniß verweigert, während ſie ein Gleiches gegen die Ungläubigen, Spötter und ſchlechten Menſchen, die ſich weder am Gottesdienſt noch Abendmahl betheiligen, nicht thut: ſo iſt die Staatskirche mit einer unheilbaren Blindheit geſchlagen und begeht nicht nur eine Thorheit, ſondern auch eine Barbarei. Oder ſoll dem Unglauben der volle Zügel gelaſſen und nur der Glaube mit der Peitſche gezüchtigt werden?

II.

Die zweite Frage betrifft die Sonntagsruhe, und mit dem betreffenden Beſchluß der Synode wird jeder Chriſt übereinſtimmen. Dieſer Beſchluß geht dahin, daß durch Geſetze den Staatsbeamten die Sonntagsruhe geſichert, landwirthſchaftliche und gewerbliche Arbeiten verboten und die Vergnügungslokale ꝛc. ꝛc. ſtrenger überwacht werden.

Welch' zuſammengeſetzte Maſchinerie die Staatsmaſchine des neuen deutſchen Reiches iſt, geht daraus hervor, daß obige, die Sonntagsruhe betreffenden Beſchlüſſe von der Generalſynode an den Oberkirchenrath empfohlen werden; dieſer hat ſie alsdann weiter an's königlich preußiſche Staatsminiſterium zu befördern, und von da kommen die Vorſchläge an den Bundesrath des deutſchen Reichs. — Wie viel von dieſen Beſchlüſſen übrig bleibt — falls ſie überhaupt ſo weit kommen — bis ſie durch all dieſe Siebe geſichtet wurden, das weiß kein Menſch.

Hofprediger Stöcker trat mit Andern feſt und energiſch für dieſen Antrag ein und machte am Schluß ſeiner Rede darauf aufmerkſam, daß es nicht blos darauf ankäme, Geſetze zu haben, ſondern namentlich darauf, Einzelne und chriſtliche Gemeinden zu beeinfluſſen.

Digitized by Google

„Wir wollen," sagt Stöcker, „uns nicht blos an den Staat und die Behörden, sondern auch an die christliche Gemeinde und an das evangelische Volk wenden, um es zur Mitarbeit zu bewegen. Die Generalsuperintendenten können eine Art Hirtenbrief an die Gemeinden erlassen und darin erwähnen, daß die Generalsynode die Sonntagsruhe gewünscht hat. Es kommt auf den ernsten Willen des Volkes mehr an, als auf Gesetze. Wir wollen uns an Arme und Reiche, an Arbeiter und Arbeitgeber wenden und unsern Ruf an sie ergehen lassen. Die Gesetzforderung allein ist nichts, man muß selber Vorsätze haben. Bloße Maßregeln können nicht viel thun, sondern die sittliche Willenskraft des Einzelnen muß mithelfen. Nicht synodale Beschlüsse, sondern heilige Entschlüsse der Christen sind es, worauf es am meisten ankommt. Wenn erst die sittliche Weltordnung mit ihrer Sonntagsheiligung im Volke wieder Wurzel faßt, dann wird auch der soziale Friede wieder bei uns einkehren, dann wird das Bewußtsein wieder allgemein werden, daß über unserm Volk ein liebender Vater thront, daß nach dieser Zeit eine ewige Heimath unser wartet. Gegen die furchtbaren Umsturzbestrebungen der Gegenwart giebt es keinen anderen Felsen, als den der ewigen Wahrheit des Christenthums."

III.

Zum Dritten möchte die Generalsynode auch etwas zu sagen haben bei Besetzung kirchenregimentlicher Aemter und theologischer Professuren. Darin hat sie bis jetzt, wie überhaupt im Kirchenregiment, gar keine wirkliche Macht.

Bei der Diskussion über diesen Antrag, welcher übrigens angenommen wurde, kam es so recht zu Tage, wie fest die Landeskirche mit all' ihren staatlichen Vorrichtungen noch in vielen Gemüthern sitzt, und daß deßhalb die, welche auf baldige Trennung der deutschen Kirche vom Staat hoffen, gar schlechte Propheten sind.

Der Präsident des Oberkirchenraths, Herr Dr. Hermes, sagte z. B. der Generalsynode ganz offen und frei, daß der Landesherr als Inhaber des Kirchenregiments aus der Fülle seiner Rechte den Gemeinden etwas freiwillig abgegeben habe, woraus die Generalsynode entstanden sei. Als dieser Körper organisirt worden, habe man innerhalb desselben offen ausgesprochen, daß sich bei Besetzung der Professuren der Staat niemals synodalen Einfluß gefallen lassen werde. Heute verlange man schon mehr. Die Bewegung des Jahres '48, wo man glaubte, das landesherrliche Kirchenregiment würde sich seiner Stellung zur Kirche entäußern und die evangelische Kirche würde sich selbstständig und handlungsfähig entwickeln, könne heute nicht mehr in Betracht kommen. Die Verhältnisse hätten sich entwickelt und seien 1875 mit der Gründung der Generalsynode zum festen Abschluß gekommen. Es könne deßhalb keine Rede davon sein, das Kirchenregiment zu nivelliren u. s. w.

Ja wohl, die baldige Trennung der deutschen Kirche vom Staat ist ein Traum, und wer ihn träumt — der wird getäuscht. Selbst die evangelisch Gesinnten in der deutschen Staatskirche, welche für die Gemeinde-Rechte kämpfen, wie Stöcker u. Andere, denken nicht an die gänzliche Trennung der Kirche vom Staat, sondern sehen in der Vereinigung beider noch außerordentlich viel Heil.

Aus den Verhandlungen über diese Professurenfrage ging aber auch zur Genüge hervor, wie nothwendig es ist, daß gläubige Menschen bei Anstellung der theologischen Professoren ein entscheidendes Wort zu sprechen haben.

Da sagte z. B. Professor Beyschlag aus Halle ganz unverhohlen während der Diskussion:

„Ich kenne zwar keinen evangelischen Professor, der unsern Heiland für ein gewöhnliches Menschenkind und nicht für „den Herrn", für „*seinen* Herrn" hält, aber wenn Sie im strengen Sinn rechtgläubige Professoren verlangen, da können wir Ihnen nichts versprechen. Wenn Sie solche suchten, würden Sie in große Verlegenheit kommen. (Erregung und Heiterkeit.) Vielleicht ist kein einziger darunter. Alle historische Entwickelung beruht auf zweierlei, auf Ueberlieferung und Kritik; das gilt auch vom Protestantismus, vor allem von unserer Wissenschaft. Schlimm genug, wenn die Wissenschaft die Ueberlieferung verachtet; aber sie wäre keine Wissenschaft, wenn sie die Ueberlieferung nicht prüfte, wenn sie keine Kritik übte. Jedes Dogma trägt etwas in sich von ewiger Wahrheit und menschlicher Form, ersteres ist die Seele, letzteres der Leib des Dogmas. Diesen haben die Leute seiner Zeit so gut gemacht als sie konnten. Wenn wir aber das Dogma nicht versteinern lassen wollen, müssen wir es erweichen, verjüngen und in das Verständniß der Zeit zu versetzen suchen."

Darauf antwortete Stöcker sehr richtig:

„Unsere jungen Studenten der Theologie gehen an dem Uebermaß der Kritik, das ihnen von den Professoren entgegengebracht wird, oft zu Grunde. Das kirchliche Leben bewegt sich nicht blos zwischen Tradition und Kritik; es lebt nicht blos im Geist der Zeit, sondern auch in dem der Ewigkeit, und dieser ist es, der in die jungen Herzen hinein gesenkt werden muß. Die Studenten lernen viel zu viel von abstraktem Wissen, viel zu wenig von der praktischen populären Amtsführung. Die Statuten der Fakultäten schützen nicht gegen Irrlehre, wie das Beispiel von Bonn zeigt."

Nun — ich hoffe, daß die ernsten evangelischen Christen in Preußen und in ganz Deutschland mit ihren Reformen durchdringen und mittelst der Generalsynode beim Oberkirchenrath, und durch diesen beim königlich preußischen Ministerium und endlich beim Bundesrath des deutschen Reiches gute Vorschläge durchsetzen.

Und — wird diese Hoffnung nicht so schnell verwirklicht — so bin ich auch nicht getäuscht.

Trotz Tante Penelope.

Thust Du das wirklich, ſo will ich Dich nie wieder als meine Nichte anſehen," ſagte meine Tante Penelope.

„So ſieh' mich doch nicht ſo zornig an, Penelope; als ſei ich daran ſchuld," warf meine Mutter in klagendem Ton dazwiſchen. „Ich war von Anfang an gegen die ganze Geſchichte, das wiſſen die Töchter ſehr gut."

Mama trocknete ihre Augen und blickte durch die naſſen Scheiben in den Garten hinaus, der in ſeinem Märzgewande trübſelig genug ausſah. Tante Penelope ſchlug den Saum ihres violetten Seidenkleides zurück und ſetzte ihre Füße auf den Kamin.

„In Dir, Lisbeth, habe ich mich ſehr getäuſcht. Du weißt nicht, was Du Deiner Stellung ſchuldeſt und biſt eine Schmach für den Namen Wildenhahn!"

Meine hübſche Schweſter Lisbeth, welche der Sonnenſchein des Hauſes war, wendete ſich vom Feuer ab und ſagte beſcheiden aber feſt: „Wenn Du mir zuhören willſt, liebe Tante, ſo gelingt es mir vielleicht, Dir eine andere Meinung beizubringen."

Tante Penelope warf ihren Kopf ſo entſchieden zurück, daß die darauf zitternden Marabufedern vernehmlich ſagten: „Mich wirſt Du nicht bekehren!" Da aber der Mund ſchwieg, fuhr Lisbeth fort:

„Zuerſt ſtarb unſer lieber Vater, und das war das Schrecklichſte, was uns begegnen konnte."

Meine Mutter fing leiſe an zu weinen und Lisbeth fuhr eilig fort: „Dann fanden wir, daß wir arm, anſtatt reich waren und Alles hergeben mußten, bis auf Mama's Vermögen, ſo daß uns nichts übrig blieb, als ganz hierher nach W. zu ziehen—"

„Wo das alte Haus bis zum letzten Dachziegel an Peter Dreifach verpfändet iſt," unterbrach ſie Tante Penelope.

„Ja," bekräftigte Lisbeth. „Das wollte ich eben ſagen."

„Nun iſt aber," fuhr meine Tante in ihrem entſchiedenſten Tone fort, „das Vermögen Deiner Mutter beinahe groß genug, um davon zu leben!"

„Ich möchte lieber gleich todt und begraben ſein, als — beinahe leben;" ſagte Stella in kläglichem Ton. „Müßte ich denken, daß ich nie wieder hübſche Kleider und Atlasſtiefel und Theaterbillets haben, nie wieder ein Symphonie-Concert hören ſollte, ſo wollte ich lieber ſterben."

„Du ſprichſt wie eine Dame und wie eine Wildenhahn!" rief Tante Penelope. „Du wenigſtens haſt Zartgefühl und Lebensart, Stella!" Und wieder zitterten die Federn, aber diesmal beifällig.

Lisbeth preßte die Lippen aufeinander und blickte ſchweigend ins Feuer.

„Es nützt gar nichts, Peter Dreifach um Nachſicht zu bitten. Er iſt ein engherziger, geldſtolzer, alter Geizhals," verſicherte die Tante.

„Er ſchickte Mariannen's Mutter im vorigen Winter eine Fuhre Kohlen," warf ich ein.

„Er trägt geflickte Stiefel," behauptete Stella, „und er könnte uns die Schuldverſchreibung recht gut ſchenken, wenn er nur wollte. Was ſind ihm 4500 Mark?"

„Er gab den Kindern der Johannisſchule im vorigen Jahre ein Schulfeſt!" entgegnete Lisbeth.

„Ich will nichts gegen ihn ſagen," ſprach Mama; „aber die Leute meinen, er ſei ſo geizig, daß er nicht einmal Fleiſch ißt, auch rührte er keinen Finger, als im vorigen Herbſt Arthur Silber's Pferde Schulden halber verkauft werden mußten; und ſie waren doch Verwandte ſeiner Frau!"

„Wer? Die Pferde?" — lachte Lisbeth, küßte aber dann begütigend die Hand meiner Mutter.

„Er wird Euch das Geld kündigen, ſo gewiß ich Penelope Wildenhahn heiße," ſagte meine Tante. „Vielleicht borgt Euch Jemand Geld. Ich beſitze kein flüſſiges Kapital, will aber Stella mit nach Scheveningen nehmen."

„Wir könnten doch eine Stadtwohnung miethen," erwiderte jene mit weinerlicher Stimme.

„Das wäre wohl ſehr thöricht, da wir hier ein hübſches Haus haben, und Papa wünſchte ausdrücklich, daß wir dies Haus nicht verkaufen ſollten," warf ich ärgerlich ein.

„Wenn Ihr denn einmal arbeiten müßt," fing Tante Penelope wieder an, „ſo wählt wenigſtens eine Beſchäftigung, welche für Damen paßt. Aber ſein Brot durch Kochen erwerben! einen Laden haben! Pfui, unter aller Würde!"

„Ja, wahrhaftig," ſagte Mama in ihrer unſelbſtſtändigen Weiſe. „Aber Lisbeth hatte ſtets ſolch' niedrige Neigungen. Schon als Kind wollte ſie immer kochen und Puppenwäſche bügeln, ſtatt ſich wie Stella zu verkleiden und „Beſuche machen" zu ſpielen."

„Es thut mir wirklich ſehr leid, daß es Euch allen ſo zu Herzen geht," verſicherte Lisbeth. „Weil wir nun aber einmal Geld verdienen müſſen und Kochen mein einziges Talent iſt, wäre es für mich Unſinn, etwas Anderes zu unternehmen. Ich will nicht prahlen, aber ich war wirklich eine der beſten Schülerinnen in der Kochſchule."

„Eine vornehme Kochſchule!" höhnte Tante Penelope. „Was kannſt Du Großes in der gelernt haben? Vom wirklichen, praktiſchen Kochen haſt Du keine Ahnung, Kind!"

„Doch, ich kann kochen!" ſtieß Lisbeth eifrig heraus. „Frage nur Marianne. Ich habe den ganzen Winter über die Sache nachgedacht. Alles Brot, was wir in den beiden letzten Monaten aßen, habe ich gebacken, Du ſiehſt alſo, daß ich nicht ganz ungeſchickt bin."

„Lisbeth, Du biſt ein Juwel," rief ich aus und zertrümmerte die in Thon gebildete Nachbildung der „Schlafenden Peri", welche ich für Mama modellirt hatte. „Ich will Deine rechte Hand werden und lieber mein Lebenlang gutes Brot backen, als ſchlechte Bildhauerarbeit liefern!"

Lisbeth küßte mich.

„Du ſelbſt biſt das Juwel, und wenn wir dermaleinſt durch Semmel und Kuchen reich geworden ſind, ſollſt Du nach Italien gehen und der größte Bildhauer des Jahrhunderts werden!"

Digitized by Google

„Nun," ſagte Tante Penelope, die ſich erhoben hatte, „ich habe gethan, was in meinen Kräften ſtand, aber Du biſt ein eigenſinniges, halsſtarriges Geſchöpf, das auf ſeinem Willen beſteht, und ich will nichts mehr mit Dir zu ſchaffen haben. Helene, es wird mich freuen, Dich und Stella bei mir zu ſehen, wenn Ihr in die Stadt kommt; im Uebrigen waſche ich meine Hände in Unſchuld!"

So ſprechend, rauſchte ſie ſteif zur Thüre hinaus, ohne Lisbeth und mich auch nur noch eines Blickes zu würdigen.

„So!" rief Stella. „Da haſt Du die Beſcheerung, Lisbeth. Das macht Dir wohl Freude?"

Lisbeth lachte und küßte Mama, ohne der Schweſter zu antworten. „Und jetzt komm, Nanny," ſagte ſie vergnügt. „Wir wollen unſer künftiges Königreich in Augenſchein nehmen!"

Unſer „Königreich" war ein Gebäude, das für ſich lag und von meinem Vater zu Küchenzwecken gebaut worden war, aber unbenutzt ſtand. Es enthielt zwei durch einen Vorſaal getrennte Räume, welche die ganze Breite des Häuschens einnahmen, und aus denen je eine Thür nach dem Garten, eine andere nach der Hauptſtraße führte, welche hinter unſerem Hauſe hinlief.

„Dies alſo," ſagte Lisbeth, geſchäftig umherlaufend, „wird die Küche; das Zimmer gegenüber der Laden. Ich werde Küch- und Kellermeiſter ſein und Du, Nanny, mußt den Verkauf übernehmen, weil Du ſo gut rechnen kannſt. Sieh einmal hier," plauderte ſie weiter und ſchwang ſich auf den Küchentiſch. „Ich habe ein paar Karten geſchrieben, die um Kunden bitten, und welche wir unſern Bekannten zuſchicken wollen. Hier in dieſem Buch aber ſtehen eine Menge Namen von Leuten, die bei uns kaufen wollen. Schau nur, eine ganze Seite voll! Sie werden zu uns kommen, ſtatt ihren Vorrath von Kuchen und Leckerbiſſen aus der Stadt zu holen. Es iſt ein rechtes Glück, daß der Ort aus lauter einzeln liegenden Landhäuſern beſteht, die wie gemacht ſind für Picknicks, Landpartien und Croquet Geſellſchaften. Du glaubſt nicht, wie freundlich ſie mich Alle behandeln, Nanny."

Hier faßte mich Lisbeth plötzlich um die Taille und wirbelte mit mir in der Küche herum, während ihre glänzenden dunklen Augen durch Thränen lachten.

„So," ſagte ſie, und blieb athemlos ſtehen. „Nun iſt der überflüſſige Dampf verpufft, und wir wollen uns würdevoll an's Werk machen. Gehen wir jetzt in's Haus und ſagen wir Mariannen, wir ſeien nicht länger reich genug, um ſie zu behalten; die kleine Jenny, welche nur 8 Mark monatlich bekommt, kann ganz gut alles Nöthige beſorgen."

Am Montag wurde unſer Gartenhäuschen blitzblank geſcheuert und eingeräumt, und Marianne, die mit einem Arm voll Küchengeräth eintrat, bemerkte wohlgefällig: „Alles ſo ſauber, wie aus dem Ei gepellt, und wenn es nicht um Mutter und die Kinder wäre, bliebe ich lieber hier und hülfe Ihnen, Fräulein Lisbeth. Gottes Segen über Sie! Sie ſind eine brave, junge Dame!"

Mama konnte es nicht über's Herz bringen, uns zu beſuchen, aber Stella kam herüber und hütete ihr Kleid ſo ängſtlich vor jeder Berührung, als wäre ſie in einem Kohlenſchuppen ſtatt in einer Küche, die vor Sauberkeit leuchtete.

„Was werden Frau Falkner und Agnes Lollen und all die anderen Damen ſagen!" ſtöhnte ſie aufgeregt.

Wer aber am nächſten Morgen zuerſt unſern Laden mit einem ſo freundlichen und roſigen Geſicht, wie ein Maimorgen, betrat, war Frau Falkner. Sie erbot ſich, eine Preisliſte mit uns aufzuſetzen. Mir ſchienen die Preiſe unverhältnißmäßig hoch, aber ſie ſagte, daß ſie Alles mit den übrigen Damen verabredet habe. Am nächſten Tage eröffneten wir wirklich unſern kleinen Laden, und unter all' unſern Kunden waren nicht ſechs, die uns anders, als mit der größten Freundlichkeit behandelten. Wir lernten auf dieſe Weiſe unſere wahren von den falſchen Freunden unterſcheiden. Gut-Wetter-Freunde verdienen den edlen Freundesnamen nicht.

Natürlich gab es wunderliche Leute unter unſeren Kunden, und wir mußten uns anſtrengen, um Alle zu befriedigen. Da war das alte Fräulein Sauer, die Sultanroſinen in ihrem Brot haben wollte; Frau Hollandt, die nur herzförmige Königskuchen kaufte, und die Hoffmann's, welche ihre Sahnetörtchen immer ſelbſt ausſuchten und alle gleich groß verlangten. Der wunderlichſte von Allen aber war Herr Peter Dreifach.

An einem glühendheißen Junitage hörten wir das Aufſtampfen eines Stockes auf dem Gartenwege, während ich Buch führte und Lisbeth Johannisbeergelee auf die friſchen Blätterteigkuchen legte, die Frau Falkner zu einem Frühſtück beſtellt hatte; dann verdunkelte ein Schatten die Thür, und auf der Schwelle erſchien Peter Dreifach, ein kleiner, wunderlicher, alter Mann im tabakfarbenen Anzuge mit breitrandigem Hut, ſchlecht geflickten Schuhen und ein Paar Stiefmütterchen im Knopfloch. Er ſah ſich einen Augenblick prüfend in dem blitzblanken Raume um, auf deſſen weißem Fußboden der Schatten der Weinblätter im Sonnenlicht zitterte.

„Nun," ſagte er mit ſeiner ſcharfen, trockenen Stimme. „Habt Ihr in Eurem Laden etwas Genießbares?"

Vielleicht war es weder klug noch höflich, aber ich antwortete ohne zu überlegen: „Wir haben in unſerem Laden nichts, das ungenießbar wäre."

„Doch," entgegnete er, und deutete mit ſeinem Stock auf ein Schränkchen mit Zuckerzeug. „Da habt Ihr allerlei Trödel, den kein Chriſtenmenſch eſſen kann. Torten und Kuchen! Widerwärtiges Zeug! Ich wollte, es läge dort, wo die See am tiefſten iſt. Habt Ihr einfache Milchbrötchen?"

„Gewiß, Herr Dreifach!" antwortete Lisbeth.

„Erlaubt Ihr den Kunden, hier zu eſſen?"

„Sonſt nicht, aber Sie ſind willkommen."

„So bringen Sie mir drei Brötchen und ein Glas Milch."

Lisbeth trippelte fort und kam gleich darauf mit einem Tablett, drei kleinen Semmeln und einem Glas Milch, in der die Eisſtückchen verlockend umherſchwammen. Peter's Augen glitten muſternd über das Mädchen hin, welches ihn freundlich bediente, ein Kleid von einfachem Waſchſtoff trug und ſein krauſes Haar unter ein Häubchen geſtrichen hatte.

„Ich sah Dich schon früher einmal, Mädchen," sagte er. „Es war im Winter. Du prangtest in Sammt und Seide und köstlichem Pelzwerk. Dein Vater saß neben Dir in dem Wagen mit den beiden Grauschimmeln und schaute stolz auf Dich herab."

„Ja, ja; ich erinnere mich!" entgegnete Lisbeth, welche nicht recht wußte, was sie sagen sollte und mit den Thränen kämpfte. „Nanny und ich fuhren abwechselnd mit Papa in die Stadt, wenn er in's Geschäft mußte. Wie stolz waren wir auf ihn und er auf uns, der arme, liebe Papa!"

„Ja, ja," sagte Peter Dreisach. „Damals warst Du seine Freude, aber was würde er sagen, wenn er Dich jetzt sähe? Würde er sich nicht schämen, daß seine Tochter Köchin geworden ist?"

Lisbeth richtete sich hoch wie eine Königin auf.

„Nein," entgegnete sie mit blitzenden Augen. „Mein Vater sieht uns. Er weiß, was wir thun, und ist heute so stolz auf uns wie ehemals, gleichwie wir ihn geliebt und geehrt hätten, wäre er auch nur ein Lumpensammler gewesen!"

Ihre Wangen glühten, ihre Augen leuchteten wie die Sterne, und ihre Haltung war wahrhaft fürstlich, als sie mit dem leeren Theebrett hinausging.

Der alte Geizhals murmelte nur: „Hm!" und verzehrte schweigend sein Frühstück. Als er fertig war, verließ er den Laden, steckte aber dann den Kopf durch das offene Fenster wieder herein und sah über einem Krug voll Rosen, der auf dem Fensterbrett stand, noch älter und trockener aus als gewöhnlich.

„Schreibe Brot und Milch auf Rechnung für Peter Dreisach," sagte er und ging.

Stella behauptete steif und fest, er werde sich später weigern, die Rechnung zu bezahlen, aber Lisbeth entgegnete, er stehe in dem Ruf eines zwar wunderlichen, aber ehrlichen Mannes und wir schrieben ruhig an; denn Tag für Tag sprach er bei uns auf dem Wege von der Eisenbahn vor. Ich durfte ihm nichts geben, er sagte: „Das Mädchen mit den schwarzen Augen soll mein Frühstück bringen;" und wenn er Brot und Milch verspeist hatte, steckte er allemal den Kopf zum Fenster hinein und murmelte: „Auf Rechnung von Peter Dreisach." Der Sommer war nicht gerade eine Zeit der Wonne für uns; denn bei großer Hitze kochen und backen ist kein Kinderspiel. Manche Tage waren nichts weniger als angenehm. Mama fühlte sich einsam ohne Stella, die in Scheveningen weilte, Tante Penelope schrieb zornige Briefe, voll von unheimlichen Prophezeiungen, und unser neues Mädchen, dem Lisbeth's Jugend nicht genügende Ehrfurcht einflößte, vernachlässigte seine Arbeit. Lisbeth wurde blaß und mager, und an heißen Tagen wollte mein Kopf vor Schmerz springen. — Wenn dann Mama jammerte, versicherte Lisbeth, sie sei auch früher von Gesellschaften und späten Stunden mager geworden, und mich plagte oft in meinem Atelier beim Hantiren mit nassem Lehm ebensolches Kopfweh; jetzt hatten wir wenigstens den Trost etwas zu leisten. — Und wir verdienten tüchtig; natürlich nur, weil Jedermann so freundlich gegen uns war. Es reichte hin, um bequem durch den Winter zu kommen und Peter Dreisach seine fälligen Zinsen zu bezahlen, so daß er nicht das Recht hatte, uns das Haus über dem Kopfe zu verkaufen.

Eines Tages, als wir so fleißig wie die Bienen über dem Backen verschiedenartiger hübscher Kuchen für eine Kindergesellschaft bei der Frau des Landraths waren, öffnete sich das Gartenpförtchen, und zur Thür herein trat Agnes Lotten, die ein einfaches Kleid von grauem Leinen trug und einen Korb mit Früchten und Blumen für Mama brachte.

„Ich komme, um Euch kochen zu helfen," sagte sie fröhlich, worauf wir alle drei zu lachen anfingen, denn Agnes war in der Kochschule, die wir gemeinsam besuchten, wegen ihres fortwährenden Mißgeschicks bekannt gewesen, hatte auch bei den Speisen, die sie bereitet, stets die Hauptzuthat vergessen. Sie ging erst zu Mama hinein, um ihr die Trauben zu bringen und ein wenig mit ihr zu plaudern, kam aber dann wieder heraus, um ihre Hilfe von Neuem anzubieten.

„Papa will mich abholen, wenn er heute Abend aus der Stadt zurückkommt," plauderte sie. „Ihr müßt mich also den ganzen Tag hier behalten." Dann las sie uns ein paar Briefe von gemeinsamen Freundinnen vor und verlangte darauf Arbeit.

„Weißt Du was?" sagte Lisbeth. „Du könntest die Kaffeekuchen formen; sie sind nicht schwer zu machen."

„Werde ich sie auch wirklich nicht verderben?" fragte Agnes ängstlich.

„Nicht, wenn Du Dir auch die ganze Nacht lang Mühe giebst," beruhigte sie Lisbeth. „Sieh, erst schneidest Du die Form aus, klappst sie zusammen, bestreichst die Ränder mit ein wenig Butter, so — und legst sie dann in die Pfanne zum Gehen, so — da!"

„O, laß mich's versuchen!" jubelte Agnes und streifte ihre Aermel in die Höhe. „Was für köstlicher, federleichter Teig! Meine Brötchen sind nie halb so gut wie die Euren, sie sehen plump und ungeschickt aus und sind immer schwer wie Blei. — O, Nanny, ist das nicht gerade wie Modelliren! Ich möchte wissen, ob wir in Italien halb so viel Spaß gehabt haben würden? Ach, ich —!"

Sie brach plötzlich ab. Das liebe Mädchen hatte mich nicht an die Zeit erinnern wollen, wo es Papas Absicht gewesen, mich mit den Lottens nach Italien zu schicken, um dort Bildhauerei zu studiren. Jetzt mischte sich Lisbeth schnell in das Gespräch, Agnes spaßte wieder über ihr Mißgeschick beim Kochen, und der Tag verging so heiter, wie zur Zeit unseres Glanzes, wo sie in der Stadt früh mit Staffelei und Handarbeit bei uns erschienen war, um gemeinsam mit uns zu arbeiten und fröhlich zu sein.

Der Sommer und ein herrlicher Frühherbst verstrichen; dann schlossen die Sommergäste ihre Häuser und kehrten in die Stadt zurück. Stella war aus Scheveningen heimgekehrt mit lavendelfarbenen Atlasbändern auf ihrem schwarzen Seidenkleide, und Lisbeth und ich räumten Küche und Boden zusammen, worauf wir das Gartenhäuschen für den Winter in Ruhestand versetzten.

Dann kam das Christfest heran. Wir hatten gefürchtet, Mama würden die Festtage schwer werden, da Papa am ersten Feiertage einen Schlaganfall gehabt hatte, welcher der Anfang seiner Krankheit gewesen war. Lisbeth und ich verfuchten

deßhalb den Frühſtückstiſch ſo ſchön wie möglich zu ſchmücken, damit Mama den Tag wenigſtens mit einem freundlichen Eindruck beginnen ſollte. Das Feuer brannte hell im Kamin, der Kaffee durchduftete das Zimmer und unter einer ſchneeweißen Serviette lagen Lisbeth's warme Brötchen; in einer Kryſtallſchale prangte goldener Scheibenhonig, den Marianne mit einem Gruß von ihrer Mutter zum Geſchenk gebracht hatte.

Während wir auf die Anderen warteten, lief Lisbeth hinaus, um den Schnee von den Thürſtufen abzufegen, und ich pflückte eine Handvoll Chryſantemum, mit denen ich den Tiſch ſchmückte; da kam Lisbeth mit blitzenden Augen und roſigen Wangen herein.

„Denk nur, Nanny," ſagte ſie, „eben bringt Hänschen Müller unſere Poſtſachen und bittet um unſere gütige Erlaubniß, den Winter über unſer Poſtbote ſein zu dürfen. Wahrlich, Wohlthun bringt Segen, und die alten Kuchen, mit denen wir ihn im Sommer beglückten, tragen reichliche Zinſen. — Fröhliche Weihnacht, liebſte Mama!"

Mamas langes, ſchwarzes Seidenkleid rauſchte in reichen Falten hinter ihr her, und die Sonne ſchien auf ihr blondes Haar. Gleich darauf kam auch Stella, die ſich gähnend und fröſtelnd in einen Shawl hüllte, und wir ſetzten uns an den Frühſtückstiſch.

„Ein Packet für Dich, Stella," ſagte Lisbeth, welche die Poſtſachen vertheilte. „Ein Brief für Mama und einer für Nanny, und ein gelbes Couvert für mich, das hoffentlich keine Rechnung enthält."

„Ich habe den reizenden Schmuck von Perlen und Türkiſen bekommen, den ich bei Hirſchfeld u. König ſo ſehr bewunderte!" ſagte Stella ſelbſtgefällig. „So lange ich in Trauer bin, kann ich ihn natürlich nicht tragen, aber es iſt ſehr freundlich von Tante Penelope!"

„Ja," beſtätigte Mama. „Sie iſt ſehr gütig. Sie ladet Dich, liebe Stella, und mich für die Feſtwoche zu ſich ein. Aber Nanny, was fehlt Dir, Kind, Du weinſt ja?"

„Ich muß weinen," erwiderte ich, „aber es ſind Thränen der Freude, und ich verdiene ſo viel Glück nicht. Wenn ich nicht glaubte, daß ich wirklich Talent beſäße, würde ich Dich gewiß nicht verlaſſen, Lisbeth, aber Frau Lotten fordert mich auf, mit nach Rom zu reiſen und gemeinſam mit Agnes unter einem guten Meiſter die Bildhauerkunſt zu ſtudiren. Es iſt faſt zu ſchön, um wahr zu ſein, aber ich will meine beſte Kraft einſetzen und für drei arbeiten. Ich bin ſo froh!"

„Meinen Brief könnt Ihr Alle leſen," ſagte Lisbeth mit ſeltſam zitternder Stimme. Die liebe tapfere Schweſter warf zwei Papiere auf den Tiſch und fing dann plötzlich zu weinen an.

Wie auf Kommando beugten wir uns Alle über die Papiere; das erſte war unſer zerriſſener Schuldbrief, das zweite enthielt in verſchnörkelter wunderlicher Handſchrift nachſtehende Zeilen:

Peter Dreifach. 24. Dezember 18..

An Lisbeth Wildenhahn.

Für Milchbrötchen vom 9. Juni bis zum 30. Oktober	2250 Mk.
Für friſche Milch vom 9. Juni bis zum 30. Oktober	2250 „
Summa	4500 Mk.

Peter Dreifach.

(Für's Haus.)

Geiſtergeſchichten zu Weihnachten.

Wir mögen ſehr Unrecht haben, aber wir bekennen uns zu einer Schwäche für eine Geiſtergeſchichte, und können nicht umhin, ſie anzuhören und um ſo mehr, wenn ſie das Blut gerinnen und die Wange erbleichen macht. Es iſt eine Art geſtohlenes Waſſer und dies, wie der weiſe Mann ſagt, iſt ſüß. Wir lebten eine Zeitlang unter Leuten, von denen Viele andächtig an Erſcheinungen, Hexenmeiſter und Hexen und jenen ganzen furchtbaren Schwarm glaubten, und oft haben wir die ſchauerlichſten Geſchichten gehört — Geſchichten, glauben wir, in mehr als Einem Sinne. Uns ward vor Kurzem ein Buch über Erſcheinungen zur Kritik zugeſandt, das ein Bericht von Thatſachen zu ſein beanſpruchte; und als wir es durchlaſen, ſagten wir: „Ja, dies waren Thatſachen, da, wo ſie gethan wurden," und legten das Buch beiſeite, um es gegen Ende des Jahres wieder anzuſehen, wenn die Weihnachtsnummer unſeres Journals es entſchuldigen würde, wenn wir eine oder mehrere der vorbeſagten Thatſachen aufnähmen. Wir fürchten, unſere Leſer werden uns für einen Sadducäer halten, obgleich wir nichts derartiges ſind und auch kein Phariſäer; aber wir glauben nicht, daß in neun von zehn Geſpenſtergeſchichten ein Geſpenſt von Wahrheit iſt, und wir ſind nicht gewiß, daß wir die zehnte glauben.

Die Familie Wesley ward zweifelsohne mit einem ſehr lärmenden Beſuch dieſer Gattung beehrt, und wir haben keine Idee davon, was es war. Wenn uns etwas begegnet, das uns in Verlegenheit ſetzt, ſo ſpähen wir nach der Urſache, ſoweit wir vermögen, und finden ſie gewöhnlich aus; und wenn wir das Räthſel nicht entziffern können, ſo legen wir es zurück, damit es zu einer andern Zeit gelöſt werde, aber nehmen nie unſere Zuflucht zu dem altmodiſchen Mittel, das Uebernatürliche hineinzuziehen. Wir führten einen Geiſtergeſang nach vielen Unterſuchungen zuletzt auf einen mit heißem Waſſer gefüllten Fußwärmer zurück, den eine Kranke gebrauchte. Wir ſuchten nach einer Schar himmliſcher Beſucher, welche uns die ganze Nacht in einem Landhauſe zuflüſterten, und fanden ein Neſt voll Vögel in einem Loch in der Kalkwand am Kopfende unſeres Bettes, welches Loch faſt durch die Wand in die Stube ging. Nichts Uebernatürliches haben unſere Augen je geſehen und wir

glauben auch nicht, daß uns, so lange wir in diesem Leibe sind, je eine solche Erscheinung zu Theil werden wird; denn nachdem wir Robert Houdni und andere Wunderthäter gesehen, sind wir gegen die ganze Schar der Kunststücke und falschen Geister abgehärtet, und diese sind die Eltern der meisten Wunder, welche einfältigen Leuten die Haare zu Berge stehen machen. Als allgemeine Regel halten wir, wenn wir von einer Erscheinung oder dergleichen hören, dies nur für Einbildung oder Lüge. Die wunderbarsten, bestbeglaubigten Erzählungen ertragen selten Untersuchung, sie sind aus Hörensagen und Schnickschnack aufgebaut, und können keine strenge Prüfung aushalten; gleich den meisten Gerüchten fallen sie wie Kartenhäuser, sobald die Hand der Wahrheit sie berührt. Einige von ihnen erscheinen vielleicht so weit wahr, daß wir ruhig sagen mögen, sie seien noch nicht anders, als durch Annahme eines Uebernatürlichen erklärt, aber wir würden anstehen, mehr zu sagen. Einige sind augenscheinlich das Resultat starker Einbildungskraft und sind für die Betheiligten wahr, da sie zu sehr ihre Furcht erregten und sich ihrer Seele einprägten, um ihnen Zweifel zu erlauben.

In vielen Fällen erzeugen religiöse Täuschungen und Irrthümer einen Hang zu Visionen und dergleichen, und Prediger und andere Personen, die Einfluß besitzen, sollten dem auf's stärkste entgegenwirken. Eine Frau wandte sich einst an uns in großer Unruhe; denn sie halte eine menschliche Gestalt am Fuße ihres Bettes gesehen. Wir stellten die Vermuthung auf, es wäre ihr eignes Kleid, das an einem Haken hinge. Nein, das konnte nicht sein, sie glaubte, es sei entweder der Herr Jesus oder der Satan. Wir bemerkten, es mache keine Stecknadel Unterschied, welcher von beiden es sei; denn viele hätten unsern Herrn gesehen, als er auf Erden weilte, und wären darum nicht besser gewesen, und unser Herr selbst hätte den Teufel gesehen und sei darum doch nicht schlechter. Für sie jedoch war die Sache ein Prüfstein, und sie sagte uns, sie würde ganz Bescheid wissen, wenn sie nur den Kopf der Figur gesehen. Wir fragten, was sie meine, und zu unserem Erstaunen erzählte sie uns, sie hätte ein Bild vom Heiland und würde ihn daran erkennen können und darauf holte sie aus ihrem Zimmer einen kleinen Holzschnitt, der, wie sie meinte, den „Schönsten unter den Menschenkindern" darstellte. Unsre Antwort war ein dringendes Ersuchen, das schreckliche Ding sogleich zu verbrennen und gewiß zu sein, wenn sie irgend Jemanden sähe, der diesem gleiche, so wäre es ebenso wahrscheinlich Luzifer selbst, als der Herr Jesus. Sie war ersichtlich sehr überrascht und wir fielen 50 Prozent in ihrer Achtung, denn sie hatte gehofft, der Meinung ihres Predigers, eines Methodisten, würde durch unsere Autorität widersprochen werden. Wir sagten ihr, ihr Prediger sei ein sehr vernünftiger Mann und habe gewissenhaft gegen sie gehandelt, als er ihr gesagt, sich nicht durch optische Täuschungen betrügen zu lassen; wir zweifeln indeß, ob wir ihren Glauben erschütterten, denn sie hatte einen ganzen Sack von andern Wundern uns zu erzählen, aber unsere Erklärung, daß sie „dummes Zeug und Unsinn" wären, und unsere offene Darlegung des geistlichen Charakters wahrer Religion machten, daß sie die Zusammenkunft sehr abkürzte.

Halb verrückte Leute kommen in großer Menge zu uns mit solchen Wundern, und wir hoffen, wir haben viele durch ein bischen freundlichen Spott geheilt, aber eine beträchtliche Anzahl lassen in uns den schmerzlich bestätigten Eindruck zurück, daß es mehr Irrsinnige außerhalb der Irrenhäuser giebt, als innerhalb.

Wir behaupten nicht, daß Geister niemals gesehen worden sind, denn Niemand hat das Recht, eine so weitgreifende Behauptung zu machen; aber alle Geister müssen als solche unsichtbar sein, und die zwei Arten menschlicher Geister, von denen wir wissen, sind beide mit viel zu ernsten Dingen beschäftigt, als daß sie auf der Erde umherschweifen, auf Tische klopfen oder Einfaltspinsel bis zu Krampfanfällen erschrecken sollten. Die Engel sind, obgleich auch sie als Geister nicht durch die Sinne wahrnehmbar sind, doch ohne Zweifel Menschen sichtbar gemacht worden, und es ist kein Grund da, warum sie es nicht jetzt sollten, wenn Gott es so wollte; es würde gewiß ein Wunder sein, aber wir sehen nicht ein, daß Naturgesetze zeitweilig aufgehoben werden müßten, um es hervorzubringen. Wir können bereitwillig glauben, daß jene Boten, welche um die Kinder Gottes Wache halten, uns und Andern sichtbar gemacht werden würden, wenn ein großer Zweck damit erfüllt würde, und wenn die Sicherheit der Heiligen es erforderte. Ob in diesen Tagen Engel oder abgeschiedene Geister je Formen annehmen, in denen sie gesehen werden können, ist die Frage und wir haben bis jetzt nichts gesehen, was uns glauben läßt, sie thäten es. Andre behaupten, solche Dinge gesehen zu haben, aber da sie gewöhnlich einräumen, sie würden es nicht geglaubt haben, wenn sie es nicht selbst gesehen, so hoffen wir, sie werden uns erlauben, dieselbe Entbehrsamkeit zu üben. Unsre zwei Geschichten halten sich so niedlich das Gleichgewicht, pro und contra, daß wir, wenn sie von den Verfechtern der positiven und der negativen Seite gelesen werden, hoffen, sie werden unsre scharfsinnige Unparteilichkeit bewundern. Die erste Geschichte ist aus: "Apparitions: a Narrative of Facts" und ist betitelt:

Der geheimnißvolle Reiter.

„Eine Vierteljahrsschrift für 1853 in Wales enthält biographische Nachrichten über den verstorbenen Geistlichen John Jones; und in diesen findet sich ein Bericht über ein Eingreifen der Vorsehung vermittelst einer Erscheinung zur Rettung eines Lebens, der so merkwürdig ist, wie nur irgend einer.

„Ich denke, es ist am besten, Jones den Vorfall mit seinen eigenen Worten erzählen zu lassen, wie er es oft zu thun pflegte, nur vorausschickend, daß er ein Geistlicher von strengen Grundsätzen und tadellosem Charakter war und in der ganzen Provinz berühmt durch seinen Eifer und Ernst als Prediger des Evangeliums, und Einer, der durch sein Leben seine gerechte Würdigung dessen zeigte, was Plutarch so schön gesagt hat von der Wahrheit, „das größte Gut, das Gott verleihen und der Mensch empfangen kann."

„An einem Sommertag, am Anfang dieses Jahrhunderts, reiste ich von Bala nach Machynlleth in der benachbarten Grafschaft Montgomery, um einer religiösen Versammlung beizuwohnen. Ich verließ Bala um 2 Uhr Nachmittags und ritt zu Pferde

und allein. Meine Reiſe ging durch einen wilden, öden Theil des Landes, der zu jener Zeit faſt unbewohnt war. Als ich die Hälfte des Weges zurückgelegt und aus einem Walde hervorkam, der am Anfang eines langen, ſteilen Abhangs lag, bemerkte ich, daß mir ein Mann zu Fuß entgegenkam. Nach ſeinem Ausſehen und der Sichel zu urtheilen, die er in Stroh eingewickelt über der Schulter trug, war er ohne Zweifel ein Schnitter, der Arbeit ſuchte. Als er nahe kam, erkannte ich einen Mann, den ich an der Thür des Wirthshauſes im Dorfe geſehen, wo ich angehalten, um mein Pferd zu füttern. Bei unſerm Zuſammentreffen nahm er den Hut ab und fragte, ob ich ihm ſagen könnte, wie viel Uhr es ſei. Ich nahm deßhalb meine Uhr heraus und bemerkte zur ſelben Zeit den eigenthümlichen Blick, den der Mann auf ihr ſchweres ſilbernes Gehäuſe warf. Nichts anderes fiel indeß vor, was mir irgendwie Verdacht erregte, ich wünſchte ihm einen „guten Tag“ und ſetzte meine Reiſe fort.

„Als ich den Hügel halbwegs hinunter war, bemerkte ich, daß ſich etwas in derſelben Richtung wie ich bewegte, auf der andern Seite einer großen Hecke, die beinahe parallel mit der Straße lief und zuletzt bei einem Gatterthor endigte, durch welches ich paſſiren mußte. Zuerſt hielt ich es für irgend ein Thier, bemerkte aber bald an gewiſſen Eindrücken in der Hecke, daß es ein Mann ſei, der in gebückter Stellung lief. Ich beobachtete kurze Zeit ſein Fortrücken mit Neugierde, aber dieſe wandelte ſich bald in Furcht, als ich den Schnitter erkannte, mit dem ich vor ein paar Minuten geſprochen, und der nun das Strohband löſte, das um ſeine Sichel war.

Er eilte vorwärts, bis er das Gatterthor erreichte und verbarg ſich dann hinter der Hecke, einige Fuß von der Straße. Ich zweifelte nun keinen Augenblick, daß er entſchloſſen ſei, mich anzugreifen — vielleicht zu ermorden — um meiner Uhr und des Geldes willen, das ich bei mir haben möchte. Ich ſah nach allen Seiten mich um, aber kein einziges menſchliches Weſen war zu ſehen; ſo fragte ich mich, mein Pferd zügelnd, in großem Schreck, was ich thun könnte. Sollte ich umkehren? Nein, mein Geſchäft war von der äußerſten Wichtigkeit für die Sache, in welcher ich reiſte, und ſo lang die leiſeſte Möglichkeit war, dorthin zu gelangen, konnte ich nicht an Rückkehr denken. Sollte ich der Schnelligkeit meines Pferdes trauen, und verſuchen, in vollem Galopp an dem Mann vorbeizuſprengen? Nein, denn das Gatterthor, durch welches ich mußte, war nicht offen. Konnte ich die Straße verlaſſen und meinen Weg durch die Felder nehmen? Ich konnte nicht, denn ich war zu beiden Seiten durch felſige Hügel oder hohe Hecken eingeſchloſſen. Einen perſönlichen Kampf zu wagen, daran durfte ich keinen Augenblick denken, denn was vermochte ich — ſchwach und unbewaffnet — gegen einen ſtarken Mann mit einer gefährlichen Waffe in der Hand? Welche Maßregel konnte ich denn ergreifen? Ich wußte es nicht, und zuletzt, mehr in Verzweiflung, als in einem Geiſt demüthigen Vertrauens und Zuverſicht, neigte ich meinen Kopf und brachte ein ſtilles Gebet dar. Dies hatte einen beruhigenden Einfluß auf mein Gemüth, ſo daß ich, erfriſcht und geſtärkt, wieder anfing, die Schwierigkeit meiner Lage zu überdenken.

„Gerade da ſetzte ſich mein Pferd, ungeduldig über das Zögern, in Bewegung; ich ergriff die Zügel, die ich auf ſeinen Nacken hatte fallen laſſen, um es anzuhalten, als ich mich zufällig umſehend, zu meinem großen Erſtaunen wahrnahm, daß ich nicht mehr allein ſei. Da, zu meiner Seite, erblickte ich einen Reiter in ſchwarzer Kleidung auf einem weißen Roſſe. In höchſter Ueberraſchung ſchaute ich ihn an; woher konnte er gekommen ſein? Er erſchien ſo plötzlich, als wenn er aus der Erde aufgeſchloſſen ſei. Er mußte hinter mir hergeritten ſein und mich eingeholt haben. Und doch hatte ich nicht den geringſten Ton gehört: es war geheimnißvoll, unerklärlich. Aber die Freude, aus meiner gefährlichen Lage erlöſt zu ſein, überwand bald mein Gefühl der Verwunderung und ich begann ſogleich, meinen Gefährten anzureden. Ich fragte ihn, ob er jemanden geſehen, beſchrieb ihm, was ſtattgefunden und wie erleichtert ich mich durch ſeine plötzliche Erſcheinung, die allen Grund zur Furcht hinwegnähme, fühlte. Er gab keine Antwort und ſchien, als ich ihn anblickte, nur wenig auf meine Worte zu achten, ſondern mit Spannung nach dem jetzt ungefähr zehn Minuten entfernten Gatterthor zu ſchauen. Ich folgte ſeinem Blicke und ſah den Schnitter aus ſeinem Verſteck hervorkommen und quer übers Feld zu unſrer Linken gehen, und ſeine Sichel wieder umwickeln, während er davonritte. Er hatte offenbar geſehen, daß ich nicht mehr allein war und ſeinen beabſichtigten Verſuch aufgegeben.

„Da nun alle Urſache zur Bangigkeit verſchwunden war, ſuchte ich noch einmal ein Geſpräch mit meinem Befreier anzuknüpfen, aber wieder ohne den geringſten Erfolg. Zu keinem Worte der Erwiderung ließ er ſich herab. Ich fuhr mit Sprechen fort, während wir dem Thor zuritten, obgleich ich geſtehe, daß ich ſowohl erſtaunt war, als mich verletzt fühlte durch meines Begleiters geheimnißvolles Stillſchweigen. Einmal indeß, und nur einmal, hörte ich ſeine Stimme. Nachdem ich die Geſtalt des Schnitters hinter einem nahen Hügel hatte verſchwinden ſehen, wandte ich mich zu meinem Gefährten und ſagte: „Kann man einen Augenblick bezweifeln, daß mein Gebet erhört ward und Sie vom Herrn zu meiner Rettung geſandt wurden?“ Da glaubte ich den Reiter ſprechen zu hören, und das einzige Wort zu vernehmen: „Amen.“ Kein anderes Wort ließ er laut werden, obgleich ich Antwort aus ihm herauszulocken ſuchte auf meine Fragen auf Engliſch ſowohl wie auf Walliſiſch.

„Wir näherten uns nun dem Thor, das ich mich zu öffnen beeilte und nachdem ich es mit meinem Stock gethan, wandte ich den Kopf um — der geheimnißvolle Reiter war nicht mehr da! Ich verſtummte; ich ſah zurück in der Richtung, von der wir eben gekommen, aber obgleich ich die Straße in ziemlicher Entfernung überſehen konnte, ſo war er nicht zu erblicken. Er war ebenſo geheimnißvoll verſchwunden, wie er gekommen. Was war aus ihm geworden? Er konnte weder durch das Thor gegangen, noch mit ſeinem Pferde über die hohen Hecken geſetzt ſein, die den Weg zu beiden Seiten einſchloſſen. Wo war er? Hatte ich geträumt? War es eine Erſcheinung, ein Geſpenſt, das die letzten zehn Minuten zu meiner Seite geritten? Konnte es möglich ſein, daß ich gar keinen Mann

und kein Pferd geſehen und daß das Geſicht nur ein Geſchöpf meiner Einbildung war? Ich bemühte mich ſehr, mich zu überzeugen, daß dies der Fall ſei, aber vergeblich; denn, wenn nicht jemand bei mir geweſen wäre, weshalb hatte der Schnitter ſeine mörderiſche Sichel wieder eingewickelt und war geflohen? Nein, gewiß, dieſer geheimnißvolle Reiter war keine Kreatur meines Gehirns. Ich hatte ihn geſehen; wer konnte es geweſen ſein?

„Ich legte mir wieder und wieder dieſe Frage vor; und dann begann ein Gefühl tiefer Ehrfurcht über meine Seele zu kommen. Ich dachte an die ſonderbare Art ſeines erſten Erſcheinens — ſein langes Schweigen — und dann wieder das einzige Wort, das er laut werden ließ; ich rief mir zurück, daß dieſe Antwort von ihm gegeben ward, als ich den Namen des Herrn nannte und daß dies die einzige Gelegenheit war, bei der ich es gethan. Was konnte ich denn glauben? Nur Eins, und das war, daß mein Gebet in der That erhört worden und Hilfe von Oben in einer Zeit großer Gefahr gegeben ſei. Voll von dieſen Gedanken ſtieg ich ab, warf mich auf die Kniee und brachte ihm ein Dankgebet dar, der mein Schreien gehört und mir Hilfe in der Zeit der Noth geſandt.

„Ich ſtieg dann wieder aufs Pferd und ſetzte meine Reiſe fort. Aber all die Jahre hindurch, die ſeit jenem denkwürdigen Sommertage verſtrichen ſind, habe ich nie einen Augenblick in meinem Glauben gewankt, daß ich in dem geheimnißvollen Reiter eine beſondere Dazwiſchenkunft der Vorſehung hatte, wodurch ich aus einer höchſt gefährlichen Lage errettet ward.

Unſer zweiter Auszug iſt aus dem "Christian at Work", einem ſehr lebhaften, intereſſanten, kräftig redigirten Blatt, deſſen Herausgeber Talmage war, als ich die Erzählung las. Sie iſt betitelt: Eine wahre Geſchichte von einem Geiſte.

Die erſten Anſiedler in vielen Städten Neu-Englands legten ihre Kirchhöfe in der Mitte der Stadt an und bauten den Ort um den Begräbnißplatz herum, wie um ihn im Auge zu behalten und zärtliche und wachſame Sorge für ihre Todten zu haben. Auf dieſem öffentlichen Platze — von dem ein Theil zum Begräbnißort geweiht war — wurden gewöhnlich alle öffentlichen Gebäude errichtet.

„Um dieſe Zeit, von welcher wir ſchreiben, ward viel über Hexen und Geiſter in verſchiedenen Theilen des Landes geredet und veröffentlicht; ſehr aufregende Berichte wurden erzählt, daß man ſie geſehen und daß ſie ſonderbare Dinge gethan, bis Geiſtergeſchichten der Gegenſtand der Plauderei in Läden, Wirthshäuſern und in allen Dorfverſammlungen bei Tag und Nacht wurden. Um dieſe Zeit machten die Geiſter eine ſolche Demonſtration in Morristown, New Jerſey, daß eine Schrift von 50 Seiten erſchien, welche die Einzelheiten ihres Betragens um Mitternacht ꝛc. gab, und von Jung und Alt, Müttern und Großmüttern geleſen und beſprochen ward, bis Viele thatſächlich ſo bange waren, daß ſie ſich nicht im Dunkeln hinauswagten und Kinder nicht allein zu Bett gehen wollten. Je mehr die Leute davon redeten, deſtomehr Geiſter wurden geſehen, aber immer Nachts und gewöhnlich, wenn es ſehr dunkel war.

„Es war ſpät im November, als einige Perſonen in Guildford, die aus einer Geſellſchaft zurückkehrten in einer finſteren, ſchrecklichen Nacht, wo die Winde pfiffen und die Denkmale in ihren Angeln knarrten, als ſie über den Kirchhof gingen — einen großen, weißen Gegenſtand ſahen, der ſich langſam zwiſchen den Grabſteinen bewegte, und ſie alle erklärten ihn ohne Bedenken für einen Geiſt. Es konnte nichts anderes ſein. Solch ein Gegenſtand, an ſolchem Ort, zu ſolcher Zeit der Nacht, mußte der Geiſt eines Abgeſchiedenen ſein. Theils, weil die Perſonen angeſehene waren, und theils wegen des fieberhaften Zuſtandes der öffentlichen Meinung, entſtand eine nicht geringe Aufregung in der gewöhnlich ſo ruhigen alten Stadt, und ſelbſt die Verſtändigeren wunderten ſich, was es wohl zu bedeuten habe. In der nächſten Nacht ward es wieder geſehen und in mehreren aufeinander folgenden Nächten von verſchiedenen Perſonen, deren Ausſagen über die Thatſache nicht bezweifelt werden konnten. Zuletzt ſtieg die Neugierde ſo hoch und die Thatſache war ſo außer Frage, daß ein wirklich lebendiger Geiſt jede Nacht ungefähr um Mitternacht auf dem Kirchhof zu ſehen ſei, daß mehrere junge angeſehene Männer, die annahmen, daß ſie Muth beſäßen, ſich verabredeten, mit Laternen und Knitteln bewaffnet, die nächſte Nacht auszugehen und ſich zu vergewiſſern, was es denn ſei, das ſo viele Gemüther in ſolchen Schrecken verſetzt; und wenn es der beunruhigte Geiſt eines Abgeſchiedenen ſei, zu erfahren, wo möglich, was er wolle und was der Zweck ſei, weshalb er jede Nacht käme, den Frieden und die Ruhe ſo vieler harmloſer Leute zu ſtören. Sie verſammelten ſich demgemäß alle kurz vor Mitternacht, um ihren Plan auszuführen, ſchienen ſich aber mit etwas Widerwillen an ihre verzweifelte Aufgabe zu begeben. Indeß, ſie näherten ſich dem Kirchhof; aber ſie waren nicht weit vorgeſchritten, als, gewiß genug, derſelbe richtige Geiſt vor ihnen war und ſich langſam auf ſie zu bewegte. Dies brachte ſie alle zum Stillſtehen, zitternd im kalten Froſt der Furcht, in der Stille mitternächtlicher Finſterniß, kein Wort von einem geſprochen! Noch ein Augenblick und ſie wandten ſich alle zugleich um und flohen.

„Die nächſte Nacht, nachdem es dieſen tapfern jungen Männern mißlungen war, mit dem Geiſt zu verkehren, gerade um 12 Uhr, in der tiefen Finſterniß der Nacht, als Grabesſtille über der Stadt lag, wurden die Leute aus ihrem Schlummer geweckt durch das Läuten der Glocke, die hoch im Glockenthurm des alten „Verſammlungshauſes" am andern Ende des öffentlichen Platzes hing. In der nächſten Nacht geſchah daſſelbe, und in Verbindung mit den umlaufenden Geſchichten vom Geiſte begann es, einen nicht geringen Grad von Intereſſe in allen Klaſſen der Geſellſchaft anzuregen. Mehrere ſtanden von ihrem Bett auf, gingen nach dem Verſammlungshaus und riefen nach dem Küſter, um zu hören, was das bedeute. Aber ſie fanden die Thüren alle verſchloſſen und keinen Küſter da. Spuckte es in der Stadt? Zuletzt war es einmüthig beſchloſſen, daß etwas geſchehen müſſe, das Geheimniß zu entwirren. So wurden für die nächſte Nacht ſechs der entſchloſſenſten und verwegenſten Geſellen in der Stadt dazu gedungen, auf den Kirchhof zu gehen, die Annäherung des Geiſtes abzuwarten, und wenn er erſchiene, ehr-

furchtsvoll nach seinem Geschäft zu fragen und was Seine Geistlichen Gnaden denn eigentlich wünschten.

„Die Nacht war entsetzlich dunkel und schauerlich, und als alle Bewohner sich zur Ruh' begeben — kein Licht in einer Wohnung mehr zu sehen und die tiefste Stille der mitternächtlichen Finsterniß sich über den Ort breitete, — da gingen diese sechs jungen Leute aus, stellten sich an einen Punkt, wo der Geist mehrere Nächte gesehen war und warteten mit nicht geringer Angst fast zwei Stunden, ihre Augen nach jeder Richtung hinwendend, da siehe! in der trüben Ferne sah man einen großen weißen Gegenstand sich nähern, der sich langsam auf sie zu bewegte oder auf den Fleck zu, wo sie standen. Sie beobachteten ihn alle mit furchtbarem Beben. Sie waren nahezu im Mittelpunkte des eingefriedigten Platzes. Niemand sprach laut oder bewegte ein Glied. Einige begannen einen kalten Schauder zu fühlen und an die Möglichkeit zur Flucht zu denken, als der Gegenstand mit schwerem Schritt sich näherte und Ungewißheit bemächtigte sich Aller. Aber sie waren einmal da und hatten alle geschworen, das Ende dieses Geheimnisses zu sehen oder bei dem Versuch umzukommen: und das Ende schien sich rasch zu nähern, das ihren Muth und ihre Männlichkeit auf die Probe stellen sollte. Der Gegenstand, auf den aller Augen gerichtet waren, um ihn in der Dunkelheit etwas besser zu erkennen, war ihnen nun sehr nahe gekommen, und gerade als mehrere auf dem Punkt standen, sich umzuwenden und davon zu laufen, da brach Fred Meigs, einer von ihnen, der nie Furcht unter irgend welchen Umständen gekannt, in Gelächter aus. Alle traten vorwärts und siehe! Lot Bentons alte weiße Mähre, die mehrere Nächte hindurch ihren Weg aus der nahgelegenen Scheune gefunden und ruhig hinausgegangen war, in dem hohen Grase des Kirchhofes zu weiden. Hier war das Räthsel des Geistes gelöst. Aber die Glocke, die drei Nächte nacheinander um Mitternacht in einer ruhigen alten Stadt Neu Englands läutete, ohne Wissen oder Hilfe des Küsters, blieb noch ein unentwirrtes Geheimniß. So ward am Tage nach der Zusammenkunft mit dem Geist diese Sache in die Hand genommen und mit mehr Kühnheit, nun der Geist entdeckt war, und da ergab es sich, daß ein muthwilliger Mensch, der die Aufregung kannte, die in betreff des Geistes auf dem Kirchhof herrschte, eines Abends nach Dunkelwerden heimlich, auf Wegen, die ihm selber am besten bekannt waren, in den Glockenthurm geklettert war, eine Schnur um den Glockenklöppel gebunden, dann wieder hinabgestiegen und die Schnur in sein Schlafzimmerfenster geleitet und hier saß er drei Nächte und sachte die Aufregung der Geistergeschichten durch das Läuten der großen Glocke um Mitternacht an, bis die ganze Stadt erschreckt ward und voll einer abergläubischen Furcht vor etwas, — man wußte nicht, was. Mit diesen Entdeckungen hörte alles Interesse an Geistern und Hexen auf und die Leute kehrten wieder zu ihrer gewöhnlichen Ruhe und nüchternen Orthodoxie zurück."

Möge der Leser für sich selbst entscheiden, ob Geistergeschichten alle Aufschneiderei sind oder nicht; aber jedenfalls, wenn er ein Christ ist, möge er nie sich fürchten, denn jener sprach wahr, der da sagte: „Es ist kein Zauber gegen Jakob, und keine Wahrsagerei gegen Israel." (4 Mos. 23, 23. engl. Uebers.) „Daß du nicht erschrecken müssest vor dem Grauen des Nachts," ist eine göttliche Verheißung, die nur Glauben erfordert, um von jedem Kinde Gottes erfahren zu werden. (Spurgeon.)

Winke und Nachrichten für Arbeiter.

Ein Vorschlag. Die „Winke und Nachrichten für Arbeiter" sind mir so lieb als irgend etwas, was Haus und Herd bringt. Da ist alles kurz und bündig, praktisch und treffend, und oft nehme ich einen oder den andern Wink mit hinaus zur Tagesarbeit und denke darüber nach.

Kürzlich kam mir ein Gedanke, dem ich hier Ausdruck geben möchte.

Wie wäre es, wenn sich die „Arbeiter" auch dadurch enger aneinander anschließen würden, daß sie an einem bestimmten Tage, zur bestimmten Stunde im Kämmerlein für einander beteten? Die Fürbitte ist ja ein wunderbares, geheimnißvolles Band heiliger Liebe und bringt Segen dem Betenden, wie dem, für welchen das Gebet Segen und Gnade erfleht.

Ich mache deßhalb den Vorschlag, daß an jedem Samstag Abend alle Arbeiter — Prediger, Missionare, Sonntagschularbeiter u. Andere — für einander brünstig zu Gott um seinen Segen flehen.

Hat manchmal das eine oder andere Jemanden im besonderen auf dem Herzen, so gehe man besonders für diese Person in's Gebet. Oefters können wir insgesammt Gott anrufen für die Ausgießung seines heiligen Geistes. Jedenfalls wird der Segen solcher gemeinsamen Fürbitte nicht ausbleiben.

Möchte doch hören, ob dieser Vorschlag auch Anklang findet. Wer damit einverstanden ist, der melde sich bei dem Editor unseres Haus und Herd. Er hat mir versprochen, daß Antworten publizirt würden. Jakob.

Tholuck als Seelsorger der Prediger. Der fromme, berühmte Tholuck war nicht blos ein echter Studentenvater, sondern auch ein rechter Seelsorger der Prediger, die früher bei ihm stu-

dirten und nachdem sie im Amt waren, öfters kamen, um den alten, geliebten Lehrer zu besuchen.

Bei solchem Besuch führte Tholuck den jüngeren Freund alsobald nach den ersten Fragen über Haus, Familie und Gemeinde—in die Tiefe.

Da drängten sich alsdann Fragen wie folgende: „Predigen Sie auch aus der Gemeinde heraus? Nicht über die Köpfe hinweg? Gehen Sie fleißig in die Häuser? Nehmen Sie sich der kleinen und geringen Leute in der Gemeinde an? Haben Sie einzelne, für welche Sie regelmäßig beten? Und wie steht's mit der Vorbereitung auf die Predigt? Wird tüchtig Exegese getrieben, ehe es an die Disposition geht? Sie schütteln doch wohl nicht aus den Fingern heraus? schreiben noch auf und memoriren treu? Und haben Sie jemand, der Ihnen über Ihre Predigt ein verständiges Urtheil geben kann und Sie nicht schont? Wird's lebendig in der Gemeinde? Rührt sich's hier und da?" — Und dann, vielleicht mit einem tiefern Blick in die Augen: „Wie steht's mit dem eigenen Gebet? Wo Jesus Christus ist der Herr, wird's alle Tage herrlicher — haben Sie's erfahren, und brennt's, brennt's im Herzen für ihn, für ihn allein?"

So und ähnlich legte er dem Pflegling von ehemals die Hand an's Herz und machte es so zart und so weise, bei aller andringenden Liebe doch so ohne alle Zudringlichkeit und Kleinmeisterei, daß man ihm nur danken und die liebe Hand drücken konnte.

Wenn eine Mutter betet für ihr Kind.

Wenn eine treue, fromme Seel',
Wie Hanna ihren Samuel,
Dem Herrn den einz'gen Sohn geweiht:
Trotz Sorg' und Leid,
Trotz Sturm und Pein
Sei nur getrost, mein Mütterlein.
Wen Lieb' umwebt mit heißem Flehn,
Kann niemals nie verloren gehn.
Halt am Gebet! Steh fest im Streit!
Dasselbe Ohr noch offen steht,
Das einst erhört zu seiner Zeit
Der Mutter Monika Gebet.

Vat. Andreä.

Des alten Mütterchens Eisenbahn-Signal.

Eine arme Wittwe wohnte in einer wilden, wenig bevölkerten Gegend West-Virginiens. Ihre armselige Hütte stand nicht weit von einem tiefen, steil abfallenden Schlund, über den eine Eisenbahnbrücke führte. Sie ernährte sich und ihre einzige Tochter mühsam durch einen kleinen Handel mit Eiern, Geflügel und ähnlichen Dingen, die sie in der nächsten Stadt feil bot. Der Weg war weit, und deßhalb fuhr sie zuweilen, wenn sie sich die Ausgabe erlauben konnte, mit der Bahn. Das Zugpersonal kannte das alte Mütterchen und sah sie oft mit ihrer Last denselben Weg, den der Eisenbahnzug machte, zu Fuß zurücklegen. Die Schaffner hatten inniges Mitleid mit ihr und suchten ihr, wenn sie einmal die Bahn benutzte, auf alle Weise freundlich und dienstfertig zu sein, so daß die arme Frau den herzlichen Wunsch hatte, sich ihnen für alle ihre Gefälligkeit dankbar beweisen zu können. Und wie bald gab ihr Gott Gelegenheit dazu!

Nach vielen stürmischen Regentagen im März sandten die Berge solche Fluthen von geschmolzenem Schnee und Eis in den nahen Abgrund, daß das Wasser immer mehr anschwoll und eines Nachts unter fürchterlichem Krachen die Eisenbahnbrücke weggerissen wurde. Die alte Frau hörte den Zusammensturz, und mit großer Angst gedachte sie ihrer Freunde, der Beamten auf dem Zuge, die in einer halben Stunde, um Mitternacht, die Brücke passiren sollten. Die Stationen waren weit entfernt. Was konnte das arme, schwache Weib thun? Trockenes Holz hatte sie nicht, um ein Feuer als Warnungszeichen anzuzünden. Da nahm sie, — es war kein Augenblick zu verlieren — ihre einzige Bettstelle auseinander und trug sie auf ihren Schultern den steilen Damm hinauf. Ihre Tochter folgte ihr mit Stühlen und anderem brennbarem Material, fast ihrem ganzen Hausrath. Dann zündete sie alles an, und bald warfen die Flammen ihren hellen Schein auf eine Strecke des Schienenweges. Jetzt hörte man in der Ferne den herannahenden Zug. Werden sie das Warnungszeichen erkennen? Die Frau zog ihren rothen Rock aus, band ihn an eine lange Stange und schwang diese Fahne mit beiden Händen, während ihre Tochter einen Brand aus dem Feuer nahm und ihn hoch hielt. Das Leben von Hunderten hing an dem Ausgang der nächsten Minute. Der Boden zitterte unter den Füßen der alten Frau, und auch ihr Herz bebte. Da zeigte sich das große feurige Auge der Maschine. Sie gab einen schrillen Ton, den das Echo der wilden Höhen und der tiefen Klüfte ringsum wiedergab. Man hatte das Signal verstanden, und mit verzweifelter Anstrengung suchte man den Zug zum Stehen zu bringen. Der Herr ließ es zur rechten Zeit gelingen. Das Feuer brannte noch hell genug, um erkennen zu lassen, vor welch schauerlichem Abgrund sie standen, einem Abgrund, in den der ganze Zug mit allen Passagieren gestürzt wäre, hätte das alte Mütterchen nicht das Warnungssignal gegeben.

Sie nahmen sich vorerst nicht Zeit, ihr zu danken, sondern der Zugführer kniete neben der Maschine nieder, und das ganze Zugpersonal,

sowie alle Passagiere folgten seinem Beispiele. Bei dem Licht des immer mehr verlöschenden Feuers dankten sie mitten im Sturm dieser schrecklichen Nacht Gott dem Herrn für die Errettung ihres Lebens. Nachdem sie alle heißen Dank gen Himmel gesandt hatten, erhoben sie sich von den Knieen und wandten sich nun zu der guten alten Frau, um ihr nach Gebühr ihre herzliche Dankbarkeit auszusprechen und zu bethätigen.

Und welche Lehre können Arbeiter hieraus ziehen? Zum ersten, daß die Hilfe nicht immer mittelst der gewöhnlichen Mittel bewerkstelligt werden muß. Zum andern, daß manchmal auch ein altes Mütterlein helfen kann.

(Eingesandt von G. F.)

Predigerhaus und Krankenbesuch. Welchem Prediger, der schon während einer Reihe von Jahren sein Amt verwaltet, ist es nicht schon wiederholt vorgekommen, daß er in einer kalten Winternacht aus tiefstem Schlummer geweckt und zu einem armen Sterbenden gerufen wurde? Unter allen Amtspflichten ist das Besuchen der Kranken eine der schwierigsten des Predigers und bei weitem nicht die angenehmste. Allein der treue, um das Wohl der einzelnen Glieder seiner Gemeinde eifrigst bemühte Seelsorger liegt um so lieber dieser ernsten Pflicht ob, als ihm an manchen Krankenbetten sehr oft die mächtigsten Glaubensaufklärungen und Ermuthigungen im heiligen Amte zu Theil wurden. Dabei ist nicht zu vergessen, daß er gerade bei Schwerkranken und Sterbenden die empfänglichsten Herzen zur Aufnahme des Evangeliums findet. Hier ist ihm die beste Gelegenheit geboten, entweder den Sterbenden auf das Lamm Gottes zu verweisen, das der Welt Sünde trägt, oder das liebevolle Zutrauen des Genesenden zu wecken, um dann die Liebe zum Prediger als Vermittlerin der Heilandsliebe dienen zu lassen. Jenes Gemeindeglied, das seinen Prediger in den bangen Stunden der Krankheit mit liebevoller hilfreicher Hand und heiliger Fürbitte an seinem Krankenbette sah, wird demselben in späterer Zeit schwerlich ein Hinderniß, vielmehr eine eifrige Stütze in seinem Werke sein.

Freilich setzt es bei der Erfüllung dieser ernsten Pflicht auch mancherlei schmerzliche Erfahrungen ab. Sehr oft wird man zu Leuten gerufen, deren Herzen so steinhart, und die dem Evangelium so unzugänglich sind, daß des Predigers Ermahnungen an ihrem unbußfertigen Herzen förmlich abprallen. Selbstverständlich muß der Prediger, der unter solchen Verhältnissen sein Amt thun will, ein inniges Gebetsleben führen und auf den beständigen Beistand des heiligen Geistes vertrauen.

Sehr häufig scheint es geboten, daß die Predigersfrau ihren Mann in diesem edeln Werke nach Kräften unterstütze. Die Predigerfamilie und das Predigerhaus gehören eben in einer gewissen Beziehung in den Dienst der Gemeinde. Was man von keinem städtischen oder Staatsbeamten erwartet, erwartet man vom Prediger — daß seine Familie thätigen Antheil nehme an den Pflichten und Obliegenheiten seines Amtes. Die Gattin des Predigers wird daher in einem viel höheren Sinne, als dies sonst der Fall ist, seine Gehilfin. Freilich darf hier nicht übersehen werden, daß sich dies Verhältniß je nach Umständen zu richten hat. Wo nämlich die eigene Familie des Predigers groß und möglicherweise die Predigersfrau nicht so robust, und wo am Ende die Mittel zur Aufrechterhaltung des eigenen Haushalts nur spärlich, wie das in vielen unserer Predigerfamilien der Fall ist: da kann von einer bedeutenden Unterstützung seitens der Predigersfrau nicht die Rede sein. Dessenungeachtet betrachten die Gemeindeglieder, und zwar mit einem gewissen Rechte, ihre Predigersfrau als die Amtsgehilfin ihres Gatten. Sie kommen mit ihren Sorgen, mit leiblicher und geistlicher Noth zur Predigerwohnung und suchen bei der Familie des Predigers Anhalt und Beistand. Es kann allerdings nicht von der Predigersfrau erwartet werden, daß sie zur förmlichen Krankenpflegerin und geistlichen Trösterin ihrer Gemeinde wird; sie hat ihren eigenen Haushalt, und zwar manchmal unter den drückendsten Sorgen zu verwalten. Noch läßt sich billigerweise darauf rechnen, daß das Predigerhaus entweder zum Kosthaus noch auch zum Hospitale werde. Aber in Landgemeinden, wo ärztlicher Beistand und gehörige Krankenpflege oft nur eine bescheidene Rolle spielen und es überhaupt mit den Annehmlichkeiten des Lebens übel bestellt ist, könnte eine Predigersfrau oft zu einem Engel in der Noth und das Predigerhaus zu einem Asyl der Bekümmerten werden. Gott allein weiß, wie viele Herzen sich auf diese Weise eine echte, rechte Predigersfrau gewinnen könnte. Hat sie sich auf diese Weise die Herzen erobert und ist sie eine von den Frauen, die die Sache unseres Gottes betend auf dem Herzen tragen, so wird sie zu einer rechten Bahnbrecherin für ihren Gatten, dem sich alsdann ohne Schwierigkeit die Herzen und Häuser seiner Gemeindeglieder öffnen.

Bei all' diesem ist nicht zu vergessen, daß das Predigerhaus nach innen und außen ein Muster der Reinlichkeit und frommen Sitte sein muß. Daraus folgt natürlich, daß die Frau des Predigers vor allen Dingen im eigenen Hause heilige Pflichten zu erfüllen hat. Weder ihre eigene Hausarbeit (wenn sie solche selber zu thun hat) noch ihre Kindererziehung sollte unter der Unterstützung, die sie ihrem Manne leistet, leiden. Diese Thatsache wird von vielen Gemeindegliedern vielfach übersehen. Oft hat die Prediger-

frau, bei der ſpärlichen Beſoldung ihres Gatten, weil ſie in Folge einer zahlreichen Familie nicht in der Lage iſt, ein Dienſtmädchen zu halten, ihre Hände ſo voll täglicher Hauthirung, daß ſie froh ſein kann, wenn ſie ihre eigene Haushaltung beſorgt hat.

Endlich darf weder die Predigerfrau noch ihre Gemeindeglieder in dem Wahn leben, daß ſie eine Amts-Perſon mit der Verpflichtung zu öffentlichen Funktionen ſei. Sie iſt weder zum Predigen noch zum Ermahnen in der Gemeinde da. Was ſie thut, verrichte ſie in aller Stille und Verborgenheit. Der große Tag wird's offenbaren. „Da wird man auch ſagen zu ihrem Gedächtniß, was ſie jetzt gethan hat."

Auch eine Urſache.

„Wie geht das zu, daß Nachbar Fink,
Der ſonſt doch nie zur Kirche ging,
Heut Morgen in der Predigt war,
Und heute Nachmittag ſogar
Sich einfand in der Chriſtenlehre?
Geb' Gott, daß ſich der noch bekehre."
So ſimulirt der Herr Paſtor,
Da trifft ein Klopfen an ſein Ohr
Er ruft: Herein! Mit feſtem Schritt
Der Nachbar in die Stube tritt
Und redet, wie der Bauern Brauch,
Von dieſem und von jenem auch.
Der Paſtor kennt der Leute Weiſ'.
Als wieder Fink das Wort genommen,
Weiß er, jetzt wird die Hauptſach' kommen,
Jetzt kommt die Beicht' — jetzt bricht das Eis.
Ach weit gefehlt! Fink will auf morgen
Nur Paſtors neue Kutſche borgen.
Warum erzähl' ich die G. ſchichte?
Nicht daß den Nachbar Fink ich richte.
Wenn einer kommt, der ſonſt blieb fern,
Man ſchreibt's auf's eigne Konto gern,
Das kitzelt leicht die Eitelkeit
Und macht dem alten Adam Freud'.
Und wären ſie viel dümmer noch,
Das wiſſen unſre Bauern doch! —

Valentin Andreä.

Frauenzeitung.

Jahresſchluß.

Das Jahr geht nun zu Ende,
Nicht aber Gottes Treu;
Denn wo ich mich hinwende,
Da iſt ſie immer neu.
Die Zeit mag wohl verſchwinden,
Nur Gottes Güte nicht;
Sie läßt ſich täglich finden
Und giebt mir Troſt und Licht.

Genadigſter Erhalter
Von Allem was ich bin,
Hör' meines Mundes Pſalter
Und nimm mein Opfer hin.
Es ſind ja deine Gaben,
Die nicht zu zählen ſein,
Und was ich nur kann haben,
Das iſt ja Alles dein.

Das ganze Jahr, es zeuget
Von deiner Gütigkeit,
Die du mir zugeneiget;
Ja, meine Lebenszeit
Von Anfang bis jetzunder
Auf dieſen Augenblick,
Rühmt deine Gnadenwunder
Im Glück und im Unglück.

Allein mein Herze bebet,
Wenn es zurücke denkt,
Wie übel es gelebet
Und dich, mein Gott, gekränkt.
Je mehr du mich geliebet
Und meiner haſt verſchont,
Je mehr ich dich betrübet
Und nur mit Haß belohnt.

Ach ſtrafe nicht im Grimme
Gehäufte Miſſethat,
Weil deine Vaterſtimme
Mich ſelbſt gerufen hat.
So ruf ich um Erbarmen —
Erbarm dich über mich,
Ich fall in deine Arme,
Ach ſchone gnädiglich.

Mein Glaube heißt mich hoffen,
Es ſei durch Chriſti Blut
Ein neuer Bund getroffen
Und Alles wieder gut.
D'rum will ich dir geloben,
Hinfort getreu zu ſein;
Dein guter Geiſt von oben
Wird mir die Kraft verleih'n.

Die Hausfrau.

Im Namen seiner Mutter. Am Meeresstrande spülten im vorigen Sommer die brandenden Wogen die Leiche eines jungen Mannes auf den Ufersand. Woher er kam, — was er war, — zu wem er gehörte? Alles was auf diese Fragen geantwortet werden konnte, war: daß Tags vorher ein fürchterlicher Orkan an der Küste gewüthet hatte, daß verschiedene Schiffe zu Grunde gegangen sein mußten, daß er ein fern seiner Heimath verunglückter Seefahrer sei. Die Strandleute und eine Anzahl Gäste des nahen Seebades umstehen den von den Wogen dem Lande Zurückgegebenen rathlos. Ein zufällig anwesender Reporter, — wenn die Anwesenheit eines Reporters überhaupt je zufällig sein kann, — will eben eine vorläufige Coroners-Aufnahme improvisiren, um den „Fall auf eigene Faust aufzuarbeiten", da drängt sich plötzlich eine Frau durch die Menge, kniet an der Leiche nieder, küßt nach einem kleinen Zögern dem Todten die Stirn und spricht leise:

„Im Namen seiner fernen Mutter."

Dann tritt sie zurück und verschwindet in der Schar der mit jeder Minute anwachsenden Menge, die sich um den todten Matrosen ansammelt. Der Reporter verzichtet auf seine improvisirte Zeugen-Aufnahme. Er hat etwas Besseres gefunden, er schreibt die kleine Scene nieder, die wir da eben geschildert, und ehe vierundzwanzig Stunden um sind, ist sie in dem hauptstädtischen Blatt, zu dessen Stab er gehört, erschienen, und ehe eine Woche verstrichen, hat sie ihren Weg durch alle Blätter des weiten großen Landes gemacht.

Eine Frau, die einem Todten im Namen einer andern Frau einen Weihekuß auf die kalte Stirn drückt, — ja was ist denn da so Großes?

Worin liegt das Ergreifende dieser im Augenblick geborenen Handlung? Darin, daß diese Frau in dem Todten ein Kind, ein Mitglied der Menschenfamilie erkennt und darnach handelt; darin, daß sie als Mutter der fernen Mutter des Jünglings gedenkt und aus Mutterliebe den Weihekuß ertheilt.

Wer war diese Frau? Nicht einmal der Berichterstatter der großstädtischen Blätter hat erfahren können, wer sie war. Wie sollten wir es wissen?

Wir wissen aber, daß diese Frau dem echten, reinen Gefühl des Weibes gemäß handelte, daß sie die tiefe Liebe der Frau, der Mutter zum Ausdruck brachte. Es offenbarte sich in ihr das tiefsinnige Wesen aller Frauen: das Mitleid.

Um dieser herrlichen Tugend willen sind die Frauen auch ganz besonders zu Werken der Barmherzigkeit berufen. Zu trösten, die Noth zu lindern und zu retten, das gehört zu ihrem großen Beruf. Ihren Händen sollte man das Armenwesen der Kirchengemeinde, der Stadt und des Staates anvertrauen. Privatlich haben die Frauen auf diesem Gebiete durch freie Wohlthätigkeitsgesellschaften Außerordentliches geleistet. Aber die öffentliche Armenpflege in kirchlichen Gemeinden, in Stadt und Staat ist ihnen nicht übertragen. Und doch eignen sich die Frauen dazu vermöge ihrer Liebe, ihres Mitleids und — ihres instinktmäßigen Scharfsinns in ausgezeichneter Weise.

Bronchitis, was man darunter versteht und was sich dagegen thun läßt. In unserm Klima (und das gilt wohl besonders hier oben im Nordwesten) ist man zu jeder Jahreszeit der Gefahr ausgesetzt, sich zu erkälten, oder „kalt zu kriegen", wie die Leute sagen. Daß sich diese Gefahr zum Herbst hin steigert und bis zum Winter immer größer wird, und daß man daher in dieser Jahreszeit doppelt Ursache zur Vorsicht hat, ist selbstredend.

Entzündliche Affektionen der Luftröhre sind in der gemäßigten Zone überhaupt so häufig, daß die unbedeutenderen Formen derselben gewöhnlich als „kleine Erkältung" abgefertigt werden. Und in der Regel rechtfertigt der günstige Verlauf derselben diese Bezeichnung auch; jedoch nicht immer.

Die Lungen des Menschen sind große elastische Luftbehälter. Die Häutchen, welche die Lungenzellen formiren, sind so zart und dünn, daß in der Lunge einer erwachsenen Person 1500 Quadratfuß Flächengehalt mit Luft angefüllt ist. Durch das jedesmalige Aus- und Einathmen wird ungefähr eine halbe Quart Luft umgesetzt. Die Röhren, durch welche sich der Athmungsprozeß vollzieht, gehen von der Nase aus und zwar in Form von zwei engen Oeffnungen. Hier beginnt denn auch sogleich der Reinigungs- und Erwärmungsprozeß der eingeathmeten Luft. Gleich beim Eintritt derselben in die Nasenlöcher werden alle schädlichen Substanzen durch kleine Härchen am Durchpassiren verhindert. In den Nasenlöchern sind zu beiden Seiten knorpelige Erhöhungen vorhanden, welche mit einer dicken schwammigen Haut bedeckt sind.

Letztere ist durch ihren hohen Blutgehalt besonders geeignet, die eingeathmete Luft dampfröhrenspiralähnlich zu erwärmen, ehe sie in die Luftröhre (Trachea) sowie in die Bronchien (Zweige der Luftröhre) und demnächst in die Lungenzellen eintritt. Ueberhaupt ist das ganze Luftröhren-System mit der vorerwähnten Haut oder Membrane bedeckt, so daß der Erwärmungsprozeß der eingeathmeten Luft beständig fortschreitet, bis die Luft in die Lungen eingeführt wird.

Ehe ich weiter gehe, möchte ich einem herrschenden Uebel das Urtheil sprechen; es ist die Gewohnheit des Mundathmens. Bei Entzündung der Bronchien ist es nun ganz besonders geboten, daß die eingeathmete Luft gehörig präparirt werde, ehe sie die entzündeten Luftröhrentheile passirt. Der Schöpfer hat daher in seiner Weisheit angeordnet, daß die eingeathmete Luft durch den ganzen Läuterungsapparat, von der Nasenöffnung bis zu den Lungen strömen muß, ehe sie den Lungenzellen selbst zugeführt wird. Selbstverständlich folgt hieraus, daß das Mundathmen höchst nachtheilig ist und nie ein Substitut für das Nasenathmen sein sollte. Was unsere schwachlüngige, schmalbrüstige Generation vor allem bedarf, ist normales Athmen.

„Kalt bekommen" (wie das Volk sagt) ist nun eben weiter nichts, als eine durch Erkältung eingetretene Entzündung der Luftröhren-Schleimhaut oder Membrane und äußert sich dieselbe, je nachdem sie Entzündung der Nasenschleimhaut, des Halses oder der Bronchien ist, als Schnupfen, Halsweh oder wirkliche Bronchitis.

Die Symptome der Bronchitis sind leicht erkennbar. Mehr oder weniger Husten ist ein unvermeidlicher Begleiter. Derselbe äußert sich jedoch verschieden, je nach dem Sitz oder dem vorgeschrittenen Grad der Krankheit. Zuerst kurz und trocken, aber häufig, läßt er sich im spätern Verlauf der

Krankheit seltener hören und gewährt mehr Befriedigung, resp. löst einen schleimigen Auswurf. Letzterer ist anfänglich nur spärlich und schaumartig, wird später jedoch reichlicher und dicker, worauf er nach und nach wieder kärglicher und dünner zu werden beginnt, bis er endlich ganz aufhört und der Husten ebenfalls beseitigt ist.

In gefährlicheren Fällen wird hinter dem obern Theile des Brustknochens mehr oder weniger Schmerz wahrgenommen. So lange wie nur die Trachea und die größeren Bronchien afficirt sind, ist nur sehr wenig Athmungsbeschwerde vorhanden; sowie aber die kleineren Bronchien betheiligt werden, entsteht die Schwierigkeit des Athmens, was dann besonders bei Kindern und alten Leuten gefährlich werden kann.

Was läßt sich nun mit einem Bronchitis-Anfall thun, und zwar besonders dann, wenn die Herbeiziehung eines Arztes entweder nicht geboten scheint oder mit viel Schwierigkeiten verbunden ist? Freilich in den meisten Fällen mag es anscheinend genügen, daß man der Sache ihren eigenen Verlauf läßt. Aber selbst bei diesen milden Formen ist es jedenfalls gerathen, alle möglichen Vorsichtsmaßregeln anzuwenden, um etwaiger Verschlimmerung vorzubeugen und der Krankheit den günstigsten Verlauf zu sichern.

Hauptsache ist, daß man, so wie man merkt, daß es sich um eine Erkältung resp. Bronchitis handelt, wenigstens zwei bis drei Tage das Haus hütet, um fernere schädliche Einflüsse der kalten Luft fern zu halten. Der Hustenreiz sollte dabei so viel als möglich unterdrückt werden. Durch den beständigen Husten werden nämlich die entzündeten Theile stets von neuem gereizt. Das Mundathmen sollte daher ebenfalls vermieden werden; man sollte vielmehr regelmäßig, tief und voll und zwar durch die Nase athmen. Die Blutgefäße der Membrane sind geneigt, den Heilungsprozeß selber zu beschleunigen, indem sie eine mehr oder weniger dicke Schleimabsonderung in die Bronchien ausstoßen, worauf dann der Husten anfängt „los" zu werden. Dieses Lösen kann durch mancherlei warme Flüssigkeiten befördert werden. Eine der wirksamsten ist heiße Lemonade. Mehrere Male des Tages ein Pint davon genossen, wird sich als sehr wohlthätig bewerfen.

Die äußerliche Anwendung von heißem Oel, am obern Theile der Brust tüchtig eingerieben, ist oft sehr wirksam. Uebrigens ist dies harmlose Mittel in irgend einem Erkältungsfall, besonders bei Kindern, alsbald in Anwendung zu bringen. In schlimmeren Bronchitisfällen mag man außer den Oeleinreibungen noch heiße Umschläge über die Oberbrust appliziren, bis die heftigsten Symptome verschwunden sind.

Zum Schluß noch ein Wort über Medikamente. Fast in jedem Hause findet man eine Anzahl Fläschchen mit Hustentropfen, Brustsyrup u. dgl. In fast allen diesen Präparationen ist Opium und in sehr vielen Ipecac, Lobelin, Tartar emetic etc. enthalten; Dinge, die, wenn richtig angewandt, von großem Nutzen sein mögen; wenn aber auf's Gerathewohl gegeben, höchst schädlich werden können, daß mithin auf diesen Blättern von dem Gebrauch solcher Mittelchen entschieden abgerathen wird, ist selbstverständlich.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 3. Januar. **Josia und das Buch des Gesetzes.** 2 Kön. 22, 1—13.

1. Josia war acht Jahr alt, da er König ward, und regierete ein und dreißig Jahr zu Jerusalem. Seine Mutter hieß Jedida, eine Tochter Adaja, von Bajtath.
2. Und that, das dem Herrn wohl gefiel, und wandelte in allem Wege seines Vaters David, und wich nicht weder zur Rechten noch zur Linken.
3. Und im achtzehnten Jahr des Königs Josia, sandte der König hin Saphan, den Sohn Azalja, des Sohns Mesullams, den Schreiber, in das Haus des Herrn, und sprach:
4. Gehe hinauf zu dem Hohenpriester Hilkia, daß man ihnen gebe das Geld, das zum Hause des Herrn gebracht ist, das die Hüter an der Schwelle gesammelt haben vom Volk;
5. Daß sie es geben den Arbeitern, die bestellet sind im Hause des Herrn, und geben es den Arbeitern am Hause des Herrn, daß sie bessern, was baufällig ist am Hause;
6. Nämlich den Zimmerleuten, und Bauleuten, und Maurern, und die da Holz und gehauene Steine kaufen sollen, das Haus zu bessern;
7. Doch daß man keine Rechnung von ihnen nehme vom Gelde, das unter ihre Hand gethan wird, sondern daß sie es auf Glauben handeln.
8. Und der Hohepriester Hilkia sprach zu dem Schreiber Saphan: Ich habe das Gesetzbuch gefunden im Hause des Herrn. Und Hilkia gab das Buch Saphan, daß er's läse.
9. Und Saphan, der Schreiber, brachte es dem Könige, und sagte es ihm wieder, und sprach: Deine Knechte haben das Geld zusammen gestoppelt, das im Hause gefunden ist, und haben es den Arbeitern gegeben, die bestellet sind am Hause des Herrn.
10. Auch sagte Saphan, der Schreiber, dem Könige, und sprach: Hilkia, der Priester, gab mir ein Buch. Und Saphan las es vor dem Könige.
11. Da aber der König hörete die Worte im Gesetzbuch, zerriß er seine Kleider.
12. Und der König gebot Hilkia, dem Priester, und Ahikam, dem Sohn Saphans, und Achbor, dem Sohn Michaja, und Saphan, dem Schreiber, und Asaja, dem Knechte des Königs, und sprach:
13. Gehet hin, und fraget den Herrn für mich, für das Volk und für ganz Juda, um die Worte dieses Buchs, das gefunden ist; denn es ist ein großer Grimm des Herrn, der über uns entbrannt ist, darum, daß unsere Väter nicht gehorchet haben den Worten dieses Buchs, daß sie thäten alles, was drinnen geschrieben ist.

Einleitung. Das Reich Israel war im Jahre 722 v. Chr. durch den assyrischen König Salmanassar zerstört worden. Im Reiche Juda herrschte damals der fromme König Hiskia (von 727—696). Ihm folgte sein gottloser Sohn Manasse. Dieser wurde von Assarhaddon, Sanheribs Nachfolger, der Babel wieder an sich gebracht hatte, dorthin gefangen geführt. In der Gefangenschaft that Manasse aufrichtig Buße; Gott führte ihn in sein Reich zurück, wo er nun den Götzendienst ausrottete. Sein Sohn Amon war wieder abgöttisch und wurde nach 2 Jahren ermordet. Dessen Sohn war Josia, einer der besten Könige des

Reiches Juda, deſſen geſegnete 31jährige Regierung (639—609) noch einmal eine ſpäte Blüthezeit für das Reich Juda herbeiführte.

Erklärung.

1. Der fromme König. V. 1. 2.

V. 1. 8 Jahre alt. Ob der junge König unter einer Vormundſchaft ſtand, oder ob er einen älteren Mann zum Erzieher und Rathgeber hatte, wie früher Joas (12, 3), iſt nicht bekannt. Jeruſalem war bekanntlich die Hauptſtadt des Reiches Juda, wie Samaria die Hauptſtadt des untergegangenen Reiches Iſrael geweſen war. Ueber Joſias Mutter Jedida iſt nichts Näheres bekannt. Bazkath lag in der Ebene Juda (Joſ. 15, 39).

V. 2. Joſia war offenbar nicht nur ein ausgezeichneter Regent, ſondern auch ein wahrhaft frommer Mann, der im Glauben und im Ernſt ſeines religiöſen Strebens ſeinem „Vater David" ähnlich war (vrgl. 23, 25).

II. Das Haus des Herrn. V. 3—7.

V. 3. Saphan war der Schreiber oder, wie wir heute ſagen würden, der Privatſekretär des Königs. In das Haus des Herrn. Der Tempel war ſeit der letzten Reparatur unter Joas (12, 5 ff.) wieder, hauptſächlich wohl unter Manaſſe und Amon, baufällig geworden, alſo ſeit etwa 250 Jahren. Joſia übernahm nun die Ausbeſſerung des Heiligthums.

V. 4. Der Hoheprieſter Hilkia wird 1 Chron. 5, 39 im Verzeichniß der Hoheprieſter aufgeführt und als Sohn Sallums bezeichnet. Näheres iſt von ihm nicht bekannt. Die Annahme, daß dieſer Hoheprieſter Hilkia ein und dieſelbe Perſon ſei mit dem Vater des Propheten Jeremia, der ebenfalls Hilkia hieß, iſt nach den neueſten Unterſuchungen nicht haltbar. Gebe das Geld. Das Geld zur Reparatur des Tempels war wie zur Zeit des Joas (12, 11 ff.) durch freiwillige Beiträge des Volkes zuſammengebracht worden. Nach 2 Chron. 34, 9 haben die zurückgebliebenen Iſraeliten aus dem Zehnſtämmereich zu dieſem Gelde beigeſteuert.

V. 5. 6. Die Namen der Bauaufſeher werden 2 Chron. 34, 12 angegeben.

V. 7. Daß man von den Bauaufſehern keine Abrechnung fordern ſollte, beweiſt, daß dieſelben des Königs volles Vertrauen beſaßen; zugleich ſollte damit angedeutet werden, daß man bei der Ausbeſſerung des Hauſes Gottes nicht kargen dürfe.

III. Das Buch des Geſetzes. V. 8—13.

V. 8. Das Geſetzbuch, von welchem hier die Rede iſt, kann nichts anderes ſein als die 5 Bücher Moſe, die ja auch ſonſt den Namen „das Geſetz" oder „Buch des Geſetzes" führen; und da dieſes Geſetzbuch im Hauſe des Herrn, d. i. im Tempel aufgefunden wurde, ſo war es höchſt wahrſcheinlich das Tempelexemplar, welches nach 5 Moſe 31, 12. 26 im Tempel aufbewahrt und zum Vorleſen vor dem Volke beſtimmt war. Ob dieſes Exemplar das von Moſe ſelbſt geſchriebene geweſen oder nicht, darüber läßt ſich nichts Sicheres beſtimmen; ebenſo wenig über die Zeit, wann daſſelbe abhanden gekommen war. Am wahrſcheinlichſten iſt, daß unter Manaſſe, der den Jehovahdienſt auszurotten verſuchte und 55 Jahre lang regierte, ein treuer Jehovahdiener, vielleicht der Hoheprieſter ſelbſt, die heilige Urkunde irgendwo im Tempel verſteckte, um ſie vor Zerſtörung zu bewahren, ſo daß ſie erſt jetzt bei der Tempelreparatur nach 60—70jähriger Verborgenheit wieder aufgefunden wurde. Während dieſer Zeit hatten ſich die Prieſter bei der Haltung des Gottesdienſtes wohl mehr nach einer unvollkommenen Ueberlieferung gerichtet, als daß ſie die beſtimmten geſetzlichen Vorſchriften befolgt hätten. Um ſo wichtiger war die Wiederauffindung des Geſetzbuchs, auf deſſen Grund nun der unverfälſchte Jehovahdienſt wieder hergeſtellt werden konnte.

V. 9. 10. Hilkia war über die Auffindung des Buches hocherfreut. Er gab es dem Saphan, daß er es leſe und dem Könige über daſſelbe Mittheilungen mache. Saphan brachte das Buch dem König und las es vor ihm. Wahrſcheinlich waren bisher nur noch Auszüge aus dem Buch des Geſetzes, eine Art Liturgie, in welcher jedoch vieles, beſonders viele Verheißungen und Drohungen, fehlten, in den Händen der Prieſter geweſen. Nun war das ganze Geſetzbuch wieder aufgefunden worden. Das Geſetz führt zur Erkenntniß der Sünde, das Evangelium zur Erkenntniß der Erlöſung. Wo jenes recht geleſen und verſtanden wird, da fängt der Sünder an zu fragen: „Was muß ich thun, daß ich ſelig werde?" Das Evangelium aber weiſt ihn hin auf Chriſtum als das Ende des Geſetzes, der jeden gerecht macht, der an ihn glaubt.

V. 11. Saphan las dem Könige nicht das ganze Buch vor (2 Chron. 34, 18). Nach dem Eindruck, den das Vorgeleſene auf den König machte, waren die vorgeleſenen Stellen wohl vornehmlich ſolche, in welchen den Uebertretern des Geſetzes die ſchwerſten Strafen angedroht ſind, wie 5 Moſe 28; denn das Zerreißen der Kleider iſt ein Zeichen der höchſten Beſtürzung und des Entſetzens.

V. 12. Ahikam erſcheint ſpäter als Freund und Beſchützer des Propheten Jeremia (Jer. 26, 24) und als Vater des Statthalters Gedalja (Jer. 40, 5). Ueber die anderen hier erwähnten Männer iſt nichts Näheres bekannt.

V. 13. Da es ſich um eine Angelegenheit des ganzen Volkes handelt, beauftragt der König die V. 12 erwähnten Männer als Vertreter des Volkes, den Herrn zu fragen, ob etwa das Maß der Sünden ſchon voll ſei, oder ob noch Hoffnung ſei auf Gnade. Die göttliche Antwort auf dieſe Frage wurde ihnen verkündigt von der Prophetin Hulda, an welche ſie ſich wandten. Sie lautete dahin, daß das Gericht zwar von dem Volke nicht mehr abgewendet werden könne, daß aber der König um ſeiner bußfertigen Geſinnung willen mit Frieden zu den Vätern verſammelt werden ſoll (V. 16—20).

Praktiſche Gedanken.

Grundgedanke: Erthat, was dem Herrn wohl gefiel, oder: Wahre Frömmigkeit.

1. Der Grund zur Frömmigkeit wird in der Jugend gelegt. Es ſcheint, daß nach dem Tode des gottloſen Vaters Amon die fromme Mutter Joſias (Joſia, d. h. Gott heilt), die wohl eben darum mit Namen genannt wird, einen geſegneten Einfluß auf den 8jährigen Thronfolger ausübte. Vielleicht ſtand ihr dabei der Prophet Zephanja zur Seite. Fromme Eltern und fromme Lehrer ſind das höchſte Erdengut, das Gott einem Menſchen in ſeiner Jugend ſchenken kann. Die meiſten großen Männer im Reiche Gottes haben fromme Mütter gehabt. Man denke an Moſe, Samuel, Johannes den Täufer, Auguſtinus, Wesley u. A.

2. Auch gut erzogene Kinder bedürfen der Bekehrung. Im 16. Lebensjahre, dem 8. J. ſeiner Regierung, fing Joſia nach 2 Chron. 34, 3 an, den Herrn zu ſuchen. Es muß eine Zeit kommen, in welcher das Kind, das von den Eltern den Heiland lieben gelernt hat, ſich mit klarem Bewußtſein von der Welt und der Sünde ab- und Chriſto zuwendet (V. 1. 2).

3. Wahre Frömmigkeit offenbart ſich in der Ehrfurcht und Liebe zu dem Hauſe Gottes. Darum ſammelte Joſia Geld zur Ausbeſſerung des Heiligthums, das unter ſeinen gottloſen Vorfahren zerfallen war. Der Gedanke war ihm unerträglich, daß das Haus des Gottes, der ihm über alles theuer war, wüſt und baufällig ſei. Zur Heilighaltung des Namens Gottes gehört auch, daß wir den Ort heilig halten, der ſeinem Namen geweiht iſt. Wer im

Digitized by Google

Hause Gottes schreien und lärmen und Narrenpossen treiben kann, dem fehlt es gewiß an der rechten Pietät, d. h. an der rechten Frömmigkeit (V. 3—7).

4. Wahre Frömmigkeit offenbart sich ferner in der Ehrfurcht und Liebe zu dem Worte Gottes. Hilkia, Saphan und der König betrachten das aufgefundene Buch des Gesetzes als einen reichen Schatz, als den köstlichsten Edelstein in der Krone der Könige Judas. Die Stelle, die Saphan dem Könige vorlas, enthielt eine göttliche Strafdrohung. Ein gottloser Fürst hätte sich vielleicht mit Unwillen von dem Buche abgewandt; nicht so Josia. Ihm war es das Wort seines Gottes, dem er sich in Demuth unterwarf. Obwohl er that, das dem Herrn wohl gefiel, fühlte er doch, daß auch er, wenn Gott mit ihm in's Gericht gehen wollte, nicht bestehen könnte. Daher seine tiefe Beugung vor dem Herrn. Wohl uns, wenn auch wir die Bibel als das Wort unseres Gottes ehren und uns seinen Forderungen unterwerfen. Im Spiegel dieses Wortes erkennen wir unsere Sünde und Unwürdigkeit; es führt uns immer wieder in die Buße hinein, tröstet uns aber auch immer wieder mit dem Trost der göttlichen Gnade (V. 8—13).

Andeutungen für den Klassenunterricht.

In der Kleinkinderklasse verweile man länger bei der Schilderung der Jugendgeschichte Josias. Man schildere das Leben des Knaben vor seinem achten Jahre, da das böse Beispiel seines gottlosen Vaters einen tiefen Schatten in das Glück seiner Kindheit warf. Neben diesem Schatten aber stand die Lichtgestalt seiner frommen Mutter. (In wie manchem Hause ist es ebenso, besonders da wo der Vater ein Spieler oder ein Trunkenbold ist!) Dann schildere man Amons Tod (21, 23) und den Eindruck, den derselbe auf den Knaben machen mußte; Josias Thronbesteigung, sein Leben unter dem erziehenden Einfluß seiner Mutter und seiner Lehrer bis zum 16. Jahre; seine Bekehrung; seine Sorge um die Ausbesserung des Tempels, den Fund des Gesetzbuches; den Eindruck, welchen das Lesen desselben auf den König machte u. s. w.

In Klassen älterer Schüler richte man sich mehr nach der obigen Verserklärung und benütze die „praktischen Gedanken" an geeigneter Stelle als Nutzanwendung.

Sonntag, 10. Januar. **Jeremia weissagt die Gefangenschaft.** Jer. 8, 20—22; 9, 1—16.

20. Die Ernte ist vergangen, der Sommer ist dahin, und uns ist keine Hilfe kommen.
21. Mich jammert herzlich, daß mein Volk so verderbet ist; ich grämе mich, und gehabe mich übel.
22. Ist denn keine Salbe in Gilead? oder ist kein Arzt nicht da? Warum ist denn die Tochter meines Volks nicht geheilet?
1. Ach, daß ich Wasser genug hätte in meinem Haupte, und meine Augen Thränenquellen wären, daß ich Tag und Nacht beweinen möchte die Erschlagenen in meinem Volk!
2. Ach, daß ich eine Herberge hätte in der Wüste, so wollte ich mein Volk verlassen, und von ihnen ziehen. Denn es sind eitel Ehebrecher, und ein frecher Haufe.
3. Sie schießen mit ihren Zungen eitel Lügen und keine Wahrheit, und treiben's mit Gewalt im Lande, und gehen von einer Bosheit zur andern, und achten mich nicht, spricht der Herr.
4. Ein jeglicher hüte sich vor seinem Freunde, und traue auch seinem Bruder nicht; denn ein Bruder unterdrückt den andern, und ein Freund verrückt den andern.
5. Ein Freund täuscht den andern, und reden kein wahr Wort; sie fleißigen sich drauf, wie einer den andern betrüge, und ist ihnen leid, daß sie es nicht ärger machen können.
6. Es ist allenthalben eitel Trügerei unter ihnen, und vor Trügerei wollen sie mich nicht kennen, spricht der Herr.
7. Darum spricht der Herr Zebaoth also: Siehe, ich will sie schmelzen und prüfen. Denn was soll ich sonst thun, weil sich mein Volk so jammert?
8. Ihre falschen Zungen sind mörderische Pfeile; mit ihrem Munde reden sie freundlich gegen den Nächsten, aber im Herzen lauern sie auf denselben.
9. Soll ich nun solches nicht heimsuchen an ihnen, spricht der Herr, und meine Seele sollte sich nicht rächen an solchem Volk, als dieß ist?
10. Ich muß auf den Bergen weinen und heulen, und bei den Hürden in der Wüste klagen; denn sie sind so gar verheeret, daß niemand da wandelt, und man auch nicht ein Vieh schreien höret. Es ist beide Vogel des Himmels und das Vieh alles weg.
11. Und ich will Jerusalem zum Steinhaufen und zur Drachenwohnung machen, und will die Städte Juda wüste machen, daß niemand drinnen wohnen soll.
12. Wer nun weise wäre, und ließe ihm zu Herzen gehen, und verkündigte, was des Herrn Mund zu ihm sagt, warum das Land verderbet und verheeret wird, wie eine Wüste, da niemand wandelt.
13. Und der Herr sprach: Darum, daß sie mein Gesetz verlassen, das ich ihnen vorgegeben habe, und gehorchen meiner Rede nicht, leben auch nicht darnach,
14. Sondern folgen ihres Herzens Gedünken, und Baalim, wie sie ihre Väter gelehret haben.
15. Darum spricht der Herr Zebaoth, der Gott Israel, also: Siehe, ich will dieß Volk mit Wermuth speisen und mit Galle tränken;
16. Ich will sie unter die Heiden zerstreuen, welche weder sie noch ihre Väter kennen; und will das Schwert hinter sie schicken, bis daß es aus mit ihnen sei.

Einleitende Bemerkungen. Dreizehn Jahre sind seit den in der vorigen Lektion erzählten Ereignissen verflossen. Josia hat 31 Jahre regiert und ist bei dem Versuch, den Egypterkönig Pharao Necho an dem Durchzug durch sein Land zu verhindern, in der Schlacht bei Megiddo gefallen (2 Kön. 23). Josias Sohn Joahas wurde vom Volk zum König erhoben, aber Pharao Necho setzte ihn wieder ab und machte seinen Bruder Eliakim, dem er den Namen Jojakim gab, zum König. In die Zeit seiner Regierung fällt die in unserer Lektion enthaltene Weissagung. Es war eine böse Zeit, eine Zeit des Abfalls; denn die Reformation Josias hatte keine dauernde Besserung des Volkes bewirken können und nach seinem Tode begegnen wir den alten Sünden und Greueln wieder.

I. Der weinende Prophet. 8, 20—22; 9, 1. 2.

V. 20. Von V. 14 an hat der Prophet in ergreifenden Ausdrücken den Schrecken geschildert, welchen der Einfall Nebukadnezars in Judäa hervorrufen sollte. V. 19 aber verkündigt er mit tiefem Schmerz, daß er den Klageruf seines Volkes, ob denn Jehovah nicht mehr in Zion sei, aus fernen Landen, d. h. aus der Gefangenschaft, vernommen habe, und darauf die göttliche Antwort: Warum haben sie mich so erzürnt; sie dulden nur die Strafe ihres Götzendienstes. V. 20 folgt nun eine neue Klage des Volks: Die Ernte ist vergangen u. s. w., d. h. Frist auf Frist zerrinnt und uns wird keine Rettung, nämlich aus der Gefangenschaft!

V. 21. An diese Klage des Volks reiht sich die Wehklage des Propheten selbst an. Es ist der Schmerz der Liebe, der in dieser Klage uns entgegentritt. Der Jammer seines Volkes schneidet dem Propheten in's Herz. Er empfindet seines Volkes Leid als sein eigenes.

V. 22. Was ihn besonders schmerzt, ist, daß die Wunde seines Volkes nicht nur eine sehr gefährliche ist, sondern besonders, daß Niemand da ist, der sie heilt. Es ist als ob Gilead keinen Balsam und keinen der Anwendung desselben kundigen Mann mehr hätte, da doch der Balsam vorzüglich in Palästina zu Hause ist. Die Frage hat also den Sinn: Ist denn in Israel gerade das, was ihm als Vorzug vor allen anderen Völkern gegeben worden ist, das Heilmittel gegen den Fluch der

Sünde, verloren gegangen, oder fehlt es an einem Manne, der dasselbe anzuwenden verstünde? Der Prophet spielt deutlich auf das Verhältniß Israels zu Jehovah an. Aber eben dieses Verhältniß ist wie aufgelöst; daher die Klage des Volkes: „Will denn der Herr nicht mehr Gott sein zu Zion?“ (V. 19.) Die Frage: Warum ist die Tochter meines Volkes nicht geheilet? wird ebenso wenig beantwortet wie die vorhergehenden. Das aber ist deutlich ausgesprochen, daß von einer Heilung des Volkes nirgends etwas zu spüren ist. Der Balsam in Gilead ist freilich noch vorhanden, Gott ist immer noch willig und mächtig, sein Volk zu retten, wenn es sich von ganzem Herzen zu ihm wendet. Auch an einem Arzte fehlt es nicht. „Ich bin der Herr, dein Arzt,“ spricht Jehovah zu seinem Volke. Aber das Volk will sich seiner Heilmethode nicht unterwerfen, will die Mittel nicht gebrauchen, die er verordnet. Darum ist es nicht geheilet.

Kap. 9, V. 1. Das ist's, was dem treuen Gottesknechte Jeremia die Thränen auspreßt. Diese Thränen des Jeremias sind ein Vorbild der Thränen, die der Herr über Jerusalem geweint hat (Luk. 19, 41 ff.). Wie das Blut Abels, so schreien auch diese Thränen zum Himmel; und es wird hier recht offenbar, wie verderblich es für die Menschen ist, wenn die Knechte Gottes ihr Amt an ihnen nicht mit Freuden thun, sondern mit Seufzen. Die Erschlagenen in meinem Volk, d. h. nicht nur die in den bereits eingetroffenen Gerichten Gottes Gefallenen, sondern auch diejenigen, welche noch in der Zukunft um ihrer Sünden willen hinweggerafft werden sollen.

V. 2. Trotz seiner glühenden Liebe zu seinem Volke ist dem Propheten doch die Gottlosigkeit seiner unbußfertigen Landsleute so unerträglich, daß er ein in der Wüste aufgeschlagenes Zelt (Herberge), so dürftig ein solcher Aufenthalt auch wäre, doch seinem bisherigen Aufenthalt vorziehen würde. Dennoch bleibt er bei seinem Volke, weil er die Hoffnung hegt, wenn auch nicht das ganze Volk, so doch Einzelne aus demselben zu Jehovah zurückzuführen.

II. Das schuldige Volk. V. 2—8.

V. 2. Es folgt nun ein düsteres Nachtgemälde, in welchem der Prophet die Gottlosigkeit seines Volkes schildert. Ehebrecher. Dieser Ausdruck ist hier im buchstäblichen Sinne zu nehmen und nicht, wie in den meisten prophetischen Stellen, von dem Abfall von Jehovah zu verstehen. Ein frecher Haufe, d. i. eine Rotte von Schurken.

V. 3. Weitere Sünden des Volkes sind Lügenhaftigkeit, d. h. Unaufrichtigkeit gegen Gott und gegen Menschen, und Gewaltthätigkeit, Unterdrückung der Armen und Schwachen. Sie gehen von einer Bosheit zur andern. Das ist der Fluch der Sünde, daß auf ihrer abschüssigen Bahn kein Aufhalten möglich ist, daß eine Sünde stets eine andere nach sich zieht.

V. 4—6. Wenn es einmal so weit gekommen ist, daß der Freund dem Freund und der Bruder dem Bruder nicht mehr trauen darf, dann steht es wahrlich schlimm. Aber wo man Gott nicht fürchtet und seiner nicht achtet (V. 3), da ist es kein Wunder, wenn auch die besten Freunde dem eigenen Interesse geopfert werden.

V. 7. Wegen seiner tiefen Verderbtheit muß der Herr das Volk durch schwere Gerichte läutern. Er will es schmelzen im Feuer der Trübsal, um die Bösen auszuscheiden. Der zweite Theil des Verses lautet im Grundtext: „Denn wie sollte ich handeln Angesichts der Tochter meines Volks,“ d. h. ich kann ja nicht anders handeln, als dasselbe läutern.

V. 8 enthält eine Wiederholung oder kurze Zusammenfassung der Hauptsünden des Volkes, worauf dann V. 9 die Nothwendigkeit des Gerichts gezeigt wird.

III. Das verödete Land. V. 9—16.

V. 9. Der Ausdruck: „Sollte meine Seele sich nicht rächen an solchem Volk“ ist ein Anthropomorphismus, d. h. es wird von Gott geredet nach Menschenweise. Das „Rächen“ ist wesentlich dasselbe wie das vorher gebrauchte „Heimsuchen“, nämlich mit der Ausübung seiner Strafgerechtigkeit.

V. 10. 11. Schon sieht der Prophet die göttliche Heimsuchung über Land und Volk gekommen und erhebt bittere Wehklage über die Verödung des Landes. Die Berge und Auen der Steppe sind so verödet, daß weder Menschen noch Thiere dort mehr zu finden sind. Selbst Jerusalem soll zerstört werden, daß in ihren Trümmern Schakale (Luther: Drachen) hausen, und die Städte Judas sollen öde stehen.

V. 12—14. Der Sinn dieser Verse ist: Jeder weise Mann sollte einsehen und es verkündigen, daß ein solches Gericht über Juda kommen muß. Der allgemeine Abfall von Gott muß ja nothwendig diese Strafe nach sich ziehen (V. 13). Aber diese Weisheit fehlt dem verblendeten Volk (V. 14), besonders auch den falschen Propheten, welche das Volk irre führen. In der Verkehrtheit ihres Herzens suchen sie den Grund ihres Unglücks überall, nur nicht in ihrer Sündenschuld.

V. 15. 16. An die Schilderung des allgemeinen Abfalls und der Verblendung des Volks schließt sich wieder Drohung der Strafe an. „Mit Wermuth speisen und mit Galle tränken“ ist ein Bild bitterer schmerzlicher Leiden beim Untergang des Reichs und in der Gefangenschaft. Vers 16 giebt an, worin diese Leiden bestehen, nämlich in der Zerstreuung unter die Heiden und in der Aufreibung durch das Schwert.

Praktische Gedanken.

Grundgedanke: Arzt und Salbe sind da, aber die Kranken wollen sich nicht heilen lassen.

I. Arzt und Salbe sind da. Blicken wir in die Welt hinein und sehen die Verwüstung, welche die Sünde unter den Menschen anrichtet; denken wir der vielen Tausende, welche jedes Jahr als Opfer der Trunksucht und anderer Laster in ein frühes Grab sinken, und der unzähligen Verbrecher, die theils in Gefängnissen und Correktionshäusern ihre Frevel büßen, theils noch unentdeckt inmitten der Gesellschaft ihr Wesen treiben; denken wir ferner der Unaufrichtigkeit, der Heuchelei und Lügenhaftigkeit, der Selbstsucht, der Lieblosigkeit und Ungerechtigkeit, der Genußsucht, der Habsucht und Ehrsucht selbst unter denen, die sich zu der „guten Gesellschaft“ zählen; dann möchten freilich auch wir mit dem Propheten fragen: „Ist denn keine Salbe in Gilead?“ u.s.w. Aber, Gott sei Dank, es ist eine Salbe da, welche die Sündenwunden von Grund aus heilt. „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde.“ Und auch am Arzt fehlt es nicht. Jesus selbst will der Arzt und Heiland unserer Seele sein. Tausende und Millionen, die sich seiner Kur unterworfen haben, hat er geheilt; und wer nicht geheilt wird und mit den Juden klagen muß: „Die Ernte ist vergangen“ u.s.w. (V. 20), der ist selbst schuld an seinem Unglück (8, 20—22).

2. Die Kranken wollen sich nicht heilen lassen. Hier die Antwort auf die Frage: „Warum ist die Tochter meines Volkes nicht geheilet?“ Christus bietet sich allen an als Arzt. „Siehe, ich stehe vor der Thür und klopfe an.“ Aber er stellt seine Bedingungen. Diese bestehen darin, daß die Kranken a) sich ihre Krankheit, d. h. ihre Sünde, aufdecken lassen, sie nicht beschönigen und entschuldigen; b) daß sie sich nach Heilung ernstlich sehnen, und dies c) dadurch an den Tag legen, daß sie sich von der Welt und der Sünde ab- und dem großen Seelenarzte in Liebe und Vertrauen zuwen-

den und sich ganz und willenlos in seine Behandlung hingeben. Aber das wollen die Meisten nicht. Sie lieben die Finsterniß mehr denn das Licht; sie meinen, sie seien gut genug und flechten sich Schürzen von Feigenblättern eitler Entschuldigungen, um ihre Blöße zu decken; und will das nicht mehr gehen, so meinen sie, sich selbst helfen zu können; kurz, sie wollen nicht Buße thun und nicht an Jesum als ihren einzigen Retter glauben. Darum kann ihnen nicht geholfen werden (8, 20—22).

3. Darum sterben sie in ihren Sünden. Ach, das Leben im Dienste der Sünde ist ein trauriges Leben! Unter den Gottlosen herrscht nicht die Liebe, sondern die Selbstsucht. Darum belügen, betrügen, verrathen und unterdrücken sie einander, wo sich immer die Gelegenheit dazu bietet. Natürlich kann von einem gegenseitigen Vertrauen da keine Rede sein. Jeder ist des andern Feind, ob er auch die Maske der Freundschaft trüge. Daher haben die Gottlosen keinen Frieden. Aber auch darum nicht, weil sie in Feindschaft gegen Gott stehen. Sie wissen, daß er, der Gerechte, die Sünde nicht ungestraft lassen kann; darum fürchten sie sich vor ihm. Und doch können sie ihm nicht entfliehen, können es nicht hindern, daß das böse Gewissen sich wie ein dunkler Schatten an ihre Fersen hefte und sie unaufhörlich ängstige mit dem Gedanken an die göttliche Vergeltung. Und diese Angst ist nicht ohne Grund. Denn wer Christum, den rechten Seelenarzt, verworfen hat, der nimmt ein Ende mit Schrecken! Außer Christo ist Gott dem Sünder ein verzehrend Feuer. Das Gericht der Gefangenschaft, das Gott über die Juden verhängte, ist nur ein schwacher Schatten von der ewigen Gefangenschaft der Verdammten in der Hölle (9, 1—16).

Andeutungen für den Klassenunterricht.

In der Kleinkinderklasse schildere man die Lebensschicksale des Propheten Jeremia: Jeremia, Sohn des Priesters Hilkia von Anathoth wurde noch sehr jung im 13. Jahre des Königs Josia zu seinem Amte berufen. Zwar klagte er dem Herrn: „Ach, Herr, ich tauge nicht zu predigen, denn ich bin zu jung." Der Herr aber antwortet: „Sage nicht, ich bin zu jung, sondern du sollst gehen, wohin ich dich sende," und tröstet ihn zugleich mit der Verheißung: „Fürchte dich nicht vor ihnen, denn ich bin mit dir und will dich erretten." Von Natur sanft und weich, wird er durch Gottes Gnade ein Löwe im Kampf gegen die Sünden des Volks. Er ermahnt das Volk zur Unterwerfung unter Babel, und da diese Predigt nicht fruchtet, verkündigt er die Zerstörung der heiligen Stadt und des Tempels, tröstet aber auch immer wieder durch Vorhaltung der göttlichen Gnade. Von dem heiligen Ernst, mit welchem Jeremia dem Volke die göttlichen Strafgerichte ankündigte und zugleich von der innigen Liebe und dem zarten Mitgefühl, mit welchem er des Volkes Untergang beklagte, giebt unsere Lektion ein lautes Zeugniß. Seine Predigt fand jedoch kein Gehör. Er wurde als Chaldäerknecht und Vaterlandsverräther angesehen. Als er unter Jojakim gefangen saß, ließ er durch seinen Schreiber Baruch seine Weissagungen in ein Buch schreiben und dem Volke vorlesen. Unter Zidekia saß er fast fortwährend im Gefängniß. Einmal warfen ihn die Fürsten in eine mit Schlamm gefüllte Cisterne, aus welcher ihn der Mohr Ebedmelech, der Kämmerer des Königs, rettete. Doch blieb er im Gefängniß, bis die Chaldäer Jerusalem eroberten. Nebukadnezar ließ ihm die Wahl seines Aufenthalts. Er blieb in Palästina bis zur Ermordung des von Nebukadnezar eingesetzten Statthalters Gedalja. Sodann begleitete er die vor Nebukadnezars Rache nach Egypten auswandernden Juden, wurde aber auch dort verfolgt und nach einer alten Sage endlich gesteinigt.

Sonntag, 17. Januar.

Die treuen Rechabiten.

Jer. 35, 12—19.

12. Da geschah des Herrn Wort zu Jeremia, und sprach:
13. So spricht der Herr Zebaoth, der Gott Israel: Gehe hin, und sprich zu denen in Juda und zu den Bürgern zu Jerusalem: Wollt ihr euch denn nicht bessern, daß ihr meinen Worten gehorchet? spricht der Herr.
14. Die Worte Jonadabs, des Sohns Rechabs, die er seinen Kindern geboten hat, daß sie nicht sollen Wein trinken, werden gehalten; und trinken keinen Wein bis auf diesen Tag, darum, daß sie ihres Vaters Gebot gehorchen. Ich aber habe stets euch predigen lassen; noch gehorchet ihr mir nicht.
15. So hab ich auch stets zu euch gesandt alle meine Knechte, die Propheten, und lassen sagen: Bekehret euch ein jeglicher von seinem bösen Wesen, und bessert euren Wandel, und folget nicht andern Göttern nach, ihnen zu dienen; so sollt ihr im Lande bleiben, welches ich euch und euren Vätern gegeben habe. Aber ihr wollet eure Ohren nicht neigen, noch mir gehorchen;
16. So doch die Kinder Jonadabs, des Sohns Rechabs, haben ihres Vaters Gebot, das er ihnen geboten hat, gehalten. Aber dieß Volk gehorchet mir nicht.
17. Darum so spricht der Herr, der Gott Zebaoth und der Gott Israel: Siehe, ich will über Juda und über alle Bürger zu Jerusalem kommen lassen alle das Unglück, das ich wider sie geredet habe; darum, daß ich zu ihnen geredet habe, und sie nicht wollen hören, ich habe gerufen, und sie mir nicht wollen antworten.
18. Und zum Hause der Rechabiter sprach Jeremia: So spricht der Herr Zebaoth, der Gott Israel: Darum, daß ihr dem Gebot eures Vaters Jonadab habt gehorchet, und alle seine Gebote gehalten, und alles gethan, was er euch geboten hat;
19. Darum spricht der Herr Zebaoth, der Gott Israel, also: Es soll dem Jonadab, dem Sohn Rechabs, nimmer fehlen, es soll jemand von den Seinen allezeit vor mir stehen.

Die Rechabiten waren eine Familie, die (nach 1 Chron. 2, 55, vrgl. mit Richt. 1, 16) von einem Schwager Moses abstammten, der ein Keniter war. Einer ihrer Vorfahren, Jonadab, hatte sie verpflichtet, die patriarchalische Lebensweise, d. h. das Nomadenleben, fortzusetzen und sich überdies des Weingenusses gänzlich zu enthalten. Im 4. Regierungsjahre Jojakims und zwar (nach V. 4) vor der Ankunft Nebukadnezars und seines Heeres vor Jerusalem, also im Sommer 606 v. Chr., führt nun Jeremia diese Rechabiten, die vor dem Anrücken der Chaldäer nach Jerusalem geflüchtet waren, auf göttlichen Befehl in eine Zelle des Tempels, wo er ihnen Angesichts des Volkes Wein zum Trinken vorsetzt. Die Rechabiten weigern sich zu trinken, da ihr Stammvater ihnen wie den Besitz von Häusern und Feldern, so auch den Genuß des Weines verboten habe. Damit lieferten sie einen glänzenden Beweis ihrer Treue gegen das Gebot ihres Ahnherrn. Dies soll nun Jeremia dem Volke Juda vorhalten. Die Rechabiten befolgen das Gebot ihres Ahnherren, Juda dagegen übertritt die ihm beständig vorgehaltenen Gebote seines Gottes (V. 12 bis 16). Darum soll das gedrohte Unheil über Juda hereinbrechen; das Haus Rechab aber soll zum Lohn seiner Treue gegen die Vorschriften seines Ahnherrn ewiglich bestehen (V. 17—19).

I. Der Gehorsam der Rechabiten. V. 12—14.

V. 12. Der Befehl: „Gehe hin und sprich" (V. 13) zeigt, daß Jeremia das folgende Wort des Herrn nicht in der Tempelzelle in Gegenwart der Rechabiten, sondern wahrscheinlich in einem der Tempelvorhöfe an das Volk gerichtet hat. Zu ihrer tiefen Beschämung hält er den

Juden die Treue vor, mit welcher die Rechabiten die Satzungen ihres Stammvaters Jonadab beobachteten.

V. 13. Die Worte: „Wollt ihr euch denn nicht bessern, daß ihr meinen Worten gehorchet" deuten schon zum Voraus das Beschämende der folgenden Rede an.

V. 14. Der Gehorsam der Rechabiten gegen das Gebot ihres Ahnherrn läßt Juda's Ungehorsam in einem um so ungünstigeren Lichte erscheinen. Und trinken keinen Wein bis auf diesen Tag. Es war schon gegen 300 Jahre; denn Jonadab lebte zur Zeit Jehus und wurde von diesem bei seiner Thronbesteigung im Jahre 883 v. Chr. besonders ausgezeichnet (2 Kön. 10, 15). Jonadab war also schon lange todt und konnte daher den Ungehorsam seiner Nachkommen gegen sein Gebot nicht rügen. Ueberdies war er nur ein Mensch, und doch wurden seine Vorschriften nach 300 Jahren noch von seinen Nachkommen aufs Gewissenhafteste befolgt.

II. Judas Ungehorsam. V. 14—16.

Die Rechabiten wurden von Niemand an die Vorschriften Jonadab's erinnert, Gott aber hatte sein Volk unaufhörlich gewarnt und zum Gehorsam aufgefordert durch seine Knechte, die Propheten, und doch gehorchten jene dem Gebote Jonadab's, während Juda die Gebote seines Gottes verachtete! Dazu kommt noch, daß Gott unendlich mehr für sein Volk gethan hat, als Jonadab für seine Nachkommen; und dennoch finden wir hier den treuesten Gehorsam und dort die unverantwortlichste Gleichgiltigkeit und Gottvergessenheit. Die Predigt der Propheten lautete: Bekehret euch, d. h. wendet euch von der Welt und Sünde zu Gott und werdet neue Menschen, bessert euren Wandel, thut rechtschaffene Früchte der Buße — wo diese fehlen, ist es mit der Bekehrung noch nicht rechter Art — und folget nicht anderen Göttern nach, den Göttern umliegender Heidenvölker. Um ihrer Aufforderung zur Buße und zum Gehorsam größeren Nachdruck zu geben, sollten die Propheten dem gottvergessenen Volke verkündigen, daß ihm keine Gefahr drohe, wenn es der Aufforderung Gottes nachkomme. So sollt ihr im Land bleiben, d. h. nicht in die Gefangenschaft abgeführt werden. Wie groß ist Gottes Liebe und Langmuth! Aber ihr wollt eure Ohren nicht neigen. Die vergangene Sünde will Gott vergeben, wenn das Volk sich ernstlich bessern will; aber der Ungehorsam zieht das wohlverdiente Gericht auf dasselbe herab.

III. Der göttliche Urtheilsspruch. V. 17—19.

V. 17. Weil Juda nicht gehorcht, wird ihm das Gericht angekündigt. Die Rechabiten werden auftreten am jüngsten Gericht gegen das gottlose Juda und werden es verdammen. Das Unglück, das ich wider sie geredet habe, d. i. Unterdrückung durch seine Feinde und Wegführung in die Gefangenschaft nach Babel.

V. 18. Und zum Hause der Rechabiter sprach Jeremia. Aus diesen Worten läßt sich schließen, daß die folgenden Worte nicht einen Theil der an das Volk gerichteten Rede bildeten, sondern von Jeremia an die Rechabiten gerichtet worden sind, vielleicht am Schlusse der oben erzählten Verhandlungen mit ihnen. Mitgetheilt werden dieselben aber erst hier, um dem Volke Juda's zu bedeuten, daß schon die Treue gegen die väterlichen Satzungen ihre Verheißung hat, wodurch die über Juda ausgesprochene Drohung noch verschärft wird.

V. 19. Die göttliche Verheißung, welche Jeremia den Rechabiten zu verkündigen hat, geht dahin, daß allezeit Jemand von dem Geschlechte Jonadabs vor dem Herrn stehen solle. Damit ist den Rechabiten nicht nur das Fortbestehen ihres Geschlechtes, sondern zugleich ihr Beharren im Dienste Jehovahs verheißen. Und in der That wurden die Rechabiten nicht blos in den Stürmen jener Zeit bewahrt (V. 11), sondern es hat sich auch bis auf den heutigen Tag ihre Bekanntschaft mit dem hebräischen alten Testament und ihre patriarchalische fromme Sitte unter ihren arabischen Nachkommen und besonders in der Gegend von Mekka mitten unter den umwohnenden dem Muhamedanismus anheimgefallenen Stämmen wunderbar erhalten. Sie sind ein redendes Beispiel von dem Segen der kindlichen Treue.

Praktische Gedanken.

Grundgedanke: Charakterstärke und Charakterlosigkeit.

I. Charakterstärke. 1. Charakterstärke besteht in dem treuen Festhalten an sittlichen Grundsätzen. Als Beispiel dienen die Rechabiten. Der vollkommenste Charakter ist der christliche, der die Grundsätze des Christenthums zur Norm des Handels macht. Von ihm heißt es im Hebräerbrief: „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde." — Es giebt auch einen bösen Charakter — Menschen, die aus Grundsatz böse sind.

2. Charakterstärke bewährt sich in der Prüfung. Im Sturm muß sich des Schiffes Tüchtigkeit beweisen, in der Schlacht des Kriegers Stärke, unter Prüfung die Festigkeit des Charakters. Die Rechabiten hatten schon 300 Jahre trotz dem Wechsel der Zeiten und dem Spott der Nachbarstämme an dem Gebot ihres Stammherren Jonadab festgehalten. Selbst durch die Aufforderung Jeremias, Wein zu trinken, ließen sie sich in ihrer Treue nicht wankend machen. Wie leicht hätten sie ihre Untreue gegen Jonadabs Gebot mit der Autorität des Propheten entschuldigen können; aber sie ließen sich durch keine Autorität, durch keine Ueberredung bewegen, ihren Grundsätzen untreu zu werden. Wie viel besser stände es um manchen Jüngling, wenn er der Versuchung zum Genuß sündlicher Weltfreuden oder auch zum Genuß geistiger Getränke so standhaft begegnete! Von den ersten Christen sagten die Heiden, daß es leichter sei, die Sonne aus ihrer Bahn zu lenken, als einen Christen zum Abfall von Christo zu bewegen. Das ist christliche Charakterstärke (Joseph, Daniel).

3. Charakterstärke bringt reichen Segen. Fortbestand ihres Geschlechts und Beharren in seinem Dienste verheißt der Herr den treuen Rechabiten. So gilt von allen gottgeweihten Charakteren das Psalmwort: „Sie sind wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen" u. s. w. Ein festgegründeter Leuchtthurm bewahrt nicht nur sein eigen Licht, sondern rettet auch durch dessen Schein manches sturmbedrohte Fahrzeug; ein fester Charakter bewahrt nicht nur vor eigenem Verderben, sondern rettet auch Andere vom Verderben. „Unbeschreiblich ist der Lohn der bis in den Tod Getreuen."

Zur Bildung eines christlichen Charakters wirken zusammen die Erziehung durch Eltern und Lehrer, die freie Selbstbestimmung (Was du aus dir machst, das bist du. Gott wirft den Juden vor: „Ihr wollt nicht") und schließlich die Gnade Gottes. „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschiehet durch Gnade.

II. Charakterlosigkeit.

1. Charakterlosigkeit besteht im Wankelmuth, der sich im Handeln nicht nach inneren Grundsätzen, sondern nach den wechselnden äußeren Verhältnissen richtet. Sie war der Grundfehler Israels. „Warum hinket ihr auf beiden Seiten?" Auf einen charakterlosen Menschen ist kein Verlaß. Heute ist er unser Freund, morgen unser Feind, je nachdem es ihm nützt. Für ein Glas Bier verkauft er vielleicht seine

Stimme bei einer politischen Wahl; für einen geringen Geldgewinn vielleicht seine Ehre, seine Seligkeit.

2. Charakterlosigkeit führt zur Verwerfung der göttlichen Gnade und schließlich zur Verstockung. Dies lehrt uns gleichfalls das Beispiel der Juden. „Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert."

3. Charakterlosigkeit zieht zeitliches und ewiges Verderben nach sich. „Ich will über euch kommen lassen alles Unglück" (V. 17), nämlich die Gefangenschaft. „Weil du weder kalt noch warm bist, will ich dich ausspeien aus meinem Munde."

Andeutungen für den Klassenunterricht.

Für die Kleinlinderklasse veranschaulicht man die Charakterstärke durch verschiedene Beispiele. Außer den Rechabiten besonders das Beispiel Josephs, Daniels, der drei Männer im Feuerofen, sodann der christlichen Martyrer (Ignatius, Polykarpus u. A.).

Für ältere Schüler liefern die „praktischen Gedanken" in Verbindung mit der Texterklärung reichlichen Stoff.

Sonntag, 24. Januar.

Die Gefangenschaft Judas.

2 Kön. 25, 1—12.

1. Und es begab sich im neunten Jahr seines Königreichs, am zehnten Tage des zehnten Monden, kam Nebucadnezar, der König zu Babel, mit aller seiner Macht wider Jerusalem; und sie lagerten sich wider sie, und bauten einen Schutt um sie her.
2. Also ward die Stadt belagert bis ins eilfte Jahr des Königs Zidekia.
3. Aber im neunten des Monden ward der Hunger stark in der Stadt, daß das Volk des Landes nichts zu essen hatte.
4. Da brach man in die Stadt; und alle Kriegsmänner flohen bei der Nacht des Weges von dem Thor zwischen den zwo Mauern, der zu des Königs Garten gehet. Aber die Chaldäer lagen um die Stadt. Und er floh des Weges zum blachen Felde.
5. Aber die Macht der Chaldäer jagten dem Könige nach, und ergriffen ihn im blachen Felde zu Jericho, und alle Kriegsleute, die bei ihm waren, wurden von ihm zerstreuet.
6. Sie aber griffen den König, und führeten ihn hinauf zum Könige von Babel gen Riblath; und sie sprachen ein Urtheil über ihn.
7. Und sie schlachteten die Kinder Zidekia vor seinen Augen, und blendeten Zidekia seine Augen, und banden ihn mit Ketten, und führeten ihn gen Babel.
8. Am siebenten Tage des fünften Monden, das ist das neunzehnte Jahr Nebucadnezar, des Königs zu Babel, kam Nebusaradan, der Hofmeister, des Königs zu Babel Knecht, gen Jerusalem,
9. Und verbrannte das Haus des Herrn, und das Haus des Königs, und alle Häuser zu Jerusalem, und alle große Häuser verbrannte er mit Feuer.
10. Und die ganze Macht der Chaldäer, die mit dem Hofmeister war, zerbrach die Mauern um Jerusalem her.
11. Das andere Volk aber, das übrig war in der Stadt, und die zum Könige von Babel fielen, und den andern Pöbel, führete Nebusaradan, der Hofmeister, weg.
12. Und von den Geringsten im Lande ließ der Hofmeister Weingärtner und Ackerleute.

Jojakim regierte 11 Jahre. Nachdem Nebukadnezar, König von Babel, den Pharao Necho bei Circesium (606) geschlagen, erschien er vor Jerusalem. Jojakim ergab sich und Nebukadnezar nahm einen Theil der Tempelgeräthe und mehrere edle Jünglinge (unter ihnen Daniel) gefangen nach Babel. Bald darauf fiel Jojakim im Vertrauen auf Egypten ab. Nebukadnezar eilte herbei und belagerte Jerusalem. Jojakim war indessen gestorben. Sein erst 18jähriger Sohn Jojachin (Jechonja) ergab sich nach dreimonatlicher Belagerung freiwillig und wurde mit allen Edlen des Landes, sowie mit aller kriegsfähigen Mannschaft, allen Zimmerleuten und Schmieden weggeführt. Nebukadnezar setzte nun den jüngsten Sohn des Josia, Matanja, den er Zidekia nannte, zum Könige ein. Im unsinnigen Vertrauen auf Pharao Hofra fiel auch dieser im 9. Jahre ab. Nebukadnezar belagerte nun Jerusalem zum dritten Mal. Eine gräßliche Hungersnoth bricht aus. Der fliehende Zidekia wird ergriffen und geblendet und in Ketten nach Babel geführt. Jerusalem wird völlig zerstört und alle heiligen Geräthe in den Tempel zu Babel gebracht (588 v. Chr.).

I. Die Belagerung der Stadt. V. 1—3.

V. 1. Ueber die 11jährige Regierung Zidekia's wird uns weiter nichts berichtet, als daß er that, das dem Herrn übel gefiel, und daß er im 9. Jahre seiner Regierung von Nebukadnezar abfiel. Am 10. Tage des 10. Monats. Die genaue Zeitangabe hier und V. 8 erklärt sich daraus, daß die Juden in der Gefangenschaft zum Andenken an diese Unglückstage an denselben fasteten. Kam Nebukadnezar. Aus V. 6 erhellt, daß Nebukadnezar selbst nicht bis Jerusalem kam, sondern zu Riblath blieb und sein Heer von dort aus nach Jerusalem ziehen ließ. Bauten einen Schutt um sie her, d. h. sie errichteten Belagerungswerke. Nach Jerem. 34, 7 belagerte dasselbe Heer auch die allein noch übrigen festen Städte Lachis und Aseka.

V. 2. Bis ins 11. Jahr. Die Belagerung dauerte also im Ganzen anderthalb Jahre, da die Stadt sehr stark befestigt war.

V. 3. Die Zeitbestimmung „im neunten des Monats" giebt Jeremia (39, 2 und 52, 6) genauer so an: „im vierten Monat am neunten Tage". Wie groß die Hungersnoth war und welche Greuel in Folge derselben vorkamen, läßt sich aus Klagel. 2, 11—19; 4, 3—10 schließen. Die Hungersnoth ging freilich nicht erst am 9. Tage des vierten Monats an, sondern sie war bereits so groß geworden, daß das Volk nichts mehr zu essen hatte, also nicht mehr im Stande war, tapferen Widerstand zu leisten; daher an diesem Tage der Feind die Mauer durchbrechen konnte.

II. Die Gefangennehmung des Königs. V. 4—7.

V. 4. 5. Da brach man in die Stadt, und zwar nach Jer. 39, 3 auf der Nordseite, am Mittelthor. Als dies der König gewahr wurde, machte er sich mit seinen Kriegsleuten in der Nacht auf die Flucht. Der Fluchtversuch geschah auf der Südseite, weil hier das Belagerungsheer nicht so stark war wie auf der Angriffsseite; aber auch hier mußten sich die Flüchtlinge noch durchschlagen, da die Chaldäer die ganze Stadt eingeschlossen hatten. Darum wählten sie wohl die Nachtzeit. Das hier erwähnte Thor ist das Brunnenthor in der Nähe des Teiches Siloah. Er floh des Wegs zum blachen Felde. Es war also wirklich gelungen, die Linien der Belagerer zu durchbrechen. Dies ergiebt sich aus V. 5: „Die Chaldäer jagten dem König nach." Das blache Feld ist die Jordansebene. Der König gedachte also, sich über den Jordan zu flüchten, wurde aber in der Ebene von Jericho, etwa sechs Stunden von Jerusalem von den Chaldäern eingeholt.

V. 6. Sie griffen den König. Wer da meint, daß er dem Gerichte Gottes entrinnen könne, täuscht sich gewaltig. Die göttliche Strafe ereilte nun auch den flüchtigen Zidekia. Führten ihn gen Riblath, wo, wie es scheint, Nebukadnezar sein Hauptquartier hatte. Ein Kriegsgericht sprach dem unglücklichen Könige Zidekia das Urtheil. Der Prozeß kann freilich nicht lange gedauert haben, denn daß Zidekia den feier-

lichen Eid, den er Nebukadnezar geleistet, gebrochen und sich empört hatte, war eine offenkundige Thatsache.

V. 7. Die Söhne (nicht alle „Kinder") Zidekias waren mit ihm geflohen und gefangen genommen worden. Sie galten als Empörer und wurden getödtet, um der ganzen Dynastie für immer ein Ende zu machen; seine Töchter wurden nach Jer. 52, 11 gefangen nach Babel geführt. Zidekia selbst aber wurde geblendet, eine chaldäische und altpersische Strafe, welche häufig an Prinzen vollzogen wurde, denen man die Aussicht auf den Thron rauben wollte, und gebunden nach Babel geführt. Mit seinem Sturz ging die Herrschaft des Davidischen Hauses zu Ende, nachdem es sich gegen 500 Jahre auf dem Thron erhalten hatte.

III. Die Zerstörung der Stadt. V. 8—10.

V. 8. Am 7. Tage des 5. Monats. Statt des 7. Tages ist Jerem. 52, 12 der 10. angegeben. Die Verschiedenheit dieser Zahlen läßt sich kaum anders erklären als aus einer Verwechslung der Zahlzeichen, welche im Hebräischen einander ziemlich ähnlich sind. Also etwa einen Monat nach der Einnahme der Stadt wurde Nebusar-Adan, der Hofmeister, genauer: der Oberste der Leibwache Nebukadnezars, nach Jerusalem gesandt mit dem Auftrag, die Stadt zu zerstören. Nach allem, was wir von den Juden erfahren, waren sie auch jetzt noch verstockt, und daher wurde das göttliche Strafgericht an der Stadt in seiner ganzen Strenge vollzogen.

V. 9. Und verbrannten das Haus des Herrn, d. i. den Tempel. Der von Salomo erbaute Tempel stand nun etwa 420 Jahre. Der zweite Tempel, der nach der Rückkehr der Juden aus der Gefangenschaft von Serubabel erbaut (534) und später von Herodes dem Großen umgebaut worden war, wurde im Jahre 70 nach Chr. merkwürdiger Weise an demselben Tage und in demselben Monat von den Römern zerstört, an welchem Nebukadnezar den ersten Tempel hatte verbrennen lassen. Da die Bundeslade in der V. 13—18 folgenden Aufzählung der von den Chaldäern eroberten Tempelgeräthe fehlt, so ist anzunehmen, daß dieselbe schon vor der Zerstörung des Tempels aus dem Allerheiligsten entfernt worden war. Es war dies schon einmal unter den götzendienerischen Königen Manasse und Amon geschehen, denn Josia befahl den Leviten, sie wieder in den Tempel zu bringen (2 Chron. 35, 3); vermuthlich wurde sie unter einem der Nachfolger Josias abermals entfernt. Wohin sie aber kam, oder ob sie zerstört wurde, bleibt ungewiß. Das Haus des Königs ist die Königsburg auf dem Berge Morija.

V. 10. Das Abbrechen der Mauern um Jerusalem her hatte natürlich den Zweck, die Stadt wehrlos und eine Vertheidigung derselben unmöglich zu machen. Die Macht des Reiches Juda sollte gänzlich gebrochen werden. Darum wurden auch alle einflußreichen Familien in die Gefangenschaft nach Babel geführt und nur geringes Volk, von welchem eine nationale Erhebung nicht zu fürchten war, im Lande zurückgelassen (V. 11 und 12).

Praktische Gedanken.

Grundgedanke: Gottes Gericht kann Niemand entrinnen.

1. Gott ist langmüthig, aber auch gerecht (V. 1 u. 2). Dies hat sich in der Geschichte des jüdischen Volkes deutlich gezeigt. Wie lange hat er Geduld gehabt, wie ernst hat er dasselbe gewarnt durch seine Knechte, die Propheten, wie oft es aus der Hand seiner Feinde errettet, wenn es sich in der Noth zu ihm wandte. Aber weil es nie zu einer wahren dauernden Bekehrung kam, mußte schließlich das Gericht der Zerstörung des Reiches und der Gefangenschaft des Volkes eintreten. So handelt Gott mit jedem einzelnen Menschen. Er hat lange Geduld mit uns. Er giebt uns sein Wort, sendet uns seine Knechte, warnt uns durch seinen Geist, hilft uns aus tausend Nöthen, um bald „mit Lieben, bald mit Leiden" uns zu sich zu ziehen. Wenn aber alles nichts nützt, so folgt unabwendbar das ewige Verderben. Nur eine ernste, dauernde Bekehrung kann uns retten. „Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert."

2. Seinem Gericht kann Niemand entrinnen. (V. 2—6.) Die Juden hatten alles gethan, was sie konnten, um Jerusalem vor den eroberungssüchtigen Weltmächten zu schützen. Sie hatten die Stadt stark befestigt und vertheidigten sie mit Geschick und Ausdauer. Nicht die Tapferkeit der Chaldäer, sondern der Hunger brach die Kraft des Widerstandes. Die Hungersnoth erreichte eine solche Höhe, daß Mütter ihre eigenen Kinder schlachteten (Hes. 5, 10; Klagel. 4, 3). Wie kein Widerstand mehr möglich ist, versucht Zidekia zu fliehen; aber er wird auf der Flucht ergriffen, vor den König geführt und verurtheilt. — So wird das Strafgericht Gottes einmal über jeden unbußfertigen Sünder hereinbrechen. Wie Zidekia sich noch eine Zeitlang gegen die Uebermacht der Chaldäer vertheidigte, so kann der Sünder Gottes zeitlichen Strafen oft lange trotzen; endlich aber bricht der Tod und das ewige Verderben über ihn herein, dem er nicht entrinnen kann. „Ihr Berge fallet über uns."

3. Die Strafe, welche dem Unbußfertigen bevorsteht, ist furchtbar strenge. Der König Zidekia selbst wird gefangen genommen, muß seine Söhne hinrichten sehen und wird dann geblendet. Das Bild seiner sterbenden Söhne ist das Letzte, das er mit sich in die nie endende Nacht seiner Blindheit hinübernimmt. Jerusalem wird zerstört und der Tempel geht in Flammen auf! Aber was ist das alles gegen die ewigen Flammen der Hölle, die des Sünders warten, der ohne Buße stirbt!

Andeutungen für den Klassenunterricht.

Für die Kleinkinderklasse gebe man eine möglichst anschauliche Schilderung der geschichtlichen Vorgänge, versäume aber nicht darauf aufmerksam zu machen, wie dieselben eine göttliche Strafe für die Sünden der Juden waren. Zidekia ist von Nebukadnezar auf den Thron erhoben worden. Schnöder Undank war es, daß er, auf Egyptens Hilfe vertrauend, von Nebukadnezar abfiel. Jeremia's Warnung und Mahnung zur Unterthänigkeit unter Babel waren vergeblich gewesen. Nebukadnezar zieht gegen Jerusalem. Man schildere den Heereszug, die Bestürzung der Bewohner Jerusalems, die Einschließung der Stadt, die Errichtung der Belagerungswerke; andererseits die Vorkehrungen zur Vertheidigung. Sodann die Hungersnoth, die Erstürmung der Mauer, des Königs Angst und Fluchtversuch, seine Gefangennehmung und Verurtheilung, die Hinrichtung seiner Söhne, seine Blendung und Abführung nach Babel, endlich die Zerstörung der Stadt und des Tempels und die Abführung des Volkes. Ende des Reiches Juda. „Gottes Mühlen mahlen langsam, doch sie mahlen trefflich fein."

In Klassen älterer Schüler mag man nach Erklärung der Lektion den Charakter Zidekia's schildern als eines Menschen, der unter guten Rührungen und Vorsätzen doch endlich zu Grunde geht, weil er nie zum Sieg über die Welt und Sünde gelangt. Er hörte Jeremia gelassen an (Jer. 27, 12 ff.; 34, 2 ff.) begehrte dessen Fürbitte (37, 2), rettete ihn zweimal aus dem Gefängniß (37, 17 ff.) und fragte ihn um seinen Rath (38). Aber er blieb ein Knecht der Sünde. Seine guten Vorsätze hielten nicht Stand; er fürchtete seine Fürsten mehr als Gott. Statt auf Gott zu vertrauen, vertraute er auf Menschen-

hilfe, auf Egypten und auf die Festigkeit der Stadt. So brach er dem Nebukadnezar seinen Eid. — In Betreff des göttlichen Strafgerichtes über sein Volk mache man übrigens noch darauf aufmerksam, daß dasselbe nicht eine Vernichtung des auserwählten Volkes, sondern eine Züchtigung und ein Heilmittel für dasselbe war.

Sonntag, 31. Januar.

Daniel in Babylon.

Dan. 1, 8—21.

8. Aber Daniel setzte ihm vor in seinem Herzen, daß er sich mit des Königs Speise und mit dem Wein, den er selbst trank, nicht verunreinigen wollte, und bat den obersten Kämmerer, daß er sich nicht müßte verunreinigen.

9. Und Gott gab Daniel, daß ihm der oberste Kämmerer günstig und gnädig ward.

10. Derselbe sprach zu ihm: Ich fürchte mich vor meinem Herrn, dem Könige, der euch eure Speise und Trank verschaffet hat; wo er wüßte sehen, daß eure Angesichte jämmerlicher wären, denn der andern Knaben eures Alters, so brächtet ihr mich bei dem Könige um mein Leben.

11. Da sprach Daniel zu Melzar, welchem der oberste Kämmerer Daniel, Hananja, Misael und Asarja befohlen hatte:

12. Versuch es doch mit deinen Knechten zehn Tage, und laß uns geben Zugemüse zu essen und Wasser zu trinken.

13. Und laß dann vor dir unsere Gestalt und der Knaben, so von des Königs Speise essen, besehen, und darnach du sehen wirst, darnach schaffe mit deinen Knechten.

14. Und er gehorchte ihnen darin, und versuchte es mit ihnen zehn Tage.

15. Und nach den zehn Tagen waren sie schöner, und daß bei Leibe, denn alle Knaben, so von des Königs Speise aßen.

16. Da that Melzar ihre verordnete Speise und Trank weg, und gab ihnen Zugemüse.

17. Aber der Gott dieser vier gab ihnen Kunst und Verstand in allerlei Schrift und Weisheit; Daniel aber gab er Verstand in allen Gesichten und Träumen.

18. Und da die Zeit um war, die der König bestimmt hatte, daß sie sollten hinein gebracht werden, brachte sie der oberste Kämmerer hinein vor Nebucadnezar.

19. Und der König redete mit ihnen, und ward unter allen niemand erfunden, der Daniel, Hananja, Misael und Asarja gleich wäre; und sie wurden des Königs Diener.

20. Und der König fand sie in allen Sachen, da er sie fragte, zehnmal klüger und verständiger, denn alle Sterndeuter und Weisen in seinem ganzen Reich.

21. Und Daniel lebte bis ins erste Jahr des Königs Kores.

Nachdem Nebukadnezar im Jahre 606 v. Chr. den egyptischen König Pharao Necho in der Schlacht bei Circesium geschlagen hatte, erschien er vor Jerusalem, wo nach Joahas Absetzung Jojakim regierte. Dieser ergab sich dem Chaldäerkönige, ohne einen Widerstand zu wagen; und nun führte Nebukadnezar den ersten Zug gefangener Juden nach Babel weg. Unter diesen war auch der damals noch sehr junge Daniel. Mit drei Freunden, Sadrach, Mesach und Abednego, wurde dieser in der Schule der Magier unterrichtet und zum Dienste am königlichen Hofe ausgebildet.

I. Treue gegen Gott. V. 8—16.

V. 8. Daniel setzte sich vor in seinem Herzen. Trotz ihrer Jugend waren Daniel (welchen der König Belsazar nannte) und seine Gefährten gute Israeliten. Ihre Namen hatte Nebukadnezar geändert; aber ihre religiöse Ueberzeugung konnte er ihnen nicht rauben. Als fromme Diener Jehovah's fühlten sie sich in ihrem Gewissen darüber beunruhigt, daß sie sich durch den Genuß der Speisen an des Königs Tisch verunreinigen möchten. Der Grund liegt jedenfalls in dem heidnischen Brauche, die Mahlzeit durch Darbringung eines Theiles der Speisen an die Götter religiös zu weihen. Um sich nun nicht durch den Genuß solcher Speisen selbst der Theilnahme am Götzendienste schuldig zu machen (1 Kor. 10, 18—20), vermieden sie besonders diejenigen Speisen, von welchen den Göttern geopfert wurde, also Fleisch, Wein und Mehlspeisen.

V. 9. Daniel genoß die Gunst des Obersten der Eunuchen, d. h. der Kammerdiener des Königs. Er selbst betrachtete dies als eine Fügung der göttlichen Gnade. Und dies ist unstreitig in vielen Fällen buchstäblich wahr; man denke nur an die Geschichte Josephs, Davids und anderer Gottesmänner.

V. 10. Der Kämmerer, welchem Daniel sein und seiner Gefährten Anliegen vorgetragen hat, schlägt das Gesuch der Jünglinge nicht rundweg ab, deutet aber an, daß er, um der königlichen Ungnade zu entgehen, den ihm gewordenen Befehl wenigstens zum Schein erfüllen müsse, im Uebrigen aber gerne bereit sei, jede Art von Nachsicht gegen seine Pfleglinge zu üben. Am meisten fürchtet er, daß das verfallene, abgemagerte Aussehen der Jünglinge ihn verrathen möchte.

V. 11—12. Da sprach Daniel, durch die Worte des Oberkämmerers ermuthigt, zu Metzar, nach dem Grundtext: zu dem Speisemeister: Versuche es zehn Tage. Wenn Kinder Gottes in Babel, d. h. in der Gesellschaft der Weltkinder sind, müssen sie sich doppelt hüten, daß sie sich ihrer Sünden nicht theilhaftig machen. Zugemüse und Wasser. Die Kost, welche die Jünglinge begehrten, ist eine äußerst magere. Wer fromm und weise werden will, muß frühe lernen, die Lüste und Begierden seines Leibes zu zähmen und zu beherrschen. Um der Befleckung der Sünde zu entgehen, legen sich Daniel und seine Genossen schwere Entbehrungen auf; so sollten auch wir uns mehr vor der Sünde fürchten als irgend welchen Leiden und Trübsalen. Es ist leichter, der Versuchung auszuweichen, als sie zu überwinden, wenn sie da ist.

V. 13. Darnach du sehen wirst, darnach schaffe. Daniel vertraut dem Herrn, daß er ihnen auch bei magerer Kost ihre Kraft und Schönheit bewahren könne, und daß er sie ihnen auch gewiß bewahren werde, da sie ja nur aus Gehorsam gegen sein Gebot die Speisen von des Königs Tisch zurückwiesen.

V. 14. 15. Der Glaube der frommen Jünglinge wurde nicht zu Schanden. Der Speisemeister wagte den Versuch und nach 10 Tagen waren die 4 israelitischen Jünglinge schöner und besser bei Leibe als alle anderen Knaben, die an des Königs Tische saßen. Es war dies zum Theil vielleicht eine Wirkung ihrer mäßigen Lebensweise; gewiß aber noch mehr des göttlichen Segens, welcher ihnen in Folge ihres gläubigen Gehorsams zu theil wurde.

V. 16. Der gelungene Versuch bestimmte den Speisemeister fortan den Knaben die von ihnen selbst gewünschte Kost zu verabreichen. Gott kann seinen Knechten, wenn er will, auch die Gunst derer zuwenden, welche nichts von Religion wissen wollen. Ein echt christlicher Geist, mit wahrer Weisheit und Demuth verbunden, findet auch bei den Weltkindern Beifall, so lange er sie in ihren sündlichen Gewohnheiten nicht stört. Mäßigkeit in allen Dingen, besonders auch im Essen und Trinken, bringt schon für dieses Leben mehr wahren Genuß als die sündliche Genußsucht, welchee die Meisten, vornehmlich in der Jugend, huldigen.

II. Göttliche Belohnung der Treue. V. 17—21.

V. 17. Kunst (Kenntniß) und Verstand in allerlei Schrift, also Gelehrsamkeit, Literaturkenntniß und Weisheit werden hier bestimmt als Gaben Gottes bezeichnet (vrgl. Jak. 1, 5). Außer der Weisheit und Gelehrsamkeit, welche Daniel mit seinen Ge-

fährten theille, empfing dieſer noch die Gabe der Traumdeutung. Dieſe Gabe hing offenbar mit ſeiner Prophetengabe zuammen, iſt aber nicht mit derſelben zu verwechſeln; denn es iſt doch etwas anderes, Träume und Viſionen Anderer auszulegen und ſelbſt in Traumen und Geſichten göttliche Offenbarungen zu empfangen. Wenn Gott einen Menſchen zu einer hohen Stellung in ſeinem Reiche auserſehen hat, ſo rüſtet er ihn auch aus mit den nöthigen Gaben und Kräften.

V. 18. Da die Zeit um war (nach gewöhnlicher Annahme drei Jahre; die Jünglinge mochten nun etwa 20 Jahre alt ſein) wurden Daniel und ſeine Gefährten vor den König gebracht, d. h. ihm zur Prüfung ihrer Kenntniſſe vorgeſtellt.

V. 19—21. Der König redete mit ihnen, d. h. er fragte ſie um ihre Anſichten über die Aufgaben und Pflichten des einzelnen Menſchen, des Staates u. ſ. w., und da er fand, daß die vier jüdiſchen Jünglinge an Geiſt und Gaben alle anderen überragten, ſtellte er ſie als Beamte an ſeinem Hofe an. Wie lange die anderen drei Jünglinge dieſe Stellung behaupteten, iſt nicht bekannt; von Daniel aber erfahren wir aus V. 25, daß er bis zum erſten Jahre des Cyrus in hohem Anſehen lebte und als Prophet des Herrn thätig war. Er durfte die Zeit noch erleben, da Cyrus den gefangenen Juden die Erlaubniß gab, aus Babel in ihr Land heimzukehren und daſelbſt Jeruſalem und den Tempel wieder aufzubauen (536 v. Chr.).

Praktiſche Gedanken.

Grundgedanke: Glaubensgehorſam.

1. Der Glaubensgehorſam verzichtet auf alle Vergnügungen und Genüſſe, welche entweder an und für ſich ſündlich ſind, oder zur Sünde verleiten. (V. 8 u. 9.) Um ſich nicht des Götzendienſtes theilhaftig zu machen, verzichteten Daniel und ſeine Genoſſen auf die treffliche Koſt von der königlichen Tafel. So muß, wer ein rechter Jünger Jeſu ſein will, auf manche Vergnügungen und Genüſſe verzichten, in welchen die Weltkinder ihre Freude ſuchen (Tanz, Theater u. ſ. w.). Auch die Enthaltſamkeit von geiſtigen Getränken gehört hieher.

2. Der Glaubensgehorſam erfüllt den Willen Gottes, auch wenn derſelbe große Selbſtverleugnung von uns fordert. (V. 12.) Für die vier geſunden, im Wachsthum begriffenen Jünglinge, war es gewiß nicht leicht, ſich mit der mageren Koſt zu begnügen, welche allein ihr Gewiſſen ihnen zu eſſen erlaubte. Aber ſie achteten das zeitliche Wohlleben geringer als das Bewußtſein des göttlichen Wohlgefallens. So wollte Moſe lieber Schmach leiden mit dem Volke Gottes, als die zeitliche Ergötzung der Sünde genießen (Ebr. 11, 24—27); auch Paulus achtete alles für Schaden gegen die überſchwängliche Erkenntniß Jeſu Chriſti.

3. Der Glaubensgehorſam überwindet die Verſuchung. (V. 10.) Dieſe mag während ihrer dreijährigen Lehrzeit manchmal an Daniel und ſeine Freunde herangetreten ſein, wenn ſie ihre Studiengenoſſen in den Genüſſen der königlichen Tafel ſchwelgen ſahen. Ueberdies waren unter den letzteren wohl noch manche Jünglinge aus ihrem Volke, welche es nicht ſo ſtreng nahmen mit dem väterlichen Geſetz, ſondern ſich einfach damit entſchuldigten, daß ſie als Gefangene eſſen müßten, was ihnen vorgeſetzt würde. Auch Daniel und ſeine Freunde hätten ſo denken können; aber ſie blieben feſt. Welch ein großes Ding iſt es doch um einen feſten gottgeweihten Charakter! Unſere Lektion erinnert uns unwillkürlich wieder an die Rechabiten.

4. Der Glaubensgehorſam vertraut auf Gottes Hilfe. (V. 11, 12.) Er baut feſt darauf, daß Gott auch da, wo es ſcheint, als ob der Gehorſam gegen ſeinen Willen nur Schaden und Unglück bringen könne, dennoch alles herrlich hinausführen werde (Iſaaks Opferung, Moſes Sendung zu Pharao).

5. Der Glaubensgehorſam wird von Gott belohnt. (V. 15—21.) Daniel und ſeine Genoſſen wurden geſünder und kräftiger als alle anderen Knaben und Gott gab überdies, daß ſie dieſe nicht nur an Geiſt und Weisheit überragten, ſondern auch vor allen andern Gnade fanden in den Augen des Königs. Der wahre Segen kommt von Gott. Auch der Erfolg im irdiſchen Leben iſt ja nur dann ein Segen zu nennen, wenn wir bei demſelben ein frommes, wohlthätiges Herz bewahren und den Segen, den Gott uns in den Schooß ſchüttet, dazu benützen, die Noth unſerer Mitmenſchen zu lindern. Der größte Lohn des Glaubenslebens wird uns freilich nicht in dieſem, ſondern erſt im ewigen Leben zu theil.

Andeutungen für den Klaſſenunterricht.

In der Kleinkinderklaſſe erzähle man auch hier die Geſchichte möglichſt anſchaulich. Die Wegführung der Juden nach Babel, die ſchmerzlichen Gefühle des Volkes und beſonders des jungen Daniel und ſeiner Gefährten, welche nach V. 3 dem königlichen Stamme Juda und wahrſcheinlich ſogar dem königlichen Hauſe angehörten (nach Jeſaja 39, 7 ſollten ja Nachkommen des Hiskia „Kämmerer im Hofe des Königs zu Babel" werden). Ferner ſchildere man die Ausſonderung der vier Jünglinge zum Hofdienſt durch den Oberkämmerer Aſpenas und male dann die ferneren Begebenheiten, wie ſie in unſerer Lektion erzählt werden, möglichſt anſchaulich aus.

In Klaſſen älterer Schüler mag noch darauf hingewieſen werden, daß die hebräiſchen Namen der Jünglinge alle den Namen Gottes enthalten (V. 7). Daniel heißt auf Deutſch: Gott iſt Richter; Hananja — die Gnade Jehovas; Miſael — der ſtarke Gott; Aſarja — der Herr iſt die Hilfe. Damit ſie den Gott ihrer Väter vergeſſen ſollten, gab ihnen Nebukadnezar andere chaldäiſche Namen. Es iſt traurig, daß die Erziehung für das öffentliche Leben ſo oft dazu angethan iſt, die Jugend ſtatt zur Frömmigkeit zum Unglauben, ſtatt zur Selbſtverleugnung zur Genußſucht und Verſchwendung anzuleiten.

Aus der Zeit.

Was unſere Regierung lieſ't. „Sage mir, was du lieſ't, und ich ſage dir, was du biſt," iſt ein altes Wahrwort, deſſen Richtigkeit ſchon oft erprobt worden iſt.

Der Buchhändler in Waſhington, welcher die Kabinetsmitglieder mit Lektüre verſorgt, plauderte kürzlich aus der Schule und lieferte in Bezug auf Das, was in Waſhington allerhöchſten Orts geleſen wird, recht intereſſante Daten.

Der Präſident lieſ't viel, und zwar nur gediegene Werke. Er ſelbſt hat, außer Herrn Blaine's Buch, noch kein einziges anderes Werk in Waſhington gekauft, doch

sollen viele der Bücher, welche Col. Lamont kauft, thatsächlich für die Bibliothek des Präsidenten bestimmt sein.

Sekretär Bayard lies't nur gediegene Werke von den besten Autoren, die über Geschichte, Nationalökonomie, Politik u. s. w. schreiben. Seine Frau und Töchter hingegen lesen leidenschaftlich gern moderne Romane, selbst solche des leichtesten Kalibers. Hieran knüpfte der Buchhändler die tiefsinnige Bemerkung, das Ergebniß langer Beobachtung, daß die Frauen und Töchter der Minister Verehrerinnen der leichten Roman-Literatur sind, sobald die Herren selbst ernste Studien treiben, während umgekehrt die Damen blaustrümpflich angehaucht sind, wenn die Herren sich mit leichter Lektüre beschäftigen. Bayard ist einer der besten Kunden jenes Buchhändlers, indem er alles halbwegs Bemerkenswerthe, was publizirt wird, kauft.

Sekretär Whitney lies't sehr viel. Er beschränkt sich bei seiner Lektüre jedoch nicht auf wissenschaftliche Werke und Fachschriften, sondern lies't auch gern Novellen.

Auch Sekretär Endicott ist ein Liebhaber von Novellen, doch kauft er nur französische, die er in der Ursprache lies't.

Für den belesensten Mann im Kabinet gilt Sekretär Lamar, doch kauft er fast nie Bücher und hält sich wahrscheinlich mehr an die allen Autoren.

Auffindung der Waldenser Bibel. Das letzte des „Centraldlattes für Bibliotheksweſen" weist auf eine von Luzern erfolgte wissenschaftliche Entdeckung hin, die weit über die Fachkreise hinaus zu lebhafter Diskussion Veranlassung geben wird. Es war bisher bekannt, daß deutsche Bibeln schon vor Luthers Uebersetzung eine große Verbreitung in Deutschland gefunden haben, und daß seit Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum Jahre 1518 nicht weniger als achtzehn Ausgaben im Druck erschienen sind. Man wußte auch, daß diese älleren deutschen Bibeln sämmtlich den gleichen Text bieten und offenbar von demselben Uebersetzer herrühren, sowie, daß eben dieselben von hervorragenden Kirchenfürsten des Reiches (zuletzt noch im Jahre 1486) verboten worden waren. Jetzt hat es sich als unzweifelhaft herausgestellt, daß wir in dieser „deutschen Vulgata" die lange gesuchte Bibel jener „Ketzer" vor uns haben, die man „Waldenser" nannte. Es liegt in dieser Entdeckung deshalb eine Thatsache von hervorragender Tragweite, weil sie beweist, nicht nur, daß jene „Ketzer" die Ersten gewesen sind, welche dem deutschen Volke die Bibel in die Hand gegeben haben, sondern auch, daß eben diese altevangelischen Gemeinden schon vor der Reformationszeit einen ganz überraschend großen geistigen Einfluß ausgeübt haben. Daraufhin werden ganze Partien der Kirchengeschichte eine Umarbeitung erfahren müssen. Näheres darüber findet sich in der soeben ausgegebenen kleinen Schrift von H. Haupt: „Die deutsche Bibel-Uebersetzung der mittelalterlichen Waldenser u. s. w. Würzburg 1885", welcher die von Ludwig Keller in seinem Buche: „Die Reformation und die älteren Reformparteien. Leipzig 1885" gemachte Entdeckung dieser Thatsache weiter ausgeführt hat.

Offene Post.

An unsere Freunde. Mit Gottes Hilfe beginnen wir den vierzehnten Jahrgang unseres Haus und Herd.

Das Kindlein ist zum Jüngling herangereift und wird unter Gottes Beistand und mit der Gewogenheit unserer Freunde auch das Mannesalter erreichen.

Haus und Herd ist in tausenden Familien der beliebte Hausfreund, und sehr vielen Lesern geradezu unentbehrlich geworden.

Verschiedene Umstände und Verhältnisse veranlassen uns, diese Schrift beim Antritt eines neuen Jahrgangs unseren Freunden ganz besonders ans Herz zu legen. Wir dürfen nicht rückwärts, sondern müssen voranschreiten, damit diese Monatsschrift immer weiter entwickelt werden kann.

Die Redaktion und die Verleger haben „Vorwärts" auf das Banner geschrieben und, so weit die gegebenen Mittel reichen, Vorkehrungen dazu getroffen, daß der neue Jahrgang womöglich noch Nützlicheres, Volksthümlicheres und Segensreicheres biete als die früheren Jahrgänge.

Zu diesem „Vorwärts" der Redaktion und der Verleger muß sich jedoch auch im lieben Leser- und Freundeskreis ein thatkräftiges Vorwärts gesellen, soll ein wirklicher Fortschrit stattfinden.

Unvermerkt hatte sich da und dort der Gedanke festgesetzt, daß Haus und Herd des energischen Beistandes nicht mehr so sehr bedürfe als früher. Unsere Freunde werden diesen Irrthum wohl erkannt haben. Und wir wissen auf's bestimmteste, daß unser Magazin dieses Jahr die kräftige Unterstützung eines jeden Einzelnen mehr erfahren wird als je zuvor.

Wir bitten daher alle unsere Leser und Freunde um energisches und nachhaltiges Eingreifen im Interesse unserer Monatsschrift, und hoffen, baldigst eine bedeutende Zunahme unserer Abonnenten-Liste berichten zu können.

Jeder Leser erhält diese Nummer und ich hoffe, daß alle folgenden Nummern des Jahrgangs '86 ebenfalls zu jedem alten Leser kommen.

Für die praktischen Gedanken in den Bibellektionen wird dieses Jahr mehr Raum verwendet werden als früher, so daß es den Lehrern an Nutzanwendungen gewiß nicht fehlen soll.

Nicht alle Sonntagschullehrer und Lehrerinnen halten Haus und Herd. Es ist jedoch gewißlich für jede Sonntagschule ein großer Vortheil, wenn alle Lehrende diese Schrift lesen. Prediger und Superintendenden sollten darauf sehen, daß das Lehrer- und Beamtenpersonal mit Haus und Herd versehen werde, und — wenn Hilfe nöthig ist, so wissen sie ja, wohin sich zu wenden.

Verschiedene eingesandte Jubiläumsartikel — Gedichte, Zukunftsgedanken, fromme Ermahnungen u.s.w. legen wir zurück; vielleicht findet sie nach 50 Jahren Jemanden und benützt sie beim hundertjährigen Jubiläum. — Haus und Herd hat dem Jubiläum gewißlich Genüge gethan.

Die Andeutungen für den Klassenunterricht, welche schon letztes Jahr in die Erklärung der Bibellektionen eingeschaltet wurden und sehr beliebt waren, werden in diesem Jahrgang bei keiner Lektion fehlen.

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Vierzehnter Band. Februar 1886. Zweites Heft.

Im südwestlichen Texas.

Editor.

In meiner Knabenzeit erklang von Mainz her dem Rhein entlang der Ruf: „Auf nach Texas, dem großen Einzelstern des Westens!“ Dieser Ruf ging in den vierziger Jahren von dem in Mainz gegründeten „Verein zum Schutze deutscher Auswanderer in Texas“ aus. Grafen, Baronen und andere große Herren standen an der Spitze der Unternehmung. Es sollte so eine Art Kleindeutschland gegründet werden, die Texas-Kolonie sollte in engster Verbindung mit dem Mutterlande bleiben, und da Texas damals nur 100,000 Einwohner zählte, so hoffte man, daß die deutsche Bevölkerung die überwiegende werden würde. Der Adel sollte in dem Freistaat beibehalten werden, und wenn nicht durch ererbte Vorrechte, so doch durch großen Landbesitz die naturgemäße Macht über den kleinen Mann haben.

Aber die Grafen Hatzfeld, Ysenburg, Leiningen, Waldeck u. s. w. waren eben nicht die Leute, in der reichen texanischen Wildniß, umgeben von zügellos freien Nachbarn, von denen jeder das Adelspatent des freien Mannes mit sich trug

Texanische Eisenbahnstation.

eine blühende Kolonie zu gründen. Es erfüllte sich an diesen Gründern das Wort der Madame de Stael, welche einst sagte: „Den Engländern gehört das Meer, den Franzosen das Land und den Deutschen die Luft“; womit sie den Idealismus des gebildeten Deutschlands bezeichnete, welcher praktisch nicht zu verwerthen ist.

Die texanische Adelskolonie ging elendiglich zu Grunde. Einige Städte, wie Neu Braunfels und Friedrichsburg, sowie eine Anzahl Grafen- und Baronenfamilien, die sich jetzt eingebürgert haben, und zum Theil blühen und gedeihen, sind noch Andenken an jenes gescheiterte Unternehmen.

Auktion!

Texas jedoch blieb, und lebte seit jenen Knabenerinnerungen in meiner Einbildungskraft. Ein Stück davon habe ich erst kürzlich gesehen, obwohl ich schon ein Menschenalter in Amerika weile und seitdem gar manches Land beschaute. Es wollte sich immer nicht machen lassen und es war, als ob die Vorsehung jedesmal einen Riegel vorgeschoben, so oft eine Texasreise beabsichtigt war. Letzten November wurden jedoch die Hindernisse überwunden. Die südliche Conferenz wurde besucht, was um so bereitwilliger geschah, als dieselbe in der interessanten Grenzstadt San Antonio tagte, von wo ein Abstecher nach Mexiko gemacht werden konnte, was auch geschah und worüber in der nächsten Nummer ein Erinnerungs-Bild folgen wird.

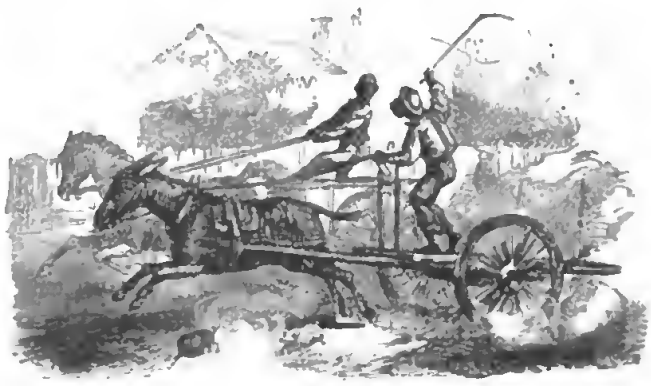
Von Cincinnati über New Orleans (über diese europäischste Stadt der Union wird ebenfalls ein späterer Artikel folgen) nach Texas führt der Weg über historischen Grund. Da ist Chatanooga mit Missionary Ridge und Mount Lookout, wo bald zu Anfang des Bürgerkrieges schrecklich gekämpft wurde, und von wo aus Sherman seinen berühmten Zug über Atlanta zur Meeresküste unternahm; da ist Nashville und nahe dabei Franklin, wo Slocum und Thomas mit General Hood rangen; da ist Mobile, welches der Seeheld Farragut einnahm und New Orleans mit seinen reichen historischen Erinnerungen.

Uns drängt es jedoch westlich, hinüber zum texanischen Einzelstern, nach San Antonio. Wer die Entfernung auf der Karte beschaut, der denkt: Nun, das ist gar nicht weit. Auf der Bahn sagt man ihm aber, daß von New Orleans bis San Antonio 507 Meilen in vierundzwanzig Stunden zurückzulegen sind. Bedenkt man nun, daß diese 507 Meilen etwa zwei Drittel ins südwestliche Texas führen und daß nach Nordwesten hin das Land sich in 800 Meilen Ausdehnung erstreckt, so erhält man eine Idee von der Größe des Staates und begreift besser, daß derselbe 274,356 Quadratmeilen oder etwa 175 Millionen Acres mißt, somit größer ist als ganz Deutschland, welches 212,091 Quadratmeilen mißt.

Bestünde nun dieses ungeheure Gebiet aus lauter ackerbaufähigem Boden, so hatte Texas Platz für eine halbe Welt; aber auch unter den bestehenden Verhältnissen kann es sagen: „Seid willkommen Millionen!" Und wenn es wahr ist, was von dem jetzigen Gouverneur in Texas berichtet wird, daß er nämlich gesagt habe, Texas brauche die Masseneinwanderung nicht, und das Land solle den jetzigen Texanern und ihren Kindern verbleiben, so hat er einer übereilten Thorheit Ausdruck gegeben.

Auf diesem mächtigen Gebiete wohnten nach dem Census von 1880 1,592,574 Menschen, worunter 40,024 deutschsprechende Einwanderer, was eine deutsche Bevölkerung von 80,000 bis 100,000 Seelen ergiebt. Sind nun seit den letzten fünf Jahren auch tausende zu dieser Bevölkerung hinzugekommen, so ist es doch klar, daß Texas für seine Länderstrecken vor allem fleißige, nüchterne, fromme Einwanderer bedarf.

„Sehen Sie," sagte ein alter Texaner zu mir, mit welchem ich ein gut Stück in's Land hineinfuhr, „was auch die gelehrten Herren sagen mögen, so ist es doch wahr, daß wir der Einwanderung bedürfen. Ich theile unser Land in drei



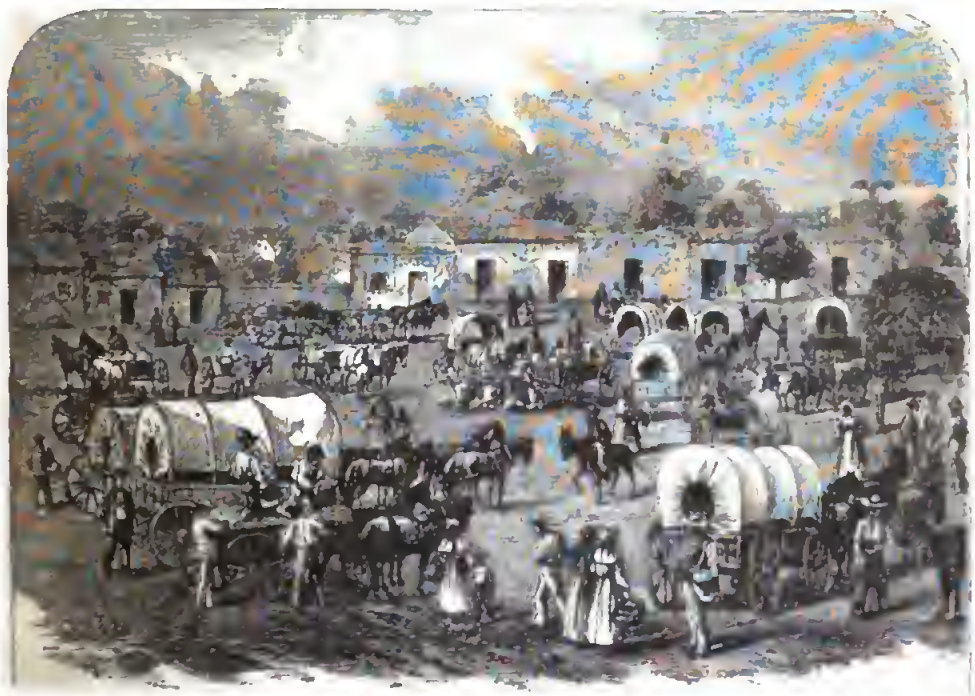
Nach Haus!

Theile: 1) In das niedere Land vom Golf nordlich; dies eignet sich für Zucker- und anderen Plantagen-Bau, und der Weiße kann im allgemeinen in diesen Niederungen wegen des Fiebers nicht existiren. 2) In das Weideland westlich und nordwestlich von San Antonio; dafur bedürfen wir kaum der Einwanderung, denn ja ein Viehzüchter braucht tausende Acker Land. 3) In das Ackerbauland des Ostens und Nordostens, welches mehr als ein Drittel des ganzen Staates bedeckt, und da ist noch Raum für Millionen. Freilich muß Niemand denken, daß Weizen und Korn und Baumwolle bei uns von selbst gerathen. Wer nach Texas kommt, muß auf Strapatzen, Entbehrungen und schwere Arbeit gefaßt sein, namentlich wenn er mittellos ist. Auch gilt es, sich an das Klima und an unsere texanische Art zu gewöhnen."

In diesem Ackerbauland und in den Städten sind die deutschen Gemeinden gegründet. Sie kammen mir vor wie eine Diaspora, wie Kirchen in der Zerstreuung, obwohl sie innerhalb der Ver. Staaten liegen, denn weit entfernt sind sie vom heimathlichen Herde, und fremdartig ist die ganze Umgebung. Nur an den Grenzen der Nordwestlichen und Westlichen Conferenzen finden sich Missionsgebiete, die sich mit vielen Missionen in Texas vergleichen lassen. Doch sind die Brüder muthig, unverzagt und vor allem hoffnungsvoll. Wer einen solchen Vollblut-Texaner reden hört, könnte zur Ueberzeugung kommen, daß das Milleniun zuerst und zwar baldigst über Texas anbrechen werde. So ist es recht, Brüder — „Hoffnung läßt nicht zu

Asyl für Geisteskranke in Austin.

Schanden werden," namentlich, wenn sich dieselbe mit beständiger, aggressiver gebetsvoller Arbeit paart. Füllt sich dann auch bisweilen ein liebes, treues Auge mit Heimwehthränen, so ist nicht zu vergessen, daß wir am Ohio und in



Military Plaza in San Antonio.

Minneſota, wie am texaniſchen Colorado oder Guadalupe ſingen: „Hier iſt nicht mein Vaterland.“ Iſt doch unſer ganzes Erdendaſein nur eine Miſſionsſtation. Und je ernſter wir werden, je wichtiger uns die heilige Arbeit wird, je mehr die irdiſchen Jugendideale ſchwinden, deſto weniger fragen wir darnach, wo unſer Hüttlein aufgeſchlagen iſt, deſto heller leuchtet die eine Sonne — Chriſtus, deſto mehr iſt unſer ganzes Weſen von einem Gedanken erfaßt — vom Kommen des Reiches Gottes.

Die Kirche in San Antonio, woſelbſt die Conferenz tagte, ſieht mehr einer mexikaniſch-römiſchen Miſſionskapelle gleich, als irgend eine andere unſerer Kirchen, die ich geſehen habe. Damit iſt durchaus kein Tadel, ſondern ein Lob ausgedrückt, denn die mexikaniſchen Prieſter

Straße im Mexikanerviertel in San Antonio.

bauen feſt und auf die Dauer, aus Quaderſtein, einfach und hübſch. Alſo ſieht die deutſche Kirche in San Antonio aus. Sie könnte eine kleine Belagerung aushalten. Möge ſie recht bald angefüllt werden von ernſten, deutſchen Chriſten. Unter den 30,000 Einwohnern San Antonios finden ſich 8,000 Deutſche (Eingewanderte und ihre Kinder), alſo genug Material für eine blühende Gemeinde. Die Stadt iſt heute ſchon eine der bedeutendſten in Texas; ſie wird als Handelsplatz für den Weſten an Bedeutung fort und fort zunehmen, hat ſich in 8 Jahren verdoppelt, und iſt ſomit, wie alle blühenden Städte, als Miſſionsſtation von großer Wichtigkeit.

In den jährlichen Sitzungen der ſüdlichen Conferenz geht es her wie in andern Conferenzen auch. Iſt die Maſchinerie bei unſeren Diaspora-Brüdern auch nicht ganz ſo gut geölt wie in den älteren Conferenzen, ſo haben ſie dafür der noch geringen Anzahl der Mitglieder wegen mehr Zeit als irgend eine andere Conferenz. „Berichtet einzeln über eure Felder,“ ſagt der Vorſitzer, „ſonſt geht uns das Material aus.“ — „Nur tüchtig ausgelegt in der Anſprache,“ ſo ermuntert er den Redakteur des „Haus und Herd“, wir haben Zeit die Fülle.“ — Es war mir ordentlich wohl, auch einmal, ohne von dem Minutenzeiger getrieben zu werden, vor einer Conferenz reden zu können.

Eine ſchwere, weitausgreifende Aufgabe haben ſich die Brüder in Herſtellung ihres Miſſionsinſtituts geſtellt, denn es iſt *ein* Ding, eine ſolche Lehranſtalt zu *gründen* und ein anderes, dieſelbe auch nur halbwegs *auszubauen*, daß ſie den Bedürfniſſen wirklich entſpricht. Wer ſchon dabei geweſen, der weiß ein Liedchen davon zu ſingen und kann die Arbeit und das Ringen Anderer würdigen. Gottes Segen und Sieg mit euch, ihr Lieben in der Texas-Diaſpora.

San Antonio iſt nicht blos ein blühender, wichtiger Handelsplatz, ſondern auch eine der älteſten und intereſſanteſten Städte der Ver. Staaten. Die meiſten Städte hierzulande ſehen einander gleich wie ein Ei dem andern. San Antonio iſt eine der wenigen Stadtjuwelen, wo dem Auge auch etwas anderes begegnet als nur die bekannten viereckigen Kaufhäuſer und die wie über einen Leiſt geſchlagenen Wohnungen. Das 16. Jahrhundert und das 19. Jahrhundert, die angloamerikaniſche und mexikaniſch-lateiniſche Raſſen bieten ſich hier die Hände. Die neueren Stadttheile ſind amerikaniſch; Laredito, auch Chihuahua genannt, der mexikaniſche Stadttheil aber altſpaniſch, obwohl auch hier die Neuzeit ihr Gepräge bereits aufdrückt, ſo daß, wer eine echt mexikaniſche Stadt ſehen will, nach Mexiko zu wandern hat. In den neueren wie alten Stadttheilen ſind die Häuſer meiſt aus Quaderſteinen oder Lehm errichtet und haben ein maſſives, ſolides Anſehen. Ueberall begegnen uns mexikaniſche Geſtalten und Trachten und auf dem San Alamo und Military Plaza halten die Mexikaner beinahe die ganze Nacht kalte und warme Speiſen feil und wer Luſt hat, kann hier mexikaniſche Tortilla, ein heißer, dünner Pfannkuchen, nebſt andern ſpaniſchen mit ſpaniſchem Pfeffer gewürzten Leckerbiſſen koſten. Uebrigens ſehen die Tiſche recht niedlich aus und weiſen auch ge-

Digitized by Google

bratenes Geflügel ꝛc. auf. — Wer nun meint, da müsse es recht wild und toll zugehen, und man brauche jedenfalls eine bis an die Zähne bewaffnete Schutzwache, der wird recht angenehm getäuscht. Ich bin zum öftern bei Nacht mit einigen Freunden auf diesen Märkten umhergewandert, und habe kaum ein lautes Wort gehört, viel weniger Messer blitzen sehen oder Pistolenschüsse knallen hören. Ueberhaupt ist San Antonio eine sehr ruhige, gut geordnete Grenzstadt. Ich bin am Samstag Abend um 9 Uhr die Hauptstraße entlang gewandert und fand kaum noch einige Kaufläden offen und sehr wenige Fußwanderer. Die Nebenstraßen aber waren noch stiller. Da können wir den Texasbrüdern an der Vinestraße in Cincinnati ein ander Städtebild zeigen, aber leider keines, welches den Ruhm der Königin des Westens erhöht.

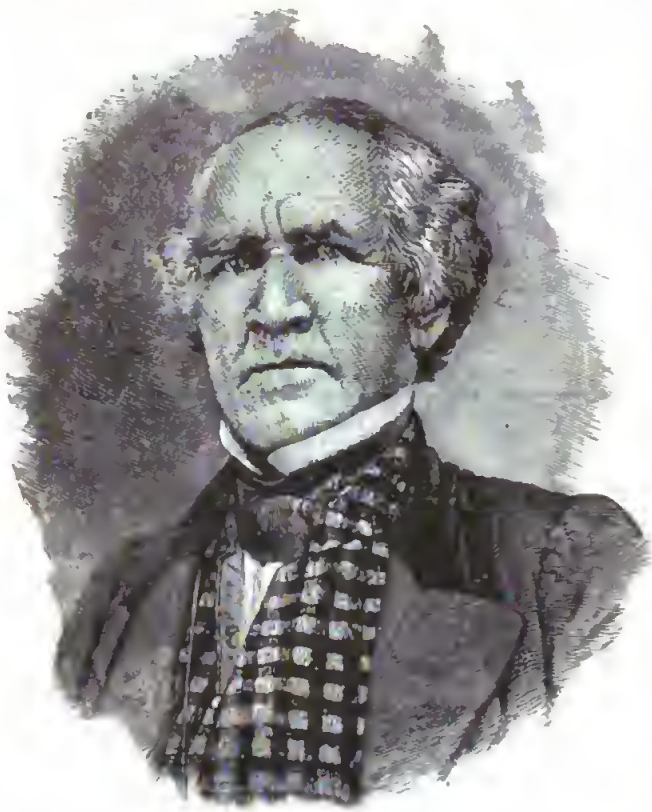
Stundenlang konnte ich in diesen mir interessanten Straßen wandern, zumal da die Luft dort draußen so mild und der Himmel so wolkenlos blau ist, daß man an Italien erinnert wird. Einen Tag brachte der Wetterbericht 80, den nächsten 82 und den dritten 86 Grad Fahrenheit — Ausgangs November! Kein Wunder, daß eine hartnäckige Erkältung, die ich von Ohio mitgebracht hatte, von dieser trockenen milden Luft wie weggeblasen wurde, und daß viele Brustleidende dieses Klima aufsuchen. Was sie machen, wenn der Nordwind, welcher gewöhnlich 3 Tage anhält, bläst, habe ich nicht in Erfahrung gebracht.

„Wenn wir nur ein wenig mehr Regen hätten," sagte ein alter Bürger zu mir, „dann lebten wir in einem Paradies." Das will ich gerne glauben, aber Antonio hat deßhalb dennoch prächtiges, gutes Wasser, nämlich einen der schönsten von den kleineren Flüssen Amerikas, welcher 4 Meilen von der Stadt in einer mächtigen Quelle an den Guadalupe Bergen seinen Ursprung hat und sogleich die Breite und Tiefe eines ziemlich bedeutenden Flusses aufweist. Solch südlich-liebliche, träumerische Flüsse wie dieser San Antonio Fluß sah ich nur in Italien, und ich hab' mich gar nicht gewundert, an seinen Ufern neben deutscher und amerikanischer Geschäftsenergie auch das dolce far niente, das süße, liebliche Nichtsthun des Südens zu finden. Luft, Himmel und Fluß sind dazu wie geschaffen.

San Antonio ist die Wiege der texanischen Freiheit. Hier war es, im Alamo, einer alten in ein Fort umgewandelten Kirche, wo 140 Texaner sich 11 Tage lang mit fast beispiellosem Heldenmuthe gegen 4000 Mexikaner vertheidigten, welche 1500 Mann Verlust hatten. Bis auf 17 Kranke waren alle Texaner im Kampfe gefallen und jene Verwundeten wurden schmachvoll ermordet. „Gedenket an Alamo," so lautete der texanische Schlachtruf bei der Entscheidungsschlacht am San Jacinto, wo Houston die Mexikaner unter Santana schlug und letzteren gefangen nahm. — Nicht weit weg von Antonio, bei Goliad mußten sich 330 Texaner den Mexikanern ergeben und wurden auf Befehl Santanas erschossen. Nur ein einziger, ein Deutscher Namens Ehrenberg, entkam schwimmend durch den San Antonio Fluß. Er lebt noch in Texas und ein Bruder desselben war eine Zeitlang mein Reisegefährte.

Sonnenuntergang am San Antonio Fluß.

Außer diesen patriotisch-historischen Stätten sind es die Kirchen und alten Missionen in und um San Antonio herum, welche den Geschichtsfreund anziehen. Der älteste Theil der katholischen Kathedrale in San Antonio ist 300 Jahre alt. Beim Eintritt in dieselbe fragt mich ein Franziskaner, ob ich mich denn für das alte Ge-



Sam Houston

bände interessire. Ich beschau' mir den Mann und da er mir teutonisch aussieht, so antworte ich auf deutsch: „Mein Herr, ich bin ein Mensch und alles, was die Menschheit angeht, hat für mich Interesse." Und — siehe, ich hatte einen freundlichen Landsmann gefunden, welcher mir gerne zum Führer durch die Kirche wurde.

Draußen um San Antonio herum liegen in der Wildniß noch mehr in Trümmer zerfallene Franziskaner-Missionen — San Concepcion, San José, San Juan ꝛc. An einem heißen Nachmittag fuhren wir — Bischof Foster, Dr. Hunt von New York, Vater Pllinnele, Pastor Franz und Andere — hinaus zu drei dieser merkwürdigen, 150 bis 200 Jahre alten Ruinen. Es war schwere Arbeit, welche die Franziskaner hier unter den Indianern verrichteten und die Mönche haben das Verdienst, die armen, unwissenden Eingeborenen in vieler Hinsicht gefördert zu haben. Letztere sind zwar heute noch sehr arm, schmutzig und wissen nicht viel mehr als von der Mutter Gottes und vom Rosenkranz, und leben um die Trümmer der Missionen herum zum Theil in unbeschreiblichen Hütten. Aber gegen ihren früheren Zustand ist der jetzige dennoch ein glücklicher.

Gott sei Dank, daß auch die südliche Methodistenkirche unter diesen armen, in den Ver. Staaten lebenden Menschen ein blühendes Missionswerk treibt.

Südlich und westlich von San Antonio bis zum Rio Grande und nordwestlich bis nach Neu Mexiko hinein ist der Viehzüchter, der Cowboy — König. Zum Ackerbau würde jener Landstrich nur taugen, wenn es regnete. Am Rio Grande aber hat es ein volles Jahr lang nicht geregnet. Als ich dort draußen war, bot die Steppe nichts als ausgebrannten Boden und Musquitebäume, an denen das Vieh sich nährte. Im Februar sproßt das Gras wieder und dann lebt der Hirte wie im Paradies. In der Zwischenzeit sieht er sich nach Gras um und hält mit seinen Nachbarn Versammlungen, um Differenzen auszugleichen.

Ich hatte das Vergnügen, an einer Eisenbahnkreuzung im südwestlichen Texas, eine lange Nacht auf den Zug von San Franzisko zu warten und traf hier mit 12 oder 15 "Old timers" zusammen. Also nennen sich die alten Texaner Viehzüchter im Gegensatz zu den neumodischen Kapitalisten, die in den Großstädten wohnen und ihren Verwalter auf der Ranch schalten lassen.

„Und ist dir nichts begegnet in jener Nacht?" fragte mich ein Freund, welchem ich dies erzählte.

San Alamo.

„Nichts im Geringſten; hab' vollkommen heile Haut aus jenem mit Rauch geſchwärzten, kleinen Warteſaal davongetragen und meine ſogar, daß dieſen Ranchers Gutmüthigkeit und eine gewiſſe Ritterlichkeit nicht abgeſprochen werden kann. Sie haben mich recht höflich behandelt."

Zeit. Von den Kämpfen mit den Apaches und Comanches und andern Indianerſtämmen, von dem Glück, welches man in der guten alten Zeit genoß, da man auf 15 Meilen weit und breit keinen weißen Nachbar hatte, und der Noth der Neuzeit, welche die Kapitaliſten-Ranchers über's

Ruine einer Miſſionskirche bei San Antonio.

„Aber das Meſſer, die Revolver und die Schnapsflaſche?"

„Nun ich ſah einige Meſſer und auch ein paar Revolver. Jedoch trug nicht jeder "Old timer" Waffen zur Schau. Auch Branntwein wurde getrunken. Aber betrunken war Niemand."

„Da haſt du wohl manches von Land und Leuten gehört?"

„Ja wohl — von der alten und der neuen Land bringen ꝛc. Dieſe rauhen, aber ritterlichen Söhne der texaniſchen Steppe haben mir auf meine viele Fragen freundlich geantwortet und ich hab' wenigſtens ſo viel herausgekriegt, daß Viehzucht im weſtlichen Texas dem von Deutſchland kommenden Einwanderer niemals angerathen werden ſollte, ebenſo wenig als die Auswanderung nach Mexiko. Jedoch — davon, von Mexiko — das nächſte Mal.

Das Teſtament eines katholiſchen Prieſters.

Editor.

Sehr ſelten nur iſt es, daß ſich ein katholiſcher Prieſter über ſeine Kirche, den Proteſtantismus und die Reiche dieſer Welt frei und offen ausdrückt.

Darum iſt ein kürzlich in Nürnberg erſchienenes, von einem katholiſchen Prieſter verfaßtes Schriftchen über obige Dinge recht intereſſant.

Jener Prieſter iſt kein Fanatiker; er erkennt die großen Vortheile an, welche die Reformation auch der katholiſchen Kirche in Deutſchland gebracht hat, und tadelt die fanatiſche Verblendung, die ſich gegen alles, was mit der Reformation zuſammenhängt, abſchließt. Er weist darauf hin, daß die Kirche verſchiedene Reformationen erlebt habe; nichts ſei immer daſſelbe geblieben. Selbſt der Jeſuitenorden ſei ein anderer geworden; aber nicht zu ſeinem Vortheil.

Von den Regierungen katholiſcher Länder wie Frankreich, Belgien und Italien ſei für das Werk ſozialer Reformen nichts zu erwarten, denn man habe in dieſen Ländern theils kein Verſtändniß für die nächſtliegenden Aufgaben

Digitized by Google

der Gegenwart, theils sei man von der „katholischen Idee“ so sehr beherrscht, daß man an das Elend des Volks gar nicht denke. Diese katholischen Länder gingen, meint der Verfasser, der rothen Revolution entgegen.

„Ich sehe,“ so fährt die Broschüre fort, „aus meinem einsamen Gemach in die freie Luft. Mein Geist schwebt in die Zukunft, und ich sehe die Zeit nicht mehr allzu fern, wo die rothe Revolution über die katholischen Länder Frankreich, Belgien, Spanien und Italien hinbrausen und die sieben Schalen der Offenbarung Johannis über die unglücklichen Länder ausgießen wird. Aber der Nachen Petri wird landen an den Planken eines Kriegsschiffes, das stolz die schwarz-weiß-rothe Flagge trägt. Der heilige Vater wird in einen sichern Hafen des Deutschen Reiches einlaufen und in einer katholischen Stadt dieses Landes seinen Sitz aufschlagen, als freies und höchst geachtetes Oberhaupt der katholischen Kirche.

„Mit der Regierung Italiens kann Seine Heiligkeit unmöglich einen Ausgleich finden. Denn wie auch dieser auf dem Papier ausfiele, in Wirklichkeit wäre es nur ein Vertrag mit der Revolution, den diese nicht halten wird. Die deutsche Regierung dagegen wird und muß auf dem einmal betretenen Wege der sozialen Reform vorwärts gehen und das Deutsche Reich zu einem Felsenbau gestalten, an dem die Wogen der Revolution abprallen werden. Deutschland wird stärker und größer werden, als alle andern Völker und Staaten Europas, weil die deutsche Nation religiöser, sittlicher und gesellschaftlicher ist, als die übrigen Nationen. Und mit diesen Eigenschaften hängt auch seine Kraftethaltung und Vermehrungsfähigkeit zusammen, zwei Dinge, welche die Erhaltung und Ausbreitung seiner Macht bedingen.“

Dann wirft er einen Blick auf Rußland, welches sich in Asien ausdehnen und dort zum Sturz der englischen Handelsherrschaft beitragen werde; die Ausführung des Testaments Peters des Großen in der Balkanhalbinsel werde ihm nicht gelingen, wenn die Türkei sich auflösen werde, dann würde nicht Rußland, sondern Oesterreich die Herrschaft daselbst antreten; Konstantinopel würde die östliche, Budapest die westliche Hauptstadt des großen Staatenbundes des neuen Oesterreichs werden. Im diesseitigen Oesterreich würde auch die katholische Kirchenregierung zur Einsicht kommen, daß das Czechenthum immer noch dem Hussitismus zugeneigt ist, ihre Führer seien nicht gute Katholiken, sondern Hussiten, die katholische Kirche müsse sich deßhalb in Oesterreich auf das Deutschthum stützen.

Die deutsche Regierung werde sich in den natürlichen Verlauf dieser Entwickelung nicht einmischen, ihr Ausgang könne nicht zweifelhaft sein. Er wirft dann noch einen Blick auf Amerika, wo die Herrschaft des Kapitalismus auch zur Revolution und zur Bildung neuer Staatswesen treiben werde.

Dann fährt er fort:

„Wie diese Ordnung und diese Staatswesen beschaffen sein sollen, auf welchem Grunde sie ruhen sollen, das ist für mich ohne Frage: auf dem Grunde der wahren christlichen Religion, welche dem Volke größtentheils verloren gegangen ist. „Die Hauptsache ist“ — sagte der deutsche Kaiser Wilhelm — „daß dem Volke die Religion nicht verloren gehe.“ Was versteht aber der deutsche Kaiser unter Religion? Er hat es in seiner berühmten Botschaft an den Reichstag vom Jahre 1881 bekundet, wo er das Evangelium für die Armen und Nothleidenden verkündete und im Jahre 1858, als er die Regentschaft in Preußen antrat, wo er in seinem Programm verkündete: „Alle Heuchelei, Scheinheiligkeit, kurzum alles Kirchenwesen als Mittel zu selbstischen Zwecken ist zu entlarven, wo es nur möglich ist. Die wahre Religiosität zeigt sich im ganzen Verhalten des Menschen und dies ist immer in's Auge zu fassen und von äußeren Gebahren und Schaustellungen zu unterscheiden.“

Ich berufe mich auf den deutschen Kaiser, obschon er ein Protestant ist. Denn ich bin auch keiner von denjenigen Fanatikern und Flachköpfen, welche die Reformation in Grund und Boden verfluchen. Die Reformation hat zwar der katholischen Kirche einigen Abbruch in der Zahl ihrer Bekenner gethan und ganz besonders den künstlerischen und kulturellen Fortschritt der deutschen Nation beeinträchtigt. Der kahle Protestantismus erwies sich von Anfang an als ein Feind der Kunst, die starre Buchstabenklauberei in der Bibel hat auch der geistigen Entwickelung des Volkes kein Heil gebracht, und die Vermischung des protestantischen Bekenntnisses mit den politischen und sonstigen Interessen habgieriger Fürsten und Städteherrschaften hat der Freiheit des Volkes keinen Nutzen gebracht und das Deutsche Reich geradezu seinem Untergang zugeführt. Aber ich schimpfe trotzdem nicht auf die Reformation, weil sie es war, welche die katholische Kirche aus dem Sumpf der Heuchelei, Scheinheiligkeit und der egoistischen Zwecke heraushob, die wahre Religiosität wieder zum Verständniß und zu Ehren brachte und den Formen und Schaustellungen eine innere Weihe gab. In diesem Sinne begegne ich mich mit den Worten des protestantischen Kaisers, der gerade durch seine berühmte Botschaft vom Jahre 1881 nicht Weniges dazu beigetragen hat, um wieder in den weitesten Kreisen den Begriff der wahren christlichen Religion zu erwecken, wie sie von unserem erhabenen Meister gelehrt wurde. Christus aber sprach: „Laß die Todten ihre Todten begraben, du aber gehe hin und predige das Reich Gottes.“

Dies ist in Wahrheit ein merkwürdiges Testament eines katholischen Priesters, und zugleich ein herrliches Zeugniß von dem Segen der Reformation.

Der erſte Ehezwiſt.

I.

In einem unſerer anmuthigen Schwarzwaldthäler war vor etlichen Wochen ein eben erſt vermähltes Pfarrersehepaar eingezogen. Da litt es den Vater der jungen Frau, einen höheren Finanzbeamten, nicht länger zu Hauſe. Hatte er ja einen Monat zuvor, zwar ſeelenvergnügt bei der wohlgelungenen Hochzeitsfeier, aber doch nicht ohne Wehmuth ſein einziges Töchterlein erſter Ehe mit dem Mann ihrer Wahl in das ferne Bergland abziehen ſehen, und ſogar nicht ohne einen Anflug von Eiferſucht deren erſte, von Freude überſtrömenden Briefe über ihr Glück in der jetzigen Heimath und Häuslichkeit in Empfang genommen. Nun mußte er ſich doch durch Augenſchein überzeugen, wo und wie ſein Kind lebe und webe, ſchalte und walte als ehrſame Frau des eigenen Hauſes und Inhaberin ihrer neuen Würde.

Sobald es thunlich war, hatte er darum Urlaub genommen und war nach anſtrengender Reiſe wohlgemuth und noch bei guter Tageszeit im Pfarrdorfe Waldhauſen angelangt.

Schon der herzliche Empfang und die erſten Stunden des Zuſammenſeins mit den geliebten Kindern und in den wohnlichen Räumen des ſchmucken Haushalts verſetzten ihn in die behaglichſte Stimmung. Dieſe ſteigerte ſich, als er, geſtärkt durch eine köſtliche Nachtruhe, des andern Tags erwachte, und die Morgenſonne, nicht wie in ſeiner Reſidenz gehemmt durch Häuſergiebel und Fabrikrauch, ihre hellen und kräftigen Strahlen über Landſchaft, Garten und Gemach und in ſein eigen Herz ergoß. Wäre er nicht, im Dienſt ſeines ausdörrenden Amtes, nachgerade der in ſeinen jungen Jahren je und je gepflegten Poeſie völlig entfremdet worden: heute hätte er müſſen in gebundener Rede ausſprechen, was ihn im tiefſten Gemüthe bewegte und ſo warm durchſtrömte, wie er es ſeit Jahren nicht empfunden hatte.

Fürwahr, wo inmitten des Friedens und der Schönheit der Natur in einem Hauſe ein volles Gefühl von Behagen und Befriedigung, in den Herzen eine ungefärbte Liebe und Güte entgegentritt, wo bei Mann und Frau die beglückte Empfindung gegenſeitiger Zugehörigkeit und gemeinſamen Wirkens in edlem Berufe unverkennbar ſich vor Augen ſtellt, da begegnet man, wenn irgendwo auf dieſer unvollkommenen Erde, Spuren einer höheren, beſſeren Welt, da wird der Glaube, daß ein gütiger Gott über uns waltet, daß es ein Reich Gottes ſchon in dieſer Welt giebt, zu voller Wahrheit und Wirklichkeit. Von ſolchen Stätten aus kann und muß man den ſchwarzſichtigen Doktoren der neueſten Weltweisheit mit ihren Grämlichkeiten die Stange halten und ihren Peſſimismus ein für allemal zum Schweigen bringen.

Solche Empfindungen und Gedanken waren es, mit denen der alte Herr von ſeinem Lager ſich erhob. Er kleidete ſich raſch an und begab ſich in das Familienzimmer mit der Reiſetaſche in der Hand, in welcher er allerhand Schätze für den neuen Haushalt mitgebracht hatte.

II.

Eine gute Stunde war bei duftendem Kaffee und unter heiterem Geplauder vergangen. Da begann der Vater den Inhalt ſeiner Taſche auszukramen: ausgeſuchte Süßigkeiten und Fleiſchwerk aus der Hauptſtadt, nebſt etwelchen Medikamenten für die Hausapothele. Schließlich legte er mit geheimnißvollem Lächeln ein kleines Schächtelchen auf den Tiſch.

„Was dies zu bedeuten hat," ſagte er, „muß ich euch zuvor mit einigen Worten erläutern. — In den letzten Wochen habe ich Zeit gefunden, die eine und andere Erzählung von O. Wildermuth, deren Schriften ich der Mutter zu Weihnachten geſchenkt, in Ruhe und mit mehr Sammlung, als ich mir ſonſt vergönnen darf, zu leſen und mir meine Gedanken darüber zu machen. Allen Reſpekt vor dieſer unſerer Landsmännin! Sie hatte den vollen Beruf zum Schriftſtellern. Abgeſehen von dem Fehler, der beſonders ſchreibenden Frauen anhaftet, daß ſie manches in ihren Stücken wiederholt, tritt doch faſt überall im Aufblitzen tiefer Empfindung und in packenden Bildern eine echt poetiſche Ader in Ernſt und Humor zu Tage. Immer weiß ſie das treffende, gar gerne unſerer ſchwäbiſchen Anſchauung und Mundart entnommene Wort zu finden. Das weibliche Herz kennt ſie aus dem Fundament. Was uns Alte aber beſonders anmuthet, iſt ihre Kunſt, eine Zeit vor uns wieder aufleben zu laſſen, die ſeit Jahrzehnten ſchon im Abſterben begriffen iſt."

„Ja, die Culturgeſchichte darf ihr dafür beſonders dankbar ſein und wird ihr gewiß auch noch in künftigen Zeiten die verdiente Beachtung ſchenken," bemerkte der Schwiegerſohn.

„Nun mich," fuhr der Vater fort, „hat eine kleine Erzählung im ſiebenten Band vor allem intereſſirt, zunächſt im Rückblick auf meinen eigenen Lebensgang; ſie hat mich aber außerdem auf allerhand Gedanken gebracht, die auch euch

angehen. Ich meine die „Geschichte von dem ersten Ehezwist". Ihr kennt sie doch?"

„Ja freilich; aber was soll's damit für uns, lieber Vater," fiel die junge Frau in's Wort, „meinst du denn —?"

„Ruhig, mein Kind, laß dir zuerst von mir selbst berichten und — beichten, vorher aber noch im Allgemeinen einen Satz aussprechen. In wenigen Ehen, zumal wenn beide Theile jüngeren Alters sind, geht es nach meiner Erfahrung ohne ersten Zwist ab, wie es ja auch die Geschichte der Wildermuth zu verstehen giebt. In den meisten Fällen ist er vom Manne verschuldet, von der Frau aber veranlaßt."

„Du sprichst in Räthseln," riefen Tochter und Schwiegersohn wie aus einem Munde, „und machst einem ordentlich bange," fügte die erstere hinzu.

„Ich kann mit wenigen Worten sagen, was ich meine. Der Mann versteht das Weib mit ihren auf das Einzelne und Kleine gerichteten Empfindungen viel schwerer, als das Weib den Mann; darum verletzt er sie leichter, öfter und tiefer und trägt so in der Regel die Schuld, wenn eine Verstimmung entsteht. Der Anlaß zum eigentlichen Zwist, zunächst zum „Wörteln", wie man bei uns sagt, und dann zum Schmollen, wird aber dann zumeist von der Frau gegeben. Besser freilich, das versteht sich, und gar wohl möglich ist es, wenn überhaupt gar kein erster Zwist entsteht. Das sollte man allen jungen Eheleuten mit auf den Weg geben. Statt dessen nimmt man es mit der Sache oftmals viel zu leicht, beschönigt sie gar noch mit nichtsnutzigen Sprichwörtern, als da sind: Die Liebe muß gezankt haben; einmal ist keinmal u. dgl. Man sollte doch bedenken, wie man mit einem Kleidungsstück, das noch nicht den geringsten Flecken an sich hat, weit schonender und ängstlicher verfährt, als mit einem Gewand, das nur Einen Schmutzfleck hat. — Doch über derlei sprechen wir vielleicht ein andermal. Was ich eigentlich sagen wollte, betrifft mich selbst."

III.

„Du weißt, liebe Emma, welch tröstliche Gaben und Eigenschaften deine selige Mutter besessen, und wie hoch ich sie zu schätzen gewußt; hast auch mit angesehen und erlebt, wie glücklich unser Ehestand gewesen, wie schmerzlich ich sie vermißt habe, als sie geschieden war. Dennoch hat es unter uns am ersten, ja leider auch an weiteren Ehezwisten nicht gefehlt. Wir waren beim Eintritt in das eheliche Leben beide um mehrere Jahre zu jung, verstanden einander, wenigstens in den ersten Zeiten, gar nicht völlig. Ich verletzte meist, ohne es zu wissen und zu wollen, weil ich kein Verständniß für weibliche Art und Empfindung hatte; der verletzten und unverstandenen Frau war dann ich ein Räthsel, wie sie mir. So kam ich oft und viel zu unliebsamen „Wörteln und Schmollen," das jedoch in der Regel damit endete, daß die Gute, aber freilich nicht ohne nasse Augen, sich fügte. Zwar ist die Sonne nie untergegangen, ohne daß wir uns wieder gefunden hätten; die gegenseitige Liebe war zu warm, als daß nicht beide gerne einlenkten. Allein so viel ist wahr: das vollkommen Richtige war das keineswegs. Wir hatten beide das Sprüchlein nicht genug bedacht und befolgt:

Hüte dich mit allen Sorgen
Vor dem ersten kleinsten Zwist.

„O wie oft habe ich mir das schon zu Lebzeiten der Verewigten, mir noch öfter nach ihrem Hingang mit bitterem Schmerze vorgeworfen!"

„Darum war es mein heiliger Vorsatz, als ich zur Wahl der zweiten Gattin schritt: einen ersten Ehezwist dürfen die Räume meines Hauses nie und nimmermehr wieder sehen oder hören. Du selbst, liebe Tochter, wirst es bezeugen müssen, daß du nie auch nur eine Spur von Verstimmung oder gar eines Zwistes unter uns wahrnehmen durftest. Du darfst es wohl als theure und unverlierbare Mitgabe ansehen, die du von deiner zweiten Mutter und unserem Ehestande erhalten hast."

IV.

„Doch ich habe noch nicht alles gesagt. Auch dieses Ziel, der völlig ungestörte Friede unseres jetzigen Ehelebens, ist nicht ganz ohne Kampf erreicht worden."

„Nur wenige Wochen nach der Hochzeit kam eines Tags, wie ich eben von verwickelten Steuerfragen den Kopf voll hatte, die Mutter in mein Arbeitszimmer und bat mich um Geld für unbeträchtliche Ausgaben des Haushaltes."

„Schon wieder, das rollt ja wie im Fluge fort, erwidere ich mit mürrischem Amtston und reiche, ohne der Bittstellerin einen Blick zu gönnen, ihr die verlangte Summe. Sie aber, weit entfernt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, fand in ihrem heitern Sinn und Humor das versöhnende Scherzwort: „Warum ist auch das Geld so schön rund," sagte sie; „da kann es ja nicht anders sein, als daß es fort und fort dahin rollt."

„Nun weiß ich nicht, wie ich so einfältig sein konnte, daß mich das muntere Wort noch mehr aus dem Gleichgewicht brachte und ich mit harter Gegenrede fortfuhr: „So, du kannst eine so ernste Sache noch in Spaß ziehen; bedenkst du denn gar nicht, wie sauer das Geld verdient sein will?"

„Nicht wahr, der Keim zum ersten Ehezwist war da in bester Form durch meine Schuld gelegt?"

„Was thut aber die gute Mutter? Ohne irgend ein Zeichen von Mißstimmung, verläßt sie schweigend das Zimmer und kehrt nach kurzer Frist zurück, mit einer Geldmünze in der Hand, und sagt mit lachendem Mund: „Da habe ich einen viereckigen Ulmer Gulden; meine Großmutter hat mir ihn einstmals als Pathengeld zukommen lassen. Wie wäre es, wenn der Herr Finanzrath darauf hinwirken wollten, daß man wieder solches eckige Geld prägt? Vielleicht kommt es dann nicht mehr so ins Rollen."

„Nun war es an mir, endlich einmal der ungerechtfertigten Mißstimmung den Abschied zu geben. Mit Beschämung mußte ich mir gestehen, wie trefflich die bessere Hälfte meines Wesens es verstanden hatte, Böses zu überwinden mit Gutem, den Dämon des Mißmuths und Unfriedens durch Humor und unverwüstliche Güte zu bannen."

„So ward der erste Ehezwist unseres Ehestandes beschwichtigt und damit der böse Keim ein für allemal beseitigt, so daß seit zwölf Jahren auch nicht der mindeste Mißklang sich vernehmen ließ. Die Münze aber habe ich zu dankbarem Andenken an selbige Stunde in sorgsame Verwahrung gebracht. Heute stifte ich sie als vielbesagendes Angebinde in das Pfarrhaus von Waldhausen. (Grüß Gott.)

Die Gefahren junger Männer in einer Großstadt und der gesegnete Einfluß christlicher Jünglingsvereine.

Für Haus und Herd von G. Fret in Berlin.

Es ist nicht zu leugnen, daß einem Jüngling Gefahren überall drohen. Das kleine Dörfchen, das unansehnliche Landstädtchen hat seine Schlingen und Versuchungen und überall breitet sich der Zauberboden der Sünde aus. Aber eben so wahr ist es, daß die Versuchungen in den großen Städten weit mächtiger, reizender und mannigfaltiger sind. Wir reden hier nicht in erster Linie von Jünglingen, die wie Daniel, Sadrach, Mesach und Abed-Nego ihren Gott kennen. Von solchen, die in der Rechtfertigungsgnade stehen und sich muthig geschart haben unter das Panier des Kreuzes. Solche Jünglinge, wenn sie in große Städte kommen, haben gewöhnlich Empfehlungsschreiben an gleichgesinnte Freunde und Familien und finden bald den Weg in ihr kirchliches Heim.

Ganz anders aber ist die Bewandtniß mit der Mehrzahl derjenigen Jünglinge, die vielleicht etwas Kapital von guter Erziehung, Eindrücke und redlicher Vorsätze in ihre Berufsstellung bringen, den Felsengrund des Glaubens aber noch nicht gefunden haben. Gerade solche, die oft kaum das Verderben einer Großstadt ahnen und von schlauen Fremden gelödert werden, sind am schnellsten verführt. Vor dem stolzen Leviathan der Versuchung brechen oft im Nu die hölzernen Speere ihrer eigenen Vorsätze. Wenn so ein unerfahrener Jüngling in gewisse Gesellschaftskreise geräth und die ihm inwohnende Sünde geweckt wird, gehts ihm wie den Schiffern an der Küste Norwegens. Wenn dieselben den äußersten und leisesten Kreis des Riesentrichters vom furchtbaren Maalstrudel berühren, zieht er sie langsam näher und schleudert sie bald mit unwiderstehlicher Gewalt in die dunkle verschwiegene Tiefe. Jede Stadt hat einen Tophet und Löwengraben, aber die Großstädte haben deren unzählige. „Große Städte, große Sünden" ist ein wahres Sprichwort und auch die deutsche Residenz rechtfertigt dasselbe.

Hier in Berlin wohnen laut des statistischen Amts unverheirathete junge Männer von 20—40 Jahren (excl. Militär 20,500) 228,000. Der jährliche Zuzug an jungen unverheiratheten Männern beträgt 56,000. Der jährliche Fortgang von jungen unverheiratheten Männern 42,000, bleibt ein Zuwachs von 14,000.

In dieser Zusammenstellung ist die Zahl der jungen Männer vom 18.—20. Lebensjahr außer Acht gelassen. Diese Männer nun sind meistentheils heimathlos. Die schöne Zeit ist ja leider meist allerorts dahin, wo Dienstboten und Geschäftsangestellte, die allein stehen, in den Familien, für die sie die Woche hindurch arbeiten, ein gesichertes Asyl hatten und als zur Familie gehörig betrachtet wurden. Nur ganz lose geschäftliche Bande verknüpfen sie mit derselben und nur selten oder nie empfinden sie den Herzschlag der Liebe. Da suchen solche Männer nun die entbehrte Gesellschaft. Meistens werden zuerst die Schankwirthschaften, Restaurationen, Brantweindestillationen, öffentliche Tanzsäle und Tingeltangel aufgesucht. Die Zahl der genannten Trink- und Vergnügungsorte präsentirt die riesige Ziffer von 6000—7000, welche hauptsächlich von jungen Mannern frequentirt werden. 820 Locale haben dazu noch weibliche Bedienung (Kellnerinnen). Etwa

16,000 Prostituirte suchen für diese Männer ihr Fangnetz auszubreiten, vrgl. Sal. 7, 7—13. Welche Dimensionen die betreffenden Ausschweifungen hier annehmen, bewies die erschreckende aber wirkliche Thatsache, daß in die Charité Berlins in einem Jahr aus einer Anzahl von 109,500 Männern in Folge der Versündigung gegen das sechste Gebot 7012 schwer Erkrankte eingeliefert wurden, also durchschnittlich der 15.—16. Mann. Die leichten Erkrankungsfälle dieser Art sind hier nicht in Betracht gezogen, da dieselben sich der Kenntniß der Behörden entziehen.

Welch ein ausgedehnter Wirkungskreis erschließt sich da der rettenden und helfenden Liebe. Wie viel Ausdauer, Klugheit und herzliches Erbarmen ist da erforderlich, um solche gefährdete junge Männer in bessere Kreise und wieder unter den süßen Schall des köstlichen Evangeliums zu bringen. In diesem Theil erwächst besonders den Jünglingsvereinen ein großes Stück Arbeit. Ein ganzes Netz solcher breitet sich aus über die Kaiserstadt. Freilich sind die Maschen desselben noch riesengroß und ist auch diese Arbeit immer noch im Verhältniß zu der schreienden Noth eine kleine zu nennen, doch ist der gesegnete Einfluß unverkennbar. Auch werden nicht alle Vereine im gleichen Sinn und Geist geleitet und wird zu gar manchem problematischen Mittel gegriffen, um die Jünglinge festzuhalten. Der größte Verein, aus dem sich die meisten jungen Männer zusammenfinden und der über das größte Arbeitsmaterial und größte Einnahmsquelle verfügt, ist der „Christliche Verein junger Männer" in der Hofvilla, Friedrichs Str. 214, der noch zwei Zweigvereine: „Christophorus", Frieden Str. 1 und „Ostverein", Grüner Weg 104 in sich schließt. Diese Vereine haben den Zweck, das Wohlergehen der jungen Männer Berlins zu fördern und denen, die aus den Provinzen kommen und ohne Familienanschluß hier leben, eine Heimstätte zu bieten, woselbst sie jeder Zeit herzlich willkommen sind und eine christliche Gemeinschaft finden, die ihnen unter den vielen Versuchungen der Großstadt in religiöser und sittlicher Beziehung zum Anhalt dienen will. Die Vereine bieten ihren Mitgliedern in eigenen Vereinsräumen, die den ganzen Tag geöffnet sind: angenehme freundliche Gesellschaftszimmer, in denen ein vom christlichen Geiste getragenes Gemeinschaftsleben gepflegt wird; Lesezimmer mit in- und ausländischen Zeitungen (im Hauptverein ca. 120, „Christophorus" 35, Ostverein ca. 40); Unterhaltungszimmer mit Pianino oder Harmonium; Gelegenheit zur Erledigung von Privat-Correspondenz; Gesellschaftsspiele (Schach, Dame, Domino); Bibliotheken von 1300 Bänden im Hauptverein, 600 im Christophorus und 400 im Ostverein); kostenfreie Stellenvermittelung und Logis-Nachweis, Rath und Auskunft in Rechtsangelegenheiten durch einen Juristen; in Krankheitsfällen kostenfreier ärztlicher Rath durch zwei dem Verein angehörende Doctoren; ermäßigte Preise in mehrere Badeanstalten und zu verschiedenen Sehenswürdigkeiten Berlins (Aquarium, Panoptikum, Zoologischen Garten); allabendliche Versammlungen und zwar: religiöse Versammlungen für einzelne Berufsklassen und Angehörige einzelner Provinzen; Gesang; vierstimmiger Männerchor; Turnen exkl. „Ostverein"; Unterricht im Winterhalbjahr in Englisch, Französisch, Deutsch, Buchführung, Stenographie, Rechnen und Schönschreiben. Die Generalsekretäre erleichtern ferner den stellenlosen jungen Männern die Erlangung passender Beschäftigung, indem sie zwischen ihnen und den Arbeitsgebern eine Vermittelung herzustellen suchen. Ebenso wird durch Auskunfts-Listen christlicher Logis-Vermiether den jungen Männern die Gelegenheit geboten, die so schwere Gefahr leichtfertigen Miethens bei unbekannten Leuten zu umgehen. Auch die Soldaten hiesiger Garnison werden in den Bereich des Vereinslebens hineingezogen, was für dieselben in jeder Beziehung vom größten Vortheil ist. Dazu werden gerade die Stunden des Sonntagsnachmittags, sowie die Abendstunden benutzt, wo die Gefahr in Sünde zu fallen, am größesten sind. Dieser Verein hat in seinen Einrichtungen ein amerikanisches Gepräge. Kürzlich befand sich der Generalsekretär des Hauptvereins in Amerika, um die Jünglingsvereine dorten aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Sein Begleiter war Graf Pückler. Seine Reiseskizze unter dem Titel: „Elf Wochen unter dem Sternenbanner" ist äußerst interessant. Man muß die Augen nicht gar weit öffnen, um flugs einzusehen, wie weit das Vereinsleben, nämlich das christliche, dorten dasjenige in Deutschland überflügelt hat.

Die Vereine hiesiger Freikirchen sind ja freilich kleiner als der oben beschriebene und können dieselben nicht über so viel Geld, Arbeitsmaterial, unter Unterstützung hoher Persönlichkeiten verfügen, sind aber nichts destoweniger lebensfrisch und regsam. Kleine Vereine haben das Angenehme, daß eher jedes Mitglied zum Wort kommt und die Verbindung unter einander eine herzlichere und einflußreichere wird. Die meisten Mitglieder unserer zwei Vereine sind Temperenzler, was hier eine ziemliche Neuigkeit ist. Unsere Jünglinge entwickeln eine rastlose Thätigkeit im Traktatvertheilen und Einladen, und der Erfolg ist ein recht erfreulicher. Der Herr segne die edle und schöne Jünglingsvereinssache und lasse sie besonders auch in den Großstädten immer mehr aufblühen zur Rettung so vieler junger Männer, die in Gefahr stehen, ewig verloren zu gehen.

Ein Chriſtabend.

Ein eiſig kalter Weihnachtsabend war der des Jahres 1879; auf den belebten Straßen der Reſidenz lieſen die Menſchen immer ſchneller, um die erſtarrten Glieder zu erwärmen. Weh aber denen, die dies natürlichſte Erwärmungsmittel nicht anwenden konnten, wie z. B. jener hochthronende Omnibuskutſcher, dem die unbarmherzige Wintertuft ſchon vom frühen Morgen um die blaurothen Wangen blies, der noch bis elf Uhr Abends mit den vor Kälte ganz ſteifen Händen die Pferde weiter lenken ſollte, die endloſen Straßen auf und ab. Ein ſchweres Amt iſt es, alle Tage da oben vom frühen Morgen bis in die Nacht zu ſitzen, ſein eignes Haus, Weib und Kind nur in den kurzen Nachtſtunden wiederzuſehen, wo die Ermüdung die Augen nur zu bald ſchließt; aber ſo ſchwer wie heute, am heiligen Chriſtabend, war es dem armen Heinrich, ſo hieß der Kutſcher, doch noch nie vorgekommen im ganzen langen Jahre. Als er ſo frierend dahinfuhr durch die von Menſchen durchwogten Straßen, und bei einbrechender Dunkelheit Fenſter um Fenſter ſich mit den Freudenſtrahlen des Weihnachtsbaumes erhellten, war es ihm zu verdenken, daß er da des eigenen kleinen „Daheim“ mit tiefer Sehnſucht gedachte, wo ſein dreijähriges Fränzchen neben der eifrig nähenden Mutter vergebens nach dem weihnachtlichen Lichterglanz ausſchaute? Der Vater hatte ihm kein Chriſtbäumchen anzünden können, weil er faſt den ganzen November arbeits- und verdienſtlos an einer Erkältung im Zimmer hatte zubringen müſſen; erſt der letzte Dezember ſollte ihm die nöthigſte Einnahme zuführen, um Lebensunterhalt und Miethe davon in der theuren Stadt zu bezahlen! Kam er heute gegen Mitternacht nach Hauſe, dann ſchlief ſein Fränzchen längſt; kein luſtiges Kindergeplauder ſollte ihm das Weihnachtsfeſt froh machen; denn am erſten Feſttag früh mußte er ſein Haus verlaſſen, oder der Verdienſt eines ganzen Tages wurde ihm abgezogen; kaum konnte er in den wenigen Stunden das Nöthigſte mit ſeinem lieben Weibe beſprechen und ſich zur Feſttagsarbeit ausruhen. So fuhr denn Heinrich mit trübem Geſicht und mit noch trüberen Gedanken dem eiſigen Nord-Oſt entgegen, und all die frohe Geſchäftigkeit der anderen Leute, die Freude der Kleinen, die ſich hier und da kund that, heiterte ihn nicht auf, ſondern ließ ihn grimmiger als je von Zeit zu Zeit auf ſeine Gäule hauen, als ſollte ihr beſchleunigter Lauf den freudloſen Abend für ihn abkürzen.

So war man an einem der Halteplätze angekommen, und aus einem leergewordenen Wagen trat der Conducteur zu dem eben von ſeinem Bock ſteigenden Kutſcher.

„Höre,“ — ſagte er ihm im Flüſterton, „wir haben heute am Weihnachtsabend Glück; der Controleur (der bei jeder Fahrt die Einnahme zu beaufſichtigen hat) — muß uns bei dem argen Gedränge von Fußgängern und Fuhrwerken in der Dunkelheit überſehen haben, und ich habe, ohne daß er es weiß, $2.20 eingenommen; ich denke, es iſt genug, wenn ich ihm davon 20 Cents abliefere; den Reſt theilen wir uns als Weihnachtsgeſchenk an dieſem barbariſchen Abend und halten beide den Mund. Iſt es doch wie ein Schickſalswink, daß der Controleur uns gerade heute verfehlen mußte, was ſonſt wohl nie vorkommt; und ſollten wir uns bei der Kälte ein Glied erfrieren, Niemand giebt uns Kur- und Entſchädigungskoſten.“

Aber Heinrich antwortete verdrießlich: „Ich bin nicht gewohnt, Weihnachten mit Betrügereien zu feiern. Weißt Du keinen beſſeren Vorſchlag, ſo hätteſt Du ihn Dir auch erſparen können.“

„Du thuſt ja gewaltig tugendſam,“ höhnte der Andere. „Nun, wenn Du es für ehrenwerther hältſt, Deine Naſe hier draußen in dem grauſamen Nordoſt zu erfrieren, ſo feiere Deine Tugendbeſchonung allein. Ich wärme mich indeß dort unten im Keller bei einem Glaſe Grog, und glaube, es wird mir nicht ſauer ſchmecken, wenn ich's von dem Gelde bezahle, das Du ſo ſtolz verſchmähſt.“ — und damit wandte er Heinrich den Rücken und ging auf den genannten Speiſekeller los. Doch wandte er ſich wie zweifelhaft noch einmal um. „Höre, Heinrich, ſei nicht ſo dumm — komm mir noch und theile die Zeche, für den Reſt kannſt Du Weib und Kind noch etwas beſcheeren.“

Aber Heinrich ſchüttelte nur unwillig den Kopf und ſchlug zur Erwärmung heftig die Arme über einander.

„Du kannſt mir leid thun,“ rief der Andere ihm noch beim Hinabſteigen in den Keller zu — „mit Deinen eingebildeten Schrullen. Es iſt eine Gutmüthigkeit von mir, aber wenn ich zurück komme, frage ich dich zum letzten Mal — als ob ich nicht Deinen leeren Beutel vorhin geſehen hätte mit einem ganzen Nickel!“ und mit rohem Gelächter verſchwand er hinter der ſchützenden Glasthür.

Freilich waren Heinrichs Taſchen leer — ach, leider ganz ſo leer, wie jener geſehen hatte! Ihm gegenüber in dem erleuchteten Schaufenſter hin-

gen wollene Tücher, warme Handſchuhe, Shawls, Jacken verführeriſch billig unter dem anlockenden Worte: „Ausverkauf“ ausgehängt. Gerade ſolch ein warmes, wollenes Kopftuch, wie er dort vor ſich ſah, hatte ſich heute früh ſeufzend ſeine kleine Frau gewünſcht, die er ſo lieb hatte, denn ſeit einigen Tagen brachte die bittere Kälte ihr immer wieder einen argen Zahnſchmerz. In Gedanken ſtellte Heinrich ſich vor, wie ſie überraſcht ſein müßte, wenn er ihr heute Abend ſolch ein Tuch um den Kopf ſchlingen könnte, wie ſie das hübſche Ding ſich vor dem Spiegel anprobiren und zurechtrücken, wie ſie ihm lachend vor Freude um den Hals fallen würde, — o, wie verführeriſch malte ſich das ganze, kleine Familienbild ihm vor die Seele — Zug um Zug. Wie muthig Heinrich auch eben das Anerbieten der Geldtheilung abgelehnt hatte, hier vor dem erleuchteten Schaufenſter in der kalten Dezembernacht milderte ſich ſeine Strenge nach und nach um ein Weniges. War er vielleicht nicht blos „dumm“, wie ſein Gefährte ihn genannt hatte, weil er ſo gern ein ehrlicher Kerl geblieben wäre, wie er Zeit ſeines Lebens dafür gegolten? Nicht für ſich begehrte er, nein, für einen Andern dürſtete er nach einer kleinen Weihnachtsfreude — war das ſo gar böſe? Wen betrübte er eigentlich, wenn er das dargebotene Geld annahm, das auch ohne ſeine Einwilligung ausgegeben wurde? Niemand, der es je erfuhr, Niemand, der dadurch wie ſeine kleine Frau in all dieſen Tagen vor Kälte und Zahnſchmerz litt, weil ſolch ein warmes Tuch ihr fehlte. Und dann der Junge — wenn er ihm das kleinſte Spielzeug bringen könnte, wie der erſt jauchzen würde! Lichte Bilder ſtiegen in der dunkeln Nacht vor Heinrichs Blicken auf, und nur die Hand brauchte er auszuſtrecken, dann war's ſüße Wirklichkeit und auch für ihn Weihnachten! Er wandte ſich ſchnell um und ſchritt dem Keller zu. Aber auf halbem Wege fiel ihm plötzlich ein, wenn ſeine Frau ihn nun ſtaunend fragte: „Woher haſt Du nur ſo viel Geld?“ ſollte er lügen? Bisher hatten ſie ſich Alles offen ſagen dürfen, und das war ſo ſchön geweſen! oder konnte er ihr ſagen, auf welche Weiſe er dazu gekangt? Nein, das konnte er doch nicht, denn in dem Punkte kannte die kleine Frau keinen Spaß — ſie hätte das Ding einfach beim rechten Namen genannt, und das war doch ein zu fakaler Name! Und jedenfalls wäre ſie ſehr böſe geworden, hätte ihm ſicher ſein Geſchenk vor die Füße geworfen, und vorbei wäre es mit der Freude, mit der heißerſehnten Weinachtsfreude! Dicht vor dem Speiſekeller ſtand ein Laternenpfahl — hier hielt Heinrich inne und kämpfte einen ſchweren Kampf — mußte er wirklich all den ſüßen Bildern entſagen und freudenarm wie bisher in ſein dunkles Haus heimkehren? Gehörte er wirklich zu jenen „enterbten Kindern“ der menſchlichen Geſellſchaft, die nur die Laſten für die Andern zu tragen, auf jeden Genuß aber zu verzichten hatten, wenn ſie ſich nicht Selbſthilfe verſchafften, wie man die Sozialdemokraten verkünden hörte? Seine Bruſt hob ſich in ſchweren Athemzügen, bei dem Schein der Laterne konnte man ſeine Hände unwillkürlich ſeine Augen bedecken ſehen, aus denen zwei heiße Tropfen die Wangen hinabliefen.

„Ich glaube gar, da iſt ein Mann, der weint, heute am Weihnachtsabend, wo ich doch ſo froh, ſo froh bin! Du ſollſt auch froh ſein, guter Mann, gewiß Du ſollſt,“ rief eine ſilberhelle, fröhliche Kinderſtimme, die den ſchwierigen Buchſtaben g durchaus nicht hervorzubringen vermochte, neben Heinrich und neckende Kinderhändchen zupften ihm am Mantelkragen. „Sieh her, Mann, ich ſchenke Dir auch eine ganze Schachtel von meinen Soldaten, denn ich habe drei Schachteln von Großmama bekommen — hörſt Du nicht, Mann? eine ganze Schachtel Soldaten! gleich ſei nun luſtig mit mir, denn heute iſt Weihnachten — oh, Weihnachten!“

Längſt waren Heinrichs Hände niedergeſunken, und voll Staunen ſah er den etwa vierjährigen, holden Knaben, der ihn ſo anplauderte, vor ſich mit einem älteren Mann hergehen, der mit ſeinem weißen Halstuch und langen, ſchlichten Haar an einen Landpfarrer erinnerte. Beide waren mit Schachteln und Packeten beladen, ungeſehen näher gekommen, um in den Omnibus zu ſteigen.

„Haſt Du keinen kleinen Jungen zu Hauſe, guter Mann?“ fragte das rothwangige Bürſchchen weiter.

„Wohl habe ich einen, faſt gerade ſo groß wie Du biſt,“ antwortete Heinrich.

„Wie heißt er denn?“

„Er heißt Franz.“

„Nun, ſiehſt Du, ſo nimmſt Du ihm die Soldaten mit: denke nur, wie er ſich freuen wird! Nimm ſchnell, ſie ſind wunderſchön! Und wenn Franz noch nicht mit Soldaten ſpielen kann, ſo komme ich morgen zu ihm und zeige es ihm. Papa, ſag' doch dem Mann, daß er die Soldaten nimmt“ — wandte der Kleine ſich wie hilfeſuchend an ſeinen Begleiter.

Aber Heinrich griff nicht nach der Schachtel, ſondern hob haſtig den Kleinen hoch auf ſeinen Arm. Einen Augenblick ſah er ihm tief in die ſtrahlenden, blauen Kinderaugen, drückte ihn dann an ſeine Bruſt und bedeckte ihn mit Küſſen.

„Aber Mann, was thuſt Du nur?“ rief der Kleine ungeduldig. „Ich meine es doch ſo gut mit Dir, und ich glaube gar, Du weinſt noch! Ich weine nie, außer wenn Papa mich ſchilt — wer aber thut Dir etwas? Iſt denn heute nicht Weihnachten?“

Digitized by Google

„Nicht für mich, Kleiner; ich sitze dort oben auf dem Bock heute wie jeden Abend bis gegen Mitternacht; und komme ich nach Hause, so schläft mein Fränzchen; für ihn brennt kein Weihnachtsbaum, und selbst die Soldaten, die Du mir so freundlich schenkst, kann ich ihm nicht geben, da er morgen früh, wenn ich um sechs Uhr fort muß, noch schläft. Du siehst also, für mich ist nicht Weihnachten."

Aufmerksam und mit sichtlichem Antheil hatte der Herr diesen Worten zugehört, und ohne des erstaunten Knaben Frage zu beachten: „Ist es möglich, Papa, giebt es Menschen, für die kein Weihnachten ist?" — fragte er Heinrich freundlich:

„Bindet Ihr Dienst Sie so sehr, daß Sie morgen nicht zu Hause bleiben dürfen?"

„Wenn ich den $1.25, mit dem meine tägliche Arbeit bezahlt wird, nicht so nöthig zum Leben brauchte, könnte ich wohl zu Hause bleiben, denn es giebt so viele unbeschäftigte Kutscher, die nur darauf warten, mich zu ersetzen, daß Niemand unter meinem Fortbleiben leidet, als ich selbst."

Da zog der Fremde den Knaben fort, flüsterte einige Worte mit ihm, und das Kind eilte noch einmal zu Heinrich, der zu den Pferden gegangen war. Die kleine Kinderhand suchte die des Kutschers und indem sie ein kleines Goldstück hineindrückte, flüsterte er ihm triumphirend zu: „Siehst Du wohl, der liebe Gott schickt Dir auch einen kleinen Weihnachtsmann, damit Du morgen nicht zu fahren brauchst und Deinem Fränzchen ein Bäumchen anstecken kannst. Papa grüßt Dich, und Du sollst uns Deine Wohnung sagen, damit wir Dich morgen besuchen können; denn siehst Du, wenn ich Fränzchen das Soldatenspielen nicht zeige, wird er's nimmer begreifen."

Mit hochklopfendem Herzen folgte Heinrich dem Kinde schnell zu dem Vater, und indem er ihm dankend die Hand drückte, ihm seinen Namen und seine Wohnung sagte, schloß er mit den Worten: „Mein Herr, noch vor einer Stunde hätte ich Ihnen vielleicht nicht so aus tiefster Seele zu danken gewußt für diese große Weihnachtsgabe, die Sie mir durch dies liebe Kind geschenkt haben. Aber freilich, was wissen Sie davon, wie es manchmal in Unsereinem aussieht?"

„Vielleicht weiß ich es doch, lieber Mann," antwortete jener in weichem Tone.

Da stieß der Condukteur den Kutscher unsanft an: „Bist Du noch nicht auf dem Bock? Unsere Viertelstunde ist längst vorbei! Vorwärts, schnell!" — und als Heinrich sich entfernen wollte, flüsterte er ihm noch mißtrauisch zu: „Nun, hat Deine Tugend sich nun genug abgefühlt? Willst Du theilen, oder hoffst Du auf eine Belohnung, wenn Du mich anzeigst? Einen anderen Grund hast Du doch kaum bei Deiner Weigerung."

„Jetzt weniger denn je, theile ich mit Dir, was mir nicht gehört," antwortete Heinrich ihm fröhlich, indem er seinen Sitz erkletterte und munter seine Gäule antrieb. Wohl blies der Nordost noch eben so eisig, aber den Kutscher fror nicht mehr — die Freude war wie ein Wärmestrahl in sein Herz gefallen, und machte seinen Puls schneller pochen. Bei der nächsten Fahrpause kaufte er ein Kopftuch; als man ihm heute die letzte Fahrt erließ, weil an den Rädern etwas zerbrach, eilte er früher als gewöhnlich seiner Wohnung in der fernen Vorstadt zu, und kaufte auf dem Wege ein Bäumchen, einige Aepfel und einen Wachsstock. Nein, es war und blieb falsch, was man ihm von den „enterbten Kindern der menschlichen Gesellschaft" gesagt hatte, so lange hüben wie drüben der warme Strom der Menschenliebe fluthete, und über die Kluft zwischen arm und reich hinweg die Herzen verband — der Liebe, die von Bethlehem ausstrahlte, und die so viele Jahrhunderte noch nicht abkühlen konnten!

Zu derselben Zeit beendete Frau Heinrich die Spitze ihres letzten wollenen Strumpfes, denn sie hatte sich das Geld heimlich erworben, und wenn es auch nicht viel war, so, meinte sie, müßte es ihrem Manne heute Nacht doch eine besondere Freude sein, wenn sie ihm zwei Paar selbst verfertigte nagelneue Strümpfe aufbaute. Sie steckte die größte Petroleumlampe an, die der kleine Hausstand aufzuweisen hatte, stellte zierlich zwei Theetassen daneben, denn bei der Kälte hatte sie den Lieblingstrank mit frischem Aufguß stehen, und nun weckte sie ohne Erbarmen den schlafenden Knaben.

„Schnell, Fränzchen, Du hast heute früher einschlafen dürfen; nun sei auch munter, ganz munter, denn gleich kommt der Vater, und ruf' ihm fröhliche Weihnacht zu. Hörst Du!"

Fränzchen hörte wirklich das Zauberwort der Kinder und fuhr gehorsam in sein Röckchen. Noch hatte die Mutter nicht Zeit gefunden, es ganz zuzuknöpfen, als man übermächtig an der Klingel riß.

„Was ist das," — rief erschrocken Frau Heinrich, „wer kann um diese Zeit Einlaß begehren?" — denn ihr Mann hatte ja den Schlüssel zur Thür, und mit dem Knaben auf dem Arm eilte sie dem Eingang zu.

Aber geblendet von Lichterglanz stand sie sprachlos in der offenen Thür; denn draußen auf der dunklen Flur stand ein brennender Weihnachtsbaum, den Fränzchen mit lautem Jauchzen und Händeklatschen begrüßte.

„Mutter, Du kennst mich wohl gar nicht wieder?" fragte fröhlich hinter der duftenden Tanne hervortretend der Kutscher. Wie war ihm seine

Ueberraſchung ſo herrlich gelungen! Den ſchimmernden Chriſtbaum auf den Tiſch tragend, weidete er ſich an der Freude und dem Dank von Weib und Kind.

„Aber, wie haſt Du nur das Alles anſchaffen können?“ fragte nach dem erſten Staunen Frau Heinrich, und Gott Lob! er konnte ihr antworten, ohne eine Lüge auszuſprechen.

„Glaube mir, Mutter, es giebt noch immer Schutzengel Gottes; erſt heute iſt mir einer von ihnen zu Hilfe geſchickt gegen einen böſen Gedanken, den ich nicht los werden konnte. Doch, es iſt heute ſchon zu ſpät, ich erzähle Dir das Alles morgen früh,“ ſchloß Heinrich ſeine Antwort.

(Harry Margot.)

Eine Geſchichte aus Blut und Thränen.

Für Haus und Herd von Wm. Fotſch.

Als im Oktober 1875 der deutſche Kaiſer Wilhelm den König von Italien beſuchte, da erſchienen vor dem greiſen Fürſten Abgeſandte einer evangeliſchen Gemeinſchaft, und dankten ihm für die Theilnahme und Unterſtützung, welche die Hohenzollern ſeit dem Großen Kurfürſten ihnen gewährten, und grüßten den Kaiſer als den Hort chriſtlich-evangeliſcher Freiheit. Der Kaiſer antwortet voll Huld, er habe die Standhaftigkeit der Waldenſer ſtets bewundert, und freue ſich, daß nun auch in Italien die Gewiſſensfreiheit Wurzeln geſchlagen habe. — Und wer ſollte nicht dieſen heiligen Reſt, dieſen edlen Samen bewundern, *deren Geſchichte zuſammen gekittet iſt aus Blut und Thränen*, die mehr Verfolgung erlitten, als die ganze Chriſtenheit von allen heidniſchen Imperatoren?

Die Waldenſer bewohnten die weſtlichen und die öſtlichen Alpenthäler Italiens bis nach Frankreich hinein. Im Anfang des 14. Jahrhunderts wurden römiſche Inquiſitoren mit bewaffneter Hand in das Angrogna Thal geſandt, welche aber von den muthigen Waldenſern wieder heimgejagt wurden. Nun erwirkte Calixt III. durch die Bulle Innocenz IV., wodurch die Inquiſitoren der Lombardei ermächtigt wurden, ein Kreuzheer gegen die Ketzer aufzurufen und anzuführen. Alſo kam die Verfolgung zu Gange — und währte manches Jahrzehnt hindurch mit der größten Erbitterung. — Nachdem die Gattin Amadeus IX. Wittwe geworden war (1476), befahl ſie, die Waldenſer in ihrem Gebiet in den Schooß der römiſchen Kirche zurückzuführen. *Die Waldenſer aber ließen ihr ſagen: Man ſolle die Kirche zum Evangelium zurückführen, bei dem ſie entſchloſſen ſeien, auszuharren!* Der Befehl aber blieb ohne Wirkung. Nach 10 Jahren ließ ihr Sohn Karl I. das Kirchenweſen unterſuchen und theilte das Reſultat dem Papſte Innocenz VIII. mit. Derſelbe forderte 1482 alle Machthaber auf, die Waldenſer mit Waffengewalt zu vertilgen. Alsbald ſtrömten die Landſtreicher und Habenichtſe zuſammen, um Ablaß und Beute zu gewinnen, wozu auch Frankreichs allerchriſtlichſter König und der Herzog von Savoyen einige Regimenter hinzufügten. Der päpſtliche Legat, Albert Cattaneo, ſollte die Ausführung dieſes blutigen Bekehrungswerkes überwachen. Die Verfolgten flüchteten ſich jetzt auf die Berge und brachten der Schar des Legaten eine Niederlage nach der andern bei. Nur im Thale Pragelas wurden einige Ketzer gefangen, welche die Inquiſitoren zwangen, ihren Glauben abzuſchwören. Nach dieſen unrühmlichen Thaten ſchickte der Herzog den Legaten heim, und ſchloß Frieden mit den Waldenſern. —

Erſt durch den Einfluß des Jeſuiten Poſſevin, eines Hauptgenoſſen von Loyala, geſchah es, daß nun ernſtere Maßregeln gegen die Ketzer angewandt wurden. Dieſer erzählt in einem verfaßten Buche, daß der Herzog Philibert eine Mahnung an die Biſchöfe habe ergehen laſſen, daß ſie ſelbſt Hand ans Werk legen ſollen, um die Ketzer zu beſtrafen. Beſonders furchtbar wütheten die Jeſuiten in Calabrien gegen die dort zerſtreuten Waldenſer. „48 wurden an einem Tage zuſammengehauen.“ Am 11. Juni 1561 wurden 100 alte Frauen zur Tortur abgeführt. In 11 Tagen wurden an 2000 Menſchen hingerichtet und 1600 zum ewigen Gefängniß verurtheilt, abgeſehen von den Hunderten, welche auf dem Lande ermordet, und natürlich ihrer Güter beraubt wurden. —

Im Val Louiſe begann die Verfolgung, oder beſſer die Ausrottung im Jahre 1238. Ein Waldenſer von Luzern kaufte von Johann II., Grafen von der Dauphine, in Val Louiſe ein Haus und ſchenkte es der dortigen Gemeinde, um religiöſe Verſammlungen darinnen zu halten. Aber der Erzbiſchof von Embrun ließ es zerſtören, und wer es wieder aufbauen würde, ſoll mit dem Bann belaſtet werden. Zwölf Waldenſer, die das Haus wieder aufbauen wollten, wurden gefangen nach Embrun vor die Kathedrale geführt, daſelbſt wurden ſie von den fanatiſchen

Inquiſitions-Helfern in gelbe Gewänder geſteckt, welche mit rothen Flammen bemalt waren. Das Haar wurde ihnen geſchoren, und mit einem Strick um den Hals wurden ſie, während die Todtenglocke läutete, unter Verwünſchungen auf den Scheiterhaufen geführt und verbrannt. — 15 Jahre lang durchſuchte der Inquiſitor Franz Borelli die oberen Thäler Italiens nach Opfern des wahren Chriſtenthums. Vor ſeinen Häſchern war kein Menſch mehr ſicher. Keiner wußte, wenn er Morgens zur Arbeit ging, ob er die Seinen Abends wiederſehen werde. Im Mai 1394 wurden 24 Bewohner aus Freyſſinieres und Argentiere zu Embrun verbrannt und 150 Bewohner aus Val-Louiſe! — Die Kriege zwiſchen Frankreich und England brachten wieder etwas Ruhe. —

Aber im Jahre 1486 erließ der Erzbiſchof-Inquiſitor ein Glaubens-Edikt, daß jeder Schuldige mit freiwilligem Bekenntniß vor ihm erſcheine. Aber Niemand traute dem römiſchen Fuchs. Dreimal erfolgte dieſe gnädige Einladung. Aber Niemand kam, die Gnade der Inquiſition zu holen. Da erließ der Inquiſitor das Bann-Dekret, deſſen öffentliche Verkündigung der Sentenzen über die vielen verſchiedenen Perſonen zwei Tage in Anſpruch nahm. Nun kam der Legat Cattaneo wieder in die Piemonteſiſchen Thäler und ließ ſogleich 18 gefangene Waldenſer hinrichten. Seine Fang- und Spionen-Arme reichten bis nach Burgund. Da floh der Reſt der Bewohner vom Freyſſiniere-Thal in ihre hochgelegene Gebirgskirche; dieſelbe wurde aber bald von Cattaneo's Söldnern umringt und die Aermſten gefangen. Dann ſtürzte die Meute nach Val-Louiſe, deſſen wenige Bewohner flohen aber vor ihnen mit Hab und Gut auf die kaum zugänglichen Höhen von Peloux und bargen ſich in deſſen großer Höhle, deren Eingang ſie mit Felsblöcken verbarrikadirten. Aber die Feinde entdeckten ſie und verſchafften ſich Eingang mit Leitern und Stricken; dann machten ſie ein großes Feuer am Eingang, und wer nun nicht verbrennen wollte, wurde von den Söldnern geſpießt. Nachdem das Feuer erloſchen, fand man allein 400 Kinderleichen. Hiemit waren über 3000 Bewohner von Val-Louiſe vernichtet!

Im Jahr 1519 predigte der ſchweizeriſche Reformator Farel im Thale von Barceloucte, und die Zuhörer merkten mit freudigem Erſtaunen, daß die Lehre der Reformatoren mit der von den Vätern ererbten in allen Hauptpunkten übereinſtimmte. Aber die Verbindung mit der Reformation führte bald die Inquiſition in ihr Thal (1560). Wer den Glauben nicht abſchwor, wurde auf die Galeeren geſchickt. 1566 kam der Befehl, die Waldenſer müſſen entweder römiſch ſein, oder binnen Monatsfriſt das Land verlaſſen; wer nicht Folge leiſte, ſoll getödtet und deſſen Güter confiscirt werden. Die Meiſten wanderten nun ins Franzöſiſche hinüber; aber viele erfroren unterwegs, denn es war im Dezember.— Im Jahr 1623 wurden, die ſich wieder vorfanden, wiederum vertrieben, wovon viele ſich nach Genf oder Lyon begaben. Ludwig XII. urtheilte: „Die wackeren Waldenſer ſind beſſere Chriſten als wir" (1498). Nach 50 Jahren wurden wiederum 1200 Mann gegen die Waldenſer von Queiras und Freyſſinieres losgelaſſen; aber der 24jährige Herr des Herzogthums Lesdiguieres half ſeinen Glaubensbrüdern und ſchlug die Päpſtler in die Flucht. Dann eroberte er Embrun, deſſen Biſchof ſammt der ganzen Kleriſei ſein Heil in der Flucht ſuchte, und richtet die Kathedrale zum evangeliſchen Gottesdienſte ein. Dies währte bis zur Widerrufung des Edittes von Nantes. Dann mußten ſie wieder ins Exil; denn unter Ludwig XIV. blieb jeglicher evangeliſche Gottesdienſt verboten. Da wurden Verſammlungen gehalten an den verborgenſten Orten, und doch kamen oftmals Bewaffnete, ſprengten dieſelben und führten ihre Prediger gefangen. Ach, damals war das Wort Gottes theuer im Land; aber ihr Glaube köſtlicher als das geläuterte Gold! —

Auch in der Provence hatten ſich die Waldenſer im 13. Jahrhundert niedergelaſſen. Im nächſten Jahrhundert kamen noch viele Verfolgte zu ihnen aus dem Dauphiné. Unter Ludwig II., dem Grafen von der Provence, wurde das ganze Land faſt zur Einöde, und die Waldenſer halten Unausſprechliches zu leiden. Zur Zeit der Reformation knüpften ſie Verbindungen mit den Lutheriſchen Deutſchlands und den Calviniſten der Schweiz an, und zogen von dort her Lehrer und Prediger, und ließen auf ihre Koſten eine franzöſiſche Ueberſetzung der Bibel verbreiten. Das brachte die Inquiſition wieder gegen ſie in Harniſch, das Raub, Einſperrung und Verbrechen in Unzahl zur Folge hatte; und im März 1539 wurden 13 Perſonen verbrannt. Viele Andre ſtarben im Gefängniß. — 1541 überreichten die Waldenſer Franz I. ihr Glaubensbekenntniß, und das Geſuch der deutſchen Fürſten bewirkte, daß der König jedes Vorgehen gegen die Waldenſer unterſagte. Aber der Beſchluß auf dem Papier binderte die Römlinge nicht, in 4 Jahren neue Verbrechen und Räubereien zu begehen. Johann Meynier wurde Parlaments-Präſident; dieſer log bald dem Cardinal von Tournon vor, daß die Waldenſer mit 16,000 Bewaffneten Marſeille zu überfallen gedächten, um die Stadt dann Karl V. zu überliefern.

Nun erließ der König einen Befehl, „nach der Strenge des Geſetzes gegen die Anführer zu verfahren." Nun wurden die Dörfer und Hütten der Waldenſer der Reihe nach geplündert, in Brand geſteckt, und wer nicht floh, niedergemacht.

Digitized by Google

Der Bischof von Cavaillon hatte in seinem Gebiet überall Spione auf der Lauer, welche die flüchtigen Waldenser „zur Hölle schickten". So erging es Pertuis, Pupin, De la Motte, St. Martin, Villelaure, Lourmarin, Genson, Tregemines und Laroque. Dann ging es über die Dörfer Merindal und Mus her. Der Hergang spottet jeder Beschreibung. In Merindal flohen eine Anzahl Frauen in die Kirche; denen wurden erst die Kleider abgerissen, man zwang sie mit Pickenstreichen zum Tanz um das Schloß und stürzte sie dann vom Felsen hinab. — In der Stadt Cabrieres standen nur noch 60 wehrhafte Männer zur Vertheidigung. Man versprach ihnen, sie freizugeben, wenn sie sich ergäben. Leider glaubten sie den römischen Wölfen. Was männlich war wurde ermordet. Meynier ließ 40 Frauen in eine Scheune sperren und sie dann anzünden. In dieser Stadt kamen allein 700 um. 22 Städte und Dörfer wurden eingeäschert, und über 3000 Waldenser wurden getödtet, ungerechnet der kräftigsten Männer, welche man auf die Galeeren sandte. Wenigen Hunderten glückte die Flucht nach der Schweiz. Also tobte Satanas durch die jesuitischen Inquisitions-Männer gegen Gottes Wort.

In Calabrien hielten die Waldenser ums Jahr 1500 ihren Gottesdienst; sie bekamen ihre Prediger aus den heimathlichen Thälern, welche alle zwei Jahre wechselten, um also mit den Mutlergemeinden in Ober-Italien in Verbindung zu bleiben. Es gab nach und nach Waldenser in allen Städten Italiens, selbst in Rom! Erst als sie es wagten, öffentlich Gottes Wort zu predigen, da hieß es, sie seien Lutheraner und verführen das Volk. Der Marquis von Spinello ließ zwei Prediger fangen; der eine starb auf der Folter, der andere, Pascale, wurde mit noch 22 andern auf die Galeere nach Neapel gebracht. Pascale wurde in eiserne Fesseln geschmiedet, und Alles versucht, daß er widerrufen solle. Dann nach Rom geschleppt, wollte man ihn vor der Engelburg verbrennen. Pius IV., welcher der Vorstellung beiwohnte, mußte von dem standhaften Martyrer bittere Wahrheiten hören und hatte nachher gewünscht, daß man ihn im Stillen sicherer abgethan hätte. Die Richter schnürten ihm daher schnell den Hals zu, da seine Worte alle Anwesenden tief ergriffen, selbst dem Papst, dem alten Sünder, gingen sie zu Herzen (1560).

Zwei Inquisitoren besuchten bald darauf die Waldenser Colonie St. Xist. Als sie aber zum Gottesdienste läuten ließen, kam Niemand, denn die Bewohner waren bereits auf der Flucht. Dann zogen sie nach La Guardia und logen den Leuten vor, St. Xist habe die Irrthümer abgeschworen, sie sollen auch also thun. Aber bald entstand ein Tumult, denn ihre Lügen wurden bald entdeckt. Der Vizekönig erließ nun einen Aufruf an alle Vagabunden des Landes, denen Vergebung und Lohn versprochen wurde, wenn sie helfen, die Ketzerei vertilgen. Diese kannten freilich jeden Schlupfwinkel der Apenninen. Wer da nicht erschlagen wurde, der erlag dem Hunger. Fast Niemand entkam. 88 wurden an einem Tage auch von La Guardia dahingemordet. Im Ganzen wurden über 1600 Waldenser in Calabrien dahingemordet, „um des Evangeliums willen". 80 Rückfällige wurden erst geschunden und dann längs der Landstraße aufgehängt, „zur Erschütterung der Ketzerei". Zwei Jahre lang loderten die Scheiterhaufen.

Als der Herzog von Savoyen (Mai 1694) den Waldensern ihre Rechte wieder zurückgab, erklärte einige Monate später Innocenz XII. das Edikt für null und nichtig. Ganz Europa war gespannt, was der Herzog nun thun werde. Der Herzog Amadeus trug diesmal den Sieg davon; denn die Fürstenrechte überwogen nach und nach die des Papstes.

Die Waldenser aber waren endlich in ganz Europa zerstreut. In der Schweiz, Baden, Würtlemberg und Brandenburg gründeten sie Gemeinden, wo sie geduldet wurden. Aber in Oesterreich, Böhmen und Polen wurden sie hart verfolgt. In 42 Gemeinden in der Diöcese Passau allein hatte die Inquisition gegen sie zu thun. In einem erhaltenen handschriftlichen Werke, verfaßt im Jahre 1260, werden die Verfolgten also geschildert: „Man erkennt sie an ihren Sitten. Sie zeigen keinen Stolz in Kleidung, da sie weder auf Reichthum noch Armuth etwas halten. Sie lügen, trügen und schwören nicht. Sie arbeiten nur, um leben zu können. Ihre Lehrer sind Weber und Schuhmacher. Sie sind keusch und mäßig im Essen und Trinken. Ins Trinkhaus, zum Tanz und anderen Eitelkeiten gehen sie nicht. Sie meiden den Zorn. Sie arbeiten, lehren oder lernen und beten." — Da sie in der Schrift zu Hause waren, konnten die Priester nichts gegen sie ausrichten. Sie reisten viel als Krämer, besuchten die Burgen des Adels und boten Gewandstoffe und Schmucksachen zum Kauf. Dann sprachen sie auch von einem Edelsteine, durch den man Gott schauen kann, und von einem andern, der die Liebe zu Gott im Herzen entzündet. Als solche Edelsteine bringen sie dann Verse der heiligen Schrift vor, in welchen von einem wahrhaft frommen Leben die Rede ist. „Und weil wir Arme den Bibelglauben haben, darum verfolgen uns des Papstes Pharisäer."—In Oesterreich fanden sie viele mächtige Gönner. Wie groß der Eifer dieser Leute gewesen, erzählt uns der Ungenannte der Passauer Schrift, legt er dadurch dar, daß einer ihrer Leute im Winter zur Nachtzeit durch die Ips zu schwimmen pflegte, um den jenseits Wohnenden Gottes Wort zu sagen.

Sitten und Sagen Chinas.

Für Haus und Herd von F. Ohlinger in China.

Bei einem Festmahl erfordert es der Anstand, daß die Gäste um das gewöhnliche Mahl (Reis) bitten. Es wäre eine Beleidigung, den Gastgeber selber melden zu lassen: Jetzt kommt das Abendessen. Das Festmahl steht also für sich allein, doch darf man die Gäste um keinen Preis ohne ihren Reis weggehen lassen. Manche können ja kein Festmahl vertragen und müßten daher hungrig nach Hause gehen. Gerade wann für das Mittagessen (oder was immerhin die betreffende Mahlzeit sein mag) zu rufen, weiß der Eingeweihte schon, obwohl der Speisezettel hier unbekannt ist. Es ist den ersten drei oder vier Schüsseln abzusehen, ob das Mahl aus fünfzehn, fünfundzwanzig, dreißig oder vierzig Schüsseln (courses), aus Entenzungen, Haifischflossen, Schwalbennestern u. dgl. oder aus weniger Gesuchtem bestehen wird. Ist es z. B. ein fünfzehn Schüsseln Mahl, so rufen schon einige bei der zehnten um das gewöhnliche Mahl, bei der zwölften wird der Ruf allgemein und die fünfzehnte Schüssel rührt Keiner an. Ich wohnte neulich einem Feste bei, wo der verlangte Reis nicht in Schüsseln, sondern in Form großer Kugeln verabreicht wurde. Man glaube somit nicht, daß alle Sitten hierzulande über einen Leisten geschlagen sind, vielmehr hat jede Gegend nebst der Landessitte wieder ihre besondere Sitte. Das ist ja auch der Fall mit der Mode, besonders insofern diese im Zuschnitt der Frauenschuhe, im Haarputz und Ohrenschmuck Ausdruck findet. Im Geburtsort des Philosophen Chio Hi oder auch Chu Hi (A. D. 1130—1200) ist es Sitte, dem vornehmsten Gast unversehens den Kopf zu halten und ihm gewaltsam den Mund mit Leckerbissen zu füllen. Die Eßstäbe durch den Mund ziehen oder auch am Rockärmel abwischen und dann dem Gast die feinsten Bissen aus der Schüssel fischen und vorlegen, ist auch höflich. Vom Tisch gehen, um sich zwischen hinein auch ein wenig Bewegung zu holen, ist erlaubt, denn viele Chinesen können das lange Sitzen bei einem Festmahl nicht aushalten. Man hat ja auch mit einer vier Zoll breiten Bank vorlieb zu nehmen, die sich selbst ein deutscher Schuster zu hart dünken möchte.

Das Ei, welches in egyptischer, lycischer und gnostischer Symbolik, Sitte und Sage eine so bedeutende Rolle spielt, bleibt auch in China nicht ganz unbeachtet. Ob der „Meister" (Confucius) je mit seinen Schülern die Frage gründlich untersuchte, ob das Ei älter sei oder die Henne, steht nicht geschrieben, auch kann ich nicht ermitteln, ob irgend einer der Sineten neuerer Zeit sich mit dem Gegenstand befaßt hat. Ich finde es nirgends auf chinesischen Bildern, Denkmälern u. dgl. Um so größer war daher neulich meine Ueberraschung, als ein Mann im Liebesfest sagte: „Obwohl wir voriges Jahr eine Henne hatten, die krähte und achteckige Eier legte, und obwohl alle Nachbarn uns Unglück und eine Mißernte weissagten, so hat Gott dennoch gnädiglich alles Uebel ferne gehalten und uns eine ungewöhnlich gute Ernte gegeben. Jetzt glaube ich auch nicht mehr an solche Dinge." Finden nicht jetzt noch unsere deutschen Landsjungen mitunter ein „Ungtücksei" und werfen es der Großmutter zu lieb über die linke Schulter? Und —

Die Henne, die kräht —
Der wird der Kopf abgedreht.

Der Amerikaner ist auch noch nicht ganz über diese Weisheit hinweg und sagt:

Whistling girl and crowing hen
Always come to some bad end.

In manchen Gegenden hat man noch vor Eiern mit zwei Dottern und solchen, die keine Schale haben, Abscheu. Diese werden nicht gegessen, Hahnenschrei vor Mitternacht bedeutet eine Leiche in der Familie. Einem solchen Hahn wird sofort der Kopf abgeschlagen; das Fleisch wirft man weg. Darauf läßt man den Zauberer (Taoisten-Priester) bestellen, um einige Ceremonien zur Abwendung des drohenden Uebels zu verrichten, in anderen Gegenden begnügt man sich mit Hersagen einiger Bannsprüche. Kräht die Henne, so beweist das, daß die Frau in diesem Haus das Scepter führt. Die Henne mit ihren schützenden Filtigen ist Bild der Kaiserin in ihrer Stellung dem Volke gegenüber. Bei manchen bedeutet das Ei mit zwei Dotter, sowie die Henne, die täglich zwei Eier legt, ungewöhnliche Wohlfahrt; doch darf nicht davon gesprochen werden. Wer einer solchen Henne etwas zu Leid thut, ist ein Feind der betreffenden Familie. Auch ist das Eiertegen, ohne daß die Henne es meldet, ein gutes Omen. Greift das Kind bei der ersten Feier seines Geburtstags nach dem Ei anstatt nach der Wage, Feder, Buch, Geld ꝛc., so „giebt das ein Altesfresser". In Krankheitsfällen gebraucht man frische Eier, um den Ausgang der Sache zu ermitteln. Mit einem rothen Schwert zerhaut der Zauberer das Ei, worauf es in eine Tasse gelegt wird. Bleibt der Dotter schön rund, so wird der Kranke genesen; zerfließt er hingegen unter das Eiweiß, so folgt der Tod. Natürlich läßt man es bei Einem Versuch nicht bewenden, sondern zerhaut Eier, bis das gewünschte Zeichen zum Vorschein kommt.

In Obigem ist manches, das die Ideenverwandtschaft Chinas mit anderen Nationen deutlich bekundet.

Wir begegnen häufig einer Sitte hierzuland, die an Jesaias 58, 1 erinnert und ohne Zweifel aus dem primitivsten Kulturzustand des Volkes herstammt, nämlich das öffentliche Ausrufen eines geschehenen Unrechts in Fällen, wo der Beleidigte kein anderes Mittel zur Selbstvertheidigung hat. Es sind gewöhnlich Frauen, deren Gatten Opium rauchen und die Familie vernachlässigen oder mißhandeln. Das nennen die Chinesen „ihm die

Maske zerbrechen". Der Mann möchte eben bei aller Nichtswürdigkeit doch als anständig und brav von den Nachbarn angesehen sein. Das Opiumrauchen kann er zwar nicht verdecken, aber alles andere soll noch einstweilen durch die Anstrengungen der Frau in Stand gehalten werden. Geht es aber nicht mehr und kann er auch dem immer wachsenden Opiumhunger nicht mehr genugthun, so giebt es täglich Familienstreit und Balgerei. Das Schamgefühl ist auf ein Minimum herabgesunken und an dieses muß die arme Frau als letztes Mittel appelliren. Sie geht die Hauptstraße des Dorfes und ruft aus voller Brust: „Du verprassest alles für Opium, ah! 1) Das Erbgut ist schon dahin, ah! Das Verlobungsgeld 2) fürs Mädchen hast du schon verschluckt, ah! Das Kind 3) wirst du auch noch verkaufen, ah! Die Ahnengräber 4) stehen voll Wasser, ah! Wind und Wasser 5) hast du längst zerstört, ah!"

Mitunter dauert dieses Rufen eine ganze Nacht und man spricht von Scheltbasen, die zwei Nächte und einen Tag fortschelten. Gilt die Kapuziner-Predigt einem Glied der eigenen Familie, so verhält sich Jeves ganz ruhig; gilt sie hingegen einer Nachbarin, so wird man oft an den Jungen erinnert, der mit dem Echo in Streit gerieth.

1) Ah! Dieser Ausruf am Ende jedes Satzes dient beides zum Nachdruck und zum Athemholen.

2) Verlobungsgeld. Hierzulande, wo man sich eine Lebensgefährtin kauft, anstatt sie zu freien, wird gewöhnlich schon bei der Verlobung, die 10 bis 15 Jahre vor der Heirath stattfinden mag, ein großer Theil des Kaufgeldes entrichtet.

3) Kind. Nur der Sohn ist Kind, die Tochter ist nur Mädchen.

4) Ein Zustand bei dem Familienglück nicht zu hoffen ist.

5) Wind und Wasser, d. h. Glück und besteht bald in einem Baum, Fels, Mauer u. s. w. Läßt sich also kaufen und verkaufen.

Die Erben.

Eine Erzählung aus Amerika.

Für Haus und Herd von Max Waldau.

V.

Eines der kleineren Landstädtchen Virginiens war durch den Bürgerkrieg so zu sagen in ein Lazareth umgewandelt worden. Ueberall hatte man Lager für die Verwundeten eingerichtet. Freund und Feind waren hier unschädlich vereinigt. Die Einwohner wurden in fortgesetzter Aufregung erhalten. Von Richmond her konnte man zuweilen das unheimliche Getöse der Geschütze vernehmen. Truppenabtheilungen passirten in jeder Richtung. Es war ein fortwährendes Hin- und Herschwanken. Man wußte oft kaum, ob man der Union oder den Conföderirten zu gehorchen hatte. Die Bürger entschieden diese Frage meist nach ihrer persönlichen Gesinnung. Mit der Zeit unterlag es keinem Zweifel mehr, daß die Union nach wie vor die Zügel in der starken Hand halten werde. Viele konnten sich kaum mit dem Gedanken versöhnen.

Zwanzig Jahre waren dahingeschwunden seit dem Tode Arnold Merkels und des angesehenen Bürgers, dessen Name als Zeuge auf dem Testament stand. In dem Landstädtchen in Virginien ging ein junger Mann von etwa einundzwanzig Jahren unter den Verwundeten Trost spendend einher. Er diente als Kaplan in der Armee der Union und hatte es übernommen, bei den Verwundeten als Seelsorger zu bleiben. Manchem sterbenden Soldaten stand er auf der letzten schweren Reise treu zur Seite und wies ihn hin auf den Einen, der für uns gestorben ist. Manches dankbare Lächeln hatte ihn noch in der letzten Stunde für seine Aufopferung belohnt. Nie in seinem Leben hatte er eine so süße Genugthuung empfunden, als jetzt unter allen Beschwerden eines unseligen Bruderkrieges. Nie hatte er so deutlich erkannt, daß auch sein Leben einen großen Zweck habe. Eifrig ging er von einem Lager zum andern, überall gerne gesehen.

Unser neuer Freund hieß Frank Merkel, wie der Held dieser Erzählung. Aber er konnte unmöglich derselbe sein. Unser Freund mußte zu jener Zeit beinahe ein Fünfziger sein. Und doch war eine Aehnlichkeit zwischen Beiden, daß man leicht an eine Wiedererscheinung des Todten — denn Frank war gestorben — glauben konnte. Die Aehnlichkeit war so täuschend, daß wohl mehr als einer der älteren Bürger von R. sich nicht hätte bestreiten lassen, er habe den verstorbenen Frank gesehen.

Das allerdings präsentirte jenem jungen Offizier nicht, über den sich unser junger Kaplan gerade beugte. Er war nur ein Knabe von etwa sechs Jahren gewesen, als Frank zum letzten Male in R. weilte. Albert Brown, so hieß der junge Offizier, war Advokat und aus rein patriotischer Begeisterung mit den Freiwilligen ausgezogen. Er hatte eine gute Praxis verlassen, um einem besseren Zwecke zu dienen. Er hatte tapfer mitgekämpft, wo sich ihm Gelegenheit geboten und in einem heißen Gefecht eine gefährliche Wunde am linken Arm davongetragen. So kam er in das Landstädtchen als Invalide. Unter der Behandlung eines tüchtigen Arztes ließ denn auch die Wunde das Beste hoffen.

Frank, unser junger Kaplan, fühlte sich bald zu dem jungen Offizier hingezogen. Täglich erschien er an dem Lager des Verwundeten. Bald erzählten sie sich von ihrer Heimath, von den Ihren. Sobald zwei dieses Thema treffen, sind sie gute Freunde.

„Wenn Sie aus dem Städtchen R. kommen, haben Sie gewiß auch den Namen Arnold Merkel gehört?

„War er Gutsbesitzer in der Nähe der Stadt?"

„Ja. Ich habe oft meinen Vater von dem Gute sprechen hören. Es muß ein reizendes Stück Erde gewesen sein," sagte Frank.

„Ich habe viel vom alten Herrn Arnold Merkel

gehört. Er lebte ſehr zurückgezogen. Sind Sie vielleicht mit der Familie verwandt? Sie tragen ja denſelben Namen?“ frug der Offizier.

„Doch nur ſehr entfernt. Mein Vater zwar redete oft von ihm, wie von einem Vater.“

„Lebt ihr Vater noch?“ frug Albert intereſſirt.

„Nein, er ſtarb vor zwei Jahren,“ erwiderte Frank traurig.

„Tragen Sie nicht ſeinen Namen?“ forſchte Albert mit ſteigendem Intereſſe.

„Mein Vater hieß Frank, wie ich.“

„Ich erinnere mich, daß meine Mutter viel von einem Frank Merkel erzählte, der vor Jahren bei dem alten Herrn weilte und auch einmal in unſerer Kirche predigte. War das wohl Ihr werther Vater?“

„Er mag wohl derſelbe geweſen ſein,“ erwiderte der Kaplan.

„Am Tage nach dem Begräbniß des alten Herrn wurde mein Vater im Bette todt gefunden. Daher iſt mir alles ſo in Erinnerung. Und meine Mutter meinte oft, Ihr Vater müſſe der Haupterbe ſein und dann fiel ja das ſchöne Gut dem ſchlauen Banquier zu. Dahinter ſteckt gewiß ein Geheimniß. Sehen Sie, ich bin Advokat, und wir Juriſten riechen Verdächtiges, wo Andere keinen Verdacht ſchöpfen,“ ſagte Brown.

Alle ſeine Gedanken ſprach er indeſſen nicht aus.

„Ich hörte meinen Vater ſelbſt zuweilen davon ſprechen, wie es ihn erſtaunt habe, daß der Onkel gar nicht an ihn gedacht hatte. Der Banquier behandelte ihn ſehr abſtoßend und das that ihm oft weh.“

„Ihre Eltern ſind todt?“ fragte Brown.

„Ja, beide.“

„Dann haben wir wohl Grund, uns enger aneinander anzuſchließen, auch ich bin elternlos, denn die Mutter ſtarb vor Jahren. Haben Sie Geſchwiſter?“

„Leider nicht. Ich kenne überhaupt keine meiner Verwandten näher. Mein Vater war Jahre lang Prediger einer Gemeinde, die weit von unſrer eigentlichen Heimath entfernt war.“

„Da bin ich doch noch der Glücklichere. Ich habe eine Schweſter, wie es wenige giebt. Die müſſen Sie erſt kennen lernen, um ſie ſchätzen zu können. Ohne ſie wäre mir oft ſehr einſam geweſen.“

„Und Sie haben ſie allein zurückgelaſſen?“

„O ja. Sie iſt ein tapferes Mädchen und will auch einen tapfern Bruder haben.“

Fortan verkehrten die Beiden wie Brüder; einer ſuchte dem andern zu zeigen, wie werth er ihm ſei. Solche Jugendfreundſchaft iſt die ſchönſte und idealſte. Sie giebt dem Vereinzelten feſteren Halt, größeren Muth. Sie übt einen Einfluß auf das Leben des jungen Mannes, der kaum zu berechnen iſt.

Der Krieg ging ſeinem Ende entgegen. Waffenlärm und Kanonendonner verſtummten. Die Union war Siegerin. Die Ketten der Sklaverei waren geſprengt. Millionen geknechteter Menſchen erhielten ihre Freiheit. Wohl war ſie theuer erkauft. Mancher Tapfere verblutete auf dem Schlachtfeld.

Durch's ganze Land ging die Trauer. Ueberall hatte der Krieg ſeine Opfer gefordert. Es nahm lange, lange Zeit in Anſpruch, bis die Wunden alle geheilt waren. Ein anderes Streben konnte beginnen. Alle Kräfte mußten angeſpornt werden, bis alles ſich wieder hob.

Als Brown Erlaubniß erhielt, frei umherzugehen, ſah man die beiden Freunde oft vertraulich plaudernd Arm in Arm einhergehen. Immer inniger ſchloßen ſie ſich aneinander an. Ihnen war, als ob ſie ſich immer gekannt hätten.

Die Zeit des Abſchieds kam herbei. Der Verwundete war wieder völlig hergeſtellt. Die Kriegsunruhen waren vorüber. Er erhielt Erlaubniß, nach der Heimath zurückzukehren. Der Abſchied wurde den Freunden ſchwer. Sie gelobten ſich, einander recht oft zu ſchreiben. Sie hofften auf ein fröhliches, baldiges Wiederſehen. Frank ſelbſt wollte ja die Heimath ſeines Vaters einmal beſuchen. Er wollte all die Stellen ſehen, von welchen er einſt ſo viel erzählt.

Brown trat die Heimreiſe an. Noch eine herzliche Umarmung und die Freunde mußten ſich trennen. Frank erhielt bald darauf einen Ruf als Prediger von einer Gemeinde in jenem Städtchen und nahm ihn gerne an. Er widmete ſich mit Begeiſterung dem herrlichen Beruf und wurde allgemein beliebt.

VI.

Albert Brown hatte ſich wieder in R. als Rechtsanwalt etablirt. Er trat mit einem Studiengenoſſen in Verbindung und erfreute ſich bald einer ausgedehnten Praxis. Er machte von ſich reden und wurde trotz ſeiner Jugend mit Vorliebe conſultirt. Das allgemeine Vertrauen war durchaus keinem Unwürdigen geworden. Brown und ſein Collega vertraten mit unerſchütterlichem Prinzip das Recht. Solcher Rechtsanwälte finden wir leider zu wenige in unſrem Lande. Verdrehung des Rechts iſt die zweifelhafte Kunſt, wodurch ſo viele ihre Reichthümer aufhäufen. Es thut uns wahrlich wohl, wenn wir wieder einmal ein anderes Bild ſehen. Ich bin in der angenehmen Lage, dem geneigten Leſer ein ſolch erquickendes Bild in Albert Brown zu zeigen. Seine ganze Haltung war eine entſchieden männliche. Er weigerte ſich aufs Beſtimmteſte, ſich mit zweifelhaften Fällen zu befaſſen, ſelbſt auf die Gefahr hin, ſich eine ausgedehntere Praxis abzuſchneiden. Er wollte ſein Brot mit gutem Gewiſſen verzehren und jedem ehrlichen Mann frei in die Augen ſehen können. Seine glänzende Begabung blieb nicht verborgen. Gefährdetes Recht ſuchte bei ihm eine ſtarke Stütze; das Unrecht fürchtete ihn. Ueberall hatte ſein Name einen guten Klang. So baute er zwar langſam, aber beſtändig und auf einer ſicheren Baſis auf. Er ſtand auf dem Boden des Rechts und geſunder Prinzipien und dieſer Boden wankt nie. Des Ehrlichen Erfolg allein iſt beſtändig. Sein eigenes Gewiſſen lohnt ihn. Albert Brown war ein Mann und ein Mann auch in ſeiner Erſcheinung. Etwas mehr als mittelgroß gewachſen, mit gutgeformtem Kopf, männlichen Zügen, denen eine Adlernaſe durchaus keinen Abbruch that. Die Schultern waren breit, die Bruſt voll und weit. Sein Gang war regelmäßig und feſt und unter etwas buſchigen dunkeln Augenbrauen ſahen ein Paar klare graue Augen hervor, die bei Entrüſtung ihres Beſitzers ziemlich ſtechend in die Welt blitzen. Er hielt viel auf gute Ordnung und zeigte das beſonders an ſeiner eigenen Perſon.

Arnold Brown und Frank Merkel pflegten eifrigen Briefwechsel. Das Gefühl der Freundschaft war bei Beiden auch nachher gleich ſtark geblieben. Den Banquier Merkel betrachtete Brown ſeit ſeiner Rückkehr immer mit einem gewiſſen Verdacht, den er nicht los werden konnte. Im Uebrigen aber ſchwieg er vorſichtig. Es konnte ſich ihm ja wohl noch Gelegenheit bieten, ein altes Unrecht aufzudecken und dabei durfte nichts übereilt werden. Jetzt allerdings waren die Ausſichten noch gering. Es war ja gar kein Anhaltspunkt vorhanden. Aber ſein geübtes Auge hatte bereits ziemlich tief geſehen. Es war ihm immer ſo eine Art Ueberzeugung, daß ſich das Geheimniß noch löſen werde. Seit er den neuen Freund gefunden, war die Enthüllung des ſchrecklichen Unrechts, das er mit Sicherheit hinter allem vermuthete, das Ziel ſeines beſtändigen Strebens.

Es fügte ſich, daß die beiden Collegen, noch immer ledige Männer, eine Wohnung ſuchten, da ihnen die bisherige nicht länger entſprechen wollte. Bei dieſer Gelegenheit kamen ſie auch in das frühere Wohnhaus des Banquier, wo mehrere paſſende Zimmer zu vermiethen waren. Die Räume entſprachen den Collegen auf's Beſte und miethteten ſie unter der Bedingung, daß alles renovirt werde. Der Hauseigenthümer erklärte ſich damit einverſtanden.

Am andern Tage ſprachen die Beiden wieder vor, um dem Wirth ihre Wünſche betreffs der Renovation zu äußern. Sie durchſchritten vorſichtig muſternd die Räume. Da fiel der Blick des einen Collegen auf einen Riß in dem Fußboden. Warum, das wußte er ſelbſt nicht. Aber er ſah unwillkürlich genauer hin. Er wunderte ſich eben, was er eigentlich in dem Riß ſuchte, als er ein Papier ſah, das dort drinnen ſteckte. Was konnte ihn das Papier intereſſiren? Und doch konnte er ſich nicht verſagen, mit dem Meſſer das Papier hervorzuholen. So kleinlich war er doch ſonſt nicht geweſen? Nicht ohne Mühe gelang es ihm, aus der engen Spalte das Papier zu ziehen. Zu ſeinem Erſtaunen war es ein Couvert und in dem Couvert fühlte er mehrere Papiere.

Während er ſie unterſuchen wollte, trat gerade Brown in das Zimmer. „Was haſt du da?“ fragte er den Collegen, nicht gerade neugierig.

„Ich fand es da in der Spalte. Was es iſt, weiß ich noch nicht. Wohl kaum etwas Wichtiges, ſonſt wär's nicht hier,“ ſagte er.

Die Collegen unterſuchten nun die Sache gemeinſam. Das Intereſſe Browns wurde plötzlich wach. Er las einen Namen, der ihm bekannt war. Ohne daß er's wußte, nahm er ſeinem Collegen alles aus der Hand. Doch dieſer hatte bereits geſehen, daß das eine der Schriftſtücke ein Teſtament ſein müſſe. Er merkte die wachſende Aufregung Browns und dadurch ſteigerte ſich auch ſein Intereſſe. Brown überflog das Schriftſtück raſch. Um ſeine Lippen zuckte etwas.

„Du haſt etwas gefunden, nach dem ich mich lange geſehnt. Ich hatte es kaum hier erwartet,“ ſagte er.

„Es muß ein Teſtament ſein. Kennſt du es?“

„Ich kenne die Namen. Meines Vaters Unterſchrift iſt hier. Das erklärt mir vieles; beſtätigt vies was ich vermuthet.“

„Die Sache wird intereſſant. Erkläre dich beſſer. Das Teſtament geht dich an?“ fragte der College.

„Nicht mich allein, auch meinen beſten Freund aus der Kriegszeit. Hier iſt ein Brief, offenbar von der Hand ſeines Vaters. Wir müſſen ſchweigen. Ich erkläre dir alles.“

Damit entfernten ſich die Beiden, ganz vergeſſend, weßhalb ſie eigentlich gekommen waren. In ihrem Bureau erzählte Brown ſeinem Collegen, was wir bereits wiſſen: den plötzlichen Tod ſeines Vaters; das Gerücht von einem Teſtament, das man beim Tode des Arnold Merkel nicht fand; ſein Zuſammentreffen mit dem Sohn des rechten Erben und was er von ihm gehört; ſeinen Verdacht gegen den Banquier.

„Das Haus, in dem du dieſes Schriftſtück fandeſt,“ ſchloß er, „gehörte einſt dem Banquier Merkel. Jedenfalls war das ſein Arbeitszimmer und das Schriftſtück fiel aus ſeinem Pult. Daß er es nicht verbrannt, wundert mich ſehr. Und nun beobachten wir ſtrenges Stillſchweigen, bis ich weiteres von meinem Freunde, dem jetzigen rechtmäßigen Erben erhalten habe.“

Die Männer reichten ſich die Hand und das Dokument ſammt dem Brief wurde gut verſchloſſen. Der Leſer bedarf keines weiteren Commentars, er erinnert ſich wohl noch des Teſtaments, das Georg Merkel an ſich genommen hatte.

Brown ſchrieb ſogleich einen langen Brief an Frank Merkel, worin er alles genau erzählte und ihn aufforderte, die nöthigen Schritte einzuleiten. Er erbot ſich dem Freund, die ganze Sache übernehmen zu wollen, wenn er ihm die Vollmacht ertheile. Die Beweiſe ſeien überwiegend, er habe ſich längſt darnach geſehnt. Dann erſuchte er ihn noch, ſo bald als möglich zu kommen, da ſeine Gegenwart nothwendig ſei. Er fühlte eine frohe Genugthuung, als der Brief der Poſt übergeben worden war, was er diesmal ſelbſt beſorgte.

Die Antwort ließ nicht lange auf ſich warten. Aber ſie lautete anders, als Brown ſie im Augenblick noch erwartete; anders auch, als Frank ſie wohl vor Jahren gegeben hätte. Die Zeit, ſein Amt hatten manches auch an ihm geändert. Er hatte gelernt, auch das ſchreiendſte Unrecht zu vergeben. Es hieß in ſeinem Brief unter Anderem:

„Du wirſt mich vielleicht ſonderbar ſchelten, aber ich kann mich nicht entſchließen, Schritte gegen den jetzigen Beſitzer des Gutes einzuleiten. Ich bin nicht in Noth, ich habe mein leidliches Auskommen und ein zufriedenes Herz. Was will ich mehr? Der Banquier wird wohl kaum glücklich ſein. Soll ich die Rache in meine Hand nehmen? Es wäre ſehr ſelbſtiſch, es wäre nur für mich gehandelt und einem andern zum Schaden. Gott wird den Uebelthäter ſchon ſein Loos finden laſſen. Ich habe alles, was ich bedarf. Ich habe gelernt, ſelbſt meinen Feinden zu vergeben. Lebte mein Vater noch, ich weiß, er würde geradeſo handeln. Er würde ſich weigern, dem Böſen ſeinen Raub zu entreißen. Ich will als guter Sohn nicht anders handeln. Der Banquier iſt in Gottes Richterhand, ihm gehört die Vergeltung. Laß alſo alles auf ſich beruhen, ich bitte dich. Schicke mir das Dokument und den Brief meines Vaters und wir wollen die ganze Geſchichte vergeſſen und begraben. Ich kann mich jetzt deßhalb auch nicht entſchließen,

Digitized by Google

dich zu beſuchen. So Gott will, werde ich in einigen Monaten meinem Verſprechen nachkommen. Noch einmal, laß kein Wort über das Teſtament öffentlich verlauten."

Albert Brown war erſtaunt über dieſe Antwort und auch wieder nicht. Zuletzt wunderte er ſich, daß er nicht an dieſe Möglichkeit gedacht hatte. Er kannte doch ſeinen Freund, wie ſelbſtlos und gut er war. Dieſer Brief ſah ihm ganz gleich. Aber ſein Rechtsgefühl erlaubte ihm nicht, alles ſo ſtillſchweigend hingehen zu laſſen. „Recht muß Recht bleiben," hieß es bei ihm. Das Recht mußte unter allen Umſtänden zur Geltung kommen. Er mußte ſeinem Freund beweiſen, daß er die Sache nicht ſo auf ſich beruhen laſſen dürfe.

Er ergriff ſofort die Feder und ſchrieb:

„Lieber Freund! Deine Antwort, die ich ſoeben durch die Poſt erhielt, ſieht deinem guten Herzen, das immer nur an Anderer Wohl denkt, ganz ähnlich. Ich hätte eigentlich ſo etwas erwarten ſollen. Und doch kann ich dich bei dieſem Gedanken nicht ſtehen laſſen. Es hieße ja, indirekt das Verbrechen ſanktioniren. Ich betrachte es als Pflicht, in dieſer Sache zu handeln. Ich glaube, meines Vaters ſchneller Tod ſteht damit in Verbindung. Soll der Mörder ungeſtraft bleiben? Sollen die Leute noch immer meinen Vater als Selbſtmörder hinſtellen dürfen, wie Manche das gethan? Wenn ſo ein hartgeſottener Sünder ſo ungeſtraft die geſtohlene Beute genießen dürfte, würden die Verbrecher bald zu des Landes Unheil vermehrt. Zudem iſt es ſehr zweifelhaft, ob wir ihm durch unſer Stillſchweigen den beſten Dienſt erwieſen. Wer weiß, ob er nicht zur wahren Reue geführt wird, wenn der Arm der Gerechtigkeit ihn ereilt. Und bietet ſich dir da nicht eine wichtige Pflicht? Soll er in ſeiner Verſtockung immer verharren? Du biſt es ſicher der Menſchheit ſchuldig, daß du den Elenden dem Arm der Gerechtigkeit übergiebſt. Komme wenigſtens ſo bald als möglich hieher und wir wollen die Sache weiter beſprechen.

In aufrichtiger Liebe dein Albert Brown."

Dieſe Zeilen blieben nicht ohne Eindruck, wenigſtens zeigte Frank kurz darauf ſeinem Freunde den Entſchluß an, ihn in 4 Wochen beſuchen zu wollen, bis dahin ſollte alles beim Alten bleiben.

Es war nicht nöthig, die beiden Collegen zu ermahnen, ja ein ſtrenges Stillſchweigen zu beobachten. Sie bewachten alle Bewegungen des Banquiers, der allerdings wohl kaum etwas zu ahnen ſchien. Aber ſie hielten es für angemeſſen, doch doppelt vorſichtig zu ſein, es hätte ja trotz aller Verſchwiegenheit möglich ſein können, daß er Wind von ſeiner Gefahr bekommen hätte. Der Vogel durfte ihnen nicht entfliegen.

Zur beſtimmten Zeit erſchien Frank Merkel als Gaſt ſeines Freundes in R. Die Beiden waren überglücklich, ſich nach ſo langer Trennung wieder zu ſehen. Es waren fünf Jahre verſchwunden, ſeit wir ſie zum letzten Mal beiſammen geſehen. Beide hatten ſich wenig verändert und als ſie traulich bei einander ſaßen, war ihnen, wie ehedem. Frank wohnte jetzt in demſelben Hauſe, wo ſein Vater oft ein gern geſehener, ein gehaßter Gaſt war. Er ſaß zuweilen auf demſelben Balkon, wo ſein Vater oft geſeſſen. Er ſelbſt ahnte freilich nichts davon. Er wußte nur, daß er im ehemaligen Hauſe des Banquier wohnte.

Lebendige Zeugen.

Für Haus und Herd von Memoria Gratia.

Giebt es auch todte Zeugen? Ja wohl; die Geſchichte wimmelt von Mittheilungen über den Glaubensmuth und die freudige Hingebung längſt entſchlafener Zeugen Jeſu. Es iſt unbeſtritten, daß das Zeugniß der erſten Bekenner Chriſti, wie wir es auf den vergilbten Blättern der Märtyrergeſchichte wiederfinden, ſeinen Einfluß ſelbſt bis herab in unſere Zeit zur Geltung bringt. Was wir jedoch heutzutage vornehmlich brauchen, iſt das gegenwärtige, lebendige Zeugenthum. „Aber," frägt Jemand, „wie wird man ſo ein ſtarker, heldenmüthiger Zeuge Jeſu? Wie erreicht man dieſe Höhe?" Nur gemach, lieber Leſer! Wir alle ſollen, ja müſſen wirkliche, lebendige Zeugen für die Wahrheit des Evangeliums werden; die Welt will und muß in uns eine Verkörperung der Religion Jeſu erkennen. „Ja," entgegnet mir eine ungeheure Anzahl von paſſiven Bekennern der Religion, „aber wie ſoll ich mich als Zeuge, gleichſam als Kämpe der heiligen Wahrheit aufwerfen? Fehlt mir nicht jede Gelegenheit dazu? Entſcheidet nicht geradezu meine Stellung im Leben gegen die Möglichkeit meines Zeugenthums?" Die Zahl derer, die in dieſer Weiſe alle Verpflichtungen zur entſchiedenen Jüngerſchaft abſchütteln möchten, iſt Legion.

Doch höre! Iſt es nothwendig, dich an eine Geſchichte deiner Kindheit, an die von dem großen Goliath und dem kleinen gottvertrauenden David zu erinnern? Muß man dir erſt beweiſen, daß weder Sauls Harniſch noch die Rieſenſtärke des Philiſters Wunder thun, ſondern daß dein Heldenthum lediglich in einem unerſchütterlichen Gottvertrauen beſtehen kann?

Dort in jener Hütte liegt ein ſchwerkrankes Mütterlein auf ihrem Schmerzenslager. Jahrelang hat ſie ſo dagelegen. Es iſt wahr, ſie kann nichts Großes leiſten. Sie glaubt jedenfalls ſelber, daß ihr Leben doch eigentlich wenig Zweck habe, da ſie nur ſich und Andern zur Laſt ſei. Allein unter ihren Beſuchern iſt mancher nachdenklich an jenem Bette ſtehen geblieben und hat die Geduld und die fromme Gottergebenheit der Alten bewundert. Jener Ungläubige, der erſt kürzlich dort ſtand, ſagt ſich: „Ich habe zwar von dem Kanzelgeplärr nie viel wiſſen wollen; aber die alte Frau mit ihrem freudigen Todesmuth macht mir ordentlich bange; die muß doch etwas beſitzen, das mir fremd iſt. Der Prediger des Orts, oft entmuthigt durch die vielen Rückſchläge im Weinberg des Herrn, ſchöpft an dieſem Krankenbette Troſt. Groß und Klein ſchaut mit geheimer Verehrung auf die alte Frau und manch einer ſagt wohl für ſich: „Wahrlich, ſie iſt eine echte Mutter in Iſrael, wollte Gott, daß ich ihr gleich ſein könnte." Wohl ſchwerlich iſt ſie ſich des Einfluſſes bewußt, den ſie ausübt; aber ſie iſt eine lebendige Zeugin für die ewige Wahrheit.

„Ja," wirſt mir hier Jemand ein, „aber ich bin weder krank, noch ſehr geduldig, wie kann ich ein derartiges Zeugniß ablegen?" Gut! Dich hat der liebe Gott

Digitized by Google

vielleicht mit zeitlichen Gütern geſegnet; und doch läßt dich die Sorge um mehr, immer mehr weder Tag noch Nacht Ruhe finden. Haſt du vielleicht von jener armen Wittwe geleſen, die mit ihren zwei Scherflein ſolch' mächtiges Zeugniß ablegte? „Ja," ſagſt du, „mit ſo wenig würde ich nicht viel ausrichten." Gut, dann erinnerſt du dich doch an den heidniſchen Hauptmann, deſſen Knecht todtkrank darnieder lag. Wer verwandte ſich für ihn? Die Aelteſten der Juden. Welches Zeugniß gaben ſie ihm? „Er iſt es werth; denn er hat unſer Volk lieb und die Schule hat er uns erbaut." Wie viele Schulen und Kirchen ſind noch ungebaut! Gehe hin, thue wie jener Heide und du biſt ein lebendiger Zeuge.

Doch dort iſt ein Anderer. Hören wir ihn: „Mein täglicher Beruf verſetzt mich unter eine Anzahl roher, gottloſer Spötter; ich bin der Gegenſtand ihres täglichen Hohnes und ihrer tiefſten Verachtung. Was ſie nur Schändliches erſinnen können, thun ſie mir an. Ich möchte wiſſen, wie ich da für die heiligſten Grundſätze meines Lebens als Zeuge eintreten kann? Es heißt doch auch, man ſolle die Perle nicht vor die Säue werfen." Mein lieber Leſer, wenn das dein Fall iſt, laß mich dir zwei Fragen vorlegen, möglich, daß dir dieſelben die Unerläßlichkeit deines Zeugenamtes gerade in deiner Lage, nahelegen. Erſte Frage: Wenn du nicht den Muth haſt, unter deinen Kameraden, mit denen du täglich verkehrſt, für die Wahrheit zu zeugen, wo und wann willſt du etwa den Beweis deiner wahren Jüngerſchaft liefern? Zweite Frage: Wenn du es dir nicht zutrauſt, jenen Tiefgefallenen gegenüber ein Zeugniß abzulegen, wer ſoll es dann thun? Wem liegt dieſe Pflicht näher als dir, der du gleichſam durch göttliche Vorſehung in ihre Geſellſchaft gelangteſt?

Wir haben die ermunterndſten Beiſpiele dieſes Zeugenmuths in der heiligen Schrift. Daniel, Joſeph, Johannes der Täufer ſind nur einzelne Sterne an dem Zeugenhimmel. Allein, wollen wir, daß uns einſtens die Lebenskrone ziere, ſo gilt uns als treuen Zeugen der Befehl: „Sei getreu bis an den Tod."

Ediths Fürſprache.

Für Haus und Herd von J. G. Hildenſtein.

Es war in einer großen Stadt. Die Dampfpfeifen bliesen 12 Uhr. Alle Arbeiter eilten per Schnellpoſt ihren Wohnungen, Hotels oder Reſtaurants zu. Unter jenen Leuten waren zwei Damen, nett und doch nicht luxuriös gekleidet. Sie kamen aus einer Telegraphenoffice, ihr Eſſen im nächſten Reſtaurant zu nehmen. Dieſe beiden Mädchen wurden von einem jungen Mann beobachtet, der eine ſchwere Uhrkette, Ring und Bruſtnadel trug und den man ſonſt einen „Dude" nannte.

Nach einigen Minuten ſchritt er auf jene Damen zu und rief: „Edith, Edith! warte ein wenig, ich will dich ſprechen."

„Ei, Eduard, biſt du das?" ſagte eine Dame von 20 Jahren, mit einem heitern Blick nach ihm gerichtet.

Er: „Laß uns dieſe Straße einbiegen, hier iſt es ruhig, ich habe dir etwas Schlimmes zu ſagen."

Edith hielt ſich an den jungen Mann und ſagte: „Ich hoffe, 's iſt nicht ſehr ſchlimm. Du haſt Kartenſpiel und Billiard aufgegeben, was iſt jetzt wieder?"

Er: „Ich ſchäme mich, es zu ſagen, Edith. Doch da du meine Freundin und Schweſter biſt, hoffe ich, du verläßſt mich nicht in meiner Lage. Verſprich mir beizuſtehen!"

Sie: „Du wißt, Eduard, ich werde dich nie verlaſſen, aber traurig iſt es, in ſolcher Lage meine Hilfe zu erwarten. Deine Liebe zur Mutter ſollte dich auf dem rechten Weg halten, ſelbſt wenn du keinem feſten Grundſatz huldigſt. Doch ſage mir, was eigentlich die Sache iſt!"

Er: „Edith, ich bin in meiner Rechnung zu kurz. Ich hätte es dir längſt ſagen ſollen, aber wollte dir nicht wehe thun. Der Sekretär wußte davon, doch da er ſelbſt betrog, ſchwieg er. Nun iſt er weggelaufen und man ſucht alle Bücher durch, daher wird auch mein Diebſtahl an den Tag kommen."

Sie: „Das iſt furchtbar, Eduard, wie viel biſt du zu kurz?"

Er: „Ueber $5000, weiß nicht genau, doch ſind es keine $6000."

Sie: „Was ſoll ich thun, Eduard, du weißt, ich habe kein Geld. Du haſt all das meine, wo ſind die $400?"

Er: „Ich hab' damit meine Schulden bezahlt, das nahm alles und mehr dazu."

Sie: „Was kann ich dann thun? Wie kommſt du dazu, der Company Geld zu nehmen?"

Er: „Ich war ein Thor, Edith, ich verbrauchte meinen ganzen Gehalt, kleidete mich fein, war ein Herr (?) und gab mein Theil der Mutter und ſo verging die Zeit und jetzt ſehe ich, daß es mehr iſt, als ich dachte."

Sie: „Ich ſchäme mich deiner, Eduard. Ich würde einen Mann bemitleiden, der geſtohlen hätte, um Brot zu kaufen, ſo unrecht es auch iſt, aber um Luxus zu kaufen, iſt doch rechte Gemeinheit. Was wird die Mutter ſagen? Es bricht ihr das Herz, ſie denkt viel von unſerem guten Namen und von dir ebenfalls."

Er: „Ich wußte, du würdeſt böſe, Edith, doch es iſt einmal ſo. Ich dachte erſt, es zu machen, wie der Sekretär, aber um deinet und Mutter willen unterließ ich es. Ich dachte, du könnteſt mit mir zum Oheim Wilhelm gehen, um Hilfe zu erbeten."

Sie: „Ich liebe nicht zu gehen. Es wird ſchwer ſein, etwas zu thun, denn du weißt, er hat dich wegen deiner Hoffart oft getadelt. Er wird ohne Zweifel böſe ſein."

Er: „Ja, das glaub' ich, doch am Ende giebt er es doch, und ich zahle es ihm terminweiſe ab. Wenn du frägſt, ich bin gewiß, er thut es."

Sie: „Ich bin nicht gewiß. Er möchte es um der Mutter und meinetwillen thun, aber nicht deinetwegen, zumal du ihn in ſeiner Sparſamkeit verſpottet haſt. Doch werde ich heute Abend mit dem erſten Zug zu ihm fahren, nachdem ich in der Office fertig bin."

Er: „Das will's nicht thun, Edith, dann iſt es zu ſpät. Jetzt ſollſt du gehen. Keine Minute zu verlieren, ſchon ſind ſie an meinen Büchern, ſie zu prüfen. Sei doch eine gute Schweſter und geh' jetzt. Sieh', da kommt Zug 1.30 Nachm."

Sie: „Nun dann will ich zur Office gehen, Beſcheid ſagen, mein Billet kaufen und dich am Bahnhof treffen."

So that ſie.

Auf die Uhr ſchauend, merkte ſie, es ſei Zeit, geht hinaus, der Wärter ſagt, Fräulein, eilen Sie, kaum Zeit!

Da ſteht ſie an der Thür und ſtutzt. Was ſieht ſie

Eduard auf sie zuschreitend, aber auch im selben Moment zwei Polizisten, die ihn arretirten. Das Schlimmste war gekommen. Zu spät, ihn und seine Ehre zu retten. Sie vergaß im Moment alles, seine Fehler und Schwachheiten, und mit schwesterlicher Liebe umarmte sie ihn und küßete ihn, und wisperte ihm zu, daß sie allein zum Onkel gehe.

Edith hat nie jene Reise vergessen. Mehrere Bekannte, die Vergnügen suchten, fuhren mit ihr, Spaß und Witz machend, während in ihrem Herzen alles Sorge und Angst war.

Wohl selten hat ein Advokat seinen Clienten so vertheidigt, wie sie Eduard. Der Oheim war anfangs nicht gut zu sprechen. Er wollte der Wittwe und Edith helfen, aber nicht dem Ausbund, der seinen Namen entehrt.

Edith bestand auf ihrem Antrag und da er sah, das Herz würde ihr brechen, im Fall er „Nein" sagen sollte, gab er endlich nach, und ging mit zurück, sprach mit einigen Direktoren, zahlte die Summe dar, und machte die Klage rückgängig.

Edith und Onkel gingen hierauf zum Gefängniß. Das Erste war natürlich Ediths Erfolg. Der junge Mann fiel Wilhelm zu Füßen und dankte.

„Steh' auf, junger Mann," sagte der Oheim, „ich will deinen Dank nicht. Ich that es um deiner treuen Schwester und Mutter willen. Du bist ihrer gar nicht werth. Ich hoffe, du führst ein anderes Leben!"

Eduard gelobte und hielt fortan sein Wort. Er ging in eine andere Stadt, bekam einen Platz, wohl nicht so einträglich, doch genug zu leben und etwas zu sparen.

Wie viele Menschen haben nicht Hilfe erlangt durch sonst Jemand! Weil mehr ist Christus unser Fürsprecher bei dem Vater. Seele, zu ihm eile, er hilft dir und uns allen in unserer Schwachheit aus.

Was soll helfen?

Editor.

So oft man den bibelfeindlichen, ungläubigen Menschen sagt, daß es auch den Umsturzparteien, den Sozialisten und Nihilisten, gegenüber es nach allem im Grunde kein anderes Heil gäbe, als der Name Jesus Christus, und daß echtes Christenthum schließlich doch die Arzenei für die gesellschaftlichen Schäden bieten müsse, — so oft lachen die ungläubigen Herren.

Frägt man sie jedoch nach ihrer Heilsalbe, so bringen sie zwar alle möglichen Vorschläge zu Tage, aber keinen, welcher der Hauptsache nach den Schaden heilt.

Manche überlassen sich geradezu dem Gedanken, daß die Welt unter allen Umständen unverbesserlich sei (Pessimismus) und der Umsturz nicht verhütet werden könne.

Einer der gelehrtesten, weitsehendsten und tüchtigsten dieser ungläubigen „Weltheurtheiler" ist Professor Johannes Scherr, welcher durch seine geschichtlichen Werke bewiesen, daß er die Menschenkinder und ihr Thun versteht, wenn er auch von dem Walten des allmächtigen Gottes nichts weiß.

Hören wir einmal, was er von der Umsturzpartei, dem Nihilismus, denkt.

In einem noch nicht lange von ihm herausgegebenen Werke über den Nihilismus sagt er demselben den endlichen Sieg voraus, indem er ausruft: „Sein Tag wird kommen, so gewiß die Revolution von 1789 gekommen ist."

Sodann fährt der Verfasser fort:

„Wer denn soll das Drohende beschwören und abwenden?

Das Königthum? — Als ob es nicht das Gefühl des Vogels auf dem Zweige hätte!

Die Aristokratie? — Es ist ja nur noch eine gemalte.

Die sogenannte Bourgeoisie? — Sie hilft mit ihrer vom wilden Wirbelwind der Konkurrenz entfachten Ueberproduktionswuth und Raffgier, mit ihrer moralischen Lässigkeit den großen Gesellschaftskrach beschleunigen.

Die katholische Kirche? — Aber es gehört doch eine sehr abgehärtete Stirn dazu, im offenen Reichstag mit der ernsthaften Miene eines römischen Augurs, ja mit Pathos und Salbung die Behauptung vorzubringen, die Kirche, so sie „frei", d. h. herrschend wäre, würde dem Drachen der Revolution das Haupt zertreten. Hat die Kirche im katholischen Frankreich, im katholischen Italien, im erzkatholischen Oesterreich, im erzkatholischen Spanien, allwo sie überall „frei" war, d. h. unmittelbar oder mittelbar despotisch herrschte, die Revolution hintangehalten?

Die morgenländisch-katholische Kirche? — Das hieße Trieb, Kraft und Wirkung erwarten von einem Petrefakt (Versteinerung).

Die verschiedenen protestantischen Kirchen? — Die kranken ja sammt und sonders an unaufhaltsamer Selbstzersetzung.

Die Wissenschaft? — Sie hat, obzwar selbstverständlich wider ihren Willen, zur Entgötterung und Vermaterialisirung des ganzen Daseins sehr viel beigetragen und folglich das Ueberhandnehmen roher Instinkte und Sichbreitmachen brutaler Leidenschaften mittelbar mitverschuldet. Diese Instinkte und Eigenschaften gehören aber zu den wirksamsten Hebeln des sozialen Um- und Grundsturzes. Außerdem ist die Wissenschaft dazu verdammt, zum Heere des Sozialismus, Nihilismus und Anarchismus zahllose Rekruten zu stellen, indem sie jahraus, jahrein „studirtes" Proletariat massenhaft schafft, — gerade wie der Kapitalismus dazu verdammt ist, mittels seiner „Förderung" der Industrie unstudirtes Proletariat zu züchten.

Der Staatssozialismus? — Ein zweifelsohne ebenso wohlgemeintes als kühnes Experiment. Wer, der überhaupt ein Gefühl hat für die Leiden seiner Mitmenschen, möchte das Gelingen des Experiments nicht aufs innigste wünschen? Aber glauben kann an dieses Gelingen nur, wer die Menschen für unendlich gescheidter und besser hält, als sie jemals waren, als sie sind, sein werden und sein können.

Also gäbe es keinen der heraufdrohenden Sündfluth entgegenzustellenden Damm mehr? Doch einen gieb

es vorerst noch. Was für einen? Die deutsche Armee. Alles andere ringsum in Europa ist fragwürdig, unzuverlässig und haltlos. So lange das Gefüge, die Manneszucht und der Gehorsam des deutschen Heeres standhalten, wird das Verderben aufzuhalten sein.

Nur so lange? Nach menschlicher Voraussicht, ja, gerade nur so lange. Wir treiben dem Kommunismus zu. Daß alle bislang zeitweilig und örtlich angestellten kommunistischen Versuche kläglich und ichmählich mißlungen sind, hat gar nichts zu sagen. Die Menschheit hat daraus nichts gelernt. Die Leute wollen ja bekanntlich nicht belehrt und bekehrt, sondern belogen und betrogen sein. Je plumper der Schwindel, desto mehr Gläubige. Je toller der Wahnwitz, desto allgemeiner die Zustimmung. Je gemeiner die Posse, desto lauter der Beifall. Die Posse des Kommunismus wird in Scene gehen, um zu dem furchtbarsten Trauerspiel auszuschlagen, welches die Welt gesehen. Wird dasselbe die Gesellschaft barbarisiren oder wird es sie läutern — wer weiß es? Die gesammte moderne Civilisation arbeitet aber mit allen Mitteln und Kräften, mit ihrem Dünkel und Größenwahn, mit ihrer skrupelfreien Erwerbsschaft und ihrer zügellosen Genußsucht, auf dieses Trauerspiel hin; schon darum, weil sie des Industrialismus schlechterdings nicht entbehren kann, sondern vielmehr gezwungen ist, die Riesenglieder des Molochs, welcher den Menschen zum Sklaven der Maschine und zum Spielball der Spekulation entwürdigt, und unersättlich die glühenden Erzarme nach Myriaden von Opfern ausstreckt, so ins Maßlose zu dehnen, daß die Verzweiflung zuletzt den Wuthgedanken gebaren muß, den Koloß von Götzen zu zertrümmern.

Das Verhängniß nimmt seinen Lauf und das Wollen und Thun wissender und redlicher Menschen ist nur Staub auf seiner Bahn."

Dies ist eine furchtbare Vorhersagung, welche die schreckliche Wahrheit enthält, daß es vom Standpunkte des Herrn Professor Scherr aus wirklich kein anderes Hilfsmittel giebt, als das Bajonnet, welches dienen muß, so lange es ausreicht.

Also die Armee ist der Hoffnungsanker, welcher noch eine kurze Galgenfrist gewährt!

Aber — was machen wir denn in den Ver. Staaten, wo es eigentlich keine Armee giebt?

Gott sei Dank, wir haben noch eine Arzenei, und sie hat auch noch Wirkung, trotz aller Aeußerungen der Sünde und der Finsterniß. Diese Arzenei heißt — Biblische Wahrheit.

Mögen wir uns die Hoffnungslosigkeit und das Verzweifeln so Vieler im alten Vaterlande zur Warnung dienen lassen. Die gottentfremdete Menschheit will ohne Gott glücklich und selig werden wie Gott. Alles soll mit äußeren Mitteln bewirkt werden. Die Wissenschaft, die Kunst, die Industrie und der Handel sollen das Dasein bereichern. Von der Schule verlangen die Irreligiösen nur die möglichst große Aneignung von Kenntnissen und Fertigkeiten und denken sich, daß die Sittlichkeit von selbst aus den Kenntnissen herauswachsen werde. Sie denken nicht im mindesten an die göttlichen Mächte und Kräfte, noch an das große Gut, welches Gott selbst jedem Herzen bringen will. Ihr Glück ist — Geld, Gut, Genuß. Und da nun alle Götzen nicht helfen können, steht man hoffnungslos wie der verlorene Sohn bei seinen Trebern.

Da hilft im letzten Grunde nichts als Erkenntniß, Buße, Umkehr, Aneignung der Biblischen Wahrheit. Alle andern Hilfsmittel werden gleich Seifenblasen zerplatzen.

Die Kirche Gottes auf Erden ist immer die Bußpredigerin der Völker gewesen. Sie ist die Verwalterin der biblischen Wahrheit. Ihr ist die Aufgabe gestellt, vor der Veräußerlichung unserer Zeit zu bewahren und die verirrten Menschenkinder zurecht zu bringen. Ist sie auch äußerlich gespalten, so liegt ja ihre Macht nicht in einheitlicher Gewalt, sondern in der Gottes-Wahrheit. Wenn letztere die Schäden nicht heilen konnte, so müßten wir verzweifeln.

Weil aber dieses erhaltende und reformirende Werk der Kirche nicht ein äußerliches, sondern ein innerliches ist, so darf sie sich auch nicht allzusehr auf äußere Mittel verlassen.

Es ist offenbar, daß man — namentlich in den Ver. Staaten — in kirchlichen Kreisen allzuviel von äußerlichen Gesetzen, Protesten, Versammlungen, Broschüren, kurz — allzuviel von der äußeren Maschinerie erwartet, und mit diesen Dingen viel Zeit und Kraft aufbraucht.

Will die Kirche ihre von Gott gestellte Aufgabe (auch die soziale) lösen, so muß sie die Menschen zur Bekehrung bringen. Das ist eine stille Arbeit, und macht nicht so viel Aufsehen, als klangvolle Proteste, zündende Reden und mächtige an die Gesetze gestellte Forderungen. Aber solches an einzelnen Seelen vollbrachte Werk führt endlich zum Ziel und ohne dasselbe wird alles öffentliche kirchliche Säbelgerassel von wenig Werth sein.

Was den evangelischen Kirchen in den Ver. Staaten gegenwärtig zu wünschen ist—das möchte ich mit dem Ausdruck: Verinnerlichung ihrer Anstrengungen, bezeichnen.

Wird dann diese heilige Arbeit, Menschenseelen zu Gott zu führen, nicht an allen erfüllt, so ist die von der Wahrheit regierte Schar immerhin Salz und Sauerteig für die Masse. Dies ist die einzige Methode, durch welche endgiltige Abhilfe geschaffen werden kann und auch der Geringsten einer, der im Reiche Gottes thätig ist, arbeitet nicht blos an der Rettung einzelner Seelen, sondern auch an der Lösung der verwickelten Aufgaben, welche die Menschen heutzutage beschäftigen.

Zwei getreue Bilder Schillers.

Eine Anzahl unſerer Leſer haben uns zu verſchiedenen Zeiten und zum öfteren gebeten, ein gutes Bild Schillers zu publiziren, und zugleich gefragt, ob das und jenes, welches da und dort erſchienen, lebensgetreu ſei.

Selbſtverſtändlich konnten wir die letztere Frage

Ein Portrait des jungen Schiller.

Ein Medaillonportrait Schillers.

Nach dem Leben modellirt von dem Hofbildhauer Frank in Stuttgart, 1793.

nicht beantworten, haben uns aber bemüht, die beiden beſten Bilder Schillers zu erhalten.

Das erſte iſt ein Jugendbild, und einem Oelgemälde entnommen, welches gemalt wurde, als Schiller eben aus der Karlsſchule austrat. Das Gemälde wird von glaubwürdigen Perſonen als ein echtes bezeichnet und bietet uns wohl die beſte Darſtellung des Dichters in ſeiner Jugend.

Das Bild iſt nicht ſo ſchön, ſo regelmäßig, ſo ideal als manche Phantaſieportraits des jugendlichen Schillers; aber es iſt getreu. Gewöhnlich aber ſind dieſe Züge und iſt dieſe ganze Geſichtsbildung keineswegs, obwohl manche junge Leute ähnlich ausſehen und doch keine Dichter werden.

Geläuterter und feſter ſind die Züge auf dem ebenfalls getreuen Medaillonportrait, welches vom Hofbildhauer Frank in Stuttgart angefertigt wurde.

Dieſes Bild ſtellt Schiller in ſeinem 34. Jahre, alſo in ſeiner vollen Mannesblüthe und zur Zeit dar, da er in die Periode ſeines beſten Schaffens trat. Einerſeits hat der Dichter den Läuterungsprozeß durchgemacht, und andererſeits iſt Krankheit und Schmerz dieſen Zügen noch ferne, denn erſt zwölf Jahre nach Aufnahme dieſes Bildes erlag der Dichter den körperlichen Leiden.

Aus einer der älteſten Kirchweihpredigten.

Rede des Biſchofs Zeno von Verona (356—380) bei der Einweihung einer neu erbauten Kirche zu Verona.

Ich wünſchte, geliebteſte Brüder, eine Art von Triumph-Rede zu halten, und das neue Werk dieſer heiligen Burg mit doppelten Lobſprüchen zu preiſen. Obgleich es aber am beſten iſt, das zu preiſen, was Gott gehört: ſo iſt doch das nicht das Vorzüglichſte, was auch Heiden oder Juden haben. Denn auch dieſe könnten, wenn ſie dürften oder wollten, vielleicht noch ſchönere Synagogen erbauen, oder noch ſchönere Pracht-Tempel errichten. Allein an allen ſolchen Werken können, nach einem richtigen Urtheile, eher die Erbauer, als die Prieſter ihren Gefallen finden. Und wie, giebt es in der ganzen Gemeinde Gottes ein Bethaus, welches auch nur einigermaßen mit der erſten beſten Ruine der zerfallenen Götzen-Tempel verglichen werden könnte? Wir wiſſen ja aus der Geſchichte, daß Salomos Tempel ein ſo prachtvoll aufgeführtes und vollendetes Werk war, daß der Beſchauer ungewiß blieb, was er am meiſten bewundern ſollte, ob die Größe, oder die Ausführung, oder den Schmuck, oder den Stoff; denn alles vereinigte ſich hier zu einer ſolchen Schönheit, daß der vergängliche Anſpruch auf den Namen eines Gottes-Hauſes vollkommen gerechtfertigt erſcheinen könnte. Wenn es ſich ſo verhielte, ſo würde in Anſehung der erwähnten Vorzüge die Kirche ſtets als ungeeignet zur Gottes-Verehrung gefunden werden.

Daß aber ſolche zeitliche Dinge, ohne wahre und andächtige Verehrer für ſeine Ehre weder hinlänglich noch nothwendig ſind, bezeuget Gott noch bis heute, indem er ſpricht: „Der Himmel iſt mein Stuhl, und die Erde meine Fußbank. Was iſts denn für ein Haus, das ihr mir bauen wollet? Oder welches iſt die Stätte, da ich ruhen ſoll? Meine Hand hat alles gemacht, was da iſt“ (Jeſ. 66, 1. 2). Er verwirft alſo dieſen ſo großen, ſo prächtigen, ſo reichen Tempel, weil in ihm nicht der wahre Tempel war. Denn dieſe zuſammengeeilten Wände ſind zwar ein Verſammlungsplatz für Menſchen; aber nur ein gläubiges Volk iſt ein Tempel Gottes, nach dem Ausſpruche des Apoſtels: „Ihr ſeid der Tempel Gottes, und der Geiſt Gottes wohnet in euch“ (1 Kor. 3, 16; 2 Kor. 6, 16). Und dies iſt vollkommen wahr. Denn wie für ſinnloſe Götzen auch ſinnloſe Tempel paſſen, ſo ſind auch für den lebendigen Gott lebendige Tempel nöthig.

Frohlocket alſo, meine Brüder, und erkennet eure wahre Erbauung in dieſem neuen Gebäude, deſſen Geräumlichkeit ihr durch eure ſo glücklich vermehrte Zahl ſchon zu klein gemacht habt. Denn ſchon daraus, daß uns der Raum nicht mehr faſſet, läßt ſich abnehmen, daß euer Glaube Gott faſſet. Ich will alſo von dem wahren Tempel eine kurze Erklärung geben.

Bei der Grundlage des ganzen Gebäudes ſind, nicht wie beim Tempel in Judäa, mehrere Grundſteine, ſondern es iſt nur ein großer, vortrefflicher, koſtbarer und ſchöner Stein, welcher ganz allein die ganze Laſt des viereckigen Thurmes trägt. Dieſes Gebäude braucht nicht durch eine ſtarke Reihe unzähliger Säulen unterſtützt zu werden, weil blos ſieben für daſſelbe hinreichend ſind. Es iſt darin kein gegoſſenes Meer, denn es enthält in ſich das lebendige Meer einer ewigen Quelle: kein Meer, welches Schiffbruch verurſachet, ſondern welches die Schiffbrüchigen zum heiteren Leben führet. Sie erbittet ſich kein Fenſter-Licht, weil die ewige Sonne in ihr weilet. Sie hat drei unſchätzbare, ein vollendetes Ganzes bildende Glieder, und zwölf ſtets offen ſtehende Thore, welche das in Geſtalt des Kreuzes hervorragende Holz vor jedem feindlichen Anfalle vertheidigt. O der wahrhaft bewunderungswürdigen Sache! Täglich wird gebauet, und täglich wird eingeweihet; mit beſtändigen Blumen, mit verſchiedenen Zierrathen, mit Edelſteinen und Perlen wird von Zeit zu Zeit im Ausſchmücken abgewechſelt; und da es ein lebendiges Werk iſt, ſo hat es kein anderes Dach als den Himmel.

Nothwendigerweiſe muß aber auch noch erwähnt werden, von wem dies alles im Tempel verrichtet wird. Der Prieſter rufet; der Glaube eroffnet die Thüre; die biedere Einfalt führet herein; der Verſtand ladet ein; die Wahrheit überredet; die Furcht hält Wache; die Zucht hält in Schranken; die Enthaltſamkeit zügelt. Der Glaube ſtehet auch in der Enge feſt; die Keuſchheit auch im Verborgenen; am Eingange die Unſchuld; in der Mitte die Billigkeit; am Ende die Geduld. Der Friede ſammelt; die Liebe bindet; die Sorgfalt behütet; die Gerechtigkeit vertheilet; die Frommigkeit bedienet; die Reinheit legt Fürbitte ein; der Geiſt fordert; die Hoffnung verheißet; die Weisheit, als Gebieterin des Hauſes, wählet die Aemter aus.

Frohlocket, ihr Alten, denn ihr ſeid die Stützen dieſes Werkes! Frohlocket, ihr Jünglinge, denn ihr habt den Vorzug vor Edelſteinen! Frohlocket, ihr Knaben, ihr Küßen, ohne Kaufpreis erworbenen Perlen! Frohlocket, ihr glücklichen Ehegatten, denn ihr liefert einen köſtlicheren Schmuck,

Digitized by Google

als ihr selbst seid! Frohlocket, ihr Wittwen, denn durch eure Tugend seid ihr mit dem Ecksteine vertraut! Frohlocket, ihr Jungfrauen, die ihr durch den Reiz eurer Blüthe diese ganze Feierlichkeit ehret und zieret! Frohlocket, ihr Reichen, die ihr durch häufige und gerechte Vorzüge wahrhaft reich geworden seid; denn eurer Beförderung zur himmlischen Würde hat man die beständige Lobpreisung des göttlichen Worts zu verdanken! Frohlocket, ihr Geistes-Armen, durch euch und in euch wird das Haus Gottes vergrößert; ihr seid allen gleich und haltet mit allen gleichen, ja noch rascheren Schritt. Ueberdies ist die Zahl der heiligen Reichen nur sehr gering; ihr aber machet die Mehrzahl aus!

Dies, geliebteste Brüder, sind eure Gaben; dies sind die Tugenden, wodurch das geistliche Jerusalem erbauet, wodurch dieser heilige Anbetungsort, und wodurch täglich ein neues Volk durch die Fürsorge Christi, unseres Gottes und Herrn, erworben wird. Diese unsere glänzende Arbeit, dieser Ruhm aller Priester, dieses Geheimniß Gottes, dieses treue und lebendige Werk wird zwar fleischlich begonnen, aber geistlich vollendet. Gott, der allmächtige Vater, wird aber verleihen, daß wir, so wie wir ihm in diesem irdischen Hause danken, im himmlischen Reiche, mit allen Heiligen, ihm noch größeren Dank darbringen.

Ist der von den Internationalen Lektionen bedingte Unterrichtsplan für die Sonntagschule zweckmäßig?

Für Haus und Herd von C. G. Lieberherr.

Die bisher in unsern kirchlichen Zeitschriften erschienenen Urtheile über die Internationalen Sonntagschul-Lektionen möchten aus zwei Gründen wohl zu noch mehr öffentlichen Urtheilen veranlassen: 1) Beifallsbezeugungen und Lob über ihre Vortrefflichkeit und Zweckmäßigkeit scheinen beinahe hinreichend gespendet worden zu sein; 2) diese Eigenschaften aber in Frage zu stellen oder zu bezweifeln, wenn nicht gar in gewisser Hinsicht das Gegentheil behaupten zu wollen, möchte einem solitären Beurtheiler beinahe eine gewagte Sache dünken, wenn eine auffällige oder gar wahrscheinliche allgemeine derbe Aburtheilung seiner Ansicht als Folge in Erwartung stünde.

Die Wichtigkeit der Sache aber laßt mir das alles in den Hintergrund treten, zumal die triftigsten Beweisgründe in meiner Darstellung sich mir zu Diensten stellen. Um obiges Thema wird freilich unsere Betrachtung sich drehen, aber dabei werden wir uns noch bei manchen andern vielleicht ebenso wichtigen Fragen und Gegenständen aufhalten müssen.

Um obige Frage zu beantworten, müssen wir systematisch zu Werke gehen. Die Fundamentalfrage ist eigentlich: Worin soll der biblische Unterricht in der Sonntagschule bestehen, und wie soll er ertheilt werden? Wenn wir antworten: „im Unterricht in der Bibel alten und neuen Testaments," so sind wir nicht im Conflikt mit den internationalen Lektionen, stimmen vielleicht noch mit ihrer Absicht und Prätension überein, wenn wir sagen: „im Unterricht in der ganzen Bibel." — Naturgemäß und in Uebereinstimmung mit der Bibel soll der biblische Unterricht der Ordnung nach: „Milchspeise, stärkere und starke Speise" geboten werden.

Nun, die erste Milchspeise oder auch das Fundament des gesammten biblischen Unterrichts oder des Unterrichts in der biblischen und kirchlichen Lehre ist gewiß die biblische Geschichte. Diese wird aber zuerst ertheilt, d. h. den jüngsten Kindern, in einer Auswahl biblischer Geschichten alten und neuen Testaments, worauf die ganze zusammenhängende biblische Geschichte folgen soll. An diese schließt sich dann die biblische Lehre, die sich immer auf die biblische Geschichte gründet.

Ich will hiemit nicht sagen, daß dieser Unterricht nach Geschichte und Lehre immer strenge aus einander gehalten werden müsse; das wäre unmöglich und unweise. Doch giebt die Bibel hierin wieder die beste Anweisung. Nun gewöhnlich wird der biblische Geschichtsunterricht nach biblischen Geschichtsbüchern ertheilt.

Ohne mich aber bei einem Urtheil über diese Bücher aufzuhalten, ist eine der ersten Anforderungen an ein solches Buch, daß diese Geschichten so getreu als möglich mit den Worten der Bibel, der sie ja entnommen sind, erzählt werden. Dann meine ich, sollte die ganze Geschichte der Bibel gegeben werden. Ich will jetzt, um Weitläufigkeit zu vermeiden, nicht von vorn herein allen zu erwartenden Einwendungen begegnen. Ebensowenig wird hier und jetzt die Frage: „sollen besondere Textbücher und welche oder die Bibel selbst zur Ertheilung des biblischen Geschichtsunterrichts benutzt werden?" erörtert werden. Genug, die biblische Geschichte soll grundlegend gelehrt werden, je gründlicher, desto besser.

Nach dieser grundlegenden Arbeit mag der Unterricht in der ganzen heiligen Schrift folgen. Du wirst hinzusetzen: „in Rücksicht auf die geistliche Erfahrung des Schülers; stärkere und starke Speise soll je nach dem Zustand des Schülers mitgetheilt werden." Richtig; aber ich achte es unrichtig und unrecht, dem Schüler irgend einen Theil heiliger Schrift vorzuenthalten oder zu übergehen. Durchgehe und lehre die ganze heilige Schrift. In der Besprechung und Erklärung derselben aber „theile recht das Wort der Wahrheit", je nach der Fassungskraft und der geistlichen Entwickelung des Schülers. Eines der Haupterfordernisse im biblischen Unterricht ist: Ertheile denselben nach Geschichte und Lehre im innigen und großen Zusammenhang der heiligen Schrift.

Nun entsteht aber die Frage: „Wo soll der biblische Geschichtsunterricht ertheilt werden? In der Familie? in der Wochenschule? in der Sonntagschule? oder wo sonst?" Ich antworte entschieden: „In allen diesen

Anstalten." (Auch in unsern Lehranstalten?) Die nächste Frage ist: Wird er aber ertheilt in der Familie? in der Wochenschule? in der Sonntagschule? oder anderswo?

Wenn ich voraussetzen könnte, daß dieser Unterricht in der Familie oder Wochenschule oder sonstwo stattfände, dann könnte auf diese Voraussetzung hin der Unterrichtsplan der Sonntagschule darnach eingerichtet werden. Kann diese Voraussetzung nach der Mehrzahl der Sonntagschüler nicht gemacht werden, dann komme die Sonntagschule zu Hilfe (ersetzen kann sie nicht) und übernehme so viel als möglich diese Arbeit. Sollten auch viele Eltern unserer Gemeinden oder die Wochenschule obiger Pflicht getreulich nachkommen, so ist doch daran zu erinnern, daß die Sonntagschule nicht nur eine Hilfsunterrichtsanstalt für die Jugend christlicher Gemeinden, sondern auch eine Missionsanstalt für die Jugend außerhalb der Kirche und christlichen Gemeinde ist. Und wie viel von biblischer Geschichtskenntniß darf bei dieser vorausgesetzt werden?!

Bei dieser Ungewißheit oder traurigen Gewißheit urtheile ich, daß es das Sicherste ist, daß die Sonntagschule den biblischen Unterricht nach Geschichte und Lehre selbst in die Hand nehme. Hat die Gemeinde eine Wochenschule, worin der biblische Geschichtsunterricht ertheilt wird, dann darf ihre Sonntagschule alle solche Wochenschüler, die ordentlich lesen können, in sogenannte Bibelklassen eintheilen und ihnen den Unterricht ertheilen, der für solche Klassen bestimmt ist.

Wenn ich nun den Plan und die Absicht der Internationalen Lektionen recht verstehe, so sollen dieselben den Schüler in den ganzen Inhalt und Zusammenhang der heiligen Schrift hineinführen, und diese Aufgabe soll einmal in sieben Jahren gelöst werden. Diese Lektionen sollen System und Einheit in die Sonntag-Schulen aller kirchlichen Benennungen einführen und erhalten. Der Zweck und die Aufgabe dieses betreffenden Committees ist edel und gut. Da also jede Sonntag-Schule von demselben beeinflußt wird oder werden soll, so wird es einem Sonntagschul-Arbeiter erlaubt sein, die Frage aufzuwerfen: „Wird dieser Zweck erreicht?" Ich stehe wohl auf keinem so hohen Standpunkte, von dem aus ich die ganze Sonntagschul Welt überschauen, noch befinde ich mich in einem solchen Centrum, in dem ich alle Fäden der gesammten Sonntagschul-Statistiken zusammenfassen und also ein maßgebendes, zuverlässiges Urtheil abgeben könnte. Aber in meiner bescheidenen Stellung mache ich die Beobachtung, daß in den 24 Sonntagschulen unserer Stadt 14, und in den 9 deutschen Sonntagschulen 3 die internationalen Lektionen benutzen. Welches Verhältniß in andern größern und kleinern Städten und auf dem Lande besteht, weiß ich nicht, vielleicht da günstiger, dort noch ungünstiger. Nun, dieser Sachbestand allein ist eigentlich nicht maßgebend und kein Beweis, daß dieser Lektionsplan unzweckmäßig sei, zumal vielerorts sektionelle Gefühle dabei im Spiele sind; er ist nur ein Beweis, wie schwer es hält, solche Einheit zu schaffen.

Ich für meinen Theil wünsche die Verwirklichung dieser Idee, wenn sie nur nicht zu theuer zu stehen kommt. Es wird entgegnet, wenn solche Einheit zu Stande kommen soll, muß Jeder sich etwas gefallen lassen. — Ja wohl. Aber es muß auch erwartet werden, daß von ebenso vielen Seiten billigende und nichtbilligende Urtheile über den Sonntagschul-Lektionsplan laut werden, denn Alles, was von Menschen kommt, ist eben unvollkommen und muß sich die Feuerprobe des öffentlichen Urtheils gefallen lassen. Nun sind meines Erinnerns noch wenige ungünstige Urtheile über diesen Lektionsplan veröffentlicht worden, statt derer beinahe nur lobende, und dieser Umstand ist einer der Gründe, warum ich einen derartigen Gedankenausdruck so lange zurückhielt. Wenn ich oben bemerkt, daß die Einheit der Lektionen möglicherweise zu theuer bezahlt wird, dann achte ich den Preis zu theuer, wenn diese Einheit bewerkstelligt wird, daß nicht die ganze heilige Schrift in ihrem Zusammenhange den Schülern gegeben wird.

Es wird uns gesagt, daß der Plan sei, den Schüler in 7 Jahren durch die ganze heilige Schrift zu führen. Buchstäblich kann doch dieses nicht zu verstehen sein, vom Inhalt der heiligen Schrift auch nicht; die Grundlehren der heiligen Schrift und die sämmtlichen Heilswahrheiten führt uns der kirchliche Katechismus noch kürzer und gedrängter vor. Nach welchem Plan überhaupt in der Auswahl der Lektionen verfahren wird, habe ich noch nicht entdecken können, und ehe ich mich deßwegen größerer Mühe zu unterziehen willig wäre, wünschte ich vom Committee seine leitenden Grundsätze in seiner Arbeit zu vernehmen. Mein Urtheil aber ist, daß in den Lektionen die Schrift allzu zerstückelt und sogar oft zusammenhangslos abgetheilt ist. Entweder sind es willkürliche Uebergehungen zum Zusammenhang gehöriger Theile der Schrift, oder Auslassungen anderer Theile aus errätblichen, aber nicht zu billigenden Gründen. Warum aus ganzen Briefen nur ein paar kurze Abschnitte ausgewählt werden, ist wohl auch mehr räthselhaft als einleuchtend. Oft wird man mitten in einem Buche aus seinem Zusammenhange herausgerissen, um vielleicht später wieder dort anzuknüpfen. Daß das Committee planmäßig verfährt, möchte ich nicht bezweifeln; aber mir wenigstens ist dieser Plan nicht aufgedeckt.

Ein Schreiber ließ sich kürzlich in Haus und Herd etwas aus über die Complicirtheit des Sonntagschulwerkes. Nicht alles Complicirte ist zu verwerfen, nur dann, wenn Einfachheit dasselbe oder noch Besseres bezwecken kann. Der Lektionsplan könnte gewiß zum Vortheil, Nutzen und Segen vereinfacht werden. Ich bin gegen das gänzliche Uebergehen gewisser Theile der heiligen Schrift. Warum? Warum haben wir sie? Freilich, die Schrift kann auf mancherlei Weise in ihrem ganzen Zusammenhange betrachtet werden. Ich thue es auf eine gewisse Weise und würde diese wohl anrathen und empfehlen, ohne damit sagen zu wollen, daß es keine andere ebenso gute oder bessere gebe. Aber die ganze heilige Schrift ist in einem einleuchtenden, herrlichen Zusammenhange, und in diesem betrachtet und geternt, gewährt sie am meisten Licht und den größten Nutzen und Segen.

Warum nicht wenigstens ein ganzes Buch ohne Unterbrechung durchgehen? — Nur beispielsweise, nicht vorschriftsmäßig, möchte ich erwähnen und vorschlagen: Da dem Volumen nach sich das alte zum neuen Testamente verhält, wie 3 zu 1, so nehme ich letzteres dreimal durch, während ersteres einmal betrachtet wird, oder ich verwende ebenso viel Zeit auf das neue Testament wie auf's alte. — Im neuen Testamente verhalten sich die Evangelien mit oder ohne Apostelgeschichte zum übrigen Theile desselben so, daß demgemäß anzurathen wäre, zweimal so viel Evangelien mit oder ohne Apostelgeschichte zu nehmen wie die übrigen Theile. Im neuen Testamente würde ich empfehlen, immer ganze Bücher durchzubetrachten ohne Unterbrechung; ebenso auch im alten, obwohl in diesem hie und da Zusammenziehung einiger Bücher statthaft, vielleicht nützlich sein mag.

Bei der Kürze der Unterrichtszeit in der Sonntagschule sind auch die Lektionen zu kurz. Im neuen Testament kann nicht immer ein ganzes Kapitel auf einmal genommen werden, vielleicht oft ein Kapitel zu 2—4 Malen.

Im alten Testament sollte wohl immer ein ganzes Kapitel, ja zuweilen mehrere durchgegangen werden. Man hört oft Klage, daß die alttestamentlichen Lektionen

zu wenig Stoff zur Beſprechung enthalten; da iſt dann Gefahr, daß beim Umgreifen nach Stoff die Lektion zu breit und zu flach geklopft wird, daß man vor lauter Bäumen (Menſchenfündlein) den Wald (den lebensfriſchen Inhalt des Wortes Gottes) nicht ſieht.

Ich fürchte, wir geben den Schülern übertrieben mehr Menſchenwort als Gotteswort. Jak. 3, 1 iſt nicht nur eine Zurechtweiſung für Nichtlehrer, ſondern auch ein geſundes Notabene für die Lehrer. Ich glaube, ein Sonntagſchul-Lehrer gereichte ſeiner Klaſſe zum größern Segen und ſeine Schüler wüßten es ihm größern Dank, wenn er es verſtände, dieſelben zum nachdenkenden Bibelleſen anzuleiten, ſtatt daß er ihnen viel übers Wort Gottes predigt. Ich wiederhole es, weil es ſo wichtig iſt: Mehr Bibel- und Gotteswort als Menſchenwort, mehr Quellwaſſer als Flußwaſſer.

Unſer geſchätzter Sonntagſchul-Editor bemerkte, daß es in unſerm Sonntagſchul-Zeitalter einmal eine Periode des Memorirens gab. Ich habe in meiner damals ebenfalls beſcheidenen Stellung nicht weit um mich her ſchauen und beobachten können, aber ich hatte nicht zu klagen, daß in meiner Sonntagſchule zu viel memorirt wurde, und heute wünſchte ich, daß es viel mehr geſchähe. Je größer der Reichthum an Gotteswort im Gedächtniß, deſto beſſer für deſſen Beſitzer. Daſſelbe hat nicht ſo weit in's Herz vom Gedächtniß als vom Buche. Es ſteht auch dem, der's im Gedächtniß beſitzt, zur geeigneten Zeit ſchneller zur Verfügung als dem, der's nur im Buche hat, um ſo mehr, wenn Letzterer nicht einmal weiß, wo in der Bibel es zu finden.

Doch über dieſen Punkt wollte ich mich eigentlich nicht weiter ausbreiten. Ich wollte blos einen Wink geben, was dem vielen Predigen und Dociren über kurze Texte vielleicht als nutzbringender vorzuziehen wäre.

Daß in derſelben Sonntagſchule die Klaſſen verſchiedene Bibelabſchnitte behandeln, ſcheint mir auch nicht gerade empfehlenswerth zu ſein. Aber ich kann es auch für keinen Schaden halten, wenn jede Sonntagsſchule ihren eigenen Plan verfolgt, ſofern er ein guter iſt, oder beſſer als der allgemeine. Es iſt beſſer, mit Freudigkeit einem guten Lektionsplan zu folgen, als mit Unzufriedenheit einem aufgezwungenen. Ich hielte es auch für keinen Nachtheil, wenn es ſich herausſtellen ſollte, daß an demſelben Sonntag in allen Sonntagſchulen zuſammen das ganze Wort Gottes gelernt würde. Dieſer Gedanke wäre ebenſo groß als der, daß alle Schulen dieſelbe Lektion ſtudiren. Erſterem ſteht vielleicht auch eher eine Verwirklichung in Ausſicht, als dem letzteren. Dann iſt's ja Sache der Erfahrung, daß oft Sonntagſchul-Lektionen in einzelnen Sonntagſchulen ganz übergangen werden, weil dieſe zu gewiſſen Zeiten andere Uebungen oder andere Bibeltexte vornehmen; dann entſteht wieder eine Lücke im Internationalen Lektionsplan.

Gerne berührte ich noch einige andere in den Sonntagſchul-Unterricht einſchlagende Punkte, aber der Raum geſtattet es für dieſes Mal nicht mehr.

Während wir aber am beſten und zweckmäßigſten Unterrichtsplan zu arbeiten bemüht ſind, laſſet uns ebenſo viel Fleiß anwenden, daß wir auch ſelbſt immer tüchtigere und treuere Sonntagſchul-Lehrer und -Arbeiter werden, daß Scharen jugendlicher Seelen für's Reich Gottes auf Erden und das ewige Leben gewonnen werden.

Koſt, ihr Verhältniß zu Alter und Bewegung.

Wohl die Hälfte aller Krankheit von Leuten mittleren Alters und aufwärts läßt ſich auf zu vermeidende Fehler in der Diät, Koſt zurückführen. Dieſe Diätfehler helfen beides, das Leben verbittern und verkürzen.

Obwohl man zu den jetzt gebrauchten Nahrungsmitteln noch andere hinzufügen dürfte, ſo wäre ich dagegen, irgend eines von der Liſte zu ſtreichen. Im Hinblick auf die Verſchiedenartigkeit des Klima, der Beſchäftigung, der perſönlichen Verhältniſſe und Eigenthümlichkeiten muß zugegeben werden, daß alle die verſchiedenen Nahrungsmittel ſehr wohl ihre Verwendung finden können. Z. B. für den Bewohner der kalten Zone wäre Pflanzendiät unthunlich, erſtlich, weil der Boden nicht die nöthigen Erzeugniſſe hervorbringt, zweitens, weil Fleiſchkoſt nothwendig iſt, dem Körper die nöthige Temperatur mitzutheilen. Und wiewohl eine ausſchließliche oder beinahe ausſchließliche Pflanzendiät für einen großen Theil der Bevölkerung der gemäßigten und heißen Zonen werthvoll wäre, ſo iſt es dennoch zu weit gegangen, wollte man behaupten, daß ſolche Beſchränkung für irgend eine ganze Klaſſe von Leuten wünſchenswerth wäre.

Die große praktiſche Regel des Lebens beſteht nicht in Beſchränkungen der Nahrungsmittel, welche die Natur in ſolcher Fülle darreicht, ſondern in der Entwicklung der Kunſt, die verſchiedenen Nahrungsmittel den unterſchiedlichen Bedürfniſſen des Körpers je nach Alter, Geſundheitszuſtand und Beſchäftigung anzupaſſen.

Wohl kann man allgemeine Regeln für die verſchiedenen Klaſſen geben; doch ſpezielle Regeln für den Einzelnen, ohne genaue Bekanntſchaft mit ſeinem täglichen Thun und Treiben, ſowie ſeinen perſönlichen Eigenthümlichkeiten, ſind unmöglich. Daß mir eine Speiſe gut bekommt, iſt kein Beweis, daß auch des Nachbars Magen ſie ertragen kann. Mit demſelben Rechte könnte ich behaupten, weil mir mein Stiefel paſſe, müſſe er Allen paſſen. Die Verſchiedenheit der Magen iſt noch größer als die der Füße. Wie viel mehr Nahrungsſtoff verbraucht nicht Derjenige, welcher 10—12 Stunden angeſtrengte Körperarbeit verrichtet, als Derjenige, welcher einem literariſchen Berufe obliegt oder eine ſitzende Lebensweiſe führt. Während der Arbeiter, es ſei denn, daß er ſich durch Unvorſichtigkeit Krankheit zuzieht, in der Regel geſund und kräftig iſt, haben ſich letztere nur zu häufig beſtändig mit Unpäßlichkeiten herumzuſchleppen. Würden dieſe eine ihnen angemeſſene, eine leicht verdauliche Koſt genießen, ihnen wäre bald geholfen und außerdem würden ſie mit weniger Anſtrengung Größeres in ihrem Fache leiſten. Weſſen Beruf ihn an die Stube oder Werkſtätte feſſelt, ſollte in genügender Quantität mit friſcher, reiner Luft (jedoch ohne direkten Zug), Licht und, wenn nöthig, künſtlicher Wärme verſorgt ſein. Die Nahrung ſollte aus

Cerealien, wie gutes Brot, anderer Pflanzenspeise und Früchten bestehen. Genießt man kein Fleisch, dann kann an dessen Stelle Eier und Milch treten, überhaupt wäre es gut, wenn außer Fisch wenig oder gar keine animalische Speise genossen würde. Alcoholische Getränke sind entschieden zu meiden.

Dann giebt es eine Mittelklasse, die weder zu der einen noch zu der andern der hier angeführten Klassen zu zählen ist. Da sind einige entsprechende Abänderungen vorzunehmen. Doch Fleisch zu den Nothwendigkeiten des Lebens zu zählen, ist entschieden ein Irrthum. Für den Arbeiter mag Fleischkost allenfalls wünschenswerth sein. Sie ist, wie jede andere Nahrung, nützlich an ihrem Platz, aber sie ist keineswegs nothwendig für die große Masse der Bevölkerung. Die Macht der Gewohnheit mag für manchen Fleischkost wünschenswerth erscheinen lassen, die Verdauungsorgane lassen sich jedoch allmählich anders gewöhnen und die Folge würde sein, daß die Person sich gesünder, stärker und glücklicher fühlen würde. Viele vermeintliche ererbte Eigenthümlichkeiten sind nur das Resultat langjähriger Gewohnheit. Wäre die Lebensweise eine andere gewesen, so würden die persönlichen Eigenthümlichkeiten anderer Natur sein. Eine Veränderung in der Diät, besonders bei älteren Personen, sollte aber allmählich und vorsichtig geschehen. Wird diese Bedingung erfüllt, dann kann eine bedeutende Veränderung ohne schädliche Folgen vorgenommen werden.

Noch sei bemerkt, daß Kinder im Allgemeinen keine besondere Vorliebe für Fleisch haben, meist geben sie anderen Speisen, wenn geschmackhaft zubereitet, den Vorzug. Hat ein Kind Abneigung gegen Fleisch, so sei die Mutter deßhalb nur unbesorgt. Milch, Eier und Pflanzenkost ist viel gesünder für Kinder.

Schließlich möchte ich bemerken, daß die Menge und die Art der Nahrung viel durch Temperatur, Klima und Jahreszeit bedingt ist. In warmem Wetter sollte die Kost leichter sein als in kaltem. In den heißen Sommermonaten sollte die Kost meistens aus Brot, Feld- und Gartenfrüchten bestehen, allenfalls darf Fisch hinzugefügt werden.

Sir Henry Thompson in Nineteenth Century.

Das Wahrzeichen von Tübingen.

Für Haus und Herd von S. Baum.

In der Stiftskirche zum heiligen Georg der württembergischen Universitätsstadt Tübingen befindet sich an der Ostseite, rechts vom Chor in einer runden Fensteröffnung eingemauert, ein Stein, der ein Rad, auf welches ein Mann geflochten ist, darstellt und das Wahrzeichen der Universitätsstadt Tübingen genannt wird. Von diesem Denkmale wird uns Folgendes erzählt:

Im fünfzehnten Jahrhundert traten zwei Tübinger Bürgerssöhne, der eine ein Metzger, der andere ein Bäcker von Profession, die Wanderschaft gemeinschaftlich mit einander an, um sich nach Handwerksbrauch in der Fremde im Gewerbe zu vervollkommnen. Beide gehörten achtbaren Familien an und versprachen den übrigen beim Abschied, daß sie in der Ferne, wenn möglich, bei einander bleiben und wieder zusammen heimkehren wollten. Aufs Beste ausgerüstet und nach Sitte der damaligen Zeit mit trefflichen Waffen versehen, zogen die beiden Freunde hinaus in die weite Welt und nahmen bald da, bald dort Arbeit. Jahrelang herrschte zwischen ihnen die schönste Harmonie, bis unversehens die Liebe den Erisapfel in ihre Mitte warf und sie für immer trennte. Beide jungen Leute liebten ein und dasselbe Mädchen. Jeder hielt sich für den Bevorzugten, und so entbrannte bald die Fackel der Eifersucht zu hellen Flammen und schleuderte ihre Unheil sprühenden Funken in die Herzen. Dem Streite folgte eine Trennung. Voll bitteren Hasses zogen die Freunde von einander. Ein jeder zog seinen Weg, ohne daß man in der Heimath von dem Vorgefallenen die mindeste Ahnung hatte, um so weniger, da überhaupt zwischen den Reisenden und ihren Angehörigen kein Briefwechsel bestand. Nach Jahren kehrte der Bäcker fröhlich und wohlgemuth zu den Seinigen am Neckar- und Ammerstrande zurück und berichtete wahrheitsgetreu, daß er sich mit seinem Freunde eines Liebeshandels halber verunreinigt und in Folge dessen von ihm getrennt habe. Diese Mittheilung befriedigte allenthalben, doch als Jahr und Tag verflossen, ohne daß eine Nachricht von dem Metzger eintraf, da tauchte plötzlich, wie ein fahles Gespenst, das unheimliche Gerücht auf, der Bäcker habe den Metzger ermordet und beraubt. Ein Dolch, den der Metzger besessen und dem Bäcker als Zeichen seiner Freundschaft geschenkt hatte, gab diesem unheimlichen Gerüchte Nahrung, wodurch es bald zum stehenden Stadtgespräche wurde und endlich die Behörden veranlaßte, den Bäcker gefänglich einzuziehen und wegen Raubmordes in Anklagezustand zu versetzen. Ein scharfes Verhör wurde nun mit dem Unglücklichen angestellt, da er aber beharrlich seine Unschuld betheuerte, so wurde er nach damaligem Gerichtsverfahren auf die Folter gespannt, bis er unter den schrecklichsten Qualen der unmenschlichen Tortur ein Geständniß ablegte und um Gnade und Erbarmen flehte. Sofort wurde er durch ein richterliches Erkenntniß zum Tode durch's Rad verurtheilt. Ohne Zögern wurde das furchtbare Urtheil an dem Aermsten vollstreckt, obwohl er noch auf dem Hochgericht — Schaffot — bei Allem was heilig ist, schwor, daß er vollkommen unschuldig sei und das Geständniß nur gemacht habe, weil er die unsäglichen Folterqualen nicht länger habe aushalten können. Umsonst, die blinde Justitia wandelte ihre vermeintliche Bahn des Rechts und zertrat erbarmungslos ein unschuldiges Menschenleben. Nachdem nun der Scharfrichter sein blutiges Werk vollbracht und ein Leben zum Tode gerichtet hatte, wurde der verstümmelte

Leichnam des Geräderten an der Außenſeite des Gottesackers verſcharrt, und ſo gleichſam ſein Gedächtniß als ein Auswurf der Menſchheit für ewige Zeiten gebrandmarkt.

Etwa drei Wochen nach dieſer jammervollen Scene eines rohen Barbarismus kam der vermeintlich ermordete Metzger geſund nach Hauſe und hörte mit Entſetzen von dem grauſen Schickſale ſeines ehemaligen Freundes. Reue und Beſtürzung erfüllte die Stadt, aber alle Selbſtanklagen konnten den Unglücklichen nicht mehr ins Leben zurückrufen; deßhalb wurde beſchloſſen, zur Sühne für den fälſchlich Verurtheilten, ſowie zur Warnung vor voreiligen Todesſprüchen und Juſtizmorden, in der damals noch unvollendeten Stiftskirche an einer Stelle, wo die Sache Jedermann in die Augen fallen mußte, das Bildniß des Unſchuldigen als Wahrzeichen der Stadt Tübingen einmauern zu laſſen, und dieſer Beſchluß iſt, wie die Thatſache bis heute beſtätigt, auch ſofort in Ausführung gebracht worden.

Das Gewiſſen.

Für Haus und Herd von C. Ott.

Motto: „Unſer Troſt iſt der, daß wir ein gut Gewiſſen haben.“

Der Glaube an das Daſein des Gewiſſens iſt alt und doch geben nicht alle Menſchen das Vorhandenſein deſſelben zu. Da wo man das Daſein Gottes leugnet, muß man auch das Daſein des Gewiſſens leugnen. Doch das Gewiſſen iſt thatſächlich vorhanden. Jeder hört deſſen Stimme und kann ſich alſo bewußt werden, ob daſſelbe vorhanden iſt oder nicht. Will man trotzdem deſſen Daſein leugnen, ſo muß man überhaupt allen Glauben an irgend etwas Gewiſſes aufgeben, wie denn der Unglaube unſerer Tage in Wirklichkeit thut.

I. Was iſt die Natur des Gewiſſens?

Obwohl das Wort „Gewiſſen“ in Vieler Mund iſt, ſo bleibt doch die Frage nach deſſen Natur und Weſen eine ſchwierige. Alle Seelenkräfte des Menſchen ſchließen etwas Wunderbares, Geheimnißvolles, Unergründliches in ſich und zu dieſen gehört das Gewiſſen. Trotz allem Forſchen und Nachdenken über dieſen Gegenſtand müſſen wir erfahren, daß wir an der äußerſten Grenze unſeres Wiſſens angekommen ſind, ehe wir über die Natur dieſer geheimnißvollen Macht in uns ſo viel Klarheit erhalten haben, als wir gerne hätten. Trotzdem aber unſere Erkenntniß beſchränkt iſt, können wir ſo viel darüber erfahren, als wir wiſſen müſſen und das genüge uns.

Was iſt das Gewiſſen?

Das Gewiſſen iſt dasjenige Vermögen unſeres Seelenlebens, wodurch wir uns bewußt werden, ob die Thaten, welche wir gethan haben, thun oder thun wollen, gut oder böſe ſind; welches uns anſpornt, das Gute zu thun und das Böſe zu meiden. Dies Vermögen iſt ein Erbgut aller Menſchen, wenn gleich es ſich nicht bei Jedem gleich ſtark geltend macht. „Es iſt,“ wie der Froumüller ſagt, „ein Lebensfond, den jeder Menſch, mit ſeinem von Gott gegebenen Geiſte, mit auf die Welt bringt, ein zartes, geheimnißvolles Band, wodurch er mit ſeinem Schöpfer zuſammenhängt, eine Thüre in ſeinem Herzen, wodurch Gott zu ihm eingehe, und der Menſch hinwiederum mit Gott verkehren kann.“

Es iſt die Stimme der Wahrheit in uns. Es iſt nicht, wie die Gabe des heiligen Geiſtes, etwas das uns nur unter gewiſſen Bedingungen verliehen wird, aber auch nicht die Summa unſeres Denkens, Fühlens, Wollens, ſondern ein beſonderes Vermögen, das Gott zu beſtimmten Zwecken in das Herz des Menſchen gepflanzt hat. Dies Vermögen bleibt der Seele für immer. Es iſt unſterblich, nichts kann es tödten. Es ſteht nicht unter, ſondern über uns. Es iſt eine Majeſtät, vor der wir uns beugen; ein Richter, deſſen Autorität wir anerkennen; ein Prediger, von dem wir uns die Wahrheit ſagen laſſen müſſen. Man kann demſelben zu ſchweigen befehlen, ob es aber ſchweigen wird, das iſt eine andere Frage, denn es iſt unabhängig von uns.

Dr. Kittel faßt alles zuſammen und ſagt treffend: „Die Eſſenz des Gewiſſens beſteht nicht in dieſer oder jener Anſicht von Recht oder Unrecht, denn dieſe hängen großentheils von der Erziehung und den Anſichten, welche unter den Völkern vorherrſchen, ab; ſondern in dem Bewußtſein der Pflicht — in der Nothwendigkeit, bezeichnet durch das Wörtlein: „du ſollſt!“ Es iſt in dem Menſchen ein Bewußtſein, daß das Gute unbedingt geſucht und zum Ziele des Lebens gemacht werde. Das Gewiſſen iſt die Stimme Gottes im Menſchen, durch Gott ſelbſt ſeinem Geiſte eingehaucht, welche ihn ſeiner moraliſchen Beſtimmung gewiß macht.“

Daß im Innern des Menſchen eine ſolche Stimme ſich hörbar macht, wird ſelten geleugnet. Daß aber dieſe Stimme eine ſolche Autorität habe und ein Zeugniß von und für Gott ſei, wird vielfach beſtritten. Weßhalb? Einfach deßwegen: wenn das Gewiſſen das iſt, was wir von demſelben behaupten, die Stimme der Wahrheit in uns, dann müſſen wir demſelben folgen: fehlen ihm aber dieſe Eigenſchaften, ſo kann man es ungeſtraft unter die Füße treten. Sie wollen dem Gewiſſen nicht folgen, daher bleibt ihnen nur übrig, daß ſie deſſen göttlichen Urſprung und hohe Bedeutung leugnen. Bei ihnen iſt der Wunſch der Vater ihres Glaubens.

Doch laßt uns ihre Einwendungen hören und ſehen, ob ſie Gewicht haben. Da ſagt man: „Das Gewiſſen iſt nur ein Produkt unſerer Seelenkräfte. Verſtand, Gefühl und Wille wirken zuſammen und daraus entſteht das Gewiſſen. Deßwegen,“ erzählen ſie weiter, „kann man behaupten, daß auch die Thiere ein Gewiſſen haben.“

Wer hat nicht ſchon bemerkt, daß wenn ein Hund Böſes gethan hat, er ſich oft verſteckt oder davon-

Digitized by Google

ſchleicht, ſobald er merkt, daß ſeine That entdeckt worden. Was werden wir dazu ſagen? Einfach dieſes: Einem Thier ein Gewiſſen anzudichten, zeugt von Unwiſſenheit. Hier werden etliche Begriffe verwechſelt. Ein Hund mag ſich nach böſer That verſtecken, weil die Vergangenheit ihn gelehrt hat, daß auf ſolche Thaten Strafe folgt. Aber thut das Gewiſſen blos dieſes? Sagt es uns nur, daß wir des Böſen wegen beſtraft werden? Nein. Es ſagt uns nicht einmal direkt, daß wir beſtraft werden. Es ſagt uns, daß unſere Handlung Sünde iſt und daraus ſchließen wir, daß wir Strafe zu erwarten haben. Wer aber hat je bewieſen, daß ein Thier einen richtigen Begriff von Recht und Unrecht gehabt hat oder haben kann. Ein Thier hat noch nie ein Gewiſſen gehabt und kann keines haben, denn wo ein Gewiſſen ſein ſoll, muß eine Anlage dazu vorhanden ſein und die hat nur der Menſch. Man kann wohl ein vorhandenes Gewiſſen ausbilden, aber erſchaffen kann man es nicht, das muß Gott thun.

Aber iſt das Gewiſſen ein Produkt unſeres Verſtandes, Willens, Fühlens? Nein. Schon das Selbſtbewußtſein genügt, das Gegentheil zu beweiſen. Wir brauchen nur auf die Vorgänge in unſerem Innern zu achten, um wahrzunehmen, daß das Gewiſſen unabhängig handelt und ſich um Verſtand, Willen und Gefühl wenig kümmert, ja ſich über dieſelben ſtellt. Nehmen wir den Fall eines Verbrechers, welcher ſich freiwillig dem Gericht ausliefert, als Beiſpiel. Sein Verſtand proteſtirt gegen dieſe Selbſtüberlieferung. Niemand kennt dein Verbrechen, weßhalb ſollteſt du ſo thöricht ſein und dich freiwillig der Strafe überliefern? ſagt derſelbe. Ihr Gefühl ſträubt ſich gegen die Erduldung irgend welcher Strafe und ihr Wille wehrt ſich, ſo lange er kann, dagegen. Und doch ſtellt er ſich zur Erduldung der Strafe, weil er von ſeinem Gewiſſen dazu getrieben wird. Hier zeigt das Gewiſſen ſich als eine Macht, welche unabhängig von Verſtand, Willen und Gefühl handelt, und daraus ſchließen wir, daß es kein Produkt derſelben iſt.

Aber, ſagt ein Anderer, das Gewiſſen iſt nur die Summa des Glaubens und der Sitte der Völker. Wie die Leute glauben und was ſie thun, das macht ihr Gewiſſen. Dieſe Behauptung will man beweiſen durch Hinweis auf die Thatſache, daß Viele Gewiſſens halber thun, was von Andern als Sünde verworfen wird. „Wäre das Gewiſſen von Gott in den Menſchen geſetzt als unabhängige geiſtige Macht, ſo würde es überall gleich ſein," ſagt man. Dieſer Einwand hat ſcheinbar viel Wahres für ſich und doch können wir die Wahrheit dieſer Behauptung nicht zugeben. Wir leugnen nicht, daß die Erkenntniß des Menſchen und ſeine Anſichten auf das Gewiſſen einwirken. Das Gewiſſen iſt eben dazu da, das Gute einzuſchärfen und gegen das Böſe zu proteſtiren. Wenn daher der Glaube des Menſchen und ſeine Ideen von Gut und Bös falſch ſind, mag es wohl ſein, daß das Gewiſſen dieſe falſchen Anſichten auch einſchärft, weil es mit verfinſtert iſt und der Menſch nicht beſſer weiß, ſondern handelt nach dem Lichte, das er hat. Und iſt es denn gewiß, daß das Gewiſſen der Heiden ihre Greuel billigt? Thun wir nicht oft dem Gewiſſen Unrecht, indem wir ihm zuſchreiben, was es nie gethan hat?

Wenn wir aber zugeben, daß das Gewiſſen bei Vielen Dinge einſchärft, die Unrecht ſind, ſo iſt doch leicht einzuſehen, daß zwiſchen dem, was eingeſchärft wird und zwiſchen dem, der es einſchärft, ein Unterſchied iſt. Der Beamte, welcher das Geſetz einſchärft, iſt kein Erzeugniß des Geſetzes, ſondern er iſt von einer höher ſtehenden Macht eingeſetzt, das Geſetz zu handhaben.

Noch eine andere Thatſache. Wenn das Gewiſſen ein Erzeugniß der Sitte und des Glaubens der Völker iſt, woher kommen dann jene Regungen des Gewiſſens der Heiden gegen ihre Sitten und Gebräuche, auf welche Paulus ſchon hindeutet und welche man zu allen Zeiten beobachten konnte. Haben nicht ſelbſt Heiden ihre Stimmen gegen den herrſchenden Aberglauben erhoben. Sind nicht vielfach die Heiden mit ihrem Götzendienſt unzufrieden geworden? Haben ſie nicht dem unbekannten Gott einen Altar geweiht? Dies könnte nicht möglich ſein, wenn ihr Gewiſſen aus ihrem Glauben und ihren Sitten ſtammte, denn der Strom ſteigt nicht höher als die Quelle.

II. Die Aufgabe des Gewiſſens.

Aus dem bereits Geſagten ergiebt ſich die Aufgabe des Gewiſſens. Es iſt von Gott in den Menſchen geſetzt, daß es von der Wahrheit zeuge und den Menſchen antreibe, auf den Wegen des Herrn zu wandeln. Daher iſt ſeine Aufgabe eine doppelte, die eines Zeugen und Richters. Wo es ungehindert wirken kann, erfüllt es dieſe Aufgabe und wirkt in dem Herzen das Bewußtſein von Recht und Unrecht, von Gut und Böſe. Wandelt der Menſch alſo den ſchmalen Weg, ſo erfährt er, daß ſein Gewiſſen ihn tröſtet, ſeine Handlungsweiſe gut heißt. Dann kann er ſich auf ſein Gewiſſen berufen und mit Paulus ſagen: „Unſer Troſt iſt der, daß wir ein gutes Gewiſſen haben."

Aber dem Sünder und Uebertreter zollt das Gewiſſen kein ſolches Lob, ſondern ſpricht ihm ein ſtrenges Urtheil. Es ſchreibt ihm die Verantwortlichkeit für ſeine Thaten zu und ſpricht: „Du biſt der Mann." Es verdammt nicht nur die That, ſondern auch den, der ſie gethan hat. So thut das Gewiſſen überall, wo es ſeine Aufgabe erfüllt.

Aber erfüllt es dieſe Aufgabe zu allen Zeiten? Iſt es wirklich, wie es ſein ſollte, in allen Fällen die Stimme der Wahrheit in uns, der wir getroſt folgen dürfen? *Kann ich mein Gewiſſen als Norm aufſtellen, nach der ich meine und Anderer Handlungen mit unfehlbarer Gewißheit aburtheilen kann?* Kann ich darum ſagen, daß ich auf rechtem Wege bin, weil mein Gewiſſen mich nicht anklagt? Dieſe Fragen können wir nur theilweiſe bejahend beantworten. Mein Gewiſſen mag ſchweigen, weil es ſchläft oder durch die Sünde vom Throne geſtoßen worden iſt. So mag es kommen, daß ein Gottloſer ſo wenig Gewiſſensbiſſe fühlt als ein Frommer. Der Erſtere, weil ſein Gewiſſen vom Throne geſtoßen, der Letztere, weil er die Sünde gemieden hat.

Das Gewiſſen und die Erkenntniß geben Hand in Hand und beeinfluſſen einander. Iſt daher Herz und Verſtand verfinſtert, ſo mag das Gewiſſen ebenfalls finſter ſein. Das Leben in der Sünde

mag nicht nur das Gewissen zum Schweigen bringen, sondern auch sündlichen Gebräuchen eine Art Sanktion geben, welche dieselben scheinbar zur Gewissenspflicht macht. Das Gewissen mag irren, wenn es durch die Sünde verfinstert ist. Das Werkzeug Gottes mag in den Dienst der Sünde treten. Nachdem der Mensch der Wahrheit nicht hat glauben wollen, wird er in die Lüge dahingegeben und macht sie sich zur Gewissenspflicht.

Und weil es am Lichte fehlt, so mag es sein, daß mein Gewissen und das meines Nächsten nicht völlig miteinander übereinstimmen. Das ist, was Paulus im Auge hat, wenn er ermahnt, die Gewissen nicht zu verwirren und hinweist auf die Thatsache, daß Einer glaube, er möge allerlei essen, der Andere dagegen sich ein Gewissen daraus mache, allerlei Speise zu genießen. Auch giebt es schwache Gewissen, welche sich stoßen, wo sie nicht sollten. Es ist daher klar, daß ich mein Gewissen nicht in allen Stücken zur Norm für meinen Nächsten machen kann. Wir können unserm Gewissen nur dann in allen Stücken folgen und uns auf dasselbe berufen, wenn es von Gottes Wort und Geist erleuchtet ist und mit demselben übereinstimmt. Thut es dies, so darf ich ohne Gefahr seiner Stimme Gehör schenken.

III. Die Macht des Gewissens.

„Das Gewissen," sagt Jemand, „ist der Eckstein der menschlichen Gesellschaft." Das Gewissen ist mächtiger in der Regierung der Menschen, als irgend eine Macht auf Erden. Gewissenhaftigkeit ist eine der größten Tugenden. Wo dieselbe im Herzen wohnt, bestrebt man sich, seine Pflichten gegen Gott und Menschen getreulich zu erfüllen. Gewissenlosigkeit dagegen ist uns Bürgschaft eines schlechten Charakters und wir erwarten nichts Gutes von dem, der sein Gewissen unter die Füße tritt.

Wie im bürgerlichen Leben das Gewissen eine große Macht ist, so auch im religiösen Leben. Ohne Gewissen würde kein Mensch selig werden. Soll der Mensch sein Sündenleben lassen, so muß zuerst sein Gewissen erwachen. Soll der Christ auf dem Wege des Lebens fortpilgern, so muß sein Gewissen wach und thätig bleiben. Soll die Predigt des göttlichen Wortes Frucht schaffen, so muß sie nicht nur den Verstand erleuchten, sondern auch das Gewissen ergreifen.

Diese Macht kann uns glücklich machen. Stehen wir in solchem Verhältniß zu Gott und Menschen, wandeln wir also, daß uns unser Gewissen nicht anzuklagen braucht, sondern uns das Zeugniß geben kann, daß es um uns wohl steht, so macht es uns glücklich. Ein solches ruhiges Gewissen hat man aber nur dann, wenn man durch den Glauben am Christum Vergebung der Sünden und Kraft auf seinen Wegen zu wandeln empfangen hat. Wenn uns unser Gewissen nicht verdammt, so haben wir eine Freudigkeit zu Gott. Dann sagen wir: „Kein Freund so gut als ein gut Gewissen." Dann erfahren wir:

Ein gut Gewissen,
Ein sanftes Ruhekissen.

Und geht es uns dann in dieser Welt nicht nach Wunsch und Willen, kommen allerlei Stürme über uns, so können wir sagen wie Paulus: „Unser Trost ist der, daß wir ein gutes Gewissen haben."

Diese Macht kann uns aber auch unglücklich machen. Luther sagte einmal, es sei nicht gerathen, etwas wider das Gewissen zu thun. Wenn Jemandes Gewissen aufwacht und ihm seine Vergehungen vorhält, so muß er sich dessen Vorwürfe gefallen lassen. Dadurch wird er unglücklich. Sein Muth, seine Ruhe, seine Zufriedenheit sind dahin und sein Inneres ist erfüllt mit Gefühlen, deren Würdigung nur dem möglich ist, der sie aus Erfahrung kennt. Josephs Brüder fühlten unglücklich viele Jahre, nachdem sie die Sünde an ihrem Bruder begangen hatten. Belsazar zitterte, als er die Schrift an der Wand sahe, ehe ihm Jemand gesagt hatte, daß sie ihm gelte. Herodes hörte von den Thaten Jesu und alsobald machte sein Gewissen ihm Vorwürfe wegen dem Frevel an Johannes begangen. Judas fühlte die Qualen des Gewissens dermaßen, daß er hinging und sich erhenkte. Also könnte man fortfahren und Beispiele aus alter und neuer Zeit anführen, zu zeigen, daß ein böses Gewissen den Menschen unglücklich macht, wenn es nöthig wäre. Wo wir hinschauen, in die heilige Schrift, in die Geschichte der Menschheit, in die Werke der Dichter oder in andern Schriften, so finden wir überall ein düsteres Bild von dem Zustande dessen, der ein böses Gewissen hat. Das ist der Wurm, der in der Zeit nagt und in der Ewigkeit nicht stirbt.

Lincoln und Grant.

Für Haus und Heid bearbeitet von R. Plüddemann.

Lincoln und Grant, diese zwei Namen gehören zusammen. Wohl mag auf den ersten Blick die Laufbahn dieser Männer grundverschieden scheinen; berühmt sind allerdings beide, aber der Eine als Staatsmann, der Andere als Feldherr. Vergleicht man sie aber genauer, dann findet man viele gemeinsame Charakterzüge und auch beider Laufbahn hat viel Aehnlichkeit mit einander. Nicht vornehmer Geburt oder einflußreichen Freunden, sondern dem eigenen Verdienst verdankt jeder seine Stellung. Einer wie der andere hatte unten anfangen und mit unermüdlicher Ausdauer dem widerstrebenden Geschick seinen Erfolg abringen müssen. Sie waren Männer des Volks und hatten als solche unerschütterliches Vertrauen in dem Volke. Beide waren in gleichem Maße mit gesundem Menschenverstand ausgerüstet. Demagogenkünste waren beiden verhaßt. Sie liebten die Wahrheit und verschmähten den bloßen Schein. Das Herz des einen wie des andern schlug warm für die Union. Beide bekleideten zweimal das höchste Ehrenamt

des Landes. Jeder beſaß Eigenſchaften, welche die Achtung und Bewunderung des andern erregten; und wo ihre Charaktereigenthümlichkeiten verſchieden waren, diente dies nur zu gegenſeitiger Ergänzung.

Durch offizielle Correſpondenz kamen dieſe zwei Männer zuerſt mit einander in Berührung. Allmählig nahm ſie einen vertrauteren Ton an und bald lernten ſie ſich als warme Freunde achten und lieben. Schon frühe hatte Grant durch die Siege von Donelſon und Schuloh und durch ſein kräftiges Handeln die Aufmerkſamkeit des Präſidenten auf ſich gelenkt. Von den andern Generälen unterſchied er ſich dadurch rühmlich, daß er nicht wie ſie beſtändig über geringe Mittel klagte, ſondern die ihm zu Gebote ſtehenden Mittel auf's kräftigſte ausnützte.

Seine Erfolge erweckten ihm viele Neider und ſie ſtrengten das Aeußerſte an, ihn zu ſtürzen. Gar manche Delegation verlangte vom Präſidenten die Abſetzung des Generals, ſelbſt der Sieg von Vicksburg machte dieſen Umtrieben kein Ende. Endlich riß dem Präſidenten die Geduld. Als wieder eine Delegation den General hart verklagte und beſonders die Entlaſſung von Pembertons Armee auf Parole als einen groben Fehler hinſtellte, weil die Leute doch nicht ihr Wort halten würden, da fragte Lincoln plötzlich den Wortführer: „Haben Sie ſchon je die Geſchichte von Sykes Hund gehört?“ Der verneinte es. „Dann muß ich ſie Ihnen erzählen,“ ſprach der Präſident. „Sykes hatte einen großen gelben Hund, auf den er nicht wenig ſtolz war. Es waren aber im Dorfe eine ganze Unzahl kleiner Rangen, und Sie wiſſen ja, das iſt immer ein Unglück für Hunde. Sie ließen nichts unverſucht, des Hundes Ruhm zu ſchmälern, ſo daß ſchließlich ſelbſt Sykes zugeben mußte, der Hund fange an, unpopulär zu werden. Die Jungen wollten durchaus den Hund aus dem Wege haben und endlich hatten ſie einen originellen Plan ausgeheckt. Sie befeſtigten eine lange Zündſchnur an eine Patrone, ſteckten dieſe in ein Stück Fleiſch, legten es vor Sykes Laden und ſetzten ſich in ſicherer Entfernung auf einen Zaun, Zündſchnur in Hand. Sie pfeifen, der Hund kommt angerannt und verſchlingt das Fleiſch ſammt der Patrone. Eilig zündeten die Schlingel mit einer Cigarre die Schnur an. Lautloſe Stille folgte, dann ein furchtbarer Krach. Sykes kam herausgerannt.

„Was iſt los? Was bedeutet der Krach?“ ſchrie er.

Keine Antwort als das Gekicher der kleinen Unholde. Wie er aber emporſchaut, da iſt die Luft voll von Stücken vom gelben Hund. Er nahm das größte Stück auf, es war der Schwanz mit einem Theil vom Rücken, betrachtete es von allen Seiten und ſagte dann: „Na, ich denk', der wird wohl von keiner Bedeutung mehr ſein — als Hund.“ — Und ſo denke ich, Pembertons Streitkräfte werden wohl von keiner Bedeutung mehr ſein — als Armee.“

Die Delegation trat eilig den Rückzug an und der Präſident hatte fortan Ruhe.

Am 9. März 1864 ſahen ſich dieſe Männer zum erſten Male. Grant war im Begriff, ſein Hauptquartier nach Virginien zu verlegen und auf dem Wege dorthin ſtattete er dem Präſidenten im Weißen Hauſe einen Beſuch ab, um ſein Patent als Generallieutenant in Empfang zu nehmen. Nur einige Perſonen waren bei der Begegnung anweſend. Als der Präſident das Patent überreichte, verlas er mit bewegter Stimme einige Worte, die er für dieſe Gelegenheit aufgeſetzt hatte. „Wie die Nation Ihnen hierinnen ihr Vertrauen entgegenbringt,“ lautete der Schluß, „ſo wird ſie auch mit Gottes Hilfe Ihnen die Laſt tragen helfen. Es iſt kaum nöthig hinzuzuſetzen, daß ich mit dem, was ich im Namen des Volkes ſagte, perſönlich herzlich übereinſtimme.“ Grants Erwiederung ſchloß wie folgt: „Ich fühle in vollem Maße die Laſt der Verantwortlichkeiten, die fortan auf mir ruhen, und ich weiß, daß, wenn ihnen Genüge geſchieht, der Dank den Heeren und vor allem der Gunſt der Vorſehung gebührt, die ſowohl Völker als auch Einzelne leitet.“

In einer ſpäteren Unterredung ſprach ſich der Präſident ſehr frei über die Heerführung aus. Wohl verſtünde er nicht viel von der Kriegskunſt, doch ſei ihm dies klar, daß Schnelligkeit im Handeln unerläßlich ſei. Denn während man müßig günſtigere Gelegenheit abwarte, verausgabe die Regierung täglich Millionen und des Volkes Begeiſterung und Hilfsquellen hätten auch eine Grenze. Man dürfe die Kriegsführung nicht blos vom rein militäriſchen Standpunkt aus in's Auge faſſen, der finanzielle komme auch in Betracht. Er drückte darüber ſeine Befriedigung aus, daß jetzt ein Mann an der Spitze der Armeen ſtände, der den Werth der Minuten zu würdigen wiſſe. Er werde ſich nicht in die Heerführung einmiſchen und wenn irgend etwas fehle, ſolle der General es nur melden, und wenn die Nation es aufbringen könne, ſo würde es herbeigeſchafft werden.

Und als dann auf's Neue die Kriegsfurie lobte, ließ der Präſident es nicht an Aufmunterungen fehlen. Wohl ertheilte er Rathſchläge, doch nie in der Form von Befehlen. Jeder beeiferte ſich, den Wünſchen des andern zuvorzukommen. Bei ihrem erſten Zuſammentreffen, nachdem die Feindſeligkeiten in Virginia begonnen hatten, ſagte Lincoln, Jemand hätte die Erlaubniß, die Heere beſuchen zu dürfen, ſchmählich zu einem Verſuch mißbraucht, treugeſinnte Virginier abwendig zu machen. Er hätte aber nicht des Schurken habhaft werden können. Grant verſicherte, er habe nichts davon gehört, ſonſt hätte er dazu geſehen, daß jener ſofort in die Feſtung Monroe ſpaziert wäre. Mit ſolcher Lappelei beläſtige er den Präſidenten nicht.

„Ich ſehe,“ lachte Lincoln, „Sie wollten mir eine Behandlung angedeihen laſſen, wie der Irländer ſie von ſeinem Arzte wünſchte. Der fragte den Arzt, ob er nicht ein wenig Whisky in die Arzenei thun dürfe. „Nicht einen Tropfen mehr dürft Ihr trinken,“ ſpricht der beſtimmt. Der Irländer ſann eine Weile, dann meinte er vertraulich: „Doctor, ich weiß Rath. Thun Sie nur etwas Whisky hinein, ohne daß ich es merke.“ — So würden Sie Ihren Mann auf die Feſtung ſchicken, ohne daß ich es merke.“

Die Depeſche bei Gelegenheit von Earlys Streifzug gegen Waſhington kam von allem, was Lincoln je an Grant ſandte, einem Befehle am nächſten. Folgende Stelle kommt darin vor. „Selbſtverſtändlich ſollten Sie Fürſorge treffen, daß Sie Ihre jetzige Stellung behaupten, dann aber mit

dem Reſt der Truppen einen energiſchen Verſuch machen, den Feind, der in der Nähe von Waſhington iſt, zu ſchlagen. Ich denke, dies iſt ausführbar, wenn Sie prompt handeln. Das iſt meine Anſicht — und kein Befehl." Grant erwiderte, er halte es nicht für weiſe, ſeine Truppen zu verlaſſen und Lincoln ſeinerſeits war mit des Generals Anordnungen zur Vertreibung des Early vollkommen zufrieden. Der Präſident forderte ja nicht Schutz für die Hauptſtadt, ſondern nur Truppen und einen fähigen Führer, um Early unſchädlich zu machen. Niemals hat Furcht ihm Befehle in die Feder diktirt.

Am 23. November 1864, als an der ganzen Linie entlang Ruhe herrſchte, beſuchte Grant den Präſidenten. Faſt den ganzen Tag beſprachen ſie und der Kriegsminiſter die Situation. Beſonders dringend war ſeine Bitte, acht Generalmajore und dreißig Diviſionsgenerale ihrer Untüchtigkeit halber zu entfernen und an ihren Platz bewährte Männer zu befördern. Der Präſident machte darauf aufmerkſam, daß einige von ihnen des Generals perſönliche Freunde wären. Grants Antwort war, bei einer ſolch ernſten Lage der Dinge müſſen perſönliche Rückſichten in den Hintergrund treten. Es wurde denn auch tüchtig unter den unfähigen Generälen aufgeräumt.

Am 22. März 1864 beſuchte Lincoln in Begleitung ſeiner Gattin und ſeines jüngſten Sohnes „Tad", den General in City Point. Grant und ſein Stab machten dem Präſidenten auf dem Schiffe, das dieſen von Waſhington dorthin gebracht hatte, ſeine Aufwartung. Für jeden hatte der Präſident ein freundliches Wort. Nach ſeinem Befinden befragt, entgegnete er:

„Ich fühle mich nicht recht wohl. Auf der Bai bin ich tüchtig herumgeſchüttelt worden, und davon habe ich mich noch nicht ganz erholt."

„Bitte, geſtatten Sie, daß ich Ihnen eine Flaſche Champagner hole," erbot ſich dienſtfertig einer der Offiziere. „Es iſt die beſte Arzenei, die ich für Seekrankheit kenne."

„Nein, nein, mein junger Freund," war des Präſidenten prompte Antwort. „Schon ſo manchen habe ich durch das Trinken dieſes Stoffes auf dem feſten Lande ſeekrank geſehen."

Es war das letzte Mal, daß Jemand dem Präſidenten berauſchendes Getränk anzubieten wagte.

Am Tage verbrachte er ziemlich viel Zeit mit Beſichtigung der Truppen, des Abends war er vor dem lodernden Lagerfeuer zu finden. Dort ſaß er auf einem Feldſtuhle, die langen Beine auf groteske Weiſe überſchlagen, und die Geſchichten, die er bei dieſen Gelegenheiten erzählte, werden allen unvergeßlich bleiben. Sie waren keine bloßen Anekdoten, welche er zur Kurzweil zum Beſten gab, er gebrauchte ſie, um den beſprochenen Gegenſtand zu illuſtriren, oder um irgend einen Umſtand dem Gedächtniß unauslöſchlich einzuprägen. Ob ſein Vorrath von Geſchichten unerſchöpflich war, oder ob er ſie für den jeweiligen Gebrauch erfand, weiß Niemand, vielleicht verband er beides mit einander. Eins iſt gewiß, um eine glückliche Illuſtration war er nie verlegen.

Einmal zeigte ihm Horace Porter eine Probe des für die 15zölligen Geſchütze beſtimmten Pulvers. Das Korn hatte etwa die Größe einer Wallnuß.

„In der That!" meinte der Präſident, „das iſt gröber, als wie wir es in meinen Knabenjahren gebrauchten. Dies erinnert mich an eine Geſchichte, die in Sangamon County paſſirte. Damals waren Zeitungen noch rar. Man mußte deßhalb auf ſonſtige Weiſe ſeine Waare den Leuten anpreiſen. Wenn z. B. der Prediger in die Betſtunde zu ſpät kam, ſo wurde die Wartefriſt zum Auspoſaunen friſch angekommener Waare benutzt. Da ſteht eines Abends Jemand auf und ſagt: „Brüder, da der Prediger noch nicht hier iſt, ſo möchte ich die Gelegenheit benützen, euch auf die neue Sorte Pulver aufmerkſam zu machen, die ich ſoeben empfangen habe. So fein ſind die Körner, daß man ſie mit dem bloßen Auge kaum ſehen kann, und dabei ſo glatt polirt, daß man ſie wohl gar als Spiegel benutzen könnte. Kommt, unterſucht es für euch ſelbſt."

Schäumend vor Entrüſtung ſprang ſein Rivale auf, der auch mit Pulver handelte, und ſchrie mit Stentorſtimme: „Brüder, ich hoffe, ihr glaubt dem Bruder Jones auch nicht ein einzig Wort. Ich habe das Pulver mit eigenen Augen geſehen und ich verſichere euch, die Körner ſind gröber als die Stücke in einem Haufen Steinkohlen. So grob iſt es, daß irgend jemand von euch im Jenſeits mit einem Faß voll ſolchen Pulvers durch das hölliſche Schwefelfeuer gehen könnte, und es wäre auch nicht die geringſte Gefahr, daß es explodirte."

„Seitdem, ſcheint es, haben ſich die Anſichten über die Entzündbarkeit des groben Pulvers geändert."

Am 27. kam Sherman von ſeinem berühmten Zug nach dem Meere in City Point an. Er, der Admiral Porter, Grant und der Präſident hatten eine lange Unterredung. Grant offenbarte jetzt dem Präſidenten, daß er gegen Lee vorrücken werde, ſobald die Wege trocken wären. Lincoln entſchloß ſich, bis zum Ausbruch des Heeres im Hauptquartier zu verbleiben. Es ſchien ihn zu freuen, daß er noch einige Tage länger mit Grant verkehren konnte. Bewegt ſchilderte er einmal beim Lagerfeuer die Befürchtungen und Hoffnungen, die zu verſchiedenen Zeiten ſein Herz durchwogt hatten. Da war einerſeits die Vaterlandsliebe und Opferwilligkeit des loyalen Nordens, die Tapferkeit der Heere; aber andrerſeits die finanziellen Schwierigkeiten, die furchtbaren Verluſte an Menſchen, das verrätheriſche Element im Rücken, die drohende Haltung von England und Frankreich. Die Gefangennahme von Maſon und Slidell an Bord eines engliſchen Schiffes und die daraus entſpringenden Verwickelungen mit England hätten ihm manche bange Stunde bereitet. Gefragt, ob es ihm denn nicht Ueberwindung gekoſtet, ſie zurückzugeben, ſagte er:

„Es war eine bittere Pille, aber ich hoffte, wir würden nach glücklicher Beendigung des Krieges mächtig genug ſein, um England zur Rechenſchaft ziehen zu können. Ich fühlte ungefähr ſo, wie jener Kranke in Illinois. Dem wurde geſagt, daß ſein Tod nahe ſei, und man rieth ihm, ſich mit ſeinen Feinden auszuſöhnen. So ließ er denn zuerſt Brown, ſeinen Todfeind, herbeirufen. Brown kommt und der Kranke ſagt ihm im demüthigſten Tone von der Welt, er möchte mit allen Menſchen in Frieden ſterben und er hoffe, Brown werde ihm

Digitized by Google

die Hand zur Versöhnung reichen. Brown war dermaßen von seinen Gefühlen überwältigt, daß er mit dem Taschentuch über die Augen fahren mußte. Sein Herz zerschmolz und er reichte seinem alten Feinde die Hand. Sie hatten darauf eine Art Liebesfest mit einander. Dann kam der Abschied, daß es hätte einen Schleifstein erweichen müssen. Eben wollte Brown zur Thüre hinausgehen, als sich der Kranke ein wenig aufrichtete und ihm nachrief: „Aber merk' auf, Brown, wenn ich doch gesund werden sollte, dann bleibt es beim alten Groll." — So dachte ich auch. Wenn das Land gesund werden sollte, dann bleibt es beim alten Groll."

Wie Lincoln rein militärische Angelegenheiten dem General überließ, so befaßte sich dieser seinerseits nicht mit diplomatischen. Am 2. März 1865 machte General Lee dem Grant den Vorschlag, sie wollten an einem von Grant zu bestimmenden Ort zusammenkommen, um einen Vertrag abzuschließen, welcher die noch bestehenden Schwierigkeiten beider Parteien beseitigen sollte. Sofort sandte Grant den Brief an den Präsidenten. Nachdem sie hierüber Meinungen ausgetauscht hatten, schrieb er an Lee, daß seine Machtbefugniß als General sich nur auf militärische Dinge erstrecke, Vorschläge andern Inhalts seien an den Präsidenten zu richten. Grant ließ sich nie eine That zu Schulden kommen, die als Mißbrauch der ihm anvertrauten Gewalt gedeutet werden konnte. Allerdings, hätte er kein Vertrauen in Lincolns Patriotismus und staatsmännische Weisheit gehabt, dann würde er jedenfalls die Regierung die Macht seines Einflusses haben fühlen lassen.

Grant pflegte von Lincoln zu sagen: Ohne Frage ist er der größte Mann, den ich angetroffen. Je mehr ich mit ihm verkehre, desto höher schätze ich ihn. Ich bewundere seinen Muth und seine Festigkeit. Einerseits hat er den Muth, seine Ansicht zu ändern, wenn er von seinem Irrthum überzeugt worden ist; andrerseits hält er mit so großer Zähigkeit an seinem Vorsatz fest, wie man sie nur an einem Staatsmann wünschen kann. Die Schnelligkeit seiner Auffassungsgabe ist erstaunlich. Noch ehe die Darlegung einer verwickelten Frage vollendet ist, hat er die Hauptgedanken erfaßt, und dem Anscheine nach versteht er den ganzen Gegenstand besser als der, welcher ihn beleuchtet. In der Geschichte wird er gleichen Rang mit Washington einnehmen.

Als Grant vor Richmond und Petersburg lagerte, stattete Lincoln ihm häufig Besuche ab. Er war ein ausgezeichneter Reiter und bei diesen Gelegenheiten ritt er meistens des Generals prächtigen Rothbraunen. Ueberall wurde er von den Truppen mit lautem Jubel begrüßt und für Jeden hatte er stets einen herzlichen Gruß oder ein freundliches Wort. Als er eines Abends von seinem Ritte heimgekehrt war, sagte er: „General, Sie haben ja Ihr Pferd nicht so geschmückt wie andere Generäle und Ihre Uniform ist auch nicht allzu glänzend."

„Als ich unter General Taylor in Mexiko diente," erwiderte der Angeredete, „lernte ich eine Lektion. Taylors Montur war gewöhnlich wie die des gemeinen Soldaten und sein Pferd sah aus, als komme es frisch von der Farm. Als wir bei Corpus Christi lagerten, erhielt er eines Tages vom Commodore des Golfgeschwaders ein mit großem Wortgepränge abgefaßtes Billet, worin er dem General für den nächsten Tag seinen Besuch ankündigte. Taylor hielt die Marine-Offiziere für ganz erpicht auf Etiquette. Die Wasserratte sollte ihn aber nicht in den Schatten stellen. Schleunig wurde also die Galauniform aus dem Koffer geholt und in Stand gesetzt.

„Der Commodore war dem Prunk gleich feind, er dachte jedoch, der kommandirende General erwarte die größte Prachtentfaltung, und um nicht hinter der Erwartung zurück zu bleiben, wurden alle Koffer durchstöbert und am nächsten Tage glänzte er in weißen Handschuhen, blauem Tuch und Goldborte. Die Sonne brannte sengend heiß und als er den Weg von der Küste bis zum Zelte zurückgelegt hatte, da war er in Schweiß gebadet und sein Gesicht hatte die Farbe eines gesottenen Krebses. Vor seinem Zelte saß der General, die Uniform bis unter's Kinn zugeknöpft, mit einem Tuch in der einen Hand suchte er sich des herabströmenden Schweißes zu erwehren, mit der andern schwang er einen Palmenfächer. Nachdem sie ihre Bücklinge gemacht, einander die Hand gereicht und auf höchst würdevolle Weise Complimente ausgetauscht hatten, setzten sie sich einander gegenüber an einen Tisch. Sie schauten sich eine Weile an, dann begannen sie zu lächeln, das bald zu regelrechtem Lachen wurde.

„Ach, das ist ja alles Unsinn!" rief Taylor und warf den Rock auf die andere Seite des Zeltes.

„Elende Thorheit!" rief der andere und folgte Taylors Beispiel. Dann zündeten sie sich eine Pfeife an und besprachen ungezwungen die Situation."

Lincoln war nicht blos ein guter Erzähler, er war auch ein guter Zuhörer. Als er sich mehr und mehr das Lächerliche der ganzen Scene vergegenwärtigte, da fing er an zu lachen, daß er sich die Seiten halten mußte.

Der Präsident blieb im Hauptquartier, bis die Armee den Appomatox Feldzug antrat. Zum Abschied drückte er Jedem herzlich die Hand. Manch Wort der Aufmunterung hatte er für die Scheidenden. Als sich der Zug in Bewegung setzte, grüßte er noch einmal und sprach fast überwältigt von seinen Gefühlen: „Leben Sie wohl, meine Herren. Gott segne Sie alle. Denken Sie daran, daß Ihr Erfolg mein Erfolg ist."

Schon einige Tage später konnte Grant dem Präsidenten melden, daß die Verschanzungen von Petersburg erstürmt seien und er im Begriff stehe, die Stadt zu besetzen. Er lud den Präsidenten auf den nächsten Tag ein, ihn zu besuchen. Am folgenden Tag war Petersburg gefallen und etwa auf Mittag schloß sich der Präsident dem General in der Stadt an.

Beinahe zwei Stunden verbrachten sie bei einander auf der Veranda eines kleinen Hauses. Der Präsident sprach viel von seinen Plänen für die Südstaaten. Es war sichtbar, daß Großmuth gegen den besiegten Feind sein Herz beseelte. Sie warteten dort auf die Kunde, daß auch Richmond gefallen sei. Des Wartens müde schloß sich Grant den Truppen an, die dem fliehenden Lee nachsetzten. Er war aber noch nicht weit geritten, als er die Nachricht von Richmonds Einnahme empfing.

Digitized by Google

Sobald sich darauf Lee ergeben hatte, eilte er nach Washington. Er gönnte sich nicht einmal die Zeit, Richmond zu sehen. Er gedachte das Heer sofort aufzulösen, um dem Lande unnöthige Kosten zu ersparen. Am 13. April Morgens kam er in Washington an. Seine Berathung mit Lincoln währte fast den ganzen Tag.

Am folgenden Tage lud der Präsident ihn ein, in Fords Theater dem Schauspiel "Our American Cousin" beizuwohnen. Grant entschuldigte sich, weil er auf den dringenden Wunsch seiner Gattin seine Kinder in Burlington, N. J., besuchen wolle. Sie waren dort auf der Schule. Lincoln wollte nicht nachgeben, da das Volk den General im Theater erwarte. Ein Brief von Frau Grant, der während des Gesprächs eintraf, stimmte den Präsidenten um.

Bei einem Imbiß in Willards Hotel bemerkte Grant einen Mann, der augenscheinlich bemüht war, seine Gespräche zu überhören. Als er zur Eisenbahnstation fuhr, folgte ein Reiter hartnäckig seinem Wagen. Es schien derselbe Mann zu sein. Es war jedenfalls John Wilkes Booth. Später theilte ihm ein anonymer Schreiber mit, daß er den General hatte erwerben sollen; er fand aber den Waggon des Grant verschlossen und dies hätte die That vereitelt, und er sei herzlich froh darüber.

Sei dem, wie ihm wolle, dies ist an der Geschichte wahr, daß Grant einen Spezialwaggon hatte und daß der Conducteur ihn zugeschlossen.

Die Nachricht von des Präsidenten Ermordung überholte ihn in Philadelphia. Auf der Stelle kehrte er nach Washington zurück. — Dies war der schmerzlichste Tag seines Lebens.

20 Jahre durfte Grant seinen großen Freund überleben, neue Ehren durfte er sich erringen; dann, nachdem er des Ruhmes Gipfel erklommen, versetzte auch sein Tod das ganze Land in Trauer.

Lincoln und Grant, sie weilen nicht länger unter uns, doch ihre Errungenschaften sind uns geblieben, ihre Thaten leben fort und ihr Andenken wird von Kind zu Kindeskind in Ehren gehalten werden. Ihre hingebende Treue, ihr unerschütterlicher Muth, ihre lautere Vaterlandsliebe und ihre männlichen Tugenden werden stets Bewunderung wachrufen. Keiner neidete des andern Ruhm. Schulter an Schulter schritten sie einher. Das Wohl des Vaterlandes galt ihnen mehr als alle persönlichen Ziele. Wir können Gott nicht genugsam danken, daß er uns nicht in dieser kritischen Zeit einen Marius und Sulla, oder Karl I. und Cromwell gab, sondern daß er das Schicksal des Landes den Händen des Lincoln und Grant anvertraute.

König Max I. als Gänsehirt.

Es war an einem Sommertage, als König Max Joseph von Bayern, Urgroßvater des jetzigen Königs, in einfacher Kleidung im Schloßgarten zu Tegernsee saß und las. Nicht lange, so gefiel ihm, einen Spaziergang zu machen; er legte sein Buch auf die Bank und ging und der Weg führte ihn weiter und weiter vom Garten den See entlang. Da fiel ihm sein Buch wieder ein und wie es leicht abhanden kommen möge; selbst aber mochte er nicht den Weg wieder zurück machen. Da sah er einen Jungen, der die Gänse hütete. Der König ging auf ihn zu und sagte: „Höre, Kleiner, du könntest mir wohl mein Buch, das ich auf einer Bank im Parke habe liegen lassen, holen, du sollst einen Gulden Trinkgeld haben." Der Junge, der den König nicht kannte, sah den dicken Herrn mißtrauisch an. Einen Gulden für einen so kleinen Dienst, das wollte ihm nicht einleuchten. „Bin kein Pinsel nit," sagte er, sich abwendend. „Warum glaubst du, ich halte dich für einen Pinsel?" fragte lachend der König, dem der frische, kecke Bube gefiel. „Weil Ihr für so a nixigen Dienst einen Gulden bietet," erwiderte der Knabe; „das Geld wird nicht so leicht verdient! Die dörl drunten," setzte er bei und zeigte mit den Fingern auf das ferne Schloß, „halten unsereinen gern für einen Narren und Ihr seid wohl auch einer von dorl?" „Und wenn's auch wäre," sagte der König. „Hier hast du im voraus zwei Zwanziger! Nun geh und hol mir das Buch." Des Knaben Augen blitzten, als er das Geld in der Hand hielt; denn für nicht viel mehr mußte er das ganze Jahr hindurch die Gänse hüten, und dennoch zauderte er. „Nun," fragte der König, „warum gehst du nicht?" Der Knabe schob seine Mütze auf die Seite und kratzte sich hinter'm Ohr. „Ja," sagte er, „i wollt' schon, aber ..... i darf nit! Wenn die Bauern hörten, daß i d' Gäus' verlassen, so jagten se mi' fort." „Dummer Kerl, ich hüte sie, bis du wieder kommst." „Ihr?" erwiderte der Junge, indem er den Fremden von oben bis unten mit den Augen maß. „Ihr kommt mir nicht vor wie Einer, der d' Gäns' hüten kann..... Seht da, diese mit dem schwarzen Kopf, welche dem Hofgärtner gehört, is a Taugenichts, wie alles Hofgesindel; die thät mir schöne Sachen anrichten, während i fort wär'. Nein, 's geht nit." Der König konnte nur mit Mühe das Lachen verbeißen und sagte dann in ernstem Tone: „Warum sollt' ich denn nicht einmal die Gänse in Ordnung halten können, wenn ich es doch mit vielen Menschen dahinbringe?" „Ihr?" versetzte der Junge von neuem und glotzte den Monarchen schmunzelnd an; „das müßen auch schöne Burschе sein! Ah! jetzt hab' ich's, Ihr seid a Schulmeister?" „Es ist möglich, allein mach's kurz? Wirst du mir das Buch holen?" „Wollt' schon, aber....." „Ich bin für allen Schaden verantwortlich, der geschehen könnte." Das leuchtete dem Jungen ein. Er befahl dem König, genau auf die Gans, welche er den Hofgärtner nannte, Acht zu geben, einen prächtigen, scheckigen Gänserich, der gern ausreiße und die ganze Heerde verführe. Hierauf übergab ihm der Junge die Peitsche und lief fort, blieb aber bald stehen und kam gleich wieder zurück. „Was bedeutet das?" rief ihm der König entgegen. „Klatschet einmal!" befahl der Junge. (Nämlich mit der Peitsche.) Der König versuchte es; allein es klatschte nicht. „Na, hab's mir doch eingebildet!" rief der Knabe aus. „Bildet sich der Schulmeister ein, er kann auch Gänse hüten und kann nicht einmal klatschen." Nun riß er dem König die Peitsche aus der Hand und zeigte ihm, wie er klatschen müsse. Dieser konnte sich des Lachens kaum erwehren, dennoch bemühte er sich, das Klatschen zu erlernen, und als ihm dies gelungen war, empfahl ihm der Junge, zu rechter Zeit Gebrauch davon zu machen, und lief dann fort.

Jetzt erſt konnte ſich der König ſatt lachen. Es war in der That, als merkte das Gänſevieh, daß ſein junger aber ſtrenger Gebieter das Regiment nicht mehr in Händen hatte. Der Gänſerich, den der Knabe als „Hofgärtner“ bezeichnet hatte, erhob ſeinen langen Hals, ſchaute ſich überall um, ließ einige Quack, Quack ertönen und, als wenn ein Windſtoß in einen Haufen Federn führe, erhoben alle Gänſe ihre Flügel, ſchrieen laut, und ehe es ſich der König verſah, ging's im Sturm nach allen zweiunddreißig Winden auseinander, in die fetten Wieſen am See. Der König ſchrie — es half nichts; er will klatſchen, aber die Peitſche giebt keinen Ton von ſich. Er lief rechts — er lief links, es half alles nichts. Von Schweiß triefend und athemlos vor Lachen ſetzte er ſich auf den Baumſtamm, worauf der Knabe geſeſſen, und ließ die Gänſe gehen. „Der Knabe hat wahrlich recht,“ ſagte er zu ſich, „daß es leichter iſt, ein paar Millionen Menſchen zu regieren, als eine Heerde Gänſe. Nur der Hofgärtner iſt an all' dem Unheil ſchuld.“ Der Knabe hatte unterdeſſen das Buch gefunden und kam freudevoll zurück. Als er aber vor ſeinem königlichen Stellvertreter ſtand, das Unheil anſtarrte, das dieſer angerichtet, ließ er das Buch fallen. „Da haben wir's!“ rief er weinend vor Zorn und Leid. „Sagt ich's doch gleich, Ihr verſteht nichts! Schaut nur! I allein bring' ſie nit mehr zuſammen. Nun helft mir aber auch!“ Nachdem der Knabe den König belehrt, wie er den Arm auf- und abbewegen und ſchreien müſſe, lief er fort, die entfernteſten Gänſe herbeizuholen. Der König that ſein Möglichſtes, und nach unſäglicher Mühe war endlich die Heerde wieder beiſammen. Dann ſchalt erſt der Knabe den König, daß er ſo ſchlecht ſeine Pflicht erfüllt, und ſchloß mit den Worten: „Mein Lebtag ſoll mir ſo einer die Peitſche nit mehr kriegen. Dem König ſelbſt vertraut ſie nit an, wenn er mich bewegen wollte, meine Heerde zu verlaſſen!“ „Du haſt recht, mein braver Junge,“ ſagte dieſer, in lautes Lachen ausbrechend; „der verſteht's gerade ſo ſchlecht als ich, der ich der König ja ſelbſt bin!“ „Ihr? Na das macht einem Pinſel weiß, nit mir!“ rief er aus. „Nehmt Euer Buch und macht, daß Ihr heimkommt! Sich für den König ausgeben, wenn man ſo ungeſchickt iſt!“

Der deutſche „General-Bäcker“ der Unabhängigkeits-Armee.

Auf dem lutheriſchen Friedhof zu Mount Airy im pennſylvaniſchen County Waſhington ſteht ein verwitterter, von Gras und Moos bedeckter Grabſtein, aus deſſen Inſchrift nur noch ſo viel zu erſehen iſt, daß er einem gewiſſen, im Jahre 1801 verſtorbenen Ludwick geſetzt wurde. Dann iſt auf dem Steine noch in Engliſch Folgendes leſbar: „Leſer, ſo war Ludwick: Biſt Du arm? Achte ſeinen Charakter. Biſt Du reich? Ahme ſein Beiſpiel nach!“

Dieſer Ludwick, von deſſen Erdenſpuren nur noch ein alter, zerbröckelter Grabſtein zeugt, hat in der Geſchichte dieſes Landes einſt eine nützliche und ehrenhafte Rolle geſpielt, deren Schilderung deutſche Leſer gewiß intereſſiren wird.

Im Jahre 1754 ließ ſich ein gewiſſer Chriſtopher Ludwick aus Heſſen-Darmſtadt als ehrſamer Zuckerbäcker in Philadelphia nieder. Bald lernte ihn die deutſche Nachbarſchaft als ganz gemüthlichen Bruder kennen, der beſonders beim Schoppen Wein viel, ſehr viel aus ſeinem Leben zu erzählen wußte. Und er hatte auch viel zu erzählen, denn er hatte als Soldat in öſterreichiſchen Dienſten an den Türkenkriegen theilgenommen, und ſpäter ſich als Matroſe weit in der Welt herumgetrieben. Er war in Oſt-Indien und China, in Süd-Amerika und Weſt-Indien geweſen und hatte vielleicht mehr Länder und Völker geſehen, als irgend ein anderer damaliger Bewohner Philadelphia's. Auf ſeinen Fahrten hatte er in den Schiffsküchen die Herſtellung feiner Bäckereien erlernt und als er mit ſeiner Frau nach Philadelphia kam, da begann er mit der Erzeugung deutſcher Lebkuchen ſeinen Unterhalt zu erwerben. Der Lebkuchen Ludwick's fand großen Abſatz in der Stadt der Bruderliebe, damals die bedeutendſte Stadt des Landes, und darf als Vorläufer des ſpäter in den Ver. Staaten fabrizirten und bei kleinen und großen Naſchmäulern beliebten „Gingerbread“ angeſehen werden. Ludwick gelangte ſelbſtverſtändlich bald zu ziemlichem Wohlſtand.

Als am 4. Juli 1776 die Glocke des Philadelphier Stadthauſes die Unabhängigkeit der Colonien verkündete, da erwachten in Ludwick der alte Soldatengeiſt und der alte Thalendrang. Er war einer der erſten, die zu den Fahnen der jungen Republik eilten, wobei er erklärte, er wolle ohne Lohn dienen, wenn nur der britiſchen Herrſchaft ein Ende gemacht würde. Als Soldat machte er indeß nur die erſten Kämpfe mit.

Das Schickſal hatte ihn zu etwas höherem als blos zum einfachen Soldaten auserſehen. Der Continental-Congreß ernannte ihn zum General-Bäcker der Armeen und befahl ihm, für je 100 Pfd. Mehl 100 Pfd. Brot zu liefern.

Ludwick nahm das Amt, in welchem er der Armee größere Dienſte, denn als Kämpfer leiſten konnte, an, aber er erklärte, daß er ſich am Kriege der Colonien für ihre Unabhängigkeit nicht bereichern wolle, und aus je 100 Pfd. Mehl gerade ſo viel Brot machen würde, als daraus gewöhnlich gemacht wird, nämlich 135 Pfd. Und Ludwick hielt redlich Wort. So lange er Mehl hatte, gab es auch gutes Brot und die Soldaten brauchten keinen Hunger zu leiden.

George Waſhington hielt auf den biederen Deutſchen Ludwick große Stücke und lud ihn, den er gewöhnlich ſeinen „ehrlichen Freund“ zu nennen pflegte, oft zu Tiſche. Wie bei Waſhington, ſo war Ludwick auch bei den übrigen Offizieren ſehr beliebt.

Während der Kriegsjahre hatte Ludwick allmählich ſein in früheren Jahren erworbenes Vermögen verändelt und mußte nach dem Friedensſchluſſe von Neuem anfangen. Er eröffnete wieder ſeinen alten Laden, aber derſelbe war diesmal feiner eingerichtet als ehemals und zwei Schriftſtücke in Rahmen zierten die Wände. Das eine war ſeine Ernennung zum General-Bäcker durch den Congreß, das andere ein Brief George Waſhington's, welcher deſſen Dank für die Verdienſte Ludwick's um die Armee-Verpflegung enthielt und von dieſem ſtets „mein Diplom“ genannt wurde. In den ſiebzehn Jahren ſeit Beendigung des Krieges bis zu ſeinem Tode hatte er es wieder zu einem beträchtlichen Vermögen gebracht, das er zum Theile wohlthätigen Anſtalten vermachte. Er zog ſich einige Monate vor ſeinem Tode ganz vom Geſchäfte zurück und ſtarb in Mount Airy, wo auch ſeine Gebeine ruhen.

Winke und Nachrichten für Arbeiter.

Tholucks Brief an einen jungen Anfänger, der nur zaghaft in's Amt eingetreten war:

„Was ich Ihnen vor allem an's Herz legen möchte, das ist die Treue im Kleinen. Darunter verstehe ich zunächst die Treue am Kleinen, an den Lämmern in der Gemeinde, an den Kindesherzen, zu denen gewiß der kindliche Sinn, der Ihnen als Charisma verliehen, am ehesten Eingang finden wird. Und wenn alle andern Sie nicht hören wollten, ein Kindesohr wissen Sie sich gewiß zu verschaffen, durch welches Sie zu dem Kindesherzen reden können. Dann die Treue an den einzelnen Seelen, und wenn's auch die geringsten wären.

„Als in meiner ersten Zeit in Halle die gescheidteren Studenten zu hochmüthig waren, um mich hören zu wollen, und nur die geringen, beschränkten Geister ein Herz zu mir faßten, da wollte ich wohl auch manchmal unlustig werden. Aber ich vergegenwärtigte mir, was das für ein armes, stumpfsinniges Geschöpf gewesen, mit dem sich der Herr dort am Brunnen vor Samarien eingelassen, und an dem seine Geduld doch eine Frucht erzielt hat. Auch zu dieser Arbeit an den Einzelnen hat Ihnen der Herr die Liebe in's Herz gegeben, und wenn die Predigten von den Kanzeln ganz unfruchtbar bleiben, so werden es die unter der Kanzel nicht bleiben.

„Ich verstehe aber auch unter der Treue im Kleinen jene Wachsamkeit, welche keine sich darbietende Gelegenheit versäumt, jene erfinderische Liebe, welche immer wieder auf ein Mittel sinnt, um dem Herzen nahe zu kommen. Vor allem aber trachten Sie darnach, daß sich täglich das Herz auf's Neue fülle und erwecke an der Sünderliebe, die er zu uns gehabt hat. Ein in der Liebe Jesu brennendes Herz macht auch treu im Kleinen. Man kann in vielen Stücken ohne Fehler bleiben, aber das ganze Leben ist ein Fehler, wenn man immer nur an den Zweigen herumschneidet, ohne die Wurzel zu begießen. Die Wurzel aber erfrischen, das heißt sich täglich im Meere unverdienter Gnade baden. Sie wissen es selbst, daß die Kraft nicht Ihr Charisma ist, wohl aber die Liebe. Nun, wo nur diese in dem täglichen Gnadenbade immer wieder angefrischt wird, so wird sie ersetzen, was der Kraft gebricht. Denn wie unsere intellektuellen Gaben verschieden sind, so auch unsre ethischen Gnadengaben."

Wo fehlt's? Wie? Du sagst, deine Gebete werden nicht erhört und dein Vertrauen in Gebetserhörungen sei erschüttert? Wo fehlt's denn? Hast du schon dein Herz durchforscht? Wir sahen einen Telegraphenkabel, wie er aus dem Meer hervortauchte, eine Weile über den Sand dahin lief und dann eine unterirdische Bahn nach der Telegraphenstation einschlug. Welch ein langer unterseeischer Bote! Was würdest du erwiedern, wenn ich dir mittheilte, dieser Bote versage den Dienst? Keine Antwort trägt er hinüber an's andere Ufer? Irgendwo ist etwas nicht in Ordnung. Der Kabel muß aufgenommen und der Fehler entdeckt werden, sonst ist er werthlos. Also nur heraufgefischt und untersucht. — Keine Antwort auf deine Gebete? Keine Botschaft vom Himmel durch den mächtigen Kabel des Gebets? Da weiß ich dir nur einen Rath. Nimm den Kabel auf. Durchforsche dein Herz und dein bisheriges Leben. Irgend wo und wie hat deine Verbindung mit Gott Schaden gelitten, darum, ob du gleich viel betest, wirst du nicht gehört. Keine Botschaft vom Himmel! Dann nicht länger gesäumt, frisch an's Werk, den Kabel heraufgeholt und gründlich untersucht.

Theologie studirt.

Hat mancher schon Theologie studirt
Hat nichts von des Herren Ruf verspürt,
Kennt alle Zahlen der Kirchengeschicht',
Nur des eignen Herzens Geschichte nicht.
Ist in Dogmatik stark beschlagen,
Löst exegetisch die schwersten Fragen.
Doch auf die Frage um Tod und Leben
Hat er nie sich selber die Antwort gegeben.
Schon manche Predigt ist ihm gelungen,
Weil er gepredigt mit anderer Zungen. —
So ist er nun ins Amt gekommen,
Da hat ihn der Herr in die Schule genommen.
Und ist er nun nicht gar zu klug
Und meint, er wüßte längst genug —
Aufrichtig das Herz und offen die Ohren:
Ist an ihm doch noch nicht Hopfen und Malz verloren.
Wer heute Theologie studirt
Auf idyllisches Leben, bequemes Brot —
Hat gründlich sich in der Zeit geirrt.
Der würdige Pfarrer von Grünau ist todt.

Val. Andreä.

Zu langsam. Wie manche keinen Erfolg erzielen, weil sie sich überstürzen, so kann man andrerseits auch zu bedächtig sein. Alles hat sein Maß und Ziel. In einer Stunde kann man unmöglich alles sagen, was man weiß. Daher darf man nicht länger als unumgänglich nothwendig ist, bei Nebensächlichem verweilen, sonst möchte die gegebene Zeit ablaufen, ehe man an die Hauptsache kommt. Hier wird ein wenig abgeschweift und dort eine allgemein geglaubte und bekannte Wahrheit recht breit geklopft, bei jedem noch so unbedeutenden Punkte wird sorgfältig stille gehalten, alle Möglichkeiten und Unmöglichkeiten werden auf's Genaueste erörtert und — wie man gerade im Begriff ist, nun auch endlich dem Grundgedanken der Lektion seine Aufmerksamkeit zuzuwenden — da läutet die Glocke des Superintendenten. Die Zeit ist verstrichen und was die Lektion lehren sollte, ist nicht gelehrt worden.

Sidney Smith sagte: „Viele Talente gehen der Welt verloren, einzig weil ein Bischen Muth fehlt. Wollen wir etwas erstreben, das werth ist, erstrebt

zu werden, dann dürfen wir nicht lange zögern und zittern und zagen, nein, wirf dich hinein und arbeite dich hindurch, so gut es geht. Wer etwas ausrichten will, darf nicht sein Leben lang berechnen und erwägen, vor der Sündfluth durfte man sich dazu wohl ziemlich Zeit erlauben. Ging damals einer mit dem Gedanken um, ein Buch zu veröffentlichen, so durfte er schon 150 Jahre lang mit seinen Freunden alle Eventualitäten berechnen und konnte sich dann doch noch lange Jahre über den Erfolg seines Werkes freuen. Wer jedoch heutigen Tags wartet und zaudert, erst noch hurtig den Rath des Onkels, des Bruders und der besondern Freunde einholen und sich mit allen Tanten und Basen befragen will, der findet eines schönen Morgens, daß bereits 60 Jahre hinter ihm liegen, daß er so viel Zeit verzaudert und vertrödelt hat, daß er nun alle die vielen eingeholten, werthvollen Rathschläge nicht mehr verwenden kann."

Vielleicht kann hieraus mancher Leser, der in der Vorbereitung zu pedantisch ist, Belehrung schöpfen. Nach dem Grundgedanken, der Grundwahrheit der Lektion forsche, und diese bringe auf anschauliche, leicht verständliche Weise vor die Klasse. Studire deine Lektion gründlich, und dann suche mit einem Gebet um Gottes Beistand dem Herzen und Gemüthe der Schüler die große Grundwahrheit der heutigen Lektion einzuprägen. Vergeude keine Zeit und Kraft mit unbedeutenden Dingen, sondern habe den Muth, dich an den Text und Grundgedanken zu halten und auf diesen lege den Nachdruck.

Eine Strafpredigt. Von dem berühmten Kanzelredner Canonicus Farrar aus England, welcher kürzlich Amerika bereiste, Vorträge hielt und predigte, haben die Leser schon früher gehört. Als vor etlichen Monaten die Nachricht von General Grants Tode nach England gelangte, hielt Herr Farrar auf den Verstorbenen in der Westminster Abtei eine Lobrede.

Nun dieser große Herr Farrar hatte eine Predigt, die er Abends in der Trinity Kirche in der Stadt New York halten werde, angekündigt. Natürlich strömte alles dorthin.

Herr Farrar ist ein Mann von mächtigem Körperbau, großem Kopfe, eckigem Gesicht und breiter Stirne.

Diesmal war es keine Lobrede, die der Erzdiakon hielt. „Kindlein, hütet euch vor der Abgötterei!" war der Text seiner Predigt. Derbe, einschneidende Wahrheiten sprach er.

„Hat Keiner von euch im Herzen einen verborgenen Winkel für Belial?" frug der Prediger. „Wenn ihr redet von nichts, denket von nichts, Pläne machet für nichts, besorgt seid wegen nichts, bald hätte ich gesagt, betet für nichts — als Geld, Geld, Geld den ganzen Tag, euch beeilt, um reich zu werden auf Kosten der Unschuld — immer bereit zu fälschen, zu stehlen, um Geld zu erlangen, während ihr aufschauet zu Denen, die Geld gewonnen haben, als wären sie kleine Götter, den einzigen Erfolg im Leben mit dem Maßstabe des Geldes abmesset, eure Söhne und Töchter zur Ehe gebet hauptsächlich um des Geldes willen — ist dann Gott der Gott eurer Anbetung, eurer Lippen, eures Lebens? Nein!

„Ein Redner im Parlament hat gesagt, die arbeitende Klasse bekümmere sich gerade so wenig um die Lehren des Christenthums als die oberen Klassen sich um dessen Vorschriften bekümmern. Ist dieses wahr, so ist anzunehmen, daß der Gott des Weltmenschen ein Abgott ist, ein falsches Bild, eine gänzlich verkehrte Darstellung des lebendigen Gottes. Von den Tausenden von Menschen dieser Welt, von den Hunderten eurer vergoldeten Jugend, von allen Jenen in dieser großen Stadt, deren Gott der Bauch ist, deren Ruhm die Schande ist, deren Sinn blos am Irdischen hängt, ist wohl nicht Einer aus Hundert, der sich nicht entrüstete über die Beschuldigung, er glaube nicht an Gott. Tausende sagen, sie glauben, und leben als glaubten sie nicht. Ihr Leben straft ihre Lippen Lügen."

In dieser Manier fuhr Herr Farrar fort, 55 Minuten lang. Zuletzt ward er heiser und die Stimme gab nach. Die hier ausgesprochenen Vorwürfe sind wahr. Vielleicht daß Zuhörer da waren, denen sie zu Herzen gingen. Aber Viele waren da, deren Gesichtern man es ansah, daß sie sich eben nur amüsirt hatten, und daß sie über den Vortrag Beifall geklatscht hätten, wenn der kirchliche Anstand es nicht verböte. Aber es ist nicht New York allein, dem der englische Prälat die derben Wahrheiten in's Gesicht sagt; sie lassen sich auf das ganze Volk anwenden. Und nicht Amerika allein macht den ungerechten Mammon zum Gott und fröhnt ihm Tag und Nacht. England steht so schuldig da als irgend eine Nation.

Und wie steht es mit den Deutschen? Gerne kommen sie zu kurz, wenn es an's Vertheilen der Welt und weltlicher Güter geht; doch wenn man das Herz ansieht, so muß man bekennen, die Lust ist da.

Dein Geburtstag. Sonntagschule, wann ist dein Geburtstag? Wenn du es nicht weißt, dann forsche nach, bis du es weißt, und feire ihn jährlich. Du bist es denen schuldig, die schon längst von ihrer Arbeit ruhen. Heute magst du reich sein. Sie, die Sonntag für Sonntag kamen, das junge Sonntagschulchen zu hegen und zu pflegen, so daß es zur rüstigen, starken Schule emporwachsen konnte, sie waren meist arme Leute, nur reich an Gottes- und Nächstenliebe. Feire deinen Geburtstag aus Achtung für diese selbstverleugnenden Arbeiter. Wer sie ehrt, der ehrt sich selbst.

Feire deinen Geburtstag, und wie du jährlich die Zahl der Schüler, die geschehene Arbeit und den ganzen Erfolg des verflossenen Jahres mit den Erfolgen der vorigen vergleichst, so wird das Resultat, sei es, was es sei, dir ein Sporn zu angestrengterem Wirken sein. Dann aber, während du dich über den reichen Segen des himmlischen Vaters freust, während du ihm jubelnd deinen Dank darbringst, vergiß nicht, daß der Herr dir in diesem Segen einen Centner anvertraut hat, mit dem du andere Centner erwerben sollst. Der Herr hat dir Wachsthum und Gedeihen geschenkt, damit du mehr arbeiten mögest. Aus Dankbarkeit für den diesjährigen Geburtstag versuche im kommenden Jahre noch mehr Seelen für den Herrn zu gewinnen.

Feiert diesen Geburtstag aber nicht blos als Ge-

sammtschule, feiert ihn als Einzelne. Du, Lehrer, frage dich: Was habe ich zur Hebung der Schule beigetragen? Stelle eine strenge, ernste Selbstprüfung an, und dann eile in dein Kämmerlein und nahe mit der brünstigen Bitte dem Gnadenthron: Taufe mich, o Herr, zu meiner Arbeit mit deinem heiligen Geiste; denn nur, wenn dein heiliger Geist mich erfüllt, nur dann kann ich erfolgreich wirken.

Ein seliges Ende.

Hab' einen alten Pastor gekannt,
Wohnte weit hinten still im Land,
Der, ob er nah an hundert Jahr,
Noch geistesfrisch voll Leben war.
Der Arbeit war er wohl erledigt:
Da ein Gehilfe für ihn predigt,
Der einzige Sohn ihm im Alter geschenkt.
Doch Woch' um Woche der Alte denkt
An den Predigttext und sinnt und schreibt,
Damit er stets in Uebung bleibt.
Was schon geschehn, der Fall trat ein,
Daß er mußt des Gehilfen Gehilfe sein.
Als nun Mariä Lichtmeß kam,
Er den Text vom alten Simeon nahm —
Da ist dem Greise mit Engelszungen
Des Greises Lied durch's Herz geklungen:

„Herr, deinen Diener fahren
Läßt du in Frieden nun,
Du ließest deinen Heiland
In seinem Arme ruh'n.

Du ließest meine Augen
Schauen den Christ des Herrn
In Frieden will ich fahren,
In Freude fahr' ich gern."

Val. Andreä.

Frauenzeitung.

Ehestands-Gedanken. Leide! Das ist schwer, aber es hat großen Segen, auch das Unrecht still zu leiden und überwindet den, der dir Leiden schafft.

Meide — was den Frieden stört, deinen Gatten kränkt, seinen Zorn reizt und ihm irgend mißfällig ist. Sollte die Liebe nicht dazu die Kraft verleihen?

Dulde — in aller Stille, wenn auch das Herz dabei blutet — durch Dulden ist die Welt erlöst worden.

Trage — die Last, die dir auferlegt ist. Trage auch deinen Gatten mit seinen Fehlern in heiliger Liebe. Er hat vielleicht mehr an dir zu tragen und vergiß nicht, mit wie viel Geduldmen dich der heilige Gott trägt!

Klage — keinem Menschen, was in der Ehe dich drückt, aber sage es dem Herrn! Er allein kann helfen und trösten.

An Gottes Hilfe nie verzag'! Auch im Hause und im Ehestande wird er seine Hand offenbaren, denn er hat die Ehe gestiftet und will dadurch uns segnen. Darum schaue auf ihn, sein Trost kommt alle Tage!

Leid', meid', dulde, trag',
Deine Noth Niemandem klag',
An Gottes Hilfe nie verzag',
Sein Trost kommt alle Tag'!

Amalie.

Der Vater kommt! Der Vater kommt! Kleine runde Gesichter werden lang, fröhliche Stimmen verstummen, Spielsachen werden schnell versteckt, die Mutter blickt fieberhaft erregt nach der Thür, der Säugling wird mit einem Stückchen Zucker bestochen, ruhig zu sein, des Vatees Geschäftsgesicht läßt von seinem Ernst nichts nach; die kleine Gruppe duckt sich wie furchtsame Schafe in eine Ecke, Abendbrot wird ausgetheilt, so still, als ob das Reden durch die Hausordnung verboten wäre, die Kinder schleichen wie Verbrecher in ihre Betten, sich wundernd, wie der Säugling so laut zu schreien wage, jetzt da „der Vater gekommen ist".

„Der Vater kommt!" Glänzende Augen funkeln vor Freude, zarte Füßchen springen vor Lust, neugierige Gesichter drängen sich zum Fenster, eine Menge Lippen beanspruchen Küsse an der Thür, Bilderbücher liegen auf dem Tische, Soldaten, Bälle, Puppen und Drachen sind im Zimmer zerstreut, die kleine Marie legt ihre weiche Wange mit der größten Hingebung an des Vaters Bart, Heinrich erhält einen freundlichen Handschlag, der Mutter Gesicht strahlt vor Freude. Abends wird Familienandacht gehalten, eine gute Zeitung, die Monatsschrift „Haus und Herd" oder ein gutes Buch gelesen, nicht still, sondern laut, und die Zeit vergeht mit unglaublicher Geschwindigkeit. Freude ist eingekehrt, denn der Vater ist gekommen. Hoffentlich giebt es in der Umgebung unserer Leser nur wenige Häuser, auf die das erste Bild paßt, aber um so mehr solche, von denen das zweite Bild hergenommen sein könnte. Ein Prediger.

Schlaflosigkeit ist ein Symptom, das bei sehr verschiedenen Krankheiten auftritt und sehr verschiedene Ursachen haben mag. Auf letztere muß behufs ihrer Beseitigung vor allen Dingen Rücksicht genommen werden. Die gewöhnliche nervöse, durch unser vorzugsweise das Nervensystem affizirendes Klima, wie durch unsere Lebensweise begünstigte Schlaflosigkeit kann eher durch Vorsicht und geordnete Lebensweise, als durch Arzneimittel erfolgreich bekämpft werden. Vor allen Dingen ist es nöthig, sich in eine möglichst ruhige und gleichmüthige Stimmung zu versetzen und alle Auf-

regungen zu vermeiden. Den Geist lebhaft beschäftigende Arbeiten sind namentlich des Abends zu unterlassen, ebenso animirte Diskussionen, spannende Lektüre u. dgl. Natürlich ist auch zu große körperliche Anstrengung, die das Blut in Wallung bringt, schädlich. Man nehme die letzte, leichte Mahlzeit 2 oder 3 Stunden vor dem Schlafengehen und vermeide namentlich auch geistige Getränke. Sehr dienlich sind kühle Waschungen des Kopfes, namentlich des Nackens kurz vor dem Schlafengehen, wohl auch ein kühles Halbbad mit tüchtigem Abreiben des Körpers. Auch soll man sich gewöhnen, zu einer bestimmten Stunde zu Bett zu gehen und sich bis zum Einschlafen mit gleichgiltigen Gedanken beschäftigen. Im äußersten Nothfall sind freilich schlafmachende Mittel nicht zu umgehen, allein man sollte sie doch auch nur für solche aufsparen. Die Morphiumspritze halte man sich ja vom Leibe!

Da mach' ich mir's lieber allein. Wie oft hört man diese Worte aus dem Munde der Mütter, deren Töchter unwillig und langsam, nur halb oder verkehrt den gegebenen Auftrag ausführen. Hätte die Mutter sich nicht an die fahrlässige Tochter gewandt, so wäre ihr Aerger und Schaden erspart geblieben. Darum seufzt sie: „Da mach' ich mir's lieber allein!"

Da mach' ich mir's lieber allein! tönt aber auch von den Lippen der ungeduldigen Mutter, welche, zu bequem, die ungeschulten Kräfte der Tochter zu üben, sie lieber sich selbst überläßt und allein die in Küche und Haushalt nöthigen Arbeiten ausführt. Die Tochter lernt auf diese Weise nichts und muß im eigenen Haushalt einst bitteres Lehrgeld zahlen. Bleibt sie aber bei der Mutter, so wird sie derselben keine Stütze im Alter. Jene, welche alles lieber allein machen wollte, kann sich auch in späteren Jahren keine Ruhe gönnen, denn die Tochter versteht ja nichts!

Darum, ihr Mütter und ihr Töchter, sorgt dafür, daß das böse Wort: „Da mach' ich mir's lieber allein" verschwinde. Jutie.

Unvermählte. Durch den Luxus der Gegenwart, die sich steigernden Ansprüche zur Begründung eines eigenen Hausstandes, ist die Zahl der unverheiratheten Männer und Frauen mit den Jahren bedeutender geworden und die Mädchen darauf angewiesen, sollen sie nicht in abhängigen Verhältnissen leben, ein kümmerliches, geduldetes Dasein fristen, sich ihre Existenz selbst zu schaffen und in die Gladiatoren-Arena des Lebens hinabzusteigen, Theil an dem Kampf um's Dasein zu nehmen.

Um den Mädchen nun diesen Kampf zu erleichtern, ja überhaupt für diesen befähigt zu machen, muß bei ihrer ersten Erziehung die Thatsache anerkannt werden, daß der Geist der Durchschnittsmädchen wenig verschieden von den Durchschnittsknaben ist und daß es die Sinne, die Wahrnehmungen, die Gefühle, die Verstandeskräfte, die Leidenschaften in gleichem Maße wie die Knaben besitzt. Ist dieses Argument richtig, so ist die Erziehungsmethode der Knaben auch auf die Mädchen, soweit die Natur nicht selbst die Grenzen zieht, anwendbar; und fern davon, den Mädchen in der Erlangung von Kenntnissen Hindernisse in den Weg zu legen, mache man ihnen den Weg dazu so leicht wie möglich.

Wir finden, daß die Mädchen von Natur scheu, zur Abhängigkeit geneigt sind und wir lehren sie, daß Unabhängigkeit „unweiblich", daß blinder Glaube das rechte Gerüst des Weibes sei und daß, was immer auch der Bruder gegen den Bruder thun darf und wozu auch immer er ermuthigt wird, die Schwester doch an die Tradition gefesselt bleiben muß. Wir wissen, daß ihre Nerven und Sehnen reizbarer und schwächer als die der Knaben sind, und man pflegt mehr die Schwäche als die Stärke derselben, indem man ihre Fähigkeiten auf Kosten des Körpers entwickelt und nicht genug durch körperliche Uebungen, fleißiges Bewegen in der frischen Luft die Erregbarkeit ihrer Nerven abzuschwächen sucht.

Schwach, furchtsam, abhängig, läuft das Mädchen nicht allein Gefahr, eine lebendige Verkörperung des italienischen Sprichwortes „manche Frau ist so gut, daß sie zu nichts gut ist" zu werden, sondern zeigt sich auch gänzlich unfähig, den Kampf ums Dasein aufzunehmen.

Sind wir auch weit davon entfernt, den Emanzipationsbestrebungen des Weibes im weittragenden Sinne das Wort zu reden, so verkennen wir doch keineswegs die großen Vortheile, welche eine derartige Erziehung für das Leben, insbesondere für das unverheirathete Mädchen hat, und erkennen es an, daß durch die Anregung, welche von dieser Bewegung ausgegangen ist, dem Mädchen ein Feld der Thätigkeit, je nach Talent und Wahl gestattet wurde.

Es ist gewiß sehr löblich und einer der schönsten Züge im weiblichen Charakter, für die leidende Menschheit zu wirken, ihr zu dienen, immerhin muß das aber aus dem freien, edlen Zuge des Herzens geschehen, nicht aber um Zeit und Langeweile zu tödten. Es giebt Mädchen, die nur geringe Anlage zu einer wohlthätigen Fee haben, welchen die dumpfe Luft in den Wohnungen der Armuth, der oft rohe Ton, der ihnen in diesen entgegentritt, zuwider ist und ihnen den Muth, selbsthelfend einzugreifen, benimmt; die aber deßwegen immer noch nicht zu den theilnahmlosen Egoistinnen zählen, die aus Bequemlichkeit und Selbstsucht das Wohlthun in dieser Gestalt unterlassen.

Gruß verwaister Kinder an die zweite Mutter. (Für ein 9jähriges Mädchen, welches ein junges Brüderchen an der Hand führt.)

Wie hat mein Herzchen weh gethan
Und — ach — wie leer war's allerorten,
Als unser liebes Mütterlein
Sie trugen durch des Friedhofs Pforten.

Der liebe Gott war's, der sie nahm . . .
Und was er thut ist allerwegen
Und immerdar nur wohlgethan:
Was Leid nur scheint, birgt oftmals Segen!

So hat er unser nun gedacht,
Will fürder uns nicht waisen lassen,

Will nach des Leides dunkler Nacht
Die Sonne wieder scheinen lassen.

So dürfen wir dich, Theure, hier
Zum ersten Male „Mutter" nennen,
Wir bringen kindlich liebend dir
Das Schönste, was wir bieten können.

Und an ein liebend Mutterherz
Wollst du uns Waisenkindlein schließen, —
Wollst mit uns theilen jeden Schmerz
Und jedes Glück mit uns genießen.

An Braut, der ihr Liebstes gestorben. Vor dem vierten Buch der Bekenntnisse des heiligen Augustinus stehen folgende tröstende Verse:

„Der meiner Seele lichte Hälfte war,
Sie trugen mir den lieben Freund zu Grabe;
Mein Jugendglück, all meine frohe Habe
Versanken mir mit seiner Todtenbahr.
Ich bot mich meinem Schmerz zum Raube dar,
Daß er sich voll am vollen Leben labe;
Er trank sich nimmer satt an seiner Gabe,
Als wär' er ewig fesselos und wahr.
Da sprachst du tröstend in mein lautes Weinen:
„Er ist bei mir, um den das Herz dir bricht,
Reich mir die Hand, ich will euch froh vereinen."
Ich lieb' ihn jetzt in dir und deinem Licht,
Ich hab' ihn wieder nach den wilden Peinen,
Herr, du mein Frieden, meine Zuversicht."

Mitfühlende.

Schlafen der Kinder. In wie vielen Familien dürfen die Kinder mit den Erwachsenen bis in späte Abend- ja Nachtstunden hinein aufbleiben! Den Kindern gefällt das natürlich; um so besser, wenn Besuch da ist, aber um so mehr regt es sie dann auch auf. Früh, wenn's zur Schule gehen soll, sind sie mit Mühe und Noth aus dem Schlafe zu rütteln — kein Wunder, denn sie haben eben nicht genug geschlafen. Ein Kind braucht ja mehr Schlaf als ein Erwachsener; es braucht Ruhe im Liegen und Schlafen zum Wachsen, Ruhe für das junge Gehirn, um aufmerken und lernen zu können.

Kinder bis zu 10 Jahren müßten um 8, spätestens 9 Uhr ins Bett, und in den letzten Schuljahren werde 9 Uhr als letzte Grenze festgesetzt. Ein seltener lieber Besuch, eine besondere Festlichkeit und natürlich der liebe Weihnachtsabend mag eine Ausnahme machen; aber es muß eben *selten* Ausnahme bleiben. Die Schularbeiten (auch reichliche) können um diese Zeit fertig sein, werden sie rechtzeitig begonnen und ohne Zerstreuung und unnöthige Unterbrechung gefertigt. Das „Lernen" werde möglich auf Tagesstunden und auf ein paar Mal vertheilt; es sitzt dann viel fester als das auf *ein* Mal Gelernte.

Thusnelda.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 7. Februar. **Die drei Männer im Feuerofen.** Dan. 3, 16—28.

16. Da fingen an Sadrach, Mesach, Abed Nego, und sprachen zum Könige Nebucad Nezar: Es ist nicht noth, daß wir dir drauf antworten.
17. Siehe, unser Gott, den wir ehren, kann uns wohl erretten aus dem glühenden Ofen, dazu auch von deiner Hand erretten.
18. Und wo er's nicht thun will, so sollst du dennoch wissen, daß wir deine Götter nicht ehren, noch das güldene Bild, das du hast setzen lassen, anbeten wollen.
19. Da ward Nebucad Nezar voll Grimms, und stellete sich scheußlich wider Sadrach, Mesach und Abed Nego, und befahl, man sollte den Ofen siebenmal heißer machen, denn man sonst zu thun pflegte.
20. Und befahl den besten Kriegsleuten, die in seinem Heer waren, daß sie Sadrach, Mesach und Abed Nego bänden und in den glühenden Ofen würfen.
21. Also wurden diese Männer in ihren Mänteln, Schuhen, Hüten und anderen Kleidern, gebunden und in den glühenden Ofen geworfen.
22. Denn des Königs Gebot mußte man eilend thun. Und man schürete das Feuer im Ofen so sehr, daß die Männer, so den Sadrach, Mesach und Abed Nego verbrennen sollten, verdarben von des Feuers Flammen.
23. Aber die drei Männer, Sadrach, Mesach und Abed Nego fielen hinab in den glühenden Ofen, wie sie gebunden waren.
24. Da entsetzte sich der König Nebucad Nezar, und fuhr eilends auf, und sprach zu seinen Räthen: Haben wir nicht drei Männer gebunden in das Feuer lassen werfen? Sie antworteten, und sprachen zum Könige: Ja, Herr König.
25. Er antwortete, und sprach: Sehe ich doch vier Männer los im Feuer gehen, und sind unversehrt; und der vierte ist gleich, als wäre er ein Sohn der Götter.
26. Und Nebucad Nezar trat hinzu vor das Loch des glühenden Ofens und sprach: Sadrach, Mesach, Abed Nego, ihr Knechte Gottes des Höchsten, gehet heraus, und kommt her. Da gingen Sadrach, Mesach und Abed Nego heraus aus dem Feuer.
27. Und die Fürsten, Herren, Vögte und Räthe des Königs kamen zusammen, und sahen, daß das Feuer keine Macht am Leibe dieser Männer bewiesen hatte, und ihr Haupthaar nicht versengt, und ihre Mäntel nicht verkehrt waren; ja, man konnte keinen Brand an ihnen riechen.
28. Da fing an Nebucad Nezar, und sprach: Gelobet sei der Gott Sadrachs, Mesachs und Abed Negos, der seinen Engel gesandt und seine Knechte erlöset hat, die ihm vertrauet und des Königs Gebot nicht gehalten, sondern ihren Leib dargegeben haben, daß sie keinen Gott ehren, noch anbeten wollten, ohne allein ihren Gott.

Bald nach den in der vorigen Lektion erzählten Begebenheiten hatte *Nebukadnezar* einen Traum, welchen ihm von den chaldäischen Priestern und Wahrsagern keiner in's Gedächtniß zurückrufen und deuten konnte. Dadurch erzürnt, erließ er den Befehl, daß alle Magier umgebracht werden sollten. Auf das Gebet Daniels und seiner Freunde wurde Daniel Traum und Deutung geoffenbart. Seine Fürbitte rettete den chaldäischen Magiern das Leben. Er selbst aber wurde zum „Fürsten über das ganze Land Babel" (d. h. wohl, zum obersten Rathgeber des Königs) und zum Vorsteher der Magierkaste ernannt; und auf seine Verwendung setzte der König seine drei Freunde als Statthalter (Satrapen) über verschiedene Provinzen des Reiches. Bald darauf

ließ Nebukadnezar ein großes, vergoldetes Bild aufstellen und befahl unter Androhung des Todes allen Fürsten und Gewaltigen des Landes, daß sie sich am Tage der Einweihung des Bildes im Thale Dura versammeln und das Bild anbeten sollten. Daniel blieb wahrscheintich als erster Rathgeber und Stellvertreter des Königs am Hofe zurück, wodurch er selbst der Gefahr entging. Seine 3 Freunde aber vermochte er gegen einen ausdrücklichen Befehl des Königs nicht zu schützen.

I. Die Treue der drei Männer. V. 16—18.

V. 16—18. Sadrach, Mesach und Abed-Nego hatten, als der Schall der Posaunen zur Anbetung des Bildes aufforderte, dieser Aufforderung nicht Folge geleistet. Neider verklagten sie deßhalb bei dem König. Dieser ließ sie vor sich führen, fragte nach dem Grund ihrer Widersetzlichkeit und forderte sie auf, seinem Gebote Gehorsam zu leisten, widrigenfalls sie in einen glühenden Ofen geworfen werden sollten. Hierauf gaben die Jünglinge die herrliche Antwort V. 16—18. Diese Antwort zeichnet sich aus a) durch die ruhige Besonnenheit, mit welcher sie gegeben wird. Sie suchen den König nicht durch unbestimmte Redensarten und leere Ausflüchte hinzuhalten, sondern geben ihm eine bestimmte Antwort, bei der sie zu bleiben fest entschlossen sind. Diese Antwort ist nicht der Ausdruck einer schnell aufflackernden religiösen Begeisterung, sondern einer ruhigen Ueberlegung. Die Jünglinge wissen, daß ihre Antwort ihnen das Leben kosten kann. Aber sie schwanken keinen Augenblick im Gehorsam gegen ihren Gott. b) Ferner zeichnet sich diese Antwort aus durch das Gottvertrauen, welches sich in ihr kundgiebt (V. 17). Die Jünglinge fürchten sich nicht vor des Königs Zorn, durch den Glauben sind sie überzeugt, daß der König ihnen auch nicht ein Haar krümmen kann ohne Gottes Zulassung; ja, sie zweifeln auch keinen Augenblick daran, daß ihr Gott, wenn er wolle, sie selbst aus dem Feuerofen erretten könne; und sie durften hoffen, daß er es thun werde, denn es galt ja seines Namens Ehre. Trotzdem sprechen sie ihre völlige Ergebung in Gottes Willen aus (V. 18). Ihm stellen sie ihr Geschick anheim; dem König aber erklären sie: wenn Gott uns auch nicht erretten will, so sollst du dennoch wissen, daß wir deine Götter nicht ehren u.s.w. Das war klar und bestimmt geredet. Lieber wollen sie sterben als Gott beleidigen. Den schrecklichsten Tod ziehen sie dem Mißfallen und der Verwerfung von dem Angesichte Gottes vor. War ihr Blick ins Jenseits auch noch umwölkt, so viel stand ihnen dennoch fest, daß ihr Schicksal nach dem Tode, wenn sie im Gehorsam gegen Gott gestorben seien, kein trauriges, sondern ein seliges sein müsse.

II. Der Feuerofen. V. 19—23.

V. 19. Nebukadnezar sah in der Antwort der drei Männer nur starren Trotz; für den Glaubensmuth und die Charakterstärke derselben hatte er kein Verständniß. Daher sein Zorn und Grimm. Daß er den (eigens zu diesem Zweck erbauten) Ofen siebenmal heißer zu machen befiehlt, geschieht wohl mit der Absicht, die Hoffnung auf Errettung, welche die 3 Männer ausgesprochen hatten, um so sicherer zu nichte zu machen.

V. 20. 21. Aus demselben Grunde befiehlt er auch den besten Kriegsknechten, die Männer zu binden, und in ihre leicht brennbaren Kleider gehüllt, in den Feuerofen zu werfen. Der Flammentod ist ein furchtbarer, und wir können uns denken, mit welchem Entsetzen die Männer die Vorbereitungen zu ihrer Hinrichtung treffen sahen; aber sie blieben standhaft und wurden so Vorläufer der vielen tausende christlicher Märtyrer, welche später um ihres Glaubens willen die Scheiterhaufen bestiegen und in den Flammen ihren Geist aushauchten.

V. 22. 23. Die Worte: des Königs Gebot mußte man eilends thun, enthalten den Grund, warum die 3 Männer mit ihren Kleidern (nach dem Grundtext: Unterkleidern, Röcken und Mänleln) in den Ofen geworfen wurden. Man nahm sich nicht einmal die Zeit, sie ihrer Gewänder zu entkleiden. Wahrscheintich sollten die 3 Männer durch eine oben am Ofen befindtiche Oeffnung in die Gluth hinabgeworfen werden. Von der oben herausschlagenden Lohe wurden nun die Schergen getödtet, während Sadrach, Mesach und Abed-Nego durch Gottes Hand vor allem Schaden bewahrt blieben.

III. Die Gestalt des vierten Mannes. V. 24. 25.

V. 24. Da entsetzte sich der König und fuhr eilends auf, von dem Stuhle nämlich, auf welchem er, der Seitenthür des Ofens gegenüber, gesessen und der Exekution zugeschaut hatte. Zu seinen Räthen. Wir haben an Staatsräthe oder Minister zu denken.

V. 25. Der Grund, warum der König sich entsetzte, wird nun angegeben: Sehe ich doch 4 Männer los im Feuer gehen und sind unversehrt. Ob der vierte Mann, den Nebukadnezar einem Sohn der Götter vergleicht, auch von Andern gesehen wurde, wird nicht gesagt. Beachtenswerth ist immerhin, daß hier sowohl wie V. 28 nur der König desselben Erwähnung thut. Es wäre also immerhin möglich, daß er allein den schützenden Engel gesehen hätte, während die Uebrigen nur das Wunder schauten, daß die Flammengluth des Feuerofens den 3 Männern auch nicht das Mindeste anhaben konnte (Jes. 43, 2). Sohn der Götter. Dieser Ausdruck entspricht den heidnischen Vorstellungen, nach welchen die Götter sich wie die Menschen verheirathelen und Kinder zeugten. „Sohn der Götter" bedeutet also überhaupt eine Gottheit.

IV. Der Triumph des Glaubens. V. 26—28.

V. 26. Nebukadnezar trat hinzu. Die 3 Männer verließen den Ofen nicht, obwohl ihre Bande los und sie vom Feuer unversehrt geblieben waren. Sie überließen es Gott, der sie so wunderbar erhalten hatte, daß er weiter sorgen werde. Und dies geschah; der König selbst mußte sie aus dem Ofen herausrufen. Ihr Knechte Gottes, des Höchsten. Der König hat einen so überwältigenden Eindruck von der Macht Jehovahs empfangen, daß er ihn für mächtiger als alle seine babylonischen Götter erklärt.

V. 27. Von den Fürsten, Herren, Vögten und Räthen des Königs, welche die Männer untersuchten, wird nun constatirt, daß das Feuer auch nicht die geringste Spur an den geretteten Knechten Jehovahs zurückgelassen hat. Daß man nicht einmal einen Brand an ihnen riechen konnte, wird ausdrücklich hervorgehoben. Die Machterweisung Jehovahs ist eine unbestreitbare, überwältigende.

V. 28. Die Wirkung des Ereignisses war, daß nun Nebukadnezar nicht nur selbst Gott lobt und wie vorher als den höchsten Gott anerkennt, sondern daß er dem Volke geradezu verbietet, einen anderen Gott als den Gott Sadrachs, Mesachs und Abednegos anzubeten. Darin lag das thatsächliche Bekenntniß, daß Jehovah der allein wahre Gott sei. Uebereinstimmend mit diesem Bekenntniß bezeichnet er jenen wunderbaren Beschützer der 3 Männer nicht mehr als einen „Sohn der Götter", sondern als einen Engel, d. h. Gesandten Jehovahs.

Digitized by Google

Praktische Gedanken.
Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet.

I. Der wahre Glaube scheut sich nicht, ein offenes Bekenntniß abzulegen. 1) Er setzt sich nicht leichtsinnig der Gefahr aus, drängt sich nicht zum Märtyrertod. Die drei Freunde konnten sich dem Feste im Thale Dura nicht entziehen. Hätten sie es gethan, so hätte ihr Ungehorsam gegen den Befehl des Königs ihnen dessen Zorn zugezogen. Diesen Ungehorsam aber hätten sie nicht dadurch entschuldigen können, daß sie sagten: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen." Das Erscheinen im Thale Dura an sich war noch keine Sünde. So weit mußten sie daher dem König gehorchen. Mit der Anbetung des Bildes freilich verhielt es sich anders. 2) Aber ohne eigene Schuld in Gefahr gerathen, legt er ein muthiges Zeugniß ab (V. 16. 17). 3) Der Glaube ist fest davon überzeugt, daß der Herr aus jeder Gefahr erretten kann (V. 17). 4) Er spricht aber dennoch in kindlicher Ergebung: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe," und ist selbst zum Zeugentod bereit (V. 18). Welch ein Heldenmuth und welche Charakterstärke spricht sich aus in V. 18!

II. Das Bekenntniß der Gläubigen weckt den Zorn und Haß der Weltkinder (V. 19—23). 1) Dieser äußert sich stets in Spott und Verachtung und allerlei Anfeindungen. 2) Zu gewissen Zeiten selbst in blutigen Verfolgungen und Hinrichtungen (V. 20. 21). Die Martyrer der alten Kirche. — Zu Mißhandlungen der Frommen sind die Gottlosen nur allzu schnell bereit (V. 21—23). Wie stünde es wohl um unser Christenthum, wenn unser Glaube solchen Proben unterworfen würde, wie der der 3 Freunde Daniels.

III. Gott rettet die Gläubigen aus der Hand ihrer Feinde (V. 22—27). 1) Entweder indem er sie wunderbar beschützt, wie hier die 3 Männer im Feuerofen und später Daniel im Löwengraben. 2) Oder indem er ihnen Kraft giebt, selbst im Tode ihn zu preisen.

IV. Der Macht und Herrlichkeit des Glaubens muß die Welt sich beugen. V. 28. 1) Die wunderbare göttliche Hilfe, welche dem Gläubigen zu Theil wird, zwingt die Weltkinder zur Anerkennung der Macht Gottes. 2) Der heldenmüthige und triumphirende Tod der Frommen überzeugt sie von der Kraft des Glaubens. — Wäre unser Glaube stärker und unsre Glaubenstreue größer, wäre nicht so viel Unentschiedenheit und Halbherzigkeit unter uns, das Reich Gottes würde ganz andere Fortschritte machen.

Andeutungen für den Klassenunterricht sind bei dieser Lektion kaum nothwendig. Sie enthält eine für kindliche Gemüther ganz besonders ergreifende Erzählung. Der Lehrer bemühe sich nur, die Begebenheiten durch anschauliche Darstellung möglichst nahe zu rücken. Bei Klassen älterer Kinder benütze man die „praktischen Gedanken", welche man, wenn man will, geradezu der Erklärung der Lektion zu Grunde legen kann.

Sonntag, 14. Februar.

Die Schrift an der Wand.

Dan. 5, 1—12; 25—28.

1. König Belsazer machte ein herrlich Mahl tausend seinen Gewaltigen und Hauptleuten, und soff sich voll mit ihnen.
2. Und da er trunken war, hieß er die güldenen und silbernen Gefäße herbringen, die sein Vater Nebucad Nezar aus dem Tempel zu Jerusalem weggenommen hatte; daß der König mit seinen Gewaltigen, mit seinen Weibern und mit seinen Kebsweibern daraus tränken.
3. Also wurden hergebracht die güldenen Gefäße, die aus dem Tempel, aus dem Hause Gottes zu Jerusalem, genommen waren; und der König, seine Gewaltigen, seine Weiber und Kebsweiber tranken daraus.
4. Und da sie so soffen, lobten sie die güldenen, silbernen, ehernen, eisernen, hölzernen und steinernen Götter.
5. Eben zur selbigen Stunde gingen hervor Finger, als einer Menschenhand, die schrieben gegen dem Leuchter über auf die getünchte Wand, in dem königlichen Saal. Und der König ward gewahr der Hand, die da schrieb.
6. Da entfärbte sich der König, und seine Gedanken erschreckten ihn, daß ihm die Lenden schütterten, und die Beine zitterten.
7. Und der König rief überlaut, daß man die Weisen, Chaldäer und Wahrsager herauf bringen sollte. Und ließ den Weisen zu Babel sagen: Welcher Mensch diese Schrift lieset, und sagen kann, was sie bedeute, der soll mit Purpur gekleidet werden, und güldene Ketten am Halse tragen, und der dritte Herr sein in meinem Königreiche.
8. Da wurden alle Weisen des Königs herauf gebracht; aber sie konnten weder die Schrift lesen, noch die Deutung dem Könige anzeigen.
9. Deß erschrak der König Belsazer noch härter, und verlor ganz seine Gestalt, und seinen Gewaltigen ward bange.
10. Da ging die Königin um solcher Sache willen des Königs und seiner Gewaltigen hinauf in den Saal, und sprach: Herr König, Gott verleihe dir langes Leben. Laß dich deine Gedanken nicht so erschrecken, und entfärbe dich nicht also.
11. Es ist ein Mann in deinem Königreich, der den Geist der heiligen Götter hat. Denn zu deines Vaters Zeit ward bei ihm Erleuchtung erfunden, Klugheit und Weisheit, wie der Götter Weisheit ist, und dein Vater, König Nebucad Nezar, setzte ihn über die Sternseher, Weisen, Chaldäer und Wahrsager;
12. Darum, daß ein hoher Geist bei ihm funden ward, dazu Verstand und Klugheit, Träume zu deuten, dunkle Sprüche zu errathen, und verborgene Sachen zu offenbaren, nämlich Daniel, den der König ließ Beltsazar nennen. So rufe man nun Daniel, der wird sagen, was es bedeute.
25. Das ist aber die Schrift alda verzeichnet: Mene, mene, tekel, upharsin
26. Und sie bedeutet dies: Mene, das ist, Gott hat dein Königreich gezählet und vollendet.
27. Tekel, das ist, man hat dich in einer Wage gewogen und zu leicht funden.
28. Peres, das ist, dein Königreich ist zertheilet und den Medern und Persern gegeben.

Nebukadnezar ist gestorben. Unter seinem Sohn Belsazar ist Daniel zurückgesetzt und vergessen. Man hält gewöhnlich Belsazar für den letzten Chaldäerkönig, der von den Profanschriftstellern Naboned genannt wird, und die Nacht, in welcher die Schrift an der Wand erschien, für dieselbe, in welcher Cyrus durch das abgeleitete Bett des Euphrat in die Stadt Babylon eindrang. Dieser Annahme widersprechen jedoch die zuverlässigen Angaben des Berosus, denen zufolge Naboned dem Feinde entgegenging und, nachdem ihn Cyrus besiegt hatte, sich in die Festung Borsippa warf, nach dem Fall Babels aber sich dem Cyrus ergab und im Exil eines natürlichen Todes starb. Auch war Naboned ein Babylonier von dunkler Abkunft, während Belsazar Dan. 5, 11. 13. 18 als Nebukadnezars Sohn und Nachfolger bezeichnet wird. Folglich muß Belsazar Nebukadnezars Sohn Evilmerodach sein, der auch nach Berosus plötzlich ermordet wurde und ein gottloser und schwelgerischer Mensch war. Wir haben dann nur anzunehmen, daß zwar das Gericht über Belsazar (Evilmerodach) sich noch in derselben Nacht erfüllte, in welcher die Schrift an der Wand erschien; die Einnahme Babels aber erst einige Zeit später unter Naboned, dem vierten König nach Nebukadnezar, erfolgte.

I. Das königliche Gastmahl. V. 1—4.

V. 1. 2. Die Zahl von 1000 Gewaltigen als Gäste des Königs hat nichts Auffallendes, wenn man bedenkt, daß der persische König nach Ktesias täglich

15,000 Menschen von seinem Tische speisen ließ. Auf die eigentliche Mahlzeit folgte nach echt altorientalischer Sitte das Zechgelage, bei welchem die ganze Ausgelassenheit und frivole Zügellosigkeit der Festgäste hervortrat. Die frivole Gottlosigkeit Belsazars offenbarte sich vor allem darin, daß er die heiligen Gefäße aus dem Tempel Jehovahs zu gemeinem Gebrauch entweihte und dem Gespötte einer rohen heidnischen Menge preisgab.

V. 4. Mit der Verhöhnung des Gottes der Juden verbanden die Festgenossen das Lob und die Verherrlichung ihrer Götzen. Es war so recht eigentlich darauf abgesehen, den Gott Israels in den Staub herabzuziehen. Solche Lästerung durfte nicht ungestraft bleiben, wenn nicht gleicherweise unter den Chaldäern der letzte Funke der Ehrfurcht vor dem Gott Daniels, der sich unter Nebukadnezar so herrlich geoffenbart hatte, und unter den Juden das so wie so schon schwache Vertrauen zu ihm vollends ersterben sollte.

II. Die Schrift an der Wand und die Furcht des Königs. V. 5—9.

V. 5. *Zu derselbigen Stunde*, also da die Gesellschaft am ausgelassensten war. *Gingen hervor Finger.* Die Erscheinung hatte etwas durchaus Uebernatürliches und daher Beängstigendes. Die Wand war (wie die Ueberreste der Paläste von Ninive noch viele zeigen) einfach getüncht, stellenweise vielleicht bemalt. Auf einer durch den Leuchter, der über des Königs Sitz hing, besonders grell beleuchteten Stelle zeigte sich dem entsetzten König plötzlich die unheimliche Erscheinung der schreibenden Hand.

V. 6. *Da entfärbte sich der König.* Die ganze Schilderung verräth eine furchtbare Angst des Königs. *Seine Gedanken*, d. h. seine aus seinem bösen Gewissen entspringenden Betrachtungen darüber, was die Schrift wohl zu bedeuten habe, erschreckten ihn. Gottes Wort kann auch den stolzesten Sünder schrecken und zu Boden werfen. Sind die Qualen des erwachten Gewissens so furchtbar schon in diesem Leben, was werden sie nicht sein in der Ewigkeit, wenn sie zu dem Wurm geworden sind, der nicht stirbt!

V. 7. *Daß man die Weisen u.s.w. bringen sollte.* Daniel war, wie wir wissen, der Vorsteher der Magierkaste. Er erschien jedoch nicht sogleich am königlichen Hofe, vielleicht weil Belsazar im Gefühl seiner Verschuldung gegen Jehovah den Jehovahpropheten zunächst absichtlich übergangen hatte, und sich zuerst von den heidnischen Weisen Raths erholen wollte. Denn daß Belsazar von Daniel gar nichts gewußt habe, darf man aus V. 11 nicht schließen, sondern nur daß bisher noch kein persönlicher Verkehr zwischen beiden bestanden hatte. *Der soll mit Purpur getleidet werden.* Purpurgewänder mit dem kostbaren rothen Purpur gefärbt und *goldene Halsketten* galten bei den Völkern des Alterthums als Zeichen fürstlichen Schmuckes, und waren daher, wo sie von einem Könige an einen Unterthan vergeben wurden, die Abzeichen ganz besonderer Gunstbezeugung. *Der dritte Herr in meinem Königretch* oder wohl richtiger: „als Dreiherr Gewalt haben in meinem Königreich." Der Sinn ist nicht: „er soll den dritten Rang einnehmen in meinem Königreich," sondern: „er soll einer der 3 Oberstatthalter sein über das ganze Reich." Dieser Würde wird 6, 3 gedacht, als einer von Darius dem Meder getroffenen Einrichtung, in welcher wir jedoch wohl nur die Wiederherstellung eines schon früher dagewesenen babylonischen Verwaltungsinstituts zu erblicken haben. Von der 2, 49 erwähnten Würde der 3 Statthalter über die Provinz Babel ist die hier verheißene Würde jedenfalls verschieden.

V. 8. Es waren großartige Versprechungen, die der König hier dem glücklichen Ausleger der geheimnißvollen Schrift machte; aber keiner der Magier vermochte dieselbe auch nur zu lesen, geschweige denn, daß sie sie hätten deuten können. Es sollte an der Ueberlegenheit des Jehovahpropheten über die chaldäischen Weisen offenbar werden, daß auch Jehovah hoch über alle Götter der Babylonier erhaben sei.

V. 9. *Deß erschrack der König u.s.w.* Das Unerhörte und Unverständliche der plötzlich sichtbar gewordenen Schriftzüge steigert das Unheimliche der ganzen Erscheinung und erfüllt den König und seine Gäste mit Angst und Schrecken. Niemand blieb mehr an seinem Platze; es gerieth alles in Aufruhr; Gruppen bildeten sich und rathlos schwatzten und liefen die Leute hin und her.

III. Der Rath der Königin. V. 10—12.

V. 10. *Die Königin* kann nur die *Königin-Mutter* sein, nicht eine der Gemahlinnen des Königs; denn diese befanden sich nach V. 2 schon vorher im Saal bei den Zechenden. War nun Belsazar mit Evilmerodach, dem Sohne Nebukadnezars, eine und dieselbe Person, so war diese Königin-Mutter, die hier offenbar mit besonderer Würde und Autorität auftritt, höchst wahrscheinlich keine andere als die von Herodot gefeierte *Nitokris*, die Wittwe Nebukadnezars.

V. 11. Man beachte, mit welcher Hochachtung die Königin von Daniel redet: Er ist ein Mann, der den *Geist der heiligen Götter* hat; es ward bei ihm erfunden Erleuchtung, Klugheit und Weisheit, wie der Götter Weisheit ist; und *dein Vater setzte ihn über die Sternseher u.s.w.*

V. 12. *Darum u.s.w.* Es wird nun der Grund angegeben, warum Daniel von Nebukadnezar so hoch geehrt worden. Die Gabe, *Träume zu deuten u.s.w.*, hatte Daniel besonders bei zwei Gelegenheiten geoffenbart, nämlich 2, 27—45 und 4, 5—24. Ihren Mittheilungen über Daniel fügt die Königin den Rath bei, Daniel rufen zu lassen, der allein die geheimnißvolle Schrift zu deuten vermöge. Der König befolgte diesen Rath und ließ Daniel rufen. In den Tagen des ungetrübten Glückes hatte er sich nicht um den Propheten Jehovahs bekümmert; jetzt, da die Schrift an der Wand die Ahnung eines nahenden Unglücks in ihm geweckt hatte, jetzt sucht er seinen Rath. Wie oft geschieht es heute noch, daß sonst Gottlose, ja selbst ungläubige Menschen in der Stunde des Unglücks oder vielleicht, wenn sie auf dem Sterbebette liegen, einen frommen Diener Gottes rufen lassen, damit er für sie bete und ihnen Trost spende. Aber wie oft ist es dann, wie hier bei Belsazar, zu spät!

IV. Die Deutung des Propheten. V. 25—28.

V. 25. 26. Die Worte: *Mene, mene u. s. w.* heißen auf Deutsch wörtlich: *Gezählt, gezählt, gewogen und — Theilende.* Diese Worte deutet Daniel folgendermaßen: *Mene*, d. i. *Gott hat dein Königreich* (richtiger: Königthum), d. h. die Tage deiner Herrschaft, *gezählet. Tekel*: Du, dein sittlicher Charakter und Werth, bist *auf der Wage gewogen. Zu leicht erfunden*, d. h. du hast die Probe nicht bestanden und bist daher von Gott verworfen worden. *Peres*: Getheilt ist dein Königreich und den Medern und Persern gegeben. Das Wort „Peres" enthält eine etymologische Anspielung auf die Perser, das Hauptvolk des medo-persischen Doppelreiches, welchem das babylonische Weltreich erliegen sollte.

Der König erwidert nichts auf die Auslegung Daniels. Er ist von seinem Gewissen geschlagen und durch die Ankündigung des bevorstehenden Gerichts auf's Tiefste erschüttert. Trotzdem befiehlt er, daß dem Unglückspropheten Daniel die V. 16 versprochene Belohnung zu Theil werde. Ob er dadurch das Gericht noch abzuwen-

den hoffte — wir wissen es nicht. Jedenfalls gelang es ihm nicht; denn noch in derselben Nacht ward er von seinem Schwager Nerigliſſar ermoedet.

Praktiſche Gedanken.

Das ſchreckliche Ende der Gottloſen.

I. Die Aeußerungen der Gottloſigkeit ſind Leichtſinn, Weltluſt und Hochmuth (V. 1—4). 1) Der Leichtſinn, in welchem der Menſch in der Welt dahin lebt, als ob es keinen Gott und kein Gericht gäbe. Wie viele Tauſende leben heute ſo dahin; ſcherzend, tändelnd, lachend gehen ſie durch's Leben, ohne den Gedanken an die Ewigkeit in ſich aufkommen zu laſſen! 2) Die Weltluſt, welche in den Genüſſen und Freuden der Welt allein Befriedigung ſucht (V. 1. 2). Konzerte, Theater, Tanzlokale ſind überfüllt — die Kirchen leer. 3) Der Hochmuth, der ſelbſt das Heiligſte gering achtet und über Gott und göttliche Dinge ſpottet (V. 3. 4). Belſazar und ſeine Gäſte tranken aus den heiligen Gefäßen und lobten ihre nichtigen Götzen. Wie viele ſogenannte Gebildete unſerer Zeit ſpotten und lachen heute über die heiligſten Geheimniſſe der Religion. Irret euch nicht; Gott läßt ſeiner nicht ſpotten.

II. Gott greift mit ſeiner geheimnißvollen Hand oft plötzlich mitten hinein in das Sündenleben der Menſchen (V. 5—12). 1) Ein plötzlicher Verluſt des Vermögens, eine lebensgefährliche Krankheit, ein unvoehergeſehener Todesfall u. drgl. reißt dem Leichtſinnigen oft plötzlich die Decke von den Augen — er erkennt den Ernſt des Todes und der Ewigkeit. 2) Nun beginnt er zu zittern und zu zagen (V. 6—9). Vergeblich ſucht er jetzt nach Troſt in der Welt (V. 7–8); in der Angſt ſeines Herzens läßt er ſchließlich noch einen Prediger rufen, der ſoll den Verzweifelnden tröſten, den Sterbenden, der ſein Lebenlang nicht nach Gott gefragt hat, noch ſchnell in den Himmel hineinbeten (V. 10–12). Aber oft iſt's dann zu ſpät.

III. Das Ende des Gottloſen iſt ſchrecklich (V. 25—28). 1) Er wiro auf der Wage Gottes zu leicht erfunden, weil er das Verdienſt Chriſti nicht mit in die Wagſchale legen kann. —Es kommt nicht viel darauf an, was wir wiegen auf der Menſchen Wage, ob wir hoch oder geeing geachtet werden in der Welt; aber darauf kommt viel, ja alles an, was wir wiegen auf der Wage Gottes, d. h. was wir ſind und gelten in ſeinen Augen. 2) Er wird von dem Gerichte Gottes ereilt. Belſazar wurde in derſelben Nacht von Nerigliſſar ermordet. — Straft Gott die Sünde auch nicht immer ſchon in dieſer Zeit, ſo geſchieht es doch gewiß in der Ewigkeit.

Andeutungen für den Klaſſenunterricht. Man richte ſich nach den für die vorige Leltion gegebenen Winken.

Sonntag, 21. Februae. **Der zweite Tempel.** Esra 1, 1—4; 3, 8—13.

1. Im erſten Jahr Kores, des Königs in Perſien, daß erfüllet würde das Wort des Herrn durch den Mund Jeremia geredet, erweckte der Herr den Geiſt Kores, des Königs in Perſien, daß er ließ ausſchreien durch ſein ganzes Königreich, auch durch Schrift, und ſagen:

2. So ſpricht Kores, der König in Perſien: Der Herr, der Gott vom Himmel hat mir alle Königreiche in Landen gegeben, und er hat mir befohlen, ihm ein Haus zu bauen zu Jeruſalem in Juda.

3. Wer nun unter euch ſeines Volkes iſt, mit dem ſei ſein Gott, und er ziehe hinauf gen Jeruſalem in Juda, und baue das Haus des Herrn, des Gottes Iſrael. Er iſt der Gott, der zu Jeruſalem iſt.

4. Und wer noch übrig iſt an allen Orten, da er Fremdling iſt, dem helfen die Leute ſeines Orts mit Silber und Gold, Gut und Vieh, aus freiem Willen zum Hauſe Gottes zu Jeruſalem.

8. Im anderen Jahr ihrer Zukunft zum Hauſe Gottes gen Jeruſalem, des anderen Monden, fingen an Serubabel, der Sohn Sealthiels, und Jeſua, der Sohn Jozadats, und die übrigen ihrer Brüder, Prieſter und Leviten, und alle, die vom Gefängniß kommen waren gen Jeruſalem, und ſtelleten die Leviten von zwanzig Jahren und drüber, zu treiben das Werk am Hauſe des Herrn.

9. Und Jeſua ſtund mit ſeinen Söhnen und Brüdern, und Kadmiel mit ſeinen Söhnen, und die Kinder Juda, wie Ein Mann, zu treiben die Arbeiter am Hauſe Gottes; nämlich die Kinder Henadad, mit ihren Kindern, und ihren Brüdern, die Leviten.

10. Und da die Bauleute den Grund legten am Tempel des Herrn, ſtunden die Prieſter angezogen, mit Trompeten, und die Leviten, die Kinder Aſſaph, mit Cymbeln, zu loben den Herrn mit dem Gedicht Davids, des Königs Iſrael;

11. Und ſangen um einander mit Loben und Danken dem Herrn, daß er gnädig iſt und ſeine Barmherzigkeit ewiglich währet über Iſrael. Und alles Volk lobete laut mit Loben den Herrn, daß der Grund am Hauſe des Herrn gelegt war.

12. Aber viele der alten Prieſter und Leviten und oberſten Väter, die das vorige Haus geſehen hatten, und nun dies Haus vor ihren Augen gegründet ward, weineten ſie laut. Viele aber lobeten mit Freuden, daß das Geſchrei hoch erſcholl;

13. Daß das Volk nicht erkennen konnte das Tönen mit Freuden vor dem Geſchrei des Weinens im Volk, denn das Volk lobete laut, daß man das Geſchrei ferne hörete.

Auf Belſazer oder Evilmerodach (ſiehe vorige Lektion) war deſſen Mörder Nerigliſſar in der Herrſchaft über Babylonien gefolgt. Dieſer hatte 4 Jahre ſpäter in einer Schlacht gegen Cyrus das Leben verloren und ſein Sohn Laborosoarchad war ſchon nach 8 Monaten durch eine Verſchwörung umgekommen, vermittelſt welcher ein Babylonier Namens Nabonad den Thron an ſich riß. Unter ihm erfüllte ſich der zweite Theil der von Daniel gedeuteten Schrift an der Wand. Das babyloniſche Weltreich eelag dem Angriff des mediſch-perſiſchen Reiches unter Darius dem Meder (Kyaxares II.) und Cyrus oder Kores (Jeſ. 45). Zur Zeit, in welche unſere Lektion fällt, iſt Darius bereits geſtorben und Cyrus Alleinherrſcher geworden. Daniel war einer der erſten Rathgeber des Königs.

I. Der göttliche Befehl an Cyrus. V. 1. 2.

V. 1. Unſere Leltion enthält nichts Geringeres als den Anfang der Erfüllung all der herrlichen Verheißungen, mit welchen die Propheten des alten Bundes die dunkle Nacht der göttlichen Strafgeeichte zum Voraus erhellt hatten. Welch ein großartiger Umſchwung der Verhältniſſe war jetzt zu erwarten, welch eine Fülle des Heils nach der Nacht des Unheils! Im erſten Jahe Kores, d. h. ſeiner Alleinherrſchaft (536 v. Chr., 70 Jahre ſeit 606). Daß erfüllet würde u. ſ. w. Alle frühere Weiſſagung von dem Gerichte der babyloniſchen Gefangenſchaft hatte ſich in Jeremia's Wort Jer. 25, 11 ff. zue größten Beſtimmtheit entwickelt. Zugleich hatle er aber auch die Dauer der Gefangenſchaft auf 70 Jahre feſtgeſtellt. Dieſe 70 Jahre kommen nur heraus, wenn wir bis zu dem erſten Anfang der Wegführung der Juden nach Babel, bis auf den Sieg Nebukadnezar's über Phaeao Necho im vierten Jahre Jojakim's (606 v. Chr.) zurückgehen, in welcher Zeit wirklich eine Anzahl vornehmer Juden nach Babel weggeführt worden ſind. Der Herr erweckte den Geiſt Kores. Sonſt hatte ſich der Herr die heidniſchen Völker dienſtbar gemacht, wenn er Iſrael ſtrafen wollte; jetzt muß der mächtigſte König der Welt zur Ausführung ſeiner Heilsabſichten mithelfen. Zu wie weit Daniel's Einfluß auf den König dabei im Spiele war, läßt ſich nicht beſtimmen. Wie klein aber war der neue Anfang des jüdiſchen Staates! Sonſt hatte der Herr, wenn er ſein Volk aus der Drangſal erlöſen wollte, ihm einen Retter aus ſeiner eigenen Mitte erweckt, diesmal iſt es ein Fremder, ein heidniſcher König,

Digitized by Google

dessen er sich bedient; und nicht das ganze Volk, sondern nur ein Theil kehrt in Folge der von Kores ertheilten Erlaubniß in das gelobte Land zurück.

V. 2. Der Herr hat mir gegeben. Mit hohem Selbstbewußtsein sagt Kores dieses; er sagt es aber auch mit Demuth, denn er sagt es mit der Anerkennung der Aufgabe, die ihm „der Herr", d. h. Jehovah, gestellt hat, nämlich der Aufgabe, ihm seinen Tempel zu bauen. Er ahnt freilich nicht, welch hohe Mission er damit in dem Reiche Gottes erfüllt; aber er reicht doch immerhin mit Bewußtsein seine Hand zur Ausführung des göttlichen Willens. Eben darum hat ihm auch die heilige Schrift eine Bedeutung zuerkannt, wie keinem anderen auswärtigen König (Jes. 44, 28; 45, 1). Ja, man kann sogar mit einem gewissen Rechte sagen, er sei ein Typus auf Christus, indem er die Juden aus der babylonischen Gefangenschaft befreite, wie Christus die ganze Menschheit aus der Knechtschaft der Sünde und des Satans befreit.

II. Die Aufforderung an das Volk Israel. V. 3. 4.

V. 3. Wer unter euch seines Volkes ist. Dieser Ausdruck umfaßt auch die Nachkommen der zehn Stämme; aber von diesen scheint doch nur ein verhältnißmäßig kleiner Bestandtheil von der Erlaubniß des Cyrus Gebrauch gemacht zu haben. Mit dem sei sein Gott. Dieser Segenswunsch, so vorangestellt, deutet an, daß das Folgende nicht sowohl Befehl als Erlaubniß ist. Der Zusatz: der zu Jerusalem ist, will nicht sagen, daß Jehovah nur in Jerusalem gegenwärtig sei und nur in Kanaan Macht habe, sondern drückt nur aus, daß er vor allem Jerusalem als die Stätte seiner Verehrung ausgezeichnet sehen will. Was die Stellung des Cyrus zu dem Jehovahdienst betrifft, so ist wahrscheinlich, daß er in dem Jehovah der Israeliten nur eine andere Bezeichnung für den von den Persern verehrten Ormuzd gesehen hat. Es ist dies um so annehmbarer, da die Perser nach den neuesten Untersuchungen ursprünglich eine reinere Gotteserkenntniß hatten, welche erst durch die aus Medien und von Westen her eindringenden sinnlichen Religionselemente getrübt wurde.

V. 4. Wer noch übrig ist, d. h. von den Gefangenen aus Juda, dem helfen (sollen helfen) die Leute seines Orts. Also auch die Heiden fordert Cyrus auf, in ihrem Theil den heimkehrenden Gefangenen behilflich zu sein.

III. Grundsteinlegung des neuen Tempels. Kap. 3, 8—13.

V. 8. Im andern Jahre nach der Zukunft (Rückkehr) der Gefangenen nach Judäa wurde der Grund zu dem zweiten Tempel gelegt. Serubabel (deutsch: in Babel geboren) war der Urenkel des gefangenen Königs Jojachin (Jechonja). Als Sprößling des Davidischen Hauses stand er in hoher Achtung bei seinem Volk und bei den persischen Machthabern. Doch wurde ihm der Königstitel nicht beigelegt, da die zurückgekehrten Juden in einem Abhängigkeitsverhältniß von Persien verblieben, was für sie unter den obwaltenden Verhältnissen eine Wohlthat war und zugleich dazu beitrug, die Hoffnung auf den Messias rege zu erhalten. Jesua (Josua), der Enkel des Hohenpriesters Seraja, welchen Nebukadnezar zu Ribla tödten ließ (1 Chron. 5, 40; 2 Kön. 25, 18 ff.), wurde der erste Hohepriester der zurückgekehrten Exulanten.

V. 9. Ueber die hier weiter genannten Männer Kadmiel und Henada ist nichts Näheres bekannt.

V. 10. 11. Die Grundsteinlegung wurde feierlich und festlich vollzogen. Die Tempelmusik wurde seit David von bestimmten Leviten-familien gepflegt, besonders der Familie des Asaph u. A. Dieselbe bestand nicht blos in Chor- und Wechselgesängen, sondern schloß auch Instrumentalmusik in sich. Es ist daher völlig grundlos, wenn man die Einführung der Instrumentalmusik in unseren Kirchen als eine weltliche Neuerung ansieht. — Die Lieder, welche gesungen wurden, waren Loblieder, wie Psalm 106, 107, 118 und 136. Cymbeln, ein musikaliiches Instrument, bestehend aus zwei tellerartigen Metallplatten, welche gegen einander geschlagen werden. Die Cymbeln dienten besonders zur Begleitung fröhlicher Musik bei Freudenfesten.

V. 12. 13. In den Freudenjubel mischten sich Aeußerungen der Trauer. Aber beide, Trauer und Freude bewiesen den heiligen Eifer für die Verehrung des Herrn gleich sehr. Da seit dem Anfang des Exils, dem vierten Jahre Jojakims, 72 Jahre verflossen waren und der Tempel erst 18 Jahre nach der ersten Wegführung zerstört worden war, konnten sehr wohl alte Leute vorhanden sein, die den salomonischen Tempel noch gesehen hatten. Weineten laut, nicht etwa Freudenthränen, auch nicht blos Thränen der Rührung, sondern vielmehr Thränen des Schmerzes, indem sie sich nicht verbergen konnten, daß das neue Werk nach den obwaltenden Verhältnissen die Herrlichkeit des alten nicht erreichen werde. Sie hätten also gerne, wenn es ihnen möglich gewesen wäre, das neue Haus wieder ebenso herrlich wie das frühere hergestellt. Daß das Volk nicht erkennen konnte u.s.w. (V. 13). Die Aeußerungen der Freude und der Trauer waren gleich laut, so daß beides kaum unterschieden werden konnte. Diese Worte enthalten keinen Tadel, denn auch dieses Durcheinander der Gefühlsäußerungen war ein Ausfluß der Begeisterung für die Sache des Herrn.

Praktische Gedanken.

Gott selbst führt seines Reiches Sache zum Sieg.

I. Erlenkt dem heidnischen Könige Cyrus das Herz, daß er zum Erlöser seines Volkes aus der babylonischen Gefangenschaft wird. V. 1. 2. „Des Königs Herz ist in der Hand des Herrn wie die Wasserbache, er neiget es wohin er will." Spr. 21, 1. Gott lenkt die Geschicke der Welt, indem er den Geist der Menschen lenkt. Nicht so zwar, daß er sie zwänge, gut oder böse zu sein. Die Entscheidung über die Grundrichtung unseres Lebens ist stets eine freie That unseres Willens (d. h. wir sind von Natur alle böse, aber die vorlaufende Gnade Gottes wirkt an jedem von uns, und ob wir dem Zug dieser Gnade folgen wollen oder nicht, das hängt von unserer freien Selbstbestimmung ab); wohl aber bestimmt er gar oft unsere Entschlüsse im Einzelnen, sowie deren Ausführung durch das Walten seiner Vorsehung. So schafft er das Gute, das wir thun, und beeinflußt die Entschlüsse der Menschen so, daß oft Leute, die nichts von ihm wollen, Werkzeuge seines Willens werden müssen. Darum gebührt ihm die Ehre für alles, was je und dann zum Besten seines Reiches geschieht. — Die Erlösung der Juden aus Babel ist ein Vorbild der Erlösung der sündigen Menschheit durch Christum. Wie Cyrus in das Reich seiner Feinde (Babel) einbrach und es eroberte, so kam Christus in die Welt, um dem Fürsten dieser Welt die Seelen der Menschen zu entreißen und die Welt für sich zu erobern.

II. Er schafft den Empfänglichen, die sich nach dem gelobten Lande sehnen, Mittel und Wege zur Rückkehr. V. 3. 4. Niemand unter den Juden wurde gezwungen in das Land Canaan zurückzukehren. Jeder handelte nach seiner eigenen freien Wahl; und viele blieben thatsächlich in Babel zurück. Denen aber, welche heimkehren wollten, bahnte Gott den Weg. Selbst die Heiden mußten ihnen in ihrem Vorhaben behilflich sein. So zwingt

Digitized by Google

Gott Niemand, sich zu bekehren; aber wer mit aufrichtigem Verlangen sich nach seiner Gnade und der Freiheit der Kinder Gottes sehnt, dem ist durch Christi Versöhnungstod der Weg geöffnet und der Geist der Gnade führt ihn durch Nacht zum Licht.

III. Errichtet unter den Erlösten seinen Tempel auf. V. 8—12. Der Zweck der Heimkehr der Juden war die Wiederaufrichtung der jüdischen Theokratie und des Tempels. So ist der Zweck der Bekehrung jedes einzelnen Menschen die Aufrichtung des Tempels Gottes in dem Herzen des Gläubigen und des Reiches Gottes, welches gleichfalls ein geistlicher Tempel genannt wird, in der Welt.

Sonntag, 28. Februar.

Nehemia's Gebet.

Neh. 1, 1—11.

1. Dies sind die Geschichten Nehemia, des Sohnes Hachalja. Es geschah im Monden Chislen des zwanzigsten Jahre, daß ich war zu Susan auf dem Schloß;

2. Kam Hanani, einer meiner Brüder, mit etlichen Männern aus Juda. Und ich fragte sie, wie es den Juden ginge, die errettet und übrig waren von dem Gefängniß, und wie es zu Jerusalem ginge?

3. Und sie sprachen zu mir: Die Uebrigen von dem Gefängniß sind daselbst im Lande in großem Unglück und Schmach; die Mauern Jerusalems sind zerbrochen und ihre Thore mit Feuer verbrannt.

4. Da ich aber solche Worte hörete, saß ich und weinete, und trug Leid zween Tage, und fastete und betete vor dem Gott vom Himmel,

5. Und sprach: Ach Herr, Gott vom Himmel, großer und schrecklicher Gott, der da hält den Bund und Barmherzigkeit denen, die ihn lieben und seine Gebote halten;

6. Laß doch deine Ohren aufmerken und deine Augen offen sein, daß du hörest das Gebet deines Knechts, das ich nun vor dir bete Tag und Nacht, für die Kinder Israel, deine Knechte, und bekenne die Sünden der Kinder Israel, die wir an dir gethan haben; und ich und meines Vaters Haus haben auch gesündiget.

7. Wir sind verrückt worden, daß wir nicht gehalten haben die Gebote, Befehle und Rechte, die du geboten hast deinem Knechte Mose.

8. Gedenk aber doch des Worts, das du deinem Knechte Mose geboten, und sprachest: Wenn ihr euch vergreifet, so will ich euch unter die Völker streuen.

9. Wo ihr euch aber bekehret zu mir und haltet meine Gebote und thut sie, und ob ihr verstoßen wäret bis an der Himmel Ende; so will ich euch doch von dannen versammeln, und will euch bringen an den Ort, den ich erwählet habe, daß mein Name daselbst wohne.

10. Sie sind doch ja deine Knechte und dein Volk, die du erlöset hast durch deine große Kraft und mächtige Hand.

11. Ach Herr, laß deine Ohren aufmerken auf das Gebot deines Knechts, und auf das Gebet deiner Knechte, die da begehren deinen Namen zu fürchten; und laß deinem Knechte heute gelingen, und gieb ihm Barmherzigkeit vor diesem Manne. Denn ich war des Königs Schenke.

Fast ein Jahrhundert ist seit den in der letzten Lektion erzählten Begebenheiten verflossen. Auf dem persischen Königsthrone saß Artaxerxes Longimanus (445 v. Chr.). Die Juden, welche unter Serubabel in das gelobte Land zurückgekehrt waren, litten schwer durch die Anfeindungen und Verleumdungen ihrer Feinde, der Samaritaner. Die Mauern der Stadt waren niedergerissen und die Thore verbrannt. Ihre Lage war noch trauriger und beklagenswerther, als sie in der Gefangenschaft in Babel gewesen war. Durch etliche Juden, welche von Jerusalem nach Susa kamen, erfuhr Nehemia die traurige Lage der Dinge. Von tiefem Schmerz erfüllt, wandte sich dieser nun in einem herzlichen Gebet zu Gott. Dieses Gebet bildet den Hauptinhalt unserer Lektion. Nehemia, der selbst Verfasser des seinen Namen tragenden Buches ist, erzählt seine Erlebnisse in der ersten Person.

I. Die Noth des Volks. V. 1—3.

V. 1. Nehemia (deutsch: welchen der Herr tröstet), der schon sehr jung das ansehnliche Amt eines Mundschenks am Hofe des Königs Artha sastha oder Artaxerxes Longimanus (Langhand) bekleidete und bei ihm und seiner Gemahlin (2, 3) in hoher Gunst stand, stammte, wie Daniel und andere zu Hofdiensten verwendete Juden (Dan. 1, 3), ohne Zweifel aus einem vornehmen Geschlecht aus Jerusalem (2, 3). Ueber Nehemia's Vater Hachalja, der auch noch Kap. 10, 2 erwähnt wird, ist nichts Näheres bekannt. Daß er aus dem Stamme Juda war, ist wahrscheinlich; dagegen ist seine davidische Ablunft, welche mehrere Ausleger angenommen haben, sehr zweifelhaft. Der Monat Chisleu (der neunte Monat der Juden) ist unser Dezember. Das Schloß oder die Burg Susa war die Winterresidenz der persischen Könige, während das jenseits der nördlichen Gebirge gelegene Ekbatana als Sommerresidenz diente. In einer wasserreichen Gegend gelegen, nördlich, östlich und südlich von Gebirgen umgeben, war Susa eine der schönsten Städte des Alterthums.

V. 2. Hanani, einer meiner Brüder. Nach Kap. 7, 2 war er nicht blos Nehemia's Volks- und Stammgenosse, sondern sein leiblicher Bruder. Als dieser mit einigen Männern aus Judäa nach Persien zurückkehrte, erkundigte sich Nehemia bei denselben nach den Zuständen in Jerusalem. Wir sehen aus der Geschichte Esra's und Nehemia's, daß die im Lande des Exils Zurückgebliebenen nicht blos für die Heiden, unter welchen sie lebten, sondern auch für die Muttergemeinde, die sich in Jerusalem angesammelt hatte, eine wichtige Mission hatten. Wenn es ihnen gelang, am Hofe Gunst und Ansehen zu gewinnen, konnten sie wie Esra und Nehemia ihren heimgekehrten Brüdern in Judäa die wesentlichsten Dienste leisten.

V. 3. Das große Unglück und die Schmach der Juden in Judäa hatten ihren Grund in der Feindschaft der umwohnenden Samaritaner und Heiden, welche durch die von Esra herbeigeführte Verstoßung der fremden Weiber noch mehr erbittert worden waren. Die Mauern sind zerbrochen. Ob die Mauern seit der Zerstörung der Stadt durch die Chaldäer völlig wieder aufgebaut und neuerdings von den benachbarten Heidenvölkern auf's Neue niedergerissen, oder ob sie noch nie völlig restaurirt worden waren, obwohl es an Versuchen sie auszubessern nicht gänzlich gefehlt hat (Esra 4, 12) — darüber läßt sich nichts mit Sicherheit entscheiden.

II. Nehemia's Gebet. V. 4—11.

V. 4. Ich saß und weinete. Der große Eifer, der Nehemia für das Wohl seiner Volksgenossen beseelte und ihn zur That für sie treiben mußte, gab sich bei jener Nachricht zunächst dadurch kund, daß er zwei Tage lang über das Unglück seines Volkes weinte und Leid trug. So lange die Gemeinde des Herrn noch eine streitende ist, liegt in ihren Zuständen für die Frommen immer wieder Grund, zu trauern, zu fasten und zu beten, wenn irgend möglich aber auch thatkräftig und hilfreich einzugreifen.

V. 5. Nehemia berichtet den Inhalt seines Gebetes. Gott vom Himmel. Die Bezeichnung Jehovahs wurde erst in der Zeit des Exils üblich, vielleicht im Gegensatz zu dem heidnischen Himmels-Gott Baal. Es liegt in dieser Bezeichnung aber auch ein Hinweis auf die Erhabenheit des Herrn, also auf die Macht, das folgende Gebet zu erhören. Dieser Gedanke tritt noch deutlicher hervor in den Worten: großer und schrecklicher Gott, womit 5 Mos. 21, 7 vergleichen ist. Der da hält den Bund u. s. w. Durch diese Worte

wird Gottes Geneigtheit, zu erhören und zu helfen, hervorgehoben.

V. 6. 7. Vers 5 enthielt den Eingang des Gebetes. Nun folgt das eigentliche Gebet, und zwar zunächst ein Sündenbekenntniß, weil Bußfertigkeit vor allem zu einem erhörlichen Gebete nöthig ist, sie aber gewiß auf Gottes Gnade rechnen darf. Ich und meines Vaters Haus. Nehemia schließt sich selbst in sein Bußgebet mit ein. Wir sind verrückt worden, richtiger: wir haben an dir verderbt gehandelt. Die Sünde ist der Leute Verderben. Dem Frommen wird jedes Unglück, das ihn trifft, eine Veranlassung zur Selbstprüfung und Demüthigung vor dem Herrn.

V. 8. Gedenke des Wortes. Der Gedanke an die schwere Verschuldung könnte einer vertrauensvollen Bitte im Wege stehen. Aber Gottes Wort hat ausdrücklich auch für den Fall schwerer Verschuldung, ja selbst bei einer zeitweiligen Verwerfung für die Reuigen Gnade in Aussicht gestellt. Daran hält sich Nehemia im Glauben. Es ist des Glaubens Art, daß er Gott seine Verheißungen vorhält und sich in seinen Bitten auf dieselben stützt. Hier hat Nehemia offenbar an 5 Mos. 30, 1—5 gedacht, wo die hier erwähnte Verheißung sich fast wörtlich findet.

V. 9. Das Ende der Himmel ist gleichbedeutend mit dem Ende der Erde, auf welche sich das Himmelsgewölbe dem Augenscheine nach herabsenkt. Der Ort, den der Herr erwählet hat, ist Jerusalem.

V. 10. Der hier angeführte Grund, warum der Herr das Gebet Nehemia's erhören und den bedrängten Juden in Judäa Hilfe schaffen soll, ist die Thatsache, daß der Herr dieses Volk ja durch die Erlösung aus Egypten und die darauffolgende Bundstiftung am Sinai, sowie durch die neuerdings geschehene Erlösung aus Babel sich so zugeeignet, es gleichsam zu seiner Familie gemacht hat, daß dasselbe gewissermaßen Anspruch auf seine Erbarmung besitzt. Er darf dieses Volk seiner Wahl nicht verlassen, bis er seine Absichten mit demselben ganz erreicht hat.

V. 11. Die Wiederholung des Eingangs V. 8 bildet einen nachdrucksvollen Schluß des Gebetes. Nehemia faßt sich hier mit den anderen Knechten Gottes zusammen, weil ihn der Gedanke, in seinem Gebete nicht allein zu stehen, mit größerer Zuversicht erfüllt. Zuletzt hebt er noch kurz hervor, worauf es ihm zuerst jetzt ankommt. Gieb deinem Knechte Barmherzigkeit vor diesem Manne, d. i. dem Könige. Nehemia hatte also von Anfang an die Absicht, die Hilfe des Königs für Jerusalem in Anspruch zu nehmen, er fühlt es als seine Pflicht, das Ansehen, das er bei Hofe genießt, für das Wohl Jerusalems zu benützen. Aber dennoch wendet er sich vor allem an Gott im Gebet. Er weiß, daß er, wie einst Jakob, zuerst Gott überwinden muß, ehe er Menschen überwinden kann; auch ist er davon überzeugt, daß Menschenhilfe, auch die Hilfe des mächtigsten Königs, ohne Gottes Hilfe werthlos wäre.

Praktische Gedanken.

Unser höchster und letzter Wunsch.

1. Wonach wir fragen. — Nach dem Kommen des Reiches Gottes in uns und um uns. V. 1. 2. Es bleibt uns auch in allem Wohlergehen, wenn anders wir fromm sind, immer noch eine Frage, das ist die nach dem Reiche Gottes, nach seinem Kommen in uns und um uns; und wirklich befriedigen kann uns nur die Gewißheit, daß dasselbe immer mehr zu uns (in unsere Herzen) und unseren Angehörigen und auch zu unserem Volke kommt. Ohnedem hat nichts für uns Werth; denn ohnedem hat nichts Bestand.

2. Worüber wir klagen. — Darüber, daß von dem Reiche Gottes noch so wenig zu sehen ist. V. 3. Leider finden wir in uns und um uns noch so oft das gerade Gegentheil von dem, was in das Reich Gottes taugt.

3. Wem wir es vortragen. — Dem Herrn mit Trauern, Fasten und Beten. V. 4—11. Das rechte Gebet für das Kommen des Reiches Gottes ist anhaltend und inbrünstig (V. 6); es ruht auf demüthiger Anerkennung der eigenen Unwürdigkeit. Obwohl priesterlich vor Gott flehend, schließt sich Nehemia doch mit denen, für welche er betet, auf's innigste zusammen (V. 6. 7). Das rechte Gebet ist endlich voll Glaubens. Trotz der Sünde und Strafe erwartet es Erhörung, gestützt auf die gnädigen Verheißungen Gottes (V. 8—11).

Winke für den Klassenunterricht.

Für die Kleinkinderklasse: Nehemia, aus vornehmer Familie, war, wie vorher Daniel, als Jüngling an den königlichen Hof gebracht worden und hatte sich daselbst durch sein offenes, gewandtes Benehmen, und wohl auch durch seine Pflichttreue und seine herzliche Frömmigkeit, das Vertrauen und die Liebe des Königs und der Königin erworben. Man kann auch in der Jugend und selbst an einem Königshofe fromm sein. Obwohl noch sehr jung, erhielt Nehemia die Stelle eines königlichen Mundschenken. Schilderung des Lebens am Hofe. Nehemia war umgeben von allen Genüssen der Welt; aber er vergaß trotzdem seines Volkes und seines Gottes nicht. Wie viele sogenannte Christen vergessen Gottes, wenn es ihnen wohl geht! Thut ihr nicht also; auch im Glück sollen wir an Gott gedenken und die Liebe zu seinem Volk und Reich im Herzen bewahren. — Die Nachricht von dem Unglück Jerusalems bewegt das Herz Nehemia's auf's schmerzlichste. Das Unglück und die Fehler Anderer sollen nicht Schadenfreude, sondern Mitleid und den Wunsch, ihnen zu helfen, in uns wecken. Nehemia war sofort entschlossen, was er konnte für seine Brüder in Judäa zu thun, und auch bei dem König seinen Einfluß zu ihren Gunsten geltend zu machen. Aber ehe er dem König sein Anliegen vortragt, betet er zu Gott. An Gottes Segen ist alles gelegen. Erst nachdem er sich der göttlichen Hilfe versichert, bringt Nehemia sein Anliegen vor den König, und Gott schenkt ihm, daß er Gnade auch in dessen Augen findet.

Aus der Zeit.

Zwei Frauenrechtlerinnen. Wenn man in früheren Jahren die Viktoria C. Woodhull reden hörte von dem Beruf der Frau, von ihrer Fähigkeit, und den Gebieten, auf welchen das weibliche Geschlecht thätig sein könnte und sollte, so hätte man meinen können, die begabte Rednerin lebe für nichts anderes als sich und alle Frauen dazu heranzubilden, ganz und gar unabhängig von der Männerwelt zu leben.

Fragte man aber ein wenig nach, so ergab es

ſich, daß die Woodhull früher Claflin geheißen, und Herr Woodhull, ihr erſter Gatte, durchaus nicht der letzte geweſen.

Neulich nun kam von England die Nachricht, daß ſich die Woodhull wieder verheirathet habe — etwa zum vierten oder fünften Mal. Und zwar hat ſie diesmal einen Mann mit recht viel Geld gefangen, nämlich einen Bankier aus London Namens Martin.

Auch die Schweſter der Woodhull, die vierzigjährige Jungfrau Jennie C. Claflin, die früher ebenfalls ganz erhaben vom weiblichen Beruf plauderte — hat einen reichen Mann aus London gefiſcht und womöglich eine noch „beſſere“ Partie gemacht als Viktoria.

Bei dieſer reichen Doppelhochzeit kommen mir allerlei Gedanken, namentlich aber der: Wie thöricht doch die Frauen geweſen, welche ſich von ſolchen Weibern beeinfluſſen ließen und das, was ſie über den Frauenberuf ſagten, als Evangelium hinnahmen! — Endlich landen ſie im Geldkaſten von zwei reichen Käuzen der Männerwelt! Eliſabeth.

Ein aſiatiſches Californien. Vom Amurfluß, der fern im öſtlichen Aſien in das ſtille Weltmeer mündet, kommt die Kunde von einem neuen Californien. Da, wo dieſer Strom durch den Zuſammenfluß der beiden Flüſſe Argun und Schilka gebildet wird, aber auf chineſiſchem Gebiete, gegenüber dem ruſſiſchen Ufer, liegt die Landſtrecke Dſcholtuga, und hier wurde im Sommer 1883 von zwei Koſaken Gold entdeckt. Schon im Laufe des Sommers war es am ganzen Amur bekannt, daß dort ſehr viel Gold vorkomme und ſo begann denn auch bald nach dem Zufrieren des Fluſſes, wodurch der Verkehr ermöglicht ward, eine wahre Völkerwanderung nach dem neuen Dorado. Von der chineſiſchen Seite durch hohe Gebirge und wüſtes, waſſerloſes Hinterland getrennt, war der Platz nur den Ruſſen von der ruſſiſchen Seite des Amur her zugängig, und die Chineſen vermochten nicht zu hindern, daß gerade Ruſſen in dem neuen Goldlande ſich anſiedelten und das Gold ausbeuteten.

Nach einem Berichte des Hamburgers A. Cordes iſt dort die obere Erde bis zu einer Tiefe von drei Metern metallfrei, darunter aber folgt eine weithin ſich erſtreckende, ein bis zwei Fuß dicke, „Plaſt“ genannte, ungemein goldhaltige Schicht, aus der das edle Metall durch Waſſer in großartiger Menge gewonnen wird. Alle Bergwaſſer im Dſcholtuga-Thal, ſoweit es ſich erſtreckt, auch andere Nebenflüſſe des Amur, wie der Albaſin, ſind ſtark goldhaltig. Die neue Goldkolonie hatte im Frühjahr d. J. ſchon 600 Holzhäuſer und ebenſoviele Erdhütten. Die Zahl der Arbeiter, die nach ruſſiſchem Genoſſenſchafts-Syſteme arbeiten (Artelle), beläuft ſich ſchon auf 8000, dazu kommen noch 1500 Händler u. ſ. w., ſo daß dort im Handumdrehen in der Wüſtenei eine Stadt entſtanden iſt.

Von großem Intereſſe iſt es nun zu hören, daß dieſe herrenloſe zuſammengeſtrömte, zum Theil aus ehemaligen Sträflingen beſtehende Geſellſchaft ſich muſterhaft ſelbſt verwaltet. Ein entlaſſener Sträfling, Karl Karlowiſch mit Namen, iſt zum Präſidenten erwählt — es ſoll ein Ungar oder Italiener ſein. Neben ihm leiten elf Aelteſte die Verwaltung und Juſtiz. Vergehen gegen das Gemeinwohl werden durch Stockprügel, Geldſtrafen oder Ausweiſung geahndet; die erſteren werden in der liberalſten Weiſe in der neuen Republik zuertheilt, gewiß ein Beweis für deren Vortrefflichkeit. Wer früh Morgens ſchon betrunken zur Arbeit kommt, erhält 25 Schläge. Kein Schnapshaus darf — bei 25 Rubel Strafe — länger als bis 10 Uhr Abends geöffnet ſein; im Wiederholungsfalle beträgt die Buße 300 Rubel. Jeder Schnapsladen zahlt monatlich 60 Rubel Steuer. Es beſtanden deren im Frühjahr 1885 etwa 30, daneben noch 5 „Hotels“ und 26 Läden.

Der Statthalter Freiherr von Manteuffel als Chriſt. In der Gedächtnißrede auf den Statthalter Freiherr von Manteuffel ſchilderte der evangeliſch-lutheriſche Pfarrer Horning in Straßburg, deſſen Kirche der Statthalter oft beſuchte, denſelben in folgender Weiſe:

Die letzten ſechs Jahre ſeines thatenreichen Lebens, die unſerem Elſaß-Lothringen gewidmet waren, haben uns den bedeutenden Mann näher gerückt. Er hat dem Lande Wohlwollen und Liebe entgegengebracht. Er wollte „nicht Wunden ſchlagen, ſondern heilen;“ und unleugbar haben ihm auch viele Herzen entgegengeſchlagen. Was ihn aber für Chriſten, (ſie mögen einem Volksſtamm angehören, welchem ſie wollen,) beſonders lieb und werth macht, das iſt ſein unumwundenes Bekenntniß des chriſtlichen Glaubens. Der verewigte kaiſerliche Statthalter hat zu dieſer Zeit des Abfalls und des Unglaubens mit feſter Hand die Fahne des Kreuzes hoch emporgehalten, und des alten, aber ewig neuen Evangeliums von Chriſto, ſich nicht geſchämt. Es hat dieſer Gewaltige auf Erden vor vielen Zeugen, mit Herz, Mund und That, der argen Welt zum Trutz, unerſchrocken Chriſtum als ſeinen ewigen Gott und Heiland bekannt. Dafür dürfen, dafür müſſen, dafür wollen wir Gott den Herrn preiſen. Die Thatſache ſteht feſt, und es muß unſerem Geſchlecht unumwunden bezeugt werden, daß der erſte kaiſerliche Statthalter in Elſaß-Lothringen ein Chriſt war. Und das iſt noch mehr, als mit Blut und Thränen erkaufte Siege!

Nebſt dem Glaubensbekenntniß des nun dahingeſchiedenen Feldmarſchalls erfreute uns aber noch ein Zug aus dem Bilde ſeines Lebens. Es iſt ſeine Erſcheinung in der anbetenden Gemeine. Durch ſein Beiſpiel hat dieſer höchſte Beamte des Landes den Beweis geführt, daß der beſchäftigtſte Menſch Zeit hat, und nichts verſäumt, wenn er regelmäßig die Kirche beſucht, mit der Gemeine des Herrn für ſein ewiges Heil ſorgt, und zugleich für die ſchweren Aufgaben Gottes Gnade im Gebet und Flehen ſucht. Oft erſchien der greiſe Statthalter auch in unſerer Jung St. Peters Kirche an Sonn- und Feſttagen, und ſaß hier neben dem Altar in ſeiner Feldherrntracht, ſich mitbeugend beim Sündenbekenntniß, mit uns die unverfälſchten Lieder ſingend, ſich mit uns an Gottes Wort erbauend, mit uns ſein Herz zu Gott erhebend. Und wenn er nach dem Segen freundlich rechts und links ſich neigend entfernte, huldreich auch die Kinder grüßend, ſo konnte man ſich des Eindrucks nicht erwehren, daß in ſeinem Kirchenbeſuch ein gut Stück chriſtlicher Volkserziehung ruhe.

Digitized by Google

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Vierzehnter Band. März 1886. Drittes Heft.

Sonnige Jugend.

Für Haus und Herd von Julie.

Hiezu das Titelbild.

Es dämmert in meinem Stübchen und ich schaue in Gedanken versunken hinaus in's Weite. Alte Zeiten lauten wie ferner Glockenklang um meine Seele und von sanften Tönen getragen, fliegt sie in die Zeit meiner Jugend.

Ein kleines Predigerhaus malt sich vor meinem Blick. Es steht weit draußen auf der Prairie von Illinois und ist weit und breit umgeben von wogenden Weizen- und Kornfeldern. Es war immer so feierlich und stille dort, daß ich mich später oft aus des Lebens Mühe und Drangsal herauswünschte, hin zu jener Stätte der Ruhe und des Friedens.

Ja wohl, es war eine rechte Stätte des Gottesfriedens. Vater und Mutter hatten denselben in tiefem Herzensgrund und nie hab' ich in Blick, Wort oder That den geringsten Mißlaut vernommen. Ist nicht schon dies allein genug, die Jugend sonnig zu machen?

Viele Menschen hätten zwar unser Leben ein trübseliges geheißen, denn wir waren arm und der Vater mußte die meiste Zeit abwesend sein, um Missionsdienst zu verrichten.

Mir jedoch erscheinen jene Tage herrlich wie des Himmels Glanz. Ich habe aus denselben den Gottesfrieden mit in's Leben hinausgenommen. Ich kann mich keiner Zeit erinnern, da ich Gott nicht liebte und in ihm nicht wahrhaft glücklich gewesen wäre. Das ist fürwahr eine sonnige Jugend.

Und die irdische Sonne, welche mir all dies Glück vermittelte, das ist meine liebe Mutter, denn der theure Vater mußte meistens im Beruf von Haus abwesend sein.

Mir ist's noch heute, als ob sich ihr sonniges, Liebe athmendes Antlitz auf mich herabneigte und ich höre sie noch sagen — „nicht wahr, mein Kind, du bist recht glücklich in Gott," indem sie mich an's Herz drückte.

Und wenn wir an Sommerabenden dann allein vor dem Häuschen saßen, während der Vater draußen herumreiste, und wir Kinder freundlich baten: Mama, singe uns; da hat sie nie nein gesagt, sondern uns jedesmal mit ihrer glockenklaren Stimme erfreut, und wohl hundertmal hab' ich sie singen hören:

„Weil ich Jesu Schäflein bin,
Freu' ich mich nun immerhin
Ueber meinen guten Hirten,
Der mich wohl weiß zu bewirthen,
Der mich liebet, der mich kennt
Und bei meinem Namen nennt."

Mir war, als könnte kein Engel herrlicher singen. Und wie sie sang und was sie sang, drang sanft und ohne Widerstand in's empfängliche Kinderherz.

Es ist auch anders geworden mit uns. Als Waisen wurden wir in's Leben hinausgestoßen, und haben dessen Bitterkeit und Kampf erfahren. Der Jammer der Sünde, das Gift der Verfuchung und die Thorheit des Unglaubens sind an uns herangetreten. Aber sie haben uns nicht überwältigt, und den Frieden Gottes, den wir von Gott aus dem Vaterhaus vererbt, nicht nehmen können. Der Duft meiner sonnigen Jugend ward von der finstern Macht nie verwischt.

Wenn ich jetzt hie und da zum Predigerhäuschen auf der Illinois Prairie hinziehe, so finde ich zwei Gräber, in denen die irdische Hülle der geliebten Eltern ruht. Aber der Sonne, die meine Jugend und mein ganzes Leben beleuchtete, darf der Tod nichts anhaben. Und die, die dort schlafen bis zum Tag der Garben, haben aus allen Kräften dafür gewirkt, daß meine Jugend eine sonnige gewesen und mein Leben ein glückseliges ist.

Sie hatte keine Zeit.

Für Haus und Herd bearbeitet von Henricus.

Mathilde saß allein in ihrem Zimmer, das Haupt in die Hand gestützt. So jung — kaum 16 Jahre — und schon so ernste Gedanken! Nein, — nicht unter der Wucht ernster Gedanken ließ sie das Köpfchen hängen. Aber es war der Vorabend ihres Confirmationstages, und dieser Tag vergeht doch nie, auch für die leichtsinnigsten Herzen nicht, ohne eine gewisse ernste, feierliche Stimmung.

Mathilde war schön, sehr schön sogar. Sie besaß noch jene kindlich anspruchslose, zarte, liebliche Schönheit, die mehr das Herz als die Sinne anspricht. Sie gehörte keineswegs zu den sehr aufgeweckten, gedanken- und gefühlvollen, folglich auch nicht zu den schwärmerischen Naturen. Dazu waren die Verhältnisse, unter denen sie aufgewachsen, zu geräuschvoll und weltlich gewesen; die dem Kindesalter so natürliche und dienliche Zurückgezogenheit war ihr fremd geblieben.

Schwer ist's daher zu entscheiden, ob das junge Mädchen, das so gedankenversunken dasitzt, an den bevorstehenden feierlichen Akt denkt — oder an das lange seidene Kleid, das sie morgen zum erstenmal tragen soll. Ihre fast andachtsvolle Haltung spricht für das Erste; schlägt sie jedoch das Auge auf, dann deutet der ängstlich suchende, lebhafte Blick auf das Zweite.

Aber wie das junge Mädchen so dasaß, in das Himmlische oder in das Irdische versunken, — stand plötzlich ihr Schutzengel vor ihr.

Wohl ward Mathilden ein wenig eigen zu Muthe, aber von Furcht und Angst wußte sie doch nichts.

„Wer bist du?" fragte sie mit leisem Beben in der Stimme.

„Ich bin dein Schutzengel. Kennst du mich nicht?"

„Ich kann mich dessen nicht mehr entsinnen, wann und wo ich dich gesehen habe, und doch kommst du mir so innig bekannt vor."

„Bekannt? — Das sollte ich meinen!" erwiderte der Engel liebreich lächelnd. „Wir haben, als du klein warst, unzähligemale mit einander gespielt, und unzähligemale entriß ich dich drohenden Gefahren."

„Komm, setze dich zu mir!" sagte das junge Mädchen mit jungfräulicher Würde und Anmuth. „Spielen, wie in alten Tagen, kann ich nicht mehr mit dir; dazu bin ich jetzt zu groß und habe an zu vieles zu denken. Aber da du mir so nahe stehst, müssen wir doch mancherlei uns zu erzählen haben. Ach, ich habe schon seit langer Zeit eine Vertraute entbehrt, vor der ich mein Herz ausschütten könnte!"

„So erleichtere dein Herz vor mir! — Woran dachtest du, als ich dir erschien?"

„O, an so allerlei; — treppauf, treppab geht's in meinem Kopfe. Es ist, wie du wohl weißt, doch ein eigen Ding, confirmirt zu werden. Das geschieht ja nur einmal im Leben, und so viele Augen sind dann auf einen gerichtet. — Aber, mein lieber Engel, gieb mir nur vor allen Dingen einen guten Rath: Was meinst du, wie soll ich morgen mein Haar ordnen? Soll ich das Korallenhalsband oder die echten Perlen tragen? Ein Kreuz hängt an beiden."

Der Engel schüttelte das Haupt. „All dergleichen ist mir fremd und unbekannt; ich bin gekommen, um über wichtigere Dinge mit dir zu reden. Hast du Vertrauen zu mir? — fühlst du, daß ich dich lieb habe?"

Thränen traten dem jungen Mädchen in die Augen. Sie war so leicht zu rühren; aber ebenso schnell verflog auch die Rührung wieder.

„Ich glaube, du meinst es gut mit mir," versetzte sie durch Thränen lächelnd. „Sprich zu mir, worüber du willst!"

Und der Engel begann von all dem zu reden, was diese Stunde erheischte, und was ihr am tiefsten in's Herz dringen mußte. Er erinnerte sie an ihre Kindheit, ihre glückliche Kindheit. Als sie noch ganz klein gewesen, habe der himmlische Vater sie als sein liebes Kind zu eigen genommen. Während ihrer ganzen Kindheit habe er mit Vaterhand sie geleitet und beschirmt und es ihr an nichts fehlen lassen, obschon sie noch nicht gelernt habe zu beten um seine milden Gaben. Er erinnerte sie an ihre Eltern, die so innig sie liebten, die ihr so viel geopfert und die so sehnlichst hofften, in ihr dereinst ihre Freude, ihren Stolz und ihre Stütze zu finden.

Mathilde war innig bewegt. Sie schlang ihren Arm um den Hals des Engels und weinte an seiner Brust.

„Willst du denn betend an der Erneuerung deines Herzens arbeiten trotz all deiner Schwachheit und Sünde?" fragte der Engel.

„Ja, ich will!" antwortete das junge Mädchen weinend. „Verlaß mich nur nicht!"

„Ich bleibe bei dir bis in den Tod," erwiderte sanft der Engel, küßte sie auf die Stirn — und war verschwunden.

* * *

Digitized by Google

Dieſe Stunde, ſo reich an Segen ſie auch zu ſein ſchien, war für Mathildens Leben doch fruchtlos geblieben. Der Geiſt hatte keinen Theil an der Rührung des Augenblickes gehabt. Der lag unbewegt auf dem tiefſten Grunde ihres Weſens, eingehüllt in Weltluſt und Nichtigkeit.

Doch nur ſelten, oft in langen Zwiſchenräumen, erſchien ihr der Engel ſo von Angeſicht zu Angeſicht. Eines Abends, als ſie ſich anſchickte einen großen Ball zu beſuchen, ſah ſie den Engel wieder. Strahlend in jugendlicher Schönheit und Lebensluſt ſtand ſie reich geſchmückt vor dem großen Spiegel. Plötzlich gewahrte ſie im Spiegel Jemand hinter ſich ſtehen. Ueberraſcht wandte ſie ſich um. Es war ihr Engel.

„Ach, du biſt es nur!“ rief ſie. „Aber du biſt willkommen, mein lieber Schutzengel. — Apropos, findeſt du mich nicht ſchön?“

„Biſt du auch ſchön vor Gott?“ fragte der Engel ernſt. „Dieſe Schönheit, auf die du ſo ſtolz biſt, wird dahinwelken wie das Gras auf dem Felde. Aber es giebt eine andere, unverwelkliche Schönheit: der verborgene Menſch des Herzens in dem unverweslichen Weſen eines frommen, demüthigen Geiſtes.“

„Du fragſt, ob ich auch vor Gott ſchön bin?“ antwortete Mathilde nach kurzem Bedenken, indem ſie eine koſtbare Broſche an ihrem Buſen befeſtigte, „ich denke: ja, — Gott hat mich ja geſchaffen, ſo wie ich bin.“

„Da ſagſt du zugleich eine große Wahrheit und eine große Unwahrheit. Gott hat dich geſchaffen, ihm verdankſt du Leben und alles; aber er hat dich nicht ſo geſchaffen, wie du biſt. In Sünden wardſt du geboren, deines Lebens Bahn war verderbt. Aber Gott will dich neu erſchaffen in einem neuen Leben. Haſt du dieſes neue Leben des Geiſtes im Glauben an Jeſum gelebt? Biſt du ein neuer Menſch geworden vor Gottes Antlitz und lebſt und athmeſt du in heiligem Streben? Wo nicht, ſo wiſſe, daß, wie ſehr die Welt dich auch bewundern mag, du vor Gottes Auge nimmer ſchön biſt.“

„Mein lieber Engel,“ antwortete Mathilde einſchmeichelnd, „ſieh, ich ſchlinge meinen Arm um deinen Hals und möchte dich recht herzlich küſſen, aber dann mußt du mir auch verſprechen, nicht langweilig zu werden. Das fing ſo nett zwiſchen uns an, — nicht wahr, du findeſt mich doch ſchön?“ — „Aber,“ fuhr ſie ſchmollend fort, „das ſcheint ja ein trübſeliges Ende nehmen zu wollen. Ach, wie kannſt du es nur über's Herz bringen, mir ſo meine Freude zu zerſtören?“

„Mathilde!“ antwortete der Engel ernſt, „wenn ich zu dir komme als Freudenſtörer, ſo geſchieht es, weil du deine Freude in falſchen Dingen ſucheſt. Haſt du denn ſchon jenen einfachen, aber großen Spruch aus den Tagen deiner Kindheit vergeſſen: „Trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird euch ſolches alles zufallen!“? Du aber, — du ſagſt in deinem Herzen: Zuerſt das Reich der Welt mit all ſeiner Luſt und Nichtigkeit, — nachher mag auch das Reich Gottes kommen, ſo gut es kann. — Iſt es nicht alſo?“

„Ja, ich kann's nicht leugnen,“ erwiderte Mathilde halb niedergeſchlagen, halb ungeduldig, „aber — aber —“

„Nun, was haſt du weiter zu ſagen?“

„Aber jetzt mußt du mich wirklich entſchuldigen!“ fuhr die junge Balldame fort und zog die Handſchuhe über die weißen Arme. „Wenn ich mehr Zeit habe, werde ich dich bitten wiederzukommen.“

Der Engel ſprach kein Wort. Trauernden Herzens ſah er einen Augenblick dem jungen Mädchen ins Auge und ließ ſie dann allein.

Ganz ohne Eindruck auf ſie war indeß dieſe ernſte Unterredung nicht geblieben. Aber die Worte des Engels fanden doch keine bleibende Stätte in ihrem Herzen; noch in derſelben Nacht gingen ſie unter dem Geräuſche des Tanzes wieder verloren.

* * *

Mathilde hatte wirklich keine Zeit, auch nur einen einzigen ernſten Gedanken zu faſſen, geſchweige denn ſich zu ſammeln. Das Leben ging für ſie dahin in herzbetäubendem, geiſtverzehrendem Saus und Braus, und immer inhaltsleerer wurde es. Sie kannte keine Einkehr in ihr Herz, und nur äußerliche Dinge waren der Gegenſtand ihres Denkens. Ein ſolches Frauenleben iſt häufiger, als man glauben ſollte, beſonders in den großen Städten. Man führt ausſchließlich ein geſellſchaftliches Leben: man macht und empfängt Viſiten, man erörtert alle leeren, nichtigen Tagesfragen, man geht in den Kaufläden aus und ein, um nach den neueſten Moden zu forſchen, man beſucht Geſellſchaften, Bälle, Conzerte, Theater. Zu einem wahren Leben des Geiſtes in höheren Intereſſen, zu einem wahren Leben des Herzens in der Liebe bleibt ſchlechterdings keine Zeit übrig.

Sieh, ſo war auch Mathildens Daſein. Kein Wunder, daß ſie nie für einen ernſten Gedanken Zeit hatte. Selbſt am Abend vor ihrem Hochzeitstage fand ſie keine Muße, ihrem Engel Gehör zu geben. Ein wenig beklommen — ja; ſonſt aber dachte ſie nur daran, wie ſie den folgenden Tag mit Pomp und Pracht feiern wolle.

Glücklicher traf es der Engel bei einer ſpäteren Gelegenheit, als ſie zum erſtenmal Mutter geworden. Lächelnd ſaß ſie da, mit dem kleinen Kinde auf dem Schoße.

„Iſt er nicht allerliebſt?“ fragte ſie.

„Das ſind alle kleinen Kinder. Ihre Engel ſehen ja des Vaters Antlitz, der im Himmel iſt.“

„Ach, so bitte den Engel, daß er mein kleines Kind bewache und bewahre; — wie leicht kann ihm ein Unfall zustoßen."

„Hast du mich nicht um etwas anderes für dein Kind zu bitten?"

„Nein, — was könnte das wohl sein?"

„Dein Kind hat eine unsterbliche Seele, die tausendmal mehr werth ist als sein kleiner Leib, und auch die Seele kann Schaden nehmen. — Was sagst du zu dem Aergerniß und der Verderbtheit in dieser bösen Welt?"

„Ja, was soll man dazu sagen? Das kommt nach meiner Meinung größtentheils von den simplen Leuten, die man nun einmal in seinem Haus und Dienste haben muß. Natürlich wünsche ich, daß mein Kind recht artig werden soll, und daher will ich selbst für eine gute Erziehung sorgen. — Nicht wahr, mein Bübchen, du willst doch ein guter, artiger Knabe werden?"

Der Engel seufzte.

„Warum seufzest du so tief?"

„Während du dein Kind fragtest, fragte ich den lieben Gott, was er für das Knäblein thun wolle. Hast du es bedacht, daß in dieser sündigen Welt ein Leben voller Versuchungen und Gefahren vor ihm liegt?"

„Ach, wozu solche schwarze Prophezeihungen?"

„Du selbst, Mathilde, stehst noch nicht am Ziele. Vielleicht harret deiner noch das schwerste Geschick. O, faß doch ernste Gedanken, ehe es zu spät wird, um deines Kindes und um deiner selbst willen!"

„Du erschreckst mich ja! Aber sage, woher kommen denn diese Klagen und Ermahnungen?"

„Die kommen aus einer Seele, welche innig bekümmert ist um dich," erwiderte der Engel, traurig lächelnd. „Richtest du nicht jetzt deine Gedanken auf den wahren Zweck des Daseins, jetzt, da so viele und große Pflichten an dich herantreten, da so ernste Verantwortung auf dich gelegt ist, so wird es wohl niemals geschehen. Bedenke doch, wie unsicher das Leben ist, und was es von dir fordert!"

„O, verschone mich mit solchen Ermahnungen! Das läuft mir im Kopfe herum, ich weiß weder ein noch aus."

„Ach, Mathilde, ahnst du nicht, woher es kommt, daß du weder ein noch aus weißt? Das kommt daher, weil du nicht begonnen hast mit dem Anfang, mit dem Leben selbst. Du hast nicht das ewige Leben ergriffen. Jesus, der Herr des Lebens, ist dein Herr nicht geworden. — Betest du je?"

„Höre, nun wirst du wirklich zu zudringlich!" antwortete Mathilde, dem Weinen nahe. „Ist das nicht ein Geheimniß zwischen der Seele und Gott?"

„Allerdings, aber leider kein Geheimniß zwischen dir und Gott. Ach, lerne doch beten, und willst du es nicht um deinetwillen, o, so thue es um deines Kindes willen!"

„Still, still! Nun hast du mir mein Baby aufgeweckt. Ich will auch daran denken, aber jetzt habe ich wirklich keine Zeit mehr. Ein andermal mehr, mein lieber Engel!"

* * *

Jahre schwanden dahin, viele Jahre. Treu harrte der Engel bei ihr aus, aber sie fand niemals Zeit, ihm die rechte Aufmerksamkeit zu schenken. Womit ging ihre Zeit denn hin? Ja, eine Wandlung war unleugbar mit ihr vorgegangen. In gewisser Hinsicht war sie wirklich häuslich geworden; die häuslichen Angelegenheiten, Kinder und Gesinde nahmen sie mehr und mehr in Anspruch. Doch darum hatte sie keineswegs den Anstand und die Eleganz des Lebens aufgegeben.

Es war am Abend vor ihrer silbernen Hochzeit. Am selben Tage sollte ihre älteste Tochter als Braut vor den Altar treten. Ein großes, ein doppeltes Fest.

Wie einst vor vielen Jahren, so saß auch diesen Abend Mathilde gedankenvoll da, das Haupt in die Hand gestützt. Ihr Engel war bei ihr, sie hatte ihre Hand in die seine gelegt. Endlich schien ein stiller Augenblick mit ernsterer Hingabe und größerer Empfänglichkeit gekommen.

Doch nein, ihre Gedanken und Blicke schwebten unstät umher. Ihr war wohl ein wenig eigen zu Muthe, aber ergriffen, bewegt fühlte sie sich nicht. Und die tiefen Betrachtungen, die kamen nicht aus ihrem Innern, sondern stürmten von außen auf sie ein.

„Was ist denn das für ein dunkler Fleck?" unterbrach sie plötzlich das Schweigen, indem sie zur Seite blickte und ängstlich zusammenfuhr.

„Das ist nur mein Schatten," erwiderte der Engel.

„Den habe ich früher nie gesehen. Ich glaubte, du habest gar keinen Schatten."

„In Wirklichkeit auch nicht. Das ist eigentlich dein Schatten."

„Wie, meiner? Ich habe doch meinen eigenen Schatten!"

„Du meinst deinen Körperschatten. Aber du hast auch einen Seelenschatten."

„Und den führst du mit dir umher?"

„Ich muß wohl, es kann nicht anders sein."

„Aber warum habe ich ihn früher niemals gesehen?"

„So lange er klein war, hast du nicht darauf geachtet. Aber er wächst immer und wird immer größer und dunkler."

„Und das ist mein Schatten, sagst du?"

„Ja, dein Schatten. Deine Schuld ist's, daß er stets an Größe zugenommen. Jedes Wort

Digitized by Google

der Wahrheit, das zwiſchen uns verloren geht, fällt hinter mich und wird als ein dunkler Fleck ein Zuwachs zu meinem Schatten." —

„Mathilde, willſt du mich hören?" fragte der Engel ſanft und leiſe.

„Sprich! ich höre."

„Morgen ſchickſt du deine Tochter von dir. Biſt du ihr auch eine gute Mutter geweſen? Haſt du ihr die rechte Mitgift für das Leben mitgegeben?"

„Für das ganze Leben? — Das iſt wirklich viel verlangt. Aber ich glaube doch, ſie kann mit ihrer Mitgift zufrieden ſein, und ich auch. Höre nur, lieber Engel!"

Und damit war ſie auf ein Thema gekommen, das ſie wirklich mit Ernſt und Eifer behandelte.

Aber der Engel ſchüttelte betrübt das Haupt und unterbrach ſie.

„Ja, ich weiß wohl, daß deine Tochter nicht arm aus dem Hauſe ihrer Eltern zu gehen braucht. Aber der Geiſt, Mathilde! Die innere Armuth iſt etwas viel Traurigeres als die äußere."

„O, ich habe ſie das theuerſte Inſtitut beſuchen und ſie von dem beliebteſten Prediger confirmiren laſſen! Und das mit dem Geiſt, das iſt, meine ich, vor allem des Predigers Sache. Aber da fällt mir ein: unter ihren Confirmationsgeſchenken war auch ein Buch mit dem Titel: 'Mitgift fürs ganze Leben'."

„Nicht des Predigers, ſondern deine Sache war's, Mathilde," antwortete der Engel mit tiefem Ernſt. „Eine Mutter ſoll für ihr eigenes Kind hundertmal mehr ſein als ſelbſt der beſte Prediger auf Erden."

„Daran hab' ich freilich noch nie gedacht," ſagte Mathilde kleinlaut.

„Was verſäumt worden, kann nicht erſtattet werden; aber noch kannſt du deiner Verſäumniß abhelfen. Du kannſt noch viel für deine Tochter werden, für alle deine Kinder, für deinen Mann und für dich ſelbſt, Mathilde."

„O, wie gerne wollt' ich das! Sag, was ſoll ich thun, was verlangſt du von mir?"

„Nur eines verlange ich. Faſſe einen großen Entſchluß, nur ein einziges Mal in deinem Leben und gieb dem Herrn dein Herz!"

Das war ein überwältigendes Wort. Das arme Herz war in tauſend Stücken über die ganze Welt zerſplittert. Welche Mühe und Opfer würde es koſten, die Herzensſplitter zu ſammeln! Aber unmöglich war's doch nicht. Mathilde ſtrebte wirklich ſchon in dieſer Stunde danach, einige Scherben zu ſammeln.

Aber da öffnete und ſchloß ſich die Hausthür. Das war genug, ihren Gedankengang zu unterbrechen.

„Da kommt mein Mann nach Hauſe," ſagte ſie erleichtert, indem ſie ſich erhob. „Er darf mich nicht vermiſſen."

„Du thuſt wohl daran, an deinen Mann zu denken, namentlich bei dieſer Gelegenheit. Aber prüfe dich ſelbſt, Mathilde! Biſt du ihm auch ein gutes Weib geweſen, haſt du ihn glücklich gemacht?"

„Erſt ſollteſt du doch fragen, ob er mich glücklich gemacht hat!" antwortete Mathilde, indem ſie ungeduldig den Kopf zurückwarf.

„Das war eine häßliche Antwort! Wäre dein Herz mir weniger vertraut, ich würde glauben, daß du eines jener in ſündige Eigenliebe verlorenen Weſen ſeieſt, die nur an ſich ſelbſt denken, die alles fordern, aber nichts dafür hingeben. Aber unter dieſen biſt du doch nicht. Dir iſt es nicht ganz fremd geblieben, in der Freude anderer deine Freude zu ſuchen. Nie lernteſt du, demüthigen und ſanften Herzens dich unter Jeſu Kreuz zu beugen. Was es heißt, ſich ſelbſt verleugnen um ſeinetwillen, das weißt du nicht. Darum hat die Liebe auch nicht eine einzige Frucht für das ewige Leben dir gereift. Und dieſes dein zeitliches Leben ſchwindet dahin mit all ſeiner Luſt und Herrlichkeit. Das iſt ſehr traurig. Findeſt du es nicht ſelbſt?"

„Ach, ja, ja! Ich kann's nicht leugnen," erwiderte Mathilde beklommenen Herzens.

„Du mußt klar ſehen; du mußt feſtſtehen und nicht zurückweichen von der Wahrheit und Selbſterkenntniß."

Mathilde ſchien tief bewegt. Sie faltete die Hände und ſaß nachdenkend, mit gebeugtem Haupte.

„Weißt du, daß du anfängſt alt zu werden, Mathilde?" begann der Engel wieder.

Dieſe Frage gab ihrem leicht beweglichen Sinn eine andere Richtung, und die Thränen, die in ihren Augen ſtanden, galten nicht mehr dem Gram über ein verfehltes Leben.

„O, wie kannſt du es nur übers Herz bringen, von meinem Alter zu reden?" rief ſie ſchluchzend. „Ich bin ja noch gar nicht alt! Alle ſagen, ich halte mich ganz vortrefflich!"

Der Engel ſeufzte tief. Er fühlte, daß ſie wieder am Ende waren.

„Mathilde, glaubſt du auf dieſe Weiſe ein unverwesliches Leben zu gewinnen?" fragte er betrübt.

„Ach, laß mich nun gehen, mein lieber Engel, und quäle mich nicht mit weiteren Fragen! Du ſiehſt, ich ſitze wie auf Nadeln. Mein Mann wartet auf mich."

„Gott wartet auf dich! Er hat tauſendmal länger als dein Mann gewartet."

„Ja, nun habe ich wirklich keine Zeit mehr! Du kannſt ja ein andermal wiederkommen, und

Digitized by Google

dann, hoffe ich, wirst du mit mir zufrieden sein."

Diese Hoffnung hatte der Engel nicht mehr.

* * *

Von nun an wurden Mathildens Gespräche mit ihrem Engel stets kürzer und seltener. Ihre Zeit schien immer knapper zu werden; aber immer lauter und furchtbarer tönte die Wahrheit in ihren Ohren.

Die Jahre gingen. Ihr Mann starb. Wer hätte sie wohl besser trösten können als der Engel? Ja, sie ließ sich auch wirklich von ihm trösten. So lange der Engel von dem Dahingeschiedenen sprach, von seiner Frömmigkeit, Güte und Rechtschaffenheit, schloß sie seinen sanften Worten ihr Herz weit auf. Aber sobald er das Gespräch auf sie selbst lenkte, schloß sie die Thür ihres Herzens zu. Denn, so schien ihr, immer schlimmer und schlimmer ward's mit ihm. Je tiefer sein Antlitz sich furchte, je mehr sein Haar ergraute, um so eindringlicher und ernster wurden seine Worte.

„Bist du bereit zu sterben?" fragte der Engel sie.

„Gott bewahre mich! Wie kommst du zu solcher Frage? Wirklich, du bist ein schöner Tröster!" rief sie weinend.

Aber der Engel ließ sie nicht. Er sprach von dem allgerechten, strafenden Gott, vom Tod und jüngsten Gericht. Wie gelähmt von Entsetzen hörte sie ihn eine Weile an. Aber plötzlich riß sie sich los und floh von dannen, so eilig, so kopflos, daß sie ganz vergaß, sich mit Mangel an Zeit zu entschuldigen und den Engel auf eine bessere Stunde zu vertrösten.

Nein, sie hatte niemals Zeit mehr, auch nicht als sie auf ihrem Sterbebette lag und zum letztenmal den Engel vor sich sah.

Matter und matter brannte die Lampe. Mit geschlossenen Augen lag die Sterbende und athmete schwer. Das Antlitz des Engels wurde immer blasser und abgezehrter; auch seine Augen schlossen sich wie in tödtlicher Ermüdung. Ueber das Lager der Sterbenden fiel sein Schatten; der ward immer dunkler und größer.

Noch einmal schlug Mathilde die Augen auf. Ihr Blick streifte den Engel, aber sie erkannte ihn nicht mehr. Schaudernd sprach sie leise vor sich hin: „Das ist der Tod!"

Aber es war nicht der Tod. Das Leben war's, ihr eigenes verlorenes Leben, das sie in dieser letzten Stunde vor sich sah.

Und länger und länger wurde der Schatten des Engels. Er glitt über Mathildens Antlitz. — Da hörte er auf zu wachsen, und finster und schwer, feierlich still lag er da. Ein ächzender Seufzer scholl durch das Gemach, — Mathilde war nicht mehr. Ihr Engel verschwand.

Sie war nicht mehr, das heißt, in dieser Welt. Jenseits lag ein langer, finsterer Weg vor ihr und eine neue Welt, millionenmal größer als diese, darinnen Heulen und Zähnklappen, ewiger Tod und doch kein Sterben.

Ein Stück Mexiko.

Editor.

„Wer im südwestlichen Texas bis San Antonio gekommen, thut wohl daran, sich ein Stück von Mexiko anzuschauen, wenn es möglich ist."

Diesem guten Rath eines vielgereisten amerikanischen Freundes gab ich Gehör und richtete mich so ein, daß ich auf der kürzlich gemachten südlichen Tour ein Stück Mexiko zu sehen bekam.

Von San Antonio west- und südwärts, dem Rio Grande zu, ist der Viehzüchter König, größere Städte finden sich nicht mehr und auch die kleineren Ortschaften erinnern mehr und mehr an den großen dünn bevölkerten Westen.

Das Weideland im südwestlichen Texas kann nachgerade keine romantische Landschaft genannt werden, namentlich wenn es monatelang nicht geregnet hat, und doch bergen diese Steppen mit ihren großen Heerden bedeutenden Reichthum, welcher mit jedem Jahr mehr und mehr in die Hände großer Kapitalisten übergeht.

Der Viehzüchter der alten Zeit wohnte selbst und wohnt heut noch, so er zu den Old timers gehört, auf seiner Ranch und besorgte sein Geschäft. Er brauchte dazu von 1,000 bis 20,000 Acker Land. Heute sind nicht selten 100,000 und mehr Acker Land in den Händen Einzelner. Die Goodwright Ranch enthält 700,000 Acker Land mit 100,000 Stück Vieh. Der Texaner Richard King eignet 760,000 Acker mit ebenfalls 100,000 Stück Vieh. Wenn man nun bedenkt, daß der Staat Rhode Island etwa 800,000 Acker enthält, so kann man sich einen etwaigen Begriff machen von dem ungeheuren Länderbesitz der neumodischen Viehzüchter. Freilich — ist dieser Besitz per Acker nicht $100 werth! Gewiß ist es mir jedoch, daß dem deutschen Einwanderer von dem eigentlichen Ranch-

Digitized by Google

leben abzurathen ist, weil er mit diesen großen Viehzüchtern nicht mehr in Wettlauf treten kann und also zu dem wilden, gefahrvollen Leben des Knechtes auf der Ranch herabgedrückt wird. Man weise den Deutschen, welcher sich in Texas niederlassen will, in die Ackerbaudistrikte oder nach den Städten.

Je näher der mexikanischen Grenze, desto spanischer sieht alles aus, desto öfters hört man den fremden Laut, desto häufiger wird die ausländische Tracht. Selbst die Namen der Eisenbahnstationen klingen spanisch und auf der Zweigbahn, die von der südlichen Pacific Bahn an den Rio Grande, nach Eagle Paß führt, sprachen die Passagiere meistens spanisch.

Bei der dürftigen Beleuchtung des Eisenbahnwagens sahen diese mexikanischen Gestalten mit ihren breiten Hüten, dunkeln Gesichtern und großen um die Schultern geschlungenen Tüchern etwas gefährlich aus in jenen nachmitternächtigen Stunden. Bei näherer Betrachtung jedoch kamen sie mir ziemlich harmlos vor. Ueberhaupt bin ich in Mexiko nicht im geringsten belästigt worden, und die mexikanischen Räuberbanden, mit denen mich ein texanischer Spaßvogel schrecken wollte, spucken heutzutag wohl meistens in den Büchern und in der Phantasie.

Es ist historischer Grund, über welchen die Bahn führt, denn durch diese Gegend zog im mexikanischen Krieg General Wool mit seinem Corps, setzte bei Eagle Paß über den Rio Grande und vereinigte sich in Mexito mit General Taylor, welcher mit 4,000 Mann 20,000 Mexikaner unter Santa-Anna bei Buena-Vista schlug. Diese Schlacht gilt bei vielen als die Entscheidungsschlacht des mexikanischen Krieges, obwohl die Amerikaner auf ihrem Zuge von Vera-Cruz zur mexikanischen Hauptstadt unter General Scott Wunder der Tapferkeit verrichteten. Hier war auch der Schauplatz der Streifzüge und Greuelthaten der wilden Apaches und Comanches, die jetzt jedoch theilweise in die mexikanischen Gebirge gedrängt, theilweise ansässig geworden sind. Ich sah keinen einzigen dieser wilden Indianer. Nur die katholischen, friedsamen Pueblos sind heute noch in Süd-Texas und im nördlichen Mexiko zu finden.

Wer, durch die Namen Eagle Paß, Rio Grande ꝛc. verleitet, eine großartige Gebirgs- und Flußgegend erwartet, wird getäuscht. Es

Eine mexikanische Familie.

kann nichts Nüchterneres geben als die Landschaft, welche sich aufthut, wenn wir von den Ver. Staaten aus Mexito betreten. Dieselbe ist im Grunde weiter nichts als die Fortsetzung der Texas Steppe mit Hügelketten am Rio Grande, die weder mit Wald noch mit Gras bedeckt sind, sondern kahl in die Welt hinausschauen, denn es ist nicht selten, daß es am Rio Grande ein ganzes Jahr lang nicht reguet.

Der Mexikaner hat vom Spanier die Vorliebe für klingende Namen ererbt. Eine Farm heißt Hacienda; eine Viehzüchterei Rancho; und ist der Besitzer ein General oder Oberst, die in Mexito so häufig sind wie bei uns die Erdbeeren im Juni, so heißt Farm oder Viehzüchterei Villa de General X.!

Eagle Paß ist ein texanisch-mexikanisch-amerikanisch-europäisches Grenzdorf am Rio Grande.

Süßes Nichtsthun im Sonnenschein

Es ist erstaunlich, welch' ein Völkergemisch sich an der Grenze in den kleinsten Flecken findet! Ein junger Bahnbeamter sagte mir, daß an der Feier des 4. Juli in Eagle Paß Leute aus allen Staaten der Union, aus Rußland, Armenien, Böhmen, der Türkei, der Schweiz, England, Frankreich, Italien, Spanien, Canada, Deutschland, Dänemark, Schweden ꝛc. ꝛc. theilgenommen hätten. Ein Umstand, welcher in Anbetracht der Seelenzahl (etwa 1200) gewiß merkwürdig ist, jedoch wohl auch seine Ursachen hat.

Die Leute aus den Ver. Staaten und andern Weltgegenden werden an der Grenze ziemlich mexikanisch, die Mexikaner ein wenig amerikanisch. Daher kommt es, daß wir in Bauart, Tracht und Lebensweise eine Mischung des Geschmacks der lateinischen, der anglo-amerikanischen und europäischen Rassen finden, welche sehr interessant ist. Neben dem modernen amerikanischen Gerichtsgebäude steht die Hütte des mexikanischen Maulthier-Treibers (Mulero) mit Strohdach, ohne Fußboden und ohne Fenster. In einer Ecke eines besseren mexikanischen Hauses rasselt die amerikanische Nähmaschine, in der andern bratet eine gebräunte Senorita mexikanische Tortillas. In meinem deutschen Gasthaus klimpert eine junge Mexikanerin auf einem Piano aus Boston, Mass., und auf dem Hof übt sich jung Amerika auf dem spanischen Tambourin.

Nahe bei der amerikanischen Eisfabrik steht die mexikanisch-katholische Kirche. Ein anderes Kirchengebäude giebt es in diesem Grenzdorf nicht. Ich fragte meine schweizer-deutsche Wirthin, ob man denn gar keinen protestantischen Gottesdienst im Dorfe kenne.

„Sehen Sie," so lautete ihre Antwort, „früher kam ein deutscher Pastor und auch ein presbyterianischer englischer Prediger einige Mal hierher. Aber die Leute wollten nichts vom Gottesdienst wissen. Zur Kriegszeit war unser Dorf eine wahre Goldgrube. Da haben sich Leute aus aller Herren Länder hierher gezogen und trachteten nur darnach, so viel als möglich zusammenzuraffen. Dies ist heute noch der Sinn der meisten und darum denken sie nicht an Gott."

Drüben über dem Rio Grande liegt das erste mexikanische Grenzdorf, ein 3000 Einwohner zählendes Städtchen, mit dem hochklingenden Namen — Piedras Negras. Es sieht mit seinen niederen, weiß und grauen, meist mit flachen Dächern und wenigen Oeffnungen versehenen Häusern vom amerikanischen Ufer wie ein verfallenes Fort aus.

Morgens in aller Frühe gehe ich hinüber, denn die zugemessene Zeit ist kurz, und ich möchte so viel von Mexiko sehen als möglich. An Dampffähre ist nicht zu denken. Mexikanische Schiffer besorgen die Nachenüberfahrt in grob gezimmerten Kähnen, die mit der nahen Eisenbahnbrücke in grellem Widerspruche stehen. Die Ueberfahrt

Eine Hütte des Armen.

kostet nur einen Picayune — fünf Cents. Ich aber hatte nur Viertelthaler bei mir und machte nunmehr den gewaltigen Versuch, dem Schifferknaben begreiflich zu machen, daß er zu wechseln habe. Der aber nimmt den Hut ab, macht seinen Bückling und klopft auf die leeren Taschen, indem er den Kopf schüttelt. Ich mache ihm begreiflich, daß dort oben im Städtchen wohl Kleingeld zu haben sei, und er läuft wie ein Hirsch zum nächsten Kramladen und kommt auch zu meinem Erstaunen wieder mit einer Handvoll Kupfermünzen zurück. Ich bezahle und belohne ihn für seine Extra-Mühe und er schlägt in seiner Herzensfreude einen Purzelbaum.

„Die Mexikaner sind also doch nicht so unehrlich, wie in manchen Büchern geschrieben steht," so sage ich zu mir selbst, indem ich die Uferbank hinaufsteige.

Piedras Negras und die zwei andern Grenzstädtchen, die ich sah, sind nach unsern Begriffen elende Nester.

„Das sind alle kleineren Städte in Mexiko," sagte mir ein deutscher Reisender. Nur die Stadt Mexiko selbst und einige andere größere Städte verdienen diesen Namen.

Die mexikanischen Häuser des gemeinen Mannes sind höchst einfach und nur einstöckig. Vier gute dicke Stein- oder Lehmmauern mit einigen Thüren und manchmal einigen Fensteröffnungen ohne Glas, mit flachem Dach und wenn es hoch kommt, weißem Maueranstrich — das ist der ganze Hausbau. Die ärmste Klasse, die „zahmen" Indianer und andere leben in ganz ärmlichen, stallähnlichen, mit Stroh bedeckten Hütten.

Selbst die Gasthäuser, in welchen ich in Mexiko

Auf dem Marktplatz.

Wasserverkäufer.

speiste, hatten weder Fenster noch Fußboden, und in ähnlicher Weise sehen die Kramläden aus.

Ein aus solchen Häusern bestehendes Städtchen macht einen äußerst einförmigen Eindruck. Der Plaza oder Marktplatz, welcher übrigens gewöhnlich gut gereinigt ist, sieht aus wie der innere Hof eines Forts. Der Alameda oder Park, wo die Kirche steht, weist einige Bäume auf, sieht aber beinahe ebenso eintönig aus.

Von Geschäft, Handel und Energie — keine Spur. In Piedras Negras sah ich nur drei Männer ordentlich beschäftigt: Einen Metzger, einen Schuster und den Schreiber auf dem Post- und Zollamt. Jedermann gab sich dem süßen Nichtsthun hin und schämte sich dessen auch nicht. Freilich zeigte der Thermometer daselbst Mitte November auf 96 Grad Fahrenheit und die Bevölkerung erwehrte sich der Hitze durchs Bad und Schwimmen im Rio Grande, in welcher Kunst Kinder, Männer und Weiber Meister sind.

Wenn eine amerikanische Stadtbevölkerung von 3000 reinweg nichts thun würde, so gäbe es einen gewaltigen Lärm, Diskussion und Rauferei. Die Mexikaner geben sich der Faulenzerei in der größten Stille hin. In den überall offen stehenden Häusern herrscht Ruhe. Selbst aus der Botica (Schenke) dringt kaum ein Laut. Auch die Kinder schreien nicht beim Spiel, sondern laufen in ihren Musliuhemdchen, oder auch ohne Bekleidung wie schleichende Mäuschen umher. Auf den Straßen huscht hie und da eine bis über die Ohren in das schwarze Tuch ver-

hüllte Sennorita vorbei oder es schreitet ein Sennor mit seinem gewaltigen Hut stolz dahin.

Mexikanische Bettler, von denen ich so viel gehört, sah ich keine; auch keine Betrunkene.

„Der Mexikaner," sagte der deutsche Reisende, dessen Bekanntschaft ich machte, „betrinkt sich in der Regel nicht, obwohl er Wein und anderes starke Getränk bereitet. In den größeren Städten füllen die Amerikaner, Irländer und Deutschen die Liste der Betrunkenen. Fallen sie jedoch der Polizei in die Hände, so geht es ihnen schlecht. Der mexikanische Polizeisoldat ist nämlich ebenfalls faul. Muß er sich nun mit einem Betrunkenen Mühe machen, so wird er darob zornig und haut den Trunkenbold mit der flachen Klinge durch, bis er ihn in Nummer Sicher hat. Solche Tracht ist gewiß ein bleibendes Andenken."

Dieser Herr, welcher für eine Berliner Firma reiste, gab mir auch Auskunft darüber, wie es komme, daß die Bevölkerung eines ganzen Städtchens dem Nichtsthun fröhnen und doch leben könne.

„Sehen Sie," sagte er, „erstens brauchen diese Menschen wenig; und zweitens sind jene Männer, die sie dort am Ufer herumliegen sehen, fast alle Schmuggler. So harmlos sie auch beim Tage aussehen, so werden sie des Nachts, wenn sie Waaren aus den Ver. Staaten nach Mexiko schmuggeln, gefährlich. Schmuggel, Spiel und Weiber sind ihre Leidenschaft. Und so ist es bis weit hinein in's Land in allen mexikanischen Nordstaaten."

In der Nähe der katholischen Kirche mich nach dem Schulhaus umsehend, fand ich endlich das kleine, hüttenartige Gebäude und gewahrte durch die offene Thüre eine Nonne vor einer Kinderschaar. Und wunderbar — auch hier nicht das geringste Geräusch. Ein Knabe stand vor der Lehrerin und lispelte seine Lektion.

Die Schwester bemerkte mich und lud in recht gutem Englisch ein, näher zu treten. Sie war höflich wie alle Mexikaner. Ich frage, was hier gelehrt werde — A, B, C, Lesen, Schreiben, Rechnen?

„Ach, wozu auch," meint die Schwester, „was sollen die Kinder mit all diesen Sachen hierzuland anfangen? Wir lehren sie das Vaterunser, die zehn Gebote, das Ave Maria, die schönen Geschichten der Bibel und der Heiligen und sagen ihnen, daß sie fromm und ehrlich sein müssen. Das glauben sie uns, und damit ist's auch genug."

Mexikanisches Waschhaus.

Kaum konnte ich dieser Lehrerin antworten, so erstaunt war ich ob dem Lehrplan!

Endlich sage ich: „Was wird aber in der Zukunft aus einem Volk, das weder lesen noch schreiben lernt?"

Da spricht die Schwester spanisch und sagt: "Quien sabe?" Uebersetzt aber gleich: „Wer es wüßte," eine Redensart, die ich später noch gar oft in Mexiko hörte, denn das arme Volk weiß wirklich gar wenig und denkt nicht an die Zukunft.

Seine Religion heißt „Aberglaube", und besteht in Formen, in der Verehrung der Heiligen und Unterwürfigkeit unter die Priester, vor denen es kniet.

Jedoch — wir wollen auch ins mexikanische Land hinein, und eine kürzlich eröffnete Zweigbahn, die von Piedras Negras aus bis zur mexikanischen Centralbahn geführt werden soll, lädt uns dazu ein. Nur alle zwei Tage geht ein Zug ab, denn die Passagiere sind noch gar rar. Mit Hilfe des Eisenbahnführers treffen wir jedoch den Zugtag und fahren hinaus nach dem Städtchen Allende.

Bahn, Waggons, Locomotive, Betriebskapital und Bahnbeamte — alles ist amerikanisch. Bahnunglück scheint in Mexiko obrigkeitlich verboten zu sein, denn sobald eines vorkömmt, wird der Zugkondukteur eingekerkert und zwar auf unbestimmte Zeit. Deßhalb macht er sich, sobald etwas mit seinem Zug passirt, auf und davon nach der Grenze und wird von der Compagnie anderswo verwendet.

Doch — ich komme glücklich nach Allende und suche einen Mexikaner auf, der eine Art Leihstall hat, und an den ich ein spanisches von Eagle Paß mitgebrachtes Empfehlungsschreiben mitbringe.

Er versteht ein wenig Englisch und ich mache ihm begreiflich, daß ich eine Hacienda und Rancha zu sehen wünsche. Er läßt zwei gute Pferde satteln und es geht hinaus — ins Land. Das Reiten wäre Vergnügen gewesen; aber den fürchterlichen Kalkstaub hielt ich zu Pferd nicht aus. Es hatte ein Jahr lang nicht geregnet und der Staub lag zolldick auf der Landstraße. Wir mußten umkehren und das mexikanische Landfuhrwerk — zwei große Räder mit einem darauf befestigten langen Korb — benützen. Die drei davor gespannten kleinen Maulthiere brachten uns schnell nach der nächsten Ranch — der Villa de General Vaciento! Ein elender, öder Ort, wenigstens in meinen Augen.

Das Vieh ist drüben über dem Hügel, wo es noch ein wenig Gras giebt. Also darthin.

Bald entdecken wir die Stiere — magere, ausgehungerte Thiere. Auch die Rancheros, die Hirten, bieten sich dem Blicke — kleine, schmutzige, dumm aussehende Kerle.

Kaktus-Gebüsch.

Dort drüben an einem großen Musquitebaum ruht jedoch ein riesenmäßiger Hirte im Schatten, während er den Zaum seines Pferdes um den Arm geschlungen hält. Das kann doch keiner von den armseligen Mexikanern sein!

Er gehört auch einer andern Rasse an. Wir treten näher und hören ihn singen: „Den lieben langen Tag Hab' ich nur Kreuz und Plag'."

Also ein Landsmann.

„Ich bin ein Mexikaner Deutscher und drüben in Monterey geboren," antwortete er auf unsere Frage.

„Und woher haben Sie denn das Lied?"

„Die Mutter hat's oft gesungen, wenn es schwer berging."

„Und hat die deutsche Mutter ihren Knaben auch noch andere Verschen gelehrt?"

„Ja wohl, z. B.: Lieber Heiland, mach' mich fromm, daß ich zu dir in Himmel komm'!"

„Ist es denn auch so geworden, sind Sie fromm und gehen Sie in eine Kirche?"

„Ach, sehen Sie, mein Herr, auf einer mexikanischen Ranch kann man nicht in die Kirche gehen. Nicht weit von hier hält ein mexikanischer Priester zwar die Messe. Der ist jedoch im Grunde schlechter, als wir sind. Darum gehen auch nur die mexikanischen Weiber und Indianer hin, die mexikanischen Männer bleiben zu Haus, und schlagen ein Kreuz, wenn ihnen der Hochwürden begegnet."

Der gutmüthige deutsch-mexikanische Ranchero erklärte mir das Leben und Treiben auf der Ranch, zeigte mir die Kunst des Lassowerfens, sagte mir, daß sein Herr 20,000 Acker Land besitze, die man jedoch für 25 Cents per Acker kaufen könne und verabschiedete sich auf's Herzlichste von mir.

Ich hatte jedoch bereits genug am mexikanischen Ranch- und Haciendaleben, und war froh, daß mein Fuhrmann zum Aufbruch mahnte.

Spät am Abend saß ich auf dem Balkon meines Gasthauses im texanischen Eagle Paß und schaute nochmals nach Mexiko hinüber. Die Luft war mild und klar, der Himmel wolkenlos. Dort drüben aber über dem Rio Grande wandeln Millionen in der Finsterniß des Aberglaubens. Wie froh bin ich, daß unsere und andere protestantische Kirchen Missionen in Mexiko angelegt haben. Die südliche Methodistenkirche hat bereits eine aus 30 Missionaren (geborene Mexikaner) bestehende Conferenz, die im südlichen Texas und den mexikanischen Nordstaaten De Leon und Coahuila arbeiten. Gott segne sie und erlöse Mexiko recht bald von den Fesseln der Finsterniß.

Caballero und Mulero.

Der Mitternachtzug brachte mich zum Hauptstrang der südlichen Pacificbahn, auf welcher ich endlich in San Antonio, Texas, bei den Brüdern anlangte.

Das Kind des Freundes.

Von Friedrich Friedrich.

Hoch oben im Gebirge war es, in dem kleinen Dorfe des engen Thales oder richtiger der engen Felſenſchlucht. Das Dorf beſtand nur aus wenigen Häuſern, die theils an dem wild rauſchenden Bergbache, theils an den abfallenden Felſenwänden erbaut waren.

Es ließ ſich ſchwer begreifen, wie die Menſchen dazu gekommen waren, ſich hier anzuſiedeln. Die nackten Felſen waren nur hier und dort von einigen Matten unterbrochen, auf denen eine Anzahl Ziegen Nahrung fand. Neben den Häuſern hatten die Bewohner kleine Gärten errichtet, ſie hatten die Erde unten aus dem Thale auf den Schultern hinaufgetragen und durch Steindämme geſchützt, daß der Regen ſie nicht wieder fortſchwemmte. Es war wenig, was auf dieſen engen Plätzen wuchs. Einige Blumen, vielleicht ein verkümmerter und durch die heftigen Stürme zerzauſter Obſtbaum, deſſen Früchte nie zur Reife gelangten, weil hier oben der Winter ſehr lang und der Sommer ſehr kurz war. Aber die Menſchen hingen an dieſen kleinen Gärten, wie ihre Herzen feſt an ihrer Heimath hielten.

Die Männer waren ſämmtlich Holzfäller, ſie mußten zum Theil ſtundenweit täglich zur Arbeit gehen und am Abend den weiten Weg wieder zurückkehren. Nur einer der Männer, Wilhelm Barthel, war ein Nagelſchmied. Sein kleines, baufälliges Haus ſtand dicht an dem Bergbache, weil das Waſſer deſſelben ein kleines Rad trieb, durch welches der Blaſebalg für das Schmiedefeuer in Bewegung geſetzt wurde.

Auf ſeinen Schultern trug der Mann das Eiſen, aus dem er die Nägel fertigte, hinauf, und auf den Schultern trug er die Nägel wieder hinab. Es war eine ſchwere Arbeit bei ſehr kärglichem Lohn, aber der Mann dachte kaum daran, daß es anders ſein könne.

Sie waren arm, die dort oben wohnten, aber zufrieden mit ihrem Geſchicke, und wer ſie des Abends nach Feierabend lachen und ſcherzen ſah, wer hörte, wie ihre luſtigen Lieder an den Felſen widerhallten, der wußte, daß ſie glücklich waren. Sie glichen Kindern, die ſich am glücklichſten im Vaterhauſe fühlen und ſelbſt die Noth in demſelben willig ertragen.

Zwei Männer dort oben waren beſonders mit einander befreundet, das war der Nagelſchmied und der Holzfäller Konrad Steeger, deſſen kleines Haus hoch oben auf einem Felſenvorſprunge wie ein Schwalbenneſt angebaut war. Schon als Knaben hatten ſie ſtets zuſammengehalten. Dann hatten ſie faſt zu gleicher Zeit geheirathet, und jeder von ihnen beſaß ein Kind, ein Mädchen von 4 Jahren. Es waren beide kräftige Geſtalten, abgehärtet durch Wind und Wetter und vom Glücke nicht verwöhnlicht. Sie liebten ihre Frauen, ihre Kinder waren geſund, und mit ihren Händen hatten ſie bis dahin noch jede Noth fern gehalten, was wollten ſie mehr?

Es war ein heißer, ſchwüler Tag geweſen. Mit lähmender Schwere hatte die Hitze auf den Menſchen gelegen, und ſelbſt oben in dem kleinen Gebirgsdorf, wo ſonſt der Wind ſo luſtig pfiff, wehte nicht der leiſeſte, erfriſchende Hauch. Menſchen und Thiere lechzten nach Luft und Kühlung. Da zog endlich gegen Abend ein Wetter vom Süden herauf, langſam, finſter. Durch die angſtvolle Schwüle fuhr plötzlich ein heftiger Windſtoß, um dem nachfolgenden, orkanartigen Sturme gleichſam den Weg zu zeigen. Nun brach das Gewitter mit ſeiner vollen Macht los, mit jener ſchauerlichen Heftigkeit, welche die Bewohner der Ebene nicht kennen.

Konrad Steeger hatte bei ſeiner Arbeit unten im Thale wiederholt nach oben geſchaut. Der finſtre Himmel ängſtigte ihn, denn die Seinigen waren allein, und ſein kleines Haus war dem Sturme, wenn er von Süden kam, ſehr ausgeſetzt. Vergebens ſuchte er ſich mit dem Gedanken zu beruhigen, daß es ſchon manchem Sturm getrotzt, eine unſagbare Angſt drückte ihn, bis er zuletzt Axt und Säge beiſeite warf und hinaufeilte zu den Seinen.

Das Wetter war losgebrochen. Er machte ſich nichts daraus, daß der Regen ihm das Geſicht peitſchte, der Sturm drohte mehr als einmal ihn umzuwerfen, er ſtand jedoch feſt oder hielt ſich an einem Felſen. Es war ein Wolkenbruch, der oben im Thale ſich ergoſſen. Das Waſſer ſtrömte Steeger auf dem Fußpfade entgegen, er achtete kaum darauf. Er achtete auch nicht auf die Blitze, die neben ihm niederzuckten, denn er dachte nicht an ſich. Schäumend und brauſend ſtürzte der Bergbach in das Thal.

Als er höher hinaufkam, ließ der Regen nach, aber immer mehr ſchwoll der Bach an, und ſein Bett vermochte die Waſſermenge kaum noch zu faſſen. Steegers Bruſt rang nach Athem, weil es noch immer ſchwer auf ihm lag, dennoch gönnte er ſich nicht einen Augenblick Ruhe.

Da bog er um eine Felſenwand. Von hier aus konnte er ſein Haus ſehen; ſtill, unverſehrt lag es da oben. Die Abendſonne brach durch das Gewölk und fiel auf ſein kleines Heim, das ihm freundlich entgegenwinkte. Eine ſchwere Laſt war durch dieſen einen Blick von ihm genommen; er athmete auf.

Auf einer ſchmalen, über den Bergbach führenden Brücke ſtanden mehrere Männer, die auf die brauſend und ſchäumend niederſtürzenden Waſſermaſſen blickten. Sie hatten den Bach noch nie ſo wild geſehen; gewaltige Regengüſſe mußten oben in den Bergen durch den Wolkenbruch niedergekommen ſein. Auch Konrad trat auf die Brücke.

Da kam ein junger Burſche in voller Haſt dahergelaufen.

„Der Damm des Fuchsteiches oberhalb des Dorfes iſt gebrochen!“ rief er athemlos. „Das Waſſer reißt alles mit ſich fort — das Haus des Nagelſchmieds iſt bereits zuſammengeſtürzt!“

„Und Barthel?“ fiel Konrad ein.

„Mit fortgerissen — er, seine Frau — alle verloren!“ lautete die Antwort.

Entsetzen hatte die Männer erfaßt, denn auf ein solches Unglück waren sie nicht vorbereitet. Sie sahen Wirthschaftsgegenstände, welche in wildem Strudel mit fortgerissen wurden.

„Allmächtiger Gott! Dort kommt Barthel!“ rief einer der Männer.

Für einen Augenblick tauchte ein Kopf mit dunkelm Haar aus dem Wasser auf. Diese kurze Zeit genügte, um Konrad das bleiche Gesicht seines Freundes erkennen zu lassen. Er wollte ihm nachstürzen, um ihn zu retten, die Männer hielten ihn zurück, denn er würde dem sichern Tod entgegengegangen sein. Er erkannte dies. Rasch entschlossen band er sich einen starken Strick um den Leib und warf das Ende desselben den Männern zu.

„Haltet mich!“ rief er und sprang zum Ufer hinab.

„Konrad, du bist verloren!“ riefen die Männer.

„Haltet fest,“ gab der Unerschrockene zur Antwort und stieg in den wilden Bach.

Wohl rissen die Fluthen ihn sofort um; allein, durch den Strick gehalten, raffte er sich wieder auf und umklammerte mit dem linken Arme den Brückenpfeiler. Noch einmal riefen die Männer ihm warnend zu; er hörte nicht, denn jeden Augenblick schäumte das Wasser über seinen Kopf. Aber sein Arm hielt mit eiserner Kraft fest, sein Auge blickte furchtlos auf die Fluthen.

Da sah er das Kleid eines Kindes im Wasser schwimmen; so weit er konnte, beugte er sich über, und es gelang ihm, das Kleid zu erfassen.

„Haltet! Haltet!“ rief er den Männern auf der Brücke zu, und mit dem Aufgebot aller Kräfte riß er des Nagelschmieds Kind aus den Fluthen. In demselben Augenblick tauchten die kleinen Füße eines zweiten Kindes dicht neben ihm auf; er wollte sie erfassen, aber es war unmöglich, denn mit der Linken hatte er den Brückenpfeiler umklammert, in der Rechten hielt er des Freundes bewußtloses Kind.

„Zieht mich ans Ufer!“ rief er, denn er fühlte seine Kräfte schwinden. Noch einmal drohte das Wasser ihn mit fortzureißen, als er den Brückenpfeiler losließ, aber die Männer hielten fest an dem Strick, und er erreichte mit dem jungen geretteten Leben das Ufer.

Er brach zusammen, aber nur für einen Augenblick, dann raffte er sich wieder auf. Sein Kopf blutete, er beachtete es nicht, seine Sorge galt dem Kinde des Freundes, welches noch immer bewußtlos war. Es gelang ihm, dasselbe ins Leben zurückzurufen. In der Erregung dachte er nicht an das zweite Kind, welches die Wogen dicht an ihm vorübergeführt hatten.

Er sprang auf, um das noch erstarrte Mädchen in Sicherheit zu bringen. Er preßte es an seine Brust, um es zu erwärmen, und eilte mit ihm fort zu seinem kleinen Hause, welches ihm so freundlich entgegenlachte.

Es fiel ihm nicht auf, daß seine Frau ihm nicht entgegenkam; sie saß gewiß still bei der Arbeit, denn der Sturm war vorüber, und die Kunde von dem entsetzlichen Unglück, welches den Nagelschmied betroffen, war noch nicht hierher gedrungen. Jetzt trat er ins Haus und in das Zimmer, in welchem seine Frau ruhig bei der Arbeit saß.

„Konrad, woher kommst du?“ fragte sie erstaunt und bestürzt.

Sein Auge fuhr suchend durch das Zimmer, er wollte antworten, aber eine unsagbare Angst preßte ihm die Lippen zusammen, weil er sein Kind nicht sah, das ihm stets jubelnd entgegeneilte, wenn er heimkehrte.

„Wo ist Grethe,“ brachte er mit Mühe hervor.

„Sie ist bei Barthels, aber woher“ . . .

„Allmächtiger Gott!“ unterbrach er seine Frau mit lautem Aufschrei und brach ohnmächtig zusammen.

Die Frau stürzte zu ihm, sie begriff das Geschehene nicht. „Konrad, Konrad, wo ist Grethe?“ rief sie, sich über den Bewußtlosen werfend.

Er hörte sie nicht. Als er aber wieder zu sich kam und sein Auge das gerettete Kind des Freundes erblickte, als alles mit einem Male wieder deutlich vor ihm stand, bedeckte er das Gesicht mit beiden Händen und rief jammernd: „Mein Kind, mein armes Kind!“

Eine nahe wohnende Frau trat ein, um die Nachricht von dem Unglück des Nagelschmiedes zu bringen; sie hatte keine Ahnung, daß Steeger's Kind mit ertrunken war. Ehe Konrad ihr wehren konnte, hatte seine arme Frau alles erfahren und brach zusammen. Die Sorge um sein unglückliches Weib zwang ihn, sich zusammenzuraffen, so sehr sein Herz auch blutete. Da kamen zwei Männer und brachten den Leichnam seines Kindes, welchen das Wasser weiter unten im Thale an das Ufer gespült.

Die unglücklichen Eltern warfen sich neben dem ausgelöschten jungen Leben nieder, und das Glück war ihnen gestorben für lange, lange Zeit. Die beiden Männer entfernten sich aus dem Zimmer, weil sie das Elend der beiden Menschen, welche so verzweiflungsvoll die Hände rangen, nicht sehen konnten. Thränen milderten endlich die Pein der Unglücklichen. Es war still in dem Zimmer, man hörte nur das krampfhafte Schluchzen.

Da trat das gerettete und in dem Schmerz vergessene Kind des Nagelschmieds leise an Konrad heran und legte die kleinen Arme um seinen Nacken.

Erschreckt zuckte er zusammen. Der Gedanke, daß er dieses Kindes wegen seine eigene Tochter nicht hatte retten können, tauchte in ihm auf, aber nur für einen Augenblick, dann rief es in ihm: „Es ist eine Waise!“ Er preßte das Kind, welches er gerettet, an sich.

„Gertrud,“ sprach er, „das Kind hat nicht Vater noch Mutter mehr.“ Mit diesen Worten legte er das Mädchen seiner Frau in die Arme. Sie antwortete nicht, aber heftig schluchzend zog sie das junge Leben, welches noch nicht begriff, wie viel es verloren, und wie viel es in diesem Augenblicke wiedergefunden, an sich.

Die Abendsonne schien durch die kleinen Fenster in das Zimmer, und es war, als ob trotz des unsagbaren Schmerzes ein leiser, schwacher Hauch des Friedens durch den Raum hingeweht wäre.

Die Leichname des Nagelschmieds und seiner Frau wurden am folgenden Morgen unten im Thale gefunden und einen Tag später sammt dem

Kinde Konrad's auf dem kleinen Friedhofe am Bergabhange begraben.

Die Zeit übte auf die beiden unglücklichen Eltern einen mildernden Einfluß aus. Wohl wähnten ſie Anfangs, daß alles Glück von ihnen genommen ſei, und doch ging es ihnen aus den unſchuldigen, großen Augen des angenommenen Kindes langſam wieder auf. Wenn Anna ſchmeichelnd ſich an ſie ſchmiegte, dann fühlten ſie doch, daß ihnen ein Erſatz gegeben war.

Am ſchwerſten überwand Konrad. Was er litt, davon hatte Niemand eine Ahnung, denn ſelbſt ſeiner Frau hatte er nicht anvertraut, daß er ſein Kind hätte retten können, wenn er das des Freundes wieder preisgegeben. Er war ernſt geworden und arbeitete mit doppeltem Fleiße, um zu überwinden und zu vergeſſen, und es war, als ob auf ſeiner Arbeit ein beſonderer Segen ruhe. — Sein Herz hatte an dem kleinen Hauſe unerſchütterlich feſtgehalten, jetzt zitterte er, wenn ein Wetter heraufzog und er nicht daheim war. Da entſchloß er ſich, ſich unten im Thale anzubauen, und mit dem neuen Hauſe baute er ſich ein neues Glück auf. Anna hatte ihre Eltern faſt vollſtändig vergeſſen, ſie war ſein Kind geworden, welches die ihm zu Theil gewordene Liebe mit ihrer Liebe reichlich wieder lohnte.

Nach Jahren wurde ihm noch ein Sohn geboren, und nun war es ihm endlich, als ob die letzte Lücke in ſeinem Herzen ausgefüllt wäre. Und wenn er ſah, wie Anna das Kind herzte und liebte, wie ſie keine andere Empfindung kannte, als daß der Knabe ihr Bruder ſei, da wurde auch ſie in ſeinem Herzen zu ſeinem Kinde, ganz und innig.

Die ſpaniſchen Juden und Mauren und die Inquiſition.

Für Haus und Herd von Wm. Fotſch.

Es iſt der Cardinal von Spanien (Mendoza), dem wir die Anregung und Betreibung der Heilsanſtalt (Inquiſition) zu verdanken haben. Die Mauren und Juden riſſen den Chriſten das Königreich aus der Hand, und in Sevilla war es am ärgſten; darum begannen die Väter auch hier ihr Gnadenwerk."

So ſchrieb der Jeſuit de Mariana in ſeiner Historiae Hispaniae 1605. Aber ſchon im Jahr 1232 wurden Dominikaner-Mönche von Gregor IX. als Inquiſitoren nach Aragon, Navarra, Caſtilien und Portugal geſandt.

Ein großer Theil der ſpaniſchen Bevölkerung beſtand aus Juden; dieſe waren ſowohl unter mohamedaniſchen als auch unter einigen chriſtlichen Herrſchern bürgerlich frei; ſie waren die betriebſamſten und bald auch die reichſten Leute. Sie hatten die beſten Aerzte und die berühmteſten Lehrer an den Schulen. Manche nahmen das Chriſtenthum an und wurden „Neuchriſten" genannt. Aber der Reichthum wurde den Juden bald zum Verbrechen angerechnet. Die Juden blieben ſich freilich als Wucherer zu allen Zeiten gleich. Der Volkshaß gegen die Juden wurde immer größer, bis er endlich im Jahr 1391, durch Predigten angereizt, entbrannte; und viele Tauſende wurden in Andaluſien erſchlagen und deren Synagogen in chriſtliche Kirchen umgewandelt.

Dann folgte in ganz Spanien ein Blutbad. Gegen 35,000 retteten ſich dadurch, daß ſie die chriſtliche Taufe annahmen. Bis zum Schluß des Säculums gab es über eine Million ſolcher Bekehrter. Aber die aus „Noth Bekehrten" haßten das ihnen aufgedrängte Joch und ſeufzten nach Befreiung von dieſem Druck. So lebten die Meiſten ihrer alten Ueberzeugung gemäß, was aber endlich den Eifer der Inquiſitoren ins Feld rief.

Im Jahr 1472 brach in Cordova zuerſt die Verfolgung aus, welche ſich nach und nach über das ganze Land, über Juden und Neuchriſten, ausbreitete. Zu Tauſenden lagen die Erſchlagenen in Häuſern und auf Straßen. Im Jahr 1477 kam de Barberi, ein ſiciliſcher Inquiſitor, an Ferdinand's und Iſabella's Hof, die Beherrſcher Siciliens waren, und wünſchte Beſtätigung einiger vom Papſt ertheilten Privilegien; auch rieth er dem Herrſcherpaar die Einſetzung eines Inquiſitions-Hofes, da dies das einzige Mittel ſei, Mauren und Juden mit Erfolg zu bekämpfen. Da die Kaſſe der Fürſten leer war, ſo fanden ſie hier einen Weg, dieſelbe in ſchönſter Weiſe zu füllen. Der Papſt half mit einer Bulle, und dem Treiben der Inquiſition war nun der Stempel amtlich aufgedrückt.

Torquemada ward General-Inquiſitor, zwei Rechtsgelehrte Beiſitzer, und drei königliche Räthe bildeten den oberſten Inquiſitions-Rath; dieſem wurden bald vier Tribunale untergeordnet. Als aber die Geſchäfte ſich mehrten, wurde der Rath vermehrt.

Zuerſt wurden Vorkehrungen getroffen, um die jüdiſche Bevölkerung von der chriſtlichen abzuſcheiden. Die Juden mußten in beſonderen Stadttheilen wohnen und beſondere Kleider tragen. Sie durften kein Amt und keinen Beruf mehr treiben. In Sevilla fanden die Inquiſitions-Beamten zuerſt Widerſtand von Seiten der Behörden, bis der König ihnen befahl, hilfreichen Beiſtand zu leiſten.

Nun befahlen ſie (Januar 1481) den Grafen, Baronen und allen Großen, ihnen die Flüchtlinge und alle Neuchriſten innerhalb zwei Wochen nach Sevilla zu bringen. Wer nicht Folge leiſtete, den traf der Bann. Nun füllten ſie alle Gefängniſſe und Klöſter mit Gefangenen. Die Häſcher ſtürzten wie Wölfe überall in die Häuſer und riſſen ihre Opfer heraus. Wer auch nur noch in etwas von jüdiſchem Brauch und Sitte hatte, war ein Ketzer und des Todes würdig. Wer den „Taufſegen" wegwuſch, war der Strafe verfallen. Am 6. Januar wurden 6 Perſonen lebendig verbrannt; im März folgten 16 andere; im April noch mehr; am Schluß des Jahres waren allein in Sevilla 298 verbrannt.

Digitized by Google

Isabella schrieb, durch ihr Gewissen beunruhigt, an den Papst: „Ich habe großes Unglück verursacht, habe Städte und Provinzen entvölkert, doch alles aus Liebe zu Christo und der heiligen Jungfrau Maria.“ Ein anderes Mal schrieb sie: „Man verleumdet mich, daß ich dies alles aus Geldgier gethan habe“ ꝛc.

Erst tödtet man die Eltern und raubt ihnen ihr Gut, um Werke der Liebe an ihren eigenen Kindern zu thun! — Der Groß-Inquisitor ließ sich weder vom Papst noch von den Bischöfen noch Großen des Landes beirren. Mit 250 Berittenen als Leibwache zog er umher, um sein Heilswerk überall besser zu organisiren. Der Erfolg war natürlich ein großartiger. Denn nach Angabe des Inquisitors Paramo, wurden nach seinem Buch in der Stadt Sevilla allein von 1480—1520 über 4000 Menschen verbrannt und über 30,000 Bußfertige eingekerkert oder auf die Galeeren geschickt und deren Vermögen eingezogen. In Folge der Flucht standen in Andalusien allein 4000 Wohnhäuser leer.

Im Jahr 1484 wurde Aragonien die Inquisition auch mit Gewalt aufgedrängt, und Censuren, Processe und Hinrichtungen waren bald recht im Gang. Da die ersten Beamten der Provinz von Juden stammten und aus den angesehensten und reichsten Familien waren, sahen sie ihr Unheil mit Schrecken voraus, das über ihr Volk kommen werde. Sie sandten eine Deputation an den Papst und eine andere an den König, fielen aber später selbst als Verhinderer des Officiums in ihre Hände.

In der Nacht des 14. Sept. 1485 begab sich der Inquisitor Peter Arbues (Peter Martyr) in die Kathedrale von Saragossa. Unter seiner Kutte trug er ein Panzerhemd und unter seinem Hute einen stählernen Helm. In der linken Hand hielt er eine Blendlaterne und in der rechten einen „schweren Stock“. Im Dom kniete er an einen Pfeiler nieder, und während er den Stock festhielt, verrichtete er sein Gebet, während die Kanoniker ihr Pensum zum Schlusse saugen. Da naheten noch zwei Männer und knieten beim Inquisitor nieder. Aber während man noch eifrig das gewohnte Gebet herleiert, traf plötzlich ein Schlag den linken Arm und ein zweiter das Hinterhaupt des Inquisitors, daß er zusammenbrach. In 48 Stunden starb er.

Als die That ruchbar wurde, erschrack die ganze besonnene Bevölkerung. Aber der Pöbel lief durch die Straßen und rief: „Ins Feuer mit den Neuchristen, welche den Inquisitor erschlagen haben!“— Am Morgen versammelte der Erzbischof die königlichen und kirchlichen Beamten und den Adel der Stadt, um über die Uebelthäter zu urtheilen, und dies geschah ohne Richter und ohne Rechtsbrauch. Die beiden Rädelsführer Labadia und Sperander wurden gevierttheilt und an den Straßen aufgesteckt und verbrannt. Und nach Paramos Bericht wurden noch über 200 Menschen zur Sühne für Arbues hingerichtet.

Ganz Aragonien gerieth darüber in Aufruhr. Und die Städte Ternul, Valencia, Lerida und Barcelona drangen in die Inquisitoren, von weiteren Verfolgungen abzustehen. Königliche wie päpstliche Edicte und Bullen erwiesen sich als ohnmächtig der Erbitterung des Volkes gegenüber. Das Militär schaffte endlich blutige Ruhe.

Da flohen Tausende aus Saragossa, aber überall hin verfolgte sie die Inquisition.

Einer dieser Flüchtlinge kam nach Tudela und flehte Don Jacob um Aufnahme für einige Tage. Dieser Prinz, ein Neffe des Königs, hielt den Menschen für schutdlos und nahm ihn auf, damit er nach einigen Tagen nach Frankreich entfliehen könne. Aber dieser Act der Milde brachte den Prinzen in das Gefängniß nach Saragossa; sein Gerichtsbezirk wurde ihm entzogen, und er mußte öffentlich Buße leisten in der Kathedrale. Der Rücken des Infanten von Navarra wurde von zwei Priestern mit Ruthen gepeitscht!

Ein gewisser Kaspar de Santa Cruz entkam nach Toulouse, wo er starb und begraben ward. Da wurde offenbar, daß sein Sohn ihm zur Flucht behilflich gewesen sei. Der Sohn ward eingekerkert und bei dem nächsten Auto-de-Fé als Büßer mit aufgeführt, an dem er das verdammende Urtheil über seinen Vater selbst laut vorlesen mußte. Dann wurde er dem Inquisitor von Toulouse zugesandt, wo er mit seinen Händen seines Vaters Grab aufgraben und dessen Leiche verbrennen mußte!

Isabella errichtete Arbues, ihrem ehemaligen Beichtvater ein prächtiges Grabmal, mit der Inschrift: „Der heilige Petrus (Arbues) ist der feste Fels, auf den Gott sein Werk (die Inquisition) gegründet hat.“ Der Heiligsprechungs-Proceß wurde schon 1490 eingeleitet, 1537, 1614 wieder aufgenommen und im Jahr 1622 erfolgte die Beatification und Pius IX. hat ihn 1867 endlich heilig gesprochen — canonisirt; 100 Bischöfe wohnten als „stumme Hunde“, wie Calvin sie nennt, der Geschichte bei.

Nachdem die Mauren überall besiegt waren, galt es, die letzte Feste, Granada zu bezwingen. Das spanische Heer lagerte sich um dieselbe. Nach langem Kampf ward ein Waffenstillstand auf 60 Tage geschlossen. Man wies den tapferen Saracenen an der Seeküste einen Strich Land als Wohnplatz zu. Der Mauren König Abdilehi drückte sein Siegel auf diesen Vertrag. Die Mauren bekamen 12 Städte und sollten leben dürfen nach ihren Gesetzen und Gebräuchen. Das war schön — auf dem Papier! —

Am 2. Januar 1492 nahm der Erzbischof Mendoza und das Heer Besitz von der Alhambra und stimmte das „Tedeum“ an. — Der Schleier der Heuchelei wurde alsbald zerrissen. Hernando de Talavera wurde Erzbischof von Granada, und nachdem der Gottesdienst mit allem Pomp hergerichtet war, nahm man die Juden wieder aufs Korn. Weil der König immer Geld brauchte, wußte Torquemade dem Mangel abzuhelfen und schritt zur That. Einige zugerichtete Mönche berichteten bald schreckliche Unthaten der Juden. Es wurde ihnen zugemuthet, sie haben geweihte Hostien gestohlen, um damit die Inquisitoren zu vergiften. Als Beweis wurde gesagt, daß Hostien-Theile in einem jüdischen Gebetbuch in einer Synagoge gefunden worden seien. Dann kam ein Verbrechen der Juden um das andere an den Tag. Die Phantasie war sehr thätig. Torquemada sagt dem König, diesen Gräueln könne kein Ein-

halt gethan werden, außer man vertreibe alle Juden auf einmal. Und am 30. März 1492 erging der Befehl, daß alle Juden Spanien zu verlaſſen haben, wenn ſie nicht das Chriſtenthum annehmen.

Der greiſe Rabbi Abar-Banel, der jahrelang das Vertrauen des Fürſten genoß, kam in die Alhambra, warf ſich dem grauſamen Chriſtenfürſten unter Thränen zu den Füßen und flehte um Erbarmen; 600,000 Goldkronen erbot er herbei zu ſchaffen als Löſegeld für ſein Volk. Dies iſt in Deutſch ſein eigener Bericht: „Ich bat ſo dringentlich um Gnade, daß mir faſt die Sinne ſchwanden und die leiblichen Kräfte mich verließen. Drei Mal warf ich mich dem König zu den Füßen, und beſchwor ihn, mit ſeinen Knechten nicht ſo grauſam zu verfahren. Nimm all unſer Gold und Silber, ſagte ich, nimm alle Habe des Hauſes Iſraels, aber laß uns in dieſer Heimath! — Aber wie die Natter ihr Ohr mit Staub füllt, damit die Stimme des Zauberers ſie nicht bewege, ſo verhärtete der König ſein Herz gegen die Bitten, womit wir ihn beſtürmten. Auch die Königin beſtärkte ihren Gemahl, das einmal begonnene Werk zu Ende zu führen. Nun war kein Rath und keine Hilfe!“ Er war eben ein anderer Ahab und ſie eine Iſebel. —

Der König kam ob der großen Geldſumme des Juden doch ins Schwanken; denn es war ihm zweifelhaft, ob er ſo viel bekommen werde, wenn die Juden vertrieben würden. Aber Torquemada, der Groß-Inquiſitor, ſtürzte zum König herein und hielt dem Königspaar ein Crucifix vor die Augen und rief mit erheuchelt bewegter Stimme: „Das erſte Mal hat Judas den Sohn Gottes verrathen um 30 Silberlinge; jetzt aber ſind eure Hoheiten im Begriff, Ihn zum zweiten Mal zu verrathen für vielleicht 300,000. Hier iſt er, hier habt ihr ihn, verkauft ihn!“ Und der verwegene Mönch legte das Kreuzbild vor ihnen auf den Tiſch und ging aus dem Gemach. — Das Fürſtenpaar fügte ſich und vertrieb 800,000 Juden! —

Nun gings über die Mauren her. Nachdem die Hauptgläubiger der katholiſchen Fürſten des Landes verwieſen und derer Güter beraubt, wurden diejenigen der mohamedaniſchen Vaſallen damit belehnt, denen ſie am meiſten verpflichtet waren. Der Rathgeber des Königs war beſonders der Erzbiſchof de Talavera. Nachdem er 20 Jahre einem Kloſter vorgeſtanden, beriefen ihn Ferdinand und Iſabella an den Hof und machten ihn zu ihrem Beichtvater. Sein Wandel war untadelhaft. Dieſer Mann wurde zum Erzbiſchof über Granada ernannt, und er ging mit aufrichtigem Ernſt an die Errichtung der Kirche unter den Mauren. Durch ſeine Freundlichkeit und guten Wandel gewann er die Mauren für ſeine Sache. Voll Eifer lernte er die arabiſche Sprache und überſetzte mit einigen Klerikern die heilige Schrift. So lernten die Mauren bald die „zehn Gebote“ und das „Apoſtoliſche Glaubensbekenntniß“ in ihrer Sprache herſagen.

Aber Torquemada plante nach einer anderen Methode. Der König Abdilehi bekam den Befehl, über's Meer zu ziehen, denn in Spanien ſei ſeine Gegenwart eine ſtete Bedrohung des Landes. Gram und Scham ſchifften ſich mit ihm ein nach Afrika. Unter den Vorbereitungen zur Vertreibung der Mauren ſtarb zwar Torquemada, der Juden- und Chriſtenfeind (1498), aber Diego Deza trat bald in des Vorgängers Fußſtapfen.

Als der Erzbiſchof Ximenes von Toledo nach Granada kam, ſah er dort mit Erſtaunen, wie harmlos die Mauren mit ihrem Biſchof verkehrten. Hernando legte ihm ſeine Pläne und Mittel vor, mit denen er die Mauren auf chriſtliche Pfade zu führen gedachte. Er zeigte ihm Theile der heiligen Schrift, die ſchon gedruckt, ſowie andere gottesdienſtliche Schriften, ins Arabiſche überſetzt. Aber Ximenes erklärte dies für Neuerungen und gefährlich, die Liturgie in die Verkehrsſprache zu übertragen; und er verbot den ferneren Druck. Er hat wohl im Sinne des Hofes oder Papſtes alſo gehandelt. Nun begann er gelehrte Disputationen mit den Mauren zu halten, und überzeugte ſie, daß es ihr eigenes Wohl ſei, wenn ſie ihren Propheten mit dem Papſte vertauſchten. Da wurden 3000 auf einmal getauft. Ximenes ließ ſie an ſich vorüberführen und beſprengte ſie „mit Yop“, und alſo waren die Heiden zu Chriſten geſtempelt. Auch wurde eine Moſchee nach der andern zu Kirchen umgemodelt. Als der Maurenfürſt Zegri unzufriedene Worte fallen ließ, wurde er in der Alhambra eingekerkert. Wer ſich jetzt nicht bekehren wollte, wurde hinter Schloß und Riegel geſteckt; die Gefängniſſe wurden nun raſch gefüllt. Als aber einſt ein Gerichtsdiener eine Frau abführte, befreiten ſie die Nachbarn und erſchlugen den Büttel.

Da erhob ſich die Stadt. 100,000 drangen gegen die Alhambra ſtürmend vor, und der Inquiſitor wurde 10 Tage lang belagert, und es wäre ihm übel ergangen, wenn nicht Hernando Talavera, der beliebte Biſchof, unter die aufgebrachten Scharen geeilt wäre, um ſie zu beruhigen. Sie küßten ſein Gewand und beklagten ſich über den Vertragsbruch, über die Verbrennung des Korans und tauſend andere Ungerechtigkeiten. Als die Mauren etwas beruhigt, kam der Befehlshaber der Beſatzung herbei und verſprach alles, wenn ſie zur vorigen Ruhe zurückkehren würden.

Ximenes eilte nun vor den König, deſſen Ungnade er von ſich abwenden wollte, was ihm auch dermaßen gelang, daß Granada als aufrühreriſch erklärt wurde, welches alle einſtigen Zugeſtändniſſe bei der Eroberung verwirkt habe. Die Juden waren vertrieben, warum ſollten die Mauren beſſer gehalten werden? Erſteren ſchuldeten der König und die Großen des Landes Millionen, und durch die Vertreibung wurden alle Schulden getilgt; aber der Mauren Schwert war noch gefährlicher.

Nun erließ Ferdinand ein Dekret: „Die Mauren müſſen entweder Chriſten werden oder nach Afrika auswandern.“ Es wurde ihnen auch geſtattet, ihr Eigenthum erſt zu verkaufen. Da kamen ganze Scharen zu Talavera zur Taufe, andere brachten königliche Schiffe nach beſſeren Geſtaden, deren Beförderung beſſer ausfiel, als die der Juden. Vor dem Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs war es der damaligen Kirche und der Inquiſition nicht bange, wohl aber vor dem türkiſchen Sultan und den krummen Säbeln der Söhne des Propheten. Aber die Bewohner der Alpujarras brachen ob ihren Stammesbrüdern in eine Empörung aus und der Krieg dauerte 20 Jahre.

Nun hatte die Gnade der Kirche ein Ende. Die

schärfsten Edikte wurden proklamirt. Jeder Maure muß sich taufen lassen, muß spanisch reden und muß sich spanisch kleiden. Aber solch ungerechtes spanisches Christenthum haßten sie wie den Tod. Da wurde das Inquisitionstribunal zu Granada eingerichtet, das den königlichen Edikten ihren Nachdruck gab. Da flohen tausende der Mauren; denn als Rebellen und Ketzer wurden sie jetzt gejagt. Das Verbrennen und Güterein ziehen war wieder an der Tagesordnung. Bewaffnete Banden durchzogen distriktweise das Königreich Granada, tödteten und vertrieben überall die Mauren und vertheilten deren Güter. Also wurde der Mauren Stamm in Spanien vernichtet. — Im Jahr 1523 wurden 16,000 Mohamedaner in Valencia gewaltsam getauft, deren die Meisten aber nach Afrika entflohen, so daß über 5000 Häuser in der Provinz leer standen.

Die Ritter der Arbeit.

Nach einer Schilderung der N. Y. Sun.

Die wichtigsten Lebensinteressen von über 500,000 Arbeitern dieses Landes werden von fünf Männern controllirt. Diese wenigen Männer, die zwei und ein halb Millionen Personen den Lebensunterhalt zu entziehen vermögen, bilden den „Executiv-Board des Ordens der Ritter der Arbeit von Amerika." Die Macht des Präsidenten und seines Cabinettes in Bezug auf Anstellung und Absetzung der hunderttausend Beamten des Landes erscheint geringfügig, wenn man sie mit der diesen fünf Männern verliehenen Gewalt in Vergleich stellt. Sie können die leicht tupfende Hand des Telegraphisten ebensogut zum Stillstand bringen, wie die mächtigen Räder der Mühlen und anderer Fabriken, oder der Eisenbahnen des Landes. Wenn sie gegen irgend eine Waare ihr Edikt erlassen, so kauft keiner der dem Orden Angehörigen diese Waare mehr, und oft ist demzufolge der Verkäufer dadurch zur Einstellung des Vertriebes derselben gezwungen. Diese fünf Männer können die Arbeiter des Landes gegen das Kapital aufbringen, in vertheidigender sowie auch in angreifender Weise, in stillem, zäh durchgeführtem Kampfe, oder mit lautem wüthendem Angriff, ganz wie sie es wollen. Sie haben zwar das Letztere bis jetzt noch nicht gethan, denn sie sind oder halten sich wenigstens für bloße Schiedsrichter, Friedensstifter und Beförderer des guten Einverständnisses.

Fast jeder dieser mächtigen Executiv-Mitglieder hat sich aus den Niederungen des Lebens in die Höhe geschwungen, und immer war es die eigene Kraft, die dem Manne zu seinem Erfolge am meisten verholfen hat. Ihre Namen sind im Lande wenig bekannt, und höchstens der Name des Präsidenten, Terenz V. Powderly (eines gewesenen Schmiedes und Mayors der Stadt Scranton), dürfte allgemein geläufig sein.

Geschichte des Ordens. Die Geschichte des Ordens ist kurz aber interessant. Im Jahre 1869 errichtete Uriah S. Stevens, ein Zuschneider in Philadelphia, ein Mann von ungewöhnlicher Intelligenz und Herrschaft über seine Collegen, den gegenwärtigen Orden, der natürlich anfänglich ganz kleine Dimensionen hatte. Stevens war ein geborener Reformator und Denker, der sich die Lage der arbeitenden Stände zu seinem speciellen Studium ausgewählt hatte. Er organisirte im Jahre 1873 aus den Arbeitern des Schneiderhandwerks und einigen anderen Gewerben eine „Local Assembly No. 1" und zwar in Philadelphia selbst. Der Orden machte rasche Fortschritte und verbreitete sich in den benachbarten Städten, besonders in Pittsburg, dann durch ganz Pennsylvanien, und gewann zusehends an Macht. Im Jahre 1878 wurde eine „General-Assembly von Nord-Amerika" einberufen und Stevens wurde zum Vorsitzenden, unter dem Namen „General Master Workman", erwählt. Er starb im Jahre 1882.

James L. Wright, ein Schneider, und Fried. Turner, ein Goldschläger, beide in Philadelphia, hatten mit Stevens zusammen die erste Loge gegründet und sie waren es hauptsächlich, die das Rituale und die geheime Einrichtung des Ordens festsetzten. Denn im Anfange war es bei Strafe des sofortigen Ausschlusses aus dem Orden verboten, auch nur den Namen des Ordens („Der edle Orden der Ritter der Arbeit") Jemandem zu verrathen und alle öffentlichen Kundgebungen des Ordens wurden nur so gezeichnet: * * * * *. „Die fünf Sterne" war der Name, mit dem die Arbeiter unter sich den Orden bezeichneten. Erst im Jahre 1881 drang der Name „Ritter der Arbeit" in die Oeffentlichkeit. Stevens hielt sehr viel auf Geheimnißthuerei. Nach seinen Vorschriften durfte ein Mitglied des Ordens gar nie zugeben, daß er die Vereinigung kenne. In den ersten Zeiten des Ordens wurde auch die Einberufung der Mitglieder auf eine ganz sonderbare Weise zu Wege gebracht. Auf den Trottoirs der Straßen von Philadelphia wurden an verschiedenen Stellen Striche mit Kreide gemacht, und diese wenigen geheimnißvollen Zeichen genügten, um in kurzer Zeit 4000 bis 5000 Menschen an einem bestimmten Orte zusammenzubringen.

Gegenwärtig ist es schwer zu sagen, wo der Orden seine Logen und Lokalvereinigungen nicht hat. Von Europa bis nach Californien und von der Hudsons Bay bis nach Mexiko dehnt er sich aus. Man schätzt die Anzahl seiner Mitglieder auf 500,000, aber die genaue Zahl wird vom Orden mit größter Aengstlichkeit gewahrt. Die stetige Zunahme der Mitgliederzahl macht auch eine genaue Feststellung derselben sehr schwer, aber die leitenden Mitglieder des Ordens wollen auch nicht die Stärke desselben kundgeben. Nicht im Orden einbegriffen sind die Tischler, Eisenarbeiter, Maurer und Granit-Steinhauer, die eine eigene, auf nationaler Basis begründete Verbindung haben. Doch haben viele Mitglieder dieser Verbindung individuell dem Orden sich angeschlossen, und unter den Mitgliedern anderer Trades Unions giebt es nur wenige, die nicht gleichzeitig auch zu den „Rittern" gehören. Ein besonders großes Contingent wird dem Orden auch von den westlichen Farmern gestellt. Im Anfange sahen dieselben in dem Orden eine Art anarchistischer Verbindung und mieden, ja verfolgten denselben. Als sie ihn aber näher kennen

Digitized by Google

lernten, ließen sie sich zu Tausenden in denselben aufnehmen und sie sind vielleicht der geschätzteste Bestandtheil desselben, da sie, wie die Vorsteher der Knights oft äußerten, sehr intelligente Stimmgeber und hartnäckige Vertheidiger ihrer Rechte sind.

Zu den „K. of L." gehören aber auch Kongreßmitglieder, Senatoren, Legislaturmitglieder, Mayors, ganze städtische Verwaltungsbehörden, ferner Aerzte, Journalisten, Kapitalisten und verschiedene Arbeitgeber. Der Orden selbst verhält sich gegen Proselytenthum sehr kühl, ja er billigt nicht das eifrige Bekehren zu seinen Prinzipien, das von einzelnen Mitgliedern angeblich geübt wird. Der Orden behauptet, daß er den größten Zuwachs von Mitgliedern durch Vertheilung der in Form einer Broschüre gedruckten „Prinzipien" gewinnt, indem die darin vorgetragenen Ideen in allen Arbeiterkreisen Anklang und Beifall finden.

Es kann aber auch nicht Jeder Mitglied des Ordens werden. Ist in einer Stadt schon irgend eine Verbindung der Gewerbe, so muß derjenige, der Mitglied des Ordens werden will, vorerst Mitglied der lokalen Trade Union werden. Außer diesem Falle kann jede Person von 18 Jahren, ohne Rücksicht auf Geschlecht, Farbe, Glauben oder Nationalität, und ohne Unterschied ob die betreffende Person Geschäftsmann, Fabrikant, Arbeitgeber oder Arbeitnehmer, Lohnarbeiter oder Farmer ist, als Mitglied aufgenommen werden, vorausgesetzt, daß sie nicht zu den ausgeschlossenen Klassen gehört. Zu den letzteren gehören Advokaten, Banquiers, professionelle Spieler, Börsianer und alle Personen, deren Gewerbe der Verkauf von berauschenden Getränken ist. Wenn eine „L. A." (Lokal-Assembly) gegründet werden soll, müssen drei Viertel der Kandidaten für Mitgliedschaft Lohnarbeiter oder Farmer sein. Politiker würde man gern ausschließen, aber es geht wegen ihrer großen Anzahl nicht gut an. Frauen werden mit Männern auf eine Linie gestellt, und die Erfahrungen des Ordens haben gelehrt, daß Frauen ein sehr wünschenswerther Bestandtheil des Ordens sind. Oft, wenn die streikenden männlichen Mitglieder durch die Noth getrieben schon nachgeben wollten, sind sie durch den Enthusiasmus der Frauen für die Rechte der „Knights" zurückgehalten worden.

Der Orden besteht aus lokalen Assemblies, Distrikt-Assemblies, einer General-Assembly und einem Exekutiv-Board. Die lokalen Assemblies schicken die Geldbeiträge an die Distrikt-Assemblies, denen sie untergeordnet sind, diese wieder an die General-Assembly, und diese ist dem Exekutiv-Board unterworfen, der wieder von der General-Assembly gewählt ist. Diese letztere versammelt sich alljährlich im Oktober. Sie verhandelt die den Orden berührenden wichtigen Fragen, erläßt Verordnungen und erwählt die drei allmächtigen Exekutiv-Beamten (die zwei andern sind der Präsident und der Sekretär).

Die lokalen Assemblies werden, wo es nur angeht, stets aus Arbeitern einer und derselben Branche zusammengestellt. So bilden dann die Straßenbahnkutscher, die Anstreicher, die Schneider u. s. w. je eine Assembly, und die Uebrigen, die nicht in genügender Anzahl vorhanden sind, um besondere Gruppen zu bilden, werden dann als "mixed districts" zu einer lokalen Assembly vereinigt. Es giebt 4600 solcher lokalen Assemblies.

Eine der Hauptursachen der kolossalen Erfolge des Ordens liegt in den geringen Beiträgen der Mitglieder. Die Eintrittsgebühren können bis auf $1 für Männer, und 50 Cents für Frauen gestellt werden, obwohl es „L. A.'s." giebt, die diese Gebühren auf $25 ansetzen, wegen des großen Werthes, den eine Mitgliedschaft zufolge des großen Fonds einer „L. A." besitzen kann. Die monatlichen Beiträge schwanken bei den verschiedenen Lokalvereinigungen von 10 Cents bis 40 Cents, im letzteren Falle aber werden die vorsitzenden Mitglieder der „L. A." honorirt. Bekommt irgend ein geschäftsleitendes Mitglied des Ordens ein Honorar, so übersteigt dies nie den Lohn eines Arbeiters in dem Gewerbe des betreffenden Mitgliedes. Die einzige sonstige Auslage eines „Ritters" besteht in einem Jahresbeitrag von 24 Cents, den er für die General-Assembly zu entrichten hat.

Diese Cents, die von 500,000 Menschen auf das Pünktlichste regelmäßig einlaufen, bilden am Ende des Jahres eine sehr beträchtliche Summe. Von diesem Gelde werden Strikes im Gang erhalten, Boycott-Circulare gedruckt, Beamte bezahlt, Miethen für Hallen beglichen und sonstige Bedürfnisse des Ordens gedeckt. Die Gehälter der Beamten sind sehr bescheiden. Herr Powderly, der gegenwärtige Präsident des Ordens, erhält nur $1500 das Jahr, und für sein doppeltes Amt als Sekretär und Schatzmeister erhält Herr Turner nur $1200. Die Mitglieder des allmächtigen Exekutiv-Boards werden wie gewöhnliche Arbeiter mit $3 per Tag und Ausgaben bezahlt, jedoch nur für die Tage, an welchen sie wirklich für den Orden thätig sind. Die einzigen sonstigen Personen, die eine Zahlung erhalten, sind die Delegaten und die Organisatoren, doch werden diese letzteren nur dann bezahlt, wenn sie außer ihrem regelmäßigen Aufenthaltsorte für den Orden thatig sind. Die Delegaten von den lokalen an die Distrikts-, und von diesen an die General-Assembly erhalten Zahlung nach gewöhnlichen Arbeitslöhnen. Es ist in dieser Hinsicht keine ambitiöse Bewerbung um diese Stellungen. Die Mitglieder sehen das einfach als „Geschäftssache" an. —

Grundsätze und Forderungen. „Ein an dem Einzelnen verübtes Unrecht geht uns Alle an," ist das Motto des Ordens und das ist auch der Sinn der andern drei Worte im Motto „Organisire, Agitire und Erziehe", welche Ohr und Auge desjenigen berühren, dem es gelungen, in eine der Versammlungen der Knights zu gelangen. Die von dem Orden in unzähligen Exemplaren vertheilten „Prinzipien" desselben gipfeln in dem Satze, daß man die Arbeitermasse zu jener Aufklärung erziehen und heranbilden müsse, welche sie befähigt, das Problem des Verhältnisses zwischen Kapital und Arbeit einheitlich zu lösen. Um dieses Hauptziel zu erreichen, schlägt der Orden folgende Maßregeln vor: Die Errichtung von Bureaus für Arbeitsstatistik; die Reservirung der öffentlichen Ländereien für wirkliche Ansiedler; die Aufhebung aller Gesetze, welche dem Kapital günstiger sind als der Arbeit; die bessere Durchführung, eventuell der Erlaß von Gesetzen für richtige Ventilirung von Arbeits-Lokalitäten, für Fire-Escapes, für ein erstes Pfandrecht (Lien) des Arbeiters an den Gegenstand seiner Arbeit; das Verbot der Miethe von Sträflingsarbeit u. s. w. Vom Congreß verlangt der Orden namentlich die Errichtung eines nationalen Geldsystems, in welchem die circulirenden Geldmittel von der Regierung unmittelbar an das Volk ohne dazwischen stehende Banken gelangen können; ferner das Verbot importirter Kontraktarbeit; die Errichtung von Post-Sparkassen; die Verstaatlichung der Eisenbahnen, Telephone und Telegraphen, und daß fortan das Recht, diese Transport- und Verständigungsmittel zu errichten, nie an Privat-Corporationen gegeben werde. Weiter will der Orden, daß beide Geschlechter gleiche Löhne für die gleiche Arbeit erhalten sollen, und daß die Arbeitszeit auf 8 Stunden eingeschränkt werde. Endlich sollen alle Differenzen durch Schiedsgerichte beglichen werden.

Lebensversicherung und Kooperation. Der Orden hat in der letzten General-Assembly 8 Beamte für das Versicherungs-Departement gewählt.

Dasselbe strebt dahin, daß bei dem Todesfall eines der Mitglieder die Familie desselben $1000 erhalte. Diese Summen werden dadurch aufgetrieben, daß auf je 5000 Mitglieder eine Taxe von 25 Cents bei einem Todesfall auferlegt wird. Jeder, der nicht jünger als 18 und nicht älter als 50 Jahre ist, kann, bei Entrichtung von $1.50 Eintrittsgebühren, Mitglied werden. Der gegenwärtig diesem Departement vorstehende ist ein Ohioer, Herr McGaw. Ein anderes wichtiges Departement des Ordens ist das sogenannte „Cooperative Departement". Dasselbe hat aber leider bisher nur sehr wenige Erfolge aufzuweisen. Es besteht zum Theil in solchen Läden für Lebensmittel, in denen die Mitglieder des Ordens ihre Bedürfnisse kaufen können. Aber da man in denselben gegen Baar kaufen muß und die gewöhnlichen Grocers leicht konkurriren, so können jene Stores nicht gegen die letzteren aufkommen. Noch wichtiger sind jene eigentlichen kooperativen Unternehmungen, die in einem von Fabriken gebildeten industriellen Unternehmen bestehen. Das größte dieser Art ist in Cannelburgh, Ind., ein Minen-Unternehmen, aber es hat, wie verlautet, wenig Aussicht auf Bestand.

Die Thätigkeit des Ordens kann folgendermaßen geschildert werden: Die lokalen Assemblies verwalten sich selbst. Bis vor ganz Kurzem, als es ihnen von einer General-Assembly verboten wurde, konnten sie nach Belieben den Boycott ausüben. Seither aber ist darin eine Beschränkung auferlegt. Das Boycotten ist unter den Arbeitern eine außerordentlich populäre Institution geworden, und wird von dem Orden in überaus großem Maßstabe ausgeübt. In allen Städten erscheinen Zeitungen, in denen stets eine Liste der geboycotteten Waaren oder Firmen gegeben wird. In der kleinen Stadt Richmond in Virginien sind gegenwärtig nicht weniger als 88 Boycotts im Gange.

Zum Streik wird nicht so leicht gegriffen. Viele der neu eintretenden Mitglieder des Ordens haben darüber falsche Vorstellungen. Der Orden trachtet, gemäß den Prinzipien seines Stifters, vielmehr dahin, daß der Streik überflüssig gemacht und vermieden werde. Jede „Lokal Assembly" kann einen Streik arrangiren, so oft und gegen wen sie will, aber die Unterstützung von Seiten des Ordens können die Streikenden nur dann erhalten, wenn der Streik von dem Orden legalisirt wird. Das geschieht so: die lokale Assembly benachrichtigt die Distrikt Assembly von ihrer Absicht zu streiken, und diese letztere Assembly entsendet dann Delegaten zur Untersuchung der Angelegenheit. Innerhalb zweier Wochen muß die Harmonie zwischen Arbeitgeber und Arbeiter hergestellt sein, oder der Exekutiv-Board der Distrikt-Assembly erklärt den Streik für legalisirt und die Streikenden erhalten die Unterstützung des Distrikts. Sollte der Streik eine solche Ausdehnung gewinnen, daß die Hilfsquellen des einen Distrikts nicht ausreichend befunden werden, dann werden die allgemeinen Hilfsmittel des ganzen Ordens, selbst die aus Europa, in Anspruch genommen, was aber nur äußerst selten geschehen dürfte, da man zu diesem Mittel selbst bei dem kolossalen Telegraphen-Streik nicht gegriffen hat.

In manchen der neu entstehenden Assemblies wird von den ursprünglichen geheimnißvollen Einrichtungen des Ordens noch reichlich Gebrauch gemacht, da sonst befürchtet wird, daß die Kapitalisten die Entstehung der Assembly verhindern könnten. Doch wird im Allgemeinen wenig mehr auf Verheimlichung des Ordens gegeben. Viele der in den Orden Neuaufgenommenen, besonders Europäer, haben, wie schon erwähnt, unrichtige Vorstellungen über denselben, und glauben in demselben ein Mittel zur Ausführung anarchistischer und sozialistischer Ideen zu finden. Das ist aber weit gefehlt. Der Orden verfolgt durchwegs friedliche Zwecke und glaubt durchaus nicht an eine gewaltsame Zerstörung der modernen Gesellschaft. Besonders wohlthätig zeigt sich der Orden in seiner Bestrebung, die Förderung der Mäßigkeit im Genuß geistiger Getränke von seinen Mitgliedern mit als Hauptaufgabe betrachten zu lassen.

Das Hauptquartier des Ordens ist jeweilig in jener Stadt, wo sich der Sekretär desselben aufhält. Die Adresse des gegenwärtigen Sekretärs ist, Mr. Frederick Turner, 202 Spruce Street, Philadelphia. Dort ist ein dreistöckiges Gebäude, das von oben und unten mit Papieren, Briefen, Dokumenten aller Art voll ist, und wo der Sekretär mit seinen weiblichen und männlichen Gehilfen arbeitet. Man kann sich eine Vorstellung von der ungeheuren Correspondenz der Centralstellen machen, wenn man erfährt, daß ein spezieller Mann nur zum Oeffnen der Briefe angestellt ist, und daß die Briefe sackweise täglich sechs Mal ankommen.

Wie weit die Macht der fünf Mitglieder des Exekutiv-Boards geht, konnte man erst neulich in zwei hervorragenden Fällen ersehen. Die Firma Straiton und Storm in New York, die größte Cigarrenfirma der Ver. Staaten, hatte von einem Boycott zu leiden, gegen den sich alle Mittel des gütlichen Vergleiches und der Verständigung machtlos erwiesen. Nachdem angeblich der Firma sogar der Antrag gestellt wurde, den Boycott gegen Zahlung von $14,000 abzukaufen, wendete sich die Firma an den Exekutiv-Board des Ordens und der Boycott war in kürzester Zeit beigelegt. Der andere Fall war der Streik der St. Louiser Straßenbahn-Kutscher. Der Exekutiv-Board untersuchte den Fall und überzeugte sich, daß die Streiker unnöthiger Weise zu Gewaltmitteln, wie Dynamit und Aehnlichem, gegriffen hatten. Er beschloß daher, der dortigen Assembly ihren Charter wegzunehmen, und that dies auch. Diese Art des Vergehens hat denn auch im Laufe der Zeit ein solches Vertrauen in die Rechtlichkeit und Tüchtigkeit des Exekutiv-Boards gezeitigt, daß nicht blos die Arbeiter, sondern auch die anfangs sehr mißtrauischen Arbeitgeber selbst um die Entscheidung dieses Boards sehr gern nachsuchen. Es geschieht dies besonders, seitdem der Orden, um nicht, wie vielfach geschah, mit Leuten wie die Molly Maguires verwechselt zu werden, fast alle Geheimnißthuerei aufgegeben hat.

Der größte Kampf, den der Orden soeben ausführt, ist der gegen eine bekannte Uhrgehäusefabrik. Die Leiter dieser Fabrik hatten mit ihren Arbeitern einige Schwierigkeiten, und als die letzteren zuletzt die Hilfe des Exekutiv-Boards in Anspruch nahmen und dieser am Orte sich einfand, ward ihm, den Berichten zufolge, von dem Direktor der Fabrik jede Unterredung verweigert. Darauf erließ der Board ein Edikt, in welchem die Arbeiter aufgefordert wurden, die Fabrik zu boycotten. Jeder Juwelier, der von der Fabrik Waaren bezieht, überhaupt Jeder, der von derselben kauft, wird geboycottet. Dasselbe Schicksal kann auch einzelnen, dem Orden mißliebig gewordenen Arbeitern passiren und dann erscheint ihre Liste in dem Organ des Ordens, nebst einer genauen Personalbeschreibung und Angabe des Aufenthalts.

Man hat in jüngster Zeit, namentlich beim neulichen Streik in East Saginaw versucht, die vom Orden ausgeschickten Leiter eines Streikes kraft der Verschwörungs- (Conspiracy) Gesetze einiger Staaten, verhaften zu lassen. Das hatte aber wenig Erfolg.

Auch in Canada hat der Orden sehr stark um sich gegriffen. Sehr stark ist er auch in Massachusetts. In der neuen Legislatur von Connecticut sollen 70 Repräsentanten Mitglieder des Ordens sein, und sie bilden die ausschlagende Macht. Und alle diese in ihrer Art wunderbaren Ereignisse wurden zu Wege gebracht, ohne daß jemals eine politische Diskussion in irgend einer der Logen des Ordens stattgehabt hätte.

Digitized by Google

Die letzten Lebensstunden des großen Kopernikus.

Für Haus und Herd von Seb. Steinacher.

Im Wonnemonat des Jahres 1543 war eine insonderheit für astronomische Betrachtungen herrliche und günstige Nacht. Alle Sterne glitzerten im weiten Himmelsraume wie unzählbare Edelsteine an einem dunkelblauen Riesengewölbe, das die große Meisterhand des Unendlichen voll allumfassender Liebe über den Erdball gemacht hat. Ein tiefes Schweigen herrschte, ja so tief, daß man glauben könnte, das ganze Universum halte eine Pause, um einen in tiefen Gedanken und scharf in den Sternenhimmel blickenden Genius ja nicht zu stören, sondern ihm einen überaus herrlichen Erfolg gewähren zu lassen.

In dem kleinen Städtchen Warmie, einem kleinen Canonikat in Preußisch-Polen, schliefen alle Einwohner, mit Ausnahme eines Mannes. Dieser Mann wachte allein in einem kleinen Kämmerchen eines Thurmes bei einem Tische, auf welchem sich Bücher und eine eiserne Lampe befanden.

Es war ein Greis von siebenzig Jahren, gekrümmt und faltenreich durch langjährige Anstrengung; aber aus seinem Auge strahlte das Genie. Seine edle Miene, seine anmuthige Gestalt zeugten von Sanftmuth und Verstand. Fremd auf der Erde, hoben und senkten sich seine Augen nur, um den Himmel zu betrachten. Auf seinen Wangen glänzte noch sanftes Roth, gleich der Herbstrose, das Zeichen eines ruhigen Gewissens und immerwährenden Seelenfriedens. Seine grauen Haupthaare fielen ringelnd bis auf seine Schultern.

Dieser Greis war der große Astronom der Vergangenheit und Gegenwart, Nikolaus Kopernik*), geboren zu Thorn in Polen am 9. Februar 1473, Doktor der Philosophie, Theologie und Medizin, Titular-Canonikus von Warmie, Ehren-Professor der Universitäten von Bologna, Rom u. s. w. Angelangt am Ziele seiner Laufbahn und an der Grenze seiner Wissenschaft, war Kopernik eben im Begriffe, sein reichhaltiges Werk: „Ueber die Revolutionen der Himmelskörper" (de revolutionibus orbium coelestium) zu vollenden.

Er ist der Vater der neuen Sternkunde und hat die Anschauungen, die Jahrtausende lang geltend waren, über den Haufen geworfen. Und zwar hat er dies vollbracht inmitten seiner Armuth, mitten unter Spöttereien und Verfolgungen, ohne eine andere Stütze und Hilfe als der seines Genies, ohne ein anderes Instrument als einem hölzernen, aus drei einfachen Holzstücken bestehenden Triangel.**) Mit diesem hatte der Weise die Tiefen des Weltalls ergründet.

An jenem Tage hatte der Canonikus von Warmie die letzte Feile an sein Werk gelegt, welches sein Schüler Rhetikus zu Nürnberg drucken ließ; und vor Rücksendung des Manuscriptes seiner gelehrten Forschungen wollte er nochmals seine gesammten Entdeckungen der Probe unterziehen. Gott hatte ihm hiefür eine wunderherrliche Nacht gegeben, und er war ganz in seine Beobachtungen vertieft. Als der Astronom das allmählige Erblassen der Gestirne am östlichen Himmelsrande bemerkte, ergriff er sein parallaktisches Instrument, das er, wie schon erwähnt, aus drei einfachen Holzstücken zusammengefügt hatte, und richtete es nach und nach gegen alle vier Himmelsgegenden. Und wiederholt überzeugt, daß er den alten fünftausendjährigen Irrthum entdeckt hatte, und daß er im Begriffe sei, der Menschheit eine zweifellose Wahrheit zu verkünden, sank er vor dem offenen Weltenbuche des weiten Himmels mit den Millionen Lichtfunken kreisender Gestirne auf seine Kniee, faltete seine Hände über der Brust und dankte mit perlendem Auge dem großen Schöpfer, daß er ihn habe einen Blick in seine unendliche Werkstätte thun lassen. Dann trat er an seinen Tisch heran, ergriff die Feder und schrieb mit großen Buchstaben den Titel seines Werkes: „Dies ist das Werk des größten und vollendetsten Künstlers, ein Werk Gottes!"

Dann schlug er das Blatt um und schrieb die Widmung:

„Dem heiligen Vater, Papst Paul III.

Ich widme dies Werk Euerer Heiligkeit, damit alle Welt, Weise und Ungelehrte, mögen daraus ersehen, daß ich ihr Urtheil hierüber und ihre Prüfung nicht scheue. Euer Ansehen und Euere Liebe für die Wissenschaften im Allgemeinen und für die Mathematik insbesondere werden mir zum Schilde dienen gegen die elenden Verleumder, trotz dem Sprichwort, welches da sagt: daß es gegen die Pfeile der Verleumdung kein Gegenmittel gebe.

Nikolaus Kopernik von Thorn."

Bald darauf drangen die ersten Strahlen der Morgenröthe ins Gemach. Kopernikus ließ sein müdes Haupt auf den Tisch sinken und schlief ein. Der große Forscher ruhte aus, wie es einst der Schöpfer am siebenten Schöpfungstage gethan.

Diese Ruhe dauerte aber nur kurze Zeit. Ein Diener stieg schwerfällig die Thurmtreppe empor, „Herr," sagte er, dem Canonikus auf die Schulter klopfend, „der Bote Eures Freundes Rhetikus ist bereit, wieder abzugehen, und erwartet Euren Brief mit dem Druck-Manuscript." Der Astronom machte ein Packet, welches er mit seinem Siegel verschloß; dann sank er erschöpft in seinen Schlafsessel zurück.

„Aber das ist noch nicht Alles," bemerkte der Diener, wieder näher tretend; „in der untern Stube warten zehn arme Kranke; auch verlangt man Euch nach Frauenberg wegen der Wassermaschine, die eben angekommen ist, und wegen drei Werkleuten, welche die Beine brachen, indem sie dieselbe Maschine flott machen wollen."

„Die Unglücklichen! Man sattle mein Pferd!" rief Kopernikus. Und den Schlummer abschüttelnd, stieg er rasch die Thurmtreppe hinab.

Das Wohnhaus des Astronomen Kopernik in Warmie war eines der kleinsten; es enthielt blos ein Laboratorium, wo er die Medikamente für die Armen bereitete, eine kleine Kunstwerkstätte, welche zugleich Studirstube war — dort malte er sein Portrait und die seiner Freunde und kopirte seine von Bologna und Rom erhaltenen Andenken; ferner einen niedrigen Saal, immer offen für Hilfsbedürftige aller Art, denen auch seine Börse fortwährend zu Gebote stand. Ueber der Thüre befand sich eine halbrunde Oeffnung, durch welche die Sonne, wenn sie am Mittag stand, ihren Strahl auf einen in einer danebenliegenden Kammer markirten

*) Abgeleitet von koppirnig, niedrig, demüthig.

**) Tycho Brahe hat uns die Zeichnung dieses Instrumentes aufbewahrt.

Punkt fallen ließ. Das war die Uhr des Astronomen, sein Zeiger. Zur Verzierung waren über dem Simse seines Kamins von seiner Hand Sinnsprüche geschrieben.

In diesem Saale war es, wo der Astronom zehn Kranke, die seine Hilfe in Anspruch nahmen, vorfand. Er verband die Wunden der Verletzten, gab Andern Hilfsmittel und Rathschläge, Denen Almosen, und Jenen Trost. Dann nahm er in aller Eile eine Tasse Milch zu sich und machte sich auf die Reise nach Frauenberg, als ein Reiter, schweißtriefend, ihm eine neue Botschaft brachte.

Kopernikus empfing zitternd ein Schreiben seines Freundes Gysius, Bischofs von Kulm. „Gott erbarme sich unser," schrieb ihm dieser, „und wende den Schlag, der uns bedroht, in Gnaden ab! Deine Feinde und verschwornen Neider, sie, welche dich als einen Ketzer und Thoren ausschreien, haben ganz Nürnberg gegen dich so sehr aufgeregt, daß das Volk deinen Namen auf allen Straßen öffentlich vermaledeit, daß die Akademie einstimmig deine Suspension verlangt, und die Universität, welche die bevorstehende Ausgabe deines Werkes erfuhr, geschworen hat, die Pressen zu zertrümmern, wo es aufgelegt werden wird, und das große Werk deines Lebens zu vernichten. Komm und beschwöre das Unwetter, ach, ich fürchte, du kommst bereits zu spät!"

Kopernikus konnte den Brief nicht zu Ende lesen und kraft- und wortlos stürzte er seinem Diener in die Arme. Als er sein Haupt wieder erhob, fragte der Reiter, ob er mitreisen wolle?

„Ja!" entgegnete der Greis gefaßt, „aber nicht nach Nürnberg und Kulm ... die Kranken und Arbeiter von Frauenberg erwarten mich. Sie müßten ja zu Grunde gehen, wenn ich ihnen nicht zu Hilfe komme. Und meine Feinde," setzte er entschlossen mit einem Blick nach Oben hinzu, „mögen immerhin mein Werk zerstören, den Lauf der Gestirne werden sie nimmermehr zu hemmen im Stande sein!" Eine Stunde später langt Kopernikus in Frauenberg an.

Die von dem Canonikus der Stadt gespendete Maschine führt das Wasser aus der Entfernung einer halben Meile aus dem Bache Bouda der Stadt zu — und zwar mit derartig intensiver Kraft, daß sie eine astronomisch konstruirte Mühle trieb und den Wasserstrahl bis zur Höhe des Kirchthurmes führte. Die Bewohner des Städtchens, anstatt vor Durst zu sterben, wie ihre Vorfahren, brauchten nunmehr nur eine Röhre anzubringen, um Jedem das Wasser in den eigenen Hausbrunnen zu leiten. Die Maschine war etwas verdorben, was für den Moment um so fataler war, als eben das Kirchweihfest in Frauenberg stattfand ... Aber beim ersten Blicke hatte der Canonikus bemerkt, wo es fehle, und nach wenigen Stunden ließ der Wasserstrahl seine Kraft spielen.

Es versteht sich von selbst, daß die erste Sorge des Canonikus den drei Kranken gehörte, welche verwundet geworden. Er richtete ihre Beinbrüche ein, er bereitete ihnen den Verband, und versprach, übermorgen wieder zu kommen.

Aber ihn selbst, den Wohlthäter so Vieler, erwartete ein Schlag, der ihm das Herz brechen mußte. Als er sich zur Rückkehr anschickte, sah er auf dem Marktplatze des Städtchens in der Mitte einer zahlreichen Menschenmasse die Form einer astronomischen Sternwarte, angefüllt mit plumpem, nachgeäfftem astronomischem Apparat ...

In der Mitte stand ein Greis, vom Kopf bis zum Fuße gekleidet und ausstaffirt wie Kopernikus, selbst dessen Gesichtszüge karrikirend. Die Aehnlichkeit war so täuschend, daß er selbst erstaunt zurücktaumelte. Der Hanswurst auf der Bühne bemühte sich, den großen Mann dem Gelächter und Spotte des Publikums preiszugeben, und hatte hinter sich eine Fratze, deren Klauen und Hörner den Teufel bezeichnen sollten, mit welchem er, indem er ihn an Schnüren bei den Ohren auf- und niederzog, parlirte und tausend Schwänke machte. Die Ohren waren sehr lange und von der Art, wie die jenes Thieres, welches Bileam den Fuß an die Wand geklemmt hat (4 Mose 22, 25).

Die skandalöse Nachbildung bestand aus mehreren Auftritten. In dem ersten verschrieb sich der Astronom dem Teufel, verbrannte ein Exemplar der heiligen Bibel, und trat ein Crucifix mit Füßen ... In der zweiten Darstellung erklärte der Astronom sein neues System, indem er mit Aepfeln auf eine Art hölzernen Ringes mit den Planetenbildern warf, welcher Ring sich um sein Gesicht drehte, das plötzlich eine die Sonne vorstellende Larve bedeckte. In der dritten Scene verwandelte sich der Astronom in einen Charlatan, Quacksalber und Marktschreier, er rühmte den Vorübergehenden seine lateinische Küche an, verkaufte ihnen sein Brunnenwasser um theures Geld, und betrank sich selbst vom besten Wein, bis er unter seinen Tisch fiel ... In vierten Tableau wurde er von Gott und Menschen verflucht, der Teufel führte ihn durch eine Feuerwolke in Schwefel gehüllt davon, und bestrafte ihn damit — weil er die Erde aus ihren Angeln heben wollte — daß er ohne Kopf in Ewigkeit auf der Erde herumgehen mußte. Das war der Dank, den seine Zeitgenossen dem großen Astronomen der Erde zollten!

Als der Astronom sein Genie und seine Tugend öffentlich verspottet, seine Wissenschaft von einem Possenreißer verhöhnt, seine Uneigennützigkeit als Gaunerei, seinen reinen frommen Glauben als Heuchelei gebrandmarkt sah, und seine ganze Person zuletzt dem Fluche der Gottheit und den Verwünschungen der Menschheit anempfehlen hörte, da hatte der Arme den Leidenskelch bis auf die Neige geleert, er verzweifelte an einer Vorsehung ...

Aber noch leuchtete ihm ein Hoffnungsstrahl, der wie ein sanftes Licht in die Nacht seines Schmerzes niederdämmerte: er hoffte, daß die Frauenberger, gleichsam die Adoptivkinder seiner Wohlthätigkeit, die Zeugen seiner aufopfernden Handlungen, augenblicklich herbeieilen und die Schandbühne niederreißen, den Possenreißer aber unter den Trümmern seiner Gaukeleien begraben würden ...

Man denke sich aber sein schmerzliches Erstaunen, seinen Schmerz, seine Verzweiflung — als er hörte, wie seine gemeinen Spötter von denen applaudirt wurden, die er eben mit Wohlthaten überhäuft hatte. Vergebens suchte er sich zu ermuthigen, vergebens seine Kraft zu sammeln. — Er stürzte ohnmächtig auf dem Platze nieder. — —

Jetzt — aber erst jetzt erkannte das undankbare Volk seinen Wohlthäter. Der Name Kopernikus flog von Mund zu Munde, man erzählte sich, daß er eben heute hilfespendend in die Stadt gekommen ... Und von den traurigsten Aeußerungen des Undankes zu den heftigsten Selbstvorwürfen übergehend, versprengte der Menschenhaufe den Hanswurst mit seiner Rotte und trug den Astronomen im Triumphzuge fort.

Aber leider! war dieser keines Trostes mehr fähig. Erschöpft durch Arbeit, Nachtwachen, und die schrecklichen Eindrücke des Tages, im Innersten tödtlich getroffen, sank er sterbend nieder und hatte nur noch die Besinnung, eine Sänfte zu verlangen — in welcher er sterbend zu Warmie anlangte.

Sein Todeskampf dauerte fünf Tage. Am nächsten Morgen kam ein Brief, welcher die traurige Prophezeiung des Rhetikus und die eben so düstere Vorahnung des Bischofs von Kulm bestätigte. Dreimal hatten die Studirenden der Universität die Druckerei zu stürmen

verſucht, wo die Wahrheit an's Licht gefördert werden ſollte. „Heute Morgen noch," ſetzte ſein Berichterſtatter hinzu, „wollten die Raſenden Feuer hineinwerfen. Ich hatte alle unſere Freunde an mich gezogen.

„Wir bleiben Tag und Nacht beiſammen, hüten die Eingänge und überwachen die Setzer und Druckleute. Dieſe Leute arbeiten, in der einen Hand den Preßbenget, in der andern eine geladene Piſtole haltend, daß ihnen der Schweiß herabrieſelt. — Wenn wir uns noch zwei Tage halten, ſo iſt dein Werk gerettet: denn ſind einmal zehn Exemplare abgezogen, ſo kann es Niemand mehr vernichten. Aber wenn uns morgen oder übermorgen unſere Gegner übermannen" — Rhetikus endete nicht.

Der dritte Tag brachte neue, traurige Nachricht: Ein Setzer, gewonnen durch Kopernikus Gegner, hatte ihnen das Manuſkript des Canonikus ausgeliefert, welches auf öffentlichem Platze verbrannt wurde. Glücklicherweiſe war aber der Druck ſchon vollendet. Man ſchloß die Preſſen. Da ſchien ein neuer Tumult Alles zu Grunde zu richten. Menſchenmaſſen wogten und lärmten rings um die Druckerei. Man male ſich das Bild des großen Märtyrers, als er dieſe Stelle des Briefes vernahm: ſeine langjährige Mühe, ſein Wettruhm, ſein Name bei der Nachwelt ſchienen ihm in ſeiner Phantaſie in Nichts zu entſchwinden! Raſch erſchöpften ſich nun auch die letzten Lebenskräfte des großen Mannes, der Tod erfaßte ſeinen halb gelähmten Körper, — als ein Reiter athemlos, mit verhängtem Zügel daherſprengte, glühend wie der Siegesbote von Marathon. — Er trug auf ſeiner Bruſt eine noch halbfeuchte Druckſchrift.

Und dieſes Heft war das unſterbliche Werk des eben ſterbenden und doch unſterblichen Kopernikus! Gerechtigkeit und Vernunft hatten geſiegt über Haß und Thorheit. Das Werk Gottes war den Menſchen enthüllt. Der große Sterbende ermunterte ſich noch einmal: mit zitternden Händen faßte er das Buch, mit erlöſchendem Blicke durchlief er ſeine Seiten . . . dann ſprach er leiſe mit dem Lächeln eines zum Throne der ewigen Weisheit ſich aufſchwingenden auserwählten Märtyrers, der den Glanz der Sternenhimmel des Unendlichen ſchon vor ſeinem Auge ſtrahlen ſieht: „Nun läßt du, o Herr! deinen Diener in Frieden ſcheiden!" —

Der große Weiſe hatte ausgeathmet. Sein Geiſt ſchwang ſich in die unermeſſenen Fernen — zu der Herrlichkeit des Vaters, wo Menſchenwahn und Mißgunſt der Zeitgenoſſen ihn nicht mehr erreichen konnten. Man ſchrieb den 23. des Wonnemonats.*) Der weite Himmel hatte zur großen Todtenfeier alle ſeine Myriaden Lichter angezündet, die Erde duftete in tauſend und abermals tauſend Blüthen. Die ganze Natur ſchien den Edlen zu betrauern. Wie ein Heiligenſchein hatten ſich die ſanften Strahlen der Frühlingsſonne durch das runde Fenſter um das Haupt des großen Todten gelagert, deſſen ſanfte Miene von ſeinem Leichenbette zu lächeln ſchien.

„Seht!" ſagte er ſterbend, „der König der Schöpfung hat mir den Friedenskuß gegeben und mich an die Stufen ſeines Sternenthrones berufen!"

So endete Kopernikus. Er war während ſeines ganzen Lebens bis zum Grabe verfolgt worden. Rom ſelbſt aber erkannte zuletzt ſein Genie. Aber erſt 1581 ließ der Biſchof Mart. Kramer von Ermeland ſein Grab durch eine kleine mit einer Inſchrift verſehene Marmortafel bezeichnen.

Polen, ſeine Mutter, hat ſeine letzten Scherflein geſammelt und dem unſterblichen Manne ein Monument in Krakau und eine Statue in Warſchau errichtet.

Ehre, dem Ehre gebührt.

*) Nach Andern iſt Kopernikus den 11. Juni 1543 geſtorben.

Chineſiſche Gerechtigkeitspflege.

Für Haus und Herd von G. G. Graßmück.

Daß die Chineſen in Anlage, Sitten und Gebräuche ſo viel Eigenthümliches haben, haben wir unlängſt in einem intereſſanten Artikel von F. Ohlinger, Miſſionar in China, vernommen. Heute wollen wir dem Leſer eine Anſchauung von ihrem üblichen Unterſuchungs- und Strafverfahren geben. Die chineſiſche Strafgerechtigkeit ſieht im Menſchen nur ein für körperliche Schmerzen empfängliches Weſen und darnach verfährt ſie. Zwar fehlt es nicht an geſetzlichen Beſtimmungen, welche die Angeklagten ſchützen ſollen, aber dieſelben exiſtiren nur auf dem Papier. Zu einer weitläufigen Appellation hat ein von den Untergerichten halb zu Tode gemarterter Angeſchuldigter gewöhnlich keine Luſt mehr, er ſieht vielmehr ſeinen einzigen Freund und Befreier der Qualen noch im Henker, der ihn ſchließlich zum Richtplatz ſchleppt.

Wir wollen nun im Geiſte in eine chineſiſche Gerichtshalle treten. An den Wänden und Säulen ſind verſchiedene Geſetzſprüche angebracht und ungeheure Papierlaternen hängen von der Decke herab. In den Saal ſtrömt ein zahlreiches Publikum, denn in China herrſcht Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im ausgedehnteſten Maße. Manche Zuſchauer haben ſogar ihr Eſſen in Körben mitgebracht, weil ſie den ganzen Tag hier zuzubringen gedenken. Im Gerichtsſaal giebt es nämlich unausgeſetzt Scenen, welche dem chineſiſchen Geſchmack entſprechen, und ſomit kann es ihnen nie an Unterhaltung fehlen. Je ſinnreicher die Henker in Erfindung von unerhörten Torturen ſind, deſto größer wird der Patriotismus des Publikums, deſto unwiderleglicher wird jeder Einzelne überzeugt, daß China die Heimath der grande nation iſt.

Polizeiſoldaten mit kurzen Lanzen und zwei in einer Scheide befindlichen Säbeln ſind allenthalben im Saale vertheilt. Die Gehilfen des Henkers machen ſich unmittelbar neben einem Haufen Angeklagter mit allerhand Marterwerkzeugen zu ſchaffen, raſſeln laut mit denſelben, zeigen und erklären ſie den zitternden oder ſtumpf dreinblickenden Gefangenen und ſetzen ihnen ſchon zum Voraus mit wilden Drohungen zu. Zwölf Stufen führen am Ende des Saales zu dem rothbedeckten Tiſche, an welchem der richtende Mandarine thront, hinter dem zwei in Seide gekleidete Knaben die Inſignien ſeines Amtes emporhalten. Auf der Mitte der Stufen ſteht der Henker, der durch einen aus Eiſen-

Digitized by Google

draht geflochtenen Hut und einen rothen Rock ausgezeichnet ist. Ein mächtiger Bambusknittel und ein Säbel vervollständigen seinen Putz.

Das Verfahren ist sehr einfach. Der Angeklagte wird auf den Knieen an seiner Kette vor den Richter gezogen. Gesteht er nicht sofort, so wirft der Mandarine dem Henker ein Holztäfelchen zu, auf welchem bemerkt ist, wie viele Bambushiebe der Angeklagte zur Einleitung erhalten soll, worauf dann die verschiedenen Grade der Tortur nacheinanderfolgen. Die Gerichtsschreiber notiren während dessen die dem Gefolterten abgepreßten Geständnisse, aber diese bekommt der Richter nicht so leichten Kaufes. Die Chinesen sind bekanntlich sehr unempfindlich gegen den Schmerz und das anwesende Publikum steigert noch die Hartnäckigkeit der Delinquenten.

Dort hat einer, von unsäglichem Schmerz überwältigt, gestanden. Alsbald ertönt ringsum lautes Hohngelächter, die Menge wirft dem Angeklagten alle erdenklichen Schimpfwörter ins Gesicht, und keine Seele zeigt Mitleid mit seinem Schicksal. Dagegen erhebt sich an einer andern Stelle lautes Triumphgeschrei. Ein Flußpirat, der seine Mitschuldigen angeben soll, hat schon mehrere Grade der Tortur durchgemacht, ohne zu bekennen. Man hat ihn jetzt an einen an der Decke befestigten Balken derart mit Händen und Füßen aufgehängt, daß sein nackter Körper einen Bogen bildet, und in dieser qualvollen Lage hat ihn ein Halbdutzend Büttel mit Peitschen und Bambusstöcken so furchtbar geprügelt, daß das Fleisch in Fetzen herabhängt und an manchen Stellen die Knochen bloß liegen. Trotzdem beharrt er auf seinem trotzigen Stillschweigen, und die Menge ist darüber so entzückt, daß sie den Verbrecher mit Beifallsrufen überschüttet und den tapfern Kerl in alle Himmel erhebt.

Derselbe Richter, der die Untersuchung leitet, fällt auch den Spruch und ordnet die Hinrichtung an. Diefelbe wird mittelst einer seidenen Schnur oder bei gemeinen Leuten durch ein eisernes Halsband vollzogen. Im letztern Falle wird der Delinquent mit Händen und Füßen an ein Kreuz gebunden und sein Kopf durch ein Halseisen gesteckt, worauf der die Exekution leitende Richter aus einem verdeckten Korbe ein Messer zieht, auf dessen Griff derjenige Körpertheil genannt ist, welchen der Henker abschneiden soll.

Schon vor dem Verhör sind die Verhafteten großen Qualen ausgesetzt, indem die im Hofe des Gerichtsgebäudes befindlichen Gefängnisse niedrige, mit dicken Bambusstäben verwahrte Käfige sind, in welchem die schwergefesselten Gefangenen weder liegen, noch stehen können. Der ganze Hof sieht wegen dieser Käfige wie eine Menagerie aus. Einige Untersuchungsgefangene befinden sich aus Mangel an Raum im Freien. Ihnen sind dafür Hände und Füße dergestalt zusammengebunden, daß sie nur wie Frösche umherhüpfen können, wobei ihre Gesichtsverzerrungen hinlänglich das Qualvolle ihres Zustandes ausdrücken.

In diesem Hofe werden auch die leichteren Strafen vollzogen. So wird ein Dieb, dem eine Hand und ein Fuß durch ein Brett gezwängt ist, von einem Polizeisoldaten an der Kette herumgezogen, indeß ein zweiter Büttel ihn mit Bambushieben bearbeitet. Dort in der Ecke trägt ein anderer Verbrecher den Halsblock, eine schwere Holzkufe, aus welcher nur der Kopf und die eingezwängten Hände hervorragen. Will er gehen, so muß er die schwere Last mit sich umhertragen, will er ruhen, so kann er sich in äußerst qualvoller Weise kaum auf die Kniee niederlassen, und zu dieser Strafe ist der Mann zu einem ganzen Monat verurtheilt. Er müßte verhungern und verkommen, wenn ihm seine Frau (so er eine hat) nicht täglich Nahrung brächte und den peinigenden Schweiß von seiner Stirne wischte.

China für Christus — mit dieser Losung wollen wir die Geschichte von diesen gräßlichen Bildern menschlicher Barbarei beschließen. Er, der gesagt hat: „Ich bin das Licht der Welt", er allein kann auch dieses dunkle Gebiet der Welt erleuchten und er wird es gewißlich thun. Täuscht nicht alles, so ist die Stunde nah, da auch über Chinas Finsterniß sein belebendes Wort erschallt: „Es werde Licht."

Wer da sucht, der findet.

Kurze Erzählung.

In einer fernen Stadt saßen an einem Winterabende sechs Freunde beisammen und sprachen von diesem und jenem. Ihre Herzen waren betrübt, denn sie gedachten der Trübsal, die unser Vaterland bedrängt und der schweren Sünden unsers von Gott abfallenden und in Elend verschmachtenden Volkes. Es war damals die Revolutionszeit, die Welt rüttelte sich und schüttelte sich, und edle Träumer und schurkenhafte Lumpen wirthschafteten und quacksalberten mit Mixturen und mit Fäusten in unserm unglücklichen, todtkranken Vaterlande. Dazu stockte Handel und Gewerbe, und die Armuth schrie nach Brot.

Die Freunde sahen das vor sich und rund um sich, und wer die Zeiten erlebt hat und nicht von Stein ist, der kennt den Kummer, den ein Mensch zu tragen hatte. Aber sie hoben ihre Augen auf zu den Bergen, von denen uns Hilfe kommt, und riefen: Gott sei gedankt, daß noch ein Gott lebt! In ihrem Sinne däuchte es ihnen, daß die Zeit jetzt gekommen, wo Jedermann, der den Herrn Jesum Christum lieb hat, für ihn laut zeugen und auch mit Gut und Blut für ihn einstehen muß. Auf allen Lippen stand die Frage: „Herr, wohin sollen wir gehen? du hast Worte des ewigen Lebens!"

Der Eine sprach: Wir müssen uns rühren. Die Hände faul in den Schoß legen, wo die Welt auf dem Kopf steht, und hinter dem Ofen jammern, wenn unser Volk im Tode liegt: das geht nicht, das dürfen wir nicht. — Wir müssen retten helfen,

sprach der Andere; wozu sind wir Christen, als um Christi Knechte zu sein? — Allein, so wurde gefragt, wie helfen wir? — Mir ist es klar, sprach Einer, wir müssen der Armen uns annehmen; das ist unser Beruf und unsere Pflicht. Die Armen müssen wieder erfahren, daß ein Heiland lebt, der sie nicht vergessen; das muß ihnen verkündigt werden, und wir müssen ihnen das verkündigen.

Man redete weiter, hin und her; aus andern Städten und Gauen des Vaterlandes hatte man die Kunde empfangen, wie die Freunde des Evangeliums sich dort zusammengethan und die Armen aufgesucht, um die kein Mensch sich kümmert, und wie sie denen das Brot des Lebens und Christentrost und Christenhilfe gebracht, und mit Gottes Hilfe Viele aus dem Elend herausgerissen. — Das müssen auch wir thun! dies stand ihnen fest; und eine Freude überkam Alle, daß sie verstanden, was der Herr von ihnen fordert.

Allein jetzt handelte es sich um die große Frage, wie man es anzufangen habe, um den Armen zu dienen. Denn die Sechs waren noch junge, unerfahrene Leute, die in die Bücher mehr als in's Leben geguckt und wenig Ursache hatten, sich ein Geschick und Handfestigkeit zuzutrauen; allein sie trauten auf ihren Herrn: wenn er ihnen ein Amt gab, wird er ihnen auch Verstand geben. Nur Hand anlegen mußten sie und frisch in die Arbeit hineingehn, ohne lang Besinnen.

Was war zu thun? Der Eine sprach: Ein Jeder sehe zu, wie er's treibt. Ich schlage vor, daß wir heute über acht Tage wiederum hier zusammen kommen, und daß bis dahin Jeder von uns eine arme Familie aufgesucht hat, welcher er helfen will. Das müssen wir uns fest versprechen, und sind wir dann bei einander, so erzählt Jeder, was er auf seinen Wegen erlebt hat, und dann können wir weiter rathschlagen.

Der Vorschlag gefiel, und die Freunde gaben sich die Hand darauf, es also zu thun. Ehe sie sich trennten, — denn über dem Gespräch war es Nacht geworden, — sangen sie aus vollem Herzen einen hellen Choral. Und der Wächter draußen rief Zwölf, und die Fenster glänzten von Eisblumen; sie reichten sich die Hände und gingen fröhlich in die Nacht hinaus.

Die acht Tage vergingen; die Freunde trafen sich kaum, denn Jeder hatte seine Arbeit vollauf. Als aber der Donnerstag wieder kam, brannte Abends in der kleinen Stube die Lampe, und die Hausthüre klingelte Mal für Mal, und Einer nach dem Andern kam, klopfte sich den Schnee von Rock und Hut, weil's draußen Wolle regnete, und trat ein mit herzlichem Gruße.

Man saß um den Tisch und schaute sich an mit der Frage: Habt ihr gesucht? — Wir haben gesucht. — Und auch gefunden? — Gefunden. — So erzählt! — Und nun ging's Reih um an ein Erzählen. Es waren schöne Geschichten, leider weiß ich nicht alle genau mehr, denn seitdem sind fast vier Jahre hin und viel Wasser ist über den Berg geronnen.

Die Erben.

Eine Erzählung aus Amerika.

Für Haus und Herd von Max Waldau.

VII.

Georg Merkel war in der Mitte der fünfziger Jahre. Seine Erscheinung widersprach dieser Thatsache nicht. Seine Haare waren bedeutend gebleicht und auf sein Gesicht hatten sich tiefe Falten gelegt. Um die Lippen spielte mehr als je die Habgier des Spekulanten. Sie schlossen sich womöglich noch strenger als zuvor, als wollte er selbst mit ihnen festhalten, was ihm einmal in die Hände kam. In der ganzen Stadt genoß er allgemeine Achtung, nur drei Männer konnten sie aus guten Gründen nicht theilen.

Seit er an jenem Nachmittag das verhängnißvolle Testament an sich genommen, hatte er sich weiter keine Gedanken darüber gemacht. Ueber gewöhnliche Gewissensscrupeln war er ja längst hinaus. Und mit der Besitzergreifung des Gutes wurde alles ruhig, was sich noch von edleren Gefühlen in ihm geregt hatte. Er hatte keinen eigentlichen Genuß und auch keinen besondern Kummer. Sein Leben war ziemlich farblos und trotz des äußeren Prunkes doch fürchterlich monoton. Doch es focht ihn nicht an. Der Besitz war ihm Genüge, Vermehrung des Reichthums sein Ideal. Nebenbei gönnte er den Seinen alle Genüsse, die sie wünschen mochten. In dieser Hinsicht war er ein guter Gatte und Vater. Für sich selbst verlangte er nicht viel, außer dem einen großen Begehren hatte weiter nichts in seinem Herzen Raum. Er liebte seine Gattin nicht, aber er war sehr rücksichtsvoll gegen sie. Mehr konnte man auch nicht von ihm verlangen. Er hatte für sie eine Neigung, wie er sie überhaupt für irgend eine Frau hätte haben können. Seinen Sohn aber liebte er von ganzem Herzen. Der einzige Sprößling war ihm außer seinem Reichthum sein Alles. Für ihn wollte er alles aufhäufen. Er sollte ein reicher Mann sein, der stolz auf alle Andern herunterseben konnte.

Der Bankier fuhr an einem Nachmittag früher

als ſonſt nach Hauſe. Als er gerade vor ſeinem ehemaligen Wohnhauſe vorüberfuhr, ſah er zwei Männer auf daſſelbe zuſchreiten, die ihn mit weniger Hochachtung muſterten, als das den Leuten im Allgemeinen eigen war. Den Einen kannte er wohl, es war der Rechtsanwalt Brown. Aber der Andere? Das Herz pochte faſt hörbar. Es überkam ihn ein Gefühl der Angſt, das er ſonſt nicht kannte. Er wandte ſich um, die Beiden gingen in ſein einſtiges Wohnhaus. Tauſend Gedanken fuhren wie der Blitz ihm durch den Kopf. War ſein Vetter wiedergekommen? Hatte er ihn nicht längſt todt geglaubt? Oder waren die Todten wieder auferſtanden? Da hatte er ihn geſehen, wie er einſtens gelebt, wie er ihn oft geſehen, genau derſelbe. Eine plötzliche Unruhe bemächtigte ſich ſeiner. Sein ganzes Unrecht trat vor ſeine Seele. Das mußte Frank ſein. Und wie, wenn er etwas um das Teſtament wüßte, wenn er gekommen wäre, das Seine zu fordern? Dann wartete Schande und Enthüllung ſeiner. Dann mußte er herausgeben, was er geraubt. Dann mußte er die Leute fliehen, auf die er bis jetzt ſtolz herabgeſehen.

Es nahm lange, bis er zu klaren Gedanken kam, bis ihm einfiel, daß Frank ja beinahe ſo alt ſein müßte, als er ſelbſt. Aber wenn es der Sohn wäre? Und der war er ſicherlich. Und wenn der Sohn etwas um das Teſtament wußte, wenn der Vater ihm den Auftrag gegeben, das Seine von der Hand des Frevlers zu fordern? Warum hatte er ihn nicht ermorden laſſen? Dann ſtünde jetzt vielleicht der Sohn nicht als Ankläger vor ſeiner Seele. Und warum ging er gerade in ſein ehemaliges Haus? Was hatte er dort zu ſchaffen?

Der Bankier war zu Hauſe angekommen. Er ſchloß ſich in ſein Arbeitszimmer ein. Ein erleichternder Gedanke kam ihm, hatte er nicht das Teſtament? Was konnte der Sohn ohne Teſtament und ohne Zeugen unternehmen? Die Zeugen waren, ſo viel er wußte, ſämmtlich geſtorben oder doch außer Bereich. Er durchſuchte die Papiere in ſeinem Schreibpult — kein Teſtament vorhanden. Er ſuchte überall — nichts zu finden. Eine neue Angſt überkam ihn. Hatte er's am Ende verbrannt? Doch nein, er wußte genau, daß er Teſtament und Brief damals in das Pult ſteckte, „aus Vorſicht". Wo waren die Dokumente hingekommen? Warum hatte er ſie nicht verbrannt? Wie, wenn der Sohn nun doch das Teſtament im Beſitz hätte? Welch ſchmachvolle Enthüllung ſtand ihm dann bevor, Er war ein ruinirter Mann.

Seine Gedanken fuhren wirr durcheinander. Er faßte ſich wieder. Noch war ja die Gefahr nicht ſicher. Er konnte ſich ja unnöthige Sorge gemacht haben. Er wollte am nächſten Tage ſich bei Brown in einer Rechtsfrage Rath holen. Das konnte nicht auffallen, obgleich er ſonſt nicht zu den Clienten Browns zählte. Er fand ſo Gelegenheit, denſelben und vielleicht auch den jungen Mann, der unſtreitig ſeines Vetters Sohn war, zu beobachten.

Eine unruhige Nacht folgte. So oft ſich der Bankier auch ſagte, daß er ein Thor ſei, ſich ohne wirklichen Grund zu fürchten, er wurde die Furcht dennoch nicht los.

Am nächſten Tage ſprach er bei Brown vor. Der geſchäftliche Theil war bald erledigt. Brown war kühl und gehalten und der Bankier konnte nichts merken, wenigſtens nichts Bedeutendes. Als er ſich empfahl trat eben Frank Merkel ein. Der Bankier blieb wie gebannt ſtehen, eine Verwirrung folgte. Dieſelben Gedanken fuhren ihm durch den Kopf, wie am Tage zuvor. Wieder glaubte er, ſeinen Vetter vor ſich zu haben. Es traf ihn ein forſchender Blick Browns. Schnell ſuchte er ſich zu faſſen, ſuchte möglichſt gleichgültig auszuſehen und ging.

„Haſt du ihn eben geſehen?" frug Brown den Freund.

„War das der Bankier?" fragte dieſer dagegen.

„Derſelbe. Haſt du ſeine Verlegenheit bemerkt. Sicher plagt ihn das Gewiſſen, wenn er noch eines hat. Er kommt ſonſt nicht zu mir. Er muß ſeinen Zweck dabei haben."

Als der Bankier wieder in ſeinem Wagen ſaß, war er ruhiger geworden. Er legte ſich das kühle Verhalten Browns dahin aus, daß er um das Teſtament nichts wiſſe. Sehr wahrſcheinlich war es auf irgend eine Weiſe vernichtet worden. Vielleicht hatte er's ſelbſt verbrannt und konnte ſich nicht mehr erinnern. Jedenfalls aber war das Teſtament nicht in fremden Händen und er hatte nichts zu fürchten. Und doch wurde er ein gewiſſes Bangen nicht los. — —

Frank Merkel hatte ſich indeſſen noch nicht entſchloſſen, gegen den Bankier zu handeln. Ein Mitleid hielt ihn immer noch zurück. Es gelang ſeinem Freunde nur langſam, ihn zu überzeugen, daß es ſeine Pflicht ſei, gegen den Frevler vorzuſchreiten. Er war zufrieden mit ſeinem Loos. Er beneidete den Bankier nicht, ſelbſt wenn er ſich ſagte, daß er eigentlich der Beſitzer des ſchönen Gutes ſein könnte.

Unterdeſſen hatte Frank die allgemeine Aufmerkſamkeit des Städtchens auf ſich gezogen. Ueberall redete man von ihm und dem einſtigen Frank Merkel. Die widerſprechendſten Gerüchte verbreiteten ſich. Wenige nur wußten, was ſie eigentlich von der Sache halten ſollten. Es ſtand ja vor ihnen der leibhaftige Frank Merkel. Das mußte ſein Sohn ſein, wenn er's ſelbſt nicht war. Und daß er's ſelbſt nicht ſein konnte, bezeugte die Jugend zu deutlich.

Digitized by Google

Etwa eine Woche nach dem Beſuche des Bankier bei Albert Brown erſchien in der Zeitung ein Bericht über das Verhör und die Hinrichtung eines Mörders, der in der ganzen Stadt mit Staunen erfüllte. Der Verbrecher machte ein Bekenntniß über eine lange Reihe von Verbrechen: Einbrüche, Diebſtähle, Raubanfälle u. dgl. Mit einem der Verbrechen war der Bankier eng verwickelt. Der Mörder hatte den Namen genannt.

Das Bekenntniß warf Licht auf den plötzlichen Tod des alten Herrn Brown. Der Mörder hatte im Auftrag des Bankier die That vollbracht. In Wirklichkeit hatte er mit jener That die Verbrecherlaufbahn betreten. Er verfehlte nicht, das hervorzuheben. Der Bankier hatte ihm Geld genug gegeben, daß er den Staat verlaſſen konnte und überdies eine hohe Belohnung.

Dieſer Bericht brachte auch Frank zu raſcherem Handeln. Schnell faßte er mit ſeinem Freund einen Entſchluß. Jetzt galt es, den Vogel zu erhaſchen, ſo lange er noch im Bereich war. Seine Schande war offen, ſein Betrug enthüllt. Raſch wurde das Nöthige angeordnet.

Der Bankier las eben mit Entſetzen denſelben Bericht durch, als außen an die Thür heftig geklopft wurde. Er fuhr erſchreckt auf. War ihm die Polizei ſchon auf den Ferſen? Sein nächſter Gedanke war, die Thüre zu verriegeln. Doch was nützte hier der Widerſtand? Eben pochte es wieder und heftiger. Wie der Blitz fuhr ihm ein anderer Gedanke durch den Kopf — der Gedanke an Selbſtmord. Doch er fand keine Waffe. Sein Revolver war im Schlafzimme.

Da öffnete ſich die Thür und herein traten zwei Poliziſten.

„Sie ſind unſer Gefangener!“ donnerte der Eine.

Merkel ſtand wie erſtarrt. Alles Blut ſtrömte zum Herzen zurück. Er ſah bleich aus, das Auge war wild. Kein geordneter Gedanke gewann die Oberhand. Er wußte nicht, wie ihm geſchah. Die Poliziſten führten ihn zur Thüre hinaus. Dann fing er an zu toben. Doch was halfs? Hinunter ging es die Treppe, hinaus auf die Straße in einen Wagen. Er wußte, was das bedeutete, es bedurfte keiner Erklärung. Knirſchend ergab er ſich in das Unvermeidliche.

Aus dem Hauſe erſcholl ein Jammergeſchrei. Doch der Mörder und Erbſchwindler mußte fort. Er mußte ſich überall verächtlich anſtarren laſſen. Kein Menſch grüßte mehr, er wurde unter die Verbrecher gerechnet.

Endlich hatte ihn das Gericht doch noch ereilt. Als er ſich am ſicherſten glaubte, war ihm die Rache auf der Ferſe. So lahnt die Sünde.

VIII.

Die plötzliche Verhaftung des Bankiers mit allem was damit verbunden war, brachte die ganze Stadt in Aufruhr. Alles war begierig, wie die Sache ſich wohl noch geſtalten werde. Die große Mehrheit behauptete energiſch, daß ſie ſo etwas längſt vermuthet hätten. Daß ſie ſelbſt bislang gewaltigen Reſpekt vor dem Millionär gehabt, fiel ihnen jetzt eben nicht bei. Sie hätten's ebenſowohl vermuthet gehabt, wenn das gerade Gegentheil paſſirt wäre.

Die Voruntersuchung ergab genügendes Reſultat. Wo alle Umſtände ſo deutlich ſprachen, wa ſelbſt das fragliche Teſtament vorgewieſen wurde, war an ein Leugnen nicht mehr zu denken. Die ganze Sache wurde dem Schwurgericht überwieſen, das wenige Wochen ſpäter zuſammentreten ſollte. Der Bankier wurde unter hoher Bürgſchaft freigelaſſen.

Unſtät war von jetzt an ſein Leben. Düſter brütete er vor ſich hin oder fluchte er dem Sahn ſeines Vetters und dem Verbrecher, der ihn endlich doch verrathen. Seine Sünden rächten ſich jetzt fürchterlich. Er, dem es ſo lange gelungen, ſein eigenes Gewiſſen zu beruhigen und ſeine Mitbürger zu blenden, er ſann jetzt in Verzweiflung vergebens auf einen Ausweg. Reue über die That ſelbſt empfand er nicht; daß er ſich entdeckt fand, das quälte ihn. Er ging den Seinen, wa immer möglich, aus dem Weg. Er wagte ſich kaum aus dem Hauſe. Er ſcheute den Anblick der Menſchen. Die verweinten Augen ſeiner Gattin brachten ihn nur noch mehr auf, und der Anblick ſeines Sohnes war ihm ein quälender Vorwurf. Er haßte die ganze Welt, wo er ſich ſelbſt hätte verachten ſollen.

Doch welcher Menſch giebt ſo bald alle Hoffnung auf? Vielleicht fand ſich für ihn noch ein Ausweg. Er ſann und plante, doch nichts wollte glücken. Zuerſt war's die Entehrung, die ihn mit Haß erfüllte. Dann wurde ihm endlich das Leben zur Laſt. An ein Jenſeits dachte er kaum, zum mindeſten ſchien ihm ſelbſt die Hölle nicht ſo ſchlimm, als ſein jetziges Leben. Um jeden Preis wollte er aus der drückenden Lage kommen, in der er ſich befand. Endlich ſah er nur noch einen Ausweg — den Tod durch eigene Hand. Seine Gedanken ſtoben wild durcheinander. Die Schuld konnte er wohl ertragen, die Entehrung aber nicht. Die Folgen der Schuld trieben ihn zur verzweifelten That. Er nahm zum Revolver ſeine Zuflucht. Doch während er den Lauf gegen die Bruſt hielt, wurde ihm ſchwarz vor den Augen. Er drückte mit zitternder Hand. Wie ein heftiger Schlag auf ſeine Bruſt! Er ſank bewußtlos zuſammen.

Der Schuß war im Hauſe gehört worden. Beſtürzt ſprang alles nach der Stelle, van wo

Digitized by Google

der Schuß gehört worden war. Man fand den Bankier in seinem Arbeitszimmer auf dem Boden liegen. Aus seiner Brust quoll das Blut. Er lag wie leblos da. Die Gattin jammerte fassungslos. Schnell wurde ein Arzt gerufen. Man hob ihn auf, trug ihn in sein Schlafzimmer und legte ihn dort auf's Bett. Als die Wunde gewaschen und verbunden war, schlug er die Augen auf und blickte wild um sich her. Doch sank er bald wieder kraftlos zusammen.

Er hatte sich nicht sofort getödtet, aber tödtlich verwundet. Man bemühte sich, die Sache geheim zu halten. Trotz aller Bemühung aber verbreitete sich die Nachricht wie ein Lauffeuer in dem Städtchen. Mit wiederkehrender Kraft klammerte sich der Bankier auf's Neue an's Leben. So nahe vor dem Thor des Todes, graute ihm doch furchtbar davor. Was half's? Sein Ende nahte. Er fühlte es nur zu deutlich. Oft tobte er fürchterlich, dann wieder sank er in sich zusammen. In einer ruhigen Stunde erzählte er, auf welche Weise er das Testament erhielt und Herrn Brown ermorden ließ. Da kam der Tod. Unter fürchterlichem Stöhnen starb der Bankier.

* * *

Der Prozeß verlief ohne Unterbrechung. Es fanden sich sogar noch zwei der Zeugen, die das Testament unterzeichnet hatten. Dem Erzähler bleibt also nur übrig, zu constatiren, daß Frank Merkel rechtmäßiger Besitzer des schönen Gutes wurde, das der Bankier wesentlich verbessert hatte.

Die Familie des Todten war elend. Freilich blieb ihnen ein großes Vermögen, sie hatten keine Noth zu fürchten. Doch die Schande des Vaters war ihnen zu viel. Sie konnten Niemand mehr in's Auge sehen. Jedermann schien mit Fingern auf sie zu deuten und zu sagen: „Das ist die Gattin und der Sohn des Schwindlers und Selbstmörders. Es wurde ihnen eng und bang in der alten Heimath. Sie flohen sich fort in einen Staat, wo Niemand sie kannte. Dort wollten sie neu beginnen. Und zur Ehre des Sohnes sei es gesagt, dort wollte er ein ehrliches Leben führen. Er wollte nicht in die Fußstapfen des Vaters treten. In aller Stille sagten sie der Heimath „Lebewohl" und gingen in die Fremde.

Frank freute der Besitz wenig, denn es klebte Blut daran. Er hatte kein Unrecht auf dem Gewissen, und doch dachte er halb mit Reue an das Geschehene. Der Gedanke an den Selbstmörder war ihm sehr peinlich. War er doch so ohne eigentlichen Entschluß in den Prozeß hineingezogen worden. Es war nie sein wirklicher Wunsch gewesen. Er konnte daher auch das Gut nicht behalten. Selbst sein Beruf rief ihn ja fort. Endlich entschloß er sich, das Gut bei günstiger Gelegenheit zu verkaufen. Als ihn sein Freund gar nicht von dem Gedanken abbringen konnte, wurde er selbst der Käufer. So ging es in die Hände dessen über, der es für ihn dem Adler entrissen. Die Kaufsumme übermachte er wohlthätigen Anstalten. Er wollte nichts von dem Gelde. Erst, als er das letzte Tausend überwiesen, war ihm wieder wirklich leicht und wohl. Dann war er wieder so arm, aber auch so zufrieden als je.

Albert Brown wurde ein vielgesuchter Rechtsanwalt. Sein Ruf drang weit über die Grenzen der Heimath hinaus. Der Erbschaftsprozeß machte ihn überall als fähigen Mann bekannt. Er stieg von einer Stufe zur andern. Das Vertrauen seiner Mitbürger wurde ihm in vollem Maße zu Theil. Er wurde mit den höchsten Ehrenstellen beehrt. Und immer blieb er derselbe rechtschaffene Mann.

Frank kehrte nur auf kurze Zeit nach Virginien zurück. Er löste seine Verbindungen in jenem Landstädtchen. Noch einige Zeit hielt er sich bei seinem Freunde auf. Mehrere Male predigte er in jenem Kirchlein, wo einst sein Vater seine erste Predigt gehalten. Die Vorsehung wollte es, daß er Pastor derselben Gemeinde wurde, der einst sein Großvater lange Jahre gedient. Daneben stand noch immer das Häuschen, die alte Heimath seiner Mutter. Wenige Jahre später führte er die Schwester seines Freundes als liebe Gattin heim.

Noch jetzt verkündigt er das Wort Gottes im Segen. Oft denkt er seines Vaters und betrauert, daß er nicht mit ihm war. „Des Gerechten Andenken bleibt im Segen, aber der Gottlosen Weg vergehet."

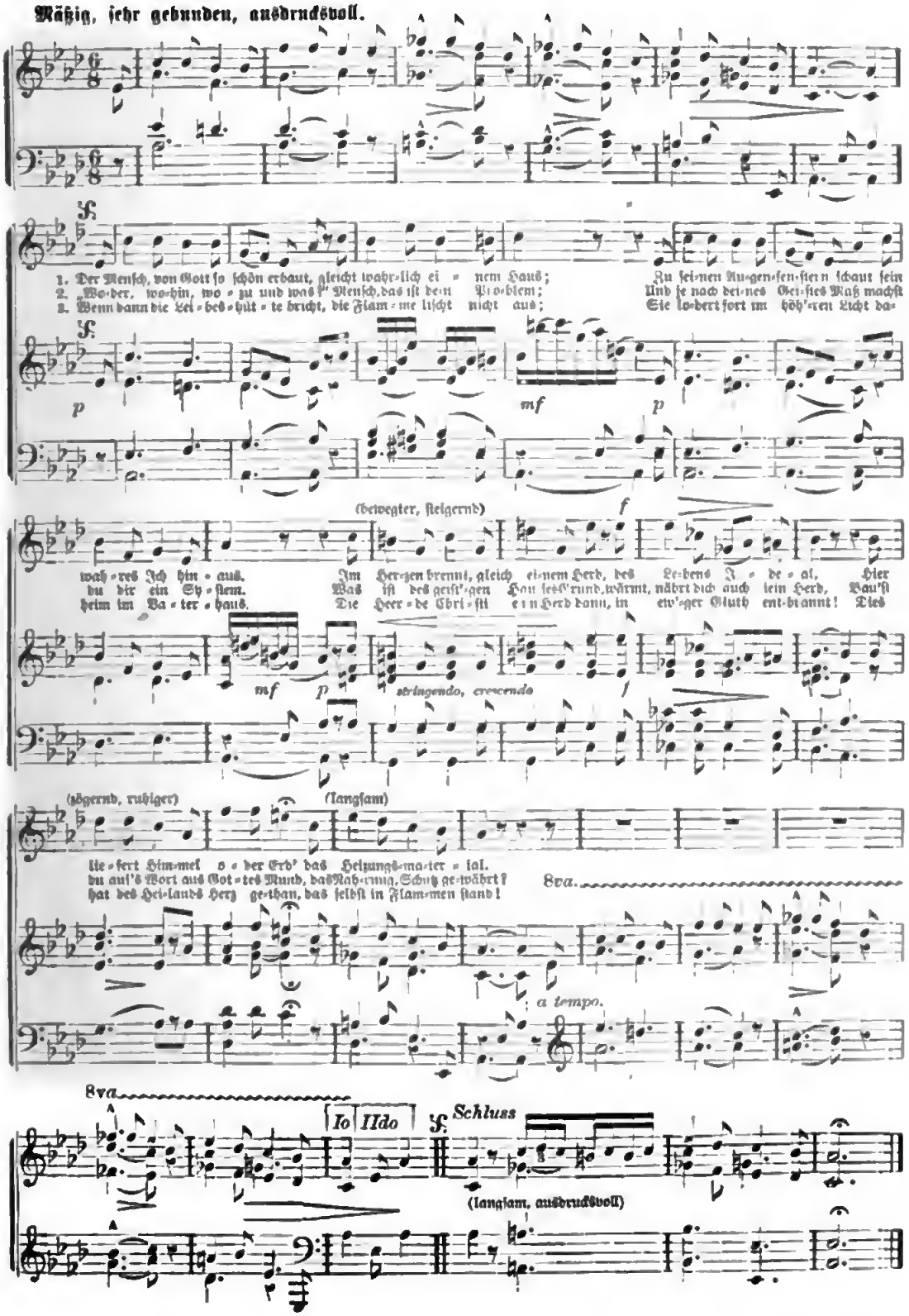
Digitized by Google

"Haus und Herd."

Text und Musik von J. H. Wallfisch.

Dem werthen Editor und den werthen Lesern von „Haus und Herd" gewidmet.

Mäßig, sehr gebunden, ausdrucksvoll.



Der Leichtſinn.

Für Haus und Herd von einer deutſchen Lehrerin.

Der Erzieher kann nicht alles erzwingen, das wird jedem Hausvater, jeder Hausmutter, jedem Lehrer klar werden. Vieles, vieles muß er betend, ja im Grunde alles in die Hände Gottes legen und es feſthalten, daß neben ſeiner Erziehung noch eine andere direkte göttliche hergeht.

Wie oft und wie viel kann man das beobachten und zur eigenen Glaubensſtärkung erfahren. Der Sohn, welcher heute Morgen der Mutter eine unartige Antwort gab, hat nachher einen ſchlechten Schultag. Die Aufgabe oder deß etwas mißlingt ihm und er bekommt einen unangenehmen Denkzettel. Der Segen iſt nicht ſeine Arbeit förderud, ſondern ſtrafend neben ihm hergegangen.

Die Kinder auf die inneren Zuſammenhänge zwiſchen Schuld und Mißlingen hinzuweiſen, iſt wichtig und hilft mit, ſie vor dem gedankenloſen Dahinleben, wie es ſo viele Alte thun, zu bewahren. Nicht, daß ich jene Art befürworten wollte, wo man immer bei jedem Unangenehmen, das dem Kinde zuſtößt, auf die Strafe Gottes hinweiſt. Da könnte zuletzt Gott nur noch in ſeiner richterlichen Thätigkeit gedacht werden, was grundverkehrt wäre und dem Kinde einen falſchen Begriff von Gott beibringen müßte. Ich meine vielmehr, daß das Kind zu einem Aufmerken auf die erzieheriſchen Abſichten Gottes ſelbſt erzogen werden ſollte.

Es giebt leichtſinnige Kinder, bei denen alles Reden, Ermahnen, Drohen ſcheint vergeblich zu ſein und bei denen alles nach augenblicklichen Einfällen, ohne viele Ueberlegung zu geſchehen pflegt. Sie zerreißen die Kleidung, verflattern die Zeit, vergeſſen die Aufgaben — tauſend üble Dinge kommen fortwährend vor, nicht aus böſartigem Willen, ſondern aus gedankenloſem Leichtſinn. Solche Kinder ſind kaum einen Augenblick bei ſich ſelber, ſondern gehen mit Sinnen und Gedanken gänzlich im Genuß des Augenblicks auf. Wie iſt da zu helfen? Welche Erziehungsmittel ſiud da anzuwenden?

Nicht zu leicht nehmen ſollen wir den Leichtſinn, ſonſt ſind wir ſelbſt leichtſinnig. Wer da etwas ausrichten will, muß die Sünde als Sünde erkennen. Mit den verderblichen, ſelbſt leichtſinnigen Grundſätzen, wie: „Jugend hat keine Tugend", oder — „Jugend will austoben", oder gar — „ein gutes Herz macht jeden Fehler wieder gut," treibt man den Leichtſinn der Kinder nicht aus. Solcher Leichtſinn der Eltern pflanzt und weckt vielmehr denjenigen der Kinder. Solchen ſorgloſen Leichtſinn der Eltern findet man viel öfters, als man meinen ſollte.

Da wird nicht gefragt, wie ſich die Kinder in der Schule und Sonntagſchule verhalten. Nicht angehalten werden die Kinder, ſich auf die Schule vorzubereiten. Ohne alle Aufſicht, oft bis in die ſinkende Nacht hinein, läßt man die Kinder herum ſchwärmen, allein oder mit andern Kindern. Am aufſichtsloſeſten ſind viele Kinder am lieben Sonntag. Unbegreiflich, unverantwortlich iſt der ſorgloſe Leichtſinn, womit man heftige, ſündliche Worte und ſündliche Werke vor den Augen und Ohren der Kinder redet und thut. Unverzeihlich die Rohheit, mit der man vor den Ohren der Kinder über Lehrer, Prediger und Obrigkeiten ſpottet und ſchimpft.

Dem Leichtſinn der in unſeren Tagen ſo ſehr hervortretenden Genußſucht tritt die göttliche Vorſehung durch ſcharfe Mittel der Zucht am Leibe entgegen. Da iſt der göttliche Erziehungsgrund bei manchem ſchweren und langwierigen Leiden zu ſuchen. Der menſchliche Erzieher muß dem Kinde mit ähnlichen Mitteln entgegen treten. Schmerz, empfindlicher Schmerz, alſo körperliche Zucht muß der „Luſt" Schranken ſetzen. Wenn aber ein blutiger Kopf, ein gebrochener Fuß durch irgend ein Ereigniß das göttliche Heilmittel iſt, ſo hat der Erzieher nur darauf hinzuweiſen, ſo begreift das ſonſt ſorgfältig erzogene Kind ſofort Alles.

Wenn Kinder ihre Eltern in ſtrotzendem Ueberfluß und überfließendem Reichthum ſehen und ſich an den Fingern ſagen können, daß eigentlich ein unerſchöpflicher Quell aller Mittel, ſich den Genuß zu verſchaffen, vorhanden iſt, ſo liegt die Verſuchung zum Leichtſinn, zum Zeitvertreib ohne ernſte und anſtrengende Arbeit ſehr nahe.

Wo dagegen bei gleichem Wohlſtand das Leben einfach iſt, wo das Uebrige, anſtatt zu übermüthigen, unnöthigen Anſchaffungen, zu wohlthätigen, gemeinnützigen Zwecken verwendet wird, da wird auf die ganze Familie, und ſomit auch auf die Kinder, der Ernſt auch darin ſich geltend machen, daß man erkennt, daß reiche Mittel uns Pflichten gegen Andere auferlegen. Dieſe ernſtliche Anſchauung vom Vorſatz wird den Leichtſinn in Kindern reicher Eltern verhüten.

Wo jedoch die Einfachheit im Haushalt blos der Grund des Geizes und des Zuſammenhäufens iſt, da wird der Leichtſinn der Kinder das mühevoll und unchriſtlich geſammelte Gut leicht und raſch wieder hinausbringen. Das möge man auch nicht vergeſſen.

„Ach," höre ich Jemanden ſagen, „wofür ſo viel Gerede — die Kinder ſollen ſich bekehren, dann wird alles gut."

„Nein — es wird wohl ſehr ſchlimm, wenn du ſie nach der Bekehrung einfach gehen läßt und denkſt, jetzt bin ich doch der Mühe überhoben!"

Ich ſetze die Wiedergeburt voraus und vornehin, ſage aber, daß wir vor und nach derſelben mit allem Ernſt gegen den Leichtſinn zu wachen haben, ohne jedoch jeden kindlich heitern Sinn und jeden Ausbruch von Kraft und Leben in dieſe Rubrik zu ſtellen.

Die verroſtete Glocke.

Wir kreuzten in der Südſee, als am Morgen nach einer bewegten Nacht der Ruf von oben zu uns drang: „Land, ho!"

„Land?" fragte der wachthabende Offizier verwundert. „Wo herum denn?"

„Gerade oſtwärts, wo ſich die Wolken heben hinter dem Bugſpriet."

Wir ſchauten lange, was Wolke und Land ſein möge. „Oſt bei Nord, halb Nord!" behauptete das Orakel oben auf dem Maſte. Sobald der Lieutenant es durchs Fernrohr erblickt hatte, berichtete er dem Kapitän, der doch auf 80 Meilen kein Land für möglich hielt, welche Karten er auch zu Hilfe nehmen mochte. Aber unverzeichnete Inſeln konnte es ja noch immer geben.

Digitized by Google

In der Nacht hatte man aus der Ferne eine Schiffsglocke gehört und ein plötzliches Licht geſehen, aber um der ſchnell eingetretenen Böe willen von dem, wie man glaubte, nahen Schiffe nichts zu entdecken vermocht. Als Stille eingetreten war, ſchien es möglich, daß das Fahrzeug, welcher Art es auch ſein mochte, verunglückt war. Jetzt wurde beſchloſſen, der unerwartet auftauchenden Inſel einen Beſuch abzuſtatten.

Der Kapitän legte am Ufer bei, und die Boote fuhren mit uns an den öden daſaltigen Strand. Erſt eine halbe Stunde landeinwärts war dichter Wald von Kokospalmen und Brotfruchtbäumen. Aber Einwohner ließen ſich nicht erblicken, und die Eidechſen, die am Geſtade ſchwärmten, die Tauben im Buſch und einige andere Vögel waren ſo zahm, daß ſie kaum je die Bekanntſchaft mit Menſchen gemacht haben konnten.

Wir drangen in drei Stunden bis ans jenſeitige Ufer vor und beſtimmten dadurch die Größe der Inſel; doch theilten wir uns noch in drei Abtheilungen, um das Eiland nach verſchiedenen Richtungen näher zu erforſchen. Als wir kurz vor Mittag wieder am Strand zuſammentrafen, war nichts entdeckt worden, was auf frühere Bewohner ſchließen ließ. Die ſeltſamen Signale der Nacht waren nicht erklärt; es durchzitterte uns ein eigenthümliches Gefühl bei dem Gedanken, den erſten menſchlichen Beſuch auf einem Stück Erde abgeſtattet zu haben.

Plötzlich drang der Schall einer Glocke an unſer Ohr, und aus dem Dickicht ſtürzte ein Menſch auf uns los. Es war jedoch nur ein Junge unſerer Fregatte; augenſcheinlich hatte ſich ſeiner ein gewaltiger Schrecken bemächtigt. Zweimal ſtrauchelte er und fiel, eher er ſprachlos vor Angſt bei uns anlangte. Als er zu Athem gekommen war, erzählte er, wie er an einer Kokospalme hinaufgeklettert ſei, um etliche Nüſſe zu erhaſchen, als plötzlich eine Glocke neben ihm angeſchlagen habe, worauf er eilig herabgerutſcht und entflohen ſei.

„Feigling, iſt das alles?“ herrſchte ihn der Lieutenant an. „Hätteſt ausfindig machen ſollen, wo die Glocke war, und was ſie in Bewegung ſetzte. Ein ſchöner Burſche! Und der will mal Matroſe werden!“

Wir begeben uns nun in den dichteſten Wald; einer ſtieg denſelben Baum hinauf, den der Junge als den ſeinen bezeichnete, und ſowie man die Palme tüchtig ſchüttelte, erklang eine Glocke. Es fand ſich, daß ein Draht am Baum befeſtigt war, der zu einem Dreieck von Balken führte, innerhalb deſſen eine ſtark verroſtete Glocke aufgehängt war. Ein Steuermann entdeckte auch den Reſt einer Hütte, nur wenige Schritte von der Palme. Die Hütte wurde unterſucht; ſie war augenſcheinlich von eines weißen Hand zuſammengefügt. Sie mußte lange bewohnt geweſen ſein, da ſich ringsum Spuren früheren Feldbaues zeigten, obwohl der Garten nun mit hohem Gras und Unkraut überwachſen war. Die Zerſtörung der Hütte ſchien ein Werk der Gewalt.

Nach langem Suchen fand ſich endlich unter einem Dachbalken ein engliſches Gebetbuch und ein Kalender vom Jahre 1801, beide faſt unleſerlich durch die vieljährige Näſſe. Zuletzt tauchte eine Matroſenjacke aus dem Schutte auf, und dann ein Paar abgetragener ſchimmelbedeckter Frauenſchuhe.

Plötzlich benachrichtigte uns ein Ruf ſeitwärts: „Zwei Gräber und Bretter drauf!“ Die Gräber waren klein und faſt unkenntlich, die Bretter vermodert; doch auf dem einen las man noch: „Dem Andenken unſeres kleinen Willy geweiht, der am 7. Auguſt 1803 ſtarb, 5 Jahre alt. Matth. 5, V. . . .“ Das größere Brett fiel in Stücke, ſobald man es berührte; doch ließen ſich noch die Worte entziffern: „Lieben Marie, Jul—02.“

Die Neugierde wachte von Neuem auf, und ſo ſehr der Kapitän eilte, konnte er doch ſelbſt von dem Eilande ſich kaum trennen. Nahe am Geſtade ſtiegen wir über Felſen an eine Stelle hinab, wo eine Anzahl weißer Gebeine zerſtreut lagen; dahinter ein abgebrannter Baumſtumpf, und weiterhin Reſte eines Schiffsboots, unter dem ſich nach Umdrehen und Graben auch der zerbrochene Schaft eines Piſtols, das Heft eines Taſchenmeſſers und Stücke von Lanzen aus Eiſenholz fanden, wie ſie von Eingeborenen der Südſee in ihren Kriegen geführt werden.

Das Ende der kleinen Colonie war uns nun enthüllt. Etliche Europäer waren durch Schiffbruch oder ſonſt ein Unglück an dieſes Eiland verſchlagen worden und hatten ziemlich lange da gelebt, bis eine Bande Wilder von den nahen Marqueſas-Inſeln ſie angriff und überwältigte.

Die Marqueſas-Indianer ſind Kannibalen, und die Feuerſpuren führten uns auf gräßliche Gedankenbilder, die ſich nicht vertreiben ließen. Warum lagen doch alle Gebeine ſo weit auseinander? Die fünf Schädel, die wir zuſammenbrachten, darunter ein weiblicher, waren alle von europäiſcher Bildung. Wenn man aber die Schenkelknochen zählte, mußten acht unſerer Landsleute hier ihr Ende gefunden haben!

Es war ſpät geworden, und wir mußten zur Fregatte zurückkehren. Aber in der Nacht machten die Zimmerleute vier grobe Särge zurecht, und am Morgen landeten wir (diesmal an der Schädelſtätte), und beſtatteten alle Gebeine, deren wir habhaft werden konnten.

Die Glocke hoben wir aus und trugen ſie mit uns an Bord. Der Name des Fabrikanten und wohl auch des Schiffes mußte darauf eingegraben ſein; aber der Roſt hatte jeden Buchſtaben zerſtört. Es blieb uns nichts mehr zu thun übrig; ſo ſegelten wir weiter und kamen am nächſten Tag an eine größere Inſel, die damals (am Ende der vierziger Jahre) auch noch nicht in die Karte eingetragen war, jetzt aber in der Marqueſasgruppe verzeichnet ſteht.

Die Inſel war bewohnt, und die Canoes der Eingeborenen ſchwärmten bald um die Fregatte her. Wir konnten kaum zweifeln, daß von hier der Angriff auf unſere unglücklichen Landsleute ausgegangen ſein mußte; doch ſchienen die Beſucher ſelten mit Schiffen verkehrt zu haben, und wir konnten nur durch Zeichen uns mit ihnen unterhalten. Eines ſchien uns auffallend, daß der Ton unſerer Schiffsglocke ihnen augenſcheinlich Schrecken einjagte. So machten wir uns denn an drei der älteren Häuptlinge, zeigten ihnen die roſtige Glocke, beutelen nach Süden und bemühten uns, ihnen begreiflich zu machen, daß wir die Glocke von dort her mitgebracht haben. Im Nu ſprangen ſie über Bord und ließen ſich nicht mehr bereden, die Fregatte zu betreten.

So ſchloſſen wir denn, daß auch ſie die Glocke kannten; wahrſcheinlich hatten ſie nach dem Ueberfall dieſelbe entdeckt, ſie für die Gottheit ihrer Schlachtopfer gehalten und ſich vor deren Rache gefürchtet. Irgend ein Aberglaube mußte ſie jedenfalls verhindert haben, das klingende Metall mit nach Hauſe zu nehmen.

Die Offiziere ſprachen natürlich noch lange von dem räthſelhaften Vorfall. Sie glaubten, die Böe jener Nacht werde den Kokosbaum geſchüttelt und dadurch die Glocke in Bewegung verſetzt haben, während der Draht durch Anziehung der Elektrizität das plötzliche Licht hervorbrachte, das uns während des Gewitters in ſo große Verwunderung verſetzte.

Wäre jenen verſunkenen Heiden früher ſchon das Chriſtenthum gebracht worden, ſo hätten die acht auf die kleine Inſel verſchlagenen Europäer nicht ſo ein ſchaurigs Ende gefunden.

Digitized by Google

Wie Spurgeon den Herrn Jesum fand,

das erzählt er selbst wie folgt:

Ich war vor etwa fünf Jahren mit einer schrecklichen Unruhe des Gemüths dahin gegangen. Wenn irgend ein menschliches Wesen mehr den Schrecken des Gesetzes Gottes gefühlt hat, so kann ich mit einem solchen Menschen wirkliches Mitleiden und Mitgefühl haben. In dem Buch „Volle Gnade" von Bunyan, finde ich meine Lebensgeschichte verzeichnet. Etliche Tiefen, wo er hineingekommen ist, habe ich nie betreten; aber etliche Abgründe, worin ich gekommen bin, scheint er nicht gekannt zu haben.

Es war mir, als ob für mich das Licht erloschen sei, weil ich so sehr wider Gott gesündiget hatte. Bei mir schien alle Hoffnung verloren. Ich betete, — der Herr weiß, wie ich flehte; aber ich bekam auch nicht den Schein einer Antwort, so viel mir bewußt ist. Ich forschte im Worte Gottes; aber die Verheißungen beunruhigten mich mehr, als daß sie mich erquickten. Ich las von den Privilegien (Vorrechten) der Kinder Gottes, aber mit der völligen Ueberzeugung, daß dieselben nicht für mich seien. Das Geheimniß meiner Unruhe war dieses: „Ich kannte das Evangelium nicht." Ich war in einem christlichen Lande, und hatte christliche Eltern. Allein ich verstand das einfache freie Evangelium nicht.

In der Stadt, wo ich wohnte, besuchte ich alle religiösen Versammlungen; aber aufrichtig glaube ich, daß ich das Evangelium nicht völlig predigen hörte, obwohl ich diese Menschen keineswegs verachte. Ein Mann predigte von der göttlichen Oberherrschaft. Ich konnte ihm mit Vergnügen zuhören; aber was war das für den armen Sünder, der wünschte, was er thun müsse, um selig zu werden? Es war ein anderer liebenswürdiger Mann, der immer das Gesetz predigte; aber was nützte es, den Grund aufzupflügen, der besäet werden sollte? Ein anderer war ein großer praktischer Prediger. Ich hörte ihn, aber seine Rede war, wie die eines Offiziers, der die Kriegs-Manöver lehrt vor einer Klasse von Leuten ohne Füße. Was konnte ich thun? Alle Ermahnungen waren für mich verloren. Ich weiß, daß gesagt wurde: „Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du selig"; aber ich wußte nicht, was es heißt, an Christum glauben.

Ich denke oft, ich könnte noch im Dunkel und in Verzweiflung dahin gehen, wenn der liebe Gott nicht an einem Sonntag Morgen, als ich zur Kirche ging, einen Schneesturm gesandt hätte. Als ich nicht weiter gehen konnte, wandte ich mich zu einem Vorhof, und kam zu einer kleinen Methodisten-Kapelle. In derselben mögen etwa 12 oder 15 Personen gewesen sein. Der Prediger kam des Morgens nicht — ist eingeschneit, denke ich. Ein armer Mann, ein Schuhmacher, Schneider, oder einer dieser Sorte Menschen, ging auf die Kanzel zu predigen.

Nun, es ist recht, daß Prediger des Evangeliums wohl unterrichtet sein sollen; aber dieser Mann war wirklich unwissend, wie ihr sagen würdet. Er mußte sich am Worte seines Textes halten, einfach deshalb, weil er sonst nichts zu sagen hatte. Der Text lautet: „Wendet euch zu mir (Look unto me), so werdet ihr selig, aller Welt Ende." Er sprach die Worte nicht einmal richtig aus: doch das machte nichts aus. Ich dachte: „In diesem Texte ist ein Schimmer der Hoffnung für mich." Der Mann fing also an: „Meine lieben Freunde, dies ist wirklich ein einfaches Textwort. Es sagt: „sieh! (Look.) Nun, das erfordert keine große Anstrengung. Es ist nicht euren Fuß oder Finger aufzuheben, es ist just „sehen." Wohlan, ein Mann braucht nicht in ein Collegium zu gehen, um sehen zu lernen. Du magst der größte Narr sein, und dennoch kannst du sehen. Ein Mann braucht nicht alt zu sein, um sehen zu können. Irgend Jemand kann sehen; ein Kind kann sehen. Denn es heißt: „Sehet auf mich!" (Auf Jesum). „Ach!" sagte er im dreiten Esser-Tone, „viele von euch schauen auf sich selbst. Das nützt nichts; in euch selbst findet ihr niemals Trost. Etliche sehen auf Gott den Vater. Sehet auf ihn bald. Jesus sagt: „Sehet auf mich!" Etliche von euch sagen: „Ich muß warten auf die Wirkungen des Geistes." Damit seid ihr gerade jetzt nicht beschäftigt. Sehet auf Christum. Es heißt: „Wendet euch zu mir!"

Ferner sprach der Mann in dieser Weise: „Wendet euch zu mir; ich schwitze große Tropfen Bluts. Sehet auf mich, ich hange am Kreuze. Sehet, ich bin todt und begraben. Sehet auf mich; ich bin wieder auferstanden. Sehet auf mich; ich bin aufgefahren und sitze zur Rechten des Vaters. O sehet auf mich! Sehet auf mich!" Als der Mann so sprach und etwa zehn Minuten gesponnen hatte, war er am Ende seines Spinnseils. Dann sah er nach mir unter der Gallerie, und ich darf sagen, unter so wenigen Zuhörern erkannte er mich als Fremdling. Er sagte: „Junger Mann, du siehst sehr elend aus." Es ist wahr; aber ich war es nicht gewohnt, Bemerkungen über meine persönliche Erscheinung von der Kanzel zu hören. Dennoch war es ein Wort, welches mich getroffen hatte. Der Mann sprach weiter: „Und du wirst immer elend — elend im Leben und elend im Tode sein wenn du den Worten meines Textes ungehorsam bist. Aber gehorchst du jetzt, in diesem Momente, so wirst du selig werden."

Dann rief er laut, wie nur ein alter Methodist rufen kann: „Junger Mann, sieh' auf Jesum Christum!" Da ging die Wolke vorüber, die Finsterniß war vergangen und in diesem Momente sahe ich die Sonne. Ja, ich hätte gerade jetzt können aufstehen, vom Lichte zu zeugen mit Enthusiasmus, vom köstlichen Blute Christi und vom einfachen Glauben, der allein auf ihn schauet. O, daß mir das Jemand zuvor gesagt hätte. Vertraue auf den Herrn Jesum, so wirst du selig. Es war ohne Zweifel eine weise Fügung.

Diese liebliche Geschichte erschien kürzlich in der „Chr. World." Ich meinte, sie unseren deutschen Lesern mittheilen zu müssen. Sollte sie irgend einer heilsuchenden Seele zum Nutzen gereichen, so wäre die Mühe nicht vergebens.

Das Gelübde.

Für Haus und Herd von G. Frei.

Wer von Potsdam dem nahen Krampenitzsee zu wandert, der wird daselbst das größte Denkmal grauer Vorzeit, welches die Mark aufzuweisen hat, bemerken. Eine gewaltige Schanze, in Form eines länglichen Vierecks, erhebt sich hart an dem genannten See. Sie mißt in ihrer größten Erhebung etwa 60 Fuß und hat gegen 280 Schritt Länge. Drei Seiten derselben sind noch jetzt durch den See geschützt, die vierte war sonst von Stümpfen und Gräben umgeben. Man nennt sie gewöhnlich die Römerschanze, weil man die Errichtung derselben bisweilen den Römern zugeschrieben hat; indeß führt sie auch den Namen Königswall.

Hieher lenkte der fliehende Jaczo seine Schritte; hier sammelte er noch einmal die Seinen, um das Glück der Waffen gegen den mächtigen Sieger zu versuchen. Albrecht der Bär ließ denn auch nicht lange auf sich warten; er rückte mit seiner Schar bis an den See. Lachend mochten wohl die Wenden hinter ihren geschützten Wällen zuschauen, wie die Belagerer sich vergebliche Mühe machten, an sie heranzukommen; wie sie es bald hier bald dort versuchten, aber immer auf unbesiegbare Hindernisse stießen und wieder umkehren mußten. Was fangen sie jetzt an? Wollen sie sich im See ersäufen? Ha, sie dringen durch das Wasser! Sie haben eine seichte Stelle gefunden. Seht, wie der Bär voranschreitet! Auf, ihr Wenden! Die Götter werden uns schützen.

Da begann die tobende Schlacht, ein grausiges Gewirr von Schreien und Heulen, von Rufen und Stöhnen, vom Getlirr der Schwerter und vom Dröhnen der Aexte, Kolben und Keulen. Dort kämpft man mit dem Muthe der Bären; hier mit der Tapferkeit, welche die Begeisterung für die höchsten Güter nur einzuflößen vermag. Dort waren die Streiter mit dem festen Vertrauen erfüllt, der Heiland, dessen Reich sie auszubreiten im Begriff sich sahen, werde den falschen Götzen nicht den Sieg gewähren; hier hoffte man, die Götter würden ihre Macht noch einmal beweisen und ihr erschüttertes Reich aus seinen Trümmern aufrichten. Hierin aber waren die Wenden im Nachtheil. Wäre es allein auf Tapferkeit, Freiheits- und Vaterlandsliebe angekommen, so dürfte es wohl noch lange nicht gelungen sein, dies kräftige Volk zu unterwerfen. Allein der Kampf war vorzugsweise ein religiöser, und da zeigte sich die unbesiegbare Macht der Wahrheit.

Während im christlichen Heere auch nicht Einer kämpfte, welcher nicht die feste Ueberzeugung gehegt hätte, Gott werde seine Streiter schützen und die todten Götzen in den Staub stürzen, war unter den Wenden schwerlich Einer, in welchem ein gleicher Glaube von der Macht ihrer Götter gewesen wäre. Zu oft schon hatten sie den Gott der Christen siegen sehen, wenn sie für den Triglav und die andern Götzen in den Kampf gezogen waren. Sie mußten schon dadurch zum Nachdenken gebracht werden und wurden es auch; je mehr dies aber bei Diesem oder Jenem geschah, desto größer mußte auch die Erschütterung sein, welche sein Glaube an die Macht der Götzen erlitt, desto fester die Ueberzeugung, daß das Reich dieser Götter zu Ende gehe, und daß sie, nichtig wie sie seien, dahinsinken müßten vor dem mächtigen Christengott in den Staub.

Die Ueberzeugung machte sich denn auch in dieser letzten Schlacht am Königswall besonders geltend. Als die Wenden, welche hier zum letzten Mal für ihre Götter kämpften, das gefürchtete Kreuz auf dem Banner der Christen immer näher rücken sahen; als ihre Reihen sich immer mehr lichteten und der Boden unter ihren Füßen immer schlüpfriger ward; als schon die Schatten der Nacht tief herabsenkten, um mit ihrem Schleier das grausige Feld des Todes zu bedecken: Da entsank ihnen die Hoffnung auf Triglavs Beistand gänzlich; in ganzen Haufen verließen sie die blutige Stätte und flohen, um unter dem Schutze der Nacht dem Gotte der Christen zu entrinnen.

Jaczo war einer der Letzten, welcher die Waffen schwang. Als er nun nichts mehr in der Hand hatte, als ein zerbrochenes Schwert, da wendete er sein Roß und sprengte davon. Bald verbarg ihn das Dunkel des Waldes vor den Blicken seiner Verfolger, deren Halloh er hinter sich vernimmt. Plötzlich sieht er seine Flucht durch einen breiten Strom gehemmt, er hält am Ufer der Havel. Hinter sich den nahenden Feind, vor sich den breiten Fluß, was soll er machen? „Gott der Christen," ruft er, „schütze mich! Du hast deine Macht bewährt. Rette mich aus dieser Gefahr, so will ich dir dienen und allen falschen Götzen entsagen."

Nach diesem Gelübde sprengte er von dem Ufer hinab in die dunkeln Wellen, welche über ihm zusammenschlagen. Doch nur auf einen Augenblick scheinen sie ihn verschlungen zu haben; jetzt taucht er empor. Behende schwimmt das treue Thier mit ihm dahin durch die rauschenden Wogen. Schon ist er über die Mitte des Flusses

hinaus; schon streckt der Reiter sehnsüchtig die Hand nach jener Landspitze, welche in das Wasser hineinragt: Da scheint die Kraft des Rosses der übermäßigen Anstrengung zu erliegen: von der stärkeren Strömung erfaßt, will es sich seinem Geschick überlassen. „O, du starker Gott," seufzt Jaczo, „willst auch du mich verlassen? Nur wenige Schritte noch, mein treues Roß! Die Rettung ist nahe." Fester ergreift er die Zügel und das müde Thier wendet, als verstände es die Seufzer seines bedrängten Herrn, seine letzten Kräfte an. Und nicht umsonst. Siehe, jetzt erfaßt der König mit kräftigem Arm das Gestrüpp an der Landspitze. Ein Schwung, und er ist gerettet.

Gerührt sinkt der edle Heide auf dem sicheren Boden in die Knie. „Dank dir, du starker Christengott!" so ruft er. „Ja, ich erkenne deine Macht und deine Gnade. Dir will ich fortan dienen und dankbar deine Wege wandeln. Von allen meinen Waffen, welche ich im Dienst der falschen Götzen geschwungen habe, besitze ich nur noch diesen Schild. Hier auf dieser Spitze des Ufers, wo ich Rettung fand, lege ich ihn nieder. Nie mehr will ich für die todten Götter kämpfen."

Er hielt Wort. Nach Köpenick zurückgekehrt, herrschte er dort als Christ. Noch heute finden sich einzelne Münzen, welche er nach jener Zeit hat prägen lassen, und welche sein Bild zum Zeichen seiner Bekehrung mit dem Kreuze in der Hand zeigen; sie tragen die Inschrift: Jacza de Copnic.

Jahrhunderte sind verflossen; aber die Sage bleibt lebendig. Noch heute heißt jene Uferspitze, auf welcher der letzte Wendenkönig Rettung fand, und wo er seinen Schild niederlegte, das Schildhorn. Noch heute steht der sinnige Wanderer, welcher vom Pichelsberge bei Spandau her die Havel begleitet, stille bei dieser geweihten Stelle, und schaut hinein in die Fluthen, und lauscht, ob sie ihm nichts von vergangenen Zeiten zumurmeln möchten, und gedenkt an den edlen Heiden, und an den über zweihundertjährigen Riesenkampf, welcher hier seine Endschaft erreichte, und an das kräftige, für Religion und Freiheit so begeisterte Volk, dessen Füße einst hier wandelten, und an die Götter, deren Herrschaft sich über diese Gegend erstreckte, und an den Sieg, welcher das Licht der Wahrheit endlich errang und immerdar erringen wird über Finsterniß, Trug und Wahn.

Eine Illustration zu: Eure Rede sei allezeit lieblich und mit Salz gewürzet.

Eingesandt von „Jakob".

König Ludwig von Holland und der Prediger zu Velpen.

Daß Ludwig Napoleon, König von Holland, der Bruder Napoleons I., unter allen Napoleoniden bei weitem der beste Charakter war, ist bekannt, ebenso, daß ihn in seinen redlichen Bemühungen um das Wohl und die Selbstständigkeit Hollands die gewaltthätigen und selbstsüchtigen Maßnahmen seines tyrannischen Bruders, des Kaisers, auf Schritt und Tritt hinderten und endlich zu dem Entschluß bewogen, der Krone des Landes, dem er so wenig sein konnte, zu entsagen. Dabei hatte er den tiefen Schmerz zu erleiden, daß man im Lande selbst ihn vielfach verkannte und die Maßregeln, welche die tyrannische Politik des Kaisers ihm aufzwang, ihm selber zur Last legte und in Wort und Schrift gegen den „unpatriotischen König" eiferte. Wie er sich in solchen Fällen dann und wann, wenn ihm das Herz besonders schwer war, benahm, mag folgendes Beispiel darthun: Ein Prediger in Velpen hatte sich an einem Bettage von der Kanzel aus einen heftigen Ausfall gegen die Regierung des Königs erlaubt. Die Minister der Polizei und des Innern zogen den Redner zur Rechenschaft und verlangten vom Könige, er möge an dem Frechen ein abschreckendes Exempel statuiren. Ludwig erwiderte ernst: „Es würde mir wichtiger sein, ihn zu überzeugen, als ihn zu strafen," und ließ den Geistlichen kommen. Es war ein sehr junger Mann. Der König, der ihn kalt, aber höflich empfing, forderte eine genaue Schilderung des Vorfalls und wortgetreue Wiederholung des Ausfalls, der seine Minister so tief empört hatte, und der junge Geistliche, der sich eines ganz anderen Empfanges versehen hatte, gehorchte bekommen und schon jetzt halb beschämt. — Als er geendet hatte, nickte der König gedankenvoll mit dem Kopfe und begann dann vor dem jungen Gegner seine und des Landes schwierige Lage auseinanderzusetzen, so offen und so überzeugend, daß der Prediger tief bewegt wurde und reuevoll bekannte, sein Angriff auf die Regierung sei ohne Einsicht, hart und ungerecht gewesen. Er versprach, sich in seinem Verhalten durchaus zu ändern und widerrief am nächsten Sonntage freiwillig und feierlich Alles, was er der Regierung des besten und edelsten Königs vorgeworfen hatte.

Digitized by Google

Amos Reily's Zuflucht.

Für Haus und Herd von J. G. Hildenſtein.

Amos war ſeines Geſchäfts ein Schmied. Bei der Arbeit war er immer freundlich und fleißig, ſodaß Jedermann dachte, er ſei das Bild der Zufriedenheit. — Aber heute lagerte ein anderer Ausdruck auf ſeinen Zügen. Er ſieht mürriſch drein; der Hammer fällt mit Wucht auf den Ambos, ſodaß die Stücke fliegen. Ei, wie kommt es denn, was ging vor? Antwort. Drei Stunden zuvor war er zur Bank, um Geld zu deponiren, da findet er die Thür verſchloſſen mit einem Plakat, das ihm Auskunft giebt. Aus erklärlichen Gründen hätten die Direktoren ſchließen müſſen.

Er ſtand nicht lange dabei, wie viele gethan haben würden, ſchwatzte auch nicht von dem Bankerott. Mit einem finſtern Blick ging er ſeiner Schmiede zu. Er wußte kaum, was zu thun, ganz confus war er. Ah! es war kein Spaß, denn nahe an $1000 hatte er der Bank geliehen. Dies Geld hatte er in den letzten zwei Jahren verdient und es geſpart, um damit nach etlichen Tagen den Baumeiſter zu zahlen für eine niedliche Wohnung, die er Amos baute. Kein Wunder, daß er niedergeſchlagen war; das würde irgend Jemand ärgerlich ſtimmen.

Die Dampfpfeife verkündigte Mittag. Er ſchließt ſeine Werkſtatt und eilt der Heimath zu. Er hatte keinen Appetit, doch aß er wie gewöhnlich, damit ſeine Frau es nicht ausfinde. Sie war eine fromme Frau, die viel Verſtand hatte und brauchte. Amos war kein Bekenner der Religion. Sie ſprach nicht viel mit ihm heute, ließ aber das Neue Teſtament reden.

Amos ging wie gewöhnlich nach dem Waſchtiſch, um ſeinen ehrlichen Schmutz abzuwaſchen. Gerade vor ihm hängen etliche Bogen ſtarkes Papier, darauf ſtand: „Matth. 21. 22. Alles, was ihr bittet im Gebet, ſo ihr glaubet, ſoll euch gegeben werden; und Joh. 16, 24: Bittet, ſo werdet ihr nehmen, daß eure Freude vollkommen ſei.“

Seine Gattin ſtand dicht dahinter und lauſchte. Er wußte es, hatte aber nicht Acht darauf. Die Verheißungsworte fielen ihm wie Balſam auf ſein unruhiges Herz. Es war ſelten, daß er ſeine Kniee beugte, jetzt aber ging er in ſein Schlafzimmer, ſchloß und betete zu dem, der Gebete erhört (Pſ. 65, 2.). Während des Eſſens ſprach er wenig und ging dann wieder ſeiner Schmiede zu.

Am Abend trifft er den Baumeiſter und ſagt, das Haus muß verkauft werden.

„Mein Geld auf der Bank iſt fort, und wer weiß, ob ich je wieder ſo viel verdienen kann.“

„Sei nicht thöricht, Amos. Ich erlaſſe dir die Zahlungsſumme, die nächſte Woche fällig iſt, für mehrere Monate und vielleicht noch länger. Da ich letzte Woche zwei Häuſer bezahlt bekommen habe, iſt meine Kaſſe wieder flott. Vielleicht iſt die Bank doch nicht ganz verrannt.“

Dies war eine Erleichterung für Amos, denn an der „Cottage“ hing er, und immerzu in Miethe zu wohnen, war nicht ſeines Herzens Wunſch.

Jene Nacht betete und dankte er Gott. Natürlich meinte er, es ſei der Baumeiſter ſchuld, daß ſein Gebet erhört wurde, da dieſer Geduld mit ihm hatte.

Nächſten Morgen ſchaute er in ſeine Zeitung nach dem Bankerott jener Bank, und da lieſt er, daß ſie in einigen Monaten ihren Depoſitoren Alles bezahlen würde. Amos ging wieder heim und betete. Seit jener Zeit war Amos ein betender Vater. Er philoſophirte nicht wie Gebete erhört werden, ſondern er hat es ſelbſt erfahren. Er betete hinfüro um geiſtliche Segnungen und erhielt nach dem Wort der Verheißung. Er lebte nahe zu Gott und der Herr ſegnete ihn. Er zog nun in ſein neues eigenes Haus, das ſeitdem ein Bethaus wurde. Wir lernen hier:

„Bringe, was dich ängſtlich quälet,
Alles im Gebet zum Herrn!“

Etwas vom „eiſernen“ Stanton.

„Unſer Land weiß gar nicht, und wird vielleicht nie recht würdigen können, was es Stanton verdankt!“ ſo bemerkte vor Kurzem General Whiton, einer der Aſſiſtenten des großen Kriegsminiſters, zu einem Kriegsgenoſſen, der bezweifelte, daß Stanton eine wirklich werthvolle Kraft während des Bürgerkrieges war.

In der That, über wenig Männer ſcheint das allgemeine Urtheil ſo ungerechtfertigt zu ſein, wie über den großen Stanton. Und doch war er die eigentliche Triebkraft des Krieges; er war ſo recht eigentlich der Krieg-Macher. Er beſaß die nöthigen Charakter-Eigenſchaften, den Muth der Adminiſtration aufrecht zu erhalten, und ver-

langte mit eiserner Consequenz strengste Pflichterfüllung von Allen. Allerdings erwarb er sich dadurch den Titel eines „Tyrannen“, allein wer ihn näher kannte, wußte gar wohl, daß unter der rauhen äußeren Schale ein guter, nobler, fühlender Kern verborgen war. Die Umstände waren es, die ihn zum schroffen, vielfach beleidigenden Minister machten; hätte er der Popularität nachjagen wollen, wie leicht hätte er das gekonnt; allein ihn durchdrang vor Allem das Bewußtsein der Pflicht, der wichtigen, verantwortungsvollen Stellung, welche er einnahm.

„Stanton hatte,“ erzählt Whiton, „zehn Stunden Arbeit in zwei Minuten zu besorgen, so lange er Kriegsminister war. Trotzdem aber plagten ihn Senatoren, Gouverneure und hervorragende Männer mit ihren kleinen Anliegen, und, wenn die Geschäfte auch erledigt waren, blieben sie doch noch und plauderten weiter. Was Wunder, wenn dann Stanton, überhäuft von dringender Arbeit, sich plötzlich umwandte und mit barschem Tone sagte: „Ich bin fertig mit Ihnen; gehen Sie!“ Oefters fuhr er hochgestellte Generäle, die nur zu gerne und zu oft von ihren Armeen Abstecher nach Washington machten, mit den zornig gesprochenen Worten an: „Verlassen Sie mein Bureau; verlassen Sie diese Stadt; gehen Sie zurück zu Ihrer Armee; lassen Sie mich nicht morgen hören, daß Sie noch hier gesehen werden!“ Natürlich stellten ihn die so derb aber mit Recht abgelanzelten Militärs als Tyrannen hin, während er es blos für seine Pflicht hielt, die Männer an ihre Aufgabe und ihre Pflicht zu erinnern.“

Eines Tages, erzählt Whiton, sandte mich Stanton, um auszufinden, wo Gen. McCollum war. Ich erwiderte, ich vermuthe, er sei bei Newbern. „Ich will keine Vermuthungen, mein Herr; ich verlange Thatsachen! Wo ist Gen. McCullom?“ Seit diesem Erlebniß habe ich ihm stets nur entschiedene Antworten gegeben, selbst wenn ich manchmal nicht ganz sicher war.

Ein ander Mal schickte er nach mir, um mich etwas zu fragen; als er die Frage gestellt, verfiel er plötzlich in Nachdenken. Als ich mich nun noch einmal nach ihm umsah, bemerkte ich, daß er mich anstarrte und zwar mit einem höchst bitteren, ja feindseligen Eindruck im Gesicht; und er schrie mich dann an: „Ich beobachte Sie, mein Herr; ich beobachte Sie!“ Nun war meine Geduld zu Ende und mich vor ihm aufrichtend, sagte ich: „Herr Kriegsminister, ich werde fortfahren, meine Pflicht zu thun, weil es meine Pflicht ist und ich einen Eid geschworen habe, meine Pflicht zu thun, aber Ihre Beobachtung wird durchaus keinen Einfluß auf meine Erfüllung solcher Pflicht haben!“ Als ich das gesagt, änderte sich sein Ausdruck im Gesicht und mit mildem Tone sagte er zu mir: „O, was habe ich zu Ihnen gesagt? Habe ich Sie beleidigt? Bitte, vergeben Sie mir, aber ich habe die ganze letzte Woche keinen Schlaf gehabt; ich breche beinahe zusammen vor Ermüdung und unter der fortwährenden geistigen Anstrengung. Ich wußte gar nicht, was ich sagte.“

Stanton, der es so genau mit der Erfüllung seiner Pflicht nahm, weigerte sich darum auch gewöhnlich, die so oft an ihn gerichteten Gesuche um Urlaub zu gewähren. Es war dies in der That der reine Fluch für die Armee; Jeder, der gern nach Hause ging, seine Familie zu sehen oder seinen Vater zu besuchen, machte sich an einen Gouverneur oder Senator, der ihm einen Urlaub verschaffen sollte. Die Folge davon war, daß Stanton schließlich den Entschluß faßte, daß er auf solche leichtfertige Gründe hin keinen Urlaub mehr geben werde. Da ereignete es sich, daß der hochbetagte Vater des Gen. McCollum todtkrank wurde und, sein Ende nahe glaubend, gerne noch einmal seinen Sohn zu sehen wünschte. So wurde denn diesem telegraphirt, und er ging sofort mit der Bittschrift um Urlaub zu Stanton. Dieser las die Schrift, und sobald er gemerkt, daß es sich um einen Urlaub handelte, rief er dem General zu: „Können keinen haben, basta!“ McCollum kam heraus, voll Wuth und erst nach einer Stunde hatte er sich beruhigt.

Stanton war auch der Mann, welcher vor Allen den Muth des Präsidenten Lincoln aufrecht erhielt. Lincoln war bekanntlich oft recht verzagt und entmuthigt. In einer Nacht, erzählt Whiton, saß ich in meiner Office, da ging plötzlich ein alter Mann an mir vorüber, in gebeugter Haltung, in alten Pantoffeln; er schien alle Lebenskraft verloren zu haben, der Kopf hing schwer vorüber, und sein Gesicht trug den Ausdruck größter Bekümmerniß. Es war Abraham Lincoln, der vom Weißen Hause herüber gekommen war, um zu hören, ob keine Neuigkeiten vom Kriegsschauplatz eingetroffen seien. Er sprach zu Keinem, an dem er vorüber kam, sondern ging direct in Stanton's Zimmer. Nach zehn Minuten erschien er wieder, ein ganz anderer Mann. Sein Haupt stolz erhoben, sein Rücken gerade, grüßte er Jeden und rief mir zu: „O, ich fühle mich so gestärkt und ermuthigt. Was für ein großer, starker Mann doch dieser Stanton ist! Er hat mich so mit Hoffnung erfüllt, daß ich heimgehen und schlafen kann!“

Welchen Einfluß Stanton im Cabinet hatte, illustrirt am besten die nachfolgende Episode, welche ebenfalls Whiton erzählt. „Ich saß eines Tages an meinem Pult, als ein Mitglied des Generalstabs mir sagte, das Cabinet berathe soeben die Absendung Gen. Hooker's mit 20,000 Mann durch das Thal von Virginia nach Tennessee, und mich fragte, wo Gen. McCollum sei. Ich erwiderte, derselbe sei in der Stadt, aber ich

wüßte gerade nicht, wo ihn zu finden. „Nun, ich kam hierher, um Ihnen dies mitzutheilen, denn Sie wissen, Stanton wird von Ihnen eine positive Antwort über McCollum verlangen.“ Das genügte; ich telegraphirte sofort an Gen. Rucker, den Quartiermeister und bat, mir sofort 6 berittene Gemeine zu senden. In zwei Minuten waren sie da. Ich sagte zum ersten: „Reiten Sie nach McCollums Haus; und wenn er dort ist, bringen Sie ihn sofort hieher!“ Zum Zweiten: „Reiten Sie die Pennsylvania Avenue auf und ab, und wenn Sie McCollum sehen, schicken Sie ihn hieher.“ Den Dritten sandte ich nach dem Clubhaus, und so vertheilte ich alle 6 über die Stadt, um McCollum aufzufinden. Dann setzte ich mich hin und rechnete aus, daß mit Hilfe der Regierung wir das ganze Armeecorps in sieben Tagen würden von Virginien nach Tennessee bringen können. In diesem Moment kam ein Bote aus dem Weißen Haus mit der Nachricht: „Stanton wünsche Gen. McCollum sofort im Cabinetzimmer zu sprechen.“ Glücklicherweise kam eben McCollum herein; ich gab ihm meine Berechnung und sagte ihm: wir können es in sieben, vielleicht auch in sechs Tagen thun, jedenfalls aber genügen acht Tage. Damit ging er dann direkt nach dem Weißen Hause, wo Stanton seiner schon ungeduldig wartete.

Die unmittelbare Veranlassung zu dieser Truppenbewegung war der Umstand, daß die Conföderirten die Unionstruppen geschlagen hatten und leicht Nashville nehmen, ja vielleicht bis nach Louisville und Cincinnati vordringen konnten. Das Land lag ziemlich offen vor ihnen, und deshalb war das Cabinet in rechter Sorge.

Man hatte bereits alles reiflich hin und her überlegt, und war zu der Ueberzeugung gekommen, daß nur Hooker's Corps wirksamen Widerstand würde leisten können, wenn es gelänge, dasselbe rasch nach dem Schauplatz zu befördern. Das war aber keine Kleinigkeit, 20,000 Mann mit allem Zubehör, Munition, Batterien, Proviantwagen, Pontons u. s. w. so schnell und so weit zu befördern. Als nun McCollum in das Cabinetzimmer trat, saß Lincoln in einem Stuhl, seine Füße auf einem andern ausgestreckt. Er sah bekümmert und alt aus. Stanton saß nahe bei ihm, augenscheinlich in größter Erregung. Halleck stand und hatte eben seine Ansicht dargelegt, wie lange Zeit solche Truppenbeförderung in Anspruch nehmen würde. Lincoln fragte nun McCollum: „Colonel, wir wünschten von Ihnen zu hören, wie viel Zeit es Sie nehmen wird, Hookers Corps, das gegenwärtig bei Bristow Station in Virginia liegt, nach Nashville zu bringen.“

McCollum antwortete: „Herr Präsident, ich muß zuvor eine Berechnung anstellen!“ Natürlich hatte er meine (Whitons) Berechnung und sein Rechnen war blos der Form wegen. Dann, nach 2 Minuten, erwiderte er: „Präsident, wenn ich alle Hilfe seitens der Regierung erhalte, kann ich diese 20,000 Mann in 8 Tagen in Nashville haben. Vielleicht auch schon in 7, doch um sicher zu gehen, sage ich 8.“

Da sprang plötzlich Stanton auf, trat mit geballter Faust auf Halleck zu und schrie ihn an: „Da haben Sie's; ich wußte, es kann geschehen. Ich will nichts mehr von Ihrem West Point hören!“ Halleck hatte nämlich von 40 Tagen gesprochen, die es in Anspruch nehmen würde. Lincoln sagte dann: „Col. McCollum, die Order für die Beförderung der Truppen wird sofort ausgemacht werden!“

Eine ordentliche Erleichterung war dies Wort für die Cabinetsmitglieder. So schnell als er nur schreiben konnte, machte Stanton die Order aus, mit der Bemerkung, daß jeder Offizier, der nur im Geringsten die Beförderung verzögere, arretirt und ins alte Capitol-Gefängniß abgeliefert werden würde; außerdem wurden sämmtliche Bahn-Angestellte als im Dienste der Ver. Staaten erklärt. Am nächsten Morgen schon waren die Truppen in Bewegung. Als ein General von der Ordre hörte, trat er auf die Platform der Locomotive des ersten Zuges, der von Bristow Station abgehen sollte, und sagte zu dem Ingenieur: „Sie werden nicht abfahren. Ich und mein Stab wollen erst frühstücken, ehe wir gehen.“ „Bitte, lesen Sie dies gefälligst!“ war die Antwort; und fort ging's ohne Frühstück. Alle 15 Minuten ging ein Zug; nirgends wurde gehalten, außer um Wasser und Provisionen einzunehmen, die während der Fahrt vertheilt wurden. Schon am dritten Tag erhielt ich eine Depesche, daß die erste Abtheilung den Ohio-Fluß bei Jeffersonville überschritten habe. Ich eilte damit zu Stantons Haus. Als wir die Glocke gezogen, steckte Stanton seinen Kopf zum Fenster hinaus, und ich mußte ihm die Botschaft lesen. „Warten Sie,“ rief er, „jetzt kann ich nicht mehr schlafen. Ich komme mit nach dem Kriegsministerium und will die Nacht durch arbeiten!“ So geschah es dann auch.

Ueber das Verhältniß Stantons zu Gen. McClellan ist neuerdings viel geschrieben worden, und der letztere hat in der Mainummer der bekannten Monatsschrift „Century“ in einer Darstellung des Feldzuges auf der „Halbinsel“ sich über sein Verhältniß zu Stanton ausgesprochen. Er behauptet darin, Stantons Feindseligkeit gegen ihn sei die Hauptursache gewesen, weßhalb er keine Erfolge habe erringen können; Stanton habe, statt ihm die verlangten Verstärkungen zu senden, den Gen. McDowell über Fredericksburg geschickt und von ihm, McClellan, verlangt, seinen rechten Flügel so auszudehnen, um mit

McDowell in Verbindung zu kommen. Dadurch aber sei er genöthigt worden, seine Armee zu zersplittern und zu schwächen. Die Schlacht der „7 Tage" auf der Halbinsel sei keine Niederlage, sondern nur ein momentaner geordneter Rückzug gewesen; trotzdem habe Stanton ihn beauftragt, die Halbinsel und die Stellung am Jamesfluß in nächster Nähe von Richmond aufzugeben. Erst 2 Jahre später sei Grant wieder in derselben Stellung an den Ufern des James gewesen, welche er, McClellan, damals habe aufgeben müssen, weil Stanton es so wollte.

Diese Darstellung McClellans klingt sehr plausibel, und es scheint darnach, als ob Stanton einen vorzüglichen Kriegsplan zu Nichte gemacht habe und die Schuld trage, daß der Krieg um ein paar Jahre länger dauerte. Allein die Sachen verhielten sich ganz anders! Selbst zugestanden, daß Stanton gegen ihn war und Lincoln ihm nicht die gewünschten Verstärkungen sandte, so kann McClellan doch seine verhängnißvolle Niederlage nicht erklären. Denn warum lag er 8 Tage lang am Chickahominy, während doch sein Untergeneral Hooker blos 4 Meilen von Richmond war und leicht die Stadt hätte einnehmen können, wenn er ihm die Erlaubniß dazu gegeben? Alles, was er that, war, daß er, der 157,000 Mann hatte, während der Feind blos 75,000 ihm gegenüber stellen konnte, fort und fort um Verstärkungen nach Washington telegraphirte.

Der Rebellengeneral Magruder, welcher zur Zeit in Richmond commandirte, sagte selbst, McClellan hätte damals mit Leichtigkeit die Stadt nehmen können. Statt dessen lag McClellan müßig, und als Lee den von Porter commandirten Flügel seiner Armee angriff, sandte er nicht einmal Hilfe, trotzdem er 85,000 Mann auf der Ostseite des Chickahominy schlagfertig hatte; und so gelang es den Rebellen, Porters Linien zu durchbrechen und ihn zum Rückzug zu zwingen. McClellans Darstellung wird außerdem durch einen Brief Lincolns entschieden widerlegt; aus demselben geht hervor, daß McClellan immerfort zu klagen hatte und darob immer im rechten Augenblick zu handeln vergaß, und daß Lincoln die größte Mühe hatte, ihm begreiflich zu machen, daß die ihm zu Gebot stehende Truppenmacht an Zahl der feindlichen weit überlegen war. "But you must act," so lautet der Refrain in dem Brief. Und warum kommt McClellan erst jetzt, nachdem Stanton längst todt ist und die Beschuldigungen nicht widerlegen kann, mit diesen Anklagen? Wir glauben, daß nicht Stanton, sondern McClellan ganz allein die Schuld an der schweren Niederlage der siebentägigen Schlacht am Chickahominy im Juli 1862 trifft. Wohl mag Stanton, der überhaupt ein Feind aller Verzögerungen war und stets zu schleunigen Thaten trieb, McClellan wegen seiner ewigen Bettelei um mehr Truppen und seiner Unthätigkeit nicht sehr freundlich behandelt haben, allein ihn verhindert, einen entscheidenden Sieg zu erringen, hat er sicherlich nicht. Wenn einer seine Pflicht that, voll und ganz that, so war es der große Stanton, der ohne auf seinen Vortheil bedacht zu sein — er war am Ende des Krieges arm! — seine ganze Kraft und Energie dem Vaterlande widmete und als der Friede wieder hergestellt, nur zu bald zusammenbrach und kaum 55 Jahre alt starb!

Die Bibel, die Quelle allgemeiner Bildung.

Für Haus und Herd von J. Kracher.

Das oben aufgestellte Thema ist ein umfangreiches und wichtiges. Es liegt in ihm ein Meer von Gedanken. Den geschichtlichen Strom der Bibel von der Quelle bis zur jetzigen Größe zu verfolgen, ihre Macht und ihren Einfluß zu beschreiben, ihre Kampfes- und Siegesbahn bis zu ihrem endlichen Triumph zu begleiten, erlaubt der Raum nicht. Daher kann man nur Bruchstücke der Abhandlung geben.

Das Wort Bibel bedeutet Buch. Sie ist das Buch aller Bücher, in welchem sich Gott dem Menschen geoffenbaret, und worin er seinen väterlichen Willen niedergeschrieben hat. Sie hat zwar im Verhältniß zu vielen anderen Büchern einen ganz bescheidenen Umfang, so daß man denken sollte, derselben bald Meister sein zu können. Wenn aber der Mensch dies einfache Wort unter der Leitung der Kraft von Oben liest, wird er bald merken, je mehr er sich damit beschäftigt, desto mehr gewinnt es an Umfang und Tiefe; je mehr er in diesem dunkeln Erdenthale auf dieses Licht achtet, desto zahlreicher erscheinen die von dieser Centralsonne ausgehenden Lichtstrahlen.

„Bildung ist die Erziehung des ganzen Menschen," sagt Jemand, „um den Zweck des Lebens zu erfüllen." Zu diesem Zweck erzieht die Bibel die Menschen. Sie hat eine doppelte Mission. Die eine ist: sie erneuert die Menschen nach

Innen; die andere: sie treibt sie an in der Welt Gutes zu thun. Ist die Bildung nicht eine nach dem Worte Gottes eingerichtete, so wird sie eine Quelle, woraus lauter Herzeleid entspringt; ist sie aber eine noch dem Wort Gottes beschriebene, so entsteht daraus lauter Gutes.

Bildung kann auch rohen Völkern bis auf einen gewissen Grad mitgetheilt werden. Da sind die Kulturvölker der alten Welt; diese hatten nur einen vorübergehenden Schein wahrer Civilisation. Nur da, wo die Religion der Bibel in die Geschicke der Völker eingegriffen, ging die Frucht geschehener Fortschritte nicht völlig verloren; wo die göttliche Potenz aber fehlte, da hat die Weltgeschichte ebenso viele Rückschritte als Fortschritte. Die finstern Jahrhunderte sind Beweise genug, daß die Kirche die Brücke über dem Chaos war, welche die zwei Perioden der alten und neuen Civilisation verband.

Wir wollen zwar nicht leugnen, daß ausgezeichnete Männer, deren Namen in den Annalen der Welt stehen und als Philanthropen gelten, der Welt Sittenlehren gegeben haben, die viel Gutes und Wahres enthalten, und welche der Tugend und Sittlichkeit in der Gesellschaft förderlich sind. All diese Sittenlehrer des Alterthums lebten erst, nachdem Gott mit Mose von Angesicht zu Angesicht geredet hatte. Sie wurden ohne Zweifel im Laufe der Zeit mit den Grundsätzen des Pentateuchs bekannt und nahmen das Gute, das in ihren Systemen enthalten ist, aus demselben.

Diese Lehrer mit ihren Grundsätzen, die hauptsächlich darauf berechnet, den menschlichen Körper zu entwickeln und abzuhärten, stehen der Bibel mit ihrem Erfolg weit hinten an. Nehmen wir das Moralsystem des „allerheiligsten Confucius", wie er in China genannt wird, das schon 2000 Jahre gelehrt, enthält nur einen schwachen Schimmer wahrer Bildung. Wo man nur das Auge in jenem Lande hinwendet, sieht man Verfall und allerlei Unflath.

Alle die Moralsysteme, die von Menschen gegeben, haben alle die folgenden zwei Nachtheile. Erstens haben sie nicht die gehörige Autorität, und zweitens fehlt ihnen die erforderliche Sanktion.

Die Bibel ist die Sonne aller Bildung, aller Kunst und aller Wissenschaft. Wir wissen, daß die Sonne regelmäßig und unfehlbar in ihrer Bewegung ist. Je näher der Mond zur Sonne tritt, desto heller leuchtet er zur Sonne auf und zur Erde herab. Sie ist das Centrum aller Civilisation, um das sich die Gruppe kleiner Töchter bewegt. Sie ist der Centralpunkt, der sie im Zügel hält, daß sie nicht zu schnell, nicht zu langsam und nicht zu weit gehen. So verhält es sich mit den Systemen der Moralität. Je näher sie der Bibel treten, desto tiefer werden sie in ihren Grundsätzen gegründet, desto heller leuchten sie in der Welt und fegen mit einer sichern Schnelligkeit. Die Civilisation der Welt fließt wie Wasser aus verschiedenen Röhren, die aber ihren Ursprung in einer Quelle haben. Sie lehren den Menschen verschiedene Wissenschaften, aber sie haben einen Centralpunkt, eine Sonne. Sie hat alle ihre Grundsätze von den Lippen des Zimmermannssohnes, dem verhaßten Nazarener gestohlen.

Wir alle lieben Kunst und Wissenschaft. Wir alle lieben aufzuschauen zum gelben, holden Mond, der in seinem stillen heitern Glanze so sanft einhergeht; er ist auch sehr nützlich, die dunkle Nacht zu erleuchten. Aber die Sonne, die glühende Königin des Tages, giebt ihm das Licht. Diese mit ihren erwärmenden Strahlen, die durch das Aethermeer auf die Erde herabkommen und Alles erquicken, ziehen wir vor. In der Welt ist die Weltweisheit der Mond, die Bibel aber die Sonne aller wahren Bildung.

Die Welt- und Kirchengeschichte lehrt, daß, wo das Buch der Bücher allgemein willkommen geheißen wurde, Tugend, Gerechtigkeit und Kunst ihren Wohnsitz aufschlugen; daß die Völker, die diese höchsten Güter des Geistes bei sich beherbergten, groß, mächtig und blühend wurden, so daß sie andern Völkern als Muster vorleuchteten. Sie lehrt uns auch, daß wo das Gegentheil eintrat, wo Un- und Aberglauben herrschten, Unheil und Verderben sich an die Schritte der Völker kletteten und sie zur moralischen Verdorbenheit führte.

Ein grelles Beispiel giebt uns die Schreckensherrschaft in Frankreich. Das Christenthum wurde feierlich abgeschafft; der Jugend wurden Moraltafeln an die Straßenecken geschlagen. Unter Anderem wurde auch der Beschluß gefaßt: Es giebt kein höheres Wesen; darum soll auch keines angebetet werden. Die Vernunft ist unsre alleinige Göttin! Ein liederliches Weibsbild wurde als Repräsentantin des neuen Volksgottes der Vernunft aufgeputzt, im Triumph durch die Straßen von Paris gefahren, bei der Kirche „Notre Dame" auf einen von Rasen errichteten Altar gestellt und ihr durch einen Priester darauf geopfert. Und das tolle Volk gebahrte sich vor dieser Göttin, wie einst die Juden vor ihrem goldenen Kalbe. Sie jubelten, tanzten, knieten nieder und beteten an! Der Tyrann Robespierre sah bald ein, daß er das Volk nicht zügeln könnte, wenn es keine Scheu mehr vor einem unsichtbaren, höheren Wesen habe, und ließ verkünden: „Von nun an soll wieder ein Gott sein, und in allen Kirchen von ihm gepredigt werden." Eine schreckliche Ernte hielt dort der Unglaube. Es sind kaum 100 Jahre verflossen. Sollte dir das nicht, du wahnsinniges Frankreich, ein Warnungszeichen für Gegenwart und Zukunft sein!

Digitized by Google

Daß die Religion der Bibel, die Religion Jesu Christi, die hauptsächlichste Quelle allgemeiner Bildung des Einzelnen, des Volkes und der ganzen Menschheit ist, wenn sie nach den Vorschriften der Bibel gelehrt und geübt wird, lehrt die Geschichte und Erfahrung. Wir wollen keinenfalls unsere Schulen, unsere Collegien, unsere Universitäten unterschätzen. Für das Erste erfreuen sich nicht Alle des Gebrauchs dieser Anstalten. Für das Andere ist die Bibel nicht das Textbuch vieler Anstalten. Die lateinischen Zeitwörter, die griechischen Wurzeln, die philosophischen Ideen sind nicht die Nahrung der unsterblichen Seele. Die Nahrung derselben ist nur das Licht und die Liebe von Oben, geoffenbaret in der Bibel, durch welche dieselbe Erfrischung und Wachsthum empfängt.

Was sollte der Mensch blos begehren zu wissen? Den Weg zum Himmel und wie man dort an der Küste des himmlischen Canaans landen kann. „Hier in diesem Buch," sagt Jemand, „o, gieb mir das Buch um jeden Preis, gieb mir das Buch Gottes." Ich habe es, hier ist Wissenschaft genug für mich. Laß mich ein homo unius libri (ein Mann, der nur ein Buch hat) sein. Gottlob, in der Bibel sind uns die Wege nach dem Himmel gezeigt. Betrachten wir einen Knaben, der von seiner frühesten Jugend an die Sonntagschule und Kirche besucht. Er lauscht von Sonntag zu Sonntag den Ermahnungen und Belehrungen seines Lehrers und den Predigten seines Seelsorgers. Der Knabe ist ein Jüngling geworden; er hat an Alter und Erkenntniß gereift. In seinem 30. Jahre ist er schon im Besitz vieler Kenntnisse, und zwar solcher, die weder Motten noch Rost fressen, die zu seiner Seligkeit dienen und die sich noch immer vermehren. Die Sonntagschule und Kirche ist der Ort allgemeiner Bildung. Wie die Bibel die Quelle allgemeiner Bildung des Einzelnen, so ist sie es auch Völkern, ja der ganzen Menschheit.

Die Bibel ist das Fundament aller Regierungen, aller Civilisation, aller Freiheit und aller Gesetze und ist bei der Erziehung unentbehrlich. Das wußten unsere Väter. Daß die Bibel die Völker weise, mächtig und glücklich macht, das beweisen die Bibelländer. Seit der Reformation ist in Deutschland, England und den Ver. Staaten die Bibel das Lehrbuch des Volkes gewesen und seit jener Zeit haben diese Länder von einem Jahrzehnt zum andern mehr Macht und Einfluß über die Menschheit als alle andern Nationen zusammen.

Christliche Civilisation führt das Regiment über die Nationen. Es ist der Einfluß der bibelgläubigen Nationen der Erde, der die Völker lenkt und mit der eisernen Ruthe weidet. Und wie macht sich die christliche Civilisation die Elemente der Natur und die rohen Kräfte der Erde dienstbar. Der Telegraph muß als Bote dienen über Land und Meer. Stahl und Eisen sind unsere Arbeiter. Wasser und Kohlen in Verbindung mit Feuer erzeugen die gewaltige Dampfkraft, die unsere Eisenbahnzüge mit Sturmesschnelligkeit von einem Ende des Continents zum andern befördern, die die mächtigen Schiffe in wenigen Tagen über das große Weltmeer trägt, und die die erstaunlichsten Maschinerien in Bewegung setzt. In den Dampfpressen ist diese Kraft zum Schnellschreiber geworden, der die Gedanken der Menschen in einer Stunde tausendfältig auf das Papier zaubert und unsere Zeitgenossen aufklärt.

Ferner ist die Religion der Bibel die Quelle der Moralität aller Völker. Sie ist das beste Lehrbuch der Menschheit, denn ohne Bibel und göttliche Offenbarung giebt es keine wahre Religion, kein Gewissen — wenigstens kein erleuchtetes, reines, gutes Gewissen, und ohne Gewissen keine Moral. Eine Erziehung ohne Gottesfurcht ist ein Luftschloß; „denn die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang."

Welche Verbindung hat die Religion der Bibel, die Quelle allgemeiner Bildung, mit dem Staat? Erstlich diejenige, daß sie gute Menschen und daher auch gute Bürger erzeugt. Wir haben die Religion in unsern bürgerlichen Einrichtungen. Alle, die ein Amt verwalten, sowohl in den einzelnen Staaten als auch in der Bundesregierung, werden in ihr Amt eingeführt durch einen Eid auf die Bibel. Wie glücklich ist ein Volk, das fromme Regenten, Richter und Beamte hat! „Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nützlich."

Nehmet die Bibel hinweg von Amerika, England und Deutschland, und was bleibt uns übrig von der Ueberlegenheit dieser Völker über die anderen? Was wäre die Wirkung, wenn alle Sonntagschulen geschlossen würden, wenn alle Prediger von heute an aufhören würden, zu predigen und ihnen durch ein Gesetz verboten würde ihr Amt zu verwalten?

Was lehrt uns das Buch, das so viel Segnungen in die Welt brachte, als Quelle allgemeiner Bildung? Sie sagt uns, was keine andere Quelle kann. Sie belehrt uns über den Ursprung aller Dinge. Sie theilt uns mit, daß es über dieser wunderbaren, materiellen Welt noch eine viel herrlichere Welt des Geistes giebt, daß über all diesem ein Gott wohnet, ewiger Weisheit und unaussprechlicher Liebe, daß er diese Welt und alles, was darin ist, geschaffen hat; daß sie ihm gehöret, alle Kraft und alles Leben von ihm ausgehe. Sie lehrt den Menschen, daß er nicht blos von dieser Welt und für diese Welt, sondern göttlichen Geschlechts ist und einen Geist hat, der erhaben ist über alle Körper der materiellen Welt.

Digitized by Google

Sie lehrt ihn hinzutreten zu dem allmächtigen Gott, vor dem alle Welten des Universums, die sich in Terrassen, Schichten und Reihen lagern, wie nichts sind, und ihn Vater nennen und seine Liebe schmecken. Sie giebt und lehrt die Menschen das Gesetz Gottes, unter das sich Alle beugen müssen und nur dadurch wird die Durchführung aller menschlichen Gesetze möglich. Sie sagt uns, daß wir Sünder sind und in Gefahr, ewig verloren zu gehen; aber auch, daß Gottes Sohn auf Erden erschien, um uns zu erlösen.

Die Bibel trägt uns auf Glaubensflügeln hinauf in die ewige Welt, zu dem großen Geist, den wir unseren Vater nennen, zu jenem Tag, wo die Posaune Gottes ertönen wird und die Todten werden, in ihre geisterhaften Grabgewänder gehüllt, auferstehen zum ewigen Leben; durch sie sehen wir im Glauben jenen Tag, an dem wir unsere Lieben wieder umarmen werden. Wer mißt die Segnungen, die sie den Menschen brachte?

Eine junge Dichterin.

Für Haus und Herd von Theodor Odinga, Zürich, Schweiz.

Nicht um Ihre Neugierde zu reizen, verehrte Leserin, habe ich diesen Titel zur nachstehenden Studie gewählt. Es hätte eines solchen Mittels nicht bedurft, um das Interesse der lesenden Welt auf eine neue Erscheinung in unserer Dichterwelt hinzulenken: zieht doch heutzutage alles, was nur gedichtet und selbstverständlich dann auch gedruckt wird, die Aufmerksamkeit des den schönen Wissenschaften huldigenden Publikums auf sich. Und immer sprossen neue Zweige an den Bäumen in unserm Dichterhain auf; freilich bei weitem die meisten blühen nur eine Zeitlang, weht dann der rauhe Wind der Kritik über sie, dann sind sie bald entblättert und müssen anderen weichen und gerathen in das Meer der Vergessenheit.

Es ist fast immer dasselbe Lied, was diese Dichter anstimmen; die Töne sind fast immer dieselben: ganz leise werden sie angeschlagen, schwellen immer mehr an, steigern sich zu einem großartigen Pathos und endigen entweder sanft in der Ferne verklingend in süßen, heimlichen Tönen oder mit einer jähen, plötzlichen, schreienden Dissonanz. Es ist das bekannte Lied von der Liebe, das, seitdem die Welt steht, gesungen worden ist in allen nur möglichen Variationen, und das, so lange die Welt steht, fortklingen wird in allen nur möglichen Tonarten.

Manchmal werden uns diese Lieder zum Ueberdruß, dies ewige Einerlei, es sind immer dieselben Reime wie „Liebe“ und „Triebe“, wie „Scheiden“ und „Meiden“, wie „Herz“ und „Schmerz“, die wir in diesen Liedern hören; muß dies langweilige „Klagen“ und „Sagen“ nicht ermüdend auf uns wirken?

Um so wohlthuender wirkt es auf unser Herz, wenn in diesem Meer von Alltagsgedichten, wie man manche unter ihnen nennen könnte, hie und da Dichter auftreten, bei denen wir etwas Anderes und Besseres finden als nur diese langweilige Liebeständelei, wenn in einem Zeitalter, wie das unsrige es ist, in einem Zeitalter, wo sich der Unglaube breit macht, Dichter auftreten, die tiefer fühlen und andere Saiten anschlagen als diese Liebessänger, Dichter wie Gustav Knack, C. Ph. Spitta, Karl Gerok, aus deren Dichtungen ein tief religiöser Sinn, ein reines Gemüth hervorleuchtet, das unverdorben geblieben ist in den traurigen Zuständen der Welt, die Klage führen über das Leben und Treiben der heutigen Menschheit und in ihren Dichtungen zur Umkehr auffordern, die in gewaltigen Worten und mit großartigem Pathos der Welt ihr Ende — ein Ende mit Schrecken — verkünden, und die dabei aber doch auch die zarteren Saiten des Herzens zu treffen wissen, die in sanfter, inniger Weise des Herzens Freud und Leid besingen, die in leisen, immer kräftiger anschwellenden Tönen ihr Lied erklingen lassen, das ohne jede grausige Dissonanz der Weltschmerzdichter endigt. Selten sind leider in unserer deutschen Literatur solche Geister geworden, um so mehr ist es daher unsere Pflicht, auf solche einfache, fromme und kindliche Erscheinungen aufmerksam zu machen; und von dieser Ueberzeugung getragen, habe ich es auch unternommen, in dieser Studie meinen werthen Lesern eine solche Erscheinung, die erst seit einigen Tagen in die Oeffentlichkeit getreten ist, in kurzen Umrissen vorzuführen.

Zunächst will ich nun die Neugierde meiner Leserinnen befriedigen, die gewiß vor allem den Namen der jungen Dichterin wissen möchten. Doch Geduld; ich bin ihnen zunächst den Beweis schuldig für die Bezeichnung ‚junge Dichterin‘. Vielleicht werden manche meiner Leser ungläubig den Kopf schütteln, wenn sie am Ende dieser Studie angelangt sind und ich ihnen sage: Diese

Dichterin, deren Dichtungen ein wahrhaft poetisches Talent, ein wahrhaft poetisches Genie, eine scharfe Beobachterin menschlichen Lebens, Denkens und Fühlens verrathen, die eine solche Kraft und eine solche Reife der Weltanschauung bekunden und eine solche Tiefe des Gemüths entwickeln, diese Dichterin ist erst ein — 18jähriges Mädchen. Nun könnte ich wohl die Frage meiner Leserinnen erledigen, — aber! — Aber ich befürchte eine Indiskretion gegen die Dichterin zu begehen, wenn ich ihren Namen, den sie sorgfältig vor den Augen der großen Welt verborgen hat, der Oeffentlichkeit preisgäbe. Doch, sei es gewagt, hoffentlich grollt mir die Dichterin nicht allzu sehr ob dieser kleinen Indiskretion, wenn ich ihren Namen ihren Landsmänninnen jenseits des Oceans nenne: sie heißt Clara Forrer und ist eine Zürcherin. Einzelne biographische Notizen von ihrem bisherigen Jugendleben zu geben, würde uns zu weit führen und wollen wir daher davon absehen, um so eher, da wir ihren Entwicklungsgang deutlich bei der Lektüre ihrer Gedichte erkennen können; gehen wir darum direkt auf das Büchlein über, das ihren Ruf in die christliche Welt hinaustragen soll und ihr einen festen Platz in der ersten Reihe unserer christlichen Dichter anweisen und sichern wird. Es ist ein unscheinbares Büchlein, diese Sammlung von Gedichten, die vor mir liegt, und doch! welche Lebensfülle, welche Perlen sind darin enthalten! Lassen Sie mich nur die letzte Strophe des Gedichtes, mit dem sie ihre Sammlung in die Welt hinaussendet, vorführen:

Nun, meine Lieder, ziehet in die Weite,
Und es begleitet euch mein still Gebet,
Daß Gott manch offnes Herze euch bereite,
Er, der das Wort in meine Brust gesä't;
Sein Segen ist das sicherste Geleite,
Wohl nicht umsonst hab' ich um ihn gefleht;
Nun zieht mit Segen aus, ihr meine Lieder
Und klinget in der Brust des Lesers wieder!

Liegt nicht in diesen Strophen ein wahrhaft frommes Wesen? Erinnert es uns nicht an die Widmungen, mit denen Karl Gerok seine Lieder und Sänge hinaussandte? —

Ich glaube das Richtige getroffen zu haben, wenn ich 3 Abtheilungen in ihren Gedichten unterscheide, nämlich allgemeine Lyrik, patriotische Lyrik und religiöse Lyrik, wovon letztere bei weitem am schönsten und herrlichsten in ihr dasteht und blüht! Betrachten wir 1. die allgemeine Lyrik, so erinnern wir uns sofort an Emanuel Geibel, an Anette von Droste-Hülshoff, an Joseph v. Eichendorff und an Ludwig Uhland. Fast bei jedem Gedichte treten uns die darin ausgesprochenen Gedanken als alte Bekannte entgegen, und wir finden auch bald, von wem diese Gedanken schon ausgesprochen sind. Manchmal müssen wir uns sagen, daß die Dichterin ihr Vorbild in Bezug auf Schönheit des Ausdruckes übertrifft, daß ihr Gedanke dem Vorbilde an Geschmeidigkeit des lyrischen Ausdruckes überlegen ist, und wir haben den Eindruck, daß ihren Gedichten eine schöne Zukunft bevorsteht, wenn sie auf der betretenen Bahn muthig vorwärts schreitet. Betrachten wir einige Gedichte dieser Art etwas näher.

Vor allem ist es die Natur, die auf ihr jugendliches Herz einwirkt. Die Ruhe, die im Walde um sie herum herrscht, mahnt sie an jene Ruhe in den himmlischen Landen:

Was will dies sehnsuchtsvolle Ahnen?
Will's mich an jene Welt gemahnen,
Wo ew'ger Friede wohnt?

Der Abend, die ruhige wohlthuende Stille, die sich über die Natur gelagert hat, das leise Flüstern des Abendwindes, das Schlummerlied des Vögleins, das Zirpen der Grille bewegt sie. In diesen „Abendstimmen" klingt dann noch dazu die schöne Mahnung:

Falte deine Hände, Kleine,
Danke Gott für diesen Tag;
Gottes Liebe, Gottes Segen
Heut' wie gestern auf uns lag.

Und die Nacht mit ihrem dunklen Schweigen und der schönen, glänzenden Sternenpracht andrerseits, erfüllt ihr Gemüth mit stillen Gedanken und mit Sehnsucht nach Oben. Ich kann mir nicht versagen, das eine Gedicht, das „Nachts" betitelt ist, ganz und von dem anderen Gedichte „Sterne" die letzte Strophe, meinen Lesern zu vergegenwärtigen:

Ich sah empor bei stiller Nacht
Zum wolkenlosen Sternenzelte,
Und ich vergaß bei dieser Pracht,
Was still mich quälte.
Was will dies Ahnen, diese Lust,
Daß Thränen in mein Auge treten?
Es bebet still durch meine Brust
Ein wortlos Beten. —

und:

„Bei euch, bei euch, ihr goldnen Sterne,
Ist ew'ger Friede und ist Ruh',
Ihr seid des Herzens Trostesquelle;
Einst reichet über eurem Glanz
Mein Stern, mein Heiland, an der Schwelle
Des Paradieses mir den Kranz."

Schön schildert sie uns das Glühwürmchen und den sterbenden Schwan, wie sie überhaupt ein besonderes Talent für zarte, allegorische Deutungen besitzt. Ebenfalls wundervoll ist der Cyclus „die Jahreszeiten", worin Sommer, Herbst und Winter geschildert werden und als

letzter der alles wieder verjüngende Frühling auftritt:

Mit der Sonne Welche Wonne
Ist heut' Morgen aufgewacht:
Leise, leise Von der Reise
Kam der Lenz zurück bei Nacht.

Und wie ein leise in der Ferne verklingendes Lied tönt das „Leb' wohl":

Wie schwer ist doch das Wort zu sagen:
Wir müssen von einander geh'n.
Doch nimmer soll mein Herze klagen:
Leb' wohl, leb' wohl, auf Wiederseh'n!

Und mit diesem Leb' wohl wollen auch wir von der allgemeinen Lyrik Abschied nehmen. Noch manches würde ich gerne erwähnen, aber ich will ja meinen Leserinnen den Genuß, das Buch selbst zu lesen und die Schönheiten selbst zu finden, nicht rauben.

Wenden wir uns 2. zur patriotischen Lyrik, so tritt uns hier vor allem das Schweizerkind entgegen, das zwischen den heimathlichen Bergen aufgewachsen ist, und das seine Heimath feurig liebt und selbst in weitester Ferne treu am Vaterlande hängt:

Grüßt mir die Heimath, o ihr Sterne,
Grüßt mir das schöne Schweizerland,
Und sagt, daß selbst in weiter Ferne
Mein Herz ihm treu bleibt zugewandt. —

Grüßt mir die Heimath, o ihr Sterne,
Ihr, meine Tröster in dem Schmerz,
Und sagt, daß selbst in weiter Ferne
Der Schweiz gehört mein sehnend Herz. —

Und die Berge mit dem ewigen Schnee, wo „die Sonnenstrahlen rosig schmücken den weißen Firn, und Felsenrücken stolz ragen aus dem Thalgefild", die Berge mit ihren Wildbächen und ihren Klüften, der rosig glühende Alpenkranz, der Strom, der frei zum Thal entfliehet, sie ziehen das Herz jedes Schweizers, und vor allem das Herz jedes Schweizerdichters heimwärts. Die Tellsage, der Mythus vom schlummernden Tell, der einst, wenn Kriegsruf die Schweiz durchtoben wird, aufstehen wird und für Freiheit und Vaterland sein Schwert auf's Neue schwingen und seine Pfeile auf's Neue aussenden wird, giebt ihr den Stoff zu einem reizenden Gedicht. Die „Gemsjagd" auf den gefährlichen Felsenspitzen und das „Edelweiß" liefern ihr den Stoff zu einem kleineren, epischen Bilde, das von einer wunderbar schönen Reinheit des Gedankens getragen ist. Doch bei all der Liebe zum Vaterland, zu dem schönen Schweizerland vergißt die Dichterin doch nicht, daß sie hier keine bleibende Stätte hat und in wahrhaft melodischen und zu Herzen gehenden Tönen spricht sie dies aus in dem Gedicht „Heimath", worin sie all die Schönheiten ihres irdischen Vaterlandes schildert, aber stets den Refrain wiederholt: „Mein Herz, mein Herz, in dieser Welt ist deine Heimath nicht." Ich kann nicht umhin, die erste und die letzte Strophe dieses herrlichen Gedichtes hierher zu setzen.

O Schweiz, du bist mein Heimathland,
Dir will mein Herz ich weih'n,
Stets habe ich mit Stolz bekannt,
Ein Schweizerkind zu sein!
Doch seh' ich auf zum Sternenzelt,
Dann eine Ahnung spricht:
„Mein Herz, mein Herz, in dieser Welt
Ist deine Heimath nicht!" —

Und wenn dereinst die Stunde schlägt,
Da ernst der Tod sich nahl,
In der das Herz vor Gott sich frägt,
Wie es gestritten hat;
Dann schaut empor zum Sternenzelt
Die Seele still und spricht:
„Hinauf, mein Herz, in dieser Welt
Ist deine Heimath nicht!" —

Und somit wären wir durch dieses Gedicht hinübergeleitet auf 3. die religiöse Lyrik, worin die Dichterin uns ihr ganzes inneres Wesen, ihren ganzen innern Sinn und ihr ganzes Leben mit Gott offenbart. Widmen wir zunächst einige Augenblicke den Festtaggedichten. Welche Fülle von Gedanken ist in denselben enthalten! „Weihnachten naht" mit seinen Betrachtungen ist ein wirklich reizendes Gedicht: „Weihnachten, das Fest der Liebe, der Tag des Friedens, die Zeit der Freude naht!" „Die Weihnacht naht! Wach' auf, o Seele, und huldige dem treuen Gott."

Auch der „Jahreswechsel" und „Ein Jahr ist hin!" sind Gedichte, die vom kindlichen Vertrauen, das die Dichterin zu Gott hat, zeugen. Können wir uns einen Jahreswechsel schöner vorstellen als:

Das Jahr ist hin! Die Glocken sind verklungen,
Für dieses Jahr hast du nun ausgerungen,
Doch auch das neue naht nicht ohne Schmerz;
Schöpf' neuen Muth auf deinem Lebenswege,
Und zu den Füßen deines Gottes lege
Vertrauensvoll dein sorgenschweres Herz!

Die Festfeier des Palmsonntag ruft ihr zu: „Halt aus, halt aus, ermatte nicht!" Ihre Osterlieder sind von großer Freude beseelt über den Auferstandenen.

Rührend kindlich ist ihre Bitte:

O laß mich nicht vergebens flehen:
Komm, heil'ger Geist, kehr' bei mir ein!
Ich bin zu schwach, allein zu gehen,
Drum komm, mir deine Kraft zu leih'n!

Digitized by Google

O nahe dich mit deinem Segen
Und stärke dies mein schwaches Herz,
Und leite es von diesen Wegen
Der dunkeln Erde, himmelwärts!

Vergeblich suchen wir unter den Gedichten Clara Forrers nach dem Weltschmerz und der Sentimentalität, wie sie sich bei Göthe und Heine und ihren Anbetern und Nacheiferern finden. Es ist überall ein einfaches, ungekünsteltes, sinnig frommes Wesen, was uns entgegen tritt. Solche Erscheinungen thun unsrer Zeit sehr noth; hoffen wir, daß mit Clara Forrer dieser Zweig unserer Literatur neu aufblüht, daß Gerok, Spitta, Hammer, Julius Sturm und andere nicht mehr als einzelne Säulen in der großen Halle der deutschen Literatur dastehen, daß man sie in unseren Literaturgeschichten nicht nur so im Vorübergehen streift, sondern daß vielmehr in allen literar-historischen Kreisen das Gefühl erwacht, daß diese Erscheinungen doch höher stehen, als manche andere, denen man jetzt Lorbeerkränze zuwirft. Und dazu können wir beitragen, indem wir die Werke dieser christlichen Dichter verbreiten und ihnen neue Wege und Bahnen öffnen. Wenn ich dies bei dieser Studie über unsere jugendliche Dichterin erreicht habe, so ist der Zweck derselben vollständig erfüllt.

Winke und Nachrichten für Arbeiter.

Auf Jakobs Vorschlag, daß alle Arbeiter in Kirche und Sonntagschule am Samstag Abend für einander beten sollen, kommen die Antworten dutzendweise an. Sonntagschullehrer und Prediger, Männer und Frauen, Kirchenglieder und Freunde der Kirche sagen Ja und Amen zu diesem Vorschlag und wollen mit Jakob für den Segen Gottes flehen.

Kaum hat in meiner langjährigen Erfahrung als Editor irgend etwas so angesprochen, als dieser Vorschlag. Ich will einer dieser betenden Schar sein und möchte der dreieinige Gott seinen Geist ausgießen über seine Arbeiter. Der Editor.

Die praktischen Gedanken zu den Bibellektionen werden von den Lehrenden in der Sonntagschule gut verwendet. Wir haben von ihnen schon viele Zuschriften erhalten, in welchen für diese Winke gedankt wird. Hoffentlich werden dieselben überall benützt und — befolgt.

Kraft und Lärm. Grundverschieden sind die beiden und doch werden sie manchesmal von gedankenlosen Beobachtern verwechselt. Kraft bedeutet Arbeit, Lärm leeren Schall. Kraft setzt die Maschine in Bewegung, Lärm ist weiter nichts als das Geräusch des entweichenden Dampfes. Auch Kraft macht sich bisweilen sehr hörbar aber nie ist sie ein hohler Klang, Lärm jedoch ist niemals etwas anderes. Kraft mag ruhig und sanft in ihrer Spur einherschreiten und dennoch nichts von ihrer Gewalt verloren haben; kommt aber Stille über den Lärm, dann — nun dann ist es eben aus mit ihm. Kraft bewegt sich stetig vorwärts dem bewußten Ziel entgegen, darum bringt sie auch etwas zu Stande; Lärm hingegen spektakelt und tobt, aber Errungenschaften hat er keine aufzuweisen.

So besitzen manche Sonntagschularbeiter Kraft, und ihre Arbeit ist mit Erfolg gekrönt; da sind andere, sie haben Lärm und nur Lärm zu bieten. Ein Superintendent versteht es, seine Schule stets in der schönsten Ordnung zu haben, alles geht pünktlich von statten, jedes ist an seinem Ort und doch sieht man ihn nie aufgeregt. Ein anderer kann seine Schule nicht zur Ordnung bringen, und wenn es jemanden gelungen ist, dieses Wirrsal einigermaßen zu ordnen, unter seiner Leitung geht es wieder aus Rand und Band. Trotzdem fehlt es nicht an Lärmen. Hierhin läuft er und dorthin, bald läutet er heftig, zieht drohend die Augenbraunen zusammen, bald bittet er in klägtichem Ton um Ruhe und Ordnung. Vergebens sein Drohen, vergebens sein Flehen. Dort führt Kraft das Scepter, hier Lärm.

Kraft concentrirt das ganze Vermögen auf die Arbeit, die jetzt zu thun ist; Lärm ergeht sich über die ganze Welt, ohne irgend einem Punkt seine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Manche ruhige stille Leute verfügen über eine Fülle von Kraft, die sie im geeigneten Augenblicke mit dem größten Erfolg anzuwenden wissen; andere, die nicht genug von sich und ihren Fähigkeiten rühmen können, haben beinahe keine Errungenschaften aufzuweisen. Es ist die Pflicht eines jeden Arbeiters im Weinberg des Herrn alle seine Kräfte und Gaben dem Meister und seinem Werk auf's Vollständigste zu weihen. Nicht sollte sein Bestreben sein, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, sondern all sein Thun und Denken sollte dahin zielen: „Wie kann ich die meisten Seelen zum Heiland bringen?"

Tholuck und seine Amtsbrüder. Ganz besonders lieblich ist folgender Brief, den Tholuck an einen jungen Frühprediger und Rektor in kleiner Provinzialstadt schrieb, einen Mann, der sich von dort fort wünschte und der auch wohl seinen Gaben nach eine bessere Stelle hätte bekleiden können:

„Lieber Freund! Es thut mir leid, Sie in solch drückender Umgebung zu wissen. Ich fühle mit Jean Paul einen Zorn darüber, daß es Frühprediger- und Rektorstellen, Kandidaturen und Provisorate in der Welt giebt — und was noch mehr ist, daß Geister wie Sie als Subrektoren oder Garnisonprediger oder dergleichen durch die Welt gehen sollen.

„Aber, Geliebter! auf der Linie der Betrachtung giebt es keinen Stillstand. Bald ärgert's den hochfliegenden Geist, als Pastor oder Consistorialrath durch die Welt zu wandern; denn auch das giebt bestaubte Füße, und es bleibt kein andrer Weg zu einer wahrhaft verständigen Situation offen, als der—Tod. Ja, darnach wird es freilich gute Anstellungen geben, aber — Geliebter! wir wissen, nur wer das eine Pfund treu verwaltete, erhält die zehn! nur wer über die eine Stadt herrschte, wird über die zehn herrschen, und — nur durch den Untergang geht's zum Aufgang.

Was ich so oft Ursache habe mir zu predigen, dasselbe muß ich Ihnen predigen in meinen heutigen Zeilen. Mein lieber Freund! Ἤγγικεν ἡ βασιλεία τοῦ θεοῦ, ἐστιν ἐν μέσῳ ὑμῶν (das Reich Gottes ist nahe herbei gekommen, es ist mitten unter euch) — das Reich Gottes ist nicht blos jenseits, es ist diesseits, und auf seiner Landkarte ist auch das Rektorat H. verzeichnet, und unter den Dienern dieser hohen Krone der Rektor L.; und nicht blos das Consistorium inspizirt, sondern der Rath der himmlischen Geister, denen wir sogar ein θέατρον (Schauspiel) und zwar ein Lustspiel sind, wo anders wir Glauben bewahren — und nicht blos Pastor H. ist Ihr Gehilfe, sondern die ganze Gemeinde der Heiligen in Halle, Berlin, in Amerika, unter den Grönländern, welche, mit Ihnen zusammengefügt durch die Bande des Geistes, mit Ihnen wächst zu dem Haupte Jesus Christus — und nicht blos der Herzog . . . . ist Ihr Potentat und allmächtiger Gebieter, sondern der barmherzige Hohepriester, der, nachdem er versucht war in allen Stücken (er hat auch Thränen geopfert in den Tagen seines Fleisches, Hebr. 5, 7) gleich wie wir, sich zur Rechten der Herrlichkeit gesetzt hat und fürbittet für seine Brüder.

„Wo sind die Augen des Glaubens? Warum willst du blos auf's Sichtbare sehen, mein Bruder? Du sagst: Einst kommt die Stunde — Christus aber spricht: Und ist schon da — das Evangelium sagt, der Glaube ist die gewisse Zuversicht dessen, was man nicht sieht; so ist denn die Ewigkeit schon da, und die ganze Zeitlichkeit — wie Paulus sagt — ist unser; was fehlt uns noch?

„Wohl sagt das fleischliche Herz: Wie mag solches zugehen? Aber eben darum ist es auch das fleischliche Herz, und eben darum ist der Glaube nach der Schrift ein so großes und wunderbares Ding wie die ewige Herrlichkeit selber, ja er ist die Ewigkeit in der Zeit. So schwer es auch unserm armen fleischlichen Herzen wird, auch meinem, solches alles zu lernen, so muß doch ein Bruder dem andern es vorsagen, bis man's auswendig und inwendig weiß, heut ich Ihnen, morgen Sie mir."

Ich habe keine Zeit! Wie? du hast keine Zeit, zu den Armen zu gehen und zu den Kranken? Und sitzest doch ganz gemächlich im Stuhl manche Stunde des Tages? Ei wie wäre es, wenn du des Tages blos eine einzige halbe Stunde dazu gäbest, daß sie den Armen gehörte? Oder auf deinem Spaziergang einmal in der dunkeln Gasse einsprächest und die drei Treppen in die Höhe stiegest? Oder wenn du jede Woche einen Nachmittag feststelltest und sagtest: die Zeit von 2 bis 6 Uhr gehört meinen unglücklichen Brüdern.

Nein, sprichst du, ich habe keine Zeit dazu! ich habe meine Arbeit von Montag früh bis Sonnabend spät; das kann ich nicht! Worauf die Antwort ist: Und ist's wirklich so, wozu hat dein Gott einen Sonntag gemacht, als dazu, daß an ihm auch der Armen gedacht werde, und die Liebe sich aufmache und ihre seligen Gaben den Elenden bringe? Vom Tage des Herrn ein paar Stunden nur, das ist doch nicht zu viel für die Armen! Aber du runzelst die Stirn und meinst, das ist dir zu unbequem. Du hast ganz Recht, es ist zu unbequem. Wohl! so bleibe du bei deiner Bequemlichkeit im Lehnstuhl und pflege dich wacker und scharr' ein, scharr' ein! Laß Elend Elend sein, und Jammer Jammer, und laß die Armuth ihre Klagen gen Himmel schreien! Aber sieh zu, daß nicht die Stunde kommt, da der Herr sein Wehe über dich ausruft, weil er hungrig gewesen ist und du hast ihn nicht gespeist, und er ist durstig gewesen und du hast ihn nicht getränkt, und er ist krank gewesen und du hast ihn nicht besucht. Dann versuche du zu antworten: Ich hatte keine Zeit dazu! Dir wird das Wort auf der Zunge sterben.

Die Andachtsstille. Welch tiefen Eindruck macht die Stunde der Andacht in der Sonntagschule! Sie kündet, wie die glatte Fläche in des Stromes Mitte, tiefes Wasser an. Und ist sie nicht bedeutsam? Der Erlöser wird den Kindern nahe gebracht. In so manche kleine Herzenskammer dringt der Hauch der Andacht ein und mit ihm der Herr, welcher leise spricht: „Friede sei mit dir." Sie ist eine Zeit der stillen Sammlung, wo des Kindes Gedanken gottwärts eilen. Meide alles, was den Geist der Andacht beeinträchtigen könnte. Leite die Schule an, im Geist der Ehrfurcht die religiösen Uebungen durchzunehmen. Und oft noch, wenn die Schüler längst hinausgerissen worden sind in des Lebens wilde Strömungen, wird die Erinnerung diese stille Stunden an ihrem Gemüth vorüberziehen lassen, und noch im späten Alter werden sie mit dem goldigen Glanz des Abendroths die Seele überfluthen.

Von der Berufung.

Wer von dem Herrn der Herrlichkeit
Wird zum Apostel selbst geweiht,
Wer von dem Herrn selbst wird bezwungen,
Wer von dem Herrn selbst wird gedungen,
Wer dem Apostel Paulus gleich
Auch alsobald getrost zufährt
In frischem, frohem Glaubensmuth,
Sich nicht bespricht mit Fleisch und Blut —
Der ist ein Held im Himmelreich
Ein Held in Arbeit und im Streit,
Ein Held in Demuth und in Leid.
Und solch ein Held
Besiegt die Welt.

Digitized by Google

Es läßt unſer Herrgott nur zu Zeiten
So ſtarke Helden für ſich ſtreiten.
Doch, wenn von dem Licht, vor dem geſunken
Zur Erde Saulus, kein leuchtender Funken
Dein Auge traf — wenn die Stimme des Herrn,
Die jenen rief, — ſei's noch ſo fern,
Nie traf dein Ohr — hör' meinen Spruch:
„Du bleibſt ein Saulus! Die Hand vom Pflug'"

Frauenzeitung.

Siehſt du an einem Freund ſich einen Fehler zeigen,
So denk' an deren zwei, die dir ſind ſelber eigen.
Dann wird dich nicht ein dritter, der ſchlimmſte übereilen:
Zu richten raſch und ſtrenge, ſtatt mit Geduld zu heilen.

Das Haus und ſeine Kinder. Es war ein ſchönes Wort der vornehmen Römerin, als eine Freundin rühmend allerlei Juwelen und Koſtbarkeiten vor ihr ausbreitete und dann auch nach Corneliens Schmuck fragte, daß dieſe ſtolz auf ihre Kinder wies und erwiderte: „Die ſind mein Schmuck und meine Kleinodien!" Nicht minder ſchön iſt das Wort eines Schriftſtellers unſerer Tage, der, gegen die Modethorheit der „guten Stube" eifernd, ſagt: „Die Kinderſtube iſt die wahre „beſte Stube", das Heiligthum des Hauſes; denn in ihr werden ſeine heiligſten und koſtbarſten Schätze aufbewahrt."

Aber in jeder großen Gabe liegt auch zugleich eine große Aufgabe; und die Aufgabe, Kinder zu erziehen, iſt ebenſo ſchwer wie ſchön. Wenigſtens muß man das denken, wenn man ſo viel verkehrtes und verfehltes Thun dabei in manchen Häuſern wahrnimmt. Die Kinder, des Hauſes Schatz, ſollten von Natur und Gottes wegen vom liebevollen Mutterauge bewacht und behütet werden, in ihrem geiſtigen Erwachen noch mehr als in der körperlichen Entwickelung; und doch giebt es zärtliche Mütter, die ihre Kinder von ganzem Herzen zu lieben vermeinen und beim Tode eines derſelben untröſtlich ſein würden, und die dennoch ihre vergötterten Lieblinge faſt nur der Aufſicht der Dienſtboten überlaſſen und allen Ernſtes behaupten, das ewige Fragen und Quälen eines oder gar mehrerer Kinder ſei einen ganzen Tag über gar nicht auszuhalten. Und das Dienſtmädchen, die Kinderfrau, die doch unmöglich das Intereſſe und Verſtändniß einer Mutter für das Geplauder des kleinen Quälgeiſtes haben kann, muß es doch aushalten Tag für Tag! Und die unbemittelte Frau, die keine Hilfe nehmen kann und vielleicht durch ſpärliche Handarbeit noch mit verdienen muß, ſie muß es doch aushalten, ihre ganze Kinderſchar mit all ihren großen und kleinen Anliegen um ſich zu haben und zu verſorgen. Dauert dich die Frau? Möchteſt du ihre Lage erleichtern? O ihre äußere Lage gewiß! Die bittere Sorge um das tägliche Brot möchte ich ihr gern aus dem Herzen und von der Stirn nehmen; aber der Nähtiſch am Fenſter, umdrängt und umtagert von all den kleinen bittenden und zerrenden Händchen, den ſchwätzenden und fragenden Plaudermäulchen und den vertrauensvoll blickenden Kinderaugen, — das iſt der königliche Ehrenplatz, den ſich keine Mutter, welchen Standes ſie auch ſei, nehmen laſſen ſollte.

Welch ſüßeres Glück gäbe es denn für ein junges Mutterherz, als die leiſe erwachenden Regungen in der kleinen Kindesſeele zu belauſchen und mit liebender Hingabe zu leiten. Und was bei dem erſten Kind wie ein geheimnißvolles Wunder ſtaunend beobachtet wird, ſollte es beim dritten oder fünften Kinde nicht noch ebenſo lieblich und wunderbar ſein? Solch reines, unberührtes Kindesherz iſt ja wie ein leerer Schrein, in welchen die Mutter mit heiligem Wort die beſten Gefühle hinein verſenkt: Liebe zu den Eltern, Liebe zu dem Heiland der Kinder, die erſten ſtammelnden Anfänge eines kindesfetigen Gebetslebens. Und den Schlüſſel zu dieſem Schrein wollteſt du, liebe Mutter, nicht allein in der Hand behalten? Wollteſt ihn theilen mit einem gemietheten, fremden Dienſtmädchen, das vielleicht in thörichtem Unverſtand das unentweihte Herz deines Kindes nur mit einem Wuſt von Spuk- und Märchengeſchichten anzufüllen wüßte? Lieber mag, ſo wenig dies auch ſonſt wünſchenswerth, einmal eine Suppe durch ungeſchickte Hand anbrennen, lieber ein neues Fattenhemd durch einen zu heißen Bolzen verſengt werden, als daß eine unſchuldige Kindesſeele verdorben werde durch unverſtändige, unziemliche Geſpräche. Eine rechte Mutter ſchlägt ihren Platz ſtets in der Kinderſtube auf, da arbeitet, lebt und wohnt ſie; wer ſie beſucht, findet ſie da, ob lehrend, ſtrafend oder tröſtend, doch ſtets glückſelig und mild ihres köſtlichen Mutteramts waltend. (Nachbar.)

Biſt du glücklich? So fragt wohl der liebende Gatte ſeine Gattin, und die Antwort lächelt ihm aus ihren glückſtrahlenden Augen entgegen.

Ihr Eltern, bedenkt und erwägt, wie ihr eure Kinder glücklich macht und ſie zu rechtſchaffenen Menſchen erzieht. Sorgt auch dafür, wenn euch für eure alten Tage eine Tochter in eurem Hauſe blieb, daß dieſe glücklich und zufrieden ſei, daß ſie, welcher der eigene Herd verſagt ward, Erſatz finde in Eurer Liebe und Fürſorge.

Ihr Töchter, die ihr im Hauſe enrer Eltern ſchaltet und für die Alternden ſorget, prüfet und forſcht auch nach ihren kleinſten Wünſchen und erfüllt dieſe, noch ehe ſie ausgeſprochen wurden. Legt euch bei allem die Frage vor: Seid ihr glücklich?

So frage auch im Stillen die Fremde und den Fremdling, welche in deinem Hauſe weilen und fern von der Heimath der Fürſorge liebender Menſchen entbehren. Bereite ihnen eine Heimſtätte.

Biſt du glücklich? frage auch jene Einſamen, in deren Daſein noch kein Sonnenſtrahl erwärmender Liebe gefallen! So manches freundliche Wort, ſo

Digitized by Google

manche kleine Aufmerksamkeit werden einem Herzen wohlthun, das wenig Freude im Leben genossen.

Ihr, die ihr glücklich seid, fragt vor allen andern die, welche es nicht sind: Bist du glücklich?

Lebensversicherung. In unserm Städtchen besteht ein Frauenverein, in dessen Versammlungen nicht blos genäht wird, sondern auch jedesmal Fragen über die innere oder äußere Mission, über Haushaltungssachen, Armenpflege, Kindererziehung ꝛc. besprochen werden. Eine der unsern hat die Aufgabe einzuleiten, indem sie hübsch bei der Arbeit sitzen bleibt und die andern fahren dann mit Besprechung des Gegenstandes fort.

Kürzlich kamen wir auf Lebensversicherung und was wir Frauen darüber denken, das will ich in Frag' und Antwort für „Haus und Herd" wiedergeben.

Ist es denn recht und christlich, das Leben zu versichern, der Heiland sagt ja: sorget nicht für den andern Morgen?

Warum sollte es denn nicht christlich sein? Unser Herr will uns nur vor der Qualsorge warnen, aber gewiß nicht davor, daß wir in der Ernte auf den Winter einlegen, noch davor, daß wir unsere Familie vor Mangel zu schützen suchen, wenn der Herr uns abruft.

Somit sollten alle Menschen in eine Lebensversicherungsgesellschaft treten?

Nein, nur solche, die wissen, daß im Todesfall die Familie sich nicht gut helfen könnte, und nur solche, die die Raten bezahlen können.

Und wer aus der Familie soll sich denn versichern?

Der Vater.

Welcherlei Versicherung ist vorzuziehen — die auf's Leben, Endowment oder eine andere?

Die auf's Leben, weil da die Einzahlungen die geringsten sind, namentlich, wenn man als junger Familienvater eintritt.

Aber, ist Endowment nicht auch recht gut, und wird man am Ende nicht recht reich, wenn 15 oder 20 Jahre einbezahlt worden ist, und dann so eine recht hübsche Summe ankommt?

In die Lebensversicherung sollte man gehen, um zu *versichern*, nicht um *reich* zu werden. Wer da meint, Lebensversicherung sei eine gute Kapitalanlage in dem Sinn, daß das Kapital außerordentlich gute Interessen bringt, der täuscht sich. Um das zu erkennen, haben wir bei dieser Frage eine Zinses-Zinsrechnung angestellt, die uns vollkommen überwiesen hat, und jeder, dem „das Endowment winkt", thut wohl daran, einmal solche Zinseszinsrechnung anzustellen. Die Lebensversicherung ist nicht da, um Kapital *anzutegen*, dazu giebt es andere Gelegenheiten.

Wie hoch sollte man denn in eine Versicherung gehen?

Nicht zu hoch. Nicht so hoch, daß die Zahlung schwer wird, oder der Familie am Ende Abbruch geschieht, oder man wenig oder nichts mehr für's Reich Gottes hat, oder man sonst keinen Cent mehr zurücklegen kann. Man muß immer bedenken, daß bei vielen Menschen die Tage kommen, von denen man sagt: sie gefallen nicht, das Alter, die Arbeitslosigkeit und daß man ein schlechter Haushälter ist, wenn man nicht auch in dieser Hinsicht Sorgfalt übt.

Wo sollte man denn versichern?

Da, wo es am billigsten ist und zugleich auch sicher.

Ist es nicht rathsam, unsere Kinder auf Endowment zu versichern, namentlich die Mädchen, damit sie bei gewissem Lebensalter etwas haben?

Nein, wenn die Eltern sterben, ehe die Frist abgelaufen und die Jahreszahlungen eingestellt werden müssen, so kommt verhältnißmäßig wenig Geld zurück. Stirbt das Kind, so werden die Eltern schon einen Sparpfennig für den Sarg haben. Wenn man für Kinder etwas zurücklegen will, so sind dafür die Sparkassen und die nützlichen Bauvereine da.

„Was verstehen denn die Weiber von Versicherung?" sagt der Herr Versicherungspräsident.

Vom Versicherungsgeschäft vielleicht wenig. Von dem, was für uns und unsere Familien gut ist, aber sehr viel, wenn die Erfahrung unsere Lehrmeisterin ist. Unter den 28 Frauen, die jene Unterhaltung hörten, hatten 23 Erfahrungen „im Geschäft" gemacht, und zwar manche von ihnen viele Jahre hinter einander und in den verschiedensten Versicherungsplänen. Diese 23 wußten *von ihrem Standpunkt* aus, wovon sie sprachen. Sie verstehen ihren Haushalt, ihre Einnahmen und Ausgaben, ihren Vortheil und Nachtheil. *Von dem Standpunkt der Hausfrau* aus habe ich jene Unterhaltung der Hauptsache nach niedergeschrieben und empfehle mich dem Editor wie den werthen Lesern. Elisabeth.

Eins der unschätzbarsten Güter in dieser Welt ist ohne Zweifel ein immer fröhliches, menschenfreundliches Herz. Wer das besitzt, ist reich und glücklich, und wo man einem solchen Herzen begegnet, fühlt man sich wie in die milden Strahlen der Sonne versetzt. Vor einem fröhlichen Herzen verschwindet die Düsterheit und Kälte des Lebens. Es ist eine Gabe Gottes, die nur durch Gebet erlangt werden kann: denn von Natur ist des Menschen Herz ein trotziges und verzagtes Ding — wer kann es ergründen? Dem Fröhlichen gehört die Welt, und: „Wir machen unser Herzeleid nur größer durch die Traurigkeit." Sei fröhlich!

Er kommt spät! „Schon 8 Uhr und noch nicht zu Hause; nun — ein wenig warten — er weiß ja, daß das Abendessen fertig ist!"

„Er kommt noch nicht — ½9! Es ist wirklich ärgerlich — da sitze ich stundenlang allein — und das Abendessen verdirbt!"

„Es schlägt drei Viertel! Ich sollte wirklich allein essen, — es würde mir aber doch nicht schmecken. Der Mann vergißt ganz, daß er daheim eine Frau hat! Sauer Gesicht ist heute gewiß Beigericht!"

„Neun Uhr! wenn ihm nur kein Unglück zugestoßen ist! — Diese Angst — er verdient sie gar nicht! — Er unterhält sich mit — wer weiß was! — Er unterhält sich? — Wünschte ich dies nicht von Herzen, als er ging? Dennoch zürne ich!"

„¼10. Ich habe nicht Hunger noch Durst vor Aerger. — Wart' nur — wenn du kommst! Bitterlich weinen möcht' ich!"

Da erschallen Schritte auf dem Hausflur: „Es ist mein Mann.“

Unwillkürlich erhebe ich mich — wie heiter sein Gesicht — Hut und Stock nehme ich ihm aus der Hand und frage: „Ging dir's gut?“

„Ja, mein liebes Weibchen, ich traf unvermuthet N. N.“

„So!“ will ich eben losfahren, schweige aber schnell wieder.

„Wir sprachen von dir und unserm Liebesfrühling.“

„So!“ sagte ich.

„Sei darum nicht bös — ach schon ½10 — hast doch zur Nacht gegessen?“

„Keinen Bissen ohne dich!“

„Mein armes Weibchen, wie kindisch! — Anna! das Essen! — Geschwind, laß uns nachholen, was wir versäumt. Greif' aber vorher in meine Rocktasche, es ist ein Packet für dich darin; ich habe an etwas recht Liebes für dich gedacht.

Ich suchte darnach — vorher aber bog ich den Kopf des großen Mannes zu der kleinen, kleinlichen Frau nieder und küßte herzlich seinen Mund, und bat ihn — ganz im Stillen — ab, daß ich ihm hatte recht weh thun wollen!

Wie schmeckte uns beiden das freilich etwas trockene Abendessen, und wie besonders glücklich verflossen die nächsten Tage. Und dies alles für ein klein wenig Zurückhaltung meinerseits!

Stiefmütterchen.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 7. März. Das Lesen des Gesetzes. Nehemia 8, 1—12.

1. Da nun herzu kam der siebente Mond, und die Kinder Israel in ihren Städten waren, versammelte sich das ganze Volk wie Ein Mann, auf die breite Gasse vor dem Wasserthor, und sprachen zu Esra, dem Schriftgelehrten, daß er das Gesetzbuch Mose holete, das der Herr Israel geboten hat.

2. Und Esra, der Priester, brachte das Gesetz vor die Gemeine, beide Männer und Weiber, und alle, die es vernehmen konnten, am ersten Tage des siebenten Monden,

3. Und las drinnen auf der breiten Gasse, die vor dem Wasserthor ist, von licht Morgen an bis auf den Mittag, vor Mann und Weib und wer es vernehmen konnte. Und des ganzen Volks Ohren waren zu dem Gesetzbuch gekehret.

4. Und Esra, der Schriftgelehrte, stund auf einem hölzernen hohen Stuhl, den sie gemacht hatten zu predigen; und stund neben ihm Mathithja, Sema, Anaja, Uria, Hilkia und Maeseja zu seiner Rechten; aber zu seiner Linken Pedaja, Misael, Malchia, Hasum, Hasbadana, Sacharja und Mesullam.

5. Und Esra that das Buch auf vor dem ganzen Volk; denn er ragte über alles Volk; und da er's aufthat, stund alles Volk.

6. Und Esra lobete den Herrn, den großen Gott. Und alles Volk antwortete: Amen, Amen, mit ihren Händen empor; und neigeten sich, und beteten den Herrn an mit dem Antlitz zur Erde.

7. Und Jesua, Bani, Serebia, Jamin, Akub, Sabthai, Hodia, Maeseja, Kelita, Asarja, Josabad, Hanan, Plaja und die Leviten machten das Volk, daß es auf's Gesetz merkete; und das Volk stund auf seiner Stätte.

8. Und sie lasen im Gesetzbuch Gottes klärlich und verständlich, daß man's verstand, da man's las.

9. Und Nehemia, der da ist Hathirsatha, und Esra, der Priester, der Schriftgelehrte, und die Leviten, die das Volk aufmerken machten, sprachen zu allem Volk: Dieser Tag ist heilig dem Herrn, eurem Gott; darum seid nicht traurig, und weinet nicht. Denn alles Volk weinete, da sie die Worte des Gesetzes höreten.

10. Darum sprach er zu ihnen: Gehet hin, und esset das Fette, und trinket das Süße; und sendet denen auch Theil, die nichts für sich bereitet haben; denn dieser Tag ist heilig unserm Herrn; darum bekümmert euch nicht, denn die Freude am Herrn ist eure Stärke.

11. Und die Leviten stilleten alles Volk, und sprachen: Seid stille, denn der Tag ist heilig, bekümmert euch nicht.

12. Und alles Volk ging hin, daß es äße, tränke, und Theil sendete, und eine große Freude machte; denn sie hatten die Worte verstanden, die man ihnen hatte kund gethan.

I. Die große Versammlung.

V. 1. Der siebente Monat. Jeder Monatsanfang (Neumond) wurde von den Israeliten als Feiertag betrachtet, besonders aber der Neumondstag des 7. Monats. Dieser wurde als Posaunenfest gefeiert, und war zugleich der bürgerliche Neujahrstag (1. Tisri). Fiel er nicht auf einen Sabbath, so wurde dieser Tag überall mit Posaunenschall angekündigt. Das ganze Volk. Man schätzt die Zahl der Versammelten verschieden von 20,000 bis zu 50,000 Personen. Die breite Gasse vor dem Wasserthor. Der Ort der Versammlung war nach der Ansicht der meisten Ausleger der südlich vom Tempel gelegene Platz Ophel; das Wasserthor halten die Einen für ein Thor in der Stadtmauer, während Andere glauben, es sei nur ein Thor in der den Tempelhof umgebenden Mauer gewesen. Ueber Esra siehe Lektion vom 21. Februar. Esra war also nicht nur ein Zeitgenosse, sondern auch der Gehilfe Nehemias in der Wiederherstellung des jüdischen Staatswesens. Das Gesetzbuch bezeichnet gewöhnlich nur die 5 Bücher Mosis, zuweilen aber wird der Ausdruck auch in weiterem Sinne zur Bezeichnung des ganzen Alten Testaments gebraucht. Da hier ausdrücklich das Gesetzbuch Mosis erwähnt wird, haben wir jedoch an unserer Stelle wohl ausschließlich an den Pentateuch, d. h. die 5 Bücher Mosis, zu denken. Daß das Volk selbst die Vorlesung des Gesetzes forderte, zeugt von dem religiösen Verlangen der heimgekehrten Exulanten.

II. Das Lesen der Schrift. V. 2—8.

V. 2. Esra, der Priester. Esra war aus hoheprieſterlichem Geschlecht. Alle, die es vernehmen konnten, d. h. Kinder von reiferem Alter, bei welchen ein Verständniß des Gelesenen vorausgesetzt werden konnte.

V. 3. Von licht Morgen, d. h. vom frühen Morgen, bis auf den Mittag.

V. 4. Von V. 4—8 wird nun der Hergang bei dieser Vorlesung näher beschrieben. Esra stand auf einem hölzernen hohen Stuhl, einer Kanzel, zu seiner Rechten standen 6, zu seiner Linken 7 Gehilfen. Dieselben gehörten wahrscheinlich alle dem Priestergeschlecht an, waren vielleicht die Vorsteher der verschiedenen Prieſterordnungen, welche abwechselnd im Tempel dienten. Ihre Gegenwart verlieh dem Gottesdienst eine höhere Weihe und nach V. 8 lösten sie auch den Esra in der Vorlesung des Gesetzes ab. Näheres ist über die einzelnen Männer jedoch nicht bekannt.

V. 5. Esra that das Buch auf. Das Buch

war eine Pergamentrolle, wie sie heute noch in den Synagogen gebräuchlich sind. Alles Volk stand — aus Ehrfurcht vor dem Worte Gottes.

V. 6. Ehe Esra vorzulesen anfing, sprach er ein Lob- und Dankgebet, und zwar lobte er Gott als den großen, der von Jedem Ehrerbietung und Gehorsam verlangen darf. Dieses Gebet war zugleich eine Vorbereitung für das Volk zum rechten Hören. Das Volk antwortete: Amen, Amen! Amen heißt auf deutsch: das Gewisse, das Wahrhaftige. Das Amen des Volkes enthält also eine Bestätigung dessen, was Esra in seinem Lobgebet ausgesprochen hatte. Auch durch die äußere Stellung gaben die Versammelten ihrer Gebetsstimmung Ausdruck.

V. 7. 8. Und Jesua, Bani, Serebja u. s. w. machten, daß das Volk auf das Gesetz merkte, d. h. sie vermittelten dem Volke das Verständniß des Gesetzes. Auf welche Weise dies geschah, wird V. 8 angegeben. 1) Sie lasen im Gesetzbuch Gottes. Sie thaten also wesentlich dasselbe wie Esra. Entweder wechselten sie mit ihm im Lesen ab, oder, was bei der großen Volksmenge, welche die Stimme eines Einzelnen unmöglich beherrschen konnte, durchaus nicht unwahrscheinlich ist, sie lasen gleichzeitig mit ihm an verschiedenen Orten. Wahrscheinlich machte Esra den Anfang allein; sobald sich aber zeigte, daß seine Stimme bei weitem nicht ausreiche, traten auch andere Männer lehrend auf, um welche sich dann das Volk gruppenweise sammelte. Jedenfalls ergiebt sich aus unserer Stelle klar, daß es neben Esra schon eine ganze Schar, sozusagen eine ganze Schule gesetzeskundiger Männer gab. 2) Sie lasen klärlich, d. h. mit Verdeutlichung. Sie legten also das Gelesene aus. 3) Und verständlich, d. h. sie bewirkten Verständniß. Viele unter dem Volk waren unwissend und bedurften darum, daß das Wort ihnen recht nahe gebracht wurde durch Erklärung der geschichtlichen Verhältnisse und durch praktische Anwendung auf die gegenwärtige Lage der Dinge. Dies ist auch heute die Aufgabe der Schriftauslegung.

III. Die Freude des Volks. V. 9—12.

V. 9. Nehemia, der da ist Hathirsatha, besser: der Thirsatha. Thirsatha bedeutet Gouverneur, Statthalter. Nehemia als das weltliche Oberhaupt, Esra und die übrigen Schriftgelehrten als die geistlichen Führer des Volks sprachen: Dieser Tag ist heilig. Es war das Posaunenfest, welches den siebenten Monat mit dem großen Versöhnungstag und dem Laubhüttenfest einleitete; doch hatte dieser Tag durch die Hinwendung des Volkes zum Gesetze noch eine höhere Weihe erhalten. Weinet nicht. Das Volk weinete, weil es seine Abweichung vom Gesetz und seine Sündhaftigkeit erkannte. Juda wie Israel hatten ihre göttliche Bestimmung vergessen und sich der Sünde und der Abgötterei hingegeben. Darum hatte sie das Gericht der Gefangenschaft getroffen, und darum hatte die Gemeinde der zurückgekehrten Exulanten eine so kümmerliche Existenz. Nichts überzeugt den Menschen so von seiner Sünde wie das Wort Gottes, wenn es von der Erleuchtung des heiligen Geistes begleitet wird. Die Juden hatten sich bis dahin für verhältnißmäßig gut gehalten, weil sie sich an einem falschen Maßstab gemessen hatten. In dem Lichte des göttlichen Wortes erkannten sie erst ihre Befleckung und Sünde. Die göttliche Traurigkeit war die erste Frucht der Vorleiung des Gesetzes.

V. 10. Der negativen Aufforderung: „Weinet nicht," folgt nun die positive: Gehet hin u. s. w., d. h.: Genießet das Gute, das der Herr euch schenkt, mit Freuden. Die Freude, zu welcher das Volk aufgefordert wird, ist die Freude im Herrn, welche 1) sich auf das Bewußtsein seiner vergebenden Liebe gründet, 2) sich äußert im Gehorsam und in kindlicher Unterwerfung unter den Willen Gottes, in der Geringschätzung der Welt und ihrer Güter und in der willigen selbstaufopfernden Thätigkeit zum Wohl des Nächsten. Solche Freude ist unsere Stärke. Sie verleiht uns Muth und Kraft zur Arbeit, macht uns unempfindlich gegen die Lockungen der Welt und erhält uns aufrecht in den Stunden der Trübsal und der Anfechtung. 3) Sendet denen ein Theil. Eine dritte Frucht des Lesens der heiligen Schrift ist, daß sie Liebe und Theilnahme für den Nächsten in uns weckt. Gott ist Liebe, und je besser wir ihn kennen lernen, um so mehr fühlen wir uns angespornt zur aufopfernden Liebe gegen unsere Mitmenschen. Sie glücklich zu machen, wird unser höchstes Glück.

V. 11. 12. Die Leviten, besonders die oben erwähnten Schriftgelehrten, stilleten alles Volk, beruhigten dasselbe durch Hinweisung auf die Gnade Gottes, die sich ja in der bußfertigen Stimmung des Volkes auf's Deutlichste offenbarte. Der Tag ist heilig, der Herr ist unter uns und hat sich an uns nicht unbezeugt gelassen, bekümmert euch nicht. Der Zuspruch Nehemias und der übrigen Gottesmänner blieb nicht ohne Wirkung. Das Volk folgte ihrer Aufforderung, ging hin u. s. w.; denn es war ihm klar geworden, daß dieser Tag dem Herrn und seinem Preise gehöre.

Praktische Gedanken.

Der Gottesdienst der wahren Gemeinde des Herrn.

1. Die Gemeinde selbst ist eine geistlich lebendige. V. 1—3. Sie bittet um Belehrung, aber sie verlangt nicht, daß die Lehrer ihre Unterweisung nach ihren Wünschen einrichten. Sie will nichts anderes als Gottes Wort und Willen wissen, und beugt sich in Demuth, wenn sie von dem Worte gerichtet und gestraft wird.

2. Der Gottesdienst ist ein erbaulicher, auf Gottes Wort gegründeter. V. 4—8. Da ist von Seiten der Gemeinde ein wahres Verlangen nicht blos nach Gottes Wort, sondern nach einer gemeinsamen Unterweisung in demselben durch anerkannte Lehrer. Der Gottesdienst selbst ist ein wohl geordneter: erst von Seiten des Lehrers Lob und Preis Gottes, unter dessen Wort und Willen man sich stellen will, von Seiten der Gemeinde ein einstimmendes Bekenntniß („Amen").

3. Der Segen des Gottesdienstes ist ein augenscheinlicher. V. 9—12. Die Folge jedes rechten Gottesdienstes muß die sein, daß unser Blick auf uns selber hingerichtet, und unser Herz mit Betrübniß über unsere Sünde und Unvollkommenheit, aber auch mit dem ernsten Streben nach einem höheren Gnadenstande erfüllt wird. Dabei dürfen wir jedoch nicht stehen bleiben. Von uns selbst muß sich der Blick schließlich doch immer wieder zu Gott und seinen Heilserweisungen erheben; und dieser Blick richtet uns wieder auf und erfüllt uns mit heiliger Freude.

Winke für den Klassenunterricht.

In Kleinkinderklassen schildere man so anschaulich wie möglich die in unserer Lektion beschriebene Festversammlung nach den Hauptzügen und beschäftige sich dann etwas eingehender mit dem Worte Gottes und seiner Bedeutung für uns. Wir leben alle auf Erden, sozusagen, in einem fremden Lande, der Himmel ist unsere Heimath. Wir gehen in der Irre und wandeln in Nacht und Dunkel, dem Dunkel der Sünde. Aber unser Vater im Himmel hat uns durch seine Knechte einen Brief zugesandt, in welchem er uns nicht nur seiner vergebenden Vaterliebe versichert, sondern uns auch den Weg zum Himmel, zu unserer ewigen Heimath deutlich

bezeichnet. Es ist der Weg der Buße und des Glaubens an Christum. Wie theuer sollte dieser Brief aus der Heimath uns sein! Wie fleißig sollten wir in demselben lesen und forschen!

Für ältere Schüler mag folgender Gedankengang befolgt werden. Hauptgegenstand: Bibelstudium. 1. Die große Versammlung zum Studium der heiligen Schrift, V. 1—4. Man betone die Wichtigkeit solcher Versammlungen nicht nur für jene, sondern auch für unsre Zeit, sowie unsere Verpflichtung den Prediger zu unterstützen durch unsere Gegenwart, unsere Aufmerksamkeit, unser heiliges Leben, unsere Bemühungen um Andere, unsere Mithilfe im Lehren (in der Sonntagschule) u. s. w. 2. Die Anbetung Gottes. Werth des öffentlichen Gebets. Wichtigkeit der persönlichen Betheiligung am öffentlichen Gebet. Bedeutung der Stellung und Geberden beim Gebet, V. 5. 6. 3. Das Bibelstudium. Lesen des Wortes. Ach, wie Wenige lesen das Wort Gottes so fleißig und so aufmerksam und betend, wie sie sollten! Auslegen des Wortes. Die Sonntagschule mit ihren zahlreichen Hilfsmitteln hat besonders auch hier eine große Aufgabe. Anwendung des Wortes. Wo sie fehlt, ist alles Bibelstudium umsonst. 4. Die Frucht des Bibelstudiums. Siehe praktische Gedanken 3.

Sonntag, 14. März. **Esther's Bitte.** Esther 4, 10—17; 5, 1—3.

10. Sprach Esther zu Hathach, und gebot ihm an Mardachai:
11. Es wissen alle Knechte des Königs und das Volk in den Landen des Königs, daß, wer zum Könige hinein gehet, inwendig in den Hof, er sei Mann oder Weib, der nicht gerufen ist, der soll stracks Gebots sterben; es sei denn, daß der König den güldenen Scepter gegen ihn reiche, damit er lebendig bleibe. Ich aber bin nun in dreißig Tagen nicht gerufen zum Könige hinein zu kommen.
12. Und da die Worte der Esther wurden Mardachai angesagt,
13. Ließ Mardachai Esther wieder sagen: Gedenke nicht, daß du dein Leben errettest, weil du im Hause des Königs bist, vor allen Juden;
14. Denn wo du wirst zu dieser Zeit schweigen, so wird eine Hilfe und Errettung aus einem andern Ort den Juden entstehen, und du und deines Vaters Haus werdet umkommen. Und wer weiß, ob du um dieser Zeit willen zum Königreich kommen bist?
15. Esther ließ Mardachai antworten:
16. So gehe hin, und versammle alle Juden, die zu Susan vorhanden sind, und fastet für mich, daß ihr nicht esset und trinket in dreien Tagen weder Tag noch Nacht; ich und meine Dirnen wollen auch also fasten. Und also will ich zum Könige hineingehen wider das Gebot; komm ich nun, so komm ich um.
17. Mardachai ging hin, und that alles, was ihm Esther geboten hatte.
1. Und am dritten Tage zog sich Esther königlich an, und trat in den Hof am Hause des Königs inwendig gegen dem Hause des Königs. Und der König saß auf seinem königlichen Stuhl im königlichen Hause, gegen der Thür des Hauses.
2. Und da der König sahe Esther, die Königin, stehen im Hofe; fand sie Gnade vor seinen Augen. Und der König reckte den güldenen Scepter in seiner Hand gegen Esther. Da trat Esther herzu, und rührete die Spitze des Scepters an.
3. Da sprach der König zu ihr: Was ist dir, Esther, Königin? und was forderst du? Auch die Hälfte des Königreichs soll dir gegeben werden.

Die Geschichte des Buches Esther. Ahasveros, nicht wie Dan. 9, 1 Kyaxares, sondern der durch seine Züge gegen Griechenland bekannte Perserkönig Xerxes, verstieß seine Gemahlin Vasthi, weil sie sich geweigert hatte, bei einem schwelgerischen Festgelage vor ihm und seinen Großen zu erscheinen. Esther, eine arme jüdische Waise, wird Königin. Ihr Oheim Mardachai machte sich durch Entdeckung einer Verschwörung um den König verdient; verweigerte aber dem königlichen Günstling Haman, einem Amalekiter, die Kniebeugung. Dieser erlangte nun einen Befehl, alle Juden im ganzen Reiche an einem bestimmten Tage zu erwürgen. Esther, von Mardachai dazu aufgefordert, wagt es, ohne Erlaubniß beim König einzutreten, findet Gnade und erbittet sich nur, daß der König und Haman bei ihr speisen möchten. Unterdeß wird der König auch in einer schlaflosen Nacht durch die Reichschronik an Mardachais unbelohnt gebliebene Verdienste erinnert, und Haman muß die von ihm selbst ersonnene, vermeintlich ihm selbst zugedachte Ehrenbezeugung an seinem Todfeinde, für welchen er schon einen Galgen in seinem Hofe hatte errichten lassen, in Ausführung bringen (Kap. 5). Beim Gastmahl entdeckt Esther dem König Hamans Heimtücke, der nun an dem für Mardachai bestimmten Galgen sogleich aufgehängt wird. Da der König nach unverbrüchlichem Landesgesetz keinen seiner Befehle widerrufen durfte, erlangen die Juden die Erlaubniß, ihren Feinden zuvorzukommen und sich an ihnen zu rächen (Kap. 8). Zum Gedächtniß dieser Errettung wurde das Purimfest gestiftet. Die Geschichte unserer Lektion fällt wahrscheinlich in die Zeit nach den Perserkriegen, also nach 478 v. Chr.

I. Die Botschaft des Glaubens. 4, 10—14.

V. 10. Nachdem das königliche Edikt, nach welchem alle Juden im ganzen Reiche umgebracht werden sollten, zu Susa, der Residenz der Perserkönige, angeschlagen worden war, erschien Mardachai in Trauerkleidung vor dem königlichen Palast. Dem Kämmerer Hathach, welchen Esther zu ihm hinausgesandt hatte, um ihn nach der Ursache seiner Trauer zu befragen, gab Mardachai eine Abschrift des königlichen Edikts für Esther mit, zugleich richtete er an sie die Aufforderung, sich zu dem König zu begeben und ihn für ihr Volk um Schonung zu bitten. Dieser Aufforderung begegnet die Königin mit einer Hinweisung auf die Gefahr, welcher sie sich bei Ausführung des von Mardachai erdachten Planes aussetze.

V. 11. Es wissen alle Knechte des Königs. Das hier angeführte Gesetz war also kein Geheimniß, sondern allgemein bekannt. Der Zweck des Gesetzes war offenbar der, den König nicht nur vor der Zudringlichkeit der Besucher, sondern besonders vor der Gefahr eines Meuchelmordes zu schützen. Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln wurde übrigens gerade dieser Xerxes später auf seinem Lager ermordet. Es sei denn, daß der König den goldenen Scepter gegen ihn reiche. Es war also doch eine Möglichkeit vorhanden, daß Esther das Ohr des Königs erreichte; aber höchst ungewiß war der Ausgang des gefährlichen Unternehmens. Ihr Leben hing ganz von der Willkür des launenhaften Königs ab. Ich bin in 30 Tagen nicht gerufen. Die erste Leidenschaft des Königs für Esther hatte sich abgekühlt, und wie die übrigen Weiber, so wurde nun auch sie nur gelegentlich aufgefordert, vor ihm zu erscheinen. Seit einem Monat war sie nicht mehr geladen worden, sie wußte daher nicht, wann wieder eine Einladung an sie ergehen werde. Das Schicksal ihres Volkes aber durfte sie nicht von einem bloßen Zufall abhängig machen; es blieb ihr also nichts übrig, als ungerufen sich zu dem König zu begeben. Die Königin mußte, um ihr Volk zu retten: 1) Alles auf's Spiel setzen: ihre Stellung, ihren Gatten, ihren Reichthum, ihr Leben; sie mußte 2) den Versuch machen, durch ihren persönlichen Einfluß die Beschlüsse einer Regierung umzustoßen, die sich der Unfehlbarkeit rühmte und deren Edikte unwiderruflich waren; und dies

mußte sie 3) thun gegen das Ansehen eines königlichen Günstlings, der bei seinem Herren im höchsten Ansehen stand und zugleich der bitterste Gegner ihres Volkes war.

V. 12—14. Mardachai begründet nun seine Aufforderung. 1) „Du wirst dein Leben doch nicht erretten, wenn du auch in des Königs Hause bist." Esther war zwar am Hofe nicht als Jüdin bekannt, aber wie leicht konnte ihre Zugehörigkeit zu diesem Volke bekannt werden, und ihre Feinde und Neider hätten gewiß alles aufgeboten, um sie zu stürzen. 2) V. 14. Gott wird sein Volk erretten, selbst wenn du deine Hilfe verweigerst. Diese Hoffnung baute Mardachai wahrscheinlich auf die Weissagungen der Propheten. Du und deines Vaters Haus werdet umkommen. Daß nicht das ganze Volk der Juden zu Grunde gehen könne, ist für Mardachai gewiß. Nur diejenigen Juden können und müssen, meint er, zu Grund gehen, die, wenn es sich um die Volkserhaltung handelt, nicht ihre Pflicht thun. Er denkt also an ein göttliches Strafgericht, welches Esther und ihres Vaters Haus treffen müsse, wenn sie ihr Volk in dieser Gefahr verleugnen. 3) Die gläubige Zuversicht des Mardachai, daß das Volk der Juden nicht untergehen könne, enthält einen weiteren Beweggrund für Esther, die Fürbitte beim König zu wagen, nämlich die Gewißheit des Erfolges. 4) Ein letzter Beweggrund liegt in der Hinweisung auf das Walten der göttlichen Vorsehung, welche vielleicht gerade darum Esther so hoch erhoben habe, damit sie die Retterin ihres bedrängten Volkes werde. Es ist etwas Großes, wenn Gott uns als Werkzeuge seiner Vorsehung gebraucht; und das Bewußtsein, daß wir in seinem Dienste stehen, giebt uns Kraft und Muth zur kühnsten That.

II. Der Entschluß des Glaubens. V. 15—17.

V. 15. 16. Esther entschließt sich, der Aufforderung des Mardachai zu folgen, sie erkennt in derselben Gottes Stimme. Von ihm aber erwartet sie auch allein den glücklichen Erfolg. Darum fastet nicht nur sie selbst mit ihren Dienerinnen, sondern sie fordert auch den Mardachai und die in Susan befindlichen Juden auf, mit ihr zu fasten bis zum dritten Tage. Daß sie sich mit Fasten und Gebet auf ihren Gang zum König vorbereitet und nicht fürchtet, daß dieses Fasten ihrer Schönheit und ihrem Einfluß über den König Eintrag thue, zeugt von ihrem kindlichen Gottvertrauen. — Komme ich um, so komme ich um. Damit legt sie ihr Leben in die Hand Gottes, bereit, wenn er es will, für ihr Volk zu sterben.

V. 17. Man versetze sich im Geist in diese Tage der Vorbereitung. Welche ernsten Gebete mögen da zu Gott emporgestiegen sein, und welche inneren Kämpfe mag besonders die junge Königin noch durchgekämpft haben, selbst nachdem sie sich zu dem kühnen Schritt entschlossen hatte!

III. Die Macht des Glaubens. 5, 1—3.

V. 1. Esther zog sich königlich an. Nachdem sie mit Fasten und Gebet ihre Sache dem Herrn befohlen hat, wendet sie auch die äußeren Mittel zur Erreichung ihres Zweckes an. Sie schmückt sich, um das Wohlgefallen des Königs zu wecken; davon hing ja jetzt ihr Leben ab. Sie trat in den Hof. Esther stellte sich im inneren Vorhof so auf, daß der König, der auf seinem Throne der Thüre gegenüber saß, sie sehen konnte.

V. 2. Da der König sahe Esther. Ein kritischer Moment. Niemand als Gott wußte, welcher Laune der König folgen werde. Jetzt aber zeigte sich die Macht des gläubigen Gebets. Der Anblick der lieblichen Gestalt der Königin, welcher die fromme Begeisterung wohl noch einen besondern Reiz verlieh, machte auf den König einen tiefen Eindruck. Er reckte den goldenen Scepter gegen sie aus zum Zeichen seiner Gnade.

V. 3. Was ist dir, Esther u.s.w. Der Herr, der die Herzen der Könige lenkt wie die Wasserbäche, hatte der Königin das Herz des Königs zugewandt. Selbst die Hälfte seines Königreichs verheißt er ihr zu geben, wenn sie es begehre. Dieser erfolgreiche Anfang ließ auf eine glückliche Durchführung ihres Planes hoffen. Den weiteren Verlauf der Geschichte haben wir am Anfang dieser Lektion kurz geschildert.

Praktische Gedanken.

Des Glaubens Kampf und Sieg.

1) Auch ein frommes Herz kann in der Stunde der Gefahr zittern und zagen. V. 11. Johannes im Gefängniß. Jesus selbst in Gethsemane. 2) Gläubiger Zuspruch facht das schlummernde Glaubensfünklein in dem zagenden Herzen oft zur lichten Flamme an. Vers 12—14. 3) Der Glaube macht aus dem Schwächsten einen Helden, der, nachdem er sich dem Schutze Gottes empfohlen, selbst dem Tode kühn entgegengeht. V. 15 bis 17. Die Geschichte der Märtyrer liefert hiefür die schlagendsten Beweise. 4) Der Glaube vermag alles, weil Gottes Allmacht ihm zur Seite steht. 5, 1—3. Den Gläubigen hilft Gott in jeder Noth, sei's, daß er die Noth abwendet, sei's, daß er ihnen die Kraft schenkt, die Noth und selbst den Tod im Vertrauen auf ihn zu tragen.

Andeutungen für den Klassenunterricht.

In der Kleinkinderklasse erzähle man die ganze Geschichte ausführlich und anschaulich mit besonderer Hervorhebung der eigenthümlichen Charakterzüge der handelnden Personen. Bei älteren Schülern verweile man mit noch größerer Ausführlichkeit bei diesen Charakterschilderungen: 1) Ahasveros (Xerxes) ein launischer, reizbarer Despot, dem es übrigens an edleren Zügen des Herzens, z. B. Dankbarkeit und Großmuth (man denke an die Aufnahme des Themistokles an seinem Hofe), nicht fehlt. 2) Esther (deutsch: Stern) ist in der That ein lieblich strahlender Stern: a) durch die Schönheit ihrer Seele noch mehr als durch die ihrer äußeren Gestalt, b) durch ihre aufopfernde Vaterlandsliebe, c) durch ihre heldenmüthige That der Selbstaufopferung für ihr Volk, d) durch den Segen Gottes, der auf ihr ruht. 3) Haman, ein Mann voll Stolz und Ehrgeiz. a) Fürstenlaune hat ihn zu der höchsten Ehrenstelle erhoben; b) sein Erfolg beruht auf den schlechten Eigenschaften seines Herzens: Stolz, Einbildung, Selbstsucht, Bosheit, Grausamkeit; c) bei dem höchsten irdischen Erfolg bleibt immer noch ein dunkler Fleck zurück (Mardachais Unbeugsamkeit). Ehrgeiz und Hochmuth führen zum Fall. Gerechte Vergeltung bleibt nicht aus. d) Männer wie Haman sind gefährliche Klippen im Meer der Welt, vor denen man sich sorgfältig hüten muß. 4) Mardachai ist ein Mann Gottes, demüthig, gütig, treu in der Erfüllung auch der kleinsten Pflichten, geduldig, gewissenhaft, weise, fromm, voll Gottvertrauen. a) Er nahm sich der Waise Esther väterlich an und wurde durch sie zu der höchsten Ehrenstelle im Reiche des Xerxes erhoben. b) Seine Treue in der Erfüllung seiner Pflicht gegen den König bahnte ihm den Weg zu einer größeren Sphäre der Wirksamkeit. c) Seine Treue gegen sein Volk und gegen seinen Gott wurden auf's Herrlichste belohnt. „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Andere alles zufallen."

Digitized by Google

Sonntag, 21. März. **Der Bote des Meſſias.** Mal. 3, 1—6; 4, 1—6.

1. Siehe, ich will meinen Engel ſenden, der vor mir her den Weg bereiten ſoll. Und bald wird kommen zu ſeinem Tempel der Herr, den ihr ſuchet, und der Engel des Bundes, deß ihr begehret. Siehe, er kommt, ſpricht der Herr Zebaoth.
2. Wer wird aber den Tag ſeiner Zukunft erleiden mögen? Und wer wird beſtehen, wenn er wird erſcheinen? Denn er iſt wie das Feuer eines Goldſchmieds, und wie die Seife der Wäſcher.
3. Er wird ſitzen und ſchmelzen, und das Silber reinigen; er wird die Kinder Levi reinigen und läutern, wie Gold und Silber. Dann werden ſie dem Herrn Speisopfer bringen in Gerechtigkeit;
4. Und wird dem Herrn wohlgefallen das Speisopfer Juda und Jeruſalems, wie vorhin und vor langen Jahren.
5. Und ich will zu euch kommen, und euch ſtrafen, und ein ſchneller Zeuge ſein wider die Zauberer, Ehebrecher und Meineidigen, und wider die, ſo Gewalt und Unrecht thun den Tagelöhnern, Wittwen und Waiſen, und den Fremdling drücken, und mich nicht fürchten, ſpricht der Herr Zebaoth.
6. Denn ich bin der Herr, der nicht lüget. Und es ſoll mit euch Kindern Jakobs nicht gar aus ſein.

1. Denn ſiehe, es kommt ein Tag, der brennen ſoll, wie ein Ofen; da werden alle Verächter und Gottloſe Stroh ſein, und der künftige Tag wird ſie anzünden, ſpricht der Herr Zebaoth, und wird ihnen weder Wurzel noch Zweig laſſen.
2. Euch aber, die ihr meinen Namen fürchtet, ſoll aufgehen die Sonne der Gerechtigkeit, und Heil unter deſſelbigen Flügeln; und ihr ſollt aus- und eingehen, und zunehmen wie die Maſtkälber.
3. Ihr werdet die Gottloſen zertreten; denn ſie ſollen Aſche unter euren Füßen werden des Tages, den ich machen will, ſpricht der Herr Zebaoth.
4. Gedenket des Geſetzes Moſe, meines Knechts, das ich ihm befohlen habe, auf dem Berge Horeb an das ganze Iſrael, ſammt den Geboten und Rechten.
5. Siehe, ich will euch ſenden den Propheten Elia, ehe denn da komme der große und ſchreckliche Tag des Herrn.
6. Der ſoll das Herz der Väter bekehren zu den Kindern, und das Herz der Kinder zu ihren Vätern; daß ich nicht komme, und das Erdreich mit dem Bann ſchlage.

Maleachi (deutſch: Geſandter oder Bote Jehovahs) iſt der letzte Prophet des alten Bundes. Er war ein Zeitgenoſſe Nehemias und wirkte zu Jeruſalem zwiſchen dem Jahre 440 und 400 v. Chr. Ueber ſein Leben iſt nichts Näheres bekannt.

I. Der Vorläufer des Meſſias.

V. 1. Die ganze Geſchichte des Volkes Iſrael, wie der ſittlich religiöſe Zuſtand der aus der Gefangenſchaft zurückgekehrten Juden, mehr aber noch der Zuſtand der heidniſchen Völker und die Entwicklungsgeſchichte der heidniſchen Religionen und der heidniſchen Sittlichkeit zeigen deutlich, daß die Menſchheit eines Erlöſers bedurfte, der den Bann der Sünde und des Irrthums brach und die Aufrichtigen zu Gott und ſeiner Gnade zurückführte. Dieſem Erlöſer aber ſollte ein Bote vorangehen, der ihm den Weg bereitete. Ich ſende meinen Engel u.ſ.w. Dieſer „Engel" oder Bote, der dem verheißenen Erlöſer vorangehen ſollte, iſt der Täufer Johannes (ſiehe Luk. 7, 27; Matth. 11, 10; Mark. 1, 2. 3; Luk. 1, 76. Der vor mir her den Weg bereiten ſoll. Da der Herr, d. i. Jehovah, hier der Redende iſt, ergiebt ſich aus dieſer Stelle die Einheit Jehovahs mit dem verheißenen Meſſias. Die Boten, welche orientaliſchen Königen vorangingen, bereiteten den Weg für die Wagen und das zahlreiche Gefolge des Königs, indem ſie alle Hinderniſſe aus dem Wege räumen ließen und zugleich für einen würdigen Empfang des Königs Sorge trugen. Johannes bereitete Chriſto den Weg, indem er das Volk zur Buße aufforderte und ihn als den erſchienenen Erlöſer ankündigte.

II. Der kommende Herr. V. 1. 2.

V. 1. Bald wird kommen der Herr. Der „Herr" oder Herrſcher iſt Gott ſelbſt, geoffenbart im Fleiſch, alſo Chriſtus. Ein Herr iſt Chriſtus ſchon darum, weil alle Kreatur ihm Leben und Daſein verdankt; unſer Herr iſt er aber in einem ganz beſonderen Sinne noch dadurch geworden, daß er uns erlöſt und mit ſeinem Blute zu ſeinem Eigenthum erworben hat. Siehe Phil. 2, 8—11. Zu ſeinem Tempel. Der Prophet denkt zunächſt an den Tempel in Jeruſalem und an das jüdiſche Volk. In weiterem Sinne aber kann die ganze Menſchheit ein Tempel des Herrn genannt werden, ja, jedes einzelne Menſchenherz. Wie der Tempel zu Jeruſalem, ſo ſoll auch unſer Herz eine Wohnung Gottes, eine Stätte des Gebets und der Opfer ſein. Wie der Herr bei ſeinem Beſuch im Tempel die Käufer und Verkäufer hinaustrieb, ſo will er auch aus unſeren Herzen die ſündlichen Begierden und Leidenſchaften austreiben, ehe er in denſelben Einzug halten kann. Der Engel des Bundes. Wie vorher Johannes als „Engel", d. i. Bote, bezeichnet worden iſt, ſo jetzt Chriſtus ſelbſt. Er heißt ſo als Geſandter des Vaters (Joh. 4, 34). „Engel des Bundes" aber wird er genannt: 1) weil er nicht nur die Forderungen, ſondern auch die Vorbilder und Weiſſagungen des alten Bundes erfüllt hat, und 2) weil er der Mittler eines neuen Bundes geworden iſt, der auch auf beſſeren Verheißungen ruht (Hebr. 9, 15; 8, 6—13). Den ihr ſuchet u.ſ.w. Die Frommen des alten Bundes warteten voll Sehnſucht auf den verheißenen Meſſias. „Ach, daß du den Himmel zerriſſeſt und führeſt herab, ſo würde Jakob fröhlich ſein und Iſrael ſich freuen."

V. 2. Wer wird erleiden mögen. Der Prophet ſchaut das erſte Kommen des Herrn zur Erlöſung und das zweite zum Gerichte in einem Bilde zuſammen. In der neuteſtamentlichen Zeit legt ſich das Kommen des Herrn in ein erſtes und zweites aus einander. Es fehlt übrigens auch in dem erſten Kommen Chriſti das Moment des Gerichts nicht ganz. „Das iſt das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen iſt, und die Menſchen liebten die Finſterniß mehr als das Licht, denn ihre Werke waren böſe." Dieſe richtende, ſcheidende Thätigkeit Chriſti wird in dem Bilde des Goldſchmieds und des Wäſchers veranſchaulicht.

III. Die reinigende Thätigkeit des Herrn. V. 3. 4.

V. 3. Er wird ſitzen und das Silber reinigen. Gegenſtand ſeiner reinigenden Thätigkeit iſt ſein Volk, ſeine Kirche, wie jedes einzelne Glied derſelben. Aus der Kirche ſcheidet er die Böſen aus durch ſeine Gerichte; die einzelnen Glieder der Kirche reinigt er von der ihnen noch anklebenden Sünde. Das Mittel der Reinigung iſt ſein heiliges Vorbild, ſein Wort und vor allem die Gnadenwirkung ſeines heiligen Geiſtes, durch welchen die Liebe Gottes in unſre Herzen ausgegoſſen wird. Die heilige Flamme dieſer Gottesliebe iſt das Läuterungsfeuer, welches alle Unreinigkeit der Sünde oder der Selbſtſucht verzehrt. Dann werden ſie dem Herrn Speisopfer bringen. Das Reſultat der reinigenden Thätigkeit des Herrn iſt ein gottgefälliger Gottesdienſt. In Gerechtigkeit. Gott ſiehet das Herz an. Aller Gottesdienſt iſt eitel und werthlos in Gottes Augen, wenn das Herz nicht rein und aufrichtig iſt.

V. 4. Wird dem Herrn wohlgefallen das Speisopfer Judas und Jeruſalems, weil ſie in Folge der Reinigung Gott dienen in aufrichtiger Liebe und treuem Gehorſam. Juda und Jeruſalem ſind ein Bild des neuteſtamentlichen Gottesvolkes; doch liegt in unſerer Stelle zugleich eine deutliche Hinweiſung auf eine dereinſtige Bekehrung der Juden. Wie vorlangen Jahren, etwa zur Zeit Davids und Salomos.

IV. Die ſtrafende Thätigkeit des Herrn. V. 5. 6. u. Kap. 4, 1. Das Gericht iſt ein Theil der Reini-

Digitized by Google

gung. Die Sünde des Einzelnen wird zuerst gerichtet, dann von dem Feuer der Reinigung verzehrt; wer aber sich von seinen Sünden nicht reinigen lassen will, der verfällt selbst dem Feuer des göttlichen Strafgerichtes. Ein schneller Zeuge. Inwiefern wird der Richter zugleich auch ein Zeuge sein? Er wird die Sünden der Missethäter in's Licht rücken. Und zwar schnell. Mit dem Aufgehen des Lichtes über ihnen stehen sie mit einem Schlag in ihrer ganzen Blöße und Verwerflichkeit da. (So die Pharisäer zur Zeit Christi, die Päpste und katholischen Priester zur Zeit der Reformation.) Im Vordergrund der Sünden des Volks stehen die Zauberer, wohl nicht blos im buchstäblichen Sinn des Gesetzes (2 Mos. 22, 18); daran reihen sich die Ehebrecher im weiteren Sinn, d. h. alle, die in irgend eine Art heidnischer Unsauberkeit versunken sind, darauf folgen die Meineidigen und Treubrüchigen und schließlich — was besonders auch auf unsere Zeit paßt — die Unterdrücker der Tagelöhner, Wittwen u.s.w. Die mich nicht fürchten. Mit diesem Ausdruck wird die eigentliche Quelle aller oben genannten Sünden angegeben, der Mangel an Gottesfurcht.

V. 6. Der nicht lüget oder sich nicht ändert. Die Unwandelbarkeit Jehovahs bürgt dafür, daß die obige Weissagung sich erfüllen wird. Der Ankündigung des Gerichtes folgt aber sofort wieder die Verheißung: es soll mit euch nicht gar aus sein. Der Herr ist barmherzig und von großer Güte.

Kap. 4, 1. Es kommt ein Tag. Offenbar redet der Prophet hier von der letzten Spitze der richterlichen Thätigkeit des Herrn, von dem Weltgericht. Der brennen soll. „Jenen Tag, den Tag der Wehen, wird die Welt im Brand vergehen, wie Prophetenspruch geschehen." Alle Verächter und Gottlosen werden Stroh sein, d. h. sie werden wie Stroh verzehrt werden. Nach sonstiger Schrifttehre darf aus diesen Worten nicht auf eine gänzliche Vernichtung der Gottlosen geschlossen werden. Der Gedanke ist nur: sie werden spurlos von der Erde verschwinden und alle ihre Herrlichkeit wird vergessen werden.

V. Die erleuchtende und belebende Thätigkeit des Herrn. V. 2—4.

V. 2. Dem traurigen Schicksal der Gottlosen tritt jetzt das Glück der Gottesfürchtigen gegenüber. Das Aufgehen der Sonne der Gerechtigkeit steht im Gegensatz zu dem Anbruch „des Tages, der brennen soll" u. s. w. Die „Sonne der Gerechtigkeit" ist Christus. Er wird gesandt von dem gerechten Gott, ist selbst gerecht und sündlos und hat die Aufgabe, den sündigen Menschen die Gerechtigkeit zu verschaffen, die vor Gott gilt. Mit Heil unter desselbigen Flügeln. Die Flügel der Sonne der Gerechtigkeit sind die Strahlen, die von ihr ausgehen. Das Heil, welches sie bringt, ist die Erlösung in ihrem ganzen Umfang, die Erlösung von Schuld und Strafe, Sünde und Verdammniß.

V. 3. Den Gerechten wird die Herrschaft über die Gottlosen verheißen und zwar des Tages, den der Herr machen will. Dieser Tag ist mit dem ersten Kommen Christi angebrochen, setzt sich fort in der Siegesgeschichte seiner Kirche und vollendet sich in der Aufrichtung des Herrlichkeitsreiches bei seiner zweiten Wiederkunft.

VI. Aufforderung zur rechten Vorbereitung auf das Kommen des Herrn. V. 4—6.

V. 4. Der Tag des Herrn ist noch nicht da, aber er wird kommen, darum gedenket u. s. w. Das ernste Streben, den Willen Gottes zu thun, ist die rechte Vorbereitung auf das Kommen des Herrn.

V. 5. Dieses Streben zu wecken, ist darum auch die Aufgabe des 3, 1 erwähnten Vorläufers, Johannis des Täufers, der hier geradezu Elias genannt wird, weil er im Geiste des Elias auftrat. Matth. 11, 14; 17, 12.

V. 6. Der wird das Herz der Väter bekehren u.s.w. Diese Stelle wird verschieden gedeutet: 1) Er wird die Herzen der Väter, d. i. der Israeliten, zu den Heiden, den Kindern, den verlorenen Söhnen, kehren in Liebe und Erbarmen. 2) Man übersetzt: „das Herz der Väter mit den Kindern." Der Gedanke ist dann: Der zukünftige Elias (Johannes der Täufer) wird die Herzen der Väter und der Kinder, also der Alten und der Jungen zu Gott bekehren. 3) Die Familie ist die erste Pflegstätte der Religion. Beim Anfang jeder religiösen Erweckung ist gewöhnlich die Erweckung einer tiefen, alles verzehrenden Liebe zu Anderen, besonders zu den Familiengliedern, das Erste. Eltern beten und ringen um die Bekehrung der Kinder und umgekehrt. 4) Unbekehrte Kinder werden zu dem Gott ihrer Väter und unbekehrte Väter zu dem Gott ihrer Kinder bekehrt. Die letzte Auffassung ist vielleicht die natürlichste. Daß ich nicht ..... mit dem Banne schlage. Wo keine Bekehrung des Volkes und der Menschheit eintritt, verfällt dieselbe dem Bann, d. h. dem Fluche und Verdammungsurtheil Gottes.

Praktische Gedanken.

Der Herr kommt.

I. Er ist gekommen ins Fleisch zur Sühnung unserer Sünden, ersehnt und begehrt von den Frommen, angekündigt von dem Täufer Johannes, eine Sonne der Gerechtigkeit. Kap. 3, 1; 4, 2. 5. 6. So kam er in sein Eigenthum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf.

II. Er kommt noch heute zum Gericht über die Welt und zur Reinigung und Heiligung seiner Kinder, V. 2—5. „Siehe, ich stehe vor der Thüre und klopfe an" (Offbg. 3, 20).

III. Er wird kommen zum Weltgericht, 4, 3. Der Gerichtstag selbst ist freilich ungewiß, vielleicht noch ferne. Aber für jeden Einzelnen ist er dennoch nahe genug. Denn ehe der Herr zu uns kommt, die Welt zu richten, werden wir zu ihm kommen, um von ihm gerichtet zu werden.

Aus der Zeit.

Die Rollschuh-Wuth ist, Gott sei Dank, im Abnehmen. Man hat schweres Lehrgeld für diese Sucht bezahlt und ist ein wenig gescheidt geworden.

„Schlechte Menschen haben die Rollschuhbahn zum Verderben der Unachtsamen benützt, so daß selbst viele, die früher von dieser Sucht befallen waren, nunmehr dagegen zu Felde ziehen.

Mädchen und Knaben schwänzten die Schule und gingen in den „Rink". Jungfrauen legten nicht selten die Sitte züchtiger Scham, die sie zu Hause gelernt hatten,

im „Rink" ab. Junge verheirathete Männer und Frauen kamen im Rink in allerlei Verstrickungen. Es gab häuslichen Krieg; der Familienfriede wurde gestört; die Ehescheidungen nahmen überhand; die Skandal-Chronik schwoll an und die Leute blieben nach und nach vom „Rink" weg, so daß derselbe wohl bald verschwunden sein wird."

Also schreibt die New Yorker Tribüne. Alles, was dies Blatt sagt und noch viel mehr dazu, haben Christenmenschen gleich von Anfang vorausgesagt. Damals hat man sie damit abgespeist, indem man aus Leibeskräften über die Fanatiker und Mucker schimpfte, die den armen Menschen auch gar kein Vergnügen erlauben wollen.

Heute gehören alle ordentliche Menschen zu diesen Fanatikern, und den Kirchen und Predigern und Christenmenschen dieses Landes ist viel dafür zu danken, daß die Rollschuhwuth so ziemlich ausgespielt hat.

Bismarck hat einen Orden, den er kürzlich von Papst Leo XIII. erhalten.

Also doch nach Canossa!

Nein — der Bismarck ist ein Schlauer. Er muß zur Lösung der Brot- und Existenzfrage wieder allerlei im deutschen Reich durchsetzen. Wenn er sich nun den Papst und dessen Genossen vom Halse halten kann, so hat der Kanzler mit Windhorst, dem Centrum und andern Gegnern leichteres Spiel. Darum nimmt er den Ordensstern vom Papst an und macht weiter nach dem Grundsatz — die Diplomatie über alles!

Der große deutsche Kanzler hat in letzter Zeit seine Meisterschaft in der Diplomatie wieder einmal dadurch bewiesen, daß er sogar einen Fehlgriff, der auch ihm einmal mit unterlief, zu seinem Vortheil auszubeuten verstand.

Der mit Spanien angeknüpfte Karolinenstreit, über dessen eigentlichen Ursprung die Welt vielleicht erst einmal bei weit späterer Gelegenheit Aufklärung erhält, war ein Fehler, denn es lag durchaus in Deutschlands Interesse, die guten Beziehungen zu Spanien nicht zu stören und der alphonsistischen Monarchie keinerlei Schwierigkeiten zu bereiten.

Nachdem derselbe aber einmal begangen worden und die deutsche Regierung rasch wieder eingelenkt und ihre Nachgiebigkeit zu erkennen gegeben hatte, war es sehr schlau von ihr gehandelt, das Schiedsrichteramt dem Papst zu übertragen. Diesem kam die Sache außerordentlich gelegen. Er wußte, daß Deutschland durchaus nicht von ihm verlangte, einen Spruch zu seinen Gunsten abzugeben, sondern zum Voraus überzeugt war, daß die Entscheidung im Sinne Spaniens ausfallen müsse. Der Papst brauchte mithin seinen freundlichen Gesinnungen gegen Spanien keinen Zwang anzuthun, wenn er dabei nur die Vorsicht beobachtete, Deutschland mit Anstand aus der Klemme zu helfen und ihm einige kleine Vortheile zuzuwenden, die von Spanien als Preis der Bestätigung des Besitzrechts der streitigen Inseln, gern zugestanden wurden.

Indem Bismarck dem Papst diese Ehre zu Theil werden ließ, sicherte er sich in wohlfeiler Weise dessen guten Willen zur Beilegung des deutschen Kirchenstreites und bahnte indirekt ein Verständniß mit dem ultramontanen Centrum des deutschen Reichstags an, das, wie er schlau berechnete, seine oppositionelle Haltung aufgeben müsse, nachdem Papst und Kanzler gute Freunde geworden.

Die Christenmarde in Anam. Als Ausgangs des letzten Jahres der Telegraph die Nachricht brachte, daß im hintermindischen Reich Anam 20,000 Christen ermordet worden seien, schenkten wir der Nachricht keinen Glauben. Jetzt aber steht fest, daß in jenem Lande Ausgangs des Jahres 1885 barbarische Christen-Verfolgungen stattgefunden haben.

Wie aus einem Berichte des apostolischen Vikars in Saigon, der Hauptstadt von französisch Cochinchina, hervorgeht, kann kein Zweifel darüber aufkommen, daß im südlichen Anam 24,000 Christen auf die schrecklichste Art abgeschlachtet worden sind. Die Ueberlebenden hatten sich in die Nähe des französischen Consulats in Quinhone geflüchtet, wo sie am sandigen Strande unter freiem Himmel lebten; etwa 1000 der Flüchtlinge wurden mit Dampfern nach Saigon gebracht. Nach dem Bericht des Vikars ist die katholische Mission im westlichen Cochinchina jetzt völlig zerstört: 200 Kirchen und Klöster, Schulen und Waisenhäuser sind verbrannt worden; nicht ein einziges den Christen gehöriges Haus ist stehen geblieben und die Insassen haben all ihr Eigenthum verloren. Die Christen, so geht aus anderweitigen Nachrichten hervor, standen auf Seite ihrer französischen Beschützer; die Politik und Religion wurden vermischt und eine national-anamitische Reaktion machte sich geltend, die zur Vernichtung der Christen führte.

Nicht das erste Mal, denn das katholische Christenthum hat in Hinterindien eine sehr lange Märtyrergeschichte hinter sich. Schon 1511 begannen die ersten Missionsbestrebungen, die aber erst unter dem unermüdlichen und hochbegabten Alexander von Rhodes, einem Jesuiten, von größerem Erfolg waren. Die Ausbreitung des Christenthums hat am Ende des 17. Jahrhunderts, sowie 1721, 1750, 1773 zu furchtbar blutigen Verfolgungen geführt; stets aber wußten die Christen den verlorenen Boden wieder zu gewinnen. Im Jahre 1833 ordnete ein königlicher Erlaß die Ausrottung der „falschen Portugiesenreligion" an, wie man das Christenthum in Anam nannte. Unter den fürchterlichsten Martern wurden die Missionare und einheimischen Christen hingemordet und Todesstrafe auf das Bekenntniß des Christenthums gesetzt; in Tonkin erschien 1840 ein königlicher Erlaß, der den Christen vorstellte, wie unsinnig ihre Religion sei. Doch umsonst! Neue Missionare kamen an Stelle der hingerichteten und das Christenthum faßte abermals so schnell Boden, daß im Jahre 1857 wieder die lebhafteste Verfolgung der über 50,000 Seelen zählenden Katholiken Anams begann. Nun aber legten sich Frankreich und Spanien ins Mittel wegen ihrer ermordeten Unterthanen und überzogen Anam mit Krieg. Das südliche Anam fiel an Frankreich, welches nun auch über das übrige Land seinen Einfluß erstreckte und die Sache der Missionare unterstützte. Es lag aber auf der Hand, daß dadurch die christlichen Anamiten zu einer französisch gesinnten politischen Partei wurden, welche auf Seite des Landesfeindes stand.

Alaska. Lieutenant Schwatka, von der Ver. Staaten Armee, hielt vor Kurzem in New York einen ebenso unterhaltenden wie belehrenden Vortrag über seine im Sommer des Jahres 1883 gemachte Forschungsreise auf dem Yuka- oder Yukonflusse, dem größten Flusse in Alaska.

Alaska ist von den Ver. Staaten hauptsächlich auf Betreiben des damaligen Staatssekretärs Seward angekauft worden. Es ist ein Territorium, größer als die 13 Staaten, welche die nordamerikanische Republik vor 100 Jahren gründeten, und seine Küstenfläche ist größer als die der Ver. Staaten. Man behauptete anfangs, das Geld sei weggeworfen worden, aber jetzt schon verzinst sich das Kapital für das Land zu 4 Prozent (besonders durch Handel mit Pelzen, Fischen u. s. w.) und die Handlungsweise der Regierung, indem sie Alaska erwarb, wird jetzt als eine weise betrachtet.

Herr Schwatka, eine imposante, kräftige Figur, wurde

von den Versammelten mit Beifall empfangen. Er gab zum Beginn eine Beschreibung des Yukaflusses und sagte, derselbe habe eine Länge wie vom Salt Lake River bis New York (über 2500 Meilen) und stellenweise eine Breite wie von New York nach Philadelphia (beinahe 100 Meilen). Mit einem andern Offizier und einem Bürger habe er sich auf die Reise gemacht, um von der Quelle aus den Fluß bis zu dem bereits bekannten Theil zu erforschen.

Am 22. Mai 1883 habe er Portland in Oregon verlassen und sich nach seinem Bestimmungsort begeben. An der Küste von Alaska angekommen, habe man seine Idee, die Forschungsreise auf dem Flusse zu unternehmen, verlacht und habe ihm abgerathen, und zwar in einer solchen Weise, daß er in seinem Entschluß beinahe wankend geworden wäre. Um bis zum Yukafluß zu gelangen, mußte er Gletscher von 4500 Fuß übersteigen und war auf die Hilfe der Chillicats-Indianer angewiesen, deren Häuptling Crow-Clam kurz vor seiner Ankunft starb. Man habe ihn selbst als einen Häuptling betrachtet, und 60—70 Indianer hätten sein Gepäck in Packeten von 50—100 Pfund über die Gletscher befördert. Diese Indianer, nicht mehr als 130—140 Pfund wiegend, hätten eine Ausdauer entfaltet, wie er sie nie zuvor bemerkt. Die schmalen Gletscherpfade, auf denen jeder Fehltritt Tod und Verderben bringt, hätten sie mit einer Sicherheit überschritten, die seine ganze Bewunderung herausgefordert habe.

An der anderen Seite des Gebirges wohnen die „Sticks-Indianer", die längs des Yukaflusses zerstreut sind und Handel treiben. Die Russen hätten ihnen zwar ins Handwerk pfuschen wollen, aber die Konkurrenz der „Sticks" habe darin bestanden, die Niederlagen der Russen aufzusuchen, dieselben zu zerstören und die aufgestapelten Waaren zu rauben.

Mit besonderer Vorliebe hängen die Indianer an ihrem Eigenthum, und ein Indianerknabe, dem man ein Ohrgehänge abhandeln wollte, war nicht mit einer Doppelflinte und Munition zufrieden.

Das Floß wurde am 13. Juni aus Fichtenstämmen gebaut; bei dieser Beschäftigung habe man im Eiswasser gestanden, während Moskitos die Arbeitenden umschwärmt hätten. Am 16. Juni wurde der Bennettsee und dann der Marshsee gekreuzt. Am 1. Juli kam man an den Felsschluchten an, durch welche sich die Wassermengen des Yuka drängen, und am Morgen des 2. Juli wurde der große Katarakt passirt.

Hier, sagte Redner, hätten Riesen das Floß nicht regieren können, und man habe sich dem Strom überlassen müssen. Diese eine Gefahr sei überstanden gewesen, aber dann habe die Moskitoplage begonnen, von der man sich keine Vorstellung machen könne. In den Maschen des Flusses zu hausen, sei wegen dieser Plage kaum möglich. Kaum sei der Schnee halb geschmolzen, so beginne sie, um erst bei eintretendem Frost wieder zu verschwinden. Der gewaltige Grizzlybär werde oft ein Opfer dieser Insekten.

Einen 34 Meilen langen See habe man noch passirt und Schwatka habe 2 große Flüsse entdeckt, von welchen er einen, dem Oberrichter Daly zu Ehren, „Daly-Fluß" und den andern „Nordenskjöld-Fluß" genannt.

Auch den White-Fluß beschrieb Redner; dessen Wasser ist von weißer Farbe und schlammig. Am 27. Juli habe man Fort Yuka (auf den Karten steht Yukon) erreicht, und sei der Fluß von hier aus bereits früher erforscht worden.

Zum Schluß beschrieb Herr Schwatka noch seine Reise bis zur Flußmündung in das Behringsmeer, wie er sich von seinem, ihm so lieb gewordenen Floß getrennt, und schilderte die Reise nach der Heimath. Er hob den Reichthum des Landes an Fischen, Nutzhölzern, Pelzthieren u. s. w. hervor und meinte, daß in Zukunft wohl mehr Kapital an die Ausbeutung desselben verwendet werden wird.

Wie eine fromme Hindukönigin lebt, erkennen wir aus dem Bericht des englischen Geschäftsträgers am Hofe von Radschpur in Indien. Darnach hat es schwerlich eine eifrigere Verehrerin des Brahmanenthums gegeben als die Königin Bakabai. Um 5 Uhr früh steht sie auf und widmet die ersten Stunden des Tages der Verehrung der heiligen Kuh und des heiligen Baumes Tulsi. Dann spricht sie sitzend die Namen aller ihrer Götter, wobei sie sich einer Art von Rosenkranz bedient. Zur Mittagszeit erscheinen bei ihr die Brahmapriester. Vorher aber nimmt die Fürstin ein Bad, zu dem das Wasser aus den heiligen Fluthen des Ganges in großen Gefäßen herbeigeholt wird. Dann bringt sie der Sonne ihre Huldigung dar, stellt Opfer vor den Hausgöttern auf und liest fromme Gedichte oder läßt sich solche von den Brahmanen vorlesen. Nachdem sie eine Weile geruht, widmet sie abermals der heiligen Kuh ihre Verehrung und begiebt sich dann in den Palastgarten, um dort die Ameisen, welche sie in großen Hügeln pflegt, mit Zucker zu füttern. Endlich folgt die Mahlzeit für die versammelten Brahmanen.

Und so geht es da den ganzen, lieben, langen Tag fort! —

Offene Post.

Die Erzählung — „Sie hatte keine Zeit" sollte in diesen Tagen in vielen Familien laut vorgelesen werden. Sie zeigt uns ein erschütterndes Bild vieler Herzen.

Boycott? Woher der Ausdruck „Boycotting" kommt, möchten eine Anzahl junger Leser wissen.

Boycott ist der Name eines kleinen irländischen Landbesitzers. Seine Pächter geriethen mit ihm in Streit, und als sie ihn nicht dazu bringen konnten, ihren Forderungen nachzugeben, verbanden sie sich gegenseitig, nichts mehr von seinen Produkten zu kaufen, und beeinflußten so viele Freunde als möglich, dasselbe zu thun.

Dieses Verfahren fand Nachahmung bei den Arbeiter-Unionen. Wenn ein solcher Verein beschließt, von einer ihm mißliebigen Firma nichts mehr zu kaufen, so heißt man dies „boycotting". Das heißt — man verfährt mit der Firma wie jene Irländer mit Herrn Boycott verfahren sind. Manchmal gelingt es, indem durch dieses Verfahren Fabrikanten ꝛc. schon zur Nachgiebigkeit veranlaßt wurden. Meistens aber gelingt dieses Verfahren hierzulande nicht, wie dies durch eine kürzlich veröffentlichte Zusammenstellung dargethan wurde.

Einfach. Wir haben uns von Anfang bemüht, einfach und für Jedermann verständlich zu schreiben. Doch muß man beim Leser immer voraussetzen, daß er deutsch

verſteht. So einfach kann kein Menſch die deutſche Sprache ſprechen und ſchreiben, daß er auch von denen verſtanden wird, die gar nicht, oder nur ſehr unvollkommen deutſch verſtehen.

Die Bibellektionen ſind nicht allein für die Sonntag-Schul-Arbeiter da. Andere mögen ſich in Stunden der Krankheit oder an einem kalten Wintertag, da es nichts zu thun giebt, recht wohl darin erbauen oder belehren.

Außer dieſen Bibellektionen bringt Haus und Herd noch gar viel Erbauliches in Lebensbeſchreibungen, Erzählungen, Kirche und Miſſion, Aufſätzen ꝛc. ꝛc.

Man muß eben ſuchen und wird alsdann auch finden. Einige unſerer unbekehrten Leſer finden dieſe Sachen recht gut und ſchreiben uns fort und fort — Haus und Herd ſei viel zu ernſt-religiös. Wir freuen uns ob ſolchem Zeugniß und bitten Gott, er möge Haus und Herd allen Herzen zum Segen werden laſſen.

Geitz Nähmaſchine. Es freut uns, mittheilen zu können, daß ſich das Nähmaſchinengeſchäft von J. C. Geitz in St. Louis einer bedeutenden Entwicklung erfreut. Dies hat ſeine Urſachen. Herr Geitz iſt unermüdlich thätig und befriedigt ſeine Kunden durch prompte, höfliche Behandlung; er liefert gute Waare und verſpricht nichts, was nicht gehalten wird. Wir können ihn und ſein Geſchäft auf's Beſte empfehlen.

Bilder bilden. Die Bilder, welche wir in Haus und Herd und andern unſerer Publikationen bringen, ſind nicht **bloß** zum Schmuck da. Sie ſollen auch helfen:

1) Die Sache, von welcher die Rede iſt, zu illuſtriren, ſo weit dies mittelſt eines Bildes möglich iſt.

2) Den Geſchmack zu bilden und durch das Auge bildend auf den Geiſt zu wirken.

Der Raum, welcher durch die Bilder eingenommen wird, iſt alſo ganz gut verwandt. Zugegeben aber ſei, daß man auch mit Bildern, wie mit allen Illuſtrationen, Maß und Ziel halten muß.

Aus den vielen Antworten, die auf Jakobs Vorſchlag eingegangen ſind, ſetzen wir auch diesmal eine in die offene Poſt:

„In den „Winke und Nachrichten für Arbeiter" las ich einen Vorſchlag, daß an jedem Samſtag Abend alle Arbeiter, Prediger, Miſſionare, Sonntagſchul-Arbeiter u. ſ. w. für einander brünſtig zu Gott um ſeinen Segen flehen mögen, und will hiermit blos ſagen, daß ich nicht nur damit einverſtanden bin, ſondern es für einen ſehr ſchönen und ſegensreichen Gebrauch anſehe. Obſchon ich erſt vor kurzer Zeit die Gnade des ſeligmachenden Erlöſers erfahren durfte und mich dann gleich der Sonntagſchularbeit widmete, ſo habe ich doch ſchon erfahren, welch großer Segen auf der Fürbitte ruht. Mögen alle Jünglinge und Jungfrauen, die ſich dem Werk des Herrn frühe hingaben, mit dem gemachten Vorſchlag einverſtanden ſein, und wenn wir denn ſo für einander herzlich beten, wird der treue Vater den Geiſt, der uns ſtets vertritt mit unausſprechlichem Seufzen, unter uns ſenden und reicher Segen wird uns zu Theil werden."

Euer in Chriſto verbundener
Nebraska City, Neb. J. N. Bader.

Angſt wegen Verkauf der Bibellektionen? Einige unſerer lieben Leſer meinen, wir hätten die Bemerkungen über die internationalen Lektionen (ſiehe offene Poſt in der Februar-Nummer) geſchrieben aus Bangigkeit, daß der Bibelforſcher eine Abnahme in der Unterſchreiberzahl erfahren möchte.

Unſere Freunde dürfen in dieſer Hinſicht ganz ſorgenlos ſein. Der Bibelforſcher iſt feſt gegründet. In keinem Theil des deutſchen Sonntagſchul-Departements hat ſich der Fingerzeig Gottes deutlicher bewieſen als in der Gründung des Bibelforſchers.

Im erſten Jahre ſeiner Herausgabe (1871) erhielten wir 7500 Abnehmer. Im zweiten Jahr (1872) ſank dieſe Zahl plötzlich auf 4000 herab und Viele dachten, das Ende der Unternehmung ſei gekommen. Wir aber erkannten, daß es ſich nur darum handle, daß die lieben Sonntagſchularbeiter die Handhabung des Bibelforſchers verſtehen lernten, und hielten im Namen Gottes aus und an.

Von 1872 an iſt die Abnehmerzahl jedes Jahr gewachſen — manches Jahr um mehrere Tauſend — und heute haben wir 36,000 Abnehmer.

Bald werden es mit Gottes Hilfe 40,000 ſein, und auch der Allerfurchtſamſte darf da der Furcht den Abſchied geben!

Kirchen-Glocken. Die Cincinnati Bell Foundry Co. in Cincinnati, O., ſandte uns ihren kürzlich herausgegebenen Catalog. Derſelbe enthält Beſchreibung und Preiſe der von dieſem Hauſe fabrizirten Kirchen-, Schul- und Feueralarm-Glocken, ſowie über 1500 Zeugniſſe von Käufern aus den Vereinigten Staaten und Canada. Jeder Staat und jedes Territorium iſt in dieſen Zeugniſſen vertreten; ein großer Theil ſtammt von Geiſtlichen und Kirchenälteſten her, und alle ſprechen ſich ſehr lobend und zufrieden über die Glocken aus. Die Preiſe ſind verhältnißmäßig niedrig und auch im Bereich von finanziell nicht ſtarken Gemeinden. Kirchen, die Glocken zu kaufen beabſichtigen — und bei keiner Kirche ſollten dieſelben fehlen — werden gut thun, ſich den Catalog kommen zu laſſen, der Jedermann gratis und franco zur Verfügung ſteht.

Was das Poſtgeſetz ſei, bezüglich ſolcher per Poſt geſandten Sachen, die man nicht will? Das Geſetz ſagt, man habe einfach die Annahme der Sachen zu verweigern. Darauf hin iſt es die Pflicht des betreffenden Poſtmeiſters, das Packet an den Abſender zurückzuſchicken mit der Bemerkung „verweigert" (refused). Niemand iſt verpflichtet, den Abſender davon zu benachrichtigen.

Unſere Wechſelblätter haben von Anfang an Haus und Herd in ausgezeichneter Weiſe empfohlen. Auch dieſes Jahr haben ſie unſerer Familienſchrift freundlich gedacht. Aus den vielen Notizen greifen wir den des uns immer willkommenen Evangeliſten heraus, welcher ſagt: „Unſere Brüder in Amerika haben an „Haus und Herd" eine prächtige Monatsſchrift, für welche jede Familie dem umſichtigen Herausgeber, Dr. H. Liebhart, zu großem Danke verpflichtet iſt. Der köſtliche Bilderſchmuck an feinen Stahlſtichen und Holzſchnitten, die ſpannenden, Herz und Geiſt bildenden Erzählungen und Geſchichten, die erbaulichen und belehrenden Abhandlungen über religiöſe, geſchichtliche, naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände u. ſ. w., die Bearbeitung der Sonntag-Schul-Lektionen, Gedichte, Lieder und ſonſtige Mittheilungen aus Zeit und Welt, für Schule und Haus, machen dieſe Zeitſchrift zu einem wirklichen Schatz für jede Familie.

Angenommene Artikel: Wie einer vom Fall aufſtand (Erzählung). — Perſonennamen in China. — In die Ferne möcht' ich ziehen. — Aus Henhöfers Leben. — Die Großmutter (Gedicht). — Eine orientaliſche Sage. — Etwas über Pietät. — Tante Maria's Hochzeitsgeſchenk. — Die Arbeit im Lichte des Wortes Gottes. — Wappen unſerer Monatsſchrift. — Die Heimath. — Muſikpflege im chriſtlichen Hauſe.

Digitized by Google

[illegible] Anno 1800 wieder unter französischer Herrschaft, und Anno 1804 von Napoleon I. mit Louisiana an die Vereinigten Staaten ver-

[illegible] nur dem Namen nach, sondern in der That.

Wer zum Beispiel von der Canalstraße westlich die Rue Royal entlang geht, glaubt sich in eine

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Vierzehnter Band. April 1886. Viertes Heft.

In New Orleans.

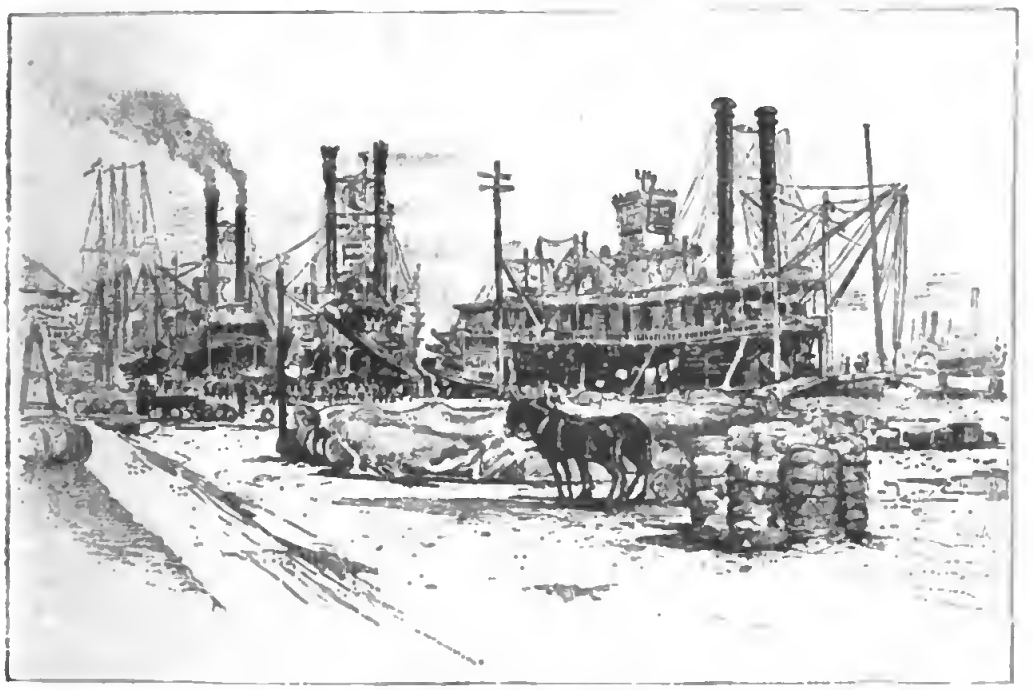
Editor.

„Unsere Stadt ist französisch-spanisch-deutsch-amerikanisch-südlich.“ — Also beschrieb mir ein alter New Orleanser Bürger, mit welchem ich ein Stück Wegs auf der Eisenbahn reiste, seine Vaterstadt.

Wer mit offenem Blick New Orleans betrachtet und ein wenig in der Geschichte der Stadt blättert, wird finden, daß mein New Orleanser Freund recht hat.

Von den Franzosen im Jahre 1700 gegründet, von 1770 bis 1800 unter spanischer Herrschaft stehend, Anno 1800 wieder unter französischer Herrschaft, und Anno 1804 von Napoleon I. mit Louisiana an die Vereinigten Staaten verhandelt — hat New Orleans eine geschichtliche Mannigfaltigkeit, wie kaum eine andere Stadt in den Vereinigten Staaten.

So mannigfaltig nun die Geschichte der Stadt ist, so mannigfaltig sind die Scenen, denen man begegnet. Es giebt in New Orleans einen amerikanischen Stadttheil und einen französischen, ein deutsches und ein spanisches Quartier, und Neger und Mulatten haben sich ebenfalls ein eigenes Stadtviertel erkoren.



Die Picayune-Werfte in New Orleans.

Diese Unterschiede bestehen nicht nur dem Namen nach, sondern in der That.

Wer zum Beispiel von der Canalstraße westlich die Rue Royal entlang geht, glaubt sich in eine

Digitized by Google

französische Kleinstadt versetzt. Genau dieselben Menschen, Häuser, Laden, Straßen und Gäßchen habe ich in meiner Jugend gesehen, wenn wir Jungens vom Rhein in's schöne Frankreich hineinmarschirt waren. Kaum ist in diesem Quartier ein anderes Wort als das französische zu vernehmen. Dieselben blauen Blousenhemden und breiten Kappen zieren die Männer wie im Elsaß und in Lothringen, dieselben schwarzäugigen, leichtfüßigen Mädchen und Frauen trippeln durch die Straßen und Gäßchen wie im französischen Dijon oder Besançon. Die Häuser mit ihren Giebeldächern, Baltonen, hellgrünen Läden und ihrem in allerlei Farben glänzenden Speisüberwurf scheinen von Metz, von Nancy oder Sevilla wie durch ein Wunder in diese neue amerikanische Welt versetzt zu sein. Der französische Markt, diese New Orleanser Sehenswürdigkeit, wo man so ziemlich Alles — vom Wecken bis zur Kleidung und Wohnungsausrüstung — haben kann, was gewöhnliche Menschenkinder gebrauchen, erinnerte mich ganz und gar an die Marktscenen, die ich in Straßburg und Metz geschaut.

Es sind fast dieselben meist weiß angestrichenen Häuser, mit Balkon, Säulenreihen und vielen Fenstern. Ein gut gepflegter, in französischem Geschmack gehaltener Garten fehlt niemals.

Selbst die ärmeren Creolen an der Rue Royale oder Rue Saint Pierre legen im kleinsten Hofraum einen Garten an. Aber diese Herrlichkeiten sind fast immer nach französischer Manier durch Mauer und Hofthor abgeschlossen. So wie der echte Creole ein Mensch für sich bleiben will, so will er auch seinen Garten, sein Haus, seinen Hof für sich haben. Doch ward uns hie und da ein Blick in diese Gartenherrlichkeit vergönnt, die selbst Mitte November noch herrlich

Das Cabildo, jetzt Gerichtshof.

Fährt man dann im Osten der Stadt die Esplanade-Straße hinaus, so glaubt man sich in das reiche Quartier einer französischen Mittelstadt versetzt. Dort wohnen die wohlhabenden und reichen Creolen (französische Abkömmlinge), und zwar ganz so, wie heute die wohlhabende Klasse in den französischen Mittelstädten lebt. Es sind fast dieselben meist weiß angestrichenen Häuser, mit Balkon, Säulenreihen und vielen Fenstern. Ein gut gepflegter, in französischem Geschmack gehaltener Garten fehlt niemals.

Selbst die ärmeren Creolen an der Rue Royale oder Rue Saint Pierre legen im kleinsten Hofraum einen Garten an. Aber diese Herrlichkeiten sind fast immer nach französischer Manier durch Mauer und Hofthor abgeschlossen. So wie der echte Creole ein Mensch für sich bleiben will, so will er auch seinen Garten, sein Haus, seinen Hof für sich haben. Doch ward uns hie und da ein Blick in diese Gartenherrlichkeit vergönnt, die selbst Mitte November noch herrlich ist. Denn in diesem milden Klima blühen, wenn's im Norden oft schon stürmt und schneit, die herrlichsten Rosen, sattfarbige Geranien, stolze Dalien und die meisten andern Kinder der lieblichen Flora. Saftige Orangen zieren die vor den Häusern stehenden Bäume und mächtige Lebenseichen laden unter ihr dunkelgrün schimmernd Dach. Wahrlich — New Orleans könnte ein Paradies genannt werden, wenn die Sünde — das gelbe Fieber — und die Moskitos nicht wären!

Mir war es höchst interessant, in dieser europäisch-französischen Umgebung umherzuwandeln. Das von den Spaniern erbaute Cabildo (Rathhaus), das jetzt als Gerichtshaus dient, die alte Kathedrale daneben und der gegenüber liegende Place d'Armes, jetzt Jackson-Platz, mit dem

Denkmal des General Jackson, wurden mir Anlaß zu ordentlichen Studien. Der alte „Hickory" sieht in dieser an alte Zeiten und fremde Herrscher erinnernden Umgebung ganz neumodisch aus. Welche Veränderungen sind doch mit Stadt und Land vorgegangen, seit die Franzosen Anno 1700 ihre Flagge hier aufzogen und später die Spanier ihre Herrschaft proklamirten, um wieder den Franzosen zu weichen; welch' merkwürdige Geschichte liegt hinter uns, seit 1804 das Sternenbanner auf diesem Hauptplatze aufgehißt ward, seit nicht weit davon Jackson die Engländer schlug und später sein Monument hier Platz fand! Wahrlich, die Vorsehung Gottes ist mit unserm Land und Volk schnell vorgeschritten.

Mein freundlicher Führer durch's französische Quartier, Pastor J. J. Kieule, muß nicht allein recht müd' geworden sein, sondern wird sich auch über den enthusiastischen Alterthumsjäger, der immer noch etwas sehen und um eine andere französische Ecke herum wollte, seine Gedanken gemacht haben.

Sieur Georges Haus, jetzt sehr in Zerfall, veranschaulicht, wie die reichen Creolen in alter Zeit gebaut. Das

Sieur Georges Haus.

Französischer Markt.

Marigny-Haus, wo Louis Philipp wohnte in 1798.

Café de Exités beweist, mit wie geringen Bequemlichkeiten die Alten vorlieb nahmen, das alte St. Louis Hotel erinnert an die flotte Plantagenzeit und an Kellog, und der Congaplatz, das Ueberbleibsel jener großen Wiese, auf welcher in alter Zeit die Neger und Mulatten ihre Feste feierten und die wilden heidnischen Tänze aufführten, bringt eine dunkle Seite des Bildes herauf. Sehr bezeichnend — wird der Congaplatz von der Calabaase abgeschlassen.

Alte Passage de la Bourse (Börsengäßchen und Staathaus.)

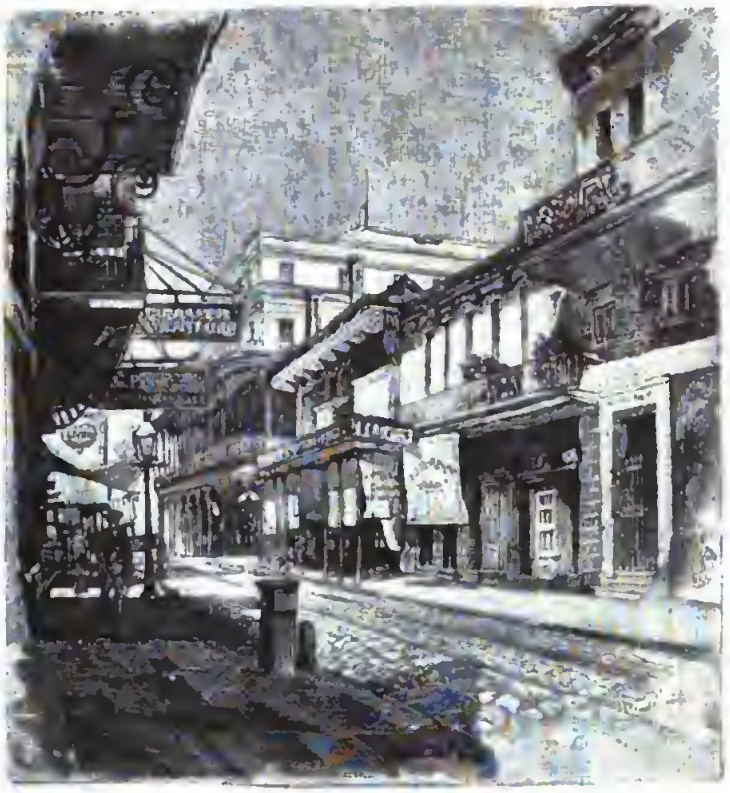
Die Canalstraße, welche das französische vom amerikanischen Viertel abgrenzt, ist die Hauptader des Kleinhandels und bietet ein Bild des regsten Lebens und gemischter Nationalitäten. Westlich davon liegt das amerikanische Viertel und nordwestlich, draußen am See Pantchartrain winken gutgehaltene Badeplätze und prächtige Hotels zur Sommerfrische. Es ist dies das Coney-Island der New-Orleanser, die den schönen Weg zum See, sowie dessen einladende Wellen im Sommer auch recht fleißig benützen.

Herr H. Wellmann, in dessen gastfreundlichem Hause ich gute Pflege fand und der ein berühmter Baumeister und ausgezeichneter Sonntagschul-Superintendent ist, brachte mich mit seinem schnellfüßigen Renner hinaus zum See und zeigte mir später auch die schöne Charlesstraße mit ihren hübschen und zum Theil kostbaren Wohnhäusern der Amerikaner, die jedoch von denen anderer amerikanischer Städte nichts Unterscheidendes haben.

Auf dieser interessanten und angenehmen Fahrt sah ich mir auch die eigenthümlichen Kirchhöfe der Stadt an. Die Todten werden nämlich des sumpfigen Grundes wegen

insgesammt in über der Erde stehenden Gewölben beigesetzt. Niemand als die Juden und die Aermsten ruhen in der Mutter Erde.

Ein anderes Stadtviertel haben die Neger und Mulatten in Beschlag genommen, und ein bunteres Gemisch von Hautfarben aller Art, eine impulsivere, erziehungsbedürftigere Menge Menschenkinder als hier ist wohl in keinem amerikanischen Stadtviertel zu finden. Wie froh war ich, zu wissen, daß die Gesellschaft für befreite Sklaven der Bischöfl. Methodistenkirche, sowie andere Vereine ein segensreiches Erziehungswerk unter diesen hilfsbedürftigen Menschen betreiben! Die Bisch. Meth. Kirche besitzt in New Orleans ein auf prächtigem, geräumigem Platz gelegenes Collegiums-Gebäude, welches jetzt durch ein neues ersetzt wird. Ein Professor dieses Collegiums erzählte mir von dem Erfolg der Schule und dem Eifer der farbigen Studenten. „Gott bewegt die Welt," so schloß der Professor seinen erfreulichen Bericht. „und ehe 50 Jahre dahingegangen, werden die Nachkommen der früheren Sklaven wohlerzogene Menschen sein. Viele besitzen jetzt schon christliche Bildung, und der Eifer, Schulkenntnisse zu besitzen, ist bei einer großen Anzahl dieser Farbigen ein wahrhaft merkwürdiger. Nur müssen wir sie vor dem so weit im ganzen Lande verbreiteten Wahn bewahren, daß Schulkenntnisse an und für sich schon das Brot in's Haus bringen, und daß — wer auf dem Collegium oder in einer andern guten Schule gewesen, unter allen Umständen von Handarbeit frei sei."



Altes St. Louis Hotel, später Staathaus.

Auf dem Kirchhof.

Daß bei solch geschichtlicher Grundlage und solchem Volksgemisch die echt christlichen Anschauungen über Sonntagsheiligung, Vergnügungssucht und ernste Lebensauffassung in New Orleans nie recht zur öffentlichen Geltung kommen konnten, liegt eigentlich in der Natur der Sache. In andern Großstädten ist doch wenigstens noch ein Sonntagsgesetz vorhanden. In New Orleans weiß man davon reinweg nichts, und Sam Jones hat gewiß

recht, indem er betreffs der Heilighaltung des Sonntags die drei berüchtigtsten Städte in folgender Reihenfolge aufführt: 1) San Francisco, 2) New Orleans, 3) Cincinnati.

Ueber alle sittlich-religiösen Fragen sind in unserer südlichen Halbmondstadt französisch-spanisch-deutsche Anschauungen derartig zur öffentlichen Geltung gekommen, daß christliche Eltern daselbst wohl einen schwereren Stand haben als in vielen andern unserer Großstadte und christliche Gemeinden sich des von außen kommenden Druckes kaum erwehren können.

Dennoch hat Gott der Herr in jener Stadt die stehende Klage gehört, daß keine Einwanderer kommen), denn es müssen dem letzten Census gemäß wenigstens 30,000 deutschsprechende Einwohner in New Orleans zu finden sein.

Die Bekanntschaften, die ich hier mit deutschen Predigern verschiedener Bekenntnisse, mit Laien wie — Keller, Wellmann, Meyer und Andern machte, der Eifer, den ich bei alten, bewährten Helden, wie z. B. Br. Ueber, gewahrte, und die Treue und Ernsthaftigkeit vieler gottseligen Frauen: all dies wirkt in mir die Ueberzeugung, daß in New Orleans genug Kräfte sowohl als Willen vorhanden, um jene Stadt zu einem star-

Cafe de Exile.

ein Volk, das in fast allen europäischen Sprachen ihn anbetet und Sünde und Laster bekämpft.

Auch die deutschen Gemeinden thun das ihrige zur Bekämpfung des Verderbens und sind die Mittel zur Rettung vieler Seelen geworden. Ich genoß das hohe Vorrecht, vor einer aus deutschen Presbyterianern, Methodisten, Reformirten, Baptisten und Lutheranern bestehenden Versammlung einen Vortrag über „Wirksamkeit auf dem Gebiet der innern Mission" zu halten und habe dabei wahrgenommen, daß die deutschen Christen in New Orleans Herz und Kopf auf dem rechten Fleck haben. Mögen sie bald alle zusammen in geschlossener Einheit dem großen in ihrer Stadt herrschenden Verderben entgegenwirken. An deutscher Bevölkerung fehlt es ganz gewiß nicht (obwohl ich auch hier den erfolgreichen Missionsposten deutscher Evangelisationsthätigkeit zu machen.

Sie ist das Thor zu den Golfstaaten. Sie wird der Haupteingang sein, durch welchen der deutsche Einwanderer die Golfstaaten betritt. „Aber die Deutschen gehen nicht in die Golfstaaten," so höre ich einwenden. — Jetzt noch nicht in Masse; aber „Gott bewegt die Welt", und die deutschen Einwanderer werden einst auch noch die Gegenden der Golfstaaten besiedeln, die für sie taugen. Laßt uns die Mittelpunkte der Bevölkerung, die Thore zum Land — die Städte in's Auge fassen.

Als Seehafen des großen Mississippi-Gebiets und der großartigen Baumwollen- und Zuckerausfuhr wird New Orleans betreffs des Handels stets in erster Linie stehen, obwohl die vielen

durch's Land geführte Eisenbahnlinien, sowie der geringe Unternehmungsgeist der Creolen, die frühere Bedeutung der Stadt abgeschwächt haben. Aber heute noch sieht man an den Werften dieser Stadt ein bunteres Gemisch aller Nationen und Flaggen, als selbst in New York, obwohl die letztgenannte Stadt im Welthandel die indische Metropole bei weitem übertrifft. New Orleans ist eben der große Baumwollenmarkt der Welt, und wird es bleiben, so sehr sich auch Ostindien und Egypten bemühen, ebenso gute Baumwolle zu erzeugen als die amerikanische.

Und — es ist ein noch besserer Tag am Kommen, wenn man sich einmal von veralteten Anschauungen losgemacht hat.

„Sehen Sie," sagte ein alter Südlinger, deutscher Abkunft, welchen ich auf der nach Mobile führenden Bahn traf, „die Leute glauben gewöhnlich, der Krieg allein habe die Gulfstaaten arm gemacht."

„Und ist dies nicht also, waren diese Plantagenbesitzer früher nicht grundreiche Leute?"

„Ei bewahre; es gab und giebt zwar reiche Leute unter ihnen, viele aber sahen nur reich aus; sie hatten viel Land und waren im Grunde doch arm."

„Wie wollen Sie das beweisen?"

„Sehen Sie, dies ist handgreiflich. Ich habe in einem Louisiana Zuckerhaus begonnen und bin endlich selbst Besitzer einer kleinen Plantage geworden; ich kenne die ganze Sache. Die Creolen, denen das meiste Land in Louisiana gehörte und noch gehört, sind Aristokraten vom reinsten Wasser. Jeder hat so ein König Ludwig XIV. von Frankreich sein wollen. Handarbeit galt ihnen beinahe als Verbrechen. Selbst das Denken, Anordnen, Kauf und Einkauf überließen die meisten den Aufsehern. Der Durchschnitts-Creole auf der Plantage war nur zum Genießen da. Er wollte nicht einmal ordentlich regieren."

„Freilich — das ist schlimm."

Baumwollenhof.

„Gewißlich," antwortete der Südlinger, „und um so schlimmer, da Jedermann wissen sollte, daß man auch auf reichem Land — ob Plantage oder Farm — nur bei der tüchtigsten Wirthschaft und stetigem Fleiße zu wirklichem Wohlstand kommt. Der Creole aber verließ sich auf seine fetten Aecker und seine Sklaven, lebte wie ein Fürst und schickte Söhne und Töchter nach Paris, Rom und Florenz."

„Aber wie konnten denn solche Plantagenbesitzer bestehen?"

„Die Bank oder auch der Wucherer half aus. Wenn die Baumwollen-Ernte kam, hatten viel hundert Plantagenbesitzer den Ertrag bereits aufgezehrt. Dann ging es nach New Orleans, um da auf die nächste Ernte hin Geld zu bargen.

Die Geldmäkler machten tiefe Bücklinge vor den Herren Creolen, denn sie wußten genau, wie viel die Plantage jedes Einzelnen bringen würde, berechneten Wucherzinsen und wurden fett dabei."

„Es konnte aber doch nicht immer so gehen?"

„Ja, sehen Sie, wenn man viel fettes Land und eine Schar Sklaven hat, so kann es einer lange also forttreiben. Kommt man in die Klemme, so werden Sklaven verkauft oder Land verpfändet, und die alte theure Wirthschaft geht wieder los. Freilich kamen auch viele herunter, und wir hatten schon vor dem Krieg viele bettelarme, aristokratische Creolenfamilien."

„Und was sind Ihre Ansichten über die Zukunft?"

„Der Krieg hat diesem hohlen Faß den Boden eingeschlagen. Der Plantagenbetrieb auf die altgewohnte Weise ist kaum mehr möglich. Die zähen Creolen hängen zwar noch an den hergebrachten Gewohnheiten. Aber die Neuzeit ist über sie angebrochen. Mit dem alten Schlendrian können sie ihre Ländereien nicht mehr halten. Entweder müssen die Creolen anders werden oder die Ländereien bekommen andere Herren."

Indem er also sprach, schaute der alte Amerikaner-Deutsche wie mit prophetischem Blick über ein großes Zuckerfeld, durch welches unser Zug brauste und fuhr dann fort:

„Ich liebe meine schöne Heimath, den Süden, von ganzem Herzen. Aber eben deßhalb hoffe ich, daß wir nicht von den Ideen und Fortschritten der Neuzeit abgeschlossen bleiben. Ich sehe in der Zukunft diese Gefilde von vielen Eisenbahnen durchkreuzt, diese Plantagen durch verständige, fleißige Wirthschaft in wahre Goldgruben verwandelt, diese fetten Sümpfe entwässert, und in diesen Städten und Dörfern viel blühende Industrie und Schulen und Kirchen die Menge. Dann wird mein reiches, schönes Südland gedeihen wie kaum ein anderes, und Millionen fleißigen Menschen Brot und Glück bieten."

„Amen," sagte ich, während der Zug in den Bahnhof zu Mobile einfuhr.

Hier verließ mich der wackere Südlinger und ich eilte dem Norden zu.

Die Arbeit im Lichte des Wortes Gottes.

Für Haus und Herd von Hein. W. Seibert.

Ein Wort, das unserem heutigen Geschlecht immer unverständlicher zu werden scheint, ist das des greisen Moses im 90. Psalm über unser Leben. Nicht daß es 70 und wenn's hoch kommt, 80 Jahre währet, das ist eine Thatsache, die Niemand bestreiten wird; aber das: „Wenn es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen."

Wie, in Mühe und Arbeit soll das Köstliche des Lebens bestehen? Nach dem Schweiß unseres Angesichts und den Schwielen unserer Hände soll sich der Werth desselben bemessen?

Nimmermehr! Empfangen, Haben, Genießen ohne Mühe und Arbeit, das gilt den klugen Kindern unseres Jahrhunderts als das allein Wünschens- und Erstrebenswerthe. Arbeit erscheint ihnen als ein leider nothwendiges Uebel, und dieses vermeintliche Uebel zu überwinden, diese Last abzuschütteln, so schnell und gründlich als möglich, für die Hauptaufgabe ihres Lebens.

Erst kürzlich sprach ich mit einem jungen Mann, der als Advokat studirt, augenblicklich aber ein allerdings sehr einträgliches, doch, meiner unmaßgeblichen Meinung nach, nicht ganz ehrliches Anzeige-Geschäft betreibt. — Ich frug ihn, warum er denn nicht bei seinem Beruf geblieben, der ihm doch gewiß bei redlichem Streben ein gutes Auskommen gesichert.

Antwort: „Auskommen? pah! I want more than that. Too much work and little profit. I have set my mind on making as much money, as I possibly can and to be rich some of these days."

Ich: "And then?"

Er: "Why, then I am going to settle down and take it easy."

Was ich weiter geantwortet, gehört nicht hierher. Aber repräsentirt nicht dieser Jüngling mit seinen Grundsätzen tausend und abertausend Andere? Ist nicht sein auf's Geldmachen gerichteter Sinn im Großen und Ganzen der Sinn unserer arbeitsfähigen Jugend?

„Ja," sagst du, „das mag wohl sein, aber schadet das denn was? Ist dieser Geist ein verwerflicher?"

Unter allen Umständen ja! Es ist der Geist des reichen Narren, von dem Lut. 12, 20 zu lesen steht. Es ist der Geist toller Selbstsucht und Lieblosigkeit. Das eine Wort des Herrn Jesu: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit," bricht ihm den Hals. Der Geist des Christenthums ist ein Geist des Lebens, darum der Arbeit, des Wirkens, der Treue.

Wir könnten tausend Beispiele für die Wahrheit dieses Satzes beibringen, aber schau' nur auf Christus selbst, der uns ja ein Vorbild hinterlassen, daß wir sollen nachfolgen seinen Fuß-

Digitized by Google

ſtapfen. Wie unermüdlich iſt er in ſeiner Arbeit; er denkt gar nicht an ſich, an ſeine Bequemlichkeit, an ſeinen Comfort: „Ich muß wirken, ehe denn die Nacht kommt, da Niemand wirken kann," das iſt ſein Grundſatz, und die erbarmende, ſelbſtloſe Liebe iſt ſeine treibende Kraft, die ihm zu gemächlicher Ruhe gar keine Zeit läßt.

„Ja, das iſt aber doch auch ganz etwas andres," ſagſt du.

Warum? Wohl war es beim Herrn nicht die Arbeit um's tägliche Brot, aber das iſt ja auch bei uns nur das „Fremde" und nicht die Hauptſache. „So ihr aber im Fremden nicht treu ſeid," ſagt Chriſtus, „wer will euch das Wahrhaftige vertrauen?"

Und wie der Herr ſelbſt, ſo dachten auch ſeine Apoſtel. Nimm den Paulus. In Theſſalonich hatten Viele in ſchwärmeriſcher Hoffnung auf die baldige Wiederkunft des Herrn ihre Berufsarbeit eingeſtellt. Es ſchien ihnen nicht mehr der Mühe werth, ihren proſaiſchen Handthierungen nachzugehen, da ja doch alles Beſtehende bald zu Grunde gehen müſſe. Sie zehrten auf, was ſie beſaßen, oder lebten auch mit aus dem Beutel gutmüthiger Freunde. Dem aber tritt der Apoſtel mit ſchneidender Schärfe entgegen, denn er ſieht das Chriſtenthum in ſeinem ſittlichen Beſtande bedroht. Er zeigt, daß die Frage nach der Wiederkunft des Herrn hier gar nicht in Betracht kommt, ſondern daß die Arbeit für jede Zeit und Weltlage Gottes heilige Ordnung iſt.

„Wer nicht arbeitet," ſagt er, „ſoll auch nicht eſſen." Nicht darum etwa, weil der Betreffende dann nichts zu eſſen hat, ſondern darum, weil ihm das Recht dazu, die Exiſtenzberechtigung überhaupt fehlt.

Wie alſo müſſen wir die Arbeit im Lichte des Wortes Gottes anſehen?

Paulus giebt uns hierüber noch weiteren Aufſchluß. Er iſt der letztberufene Apoſtel, aber er darf von ſich rühmen, daß er mehr gearbeitet denn ſie alle. Und wie, beſchwert er ſich darüber? Nimmermehr! Hör' nur, wie er voll Dank ausruft: „Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin, und ſeine Gnade iſt nicht vergeblich an mir geweſen."

Arbeit alſo, die Kraft, die Fähigkeit, die Gelegenheit dazu iſt Gnade und nur wer ſie ſo anſieht, kann ein rechter Arbeiter ſein. Alle Anderen ſind in den Augen Gottes Müſſiggänger, wie uns Matth. 20, 6 weiter ausgeführt iſt.

Meinſt du nicht, Freund, es wäre Zeit, daß unſerer chriſtlichen Jugend vor allem dieſe Wahrheit einmal wieder zu Gemüthe geführt würde?

Viele meinen, erſt mit dem Sündenfall und als Folge deſſelben ſei die Arbeit in die Welt gekommen. Mit nichten! Sondern 1 Moſe 2, 15 kannſt du leſen, wie Gott noch im Paradieſe dem Menſchen die Arbeit zur Hauptaufgabe macht und ihn ſelbſt dazu anleitet.

Die göttliche Offenbarung beginnt damit, uns Gott ſelbſt als den *Schaffenden, Wirkenden* darzuſtellen, der erſt nach vollendeter Schöpferarbeit „zu ſeiner Ruhe eingeht," und das iſt unzweifelhaft ein Vorbild und Abbild des menſchlichen Lebens. Auch für uns iſt eine ewige Ruhe vorhanden, zu der wir einſt eingehen ſollen. Das Erdenleben aber iſt der große *Arbeitstag* und die Sabbathe darinnen ſind nur Stärkungen zu neuem Erdenwerk und Weisſagungen der ewigen Ruhe. Und lehrt denn nicht die Schrift auch ſonſt überall, daß wir dereinſt nach unſeren *Werken*, das heißt doch nach *unſerer Arbeit* und dem *bleibenden Ertrag* derſelben, gerichtet werden?

Schweiß, Dornen und *Diſteln*, ſo mit und bei der Arbeit ſind, ſind freilich, das leugnen wir nicht, Folgen des Fluches, den Gott um der Sünde willen über die Erde und den Menſchen geſprochen, aber die Arbeit ſelbſt iſt *Gnade*, ſelbſt die harte, ſchweißtreibende Arbeit eines Tagelöhners oder Fabrikarbeiters. Und darum hat Gott es in ſeiner liebevollen Vorſehung ſo eingerichtet, daß die allermeiſten Menſchen kein Brot haben, wenn ſie nicht arbeiten. Er, der Herzen und Nieren prüfet, wußte zuvor, daß die Menſchen zumeiſt ſo *ſtumpfſinnig* und *ſelbſtmörderiſch* ſein würden, *nicht zu arbeiten*, wenn ſie es nicht nothgedrungen müßten.

Was aber ſo weit zunächſt in Bezug auf den irdiſchen Beruf geſagt, das gilt ebenſo, nur noch in erhöhtem Maße, von der Arbeit in dem und für das Reich Gottes.

Gehörſt du, lieber Leſer, am Ende auch zu denen, die da glauben, es ſei vollſtändig genug, äußerlich ein Chriſt und Glied der Kirche zu ſein? Die da meinen, ſie haben alle Gerechtigkeit erfüllt, wenn ſie ihren jährlichen Beitrag richtig bezahlt und auch (weil man ja am Sonntag doch nichts Anderes thun darf) ziemlich regelmäßig zur Kirche gekommen ſind. Die, wenn ſie aber einmal wirklich etwas *thun*, gleich wähnen, es ſei eine *große Gnade* ihrerſeits?

O Jammer! Wie vielen, ſonſt wohlmeinenden Chriſten erſcheint die Arbeit im Reiche Gottes nur wie ein *Klingelbeutel*, in den Jeder die kleinſte Münze wirft, die er gerade in der Taſche hat. — Irret euch nicht, Gott iſt kein Bettler, den man mit Almoſen abſpeiſt. Hier iſt ſein Wort: „Wer nicht arbeitet (auch im Reiche Gottes nicht), der ſoll auch nicht eſſen" (vom Baum des Lebens).

Als jüngſt in Deutſchland die Werbetrommel erklang, um die Waffenfähigen gegen den Erbfeind zu ſammeln, da drängten ſich Tauſende herzu, die dem Geſetz nach nicht verpflichtet waren

und ließen sich als Freiwillige einreihen. Und es galt für besondere Gunst und hohe Ehre Jedem, der nicht zu jung und unfähig erachtet wurde, mitzuziehen in den heiligen Krieg.

Sollten wir nicht noch viel mehr es uns zu hoher Ehre und besonderer Gnade rechnen, Gut und Blut daran zu setzen, daß die Reiche dieser Welt unseres Herrn Christus werden, denn in der Dahingabe unseres irdischen Lebens haben wir ja das ewige?!

Aber sieh', wenn sonntäglich von der Kanzel die Werbetrommel erklingt zum Kampf gegen den Erbfeind der Menschheit, der Ruf zur Arbeit im Weinberg, da geht der christliche Philister heim, steckt seine Nase in die größte Zeitung und forscht nach den Marktpreisen, die ihm Gewinn oder Verlust bringen. Was kümmern ihn die Angelegenheiten des Reiches Gottes. Das wird auch ohne ihn fertig.

„Wohl wahr," sagt Mancher, „arbeiten muß man, auch im Reiche Gottes; aber laß nun einmal Andere zugreifen und Hand anlegen, ich habe schon genug gethan!"

Wisset ihr nicht, weß Geistes Kinder ihr seid? Genug gethan! Wenn Gott einmal so sagen wollte, dessen Gnade und dessen Arbeit an uns doch jeden Morgen neu wird.

Was würdest du von einem Lehrling halten, den sein Vater ein Geschäft hat lernen lassen und der nun nach beendeter Lehrzeit sich also vernehmen ließe: „Ich bin jetzt fertig, ich weiß wie's gemacht wird, ich habe genug gearbeitet und will jetzt ruhen und gute Tage haben." Gewiß, du würdest sagen: „Mit dem ist's nicht ganz richtig." Warum hat er denn bisher gearbeitet, warum hat er gelernt? Doch nur, um jetzt erst recht zu arbeiten und sich als tüchtiger Geselle und Meister zu bewähren.

Wie thöricht, wenn junge Männer, die durch die Verhältnisse begünstigt, gute Schulbildung genossen, wähnen, sie seien jetzt fix und fertig, und die Welt müsse ihnen die fettesten Stellen, die höchsten Ehren wie auf dem Präsentirteller darbieten.

Wie viel thörichter, wie viel verächtlicher noch solche Christen, die, durch Gottes Gnade begünstigt, gelehret und gebildet wurden in christlicher Erkenntniß, und nun in satter Selbstgenugsamkeit sagen: „Laß Andere zugreifen und arbeiten, ich habe genug gethan."

Das Leben eines echten Christen ist wie ein Acker. Sagt der je, ich habe genug hervorgebracht? Wie ein Bach, der seinen Weg zum Meer der Gnade gefunden. Welch' üppiges Wachsthum an seinen Ufern. Wie unverdrossen treibt er das schwarze Mühlrad seines irdischen Berufs, wie weitet und vertieft sich sein Lauf in der Ebene, immer fähiger werdend, die Lasten seines Herrn zu tragen. Christen aber, die nicht arbeiten, sind wie Bäche, die sich im Wüstensande dieser Welt verlieren.

Wohlan Christ, ist Arbeit Gnade, so siehe wohl zu, daß du die Gnade nicht verachtest. Warte nicht auf Gelegenheit zu äußerlich großen Dingen, die Treue im Kleinen und Kleinsten ist das wahrhaft Große.

Es wird von Rothschild erzählt, daß er einst als armer Knabe Arbeit suchend in das Geschäft seines späteren Prinzipals gekommen sei. Der Mann betrachtet ihn lächelnd und sagt: „Ich kann so kleine Knaben in meinem großen Geschäft nicht gebrauchen." Traurig, mit gesenktem Blick geht der kleine Rothschild dem Ausgang zu. Plötzlich steht er still, bückt sich, hebt Etwas auf und steckt es zu sich.

Der Prinzipal, der das von seiner Office aus gesehen, ruft den Jungen zurück.

„Was hast du da gefunden und zu dir gesteckt," herrscht er ihn an. „Ach Herr, nur eine Stecknadel," ist die bescheidene Antwort; „mein Wams ist zerrissen und ich wollte es damit zustecken."

„So, so," sagt der Geschäftsmann, und seine Miene nimmt einen freundlichen, wohlwollenden Ausdruck an, „ich habe mich anders besonnen, du kannst dableiben, und wenn du in Allem so auf das Kleine Acht hast und es zu nützen weißt, wird es dein Glück sein. Rothschilds Glück ist's gewesen, das weiß alle Welt. Aber es kann auch dein Glück werden, und das hast du am Ende noch nicht bedacht. Sieh, auch auf deinem Wege liegen Stecknadeln, Kleinigkeiten, die du aufheben und nach Maß deiner Kräfte treu nützen und anwenden sollst, und der große Prinzipal im Himmel schaut hernieder und sieht, ob du's thust oder nicht. Aber nur den, der im Geringsten treu ist, will er über viel setzen.

Die alten Griechen hatten eine Sage von einem gewissen Riesen Antaios, den Niemand überwinden konnte, so lange er mit den Füßen die Erde berührte. Herkules, der den Kampf mit ihm aufgenommen, hob ihn daher über sich und erwürgte ihn in der Luft.

Genau so versucht es der Teufel mit der christlichen Kirche. Er hebt sie hoch in die Luft vager Spekulationen, dogmatischer Meinungsverschiedenheiten und des todten Orthodoxismus, und siehe da, ihre Pulse schlagen matter und matter, ein Glied nach dem anderen hängt schlaff an ihrem Leibe und, wo nicht ein Stärkerer über ihn kömmt, da ist's um sie geschehen.

Nur auf dem mütterlichen Boden praktischer Bethätigung und ernster Liebesarbeit gewinnt der Einzelne sowohl, als die Kirche die siegende Kraft zum Kampf um die Krone. Und nur da, und nirgends sonst, darf sie sich der Verheißung getrösten, daß auch die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen.

Digitized by Google

Louis Pasteur.

Arzelle und Hundswuth.

Editor.

Der Name des Mannes, dessen Bild nebenan steht, geht gegenwärtig in der ganzen Welt von Mund zu Mund.

„Er kann die schreckliche Hundswuth heilen," sagen die Leute, „und hat noch keine von einem wüthenden Hunde Gebissenen ungeheilt von sich gelassen. Er ist ein echter Wunderthäter."

Das nachgerade nicht. Aber ein Kenntnißreicher, ein echter Menschenfreund ist er. Er ist nicht einmal Arzt, sondern Chemiker, hat jedoch ohne Zweifel schon manchen von der Hundswuth und anderer schrecklicher Krankheit Befallenen durch seine eigenthümliche Methode geheilt. Unfehlbar ist er freilich nicht; das wäre mehr als menschlich; aber sehr geschickt ist dieser Pasteur.

Im Schlaf und Traum, oder durch ein Zauberträuklein ist ihm diese Geschicklichkeit nicht gekommen. Er hat sich sein ganzes Leben lang redlich dafür gemüht, und nicht der neumodischen Idee so vieler junger Leute gemäß auf den Glücksstern gewartet, von dem viele sagen: „Geht er auf, so geht er auf; geht er nicht auf, so ist all mein Streben vergebens." Einen größeren Irrthum kann es kaum geben, und doch ist derselbe fast allgemein verbreitet. Zu diesem zahlreichen Geschlecht gehört der berühmte Hundswuthdoktor nicht.

Der Lebensgang des Mannes zeigt, wie er mit Gottes Hilfe durch Geisteskraft und Fleiß von Staffel zu Staffel gelangte und ein Wohlthäter der Menschheit wurde.

Zu Dôle in Frankreich im Jahre 1822 in bescheidenen Verhältnissen geboren, erkämpfte er sich eine gute Schulbildung, und zeichnete sich in der Schule dermaßen aus, daß er gleich nach vollendeten Studien Lehrer der Chemie in Besançon wurde. Von 1857 an übernahm er die Leitung einer Normalschule in Paris, und 1863 finden wir ihn als Professor der Chemie an der Pariser Universität. Er gab diese Stelle in Folge einer halbseitigen Lähmung auf. Doch erholte er sich allmählig so weit, daß er seine wissenschaftlichen Arbeiten wieder aufnehmen konnte.

Schon während er die Professur bekleidete, gab er sich damit ab, seither für unheilbar erklärte Krankheiten wie Milzbrand, Hundswuth ꝛc. zu erforschen. Nachdem er von seinem Leiden wieder hergestellt, bewilligte ihm die französische Regierung einen Jahresgehalt von 25,000 Frk., damit er ungestört seine Untersuchungen fortsetzen könne.

Auf die Erscheinungsformen oben genannter Krankheiten wurde er durch Untersuchungen über die Gährung im Sauerteig ꝛc. geführt. Er wies nach, daß die Gährung in Folge der Lebensthätigkeit der Hefezelle stattfinde. Dutzende der besten Chemiker, unter andern auch der berühmte Liebig, widersprachen ihm. Allein die Genauigkeit, mit der er die Einwürfe zurückwies, verhalf ihm zu vollständigem Sieg.

Die Beschäftigung mit dem Gährungspilz, der Hefezelle und seiner Entwickelung führte Pasteur auf die Untersuchung der Frage, ob dergleichen Lebewesen überhaupt durch sogenannte Urzeugung in den Flüssigkeiten von selbst entstehen können. Seine Versuche entschieden mit Sicherheit die Frage in verneinendem Sinn und wiesen **wissenschaftlich** nach, daß es keine sogenannte Urzeugung geben könne. Seither giebt es nur noch wenige kenntnißreiche Männer, die an der Urzeugung festhalten, und diese wenigen sollten sich erinnern, daß sie sich mit dieser ihrer Ansicht in die lange Reihe der Dummköpfe stellen, so lange sie Pasteur nicht wissenschaftlich widerlegen, was sie wohl bleiben lassen werden.

Hätte Pasteur in seinem ganzen Leben nichts vollbracht, als den unwiderlegbaren wissenschaftlichen Nachweis, daß die Faseleien von der Urzelle weiter nichts sind als der Wahn ungläubiger Hohlköpfe, so hätte er wahrlich nicht vergeblich gelebt.

Als praktischer Mensch aber wandte er seine chemischen Ergebnisse auch für die kranke Menschheit an. Auf diesen Zweig seiner segensreichen Thätigkeit wurde er im Jahr 1870 durch eine im südlichen Frankreich ausgebrochene Krankheit der Seidenraupen geführt. Er entdeckte gar bald, daß diese Raupenkrankheit von ganz kleinen Schmarotzerthierchen (Mikroben, Parasiten) herrühre und gab die Gegenmittel an.

Seitdem verwendete Pasteur fast seine ganze Zeit mit der Frage über die Entstehung und Behandlung solcher Krankheiten, von denen er annahm, daß sie ebenfalls von kleinen Thierchen herrühren, wie z. B. Hühnercholera, Milzbrand, Hundswuth ꝛc. Er lieferte für diese seine Ahnung den wissenschaftlichen Nachweis, stellte viele tausend Impfversuche, ähnlich denen der Kuhpockenimpfung an, und stellte den Satz auf, daß

dieſe und ähnliche Krankheiten, namentlich aber die Hundswuth mittelſt Impfung zu behandeln ſeien. Er bewies der Pariſer Akademie, daß es möglich ſei, Hunde durch Einimpfen des Wuthſtoffs, der kleinen Thierchen (Mikro-Organismen), gegen Wuthgift unangreifbar zu machen. — Die franzöſiſche Regierung ſtellte ihm zu ſeinen Verſuchen eine Staatsdomäne und 80,000 Franken zur Verfügung, und heute kann Paſteur der Welt verkünden, daß er durch ſein Verfahren ſchon viele Menſchen von der ſchrecklichen Hundswuth errettete. — Seine Menſchenfreundlichkeit iſt ebenſo groß als ſeine Kenntniſſe gediegen ſind.

Aus allen Weltgegenden kommen unglückliche von Todesangſt gefolterte Perſonen nach Paris, um Hilfe bei ihm zu ſuchen, und Paſteur empfängt ſie alle ohne Unterſchied des Alters, der Nation oder der Lebensſtellung, nimmt ſich jedes Einzelnen auf's väterlichſte an, impft Tag für Tag mit der größten Sorgfalt, aber auch mit Ruhe und Zuverſicht.

Louis Paſteur.

Es ist rührend, mit welch fast übermenschlicher, eiserner Ausdauer dieser Mann seinem Berufe folgt, und welch kindliche Freude er an den Tag legt, wenn er einen Geheilten entlassen kann.

„Schickt mir die Kinder," schrieb er nicht lange her nach New Jersey, wo 4 arme Kinder von einem tollen Hunde gebissen worden, „ich will für sie sorgen wie ein Vater." Und die Kinder wurden unter Aufsicht eines Arztes nach Frankreich gesandt.

Daß die Methode Pasteurs unfehlbar ist, wer möchte dies behaupten? Daß sie sich aber im Allgemeinen bewähren wird, steht jetzt schon fest, und es mag leicht sein, daß sich dieselbe in ihrer weiteren Entwickelung so wirksam erweist, daß die schreckliche Hundswuthkrankheit aus der Welt verschwunden sein wird.

Jedenfalls aber hat sich Louis Pasteur einen Namen unter den Wohlthätern der Menschheit erworben: 1) Als wissenschaftlicher Zerstörer des Urzellenwahns; 2) als erfolgreicher Bekämpfer der Hundswuth.

Bitte und Dank.

Für Haus und Herd von Anna Spörri

I.

Ist's möglich, Herr, laß diesen Kelch
An mir vorübergehen.
Laß deiner Hilfe Hoffnungsstrahl
In dieser Nacht mich sehen.

Aus tiefer Noth schrei' ich zu dir,
Du kennst es, was mich drücket.
Muß ich denn lassen, was in mir
Verborgen mich beglücket?

Ich fasse stille deine Hand,
Ist's möglich, hör' mein Flehen;
Doch nicht, wie ich will, *wie du willst*,
So laß an mir geschehen.

II.

Eh' ich gerufen, hast du mich gehöret
Und über Bitten wunderbar gethan,
Mit deinem Trost den Glauben mir genähret,
Was kaum ich hoffen durfte, mir gewähret
Und leicht gemacht für mich die schwere Bahn.

Wo ist ein Gott, der, wie du, Wunder thun,
Du Herzenslenker, König aller Welt!
Wer könnte deine Größe ganz verstehen
Und wer in deine Liebespläne sehen,
Durchdenken deine Macht, die alles hält?

Ich staune, bete schweigend an dein Lieben
Und, kann ich auch nicht fassen deine Huld,
So weiß ich doch, daß was du mir willst senden,
Ein Segen ist, aus treuen Vaterhänden
Ein Unterpfand der weisesten Geduld!

In eines großen Königs Armen.

Für Haus und Herd bearbeitet von Henriens.

I. Auf der Klippe.

Es klingt ein wundersames Lied, vom ersten Schöpfungstage bis heute, — hin durch Jahrhunderte und Jahrtausende hallt es ohn' Ende unmerfort — die uralte, ewig junge Melodei — die Melodei des Meeres!

Das Meer, das strahlende, tiefblaue Mittelmeer, es sang eines seiner friedevollsten, lieblichsten Lieder den Gestaden von Tyrus, der „königlichen" Stadt.

„Ich bin ein Gott, ich sitze im Throne Gottes mitten auf dem Meere," *) so sprach stolz der Beherrscher des alten Zor,**) ehe die richtende Gotteshand ihn und seine Herrlichkeit in den Staub warf.

Salmanassar, Nebukadnezar, Alexander, — sie waren die Geißeln, die zerstörend dahinfuhren über die Schönheit der welleumspülten „Königin des Meeres". Doch Jahrhunderte waren vergangen, seit die Krieger des makedonischen Eroberers den festen Damm zwischen der Insel und der Altstadt erbaut. Aus dem rauchenden Trümmerhaufen, den Alexander ruhmgesättigt verließ, war ein neues Tyrus zu neuer Blüthe erstanden, und wiederum verdiente dieses den stolzen Namen: „die Königliche".

Im lachenden Sonnenscheine erglänzten die Paläste und Marmortempel der Inselstadt. Bis hart an das Ufer des Meeres drängten sich die Häuser der Altstadt, und vor den Thoren nach Westen und Süden hin lagen in üppigen, blüthenbunten Gärten der reichsten Kaufleute prächtige Villen, mit dem Blick auf das Meer, die Mutter ihres Reichthums, mit dem Blick hinüber zum

*) Hes. 28, 2.
**) Alttestamentlicher Name für Tyrus.

silbern schimmernden Jordanfluß im schönen, gesegneten Lande der Israeliten, und aufwärts zu den schneebedeckten Spitzen des Libanongebirges.

Unfern der prächtigen Landhäuser begann ein waldbedeckter Höhenzug, dessen letzte Ausläufer kahle, blendend weiße Kreidefelsen am Strande bildeten. Der feine, weiße Meersand, den die Wellen bei der Fluth angeschwemmt, bedeckte bis zu ziemlicher Höhe jede Fläche, die sich auf den Klippen bot. Neben dem lachenden, geschäftigen Leben zu ihren Füßen ragten die bleichen Steinriesen seltsam starr und todt empor.

Doch sieh! auch hier noch sind Menschen, — lebende, fröhliche Menschenkinder!

Auf einem durch überhängende Felsen beschatteten Vorsprung, der von der Stadt und den Landhäusern aus nicht zu erspähen war, erklangen die von einer silberhellen Stimme in griechischer Sprache hervorgejubelten Worte: „O schön, wunderschön!"

Ein noch sehr junges Mädchen war es, das also rief. Sie saß mit dem Gesicht zum Meere auf einem kleinen Hügel des feinen Sandes, über welchen eine große, kostbare Decke von buntem, seidendurchwirkten Stoff gebreitet war.

Den schlanken Körper der Jungfrau umhüllte ein weißes Gewand von feinem Wollstoff, nach Art der griechischen Kleider auf den Schultern mit Spangen gerafft. Des Mädchens Antlitz zeigte bei weichen Zügen den Schnitt und die Beweglichkeit der Kinder des schifffahrttreibenden Volkes, jedoch nicht die bräunliche Hautfarbe der Phönizier, sondern das zarte, rosige Weiß der Hellenen.

„So froh bin ich, daß wir endlich hier sind!" klang es jetzt wieder von den frischen Lippen der Ruhenden.

„Und du sollst auch froh sein, Helios!" rief sie halb vorwurfsvoll, halb befehlend und wandte das helle Antlitz einem Jüngling zu, der neben ihr am Felsen lehnte und finsteren Blickes auf den Sand zu seinen Füßen starrte. Nun fuhr er mit der Hand durch sein kurzgeschnittenes, lichtbraunes Haar, richtete sein Haupt auf, und ein bitteres Lächeln spielte um seinen Mund, seine blauen Augen blitzten fast wild.

Mit Achill, dem Götterliebling, hätte man den Hochgewachsenen, Edelgebauten vergleichen, man hätte ihn für einen Königssohn aus dem Lande der Griechen halten können, — doch dem widersprach in krasser Weise der kurze Sklavenkittel, den der Jüngling trug, sowie sein durchbohrtes, linkes Ohr, das schmachvolle Zeichen verlorener Freiheit.

„Froh sein soll ich?" klang es zurück von seinen Lippen, und er überflog mit heißem Blick die Gestalt des Mädchens. „Ohne Freiheit stirbt die Freude, Hera," sagte er düster.

Unbefriedigt zuckte die Jungfrau die Achseln und entgegnete: „Ich verstehe dich nicht, Helios; du warst sonst so ganz anders. Weißt du denn nicht mehr, wie fröhlich du mit mir gespielt hast, als du zuerst in unser Haus kamst, weißt du nicht mehr, wie oft du mir mit Freuden von den Helden Griechenlands erzählt, — wie du mir unter Lachen geholfen, deine Sprache besser noch verstehen und reden zu lernen? Du warst anders, so anders!"

„Ich war ein trämendes Kind und jetzt bin ich erwacht!" erwiderte der vor ihr Stehende rauh. „Du bist auch nicht mehr das Kind von vordem," setzte er hastig hinzu.

Die großen, tiefblauen Mädchenaugen blickten fragend und fast angstvoll zu ihm auf.

„Wann hast du in früherer Zeit die Festlichkeiten unten gestohen?" fuhr Helios fort, und er deutete hinab auf die schimmernde Stadt am Meere. „Du warst eine der Fröhlichsten und Ausgelassensten von allen, kein Tag verging, an dem du nicht mit deiner Freundin Ada, ihren Gespielen und Brüdern dich ergötztest. Und jetzt? — da unten werden sie dich wieder vermissen, dich suchen und nicht begreifen —"

Ein Geräusch in der Nähe unterbrach den Jüngling. Im nächsten Moment lehnte er wieder wie vordem, mit fest geschlossenen Lippen, zusammengezogenen Brauen, starr wie eine Statue an der Klippe.

Ein junger Mann in prächtiger bunter Kleidung, wie sie die Söhne der reichen Stadt, „deren Kaufleute Fürsten und ihre Krämer die herrlichsten im Lande," trugen, klomm eben die letzten Stufen des steilen Felspfades hinan und eilte auf Hera zu.

„Wer sucht, der findet!" rief er laut. „Schöne Hera, — du gleichest den edlen Perlen, die nach großer Mühe erst sich entdecken lassen! Gejagt habe ich, wie ein Hebräer bei den Rabbinern, und gerannt bin ich, wie ein Sklave, nachdem du wieder einmal plötzlich aus dem Garten verschwunden!"

„Warum thatest du es? — Ich habe dich nicht hergerufen!" entgegnet: das Mädchen mit kaltem Ton in phönizischer Sprache. Ihr Gesicht hatte einen mißmuthigen Ausdruck angenommen, der sich mit jedem Augenblick zu schrofferer Härte steigerte.

„Warum ich es that?" wiederholte der Tyrer, „komm mit mir, Schönste, die Barke liegt am Ufer mit ausgespannten Segeln; Ada und alle die anderen harren unser zur fröhlichen Fahrt."

„So geh doch hin zu ihnen!" rief das Mädchen; „ich bin fortgegangen, weil mir bei euch die Zeit hinsichtlich wie ein seichter Fluß in der Hitze des Sommers. Ich bin fortgegangen und ich will nicht mit euch fahren! Du aber sollst gehen, Ethbaal!"

Sie streckte sich aus auf ihrem kunstlosen Lager und wandte den Kopf der Klippe zu. Ethbaals dunkles Antlitz erglühte. Wieder und wieder versuchte er, das Mädchen zum Mitgehen zu überreden. Jedoch die schlanke, weiß verhüllte Gestalt lag ganz stille auf der bunten Decke und gab ihm nicht eine Silbe mehr zur Antwort.

Hera's Augen aber suchten Helios, den Sklaven, der mit verschränkten Armen und starren Zügen an der Felswand lehnte.

„Ich wünsche dir Freude," sagte der junge Tyrer endlich in hämischem Tone, nachdem er einsehen mußte, daß er seine Absicht doch nicht erreichen würde. „Ich wünsche dir Freude, du Tochter des königlichen Pygmalion —"

Dann wandte er sich ab, warf im Vorüberschreiten einen wutherfüllten Blick auf den griechischen Jüngling und war bald auf dem schmalen Pfade, welcher hinunter zum Meeresufer führte, den Zurückbleibenden aus dem Gesichte entschwunden.

Niemand sah und hörte es, wie er mit verzerrtem Antlitz und geballten Fäusten hervorknirschte zwischen den weißen Zähnen: „Und ich werde dich dennoch besitzen! Und dann werde ich, ich dich demüthigen bis in den Staub zu meinen Füßen, — du Stolze sondergleichen!"

Kaum waren Ethbaals Tritte verklungen, da sprang Hera auf, schlug den Schleier zurück und rief erregt: „Der Abscheuliche! — er ist glatt und gemein wie eine Schlange."

Und sie schüttelte das goldige Haar zurück, setzte sich nieder auf ihren Ruheplatz, stützte das Haupt in die Hand und blickte mit strahlenden Augen hinaus auf das Meer. Helios warf sich in den Sand zu ihren Füßen.

Die Meereswellen sangen ihr Lied, ihr beruhigendes, beglückendes, von Friede und Freude, von kommender, seliger Zeit. Still war es auf der weißen Klippe am Strande. Die Beiden dort lauschten unbeweglich der alten, schönen Melodei, tauchten wortlos unter in der Fluth strahlender Hoffnung, geahnter Glückseligkeit.

Oder war es anders? Hörte Helios andere Stimmen aus dem Wellengesang? Versank er in andere, dunkle Fluthen?

Sein Blick, er war nicht licht noch freudig; und als Hera jetzt die Augen zu ihm wandte, gewahrte sie, wie er mit dem Ausdruck düsteren Hasses beide Hände dem Meere entgegenstreckte.

„Helios! was hast du? Warum zürnest du dem blauen Wasser heute? Du liebtest es doch sonst, wie ich es liebe!"

„Lieben — lieben soll ich das Meer, das grausame? Ich hasse es! — es raubte mir alles, — alles — Eltern, Geschwister und Freiheit. Ich hasse es!" rief der Jüngling wild auffahrend.

„Das Meer that dir solches? Du hast mir nie davon gesprochen, Helios!"

„Ich hatte sie verträumt, die schrecklichen Erinnerungen, aber in den langen Tagen, da ich krank lag, sind sie alle erwacht, und immerdar stehen sie jetzt vor mir!"

„Sage mir davon, Helios! Ich weiß nur, daß Griechenland deine Heimath, und daß du in Zidon gewesen, ehe du hierher kamst. Weißt du denn noch viel von deinem Vaterlande?"

Helios strich mit der Hand über die Stirn und schüttelte das Haupt.

„Es ist so verwischt in meinem Sinn, so unklar, als läge ein Nebel darüber, nur Einzelnes lauscht mir deutlich erkennbar daraus hervor."

„Ich weiß noch, daß ich in einem schönen, schattigen Hof, der mit buntem Marmor gepflastert war, spielte. Ein anderer Knabe spielte mit mir, er war jünger als ich, denn wenn wir stritten mit einander, wie es Kinder thun, dann war ich fast immer der Sieger, und oft mahnte die Mutter: 'Helios, laß ab, du thust Hektor wehe.' Gewiß, — er war mein Bruder, — mein Bruder Hektor."

Des jungen Griechen Stimme nahm einen weichen Klang an bei den letzten Worten, ein sonniges Lächeln überflog für einen Augenblick sein Antlitz, als er fortfuhr:

„O wohl erinnere ich mich noch meiner Mutter — ihr Bild ist mir klar geblieben, ganz klar! Wohl weiß ich noch, wie sie spinnend neben dem blühenden Rosenstrauch saß, und wie ich oft, wenn ich müde vom Spielen im Hofe, hinlief zu ihr und meinen Kopf in ihren Schooß legte. Auch das kleine Mädchen, meine Schwester Selene mit dem lichten Haar, sehe ich noch deutlich vor mir. Sie plätscherte so gerne mit den zierlichen Händchen im Wasser des Springbrunnens, und wir hatten kleine Schiffchen mit Mast und Segel, die darauf herumschwammen. Mein Vater aber hatte große Schiffe, die gingen und kamen auf dem Meere. Und eines Morgens nahm er mich an die Hand und brachte mich auf eines derselben. Selene, die Mutter und Hektor waren auch bei uns.

„Und noch andere Frauen und andere Kinder sah ich dort; aber nicht einen einzigen Menschen kann ich mehr nennen. Immer habe ich Namen so schlecht im Sinne gehalten.

„Große, bärtige Männer waren auf dem Schiffe, doch mein Vater war der schönste und größeste von allen. Ich weiß noch, wie er am Mastbaum lehnte und mir erklärte, warum die Ruder und Segel da seien. Alle Anderen mußten ihm gehorchen, und ich dachte immer, Zeus, der Götterkönig, von dem mir meine Mutter erzählte, trüge meines Vaters Antlitz. Meine Mutter verglich ich nie mit einer der Göttinnen, von denen ich wußte, — sie war eben meine Mutter!

„O, schön war sie und gut, wie Niemand auf Erden! — Noch Manches weiß ich von ihr, doch das kann ich nicht wieder sagen!" Helios hielt inne und blickte in die Ferne.

„Meine Mutter war auch eine Griechin," sagte Hera leise.

„Ich weiß, — ich weiß! aber du hast sie nie gesehen, nie gekannt, — du kannst nicht fühlen —"

Auf's Neue unterbrach er sich, dann sprang er plötzlich auf, deutete wieder auf die schimmernden Wogen zu seinen Füßen und rief: „Das Meer, das Meer ist an allem schuld! — O jene entsetzliche Nacht, — ich habe sie wieder und wieder durchlebt jetzt in meiner Krankheit. Wieder lag ich auf dem Boden des schwankenden Schiffes, meiner Mutter Arm hielt mich umschlungen. Die Wellen stürzten über uns, — meine Augen waren geblendet vom Wasser.

„Ich hörte des Vaters laute Stimme, — einen Schrei von der Mutter Lippen, dann ward ich in die Höhe geworfen, wieder zurückgeschleudert und ich umklammerte — nicht mehr den Arm der Mutter, sondern ein langes, großes Holz. Um mich her war Wasser und wildes Tosen und Geschrei.

„Ich sah im Halbdunkel der Sommernacht meinen kleinen Bruder in den Wogen versinken, ich sah Selenens lichtes Haar auftauchen und verschwinden, — dann sah ich auf einmal dicht neben mir meine Mutter, — woran sie sich hielt, weiß ich nicht. Einen Arm streckte sie mir entgegen, ich strebte hin in ihre Nähe — im nächsten Augenblicke rollte eine neue Wassermasse auf uns zu — ich sah ihr bleiches Antlitz sich verzerren und dann — dann sah ich sie nie, nie mehr."

Helios schwieg, aber die Jungfrau frug weiter: „Wie bist du denn nach Zidon gekommen?"

„Ich weiß es selbst nicht. Vermuthlich hat mich der Perlenfischer aus dem Wasser gezogen, als ich am Morgen betäubt auf meinem Holzklotz umhertrieb. O, ihr Götter! Hätten sich meine Arme doch gelöst, dann wäre ich frei gestorben, gestorben mit ihnen, zu denen ich gehöre, und nimmer müßte ich jetzt ein Sklave unter Fremden sein!

„Der Zidonier hat mich aus den Wellen gezogen, wie er jede seltene Muschel, jeden guten Fisch in seinem Nachen birgt, nur um Gold dadurch zu lösen. Freilich, Anfangs habe ich dem Manne keinen Nutzen gebracht. Ich erinnere mich unklar, daß ich in Fieberglut auf einem ärmlichen Lager in düsterer Kammer lag, und daß statt meiner Mutter eine kleine, schwarzhaarige Frau zu mir trat und mir zu trinken reichte. Das Weib des Fischers war sie, und allezeit ist sie gut zu mir gewesen, — wenigstens in ihrer eignen, rauhen Weise.

„Als ich wieder gesund und kräftig geworden, verlangte ich fort zu meinen Eltern. Doch Niemand hörte auf meine stürmischen Bitten.

„Oft lief ich, wenn der Abend kam, — denn dann war's mir stets am unerträglichsten bei den Fremden, — fort, am Strande entlang, immer in der Hoffnung, die Ställe meiner Heimath, meines Glückes wiederzufinden. Hatte doch das Haus meines Vaters auch nicht weit vom Meere gelegen.

„Doch stets vergebens war mein Suchen und Rufen; und wenn mich der nagende Hunger nicht zurücktrieb zur Hütte des Fischers, so fand mich dennoch der Zidonier immer wieder, von Müdigkeit überwältigt im Sande oder auf den Klippen liegend. Dann trug er mich auf's Neue zu dem Ort, dem ich entflohen. Als ich größer und kräftiger war, trieb er mich mit Schlägen und harten Worten vor sich her.

„Ich verstand die phönizische Sprache nicht, und wollte sie Anfangs auch wahrlich nicht lernen. Später zwang mich die Noth wohl dazu, jedoch auch dann noch habe ich stets mit mir selbst geredet und gedacht in der schönen Sprache meiner Heimath. Sonst hätte ich sie wohl

vergessen. — Sie waren eigentlich nicht böse mit mir, die Fischersleute; aber sie waren arm — bitterarm. Doch ein Fremder im Hause war ich und blieb ich — der Sklave, den sie zum Verkaufe aufzogen!

„Und als nach einer stürmischen Zeit das Brot einmal kärglich geworden, da brachte mich der Fischer zu einem Händler in der Stadt, strich schmunzelnd das Geld ein, welches ihm dieser für mich zahlte, und ließ mich dort.

„Nun mußte ich in der ekeln Färberei arbeiten — o, ich habe mich zurückgesehnt nach der Hütte des armen Mannes, nach der Arbeit am Strande! Dort war ja doch reine, frische Luft, und allein konnte ich dort sein, wann immer ich wollte!

„Hier aber, in den übelriechenden Färberkammern, bei lauter älteren Männern, die mich vom Morgen bis zum Abend herumstießen und mit rohen Schimpfreden übergossen, — hier glaubte ich ersticken zu müssen. Unzählige Male versuchte ich zu entfliehen, und nach jedem mißlungenen Fluchtversuche wurde ich strenger gehalten, härter behandelt. Und am Ende bin ich still und stumm geworden wie der Byssus, den ich bearbeitete, — doch leider war ich nimmer fühllos, wie der bunte Stoff. Hätte ich ein Schwert gehabt in jener Zeit — ich stände wahrlich nicht an dieser Stelle!

„Eines Tages brachte mich mein Herr nach Tyrus, und hier wurde ich auf den Markt getrieben, und deines Vaters Hausmeister kaufte mich schon frühe am Tage."

„Ja, und du warst Anfangs so traurig und so still, Helios," unterbrach ihn das Mädchen. „Doch bald wurdest du anders; damals, als du zuerst gehört, daß mein Vater mit mir griechisch redete. Weißt du noch, wie du, wenn der Vater nicht im Hause war, in sein Gemach gegangen und dort die Bilder und Statuen aus Griechenland beschaut hast? Weißt du noch, wie ich dich dort fand, und wie oft wir danach mit einander hingegangen sind? Weißt du noch, wie wir beiden im Garten umherliefen und im Walde und am Meer? Weißt du noch, wie du gelacht hast, wenn ich mit Ada und den anderen fröhliche Spiele in den Gärten machte?"

„Ich weiß — still! ich weiß! — Ein Kind war ich, ein einfältiger Knabe, der, weil er sich ein wenig regen und bewegen konnte, weil er fröhliche Gesichter sah und gute Worte hörte, es vergaß, daß an seinen Füßen die klirrende, schmachvolle Kette des Sklaven hing!

„Vergessen habe ich es, bis zu dem Tage, da zuerst mich das Fieber schüttelte. Da kamen all' die Erinnerungen wieder, — da kam meine Mutter, wie ich sie zuletzt gesehen, mit bleichem, verzerrtem Antlitz. So stand sie vor meinem Lager — o ihr Götter, wie mich ihr Anblick marterte!"

Helios verstummte und schaute mit wildem Blick auf's Meer hinaus. Plötzlich flog ein Leuchten über seine Züge, ein mildes Lächeln umspielte seinen Mund. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sagte halblaut, mit weicher Stimme:

„Sie kam auch anders, — so wie ich sie als Kind gesehen, — so schön, so licht, so gut! Nachts, wenn ich ganz allein lag, schwebte sie mit dem Gruße Selenens zu meinem Lager. Sie neigte sich über mich, legte mir ihre linde Hand auf das brennende Haupt und küßte mich leise, wie sie es daheim gethan. Als mich das Fieber verließ, kam sie nimmermehr..... Jetzt sehe ich sie mit wachen Augen und im Traume der Nacht, wie ich sie erblickt in jener letzten, schauerlichen Todesnacht. Und so wird sie vor mir stehen, bis ich die schmachvollen Bande zerrissen und wieder das bin, wozu sie mich geboren: ein freier Sohn Griechenlands!"

„Helios!" ....

„Helios — ja Helios," entgegnete er bitter. „Wohl trage ich den Namen des Lichtgottes und im Schatten düsterer Knechtschaft habe ich dennoch mein Leben verbringen müssen."

„Was würdest du thun, wenn mein Vater dich frei ließe?" frug Hera, sich aufrichtend.

Helios deutete auf eine Schwalbe, die im pfeilschnellen Fluge an der Klippe vorüberschoß.

„Siehst du den Vogel der Freiheit dort? — Ich würde davonfliegen, wie er!"

Das Mädchen erbleichte und setzte sich wieder nieder. Sie preßte die Hände in einander und schwieg. Auch der Jüngling lehnte stumm an der Felswand.

Nach langem Sinnen unterbrach Hera endlich die Stille mit der Frage: „Weißt du es, warum ich den Namen der olympischen Königin trage?"

Helios fuhr zusammen. Nicht hier auf der Klippe, nicht im Lande der Phönizier hatten seine Gedanken geweilt. Mit einem kurzen Nein beantwortete er die Frage seiner jungen Herrin.

Sie aber fuhr unbeirrt fort: „Ich will dir sagen, wie es gekommen. Mich wundert, daß ich dir noch nie davon gesprochen — so oft hat der Vater mir die Geschichte erzählt.

„Es ist lange her — so lange als ich lebe —, damals fuhr der Vater noch selbst mit in die fernen Länder, öfter und länger, als er es in den letzten Jahren gethan. Und in einer Nacht, sagte er mir, da saß er am Rande des Schiffes, die Sterne zu beobachten, wie er es jetzt noch so viel thut. Aber es lag wie Blei auf seinen Augenlidern, und ehe er es wußte, war er eingeschlafen.

„Und dann träumte ihm, er stände auf den Stufen, die zu seines Hauses Garten führen, und sähe unter den blühenden Bäumen ein glänzend weißes Reh. Das spielte so fröhlich im Sonnenschein, und der Vater freute sich an dem Thierlein.

„Da ward plötzlich der Himmel düster; brausend fuhr der Sturmwind dahin über den Garten, und aus dem blumigen Grase schoß eine schillernde, schuppige Schlange hervor, dem weißen Rehlein entgegen. Das Erschrockene versuchte zu fliehen, sank aber zitternd zu Boden und das Ungethüm glitt ihm näher und näher.

„Der Vater wollte sein Schwert ziehen und die sich Emporringelnde tödten, doch er vermochte kein Glied zu regen! Da durchdrach plötzlich ein gewaltiger Löwe das Gebüsch — mit seinen Pranken schützte er das Reh.

„Die Schlange aber stieß einen Wehlaut aus und verschwand, — der Himmel wurde licht, der Sturmwind schwieg, — das weiße Reh erglänzte noch schöner als zuvor, des königlichen Löwen Haupt strahlte wie Feuer und Gold .... und dann erwachte der Vater.

„Am nächsten Morgen landete das Schiff hier in Tyrus, und als er sein Haus betrat, kamen ihm die Leute entgegen mit der Nachricht, daß ich geboren sei — geboren zu derselben Stunde, da er den wunderbaren Traum gehabt!

„Meine Mutter war sterbenskrank, — sie starb ja am nämlichen Tage, noch ehe die Sonne gesunken. Nie hat mein Auge sie erblickt. — Der Vater frug die weisesten Deuter, die Oberpriester Beels und Astartes um seinen Traum, und sie haben ihm alle gesagt:

„'Das Reh in deines Hauses Garten ist das Kind, das dir geboren. Du wirst Freude an ihm erleben eine Zeit lang. Dann aber wird eine gräßliche Gefahr ihm drohen, eine böse Macht wird es dir rauben wollen, und du selbst wirst machtlos sein! Doch im Augenblick der größesten Noth wird ein gewaltiger König kommen, er wird deine Tochter erretten, er wird den Feind besiegen, und in seinen Armen wird dein Kind gesichert ruhn!'

„So deuteten die Weisen, und darum gab mir der Vater den königlichen Namen. Darum murmelt er so oft, wenn er mich anschaut: 'In eines Königs Armen.'

„Ich aber möchte wiſſen, wann ſich der Traum erfüllt, und wiſſen, wer es iſt, der mich errettet.“

Sie hielt inne und heftete den Blick auf Helios, der ſcheinbar theilnahmlos neben ihr ſtand. Er blickte auf —

„Du haſt Augen wie das Meer,“ ſagte er ſchnell und mit erſtauntem Klang, als ob er die tiefblauen Sterne jetzt zum erſtenmal gewahre.

„Du haſſeſt das Meer, Helios,“ entgegnete ſie leiſe.

„Ja, ich haſſe es!“ rief der junge Grieche heftig. Wieder verſank er dann in ſtarres Schweigen.

Plötzlich ſprang Hera auf, berührte leicht die Schulter des Sklaven und rief: „Komm, ich will nach Hauſe!“

Stumm nahm Helios die Decke vom Boden, ſchüttelte die Sandkörner daraus und warf das bunte Gewebe über den einen Arm. Mit dem andern ſtützte er ſeine Herrin beim Herabklimmen von der ſteilen Klippe.

2. Eine Unterredung.

Wenige Schritte führten vom Fuße der Kreidefelſen auf die breite ſchattige Straße, an deren Seiten ſich die prächtigen Landhäuſer der Reichen von Tyrus befanden. Vor dem erſten dieſer Häuſer ſtand eine mit Schnitzwerk und Vergoldung überladene Sänfte, die eben dort angelangt zu ſein ſchien, denn die dunkelhäutigen Nubier, die ſie getragen, kauerten noch keuchend auf den zum Portale führenden Marmorſtufen.

Hera ſchritt jetzt mit ihrem Begleiter auf das Haus, das Haus ihres Vaters zu und warf einen raſchen, prüfenden Blick durch die Falten ihres Schleiers in das Innere der mit bunten Teppichen ausgeſchlagenen, mit Elfenbeinſitzen verſehenen Sänfte.

„Mattan Sydyk,“ ſagte ſie leiſe, in ärgerlichem Ton. Dann eilte ſie in die Halle.

Eine ältliche Frau mit gutmüthigem Geſicht kam ihr dort entgegen.

„Hera, du Goldkind, ſchon wieder zurück! Ich dachte, die Fahrt würde weit länger dauern!“ rief ſie erſtaunt in phöniziſcher Sprache, nachdem ſie die ſchlanken Hände des Mädchens geküßt.

„Ich bin gar nicht mitgefahren, — ich war auf der Klippe,“ war die kurze Entgegnung. Und ohne den bedauernden, verwundernden Ausruf der Dienerin zu beachten, fragte Hera: „Iſt Mattan Sydyk ſchon lange hier?“

„Nein, Schätzchen, nein. Gerade jetzt habe ich ſelbſt ihn hinaufgeleitet in des Herrn Gemach.“

„Wie unpaſſend, dieſe Stunde zu wählen! Ich wollte mit dem Vater reden!“

„So geh' hin zu ihnen, — Mattan Sydyk darf's doch gewiß hören, er iſt dir ja ſo wohl bekannt und immer ſo beſonders gütig zu dir. Der große Prieſter — Beelſamen erhalte ihn!“

Nur ein ſchroffes „Nein“ erhielt der Phönizierin wohlgemeinter Rathſchlag zur Antwort. Zu Helios wandte ſich Hera: „Bringe die Decke fort und dann magſt du thun, was du willſt. Sei nur zur Hand, wenn ich dich rufe.“

Der Grieche verneigte ſich ſtumm und ſchritt durch den Hof. In einer der vielen Thüren, welche ins Innere des Hauſes führten, verſchwand er.

Den Schleier zurückſchlagend, ſchüttelte Hera das lichte Haar heftig von den Schultern, ſo daß die Münzen leiſe klirrten.

„Komm, Thimna, löſe mir die Ketten und Schnüre und neſtle das Haar in die Höhe; es iſt ſo läſtig und heiß,“ ſagte ſie und eilte der Dienerin voran ihrem Gemache zu.

Das Haus Pygmalions war gebaut wie die meiſten Häuſer des damaligen Tyrus. Durch die nicht ſehr große Vorhalle trat man in einen weiten, viereckigen Hof, welcher von glänzenden Marmorwänden umgeben und mit kunſtvollem buntem Marmormoſaik gepflaſtert war. An vielen Stellen war dieſer Boden durch größere und kleinere, mit ſtehenden Marmorplatten eingeſchloſſene Beete unterbrochen. Hier grünten und blühten in üppiger Fülle rothe und weiße Roſen, großblumiger Jasmin, ſtrahlende Lilien, duftende Nelken; auch Feigen-, Mandel- und Granatbäume — alſo durch Farben, Duft und Schatten den Hof des Hauſes in einen Garten verwandelnd.

In der Mitte des weiten Raumes plätſcherte im Marmorbecken ein Springbrunnen, umgeben von Orangen- und Zitronenbäumen mit prangenden Früchten. Ein ſchwerer, ſeidener Vorhang verſchloß an der linken Seite des Hofes den Eingang zu einem prächtigen Saal, der ein Viertel des unteren Hauſes einnahm und nur zu Feſtlichkeiten und zum Empfang von Gaſten diente. Dieſem Saale gegenüber befand ſich eine Halle mit ſchlanken Säulen und hohen Eingangsbogen. An den Wänden derſelben lief ein breiter, mit ſeidenen Pfühlen verſehener Divan entlang. Dort war am Abend, wenn der Mond ſein mildes, zauberiſches Licht über den Hof, den nimmermüden Springquell und die leiſe flüſternden Bäume ausgoß, ein Lieblingsruheplatz Heras.

Jetzt aber wandte ſich die Jungfrau der rechts von der Saulenhalle befindlichen, frei liegenden Treppe zu, welche auf eine Galerie führte, von wo aus mehrere verhangene Thüren zu den verſchiedenen Obergemächern des Hauſes leiteten.

Aus einem dieſer kleinen, ſchattigen Räume erklang eine tiefe, wohltönende Männerſtimme. Lautlos huſchte Hera an dem mit dichtem Silberdraht verſchloſſenen Fenſter des Gelaſſes vorüber und öffnete die Thüre zum anſtoßenden Zimmer — ihrem Schlafgemache.

Dem Eingang gegenüber ſtand an der, mit einem tiefblauen, goldgeſtickten Gewebe verhüllten Mauer das niedrige Lager mit ſchwellenden, ſeidenen Kiſſen und purpurumſäumten Decken. Ein breiter, bequemer Divan lief an den übrigen Wänden entlang, und mehrere niedere Polſterſitze ſowie kleine Tiſche mit Platten von durchbrochener Goldarbeit, oder von jenem koſtbaren Citrusholze, das an den Abhängen des Atlas gewachſen, ſtanden auf dem Boden. In verſchiedenen Niſchen des ſchattigen Raumes befanden ſich Statuen griechiſcher Gottheiten, welche blendend aus den üppigen, dunklen Schlingpflanzen, die ſie umrankten, hervorſchauten.

Hera lehnte ſich mit müdem Ausdruck in die Polſter des Divans. Die Dienerin eilte zu dem Putztiſch, der in der Nähe des Lagers ſtand. Geräuſchlos glitt der Phönizierin Fuß über den Boden, welchen ein purpurfarbener, ſammtartiger Teppich bedeckte. Aus dem für andere Augen chaotiſch erſcheinenden Durcheinander auf der Tiſchplatte von wohlriechendem Zedernholze wählte ſie mit kundigem Blick einen großen ſilbernen Stehſpiegel, einen zierlichen Handſpiegel mit elfenbeinernem Griff, ſowie verſchiedene Kryſtallfläſchchen mit Oel und duftendem Waſſer gefüllt.

Doch das Mädchen wehrte den braunen Händen, welche dienſteifrig nun in ihr lichtes Haar griffen.

„Laß jetzt, Thimna,“ ſagte ſie. „Ich bin zu müde. Wenn die Kugel dich ruft, komm wieder, mein Haar zu ordnen!“

„Wie du willſt, Goldkind, wie du willſt“ — und ſich verneigend entfernte ſich die Alte.

Hera war allein.

„Blind und taub für alles außer dem einen Wort: Freiheit!“ flüſterte ſie, ſich aufrichtend.

Sie legte den Schleier und das ſchwere, goldene Stirnband ab, doch ſie that es langſam, wie unbewußt, mit großen Augen ins Leere blickend.

„. . . . Siehſt du den Vogel der Freiheit? — ich

würde davonfliegen wie er!" kam es leise über ihre bebenden Lippen.

Dann saß sie stille, in Gedanken versunken.

Bald erhob sich die Jungfrau. Unruhig schritt sie auf und nieder. Endlich öffnete sie die Thüre und trat hinaus.

„Es ist schwül drinnen," murmelte sie, sich an das reich geschnitzte Geländer der Galerie lehnend und hinabblickend in den Hof.

„Am Brunnen wird es kühler sein," — schon wandte sie sich zum Gehen, als der Klang ihres Namens ihre Aufmerksamkeit auf die Stimmen lenkte, die aus dem naheliegenden Gemach ihres Vaters herübertönten.

„Nicht mitgefahren ist Hera?" so hörte sie deutlich den Vater fragen.

„Nein, nein, — ich sage es dir," entgegnete eine andere, seltsam gedämpfte Stimme.

„Mein Sohn, — du weißt ja, wie treu er stets die liebliche Gespielin seiner Kindheit bewacht —"

„Hera bedarf keiner Bewachung," unterbrach der vorige Sprecher ruhig, aber bestimmt.

„Wäge die Worte nicht wie rothes Gold, mein Freund! Ethbaal beschützt deine Tochter, wo es noth thut, er bewacht sie, weil sie ihm so lieb und werth ist. Und so hat er natürlich auch heute gleich bemerkt, wie Hera heimlich mit dem griechischen Sklaven den Garten verließ. Er ist ihr gefolgt und hat sie — leider nicht zum erstenmal — ferne von der fröhlichen Schar ihrer edelgeborenen Genossen mit dem Griechen auf einer Klippe am Strande gefunden!

„Das Mädchen hat deinen unbeugsamen Willen, Pygmalion; sie ist nicht gewichen von dem wüsten Orte, den sie in kindischem Eigensinn den elfenbeinernen Bänken meiner Barke vorzog!"

Heras Augen blitzten, sie stampfte leicht mit dem Fuß auf den Boden.

„Kommst du, um meine Tochter anzuklagen? Du hättest dir die Mühe sparen können, Mattan!" sagte ihr Vater drinnen, und seine tiefe Stimme bebte vor verhaltenem Groll.

„O Pygmalion, Freund meines Herzens, warum willst du mich denn mißverstehen?" erwiderte der Priester in schmerzlichem Tone.

„Wie könnte ich dein schönes, edles Kind bei dir, dem edlen Vater verklagen, wie könnte ich der Jungfrau übel deuten, was sie in kindlicher Unbesonnenheit thut oder läßt? — Nur *warnen* wollte ich dich, Pygmalion, — warnen als dein ältester Freund, dem die Ehre deines Hauses lieb ist, wie seine eigene, daß du die Tochter, welche deinen Namen und deine Güter dereinst besitzen soll, nicht zu einer *Fremden* werden lässest in der eignen Vaterstadt!"

Hera streckte die Hände drohend der silbervergitterten Fensteröffnung entgegen, sie schien im Begriff zu sein, in das Zimmer einzudringen, jedoch sie besann sich und eilte zurück in ihr eigenes Gemach.

„Ich will ihm zeigen, welches Recht sie haben, mich zu bewachen!" murmelte sie bleich und vor Erregung zitternd. Sie ergriff eine silberne Kugel, welche in der Nähe des Ruhebettes in einem glänzenden Metalldecken lag. Laut tönend fiel der schwere Ball nieder aus der weißen Hand der Jungfrau in die blinkende Schale.

Thimna, die Alte, eilte auf den hellen Klang herbei.

„Geh schnell und sage Helios, den Wagen anzuschirren, dann komm zurück, mein Haar zu ordnen," befahl ihr Hera.

Die Alte ging und kam, flocht das lange, lichte Haar des Mädchens und wand es in einen festen, griechischen Knoten. Sie legte Schleier und Stirnreif wieder kunstgerecht um das junge, stolze Haupt, und wenige Minuten später setzte Hera ihren schmalen Fuß auf die Hand des im Staube der Straße knieenden Helios und schwang sich in den kleinen, vergoldeten Wagen, ergriff die Zügel der weißen Maulesel und spornte die hübschen Thiere zum eiligen Laufe an.

Dahin sauste das kostbare, im Sonnenlicht schimmernde Gefährt — Helios, der Sklave, lief, bald den rechten, bald den linken Arm einstemmend, zur Seite.

3. Mattan-Sydyk.

Es waren zwei sehr verschiedene Männer, die sich in dem kleinen Gemache an der Galerie einander gegenüber befanden, Pygmalion, der Kaufmann, lehnte mit untergeschlagenen Armen an der Wand, neben einem mit vielerlei Schriftrollen, Tafeln, Steinen und getrockneten Kräutern bedeckten Tische. Wenig Aehnlichkeit war auf den ersten Blick zwischen dem Vater und seiner Tochter zu gewahren.

Hera machte den Eindruck einer Griechin, obgleich ihre Züge nicht das klassische, oft starre Ebenmaß hellenischer Formen zeigten. Pygmalion dagegen verleugnete trotz seines griechischen, einfachen Gewandes nicht den Sohn seines Volkes. Seine Hautfarbe war braun, seine Augen dunkel und unruhig, sein Haupthaar, sowie der lang herabwallende Bart von glänzendem Blauschwarz. Breit und edel geformt war des Kaufmanns Stirne; zwei tiefe Furchen über den zusammengewachsenen Brauen gaben dem dunklen Antlitz etwas noch Finstereres. Doch der strenge, vom krausen Barte fast versteckte Mund, er konnte auch lächeln, und solch Lächeln war wie Sonnenlicht, und wohl erinnerte in solchem Augenblicke der ernste Mann an sein goldhaariges, blüthenweißes Kind.

Auch jetzt, da Pygmalion, der Königliche, hoch aufgerichtet, stolz und unbeweglich stand, erschien für den genauen Beobachter eine Aehnlichkeit zwischen Vater und Tochter, — eine Aehnlichkeit, welche wohl mehr geistig als körperlich zu nennen war.

Mattan Sydyk, der Priester Beelsamens, ruhte, oder kauerte vielmehr nach orientalischer Sitte auf dem Divan des Gemaches. Er war entschieden der ältere der beiden Männer. Seine tiefliegenden, meist halbgeschlossenen Augen sandten in diesem Moment einen lauernden, erwartungsvollen Blick auf den vor ihm stehenden Kaufmann, welcher ohne eine Miene zu verziehen, nur mit zeitweisem lodernden Aufflackern der unruhigen, suchenden Augen seiner Rede gefolgt war.

Jetzt blickte Pygmalion ernst auf den Gast. Durch die Oeffnung, welche zum Dache des Hauses führte, fiel helles Sonnenlicht über die Gestalt Mattans.

Kleiner als sein Freund erschien der Priester; das gelbe, seidene Gewand, welches er trug, umhüllte einen üppigen Körper, zu dem der strenge Ausdruck des gerötheten bartlosen Antlitzes schlecht passen wollte. Dies Antlitz würde dennoch und trotz des ihm fehlenden Haarschmuckes nicht unschön gewesen sein, hätten nicht tiefe, lange Narben auf den Wangen und der Stirne es unheimlich verzerrt und entstellt. Auch die braunen Arme, welche das weite Gewand sehen ließ, sowie die entblößte Brust des Priesters zeigten ähnliche tiefe Narben. Eine der dicht beringten Hände des Priesters besaß nur noch 3 Finger, und Mattan trug alle diese Verstümmelungen absichtlich zur Schau. Hatte er sie sich doch selbst, um Beelsamen, dem großen, mächtigen Gott zu dienen, zugefügt und sich durch solches Thun den Beinamen *Sydyk*, das ist der Gerechte, erworben.

Die Worte des eifrigen Warners schienen nur wenig Eindruck auf Pygmalion gemacht zu haben. Er entgegnete nach kurzem Schweigen ruhig: „Du erregst dich unnöthig, Mattan! Ist es denn verwunderlich, daß Hera an dem Wesen des edlen Volkes, dem ihre Mutter

entſtammte, Freude findet? Nie habe ich meine Tochter gehindert und gehemmt in ihrem Thun oder Laſſen — frei ſoll ſie ſich bewegen und entwickeln zu dem Großen, das ihr beſtimmt!"

„Du denkſt an den Traum, den du gehabt, zur Stunde da Hera geboren?"

„Ja, Mattan, ich gedenke jener Weiſſagung, welche ein guter Geiſt in jener Nacht dem Gotte, der in mir lebt, gegeben," ſprach Pygmalion mit beſonderem Nachdruck.

Ein ſeltſames Zucken ging über das entſtellte Geſicht des Prieſters, doch der Kaufmann gewahrte nichts davon, ſondern fuhr, wie zu ſich ſelbſt redend, mit gedämpfter Stimme fort: „Warum ſoll nicht aus dem Lande der Griechen jener große König kommen, in deſſen Armen meinem Kinde zu ruhen beſtimmt iſt? — Warum ſollte nicht ein Hellene erſtehen, der das ſchmachvolle Joch der Römer abſchüttelt von ſeinem ſchönen Vaterlande und die Kinder ſeines edlen Volkes wieder zurückführet zu dem vorigen Glanze, der vorigen Freiheit? — Warum . . . ."

„O Pygmalion, Freund meines Herzens, halt ein!" unterbrach Mattan den Begeiſterten. Er erhob mit ſchmerzlicher Geberde die Hände und rief lauter als dies ſonſt ſeine Art war: „Wehe, daß der edelſte Bürger von Tyrus, der königliche Pygmalion nur mit einem Zehntel ſeines Herzens der großen Vaterſtadt angehört! Ich habe es kommen ſehen, das Unheil, und ich habe gewarnt und gerathen als dein treuer Freund von dem unſeligen Tage an, da du das griechiſche Weib in dein Haus brachteſt! Ihr zuliebe verſtießeſt du die Töchter von Tyrus, welche dein Vater dir zu Frauen gegeben. Ihr zuliebe änderteſt du deine Sitten und deine Sprache. Im Andenken an die Griechin und den Traum, der ihrem Kinde zukünftige Größe verhieß, nanntеſt du dieſes Kind nach der Königin fremder, griechiſcher Götter."

„Du vergrößerſt, Mattan, und mit anderen Augen ſieheſt du als ich. — Unheil erſcheint dir, was meines Lebens größeſtes Glück war!"

Ruhig ſprach alſo der Kaufmann, doch ſein Antlitz war fahl geworden, und ſeine Lippen bebten.

Der Prieſter aber richtete ſich auf, näherte ſich dem Freunde und fuhr in geheimnißvollem Flüſtertone eifrig fort:

„Nein, wahrlich ich vergrößere nichts, Pygmalion. Nicht will ich dich kränken und erzürnen; doch den Traum will ich dir deuten, — jenen Traum, der dir die Sinne feſſelt, ich will ihn dir auslegen, wie es eines Tyrers würdig iſt.

„Sieh — „den Königlichen" ruft dich das Volk, und mich nennen ſie „den Gerechten". — Dein Haus und das meine ſind die edelſten in Tyrus, und unſere Kinder, ſie erben unſere Namen und Güter. Siehe Ethbaal an, meinen dritten Sohn. Iſt er nicht mehr ein Herrſcher als ein Kaufmann? Gebietet er nicht und findet Gehorſam, wo immer er ſich zeigt? — Fürwahr, hoch ſtrebt ſein Sinn, und ich trage mich mit der Hoffnung, daß, wenn die Zeit kommt, da Tyrus wieder wie vordem einen König haben wird, ich Ethbaal meinen Sohn, mit der Krone auf dem Haupte ſitzen ſehen werde auf dem Throne des mächtigen Iram! — Ethbaal hat noch keine Weiber zu ſich genommen, wie ſeine älteren Brüder. „Ich weiß eine," ſagte er zu mir, „die ſoll die erſte ſein und die Königin meines Hauſes." Und ich weiß ſie auch, — dieſe eine! Ich will ſie dir nennen, Pygmalion, in dieſer vertrauten Stunde —"

„Du meineſt Hera, — mein Kind?"

„Ja, Freund! Sie allein meine ich, und das iſt die Deutung deines Traumes: Ethbaal wird der große König ſein, in deſſen Armen ſie ruhen ſoll!" —

Erwartungsvoll blickte der Prieſter hin zu dem ernſten Manne, der noch immer unbeweglich an der Wand lehnte. Ein leichtes, faſt ſchmerzliches Lächeln umſpielte Pygmalions Lippen, als er erwiderte: „Du deuteſt nach deinem Herzen, Mattan; und nicht unannehmbar iſt das Bild, das du mir entrollſt. Leider aber malteſt du nicht mit den Farben der Wahrheit! Ich weiß, daß Tyrus ſich in Jahrhunderten vielleicht erſt wieder zum Königthum aufſchwingen kann. Dein Sohn wird alſo vorausſichtlich nie auf dem Throne Irams ſitzen. Ich weiß ferner, daß Ethbaal längſt, gleich ſeinen Brüdern, Weiber zu ſich genommen hat, — doch Weiber aus unedlen Geſchlechtern, Weiber, deren er ſich ſchämt und ſie deßhalb in deinem Hauſe verborgen hält. — Und ich weiß endlich, daß Hera an deines Sohnes Seite nimmer das Glück finden könnte, welches ich ihrer Mutter gewahrt, und deſſen mein Kind würdig iſt!"

Mattan erbleichte und biß die Zähne zuſammen. Es dauerte eine Zeit lang, bis er ſich einigermaßen geſammelt und hervorzüchte: „Siehe da, — Pygmalion, der ſeine Schiffe unbeſorgt um ſeinen Vortheil, vertrauensvoll den Knechten überläßt, — er mißtrauet jetzt den Worten eines alten, bewährten Freundes; er hat ſeine Kundſchafter und Berichterſtatter; er weiß mehr von dem Sohne als der Vater ſelbſt!"

Die dunkle Röthe des Zornes ſtieg in des Kaufmanns Antlitz, jedoch er drängte die haſtigen Worte, welche auf ſeinen Lippen ſchwebten, zurück, erfaßte des Prieſters Hand mit feſtem Griff und ſagte ruhig: „Reize mich nicht zum Zorne, Mattan! Und laß uns nicht ſtreiten über Unabänderliches."

Mattan ging. Und Pygmalion ſagte zu ſich ſelbſt: „Auch dies dahin. Ich habe gewußt, daß er ein Eiferer iſt. Aber ſtets habe ich ihn für uneigennützig und wahrhaftig gehalten. Dahin — dahin!"

Der Menſch kann beinahe jedem Uebel entrinnen, nur nicht ſich ſelbſt. Bricht Krieg, Hunger oder Peſtilenz über ihn herein, ſo kann er, einzig um ſeine perſönliche Sicherheit beſorgt, in andere Länder fliehen, wo dieſe ihn nicht beläſtigen. Vor ſich ſelbſt aber kann der Menſch nicht fliehen. Ob er nach dem hohen Norden oder dem fernen Süden reiſte, — überall trägt er die Welt ſeiner eigenen guten oder böſen Neigungen und die Erinnerung einer guten oder ſchlechten Vergangenheit mit ſich herum. Irrthümlich iſt es, von einer todten Vergangenheit zu reden. Die Vergangenheit lebt fort, denn ſie iſt ein Theil unſrer ſelbſt; und was zu unſerem eigenen Ich gehört, iſt für dieſes gegenwärtige Leben unſterblich. In einem tiefen Sinne machen wir uns ſelbſt; und das, was wir heute freiwillig aus uns machen, das werden wir morgen ſein, ob wir wollen oder nicht. Was wir heute thun, wird uns morgen entweder aufwärts tragen oder wie eine ungeheure Laſt abwärts ziehen. Die Hand des Allmächtigen allein kann die Laſt vergangener Zeit vernichten, und den Menſchen von ſeinem böſen Selbſt befreien; aber die Verheißung dafür iſt nur für den gegenwärtigen Augenblick: „Heute, ſo ihr ſeine Stimme hören werdet." Glücklich der Menſch, welcher dieſe Stimme hört, und heute nur das aus ſich macht, was er morgen zu ſein wünſcht. Selig der Mann, welcher, wohl wiſſend, daß er ſich ſelbſt nicht entfliehen kann, alſo lebt, wie er einſt wünſchen wird, gelebt zu haben.

Digitized by Google

Das Wappen unserer Monatsschrift:

„Die Welt ist mein Kirchspiel und Seelen retten mein Beruf."

Für Haus und Herd von Memoria Gratia.

Als ich kürzlich die Januar-Nummer unserer Monatsschrift in ihrem weihnächtlichen Prachtgewand von der Post bekam und in der „Offenen Post" die edilorielle Bemerkung las: „Mit Gottes Hilfe beginnen wir den 14. Jahrgang." wußte ich kaum, ob ich meinem Gedächtnisse oder der wohlunterrichteten Feder des Redakteurs mißtrauen sollte. Also dreizehn lange Jahre sind schon darüber hingegangen, seit dem neugeborenen Kinde der Geleitsbrief mit auf den Weg gegeben wurde:

„So geh' getrost, du gehst ja nicht alleine;
Und findest du der Brüder niedre Thür',
So schau — im Glauben dort im Abendscheine
Tritt unbemerkt ein Engel mit dir ein.
Noch lodern auf dem Herd die lichten Flammen,
So schlagen eure Herzen eng zusammen."

Ein wackerer Junge ist unser Haus und Herd seither geworden. Wie schnell ist doch die Zeit verflogen!

Und was ist aus unserm Haus und Herd seinem Wesen nach während dieser Zeit geworden! Man vergleiche nur den ersten mit dem dreizehnten Bande.

Bei einer kürzlichen Gelegenheit hörte ich mehrere Ansichten. Es waren meistens wohlbelesene und intelligente Beurtheiler, die ihre Anschauung zum Besten gaben.

Meinte der eine: „Mir imponirt hauptsächlich der belehrende Charakter Haus und Herds. Unser junges Volk liest überhaupt wenig; und was es liest, ist leichte Waare; nirgends viel Belehrung. Und es giebt doch des Wissenswerthen so viel in der Naturgeschichte, auf politischem, gewerblichem, sozialem und kirchlichem Gebiete, daß es einem das Herz brechen möchte, wenn man sieht, wie unsere jungen Leute ohne alle Kenntnißnahme von diesen Dingen aufwachsen. Haus und Herd bringt da in populärer ansprechender Weise das Nothwendigste und entspricht so einem dringenden Bedürfnisse."

„Ja," fügte der Nachbar zur Linken bei, „und dann ist Alles in schönem Deutsch gehalten. Unser Volk verdirbt sich an den hiesigen politischen Lokalblättern den literarischen Magen, so daß man manchen Orts gar nicht mehr weiß, was eigentlich deutsch ist. Haus und Herd sorgt für guten deutschen Lesestoff; und wer braucht den mehr als unser deutsch-amerikanisches Volk und besonders unsere Jugend?"

Der Nachbar zur Rechten war ein eifriger Sonntagschul-Superintendent und hätte auch gerne seine Meinung geäußert. „Ich meine," hub er an, „wenn's unsere Sonntagschullehrer und Superintendenten recht bedenken, dann müssen sie sich sagen, daß wir den sichtlichen Fortschritt des letzten Jahrzehnts in unsern Sonntagschulen zum großen Theil Haus und Herd zuzuschreiben haben. Mit welchem Eifer werden seither in unsern Lehrer-Vorbereitungs-Stunden und Bibelklassen die Lektionen besprochen; und ich bedaure nur, daß es noch so viele Lehrer giebt, die kein Haus und Herd haben und andere, die nicht hineinschauen. Ich kann euch sagen, es würde manchem unserer Prediger nicht schaden, wenn er zu gewissen Zeiten die Erklärungen in Haus und Herd nachsähe. Ich bin zu dieser Ueberzeugung gekommen, nachdem ich manchmal solche auffällige Sonntagschulreden vernahm."

„Ich lese auch immer die Sonntagschullektionen," warf eine junge Dame ein, „aber am liebsten sind mir immer die wunderschönen Geschichten; solche wie z. B. die von „Kaiser Wilhelm und der kleinen Martha" oder „Erinnerungen eines Arztes," wie sie in letzter Dezembernummer erschienen. Ich kann derartige Geschichten nie lesen, ohne daß mich meine Gefühle ganz überwältigen. Besonders bei der letzterwähnten konnte ich den heißen Wunsch nicht unterdrücken: „Ach, wenn doch alle unsere jungen Leute, ehe sie in's praktische Leben hinausgehen, solche Erfahrungen machen könnten, wie jener Arzt in nächtlicher Stunde am Sarge seiner ersten Patientin!"

„Ja," erscholl jetzt die Stimme der Großmutter, die bis dahin scheinbar theilnahmlos dagesessen und sich mit den Kleinen beschäftigt hatte, „ich bin besonders im Verlaufe dieses Jahres so lebhaft an die alten Zeiten erinnert worden, wenn ich Abends so die Jubiläums-Artikel — so nennen sie das ja wohl — nachlesen konnte. Ich sage euch, mein altes Herz fühlt wieder jung, wenn ich von den ersten Anfängen des Werkes höre. Welche Selbstverleugnungen, Verfolgungen und Kämpfe hatten doch die ersten Pioniere des Methodismus zu bestehen. Ja, die Sachen lese ich immer am liebsten. Da kann ich mich nämlich wieder so recht in die alte segens-

reiche Zeit versetzen, so daß es mir manchmal scheint, als ob es gar nicht wahr sei, daß es heutzutage so kalt und todt in der Kirche geworden ist. Der Herr ist mir dann oft so innigst nahe, daß ich laut aufjubeln muß."

Der älteste Sohn des Hauses, ein etwas schüchterner junger Mann von 18 Jahren, wagte zwar kein Wort zu sagen, schien aber sichtlich interessirt in den Gang des Gesprächs, denn er war ganz Ohr. „John, wie gefällt dir denn unser Haus und Herd," wandte sich jetzt fragend der Sonntagschul-Superintendent an ihn, „oder liest du gar nicht d'rin?"

„Ob ich darin lese? Ich sollte meinen, das würdest du gar nicht mehr bezweifeln. Seit ich letzten Winter den Herrn gefunden habe, ist mir Haus und Herd unentbehrlich. Ich lese die Lektionserklärungen wohl zwei- bis dreimal über, ehe ich in die Sonntagschule gehe. Daneben aber sind mir die Mittheilungen über unser Missionswerk in den Heidenländern äußerst wichtig. Wenn mich der Vater nach Berea schicken will, dann habe ich selber im Sinn, einmal in China oder Indien das Evangelium zu verkündigen."

„Was ist denn das eigentlich für ein Buch, von dem ihr da sprecht?" unterbrach ein eben eingetretenes Kirchenglied, ein Mann in den mittleren Jahren, der jedoch nie in die Klasse, selten in die Betstunde und nur bei gutem Wetter in die Predigt geht, dabei weder Apologeten, noch Sonntagschulglocke, geschweige Haus und Herd liest; „das möcht ich doch auch einmal lesen; kannst mir's am Ende borgen, Br. K.?" indem er sich an den Hausvater wandte. „Das kann geschehen," meinte Br. K., „John, geh' in die Vorderstube und hole das Januarheft." „Ist nicht hier," erwiderte John. „Du weißt ja, Br. L., der da unten im Thale in dem Blockhüttchen wohnt und schon so lange krank ist, hat hergeschickt und da haben wir es ihm gegeben. Er liest es so gern und kann immer die Zeit nicht abwarten, bis wieder ein Heft kommt."

Ich hatte bis dahin unbemerkt gelauscht, trat nun aber auf den Wink der Hausmutter, die alle Anwesenden an die gedeckte Tafel nöthigte, ein und nachdem ich mit Allen Grüße gewechselt hatte, begann ich den Gesprächsfaden auf's Neue anzuknüpfen. „Ihr habt da einen interessanten Unterhaltungsgegenstand; habe eurem Urtheile über unsere Monatsschrift mit Interesse gelauscht; möchte aber gerne zwei Fragen an euch richten, die ihr mir jedoch beantworten müßt." „Heraus mit den Fragen," hieß es von allen Seiten. „Wie viele von euch lesen Haus und Herd hauptsächlich nur zur Belehrung, ohne sich jemals zu erbauen?" „Die Frage ist verfänglich gestellt," meinte der erste Redner. „Ich kann wohl sagen, daß ich in Haus und Herd hauptsächlich Belehrung und Unterhaltung suche. Ich lese besonders die illustrirten wissenschaftlichen Sachen, Reiseskizzen, Biographieen ꝛc. gerne. Aber mir hat's doch auch schon mancher ernste Artikel angethan, so daß ich den Entschluß faßte, es mit meinen religiösen Pflichten genauer zu nehmen." Der Nachbar zur Linken stimmte getroffen bei. „Nun," nahm ich mein Fragestelleramt wieder auf, „wie viele lesen Haus und Herd zur Erbauung?" Ein freudiges „Ich" war deutlich genug auf allen Zügen zu lesen, während der Hausvater bemerkte: „Da ist höchstens Br. X. hier in der Stube, der vorhin den Wunsch ausdrückte, ein Heft zu borgen, der bis dahin von keinem Haus und Herd Segen zu sagen weiß. Sonst, denke ich, sind wir uns Alle einig."

Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß diese verschiedenen Urtheile zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Gelegenheiten gegeben wurden, und daß es sich mit meinen Fragen und deren Beantwortung ähnlich verhält, daß ich also die verschiedenen Beurtheiler nur der größeren Anschaulichkeit wegen in eine Gesellschaft zusammen gruppirte.

Was ich jedoch zeigen wollte, ist einfach dieses: Während unsere Monatsschrift als ein Vermittler zwischen nichtkirchlichen Personen und der ewigen Heilswahrheit von der Bekehrung des Sünders zu Gott eine erhebliche Lücke in unserer kirchlichen Literatur ausfüllt, ist es eine Fundgrube tiefer christlicher Erbauung für das sinnende Gotteskind.

Während ich schreibe, liegt die Dezembernummer des letzten Jahrgangs mit dem Inhaltsverzeichniß desselben vor mir und ich staune über die große Anzahl von christlichen Erzählungen, die da auf einen kleinen Raum zusammengedrängt sind. Der Editor hat es meisterlich verstanden, die überflüssigen Schnörkel und Nebensächlichkeiten mit dem Rothstift auszumerzen. Alles ist Handlung und Fortschritt der Erzählung im engsten Rahmen; und keine Geschichte ist vorhanden, die nicht irgend eine tiefreligiöse Wahrheit zur Anschauung brächte.

Daneben enthält der Jahrgang eine erhebliche Anzahl Artikel über Kirche und Mission, sämmtlich von den frömmsten und fähigsten Männern der Kirche verfaßt. Besonders zählen hieher die Jubiläumsbilder, die allein eine kleine Geschichte von dem glorreichen Fortschritt unsers Zion ausmachen.

Ich brauche wohl kaum auf die Rubrik „Erbauliches" zu referiren, um es jedem aufmerksamen Leser in's Gedächtniß zurückzurufen, daß er von dem ersten „Gott zum Gruße" in der Januarnummer bis zu dem letzten „Ebenezer" (Offene Post) in der Dezembernummer eine ununterbrochene Reihe der kernigsten, tiefdurchdachtesten, religiösen Wahrheiten empfangen hat.

Digitized by Google

Das aber, geliebter Leſer, iſt eben das Bruſtſchildwappen unſerer ſchönen Monatsſchrift: ſie will um Seelen werben, ſie will ein Mittel ſein in der Hand des großen Herzenlenkers, um Viele, Viele zum Herrn Jeſu zu führen. Möge ihr der Herr noch viele Freunde erwecken, auch möge ſie uns noch viele Jahre zu Aller Segen erhalten bleiben!

Wie einer vom Falle aufſtand.

Nach dem Engliſchen für Haus und Herd von Carl J. Allert.

Nahe am Fenſter am warmen Herd, in einem der fürſtlich eingerichteten Paläſte New Yorks, ſaß Fräulein Dewitt. Koſtbare Oelgemälde und Aquarellen deckten die Wände, während umher Statuetten und köſtliche antike Vaſen und allerlei Schönes und Sonderbares das Zimmer zierte. Fräulein ſelbſt ſaß in einem feinen Seſſel und ſchaute ſtarr vor ſich hin ins Feuer.

„Ach!“ ſprach ſie halblaut, „Weihnachten iſt doch eine läſtige Zeit!“ Ein ſolches Rennen und Durcheinander auf den Straßen und in den Läden! Und alles für nichts! Niemand wünſcht was! Ich wenigſtens habe gar keinen Wunſch nach irgend etwas! Bin überladen mit Juwelen, Bildern, Schachteln, Hündchen und Katzen aus feinſtem Porzellan, daß man ſich kaum bewegen kann. Da iſt der Papa, er will nichts — braucht nie was ich ihm ſchenke. Mama hat alles in der Welt woran ich denken kann! So iſt es mit Onkel und Tante — ſie haben ſchon ſo viel, daß ſie nicht wiſſen, wohin damit! Ach! wenn ich doch an etwas denken könnte!“

Lange ſaß ſie und ſann. Haben wohl die guten Engel ihr was zugeflüſtert? denn ihre Mienen verlieren den verächtlichen Zug. Sie ſieht freundlicher und milder aus.

„Ich wünſche, ich wäre beſſer als ich bin!“ ſeufzte ſie. „Ich erinnere mich an den Text vom vorigen Sonntag: „Geben iſt ſeliger denn Nehmen.“ Es muß doch etwas dahinter ſein. Und ſteht nicht etwas in der Bibel davon, daß man nicht wieder etwas erwarten ſoll, wenn man etwas giebt? Mir ſind keine arme Leute bekannt. Papa ſagt, es gäbe wenige Arme, die der Unterſtützung würdig wären. Nun, was das angeht, ſo giebt's auch Reiche, die auch unwürdig ſind. Ich, zum Beiſpiel, bin ich all dieſer ſchönen Sachen würdig? Ich bin nicht beſſer als die armen Mädchen, die in den Läden ſtehen müſſen, und um ſechs Uhr Morgens ſchon bei dieſer Kälte auf dem Wege ſein müſſen. Hui! es ſchaudert mich, wenn ich daran denke! Ah, ich wünſche, mir wären arme Leute bekannt, denen ich zu Weihnachten etwas geben könnte!“

In dieſem Moment trat Betty, die Magd, herein.

„Betty, kennſt du Jemand, der arm iſt, dem ich etwas zu Weihnachten geben könnte?“

„Ach! arme Leute giebt's doch immer genug!“

„O ja! Bettler, aber ich meine Leute, denen man doch was geben könnte, nicht nur Eſſen oder etwas Geld. Ich weiß nicht, wo ich ſie finden ſoll, und wenn ich's wüßte, ſo würde ich mich fürchten hinzugehen! Ach, ich denke, ich gebe den Gedanken ganz auf!“

„Das wäre nun noch ſchöner — einen ſolchen guten Vorſatz fahren zu laſſen, weil man keine arme Leute finden kann, oder ſich fürchtet, zu ihnen zu gehen. So viel Umſtände nimmt das gar nicht. Da wäre unter Andern John Morley's Frau.“

„Was, der Gärtner, den Papa wegen Trinken fortgejagt hat?“

„Ja, ja, eben derſelbe — armer Menſch — iſt nicht ſo ſchlimm. Und er hat eine gute Frau und Kinder, ſo hübſch als man ſie irgendwo ſehen kann!“

„Mir hat John immer gefallen, aber Papa iſt ſehr ſtrenge wegen des Trinkens. Er beſteht darauf, er wird keinen Mann dulden, der trinkt.“

Einige Augenblicke ſchwieg ſie, dann unterbrach ſie die Stille:

„Nun ja, es iſt doch eine gute Idee. Sag', Betty, weißt du, wo Frau Morley wohnt?“

„Ach ja, bin oft da geweſen.“

„Nun, dann wollen wir heute Nachmittag ſehen, was wir für ſie thun können.“

* * *

Wir treten in ein Dachſtübchen ein. Alles iſt nett und reinlich, aber arm ausgeſtattet. Ein kleiner Ofen, ein paar Stühle und Bänke, ein Bett und darunter ein Bettchen für Kinder, auf einem Brett an der Wand etwas Tiſchgeräthe. Dort ſitzt eine bleiche Frauengeſtalt mit Nähen beſchäftigt. Ihr Geſicht verräth Sorge und Noth. Ihre dünnen Hände zittern vor Schwäche. Zwiſchen den Stichen fallen ſchwere Tropfen den blaſſen Wangen hinab. Es iſt Frau Morley. Ihr Mann war am Morgen aufgeſtanden und desperat hinausgegangen.

„Es iſt alles vergeblich!“ hatte er geſagt. „Habe ich nicht das ganze Jahr gelebt, ohne einen

Tropfen zu berühren? Und jetzt, da ich einmal gefallen bin, stoßt man mich hinaus. Fällt man einmal, dann wird man von Jedermann getreten. Und dann spricht man noch von der Liebe Christi! Wer glaubt noch daran?! Ich spüre nicht viel davon. Wenn man drunten ist, treten Christen sowohl als andere auf Einen. Jeder lebt für sich und der Teufel holt sie alle."

Damit war er hinausgegangen. Sie hatte nichts erwidert, denn sie wußte wie vergeblich ihre Rede gewesen wäre.

„Mama," frug die kleine Elsie," was werden wir für Weihnachten bekommen? Ihr kleiner Bruder Tottie drängte sich auch an der Mutter Knie: „Liebe Mutter, werden wir auch Weihnachten haben?"

Das war zu viel für die arme Mutter. Sie verbarg ihr Gesicht in ihren Händen und schluchzte sehr. Der lang zurückgehaltene Sturm im Innern wollte losbrechen. Sie zitterte am ganzen Körper. Draußen in der Kälte wanderte ihr Mann umher, entmuthigt, versucht, verzweifelnd. Die Hausmiethe war fällig, woher das Geld? Fleißig arbeitete sie mit der Nadel, aber wie gering war der Verdienst. Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft stand in Schreckensgestalten vor ihrem Geiste.

Sie durchlebte noch einmal die Zeit, da sie ihr freundliches Heim verlassen mußten, die Kinder waren auf die Straße gesetzt; ihr Mann betrunken im Rinnsteine liegend. Der Sturm brach völlig los. Sie konnte ihn nicht länger bändigen. Wie einer, der im letzten Athemzug der Verzweiflung nach Athem schnappt, so schrie das arme Wesen mit zusammengeschlagenen Händen: Ach Gott, ach Gott, erbarme dich!

Da war keine Stimme noch Antwort. Keinen Fußtritt hörte man. Niemand hatte die Thür geöffnet und doch hatte Jemand diesen Ruf der Verzweiflung vernommen. War's auch ein lieber Himmelsbote, unsichtbar und doch nah, der sie zu der alten Bibel führte und sie da den 72. Psalm finden ließ?

„Er wird den Armen erretten, der da schreit und den Elenden, der keinen Helfer hat. Er wird gnädig sein den Geringen und Armen und den Seelen der Armen wird er helfen."

Sie legte ihre eingefallenen Wangen auf das liebe alte Buch wie an die Brust einer Mutter. Der Sturm legte sich. Sie gab die zerrissenen Fäden ihres Lebens in die Hände des Allweisen und Gnädigen. Eine tiefe Ruhe lagerte sich auf ihre Seele.

Die Kinder hatten den ganzen Vorgang mit Staunen angesehen. Verstehn konnten sie ihn ja nicht. Da der Mutter Antlitz wieder ruhig wurde, wurden auch ihre Gesichter wieder heiter und sie freuten sich, daß ihr Liebkosen, wie sie glaubten, die Mutter wieder beruhigt habe. Die Mutter küßte sie zärtlich, band ihre Arbeit in ein Bündel und machte sich bereit zum Geschäftslokal zu gehen.

„Liebe Mutter," baten die Kinder, „sie machen die Kirche drüben so schön, die Thore stehen offen, Leute gehen aus und ein; können wir nicht ein wenig im Hof spielen?"

Die Mutter schaute zum Fenster hinaus zu der epheuumrankten Kirche.

„Ja, lieben Kinder, aber ihr müßt recht artig und still sein."

Drunten in der Kirche war reges Leben; man war mit dem Schmücken derselben beschäftigt. Draußen schien die Sonne hell. Die Kleinen lachten und sprangen. Unter dem Thor stand der Kirchner. Mit freundlichem Lächeln beobachtete er die Geschwister. Er liebte Kinder; besonders seit jenem Tage, da er seine kleine Maria dort unter den immergrünen Bäumen zur Ruhe gelegt hatte.

„Bitte, können wir von diesem Laub nehmen," frug Elsie höflich.

„O gewiß! Dies brauchen wir nicht mehr."

Tottie griff lustig mit zu. Das herrliche Immergrün war zu schön! Da gab's an den Zweigen auch noch viele rothe Beeren. Was für schöne Sachen wollten sie nicht damit machen!

„Wollt ihr nicht in die Kirche kommen, Kleinen?" frug freundlich der alte Mann.

„Seht wie schön sie ist; Ihr könnt hinein kommen!"

Sie traten leise ein. Welch' eine Herrlichkeit! Alles mit lieblichem Grün geziert. Dazu fielen die rothen, blauen, gelben Sonnenstrahlen durch die bunten Fenster. In einem kleinen Wald von Ranken und Gesträuch versteckt, spielte der Organist zur Probe:

„Horch! der Engel Stimmen singen,
Heil dem holden Jesuskind."

„Ruhig, Tottie!" flüsterte Elsie, „ich glaube wirklich, so ist's im Himmel!"

Hand in Hand durchwanderten sie die geräumige Kirche, während des Kirchners Auge ihnen theilnahmvoll folgte.

„Ihr könnt noch mehr Immergrün draußen finden. Vielleicht könnt ihr Gebrauch davon machen," sprach er.

„O danke! danke!" rief Elsie aus. „Ach Tottie, denke dir! Wir wollen Alles heim nehmen, und unsere Stube damit schmücken. Was wird Mama sagen, wenn sie heim kommt?!"

Gesagt, gethan. Epheu und Strohpalmen, Erdweihrauch und Bittersüß. Dazu hatte eine Dame ein mit Beeren hübsch verziertes Kreuz gelassen, das gab der Kirchner den glücklichen Kindern. Bald waren sie auf dem Heimwege, reichbeladen und vergnügt, verfolgt von dem

überaus freundlichen Blick des alten Mannes. Noch einmal mußte er an seine kleine Marie denken, denn seine Lippen bewegten sich, und er murmelte: „Sie wird nicht wieder zu mir kommen, aber ich werde wohl zu ihr gehen."

In der Dachstube gings bald lustig her. Auch die alte Bibel bekam ihren Kranz. Tottie hatte seine Schnur von Glasperlen ins Fenster gehängt; somit sahen sie doch ein wenig Aehnlichkeit zwischen ihrem Fenster und den bunten Fenstern der Kirche. Elsie fegte noch hübsch aus, machte Feuer an, setzte den Theekessel auf und alles war bereit für die Ueberraschung der Mutter.

* * *

„Kalte Weihnachten!" meinte Jeder, der reich beladen mit Geschenken auf den Straßen dahin eilte.

„Ja, kalte Weihnachten!" brummte Johann Morley vor sich hin. „Sollt's auch meinen! Kalt genug für einen armen Kerl, der nirgends Unterkommen finden kann; den Niemand verlangt und Niemand helfen will. Sollt's auch meinen!"

Den ganzen Tag war er auf den Füßen gewesen. Ueberall das alte Lied: harte Zeiten, wenig Verdienst, keinen Gebrauch für ihn. Er war niedergeschlagen und zänkisch, mit allen Menschen und mit sich selbst unzufrieden. Gewiß war er vor allem Schuld an seinem eignen Elend. Aber diese Thatsache machte seine Lage nicht besser. Er war von England gekommen ein Gewohnheitstrinker. Im freien Amerika hatte er der Lust völlig den Zügel gelassen. Aber seine liebende Gattin hatte ihn bewogen, das Mäßigkeitsgelübde zu unterzeichnen. Ein ganzes Jahr hatte er das Gelübde gehalten. Aber in einer unbewachten Stunde, in Gesellschaft alter Kameraden, war er wieder zum Falle gekommen. An jenem Abend hatte er die Opfer eines ganzen Jahres eingebüßt. Zwei Wochen lang blieb er dabei — von einem Rausch zum andern — und als er endlich nüchtern geworden, da fand er, daß sein Herr ihn entlassen habe. Das zog jetzt alles wieder durch seine Seele. Brütend vor sich hinblickend, dachte er über sein Elend nach. Es war aber kein Nachdenken der Reue, sondern der Verzweiflung. Mechanisch bewegte er sich mit den Fußgängern voran.

„Nur weil ich arm bin, gehts mir so. Trinken nicht die Reichen auch? Schlägt nicht jeder einmal über'n Strang? Wer bekümmert sich darum? Aber ich — und da ist mein armes Weib — armes Ding — und Johann fing an weich zu werden, als er an Weib und Kind dachte. Er konnte es sich ja doch nicht verbergen, daß er am Ende doch an allem Elend schuld sei. Es nagte an seinem Herzen. Wie viel Kummer hatte er den Seinen bereitet! — und es könnte noch schlimmer werden! Verzweiflung ergriff ihn aufs neue. Unweit von ihm stand ein Wirthshaus. Warum nicht hineingehen und sich stärken und dann ins Wasser springen, um seinem elenden Dasein ein Ende zu machen? Er eilt darauf zu. Aber warum biegt er um die Ecke, ehe er das Trinklokal erreicht hat? Hat wohl eine unsichtbare Hand die seine erfaßt. Bald befindet er sich in einer Menge Menschen, die dahin eilen, und zu einem großen Gebäude eingehen. Neugierig geht er im Gedränge weiter. Entferntes Singen tönt ihm entgegen. 's wird immer deutlicher und heller, bis er in einem Saale steht, wo er jedes Wort verstehen konnte:

Wie wälzt das Volk sich drängend dort
Mit ungehaltner Eile fort!
Warum die Menge Tag für Tag?
Was ist's, das sie so ziehen mag?
Hört! aus dem Volke tönt der Schrei:
„Jesus von Nazareth geht vorbei!"

John hatte keinen bestimmten Begriff von Religion, und doch lag etwas in dem Liede, das ihn fesselte. Mit müden Füßen, hungrigem Magen und wundem Herzen drückte er sich in eine Bank. Er war ganz Ohr während der Mann weiter sang:

Jesus, der Herr, der unsre Noth
Getragen hat bis in den Tod;
Der Schwerbeladnen Hilf und Heil,
Der Lahmen Stab, der Armen Theil.
Die Blinden jauchzen bei dem Schrei:
„Jesus von Nazareth geht vorbei!"

Kommt ihr beladnen Seelen! heut'
Vergebung, Trost und Ruh' er beut;
Ihr Wandrer von der Heimath fern,
Kommt, schmeckt die Güte eures Herrn!
Versuchte Seelen, hört den Schrei:
„Jesus von Nazareth geht vorbei!"

Dann stand ein einfacher Mann auf und redete in ebenso einfachen Worten über einen Abschnitt, den er aus der Bibel vorgelesen hatte: „Fürchtet euch nicht, siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr."

Der Redner war sehr ernst, so daß John meinte, er rede allein zu ihm persönlich. Der Vater habe John Morley einen Heiland gesandt, der ihn erretten sollte, ihn vom Falle aufheben, böse Angewohnheiten überwinden helfen. „Sein Name ist Jesus," rief er, „er will sein Volk erretten von ihren Sünden." Wie ein Durstiger Wasser trinkt, so labte sich John an diesen Worten. Das war ja gerade was er bedurfte. Einen Freund, allmächtig, barmher-

Digitized by Google

zig, liebevoll, der ihm helfen könnte die bösen Neigungen seines verdorbenen Herzens zu besiegen. Wie nie zuvor fühlte er seine Schwachheit. Thränen begannen seine Augen zu netzen. Ein Hoffnungsstrahl fiel in sein Herz. Würde er ihm jetzt wohl helfen? Sein elender Zustand war ihm klar: er mußte ja immer tiefer und tiefer sinken und die Seinigen mit sich hinabziehen! War der Heiland wirklich für Solche gekommen? Ja, der Mann hatte ja gesagt: „Dir ist der Heiland geboren — dir dem Verlornen, Arbeitslosen, Verachteten. Dir, der du im Schmutz der Gasse gelegen und unrein bis im Herzen, dir zu gut ist Jesus gekommen, dich zu reinigen und endlich in die schöne Himmelsheimath zu nehmen. Dies ist die frohe Botschaft. Jesus ist Gottes Weihnachtsgabe für arme Menschen. Du magst ihn heute haben — heute kann er dein Heiland werden. Er sucht, er ruft dich! Nimm ihn heute — jetzt — in deinem Herzen auf."

Die Versammlung war bei diesen Worten mächtig ergriffen. Viele schluchzten laut, kein Auge war trocken geblieben. Dann sang ein Mann wieder mit großem Pathos:

Da sind neunzig und neun in sichrer Ruh',
In sichrer Hirtenwacht.
Doch eins nur eilt dem Elend zu,
Und irret in finstrer Nacht.
Hinweg, in der Wildniß dürrem Land,
Hinweg von des treuen Hirten Hand.

„Herr, hast du hier nicht neunzig und neun?
„Sind die nicht genug für dich?"
Doch der Hirte sprach: „Dies ist auch mein,
„Auch seiner erbarm' ich mich.
„Und ist auch der Weg so rauh und steil,
„Ich such' das Verlorne zu seinem Heil!"

Die Versammlung war aufs Aeußerste gespannt. Auch John war ganz hingerissen; er weinte wie ein Kind. Mächtig wirkte Gottes Geist. John suchte sich in diese wunderbare Heilandsliebe hineinzudenken. Er konnte dem Drang nicht widerstehen. Der Heiland sucht mich! Soll ich heute noch gerettet werden — heute?" Welche Gefühle übermannten ihn, als er noch den Vers singen hörte:

Und horch! durch der Berge Sturmgebraus,
Und herauf durch der Thäler Grün,
Ertönt, bis zum sel'gen Vaterhaus,
Die Botschaft: „Es ist geschehn!"
Und die Engel am Thron' stimmen jauchzend ein:
„Der Retter bringt froh das Verlorne heim!"

„Also dieser Retter ist mir verlorenem Schafe nachgegangen auf den Gassen der Stadt?" — John brach völlig zusammen. Das Eis war in den Strahlen der Gnadensonne verschwunden. Seine Seele schrie zu Gott. In seinem Innern hieß es: „Komm herein, du Gesegneter des Herrn, warum stehest du draußen?" Und der Heiland kehrte ein — die große Weihnachtsgabe! Er ging von dannen wie ein Traumender, aber mit leichten frohen Schritten. Hunger und Kälte hatte er vergessen. Eine unaussprechliche Freude, ein seliger Friede war auf ihn herabgekommen. Er eilte heim, um seiner Marie zu erzählen, wie große Dinge der Herr an ihm gethan.

* * *

Mittlerweile hatte sich in der Dachstube eine wunderbare Scene abgespielt. Die Mutter war ja mit ihrem Bündel nach dem Geschäftslokal gegangen, um ihre Arbeit abzuliefern und andre zu holen.

„Heute bezahlen wir noch vollen Preis. Madame," hatte der Bediente gesagt, „harte Zeiten, wenig Absatz, — müssen ein Drittel abziehen."

„Werde mein Bestes thun," hatte sie gelassen gesagt. Trotz solcher Aussichten quälten sie doch nicht solche Gedanken wie am Morgen. Friede und Ruhe waren wie zwei liebliche Engel eingekehrt, und ihre Seele war gefaßt. Die Bibelworte kamen ihr immer wieder wie ein balsamischer Duft entgegen: „Er wird den Armen erretten, der da schreit, und den Elenden, der keinen Helfer hat." Irdische Hilfe sah sie nicht, aber eine unsichtbare war ihr gekommen.

Als sie die Thür zu ihrem armseligen Gemach öffnete, trat sie erstaunt zurück. Sie konnte ihren Augen nicht trauen. Das Feuer brannte mit Lust und der Kessel dampfte. Der Tisch war mit einem reinen weißen Tuch bedeckt, mit Tellern, Tassen und sonstigem Tischgeräthe beladen. Brot, Butter, Schinken und in der Mitte ein großer Weihnachtskuchen, ringsum mit bunten Kerzen besetzt. Dort stand für die Mutter ein gepolsterter Lehnstuhl. Fräulein Dewitt saß da mit Elsie auf dem Schoß, während Betty sich mit dem kleinen Tottie lustig machte. Kinder waren von Kopf bis Fuß mit neuen Kleidern versehen. Elsie hielt eine Puppe und Tottie sein Roß und Wagen. Das hatte Fräulein alles so ausgedacht und geordnet, wobei ihr Betty rathgebend zu Hilfe gekommen war.

Als sich die freudige Erregung und der Jubel der Kinder einigermaßen gelegt hatte, nahm Fräulein Dewitt das Wort.

„Es thut mir so leid, daß John den Platz beim Vater verloren hat. Er war immer zuvorkommend und gut. Ob er wohl an diesem Weihnachten das Gelübde unterzeichnen würde? — Dann würde ich Papa bewegen, ihn wieder in Dienst zu nehmen. Papa thut gewöhnlich, was ich haben will. Seit John fort ist, hat er keinen gehabt, der ihm gefallen hat. Sagen Sie ihm,

ich will beim Papa gut für ihn stehen, er wird mich nicht im Stich lassen. Sagen Sie ihm, ich schenke ihm volles Vertrauen."

Dabei zog sie ein Gelübde aus der Tasche, das mit schönen Zügen geschrieben war, und datirt: „Am heiligen Abend 18—"

„Morgen kommt John zu uns, bringt die Kinder mit, auch Gelübde unterschrieben und ich werd's fertig bringen."

Sie küßte die Kinder und nahm Abschied.

Was sich kurz darauf zutrug, als der Vater mit einem neuen Herzen nach Hause kam — wer könnte das beschreiben? Das ist in der Chronik droben angeschrieben. Ob die Engel wohl vor Freuden mitgeweint? Gewiß flossen im Dachstübchen Freudenthränen, heiße Dankesgebete stiegen zum Himmel empor, neue Entschlüsse wurden gefaßt — ein neues Leben war in jenen Familienkreis gekommen. Warum auch nicht?

Und die Engel am Thron stimmen jauchzend ein:
„Der Retter bringt froh das Verlorne heim!"

* * *

„Fröhliche Weihnachten!" so rief Frl. Dewitt an jenem Weihnachtsmorgen, als sie in ihres Vaters Zimmer trat.

„Papa, du mußt mir heute etwas Besonderes geben," sagte sie, ihn zärtlich küssend.

„Nun was soll's sein — mein halbes Königreich?"

„Ach nein, nein, Papa, so viel nicht. Ich möchte heute nur meinen eigenen Willen durchsetzen."

„Nun ja, was soll's sein?"

„Ich wünsche, du würdest John wieder in Dienst nehmen."

Die freundlichen Mienen des Vaters änderten sich sichtbar bei dieser Wendung der Dinge, aber seine Tochter ließ ihn nicht zu Wort kommen.

„Nun bitte, lieber Papa, sage nichts, bis du mich angehört hast. John war immer ein vortrefflicher Arbeiter. Unter seiner Aufsicht sah das Treibhaus immer schön aus. Aus diesem Mike wird sein Leben nichts Gescheidtes. Er ist stumpfsinnig wie eine Eule."

„Das ist alles wahr," entgegnete Herr Dewitt, „aber er trinkt, und ich werde Niemand um mich her dulden, der dem Trunk ergeben ist."

„Aber, Papa, dafür bürge ich. Ich habe ein Gelübde geschrieben und er hat es unterzeichnet. Hier ist's."

Der Vater las es und sichtbar bewegt drehte er es in den Händen und die Tochter fuhr fort:

„Du solltest sehen, wie sehr arm sie sind. Seine Frau ist so nett und arbeitet immer so fleißig — und haben solch schöne Kinder! Ich habe ihnen gestern etwas zu Weihnachten gebracht, aber das hilft wenig, wenn er keine Arbeit bekommt. Den ganzen Tag hat er wieder gesucht ohne Erfolg. Es ist doch schrecklich, arbeitslos zu sein — und dabei haben die Unschuldigen zu Hause zu leiden."

In diesem Moment öffnete sich die Thüre und in der Vorhalle horte man Kinderstimmen.

„Bitte, Fräulein," trat Betty herein, „die Kleinen wollen dir ein Weihnachtsgeschenk überreichen, sie freuen sich so sehr darüber."

Tottie überreichte seine bunte Perlenschnur und Elsie das Kreuz — das Theuerste, das sie hatten.

„Ach, ihr lieben Kinder, ihr seid doch zu lieb — diese werde ich aber immer zum Andenken behalten. Dank, vielmal Dank dafür!"

Herr Dewitt war bei diesen Vorgängen recht mürbe geworden.

„Sind das Johns Kinder?" frug er, indem er Thränen wegwischte.

„Ja, Papa," sprach Fräulein Dewitt, die Locken der Elsie streichelnd, „und sind's nicht allerliebste Wesen?"

„Nun sag' John, ich werde es wieder mit ihm versuchen."

Das war Fräulein Dewitts glücklicher Weihnachtstag. Sie hatte zum erstenmal erfahren, wie gut es für den Thäter ist, Gutes zu thun. Sie war aus der langweiligen Selbstsucht herausgekommen und verstand von jenem Tage an, was das bedeute: Geben ist seliger denn Nehmen. Und wo hätte man wohl ein glücklicheres Heim gefunden, als in jenem Dachstübchen?

„Gott aber sei Dank für seine unaussprechliche Gabe!"

Ausſaat.

enket numme, Chinder, es ſchlaft im mehlige Chärnli
chlei und zart e Chüimli, das Chüimli Ihuelich ke Schaüfli,
uei, es ſchlaft, und ſeit kei Wort, und iſſt nit und trinkt nit,
bis es in de Fuhre lit, im lockere Bode.
Aber in de Fuhren und in der fiechtige Wärmi
macht es heimli uf us sim verſchmiegene Schlöfli,
ſtreckt die zarte Gliedli, und ſuget am ſaftige Chörnli,
wie ne Mutterchind, 's isch alles, asi es mil bregget.

J. Hebel.

Musikpflege im christlichen Hause.

Für Haus und Herd von J. H. Wallfisch.

Das verbreitetste und billigste Musikinstrument ist die menschliche Stimme. Wenn es nicht also wäre, so könnte in den Familien der Armen, denen ja das Evangelium nicht nur auch, sondern ganz besonders verkündigt wird, von Musikpflege nicht die Rede sein. So aber können wir alle singen von dem, was unser Herz bewegt.

Alles was wir sind und haben, sollen wir als Christen in den Dienst Gottes stellen, auch unsre Stimme; Gott verlangt nicht mehr als wir besitzen. Wir können ihm keine bessere Stimme weihen als wir haben; aber wir können wuchern mit dem uns anvertrauten Pfunde. Wir können unsre Stimme pflegen, indem wir sie vor schädlichen Einflüssen bewahren.

Daß das (besonders unsern deutschen Landsleuten eigenthümliche) „Anfeuchten der Kehle" mit bairischem Bier gut ist, möchte ich sehr bezweifeln. Es bringt vielleicht in „Stimmung" und verhilft zu einem „Bierbaß", aber die Stimmbänder bringt es viel eher außer Rand und Band. Auch der Taback (Pardon!) gehört nicht zur Stimmenkultur; er reizt mehr zum Husten und Ausspeien als zum Singen. Der Genuß zu kalter Getränke und Speisen, das Offenhalten des Mundes, besonders in kalter Luft, vielleicht bei schnellem Gehen, alles was eine Halskrankheit zuziehen kann, ist zu vermeiden.

„Rast' ich, so rost' ich" gilt auch hier. Das Wichtigste in der Stimmpflege ist, daß wir unsre Stimme überhaupt benützen, regelmäßig, täglich singen. Wenn schon der Fachsänger dieses für gut und nöthig erkennt, um wie viel mehr sollte es der Laie!

Wir müssen die Beschaffenheit unsrer Stimme kennen lernen, ihren Umfang, d. h. wie hoch und tief wir singen können und welcher Eigenschaft die vorhandenen Töne sind.

Dies vorausgesetzt, werden wir im Stande sein, die Stimme recht zu behandeln. Hier heißt es: „probiren geht über studiren," zumal wir uns nicht auf langathmige, kunstwissenschaftliche Erörterungen einlassen können. Von einer gewissen beliebten Sängerin wird gesagt: „Ihre Stimme ist nicht besonders, auch nicht umfangreich, aber sie versteht sie zu behandeln." „In der Beschränkung zeigt sich der Meister."

Singe aus gläubigem, warmem Herzen ohne Künstelei und Uebertreibung. Heuchle kein Gefühl. Sei auch im Singen wahr. Brülle nicht darauf los aus lauter Leidenschaft und Ueberschwenglichkeit. Laß dich durch nichts verleiten, zu schwach zu singen.

„Jeder Vogel singt, wie es ihm im Herzen klingt." Gewisse Lieder gefallen uns besonders um des Textes oder der Melodie willen; sie klingen uns ins Herz hinein. Jeder hat wohl ein Lieblingslied oder mehrere. Dieses singe für dich, so oft es dich dazu treibt — bei oder nach der Arbeit. Die Vortragsweise ergiebt sich ziemlich von selbst aus der augenblicklichen Gemüthsbeschaffenheit.

Unsere Hausandachten sollten nicht so „ohne Sang und Klang" gehalten werden. Ein langsamer Choral oder ein schnelleres, geistliches Volkslied mehrstimmig in gemischtem Chor von der Hausgemeinde wohlbedacht, aufrichtig, warm gesungen, ist recht belebend, erbauend. Auch ist eine regelmäßig tägliche Vereinigung der Hausgenossen zu ausschließlich solchem Gesang empfehlenswerth.

Je nach dem musikalischen Wissen und Können des Einzelnen wird der Erfolg sein, was den Gesang an sich selbst betrifft. Man vergesse jedoch nie, daß die Musik nur ein Mittel zum Zweck sein soll. Zweck und Ziel ist die Verherrlichung Gottes durch Veredlung, Erweckung und Erbauung der Betheiligten. Der schönste, kunstgemäßeste Gesang wäre unnütz, wenn er nicht dieses zu erreichen suchte und vermöchte.

Scheinbar einfacher und dennoch schwieriger und ernster gestaltet es sich, wenn außer einem Piano oder einer Orgel ein oder mehrere Personen im Hause sind, die gründlichere, musikalische Bildung besitzen und wohl mehr verstehen, als ein einfaches Lied zu begleiten, einen Choral zu spielen.

Das geistliche Lied mit seinem religiösen Text bringt weniger die Gefahr des Mißbrauchs mit sich; seine Grenzen sind fast unüberschreitbar gezogen. Anders verhält es sich mit der Instrumental-Musik. Hier sind keine Worte, die den Tönen erklärend zur Seite stehen. Das „lustige Stück" ist eben fröhlicher Art und es wird uns nicht der Grund und Gegenstand der Fröhlichkeit angegeben, wenn nicht vielleicht durch den Namen des Stückes. So auch bei Musikstücken anderen Charakters.

Hier kommen wir auf einen Punkt, der ernsten Christen mit zartem Gewissen etwas zum Nachdenken und Entscheiden geben wird: Die Grenze zwischen dem Erlaubten und Unerlaubten ist oft, wenn nicht immer, eine sehr schmale Linie, welche zu erkennen zuweilen nicht leicht ist.

Da nun „Vorsicht die Mutter der Weisheit" ist, so galt schon dem fliehenden Lot, er solle nicht nur Sodom, sondern die ganze Umgegend verlassen, und je schneller und weiter ein Gotteskind den Dingen und dem Wesen dieser Welt entflieht, desto gesicherter ist seine Seele.

Nun können wir freilich die Sünde oder wenigstens das Zweifelhafte aus einander zerren und ziehen, bis wir zu dem Schluß kommen — allerdings in Selbsttäuschung — es sei nicht Sünde, nicht Unrecht. So auch in der Musik. Man könnte fragen: „Ist Dreiviertel-Takt Sünde?" Gewiß nicht. „Ist es Sünde, erst einen Grundton und dann zwei Akkorde zu spielen?" Nein. Nun — ein Walzer ist im Dreiviertel-Takt geschrieben, die Begleitung enthält Grundbaß und zwei Akkorde, die Melodie ist nebensächlich oder ließe sich nöthigenfalls auch durch solch schlaue Fragen zerlegen. Hieraus ergäbe sich nun: Ein Christ darf einen Walzer spielen. Ist das wahr? Nun, es giebt Christen, die ohne Anstoß ihres Gewissens Tanzstücke und allerlei leichtfertigen Operettenkram spielen können; ob sie es immer werden thun können, ist abzuwarten. Vielleicht wird ihr Gewissen zarter, wenn der Geist Gottes an ihrem Herzen sein Werk weiter treibt und eine völligere Weihe und Uebergabe an ihnen wirkt. Hier mag Jeder nach dem Maß seiner Erkenntniß handeln. Man sei vorsichtig im Urtheilen, wenn man Jemanden findet, der auch seine Finger Gott zum Opfer gegeben hat und weder Lust noch Recht hat, Weltliches zu spielen.

Wer das Theater-, Opern- und Operetten-Unwesen kennen gelernt hat, wer da weiß, wie viel Sünde auf diesen Gebieten herrscht, wird den sehnlichsten Wunsch haben, lieber etwas *mehr* zu meiden, als Gefahr zu laufen, sein innerstes Heiligthum zu entweihen.

Solche Erwägungen und Wünsche werden bestimmend sein bei der Wahl des Stoffes, den wir zu unserer musikalischen Uebung und Erholung im häuslichen Kreise benützen wollen.

Wenn des Tages Last und Mühe vorüber ist, sollten sich die Hausgenossen vereinen. Im „christlichen" Hause ist es ja nicht Sitte, daß der Mann oder die Söhne in den Saloon oder drgl. gehen, um sich dort zu amüsiren, sondern hier wird das Familienleben recht gepflegt. Da bietet unter Anderem die Musik Stoff genug zu unschuldiger Freude, Erholung, Erquickung.

Der wahre Christ weiß nichts von „Langeweile". Er will sich nicht „zerstreuen", sondern sammeln. Mit seiner Erholung will er nicht „die Zeit todtschlagen". Er ist immer dabei zu lernen und zu wachsen, besonders in der Gottseligkeit. Auch die Musik benützt er zu seiner Freude und Veredlung zugleich. „Auf Flügeln des Gesanges" erhebt sich sein Geist über Raum und Zeit, und er ist selig in Hoffnung. Während er den Tönen lauscht, weilt sein Herz dort, wo sein Schatz ist.

Da ist vielleicht in der Familie ein Sohn, den lockende Freunde ins Weltleben ziehen wollen. Er will des Abends weggehen, wie andere junge Leute; er will das Leben genießen u.s.w. Der Vater ermahnt, die Mutter küßt thränenden Auges ihren Liebling und redet ihm zu, daheim zu bleiben, wo es ja auch schön ist, ja schöner als dort draußen im wüsten Welttreiben unter Gottlosen. Zureden hilft, der Sohn bleibt zu Haus, die Unterhaltung beginnt, man singt, musicirt, fröhliche und ernste Lieder wechseln mit einander ab, es werden (wie vielleicht nie zuvor) tiefe Eindrücke auf das „Sorgenkind" gemacht, Ewigkeits-Eindrücke. Nichts ahnend zieht man sich zur Nachtruhe zurück. Alles schläft, nur Einer nicht; er kann nicht. Ein Pfeil hat sein Herz getroffen. Ein Pfeil in Form eines Liedes, aber nicht in Gift getaucht, sondern in den Born, der wider alle Sünde und Unreinigkeit fließt. Wenn in öffentlichen Versammlungen Sünder durch die Macht der Töne (wenigstens indirekt) erweckt und bekehrt werden — wofür es ja Beispiele genug giebt! — warum nicht ebenso im Familienkreise?

Da sitzt ein Familienvater auf dem Schaukelstuhl. Im Arme hat er sein todtkrankes Kind. Drei seiner Kinder sind schon im Himmel. Der Arzt kann nicht helfen. Die Wohnung ist klein, die Verhältnisse ärmlich und niederdrückend. Er schaukelt das Kind und sucht es mit einem Lied zu beruhigen. „Harre, meine Seele, harre des Herrn" singt er wie nie zuvor. Die Thränen rinnen ihm über die Wangen in den Bart. O herrliches Lied, mitten in Trübsal gesungen, tröstend, das Herz zu Gott erhebend! Das ist Gesang, emporsteigend aus einem Herzen, das nirgends Ruhe, Friede und Hilfe sucht und findet als allein in dem Gott seines Heils.

Wer könnte alle die erdenklichen Fälle schildern, da Musik ein bedeutende Rolle im Familienleben spielt?!

Wir wollen sie nicht überschätzen, d. h. am Ende gar dem Worte Gottes selbst sie vorziehen, aber ein nicht zu unterschätzendes Hilfsmittel zur Erziehung, Veredlung des Gemüthes und zur nützlichen Ausfüllung der Mußestunden ist sie zweifellos.

Die Musik ist eine Macht; laßt uns dieselbe zum Guten gebrauchen. Den Uebergang vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen in etwa darstellend, hat sie eine nicht zu verkennende Verwandtschaft mit der Gottseligkeit, indem sie ihrer Natur und Macht nach ein unaussprechliches Geheimniß ist.

Darum kann, soll und muß man sie zu Gottes Verherrlichung benützen.

Gottes Reich kann (unter Umständen) in's Herz hinein gesungen werden, um aus demselben wiederum heraus zu tönen.

„Singet und spielet dem Herrn in eurem Herzen!“ denn: „Das ist ein köstlich Ding, dem Herrn danken, und lobsingen deinem Namen, du Höchster; des Morgens deine Gnade, und des Nachts deine Wahrheit verkündigen.“

Religiöses Leben in Deutschland.

Für Haus und Herd von Hans Tharau.

Das Kommen des Herrn ist nahe, — die lange Nacht neigt sich ihrem Ende zu, schon fängt es an zu dämmern!“ so mahnen, laut und leise, Stimmen aller Orten in der Christenheit.

Und: „Wo ist die Verheißung seiner Zukunft?“ ist der spottende Gegenruf der Welt.

„Und dennoch,“ spricht die Braut, „er kommt bald, und ob er auch verziehe, so harre seiner; er wird gewißlich kommen.“

Ja, die Zeichen mehren sich. Nicht Krieg und Kriegsgeschrei allein, nicht Erdbeben und Pestilenz, nein, auch freundlichere Vorboten des nahenden Friedensfürsten legen sich, wie einst die Palmenzweige, auf seine Bahn. Die Weissagung des Propheten Joel von der Ausgießung des heiligen Geistes auf Knechte und Mägde, das Gebet des Glaubens, das die Kranken heilt — vor allem, eine so rege Thätigkeit auf dem Gebiet der inneren wie der äußeren Mission, wie sie noch nie gewesen.

Freilich sind es hauptsächlich England und Amerika, welche hierzu die Belege geben; doch auch in Italien, Frankreich und Deutschland „singt man vom Sieg in den Hütten der Gerechten“.

Ja, je schroffer die Scheidung zwischen Weltreich und Gottesreich, je tiefer die Kluft zwischen beiden sich in unsern Tagen kundthut, um so dankerfüllter sind die Herzen derer, die *sein* Erscheinen lieben, indem sie sehen, wie sich dem Evangelium neue Thüren aufthun.

Wir wollen heute nur von Deutschland reden. Ja, das Wort „Evangelisation“, noch vor wenig Jahren ein Schreckgespenst der sogenannten kirchlich Gesinnten, man darf es doch an manchen Orten aussprechen.

Die entsetzlichen geistlichen Nothstände der Reichshauptstadt haben alle Vorurtheile über den Haufen geworfen. Als die Anarchie ihr Haupt immer kecker erhob und jede fromme Sitte in den Staub trat, als sie den Meuchelmord zur Parole machte, da ging der Ruf durch's Land: „Das Volk muß wieder zur Religion zurückgeführt werden.“ Da griff man zur Stadtmission als zu einem Rettungsanker in der wilden Brandung; und indeß noch einzelne verknöcherte Stubengelehrte, jeden neuen Luftzug fürchtend, das Heilmittel mehr scheuten als die Krankheit, setzten sich beherzte Männer wie ein Stöcker an die Spitze der Bewegung, welche den grundstürzenden Mächten Einhalt zu thun sucht.

So ist, Gottlob, in den letzten Jahren in Berlin schon viel erreicht worden; christliche Vereinshäuser sind entstanden, die christlichen Jünglingsvereine erfreuen sich eines immer zunehmenden Besuchs, Sonntagschulen blühen; der Verein für Verbreitung christlicher Schriften sendet diese in tausenden Exemplaren aus, ebenso wie die Predigtvertheilung an Sonntagslose in immer größerem Maßstabe vor sich geht. Namhafte Laien aus den vornehmsten Kreisen arbeiten bei allen diesen Bestrebungen mit den gläubigen Geistlichen Hand in Hand und es wird dem Mangel an Kirchen dadurch nachzuhelfen gesucht, daß in verschiedenen öffentlichen Lokalen, hauptsächlich den Vereinshäusern, religiöse Versammlungen gehalten werden, auch an Wochentagen; besondern Beifall finden die „Theeabende“.

Seit Kurzem findet täglich in dem Vereinshause in der Behrenstraße in der Mittagsstunde eine Gebetsversammlung statt, die bereits einen fühlbaren Segen zur Folge hat. Ja, im Laufe des vergangenen Sommers fand sogar die erste Straßenpredigt statt, indem ein Stadtmissionar am Sonntag Morgen eine kurze Ansprache an die im Hafen beschäftigten Schiffer hielt; es fand dies so viel Beifall, daß die Sitte beibehalten worden ist.

So weit die Reichshauptstadt; wie aber sieht es in den Provinzen aus?

Wenn Amerikaner und Engländer eine Reise nach Deutschland machen, so fahren sie meist den Rhein hinauf und sehen dort gedrängt volle Kirchen, sowohl bei Katholiken wie bei Evangelischen, stoßen auch, vornehmlich am Niederrhein und in Westfalen, auf „freie Gemeinschaften“, auf viel kirchliches und außerkirchliches lebendiges Christenthum und nehmen daher die günstigsten Eindrücke in ihre Heimath mit von deutschem religiösem Leben und den neuen Thüren, die sich dort allerwärts dem Evangelium aufthun.

Wir wollen diesem auch gar nicht widersprechen; es ist, Gottlob, in vielen Stücken in den letzten Jahren in Deutschland anders geworden, als es früher war. Je trauriger es um die „Landeskirche“ bestellt ist, um so lebenerweckender treten jetzt viele jener „freien Gemeinschaften“ auf, und während auch innerhalb der Kirche Männer wie Stöcker und Bodelschwingh u.s.w. das Werk der inneren Mission fördern und heben, geht neben und meist mit derselben eine immer zunehmende Laienthätigkeit Hand in Hand.

„Evangelisations-Versammlungen,“ deren Einführung in Deutschland auf Pearsall Smith zurückzuführen ist, sind jetzt in jenen beiden oben genannten Provinzen ebensowenig eine Seltenheit mehr, wie in der Reichshauptstadt. Auch im Norden, in Hamburg und Umgegend, ist der Evangelisation besonders durch den um die Jünglingsvereinssache so sehr verdienten Herrn von Oertzen viele Thüren aufgethan.

Um so trauriger aber sieht es in dieser Beziehung in jenem großen zwischen Rhein und Elbe gelegenen

Herzen Deutschlands aus, um so trostloser je mehr nach Süden hin; und das wohl nirgends mehr als in Luthers Geburtsland, der Provinz Sachsen. Leere Kirchen, in Gleichgiltigkeit und Unglauben erstarrte Gemeinden. Steht hier und da ein einsamer, gläubiger Mann auf der Kanzel, so weiß er wohl Zuhörer heranzulocken, allein entweder die große Zahl seiner Gemeindeglieder oder der gänzliche Mangel an gleichgesinnten Amtsbrüdern lähmt seine seelsorgerische Thätigkeit. Dabei werden so zahllose Akten und Berichte von den geistlichen wie weltlichen Behörden von ihm verlangt, daß er mehr die Stellung eines Bureauschreibers einnimmt und an treue Seelsorge, an ein Nachgehen der einzelnen Seelen ist nicht zu denken. So kommt es, daß in großen Gemeinden Pastor und Gemeindeglieder jahrelang neben einander hinleben, ohne sich auch nur von Angesicht bekannt zu sein.

Das schon angedeutete tiefe innere Auseinandergehen zwischen Amtsbrüdern, die an ein und derselben Gemeinde angestellt sind, ist einer der traurigsten Schäden unserer kirchlichen Zustände. So liegt uns ein Fall vor, wo der protestantenvereinlich gesinnte Oberpfarrer seinem rechtgläubigen Hilfsprediger die Kirche für Bibelstunden und Sonntagschule verweigerte. Und wie soll es erst unter den Zuhörern zu irgend einer Entscheidung kommen, wenn an dem einen Sonntag ein Prediger von dieser, an dem andern von jener Partei auf der Kanzel steht?

Noch schlimmer womöglich sieht es dort aus, wo, vielfach in ländlichen Bezirken, „Miethlinge" das geistliche Amt verwalten, die mit ihrer sonntäglichen Predigt schon mehr wie genug gethan zu haben glauben, und ihre sonstige Zeit ihrer Familie oder ihren Liebhabereien widmen. Gut wäre es, wenn letztere sich, wie in manchen Fällen, auf wissenschaftliche Studien und Blumenzucht beschränkten, nicht aber in Kartenspiel, Tanzvergnügen oder gar Schlimmeres ausarteten.

Diese Männer nennen sich durchweg positiv, rechtgläubig, und es wäre schwer, ihnen irgend einen unevangelischen Ausspruch in ihren Kanzelreden nachzuweisen; allein ihre „positiven", ja oft salbungsvollen Aeußerungen bleiben bloße Phrasen; da sie selbst kein inneres Leben besitzen, vermögen sie auch kein solches bei ihren Zuhörern zu wecken. Es sind die Todten, die ihre Todten begraben.

Wie aber Gegensätze sich zu bekämpfen pflegen, wie die Finsterniß sich dem eindringenden Lichte widersetzt, so der Tod dem Leben; jene in geistlicher Stagnation Dahinlebenden, sie scheuen alles, was den alten status quo verdrängen möchte, ja sie bestätigen die Wahrheit jenes, Manchem vielleicht hart klingenden Wortes: „Die Geistlichkeit bildet das Haupthinderniß zur Ausbreitung des Reiches Gottes."

So treten sie jedem frischen geistigen Luftzug mit der Parole entgegen: „Nur keinen Methodismus!" Fragt man sie dann, was sie unter diesem Schreckgespenst verstehen, so ergehen sie sich in unlogischen Auseinandersetzungen, bei welchen eine gewisse unbestimmbare „Gefahr für die Kirche" die Hauptrolle spielt, indeß der wahre Grund in der eigenen inneren Feindschaft wider alles wahre Christenthum zu suchen ist.

Wie weit man in dieser Feindschaft geht, ließe sich durch mehrfache Beispiele illustriren. So hob die preußische Regierung vor Kurzem auf Anlaß einer oberen kirchlichen Behörde eine in einem kleinen Dorfe der Provinz Sachsen seit 10 Jahren in großem Segen bestehende Kleinkinderschule auf, die noch dazu nur aus Privatmitteln erhalten wurde, — weil in Verbindung mit derselben von gläubigen Laien andere christliche Bestrebungen, wie Sonntagschule und Jünglingsvereine, in's Leben gerufen worden. Der Ortspfarrer bezeichnete diese als „methodistische Umtriebe", welche auszurotten die Pflicht der Kirche sei!

Das sind trübe Bilder und der Leser ersieht daraus, wie noth es thut, daß Christen aller Orten sich im Gebet vereinigen für Deutschland, damit unter Laien und Geistlichen Vorurtheile schwinden, innere Hindernisse aus dem Wege geräumt werden möchten und ein neuer Reformationsgeist Kirche und Volk durchdringe.

Die Heimath.*)

Für Haus und Herd von Oculeus. — Ein Brief an seine Eltern.

Schwermuth erfüllet mein Herz und Trauer; Seufzer entquillen
Meiner Brust. Der Gedanke, daß ihr die Farm, die geliebte
Heimath wollet verkaufen, der macht mich betrübt. Ja, die Heimath,
Wo ich die sonnigen Tage der Jugend, die herrlichsten Jahre
Meines Lebens verlebt; denn jetzt in dem wandernden Leben,
Welches ich führe, habe ich Aufenthaltsorte wohl manche,
Hier und dann dorten, wie es das Schicksal eben gebietet;
Aber es fehlt mir die Heimath, der Ort, den die zartesten Bande
Häuslichen Glückes und schöner Erinn'rungen fest mit dem Herzen,
Welches dem schwankenden Schiff gleich des Ankers bedarf, verbinden. —
Diese Heimath verkaufen! — Das ist es, was mich betrübt macht.
Schettet mich schwach, wenn ihr wollt, nicht läßt sich die Trauer gebieten;
Sie auch fordert ihr Recht dem stärkeren Willen zum Trotze.

*) Oculeus besingt hier etwas in dem amerikanischen Wanderleben so Allgemeines, daß es unsere Leser interessiren wird.

Laßt sie drum fließen die Thräne, Erleichterung bringt sie dem Herzen. —

Weißt du noch, Vater, als uns der Fuhrmann, der alte, des Weges
Fuhr durch den Urwald — ach, schon manches Jahr ist vergangen,
Seit es geschah! — und dir, mit der Hand zur Linken hinweisend,
Sagte: „Das ist dein Land," wie du vom Wagen herab sprangst,
Das schon modernde Laub mit der Hand auf die Seite dir scharrtest,
Dich von der Art und Güte des Bodens zu überzeugen,
Und uns freudig dann riefst: „Das Land ist gut, denn der Boden
Ist von dunkeler Farbe!" — Des Urwalds riesige Bäume
Standen rings um dich her, doch schautest du muthig an ihnen
Auf und sagtest im Herzen — wir lasen es dir aus den Augen —:
„Ob ihr auch groß seid, ihr müsset mir weichen; hier werd' ich die Heimath
Gründen mir und den Meinen und wohnen, so lange mir Gott noch
Jahre mag schenken auf Erden." — Und wie du es dachtest, geschah's auch.

Bald mit kräftiger Hand und scharfem Beile erlegtest
Du die dreitästigen Buchen, den Urwald lichtend; ich half dir
Muthigen Herzens. Wohl war noch gar schwach die Hand, und das Beilchen,
Welches ich schwang — es wog nur ein Pfund —, vermochte die kleinsten
Linden nur zu erlegen; und fällte ich einmal nach langer
Mühe ein größeres Holz und du riefst dann zu mir 'rüber:
„Ei, das kracht ja gewaltig!" so jauchzte ich freudigen Herzens,
Daß es fern in den Wald hin erhallte. Kaum waren verflossen
Einige Tage, da schien die herbstliche Sonne hernieder
Auf das gefällete Holz; und lichterloh stiegen die Flammen,
Die es verzehrten, hoch zu den Wipfeln der Bäume, die ringsher
Immer noch standen. Ich stand und schaute ins Feuer, mich wundernd,
Wie durch die Kraft des Feuers nicht Blätter nur, sondern auch Aeste
Und die so schweren Stämme der Eichen wurden verzehret. —

Bald auch erhob sich ein Blockhaus; die Nachbarn kamen zu Hilf' dir,
Kamen von Nah und von Fern, denn dünn war bewohnt nur die Gegend.
Schön war der Tag, und hoch auf einem Eichstocke saß ich,
Schauete zu, wie die Männer, die kräftigen, Stämme auf Stämme
Hoben, bis es mir vorkam, wie eine gewaltige Festung,
Die ich in Bildern eines Geschichtsbuches oftmals gesehen.
Selber spaltetest du aus einer grobrindigen Eiche,
Die in der Nähe gestanden, die Bretter für die Bedachung.
Noch im Geiste erblick' ich das Haus, wie's damals gestanden.
Ungehobelt und rissig war Boden und Decke, es fehlten
Thüre und Fenster; die wolltest du selbst verfertigen Abends,
Nachdem untergegangen die Sonne und Dunkelheit draußen
Sich um den Wald gelagert und über das werdende Feldchen.
Dennoch waren wir glücklich, als endlich die Stunde gekommen,
Und in das Haus einziehen wir konnten; war es doch unser,
Unser eigenes Heim. — Wie gut auf der Kiste, der rothen,
Schmeckte das Essen; und besser als damals in fetdiger Kiste
Habe ich niemals geschlafen. — Zwei Zimmerchen nur und den Speicher
Faßte die Wohnung, und doch war Raum genug für uns alle,
Denn die Zufriedenheit wenig bedarf an Raum und Gerathen,
Während der Unzufriedne im Ueberfluß lebt wie im Mangel.
Ja, wir waren zufrieden und dankbar zu Gott für die Heimath.
Schön auch waren die Wände in jenen Nächten, den ersten,
Die wir in unserem Hause verlebten, mit künstlich gesteppten
Decken und Bettzeug behangen — das Werk der sorgenden Mutter,
Daß der herbstliche Wind nicht allzu kalt durch die Risse
Zwischen den Stämmen herein blies, bis du sie mit Mörtel bestrichen.

Und wie schön war's im Winter, im ersten, den wir da verlebten!
Rings in lauschender Stille stand herbstlich gelichtet der Urwald;
Schwer beladen vom Schnee, dem feuchten, senkten die Zweige
Tief sich zur Erde, und schien dann früh Morgens die steigende Sonne
Hell durch die Wipfel, so strahlten Millionen vielfarbige Perlen,
Wie in Salomos Krone sie herrlicher niemals gefunkelt.
Jeden Morgen gingst du zum Walde, das Beil auf der Schulter,
Bäume zu fällen, ein Feld für Weizen und Korn zu bereiten;
Nie war zu tief dir der Schnee und ging er auch bis an die Kniee.
Damals half ich dir wenig, ich ging in die Schule mit Nachbars
Kindern, doch oft auch alleine; es führte der Weg durch den Wald hin,
Bog jetzt rechts und dann links um Hügel und sumpfige Stellen.
Kam ich dann wieder nach Hause, so nahm ich den Schlitten, den selber
Du mir gemacht — ein krumm gewachsener Ahorn gab Laufe
Dir und die Deichsel mit kurzer, doch schön gezogener Biegung —,
Ging in den Wald hinaus und holte Späne und Scheitholz
Für das Feuer im Ofen. Und lobte mich dann oft die Mutter,

Nannte mich ihren Knecht wohl, ohn' welchen sie nimmer
könnt' fertig
Werden im Hause, so ging ich und holte das zweitemal
mehr noch
Als ich das erste gethan; die Freude mehrte die Kraft
mir.

Kam dann der Abend und war vorüber die einfache
Mahlzeit,
Saß ich an einem Ende der Hobelbank, die an der Seite
Stand bei dem Fenster, und las, wie Joseph als Sklave
verkauft ward,
Aber im fernen Egypten zu Macht und Ehre empor-
stieg;
Wie der Hirtenknab' David mit einem Stein aus dem
Bache
Und im Vertrauen auf Gott den Riesen Goliath fällte,
Und viel andre Geschichten, von Daniel, Esther und
Simson,
Während du bei dem Scheine derselben Lampe uns
Bänke
Machtest und Tische, und die Mutter, obwohl im Halb-
dunkel
Sitzend, mit sicherem Griffe und schnell sich bewegenden
Fingern
Masche an Masche reihte, dabei in Gedanken versunken.
Ihr zu Füßen im Korbe, dem großen, mit Walzen ver-
sehen,
Schlief das Brüderchen, während die Katze, die scheckigte
alte,
Unter dem Ofen lag und murrend ihr Wohlsein uns
kund that.
War mir oft unverständlich der Sinn und die Sprache
des Buches,
Frug ich um Aufschluß, und deine Erklärung öffnete
neue
Quellen des Wissens und mehrte den Eifer zum weiteren
Lesen.
Schönere Abende habe ich niemals gesehen als diese,
Da nur die Schätze des besten der Bücher wurden er-
schlossen;
Und noch heute ist's mir von Nutzen, was damals ich
lernte. —

Höher und höher stieg die Sonne, es nahte der Früh-
ling.
Waren auch kalt noch und frostig die Nächte, die Zeit
war gekommen,
Da in dem Zucker-Ahorn der Saft war gestiegen, der
süße;
Und mit Bohrer und Meißel, mit Eimern, Pfannen und
Keifeln,
Gingen wir in den Wald, um Syrup zu kochen und
Zucker;
Lange schon hatte ich mich auf's Zuckerkochen gefreuet.
Was wir am Tage gesammelt und auch im Kessel ge-
kocht schon,
Brachten wir Abends zur Mutter, die's dann auf dem
Ofen gar fertig
Kochte. Ich rührte es tapfer, und freute mich, wenn,
auf die Blasen
Schauend, die Mutter mir sagte: „Genug jetzt, der
Zucker ist fertig."
Alle standen wir nun und freuten uns über den Zucker,
Welchen wir selber gekocht. Mir schmeckte kein Zucker
so süß je. —

Kannst du, Mutter, dich noch erinnern, wie selbiges
Frühjahr,
Als der Schnee kaum verschwunden, du dir ein Beetchen
im Garten
Aufgrubst, mit Samen besäetest und dann, als alles
war fertig,
Neben demselben hinknietest, im leisen Gebete den Segen
Gottes darauf zu erflehen? — Ich stand in der Nähe
und Thränen
Kamen mir in die Augen, als dort ich dich sah auf der
Erde
Knien im leisen Gebete. Als aufgestanden du warest,
Riefst du mich hin und sagtest: „Sieh, Franz, jetzt hab'
ich den ersten
Samen auf unserem Lande gesäet, und habe gebeten,
Daß uns der liebe Gott auch seinen Segen mög' geben;
Daran ist alles gelegen; wir wollen recht beten, dann
werden
Bald wir auch essen, was uns auf unserem Felde ge-
wachsen." —
Nicht vergeblich war dieses Gebet für den Segen des
Höchsten,
Welcher den Regen sendet, das lechzende Feld zu be-
feuchten,
Daß es Gras giebt dem Vieh, und Brot dem hungrigen
Menschen.
Reichlich trugen uns Weizen und Korn die Felder, und
Obst auch
Reichlich die Bäume, die wir gepflanzet; immer auf's
Neue
Streuten wir Samen, und nie war vergeblich die Mühe;
im Spätjahr
Sammelten wir in die Scheune, was uns im Sommer
gewachsen.

Soll ich, geliebte Eltern, noch ferner erzählen von
jener
Zeit und von Jahren, welche ihr folgten? — Ihr wißt
es ja selber,
Wie sich der Urwald zurückzog und Feld an Feld ward
gereihet;
Wie sich ein schöneres Haus erhob an der Stätte des
ersten;
Wie wir mit Ochsen fuhren — nie werde den Bill ich
vergessen,
Den ich oft ritt vom Felde bis dicht vor die Thüre des
Stalles, —
Später mit Pferden, und wie sich dann Scheune füllten
und Ställe.
Immer wohl schien nicht die Sonne; o nein, es kamen
auch Wolken,
Doch nach den Wolken schien immer auf's Neue die lieb-
liche Sonne;
Und viel mehr als zum Klagen, gab Ursach' Gott uns
zum Danken. —

Glücklich lebten zusammen wir manches Jahr an der
Stätte,
Da dies alles geschehen — ihr länger als ich; denn der
Jahre
Sind es schon fünfzehn, seit das elterlich Haus ich ver-
lassen,
Folgend meinem Beruf, zu dem mich der Höchste ge-
rufen.
Doch betrachtete ich es jeder Zeit als die Heimath,
Meine eigenste Heimath, dem Herzen so theuer als je-
mals.
Darum auch stimmt der Gedanke, daß ihr nun dies
Heim wollt verkaufen,
Herz und Gemüth mir so traurig. Und wärst du ge-
fallen nicht, Vater,
Wär' nicht verkrüppelt dein Arm, im Felde zu schaffen
vermagt dir, —
Wäre nicht, Mutter, zu schwer die Arbeit für dich in der
Stube

Und auch draußen im Hofe, ſo würde ich ſagen: „Verkaufen
Sollet ihr niemals die Heimath, die traute, freundliche Heimath.“ —

Nun, ſo mag es geſcheh'n denn. Adje, ihr ſonnigen Felder,
Da ich ſo manche Stunde verweilt; ihr Hügel, Adje auch,
Ueber welche den Pflug ich geführt, und auf denen ich oftmals
Half die Garben einſammeln, die ſchweren, verſprechenden Garben;
Und du, Bächlein, Adje, du liebliches, munteres Bächlein,
Wo ich als Knabe ſinnend oft ſtand und, während du murmelnd
Zogeſt vorüber, mich freute der friſchen, duftenden Blumen,
Welche an deinen Ufern in reichſter Fülle erblühten,
Und der Hoffnungen auch, die tief mir im Herzen erſproßten!
Ach, verwelkt ſind die Blumen, ſowie auch der Hoffnungen viele.

Wie ſo vergänglich iſt doch das Leben, wie ſchwinden die Freuden!
Felder und Hügel und Bächlein, ſie bleiben — wir ziehen von hinnen.
Blumen blüh'n und verblüh'n, ſo die Hoffnungen unſerer Jugend,
So die Hoffnungen alle, die unſere Herzen erfreuen; —
Nein, nicht alle, nicht alle, geliebte Eltern, nicht alle,
Eine Hoffnung wird bleiben, die Hoffnung des ewigen Lebens.
Ob auch die irdiſche Heimath mit ihren Freuden verſchwindet,
Droben, doch über den Sternen, da wartet unſer die Heimath,
Welche uns ewig ſoll bleiben, ob auch die Erde verſchwindet.

Ein Becher kalten Waſſers.

Ein Cavallerieoffizier, welcher mehrere Feldzüge im Kriege mit den Südſtaaten Nordamerikas mitgemacht hatte, erzählt folgende Geſchichte: „Es war am Morgen nach einem theuer erkauften Siege. Ich war beauftragt, der Reſerve der Armee eine wichtige Depeſche zu überbringen, als im Augenblick der Abreiſe mein übermüdetes Pferd mir vollſtändig den Dienſt verſagte. Unverzüglich ließ ich ein anderes holen. Das mir nun vorgeführte Pferd war ſtörrig, es bäumte ſich, ſchlug hinten aus, drehte ſich rund um, und ſtand beim geringſten Hinderniß ſtill. Trotz alledem mußte ich vorwärts. Die durch allerlei Kriegsmaterial und Mannſchaften geſperrte Straße erſchwerte meinen Ritt noch mehr. Es war bereits Mittag und ich kaum halbwegs; die Luft war ſchwer und heiß; Staubwirbel trockneten meinen Gaumen ganz aus. Meine Feldflaſche war leer, ich war bis auf's Aeußerſte erſchöpft und einer Ohnmacht nahe, als ich an einer Krümmung des Weges eine reichlich fließende Quelle bemerkte, bei der einige Soldaten ſich ausruhten, oder ihre Feldflaſchen füllten. Ich ſchickte mich an, abzuſteigen, aber mein Pferd machte ſo wüthende Sprünge, daß ich den Verſuch aufgeben mußte, der nur das rohe Gelächter der an der Quelle gelagerten Soldaten hervorrief. Ergrimmt über mein Mißgeſchick, nahm ich meine Feldflaſche ab und reichte ſie einem Soldaten, der, wie es mir ſchien, ſich nicht über mein Reiterunglück luſtig gemacht hatte, und bat ihn, ſie zu füllen.

„Fülle ſie ſelbſt!“ erwiderte er fluchend.

Bei dieſer grauſamen Antwort kannte mein Zorn keine Grenzen mehr.

„Unſeliger,“ ſchrie ich, „möge es dir ſo ergehen, daß ich dich einſt vor Durſt ſterbend und um ein Glas Waſſer bettelnd finde, um es dir dann mit Vergnügen abſchlagen zu können.“ Darauf gab ich meinem Pferde die Sporen und ritt in raſender Eile davon, ohne mich um das Rufen der andern Soldaten zu kümmern, die mich aufforderten, zurückzukehren. Eine Stunde ſpäter labte ich mich an gutem friſchem Waſſer, das mir ein mitleidiger kleiner Neger verſchaffte. Mein Herz war mit tiefem Haß gegen jenen Soldaten erfüllt; ſein Geſicht hatte ſich in brennenden Zügen in meine aufgeregte Phantaſie eingegraben, und ich ſchwur, ihn aufzuſuchen, bis ich mich an ihm rächen könnte. Zwei Jahre lang, im Lager, auf den Schlachtfeldern, unter den Sterbenden ſetzte ich ohne Erfolg dieſe gottloſe Nachforſchung fort. Doch der erwünſchte Tag ſollte kommen. In Folge einer Wunde kam ich in's Lazareth nach Waſhington.

Hier im Lazareth, unter Leidensſcenen, von denen das Schlachtfeld keine Vorſtellung geben kann, regte ſich inniges Mitleiden in mir mit den armen Soldaten. Da mein Leidenszuſtand derart war, daß ich hin- und hergehen konnte, benützte ich die Zeit, Kranke und Verwundete, die ſchlimmer daran waren als ich, zu beſuchen. Es war mir ein Genuß, ſie zu erheitern und zu tröſten. So wohnte ich auch wiederholt dem triumphirenden Sterben von Chriſten bei, und ihr freudiges Bekenntniß erweckte in mir ein neues Leben, das ich zuvor nicht gekannt hatte.

Ich fing an, die Kraft des kindlichen Glaubens an Jeſum Chriſtum zu begreifen und mich darnach zu ſehnen. Unter dieſer neuen Beſchäftigung vergaß ich ganz meinen Feind, der mir ein Glas Waſſer abgeſchlagen hatte.

Nach der Schlacht von W. wurde eine größere Anzahl von Verwundeten nach unſerem Lazareth gebracht. Alle Säle füllten ſich; die Hitze war entſetzlich und die Kranken litten darunter furchtbar. Von allen Betten ſchallten Rufe: „Waſſer! Waſſer!“ Ich ergriff ein Glas und einen Krug mit Eiswaſſer und ging von Reihe zu Reihe. Als ich in die Mitte der Betten vortrat, ſetzte ſich ein am äußerſten Ende des Saales liegender Kranker plötzlich aufrecht, indem er mit hohler Stimme ſchrie: „Waſſer, um Gottes willen, ein Schluck Waſſer!“

Ich blieb wie verſteinert ſtehen. Alles, was mich umgab, verſchwand, ich ſah nur noch ihn. Er war es, der mir jenen Trunk Waſſer abgeſchlagen hatte.

Ich ging näher, aber er erkannte mich nicht. Er ſank erſchöpft auf's Kiſſen zurück, das Geſicht nach der Wand gekehrt. Nun ſpürte ich, wie der Satan — denn kein anderer war es — mir die Seele faſt einſchnürte und hörte, wie er zu mir ſprach: „Laß ihn das erfriſchende Geräuſch des Eiſes hören, geh' aber an ihm vorüber! Gieb allen andern, nur ihm nicht; räche dich!“ Zu gleicher Zeit ertönte aber eine andre Stimme in mir: „Mein Freund, heute iſt der günſtigſte Tag, heute iſt die Stunde, da du Böſes mit Gutem vergelten kannſt; vergieb, wie dein Heiland dir vergeben hat. Gieb deinem Feinde zu trinken!“

Ich wurde unwiderſtehlich an's Bett getrieben, ſchob meinen Arm unter ſeinen Kopf und brachte das Glas an ſeine heißen Lippen.

O wie er trank! Ich werde nie den Ausdruck der Erleichterung vergeſſen, der ſich auf ſeinen Zügen malte, und den Blick voll Rührung, den er auf mir ruhen ließ, aber er ſprach kein Wort. Gott gab mir Gnade, dieſem Kranken beſondere Pflege angedeihen zu laſſen. Er hatte viel zu leiden, und die Amputation eines Beines, die vorgenommen werden mußte, gab wenig Hoffnung, ihn am Leben zu erhalten.

Ich pflegte ihn Tag und Nacht. Lange beobachtete er gänzliches Stillſchweigen mir gegenüber. Da, eines Tages, ich wollte eben mich von ſeinem Bette entfernen, faßte er mich beim Schoß meines Rockes und hielt mich feſt. Ich neigte mein Ohr zu ihm. Da ſagte er mit leiſer Stimme: „Denkſt du noch an den Tag, da du mich um Waſſer bateſt?“

„Ja, Kamerad,“ erwiderte ich, „aber jene Zeit iſt, Gottlob, vorbei, ich will deine Handlung vergeſſen.“

„Ich weiß nicht,“ erwiderte er, „was mich an jenem Tage überkam. Mein Lieutenant hatte mich beſchimpft, ich war im Zorn und hatte das Fieber. Wenige Augenblicke nachdem du weggeritten warſt, ſchämte ich mich, aber es war zu ſpät. Zwei Jahre lang habe ich dich bei jeder Gelegenheit geſucht, um dich um Verzeihung zu bitten. Als ich dich hier wieder erkannte, habe ich mich an deinen Schwur erinnert und mich gefürchtet. Willſt du mir vergeben?“

Ich hatte ihn zwei Jahre lang geſucht, um mich zu rächen; er hatte mich geſucht, um ſich vor mir zu demüthigen und um Verzeihung zu bitten. Wer von uns beiden hatte im Geiſte Chriſti gehandelt? Tiefe Scham überkam mich, und in meinem Innern hieß es: „Er iſt beſſer als du!“

Ich war zugegen, als die Amputation vor ſich ging. Als die Schwäche ſchnell überhand nahm, fühlte ich, daß ich ihn *liebte*. Ohne beſondere Gemüthsbewegung erfuhr er, daß er ſterben müſſe. Er dictirte mir einen Brief an ſeine Schweſter, ließ den Prediger zu ſich kommen und ſprach lange mit ihm. Nach der Unterhaltung fragte der Sterbende, zu mir gewandt, ob es nicht in der Bibel einen Spruch gebe, in welchem von einem Becher kalten Waſſers die Rede wäre.

„Ich bitte dich,“ ſagte ich leiſe, „ſprich nicht davon, du thuſt mir weh!“

Jetzt fiel ihm der Spruch ein; mit bewegter Stimme ſagte er: „Wer dieſer Geringſten einen nur mit einem Becher kalten Waſſers tränket in eines Jüngers Namen, wahrlich, ich ſage euch, es wird ihm nicht unbelohnt bleiben.“ Er ſprach noch von den „Geringſten“, unter die er ſich doch rechnen dürfe, faltete dann die Hände, betete das Gebet, das er als kleines Kind von ſeiner Mutter lernte, legte ſich auf ſein Kiſſen, ſeine Augen ſchloſſen ſich, ſeine Lippen bewegten ſich noch einen Augenblick, und er war zum ewigen Leben entſchlummert, der liebe Kamerad.

(Aus dem Franzöſiſchen nach “La Croix”.)

Ja.

Für Haus und Herd von Julie.

Es giebt ein kleines Wörtlein — faſt in allen Sprachen klingt es gleich. Es iſt eins der erſten Wörtlein, die der Menſch lernt, und verlernen thut er's kaum im Grabe. Dies Wörtchen iſt das Nein; es iſt das Wort des Widerſpruchs von Menſch gegen Menſch.

Nein! ſagt das Kind und ſetzt ſeinen Willen gegen Vater, Mutter und Schweſter. Nein, nein! ſchreit es und fängt an zu ſchreien und zu ſtampfen. Schrecken, Strafe oder Verſprechen und Lohn ſind oft nicht im Stande, ſolch einen Eigenſinn vom Nein abzubringen.

In dieſem kleinen Wort liegt der Anfang aller Kriege, groß und klein auf Erden, im Haus wie unter den Völkern.

Aber das iſt nur der Anfang. Das Nein tritt in's Verhältniß des Menſchen zu Gott ein mit ſeinem ſchrillen Mißton. „Nein, o Gott, ich will nicht. Da ſteht der heilige Gotteswille; aber mein elender und oft ſündiger Menſchenwille ſtellt ſich dieſem Willen entgegen, der allein weiß, was dir und mir und überhaupt gut iſt.

„Nein!" ſagt der Jüngling, wenn ihm Gott ſeinen Willen zu erkennen giebt: Fliehe die Lüſte der Jugend! „Ich will eben dieſe Lüſte, was frag' ich nach euren heiligen Dingen. Ich will mich luſtig machen."

„Aber ich will, daß du folgſt," ſagt Gott.

„Aber ich will nicht," ſagt der Jüngling, „ich frage nichts nach deinem Befehl. Ich ſehe darauf, was mir Freude macht, nicht was du willſt."

So reißt er das Band, das ihn an Gott band, frevelhaft ab. Lieber giebt er Gott mit lauter Nein den Abſchied, als daß er ſeinem eigenen Willen abſagte.

Die Jungfrau macht's höflicher. Aber das Ende vom Lied iſt das gleiche. Gott ſagt: „Laß das." Das Mädchen ſagt nicht frech: „Nein, jetzt thu' ich's erſt. Es fängt an zu ſchmeicheln: „Ach, lieber Gott, ich meine es ja nicht böſe. Gewiß iſt es nicht ſo gefährlich. Nicht wahr, ich darf doch — ein wenig?"

„Nein," ſagt Gott deutlich. Aber das Mädchen dreht ſich und wendet ſich, bis es den lieben Gott nicht mehr ſieht und hört, und das iſt nicht ſchwer, denn der liebe Gott ſchreit nicht mit uns, er redet zart und fein. Und wer den lieben Gott nicht mehr hört, der thut auch das Nein.

So lockert ſich das Band, und das zarte Mädchen wird ob dem Nein-thun los von Gott.

Wie wichtig iſt da ein tägliches Ja des vollen Gehorſams, welcher da ſagt: das iſt meine Speiſe, daß ich den Willen Gottes thue. Freilich müſſen wir zu dem gehen, deß ganzes Leben ein Ja war, ſonſt wird es in unſerem Leben nimmermehr zum freudigen Gehorchen kommen. In dem Gehorſams-Ja unſeres Heilandes liegt unſere Seligkeit. Er hat den Fluch gebrochen, den unſer Nein und wieder Nein und ewig Nein heraufbeſchworen. Darum kannſt du eintreten in's volle freie Ja, in's neue Leben, da der alte Menſch mit ſeinem Nein gekreuzigt iſt. Das iſt ein köſtlich Wohlleben, in welchem man immerdar das ſelige Menſchen-Ja dem großen Gott entgegen bringt.

Es war einmal ein Mägdlein, das war zu Haus voller Eigenſinn geweſen. Sie wurde ein Waislein und wollte unter Fremden, in einem guten Platz das Nein fortſetzen. Die Hausfrau ſagte nicht viel. Aber als es zu arg wurde, ſprach ſie: Marie, du kannſt gehen. Das machte Marie gar traurig, half aber nichts — ſie mußte wandern.

Es fand ſich ein anderer Platz. Das Mägdlein hatte ſich gemerkt, daß man nicht ſo oft Nein ſagen darf. Es ſagte nicht mehr ſo oft Nein, aber es dachte ſein Nein. Nach einigen Wochen mußte Marie wieder fort. Als ſie fragte warum, und meinte, ſie hätte doch gehorcht, da ſprach die Hausfrau: „Ja, eben nur ſo gehorcht. Aber meinſt du, daß wir ein ſolches Mädchen haben wollten, das nie zufrieden iſt und dem man es anſieht, daß es immer anders möchte als wir?"

Weinend und unglücklich zum Sterben ging es fort. Nicht nein ſagen dürfen, nicht nein denken dürfen! Wie hart, wie ſchwer, unmöglich! —

Es traf ſeinen alten Lehrer. „Biſt du noch immer auf dem alten Platz?" fragte er. — „Ach nein, bin ſchon zweimal entlaſſen; ich weiß mir keinen Rath, was ſoll ich jetzt thun?"

Und der Lehrer redete mit dem Mädchen, das er aus der Schule kannte und ſprach: „Du armes Kind, du biſt am Nein-Fieber krank. Jetzt fang' an mit Ja, Ja — denke Ja, ſage Ja, ſolle Ja, thue Ja. Ja — ſtündlich, täglich."

„Im dritten Platz ſoll es anders gehen," ſagte Marie. Sie fand einen neuen Platz, und nun trat's Ja ein.

„Steh' auf, Marie," hieß es Morgens früh. Nein wollte das Mädchen zuerſt denken, aber ſchnell drehte es den Wagen und ſagte und dachte — Ja.

„Das iſt ja prächtig, daß du ſo ſchnell biſt,“ ſagte die Frau.

„Willſt ſchnell Waſſer holen, es iſt zwar kalt, und das Waſſerholen wäre die Sache der Köchin, aber ſie iſt nicht da.“ — „Nein“ — will ſie denken, aber der erſte Sieg hat ſie ſchon ermuthigt. „Ja“ — denkt ſie. Ja ſagt ſie — Ja thut ſie.

Und die ſonſt ſtrenge Frau weiß das zu ſchätzen. Es giebt ein liebliches Verhältniß. Nach einiger Zeit hat ſich Marie ganz an das Ja gewöhnt und iſt eine glückliche, junge Magd.

Und will je das Nein ſich vordrängen, ſo thut's ein Blick, ein Wort der gütig warnenden Frau — und Marie iſt wieder im Ja-Element.

Ein Bild aus dem Leben. Wollte Gott, es wäre häufiger! Iſt's nicht ein Bild der Stellung, die ich zu meinem Herrn und Gott haben will?

Habe ich nicht Kummer und inneren Unfrieden genug gehabt mit meinem Nein? Bin ich nicht allezeit glücklich geweſen mit dem ſchönen: Ja Vater, ja Herr!

Sollte ich den Platz bei einem ſo guten Herrn um das Linſengericht des Nein daran geben? — O Herr, bewahre mich durch deine Gnade. „Wohin ſoll ich gehen? Du haſt Worte des ewigen Lebens.“

Seien wir doch verſtändig. Wir wollen folgen und ſelig ſein.

Eine orientaliſche Sage von Ben-Emeth.

Für Haus und Heed übeceſetzt von Theodor Odinge.

I.

Zur Zeit des Pharao Necho, des Königs von Egypten, herrſchte eine große Sittenloſigkeit und Laſterhaftigkeit und man that nicht, was recht iſt, ſondern Jeder folgte den Regungen ſeines ſchlechten Herzens. Aber die Egypter waren viel klüger als alle ihre Nachbarn, und das Wort floß von ihrem Munde wie Waſſer aus einer Quelle oder wie das Metall, das man im Schmelztiegel geſchmolzen hat, und ſie hatten einen großen Ruf auf der ganzen Erde.

An den Grenzen Egyptens war nun ein Land, das von arbeitſamen und zufriedenen Menſchen bewohnt wurde; und dieſes Volk nährte ſich von den Produkten ihres Landes und der Arbeit ihrer Hände, und das Land blühte und Jeder lebte in Frieden unter ſeinem Weinſtock und unter ſeinem Feigenbaum.

Und dieſes Volk hatte keinen König, ſondern wählte die Mächtigſten und Verſtändigſten zu Richtern, damit ſie über daſſelbe herrſchten.

Und die Führer des Volks, die Richter, die Verwalter, die Kriegsbefehlshaber und Andere verſammelten ſich und ſagten unter einander:

„Siehe, unſer Volk iſt unwiſſend und weiß nichts von dem, was andere Leute gewohnt ſind zu wiſſen. Laſſen wir einen Mann ſuchen, der weiſe iſt, unter den Nachbarvölkern, auf daß er unſer Volk aufkläre.“

Und ſie ſandten hin zu einem weiſen Manne unter den Egyptern und ließen ihm ſagen: „Komm und lehre unſer Volk.“

Und der Mann erhob ſich eines ſchönen Morgens, nahm ſeinen Stab und ſeine Taſche und marſchirte drei Tage und drei Nächte und ſeine Füße waren weiß vom Staub des Weges.

Und die Richter und Verwalter und Kriegsbefehlshaber machten ſich auf und gingen ihm entgegen vor das Stadtthor und wuſchen ihm die Füße und machten ihm ein Feſt, und machten ihn zum Vorſteher der Schulen.

Dieſer Mann nannte ſich Rabbi Haſſenêh; er war von kleiner Geſtalt; aber ſeine Stimme war klangvoll und er ging von Haus zu Haus und lehrte die Jünglinge und Jungfrauen, und erzählte ihnen Dinge, die ſie noch nie gehört hatten.

Und ſein Ruf verbreitete ſich über das ganze Land, und er wählte ſich eine Frau unter den Töchtern des Landes. —

II.

Und eines Tages geſchah es, daß Rabbi Haſſenêh auf einen Hügel ſtieg und das Volk zu ſich rief.

Dies war in der Regenzeit und das Volk konnte nicht arbeiten auf den Feldern und war in den Wohnungen.

Und Jeder ſprach mit ſeinem Nachbar und Jede mit ihrer Nachbarin und ſagte: „Kommt, ſteigen wir auf den Hügel um zu hören, was für Neuigkeiten uns der Fremdling anzuzeigen hat.“

Und der Egypter ſprach zum Volk und ſagte: „Seht, die Religion eurer Väter iſt alt und roh: gebt ſie auf und nehmt die Sitten der Egypter an.“ —

Und das Volk war in zwei Parteien getheilt, denn die Einen ſagten: „Das iſt ein Prophet;“

und die Andern: „Der Wahnsinn spricht aus ihm, denn er ist noch sehr jung.“

Da stieg einer der Vorsteher der Priesterschule auf einen andern Hügel und als sich das Volk um ihn versammelt hatte, erhob er seine Stimme und sagte: „Gewiß, die Religion unserer Väter ist alt und wahr. Bewahren wir sie und wir werden leben. Warum dieselbe aufgeben, um nach den Sitten der unreinen Egypter zu leben?“

Und er stieg ein zweites Mal auf den Hügel und rief noch mehr Volk zu sich und sagte das gleiche; und das Volk sagte: Amen.

Und ein Priester stand auf den Stufen des Tempels und rief dasselbe in die vier Himmelswinde und alles Volk sagte: Amen.

Und die ganze Stadt war in großer Aufregung, denn sie verehrten die Religion ihrer Väter sehr.

III.

Und es gab in diesem Lande eine Klasse von Menschen, die auf dem Gebirge wohnten, und diese Leute waren sehr geschickt, Gold, Silber und andere Erze zu verarbeiten und sie schickten ihre Werke über das große Meer.

Als sie nun von dem Egypter sprechen hörten, sandten sie nach ihm und ließen ihm sagen: „Meister, komm und lehre uns die großen Dinge, die du unsern Brüdern gesagt hast.“

Und der Egypter kam und als er vor ihnen sprach, rief Einer, welcher zu seinen Füßen saß und ihm zuhörete, mit lauter Stimme: „Sicher, der Fremde redet die Wahrheit.“ Dieser Mann aber gehörte zu denen, die die Kinder in den Dörfern und Städten unterrichteten.

Da wurden die andern, die in den Dörfern und Städten lehrten, von großem Zorn ergriffen und sie erhoben sich und sandten Briefe an den, der so geredet hatte:

Was ist zwischen dir und uns, daß du uns in so bösen Geruch unter dem Volke bringst. Sicher, wir wollen in der Religion unserer Väter bleiben, denn sie ist es werth, geglaubt zu werden.

Was den Fremdling anbetrifft, so möge er seine Brüder lehren; was uns anbetrifft, so schütteln wir den Staub unserer Füße gegen ihn. —

Und die Führer des Volkes, die Richter, Verwalter, die Kriegsbefehlshaber und die Anderen hielten Rath, und sprachen einer zum anderen: „O warum haben wir das gethan und den Fremdling, diesen Egypter kommen lassen, welcher das Volk gegen uns aufbringt.“

Und sie waren ganz rathlos, denn sie sagten: „Siehe, das Volk ist unzufrieden, und es wird sich gegen uns erheben und unsere Stellen Anderen geben.“

Und das ganze Volk war in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Das Gebet als Erziehungsmittel.

Kennst du das mächtigste Erziehungsmittel, womit tausend Söhne und Töchter von frommen Müttern und Vätern zu tüchtigen und frommen Menschen, öfter auch zu großen Männern erzogen wurden. Es ist jenes Mittel, mit dem A. H. Franke seine Anstalten gründete, durchhauchte und regierte, es ist jenes Mittel, welches Georg Müller anwendet, um ein jenem ähnliches Werk der Erziehung zu gründen und fortzuführen zum Erstaunen von ganz England — es ist das im Großen wie im Kleinen so große Dinge ausrichtende Gebet.

Wenn die Mutter Abends so feierlich und stille und gesammelt neben das Bettlein des Kindes hinkniet und in brünstigem Gebet das Kind Jesu dem himmlischen Kinderfreund empfiehlt, oder ihm selbst ein kindliches Gebet vorspricht, das das Kind wie ein Engelein nachspricht, — da däucht uns, berühren sich Himmel und Erde, da wird der Same gesäet, der unvergänglich ist, da liegt das Allerheiligste der Kindererziehung, wo Rede und Antwort von der Erde gen Himmel und vom Himmel zur Erde wechseln, wo Ahnungen und Gefühle das junge Herz durchzucken, die göttlichen Ursprunges ist.

Ein frommer Mann erzählte aus seiner Jugend folgenden Zug: „Ich war ein kleiner Knabe, als meine Mutter starb. Von da an war ich ohne Aufsicht und Erziehung und blieb meiner eigenen Führung überlassen. Meine selige Mutter hatte bei ihrem täglichen Morgen- und Abendgebet die Gewohnheit, mich so neben sich hinknieen zu lassen, daß sie beim Gebet ihre rechte Hand auf mein Haupt legte. Ich verstand noch nicht, was sie betete, denn sie starb, ehe ich noch einen Unterricht im Worte Gottes von ihr hatte erhalten können. Nun wachte in mir auch die reizende Lust zum Bösen auf. So oft ich aber den Reiz zur Sünde empfand, so fühlte ich auch etwas, wie einen leisen Druck von einer sanften Hand auf meinem Haupte, und das hielt mich von der Ausübung des Bösen zurück. Als junger Mann reiste ich in fremde Länder und war da manchen Versuchungen aus-

geſetzt. Aber ſo oft mir ein Fall drohte, ſo war auch wieder die Hand da, die mich zurückhielt. Durch die Empfindungen von dieſer Hand fühlte ich mich in die ſüßen Tage der kindlichen Unſchuld zurückverſetzt, und oft glaubte ich, meiner Mutter Stimme zu vernehmen: o Kind, thue nichts Böſes und ſündige nicht wider deinen Gott."

„Ja, das Gebet iſt eine Macht; es vermag viel, wenn es ernſtlich iſt, ſagt ein Gerechter. Das Gebet vermag Kinderherzen zu ändern, zu ſchmelzen, dem erleuchtenden, erwärmenden Licht der Gnade und des Geiſtes Gottes zu öffnen; es vermag Eigenſinn zu brechen, Lügengeiſt auszutreiben, Leichtſinn zu verſcheuchen, das Gewiſſen zu verſchärfen, Rohheit ferne zu halten, Gottesfurcht und Wahrheitsſinn zu pflanzen. Das ahnt auch die Welt, die ſonſt nach Gott wenig fragt, indem ſie es doch für gut findet, das Kind beten zu lehren.

Aber gerade hier im Allerheiligſten des Kindertempels kommt viel auf die Art und Weiſe dieſer heiligen Uebung an.

Merke dir folgende Punkte: 1) Bete nicht handwerksmäßig, nicht wie eine plappernde buddhiſtiſche Gebetsmühle, — das müßte dem Kind einen Widerwillen, einen Abſcheu ſogar gegen dieſes heiligſte Geſchäft der Religion einpflanzen; bete auch nicht ſentimental, indem du mehr an die Gegenwart des Kindes als an die Gegenwart Gottes denkſt.

2) Deine eigene Sache mit Gott dem Vater, ſollte im Reinen ſein, ſo daß du ohne Zwang und Druck frei und verſöhnten Gewiſſens beten kannſt. Iſt das nicht der Fall, ſo ſollte ſchon die Liebe zu deinem Kinde dich dazu treiben, deine eigene Sache vorher noch in's Reine zu bringen.

3) Sammle dich und nimm dir Zeit dazu, nicht daß du nur ſo mitten in der Geſchäftigkeit raſch einen Moment noch dem Gebet mit deinem Kinde widmeſt, ſonſt entwürdigſt du dieſes und nimmſt ihm den nöthigen Ernſt und die nöthige Weihe.

4) Iſt ein Wunſch dem Kinde oder ſeinem Geſchwiſter in Erfüllung gegangen, iſt eine Freude in's Haus gekommen, ſo nimm dein Kind bei Seite und danke mit ihm dem Geber aller guten Gabe. Geſchah ein Fehltritt, eine Sünde oder kam eine Krankheit, ſo nimm das Kind bei Seite und bete mit ihm zu dem Heiland und Erlöſer von aller Sünde und Untugend, zum Tilger aller Sünde, zum Arzt des Leibes und der Seele. Iſt Vater oder Mutter, oder ein Geſchwiſter, oder eine Magd, oder ein Geſpiele krank, ſo lege mit deinem Kinde Fürbitte ein. Hier iſt der Herd der wahren Humanität und Nächſtenliebe; wo dieſe nicht von da ausgeht, iſt ſie nicht viel werth.

5) Bete nicht allein, ſondern bete und übe Zucht. In meiner Mädchenerziehungsanſtalt hatte ich, erzählt ein Erzieher, wiederholt einem Kinde gedroht, es werde bei nochmaliger Uebertretung geſtraft werden. Die Uebertretung geſchah. Alle Kinder ſagten zu dem Ungehorſamen: „Nun wirſt du geſtraft, der Hausvater hat es geſagt." Es aber antwortete: „O nein, der Vater betet lieber, als daß er ſtraft!" Ich wußte nun, was ich zu thun hatte. Und als zu meinen Gebeten die Zucht kam, war auch der richtige Weg der Erziehung gefunden.

6) Bete vor den Kindern nicht weinerlich klagend, nicht wie Einer, der ſie vor Gott verklagt, auch nicht wie Einer, der kaum glaubte, daß ſie gerettet und ſelig werden könnten. Bemerkt das Kind an dir eine verzagte zweifelnde Stimmung, ſo theilen ſich ihm dieſe Verzagtheit und Zweifel mit, was ihm dann freilich keine Kraft zuführt, gegen die Sünde zu kämpfen. Nur die Ausſicht auf Erfolg kann es des ſteilen Weges Mühe zu überſehen oder zu überwinden veranlaſſen, und die Zuverſicht ſollte es auch aus deinen Gebeten herausfühlen.

Nach Chr. Tiſchhauſen.

Perſonennamen in China.

Für Haus und Herd von F. Ohlinger, Miſſionar in China.

Was ſteckt nur alles hinter einem Namen! Religion, Geſchichte, Aberglaube; die ſüßeſte Hoffnung, die bitterſte Täuſchung, die innigſte Liebe. Haben ſchon Viele eine gründliche Betrachtung der gewöhnlichſten Eigennamen (reſp. Perſonennamen) ſammt ihrem Sinn, Gebrauch und Eigenthümlichkeiten von großem Intereſſe gefunden, ſo dürften auch wir hoffen, den Pfing in nicht gar zu magerem Boden angeſetzt zu haben. Verzichten wir auf weitläufige Einleitung.

I.

Zunächſt denn — Heidennamen.

Nehmen wir hier einen Augenblick die Namenliſte unſerer Foochow Conferenz zur Hand. Hier haben wir Po Mi, Beförderer des Schönen; Joug Mi, Verkündiger des Schönen; Sek Ong,

Gnadengabe; Tait Liong, Huldreich; Ing Kwang, Amtstreue.

Diese Namen sind nicht nur sinnreich und schön, sondern erinnern sofort an unsere Friedrich, Wilhelm, Gottlieb ꝛc. Ich sollte auch bemerken, daß indem die Sprache einsilbig ist, jeder Name aus zwei Worten besteht, oder, man könnte auch sagen, Doppelname ist. Gewöhnlich aber steht das eine Wort als Eigenschafts-, das andere als dessen Hauptwort. Das Schlußwort (der Schlußname) der sechs Brüder Hü ist Mi; der Anfangsname ihrer Söhne ist sämmtlich Chait — ein deutlicher Zug der hierzulande obwaltenden patriarchalischen Familieneinrichtung. Das Familienband soll dadurch immer fester und fester geknüpft und die Blutsverwandtschaft deutlich im Vordergrund gehalten werden.

Wir treffen auch häufig höchst unschöne Namen, die jedoch nicht so viel als Scheltnamen, sondern als Schutznamen gelten sollen — das „böse Auge" soll dadurch geblendet werden.

Eines unserer ersten Kirchenglieder hier hieß „Schwarzes Schwein" (trotzdem es hier nur schwarze Schweine giebt, muß man dennoch von weißen gewußt haben) und unser Hausschreiner, ein gar gemüthlicher Geselle, heißt Großmaul. Mitunter heißen drei Brüder der Reihe nach Floh, Laus und Wanze. Zerlumpter Seher, Wüthrich, Gewächs, Winterhund, Lump der Dritte, Narr, das Mädchen, Schwesterchen, Kehricht ꝛc. müssen sämmtliche als Deckmantel der elterlichen Besorgtheit dienen.

Man schließt bei der geringsten Widerwärtigkeit oder Krankheit nur zu bald, daß die bösen Geister neidisch sind und dem Leben der Söhne nachstehen (in Söhnen besteht des Chinesen Wohlhaben). Auch ist hier wie in so Vielem in der Denkart des Chinesen, ein Anflug der alten Stoa zu entdecken: Alles ist unsicher, daher eile mit dem Entsagen; gieb dem Liebsten den unliebsten Namen. Es giebt auch Namen, die wie „Moses" ein Abenteuer im Leben des Betreffenden, andere die wie „Peleg" und „Ichabod" ein Ereigniß in der Landesgeschichte, wieder andere die als goldener Meilenstein in der Familienchronik glänzen und zeugen sollen. Diesem hängt man wie dem Thubal-Kain seine Beschäftigung, jenem wie dem Jubal seine Neigung, dem Dritten wie dem armen Crawy in Charles Kingsleys Yeast eine Unart zeitlebens im Namen an. Dann erwirbt sich auch mancher durch einen überklugen Einfall seinen Werktagsnamen, wie es dem Schreiber selbst erging, da er es als dreijähriger Junge im Geschwürheilen dem Esculapius nachmachen wollte. Natürlich kam dann noch mein Taufname dem Witzling recht bequem und bin heute noch als „Doktor Franklin" bekannt.

Zu oben Gesagtem wollen wir einige Beispiele einschalten. Die Mutter des Confucius ging nach dem Berg K'iu, um sich einen Sohn zu erbeten. Ihr Verlangen wurde erfüllt, dazu hatte das Kind einen hügelförmigen Kopf und sie nannte ihn K'iu. Das Volk darf ihn natürlich nicht bei diesem Namen nennen und der Name, der uns bekannt ist, ist zunächst Geschlechtsname, Kung; dann Titel Fu Tse, d. h. der Vicomte Kung, auch Confucius geschrieben. Confucius hieß seinen Sohn Li (der Karpfen) zum Andenken an ein Geschenk (zwei Karpfen), das er unlängst vor der Geburt des Kindes von kaisert. Majestät empfangen hatte.

Des Kaisers Kung Sohn hatte das Zeichen (resp. Wort) Yen in der Hand und Yen wurde er sofort geheißen. Nach den „geballten Händchen" schaut man dem chinesischen Kindlein, wenn es aus der dunkeln Kammer „in den Fußzuber fällt". Geben es die Hautfalten der Handfläche anders zu, so verkündigen die Wahrsager begeistert: Das Kleine hatte dies und jenes Wort in den Händchen. Irgend ein aus den Händchen entziffertes Schriftzeichen gelte dann als Nandina, der bei der Namengebung wenigstens Achtung gezollt werden müßte.

Im Namengeben der Kinder drückt man auch sein Nothgefühl aus und treffen wir daher: Goldmangel, Grundmangel, Holzmangel u. drgl. Zur Erinnerung an Ereignisse finden wir: Angriff, Sieg, Umfall, Frühlingwasser, Fernwasser ꝛc. Für Licht und Wasser hat man besondere Vorliebe. Einer unserer Christen heißt Lebenswasser. Ein Kind, das am 15. des Monats geboren wurde, nennt man gerne Großlicht, Urlicht, Lichtschein.

Mit Mädchennamen will man das Glück herbeilocken oder auch erzwingen. Man nennt sie in und um Foochow gerne Blume, Frühlingsblume, Lotusblume, Orangenblume, Rose, Lilie ꝛc. eingedenk der handgreiflichen Thatsache, daß auf die Blume der Kern, das Werthvolle und Echte, d. h. hier ein Sohn recht bald folgt. Mädchennamen sind also: Chung Hwa, Leng Hwa, Kek Hwa, Mukpek ꝛc.

In dem Distrikt südlich von hier sind die Mädchen sämmtlich Laeng, Geschenk, Billig, Unentgeltlich; z. B. Hwa Laeng, Blumengeschenk; Ngüng Laeng, Silbergeschenk; Chio Laeng, Perlengeschenk. Diese Namen deuten jedoch alle auf das Erwünschte — auf ein Söhnchen — hin und sollen die Kwang-ing (Muttergöttin) stets daran erinnern. Eins der Fräulein, das eine Schule für uns hält, heißt Keng Tie, Bringe Brüderchen. Es giebt auch Ju Tie, Führe Brüderchen; Chieng Tie, Vorbrüderchen.

II.

Christennamen giebt es bereits auch hie

Digitized by Google

und da einige. Unter den Knaben finden wir Timotheus, Johannes, Stephanus — im hiesigen Dialekt Ti-mo-tai, Jok-hang, Sü-ti-hwang. Hü Long Mi's ältester Sohn wurde auch Johannes getauft, da er aber bald darauf lahm wurde und die damals noch heidnischen Anverwandten behaupteten, das Unglück rühre vom Namen her — es sei gefährlich, einem Kind den Namen eines Verstorbenen zu geben — gab man um des Friedens willen nach und hieß ihn Chaik-hang. Diesen Standpunkt hat man jedoch schon meistens in den älteren christlichen Familien überwunden.

Es erfordert gewöhnlich um Christi willen zu leiden, ehe sich die Bekehrten gänzlich von diesen Volkssitten losmachen. Die Missionare berühren selten diese Nebensachen und ermahnen lieber die einheimischen Christen, ihre Volkssitten beizubehalten, insofern diese unschädlich und mit dem Evangelium nicht in Widerspruch stehen. Lia Lek Ong hat nun in seiner Musterfamilie ganz nach der Volkssitte einen Himmelssohn, Himmelsschutz, Himmelsfriede und Himmelsthau. Yek Ing Kwang hat einen Evangelium, David (trotzdem das zweite Zeichen des Namens nebst erschaffen, gründen, öffnen auch meiden und verabscheuen bedeutet und daher in schlechtem Ruf steht) und einen Hok Hwa, das zweite und dritte Zeichen im Namen Jehovah. Es ist ein schöner Name auf chinesisch, aber was würden die ersten Judenchristen dazu gesagt haben!

Paulus, Lukas und Joseph haben wir je einen; unter den Mädchen Lea (ein frommes Kind, starb vor 3 Monaten), Maria und Ruth auch je eine. Häufig deuten jetzt auch die hiesigen Christennamen auf eine neue Stufe religiöser Erfahrung hin. Wir treffen daher Namen, die den Begriff Gnade, Glaube, Entschluß, Vollkommen ꝛc. wenigstens mit einem der zwei Zeichen — wenige Namen haben mehr oder weniger als zwei Zeichen, aber der Chinese hat einen Milchnamen, Schulnamen und Hochzeitsnamen nebst einem Geschäftszeichen — nennen. Es ist dem Missionar daher doch nichts weniger als einerlei, was für Namen unter den Neubekehrten in Umlauf kommen.

Giebt ein Bibelname der Erfahrung des Betreffenden genügenden Ausdruck, so wird dieser gewählt. Die Geschwister Hü Long Mi ließen ihren lahmgewordenen Johannes (Jok-hang) Chaik-hang nennen, später aber rang dessen Mutter Tag und Nacht um einen zweiten Sohn und noch heute, wenn sie von dem rosigen 12-jährigen Jungen spricht, sagt sie lachend: Sak-mu-ngi, von Gott erbeten.

Es bildet sich denn allmälig ein System der Namengebung unter den chinesischen Heidenchristen, wobei die imitatio naturae — das Namengeben nach körperlichen Eigenschaften — und althergebrachten Fabeln eine verschwindend kleine Rolle spielen. Ins Alberne werden sie sich auch nicht leicht verirren, denn der Chinese hält es für eine heilige Pflicht, sich umzuschauen, ob auch Niemand lacht, und nur aus tiefstem Ernst und gründlichster Ueberzeugung wird irgend eine Neuerung herausgeboren. Der Mann, der seine Zwillinge „Doch" und „Kamen" — nach den 2 Hunden, die des armen Lazarus Schwären leckten — nannte und die Frau, die ihr Töchterchen Apostelgeschichte taufen ließ, werden ihresgleichen hier schwerlich finden. — Schreiber dieses heißt: Ling Kek, d. h. (ungefähr) Hainenluft.

Wege der göttlichen Vorsehung.

Für Haus und Herd von Geo. Guth.

„Es sind Gerechte, denen gehet es, als hätten sie Werke der Gottlosen; und sind Gottlose denen gehet es, als hätten sie Werke der Gerechten." Pred. 8, 14.

Gottes Führungen und Zulassungen in Bezug auf das Leben und die Schicksale des einzelnen Menschen sowohl, als ganzer Familien und Geschlechter, sind oft so tief und geheimnißvoll, daß jeder Versuch einer Erklärung derselben einfach scheitern geht. Ja, in vielen Fällen hält es außerordentlich schwer, die biblische Lehre von Gottes Weisheit und Liebe in den verschlungenen Ereignissen und Geschicken mancher Familien, die den Herrn fürchten und ihm dienen, herauszufinden. Prediger des Evangeliums suchen solche schwerbetroffenen Personen zu trösten aus dem Worte Gottes und ihrer eigenen Erfahrung im Leben. Christlich gesinnte Nachbarn und Freunde statten ihnen freundliche Besuche ab, geben ihrem Mitgefühl in den zartesten Worten Ausdruck und weisen sie hin auf Gott, der einzig wahren Quelle alles Trostes. Allein die schwerbekümmerten Herzen achten kaum auf die wohlgemeinten Worte ihres Seelsorgers und ihrer Freunde. Tief in ihrer Brust wiederhallt das Wort eines Hiob, welches er einst in ähnlicher Lage ausgesprochen: „Ich habe solches oft gehöret. Ihr seid allzumal leidige Tröster."

Wir geben uns leicht dem Gedanken hin, daß zeitliches Wohlergehen ein besonderer Beweis der

göttlichen Huld und Liebe sei, und daß viele Heimsuchungen im Leben bestimmte Strafgerichte eines heiligen und gerechten Gottes sind. Ist das aber in Wirklichkeit der Fall? War es nicht gerade die Thatsache, daß es den Gottlosen so wohl ging in diesem Leben, die den Assaph beinahe zum Straucheln gebracht hätte? Er sah, daß sie nicht im Unglück sind wie andere Leute und werden nicht wie andere Menschen geplaget. Er rief aus: „Siehe, das sind die Gottlosen; die sind glückselig in der Welt und werden reich. Soll es denn umsonst sein, daß mein Herz unsträflich lebt und ich meine Hände in Unschuld wasche? Und ich bin geplaget täglich und meine Strafe ist alle Morgen da?"

Wir kennen die Lebensgeschichte des schlichten, gerechten und frommen Gottesmannes Hiob. Wir wissen, wie Gott es Satan zuließ, diesen Mann in den Schmelztiegel und Ofen der Leiden zu werfen. Seine Leiden waren unsäglich. Er klagt: „Gott hat mich übergeben dem Ungerechten, und hat mich in der Gottlosen Hände kommen lassen. Ich war reich, aber er hat mich zu nichte gemacht; er hat mich beim Halse genommen und zerstoßen. Er hat mir eine Wunde über die andere gemacht; er ist an mich gelaufen wie ein Gewaltiger. Wiewohl kein Frevel in meiner Hand ist, und mein Gebet ist rein."

Mitunter hat es den Anschein, daß gerade Diejenigen, welche sich zu Gott bekehren, mehr Leiden dieser Zeit seit ihren Bekehrungen zu ertragen haben, als je vormals der Fall war. Als ein gewisser Prediger unserer Kirche eines Tages im Begriffe war, Hausbesuche abzustatten, da begegnete ihm ein Mann auf der Straße, der sich in der tiefsten Betrübniß des Herzens befand. Dieser Mann hatte sich vor zwei Jahren unter der Wirksamkeit obigen Predigers der Kirche angeschlossen. Er redete den Prediger folgendermaßen an: „Bruder — erkläre mir doch dieses tiefe Geheimniß meiner Lebenserfahrung. Wie du wohl weißt, gab ich vor zwei Jahren Gott mein Herz und suchte gewissenhaft in seinen Wegen zu wandeln. Bis zur Zeit meiner Bekehrung schien mir das Leben zu lachen. Alle meine Unternehmungen im Geschäft glückten mir und es ging mir und meiner lieben Familie wohl. Aber seit meiner Bekehrung übereilt mich ein Unglück und Herzeleid um das andere. Zuerst starb mir mein treues, liebes Weib, bald darauf folgten ihr zwei meiner Kinder in die Ewigkeit. Meine Gesundheit ist ebenfalls gebrochen. Durch die vielen Sorgen und Widerwärtigkeiten litt mein Geschäft dermaßen, daß ich mich kaum noch zu halten vermag, und es ist nur eine Frage der Zeit, bis ich gezwungen sein werde, dasselbe in andere Hände übergehen zu lassen. Meine Zukunft ist so dunkel, daß ich auch keinen Ausweg vor mir sehe und ich fühle, daß ich den Druck der Leiden, die über mich gekommen sind, nicht viel länger auszuhalten vermag."

Der Prediger wußte kaum, was er dem armen Manne antworten sollte. Er fuhr daher zunächst: „Mein lieber Bruder, war dir denn deine religiose Erfahrung, die du gemacht hast, in dieser Prüfungszeit von gar keinem Nutzen?"

„O ja," antwortete der Mann. „Ohne die lebendige Hoffnung des ewigen Lebens wäre mir meine Lage geradezu unerträglich gewesen."

„Dann," erwiderte der Prediger, „erwäge nur einmal, was in dieser Zeit aus dir geworden wäre, wenn du nicht vor zwei Jahren dem Herrn dein Herz gegeben hättest!"

Obwohl der Mann in Etwas getröstet sich vom Prediger verabschiedete, so fühlte doch Letzterer, daß er das Warum dieser wunderbaren Ereignisse im Leben des Mannes durchaus nicht gelöst habe. Mehr als je fühlte er den tiefen Sinn der Worte des Apostels Paulus: „O, welch' eine Tiefe des Reichthums, beides der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt? Oder wer ist sein Rathgeber gewesen?"

Vor einigen Jahren ist eine christlich gesinnte Familie in dem kurzen Zeitraum von etwas mehr als einem Jahr ausgestorben und zwar auf die auffallendste Weise: Zuerst verbrannte die Mutter, die Tochter starb eines plötzlichen Todes. Der Sohn ertrank beim Baden und der Vater kam bei einem Eisenbahnunglück ums Leben. Es ist uns geradezu unbegreiflich, warum der liebe Gott es zuläßt, daß eine Familie vor der andern so schwer betroffen werden sollte. Es fehlt uns jeder Maßstab, nach welchem wir die unterschiedlichen Lebensereignisse der verschiedenen Familien bemessen konnten. Wir sind als Menschen nicht blos für diese Welt und Zeit geboren, wir sind für die Ewigkeit geschaffen. Hier in dieser Welt können wir eigentlich nur den Maßstab dieser Zeit anlegen, und da scheint es freilich ein Unglück zu sein, wenn Leiden, Noth und Tod hereintreten, ehe man vielleicht die Hälfte der Jahre des Lebens erreicht hat.

Was war es, das die Lage des Hiob in seinem Leiden so gewaltig erschwerte? Es handelt sich gewiß nicht darum, ob Hiob wieder zu seinem Wohlstande kommt, sondern darum, ob er seinen Gott wiederfinden oder verlieren wird. Die Furcht, an Gottes Heiligkeit nicht mehr glauben zu können, hat seine Seele mit Todesschatten bedeckt. Wenn er den Tag seiner Geburt verflucht und nur im Grabe Ruhe sieht, so geschieht es nicht, weil seine Heerden die Beute der Räuber geworden, oder weil seine Söhne und Töchter unter der Ruine des Hauses begraben sind, noch weil er an einer schrecklichen Krankheit leidet,

sondern weil er zweifelt an der Gerechtigkeit seines Gottes. Hiob wurde an seinem Gott irre, weil er bisher geglaubt hatte, daß großes Unglück hienieden große Sünder heimsuche, daß außerordentliche Leiden von außerordentlichen Verbrechen zeugen. In dieser Vorstellung hat er gelebt und sein früherer Wohlstand hatte sie nur bestätigt. Und doch sind Schlag auf Schlag die schrecklichsten Leiden über ihn hereingebrochen, ohne daß er den Weg des Guten verlassen hatte.

Hiobs Freunde theilen dieselbe Ansicht mit ihm und werfen ihm vor, er müsse irgend eine unerhörte, heuchlerische Sünde begangen haben, worin allein das Uebermaß seines Unglücks eine Erklärung finde. Aber Hiob ist sich wohl bewußt, kein Heuchler zu sein; sein Gewissen giebt ihm das Zeugniß seiner Aufrichtigkeit und Treue vor Gott. Daher der Ausbruch des Unwillens und der Kampf der Empfindungen in ihm. Wie stürmt es in seiner Brust! Das Gebet folgt einer fast lästerlichen Rede; das Vertrauen schwimmt oben auf den bittern Wellen der Verzweiflung; die Liebe mischt sich mit dem Zorn. Leidenschaftlich frägt er Gott: „Gefällt dir's, daß du Gewalt thust und mich verwirfst, den deine Hände gemacht haben?"

Ach, könnte Hiob den Schleier lüften, der die unsichtbare Welt vor seinen Augen verbirgt; könnte er sein Unglück von der Höhe des Himmels anschauen, statt von der Erde und aus der Asche, worin er liegt, dann würde ihm die Ergebung leicht werden. Allein der Schleier darf nicht gehoben werden; er muß sich unterwerfen und damit begnügen, zu wissen, daß er ein Sünder ist und den Zorn des Ewigen verdient hat. Vor dem Allerhöchsten muß er schweigen und anbeten, auch ohne sein Walten zu begreifen.

Das ist die große Lehre, die wir aus Hiobs Leben lernen sollen. In allen Leiden haben wir unsere Hand auf den Mund zu legen und zu schweigen. Wir können uns nur vor ihm beugen und in der Finsterniß, die uns umgiebt, sprechen: Gott ist Licht. Er wird endlich zum Lichte führen! Wir sind nicht im Stande, die Räthsel der göttlichen Vorsehung zu lösen; wir können die Geheimnisse dieses Lebens oft nicht befriedigend lösen, aber wir finden Trost im Worte Gottes. Hier wird uns klar, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Es ist auch durchaus nicht nöthig, daß wir Gottes Wege verstehen müssen. Aber das ist nöthig, daß wir Gehorsam lernen und unsern Willen unter Gottes Willen und Wege, die er uns führt, beugen. Dann wird die Trübsal eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit wirken und wir werden rein und reif für den Himmel gemacht werden.

Dort werd' ich das im Licht erkennen,
Was ich auf Erden dunkel sah;
Das wunderbar und heilig nennen,
Was unerklärlich hier geschah.
Dort schau ich im Zusammenhang
Des Höchsten Rath mit Preis und Dank.

Winke und Nachrichten für Arbeiter.

„Die Wiederholung der Lektion ist mir ein Kreuz," also schreibt nicht blos einer, sondern das ist die Meinung vieler.

Freilich kann die Wiederholungsübung ein Kreuz, aber sie mag auch eine Lust werden. Kommt alles darauf an, wie man es macht!

Wie wird denn die Wiederholung eine Lust?

Zum ersten — glaube nicht, es müsse jeden Sonntag wiederholt werden. Das ist nicht nothwendig; ja — es ist nicht einmal gut. Es hat gute Wirkung, wenn zur Abwechslung die Lehrer die ganze Zeit verbrauchen und die Schule entlassen wird ohne Ansprache. Vornen hangt ja in jeder wohlgeordneten Schule der Bildersaal und zeigt Jedem in großer Schrift die Hauptsache der Lektion an.

Zum zweiten — ist es nicht nothwendig, ja es muß ermüden — die Lektion noch einmal, ganz abzufragen, und die Pumpe nochmals an die Schüler zu setzen, die der Lehrer schon drei Viertelstunden gebraucht hat.

Man greife bei der Wiederholung etwas aus der Lektion heraus und lasse dabei Abwechslung eintreten. Heute etwa — das Geschichtliche.

Ein andermal fange man — mit einer bedeutenden Person an, von welcher die Lektion handelt.

Ein drittes Mal giebt — eine Stadt, ein Land, ein Volk den Anknüpfungspunkt.

Im Allgemeinen aber glaube ich, daß die praktische Anwendung der Lektion auf Herz und Leben die besten Anhaltspunkte für die Wiederholung bietet. Die „praktischen Gedanken" in Haus und Herd können dazu wohl verwendet werden. Und mit diesen praktischen Gedanken stimmen die Andeutungen im Bildersaal überein. Freilich muß dies alles wieder etwas verarbeitet und angepaßt werden. Es ist ganz unmöglich 10,000 Lehrern und etwa 900 Schulen ganz genau gerade das in den Mund zu legen, was im einzelnen Fall gesagt werden sollte. Ich habe jedoch nie Schwierigkeiten gefunden, mit den „praktischen Gedanken" eine Schule ein Viertelstündchen oder, wenn es verlangt wurde, auch eine volle halbe Stunde in der Wiederholung zu interessiren.

Als ich aber Pastor einer Gemeinde, und also immer in ein und derselben Schule war, habe ich mich mit meinem Superintendent dahin verständigt: 1) Daß nicht jedesmal wiederholt werden muß. 2) Daß wir bei den Wiederholungen Abwechslung eintreten lassen. — Auf diese Weise erhält man sich frisch — drei Jahre lang, und am Ende auch 10 Jahre lang. Editor.

Die Vorbereitung der Lehrer wurde in Haus und Herd schon so oft und so viel besprochen, daß ich kaum weiß, was noch hinzugefügt werden soll. Aber meine Freunde fragen wieder und wieder — und da bleibt nichts übrig, als wieder und wieder zu beantworten. Will also nochmals kurz Alles zusammenfassen:

Es giebt eine allgemeine und eine besondere Vorbereitung.

Zu der allgemeinen Vorbereitung rechne ich eifriges Lesen in der Bibel und andern guten Büchern und Zeitungen, die dazu beitragen, das Herz zu erwärmen und die Kenntnisse zu bereichern. Zur allgemeinen Vorbereitung gehört auch Hören des Wortes Gottes in der Predigt, Betheiligung an Gebets- und andern Erbauungsstunden, Gebet im Verborgenen ꝛc.

Die besondere Vorbereitung beschäftigt sich mit der Lektion. Ohne solche besondere Vorbereitung sollte kein Lehrer vor seine Klasse kommen.

Wir unterscheiden bei der Vorbereitung auf die Lektion die Selbstvorbereitung mittelst gedruckter Hilfsmittel und die Lehrer-Vorbereitungs-Klasse.

Jede Sonntagschule sollte sich auf's Eifrigste bestreben, eine solche Lehrervorbereitungsklasse zu bekommen. Hat der Prediger nicht Zeit, dieselbe zu leiten, so kann er ja Jemanden anders dazu ernennen. Freilich muß man dazu sehen, daß eine solche Klasse nicht in einen Streitverein ausartet, in welchem jeder ein Doktor G'scheidtle sein will. Eine solche Vorbereitungsklasse ist nicht dazu da, alle schwierigen Fragen zu lösen, sondern dazu, die Lehrer auf den Sonntagschul-Unterricht vorzubereiten. — Manche Prediger helfen sich auch damit, daß sie in der Gebetsversammlung die Lektion für den nächstfolgenden Sonntag zum Text machen. Jedoch ist eine eigentliche Vorbereitungsklasse für Lehrer weit zweckmäßiger. Wenn man aber in dieser Welt nicht alles erreichen kann, so muß man das erreichen, was möglich ist.

Ob aber eine solche Vorbereitungsklasse existirt oder nicht — so muß sich der Lehrer mit der Bibel und andern Hilfsmitteln in der Hand, selbst vorbereiten, und die Lektion für seine Klasse verarbeiten.

„Hab' keine Zeit dazu" — hör' ich sagen. Ein wenig Zeit hast du doch, mein Lieber. Zum Beispiel — ein Viertelstündlein jeden Abend macht schon 1½ Stunden Vorbereitung per Woche, und dies ist besser als nichts. Am Ende könntest du zwei oder drei Stunden per Woche herausschlagen.

Nebst der Bibel — giebt es Hilfsmittel genug. In der Glocke wird die Lektion für die Kleinsten erzählt. Lies das, wenn du kleine Schüler hast. Der Bibelforscher giebt weitere Anleitung. Die Lektionen in Haus und Herd sind besonders für Sonntagschullehrer geschrieben. Ich habe zwar große Geister sagen hören, daß ihnen Haus und Herd nicht genüge. Mag sein. Mir genügt es, und ich habe schon Jahre lang keine Sonntagschulrede über die Lektion gehalten, wozu ich etwas anders benützt hätte als Haus und Herd. Wenn ich nun manchmal den großen Geistern, die noch Wunder welche gelahrte Sachen brauchen, in der Sonntagschule zuhöre, so denkt der alte Schulmeister in mir: „Thät auch nichts schaden, wenn du die „praktischen Gedanken" und anderes in Haus und Herd auf deine Klasse und Schule anwenden würdest."

„Aber — ich habe kein Geld für Haus und Herd," wendet Jemanden ein. Laß deinen Prediger einige Zeilen an mich schreiben. Und wenn es möglich ist, soll geholfen werden, und zwar so, daß die Welt kein Sterbenswörtlein davon erfährt. Editor.

Eine seltsame Doktordissertation fand am 18. April 1778 in Erfurt statt, nämlich: „Ueber die Krankheiten, welche durch zu lange Predigten entstehen." Die kuriose Dissertation ist in zwei Kapitel getheilt — das erste handelt nach dem „Daheim" von den Krankheiten, welche dem Prediger selbst, das zweite von denen, welche den Zuhörern zustoßen können. Den Letzteren werde u. A. das zu lange Predigen dadurch schädlich, daß es die Lust verderbe u. s. w.

Kindererziehung und das Heim. Die Erziehung der Kinder muß daheim geschehen, dieser uralte Satz gilt heute noch; dem Zeitgeiste ist er jedoch zuwider. Jung Amerika will Niemand das Recht der Erziehung einräumen. Auch wenn es noch im kurzen Röckchen einhertrippelt, ist es sich schon seiner Würde als freier Bürger eines freien Landes bewußt, und wer dürfte sich unterstehen dem Zukunftsp äsidenten mit einem Stock zu Leibe zu rücken?

Und die Eltern sind leider zu nachgiebig in diesem Punkte. Man giebt dem Eigensinn und Ungehorsam der „lieben Kleinen" hübsch klingende Namen und damit ist's abgethan. Die Kinder sind zum Gehorsam noch zu klein. Die Eltern reden von Härte in ihrer eigenen Erziehung. Ihre Kinder sollen es besser haben. Die Schläge helfen ja doch nichts, sie erzeugen nur Erbitterung. Haben die Kinder einmal ihren Verstand, dann setzt man ihnen in aller Ruhe und Liebe das wie und warum auseinander und dann kommt der Gehorsam von selbst. Und man läßt es zu, daß die Kinder dem Wunsch und Gebot der Eltern, Nichtbeachtung, Ungehorsam und Eigensinn entgegen setzen. Jung gewohnt, alt gethan. Sie werden größer, sie gerathen in schlechte Gesellschaft, sie bleiben die halben Nächte aus. Kein Bitten und kein Drohen bringt sie von ihrer Sündenbahn. Wie die Saat, so die Ernte. Der Eltern Gleichgiltigkeit hat in den Kindern Ausschweifung, Krankheit und Schande zur Folge gehabt, und frühzeitig öffnet sich das Grab, um den geschändeten Staub aufzunehmen.

Auch hier haben wir ein Werk zu thun. Wir müssen die Eltern auf die Gefahren aufmerksam machen. Oeffentlich und sonderlich sollte der Prediger Eltern und Kinder auf ihre respektiven Pflichten aufmerksam machen, und auch in der Sonntagschule sollte dieser Gegenstand besprochen werden. Alles was in unsern Kräften steht, sollte gethan werden, um unsere Häuser zu Pflanzstätten christlichen Charakters zu machen, wo die Eltern in der Furcht Gottes erziehen und die Kinder Ehrfurcht und Gehorsam lernen. Eine weise, liebevolle und feste Zucht ist nothwendig und ist gottgewollt. Wilhelm.

Bücher für die Sonntagschul-Bibliothek. Mr. S. Green in The Library Journal giebt einen ausgezeichneten Plan für die Auswahl der Bücher für die Sonntagschul-Bibliothek, und wie dieselben den Schülern zu übermitteln. Er schreibt: Jedes Buch wurde von fähigen Personen durchgelesen und die von zweifelhaftem Werthe aus der Bibliothek entfernt. Dieser Sichtungsprozeß wird von Jahr zu Jahr fortgesetzt. Sowie neue Bücher hinzugethan wurden, entfernte man solche, die in dieser oder jener Beziehung keinen hohen Rang einnahmen. Ehe irgend ein neues Buch der Bibliothek einverleibt wird, wird es gewissenhaft und sorgfältig geprüft. In Folge dessen besitzt die Schule eine ausgezeichnete Bibliothek. Jährlich werden etwa 100 Doll. zur Vergrößerung der Bibliothek erhoben. Das Geld erhält der Schatzmeister des Bibliothek-Comites. Ein Sub-Comite bezieht von der Buchhandlung solche Bücher, von denen man annimmt, daß sie zweckentsprechend sein werden. Nachdem diese sorgfältig gelesen worden, werden diejenigen gekauft, die passend scheinen. Das Sub Comite besteht aus zwei gebildeten

jungen Damen. Haben sie 2 oder 3 Bücher ausgewählt, dann fertigen sie von dem Inhalt einen kurzen Auszug an, und darauf wandern diese Bücher in das Studirzimmer des Predigers. Haben sie auch diese Probe bestanden, dann macht der Superintendent die Schule auf sie aufmerksam und liest den vom Sub-Comite angefertigten Auszug vor, und ladet die Schüler ein, die Bücher entweder nach der gegenwärtigen Sitzung oder am nächsten Sonntag vor Eröffnung der Schule zu besichtigen. Alsdann werden sie der Bibliothek einverleibt und sind bereit zum Ausleihen. Dieses Unter-Comite hat vor 2 Jahren noch einen andern wichtigen Schritt gethan. Die Glieder desselben haben noch einmal sämmtliche Bücher der Bibliothek durchgelesen und von jedem Buch einen kurzen Auszug hergestellt. Eine der Damen mit diesen Auszügen ausgerüstet, fungirt nun während der Schule als berathender Bibliothekar. Wünscht Jemand Aufschluß über den Inhalt eines Buches, oder wünscht er ein Werk über irgend einen besonderen Gegenstand, so wendet er sich an diese Dame, und sie, mit Hilfe ihrer Auszüge, ist im Stande, den gewünschten Aufschluß zu geben. Sie ist gewöhnlich sehr beschäftigt und ihre Arbeit ist von dem größten Nutzen.

Das verschleierte Tuch. Den ganzen Sommer hindurch prangten die Bäume in herrlichem Blätterschmuck, nichts als dieser grüne Schleier bot sich dem Auge dar. Der Herbst kam und der Schleier färbte sich roth und gelb und braun. Der Herbstwind fuhr hindurch und immer lichter wurde er. Mit Wehmuth sahen wir ein Blatt um das andere fallen. Doch siehe da, wie sie fallen, da tauchen in immer deutlicheren Umrissen Mauern, Dächer und Häuser hervor. Und wie die Bäume ihres Blätterschmuckes beraubt sind, da erblicken wir vor uns in gar nicht weiter Ferne ein kleines Dörflein. Jetzt erst sehen wir's, und doch war es während des ganzen Sommers dort, der grüne Schleier hatte es unsern Blicken verhüllt.

Die andere Welt unsern Blicken zu entschleiern, ist das nicht eine der Aufgaben des rauhen Herbstwindes der Trübsale? Nur zu häufig verschleiert in den Tagen des Wohlergehens der reiche Blätterschmuck des Glücks die andere Welt unserem Auge. Wenn jedoch die öden Herbstwinde der Leiden vorübersausen, wenn unter ihrem kalten scharfen Hauche ein Freund nach dem andern fällt; dann erblickt man durch diesen durchlöcherten Schleier deutlicher und immer deutlicher die Herrlichkeit der ewigen Stadt, deren Baumeister Gott ist. Mache deine Schüler darauf aufmerksam, daß Trübsale die Ewigkeit uns mehr entschleiern sollen. Dunkelheit mag das natürliche Auge umlagern, der Glaube jedoch vermag sie zu verscheuchen und dann leuchtet uns die Herrlichkeit der andern Welt. Mit solcher Aussicht tröstet der Herr die Seinen zur Herbst- und Winterzeit.

Gott hilft. (Eingesandt von G. F.) An einem schönen Herbsttage stiegen zwei Reisende mit einem alten Führer einen beschwerlichen Weg über den Kamm des Riesengebirges, das Schlesien vom Böhmerland trennt, hinan. Endlich war die Höhe erklommen. Da blieb der Führer stehen und sagte mit bewegter Stimme: „Ja, hier ist's gewesen, wo du großer Gott mich in die angstvollste Stunde meines Lebens hast kommen lassen, aber auch mit starkem Arm errettet hast." Seine Begleiter, die den Alten längst lieb hatten, drangen in ihn, zu erzählen, was sich hier mit ihm zugetragen.

Da begann der Führer: „Es ist schon lange her, ich war ein junger Bursche und war in Schlesien auf Arbeit, als mich das Heimweh nach meinen Eltern ergriff, die dort unten in Böhmen lebten. Ich erbat mir Urlaub von meinem Meister, der redete zuerst ab, weil wir noch Februar hatten und der Schnee in den Bergen hoch lag, da wäre die Wanderung übers Gebirge nicht ungefährlich. Schließlich ließ er mich aber doch ziehen. Mit frischem Muth zog ich der lieben Heimath entgegen. Anfangs ging es ganz gut, aber je höher hinauf ich kam, desto tiefer lag der Schnee, doch er war hart gefroren, nur selten trat ich durch und meinte, des Weges sicher zu sein. Nachdem ich ungefähr 3 Stunden gestiegen, war es mir plötzlich, als wäre ich in einer fremden, unbekannten Gegend; ich sollte am Saum eines hohen Waldes gehen und sah doch nur ganz niedriges Fichtengehege. Wie ich stehen bleibe, mich umzuschauen, weicht auf einmal der Schnee unter meinen Füßen und ich stürze durch die Aeste einer Fichte hindurch am Stamm hinunter, und liege in einer Höhle tief unten, alle die hohen Bäume um mich her, über mir und um mich hoch aufgethürmte Schneewände, und in mir Angst und Graus.

Ich falle auf die Kniee um zu beten. Was ich gebetet, ist nur Gott bekannt, ich weiß es nicht mehr, nur das weiß ich, daß es in mir wunderbar still und zuversichtlich wurde, alles Grauen war überwunden, ich fühlte es, Gott war mir nahe und er würde helfen. Als sich nun auch der Hunger meldete, öffnete ich in aller Ruhe mein mitgenommenes Brotsäcklein und ließ es mir schmecken, und wie ich körperlich gestärkt war, schnitt ich, ehe ich mein Messer, das mir bei der Mahlzeit gedient, zusammenklappte, einen Span aus dem Stamm der Fichte, den wollte ich zum Andenken mitnehmen. Dann machte ich mich an's Erklettern des Baumes; endlich saß ich in seinen höchsten Zweigen, aber wie sollte ich über die dünne, obere Schneeschicht hinauskommen? Ich mußte ja fürchten, von Neuem durchzubrechen.

Da begann ich den Wipfel des Baumes in Schwung zu bringen, immer weiter und weiter im Kreise umher, so daß sich die nächsten Schneemassen lösten und hinabstürzten. Und nun wagte ich im Vertrauen auf des Herrn Hilfe einen kühnen Sprung: mit Behendigkeit, der die Schwingungen der Fichte noch nachhalfen, flog ich fast im Bogen herunter, zwar etwas unsanft, doch hatte ich eine Stelle erspäht, wo ich festen Grund unter den Füßen fand. Nur so viel Zeit ließ ich mir, Gott meinen Dank zu stammeln für die wunderbare Errettung, dann eilte ich, so schnell mich meine Füße trugen, zurück zu meinem Meister.

„Und nun wissen Sie," schloß der alte Mann, „warum ich nie an diesem Bergkamm vorüber komme, ohne daran zu denken, daß der Herr mich hier gnädig errettet, und mir das Leben neu geschenkt hat. Jener Span aus dem Stamm der Fichte, die jetzt längst abgehauen ist, liegt zu Hause in meiner Bibel bei dem Spruch: „Ich danke dir, mein Herr und Gott, von ganzem Herzen und ehre deinen Namen ewiglich. Denn deine Güte ist groß über mich, und hast mich errettet aus der tiefen Hölle."

Versäumniß der Tagschule. Besuchen deine Sonntagschüler die Tagschule? Weißt du es? Hast du sie gefragt?

Weißt du, daß zehntausende von Kindern, die in die Schule gehen sollten, die ganze Woche hindurch auch nicht einen Fuß in ein Schulhaus setzen, vielmehr ihre Zeit auf der Straße schlimmer als vergeuden? Weißt du, daß sie in Unwissenheit aufwachsen?

Möchten nicht einige Worte über Erziehung für solche irre geleiteten Kinder von großem Nutzen sein?

Diese Fragen sind wohl näherer Erwägung werth. Denke darüber nach.

Digitized by Google

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 4. April. **Die Menschwerdung des Wortes.** Joh. 1, 1—18.

1. Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.
2. Dasselbige war im Anfang bei Gott.
3. Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht, und ohne dasselbige ist nichts gemacht, was gemacht ist.
4. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen.
5. Und das Licht scheinet in der Finsterniß, und die Finsterniß habens nicht begriffen.
6. Es war ein Mensch, von Gott gesandt, der hieß Johannis.
7. Derselbige kam zum Zeugniß, daß er von dem Licht zeugete, auf daß sie alle durch ihn glaubeten.
8. Er war nicht das Licht, sondern daß er zeugete von dem Licht.
9. Das war das wahrhaftige Licht, welches alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen.
10. Es war in der Welt, und die Welt ist durch dasselbige gemacht, und die Welt kannte es nicht.
11. Er kam in sein Eigenthum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf.
12. Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben.
13. Welche nicht von dem Geblüt, noch von dem Willen des Fleisches, noch von dem Willen eines Mannes, sondern von Gott geboren sind.
14. Und das Wort ward Fleisch, und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.
15. Johannes zeuget von ihm, ruft und spricht: Dieser war es, von dem ich gesagt habe: Nach mir wird kommen, der vor mir gewesen ist; denn er war eher denn ich.
16. Und von seiner Fülle haben wir alle genommen Gnade um Gnade.
17. Denn das Gesetz ist durch Mosen gegeben; die Gnade und Wahrheit ist durch Jesum Christum worden.
18. Niemand hat Gott je gesehen. Der eingeborne Sohn, der in des Vaters Schoß ist, der hat es uns verkündiget.

Biblischer Grundgedanke. „Das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns." Joh. 1, 14.

Zur Einleitung. 1) Buch und Schreiber betreffend. Mit dem heutigen Sonntag beginnend, sind die Lektionen für den Rest des Jahres dem Evangelium nach Johannes entnommen. Johannes schrieb dieses Buch zu Ephesus. Die Zeit der Abfassung kann nicht genau bestimmt werden; sie fällt aber wahrscheinlich in die Periode von 70—95 n. Chr. Johannes war der jüngste unter allen, die der Herr zum Apostelamt berief — etwa 30 Jahre alt. Jesu Weissagung gemäß sollte er den Märtyrertod nicht sterben, sondern bleiben, bis der Herr käme. Dies geschah. Denn nur von diesem Apostel wissen wir sicher, daß er die Zerstörung Jerusalems überlebte. In der Christenverfolgung unter Domitian wurde er auf die unfruchtbare Felseninsel Patmos verbannt. Unter Trajan kehrte er nach Ephesus zurück, wo er bis an sein Ende wirkte. Fast hundertjährig, umgeben von Schülern wie Polykarp, Ignatius und Papias, starb er am Anfang des 2. Jahrhunderts, 68 Jahre nach Christi Tod. 2) Die Lektion betreffend. Man bezeichnet dieselbe als den Prolog, d. h. die Vorrede des Buches, und derselbe bildet die Zusammenfassung des ganzen Evangeliums. Der Prolog besteht aus kurzen, inhaltsschweren Sätzen. Nirgends in der ganzen Bibel finden wir solch klare, bestimmte Aussagen in Betreff der Gottheit Christi, wie in diesem Abschnitt. Darum hat er aber auch Tiefen, die kein Senklei des scharfsinnigsten Menschenverstands ergründen kann.

I. Das Wort im Anfange. V. 1—3.

V. 1. 2. Diese wundervollen Worte verkünden uns drei Thatsachen, nämlich: Jesus Christus, welcher hier das Wort (der Logos) genannt wird, sei von Ewigkeit her; ferner, er sei seiner Person nach nicht identisch mit dem Vater, stehe aber doch in der innigsten Gemeinschaft mit ihm; endlich, er sei Gott. „Gott" im zweiten Satz bezeichnet die Person des Vaters, „Gott" im dritten Satz aber das göttliche Wesen.

V. 3. Alles Seiende, die Sünde ausgenommen, wurde durch das Wort, d. h. durch Christum in's Dasein gerufen. Col. 1, 16; Hebr. 1, 10. Alles Lebendige und Lebloſe, alles Materielle und Geistige, alles Vernunftbegabte und Vernunftlose ist durch ihn geworden.

II. Das Wort als Leben und Licht. V. 4. 5.

V. 4 Christus erschuf nicht nur das materielle Weltall, sondern gab und giebt das Leben. Aus ihm strömt alles Leben der Pflanzen und Thiere. Dem Menschen blies er den Lebensodem in die Nase, daß er eine lebendige, eine unsterbliche Seele wurde. Die Dinge haben ihr Leben in ihm; er aber hat sein Leben nicht in den Dingen, wie der Pantheismus lehrt. — Der Mensch theilt das Leben mit allen organischen Geschöpfen; aber das Licht des Logoslebens, die göttliche Offenbarung, ist für ihn allein.

V. 5. In der Schriftsprache bedeutet „Finsterniß" gewöhnlich Unwissenheit, Sünde und Elend. Hier bedeutet die Redefigur die gefallene Menschenwelt. Durch seine Boten im A. B. und durch sein persönliches Lehramt schien der Herr als Licht hinein in diese Sündernacht; sie nahm aber das Licht nicht an, ließ sich nicht von demselben erleuchten.

III. Das Wort und sein Vorläufer. V. 6—8 und 15.

V. 6—8. Der Weissagung Mal. 3, 1 gemäß, kam Johannes der Täufer als Vorläufer des Messias. Er kam gleichsam als Morgenstern, um den Aufgang der Heilssonne anzukündigen. Der Täufer war nicht der Messias, wie Manche wähnten. Seine Aufgabe bestand darin, von dem Messias zu zeugen, damit die Menschen auf dessen Empfang vorbereitet würden.

V. 15. Die Präexistenz (Vorhersein) Christi wird hier betont. Der Täufer war vor Christo der menschlichen Geburt und dem Lehramtsantritte nach; aber seiner göttlichen Natur nach war Jesus vor dem Täufer, hatte er von Ewigkeit her existirt.

IV. Das Wort in der Menschenwelt. V. 9—14; 16—18.

V. 9. Christus ist das wahre Licht der Welt. Joh. 8, 12. Der Täufer war nur ein Leuchter. Wie die Sonne vollkommen hinreicht, um die ganze Erde mit Licht zu überfluthen, so und noch mehr vermag Christus als die Geistersonne alle Menschen zu erleuchten. Niemand ist ausgeschlossen wegen Lichtmangel.

V. 10. Dieser Vers beschreibt den Unglauben der ganzen Menschenwelt vor Christi Geburt. Er war erkennbar vor seiner Menschwerdung aus den Werken der Schöpfung, der Vorsehung und aus den alttestament-

Digitized by Google

lichen Offenbarungen; und doch erkannte die von ihm erschaffene Menschenwelt ihn nicht.

V. 11—13. Diese Worte beziehen sich auf die Zeit der menschlichen Erscheinung Christi im Fleisch. Wie ein Gutsbesitzer, auf sein eigenes Landgut kommend, von seinen Miethsleuten nicht anerkannt wird; so fand Jesus, zu seinem auserwählten Bundesvolke kommend, keine Aufnahme. Die große Masse des Volkes verwarf ihn. Einzelne nahmen ihn auf durch den Glauben, d. h. sie empfingen ihn als ihren langverheißenen Messias. Solchen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden. „Macht" meint hier nicht Kraft oder Fähigkeit, sondern Vollmacht oder Vorrecht. Er giebt ihnen nicht die Kraft, sich selbst zu Gottes Kindern zu machen. Er giebt ihnen aber das Vorrecht, durch seine Gnade Gottes Kinder zu werden. Sie werden auch Gottes Kinder nicht kraft ihrer natürlichen Geburt der Abstammung, wie edel dieselbe auch sein mag.

V. 14. Der Begriff „Fleisch" bezeichnet hier die Menschennatur. Der wahrhaftige Gott wurde wahrhaftiger Mensch. Er wohnte eine Zeitlang unter den Menschen. Sie konnten durch eigene Anschauung sich von der Thatsache seiner Gottmenschlichkeit überzeugen. Einerseits sahen sie, wie er aß, trank und schlief; andrerseits sahen sie, z. B. in den Wundern, die herrliche Machtentfaltung seiner Gottheit.

V. 16. Dies ist nicht eine Fortsetzung des 15., sondern des 14. Verses; nicht der Täufer, sondern der Apostel redet hier.

V. 17. 18. Diese Worte wollen die unendliche Erhabenheit Christi über Moses oder irgend eines andern noch so heiligen Menschen darthun. Dies geschieht auf zweifache Weise. 1) Moses war nicht selbst Gesetzgeber; Christus aber ist die Quelle der Gnade und Wahrheit. 2) Weder Moses noch ein anderer Mensch hat Gott den Vater gesehen, denn die im A. T. berichteten Gotteserscheinungen waren Erscheinungen Gottes des Sohnes; Christus aber, der in des Vaters Schoß war, kannte ihn wie ein Freund den andern und macht uns mit ihm bekannt.

Praktische Gedanken.

Grundgedanke: Das Wort ward Fleisch.

I. Um das Licht der Sünderwelt zu sein. In der Sünderwelt herrscht eine grausige Finsterniß. Da gilt das Wort: „Finsterniß bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker." Jes. 60, 2. Die Offenbarungen im A. B. glichen dem Tagesgrauen, der Morgendämmerung. Die Erscheinung Jesu auf Erden war aber dem Aufgang der Sonne vergleichbar. Je höher die Sonne am Firmament emporsteigt, desto mehr schwindet die Nacht von unserer Erde. Je länger Christus gepredigt und je weiter die frohe Kunde des Heils verbreitet wird, desto mehr weicht die schauerliche Nacht der Sünde, des Lasters, der Grausamkeit und des Götzendienstes. Diese Jesussonne erleuchtet Alle, welche sich ihrem Lichte nicht entziehen.

II. Um die Kindschaft zu verleihen. Er verleiht jedoch nur denen das Vorrecht, Gottes Kinder zu werden, welche ihn als Erlöser durch den Glauben ins Herz aufnehmen. Ein Vater mag 10 Nachkommen und doch nur 5 Kinder haben. Fünfe haben keine kindliche Liebe zu ihm, sind vielmehr feindlich gegen ihn gesinnt. Von diesen muß er sagen: „Sie sind nicht meine Kinder; sie sind meine Feinde und daher als Kinder für mich verloren. Die Andern, welche mich lieben und mir gehorchen, sind meine Kinder." Alle Menschen sind Gottes Geschöpfe und sie sollten ihn Vater nennen. Allein durch die Sünde sind sie ihm entfremdet, ging der kindliche Sinn verloren, wurden sie seine Feinde. Kindessinn und Kindesliebe bilden das Wesen der Kindschaft.

III. Um seine Herrlichkeit zu entfalten. Aus der griechischen Heroenzeit wird uns berichtet, daß Odysseus, als er nach langjähriger Abwesenheit in seine Heimath auf der Insel Ithaka zurückkehrte, von den Seinigen nicht erkannt wurde, so hatte sich während der langen Abwesenheit sein Aeußeres verändert. In der dadurch entstehenden Verlegenheit forderte er seinen Bogen, den Niemand außer ihm zu spannen vermochte. Er nimmt den Bogen, spannt ihn mit der größten Leichtigkeit und — Penelope, sein Weib, wirft sich jubelnd in seine Arme. So kam Jesus und entfaltete vor den Menschen seine Herrlichkeit, „eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit." Der Bogen, den nur er zu spannen im Stande war, ist die von ihm entfaltete Wunder- und Erlösungsmacht.

Andeutungen für den Klassenunterricht.

Für die Kleinkinderklasse. Hier wird's am rathsamsten sein, den Kleinen auf eine lebendige, anschauliche Weise zu erzählen a) von der Geburt Christi, wie sie von Matthäus und Lukas berichtet wird; b) von Johannes dem Täufer, wie er dem Herrn den Weg bereitete und von ihm zeugte; c) von der Handlungsweise der Menschen dem Heiland gegenüber. Dieses wird für die Kleinen das Verständlichste und daher auch das Nützlichste sein.

Sonntag, 11. April.

Die ersten Jünger.

Joh. 1, 35—51.

35. Des andern Tags stund abermal Johannes, und zween seiner Jünger.

36. Und als er sahe Jesum wandeln, sprach er: Siehe, das ist Gottes Lamm.

37. Und zween seiner Jünger höreten ihn reden, und folgeten Jesu nach.

38. Jesus aber wandte sich um, und sahe sie nachfolgen, und sprach zu ihnen: Was suchet ihr? Sie aber sprachen zu ihm: Rabbi (das ist verdolmetscht, Meister), wo bist du zur Herberge?

39. Er sprach zu ihnen: Kommt und sehet es. Sie kamen und sahens, und blieben denselbigen Tag bei ihm; es war aber um die zehnte Stunde.

40. Einer aus den zween, die von Johanne höreten, und Jesu nachfolgeten, war Andreas, der Bruder Simonis Petri.

41. Derselbige findet am ersten seinen Bruder Simon, und spricht zu ihm: Wir haben den Messias gefunden (welches ist verdolmetscht, der Gesalbte).

42. Und führete ihn zu Jesu. Da ihn Jesus sahe, sprach er: Du bist Simon, Jonas Sohn; du sollst Kephas heißen (das wird verdolmetscht, ein Fels).

43. Des andern Tags wollte Jesus wieder in Galiläa ziehen, und findet Philippum und spricht zu ihm: Folge mir nach.

44. Philippus aber war von Bethsaida, aus der Stadt Andreas und Petri.

45. Philippus findet Nathanael, und spricht zu ihm: Wir haben den gefunden, von welchem Moses im Gesetz, und die Propheten geschrieben haben, Jesum, Josephs Sohn von Nazareth.

46. Und Nathanael sprach zu ihm: Was kann von Nazareth Gutes kommen? Philippus spricht zu ihm: Komm und siehe es.

47. Jesus sahe Nathanael zu sich kommen, und spricht von ihm: Siehe, ein rechter Israeliter, in welchem kein Falsch ist.

48. Nathanael spricht zu ihm: Woher kennest du mich? Jesus antwortete und sprach zu ihm: Ehe denn dich Philippus rief, da du unter dem Feigenbaum warest, sahe ich dich.

49. Nathanael antwortet und spricht zu ihm: Rabbi, du bist Gottes Sohn, du bist der König von Israel.

50. Jesus antwortete und sprach zu ihm: Du glaubest, weil ich dir gesagt habe, daß ich dich gesehen habe unter dem Feigenbaum; du wirst noch Größeres denn das sehen.

51. Und spricht zu ihm: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, von nun an werdet ihr den Himmel offen sehen, und die Engel Gottes hinauf und herab fahren auf des Menschen Sohn.

Biblischer Grundgedanke: „Zween seiner Jünger höreten ihn reden, und folgten Jesu nach." Joh. 1, 37.

Die in dieser Lektion berichteten Ereignisse fallen wahrscheinlich in's Jahr 27 n. Christo. Schauplatz derselben ist Bethabara und Umgegend, auf der Ostseite des Jordan gelegen. Derzeit regierte der römische Kaiser Tiberius. Johannes beginnt die Geschichte Jesu mit dem Tage, an welchem er mit ihm persönlich bekannt wurde. Er läßt sich auf dessen frühere Geschichte nicht ein. Er berichtet nichts über dessen Geburt, Flucht nach Egypten, Leben in Nazareth, Tempelbesuch im 12. Lebensjahre, Erscheinung am Jordan, Taufe durch den Täufer und Versuchung in der Wüste. Nach dem letztgenannten Ereignisse kam Jesus wieder nach Bethabara. Die Vorkommnisse daselbst, welche in der heutigen Lektion berichtet sind, bilden den Ausgangspunkt der in diesem Evangelium enthaltenen Geschichte des Herrn.

I. Durch des Täufers Predigt gewannen. V. 35—39.

V. 35. Der Tag nach dem ersten Zeugniß des Täufers, oder auch nach der Wiederkehr Jesu aus der Wüste. Ein denkwürdiger Tag für alle Freunde des Herrn, denn an demselben nahm die christliche Kirche ihren Anfang.

V. 36. 37. Der Täufer *heftete* den Blick auf ihn; er sah ihn mit *durchdringendem Blicke* an — ist der Sinn des Wortes im Grundtext. Wir finden dasselbe nur noch einmal in diesem Buche, nämlich im 42. V. unserer Lektion. Dann wiederholt der Täufer sein Zeugniß vom vorigen Tag: „Siehe, das ist Gottes Lamm," d. h. das wahre Sühnopfer, welches Gott sich ausersah und welches die Opferkammer und -Thiere des A. B. vorbildeten. Prediger und Lehrer sollten sich nicht scheuen, die Heilswahrheiten wiederholt zu verkünden. Das erste Zeugniß des Täufers war scheinbar wirkungslos geblieben. Das zweite Mal war's aber erfolgreich; denn zwei seiner Jünger, Andreas und Johannes, verließen ihren Meister und folgten Jesu nach.

V. 38. 39. Die Frage des Herrn ist eine liebreiche Erkundigung nach ihrem Begehr, eine freundliche Aufforderung, sich ihm anzuvertrauen. In der Gegenfrage der Jünger liegt ausgedrückt vorerst die Anerkennung, daß er ein Raddi (Meister) sei; sodann die Voraussetzung, daß er eine in der Nähe gelegene Herberge habe; endlich die Anfrage, wann er daselbst zu sprechen sei. Die nähere Erklärung des Wortes „Raddi" beweist, daß Johannes für die Heiden schrieb, denn die Juden hätten dieselbe nicht nöthig gehabt. Huldreich fordert der Herr sie auf, ihn in seine Herberge zu begleiten. Es ist die 10. Stunde, als sie daselbst ankommen, d. h. nach unserer Stundenrechnung 4 Uhr Nachmittags.

II. Werben Andere für den Heern. V. 40—46.

V. 40—42. Andreas, mit seinem Bruder zusammentreffend, theilt ihm sofort mit, daß er den Messiam gefunden habe. Zu der Ueberzeugung war er gelangt, einmal durch das Zeugniß des Täufers, sodann durch die im gastlichen Hause gepflogene Unterhaltung. Messias ist hebräisch und hat dieselbe Bedeutung wie das griechische Kristos, nämlich der Gesalbte. Andreas führt seinen Bruder zum Herrn und dieser giebt dem Ankömmling alsobald einen Beweis von seiner Messianität, indem er ihn bei seinem jetzigen Namen nennt und ihm sagt, wie er künftighin heißen solle. Diese Kenntniß aller Personen, Namen und Dinge hielten die Juden für ein besonderes Kennzeichen des erhofften Messias.

V. 43. 44. Als Jesus im Begriff stand, aus Judäa nach Galiläa zu ziehen, da wurde er durch sein Zusammentreffen mit Philippus noch einmal aufgehalten. Das „Folge mir nach" meint nicht blos Anschluß an die Reisegesellschaft, aber auch nicht schon die Berufung zum Apostelamte. Die Berufung der Apostel geschah am galiläischen Meer. Matth. 4, 18. Es war dies nur eine Berufung zur Jüngerschaft. Philippus war aus Bethsaida, mithin ein Landsmann des Andreas und Petrus.

V. 45. 46. Nach der Darstellung fand auch die Berufung des Nathanael am Beginne der Reise statt. Er war von Kana in Galiläa und wird sonst auch Bartholomäus genannt. Sein Freund Philippus fand ihn, in frommer Betrachtung versunken, unter einem Feigenbaum stehend. Als er ihm mittheilte, in der Person Jesu von Nazareth habe er den langverheißenen Erlöser gefunden, äußerte Nathaniel seinen Zweifel, indem er meinte, aus dem verrufenen Nazareth (eine Stadt in Galiläa, 66 Meilen nördlich von Jerusalem gelegen) könne überhaupt nichts Gutes kommen, viel weniger noch der Messias. Philippus läßt sich auf kein Argument ein, sondern spricht einfach: „Komm und siehe es." Das ist heute noch die beste Weise, dem Herrn Seelen zuzuführen.

III. Durch Jesum belehrt und im Glauben gestärkt. V. 47—51.

V. 47. In dieser Rede des Herrn bekundet sich dessen Allwissenheit und Güte. Er kennt den verborgensten Herzensgrund des Menschen. Jesus sagt nicht, Nathanael sei ohne Schuld oder Sünde, sondern ohne Falsch, d. h. ohne Heimtücke, Verstellung oder Heuchelei. Mithin lobt der Herr dessen Aufrichtigkeit. Das wahre Kennzeichen eines geistlichen Israeliten ist dessen Aufrichtigkeit.

V. 48. 49. Nathanaels Frage entspringt aus dem Erstaunen, welches Jesu Kenntniß von ihm hervorrief. In der Antwort zeigt ihm der Herr, daß er noch mehr von ihm wisse und einen noch tieferen Einblick in seinen Zustand habe. „In freudiger Gewißheit spricht Nathanael jetzt die zurückgehaltene Anerkennung dreifach aus. Zuerst *Raddi*, der Titel, den er ihm soeben schuldig blieb; dann *Sohn Gottes*, weil er den göttlichen Blick des Herzenskündigers an ihm erwiesen; dann *König von Israel*, d. h. der Messias." (J. H. Lange.) Mit dem letzteren Ausdruck will er sagen: Du bist der König des Israeliten ohne Falsch — mein König.

V. 50. 51. Der Herr verwundert sich hier über Nathanaels Glauben, und verheißt ihm, daß er noch größere Dinge sehen solle. Im 51. V. haben wir zweifelsohne eine Hindeutung Christi auf Jakobs Traumgesicht, 1 Mose 28, 12. In ihm und seinem messianischen Werke sollte das Vorbildliche der Himmelsleiter seine Erfüllung finden. Als Mittler des N. B. werde er den Verkehr zwischen Himmel und Erde, Gott und Menschen andahnen.

Praktische Gedanken.

Die Berufungsgeschichte dee ersten Jünger

zeigt uns: I. *Wie wichtig das Zeugniß von Christo ist.* V. 35—37. Durch des Täufers Zeugniß: „siehe, das ist Gottes Lamm," wurden Andreas und Johannes bewogen, Jesu Jünger zu werden. Dieses Zeugniß von Christo muß Kern und Stern der evangelischen Predigt und des christlichen Unterrichtes sein und bleiben. — Wir sollten das Zeugniß von Christo oft wiederholen. (Siehe Texterklärung hiezu.) Auch im Geistlichen gilt's Sprichwort, daß das stete Tropfen den Stein endlich aushöhle.

II. *Wie man für den Herrn werben soll.* V. 41. 42. 45. Andreas eilt zu seinem *Bruder* Simon mit der frohen Kunde, daß er Christum gefunden habe und gewinnt ihn für den Herrn. Philippus sucht

seinen Freund Nathanael auf und führt ihn zu Jesu. So will der Herr Jesus Bruder durch Bruder, Freund durch Freund, Mensch durch Mensch für seinen Dienst gewinnen. Haben wir den Heiland gefunden, so sollen wir Werbeoffiziere für ihn sein. Unsere Regierung hat einzelne Offiziere, da und dort stationirt, um die nöthigen Soldaten für unser kleines stehendes Heer anzuwerben. Im Reiche Gottes aber soll jeder Glaubensstreiter für das Heer Immanuels werben. Vor allen Dingen sollen wir durch einen christusähnlichen Wandel vor den Mitmenschen unser Licht leuchten lassen. Einem Mädchen wurde Blumensamen geschenkt. Es waren schwarze, unansehnliche Körner. Sie pflanzte dieselben jedoch, sie gingen auf und an den Staudenblühlen bald die prachtvollsten Blumen. Ein Freundin, zum Besuche kommend, war entzückt von deren Schönheit und köstlichem Duft und erbat sich Samen. Hatte sie die schwarzen Körner anstatt die blühenden Blumen gesehen, sie würde wohl schwerlich um dieselben gebeten haben. Wenn wir ein christusähnliches Leben führen, so wird dasselbe so schön und glücklich sein, daß bei unseren Freunden das Verlangen nach einem solchen Leben erwachen wird und sie es sich erbeten werden.

3. Wie man sich von der Wahrheit des Christenthums überzeugen kann. V. 39. 46. „Kommt und sehet es", sprach Jesus zu Andreas und Johannes. Sie kamen und wurden von Jesu Messianität überzeugt, „Komm und siehe es," sprach Philippus zu Nathanael. Er kam und alle seine Vorurtheile und Bedenken verschwanden. „Komm und siehe es" — das ist heute noch der beste und kürzeste Weg, um sich von der seligmachenden Kraft des Evangeliums zu überzeugen.

Andeutungen für den Klassenunterricht.

Kleinkinderklasse. Erzähle von dem Täufer, namentlich von seinem Hinweis auf Jesum als das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt. Frage dann: Warum wird Jesus ein Lamm genannt? Weil das Lamm 1) ein Sinnbild desselben ist — ein Sinnbild a) seiner Unschuld, b) seiner Geduld und c) seiner Sanftmuth. Mache diese Punkte den Kindern klar. 2) Weil das Lamm nützlich ist zur Speise und Kleidung. So finden wir in Christo das Brot des Lebens und den Rock der Gerechtigkeit. 3) Weil das Osterlamm ihn vorbildete. Erzähle die Stiftungsgeschichte des Osterlammes nach 2 Mose 12. — Nun schildere, wie Andreas, Johannes und Philippus zur Jüngerschaft berufen wurden; sodann wie Andreas seinen Bruder, Philippus seinen Freund zu Christo brachte. Frage: Wollt ihr nicht mit anderen Kindern von Jesu und von der Sonntagschule reden und sie einladen?

Sonntag, 18. April.

Das erste Wunder.

Joh. 2, 1—11.

1. Und am dritten Tage ward eine Hochzeit zu Cana in Galiläa, und die Mutter Jesu war da.
2. Jesus aber und seine Jünger wurden auch auf die Hochzeit geladen
3. Und da es an Wein gebrach, spricht die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben nicht Wein.
4. Jesus spricht zu ihr: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht kommen.
5. Seine Mutter spricht zu den Dienern: Was er euch saget, das thut.
6. Es waren aber allda sechs steinerne Wasserkrüge gesetzt, nach der Weise der jüdischen Reinigung, und gingen in je einen zwei oder drei Maß.
7. Jesus spricht zu ihnen: Füllet die Wasserkrüge mit Wasser. Und sie fülleten sie bis oben an.
8. Und er spricht zu ihnen: Schöpfet nun, und bringets dem Speisemeister. Und sie brachtens.
9. Als aber der Speisemeister kostete den Wein, der Wasser gewesen war, und wußte nicht, von wannen er kam (die Diener aber wußtens, die das Wasser geschöpft hatten), rufet der Speisemeister den Bräutigam,
10. Und spricht zu ihm: Jedermann giebt zum ersten guten Wein, und wenn sie trunken worden sind, alsdann den geringern; du hast den guten Wein bisher behalten.
11. Das ist das erste Zeichen, das Jesus that, geschehen zu Cana in Galiläa, und offenbarte seine Herrlichkeit. Und seine Jünger glaubten an ihn.

Biblischer Grundgedanke: „Das ist das erste Zeichen, das Jesus that, geschehen zu Kana in Galiläa, und offenbarte seine Herrlichkeit. Und seine Jünger glaubten an ihn."

I. Das Hochzeitsfest. V. 1. 2. Nach jener Berufung der ersten fünf Jünger, welche uns in der letzten Lektion beschäftigte, kehrte Jesus mit diesen nach Galiläa, ihrer gemeinsamen Heimath, zurück. Die Jünger begleiteten ihn wahrscheinlich nach Nazareth. Die Mutter Jesu aber war zur Hochzeit nach Kana gegangen. Sie fanden zweifelsohne die Einladung zur Hochzeit in Nazareth ihrer wartend, welche sie veranlaßte, der Maria nach Kana zu folgen. Dieses kleine Dörfchen war der Heimathsort Nathanaels, Joh. 21, 2, jetzt Kana el-Jelil, welches etwa 6 Meilen nördlich von Nazareth liegt. Aus dem Umstande, daß des Josephs keine Erwähnung geschieht, folgert man, er habe nicht mehr gelebt. Joh. 6, 42 scheint jedoch gegen diese Ansicht zu sprechen. Aus dem Umstande, daß Maria bei diesem Feste zugegen war und auch Jesus mit seinen Jüngern geladen wurde, folgert man, die Hochzeit sei im Verwandtschaftskreise der Maria gefeiert worden.

II. Der Mangel. V. 3. 4.

V. 3. Die jüdischen Hochzeitsfeste dauerten gewöhnlich 7 Tage. Nachdem die Festlichkeit zu Kana mehrere Tage gewährt hatte, war der Weinvorrath erschöpft. Dieser Umstand drohte den Bräutigam und seine Familie für's ganze Leben zu entehren. Bei den Morgenländern galt der Wein als Sinnbild der Freude und Festlichkeit. Die Hausehre erheischte, daß man die Gäste festlich bewirthe; ohne Wein war dieses aber nach damaliger Anschauung nicht möglich. Der eintretende Weinmangel läßt vermuthen, daß des Bräutigams Familie zur ärmeren Klasse gehörte. Diese Vermuthung wird durch die verwandtschaftliche Beziehung der Maria zur Familie bestärkt, denn sie war auch arm. „Sie haben nicht Wein," spricht die Mutter Jesu zu ihm. Es war dies keine Mahnung zum Aufbruch, auch keine bloße Mittheilung der Nothlage, sondern eine Aufforderung, Rath oder Abhilfe zu schaffen, wie aus des Herrn Antwort klar erhellt.

V. 4. Wörtlicher: „Weib, was ist zwischen mir und dir?" Das Wort klingt sehr hart. Es wäre unentschuldbar, wenn ein Sohn seine Mutter heutzutage mit „Weib" anreden wollte. Anders war's in der Sprache des Volkes Israel. „O Weib, dein Glaube ist groß!" sprach Jesus zum cananäischen Weibe.. Am Kreuz spricht er: „Weib, siehe, das ist dein Sohn." Aus diesen Stellen erhellt, daß nach hebräischer Art keine Härte noch Kälte in dem Ausdruck „Weib" liegt. Aber eine klare Auseinandersetzung folgt dann doch. Er will sagen: „Ich, der ich nun dastehe in dem hohen Gottes-

amte, bin ein Anderer als das Kind in deinem Hause. Hier hat keine menschliche Stimme mitzureden."

III. Die wunderbare Verwandlung. V. 5—11.

V. 5. Die Mutter verstand den Sohn. Sie war auch jetzt noch die demüthige Magd. Man nimmt an ihr keine Spur von Verstimmung wahr. Sie sagt den Dienern sogleich: „Was er euch sagt, das thut."

V. 6. Es waren keine gewöhnlichen Krüge, die nur 2 bis 3 Eimeren halten, sondern große steinerne Ständer, welche zusammen etwa 120 Gallonen hielten. Das in diesen Ständern enthaltene Wasser diente nach jüdischer Reinigungssitte zum Waschen der Hände und Gefäße vor und nach der Mahlzeit. Matth. 15, 2.

V. 7. Wahrscheinlich war das Wasser in den Ständern schon größtentheils verbraucht. Der Befehl des Herrn, die Krüge mit Wasser zu füllen, bezeichnet trefflich die Pflicht derer, welche für Christum arbeiten — namentlich der Lehrer und Prediger. Wir sollen den Befehl des Meisters erfüllen und das Resultat dem Herrn überlassen. Wir sollen die Krüge füllen und die Inhaltsverwandlung dem Herrn anheimstellen.

V. 8. Auf des Herrn Befehl brachten die Diener dem Speisemeister vom Weine, in den das Wasser durch ein Wunder verwandelt wurde. In Betreff der Masse des verwandelten Wassers sind die Ansichten getheilt. Die Einen halten dafür, daß die sämmtliche Wassermasse zu Wein wurde; die Anderen hingegen meinen, nur die geschöpfte und gebrauchte Masse sei Wein geworden. Dem Leser bleibe die Entscheidung dieser Frage überlassen.

V. 9. 10. Aus diesen Worten erhellt, daß der Speisemeister den wunderbaren Ursprung des Weines nicht kannte; er glaubte vielmehr, derselbe sei aus Trauben auf dem gewöhnlichen Wege gewonnen worden. Dessenungeachtet erklärt er, die Qualität desselben sei besser, als die des früher genossenen Weines. Dieses erschien ihm auffallend, da es gegen die herrschende Sitte verstieß, welche darin bestand, daß man zuerst guten Wein verabreichte und den geringeren erst später, wann der Geschmack etwas abgestumpft war. Diese Sitte wendet der Speisemeister auf den vorliegenden Fall an, ohne damit irgendwie ein Urtheil über die Gäste auszusprechen.

V. 11. Es war dieses das allererste Wunder, welches Jesus wirkte. Die Wunderberichte aus seiner Jugend sind erfunden. Durch dieses Wunder enthüllte sich Christi Herrlichkeit. Die Sonne seiner Gottheit brach jetzt durch das sie bisher verhüllende Wolkendunkel hindurch.

Praktische Gedanken.

Was lernen wir auf dieser Hochzeit?

I. Christus billigt die festlichen Freuden. Wäre dem nicht also, er hätte die Einladung entschieden abgelehnt; er hätte wenigstens nichts dazu beigetragen, um die Festfreude zu erhöhen. Als die Festlichkeit in Folge des Weinmangels ein schnelles Ende zu nehmen drohte, da verwandelte er Wasser in Wein, um das zu verhüten. Die Religion Jesu beschneidet der Seele die Flügel nicht; sie verdummt und versäuert die Menschen nicht, wie man's ihr schon zum Vorwurf machte. Sie ist kein winterlicher Frost, welcher die Blumen unschuldiger Freuden im Garten des Menschenlebens vernichtet. Sie kommt zu dem, der sich durch den Glauben mit Christo vermählte und verkündet ihm: „Alles ist Dein, du aber bist Christi, Christus aber ist Gottes." Sie sagt: „Freuet euch in dem Herrn."

II. Christus ist der rechte Helfer in jeder Noth. In der Noth, welche sich hier schon beim Hochzeitsfeste einstellte, nahm man seine Zuflucht zu ihm. Wohl dem Menschen, welcher die Thüre kennt, an der Maria dort anklopfte und den Weg geht, den Maria dort ging! Sorgen und Anliegen giebt's ja genug in jedem Menschenleben — Amtssorgen, Geschäftssorgen, Nahrungssorgen, Schulsorgen, Sorgen aller Art. Auch die Knaben und Mädchen haben oft schon Sorgen. Der freundliche Jesus ist in jeder Noth, in jedem Anliegen uns zugänglich. „Rufe mich an in der Noth," spricht er, „so will ich dich erretten und du sollst mich preisen." Er kann und will helfen. Wenn du einen Wassertropfen unter einem Vergrößerungsglase betrachtest, so siehst du viele winzige Insektchen wimmeln. Wenn du nun bedenkst, daß der Herr diese alle erschuf und erhält, obschon sie so klein sind, daß man sie mit dem nackten Auge nicht zu sehen vermag, so folgere doch daraus, daß er dich noch viel weniger zu versorgen oder zu erretten vergessen werde.

III. Er giebt das Beste zuletzt. V. 10. Der Speisemeister stellt uns, ohne es vielleicht gewußt zu haben, den Unterschied zwischen der Ordnung Gottes und dem Gang der Welt sonnenklar vor die Augen. Die Welt giebt ihren Dienern den guten Wein zuerst. Der Inhalt ihres Freudenbechers mundet derselben zuerst wie süßer Wein, dann aber wird er immer saurer und bitterer. Zuerst berauscht derselbe, dann aber erfolgt nach und nach die schreckliche Ernüchterung.

„Des Lasters Bahn ist Anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Allein sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen."

Jesus giebt das Beste zuletzt. Zuerst das Leidtragen, dann der Trost; zuerst das Geistlicharmsein, dann das Himmelreich; zuerst das Hungern und Dürsten, dann das Sattwerden; zuerst die Arbeit, dann die Ruhe; zuerst der Kampf, dann die Krone; zuerst das Kreuz, dann die Freude; zuerst das Heimwehhaben, dann das Heimkommen — in's Vaterhaus droben.

Andeutungen für den Klassenunterricht.

Kleinkinderklasse. Einleitungsfrage: Waret ihr schon auf einer Hochzeit? oder auf einem anderen Fest? Man lasse etliche der Kleinen von solchen Festen erzählen; dadurch kommt die Klasse in die rechte Stimmung, um einer anschaulichen Erzählung der Hochzeitsscene zu Kana aufmerksam zu lauschen. Sodann entnehme man der Lektion nur etliche Wahrheiten, erläutere sie so einfach wie möglich und sehe darauf, daß sie dem Gedächtnisse eingeprägt sind. Z. B. 1) Wie das Wunder der Verwandlung Jesu Gottheit beweise. Um anschaulich zu sein, habe ein Gefäß mit Wasser und ein Trinkglas zur Hand. Während man langsam Wasser in's Trinkglas fließen läßt, frage man: Wird dieses Wasser Wein, wenn ich es in's Glas gieße? Könnt ihr Wasser zu Wein machen? Kann's irgend ein Mensch? Menschen brauchen Trauben und viel Zeit, um Wein zu machen. Jesus hat aber in einem Augenblick das Wasser in Wein verwandelt. Daher ist er Gott. 2) Wie auch Jesus uns mit Speise, Trank, Kleider und allem Guten versorge. (Siehe „Praktische Gedanken" II, besonders das Bild vom Wassertropfen und Vergrößerungsglas.) 3) Wie er auch von uns Gehorsam fordere.

Sonntag, 25. April. **Jesus und Nikodemus.** Joh. 3, 1—18.

1. Es war aber ein Mensch unter den Pharisäern, mit Namen Nikodemus, ein Oberster unter den Juden;
2. Der kam zu Jesu bei der Nacht und sprach zu ihm: Meister, wir wissen, daß du bist ein Lehrer, von Gott kommen; denn Niemand kann die Zeichen thun, die du thust, es sei denn Gott mit ihm.
3. Jesus antwortete und sprach zu ihm: Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, es sei denn, daß Jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen.
4. Nikodemus spricht zu ihm: Wie kann ein Mensch geboren werden, wenn er alt ist? kann er auch wiederum in seiner Mutter Leib gehen und geboren werden?
5. Jesus antwortete: Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, es sei denn, daß Jemand geboren werde aus dem Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen.
6. Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch; und was vom Geist geboren wird, das ist Geist.
7. Laß dichs nicht wundern, daß ich dir gesagt habe: Ihr müsset von neuem geboren werden.
8. Der Wind bläset, wo er will, und du hörest sein Sausen wohl; aber du weißt nicht, von wannen er kommt, und wohin er fähret. Also ist ein jeglicher, der aus dem Geist geboren ist.
9. Nikodemus antwortete und sprach zu ihm: Wie mag solches zugehen?
10. Jesus antwortete und sprach zu ihm: Bist du ein Meister in Israel, und weißest das nicht?
11. Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, wir reden, das wir wissen, und zeugen, das wir gesehen haben, und ihr nehmet unser Zeugniß nicht an.
12. Glaubt ihr nicht, wenn ich euch von irdischen Dingen sage; wie würdet ihr glauben, wenn ich euch von himmlischen Dingen sagen würde?
13. Und Niemand fähret gen Himmel, denn der vom Himmel herniedergekommen ist, nämlich des Menschen Sohn, der im Himmel ist.
14. Und wie Moses in der Wüste eine Schlange erhöhet hat, also muß des Menschen Sohn erhöhet werden,
15. Auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.
16. Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.
17. Denn Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde.
18. Wer an ihn glaubet, der wird nicht gerichtet; wer aber nicht glaubet, der ist schon gerichtet; denn er glaubet nicht an den Namen des eingeborenen Sohnes Gottes.

Biblischer Grundgedanke. „Ihr müsset von neuem geboren werden." Joh. 3, 7.

Das hier berichtete Nachtgespräch Jesu mit Nikodemus ereignete sich zu Jerusalem im Monat April 27 n. Chr. In der Lebensgeschichte Christi findet sich nirgends eine Rede oder Unterredung, welche interessanter, belehrender und wichtiger wäre als diese. Die Beantwortung der vom Unglauben aufgeworfenen Frage, wie Johannes zu dem Bericht dieser Unterredung gelangt sei, fällt nicht schwer. Wollten wir auch annehmen, Nikodemus sei *allein* zu Jesu gekommen, was jedoch nicht absolut erwiesen ist, so zwingt uns das noch nicht zur Annahme, *Jesus sei auch allein gewesen*. Johannes war zweifelsohne Zeuge dieses Gespräches.

I. Das Kommen zum Herrn. V. 1. 2.

V. 1. Der Name „Nikodemus" war zunächst bei den Griechen, dann auch bei den Juden üblich und bedeutet „Volksüberwinder". Der Träger dieses Namens hier war ein „Pharisäer". Die pharisäische Sekte war unter allen religiösen Sekten des Judenthums die hochmüthigste, scheinheiligste, exklusivste und einflußreichste. Nikodemus war aber auch ein „Oberster unter den Juden" — ein leitender Mann seiner Zeit, ein Magnat zu Jerusalem und Mitglied des hohen Rathes. Doch kommt dieser hochgestellte Mann als armer Schüler zu dem galiläischen Propheten. So müssen alle Menschen, welche selig werden wollen, zu Jesu kommen, sie seien Könige oder Bettler, Gelehrte oder Ungelehrte, reich oder arm, jung oder alt.

V. 2. Er kam in der Nacht zu Jesu aus Menschenfurcht. Es fehlte ihm jetzt noch an dem moralischen Muth, den er später an den Tag legte. Siehe Joh. 7, 50. 51 und 19, 39. Er anerkennt hier Christi Rabbiwürde, die Manche ihm absprachen. Joh. 7, 15. Dies war ein günstiges Zeichen, da die Schriftgelehrten großes Gewicht auf diesen Titel legten. Er bekennt ferner, Jesus habe sich durch die gewirkten Wunder als einen von Gott gesandten Propheten beglaubigt.

II. Belehrung über die Wiedergeburt. V. 3 bis 11.

1) *Deren Nothwendigkeit.* V. 3—7. Jesus begegnet der Erklärung des Nikodemus mit Würde. Er schmeichelt demselben nicht; er sagt demselben nicht, er mache ihm durch seinen Besuch außerordentliche Ehre. Ruhig und freundlich schaut er dem Obersten nicht nur ins Auge, sondern auch ins Herz und setzt ihn in Erstaunung durch den Ausspruch, daß *Jedermann* von Neuem geboren werden müsse, wenn er das Reich Gottes sehen wolle. Diese Antwort galt mehr den Gedanken, als den Worten des Nikodemus. Dieser jedoch verstand den Herrn nicht. Er dachte an eine zweite natürliche Geburt und frug voll hoher Verwunderung, wie denn ein altgewordener Mensch *wieder* geboren werden könne? Manche Lehrer werden ungeduldig, wenn der eine oder andere Schüler sie nicht sogleich versteht. Jesus zeigt keine Spur der Ungeduld, sondern erklärt den Ausspruch näher. Er wußte, Nikodemus betrachte sich kraft seiner abrahamitischen Abstammung als zum Reiche Gottes gehörend. Er nimmt ihm diesen Wahn, indem er demselben zu verstehen giebt, der Same Abrahams könne das Reich Gottes nicht monopolisiren, da alle Völker durch *die Thüre der geistlichen Geburt* in dasselbe eingehen könnten und dürften. Es sei dies eine Geburt aus *Wasser* und *Geist*. „Wasser" bedeutet Reinigung, „Geist" bedeutet Lebendigmachung. Jeder Mensch, mithin auch Nikodemus, bedürfe dieser Reinigung und Lebendigmachung, weil das vom „Fleisch" Geborene „Fleisch" ist. Durch die natürliche Geburt gelange man zu einer „fleischlichen" Natur. Bedingung der Bürgerschaft im Reich Gottes aber sei die „geistliche" Natur, zu der man nur durch die Neugeburt komme. Das ist die Riesenwahrheit, welche der Sohn Gottes dem staunenden Pharisäer verkündigt.

2) *Deren geheimnißvolle Vollziehung.* V. 8—10.

V. 8. Das Zustandekommen der Neugeburt durch den heiligen Geist vergleicht der Herr mit der geheimnißvollen Wirkung des Windes. Wir können den Wind weder mit Händen greifen, noch mit Augen sehen; wir können den Ort nicht genau bezeichnen, wo er sich zuerst fühlbar macht oder bis wohin er sich erstrecken wird. Obschon man in unsern Tagen Manches in Betreff der die Luftströmungen beherrschenden Gesetze erkundete, so bleibt immerhin noch viel Geheimnißvolles, was wohl nie enthüllt werden wird. So ist die Wirkung des heiligen Geistes im Menschen zu dessen Neugeburt eine geheimnißvolle. Wie sich aber die Gegenwart des Windes durch dessen hörbares Säuseln oder Brausen und durch dessen seh- und fühlbare Wirkungen bekundet, so kann auch das Werk der Wiedergeburt nicht verborgen bleiben; es wird sich durch „die Früchte des Geistes" offenbaren.

V. 9. 10. In hingebender Bewunderung des ihm immer näher rückenden Geheimnisses spricht Nikodemus: „Wie mag solches zugehen?" Diese heilsverlangende Frage konnte Jesus nicht ohne huldvolle Antwort lassen. Aber beschämend ist's doch, daß „der Lehrer in Israel" *nicht wußte*, was zu wissen Israels Beruf war. Er

hätte, diese Lehre kennen sollen aus Sprüchen wie Jer. 31, 31—33; Hes. 18, 31 und 36, 26.

3) Jesu Zeugniß betreffs derselben. V. 11—13. In diesen Worten sagt der Herr dem Nikodemus, daß er, welcher vom Himmel kam und daher allein Himmlisches zu offenbaren vermöge, und Alle, welche die Wirkung des Geistes Gottes aus eigener Erfahrung kennen, von Dingen reden, die sie durch persönliche Anschauung kennen lernten. Glauben sie nicht, wenn er ihnen von Dingen sagt, die man auf Erden beobachten und erfahren kann, so würden sie noch weniger glauben, wenn er ihnen von Vorgängen im Jenseits sagte. Wenn Menschen z. B. sagen: „Wir können die Dreieinigkeit Gottes nicht verstehen," so entgegnen wir nach der Weise Jesu hier: Wenn ihr irdische Dinge nicht versteht, wie könnt ihr solche himmlische Wahrheiten verstehen? Könnt ihr das allenthalben um uns her sich offenbarende Leben nicht verstehen, könnt ihr die Verbindung zwischen Geist und Materie, zwischen Seele und Leib nicht begreifen, wie wollt ihr mit eurem kleinen Verstand die Ewigkeitsdinge begreifen?

4) Das Mittel ihrer Erlangung. V. 14—18. Zur Wiedergeburt und der damit verknüpften Rechtfertigung gelangt man nur durch den Glauben an Christum, welcher in diese Welt kam, um am Kreuzesstamme die Schuld der Sünderwelt zu sühnen, die Sünder mit Gott zu versöhnen und ihnen eine völlige Erlösung zu erwerben. Diese Versöhnungsthat und der geforderte Glaubensakt werden hier veranschaulicht durch ein alttestamentliches Ereigniß — die Erhöhung des Schlangenbildes und der vom tödtlichen Schlangenbiß heilende Blick auf dasselbe. Wie der Blick auf's Schlangenbild den Israeliten vom tödtlichen Biß heilte, so erlangen wir durch den Glaubensakt, der Christum in's Herz aufnimmt, Vergebung unserer Sünden und das Leben aus Gott. Wie aber der Israelite, welcher die Schlange anzusehen sich weigerte, am giftigen Bisse starb, so verfallen alle, welche an Christum nicht glauben, dem ewigen Tode.

Praktische Gedanken.

Die Wiedergeburt eine große Veränderung.

1. Sie ist eine Veränderung des Herzens. Die Neugeburt giebt dem Denken, Fühlen, Wollen und Handeln des Menschen eine neue Richtung. So gründlich ist diese innere Umwandlung, daß der Mensch dadurch eine neue Creatur wird in Christo. 2 Cor. 5, 17. Am Morgen eines gewissen Tages war Saulus von Tarsus ein wüthender Feind Christi und eifriger Verfolger der Christen; ehe aber die Sonne an jenem Tage unterging, war er so gänzlich umgewandelt, daß er um Vergebung seiner Sünden flehete und den Herrn bat, ihm doch zu sagen, was er zu thun habe.

II. Sie ist eine nothwendige Veränderung. Ohne die Wiedergeburt kann ein Mensch weder das Reich Gottes sehen, noch in dasselbe eingehen. V. 3. 5. Wir sind von Haus aus allesammt gefallene Wesen. Wir sind von Natur „fleischlich gesinnt" — mithin in einem Zustande der Feindschaft wider Gott. Röm. 8, 7. Es fehlt uns da die Neigung, Gott zu lieben, zu dienen und anzubeten. Darin liegt die Nothwendigkeit der Neugeburt begründet. In diesem Zustande können wir nicht glücklich leben, selig sterben und in's Reich der Herrlichkeit eingehen. Der „alte Mensch" muß durch die Neugeburt ausgezogen und der „neue Mensch" angezogen werden.

III. Sie ist eine vom Geiste Gottes gewirkte Veränderung. V. 5. Ein natürlicher Mensch vermag sich selbst das geistige Leben ebensowenig zu geben, wie ein Todter sich wieder lebendig machen kann. Die Mittheilung des geistlichen Lebens ist Gottes ausschließliches Werk.

IV. Sie ist eine durch den Glauben erlangte Veränderung. Dreimal wiederholt Jesus dem Nikodemus gegenüber die herrliche Wahrheit, daß wir zu dem neuen Leben nur durch den Glauben an den an's Kreuz erhöhten Erlöser kommen. V. 15. 16. 18. Er illustrirt diese Wahrheit durch ein dem A. T. entnommenes Bild. (Siehe Texterklärung zu V. 14—18.) Der lebendige Glaube an Christum ist die einzige Bedingung der Rechtfertigung und Wiedergeburt. Dieser Glaube aber schließt in sich, daß man sich von ganzem Herzen dem Herrn weihe, seinem Willen sich unterwerfe, nur durch sein Verdienst selig zu werden hoffe und in diesem Sinne ihm völlig vertraue.

Andeutungen für den Klassenunterricht.

1) In der Kleinkinderklasse schildere man den Nikodemus, sein Kommen zu Jesu und sein Nachtgespräch. Man zeige, warum wir alle neue Herzen bedürfen. Bild: Ein zerstoßenes, verbogenes und daher unbrauchbares Silbergefäß bringt man zum Silberschmied, damit er's zusammenschmelze und ein neues Gefäß daraus mache. Eine Uhr, welche entweder gar nicht oder doch nicht recht geht, nimmt man zum Uhrmacher. Anwendung dieser Bilder auf die sündigen Herzen, welche wir zu Jesu bringen sollen, der sie allein reinigen und neu machen kann. Beten wie David, Ps. 51, 12. Dann den Glauben als Bedingung des Heils durch die von Moses in der Wüste erhöhte Schlange erläutern. (Siehe 4 Mose 21, 4—9.)

2) Der Lehrer gereifterer Schüler, welcher die Texterklärung und praktischen Gedanken fleißig und betend studirt, wird hinreichende Anregung und genügendes Material für einen halbstündigen Unterricht finden.

Aus der Zeit.

Die Ritter des weißen Kreuzes. (The white cross army.) Schon wieder ein neuer Orden, eine andere Gesellschaft? Ja, aber eine gute. So wie die Trunksucht viel Tausende jährlich zu Grunde richtet, so werden viel Tausende von der geschlechtlichen Unkeuschheit zu Grunde gerichtet. Beide Laster gehen Hand in Hand. Und so wie Menschenfreunde gegen die Trunksucht ankämpfen, so kämpfen sie durch diese neue Gesellschaft gegen die Unkeuschheit an.

Der Gedanke, einen solchen Verein zu gründen, tauchte in London auf und ward durch die Enthüllungen der in feinen Kreisen herrschenden Schändlichkeit veranlaßt. In London entstand auch die erste Kompagnie dieser Ritter vom weißen Kreuz. Der Bischof von Durham von der Episcopal

Kirche ist der Stifter dieser Gesellschaft, welche bereits viele tausend Mitglieder zählt.

Der oberste Grundsatz dieser Ritter heißt: Halte dich rein, Jüngling und Jungfrau, in Gedanken, Worten und That! Das hauptsächliche Ziel ist, Haß gegen alle Art Unkeuschheit zu erzeugen und die geschlechtliche Reinheit der Sittenlosigkeit gegenüber zu stellen. Jeder dieser Ritter widmet sich der Tugend und verspricht, Alles, was in seiner Macht ist, zu thun, dem sittlichen Verderben entgegen zu arbeiten. Er verpflichtet sich, die Unschuld zu schützen und dem Verderben Riegel vorzuschieben. Die Gesellschaft bemüht sich, dem Elend gefallener Mädchen zu steuern, den Zusammenhang zwischen dem Genuß geistiger Getränke und der Unkeuschheit nachzuweisen und durch alle zu Gebote stehenden Mittel ihren Hauptzweck zu befördern: „Halte dich rein!“

Brauchen wir denn in unseren vielgepriesenen Ver. Staaten auch so etwas?

Welche Frage! Die Trunksucht und das durch sie verursachte Elend ist schrecklich; die Unkeuschheit und der durch sie über unser Volk gekommene Fluch ist eben so schrecklich und vielleicht noch schrecklicher. Sie geht zwar vielfach nicht so offenbar umher wie der Trunkenbold, richtet aber im Geheimen unter der Jugend wie Erwachsenen, unter Verheiratheten wie Unverheiratheten furchtbares Verderben an.

Man tröste sich nicht mit dem leidigen Troste, welchen etwa die Statistik anderer Länder — wie z. B. die Oestreichs oder Baierns — gewährt. Solche deutschen, von der Obrigkeit genau geführten Statistiken werden oft von amerikanischen Schriftstellern hervorgesucht, damit man dann ausrufen kann: Welch sittlich Volk wir doch sind!

Aber wie — wenn auch in Amerika solch „eiserne Statistik“ über die Sünden der Unkeuschheit geführt würde? Wie — wenn die verdorbenen Menschenseelen, die unglücklichen Ehen, die Ehescheidungen, die geheimen Sünden, die grenzenlose Verderbtheit unserer großen Städte tabellarisch dargestellt werden könnten? — Wahrlich, wir haben nichts zu rühmen, wir sollten uns immer auch demüthig erinnern, daß hierzulande vermöge der größeren Freiheit vieles verdeckt und auch verhütet werden kann, was in Europa vermöge der strengen Polizeiaufsicht und den bestehenden Verhältnissen an den Tag kommt.

Wir brauchen die Ritter des weißen Kreuzes auch in unserem Lande und freuen uns deßhalb, daß die Temperenz-Union Christlicher Frauen auch gegen dieses Uebel ankämpft. Sie geht Hand in Hand mit den Rittern des weißen Kreuzes und Gott möge in Gnaden helfen, daß diese Bemühungen mit Erfolg gekrönt werden.

Was ein Mann in dieser kurzen Lebenszeit zu leisten vermag, das hat Herr John Gough, der berühmte Temperenz-Redner, bewiesen. Kein Mensch hat mehr dazu beigetragen, dem Enthaltsamkeits-Grundsatz in den Ver. Staaten und England Bahn zu brechen als er. Nicht sehr stark gebaut, mit nur mäßiger Schulbildung ausgerüstet, hat er es zuwege gebracht, 8,600 Vorträge in seinem Leben zu halten und über 500,000 Meilen zu reisen.

Was ist das Geheimniß seines Erfolges? 1. Sein heißblütiger Ernst. 2. Sein angeborenes, großes Rednertalent. 3. Er gab sich mit Leib und Seele und Geist der Temperenz-Sache hin, das konnte Jedermann merken. Da war nichts Gemachtes, nichts Erzwungenes, nichts um so und so viel Geld Producirtes. Er lebte und arbeitete für die Temperenzsache und wenn er mit seinem Vortrag fertig war, so war er durchnäßt und vollständig erschöpft, so daß es ihm nur durch größte Sorgfalt auf seinen Körper ermöglicht wurde, so viel zu leisten.

Geboren im Jahre 1817 in England kam er 1829 mit seinen Eltern nach Amerika und erlernte in dem Methodist Book Concern zu New York das Buchbinderhandwerk, wo er auch als Geselle arbeitete. Aber bald übermannte ihn der Alcohol und er ward ein elender Trunkenbold. Im Jahre 1842 unterzeichnete er in Worcester, New England, das Temperenzgelübde und fing sogleich an, als Temperenzredner zu wirken. Zur Bestreitung seiner Reisekosten erhielt er das erste Jahr in New England 75 Cents und $1.00 per Vortrag; das nächste Jahr aber schon $5.00. Im ersten Jahre hielt er 386 Vorträge, und in den zwei ersten Jahren seiner Wirksamkeit unterzeichneten durch seinen Einfluß 31,700 Personen das Mäßigkeitsgelübde. Sein Ruhm wurde weltbekannt. Er ging mehrere Mal nach Canada und England und hat dort nach einstimmigem Zeugniß die erste bedeutende, nachhaltigste Bewegung für die Enthaltsamkeitssache bewirkt.

Bis 1860 sprach er ausschließlich über Temperenz, wandte sich aber alsdann auch anderen Themen zu. Dem Schreiber dieses hat er nie sehr gefallen, wenn er über andere Gegenstände sprach. Sein großes Thema — sein Beruf war Temperenz. Da befand er sich in seinem Fahrwasser. Er aber sagte, wenn er stetig über nur diese Frage redete, so müsse er schließlich langweilig werden, und meinte, daß vermittelst der Abwechslung die Leute ihn um so lieber über die Enthaltsamkeits-Sache hören würden.

2. Hätte Gough jedoch nichts anderes gehabt als den glühenden Eifer für eine große Sache, so hätte er schwerlich den Erfolg erzielt.

Er war auch ein geborener und großer Redner, Mimiker von Haus aus, und wurde durch die in ihm bewirkte Reform und durch den Gedanken, der Enthaltsamkeitssache Bahn zu brechen, sein bedeutendes Rednertalent offenbar. Wie alten Rednern waren ihm drei Redequalitäten angeboren: a) Er konnte Gedanken gleichsam in handgreifliche Gestalten verwandeln, was mehr ist als einem Gedanken eine Illustration anzuhängen. b) Er gab dem, was schon lange in den Herzen vieler Zuhörer schlummerte, gehörigen Ausdruck, weckte dadurch andere Gedanken, sowie das Gewissen und riß in der allgemeinen Begeisterung auch solche mit sich hin, bei denen er vorher keinen sympathetischen Anklang fand. c) Er war ein Humorist im besten Sinn des Wortes, kein bloßer Witzbold. Witz, Lustigkeit und Laune sind im tiefsten Sinne des Wortes nicht Humor. Laune und Witz mögen zum Humor werden, der echte Humor unterscheidet sich aber im Redner und Schriftsteller von denselben dadurch, daß der wahre Humorist mit *theilnehmendem* Gemüth und mit glühendem Streben,

zu beſſern, die Schwachheiten der Menſchen darſtellt. Ein wahrer Humoriſt war Gough, ein Menſch und Redner, der uns immer zwiſchen Lachen und Weinen hielt, und bei dem der Humor nie dazu diente, der Luſtigkeit zu Gefallen zu ſein, ſondern — die göttliche Traurigkeit zu bewirken. Jedermanns Sache iſt das nicht; wem's aber gegeben iſt, der hat vor der Volksmaſſe eine große Waffe zur Erreichung eines geſteckten Zieles in der Hand.

Vor vielen Jahren habe ich Gough einmal in der Begeiſterung ſagen hören, er ſterbe am liebſten auf ſeinem Schlachtfeld — der Rednerbühne. Gott hat dieſen Wunſch gewährt und ihn während eines Vortrages in Frankfort, Pa., im Februar, abberufen.

Ja wohl — die Rednerbühne war ſein Schlachtfeld und er hat auf demſelben gar manchen harten Kampf gewonnen, und zwar unter Anderem auch dadurch, daß er immer John Gough blieb. Mochten die Leute ſagen, daß er zu beweglich ſei und viel zu viel mit den Armen fechte oder manchmal zu ſteif ſich bewege oder daß er die Lachmuskeln allzu ſehr anrege, oder Theater ſpiele oder nicht gelehrt ſei, er blieb ſich gleich. Er hatte ſein Ziel geſteckt und gab ſich, wie er war, der Erreichung dieſes Zieles hin. Und das Volk kam und hörte John Gough.

Wahrhaft ekelhaft iſt es zu leſen, was manche der hierumſichtungenen deutſchen Zeitungen, wie z. B. die „Ill. Staatszeitung" über das Leben dieſes Mannes ſagen. Man weiß ja, daß die deutſchen Zeitungsſchreiber dem Gurgelbefeuchtungskultus huldigen, ſollte aber doch glauben, daß ſie ſich als gebildete (!!) Menſchen ſo lange aus den Armen des Gambrinus winden könnten, um dem ehrlichen Streben eines redlichen Mannes Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, ſelbſt wenn er Gegner iſt. Pfui — über eine biernmdunſtete Preſſe, die ein ſolches Leben in den Koth herabzieht, in welchem ſie ſelbſt watſchelt, und über einen Gough nichts anderes zu ſagen weiß, als daß er für Geld auf der Bühne Theater geſpielt habe. Glauben denn dieſe deutſchen Kulturheiden vom Redaktionstiſch, daß es keine Ueberzeugungstreue mehr in der Welt gebe, etwa — weil die meiſten von ihnen immer nur fragen: „Was koſe ich mir dafür?"

Ein Lord-Mayor von London, dem es vor etwa 100 Jahren eingefallen wäre, in einer der Londoner Kirchen eines ſchönen Sonntag Abends zu predigen, wäre, denke ich, damals abgeſetzt worden.

Heute iſt's anders.

Vor etwa 4 Jahren war einer von den kurioſen Methodiſten Lord-Mayor von London. Er ließ es ſich nicht nehmen, ſeine Brüder in dem berühmten „Manſion" von London öffentlich zu empfangen. Er fang bei dieſem Empfange mit mächtiger Stimme, und ermahnte mit ſeiner Amtstracht angethan, vom Amtsſitz des großen Saales im Manſion aus wie ein methodiſtiſcher Ermahner, was er auch thatſächlich iſt.

Und ſiehe da — die Menſchen lobten ihn. Selbſt der Donnerer "The London Times" ſagte, es ſei ein großartiger Beweis der Humanität geweſen!

Neulich kam nun die Nachricht, daß ein anderer Lord-Mayor, ein Congregationaliſt, der jetzt dieſes hohe Amt bekleidet, ſogar eines Abends im City Temple, der Kirche, wo der berühmte Dr. Parker amtirt, gepredigt habe. Der Letztere dachte, es würde einen guten Eindruck machen, wenn ein ſo hoch ſtehender Mann, wie ein Lord-Mayor, predigen würde und bat ihn, der Mitglied der Gemeinde iſt, eine Rede zu halten.

Die große Kirche war bis auf den letzten Platz gefüllt und der hochgeſtellte Mann ſprach eindringlich, mit Gluth und Begeiſterung ſowohl als mit viel Verſtändniß und aus vollem Herzen heraus über die Worte: „Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt."

In ſeiner darauf folgenden Anſprache nannte Dr. Parker dieſen Sonntag, an welchem dieſer Laie gepredigt, einen „der glänzendſten Tage in der Geſchichte unſerer Gemeinde".

Die Welt dreht ſich, mein Lieber. Es geht immer ein wenig vorwärts — und mitunter geht es auch in ſolchen Kreiſen der Talenthätigkeit zu, wo man dieſelbe noch nicht lange her verhöhnte. Wer hätte z. B. zu Zeiten des alten Fritz daran gedacht, daß einſt in den Kirchen der preußiſchen Hauptſtadt und anderer deutſchen Städte Schuſter, Schneider und Nähmädchen die Jugend im Worte Gottes unterrichten würden! Und darin vom Oberkirchenrath beſchützt würden! Wer ſo etwas vor 50 Jahren prophezeit, wäre ins Narrenhaus gekommen.

Trotz all dem aber, daß ſich die Welt bewegt, ſtehen doch immer noch ein paar ſteife, hochkirchliche Menſchenkinder am Rad und wollen's aufhalten, indem ſie aus Leibeskräften ſchreien: „Alles geht noch unter durch dieſe Neuerer!"

Laß ſie ſchreien. Der Siegeswagen des Reiches Gottes wird über ihr Grab dahinrollen und ihre Stätte wird man bald nicht mehr finden.

Es iſt nun alle Ausſicht vorhanden, daß dem Mormonenunfug in Utah ein Ende gemacht wird. Das Oberbundesgericht hat nämlich in dem Falle des Mormonen Cannon, der vom Bundesgericht in Utah wegen Vielweiberei zu Gefängnißſtrafe verurtheilt worden war, das Erkenntniß der erſten Inſtanz beſtätigt und dadurch weiteren Verurtheilungen die Wege geebnet. Die Mormonen hatten ſich bisher ſicher gefühlt, weil ſie annahmen, das Oberbundesgericht werde die Thatſache, daß ein Mormone mit mehreren Frauen lebt, nicht als Beweis für die beſtehende Vielweiberei gelten laſſen und da ein darüber hinausgehender Beweis aus naheliegenden Gründen nicht wohl zu führen iſt, fühlten ſie ſich vollſtändig ſicher. In der That war es bisher nicht gelungen, einen Mormonen zu verurtheilen, weil die Beweiſe, wie man ſie nöthig zu haben glaubte, nicht herbeizuſchaffen waren.

Das iſt nun mit einem Schlage anders geworden und man wird die jetzt ergangene Entſcheidung des Oberbundesgerichts fortan als den Anfang vom Ende des Mormonenthums bezeichnen. Der Mormone Cannon wird ins Gefängniß wandern und ſeine Genoſſen werden ihm bald dorthin folgen.

Offene Post.

Jakob hat mit seinem Vorschlag, daß die „Arbeiter" jeden Samstag Abend für einander beten sollen, offenbar die Herzensſaite von viel Tausenden berührt. Jeden Tag erhalten wir Antworten und wollten wir dieſelben alle in Druck bringen, ſo würde dies jedesmal die Hälfte unſeres „Haus und Herd" füllen.

Von Californien und von New York, von Minneſota und Texas, von Männern und Frauen, von Kindlein in Chriſto und Solchen, die das vollkommene Mannesalter erreicht, von Jung und Alt kommt die Antwort auf Jakobs Aufforderung: „Wir beten jeden Samſtag Abend insbeſondere für die Arbeiter im Reiche Gottes."

Gott ſegne alle Lehrenden in der Sonntagſchule, und alle Arbeiter an der inneren Miſſion!

Wenn ſie ſich alle insgeſammt zu einem großen Betverein zuſammenthun, ſo wird der Sieg nicht ausbleiben.

„In eines großen Königs Armen" iſt eine der allerbeſten Erzählungen unſerer Zeit. Dieſelbe wurde mit großer Sorgfalt für „Haus und Herd" bearbeitet. Sie iſt in einfacher und doch ſehr feſſelnder Weiſe geſchrieben und hat ſo viel Gehalt, daß Jung und Alt, Beleſene und weniger Geübte Freude an derſelben finden werden. Die Erzählung wird in mehreren Heften fortgeſetzt werden, iſt aber ſo gehalten, daß der Leſer den Zuſammenhang nicht leicht verlieren wird. Möge dieſe Erzählung recht Vielen nicht blos zur Freude, ſondern auch zum Frieden dienen.

Ein wenig Ermuthigung wirkt in einer Redaktionsſtube manchmal wie ein friſches Bad in drückender Sommerhitze. Seit Neujahr ſind uns viele ſolche Ermuthigungen zu Theil geworden, wofür wir ſehr dankbar ſind, und Briefchen wie das folgende ſind ſeit 1. Januar Dutzende in die Haus und Herd Office gekommen:

„Ich danke dir für die herrlichen Belehrungen, die wir von Sonntag zu Sonntag aus dem lieben **Haus und Herd** bekommen für die Sonntagſchule. Ich wollte nicht ohne den lieben Boten ſein. Von meiner Hand nimmt ihn die Mutter, dann Tochter und ſo wieder von vorne an, bis wir die Lektion uns angeeignet haben. So gehen wir unter dem Beiſtand Gottes an unſere Arbeit in der Sonntagſchule. Es ſind ungefähr 16 Jahre, daß mich der Herr braucht zu dieſem Werke. Ich habe es in großer Schwachheit und mit viel Thränen gethan, doch auch manche Freude genoſſen; dem Herrn ſei Dank dafür. Wenn wir „Haus und Herd" und das „Buch der Gleichniſſe" nicht hätten, ich weiß nicht, wie ich zurecht gekommen wäre. Gott ſegne deine Arbeit und ſchenke dir immer mehr Licht und Kraft nach Geiſt, Seele und Leib, daß du uns noch lange eine helfende Hand ſein möchteſt im Garten unſeres lieben Heilandes.

„Weil nun auch mein Motto immer Vorwärts! iſt und ich, ſeit ich im Weſten wohne und arbeite, den Bilderſaal noch nicht zu Geſicht bekam und ſo viel davon leſe, ſo möchte ich dich bitten, ein Exemplar der kommenden Lektionen zu ſchicken. Ich glaube ſicherlich, es wird ein neuer Schritt vorwärts in unſerer Sonntagſchule ſein" ꝛc.

Dein liebender Mitarbeiter

Henry Rapp,
Minden, Poſt. Co., Iowa.

Das Cincinnati Muſikfeſt. Wir begrüßen auch dieſes Jahr das Cincinnati Muſikfeſt mit Freuden, denn dieſe Feſte bieten ſolche Erholung, die auch Chriſten genießen können und welche ebenſo bildend als unterhaltend iſt.

Hierin jedoch liegt nicht der alleinige Nutzen dieſer Feſte. Sie haben vielmehr dazu beigetragen, den muſikaliſchen Geſchmack zu klären und zu heben, und die beſten Compoſitionen der größten Meiſter dem Volke nahe zu bringen. So wäre z. B. Händels Meſſias ohne dieſe Muſikfeſte im Weſten nie ſo populär geworden, als derſelbe heute iſt.

Der bildende, veredelnde Einfluß dieſer Muſikfeſte wird noch bedeutend erhöht in der Heranbildung des Maſſen-Chors, welcher durch dieſe Muſikfeſte entſtanden iſt. Hunderte gute Stimmen erhielten hier die nothwendige Schulung und tragen das Erlernte hinaus ins Leben, in die Familie, in die Sonntagſchule und in die Kirche.

Dieſe Chöre haben uns in den berühmten Muſikfeſten immer am meiſten angeſprochen. So prächtig auch Patti trillerte und ſo heroiſch Materna auftrat — dieſe Choriſten aus dem Volk haben es uns immer angethan. Sie verdienen alles Lob und das Publikum ſollte ihnen dankbar ſein. Wir geben einen oder einige Thaler fürs Muſikfeſt aus; dieſe Choriſten aber kommen Monat nach Monat oft aus weiter Entfernung, wöchentlich oder öfters zuſammen, um zu üben und wieder zu üben. Ihre Geduld und ihre Ausdauer ſind bewunderungswürdig; ihr Enthuſiasmus giebt den Ausſchlag und trägt zum Erfolg dieſer Feſte außerordentlich viel bei. Belohnung erhalten dieſe Choriſten für all dieſe Mühe nicht; ſie haben die Arbeit, ſetzen ſich der Kritik aus und dienen dem Publikum unentgeltlich.

Dieſer Chor iſt eine permanente Organiſation, was ſeinen Werth noch bedeutend erhöht. Jeder dieſer 600 Sänger iſt ein Mittelpunkt, um welchen ſich in hundert Nachbarſchaften gute Kräfte ſammeln, und in dieſer Weiſe bilden ſich Kreiſe, in welchen gute Muſik eifrige Pflege findet. Daher kommt es auch, daß es in Cincinnati viel ſchwieriger iſt als in manchen andern Städten, ein großes Publikum zu Concerten herbeizubringen, deren Programm nur leichtes, nichtsſagendes, muſikaliſches Zeug aufweiſt. Das Cincinnati Muſikfeſt mit ſeinen 600 Choriſten leiſtet nicht nur Ausgezeichnetes während der Feſtzeit, ſondern ſein Einfluß macht ſich während des ganzen Jahres geltend.

The Youth's Companion. Schon öfters wurden wir von wohlmeinenden Lesern darauf aufmerksam gemacht, doch aus unserem „Haus und Herd" oder einem Theil desselben eine Zeitung herzustellen wie "The Youth's Companion".

Da diese Aufforderung wiederholt, schriftlich sowohl als mündlich an uns erging, so haben wir kürzlich einen vollen halben Tag dazu verwendet, eine bedeutende Anzahl Nummern des "Youth's Companion" kritisch zu erforschen und sind nun bereit zu sagen, daß wir ein solches Blatt wie Youth's Companion weder herstellen dürfen noch wollen.

Was ist denn Youth's Companion? Ein sehr hübsch ausgestattetes Wochenblatt für die Jugend, dessen Herausgeber alle möglichen Mittel anwenden, um dem Companion die weiteste Verbreitung zu sichern — also so viel Geld zu verdienen als möglich.

Und der Inhalt? Ei, der ist nicht wie wir ihn haben müssen. Ich habe in all den von mir durchforschten Nummern nicht eine Zeile von dem seligmachenden Glauben an Gott, an Christus und den heiligen Geist gefunden; nicht ein Wort von ernstem Schriftforschen und Gebet, geschweige von Bekehrung und Wiedergeburt.

Youth's Companion ist angefüllt mit meistens gut geschriebenen Geschichten, die nicht unmoralisch sind, aber auch des tieferen sittlich-religiösen Gehaltes entbehren und nur darauf hinaus gehen, des Lesers Einbildungskraft gefangen zu nehmen.

Stellenweise müssen diese Geschichten sogar betreffs der Erziehung geradezu üble Wirkung hervorbringen. So z. B. kommt in einer der besten "The little Master" eine Scene vor, in welcher ein junger Bengel seinen kleinen, schwachen Lehrer anpackt. Diese Rauferei im Schulzimmer wird nun in allen Einzelheiten mit wahrer Lust erzählt. Jetzt stürzt der Bengel auf seinen Lehrer; dann packen sie sich; nun zerren sie hin und her; sodann fallen sie — der Bengel unten, der Lehrer oben, welch letzterer endlich mit Aufbietung der letzten Kraft die Oberhand gewinnt ꝛc.

Das mag nun „köstliches" Lesefutter für die amerikanische Bubenwelt sein. Aber ich frage, ob irgend welcher sittlich-ernste Lehrer, irgend welcher fromme Erzieher solche Ausmalerei einer solchen Rauferscene, welcher die ganze Schule zuschaut, billigen kann? — Dergleichen Beispiele könnte ich noch mehr anführen.

Nein — Blätter wie "Youth's Companion" wollen wir nicht herstellen und wenn wir es wagten, so wäre die betreffende Behörde in vollstem Recht, wenn sie uns unseres Amtes entsetzte. Unsere Blätter müssen, obwohl wir alle Tage Gott bitten, uns auch das Unterhaltende, Fesselnde, Packende treffen zu lassen, von einem ganz anderen Standpunkt aus geschrieben und redigirt sein.

Was hier über "Youth's Companion" gesagt ist, gilt auch manchen andern englischen für die Jugend berechneten Zeitschriften.

Der erste Jahrgang des „Haus und Herd" (1873) wird zu kaufen gesucht von Herrn Louis Busch, 525 Chestnut Str., St. Louis, Mo. Wer diesen Band zu verkaufen hat, wende sich gefälligst an obige Adresse.

Die ersten Jahrgänge des „Haus und Herd" werden immer seltener, und wer solche besitzt und keinen Gebrauch dafür hat, dem bietet sich immer Gelegenheit zum Verkauf.

Bitte uns doch mit ferneren Jubiläumsartikeln — Geschichte der Gemeinde ꝛc. ꝛc. — zu verschonen. Wir haben wieder mehrere bekommen, wissen aber, daß „Haus und Herd" dem Jubiläum, dessen Jahr ja im Jahr 1883 war, vollkommen gerecht geworden ist. Und zweitens wissen wir, daß die Leser nach solcher Chronika einzelner Gemeinden nicht halb so sehr schmachten, wie manche liebe Schreiber meinen.

Wie einee vom Fall aufstand. Diese Erzählung ist eine echte Perle, wie man sie nicht alle Tage findet. Wir empfehlen dieselbe zum Vorlesen in der Familie.

Wie empfehlen wiederholt die Orgelfabrik der Firma Hinners und Albertsen in Pekin, Ill. Dieselbe fabrizirt ausgezeichnete Reed-Orgeln zu sehr billigem Preise. Freilich, so billig wie die mancher Firmen sind diese Orgeln nicht. Hinners und Albertsen stellen aber ein sehr gutes und dauerhaftes Instrument her, das im Grunde doch noch um vieles billiger ist, als ein schlecht und leichtsinnig hergestelltes Fabrikat, das im Ankauf ein paar Thaler billiger zu stehen kömmt. Es ist die langjährige Erfahrung des Redakteurs von „Haus und Herd", daß die theuersten Instrumente die sind, die billig und oberflächlich fabrizirt werden, auch wenn sie ein wenig niedriger im Preis stehen.

Die Firma Hinners und Albertsen aber hat von Anfang an darnach gestrebt, ein preiswürdiges und gutes Instrument herzustellen, und dasselbe fort und fort zu verbessern. Dies Streben wurde derart mit Erfolg gekrönt, daß heutzutage keine andere Orgel der besten Fabriken die dieser Firma übertrifft.

Hinners und Albertsen stellen keine Agenten an, sondern unterhandeln direkt mit dem Käufer. Dadurch sind sie in Stand gesetzt, zu viel billigerem Preis zu verkaufen, als der ist, welcher anderswo für gute Orgeln gefordert wird.

Angenommene Artikel. Die kirchlichen Zustände Deutschlands in ihrem Verhältniß zur Ausbreitung der Sozialdemokratie. — Was soll ich werden? — Christliche Wirksamkeit. — Der Ku-Klux-Klan. — Eine Vision Karls IX. — Eine Neujahrsnacht. — Zum Abschied.

aus, den überwundenen Tod unter den Füßen, mit sei-

Digitized by Google

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Vierzehnter Band. Mai 1886. Fünftes Heft.

Eine Osterfrage.

Editor.

Was weinest du? (Joh. 20, 15). Man sollte meinen, es könne zur Osterzeit kein einzig traurig, weinendes Menschenkind auf Erden geben, denn Hoffnung, neues Leben, Freude lacht uns ja auf allen Seiten entgegen. Es ist, als ob die ganze Welt dem Todesüberwinder einen Lobgesang darbringe, als ob blühende Bäume und sprossende Gräslein lobeten: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg;" und als ob die Vögelein in den Zweigen sängen: „Christ ist erstanden."

Dennoch giebt es auch in der fröhlichen Osterzeit noch so viel Leid und Weh, so viel Schmerz und Zähren auf Erden. Jener erste Ostermorgen mag ein gar lieblicher gewesen sein, und doch ging die Maria mit gar traurigem Sinn durch den Garten zum Grab. Und so lieblich die Ostersonne uns im Jahre sechsundachtzig anlachen mag, gilt doch auch heuer noch das Wort:

„Warum sind der Thränen
Unter'm Mond so viel.
Und so manches Sehnen,
Das nicht still sein will."

Ja wohl — die Sünde hat Erdennoth und Menschen-Elend hienieden eingebürgert, und dagegen helfen alle Naturpracht und auch die leidigen Trostsprüchlein der Menschen nichts. Oder — was nützt es, wenn uns in Stunden des Grams und Unglückstagen gesagt wird: Nur getrost, die Zeit wird's ändern! Oder wenn man uns auf schwerem Gang zum Grabe in Aussicht stellt: Es ist dies aller Menschen Loos; auch du wirst diesen Weg einst ziehen. — Armselige Trösterei!

Die Thränen müssen vom Himmel her getrocknet werden; nur Er, welcher die Sünde, die trübe Quelle alles Erdenleids, überwinden kann, vermag auch des Grames und der Noth in unsern Herzen Herr zu werden. Als Siegesfürst tritt er uns vom offenen Grabe aus, den überwundenen Tod unter den Füßen, mit seiner Osterfrage, seinem Ostergruß entgegen, und verspricht reichen, auf göttliche Thatsachen gegründeten Trost — *einem jeden, der da glaubt.*

Was weinest du? Weil du Ihn, deinen Heiland, verloren hast, verloren glaubst? Weil er für dich gleichsam begraben und todt ist?

Wenn du noch trauerst um den, welchen deine Seele verloren hat, so steht es noch lange nicht hoffnungslos um dich. Aber mancher ist froh, seiner ledig zu sein und sich nicht durch den Anblick der Dornenkrone daran mahnen lassen zu müssen, daß der Sünde der Tod gebühret und seine Sünde den Heiland ans Kreuz gebracht hat.

Selig aber alle, die es mit tiefem Weh in ihrem Herzen fühlen, wenn der Herr Jesus daraus weicht und abhanden kommen will, die es deutlich spüren: Ohne dich ist das Leben todt, soll ich allein auf mich gestellt sein, so muß ich in der Sünde verkommen, darum muß ich ihn wieder haben. Solches Leid trägt reiche Frucht. Die Thränen, die man um ihn weint, daß er sich der sehnenden Seele wieder zu schmecken gebe, ziehen ihn mit seinem Herzen voll Liebe herbei wie ein Magnet, und während sich die Seele gänzlich vergessen und verlassen glaubt, ist er, der unsichtbare Zeuge des Leids schon da, kennt und nennt den Trauernden mit seinem Namen, daß wie mit einem Schlag der mächtige Trost das Herz durchströmt: „Mein Heiland lebt, und meine Seele ist genesen." Dann schaut ein solches Menschenkind wieder frei hinein in den Himmel und zieht von dort Ewigkeitskräfte an sich, von denen gehoben und getragen man in allem weit überwindet, und auch diese Welt schon mit Ewigkeitsaugen anschaut, und sich freut mit ewiger und unaussprechlicher Freude.

Was weinest du? Etwa — weil du für *ihn* nichts thun kannst?

Die Thränen des Leides, für Jesum nichts thun zu können, sind die köstlichsten Thränen der edelsten Liebe, Aussaat für die Freudenernte.

Vielleicht fragt der Blick der schweigenden Maria:

Herr, was kann ich thun? Sie hatte den Todten salben wollen, das geht nicht mehr. Kann sie nichts mehr für den Lebenden thun? O ja, Jesus sagt es ihr: Gehe hin zu meinen Brüdern.

Für Ihn, der Alles für dich that, kannst du auch das Eine thun. Thue die Missionsarbeit der Maria als Osterarbeit an den Deinen, an deinem Volk, an deinen Nachbarn, denn auch für sie ist er gestorben und auferstanden.

„Wenn ich nur könnte," — so hör' ich eine Stimme vom langjährigen Siechbett — „ich bin so matt und krank, daß ich kaum an mein eigen Heil, geschweige an das Anderer denken kann."

Und doch kannst du für ihn zeugen.

Vor vielen Jahren machte ich die Bekanntschaft einer Christin, welche rheumatische Schmerzen lange Zeit in's Krankenzimmer fesselten. In gesunden Tagen kräftig und energisch und auch im Reiche Gottes sehr thätig, wurde ihr die lange Krankheit zum großen Kreuz und sie war nicht immer so ergeben in den Willen Gottes, wie es den Nachfolgern des Herrn geziemt, sondern ließ sich öfters von der Ungeduld übermannen, namentlich, wenn sie zusehen mußte, wie Andere so recht frisch und kräftig ins Kirchen- und Missionsleben eingriffen.

In einer solchen trüben Stunde wurde die Kranke von einem allen erfahrenen Knechte Gottes besucht, welcher gar bald wahrnahm, wo es hier fehlte, und sogleich sich entschloß, nicht nachzulassen, bis die Kranke auf den richtigen Standpunkt gebracht sei. Gott gab ihm Gnade und Weisheit, „lieblich und mit Salz gewürzet, zu reden," daß diese schwer geprüfte Christin Gott mit lauter Stimme bat, sich an ihr durch die Geduld zu verherrlichen.

Der Herr erhörte dies aufrichtige Gebet. Von jener Stunde an kam kein einzig ungeduldig Wort mehr über ihre Lippen. Ihre Lieblingslektüre waren die Dankpsalmen; ihr Lieblingslied:

„Lobe den Herren, o meine Seele!
Ich will ihn loben bis zum Tod;
Weil ich noch Stunden auf Erden zähle!
Will ich lobsingen meinem Gott.
Der Leib und Seel' gegeben hat,
Werde gepriesen früh und spat.
Halleluja! Halleluja!"

Bald verbreitete sich in der Nachbarschaft die Nachricht, daß die schwerleidende Frau M. statt zu klagen, fortwährend Gott preise, und die „leibhaftige" Geduld sei. Das wollten die Menschen sehen. Sie kamen wieder und wieder — Gläubige und Ungläubige, Prediger und Laien, Kinder und Greise — und sahen die Verherrlichung Gottes in einem seiner schwächsten Gefäße. Man war in jenem Zimmer wie in einer andern Welt; es schien, als seien die Engel beständig da, Anliegen hinauf zu bringen vor Gott und die Antwort herunter zu tragen zu den Menschen.

Hunderten wurde jenes Krankenzimmer zur Missionsstätte, wo sie den Ruf Gottes an's Gewissen hörten. Niemand ging ohne Eindruck hinweg. Die Kranke erholte sich nach langen Leiden und ist heute eine betagte Mutter in Israel, die immer noch für den Herrn zeugt; aber auch bekennt, daß sie nie so vielen Menschen vom Herrn habe sagen können, als dort in ihrer Missionskapelle — so nennt sie jetzt jenes Krankenzimmer, wo sie so oft seufzte — „ach, warum kann ich nichts mehr für den Heiland thun!"

Was weinest du? Weinst um ein theures Grab? Ich verstehe dich, denn ich kenne diese Thränen.

Der Tod ist ein Schreckenskönig, welcher Risse in's Menschenleben spaltet, deren Narben wohl erst in der Vollendung gänzlich verwischt werden. Wer leichtfertig über das Sterben zu sprechen vermag, der weiß entweder nicht, von was er redet, oder er ist so weit verhärtet, daß er den Todesernst und den Schmerz des Scheidens nicht empfindet. Je feiner eine Menschenseele angelegt ist, je mehr sie in vollem ganzem Sinn weiß, was Leben, Leben aus Gott heißt, desto ernster wird ihr Sterben und Scheiden vorkommen, desto gewaltiger, imponirender ist der Tod — der Sünde Sold!

Doch — was weinest du? Es ist ja ein Gewaltigerer über den Gewaltigen gekommen, und wenn du den Fürst des Lebens im Herzen trägst, welcher den Tod aus dir verbannte, so hast du das ewige Leben, und so imponirend der Tod dir vorkommen mag — er kann dir im letzten Grunde doch nichts anhaben, denn du bist gewappnet mit dem Leben.

Dieses Leben, Er, der auferstandene Gottmensch füllt Himmel und Erde. In ihm leben, weben und sind nicht bloß wir, sondern auch die, an deren Grab du weinest. Jesus Christus ist der lebendige Mittelpunkt, in dem ich trotz leiblicher Trennung die wieder finde, die ihm mit mir hienieden einst dienten, und jetzt daheim sind.

Und — wenn mein Erdengang — trotz dieser Gemeinschaft des ewigen Lebens — oft etwas einsam und schwer werden will, so ist mir's, als höre ich den Auferstandenen zur Maria sagen: „Gehe hin und sag' es meinen Brüdern und Schwestern." Was denn? Zum Beispiel auch: „Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten."

Das mahnt an's Vaterhaus, dem auch ich zueile, an die Bleibstätte, wo nicht Schmerz, noch Leid, noch Geschrei, noch Trennung ist; mahnt mich an ein alt' Lied, das in meine heutige Gesinnung übersetzt, schließen würde:

„Wenn Christen auseinander geh'n,
Dann sprechen sie: Auf Wiederseh'n,
Auf Wiederseh'n!"

Was weinest du? Ist's deine Sündenschuld, die dich drücket wie ein Stein und war dieser Stein noch nie

gehoben? Mög' viel Tausende am lichten Ostermorgen die Schuld angrinzen, nie zu Ihm gekommen zu sein, nie Ihm, seinem Wort und seinem Gnadenruf gefolgt zu haben.

Solche Reuethränen wird der Heiland abwischen. Siehe — Maria Magdalena hat ihn auch einmal nicht gehabt. Als sie aber dort in des Pharisäers Hause seine Füße salbte, und mit Thränen echter Reue nahte, da nahet Er sich zu ihr mit Huld und Liebe und spricht: „Sei getrost, deine Sünden sind dir vergeben; gehe hin in Frieden, dein Glaube hat dir geholfen."

Er ist Jesus Christus, gestern und heute derselbige, und in alle Ewigkeit! Warum suchest du überall Ruhe und Frieden, nur nicht bei ihm; weßhalb läufst du zu allen löcherichten Brunnen und kommst nicht zur Quelle des lebendigen Wassers? Seine Wundenmale sagen: Auch für dich gestorben. Aus dem leeren Grab klingt die Botschaft: Auch für dich erstanden. Was willst du? Wen suchest du? „Christus ist hier, welcher gestorben ist, ja viel mehr auch auferwecket ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns."

Was weinest du? Drückt dich ein schweres Leid; plagt dich die Noth der Zeit?

Tiefes Leid hatte auch die Maria befallen. Sie hatten den Herrn, ihren Herrn weggenommen, der sieben böse Geister aus ihr getrieben und dem sie zu eigen war. Ihre Liebe war weggenommen; die Sonne der Freude hinter Golgatha untergegangen, und jetzt war auch noch der Trost dahin, zum Grabe pilgern zu können. Die Welt schien ihr wie ein großes Grab.

So stehen arme Menschenkinder oft rathlos mit schwerem Herzeleid und großem Kummerstein hilfesuchend am Lebensweg. Aber — warum bist du so betrübt, meine Seele, und so unruhig in mir? Harre auf Gott, er wird deines Angesichtes Hilfe und dein Gott sein.

Er hat zwar nirgends verheißen, daß wir von Erdennoth und des Lebens Kampf verschont bleiben sollen. Wenn er jedoch die Last auflegt, so hilft er auch tragen. Sein Wort haben wir dafür, daß er bei uns ist alle Tage bis an der Welt Ende. Sind dann auch seine Gedanken nicht unsere Gedanken und seine Wege nicht unsere Wege, so sind doch alle unsere Haare auf dem Haupte und alle Thränen gezählet. Auch kann er helfen in einer Kürze. Siehe — wie hat er am Ostermorgen das Weinen in Jubel verwandelt! Und — wenn er damals das größte Wunder gethan, sollte er in unseren kleinen Sachen nicht auch helfen können? Er, der seines eigenen Sohnes nicht hat verschonet, wird uns gewiß mit ihm Alles schenken.

Sam Jones gebrauchte, als er in Cincinnati über unser Anliegen sprach, das wir auf den Herrn werfen sollen, folgende packende Illustration:

„Ihr habt alle von dem mächtigsten Schiff der Erde, dem „Great Eastern" gehört.

„Dort liegt es, ruhig und fest im New Yorker Hafen. Da kommt eine kleine Barke daher. Sie ist überladen und am Versinken. Die Leute auf dem großen Schiffe sehen das untergehende Fahrzeug und schreien aus Leibeskräften: Hierher, kleine Barke, lade ab.

„Kaum kommt das kleine Schifflein noch an die Langseite des gewaltigen Dampfers. Doch — jetzt ist es fest gebunden. Das Ausladen und Hinaufziehen beginnt. Last nach Last verschwindet im Koloß, ohne daß dieser auch nur eine Linie sinkt, und bald ist die kleine Barke wieder flott und segelt weiter.

„Auf dem Meer des Lebens sah ich manch armes Menschenleben gleich einer überladenen Barke wanken und am Versinken. Wo soll Hilfe herkommen? 'S ist weit zum Ufer, die Wellen gehen hoch und alle andern Barken haben genug mit sich selbst zu thun. Sieh' — da kommt ein Schiff, groß, stark, unüberwindlich. Es heißt Jesus Christus.

„„Ahio!" tönt's vom Christusschiff, „ahio, kleine, arme Menschenbarke, was weinest du, was zweifelst du, komm' zu mir. Leg' an, faß zu, wirf dein Anliegen auf mich, wirf alle deine Sorgen auf mich, denn ich sorge für dich."

Was weinest du? Ist's dir, als hatten die Feinde den Herrn aus der Welt weggenommen, als gewännen sie es doch noch mit ihrem Grimm; bangt und graut dir, als sei die Höll' auf Erden und verzögert sich der Endsieg des Evangeliums in deinem Sinne gar zu sehr?

'S ist wahr — die Geschichte der Sünde hat noch nicht ausgespielt; sie zieht immer noch ein Register um das andere, und da und dort scheint es manchmal, als hätten die Pharisäer den Stein vor dem Grab so verriegelt und versiegelt, daß Christus sich nicht offenbaren könne. Und doch singt die ganze Christenheit: Erstanden ist der Held, und die Welt verspürt die Arbeit des Erstandenen und wie die Feinde damals zu Schanden wurden, so werden sie es in Ewigkeit werden.

Uns aber geziemt — ohne Verzweiflungsgedanken — die dunkle Seite der Welt zu betrachten und uns nicht über die furchtbaren Mächte der Sünde zu täuschen, damit nicht der Weltschmerz, sondern die echte göttliche Traurigkeit über das Welteleud über uns komme und uns anreide, hineinzugehen in's Feld, um dazu beitragen, den Sieg des Menschensohnes zu beschleunigen, anstatt mit weinen, klagen und jammern unsere Zeit zuzubringen.

„Ist die Sünde in der Welt mächtig geworden," sagt Emil Frommel in einem seiner Aufsätze, „so ist die Gnade doch viel mächtiger geworden. Das Leben ist stärker als der Tod, das Licht stärker als die Finsterniß, Christus ist stärker als der Antichrist, und das Jauchzen stärker als die Thränen. Denn das Ende ist nicht der Weltuntergang, sondern die Weltauferstehung; nicht das jüngste Gericht, sondern das ewige Leben. In dem Dennoch des Glaubens regt er seine Adlersflügel und steigt über alle Nebel und dunkle Wolken zur Sonne und singt unterwegs auf seine Siegesmelodei:

Und ob es noch ſo frieren mag,
O Herz, gieb dich zufrieden;
Es iſt ein großer Maientag
Der ganzen Welt beſchieden.

Und wenn dir oft auch bangt und grant,
Als ſei die Höll' auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut,
Es muß doch Frühling werden.

Oſter-Frühling.

Lenzverlangen.

Wie hab' ich nach des Südens Lenze
Mit ſeinem warmen Sonnenſtrahl,
Der Fülle ſeiner Blüthenkränze
Geſehnet mich ſo manches Mal!

Mir ſchien's, als ſei in unſerm Norden
Der Lenz mit ſeiner Herrlichkeit
Zu einem Dichtermärchen worden,
Ein Gut aus längſt verklung'ner Zeit.

Und ſieh! nun bricht er heuer wieder
In ſeiner lieblichſten Geſtalt,
Voll Sonnenſcheins, voll Dufts und Lieder
Herein mit zaub'riſcher Gewalt,

Daß unter ſeinen Blüthenbäumen,
Inmitten ſeiner Königspracht
Das Herz all Sehnen, Hoffen, Träumen
Mit einem Mal ſieht wahr gemacht. —

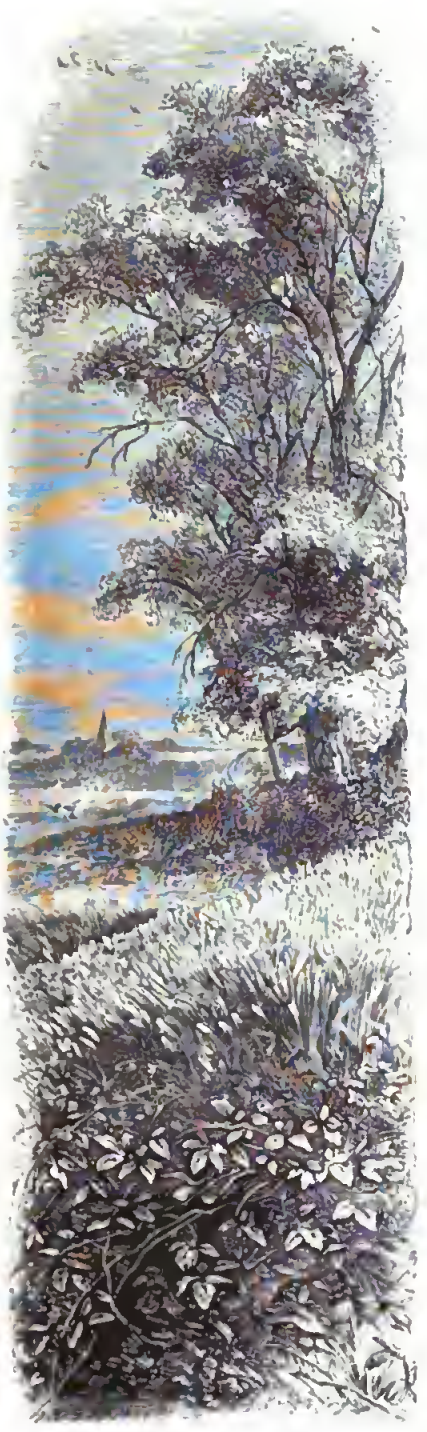
O möchte doch, zu deinem Frommen,
Mit allgewalt'gem Flügelſchlag
Ein andrer reicher Lenz noch kommen,
Für dich, mein Volk, ein Oſtertag!

Ein Lenz, in dem der alte Glaube
Des Volkes Menge neu belebt,
Und ſegnend ſtill die Friedenstaube
Ob den verſöhnten Herzen ſchwebt!

Ein Lenz, der neu der Welt verkündet
Der echten Liebe Himmelskraft,
Die alle Wunden ſanft verbindet
Und Leben, Licht und Wonne ſchafft!

Ein Lenz, da auch durch dunkle Wetter
Der helle Stern der Hoffnung bricht,
Und alles aufſchaut zum Erretter
Und ſeines ew'gen Lenzes Licht! —

August Schüler.



Erſtes Frühlingswehen.

Leiſe regt ſich's in den Tiefen,
Und die Höhen werden wach, —
Tauſend Keime, die da ſchliefen,
Alle Quellen, jeder Bach
Wollen unter Frühlingslüften
Auferſteh'n aus ihren Grüften.

Auch in meinem Herzen regen
Sich auf's neue Lieb und Luſt,
Und ein tauſendfacher Segen
Strömt herab in meine Bruſt,
In dem ſchönen Frühlingsfeſte
Schenkt mein Gott mir doch das Beſte!

Neues Hoffen, neues Leben
Giebt mir meines Gottes Hand;
Sei denn auch mein Schaffen, Streben
Stets dem Höchſten zugewandt:
Dem, der alles neu verjünget,
Herz und Mund mit Freuden ſinget.

A. Müller.

— Oſtern. —

Es weht ein Zauberodem
Durch Berg und Thal und Flur
Bringt des Erwachens Wonne
Jedweder Kreatur.

Und was in Winters Banden
In ſtarrem Schlummer lag,
Das weckt zu neuem Leben
Der gold'ne Lenzestag.

Es weht ein Zauberodem
Auch in dein Herz hinein
Mit hehrem Glockenläuten,
Mit ſel'gen Melodei'n.

Der weckt zu höchſter Wonne
Dein Herz aus ſtarrer Ruh':
Der Herr iſt auferſtanden!
O Menſch, was trauerſt du?

Erhebe dich, erwache
Nach bang durchträumter Nacht;
So ſelig iſt der Morgen,
Wie du es nie gedacht.

Laß hinter dir im Dunkel
Verſinken all dein Leid;
Es iſt ein Traum geweſen —
Steh auf, du biſt befreit!

Margarethe Lehmann-Filhés.

Oſterſieg.

Oſterlüfte,
Lebensdüfte
Wehen durch des Todes Grüfte!
Durch die Erde zuckt ein Beben,
Unſichtbare Hände heben
Von dem Felſengrab den Stein,
Und es rauſcht durch das Gebein.
Jauchzend tönt's in allen Landen:
Chriſt, der Herr, iſt auferſtanden!

Oſterſtrahlen
Ohne Zahlen
Rings am Himmel Freude malen!
Werde licht, du Thränenkammer,
Fliehe, Kummer, Angſt und Jammer.
Petrus, Thomas, zweifle nicht,
Salb', Maria, dein Geſicht:
Ewig leuchtet nun die Sonne,
Nacht wird Licht, aus Weh wird Wonne!

Oſterlieder
Hallen wieder,
Steigen jubelnd auf und nieder!
Still' die Klage um die Deinen,
Höre auf, um ſie zu weinen;
Engel ſtehen um die Gruft,
Himmelsſang tönt durch die Luft:
Chriſt, es giebt ein Auferſtehen!
Herz, es naht ein Wiederſehen!

Oſterläuten,
In die Weiten
Ruft es in den Sturm der Zeiten:
Ob die Lüge ſiegend ſtreite,
Gottes Reich das Grab bereite,
Ob die Welt zu Grunde geht:
Ueber'm Staub der Ew'ge ſteht.
Endlich muß die Höll' erliegen,
Gott und Chriſtus ewig ſiegen!

Oskar Paul.

Oſtertroſt.

Wer ſich noch nie in Trennungsſchmerz verzehrte,
Schloß über ſeinem Liebſten ſich der Sarg,
Wer weinend in den kühlen Schoß der Erde
Noch nie ein theures Haupt zur Ruhe barg —
Der kennt ſie nicht, der Ahnung hohe Wonne,
Die ein verwaiſtes Menſchenherz durchdringt,
Wenn ſich, geweckt vom Kuß der Oſterſonne,
Der junge Keim der Erdenhaft entringt.

Wer wollte da in ſeinem Leid verzagen,
Wenn ringsum alles tröſtend zu ihm ſpricht?
Zur ſtillen Wehmuth werden laute Klagen,
Denn Tod und Trennung ſchreckt den Glauben nicht.
Zum Grabe Chriſti ſind wir heut' geſchritten,
Das Herz bedrückt von Zweifeln bang und ſchwer,
Doch der für uns auf Golgatha gelitten,
Iſt auferſtanden und ſein Grab iſt leer.

„Ich bin die Auferſtehung und das Leben,
Wer an mich glaubt, ſieht ewig nicht den Tod."
O Himmelstroſt, zur Leuchte uns gegeben
Durch dieſes Erdenlebens Nacht und Noth!
Mag immer denn der Staub zum Staube ſinken,
Indeß der Geiſt nach oben nimmt den Flug,
Dort ſehen wir die ew'ge Heimath winken
Und geh'n einſt ſelbſt im Auferſtehungszug.

E. Greiner.

Maßliebchen.

Ihr Sternlein weiß am grünen Rain,
Habt ihr euch ſchon erſchloſſen,
Da kaum im Märzenſonnenſchein
Der letzte Schnee zerfloſſen?
Hat man vom Glashaus euch gebracht?
Wie, oder ſeid ihr über Nacht
Vom Himmel gar gefallen?

Wir kommen nicht vom gläſern Haus,
Vom Himmel her noch minder,
Wir ſchlüpfen aus dem Boden aus,
Des Frühlings erſte Kinder,
Wir haben weiße Kräglein an,
Ein roſenrothes Säumchen dran,
Und drin ein goldnes Knöpfchen.

Gänsblümchen ſind wir, wohlbekannt
Als Einfalt von dem Lande,
Auch Marguritchen zubenannt
Und nicht von hohem Stande,
Wir brauchen keine Stubenluft,
Wir brauchen keinen Balſamduft,
Wie herrliche Narziſſen.

Doch hinter'm Dorf auf grünem Plan
Wo kleine Kinder ſpielen,
Da ſeh'n wir gern das Spiel mit an
Auf unſern kurzen Stielen,
Und ſind wir ſelber arm und klein,
Doch freu'n wie uns im Sonnenſchein
Wie Kinder unſres Lebens

K. Gerok.

Digitized by Google

Eine Ostergeschichte.

In den Kriegsjahren des französischen Kaiserreichs, wo England und Frankreich zu Land und See sich bekriegten, hatte sich ein Häuflein von Missionaren der Brüdergemeine in London zusammengefunden. Sie wollten wieder auf ihre verschiedenen Stationen in den entfernten Welttheilen zurückkehren, aber französische Kaper beunruhigten das Meer. Bei einem Kriege nämlich pflegen die kriegführenden Mächte jedem, der sich meldet, Kaperbriefe auszufertigen, das heißt, ihm die Erlaubniß zu geben, ein Schiff auszurüsten, womit er jedes feindliche Schiff angreifen, berauben und plündern kann. Gewöhnlich sind es Abenteurer und Gesindel, die auf solchen Kaperschiffen dienen und das Gewerbe der Seeräuberei mit aller Ruchlosigkeit und Frechheit unter dem Schutze dieser Kaperbriefe treiben. Die Missionare durften es daher auch nicht wagen, ohne den Schutz englischer Kriegsschiffe ihre Seereise anzutreten. Erst nach langem Warten kam die erbetene Begleitung der Kriegsschiffe an, und die Missionare begaben sich auf ihre Schiffe, um, der eine nach Osten, der andere nach Westen die Seereise anzutreten. Die ganze Zahl der auslaufenden Kauffarteischiffe betrug etwa sechzig. Diese Flotte war nach Südamerika bestimmt, nur eines dieser Schiffe, Brittannia genannt, sollte nach St. Thomas segeln und konnte die Begleitung der Flotte nur bis Madeira benutzen. Nicht ohne Bangigkeit trennte sich dieses Schiff von der großen Masse; denn obgleich auf dem offenen Meer nichts zu fürchten war, so hatte man genug von den verwegenen, französischen Kapern gehört, welche in der Gegend der Antillen umherschwärmten.

Auf der Brittannia befanden sich zwei Missionare mit ihren Frauen. Ihr freundliches, demüthiges Wesen hatte ihnen die Zuneigung des Kapitäns gewonnen, und er unterhielt sich gern mit ihnen. Sehr oft, wenn sich das Gespräch auf Heilswahrheiten lenkte, rief er aus: „Wie glücklich wäre ich, wenn ich solchen Glauben haben könnte; aber mit mir ist es etwas anderes als mit euch, ich habe nicht viel Zeit, über solche Dinge nachzudenken; euer Beruf aber bringt es mit sich, euer ganzes Leben dieser Erkenntniß zu widmen!“ Man machte ihm deutlich, daß jeder diesen Beruf habe, daß aber die meisten Menschen darüber in einem bedauernswürdigen Irrthum blieben, weil sie meinten, daß man sich diese Erkenntniß gelegentlich verschaffen könne, während der Glaube an Christum, den Gekreuzigten ein Geschenk Gottes sei, um welches man täglich auf das angelegentlichste bitten müsse. Die heilige Schrift macht es jedem Menschen zur Pflicht, Christum von ganzem Herzen und mit allen Kräften der Seele zu lieben; und mit dieser Liebe zu dem Heilande der Welt komme das ganze Leben der Menschen in das rechte Geschick.

Ihre Reise ging auf's glücklichste von statten. Die Azoren lagen hinter ihnen, die Bermudas-Inseln lagen zu ihrer Rechten. Sie naheten sich dem Wendekreise des Krebses. — Ein sonniger Ostermorgen war angebrochen, und man hatte gemeinsam einen Festgottesdienst gehalten. Da bemerkten der Kapitän und der Steuermann zu ihrem Staunen ein Segel am Horizont. Auch die Schiffsmannschaft ward aufmerksam. Der Kapitän flüsterte dem Steuermann zu: „John, es ist eine stattliche Brigg, aber ich erkenne keine Flagge.“ — „Sir,“ erwiderte der Steuermann, „eben wird eine blutrothe Flagge aufgezogen — es ist das französische Raubschiff, der rothe Jakobiner — die Brittannia ist verloren — der Seeräuber hat uns bemerkt, er setzt alle Segel auf — bei seinem günstigen Winde haben wir ihn in einigen Stunden an der Seite!“ Bange Besorgnisse waren auf allen Gesichtern zu lesen; der Kapitän theilte jetzt seine Befehle aus, und eine rastlose Thätigkeit begann auf allen Punkten des Schiffes. Die Brittannia suchte nach Süden hin zu steuern, aber kaum merkte der Kaper ihre Absicht, so steuerte er eben dahin. An Widerstand war nicht zu denken. Der Kapitän ließ seine ganze Mannschaft, etwa dreizehn Personen auf das Verdeck kommen und redete sie also an: „Dort sehet ihr den Jakobiner — hier ist euer Schiff, auf dessen Rettung kommt es jetzt an. Ich wiederhole euch Nelsons Wort: „England erwartet, daß jeder Britte seine Schuldigkeit thut — und somit Gott befohlen!“ Zu den Missionaren, die sich auf dem Verdeck eingefunden hatten, sagte er: „Meine Freunde, begeben Sie sich in Ihre Kajüte, um uns hier nicht hinderlich zu sein, und beten Sie für uns!“

Sie begaben sich in ihr Kammerlein, um es zur Bethapelle zu machen. Das kleine Gemeindlein fiel auf die Kniee und betete zu dem Herrn aller Herren, dem König aller Könige, welchem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, daß er das Schiff in seinen heiligen Schutz nehmen wolle. Dabei bekamen alle eine solche Gebetsfreudigkeit, daß sie sich gelobten, im Gebet zu bleiben, es sei zum Leben oder zum Tode, wie des Herrn Wille sein möge.

Mittlerweile war der Pirat immer näher gekommen und umkreisete die Brittannia wie ein

Raubvogel, um auf sie loszustürzen. Diese bot alle ihre Kräfte auf, um südlich zu entkommen. Auf die Aufforderung des Piraten antwortete sie nicht. Da öffnete der Pirat seine Schießlöcher und gab unter hohnlachendem Hurrahgeschrei der Brittannia die volle Lage.

Die Wirkung war fürchterlich. Unten im Schiffe waren die Betenden auf ihr Angesicht gefallen und beteten immer dringender.

Auf dem Verdeck erwartete man mit Angst und Zagen die zweite Lage des sich wendenden Raubschiffes; sie erfolgte mit erschütterndem Donner, doch folgte keine neue Zerstörung. Der Pirat, seiner Beute gewiß, ließ jetzt die Enterhaken auslegen. Das Schicksal der Brittannia mußte sich in einigen Minuten entscheiden. Da auf einmal wurde das Schiff wie von einem Wirbelwind ergriffen. Ein Sturmwind sauste daher und schwellte die wenigen unbeschädigten Segel der Brittannia an. Der Pirat gab immer neue Lagen. Er schien sie in den Grund bohren zu wollen. Der Donner seines Geschützes krachte fürchterlich daher. Dichter Pulverdampf umhüllte das Schiff, man konnte kaum die nächsten Gegenstände erkennen. Ein jeder glaubte daher den Piraten Herr des Schiffes, und dennoch war der Feind noch nicht an Bord. Eine wunderbare Bewegung bemächtigte sich des Schiffes. Es drehte sich eine Zeitlang im Kreise herum. Es war, als wäre die Mannschaft nicht mehr Herr desselben, sondern es wäre in der Gewalt der Wogen des brausenden Meeres. Die Elemente hatten sich in den Streit mit dem Piraten hineingemischt. Das Schiff wurde förmlich nach Süden geschleudert.

In diesem Augenblicke hörte man in der Entfernung einige Kanonenschüsse. Man denke sich das Erstaunen der Mannschaft der Brittannia, als sie den Kaper in weiter Entfernung von sich erblickten, der ihnen, wie zum Abschiedsgruß eine Salve nachsendete. Er hatte die Blutfahne niedergelassen und steuerte nach Westen zu. Alle Beobachtungen gaben kund, daß er die Verfolgung aufgegeben habe; weswegen aber, war allen unbegreiflich.

Jetzt begab sich der Kapitän in die Kajüte, wo die betende Familie noch auf den Knieen lag. Er rief ihnen zu: „Gedankt sei Gott, der euer Gebet erhört hat! Wir sind gerettet! — Er kniete neben ihnen nieder. Mit Freudenthränen in den Augen fingen die Brüder und Schwestern an zu singen:

Laßt uns ihm ein Halleluja singen,
Mächtiglich sind wir errett't!
Laßt uns ihm uns selbst zum Opfer bringen,
Das ihm sei geheiliget!
Ja, dein Herz, stets allen Sündern offen,
Höret uns, wenn wir im Glauben hoffen!
Herr, wir sind dein Eigenthum!
Dank sei dir und Preis und Ruhm!

Sie gingen darauf alle auf das Verdeck, wo die Schiffsmannschaft ihrer harrte. Der Kaper ward nur noch in weiter Ferne gesehen. Alle warfen sich auf die Kniee nieder, und der älteste der Brüder dankte dem Herrn mit tiefbewegtem Herzen, daß er sie seine Wunder habe erfahren lassen. Zugleich ermahnte er die ganze Schiffsmannschaft, daß sie dem Herrn, der sie errettet habe, nun auch ihr Herz schenken und nicht so gleichgiltig dahinleben möchten, denn auch sie wären das theuer erworbene Eigenthum des Herrn Jesu Christi.

Dieses Gebet hatte eine erfreuliche Wirkung. Die Matrosen reichten dem Bruder die Hand.— Als sie nach einigen Tagen glücklich in St. Thomas ankamen, umarmte der Kapitän die Missionare und sagte ihnen: „Euer Gebet hat uns errettet — betet ferner für mich und die Meinigen.“ Man kann sich denken, mit welchen Empfindungen des Dankes die Missionare von ihren Geschwistern auf St. Thomas empfangen wurden. Bei der Erzählung der überstandenen Gefahr stieg die Verwunderung über ihre seltsame und unbegreifliche Errettung.

Jahre waren seitdem vergangen.

Der Friede war der Welt wiedergeschenkt worden, aber die vier Missionare konnten nicht umhin, den Tag dieser ihrer wunderbaren Errettung als einen ganz besonderen Gedenktag zu feiern.

Als sie einst eben deswegen beisammen sind, tritt ein hoher, stattlicher Mann bei ihnen ein. Er ist allen unbekannt, aber seine Züge haben jene unnachahmliche Freundlichkeit, in denen sich die Strahlen des Lichtes abspiegeln, welches herrlich vom Reiche Gottes her scheint und doch so vielen verborgen ist.

Man fragte ihn, wen man das Vergnügen habe, bei sich zu sehen. Er antwortete: „Erlauben Sie mir vorher eine Frage: Kamen Sie vor fünf Jahren mit der englischen Brigg Brittannia hier an?“ Als man sie bejahte, fuhr er fort: „Ward nicht Ihr Schiff von einem Kaper angegriffen?“ — „Ja, allerdings, und weshalb fragen Sie?“ — „Weil ich selbst der Kaperkapitän bin, der sie angriff.“ Alle sahen ihn verwundert an. — „Die wunderbare Errettung Ihres Schiffes hat mich aus den Ketten des Teufels errettet. Hören Sie, wie das zuging: Mit stolzem Muthe sah ich Ihre kleine Brigg für meine gute Beute an. Schon ließ ich die Enterhaken auswerfen, als auf einmal Ihr Schiff eine Bewegung bekam, welche die Leute mit den Enterhaken in's Meer schleuderte. Ich ließ neue Leute herantreten, aber alle Mühe war vergeblich, das Schiff zu entern. Jetzt wollte ich es in den Grund schießen, aber es geschah das Unerhörte — alle Lagen gingen zu sehr unter das Wasser, und als sich der Pulverdampf durch

den Sturmwind, der sich plötzlich erhob, verzogen hatte, sahen wir es weit und entfernt mit Blitzesschnelle südwärts segeln mit so vielen Segeln bedeckt, daß ich sie kaum zählen konnte. Es schien, als wenn ein Heer von Engeln dem Schiffe vorauflöge, während meine stolze Brigg mit Dämonen umringt war, die sich an das Steuerruder anhängten. Da ließ ich den Befehl geben, westwärts zu steuern, und bald war ich aus dem Gesichtskreis der Brittannia.

„Ein stummes Erstaunen hatte mich und meine ganze Schiffsmannschaft befallen. Ich konnte nicht begreifen, wie das zugegangen und gerieth darüber in eine wunderbare Unruhe. Mit der größten Neugier erkundigte ich mich, wen die Brittannia an Bord gehabt, und die wörtliche Antwort des Kapitäns war gewesen: „Die Missionare der Brüdergemeine von St. Thomas, deren Gebet das Schiff bei einem Ueberfall des rothen Jakobiners gerettet hat."

„Dieser Bericht wirkte auf mich mit wunderbarer Gewalt. Jene Missionare waren im Dienste des Herrn des Lichts, ich im Dienste des Fürsten der Finsterniß! Von der Stunde an trachtete ich darnach, diese Leute kennen zu lernen. Es ließ mir keine Ruhe, weder Tag noch Nacht. Ich verkaufte meine Brigg in St. Domingo und begab mich nach Nord Amerika. In New York besuchte ich eine Kapelle, welche mir besonders anempfohlen war. Dort hörte ich eine Predigt über die Worte: „Schaffet, daß ihr selig werdet mit Furcht und Zittern!" Diese Predigt deckte mir mein ganzes Sündenelend auf, gab mir aber die liebreiche Anweisung, nicht zu verzagen, sondern mitten in meinen Sünden gerade zu dem Freunde der Sünder hinzutreten, unter seinem Kreuze um Vergebung meiner Sünden und um ein neues Herz zu bitten, weil Christus auch meine Sünden durch seinen blutigen Kreuzestod getilgt habe. Nach der Predigt besuchte ich den Prediger und entdeckte ihm meinen Seelenzustand. Er wiederholte mir auf das Liebreichste, was er in seiner Rede ausgesprochen und gab mir den Rath, so lange zu dem Herrn Jesu zu beten, bis ich Frieden gefunden habe. Das that ich, bis ich unter dem Kreuze meines Herrn Vergebung erhielt. Jetzt begab ich mich zu meinem lieben Prediger, und wie groß war meine Freude, als ich erfuhr, daß er Prediger der mährischen Brüdergemeinde sei. Ich bin seit jener Erfahrung am Ostermorgen durch des Heilandes Gnade und Barmherzigkeit aus einem Kaperkapitän ein armer Sünder geworden, der den Herrn täglich lobt und preist, daß er mich wie einen Brand aus dem Feuer errettet hat. Es gehörte immer zu meinen liebsten Wünschen, euch, liebe Brüder und Schwestern, diese Bekehrung selbst erzählen und mit euch den Herrn preisen zu können, der so Großes an mir gethan hat."

Welche Weihe dieser Gedenktag der lieben Missionare durch diese Erzählung erhielt, läßt sich eher fühlen als beschreiben. Der einstige Kaperkapitän kniete jetzt mit ihnen nieder, um dem Gekreuzigten und Auferstandenen von neuem Treue zu geloben.

„Von nun an werdet ihr Menschen fahen!" sagt der Herr zu seinen Jüngern, und das geht hier in Erfüllung. Der sie fangen will, wird von ihnen gefangen und dadurch frei von dem Dienste des Teufels. Doch die Missionare rufen uns zu: Ihr Männer, was sehet ihr auf uns, als hätten wir diesen Mann losgemacht von des Teufels Strick durch unsre eigene Kraft und Verdienst! Es sei euch kund gethan, daß in dem Namen Jesu Christi, welchen ihr gekreuzigt habt, steht dieser allhier gerettet und selig. (Apstg. 3. 12—13.) Und wir antworten ihnen: Bei diesem gekreuzigten und auferstandenen Jesus wollen auch wir bleiben. (Nachbar.)

Etwas über Pietät.

Für Haus und Herd von H. W. Seibert.

Als Gabriel einst dem Zacharias die Geburt seines Sohnes verkündete, weissagte er unter anderen herrlichen Dingen auch an ihm, daß er im Geist und in der Kraft Elia werde einhergehen, zu bekehren die Herzen der Väter zu den Kindern.

Das ist ein bedeutendes Wort, denn das Verhältniß der Eltern zu den Kindern und umgekehrt, ist der Gradmesser der Sittlichkeit eines Volkes. Die meisten socialen Uebel, der niedere Stand der öffentlichen Moral, haben, wenn wir genau forschen, ihre erste Ursache in zerrütteten Familienverhältnissen.

Es giebt nun, wie in anderen Dingen, so auch hier, nur ein Moralverhältniß, d. h. ein Verhältniß, wie es sein soll, und wo dieses nicht erreicht, oder wenigstens mit Ernst angestrebt wird, kann auch von einer rechten Kinderzucht gar nicht die Rede sein. Dies Normalverhältniß aber ist und bleibt, was auch die Weltweisen unserer Tage dagegen sagen mögen, die Frucht der lebendigen Gottesfurcht.

Wo die fehlt, artet die natürliche Elternliebe

entweder aus zur „Affenliebe", die alles an den Kindern, selbst die Fehler, gutheißt; die die Ruthe spart, um sich gerade dadurch nur selbst die Ruthe zu binden, oder das Herz verstocket sich in kalter Selbstsucht. Man betrachtet die Kinder als eine Last und weil man sie nicht abwerfen kann, will man sie wenigstens nach Kräften ausbeuten. Da wird nicht gefragt, ob es auch heilsam und gut, wenn's nur nützt, d. h. der Habsucht und Geldgier der Eltern nützt. Die Tausende armer Kinder, die durch die Pestluft der Fabriken an Leib und Seele verderben, zeugen davon, wie nöthig auch uns der ist, der in Wahrheit die Herzen der Eltern bekehrt zu ihren Kindern und die Herzen der Kinder zu ihren Eltern.

Bei dem Wort Pietät denkt man gewöhnlich nur an die Pflichten, respective an die Sünden der Kinder gegen die Eltern, und ist es ja richtig, daß man hierüber viel zu sagen und viel zu klagen hätte, ganz besonders unter den Deutschen dieses Landes. Aber ich habe das Princip, nie den Leuten zu predigen, die nicht da sind, sondern direkt zu denen, die vor mir sitzen, und da ich kaum erwarten kann, daß Kinder diesen Aufsatz lesen, oder wenn sie ihn lesen, viel davon verstehen, halte ich mich lieber an die Erwachsenen, an dich, lieber Vater, an dich, liebe Mutter.

Darüber sind wir also schon von vornherein einig, du und ich, daß die Pietätlosigkeit groß ist hierzuland, und kann ich darum die betrübenden Zahlen der Statistik ganz beiseit lassen, aber welches ist die Ursache, die Grund- und Ursache dieser traurigen Thatsache? Laß mich dir zum ersten sagen, „sie liegt nicht in der Luft."

Vor Jahren kam ich einst mit einem alten deutschen Mütterlein auf dies Thema zu sprechen, deren 14jährigen Sohn ich schon oft, sehr oft eingeladen, meiner jungen Männerklasse in der Sonntagschule beizutreten und der mir's jedesmal versprochen, aber nie gehalten. „Ach," sagte sie, „Herr Parrer, es is wahrhaftig a Sind und a Schand mit dene Bube hier in Amerika. Wann se amol verzehn Johr sein un in de Fekterie schaffe, da duhn se grod was se welle und alles vermohne und predige nutzt nix. Was han ich do mit dem Schlingel schon rumdiputert, aber 's is altes vor de Katz. In Deitschland, jo in Deitschland, do is das ganz eppes anners, do is noch Religion un Gottesforcht; do han mer in de Kerch müssen jeden Sundag, Herr Parrer, jeden Sundag, mitaus es is eins krank gewesen. Aber hier, Gott vergeb mer mei Sind, ich mein' als, der Teifel hot se all am Hola. Se' könne's mer glaube, Herr Parrer, ich hob mei beschtes gedoh an deme Lausjung, aber es nutzt nix und mei Mann sagt als: Katherina, (das is mei Nam, wisse se) Katherina, sagt er, das liegt hier halt so in der Luft, un, weiß Gott, Herr Parrer, mein Mann hot recht."

„Daran zweifle ich gar nicht," erwiderte ich, „daß sie es nicht an Ermahnungen haben fehlen lassen, aber das Wichtigste bei der Erziehung haben sie doch ganz und gar außer Acht gelassen."

Sie: „Was is des?"

Ich: „Sie haben vergessen ihrem Sohn selbst mit gutem Beispiel voranzugehn."

Da hättet ihr aber sehn sollen, wie meine Alte das Gesicht verzog, als habe ich ihr auf das schlimmste Hühnerauge getreten, und wirklich, es war auch wohl so. Nun hatte ich meine Noth, die Fluth von unliebsamen Bemerkungen, die sie mit einer Zungenfertigkeit, die einer besseren Sache werth gewesen, auf mich einströmen ließ, nur einigermaßen abzuwehren, und immer wieder das Messer anzusetzen, um doch am Ende etwas von dem zähen Fleisch verknorpelter Selbstgerechtigkeit auszuschneiden.

„Ja, ja, Sie können wohl schwätzen," hieß es da, „es is halt Ihr Geschäft, die Leut zur Kerch zu bringen, un die Reiche die könne das auch, aber wir Arme han dazu kei Geld übrig un kei Zeit u. s. w."

Du lachst, lieber Leser; ich will's dir nicht wehren, aber prüfe dich doch ernstlich, ob diese Geschichte nicht auch eine Moral hat für dich.

Es ist leicht dem Teufel die Schuld zuzuschieben oder die freieren, amerikanischen Verhältnisse für unsere Unterlassungssünden verantwortlich zu machen, indem wir sagen: Es liegt halt hier in der Luft. Vor oberflächlich denkenden Menschen mögen wir so gerechtfertigt erscheinen, vor Gott sind wir es nicht, und darauf kommt doch zuletzt alles an. Die jüdischen Weiber zur Zeit des Herrn offenbarten in der That mehr pädagogische Weisheit als heutzutage die meisten christlichen Mütter. Sie wollten, daß der Herr ihre Kindlein segnete. Wie machten Sie's? Sagten sie ihnen: „Seht, da auf dem Markt sitzt der große Prophet im Kreise seiner Jünger, geh' zu ihm Samuel, lauf hin Rebekka, er legt dir die Hände auf und segnet dich!" Nein, so thöricht waren sie nicht. Sie wußten gut genug, die Kleinen hätten sich (wie's unsere auch thun) an ihrer Schürze festgehalten und wären nicht gegangen. Sie nahmen sie aber bei der Hand und auf den Arm und brachten sie hin.

Alles predigen, ermahnen, schelten und bitten ist umsonst, wenn die Hauptsache, das lebendige Beispiel fehlt.

Willst du, daß deine Kinder Pietät (von pietas = Frömmigkeit, wir können auch übersetzen kindliche Liebe) haben gegen dich, so zeige

ihnen, daß du Pietät hast gegen den Vater im Himmel.

Exempla trahunt sagt der Lateiner und heißt das zu deutsch: Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen. Merk dir das und sei auf deiner Hut, ehe es zu spät ist.

Ein Mann, der sich um das göttliche Leben noch wenig gekümmert hatte, verließ eines Morgens sein Haus. Ueber Nacht war tiefer Schnee gefallen und mühsam kam er nur vorwärts. Auf einmal merkt er, daß ihm sein kleiner Sohn folgt. „O mein Kind, wie konntest du durch diesen tiefen Schnee kommen!" ruft der Vater. „Das ist ganz leicht, Vater," erwidert der Kleine, „ich trete in deine Fußtapfen." Dies einfache Wort erschütterte durch Gottes Gnade den Mann bis in des Herzens Grund. Er sagte sich: „Nicht nur hier, sondern überall wird das Kind meine Spuren suchen. Ist denn mein Wandel derart, daß ich wünschen kann, daß mein Kind in Zeit und Ewigkeit mir nachfolge?" Das Resultat der nun folgenden Selbstprüfung war, daß der Mann zum ersten Mal auf seine Kniee kam und bald in fröhlichem Glauben sagen konnte: Folge du mir nur getrost, mein Sohn, denn ich folge Jesu.

Also nicht in der Luft liegt die Ursache der Pietätlosigkeit, das haben wir gesehen, und nun zum Anderen sage ich: doch in der Luft. Wieso?

Die Kinder, die uns der liebe Gott gegeben, auf daß wir sie erziehen zu seiner Ehre und so viel an uns liegt, Gotteskinder aus ihnen machen, sind wie Pflanzen; diese denken ja freilich nicht, aber doch führen sie ein Leben; es ist ein unbewußtes Leben, aber ein Leben voller Entfaltung. Je nachdem der Erdboden ist, in den der Same gesenkt wird, je nachdem der Sonnenschein, der Regen und Thau, den sie einfangen, je nachdem werden sie. Und die Kinder, wie die Pflanzen, leben von der Luft, die sie einathmen, und die doch Lebensluft oder Todesluft für sie ist. Lange ehe die Kinder etwas verstehen von Glauben oder Unglauben, athmen sie schon den Geist des Hauses ein.

Ist dieser Geist nun ein nur auf das Irdische und Materielle gerichteter, ist es der Geist der Hab- und Selbstsucht, der Geist der Weltliebe und Gottentfremdung, kein Wunder, daß dann die edlen Keime echter Pietät, die Gott in jedes Kindesherz gelegt, verkrüppeln und nach und nach ganz absterben.

Ist aber die Luft, die deine Kinder athmen, die sie überall und immer, am Sonntag, wie Alltag umgiebt, Ewigkeitsluft; ist der Geist, der in deinem Hause waltet der, den der Vater im Himmel allen geben will, die ihn lieben; sehen die Kleinen, von denen du unbedingten Gehorsam und Beugung unter deinen Willen forderst, wie du selbst dich allezeit demüthig beugst unter den heiligen Gotteswillen, und wie sein gnädiges Wohlgefallen unter allen Umständen deine Hauptfrage ist, o so schafft das eine Ehrfurcht vor den Eltern, schafft eine unendliche Sehnsucht in den Herzen der Kleinen, daß sie werden möchten wie sie, liebe und geliebte Kinder ihres himmlischen Vaters.

Gewiß hat die Erziehung im Einzelnen noch viele Schwierigkeiten; es ist ja das schwerste und verantwortlichste Amt, was Gott uns zugewiesen; das aber weiß ich auch aus Erfahrung: So ein wenig Ewigkeitsluft um die Eltern her, ein wenig Himmelslicht um ihre Schläfe, das ist eine Macht in der Erziehung, die alle Schwierigkeiten und Hindernisse überwinden hilft, wie sonst nichts auf Erden.

Darum sorge, daß dies bei dir und den Deinen der Fall und alle bitteren Erfahrungen, die du vielleicht auch schon in Bezug auf deine eigne Ohnmacht und Unfähigkeit gemacht, werden und müssen sich dann doch noch einst in lauter Jubel und Dank verwandeln, gegen den, der der rechte Vater ist über Alles, was Kinder heißt.

Sollte ich aber am Ende hier oder da durch meine Bemerkungen noch Jemand auf die Hühneraugen (das Bild ist vielleicht nicht ganz fein aber treffend) getreten haben, so thut mir das nicht eben leid.

Ich weiß aber ein Recept für solche Schaden, und wer's braucht, wird mir's danken.

Was ist's? Nicht Messer und Salben, sondern das, daß wir die Schuhe unserer Selbstgerechtigkeit und Selbstfertigkeit einfach ausziehen und treten auf das heilige Land eines demüthigen, sich von Gottes Wort und Willen leiten lassenden Glaubens. Da thut uns kein Selbstgericht weh; wir haben aber die Verheißung des Geistes, der uns durch alle Irrthümer und Fehler, auch bei der Erziehung, hindurch leiten wird in die vollkommene Wahrheit.

Digitized by Google

Der Ku Klux Klan.

Nach glaubwürdigen Quellen für Haus und Herd bearbeitet von E. C. Magaret.

Zu den eigenthümlichsten und schrecklichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der geheimen Gesellschaften und Logen gehört ohne Zweifel der Orden der Ku Klux, oder wie er häufiger genannt wird, der Ku Klux Klan. Seine Geschichte ist nie geschrieben worden und seine Entstehung, wie seine Auflösung sind beide in tiefes Dunkel gehüllt. Er illustrirt so recht die unwiderstehliche, man möchte fast sagen, zauberische Macht des Geheimnißvollen über die Gemüther der Menschen aus allen Klassen und Ständen. Nachstehende Thatsachen aus authentischen Quellen mögen einiges Licht auf diesen Auswuchs des socialen Lebens in den Südstaaten werfen und zugleich zeigen, in wie weit die populäre Annahme, nach welcher dieser Orden dem Haß und Vorurtheil seine Entstehung verdankte und sich mit allerlei Gewaltthätigkeiten befaßte, auf Wahrheit beruht. Seine Geburtsstatte war das kleine Städtchen Pulaski, im mittleren Tennessee gelegen; ein Ort, dessen früherer Wohlstand in Folge des Krieges arg geschädigt wurde, die Zeit seiner Gründung das Jahr 1866. Was waren die Ursachen seines Entstehens?

Als im Jahre 1865, nach Beendigung des Krieges, die jungen Männer von Pulaski aus der Armee heimkehrten, fehlte es ihnen zum großen Theil an geeigneter Beschäftigung. Dem strengen, pünktlichen Geschäftsleben waren sie unter den Strapazen des Krieges entfremdet worden, zu landwirthschaftlichen Unternehmungen fehlte das Kapital, und Lustbarkeiten und Vergnügungen, in denen jugendliche Gemüther häufig Zerstreuung suchen, gab es damals im Süden nicht.

Etliche solcher junger Männer saßen eines Abends im Juni 1866 in der Amtsstube eines hervorragenden Rechtsgelehrten jenes Städtchens plaudernd bei einander, als einer von ihnen plötzlich ausrief: „Wißt ihr was? Laßt uns einen Verein gründen!" Die Idee fand Anklang und schon am nächsten Abende organisirten sich 8—10 junge Männer in diesem Lokal durch die Wahl eines Präsidenten und eines Sekretärs zu einem Vereine, dessen Zweck Zerstreuung und Vergnügen sein sollte. Zwei Committeen zur Wahl eines geeigneten Namens und zum Entwurf einer passenden Constitution wurden ebenfalls ernannt, worauf man sich bis zur nächsten Woche vertagte.

Inzwischen wurde jedoch das Versammlungslokal in die Wohnung eines der einflußreichsten und wohlhabendsten Bürger Pulaskis verlegt, der eines der Vereinsmitglieder ersucht hatte, während seiner Abwesenheit auf einer Geschäftsreise nach Columbus, Miss., sein Haus zu bewohnen. Dieser Eigenthümer übertrebte den Orden und starb später, ohne zu ahnen, daß seine Wohnung, so zu sagen, die Geburtsstätte der neuen Bewegung gewesen war.

Die Wahl des Namens für den Orden rief bei der nächsten Sitzung eine lebhafte Besprechung hervor. Unter anderm war auch das Wort Kuklos, von dem Griechischen κύκλος (Kreis) abgeleitet, vorgeschlagen worden, als plötzlich Jemand rief: „Nennt ihn Ku Klux!" Der Ausdruck Klan empfahl sich von selbst, und wurde dem Namen beigefügt. Mit Recht darf man behaupten, daß gerade dieser sinnlose Name, aus dem die Leute nichts zu machen wußten, einen außerordentlichen Einfluß auf das Wachsthum und Gedeihen des Ordens ausübte. Es lag eine geheimnißvolle Macht in dem bloßen Namen: „Ku Klux Klan!" Laut ausgesprochen, klingt es wie das Rasseln von Knochen. Nicht allein das Publikum, sondern auch die Mitglieder selbst empfanden diesen Einfluß und bemühten sich, das Vereinsleben diesem Namen anzupassen. Zerstreuung und Vergnügen blieben allerdings der Zweck, aber man suchte sie unter dem Mantel des Geheimnißvollen.

Sogar in der Benennung der Beamten gab sich dieses Bestreben kund. Man wählte einen Groß-Cyklopen oder Präsidenten, einen Groß-Magier, oder Vice-Präsidenten, einen Groß-Türken oder Marschall, einen Groß-Kämmerer oder Schatzmeister, und zwei Lictoren, die äußeren und inneren Wächter der „Höhle", wie das Vereinslokal genannt wurde.

Unverbrüchliches Stillschweigen über Alles, was auf den Orden Bezug hatte, war die einzige Verpflichtung der Mitglieder. Sie durften sich weder als Mitglieder zu erkennen geben, noch auch Andere einladen, dem Orden beizutreten. Alles war darauf berechnet, die Neugier der Leute zu erwecken, um dadurch neue Mitglieder zu gewinnen.

Ihre Tracht bestand aus einer weißen Maske, einem hohen phantastischen Hute aus Pappdeckel, der die Größe des Mannes scheinbar erhöhte, — und einem langen Gewande, welche die ganze Person bedeckte, aus den buntfarbigsten und grellsten Stoffen, je abscheulicher, desto besser, — die viel zu der seltsamen Erscheinung des versammelten Klans beitrugen. Die gewünschte Belustigung fand man zunächst darin, die Neugier des Publikums zu reizen, ohne sie zu befriedigen, besonders aber auch in der Aufnahme neuer Mitglieder.

Um diese Feierlichkeit ungestört begehen zu können, verlegte man das Versammlungslokal in ein verfallenes Gebäude aus Ziegeln, auf einem Hügel im westlichen Theile der Vorstadt gelegen, welches im Dezember 1865 theilweise von einem Orkan zerstört worden war. Umgestürzte Bäume, zerbrochene Aeste und nackte Stümpfe ringsum, die früher einen prächtigen Hain gebildet hatten, jetzt aber wie finstere Wachtposten umherstanden oder lagen, gaben dem Ort ein ödes Aussehen.

Während der Zusammenkünfte stand einer der Lictoren unmittelbar vor dem Hause Wache, der andere hundert Schritte weiter an der Landstraße, beide in abenteuerlicher Tracht mit langen Sperren, als Zeichen ihres Amtes.

Um Andere zum Beitritt aufzumuntern, durften die Mitglieder mit ihren Bekannten und Freunden über offenkundige Dinge bezüglich des Ordens reden. Ein Ku Klux konnte z. B. einem Freunde seine Absicht mittheilen, dem Vereine beizutreten; äußerte dieser nun ein ähnliches Verlangen, so flüsterte ihm jener vielleicht zu: Ich denke, ich weiß wie man's machen muß, treff mich da oder dort zu der und der Stunde des Nachts, dann können wir uns zusammen anschließen. Gewöhnlich trug in solchen Fällen die Neugier über alle anderen Bedenken den Sieg davon.

Waren nun beide zur bestimmten Zeit an Ort und

Stelle, so begann von Seiten des wachehaltenden Liktoren ein scharfes Examen über ihr Begehr, ihre Absichten u. s. w., worauf er sein Horn blies und die Candidaten seinem nahenden Collegen übergab, der den wirklichen Neuling unter dem Eindrucke, seinem Gefahrten geschehe ein Gleiches, mit verbundenen Augen in die „Höhle" brachte. War er dann hier eine Weile kreuz und quer durch alle Zimmer, ja bis in den Keller geführt, wobei er über alle möglichen Hindernisse stolpern mußte, so richtete der Groß-Cyklop feierlich eine Reihe theils ernster, theils lächerlicher Fragen an ihn, ließ ihn das bereits beim Beginn gegebene Versprechen unverbrüchlichen Schweigens wiederholen und befahl dann: Stellt ihn vor den königlichen Altar und schmückt sein Haupt mit der königlichen Krone. Der Altar war ein großer Spiegel, die königliche Krone ein mächtiger Hut mit zwei ungeheuren Eselsohren. Also geschmückt mußte der Candidat folgendes schottische Couplet wiederholen:

"O wad some power the giftie gie us to see oursel's as ithers see us!"

Bei diesen Worten entfernte der Großtürke die Binde, und der Candidat erblickte sein eigenes Bild mit dem sonderbaren Kopfputz im Spiegel. Um seinen Aerger und seine Enttäuschung, die unter solchen Umständen sehr natürlich waren, noch zu vermehren, so gaben sich die Mitglieder des Klans bei diesem Vorgange der ausgelassensten Heiterkeit hin und die „Höhle" hallte vom Gelachter wieder. Ja, was noch schlimmer war, der Candidat sah sich von lauter maskirten Männern in abscheulichen Gewändern umgeben, von denen er auch nicht Einen kannte. Dies war auch der Grund, weßhalb man gleich vom Anfang an, auf der strengsten Verschwiegenheit bestand. Ein einziger „Aus der-Schule-Plauderer" hatte „den Spaß" verdorben.

Auch in der Aufnahme neuer Mitglieder war man sehr vorsichtig. Unvorsichtige und unzuverlässige Männer, sowie Gewohnheitstrinker wurden wenigstens Anfangs gar nicht aufgenommen, und Zudringlichkeit von Leuten, die man nicht wollte, wurde oft auf das Nachdrücklichste bestraft.

In der Stadt Pulaski selbst wäre das Interesse, welches man an dem Bestehen des Ordens nahm, bald geschwunden, hätten sich ihm nicht im Laufe der Zeit viele junge Männer vom Lande angeschlossen, die nun wiederum ihrerseits in verschiedenen Gegenden des Landes, oft weit entfernt von dem ursprünglichen Sitz des Ordens, „Höhlen" gründeten und in ihrer Umgebung ein reges, wenn auch mit Grauen vermischtes Interesse an dem geheimnißvollen Thun und Treiben dieser abenteuerlichen Brüderschaft erweckten.

Wider die Erwartung seiner Gründer wuchs der Orden im Laufe des Jahres 1866 außerordentlich. Der Klan von Pulaski wurde durch stillschweigendes Uebereinkommen als Quelle der Macht und Autorität anerkannt, die freilich, da es den „Höhlen" untereinander an aller inneren Verbindung mangelte, nur dem Namen nach bestand.

Die gänzliche Umwandlung, welche der Orden im Jahr 1867 erfuhr und welche aus einem harmlosen Verein vergnügungslustiger junger Leute eine Bande von Regulatoren machte, welche Lynchjustiz handhabten, vollzog sich auf folgende Weise.

Zunächst machte sich bei den Mitgliedern selbst in Folge des Abenteuerlichen und Geheimnißvollen, welches das Thun und Treiben des Klans charakterisirte, der Eindruck geltend, als verfolge der Orden eine große, wichtige, wiewohl verborgene Mission, ein Eindruck, der durch sein schnelles Wachsthum nur noch gefördert wurde. Beständig sahen sie außergewöhnlichen Enthüllungen der einen oder der anderen Art entgegen und befanden sich deßhalb fortwährend in einem ungesunden Zustand nie befriedigter Erwartung.

Aber auch das Verhalten des Publikums half mit zu der Umwandlung. Während jener ersten Zusammenkünfte des Klans in dem verfallenen Hause an der Stadtgrenze Pulaskis gingen die Leute auf der nahen Landstraße meistens schweigend, wenn auch schleunigen Schrittes an dem finsteren und schauerlichen Wächter vorüber. Gelegentlich mochte auch wohl einer fragen: „Wer bist du?" worauf stets die nämliche, in tiefstem Grabeston gesprochene Antwort erfolgte: „Ein Geist aus der andern Welt; ich fiel bei Chicamauga." Wenn nun besonders ein unwissender, abergläubiger Neger eine solche Antwort erhielt und noch obendrein den grauenhaften Lärm vernahm, der während der Aufnahme neuer Glieder aus dem verfallenen Hause erscholl, so waren die Umrisse einer haarsträubenden Gespenstergeschichte fix und fertig.

Aehnlich erging es auf dem Lande. Der verspätete Arbeiter hörte Nachts an einem andern Platze schreckliche Stimmen und sah schauerliche Dinge. Bald verbreitete der Name Ku Klux Angst und Schrecken in der Umgegend; ängstlich vermied man die Wege, die in der Nähe einer „Höhle" vorüberführten und die nächtlichen Streifereien der Neger hörten in ihrer Nachbarschaft auf. Diesen Einfluß, den der Orden auf die Unwissenden und Abergläubigen ausübte, und dem sich selbst die Gebildeten nicht ganz zu entziehen vermochten, erkannten die Mitglieder gar bald und beschlossen, ihn trotz mancherlei Einwendungen von Seiten Einzelner zur Unterdrückung der Gesetzlosigkeit und zum Schutz des Eigenthums zu gebrauchen.

So verwandelte sich der Orden ohne formellen Beschluß im Jahre 1867 in eine Bande Regulatoren, die sich, wenn auch auf irrthümliche Weise, doch anfänglich ehrlich bemühten, Friede und Ordnung aufrecht zu erhalten.

Die Besorgnisse derer, welche dem Orden in seiner neuen Gestalt Gefahr und Unglück prophezeihten, waren nicht grundlos. Ganz allmälig begannen sich hier und da einzelne seiner Mitglieder durch Drohungen und Gewalt Geltung zu verschaffen.

Gerne hätten die Leiter den Klan aufgelöst, aber sie hatten einen Geist aus der Tiefe heraufbeschworen, den sie nicht bannen konnten und deßhalb reorganisirten sie den Klan auf einer Convention, welche im Frühjahr 1867 in Nashville, Tenn., gehalten wurde. Sein Territorium wurde „das unsichtbare Reich" genannt, welches in „Bezirke" zerfiel. Diese Bezirke waren in „Herrschaften" getheilt, welche ihrerseits wiederum aus „Provinzen" bestanden, die eine gewisse Anzahl „Höhlen" umfaßten.

Die Beamten waren: der „Großzauberer des unsichtbaren Reiches" mit seinen „zehn Genien", der beinahe unumschränkte Gewalt besaß; der „Großdrache des Bezirks" mit seinen „acht Hydras"; der „Großtitan der Herrschaft" mit seinen „sechs Furien"; der „Großriese der Provinz" mit seinen „vier Kobolden"; der „Groß-Cyklop der Höhle" mit seinen „zwei Nachtraben"; ferner ein „Großmönch", ein „Großschreiber", ein „Großkämmerer" oder „Schatzmeister", ein „Großtürke" und ein „Großwächter".

Als Zweck des Ordens wurde „der Schutz der Schwachen und Wehrlosen, der Wittwen und Waisen gegen die Uebergriffe roher Gewalt" angegeben. Die einzelnen „Höhlen" verpflichteten sich zum gemeinsamen harmonischen Handeln und Wirken unter solchen Gesetzen und Regeln, welche geeignet schienen, etwaigen Gefahren erfolgreich vorzubeugen.

Das charakteristische Merkmal des Ordens, das „Ge-

heimnißvolle" wurde indeſſen beibehalten, ja in der Folge ſogar auf die Spitze getrieben, denn von nun an trat der Orden auch öffentlich hervor und ſeine Mitglieder erſchienen bald da, bald dort, wann und wo man ſie am wenigſten erwartete.

So hielten z. B. die Ku Klux auf Befehl des Großdrachen vom Tenneſſee-Bezirk in den verſchiedenen Hauptplätzen der Provinzen am Abend des 4. Juli 1867 eine große Parade ab, bei welcher 10,000 Mitglieder anweſend waren.

Ein oder zwei Vorfälle mögen die Methoden illuſtriren, deren ſich die Ku Klux zur Einſchüchterung der abergläubigen Negerbevölkerung und Leute ähnlichen Schlages bedienten.

Während der Parade in Pulaski ſtieg ein rieſiger Reitersmann in einem abſcheulichen Coſtüm vom Pferde und reichte die Zügel einem Neger hin, der gaffend an einer Straßenecke ſtand; der erſchrockene Afrikaner beeilte ſich, dieſem Verlangen zu entſprechen, als der Reiter plötzlich in größter Gemüthsruhe ſeinen Kopf vom Rumpfe nahm, und ſich anſchickte, auch dieſen dem Schwarzen einzuhändigen. Das war dem Sohne Hams denn doch zu viel; mit einem Schrei des Entſetzens fuhr er zurück und ſchlug ſich ſeitwärts in die Büſche. Noch in ſpäteren Jahren verſicherte er häufig: "He done it mah boss. I seed him do it."

In dieſem Falle wurde das Gewand vermittelſt eines Gummibandes auf dem Haupt des Betreffenden zuſammen gehalten, während er darüber einen künſtlichen Schädel trug, der aus einem mächtigen Kürbis und etlichen Pappdeckeln fabrizirt war. Dieſer ließ ſich mit Leichtigkeit entfernen, wodurch der Mann kopflos erſchien.

Solche und ähnliche Kniffe veranlaßten Manche zu dem Glauben, der noch heute unter den Negern herrſcht, als könnten ſich die Ku Klux ſtückweiſe auseinandernehmen, wenn ſie wollten.

Viele von ihnen trugen auch Knochenhände, aus hartem Holz oder wirklichen Knochen verfertigt und mit einer Handhabe verſehen. Der glückliche Beſitzer einer ſolchen benahm ſich ſtets äußerſt freundſchaftlich und kannte kein größeres Vergnügen, als Jedem recht herzlich die Hand zu ſchütteln, — mit welchem Effekt mag ſich der Leſer ſelbſt vorſtellen.

Ein anderer Kniff, deſſen man ſich häufig bediente, beſtand darin, daß ein geſpenſtiger, geiſterhafter Reiter plötzlich vor der Hütte eines Negers, der eine Lektion lernen ſollte, anhielt und einen Trunk Waſſer forderte. Wurde ihm nun das Gewünſchte gebracht, ſo bediente er ſich keines Bechers oder Glaſes, ſondern ließ ſich gleich einen ganzen Eimer reichen. Wie von verzehrendem Durſte gepeinigt, packte er ihn, ſetzte ihn an ſeine Lippen und hielt ihn da, bis jeder Tropfen in einen Gummiſchlauch gefloſſen war, den er unter ſeinem langen, faltigen Gewande trug. Dann reichte er dem erſtaunten Schwarzen den Eimer zurück mit den Worten: „Das iſt gut; der erſte Trunk Waſſer, den ich gehabt habe, ſeit ich bei Shiloh fiel." Dieſe Worte verfehlten nie, einen nachhaltigen Eindruck zu machen.

Eine Zeitlang nach ſeiner Reorganiſation ſchien der Klan neu emporblühen zu wollen und Manche gaben ſich ſchon der Hoffnung hin, daß ſein Einfluß von nun an durchaus gut und ſegensreich ſein würde.

Allein dieſe Hoffnung verwirklichte ſich nicht. Die Aufſicht von Seiten der leitenden Beamten wurde allmälig ſchlaffer, und die übernommenen Verpflichtungen wurden nicht erfüllt. Leichtfertige und charakterloſe Leute ſchlichen ſich als Mitglieder ein, die endlich den Orden kontrollirten.

In den Jahren 1867 und 1868 geſchahen Dinge von wirklichen oder vorgeblichen Mitgliedern des Ordens, welche abſcheulich waren und überall im Lande gerechte Entrüſtung hervorriefen und ſein Ende beſchleunigten.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier alle die verſchiedenen Urſachen berückſichtigen, die zu ſeinem Untergang beitrugen. Sei es genügend zu ſagen, daß der Ku Klux Klan zum Gemeinſchaden wurde und endlich den Zweck hatte, die Maßregeln der Bundesregierung durch Schrecken bei Seite zu ſetzen.

Zum Schutze organiſirten ſich die Neger an manchen Plätzen zum bewaffneten Widerſtande und es kam zwiſchen ihnen und den Ku Klux zu erbitterten Kämpfen, ſo daß ſich endlich die Staatsbehörden in's Mittel legen mußten, um dem Unweſen zu ſteuern.

Tenneſſee machte den Anfang; ſeine Legislatur trat im September 1868 zu einer Extraſitzung zuſammen und paſſirte geharniſchte Beſchlüſſe voll ſchneidender Schärfe zur Unterdrückung des Klans, in denen unter anderem *ſeine Mitglieder für ehrlos erklärt wurden*.

Nun loderte der Haß in neuen Flammen empor, und es erfolgte in manchen Gegenden des Staates eine wahre Schreckensherrſchaft, ſo daß der Gouverneur Brownlow von Tenneſſee in Uebereinſtimmung mit der Legislatur im Winter 1869 über etliche Counties den Belagerungszuſtand verhängen und Truppen zur Wiederherſtellung der Ordnung dahin abſenden mußte.

Einige Tage ſpäter erfolgte eine Proklamation von dem Großzauberer des unſichtbaren Reiches an alle Bezirke, Herrſchaften, Provinzen und Höhlen, durch welche der Klan aufgelöſt wurde. In dieſer Proklamation heißt es, daß der Orden nun ſeine Miſſion erfüllt habe; daß er zu einer Zeit der Geſetzloſigkeit manche Unterdrückten beſchirmt und mancher Gewaltthätigkeit geſteuert habe. Mit Bedauern wird erwähnt, daß auf der andern Seite auch verwerfliche Dinge vorgekommen ſeien, für welche man den Klan mit Recht verantwortlich halte. Die Mitglieder werden angewieſen, alle Regalien und Coſtüme des Ordens zu verbrennen, und alle fernere Zuſammenkünfte aufzugeben.

Im März 1869 hatte der Klan aufgehört zu exiſtiren.

So lebte und ſtarb dieſer ſeltſame und ſchreckliche Orden. Er begann mit einer Thorheit müßiger Köpfe, wollte ſodann als Reformator und Regulator Gutes leiſten, und endete in politiſchem und Raſſen-Haß der furchtbarſten Art.

Mögen wir nie wieder etwas Derartiges erleben.

Zum Abſchied.

Für Haus und Herd nach dem Engliſchen des Charles Kingsley von G. E. Hiller.

Mein ſüßes Kind, ich kann kein Lied verfaſſen;
Die Lerch' in hoher Luft ſo ſchwach nicht ſingen mag;
Doch eine Lehre will ich dir zum Abſchied laſſen
Für jeden Lebenstag.

Mag wer da will, ſich in den Künſten üben;
Du, liebe Maid, ſei gut, üb' Liebe lebenslang,
So wird dein Leben hier, dein Tod, dein Leben drüben
Ein einz'ger Chorgeſang.

Bilder aus den Vereinigten Staaten.

Hiezu der Stahlstich.

Für Haus und Herd von Opusculum.

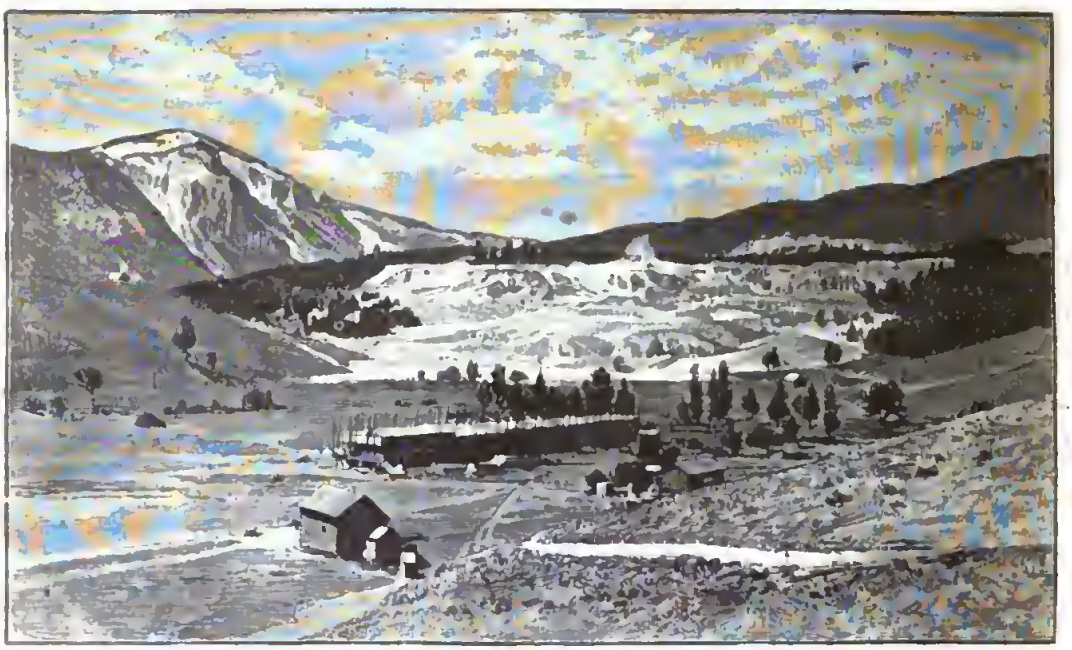
IV. Der fernste Westen.

Geisergebiet.

Bei Livingston an der Nord-Pacific-Bahn in Montana (1032 Meilen von St. Paul) befindet man sich bereits in dem Bergland der Felsgebirge, welches man hier Montanaberge heißt. Hohe, zum Theil schneebedeckte Peaks ragen zu beiden Seiten der Bahn auf, freilich weniger malerisch wie in der Schweiz, denn die meisten der Hohen zeigen kahle Abhänge.

Das Yellowstonegebiet, den Nationalpark der nordwestlichen Ecke des Wyoming-Territoriums, erreicht man von Livingston, Montana, aus auf einer Zweigbahn, welche 51 Meilen südlich bis Cinnabar im Wyoming-Territorium hinzieht. Von hier aus kann man per Postkutsche, per Pferd oder auf Schustersrappen in die Berge und Thäler dieses berühmten Gebiets gelangen.

Dieses Gebiet zeigt in seinen oberen Theilen einen fast alpinen Charakter, obgleich keiner der umgebenden Berge die Höhe von 12,000 Fuß überragt. Aber nicht die Hochgebirgsnatur allein



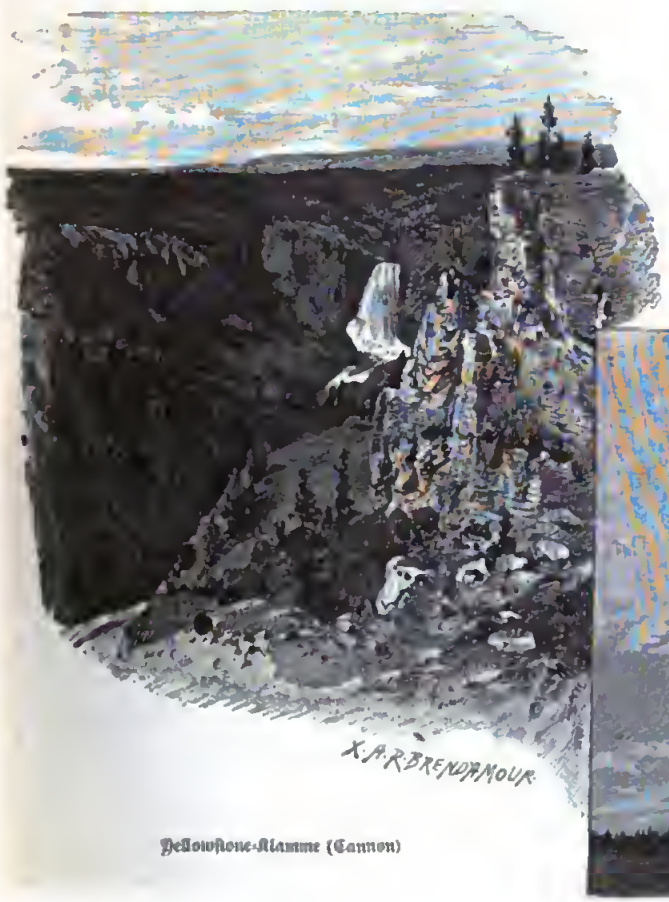
Mammoth Hotspring

ist es, welche das Yellowstonegebiet so interessant macht, sondern die Unzahl heißer Quellen, welche hier der Erde entsprudeln, theils ruhig zu Tage tretend, theils als permanente Sprudel emporspringend, theils als intermittirende Geiser kochende Wasser bis zu mehreren hundert Fuß emporschleudernd, manche Kalk, andere Kieselerde, und wieder andere Schlamm und Schwefelwasserstoff ausscheidend.

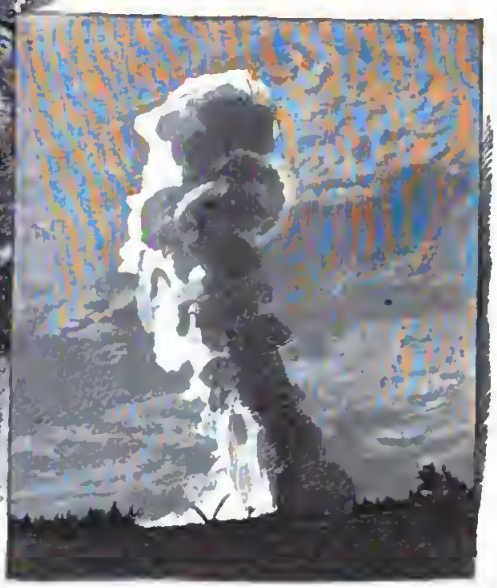
Castlegeiser.

Das erste Naturwunder dieser Art, welches der von der Eisenbahn kommende Reisende erreicht, ist der Mammoth Hotspring, ein kolossaler, terrassenförmiger, aus Kalk bestehender Quellenberg, auf dessen Stufen sich zahllose, Kalk ausscheidende Becken gebildet haben. Durch diese Kalkausscheidungen seiner Quellen ist der Berg, der von Weitem einem Gletscherfuß ähnelt, aufgebaut worden. Vor demselben liegt das Mammothotspringhotel (in der Figur in seinen Anfangen sichtbar), das erste Hotel der Art, welches die von der Regierung konzessionirte Parkimprovement Company im Yellowstonepark gegründet hat.

Andere Ansiedelungen sind hier nicht gestattet, denn das ganze Ter-



Yellowstone-Klamme (Cannon)



Old Falthful.

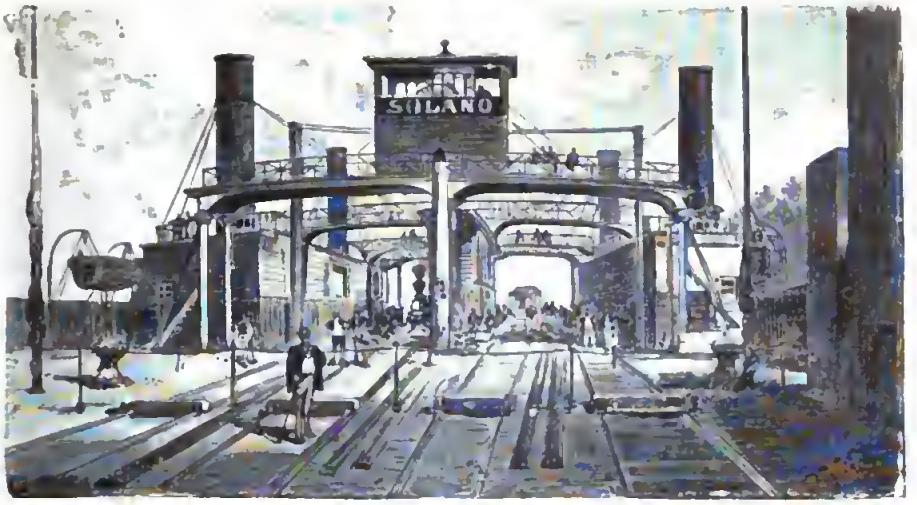
Uebergang über Clarks Fork.

rain in der Größe von 100 engliſchen Quadratmeilen ſoll, laut Kongreßbeſchluß, den Naturfreunden vorbehalten bleiben.

Dieſe machen denn auch von den ihnen verliehenen Rechten den umfaſſendſten Gebrauch. Der Amerikaner liebt eine eigene Art der Sommerreiſen, die er mit „Camping" bezeichnet. Er befrachtet einen Wagen mit Zelt, Jagd- und Küchengeſchirren, Lebensbedürfniſſen verſchiedener Art, fährt damit, oft die ganze Familie mit ſich nehmend, in eine durch maleriſche Scenerien ausgezeichnete Landſchaft und hält unterwegs nach Gutdünken Raſt.

Größere Geiſerbaſſins weiſt die Nachbarſchaft des Gardiner- oder Firehole-Fluſſes auf (ſiehe Stahlſtich). Man unterſcheidet hier ein unteres, mittleres und oberes Geiſerbaſſin. Das letztere iſt das großartigſte. Hier findet ſich die koloſſalſte

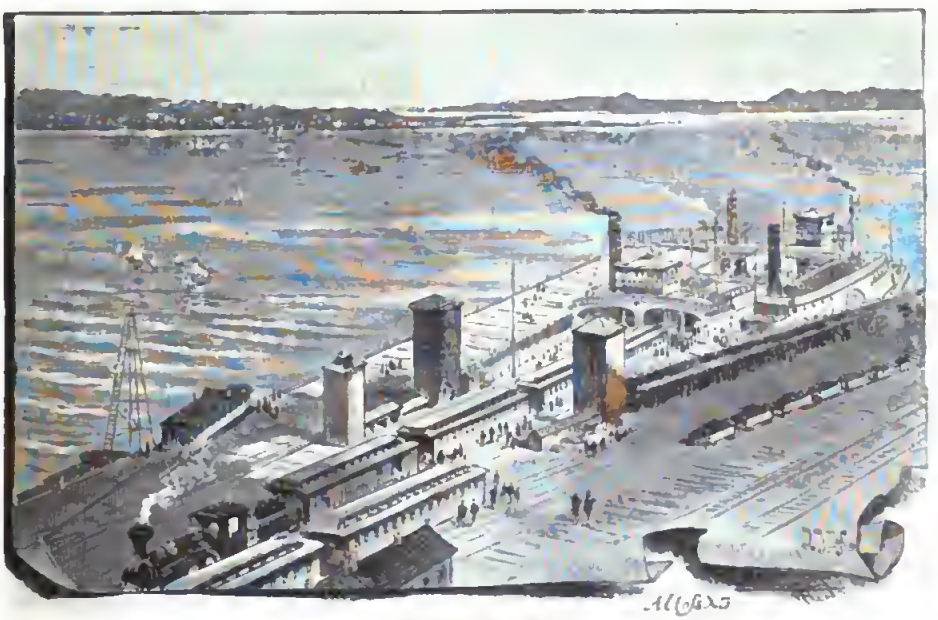
Spokane Falls.



Uebergang mittelſt Fährboots.

aller Geiſer, d. h. intermittirende heiße Springquellen zuſammen. Das Geiſerbecken iſt ein weißes vegetationsleeres Feld von Kieſelſinter, in welchem die Oeffnungen der Geiſer die mannigfachſten Formen bilden. Manche haben ſich Krater aus Kieſelerde aufgebaut, wie der Caſtlegeiſer, andere entſpringen auf der Höhe eines ſanften Kegels, wie der „Old Faithful", wieder andere wie der Grantgeiſer zeigen als Krater nur ein unregelmäßiges Loch in dem Boden des Baſſins. Ebenſo mannigfach erſcheint die Höhe der ſpringenden Waſſerſäule und die Zeit zwiſchen zwei aufeinander folgenden Eruptionen. Die höchſte Höhe dürfte 250 Fuß ſein. In Bezug auf Häufigkeit der Eruptionen ſteht unter den großen Geiſern der „Old Faithful" obenan, er ſpeit jede Stunde eine Waſſerſäule bis 150 Fuß. Neben dieſen großen Geiſern giebt es noch eine Unzahl kleiner heißer Quellen, die oft regelmäßige, kreisrunde, mit Kieſelſinter aufgebaute Baſſins bilden, aus denen das heiße Waſſer unaufhörlich in den benachbarten Firekoleriver abfließt.

Eine andere Gruppe heißer Quellen ſind die Schwefelquellen. Dieſe bilden kreisrunde Becken, welche enorme Maſſen Schwefelwaſſerſtoff aushauchen, durch deſſen Zerſetzung in den Höhlungen des umgebenden Geſteins ſich Schwefel



Flußübergang durch Fährboot.

ausscheidet, der sich oftmals in schönen Krystallen ansetzt. Es haben sich in dieser Art förmliche, ganz mit Schwefel durchsetzte Berge gebildet.

Aber nicht minder interessant als die Geiser sind die großen Seen, Wasserfälle und Schluchten des Yellowstonegebietes. Sein Hauptwasserbecken, der 8000 Fuß hoch liegende Yellowstonesee sendet seine Wasser durch den Yellowstonefluß thalwärts. Dieser stürzt sich in zwei mächtigen Wasserfällen in eine tiefe Schlucht, den Yellowstonecanion, die an 2000 Fuß tief in das trachytische Hochplateau eingeschnitten ist. Nicht allein der gewaltige Wasserfall fesselt hier die Aufmerksamkeit der Reisenden, sondern auch die im höchsten Grade phantastischen Gestaltungen

Am Kolumbiastrom.

und Farben der die Schlucht einengenden Felsen. Dieselben gleichen bald Thürmen, bald Bastionen oder Kastellen und springen weit in die mannigfach gekrümmte Schlucht vor. An manchen Stellen bilden sie spitze hochragende Zacken, die von Adlernesten gekrönt sind. Ihre Farbe zeigt alle Schattirungen, vom hellen Schwefelgelb und Rostfarbe bis zum tiefen Dunkelbraun. Die Höhe der Felsen ist mit reichem dunkelgrünem Tannenwald geziert.

Merkwürdig ist, daß dieses Wunderland der Yellowstones bis zum Jahre 1870 eine Terra incognita war, daß man den Erzählungen der Indianer von springenden Geisern und siedenden Flüssen nicht glaubte, bis zuerst Lieutenant Deane in diese Regionen drang und die Wahrheit jener Angaben durch eigene Wahrnehmung erkannte. Zwei Jahre später wurde die Region durch eine große wissenschaftliche Expedition unter der Führung von Professor Hayden durchforscht und nunmehr ist sie durch die Nordpacificbahn allen zahlungsfähigen Naturfreunden zugänglich gemacht.

In landschaftlicher und naturhistorischer Hinsicht bildet das Yellowstonegebiet den interessantesten Punkt an der nördlichen Pacificlinie. Die Scenerieen, welche sich den Reisenden bei der Fortsetzung des Eisenbahnweges nach Westen hin darbieten, erscheinen im Vergleich zu dem Yellowstonepark anfänglich etwas nüchtern. Das ziemlich komplizirte, eines einheitlichen Charakters ermangelnde System von Gebirgsketten, welches man unter dem Namen des Felsengebir-

ges zusammenfaßt, bietet nicht entfernt die landschaftlichen Reize europäischer Gebirge dar. Die Höhen sind meistens kahl oder nur mit spärlichem Grase, das im Sommer braun und verbrannt erscheint, bedeckt. Wälder finden sich nur sporadisch. Einige Abwechslung gewähren die Flüsse, deren Lauf die Bahn folgt, so der Gallatinfluß und der Missouri, welcher ersteren aufnimmt.

Nach Verlassen des Missourithals erreicht die Bahn die Hauptstadt Montanas, Helena genannt, nach Fargo der volkreichste Ort an dieser Strecke, denn es zählt 15,000 Einwohner. Die Straßen der Stadt erscheinen häuserreicher, nicht durch so viele leere „Lots“ unterbrochen wie die Fargos und der übrigen Steppenplätze, und die bergige Umgebung ist malerisch, trotz ihrer Kahlheit. Die Stadt steht auf goldhaltigem Boden. Ringsum ist derselbe aufgewühlt durch Gold-

ſucher. Jetzt hat die primitive Goldwäſcherei dem hydrauliſchen Minenprozeſſe Platz gemacht.

Jenſeits Helena durchbricht die Bahn das Gebirge in einem großen Tunnel. Die Landſchaft in der Umgebung des Tunnels iſt waldreich und maleriſch. In Kurven überſchreitet hier die Bahn das Gebirge und erreicht in der 5773 Fuß hohen Waſſerſcheide zwiſchen dem Atlantiſchen und dem Pacifiſchen Ocean den höchſten Punkt.

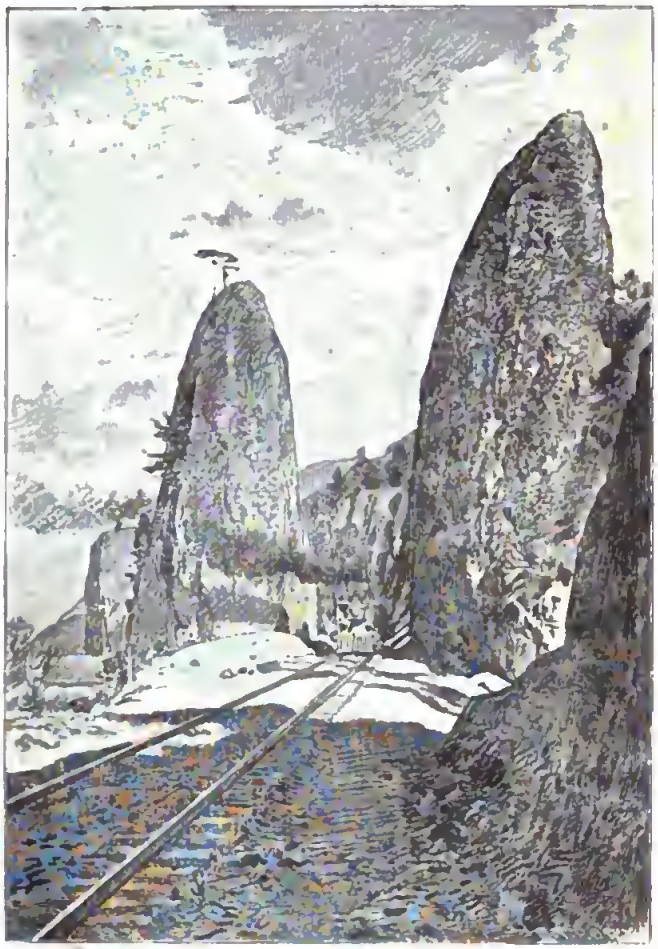
Die Stationen an dieſem Theile der Bahn ſind oft nichts weiter als eine Vereinigung einiger Zelte oder Bretterhütten. Miſſoula, eine Stadt von 2000 Einwohnern, iſt der einzige Ort von Belang. Bei der einſamen Station Arlee betritt die Bahn eine Reſervation der Flatheadindianer, d.h. einen Landſtrich, welcher regierungsſeitig den Indianern als Eigenthum reſervirt iſt und in welchem ſich kein Weißer anſiedeln darf. Freilich wird dieſes Verbot oft umgangen.

Bei der Durchſchneidung dieſer Reſervation hat der Reiſende reichlich Gelegenheit, Indianer und deren Zelte, reſp. Hütten zu ſehen. Erſtere zeigen in Bezug auf Koſtüm die größte Mannigfaltigkeit. Sehr gern tragen ſie bunte wollene Decken, welche ihnen auf Regierungskoſten geliefert werden und in denen ſie ſelbſt bei glühender Hitze auf den Stationen Parade machen. Die Kleidung der Männer beſteht im übrigen aus Ledermokaſſin, Beinkleid und einer Art Kittel. Alle haben tiefſchwarzes ſchlichtes Haar, das in zwei Zöpfen zu beiden Seiten des Geſichts herunterhängt. Einzelne ſchminken ihre Stirn roth. Ein Häuptling, den ich bei der Station Arlee ſah, trug ein von den anderen etwas abweichendes Koſtüm, ein Lederwamms mit aufgenähten bunten Lederſtücken und langen Lederfranſen. Um ſeinen Filzhut war ein Stück Pelz gewickelt und eine hohe Feder auf denſelben geſteckt.

Die Weiber tragen ein langes Unterkleid von ſehr buntem Stoff, eine nicht minder bunte Jacke und ein ebenſo farbenreiches Kopftuch. Ihre Kinder (ſogenannte Papuſen) ſchleppen ſie in einem ſackartigen Tuche auf dem Rücken.

Mit dem Verlaſſen der Indianerreſervation erreicht die Bahn das waldreiche Thal des Clarke's Fork, eines großen Nebenfluſſes des Kolumbiaſtromes, der ſich in das Stille Meer ergießt. Wald, Fluß und Gebirge vereinigen ſich hier zu anmuthigen, zum Theil ſogar großartigen Landſchaftsbildern.

Leider werden dieſelben erheblich beeinträchtigt durch die Waldbrandverheerungen. Meilenlang dehnen ſich die durch Feuer verwüſteten Wälder, deren Stämme, theilweiſe ihrer Aeſte beraubt, wie ſchwarze Maſten in die Lüfte ragen, an der Bahn entlang aus, nicht ſelten durcheilt der Zug

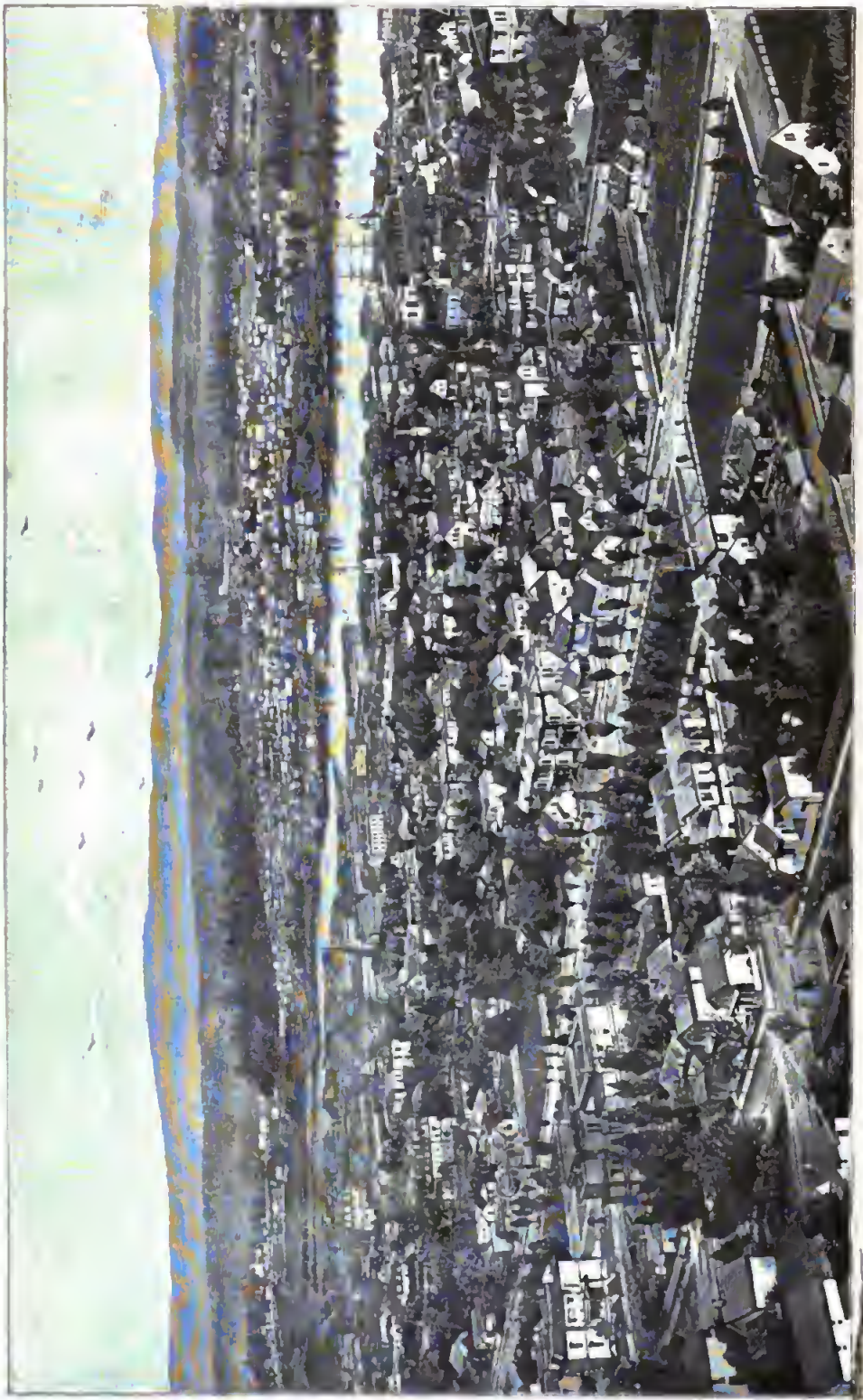


Zwillingsfelſen und Nordpacificbahn am Kulumbiaſtrome.

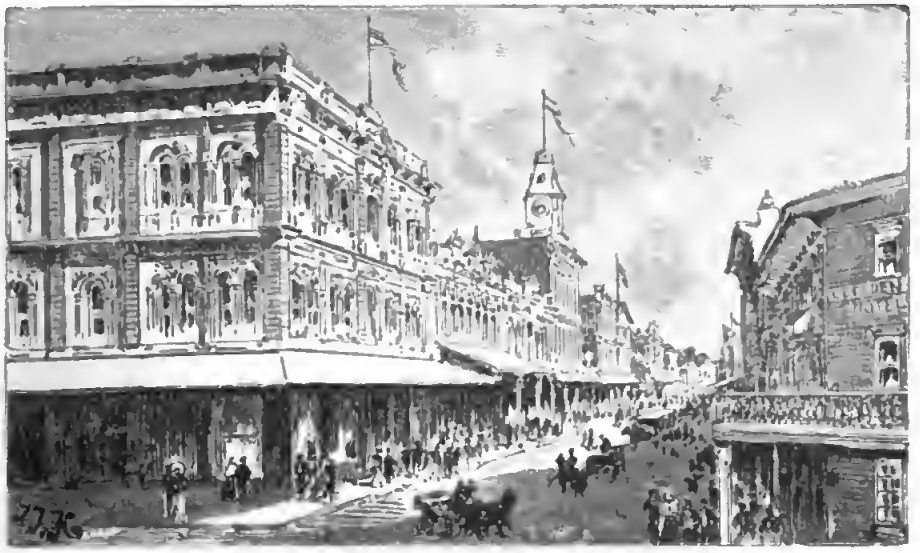
noch brennende Forſten, und davon aufſteigender Höhenrauch bedeckt die ganze Gegend wie dichter Nebel.

Die Bahn nimmt hier eine nordweſtliche Richtung bis zu dem durch ſeine Naturſchönheiten berühmten Lake Pend d'Oreille, wendet ſich dann ſüdlich zum Spokaneſluß, ebenfalls ein Nebenfluß des Kolumbiaſtromes, welcher hier zahlreiche Waſſerfälle bildet, deren Waſſerkraft von Sägemühlen wacker ausgenutzt wird, und dem jedenfalls die Stadt Spokane Falls, die jetzt ſchon 3000 Einwohner zählt, ihren Urſprung verdankt.

Weiter weſtlich erreicht die Bahn das Hoch-



Portland, Oregon.

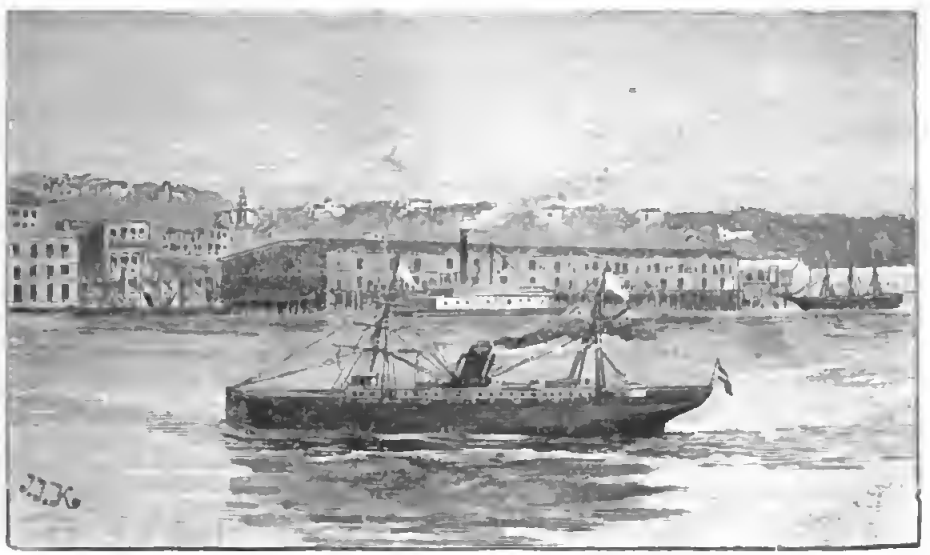


Erſte Straße in Portland.

plateau des Territoriums Waſhington, einen öden Landſtrich, der außer Salbei und Sonnenroſen kaum eine Vegetation aufweiſt. Hier wird der lockere Boden durch den Wind in mächtigen Wolken durch Staub emporgewirbelt, welcher den Reiſenden in unangenehmſter Weiſe beläſtigt. Selbſt in der Nähe der Flußläufe erſcheint dieſe Hochebene öde, und doch ſoll der Boden derſelben eine große Fruchtbarkeit entwickeln und reiche Weizenernten gewähren, wenn er von den gewöhnlich im Oktober eintretenden Regen durchfeuchtet wird.

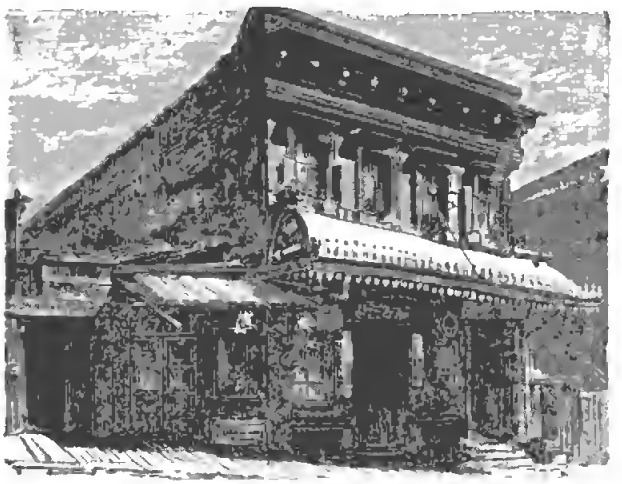
Früher wurden die Bahnzüge auf dieſer Bahn mittelſt Dampfſähren über die Flüſſe geſetzt; jetzt ſind faſt überall Brücken gebaut. Solche Dampfſähren finden ſich noch in Sacramento. (Siehe Bild.)

Nach Ueberſchreitung des Snake River erreicht die Eiſenbahn bald einen anderen Platz, Wallula, und weiterhin den berühmten Kolumbiaſtrom, einen mächtigen Fluß, der bis 700 Meilen von ſeiner Mündung ſchiffbar iſt, er durchbricht in ſeinem oberen Laufe ein Baſaltplateau, deſſen ſchwarze Felſenmaſſen ihn auf beiden Seiten überragen und keine Spur von Vegetation zeigen. Die dunklen Felſen ſind von hellgelbem Flußſand überdeckt, und an manchen Stellen in der Nähe der Bahnlinie bildet derſelbe förmliche



Dock der Oregon Eiſenbahn- und Schifffarthsgeſellſchaft in Portland.

Berge. Er gefährdet oft selbst den starken Bahndamm. Je weiter man nach Westen fortschreitet, desto großartiger wird die Scenerie. Die Basalte bilden phantastische Klippen, welche die Eisenbahn in tiefen Hohlwegen durchbricht. Das Flußbett zur Seite der Bahn ist durch breite flache Basaltinseln unterbrochen, über welche das Wasser in Kaskaden hinwegrauscht. Das sind die berühmten Stromschnellen, welche unter dem Namen Passage of the Dalles bekannt sind. Hier erblickt man zuerst die schneebedeckten Häupter des vom Kolumbiastrome durchbrochenen Kaskadengebirges, darunter den Mount Hood von 17,500 Fuß Höhe.



Chinesische Restauration.

Bei der Station Dalles, einer aufblühenden Stadt von 6000 Einwohnern mit großen Hotels, hübschen Läden, einer Gießerei und einem Walzwerk, deren Häuser terrassenförmig den Abhang am Kolumbiastrom bedecken und eine herrliche Aussicht auf denselben gewähren, ändert sich plötzlich die Scenerie. Es stellt sich reiche Vegetation ein. Großstämmige, oft an 180 Fuß hohe Fichten bilden imposante Wälder und geben gemeinschaftlich mit den hochragenden Basaltklippen und dem stolzen, inselreichen Strome eine immer wechselnde Folge prachtvoller Landschaftsbilder.

Endlich verläßt die Bahn den Fluß, um sich der an einem Nebenflusse des Kolumbiastromes, dem Willamette, liegenden Hauptstadt von Oregon, Portland, zuzuwenden, das bereits einen ganz imposanten Ort von 45,000 Einwohnern bildet und 1912 Meilen von St. Paul entfernt ist. Die Entwicklung von Portland beruht auf dem Ernte- und Holzsegen des Landes und der nahen Verbindung mit dem Stillen Meer. Wie in Dakota, so werden auch hier bereits, trotz der dünnen Bevölkerung, reiche Weizenernten dem Boden entlockt und leichter per Schiff als dort per Eisenbahn in die Kanäle des Welthandels geleitet. Sägemühlen ohne Zahl finden sich am Kolumbiastrome und an dem wundervollen Meerbusen des nördlich davon gelegenen hochmalerischen Pugetsunds, und Tausende von Fischerbooten sind thätig, um die zahllosen Lachse zu fangen, die im Kolumbiastrome sich tummeln. Das Thal des Willamette, in dem Portland liegt, ist ebenso ausgezeichnet durch den Reichthum seines Bodens als durch seine malerischen Scenerieen, in welchen die vom herrlichsten Wald gekrönten Abhänge überall den Hintergrund bilden. Ist das Wetter völlig klar, was leider infolge der auch hier grassirenden Höhenrauch erzeugenden Waldbrände nicht immer der Fall ist, so erblickt man auch den kegelförmigen, dem Aetna ähnlichen, 60 Meilen entfernten schneebedeckten Mount Hood, den König des Kaskadengebirges. Ein milder Himmel wölbt sich über dieser Landschaft. Die Sommer sind nicht allzuheiß, die Winter so mäßig kalt, daß Schnee und Eis zu den Ausnahmen gehören.

Aber Portland ist nicht der einzige Endpunkt der Nordpacificlinie. Ein anderer Zweig geht von Wallula aus nach Takoma am Pugetsund, dessen Umgebung klimatisch, landschaftlich, landwirthschaftlich und forstlich nicht minder gesegnet erscheint als diejenige des Kolumbiastromes und Willamettes. Portland liegt 128 Meilen vom Meere entfernt, und leicht kann es kommen, daß es von den näher am Meere gelegenen Orten überflügelt wird, sobald diese in das sich rapid erweiternde Eisenbahnnetz hineingezogen werden.

Portland birgt mehrere Tausend Deutsche und verfügt sogar über eine deutsche Zeitung. Außerdem aber weist es mindestens ebensoviel Chinesen auf, die hier wie in San Francisco sich mitten in der Stadt angesiedelt, große Handelshäuser, Schuh- und Stiefelfabriken, Wäschereien, Restaurants in chinesischem Styl und Jobhäuser, d. h. Tempel, und sogar ein Theater gegründet haben.

Hier erscheint der von waldigen Hügeln eingerahmte Kolumbiastrom majestätisch breit, gleich einem fließenden Meere; hier wird der Ertrag der Lachsfischerei gelandet, um in den sogenannten Cannaries gekocht, in Büchsen gepackt, verlöthet und über die ganze Welt versendet zu werden. Im Jahre 1884 wurden nicht weniger als 550,000 Kisten Lachs im Gesammtwerthe von 2¾ Mill. Dollars verpackt und verschickt. Wiederum sind es Chinesen, die in diesen 49 Cannaries als Arbeiter thätig sind. Astoria birgt wohl den von allen amerikanischen

Digitized by Google

Städten den höchsten Prozentsatz an chinesischer Bevölkerung, denn es hat unter nahe 6000 Einwohnern 2000 Chinesen. 1500 Boote sind ausschließlich mit dem Lachsfange beschäftigt, von denen jedes im Durchschnitt per Saison 1200 Lachse liefert. Der Fischfang wird zur Zeit, wenn die Ebbe beginnt, an der Mündung des Flusses betrieben, nahe der großen Sandbank, welche schon manchem Schiffe gefährlich wurde.

Die Familie in China und Amerika.

Für Haus und Herd von Wong Chin Foo.

Alles in China Geborenen harren in Amerika zwei außerordentliche Ueberraschungen — die Locomotive und die Familie. Es erfordert vollauf einen Monat bis der Mongole sich an erstere, doch wenigstens fünf Jahre, bis er sich an letztere gewöhnt. Die amerikanischen und chinesischen Systeme sind grundverschieden. Diese Verschiedenheit zieht sich durch alle Gesetze und Bräuche, und kennzeichnet auch das, was sich hierauf gründet — Charakter und Gesinnung. Ich bin ein Bewunderer der amerikanischen Civilisation, und weiß wohl ihre Vortheile und ausgezeichneten Eigenschaften zu würdigen, dennoch bin ich überzeugt, daß die amerikanische Familie nur gewinnen würde, wenn sie die häuslichen Sitten und Bräuche meiner Race aufnähme. Dies Amerikanern klar zu machen, ist schwierig, weil jeder Nation der Zug innewohnt, welcher den Juden veranlaßte, seine Nachbarn Heiden, und den Griechen die seinen Barbaren zu nennen.

I.

In China ist das Familienleben überall gleich, einerlei ob das Familienhaupt ein Anhänger des Confucius, Buddha oder Lao-He ist. Die Eltern sind in jeder Hinsicht an die Kinder gebunden. Sie müssen sie, wie auch hier, kleiden, ernähren und ausbilden. Aber diese Pflicht ist eine persönliche und kann auf Niemand übertragen werden. Ein junger Vater, der die Abende im Club zubringt, eine junge Mutter, welche Theater und Bälle besucht oder sonstigen Vergnügungen nachgeht und das Kind während dessen daheim läßt, Kindermädchen, welche die Kleinen auf der Straße herumfahren oder -schleppen, sind in China unerhörte Dinge, ja, sie sind dort Unmöglichkeiten. Die Eltern warten gemeinsam des Kindes, sie nähren und kleiden, tragen und pflegen es; sie essen, trinken, schlafen und spielen mit ihm. Die vornehmsten Herren auf allen Vieren mit ihren Kindern spielen zu sehen, ist nichts Außergewöhnliches. Und hierdurch sinkt nicht, sondern steigt ein Mann in der öffentlichen Achtung.

Das Gesetz begünstigt in jeder Hinsicht väterliche Zucht. Der Vater hat fast unbeschränkte Autorität über sein Kind. Daher genießt er auch von seinem Kinde eine Achtung, die dem Amerikaner unerklärlich ist. Willst du jemanden schmeicheln, dann nenne ihn einen guten Vater, willst du ihn beleidigen, einen schlechten Vater. Und dieselbe Ehrfurcht wird vom Vater auf den Großvater, den Urgroßvater, selbst auf uralte Ahnen übertragen.

Dies erklärt die sogenannte Ahnen-Verehrung in China. Sie ist auch nicht im entferntesten eine Verehrung im religiösen Sinne, sondern nur eine Ausdehnung der kindlichen Pietät. Es ist kein Wunder, daß in einer Familie, deren Schreine die Urnen von fünfzehn bis zwanzig Generationen enthalten, deren Gespräch im häuslichen Kreise von der Tapferkeit und Selbstverleugnung, der Gelehrsamkeit und den Errungenschaften längst verstorbener Ahnen, deren Erbgut sich durch lange Linien von Nachkommen vermehrt hat, und deren viele Verwandte sich regelmäßig versammeln, um auf geziemende Weise ihre gemeinsame Abstammung zu feiern, sich ein Familienstolz entwickelt, der alles Derartige in Philadelphia, unter den Edelleuten Englands und den Großen Europas in den Schatten stellt.

II.

Das umgekehrte Verhältniß des Sohnes ist gleich weit. Er schuldet den Eltern und männlichen Ahnen Liebe und Gehorsam. Er heirathet nach ihrem Wunsche, tritt in den Beruf ein, den sie vorziehen, und in ihren alten Tagen unterhält und pflegt er sie. Bis zu seinem Mannesalter gehört ihm theilweise des Vaters Eigenthum; nach dieser Zeit ist sein Geschäft und Eigenthum zum Theil des Vaters. Deswegen hat China auch keine Armenhäuser. Das einzige, das hiermit Aehnlichkeit hätte, ist eine „Heimath", wohin Kinder auf ihre Unkosten die

Digitized by Google

Eltern ſchicken können. Dort können dieſe ſtudiren oder ſonſtigen Arbeiten obliegen, die im engen Familienkreis unmöglich ſind. Die Söhne haben den Vorrang vor den Töchtern, und von den Söhnen überkommt der älteſte den Platz des Vaters. Sind mehrere Söhne im ſelben Geſchäft bethätigt, ſo wird es auf den Namen des älteſten geführt. Die Eltern und Großeltern haben geſetzlichen Anſpruch daran für ihren Unterhalt, die jüngeren Geſchwiſter haben einen untergeordneten geſetzlichen Anſpruch daran.

In Folge dieſes Syſtems iſt es für irgend jemand ſchwierig ſehr reich, aber noch ſchwieriger ſehr arm zu werden. Nur wenn ſich jemand durch Trunkſucht, Opium, Spielwuth oder ſonſtige Laſter gänzlich zu Grunde richtet, wird das Familienband zerriſſen und er ſeinem Schickſal überlaſſen. Daher giebt es auch in China nicht ſolche ſchreckliche geſellſchaftliche Gegenſätze wie in England und Amerika. Durchreiſe das ganze weite Reich, und überall findeſt du eine ununterbrochene Reihenfolge von glücklichen Heimathen und blühenden kleinen Landgütchen. Ein prächtiger Palaſt iſt ſelten, noch ſeltener etwas, was eine Aehnlichkeit mit Five Point oder St. Giles hätte. Ein anderes eigenthümliches Reſultat dieſes Syſtems iſt der Vortheil, den er Reiſenden bietet. Ich, ein Woug. vom nördlichen China, betrete das Haus eines unbekannten Woug auf Formoſa, in San Francisco oder New York, und ſofort fühle ich mich daheim und alle meine Bedürfniſſe werden befriedigt. Welches andere Syſtem kann derartiges aufweiſen?

III.

Das weibliche Geſchlecht genießt in China nicht die Freiheiten, die ihm in Amerika eingeräumt werden. Die Erziehung der Mädchen iſt ſorgfältig, doch hat man dabei nur ein Ziel im Auge, nämlich, ſie zu guten Hausfrauen, Gattinnen und Müttern heranzubilden. „Frauen-Rechte" ſind dem Reich der Mitte unbekannt. Mit dem zehnten oder zwölften Jahre wird es von den Eltern vertobt, bald darauf folgt die Hochzeit und ſie wird ihrem Manne übergeben. Man muß ſich aber nicht einbilden, daß ſolche Erziehung das Weib zu einem Laſtthiere macht. Während die häuslichen und mütterlichen Tugenden geweckt werden, werden keineswegs die geiſtigen und intellectuellen Fähigkeiten des Mädchens getödtet, ſelbſt ihr Geſchäftsſinn leidet nicht. Ein Drittel aller Seide und ähnlicher Produkte Chinas wird von den Frauen und Müttern hergeſtellt. Ein großer Theil der Früchte und getrockneten Nahrungsmittel, der Zeuge und Kunſtwerke, ſind Erzeugniſſe ihres Fleißes. Auf dem Gebiete der Literatur haben Frauen Gedichte, Erzählungen, Eſſays, Dramen und wiſſenſchaftliche Abhandlungen geſchrieben, die zu den klaſſiſchen Produkten gezählt werden. In der Arzneikunde haben Frauen gebrannte Bambuszweige (den carbo vegetabilis amerikaniſcher Apotheken) und die phosphoriſche Eidechſe (den phosphites und hypophosphites entſprechend) entdeckt.

Dennoch glaube ich, daß größere Freiheit und eine umfaſſendere Bildung dem weiblichen Geſchlechte meines Vaterlandes von Nutzen ſein würde.

IV.

Was mangelt der amerikaniſchen Familie? Erſtens: Gehorſam gegen das Familienhaupt, zweitens: Liebe zu den Eltern, drittens: Liebe der Familienglieder unter einander.

Jung Amerika eignet ſich zu früh das lange Kleid und den hohen Hut des Mannesalters an. Und kaum im Beſitz des neuen Gewandes, werden die Eltern verächtlich über die Schulter angeſchaut. Und andererſeits denken die meiſten Eltern, ihre Pflichten hätten ein Ende, ſobald der Sohn den erſten Wahlzettel abgegeben hat.

Mich dünkt, die Civiliſation und nicht die Religion trage die Schuld, denn im alten und neuen Teſtamente finde ich dieſelben herrlichen Lehren, die in den Bibeln meines Volkes enthalten ſind. Ich hatte es nicht für unſchicklich, daß ein Glied des älteſten Volkes, denen des jüngſten den Standpunkt klar macht. Wenn meine Worte ſich nützlich erweiſen und dazu beitragen, daß, wenn auch nur in geringem Maße, die Lieblichkeit des häuslichen Lebens in China in die Familie des Weſtens aufgenommen wird dann fühlt ſich der Schreiber für ſeine Müh reichlich belohnt.

In eines großen Königs Armen.

Für Haus und Herd bearbeitet von Henricus.

IV. Im Walde.

Hera hatte dem Sklaven Helios befohlen, in den fernen Wald zu fahren. Mit müdem Blick lehnte die Jungfrau in dem einzigen Sitze des zierlichen Gefährts. Ihre Hände lagen unthätig ineinander, nicht mehr hielten ſie die bunten Zügel. Helios, der Grieche, lenkte, vorne auf dem Wagen ſtehend, mit ſicherem Griff den Lauf der Thiere. Jetzt blitzten des Jünglings Augen freudig, hoch aufgerichtet ſtand er, und weit aus dem Lande ſeiner Knechtſchaft ſchienen ihn ſeine Gedanken zu tragen. — Dreimal mußte Hera

seinen Namen rufen, ehe er sich umwandte. Und dann war es wieder der alte, düstere Blick und der vorige, matte Ton, mit dem er fragte: „Was soll ich?"

„Fahre langsam."

Der Jüngling zog die Zügel straff und die Thiere standen.

„Wo sind wir, Helios?"

„Ich weiß es nicht. Wir sind weiter gefahren denn je, doch ich finde mühelos den Rückweg. Wo der schäumende Bach, an dem wir oft schon waren, vom Felsen stürzt, wandten wir uns links und blieben darnach stets auf gerader Straße."

„Ich wollte, wir wären wieder daheim! — Mich hungert und dürstet. Siehst du keine Früchte in der Nähe? Hörst du keine Quelle rauschen?"

Helios schaute suchend umher.

„Warte, ich breche dir Granatäpfel von jenem Baume," entgegnete er, langsam aus dem niederen Wagen tretend und die Zügel dem bleichen Mädchen überreichend. Nach wenigen Schritten aber stand der junge Sklave stille und blickte sich lauschend um.

Fröhliche Kinderstimmen erklangen dicht am Wege, und im nächsten Augenblicke bahnten sich zwei kräftige braune Kinderarme einen Pfad durchs Gebüsch. Ein hübscher, kleiner Knabe sprang mit einem Jubel aus dem Dickicht.

„Hio Esther," rief er zurück, — „eile, eile! ich bin doch zuerst hier!"

„Joseph, laufe nicht weiter! warte mir, Joseph!" klang es aus der Ferne.

Der Knabe antwortete mit einem lustigen, weithin schallenden „Hio!" worauf er sich dem Wege zuwendete und aufmerksam nach beiden Seiten desselben spähte.

Da gewahrte er den Jüngling und unsern von ihm den glänzenden Wagen und das weißgekleidete, fremde Mädchen.

Unter einem Wirrwarr lockigen, blauschwarzen Haares, in dem vom wilden Stürmen durch das Gehölz Blüthen und dornige Ranken sich gefangen, schauten des Kleinen dunkle Kinderaugen fragend auf die fremden Gestalten. Sie wurden größer und größer diese verwunderten Augen, der frische Mund des Knaben öffnete sich zu sprachlosem Erstaunen, jedoch als Helios ihn anrief, drehte er sich schnell um und eilte in das Gebüsch zurück

„Er läuft fort, — er fürchtet sich," sagte Helios zu seiner Herrin.

Da wandte sich der kleine Held und trotzig stehen bleibend rief er: „O nein, ich bin gar nicht bange vor euch, — ich laufe nicht fort."

„So komm zu mir, Kind," bat Hera.

Noch etwas scheu, aber mit trotziger Miene gehorchte der Knabe dem Rufe der silberhellen Stimme. Jedoch als er aufblickte in das weiße Antlitz der Jungfrau, schwand beides, — Trotz und Scheu. Er lachte fröhlich.

„Nun, was freut dich so?" fragte Hera.

„Du sprichst so seltsam und du siehst so absonderlich aus — ganz anders wie Mirjam und Mutter!"

Hera strich jetzt selbst lächelnd über das weiche Haar des Kleinen.

„Wo wohnt deine Mutter? fragte sie. Das braune Händchen deutete auf den Weg, der nach links führte.

„Komm, zeige uns das Haus; mich hungert so, und ich möchte bei deiner Mutter etwas Brot kaufen."

„Bist du darum in unsern Wald gekommen?"

„Nein, — darum nicht, Joseph. So heißt du doch?"

Der Knabe nickte bejahend, ließ dann plötzlich die Hand Heras, welche er vertraulich gefaßt halte, los und lief wieder auf das Gehölz zu.

Hinter einem blüthenübersäten Rosenstrauch versteckte sich scheu ein anderes Kind, ein zartes, kleines Mädchen. Neugierig blickte sie auf die Fremden, doch sie wagte es nicht, näher zu kommen. Jetzt aber sprang Joseph zu ihr hin und rief fröhlich: „Siehst du wohl, Esther, mein Weg war doch der kürzeste!"

Auf die leise Frage der Kleinen erwiderte er laut: „Ich kenne sie schon ganz gut, komm nur mit! Sie thun dir nichts zuleide, — sie wollen nur Brot kaufen bei der Mutter."

Ein ängstlich Gesichtchen zwar zog das Kind, jedoch die Begier, den glitzernden Wagen und das fremde Mädchen näher zu sehen, siegte über die Scheu. Willig folgte Esther dem Knaben.

„Sieh — du, das ist Esther!" sagte dieser, die Kleine vor Hera hinschiebend.

„Bist du Josephs Schwesterchen?" fragte die Jungfrau freundlich.

Ein schüchternes „Ja" und ein bewundernder Blick aus eben solch großen dunklen Augen, wie die des Bruders, war die Antwort.

„So komm! ihr sollt mitfahren bis zum Hause eurer Mutter," sagte Hera und hob das kleine Mädchen zu sich in den Wagen. Doch Joseph wehrte dem Griechen, der ihn auf den Vorderplatz heben wollte.

„Ich kann allein hinauf, ganz allein! laß mich los!" rief er heftig; doch schnell lief er dann noch einmal ein Stück des geraden Weges hinunter, wie vordem aufmerksam ausspähend.

„Wir wollten hier auf den Vater und Andreas warten," sagte er erklärend, als er zurückkam. „Aber ich glaube, sie kommen heute wieder nicht; wir können nun ruhig mitfahren."

„Nun erst kletterte er auf den Wagen und stand bald stolz neben Helios, von Zeit zu Zeit sich nach dem Schwesterlein umwendend und demselben freudestrahlend zunickend.

Es war Hera eigen, mit Kindern schnelle Freundschaft zu schließen. Glücklich war sie immer, wenn kleine, treuherzige Gesichter zu ihr aufschauten, — alles, was vorher sie bedrückt und gequält, konnte sie vergessen, wenn sie kindlichem Geplauder zuhörete, oder selbst in der ihr eigenen Weise mit den Kindern redete.

Auch jetzt hatte sie nach kurzer Zeit den letzten Rest scheuen Schweigens bei der kleinen Esther zerstört. Und während der Wagen langsam über die wenig betretene Straße fuhr, erzählte ihr das Kind vertraulich von dem Vater, der schon viele Tage mit dem Bruder Andreas fort sei, aber hoffentlich nun bald heimkommen würde; von der Mutter, die heute den ganzen Tag so betrübt und still wäre, weil sie das liebe, kleine Lamm todt im Stalle gefunden; von Mirjam, der älteren Schwester, die gerade frische Brotkuchen gebacken, als sie mit Joseph fortgelaufen, um den Vater abzuholen.

Jetzt näherte sich der Wagen einer Lichtung des Waldes. Dicht hinter derselben erhoben sich baumbewachsene Hügel, von welchen mehrere frische Quellen hellsprudelnd herabflossen. Am Fuße der Anhöhen stand inmitten eines umzäunten, wohlgepflegten Gartens das weinumrankte Haus, welches die Kinder als das ihre bezeichneten. Zur linken Hand wogte im Sonnenlicht ein goldiges Weizenfeld, ein eben solches mit Gerste und ein blau leuchtendes Flachsstück.

Helios hielt den Wagen an.

„Mutter, Mutter! Sieh einmal, wir sind mitgefahren!" rief Joseph, herabspringend und auf eine Frau zueilend, welche vor dem Hause spinnend im Schatten eines großen Nußbaumes gesessen hatte und jetzt mit Verwunderung den Fremden entgegenschritt.

Hera stieg aus dem Wagen und die kleine Esther an der Hand haltend, ging sie auf die sich ehrerbietig Ver-

neigende zu. Das Kind entschlüpfte ihr und sprang mit dem jubelnden Ruf: „O, es war so schön! so schön!“ der Mutter entgegen.

Diese aber wehrete sowohl dem Knaben wie dem Mädchen.

„Rührt mich nicht an, Kinder!“ sagte sie ängstlich.

Wie ein schwerer, unsichtbarer Druck, eine geheime Furcht und Sorge lag es über den Zügen des noch jungen Weibes, das sich nun von den zurückweichenden Kindern wieder zu den Fremden wandte.

„Wir trafen deine Kinder am Wege, und ich bat sie, mich hierher zu führen,“ beantwortete die Jungfrau den stummen Gruß und den fragenden Blick der vor ihr Stehenden. „Ich möchte gerne etwas Speis' und Trank von dir kaufen —“ sie brach ab und lehnte erbleichend ihr Haupt wider das Thor des Gartens. Eine jähe Mattigkeit überwältigte sie.

Die Frau gewahrte es und winkte Helios, der nichts gesehen, da er die Maulthiere festgebunden.

„Führe die Jungfrau hinein,“ sagte sie mit sanfter, wohlklingender Stimme: „Ihr wird schwach — sie muß ausruhen und mein Gast sein.“

Der Grieche wollte seine junge Herrin umfassen, aber schon hatte sie sich wieder erholt und sich aufrichtend, sagte sie erröthend: „Laß mich, Helios, mir ist besser.“

Joseph und Esther drängten sich zu ihr.

„Komm, du mußt sehen, wie unser Haus hübsch ist!“ rief der Knabe, sie fortziehend.

„Ja, du mußt ruhen unter unserem Dache,“ setzte des Kindes Mutter hinzu, mitleidig in das bleiche Antlitz des schönen Mädchens blickend.

Hera schüttelte das Haupt. „Ich danke dir, gute Frau — ich bin nicht müde, nur hungrig und durstig. Laß mich hier eine Weile sitzen, hier ist es schön!“ sprach sie, als sie, von Kindern umschlungen, die wenigen Schritte bis zu der Bank, welche vor dem Hause stand, zurückgelegt hatte.

„Ich will dir jetzt gleich zu essen und zu trinken holen lassen. Joseph, laufe schnell hinüber zu Mirjam und sieh, ob die Kuchen fertig sind!“

„Du mußt aber mitgehen,“ bat der Knabe den mittlerweile auch vor dem Hause angelangten Helios. Willig schritt der Jüngling mit dem plaudernden Kinde davon.

„Weißt du, warum wir die Mutter nicht anrühren dürfen heute?“ fragte Joseph.

„Nein.“

Das Kind bemerkte nicht den matten, gleichgiltigen Ton der kurzen Antwort, und fuhr eifrig fort: „Ich will's dir sagen! Deswegen, weil sie das kranke Lämmchen, das gestorben ist, fortgetragen und begraben hat, damit ihm die bösen Geier nicht die Augen aushackten. Ich bin mit der Mutter gegangen und habe ihr graben helfen, aber angerührt habe ich das arme Thier nicht, weil sie's mir immer verbot. Und da, wie wir fast fertig waren, ist ein alter Mann gekommen in einem bunten Rock und mit einem hohen seltsamen Ding auf dem Kopf. Die Mutter wollte ihm die Hände küssen, aber er stieß sie von sich und sagte, sie sei ein unreines Weib, weil sie das arme Lämmlein begraben, und sie würde unrein sein bis an den Abend, und der einige Gott sei ihr gar sehr böse, bis sie Opfer gebracht habe. Da wurde die Mutter ganz traurig, und als der alte Mann, der so heiß und so müde aussah, gar nicht mit in unser Haus gehen wollte, da war sie noch viel trauriger. Ich wollte, der böse alte Mann wäre zu Hause geblieben.“

Bei den letzten Worten waren sie um das Haus herum in den kunstlosen Hof gelangt. Helios Blicke folgten der deutenden Hand des Knaben.

Vor der kreisförmigen Grube, in welcher, durch große Steintafeln verdeckt, das Holzfeuer zum Backen leise knisterte, kniete ein schmächtiges Mädchen, eifrig beschäftigt, die letzten der runden, flachen Brotkuchen von den Platten zu lösen. So eifrig war die Knieende, daß sie, ohne die Augen von ihrer Arbeit zu erheben, bei den herannahenden Tritten rief: „Joseph, komme hierher! sieh nur, wie schön es heute wird!“

„Wird's schön! O das ist auch gut, Mirjam, denn wir haben Gäste bekommen, zwei Gäste!“ sagte der Kleine wichtig.

„Wir, Gäste?“ erstaunt sah Mirjam in die Höhe, und als sie den fremden Jüngling neben dem Bruder gewahrte, überflog glühende Röthe ihr schmales, kindliches Gesicht. Fast erschrocken blickte sie zu Helios empor und sich hastig aufrichtend sah sie aus, als ob sie am liebsten gleich dem kleinen Joseph im Walde vor dem Fremden geflohen wäre. Dieser aber, des Mädchens Verwirrung bemerkend, sagte schnell: „Darum entsetzest du dich so? Sehe ich denn aus wie ein Räuber? Ich bin nur ein Sklave und komme, dich um etwas Brot für meine Herrin zu fragen!“

Bitter, fast hart klangen die Worte und minderten nicht das Staunen Mirjams. Einen Blick warmen Mitleids sandten die dunkeln Augen des Waldkindes hinüber zu dem schönen, hochgewachsenen Jüngling, der „nur ein Sklave“ war. Mit einem schüchternen: „Da nimm!“ reichte sie Helios die mit fertigen Kuchen gefüllte Schüssel hin, welche neben der Feuergrube stand.

Der junge Grieche dankte kurz und wendete sich zum Gehen. Doch Joseph ließ seine Hand los, eilte zu der Schwester und rief: „Du mußt aber auch mitkommen, Mirjam! Du mußt den goldenen Wagen sehen, in dem Esther und ich gefahren sind, und die hübschen weißen Thiere davor und das liebe, fremde Mädchen, das so gar hungrig ist, weil es aus der großen Stadt am Meere bis in unsern Wald gekommen!“

„Laß mich hier, Joseph, — ich muß erst noch das letzte Brot fertig haben!“ sagte das Mädchen leise, sich mit gerötheten Wangen wiederum über die heißen Steinplatten beugend.

Das Kind beruhigte sich, rief jedoch noch einmal zurück, während es Helios nachlief: „Komme aber sogleich, wenn das Brot gut ist! horst du?“

Und kaum hatte Mirjam das letzte Stück auf eine zweite Schüssel gelegt, da erschien Josephs Krauskopf aufs neue an der Ecke des Hauses.

„Schnell, Mirjam! Du sollst Honig bringen und Milch, sagt die Mutter!“

Wie der Wind war der Knabe wieder fort, Mirjam eilte in das Haus. Wenige Zeit später trat sie, das Gewünschte behutsam tragend, vor Hera. Sie wagte kaum den Blick aufzuheben zu der schönen, fremden Jungfrau, welche ihr so licht, so wunderbar erschien wie ein Wesen des Himmels, das herabgeschwebt zu dem einsamen Hause im Walde. So schnell sie konnte, setzte sie Krug, Becher und Honigschale auf den steinernen Tisch und wollte nach stummer Verneigung zurückgehen zum Hofe. Doch die kleine Esther, welche auf Heras Schoß saß, hielt sie am Kleide fest.

„Mirjam, du auch hier bleiben!“ rief sie bittend. „Komm, sitze neben uns und sieh einmal, wie Hera schön ist!“

Die Gepriesene lachte leise.

Mirjam aber flüsterte: „Lieber nicht, Esther, bitte, laß mich!“ und sanft löste sie des Schwesterleins braunes Händchen von ihrem Gewande.

„Nein, mit mir sollst du gehen und den Wagen beschauen und die Maulthiere!“ rief Joseph, zu ihr springend. „Nicht wahr, richtige Maulthiere sind es?“ wendete er sich zu dem Jüngling. „Komm du auch

mit, Helios, wir wollen ſehen, ob ſie noch Hunger haben, wie vorhin!"

„Ach — nicht," antwortete abwehrend der Grieche.

„Biſt du müde? — nun dann gehſt du allein mit, Mirjam! ſchnell, ſchnell!"

Eilig trippelnd zog der lebhafte Knabe die Schweſter mit ſich fort.

Hera beſchäftigte ſich inzwiſchen, nachdem ſie ihren Hunger geſtillt, mit Eſther, die nach kleiner Mädchen Art immer wieder neues an dem Schmuck und der Kleidung der ſchönen Fremden zu bewundern fand. Dann und wann miſchte ſich auch die Mutter, die Kleine ermahnend oder den Gaſt zum Nehmen von Speiſe und Trank ermunternd, in das Geplauder der beiden.

Helios hatte ſich auf den Boden geſtreckt, bald matt und gleichgiltig, bald in finſterem Sinnen ſah er auf in das dichte Grün des Nußbaumes. Nur zuweilen, wenn er die Augen geſchloſſen hatte, überſtrahlte ein Lächeln ſeine Züge. Ein Wiederſchein beglückender Erinnerungen war es.

„O Mutter, der Vater kommt!" rief die kleine Eſther plötzlich. Sie glitt von Heras Schooß herab und lief jubelnd, mit ausgeſtreckten Aermchen auf die Straße.

Freudig erſchrocken erhob ſich auch die Frau — ihr Rocken fiel zur Erde — ſie achtete es nicht, — glänzenden Auges eilte ſie dem Kinde nach. Aber an dem Thore des Gartens blieb ſie ſtehen und erwartete ſtill, mit der ſorgenden, gedrückten Miene, welche Hera gleich beim erſten Blicke aufgefallen war, das Kommen des Hausherrn und ihres Sohnes.

Mirjam und Joſeph, die bei dem Wagen geſtanden, hatten die Zurückkehrenden zuerſt bemerkt. Leichtfüßig wie eine Gazelle eilte das Mädchen ihnen entgegen. Jubelnd ſchlang ſie die Arme um den Hals des kräftigen, ſonnengebräunten Mannes und küßte ihn. Dann trat ſie zurück und mit freudeſtrahlendem Antlitz empfing ſie den Segensgruß des Heimgekehrten: „Der Herr ſei mit dir!"

„Der Herr ſegne dich", klang es innig als Antwort von ihren Lippen.

Joſeph umklammerte die Kniee des Vaters: „Mich auch ſegnen, mich auch küſſen!" rief er, und der Vater legte ſeine Hand auf des Knaben dunkle Locken, hob ihn auf und herzte ihn.

Während Mirjam froh den Bruder begrüßte, kam auch Eſther herbeigetrippelt und empfing ſtille des Vaters Segen, jubelnd ſeinen Kuß.

Am Thore aber ſtand die Mutter mit thränenglänzendem Blicke. Ihr Herz und Wünſchen war den Kindern voran, dem ſehnlich erwarteten Gatten entgegengeflogen, doch abwehrend hob ſie nun vor dem ihr Nahenden die Hände auf.

„Rühre mich nicht an, Jonathan," bat ſie angſterfüllt. „Ich habe ein gefallenes Lamm begraben und bin unrein bis die Sonne ſinket.

Und der Mann wich zurück.

„Dank ſei Jehovah, daß meine Augen dich wiederſehen," ſagte er ernſt.

„Amen, Amen," entgegnete das Weib, ihr Haupt neigend, dann aber glücklicher denn vorher aufſehend zu ihrem Gatten, den die Kinder umringten und mit unzähligen Fragen auf einmal beſtürmten. Vor dem Vater war auch Mirjam nimmer ſcheu und ängſtlich wie vorhin. Eifrig nahm ſie ihm und dem Bruder die hohen Weidenkörbe ab, welche ſie auf dem Rücken getragen hatten.

„Iſt Gutes darin?" fragte ſie erwartungsvoll. Und auf Andreas ſtolzes „Ja" lief ſie mit den beiden Kleinen ins Haus, um dort die mitgebrachten Herrlichkeiten auszupacken und zu prüfen. Wohlweislich aber wählte ſie den Umweg zur hinteren Thüre über den Hof, um nicht an den Gäſten vorbeigehen zu müſſen.

Dieſe hatten inzwiſchen alles mit aufmerkſamen Blicken beobachtet. Nicht Hera allein, auch Helios ſchaute bewegt auf die Gruppe vor dem Garten.

Waren dieſe Menſchen wirklich, wie Sprache und Gebräuche es bekundeten, Galiläer? Waren ſie Genoſſen eines Volkes, von welchem in Tyrus faſt nur mit verächtlichem Achſelzucken geredet wurde?

Die Heimkehr der Reiſenden und ihre Begrüßung zeugte von einem ſo glücklichen Familienleben, in den Jubelrufen und den Küſſen der Kinderlippen lag ſo viel herzliche Liebe, aus der Begrüßung zwiſchen Mann und Weib, gehemmt und gehalten, wie ſie war, vom Baume eines ſtrengen Geſetzes, ſprach eine Innigkeit, eine Herzensfreude, wie ſie weder Hera noch Helios in den goldſchimmernden Paläſten des vielgeprieſenen Tyrus je gefunden hatten. Und dieſe glücklichen, zufriedenen, liebereichen Menſchen waren wirklich Galiläer?

Hera hatte aufbrechen wollen, als der Familienvater zurückkehrte. Dennoch verweilte ſie jetzt noch, nachdem derſelbe mit Weib und Sohn den Garten betreten, die Gäſte mit ruhiger Freundlichkeit begrüßt und ſich auf einer der Bänke unter dem Nußbaume niedergelaſſen. Der eigene Wunſch, mehr von den Waldbewohnern zu ſehen und zu hören, der raſch auftauchende Gedanke, Mattan, den Prieſter, durch eine recht ſpäte Heimkehr, von welcher er ja ohne Zweifel Kunde erhalten würde, zu kränken, vereinigte ſich bei Hera mit den Bitten der aus dem Hauſe hervorſtürmenden Kleinen . . . . . ſie blieb.

Ahnungslos wie die Kinder, greifend nach Schmetterlingen, die ſie umgaukeln, oder einem in den Tiefen der Seele ſchlummernden, dem klaren Bewußtſein verborgenen Zuge folgend — ſo haben die Menſchen aller Zeiten oft die Brücke zu einem neuen Lebensabſchnitt überſchritten.

V. Die Freundlichkeit.

Hera und Helios verweilten vor dem Hauſe der Galiläer. Die Kinder liefen ab und zu und wußten mit der glücklichen Freiheit, welche Kindern eigen, durch ihr fröhliches Geplauder, ihre unermüdlichen Fragen bald allen, die dort im Schatten des Nußbaumes ruheten, die Befangenheit und ſtumme Scheu voreinander zu nehmen.

Nur Helios, der Sklave, blieb ſchweigſam; doch er warf heiße Blicke auf die Gruppe der Redenden. In ſeinem Innern wogten wohl vielerlei Stimmen, wenn ſie auch alle übertönt wurden von dem einen leidenſchaftlichen Ruf nach Freiheit.

Auch Mirjam, das ſcheue Kind des Waldes, miſchte ſich wenig in das Geſpräch, obgleich ſie mit leuchtenden Augen den Worten des Vaters und des Bruders folgte, als dieſe von den Erlebniſſen der Reiſezeit erzählten.

In jedem Jahre mehreremale brachte Jonathan die Zeltdecken, welche er daheim noch neben ſeiner Feldarbeit mit geſchickter Hand aus den langen Haaren der wilden Waldziegen verfertigte, in die Städte und Flecken Galiläas. Auch in der Bereitung geſchätzter Salben aus dem wohlriechenden Harze und den Früchten verſchiedener Bäume war der Vater erfahren, und all ſeinen Vorrath hatte er diesmal verkauft. Drinnen in der Kammer lagen die Hausgeräthe, die Schuhe, Bänder, Nadeln, Tücher und mehr noch der Dinge, welche er für die Seinen mitgebracht. Eſther und Joſeph hatten jeder zwei kleine ſüße Kuchen erhalten, wie ſie die Bäcker zu Tiberias kunſtvoll zu backen verſtanden. Mirjam fand für ſich in einem der Weidenkörbe eine Halskette von bunten Muſcheln, und für die Mutter kamen breite

Bänder zu Gürteln, deren die Frauen der damaligen Zeit mehrere, trugen hervor.

Viele der für sie so kostbar erscheinenden Gegenstände hätten die Kinder in ihrer Freude an allem Neuen schon hinausgetragen, um sie den Gästen zu zeigen. Ja, von den guten Kuchen mußte Hera sogar kosten.

Mirjam eilte ab und zu, um den Heimgekehrten Speise und Trank zu besorgen. Sie löste den braunen Sudar*) von des Vaters erhitzter Stirn und besprengte ihm das Haupthaar und den dunklen Tallith**) mit glitzernden Tropfen wohlriechenden Wassers, das er selbst ihr einst geschenkt. Doch scheu erröthete sie jedesmal, wenn ein Blick der Fremden sie in ihrer stillen Geschäftigkeit traf.

Durch den strengen Befehl göttlichen Gesetzes gebannt, war die Mutter des Hauses heute unfähig, dem Gatten oder dem Sohne solch kleine Dienste, welche die Wundermacht der Liebe in große Freuden wandelt, zu erweisen. Still und ergeben saß Rebekka abseits von den Ihrigen; nur zuweilen wich der Ausdruck geheimer Angst und Sorge, der ihr Antlitz überschattete, einem glückjagenden Lächeln.

So auch jetzt, da Mirjam mit geschürztem Gewande aus dem Hause trat und die Becken mit Wasser gefüllt zum Fußwaschen herbeitrug.

Was war es, das Helios, dem Griechen, das heiße Blut in die Stirne trieb? Ihm, der jede Arbeit, welche ihm seine Knechtschaft auferlegte, als eine Erniedrigung und Entehrung mit innerlichem Zürnen verrichtete?

Mit strahlendem Antlitz kniete Mirjam auf dem Boden, löste den Reisenden die Riemen ihrer Sandalen und badete die müden, staubbedeckten Füße im frischen Wasser. Als der Vater liebkosend die Hand auf ihren Scheitel legte, blickte das Mädchen zu ihm auf, glückselig und stolz wohl wie eine Königin.

„Mutter, da, nimm du das größeste Stück," rief Joseph, den Rest seines Kuchens in zwei Theile brechend und der Mutter den größesten bringend.

„Nein, mein Sohn, ich danke dir. Iß du selbst, Kind, ich bin nicht hungrig," war die abwehrende Antwort.

Joseph gab so gar gerne, und die Zurückweisung, freundlich wie sie war, schmerzte ihn.

„Vater, sieh nur!" rief er vorwurfsvoll, „die Mutter ist nie hungrig und nie durstig heute, — immer nur traurig! Und das hat allein der böse häßliche alte Mann mit der hohen Kappe gemacht!"

„Kind, stille! O lästere nicht einen Gesegneten des Herrn!" rief die Mutter ängstlich verweisend und auf des Mannes Frage erklärte sie: „Es kam ein Pharisäer zu mir heute Morgen, da ich das Lämmlein begrub. Er war ein frommer Mann, der in den Wegen des Höchsten wandelte und die Gebote Jehovahs auf den Nägeln seiner Finger trug. Und der Gerechte entsetzte sich über sündhaft Thun. Er hielt mir die Worte des Einigen mein vor —"

„Vater, er hat gesagt, die Mutter sei ein unreines Weib," fiel Joseph entrüstet ein.

Die Frau senkte die Augen und sprach weiter mit bedrückter Stimme: „Ja, er eiferte mit harten Worten wider mich und meine Sünden. Aber es war ein heiliger Zorn, der aus ihm redete. Nicht wollte er unter unser Dach treten, um zu ruhen und sich zu erquicken. 'Verflucht sei die Stunde', rief er, 'in welcher ich, ein Mann aus Levis Stamm, ein Mann, der das Gesetz gehalten mit allem Fleiß und großen Opfern, Gemeinschaft mache mit euch Galiläern! Ihr denket gering von eurer Sünde und Ungerechtigkeit, ihr erfüllet nicht die Opfer, die der Herr geboten — nimmer werde ich mich verunreinigen durch den Aufenthalt im Hause eines Galiläers! Ihr, die ihr wohnet bei den Götzendienern und redet gleich den Heiden — nimmer will ich mit euch aus euren ungewaschenen Schüsseln und Krügen Speise und Trank nehmen, auf daß ich mich nicht versündige wider des Höchsten Gebote, wie ihr!'

„Also redete der Pharisäer zu mir, und wahrlich, seine Worte schnitten mir ins Herz."

Leiser wurde des Weibes Stimme, und das bekümmerte Antlitz senkte sich tiefer.

Der Galiläer bedeckte die Augen mit der Hand.

„Fürwahr, sie binden schwere und unerträgliche Bürden und legen sie den Menschen auf den Hals, aber sie selbst wollen dieselben nicht mit einem Finger regen!"*) klang es nach kurzem Schweigen von seinen Lippen.

Andreas ergriff des Vaters Arm.

„Ja, so sagte er!" rief er eifrig. „So sagte er und er rief Wehe über die Schriftgelehrten und Pharisäer. Er schalt sie, daß sie verzinsen die Minze, Till und Kümmel und lassen dahinten das Schwerste im Gesetz, nämlich das Gericht, die Barmherzigkeit und den Glauben**).

„'Ihr verblendeten Leiter, die ihr Mücken seiget und Kamele verschlinget', so sagte er zu ihnen und er beschuldigte sie, daß sie rein hielten ihre Becher und Schüsseln von außen, 'aber inwendig sind sie voll Raubes!' So sagte er."

Der Galiläer neigte sein Haupt in freudiger Bejahung zu den begeisterten Worten des Knaben.

Das Weib aber war aufgestanden und zum Tische tretend, frug sie hastig: „Wer ist's? O wer ist's? Wer wagt es, solche Worte zu reden?"

Andreas griff nach der Mutter Hand — da wich sie schnell erschrocken zurück, saß wiederum nieder, abseits auf dem Steine und faßte mit bebenden Fingern auf's neue Spindel und Faden.

Einen raschen Blick warf Jonathan auf die Fremden; — Helios lag im Grase, mit geschlossenen Augen, aber der syrischen Jungfrau Antlitz war mit dem Ausdrucke inniger Theilnahme der Mutter des Hauses zugewandt.

„Erzähle, Vater! erzähle!" bat Mirjam leise.

Und der Vater sprach: „Wer solche Worte geredet, fragst du? — Ich wollte, Weib, du, ich wollte, ihr alle hättet ihn reden hören, — ihn den Gewaltigen, den Heiligen!

„Es war in Bethsaida, da Andreas und ich auf dem Markte standen, — dort hörten wir zuerst von ihm. Mich wunderte, wie der Mann sein möge, der das Volk also erregte.

„'Er ziehet umher mit seinen Jüngern', sagten sie, 'in allen Städten und Flecken des Landes, und wo ein Kranker nur den Saum seines Kleides anrühret, da weicht die Krankheit von ihm. Ja, er hat Tode auferweckt durch das Wort seines Mundes.'

„'Wer ist der, der solche Thaten thut?' fragte ich. Und siehe — niemand wußte mir rechte Antwort.

„Etliche sprachen: 'er ist Elias!' Etliche glaubten, Johannes der Täufer, den Herodes hat enthaupten lassen, der sei von den Todten auferstanden.

„'Nein', riefen wiederum andere — 'er ist Daniel, oder der andern Propheten einer, den Jehovah herabgesandt, ehe denn der Messias kommt!'

„'Er ist mehr, — wahrlich er ist mehr!' hörete ich einen Greis sagen. Von seinen eigenen Lippen habe ich

*) Sudar — das Tuch, mit welchem die Israeliten ihr Haupt umwanden. Baarhaupt zu gehen, galt für unanständig.

**) Tallith — heutzutage das Gebetmuch, mit dem das Haupt verhüllt wird, in der ursprünglichen Bedeutung aber der faltenreiche Mantel über dem enganliegenden Untergewande. (Delitzsch, Ein Tag in Capernaum.)

*) Matth. 23. V. 4.

**) V. 23—25.

die Worte vernommen: 'Ich bin Christus, Davids Sohn, und ich will Israel erlösen!'

„'Ja, er ist der Messias, er ist der Gesalbte des Herrn', riefen etliche laut.

„Aber viele waren, die lachten des alles und sagten: 'Wir kennen ihn wohl! Er ist Jesus, eines Zimmermanns Sohn aus Nazareth. Und was kann von Nazareth Gutes kommen?'

„Und da sie noch also alle untereinander uneins waren und hin und her redeten, da eileten Hirten, die auf den großen Weideplätzen vor der Stadt ihrer Herden gehütet, zum Thore hinein, und sie riefen mit lauter Stimme: 'Kommet und sehet! Jesus von Nazareth ist draußen mit seinen Jüngern!'

„Und alles Volk drängte sich. Die Weiber und Kinder, die Krüppel und die Kranken, die Jungen und die Alten — alles strömte hinaus zu dem großen Wunderthäter. Ich nahm den Knaben fest an die Hand und ward mit fortgerissen, ehe ich mich's versah."

Der Gäliläer schwieg und blickte ins Weite, als gewahre er dort noch einmal, was er bei Bethsaida geschaut.

Mirjam rührte leise seinen Arm an. „Ist es aus, Vater?" fragte die kleine Esther.

— — „Ja, — dort auf dem Hügel saß er im Sonnenlicht", — fuhr der Vater fort. „Dort sahen meine Augen ihn zuerst!

„'Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!' Das waren die ersten Worte von seinen Lippen, die durch das Gesumme der Menge an mein Ohr drangen.

„Und sie kamen zu ihm — wahrlich, die Mühseligen und Beladenen kamen! O Weib — o ihr Kinder — große Thaten, göttliche Werke sah ich verrichten durch die Hände, durch das Wort dieses Jesu von Nazareth!

„Sie brachten zu ihm die Lahmen und Blinden, und er gab ihnen gesunde Glieder, er gab ihnen das Licht ihrer Augen!

„Ich sah einen Aussätzigen, vor dem alles Volk scheu zur Seite wich. Ein Jammerbild war der Mensch anzuschauen, wie er auf kranken Füßen wankend, den Hügel erklomm.

„'Jesu, lieber Meister, erbarme dich meiner!' also rief er.

„Da legte der Wunderbare beide Hände ihm auf die Schultern und sahe ihm ernst ins Antlitz.

„'Sei rein, und folge mir nach!' sprach Jesus, und ich gewahrte, wie ein Beben über ihn kam und sein Haupt sich zur Brust neigte.

„Aber wie Schuppen fiel es von des Aussätzigen wunden Augen, von seinen beulenbedeckten Gliedern — er ward rein auf Jesu Wort!

„Diese, meine Augen haben es gesehen, — ich würde es nicht glauben, wenn ein anderer mir solch Wunder kündete. — Mein Vater hat mir gesagt von Rabbi Hillel*), dem großen Lehrer zu Jerusalem, — hier aber war mehr als Hillel!

„Nicht kann ichs wiedersagen, was alles dieser Jesus von Nazareth verkündet. Wie der kühle Wind vom Meere in der Gluth der Wüste erquickend des Reisenden Haupt umweht, — also wars mir, wenn er redete.

„'Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen, denn mein Joch ist leicht und meine Last ist nicht schwer', rief er uns zu. Und er sagte, wir sollten Gott vertrauen wie einem lieben Vater, denn er wolle sich nun wieder erbarmen über Israel.

„'Ich bin gekommen, zu predigen das Evangelium den Armen, zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen und den Blinden das Gesicht und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen!'

„Das ist die Botschaft, die er brachte.

„Und dann wieder fuhren seine Worte dahin wie der Donner, sie trafen wie der zündende Blitz aus der Höhe.

„Die Pharisäer schalt er und die Schriftgelehrten, daß sie dem Volke mit ihren unzählbaren, unerfüllbaren Aufsätzen das Himmelreich zuschlössen.

„'Ihr aber werdet selbst nicht hineinkommen, ihr blinden Blindenleiter!'" also rief er mit lauter Stimme.

„Ich sah geballte Fäuste, die sich wider ihn, der also gewaltig predigte, erhoben. Ich sah Pharisäer und Tannaim*) hinweggehen von der Stätte mit wildem Haß im Antlitz.

„Er aber saß ruhig, wie vordem, auf dem Hügel im Sonnenlicht. Einer seiner Jünger bat ihn, sich zu hüten vor dem Zorn der Mächtigen in Israel.

„Da sprach er: 'Kann auch jemand dem Sohne des Höchsten ein Haar krümmen, ehe die Stunde geschlagen, die der Vater zum Opfer bestimmt? Kann nicht auf mein Wort eine Legion Engel vom Himmel herniederfahren und alle meine Feinde vernichten?'

„Zu uns wandte er sich dann und rief: 'O du halsstarriges Volk, o du Volk so trägen Herzens, — warum glaubest du denn noch immer nicht dem Gesalbten des Herrn?'"

Der Galiläer brach ab und die Augen mit der Hand bedeckend, saß er lange ganz still.

Nicht sein Weib, nicht die Gäste, nicht die Kinder wagten anfangs dies Schweigen zu brechen.

„Wer glaubst denn du, daß der Mann sei?" fragte Hera endlich.

Jonathan blickte auf. Jedoch noch ehe er antworten konnte, rief Mirjam: „O Vater — das ist der Messias, dessen wir harren!"

Hochaufgerichtet stand das Mädchen, von den Strahlen der Abendsonne umflossen. Ihre vorige Scheu war geschmolzen in den Flammen der gläubigen Begeisterung, welche in ihren Zügen leuchtete. Aber als jetzt ein staunender Blick aus der fremden Jungfrau Augen die ihren traf, verbarg sie erröthend, verwirrt, das Antlitz in des kleinen Bruders Locken.

„Was ist es mit diesem Messias?" fragte Hera.

„Er ist der große König, den Jehovah durch den Mund seiner Propheten unserem Volke verheißen; und er wird Israel erlösen von der Herrschaft der Unterdrücker, er wird das Land wiederum groß und herrlich machen, wie es zur Zeit König Davids, zur Zeit des weisen Salomo gewesen," entgegnete der Galiläer.

„Der Messias soll aus dem Stamme David kommen," sagte sein Weib.

Jonathan wandte sich zu ihr, deren Händen der Faden längst entglitten, und deren Augen an den Lippen ihres Gatten hingen.

„Jesus von Nazareth ist ein Sohn Davids. — Ein Bürger seiner Vaterstadt versicherte es mir."

„Gelobt sei der Herr! — So ist der Messias erschienen! Und er wird uns helfen, er wird uns befreien, wie er versprochen, er wird uns einen Weg weisen zum Reiche Gottes, den wir gehen können!"

Das Weib rief es mit strahlendem Blick. Der Druck, der auf ihrer Seele lastete, schien entschwunden. Ver-

*) Rabbi Hillel mit dem Beinamen „der Alte", lebte und lehrte von 110 vor Christo bis 10 nach Chr. Mit seinem achtzigsten Jahre wurde er Präsident des Synedriums, ausgezeichnet durch große Gelehrsamkeit und Sanftmuth. Die Behauptung von Renan u. a., Jesus Christus habe Hillels Lehren gepredigt, beziehungsweise nachgesprochen, findet in der Abhandlung „Jesus und Hillel" von Fr. Delitzsch eine überzeugende Widerlegung.

*) Gesetzesgelehrte.

gessend des Gesetzes, das sie bannen sollte, streckte sie Jonathan ihre Hände entgegen, und er ergriff sie.

Mit ernster, bewegter Stimme sprach er: „Ihr saget ihn nicht und nennet ihn den Messias — immer seid ihr schneller bereit zu glauben und zu trauen, als ein Mann es ist. — Ich aber sah ihn, den Wunderbaren, und ich hoffe zu Gott, daß er der ist, deß wir harren! Zukünftige Tage müssen es beweisen."

„Vater, waren auch Kinder mitgegangen zu dem guten Mann?" fragte Joseph.

Der Vater lächelte und strich über des Knaben dunkles Haar.

„Wohl sah ich Kinder", antwortete er. „Viele Mütter brachten sie hin zu Jesu, daß er sie segne. Ich sah einen Knaben wie meinen Joseph, den küßte der Wunderthäter und sprach zu ihm: `Vergiß nimmer dieser Stunde, mein Sohn! Und nach dem Kampfe wirst du die Herrlichkeit schauen, die mein Vater bereitet hat, denen, die ihn lieben!'"

„Hast du kein kleines Mädchen gesehen, gar keines?" begehrte Esther zu wissen.

„Ja, doch, ich sah ein Kind, fast wie meine kleine Esther. Die Mutter leitete es hin zu Jesu Füßen — nicht konnte es allein den Weg finden, denn es war blind, — blind geboren. Jesus aber neigete sich zu dem Mägdlein, er seufzte tief und seine Lippen bewegten sich, aber ich hörte keine Worte.

„Dann ruheten seine Finger über den geschlossenen Lidern, und er schaute gen Himmel. Als er die Hand wegnahm, da sah ihn das Kind an, mit lichtem, freudigem Blick. — Weinend vor Freude sank die Mutter vor ihm nieder. Jesus aber hob das Mägdlein auf, und es herzte ihn. Da erglänzten seine Augen, er deutete auf das Kind und rief: `O, daß ihr wäret wie dieser Kleinen eines: Einfältigen Herzens und reich an Liebe und Vertrauen!'"

„Vater, wir wollen auch hingehen zu dem guten Mann!" rief Joseph eifrig.

Der Galiläer blickte hinaus über den Zaun des Gartens und deutete auf das wogende Kornfeld.

„Das Korn steht reif zur Ernte", sprach er, — „und der Acker muß zur neuen Saat bestellt werden. Da thut des Hausvaters Hand daheim noth. Doch später — — ja, fürwahr! ihr müßt ihn hören, ihr müßt ihn sehen! Auch meine Kinder sollen den Segen der Freundlichkeit empfangen."

„Wessen Segen?" fragte Hera.

„Die Freundlichkeit — so nennen sie Jesus im Lande. Ich hörete die Weiber einander zurufen: `Kommt, kommt! lasset uns zur Freundlichkeit gehen!'"

„Laßt uns zur Freundlichkeit gehen!" wiederholte leise die Mutter.

„Gehst du auch mit, Hera?" fragte Esther die still sinnende Jungfrau.

„Ich kann es dir noch nicht sagen", antwortete sie lächelnd.

„Sage ja, Hera! In dem goldenen Wagen kommst du, und dann darf ich bei dir sitzen!"

„Und ich darf die Zügel halten, nicht wahr, Helios, du fauler Mann?" rief Joseph, von des Vaters Knieen gleitend und hinspringend zu dem Jüngling, der mit geschlossenen Augen im Grase lag.

Helios richtete sich auf, seine Lippen bewegten sich, doch er antwortete dem Kinde nicht. — Ob er die Worte des Knaben vernommen? — Aber noch ehe dieser seine Frage wiederholen konnte, sagte Hera, nach der sinkenden Sonne weisend: „Es wird spät, — wir müssen aufbrechen! Ich scheue die Geister der Nacht."

Der Grieche neigte sein Haupt, ohne zu reden, und von Joseph gefolgt, eilte er zu den Maulthieren.

Während das Kind noch einmal etwas Futter herbeiholte und es den Begierigen bot, dankte Hera den Galiläern für ihre Gastfreundschaft und sie that dies mit wärmeren Worten, denn sie gewohnt war, zu Leuten, die ihr an Stand und Reichthum so ungleich, zu reden.

Die kleine Esther wollte das schöne, fremde Mädchen noch nicht von sich lassen.

„Dann mußt du aber morgen wiederkommen," bat sie, als sie eingesehen, daß all ihr Schmeicheln und Drängen vergeblich.

Hera beugte sich zu dem Kinde, küßte seinen rothen Mund und versprach ihm baldige Rückkehr.

„Ich möchte dir so gerne etwas schenken," sagte sie, deren Sinn es zuwider, Freundlichkeiten ohne Gegendienst zu empfangen.

Sie mühte sich, das Balsamfläschlein von kostbarem Glase, welches an der goldenen Kette ihres Gürtels hing, zu lösen. Doch umsonst — das zierliche Ding war fest an das haltende Gold geschmiedet.

Da zog Hera den glänzenden Pfeil aus ihrem lichten Haar und steckte ihn der sich erröthend vor ihr neigenden Mirjam durch die dunklen Zöpfe.

„Für dich habe ich denn nichts heute, kleine Esther," sagte sie lächelnd. „Doch morgen bringe ich dir etwas Schönes."

„Ja, morgen!" jubelte das Kind, schnell getröstet durch die Hoffnung neuer Freude.

Und dann bestieg die Jungfrau, von den gastfreundlichen Galiläern geleitet, den Wagen, welchen Helios für den Rückweg gewendet hatte.

Der Jüngling zog die Zügel und spornte die kräftigen Thiere zum Laufe an.

Grüße und Zurufe — ein letztes: „bis morgen!" dem schwarzlockigen Joseph, der noch ein Stück Wegs neben dem Fuhrwerk herlief — dann war das einsame Haus im Walde nebst seinen Bewohnern den Blicken Heras entschwunden.

Wieder war sie allein mit Helios. —

Eine Weile fuhren sie schweigend unter den rauschenden Bäumen dahin.

Süßer als am Tage klang jetzt das Lied der Nachtigallen aus dem Schatten der Cypressen. Lieblicher dufteten die Rosen, und würziger Hauch entströmte den stillen Kindern des Waldes, den Veilchen im Moose und ihren vielfarbigen Genossen. Leicht wallte bläulicher Nebel, wie der Odem eines Gottes zwischen den epheuumrankten Stämmen. Der Sonne letzter Strahl küßte die fleckenlosen Lilien im Thale.

Aus dem Dickicht trat eine schlanke Gazelle hervor bis auf die Mitte des Waldweges, — als der Wagen nahte, floh sie scheu mit schnellem Fuße.

„Woran denkst du?" fragte Hera den Jüngling, der die Zügel lässig hielt und dem enteilenden Thiere nachsah.

„Ich kann es nicht sagen," erwiderte er rauh und abweisend.

Die Dämmerung sank herab, — Hera zog den Schleier um die Schultern, der Hauch des kühlen Abendwindes streifte sie.

Jetzt blickte Helios um zu ihr.

„Begehrst du nicht, den Mann zu schauen, von dem der Galiläer geredet?" fragte er hastig.

„Wohl will ich ihn sehen und ich werde ihn sehen! Der Vater soll mich hinziehen lassen oder mich selbst begleiten. Heute Abend noch sage ich es ihm."

„So nimm mich mit! O zieh nicht ohne mich!"

Heißes Verlangen, Herzensangst sprach aus den Worten des Jünglings.

Sie durchzuckten Hera mit zitternder Freude.

„Ich gehe nicht, wenn du nicht bei mir bist, Helios!“ sagte sie erbebend.

Tief auf athmete der Grieche und in leidenschaftlichem Tone sprach er, wie mit seiner Seele redend: „Zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen — — daß sie los sein sollen — los — frei!“ wiederholte er leise wieder und wieder mit strahlenden Augen.

Die Wahrheit in der Kinderwelt.

Nicht jene Pilatusfrage: was Wahrheit? wollen wir hiee beantworten.

Unsere Aufgabe ist noch allgemeiner. Uns fällt, wenn wir den Begriff im allgemeinsten Sinne fassen wollen, das innere Frohlocken jenes Schaffhauser Studenten ein, aus dem der bekannte Antistes Spleiß geworden ist, wenn er in der Mathematik wieder mit Zahlen und Formeln auf's Unzweideutigste irgend einen Lehrsatz zu beweisen gelernt hatte. Das ist Wahrheit, unumstößliche Wahrheit! mochte es in seiner Seele heißen; und diese Erkenntniß ist ein Besitz, der real ist! —

Und wem wäre es nicht schon ähnlich ergangen! Wer hat nicht schon mit Frohlocken die Wirklichkeit irgend einer Sache oder eines Satzes gefunden? Wir fühlen, unumstößliche Wahrheit giebt einen Halt, den nichts sonst uns geben kann, eine Sicherheit und Charakterfestigkeit, wie wir sie durch nichts sonst erlangen können. Es ist, wie wenn unser Inneres gehoben, veredelt wäre, oder wie wenn unsere eigene Wahrheit sich durch die angeeignete, erkannte, wie eine verschlossene Knospe aufthue und vermehre.

Hat die Kinderwelt auch Wahrheit? Sie hat Wahrheit nicht nur, sondern hat auch Durst nach Wahrheit. Die kleinen, kaum erst zum Sprechen erwachenden Kinder reden Wahrheit, kindliche Wahrheit. Ihre kleine Welt ist ihnen eine wahre Welt. Habt Ihr's nie beobachtet, wie Kinder von 3—4 Jahren, die das Sprechen lernen, sich augenscheinlich freuen und eine innere Befriedigung empfinden, wenn ihnen auf ihr Befragen von verschiedenen Personen derselbe Name für dasselbe Ding entgegentönt. Das Wissen dieser Namen von Dingen und Eigenschaften wird ihnen so zu einem sichern Besitz, der Wahrheit ist. Wie ist nun eben diese Uebereinstimmung Aller in Beantwortung der Einen Frage des Kindes, ein Wahrheitssame für den Geist und das Gemüth des Kindes!

Dagegen kann man deutlich das Mißbehagen, die Verlegenheit und Enttäuschung wahrnehmen, wenn man z. B. mit Lügenscherzen, mit Verstellung und Unwahrheiten dem Kinde begegnet. Es geht ihm dann ähnlich wie uns, wenn wir uns an einem Menschen, zu dessen Aufrichtigkeit wir uns versehen haben, geirrt haben — eine Betrübniß anfänglich, dann Zweifel und Mißmuth sind die Bewegungen der Seele.

Die Ahnung, daß es auch eine unwahre Welt gebe, hat man im Kinde hervorgerufen; und was es erst bei mehr Festigkeit der Seele hätte erfahren sollen, hat es beim weichen bildsamen Zustande derselben kennen gelernt.

O der Lügen von Vätern und Müttern gegen die Kinder! Da wird der Fluch mit Seilen der Lüge auf die Kinder herabgezogen. Schon das lallende Kind muß belogen sein. Weint es, so soll's gestillt werden mit dem schwarzen Manne vor der Thür oder mit lügenhaften Versprechungen, die man nie zu halten gedenkt. Man droht mit Strafen, die man nie ausführt, man stellt sich grimmig, während das Kind an den Augen abliest, daß man das Lachen kaum zurückhalten kann: — um und um Lüge, Unwahrheit, Täuschung, Verstellung. Und da will man sich wundern, wenn das Kind frühe lügen lernt.

Dagegen wie ließe sich auf jenem ersten Wahrheitsfundament der Namen und Begriffe fortbauen, wenn Alle im Hause, wenn die ganze Umgebung sichs zur heiligen Pflicht machen würden, dem Kinde nie und in keiner Form anders als Wahrheit zu sagen. Diese Uebereinstimmung Aller — denn in der Wahrheit ist Uebereinstimmung — müßte den tiefsten Eindruck von Wahrheit, Sicherheit und Festigkeit machen.

Je älter die Kinder werden, desto schärfer lauscht die Aeuglein nach deinem Benehmen bei Besuchen, Gästen, Hausfremden, desto genauer hören ihre Ohren auf deine Worte — und immer weiß das Kind, ob deine Stellung wahr war und harmonirte, wenigstens hat es diesbezügliche Eindrücke.

Es ist lehrreich, was aus der Schule eines berühmten Erziehers berichtet wird, daß die Schüler nämlich einander sagten: „Es ist eine Schande ihn anzulügen, er glaubt Alles!“ Jedenfalls war dies bei ihm so, weil auch Alles, was er sagte, probehaltig und wahr war.

Gut erzogene Kinder, die selbst in der Wahrhaftigkeit stehen, glauben Alles und immer ist es ihnen eine schmerzliche Enttäuschung, hintennach zu erfahren, daß das als wahr Erzählte

nicht wahr ſei. In einem gewiſſen Sinne bleibt dieſer Zug Wahrheitsmenſchen. Und das: „Sollte Gott geſagt haben?“ des geſcheidt ſein ſollenden Zweifels, der ſich immer und überall an Alles hinmacht, iſt nicht ein Beweis von beſonderem Wahrheitsſinn, denn er hat etwas den Geiſt zerſetzendes „Alles bekrittelndes“ in ſich, während ein Wahrheitsmenſch das reale „iſt“, das poſitive „Ja“, d. h. „ich habe und weiß etwas“ kennt und in ſich trägt.

Es ſagte vor vielen Jahren eine einfache Bauernfrau: Die Pfarrer ſollten auf der Kanzel doch nicht ſo viele „wäre, hätte, ſei“ ꝛc., d. h. nicht ſo viel die bedingende Redeform gebrauchen; ſie ſollten ſagen: „war, hatte, iſt“. Ja, der kurze kräftige Wirklichkeitsſtyl, beſtimmt, gewiß, überzeugungsvoll, iſt wie der feſte Tritt eines charakterfeſten und beſtimmten Menſchen, da findet das Kind beſtimmte Fußſtapfen, in die es treten und ſich darauf verlaſſen kann.

Traurig muß es mit dem feſten Wahrheitsſinn und Wahrheitsgehalt eines Menſchen beſtellt ſein, der zu einem lateiniſchen Satz: „Die Seele iſt unſterblich“, den Schülern die Bemerkung macht: „Das iſt noch eine Frage der Wiſſenſchaft“; traurig, wo man die Religion der Zukunft erſt noch wiſſenſchaftlich ermitteln muß. Was, wir fragen auf das Gewiſſen jeden in der Welt draußen geweſenen Menſchen, ſoll denn einem jungen Menſchen, der das Vaterhaus verlaſſen und in die verſuchliche Welt hinaus muß, Feſtigkeit, Halt und eine gewiſſe Lebensrichtung geben?

Es *giebt* eine Wahrheit, und zwar eine Fülle von Wahrheit. Und da der Menſch dieſe Wahrheit durch eigenes Nachdenken nicht finden, nicht in ihren herrlichen Reichthum eindringen kann, ſo muß ſie Gott dem Menſchen offenbaren. Das iſt geſchehen durch Propheten und durch den Sohn Gottes Jeſus Chriſtus ſelbſt, der die Wahrheitsfülle uns erſchloſſen hat; denn er ſelbſt iſt die Wahrheit. Das heil. Bibelbuch iſt der Chriſtenheit ihr Lagerbuch und darum iſt ſie auch und wird es bleiben bis an das Ende der Tage das wahre Unterrichtsmittel in der Wahrheit und zur Wahrheit.

Wir behaupten und ſchreiben dieſes Wort mit vollem Bedacht und mit Wohlwollen gegen Andersdenkende nieder, daß kein Menſch auf die Dauer, ſeinem Wahrheitsſinn und ſeinem Charakter unbeſchadet, der hier im Bibelbuch geoffenbarten Wahrheit widerſtehen, ſie läugnen und innerlich abthun kann. Immer, er mag ſonſt ſo nobel ſein als er will, ſo tolerant, ſo weitherzig als er will, immer wird ſchließlich das Reſultat in ſeiner Moral, in ſeinem Charakter ein Defizit, eine bedenkliche „Leze“ ſein, die tauſendmal ſchlimmer iſt, als eine Leze an einem edlen Organ ſeines Leibes.

Darum in die Bibel hinein, Ihr Väter, Ihr Mütter, Ihr Lehrer. Dort iſt Wahrheit, dort bildet ſich der Wahrheitsſinn Eurer Jugend am beſten. „Wer aus der Wahrheit iſt, der höret meine Stimme,“ ruft unſer Erlöſer uns zu Joh. 18, 37 und ſagt uns damit, wohin unſer und unſer Kinder Sinn erſchloſſen und offen ſein ſoll, um wahrhaftige und durch die Wahrheit frei gemachte Leute zu werden. Da kennt man die Lüge als ein Vergehen, eine Sünde wider Gott anſehen.

(Nach Chr. Tiſchhauſen.)

Bilder aus der inneren Miſſion.

Für Haus und Herd von G. Frei in Berlin.

Nach der erſchütternden Predigt des eigenartigen Propheten Jona lag Ninive im Staub und in der Aſche bußfertig und gnadehungrig auf den Knieen. Dies war ein Erfolg, wie wir ihn zum zweiten Mal in der Geſchichte des Reiches Gottes nicht wieder finden.

Das große Berlin iſt von einer ſolchen durchgreifenden Buße noch weit entfernt. Die rieſigen Bollwerke des Satans ſprechen dem Ausbreiten des Reiches Gottes hierorts in ihren mannigfachſten Erſcheinungen vielfach beißenden Hohn, und erweiſen ſich widerſtandsfähiger als ſeinerzeit Belfort und Sedan. Es ſind freilich kräftige Stimmen, die hier von den Kanzeln ertönen; erwähnt ſeien nur Kögel, Stöcker, Frommel, Braun, Diſſelhof, Freibank, Kreibig, Knack u. a. m. Aber es ſind deren viel zu wenig, und die ſämmtlichen Kirchen bieten nicht einmal Raum für das Berliner Dienſtperſonal.

Wie einſame Wachtpoſten nehmen ſich die wenigen Kirchen in dem aufſtrebenden Berlin aus. In den enorm großen Kirchſprengeln eine ſchriftmäßige Seelſorge auszuüben, iſt daher für die wenigen Paſtoren eine reine Unmöglichkeit. In nervöſer Haſt müſſen vielorts die nothwendigſten kirchlichen Functionen ausgeübt werden. Von einem Eindringen in die großen Maſſen kann ſpeziell von der Kirche keine Rede ſein.

Dem eigentlichen Nothſtand der Kirche ſucht nun aber die Stadtmiſſion abzuhelfen. Freilich operirt ſie noch mit wenigen Kräften, doch iſt ſie

schon zu einem rechten Hebel der Kirche geworden, und ihr Segen ist unverkennbar. Leider wird selbst die Stadtmission nicht von allen Geistlichen und Würdenträgern mit der ihr gebührenden Sympathie begrüßt. Ihr energischer Leiter, Hofprediger Stöcker und zugleich Volkstribun, hat sich um dieselbe schon recht verdient gemacht. Die Stadtmissionare sind das untergeordnete, dienstthuende Personal der Staatskirche. Verhältnißmäßig predigen dieselben wenig und werden mehr zur Errichtung von Sonntagschulen, Jünglings- und Männervereinen, besonders aber hauptsächlich zu Hausbesuchen behufs Nachforschung von ungetauften Kindern, ungetrauten Ehen u. s. w. und zur Abhaltung von Bibelstunden verwendet.

Erwähnenswerth ist auch, daß die Stadtmission sich der vielen Schiffer, welche hier mit ihren Kähnen die Spree passiren und ohne Gottes Wort sind, liebend annimmt. Ein Missionar hat sich die spezielle Aufgabe gestellt, denselben auf einem Spreekahn das Evangelium zu verkünden. Zuerst sammelte er 50—100 Zuhörer um sich, meist Schiffer und Arbeiter. Zuweilen sind es manchmal 300—400 Zuhörer aus allen Ständen, darunter viele, die gerade des Weges kommen und gerne eine Weile stehen bleiben. Die Besitzer der Kähne stellen dieselben gerne zur Verfügung. Es ist nicht selten, daß der eine sich dem anderen vordrängt und sagt: „Ach, nehmen Sie doch meinen Kahn, sehen Sie, der paßt noch besser!" Einer der Zuhörer brachte eine Zeitung — bis der Ort der Andachten gewechselt wurde — regelmäßig eine Trompete mit, um damit der gesammten Umgegend das Signal zu geben, das jetzt der „Gottesdienst" beginnen solle.

Beim Beginn der Feier sagte einmal ein alter Schiffer: „Na Kinners, nu wollen wi ok recht andächtig sien, as wenn wi in de Kirch wiern." Häufig kommt es vor, daß vorüberziehende Fahrzeuge anlegen und die Insassen still zuhören. Nachher heißt es dann wohl: „Dät was tor ganden Tied, dat wi Gottes Woort hiern kun." Vom Ufer her erschallt zu vielen der Ruf: „Lauter! daß wir auch etwas hören!"

Die Stadtmission streckt ihre Arme bald in alle Gegenden der Stadt aus und sucht wenigstens zu helfen so viel ihr eben möglich ist. Zu dem noch nicht so lange errichteten Stadtmissionshause auf dem Johannistisch im S. W. der Stadt, tritt nun ein zweiter im Osten, der auf den ersten April bezogen und eingeweiht werden soll.

Neben der Stadtmission, mit derselben aber innig befreundet, ja beinahe Hand in Hand gehend, wirkt ein anderer christlicher Verein sehr im Segen, an dessen Spitze Graf von Bernstorf, Graf Pückler und Baron von Ungern Sternberg stehen. Am Wedding gründeten sie ein Vereinshaus neben der neu erbauten Paulskirche. Ferner ein christliches Hospitz in der Behren-Straße im Centrum der Stadt, mit etwa vierzig Zimmer und Räumlichkeiten für gottesdienstliche Versammlungen und nun entstand ein Drittes im Osten von Berlin. Um eine Geldquelle für obengenanntes, neuerrichtetes Vereinshaus zu eröffnen, wurde Pastor Funke von Bremen, der beliebte Schriftsteller, nach Berlin berufen, um bei einem extra für diese Sache arrangirten Theeabend im Architekten-Hause der Hauptredner zu sein. Etwa 600 Personen, theils aus der höchsten Aristokratie, fanden sich dazu ein.

Nach einleitenden Bemerkungen über die kirchlichen Verhältnisse in Bremen, fragte er, vom Lehrtext des Tages, Luc. 5, 10, zu seinem Thema, Stärkung in der Arbeit der evangelischen Liebesthätigkeit, übergehend, nach den Ursachen der allgemeinen kirchlichen und sozialen Misere und wies verschiedene Antworten zurück. Er selbst sieht den Hauptfehler darin, daß man aufgehört hat, die Gemeinde als einen lebendigen Organismus anzusehen, in dem *jeder Einzelne* berufen ist, das Reich Gottes zu bauen und Seelen zu werben für das Himmelreich. Der Kirche ist nicht zu helfen durch Verfassungen, nicht durch Liturgie, nicht durch große Kanzelredner, nicht durch erbauliche Schriftsteller, nicht durch Millionen und Milliarden — es thut uns eine Gemeinde noth, in der Jeder sich für das Ganze, ja, für die Menschheit mit verpflichtet fühlt. Was hilft es, die Kirche loben und doch nicht mit ihr arbeiten? Wir können die Leute nicht brauchen, die da sagen: „Die Kirche ist eine ausgezeichnete Einrichtung, wir können nicht ohne sie bestehen," aber vom Geist der Liebe und des Trostes nichts wissen; das heißt die Kirche zu einer Art Polizeianstalt erniedrigen. Es gilt etwas Anderes, es gilt *Begeisterung* bis zum Zeugentod. Wem die Sache wirklich am Herzen liegt, wer in Jesu Frieden gefunden hat, der wird zuerst ein fröhlicher Mensch in seiner Arbeit für Gottes Reich. Der Christen Fröhlichkeit ist eine Apologie des Christenthums. „Du Kind Gottes, du Erbe der Ewigkeit, du willst hier stehen und maulen?" Es gilt, zu wissen, daß Gott unsere Arbeit will, es gilt, nicht zu verzweifeln bei aller Schwierigkeit. *Es giebt keine ungläubigen Menschen*, es giebt nur unglückliche Menschen, denn unglücklich ist, wer den Heiland nicht kennt. Glaube nicht, daß sie ungläubig sind, die von sich sagen, sie sind ungläubig; sie sind nicht ungläubig, sondern unglücklich, und darauf wage es, sie zum Glück des Glaubens zu führen. Diese Arbeit hat die Verheißung. Der christliche Gedanke kommt im Menschen nicht so leicht zur Herrschaft, wie z. B. das Nationalitätsgefühl; erst wo das Christliche entschieden gepredigt wird, da kommt es zur Entscheidung im Menschen, da tritt die große Frage: Entweder — Oder hervor.

Weiter: Wer im Reich Gottes wirken will, muß Muth haben, auch in Jesu Sinn zu wirken, das heißt, mit Jesu Barmherzigkeit! Es ekelte ihn nicht, er wandte sich nicht ab, wenn er Elend fand; wenn er nach Berlin käme, in einen Hof, wo hunderte von Menschen wohnen, von denen keiner daran denkt, in die Kirche zu gehen, er würde die Menschen nicht verdammen: er thäte dies auch nicht, wenn er in eine Branntweinschenke, zu den Prostituirten, in die Börse . . . ginge.

Es giebt freilich nicht „siebenundzwanzig Wege" zur Seligkeit, sondern nur einen; aber Jeden gern zu dem

einen Weg bringen zu wollen, das iſt Toleranz. Man muß ſich das Verdammen abgewöhnen. Es iſt unſere Sache, das Verlorene zu ſuchen, das Seligmachen iſt des Herrn Amt. Aber es iſt nicht ſo einfach zu ſagen: „Ich will;“ viele Dinge kommen ſtörend dazwiſchen, Fragen des Standes, der Partei, der Hochmuth, die Prüderie; wie jene Dame in Paris einen verlorenen Ring, den ſie nicht preisgeben wollte, mit eigenen Händen aus dem Straßenkanal herausholte, ſo ſollen wir uns nicht ſcheuen, ſelbſt in das Elend hineinzugreifen, wo wir wohl etwas Beſſeres retten können, als einen vom Urgroßvater ererbten Ring. Nicht ängſtlich!

Endlich nannte er noch das Geld, welches Chriſten auch übrig haben müſſen für das Reich Gottes. Ein Sprüchlein lautet: „Die Liebe überwindet all' Ding: — Du lügſt, ſprach der Pfennig.“ In einer Gebetsverſammlung in Amerika begleiteten die Zuhörer alle Auslaſſungen des Redners mit ihrem: Amen, Amen, ſtimmten auch mit Amen in ſein Gebet, aber als der Redner nun zum Opfer mahnte, ſchwiegen alle ſtill.

Wenn hier in Berlin im großen Ganzen auch unendlich viel zu wünſchen übrig bleibt, ſo iſt doch mit Freuden zu conſtatiren, daß es wohl noch nie eine ſolche Zeit gab, wo ein ſo ernſtliches Verlangen nach dem Worte Gottes ſich kund gethan hätte wie eben jetzt. Berlin iſt eine Stadt, wo ſich die treue Arbeit echter Gottesknechte reichlich lohnt und man viel Freude erlebt.

Die Baptiſten, die etwa 50 Jahre hier ſind und in der Stadt circa 800 Glieder zählen, bauen nächſtens eine zweite Kapelle. Der Bauplatz koſtet etwas über 50,000 M. im Oſten. Auch wir müſſen bald an den Bau einer zweiten Kapelle denken und an die Anſtellung eines dritten Predigers.

Wir predigen an vier Plätzen der Stadt und unſer Werk iſt im aufblühen. Unſere fünf Sonntagſchulen zählen circa 700 Kinder. Zwei Jungfrauenvereine, zwei Frauenvereine und drei Jünglings- und Männervereine, ſowie ein Temperenzverein friſten hier in unſerem Werk ein lebenskräftiges, geſegnetes Daſein. Circa 130,000 Seiten Traktate mit geſtempelten Einladungen zu unſerer Verſammlungs-Localität verſehen, wurden innerhalb Dreiviertel Jahren meiſtens von unſeren Jünglingen und Männern auf den Straßen, Plätzen und Häuſern unentgeltlich vertheilt. Seit letzter Conferenz durften wir unter Gottes ſichtbarem Segen 75 Perſonen auf Probe aufnehmen, hoffentlich wird bis zur Conferenz das Hundert noch voll. Gottlob, das Evangelium von Jeſu Chriſto iſt eine Kraft Gottes zum Heil eines Jeden, der daran glaubt. Geibels Wort wird ſich auch in Bezug der Berliner Nothſtände und Verhältniſſe noch herrlich erfüllen, wenn er hoffnungsvoll ſingt:

„Und dreut der Winter noch ſo ſehr
Es muß doch Frühling werden.“

Was du werden willſt.

Für Haus und Herd von Max Waldau.

Es giebt eine überaus wichtige, möchte faſt ſagen verhängnißvolle Frage, mit der ſich der Knabe ſchon beſchäftigt und der angehende Mann oft noch leider beſchäftigen muß — die Frage nach dem Lebensberuf. Kein Knabe, kein Jüngling kann ihr ganz aus dem Wege gehen. Früher oder ſpäter muß er eine Antwort darauf finden.

Im alten Vaterlande iſt meiſt mit dem fünfzehnten Lebensjahr dieſer wichtige Zeitpunkt gekommen. Alles geht dort nach ſtrengen Regeln und Geſetzen.

In Amerika ſind wir freier. Man ſpringt leicht von einem zu andern, je nachdem die Umſtände es wünſchenswerth erſcheinen laſſen. So wird mancher ein Mann, ohne eigentlich eine Entſcheidung getroffen zu haben. Man iſt praktiſch, man läßt ſich durch nichts binden. Was den beſten Vortheil bietet, das ergreift man; verſpricht dieſer Vortheil dauernd zu ſein, ſo wird das Lebensberuf.

Dabei iſt es freilich leichter möglich, der verhängnißvollen Frage lange aus dem Wege zu gehen. Es giebt noch viele, die dem kleinen Taugenichts in jenem hübſchen Gerok'ſchen Gedicht (ſiehe „Blumen und Sterne“) gleichen. „Was willſt du werden, Kleiner?“ fragt der Dichter den Sohn des Gaſtwirths. Doch was er auch nennt, immer heißt's: „Nein!“ „Was willſt du dann werden?“ „Gor nix,“ ſagt der Schlingel und ſpringt davon. So geht mancher mit der wichtigen Lebensfrage um.

Nun iſt es aber gar nicht einerlei, was wir werden. Es hängt unſer Erfolg, unſer Lebensglück davon ab. Wir dürfen alſo keineswegs leichtſinnig das Eine oder das Andere ergreifen. Es fällt leider zu wenig Eltern und noch weniger Knaben ein, die Antwort auf den Knieen zu ſuchen. Und doch kann nur mit Gott die Lebensaufgabe richtig erkannt und gelöſt werden.

Eine Lebensaufgabe aber hat Jeder. Gott hätte uns gar nicht in's Leben gerufen, wenn er nicht auch eine Aufgabe für uns hätte. Wir vergeſſen das nur zu leicht und es kann der Jugend nicht zu viel eingeprägt werden. Jeder iſt für einen Beruf beſtimmt. Somit kann es nicht gleichgültig ſein, ob ich Straßenkehrer oder Profeſſor werde. Mancher ſtrebt nach dem Letz-

teren und landet bei dem Ersteren; andere begannen bescheiden tief unten und schwangen sich durch Gottes Gnade hoch empor. Gott hat Jeden für etwas Bestimmtes ausersehen und es ist wunderbar, wie er oft die Menschen an den rechten Platz bringt. Viele Beispiele könnten angeführt werden, doch das würde zu weit führen. Jeder wird sich solcher Männer erinnern. Ja, die größten Werke sind meist durch derartige Gottberufene vollbracht worden.

Freilich, wie Gott uns führt, mag uns nicht immer gefallen, namentlich wenn wir uns einen Beruf ausersehen haben, für den wir nicht taugen. Und doch ist Gottes Führung das Beste. Ich wollte lieber ein tüchtiger Schuhmacher sein, als ein schlechter Prediger; lieber ein gesuchter Steinhauer, als ein elender Schulmeister. Wäre ich nicht glücklicher? Diente ich Gott und der Menschheit nicht besser? Das sei eines Jeden Ziel — einer der nützlichsten und erfolgreichsten seines Standes zu werden. Ich bedaure den Jüngling, der kein höheres Streben kennt, als Tag für Tag dem Gaumen zu genügen; dem Essen und Trinken letzte Lebenszwecke sind.

Der Jugend gehören die Ideale, das Alter ist damit fertig. Freilich sind diese Ideale oft thöricht, aber sie zeugen von Streben. Wenn der Jüngling sie nicht hat, der Mann wird sie schwerlich beherbergen. Sie sind der stärkste Trieb und Reiz zum Wirken und Streben. Und erreicht der Jüngling nie das Ideal, das ihm vor Augen schwebt, das in seinen Träumen spukt, so vollbringt er doch etwas bei diesem Streben, was ihm mit weniger Anstrengung nie gelungen wäre. Es ist ein gar übles Zeichen, wenn die Jugend gar keine Ideale hat, wenn der Jüngling nur so in den Tag hineinlebt, zufrieden, daß er in der Gegenwart versorgt ist. O, wenn ich einen solchen sehe, der nebenbei die besten Gelegenheiten hat und sie nicht benützt, während ein anderer sich mühsam alles erst erringen muß, dann — doch nein, ich will mich nicht ereifern.

Viele scheuen das Handwerk als ein hartes Loos. Man betrachtet den Arbeiter mit einem gewissen Mitleid. Es ist ein gutes Zeichen, daß dieser Geist in unsrem gesegneten Lande nicht herrschend ist. Keine ehrliche Arbeit entehrt den Mann. Das Handwerk hat einen goldenen Boden. Der Arbeiter hat doch nach allem den sichersten Grund unter den Füßen. Der Handelsmann ist zu sehr vom sogenannten „Glück“ abhängig. Der Mann der Oeffentlichkeit ist zu sehr der Volksmeinung preisgegeben. Volksgunst ist gar launisch, sie begünstigt heute diesen, morgen jenen. Wohl dem, der unabhängig ist. Diese Unabhängigkeit kann sich der Landmann am leichtesten erringen. Muß er auch des Sommers ganze Hitze tragen, im letzten Grunde ist er doch der glücklichste. Er bebaut seinen Acker und lebt zufrieden.

Wir wundern uns oft, warum so viele Taugenichse in der Welt herum laufen. Woher kommen sie? Jeder Mensch ist doch für etwas brauchbar. Eine verfehlte Erziehung ist so oft die Ursache. Der Bedauernswerthe wurde vielleicht nicht angeleitet, das Leben von der richtigen Seite zu betrachten. So fand er seinen wahren Lebensberuf nicht. Oder auch mißräth er trotz aller Anleitung. Es ist aber nicht wohl zu berechnen, was von richtiger Anleitung abhängen mag. Wenn sie fehlt, weiß der Arme schließlich nichts Besseres zu thun, als „unsrem lieben Herrgott den Tag zu stehlen,“ wie man so sagt.

Es ist wahr, Eltern haben kein moralisches Recht, den Knaben zu einem Beruf zu zwingen, gegen den er eine entschiedene Abneigung hat. Aber sie sollten ihm helfen entscheiden, ihn nöthigenfalls zu einer Entscheidung treiben, ihn über Dieses und Jenes unterrichten und nicht wie eine wilde Pflanze aufwachsen lassen. Da faßt manche zärtliche Mutter den Lieblingsgedanken, ihr Sohn müsse ein Gelehrter werden. Dabei vergißt sie vielleicht ganz, ob er überhaupt dazu taugt. Aus Liebe zur Mutter läßt sich am Ende der Sohn zum Studium zwingen. Er selbst wird freilich nur zu bald einsehen müssen, daß er zum Studiren absolut nicht geschaffen ist. Es hat mir ein solcher in seinen reiferen Jahren mit Bedauern gestanden. „Ich studirte, bis es an den Hals reichte, aber der Kopf blieb leer. Ein Handwerk hätte mir mehr genützt.“ So geht es leider zu oft. Eltern sollten bedenken, daß ihre Pläne mit den Fähigkeiten der Kinder immer auf gleichem Fuße bleiben müssen. Ein Jeder aber prüfe sich selbst und wähle mit Gebet

John Gough, der Luther der Mäßigkeitsreform.

Für Haus und Herd von A. Flammann.

Gough's langes, thätiges und so reichgesegnetes Leben giebt uns einen neuen Beweis davon, wie Gott sich selber seine Werkzeuge auserwählt und zubereitet, und daß er oft Solche, die im Anfang mit allerlei Schwierigkeiten zu kämpfen haben, bestimmt und gebraucht Großes zu thun

zu seiner Ehre und zum Wohle der Welt, so daß ihr gesegneter Einfluß gefühlt und ihr Name wohlbekannt wird.

John B. Gough, den wir billigerweise wohl den „Luther der Mäßigkeitsreform" nennen mögen, wurde von armen Eltern geboren im Jahre 1817, in dem kleinen Küstenstädtchen Kent, nahe Dover, in England. Er erfuhr reichlich die Wahrheit des Wortes Jeremiä: „Es ist dem Knaben gut, daß er lerne das Joch in seiner Jugend tragen." Schon als kleiner Knabe mußte er sich buchstäblich sein Brod suchen, indem er mit seiner Mutter und seiner Schwester Aehren auflesen mußte hinter den Schnittern auf dem Erntefelde, oder indem er in dem Hause des Gutsbesitzers, bei welchem sein Vater diente, Schuhe putzte und andere kleine Arbeiten verrichtete. Doch war er glücklich und zufrieden in seinem Stande, und seine liebenden Eltern thaten, was sie konnten, um ihn zu erziehen zu einem guten und nützlichen Manne.

Als er zwölf Jahre alt war, machte eine befreundete Familie seinen Eltern das Anerbieten, ihn mit nach Amerika zu nehmen, wenn die Eltern das Reisegeld für ihn aufbringen könnten. In der Hoffnung, daß es ihrem John in der neuen Welt besser ergehen möchte als in England, und daß vielleicht später die übrigen Glieder der Familie ihm nachfolgen und dadurch ihre Lage verbessern könnten, suchten sie es zu bewerkstelligen, daß er gehen konnte, so schwer es auch für Alle, besonders aber für die liebende Mutter war, ihn allein ziehen zu lassen. Mit thränenden Augen packte sie seine wenigen Habseligkeiten zusammen, legte eine Bibel, den Schatz und Trost ihres eigenen Herzens mit hinein, ermahnte ihren Sohn, betete noch zum letzten Mal mit ihm, drückte ihn an ihr Herz und als er zuletzt sich losreißen mußte, schaute sie ihm mit wehmuthsvollem Herzen nach, so lange sie ihn sehen konnte.

Er liebte die Seinen und besonders seine Mutter nicht weniger, als sie ihn liebten, und während der zwei langen Monate dauernden Seereise machte er oft seinem heimwehkranken Herzen durch Thränen Luft und wünschte sich zurück nach seiner theuren Mutter.

In New York angekangt, erhielt der zwölfjährige Knabe bald einen Platz, nicht weit von der Stadt, wo er für seine Nahrung, Kleidung und Obdach hart arbeiten mußte. Sein Loos war somit nicht viel leichter, als es früher gewesen war.

Nachdem er auf diese Weise zwei harte Jahre verlebt hatte, schrieb er an seinen Vater um Erlaubniß, nach New York gehen zu dürfen, um ein Handwerk zu erlernen. Als derselbe ihm seine Einwilligung gegeben hatte, reiste er mitten im Winter nach der großen Stadt, woselbst er Niemand kannte, und kam dort an mit blos 50 Cents in der Tasche. Viele gingen vorbei an dem armen Jungen, mit dem kleinen Reisekoffer in der Hand, der Alles enthielt, was er in dieser Welt besaß, aber Niemand kümmerte sich um ihn. Doch es fehlte ihm nicht an gutem Muth und Gottvertrauen. Bald gelang es ihm, einen Platz zu finden als Laufbursche und Lehrling, um das Buchbindergeschäft zu erlernen.

Obgleich er anfänglich nur zwei Dollars und fünfundzwanzig Cents wöchentlich erhielt, so schränkte er sich doch ein, mit diesem wenigen durchzukommen. Als sein Lohn im dritten Jahr auf drei Dollars gestiegen war, hatte er bald so viel erspart, daß der langgehegte Wunsch seines Herzens erfüllt werden konnte, indem er das Reisegeld für seine Mutter und Schwester nach der alten Heimath schickte, so daß bald die Familie wieder beieinander sich freuen konnte, mit Ausnahme des Vaters, der mittlerweile gestorben war.

Obwohl es ihnen nun für eine Zeitlang gut ging, so kehrte doch bald in Folge von Arbeitslosigkeit, Noth und Mangel bei der Familie ein. John that Alles, was er thun konnte, damit seine liebe Mutter nicht zu hungern brauchte, und oft, wenn der Herr auf wunderbare Weise aus der Noth geholfen hatte, nahm die Mutter die alte, vielgebrauchte Bibel zur Hand und kniete nach dem Lesen eines Abschnittes nieder mit ihren Kindern, um dem Herrn zu danken. Doch harte Arbeit und Entbehrungen hatten die Lebenskräfte der Mutter allmählig zusammen gebrochen, und als sie eines Abends im Begriff war, das kärgliche Abendbrod für die Familie zu bereiten, kam der Herr plötzlich und holte seine getreue Magd heim.

Dies war ein harter Schlag für John und seine Schwester. Die ganze Nacht saß er neben der Leiche der Mutter und hielt ihre erkaltete Hand in der seinigen. Nachdem man sie auf die einfachste Weise begraben hatte, begab sich John wieder an die Arbeit.

Bald darnach war es leider, wo er, der bis dahin unter dem Einfluß der frommen, betenden Mutter gewesen war, durch Verführung gottloser Menschen zum Trinken verleitet wurde. Tiefer und tiefer fiel er, bis zuletzt der Satan ihn so fest mit den Ketten der Leidenschaft gefesselt hatte, daß nur die Gnade des Herrn ihm Kraft geben konnte, diese Fesseln zu zerbrechen. Während dieser traurigen sieben Jahre war es auch, wo er eines Tages, betrunken heimkommend, seine Frau, mit der er nur kurze Zeit verheirathet war, todt auf dem Bette liegen fand. Sie war gestorben in Folge von Vernachlässigung, Mißhandlung und Entbehrungen.

Die bittern Erfahrungen dieser sieben Jahre waren es, die in seinem spätern Leben immer

wie dunkele Schreckensbilder vor seiner Seele standen und welche ihm auch ganz besonders das Material boten, welches er nachher in seinen kräftigen Reden in solch hinreißender und überzeugender Weise zum Segen verwerthete.

Nachdem Gott so wunderbar ihn vom Verderben errettet hatte, indem er auf das dringende Ersuchen eines Christen, der ihn zufällig in der Straße antraf, das Mäßigkeitsgelübde unterzeichnet und seinem Gott gelobt hatte, ein besseres Leben zu führen durch seine Gnade, fühlte Gough den Drang, Anderen, die ebenso dem Laster des Trinkens ergeben waren, eine helfende Hand zu reichen, um sie zu retten von ihrem Elend und Verderben.

Es würde uns nun zu weit führen, wenn wir erzählen sollten von seinen Gaben als Redner, die sich immer herrlicher entwickelten, oder von seinem fortwährend zunehmenden Rufe, oder von den glänzenden Erfolgen seiner langjährigen Arbeit, sowohl in diesem Lande als auch in der alten Welt. Genüge es deshalb, wenn wir nur bemerken, daß er, während der dreiundvierzig Jahre seines öffentlichen Wirkens zu wenigstens zehn Millionen Menschen geredet hat, und daß viele Tausende durch die Kraft seiner Argumente, die er gewöhnlich mit passenden Beispielen, zum großen Theil aus seiner persönlichen Erfahrung illustrirte, überzeugt und bewogen worden sind, umzukehren von ihrem verkehrten Wegen und ein besseres Leben zu führen.

Als Vertreter der mehr religiösen Seite in der Sache der Mäßigkeit, gab Gough derselben einen neuen Aufschwung und ihm und seinem Wirken haben die Freunde der Mäßigkeitssache in dieser Hinsicht Vieles zu verdanken. Er war ein ernster, gläubiger Christ, geachtet und geliebt von Allen, die das Vorrecht hatten, mit ihm bekannt zu werden.

Während nun auch John B. Gough, für lange Zeit der anerkannte Leiter in der Sache der Mäßigkeit, der Redner, dessen Worten Millionen mit gespanntem Interesse lauschten, nicht mehr auf Erden weilt, so heißt es doch auch von ihm, daß „er redet noch, wiewohl er gestorben ist", und „seine Werke folgen ihm nach."

Zwei Lieder einer Predigerfrau.

I.

Predigers Los.

Als die ertödtet werden
Und doch den Tod nicht sehn,
So sieht man hier auf Erden
Des Meisters Jünger gehn.

Als die nichts innehaben,
Und haben alles doch;
Sie bieten ew'ge Gaben
Und sind die Aermsten noch.

Durch Ehren und durch Schande,
Durch manchen Spott und Hohn,
Verachtet rings im Lande —
Das ist ihr saurer Lohn.

Ihr Auge voller Thränen,
Doch stets mit Trost bereit:
Im Herzen tiefes Sehnen,
Doch fröhlich allezeit.

Kaum wird ihr Nam' genennet —
So klein und so gering!
Doch einer, der sie kennet,
Ist König aller Ding'.

Es ist ein selig Leben,
Wenngleich oft wunderlich.
Laßt uns das Haupt erheben,
Bald naht das Ende sich.

Dann zeigen Jesu Hände
Uns die geliebte Stadt,
Dann winkt des Kampfes Ende
Dem, der beharret hat!

II.

So nimm denn meine Hände.

Dornen fand ich, die mich stachen,
Als ich Rosen brechen wollt',
Thränenspeis' für Freud' und Lachen,
Selbsterwählter Wege Sold!

Doch vor Jesu Kreuze neigen
Sich fünf Röslein blutig-roth;
Seine heil'gen Wunden zeigen
Mir so gnädig: „Eins ist noth!"

Und die Blicke lernt ich heben
Auf zu ihm, der Seelen Heil;
Und dann gab er neues Leben,
Neues Lieben ward mein Theil.

(Magda Fuß.)

Ben Hogan, der Faustkämpfer.

Für Haus und Herd von J. G. Hildenstein.

Unser Herrgott hat allerlei Leute in seinem Weinberge thätig. Verschiedene Gaben aber ein Geist. Der eine ist ein Petrus, der mit der feurigen Appelation an's Gewissen tritt, der andere bringt Argumente gleich einem Paulus, ein anderer redet durch Sanftmuth und Liebe, wie weiland Johannes. Luther sagte einst: Unser Herrgott ist ein sonderbarer Gewährsmann, immer an harten Steinen probirt er sein Meisterstück, wie er uns an Saul von Tarsen zeigt. Auch mit dem Mann in unserer Skizze hat er es so gemacht, denn am wenigsten dachten Leute, daß Ben Hogan je predigen würde.

Ben Hogan ist von deutscher und französischer Abkunft und wurde geboren am 12. Oktober 1843 zu Bern, Schweiz. Schon als Kind war er stark entwickelt und gebaut. Als dreijähriger Knabe zog er mit seinen Eltern nach Württemberg, wo sie sieben Jahre wohnten, anno 1853 aber wanderten sie nach Amerika.

In New York kam der alte Hogan um seine Baarschaft. Ohne Mittel und Freunde eilten sie weiter nach Syracuse, wo Hogan's Vater Arbeit fand in seinem Geschäft — Möbelschreiner. Ben ging eine Zeillang hier in die Freischule, wurde aber von seinem Vater gezwungen, eine deutsche katholische Schule zu besuchen. Am dritten Tag nahm er eine Handvoll Schnupftaback und warf es dem Lehrer ins Gesicht. Das endigte seine Schulzeit für immer. Hierauf wurde er in ein Zufluchtshaus gebracht, wo er leider schlechter als besser wurde.

Später nahm ihn sein Vater wieder in die Werkstatt. Es dauerte nicht lange, da lief er mit drei anderen Knaben davon nach New York. Die Reise währte sechs Wochen. Als er kein Geld hatte, schnitt er bei Schenectady Besenkorn für $15 den Monat. In New York ging er auf einen französischen Dampfer als Kajütenjunge und reiste vier Jahre herum, sparte $300, die er seinem Vater sandte, ohne je ein Wort der Begleitung oder Auskunft.

Als 17jähriger Bursche nahm er Unterricht im Faustkampf (boxing). Während des Kriegs war er einer von den 40 Schwindlern, die das Government betrogen. 38 wurden davon getödtet, nur er und noch einer entkamen. Während der Belagerung von Charleston, S. C., schmuggelte er Quinin und Schnapps ein, welche er theuer bezahlt bekam. Dabei erlitt er zweimal Schiffbruch, einmal nahe Cape Hatteras, das andere Mal bei Cape Lookout. Endlich wurde er gefänglich eingezogen und sollte in Washington erschossen werden. Einigen Freunden verdankte er sein Leben.

Nach dem Krieg zog er in die Oelgegend von Pennsylvanien. Hier hielt er Theater, Spielhöllen u.s.w., schoß sogar einen todt, wurde aber auf Grund der Selbstvertheidigung befreit. Nach diesem spielte er die Rolle eines Falschmünzers und das in einer ansehnlichen Office.

Im Jahre 1878 wollte er Paris und der Ausstellung einen Besuch abstatten, kam aber nur bis New York mit $10,000. Hier gerieth er in die alte Gesellschaft und florirte bis sein Geld zur Neige ging. Eines Abends geht er die Bowry hinauf und kommt in eine Evangelisten-Versammlung. Chas Sawyer erzählte gerade seine Erfahrung. Den nächsten Abend kam er wieder. Diesen Abend wurden sechs bekehrt, und jene Nacht unterzeichnete er das Mäßigkeitsgelübde. Den nächsten Abend ging er nach „Five Points", wo Sawyer Versammlung hielt. Jene Nacht war Wendepunkt seines Lebens. Ehe er wußte wie, lag er auf seinen Knieen und bat um Vergebung der Sünden.

Nach seiner Bekehrung reiste er nach Baltimore, wo Moody Versammlungen hielt. Er erzählte den Hergang seiner Erfahrung und durfte auf Einladung Moody's öffentlich Zeugniß ablegen. Moody rieth ihn zur Evangelistenarbeit. Er wollte hierauf eine Tour nach dem Westen machen, kam aber nur bis Pennsylvanien. Dann arbeitete er mit Major Whittle in Chicago. Hier redete er zu denen, die früher seines Gleichen waren und zwar mit vielem Erfolg. In New York in Cooper Union kam er mit Murphy zusammen, dem Mann, den er einst fast umbringen wollte, als beide in Pittsburg waren.

Später reiste er nach dem Westen, hielt in Omaha, Denver und Leadville große Versammlungen, predigte zu Tausenden und wurde manchen ein Wegweiser zum Himmel und Frieden.

Eine Vision Karls XI. von Schweden.

Bearbeitet für Haus und Herd von L. P.

Unsere moderne materialistische Zeit verneint und bespöttelt so gerne übernatürliche Erscheinungen und Visionen. Und doch steht die Geisterwelt in so engem Zusammenhang in inniger Wechselbeziehung mit der Körperwelt; es ist nur eine dünne Scheidewand, die uns von derselben trennt. Gefährlich ist es durch Gottes Wort auf's Strengste verboten, diese Scheidewand, sei es auf künstliche oder gewaltsame Weise zu durchbrechen, wie die Magie oder auch der Spiritismus es thut.

Findet es aber die weise Vorsehung Gottes für nöthig und dienlich zum Wohl des Menschen, daß demselben Blicke in die Geisterwelt gestattet sind, so verlange er nicht mehr, als was ihm Gott zeigt und beuge sich in Demuth vor dem, der auch ein Herr ist über alle Throne, Fürstenthümer und Herrschaften der jenseitigen Welt.

Die Erzählung, die folgen soll, stammt aus den Papieren der schwedischen Hofkanzlei, ist ein mit allen Förmlichkeiten aufgenommenes, mit den Unterschriften von vier glaubwürdigen Zeugen versenes Protokoll und verbürgt somit die Authentizität derselben. Uebrigens ist die in dem Protokoll enthaltene Vorhersagung lange früher bekannt und zitirt, ehe sie durch die Ereignisse der Geschichte bestätigt wurde.

Karl XI., der Vater des berühmten Karl XII., war einer der despotischsten, aber zugleich auch klügsten Monarchen, die Schweden jemals hatte. Er beschränkte die großen Vorrechte des Adels, schaffte die Macht des Senats ab und gab Gesetze aus eigener Autorität; er veränderte, kurz gesagt, die Verfassung des Landes, die vor ihm oligarchisch gewesen, und zwang die Stände ihm die absolute Macht anzuvertrauen. Er war übrigens ein aufgeklärter, persönlich muthiger, der lutherischen Religion ergebener Fürst, von unbeugsamen, kaltem, positiven Charakter, in dem die Phantasie nicht viel Platz fand.

Gegen Ende eines Herbsttages saß er in Schlafrock und Pantoffeln vor einem großen Feuer, das im Zimmer seines Cabinets im Palaste zu Stockholm brannte. In seiner Nähe befanden sich sein Kämmerer, Graf Brahe, den er mit seiner Gnade beehrte, und der Doktor Baumgarten, der ein rechter Freigeist war. Der König hatte ihn an diesem Abend kommen lassen, um ihn wegen eines Unwohlseins zu Rathe zu ziehen. Der Abend zog sich in die Länge und der König gab ihnen gegen seine Gewohnheit noch kein Zeichen, sich zu entfernen. Mit gesenktem Haupt und die Augen sinnend auf die Gluth geheftet, saß er in tiefem Schweigen da, gelangweilt von der Gesellschaft, aber sich dennoch aus irgend einem Grunde scheuend, allein zu bleiben.

Graf Brahe sah gar wohl, daß seine Gegenwart nicht sehr angenehm sei und hatte schon mehrmals die Besorgniß ausgesprochen, daß sich Seine Majestät Abbruch am Schlaf thue; eine Bewegung des Königs hielt ihn aber an seinem Platz zurück. Der Arzt seinerseits sprach von der Beeinträchtigung der Gesundheit durch das lange Wachen, aber Karl XI. murmelte zwischen den Zähnen: „Bleiben sie; ich habe noch keine Lust zu schlafen."

Es wurden nun verschiedene Gegenstände zur Conversation versucht, die aber alle in kürzester Zeit erschöpft waren. Es zeigte sich augenscheinlich, daß der König in einer seiner finstern Launen sei, und unter solchen Umständen gestaltet sich die Stellung eines Hoflings zu den schwierigsten. Graf Brahe, der vermuthete, daß die Traurigkeit des Königs dem Schmerz über den Verlust seiner Gemahlin entstamme, betrachtete eine Zeit lang das im Kabinet aufgehängte Porträt der Königin und rief dann mit einem Seufzer: „Wie ähnlich doch dieses Porträt ist! Wie majestätisch und sanft zugleich der Ausdruck desselben!" „Basta!" erwiderte brüsk der König, welcher einen Vorwurf darin zu gewahren glaubte, so oft man vor ihm den Namen der Königin nannte. — „Dieses Porträt ist allzusehr geschmeichelt. Die Königin war nicht schön."

Dann sich im Innern über seine Härte ärgernd, stand er auf und ging im Zimmer umher, um eine Aufregung zu verbergen, über die er erröthete. Er blieb vor dem Fenster stehen, von dem man in den Hof hinabsah. Die Nacht war finster und der Mond in seinem ersten Viertel. Der Palast, in dem gegenwärtig die Könige von Schweden residiren, war noch nicht vollendet, und Karl XI., der ihn begonnen hatte, bewohnte noch den alten Palast an der Spitze von Ritterholm, der die Aussicht auf den Mälarsee hat. Das Kabinet des Königs fand sich fast am Ende desselben und beinahe gegenüber lag der große Saal, wo sich die Stände versammelten, wenn sie irgend eine Mittheilung von der Krone zu empfangen hatten.

Die Fenster dieses Saales schienen diesen Augenblick von einem starken Licht erhellt; das kam den König seltsam vor. Er dachte zuerst, daß dasselbe von der Fackel irgend eines Dieners

verursacht sei. Aber was hatte ein Diener um diese Stunde in dem Saale zu schaffen, der seit langer Zeit nicht mehr geöffnet war? Uebrigens war das Licht zu grell, um von einer Fackel hervorgebracht zu sein. Man hätte es einem Brand zuschreiben können, aber man sah keinen Rauch, es ließ sich kein Geräusch vernehmen; alles deutete vielmehr auf eine Beleuchtung.

Karl XI. betrachtete eine Zeit lang diese Fenster, ohne zu sprechen. Inzwischen wollte Graf Brahe die Klinget ziehen, um einen Pagen herbeizurufen, der sich um die Ursache der seltsamen Helle erkundigen sollte, aber der König that ihm Einhalt. „Ich will selbst in diesen Saal gehen," sagte er. Man sah ihn bei diesen Worten erbleichen und sein Antlitz drückte einen unheimlichen Schrecken aus. Er machte sich inzwischen festen Schrittes auf den Weg und Graf Brahe und der Arzt folgten ihm, jeder mit einer brennenden Wachskerze.

Der Portier, der die Schlüssel bei sich hatte, schlief bereits. Baumgartten weckte ihn auf und befahl ihm im Namen des Königs, die Thüren zum Ständesaal sogleich zu öffnen. Der Mann zeigte sich bei diesem unerwarteten Befehl außerordentlich überrascht; er kleidete sich augenblicklich an und folgte dem König mit seinem Schlüsselbund. Er öffnete zuerst die Thüre zu einer Galerie, welche als Vorsaal diente. Der König trat ein; aber, wie groß war sein Erstaunen, als er die Wände ganz mit schwarzem Tuch überspannt fand! „Wer hat den Befehl dazu gegeben?" fragte er mit zorniger Stimme. „Sire, meines Wissens Niemand," erwiderte bestürzt der Portier. „Das letzte Mal, als ich die Galerie kehren ließ, war sie, wie immer mit Eichenholz ausgelegt."

Der König hatte raschen Schrittes beinahe zwei Drittel der Galerie zurückgelegt. Der Graf und der Portier folgten auf dem Fuß, während der Arzt etwas zurückblieb. „Gehen sie nicht weiter, Sire," rief der Portier. „Es ist hier Zauberei im Spiel. Man sagt." . . . „Treten wir ein," unterbrach ihn der König mit fester Stimme, vor der Thüre des großen Saales stehen bleibend, „und du Portier, öffne rasch die Thüre!" Er stieß mit dem Fuße daran und das von dem Echo der Gewölbe wiederholte Geräusch ertönte in der Galerie wie ein Kanonenschuß.

Der Portier zitterte so, daß der Schlüssel am Schloß klapperte, ohne daß er denselben hineinzustecken vermocht hätte. „Ein alter Soldat der zittert!" sagte Karl, mit den Achseln zuckend. — „Wohlan Graf, öffnen sie diese Thüre!" „Sire!" erwiderte der Graf, einen Schritt zurücktretend. „Befehlen mir Eure Majestät, auf die Mündung einer deutschen oder dänischen Kanone loszugehen und ich werde ohne Zaudern gehorchen; aber sie wollen, daß ich die Hölle herausfordere."

Der König riß den Schlüssel aus der Hand des Portiers. „Ich sehe schon," sagte er im verächtlichen Ton, „daß ich mir selbst überlassen bin." Und bevor ihm sein Gefolge zurückhalten konnte, hatte er die schwere Eichenthür geöffnet und war mit den Worten: „Gott stehe uns bei!" in den großen Saal getreten. Seine drei Begleiter, bei denen die Neugierde über die Furcht siegte und die sich vielleicht schämten, ihren König zu verlassen, folgten ihm auf dem Fuße.

Der große Saal war von einer Anzahl Fackeln erleuchtet und mit schwarzem Tuch überspannt. Längs der Wände waren wie gewöhnlich deutsche, dänische und moskowitische Fahnen, Trophäen der Soldaten Gustav Adolfs angebracht. Man unterschied in der Mitte die schwedischen Banner mit Trauerflor umhängt. Eine große Versammlung hatte auf den Bänken Platz genommen. Die vier Stände des Reichs saßen da, alle nach ihrem Range. Alle waren schwarz gekleidet und diese Menge von Menschengesichtern, die auf düsterem Grunde leuchtend schienen, blendeten so, daß die Augen der vier Zeugen dieser außerordentlichen Scene keine einzige bekannte Gestalt darunter ausnehmen konnten.

Auf dem erhabenen Throne, von wo der König sonst die Versammlung anzureden pflegte, sahen sie eine blutige Leiche, mit den Insignien der Königswürde bekleidet. Zur Rechten derselben stand ein Kind, mit der Krone auf dem Haupte, einen Scepter in seiner Hand haltend; ein bejahrter Mann stützte sich links auf den Thron. Er war mit dem Ceremonienmantel bekleidet, wie ihn die ehemaligen Administratoren von Schweden trugen, bevor Gustav Adolf dasselbe zum Königreich erhoben hatte. Gegenüber dem Throne saßen einige Männer von ernstem und strengem Aussehen, mit langen, schwarzen Roben bekleidet, und ihrem Aussehen nach Richter, an einem langen Tische, auf dem man große Foliobände und einige Pergamentrollen erblickte. Zwischen dem Thron und den Bänken der Versammlung sah man einen Block mit schwarzem Tuch überzogen und daneben ein Beil.

Niemand in dieser unheimlichen Versammlung schien die Anwesenheit Karls XI. und seiner drei Begleiter wahrzunehmen. Bei ihrem Eintritt vernahmen sie zuerst nichts als ein verwirrtes Gemurmel, aus dem keine artikulirten Laute herauszuhören waren; dann erhob sich der Aelteste der Richter, der das Präsidium zu führen schien, von seinem Sitze und schlug mit seiner Hand dreimal auf einen vor ihm liegenden Folioband. Allsogleich trat tiefes Schweigen ein.

Einige gut aussehende, reiche, gebildete junge Männer mit hinter dem Rücken gebundenen Händen traten durch eine Thüre herein, die jener

gegenüber lag, durch die Karl XI. und seine Begleiter gekommen waren. Sie gingen mit aufgerichtetem Haupt und festem Blicke. Hinter ihnen hielt ein kräftiger Mann in einem Wamms von braunem Leder, die Enden der Stricke, die ihre Hände banden, haltend. Der an der Spitze G hende, der der Vornehmste unter den Gefangenen schien, blieb mitten im Saal vor dem Block stehen, den er mit stolzer Verachtung betrachtete. Gleichzeitig schien die Leiche auf dem Thron konvulsivisch zu zittern und frisches Blut floß aus ihren Wunden. Der junge Mann kniete nieder und streckte den Kopf hin; das Beil blitzte in der Luft, ein Blutstrom spritzte auf den Boden und vermischte sich mit jenem der Leiche. Der Kopf rollte fort bis zu den Füßen Karls XI., die er mit Blut befleckte.

Bis zu diesem Moment hatte die Ueberraschung den König stumm gemacht; aber bei diesem schrecklichen Schauspiel löste sich seine Zunge. Er machte einige Schritte gegen die Estrade und zu der mit dem Administratorsmantel bekleideten Gestalt gewendet, sprach er: „Wenn du von Gott bist, so sprich; wenn du dem Andern gehörst, so laß uns in Frieden!“ Der Mann erwiderte ihm langsam und in feierlichem Tone: „König Karl! Dieses Blut wird nicht unter deiner Regierung fließen, sondern fünf Regierungen später. Unheil, Unheil, Unheil über das Blut Wasas!“

Nun begannen die Gestalten der wunderbaren Versammlung undeutlicher zu werden und erschienen nun mehr wie gefärbte Schatten. Die Fackeln erloschen, und die Kerzen Karls XI. und seiner Begleiter erhellten die alten Tapisserien. Man vernahm nur noch ein melodisches Getäusch, das mit dem Gemurmel des Windes im Laube verglichen werden konnte. Nach den Zeugen soll die Dauer der Erscheinung ungefähr 10 Minuten gewesen sein. Die schwarzen Draperien, das Blut ꝛc. alles war mit den Gestalten verschwunden.

In sein Kabinet zurückgekehrt, ließ der König einen Bericht über das Geschehene verfassen, denselben von seinen Begleitern unterzeichnen und schrieb dann auch selbst seinen Namen darunter. Das Dokument besteht noch und Niemand hat es gewagt bis jetzt, es anzuzweifeln. Der Schluß desselben lautet: „Wenn das, was ich berichtet habe, nicht die strengste Wahrheit ist, so verzichte ich auf jede Hoffnung auf ein besseres Leben, das ich durch einige gute Handlungen verdient haben mag und besonders durch meinen Eifer zum Wohl meines Volkes zu wirken und die Religion meiner Vorfahren zu vertheidigen.“

Wenn man sich den Tod Gustavs III. und die Verurtheilung seines Mörders Ankerström ins Gedächtniß zurückruft, wird man mehr als eine Beziehung zwischen diesem Ereigniß und den Umständen dieser eigenthümlichen Prophezeihung entdecken. Die gekrönte Leiche wäre Gustav III., das Kind sein Sohn und Nachfolger Gustav IV.; der Alte im Administratorsmantel endlich der Herzog von Südermannland, ein Onkel Gustavs IV., der Regent des Königreichs war und nach Absetzung seines Neffen selbst König wurde.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 2. Mai. **Jesus am Jakobsbrunnen.** Joh. 4, 5—26.

5. Da kam er in eine Stadt Samariä, die heißt Sichar, nahe bei dem Törflein, das Jakob seinem Sohn Joseph gab,
6. Es war aber daselbst Jakobs Brunnen. Da nun Jesus müde war von der Reise, setzte er sich also auf den Brunnen; und es war um die sechste Stunde.
7. Da kommt ein Weib von Samaria, Wasser zu schöpfen. Jesus spricht zu ihr: Gieb mir zu trinken.
8. Denn seine Jünger waren in die Stadt gegangen, daß sie Speise kauften.
9. Spricht nun das samaritische Weib zu ihm: Wie bittest du von mir zu trinken, so du ein Jude bist, und ich ein samaritisch Weib? Denn die Juden haben keine Gemeinschaft mit den Samaritern.
10. Jesus antwortete und sprach zu ihr: Wenn du erkenntest die Gabe Gottes, und wer der ist, der zu dir sagt: Gieb mir zu trinken; du hättest ihn, und er gäbe dir lebendiges Wasser.
11. Spricht zu ihm das Weib: Herr, hast du doch nichts, damit du schöpfest, und der Brunnen ist tief; woher hast du denn lebendiges Wasser?
12. Bist du mehr, denn unser Vater Jakob, der uns diesen Brunnen gegeben hat? Und er hat daraus getrunken, und seine Kinder, und sein Vieh.
13. Jesus antwortete und sprach zu ihr: Wer dieses Wasser trinkt, den wird wieder dürsten.
14. Wer aber das Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten; sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm ein Brunn des Wassers werden, das in das ewige Leben quillet.
15. Spricht das Weib zu ihm: Herr, gieb mir dasselbige Wasser, auf daß mich nicht dürste, daß ich nicht herkommen müsse zu schöpfen.
16. Jesus spricht zu ihr: Gehe hin, rufe deinem Manne, und komm her.
17. Das Weib antwortete und sprach zu ihm: Ich habe keinen Mann. Jesus spricht zu ihr: Du hast recht gesagt: Ich habe keinen Mann
18. Fünf Männer hast du gehabt, und den du nun hast, der ist nicht dein Mann. Da hast du recht gesagt.
19. Das Weib spricht zu ihm: Herr, ich sehe, daß du ein Prophet bist.
20. Unsere Väter haben auf diesem Berge angebetet; und ihr saget, zu Jerusalem sei die Stätte, da man anbeten solle.
21. Jesus spricht zu ihr: Weib, glaube mir, es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge, noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten.
22. Ihr wisset nicht, was ihr anbetet; wir wissen aber, was wir anbeten; denn das Heil kommt von den Juden.
23. Aber es kommt die Zeit, und ist schon jetzt, daß die wahrhaf-

tigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit; denn der Vater will auch haben, die ihn also anbeten.
24. Gott ist ein Geist; und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.
25. Spricht das Weib zu ihm: Ich weiß, daß Messias kommt, der da Christus heißt. Wenn derselbige kommen wird, so wird er's uns alles verkündigen.
26. Jesus spricht zu ihr: Ich bin's, der mit dir redet.

Biblischer Grundgedanke. „Gott ist ein Geist; und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten."

Nach jener Unterredung mit Nikodemus, die uns in der letzten Lektion beschäftigte und die im April, 27 nach Chr. stattfand, verblieb Jesus in Judäa bis zum folgenden Dezember oder Januar; dann ging er nach Galiläa, um den gehässigen Anfeindungen der Pharisäer und Schriftgelehrten zu Jerusalem zu entgehen. Der nächste Weg von Judäa nach Galiläa, den Jesus einschlug, führte durch das halbheidnische Land Samaria. Die Weise der ängstlichen Juden, lieber den großen Umweg durch Peräa zu machen, konnte für Jesum nichts Bindendes haben. Auf dieser Reise fanden die in dieser und der nächstfolgenden Lektion berichteten Ereignisse statt.

I. Das Zusammentreffen. V. 5—9.

V. 5. Dieses Sichar ist das alttestamentliche Sichem, eine der ältesten Städte Kanaans, und ist ein Schmähname, welchen die Juden dieser Stadt beilegten. Dieser Name stammt entweder von dem hebräischen Wort Schacher, d. h. Lüge, oder von Schichor, d. h. ein Trunkenbold, und bedeutet somit Trug- oder Trunkstadt. Vespasian nannte sie Neapolis, d. h. Neustadt. Sie liegt 36—40 Meilen nördlich von Jerusalem. Anstatt „nahe bei dem Dörflein" lese man „nahe bei dem Felde". 1 Mos. 33, 19.

V. 6. Diesen Brunnen soll Jakob laut der Sage gegraben haben. Er liegt 1½ Meilen von dem jetzigen Nablus entfernt, an der Mündung des zwischen Garizim und Ebal liegenden Thales und am Fuße des ersteren Berges. Derselbe hat 9 Fuß Durchmesser, 105 Fuß Tiefe und Maundrell fand 5 Fuß Wasser darin. Es war Mittag, als der ermüdete Herr diesen Brunnen erreichte und sich auf dessen Mauerwerk zur Ruhe niederließ.

V. 7. 8. Dieses Weib kam nicht aus der Stadt Samaria, sondern aus dem Lande gleichen Namens. Ihr Wohnort war die Stadt Sichar. „Gieb mir zu trinken," sprach Jesus zu ihr. Er war durstig, hatte aber kein Schöpfgefäß; dieses hatten die Jünger, welche in die Stadt gegangen waren, um Speise zu kaufen, wahrscheinlich mitgenommen.

V. 9. Sie erkannte jedenfalls an seiner Kleidung und Sprache den Juden. Auffallend war ihr's, daß ein Jude mit ihr redete und sich etwas von ihr erbat. Sonst erbat sich kein Jude eine Gunst von einem Samariter, noch aß und trank er mit demselben.

II. Das Lebenswasser. V. 10—15.

V. 10. Mit diesem Verse erschließt sich die geistliche Tiefe unsrer Lektion. Wenn der Lehrer die meiste Zeit mit den vorangehenden äußerlichen Dingen zubringt, opfert er den Kern der Schale. Der himmlische Lehrer lenkt auf seine geschickte Weise das Gespräch auf's geistliche Gebiet. Er sagt der halb erstaunten, halb triumphirenden Samariterin, er sei mehr als ein gewöhnlicher Jude, er könne ihr „lebendiges Wasser" geben. Diese Redefigur war geeignet, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. „Lebendiges Wasser" bedeutet das Heil in Christo.

V. 11. 12. Wie Nikodemus die Redefigur von der „Neugeburt" nicht verstand, so versteht auch die Samariterin die Redefigur vom „lebendigen Wasser" nicht. Sie hat den geistlichen Sinn des Ausdrucks nicht erfaßt und bewegt sich noch im irdischen Ideenreiche. Sie denkt noch immer an das natürliche Wasser, merkt aber doch, daß er sich etwas Außerordentliches zuschreibe, vielleicht ein Prophet sein wolle wie Moses, der wunderbarer Weise Quellwasser verschaffte. Die Samariter führten ihre Abkunft auf Joseph, den Sohn Jakobs, zurück; daher ehrten sie das Gedächtniß des erlauchten Patriarchen.

V. 13. 14. Jesus sagt nicht, daß er größer sei als Jakob, sondern daß er besseres Wasser ihr geben könne als das, welches der Jakobsbrunnen enthält. Dieses Wasser mag trefflich sein, aber es hat einen hervorstechenden Mangel, wie jede sinnliche Befriedigung: man dürstet wieder. So war's bisher auch mit dem Lebensgenuß des Weibes. Er aber habe ein Wasser, das den Durst der Seele für immer stille, nämlich der „Friede Gottes", welcher höher ist denn alle Vernunft, zu dem man gelangt durch den persönlichen Glauben an Jesum Christum. Wer dieses „lebendige Wasser" trinkt, der hat in seiner Seele einen Brunnquell geistlicher Befriedigung, welcher weder in diesem noch in jenem Leben versiegen, sondern in alle Ewigkeit fortsprudeln wird.

V. 15. Der Schluß dieses Verses beweist, daß das Weib den wahren Sinn der Worte Jesu noch nicht völlig verstand. Doch ist die Ahnung von etwas Höherem in ihr erwacht, das ihr heilsam sein könnte. Darnach verlangt ihr.

III. Die Enthüllung. V. 16—19.

V. 16. Hier beginnt ein neues Stadium in der Bekehrungsgeschichte der Samariterin. Die Redefigur vom „lebendigen Wasser" läßt Jesus nun fallen, nachdem endlich das Weib um dieses Wasser gebittet hat. Nun sagt er: „Rufe deinen Mann." Er will sie auf diese Weise zur Sündenerkenntniß führen, die versteckte Krankheit ihr entdecken.

V. 17. 18. Die Antwort des Weibes barg nichts Neues für den Herrn in sich. Er wußte, daß sie fünfmal verehelicht war, und daß der Mann, mit welchem sie jetzt zusammenlebte, ihr nicht durch gesetzmäßige Ehe verbunden sei. Das Buch ihrer Vergangenheit lag aufgeschlagen vor ihm.

V. 19. Jesus hatte mit seinen Enthüllungen ihrer Vergangenheit des Weibes Gewissen erschüttert. Sie erkennt's und bekennt's, daß er ein Prophet, ein göttlicher Lehrer sei.

IV. Die wahre Anbetung. V. 20—24.

V. 20. Der „Prophet" soll ihr nun Auskunft geben, wie sie aus ihrer Sünde herauskommen könne. Sie will wissen, wo das Heil zu finden sei, ob auf dem Berge Garizim bei Sichem oder auf dem Berge Zion zu Jerusalem. Auf dem Garizim baute Sanneballat den samaritischen Tempel nach dem Exil. Johannes Hyrkanus zerstörte denselben 200 Jahre später. Doch blieb die Stätte den Samaritern heilig.

V. 21. 22. Der Herr nimmt zuerst das Aeußere und Oertliche in des Weibes Frage auf. Er löst die Anbetung von den herkömmlichen geschichtlichen Oertern ab. In aller Welt sollen Tempel zur Ehre Gottes gegründet werden. Auch das Haus, die Werkstätte, Weg und Steg, Feld und Wald sollen Tempel Gottes werden. Nicht nach Jerusalem braucht das Weib zu wallen, um anzubeten, sie kann's hier am Brunnen, daheim, ja überall.

V. 23. 24. Hier spricht Jesus von der Art der rechten Anbetung. Es sind dies gewaltige Worte, mit denen aber leider viel Mißbrauch getrieben wurde. Auf diese Worte beriefen sich die Bilderstür-

Digitized by Google

mer, welche aber nicht nur die Bilder, sondern auch die Altäre, Orgeln, überhaupt jede Kunst aus dem Gottesdienste verbannen wollten. Auf diese Worte beruft sich der träge Kirchenbesucher, indem er sagt: „Was brauche ich in die Kirche zu gehen? Ich habe keine Kirche nöthig, um Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten; das kann ich zu Hause oder auch draußen in Feld oder Wald."

V. Jesus der Messias. V. 25. 26.

V. 25. 26. Die Samariterin fühlt, daß sie eine solche Beterin nicht sei, daß sie nimmermehr aus eigner Kraft eine solche werden könne. Mit ihrem Bekenntniß von dem Messias ist sie bis an die Thürschwelle des Allerheiligsten gekommen. Jetzt spricht Jesus: „Ich bin es, der mit dir redet." Er ist's, der den Geist sendet, damit er neues Leben schaffe und die Anbetung im Geist und in der Wahrheit lehre. Damit schließt er das ganze Gespräch. Damit schließt auch die ganze Geschichte der suchenden Menschheit.

Praktische Gedanken.

Die Bekehrungsgeschichte der Samariterin.

I. Der Herr bricht sich Bahn zu ihrem Herzen. Die Juden und Samariter waren mit Feindseligkeiten wider einander erfüllt. Nationale und religiöse Scheidewände trennten sie von einander. Indem Jesus eine Gunst von der Samariterin erbittet, zeigt er ihr an, daß er sie ihrer Nationalität wegen nicht wie die andern Juden verachte. Mit der Bitte: „Gieb mir zu trinken" baut er eine Brücke über die zwischen ihnen liegende Kluft. Auf diese Weise reißt er die Scheidewand nieder und bricht sich Bahn zu ihrem Herzen. Von ihm sollen alle Arbeiter in seinem Weinberge lernen. Wollen wir dem Herrn Seelen zuführen, so müssen wir uns vor allen Dingen Bahn brechen zu ihrem Herzen und den rechten Schlüssel suchen zu ihrem Vertrauen. Wir müssen zu ihnen gehen, sie werden nicht zu uns kommen. Es gilt weise und vorsichtig zu Werke zu gehen und wie Jesus den richtigen Anknüpfungspunkt zu finden.

II. Der Herr bringt sie zum Nachdenken. V. 10—19. Die Samariterin war ein um ihr Seelenheil unbekümmertes Weib, als sie an jenem Tage zum Jakobsbrunnen kam. Jesus aber brachte sie zum Nachdenken. Mit dem natürlichen Wasser beginnend, lenkt er endlich das Gespräch auf das „lebendige Wasser", das des Trinkenden Durst in Ewigkeit stillt.

Endlich schaut er in ihr schuldbeflecktes Herz mit seinem Flammenauge. Mit mildem Ernst deckt er ihr leichtsinniges Leben vor ihr auf, um sie heilsam zu erschüttern und auf den Weg gründlicher Buße zu leiten.

III. Der Herr führt sie zum Glauben. V. 20—26. In der Auseinandersetzung, welche Jesus dem Weibe über die wahre Anbetung im Geist und in der Wahrheit giebt, führt er sie von dem Aeußern auf das Innere, von der Form auf das Wesen, von der Schale auf den Kern. So bringt er sie zu dem schönen im 25. Vers ausgesprochenen Bekenntniß. Jetzt kann er sich ihr offenbaren, denn sie ist zur gläubigen Aufnahme des Messias oder Sünderheilandes reif. Wie bereit und willig ist doch der Heiland, sich den Bußfertigen zu offenbaren, damit sie durch den Glauben an ihn ihrer Schuld ledig werden.

Sonntag, 9. Mai.

Saat und Ernte.

Joh. 4, 27—42.

27. Und über dem kamen seine Jünger, und es nahm sie Wunder, daß er mit dem Weibe redete. Doch sprach Niemand: Was fragest du? oder, was redest du mit ihr?

28. Da ließ das Weib ihren Krug stehen, und ging hin in die Stadt, und spricht zu den Leuten:

29. Kommet, sehet einen Menschen, der mir gesagt hat alles, was ich gethan habe, ob er nicht Christus sei?

30. Da gingen sie aus der Stadt, und kamen zu ihm.

31. Indeß aber ermahneten ihn die Jünger und sprachen: Rabbi, iß.

32. Er aber sprach zu ihnen: Ich habe eine Speise zu essen, davon wisset ihr nicht.

33. Da sprachen die Jünger unter einander: Hat ihm Jemand zu essen gebracht?

34. Jesus spricht zu ihnen: Meine Speise ist die, daß ich thue den Willen deß, der mich gesandt hat, und vollende sein Werk.

35. Saget ihr nicht selber: Es sind noch vier Monden, so kommt die Ernte? Siehe, ich sage euch: Hebet eure Augen auf, und sehet in das Feld; denn es ist schon weiß zur Ernte;

36. Und wer da schneidet, der empfähet Lohn, und sammelt Frucht zum ewigen Leben, auf daß sich mit einander freuen, der da säet, und der da schneidet.

37. Denn hie ist der Spruch wahr, Dieser säet, der andere schneidet.

38. Ich habe euch gesandt zu schneiden, das ihr nicht habt gearbeitet; andere haben gearbeitet, und ihr seid in ihre Arbeit kommen.

39. Es glaubten aber an ihn viel der Samariter aus derselbigen Stadt, um des Weibes Rede willen, welches da zeugte: Er hat mir gesagt alles, was ich gethan habe.

40. Als nun die Samariter zu ihm kamen, baten sie ihn, daß er bei ihnen bliebe, und er blieb zween Tage da.

41. Und viel mehr glaubten um seines Wortes willen,

42. Und sprachen zum Weibe: Wir glauben nun fort nicht um deiner Rede willen; wir haben selber gehöret und erkannt, daß dieser ist wahrlich Christus, der Welt Heiland.

Biblischer Grundgedanke. „Dieser säet, der Andre schneidet." Joh. 4, 37.

Die Ereignisse dieser Lektion folgen unmittelbar auf jene, welche uns in der vorigen Lektion beschäftigten. Zeit und Ort sind demnach dieselben; es erscheinen nur neue Persönlichkeiten auf dem Schauplatze.

I. Die Jünger. V. 27.

V. 27. Die letzte Lektion schloß mit der Erklärung des Herrn: „Ich bin der Messias." Was die Samariterin daraufhin gesagt oder gethan haben würde, bleibt unsrer Vermuthung überlassen; denn in demselben Augenblick kamen die Jünger mit der gekauften Speise aus der Stadt zurück und unterbrachen durch ihre Ankunft die Unterredung. Es nahm die Jünger Wunder, daß er mit dem Weib redete. Warum? 1) Weil er dadurch der morgenländischen Sitte, welche eine strenge Beschränkung im Verkehr mit dem weiblichen Geschlechte verlangte, zuwiderhandelte. 2) Weil nach dem Begriffe der Rabbiner das weibliche Geschlecht rabbinischer Belehrung unfähig war. Aber keiner der Jünger wagte es, eine dießbezügliche Frage an ihn zu stellen. In ihrem Schweigen lag die Anerkennung ausgesprochen, daß er wohl eine neue, höhere Sitte zu gründen befugt sei.

II. Die Missionarin. V. 28—30.

V. 28. Die Worte Jesu haben Gefühlswogen in ihr erregt, welche zeitweilig alle Gedanken an das Irdische begraben. Sie vergißt das Wasserschöpfen, wie Jesus sein Hungern und Dürsten vergessen hatte. — Schweigend und überlegend war Nikodemus davongegangen; brennenden Herzens und in freudiger Gemüthsstimmung eilt diese Samariterin hinweg, um ihren Freunden und Nachbarn die frohe Kunde zu bringen.

V. 29. Der missionirende Geist, den das Weib hier

an den Tag legte, verdient besondere Beachtung. Sie wünscht, daß auch andere Christum kennen lernen mögen. Origenes nannte sie „den Apostel der Samariter". Hier sehen wir auch, wie vortheilhaft das Fragestellen in der Arbeit der Seelenrettung ist. Hätte sie gesagt: „Dieser ist Christus," so würde sie dadurch wahrscheinlich Widerwillen erregt und den Geist des Widerspruchs geweckt haben. Aber mit der Frage: „Ist dieser nicht Christus?" veranlaßte sie die Leute hinauszugehen, um selbst zu sehen und zu prüfen.

V. 30. Wie ermuthigend ist das für die Arbeiter des Herrn! Die Worte eines einzigen Weibes brachte die ganze Stadt auf die Füße, um den Heiland aufzusuchen. Das Senfkörnlein zu Sichar war das „kommt und sehet" eines Weibes. Deßhalb sollen wir nie geringschätzend auf das Senfkörnlein herabsehen.

III. Der Eifer im Dienst. V. 31—34.

V. 31. Die Liebe der Jünger zum Herrn überwältigt ihre Verwunderung. Seine Bedürfnisse, nicht ihre Neugierde wollen sie befriedigen.

V. 32. Wie ihn mehr dürstete nach der Bekehrung der Samariterin, als nach dem Wasser des Jakobsbrunnens, so hungert ihn jetzt mehr nach der Rettung der Samariter, welche er in der Ferne schon kommen sieht, als nach der von den Jüngern gekauften und zugerichteten Speise. Er hatte eine Seelennahrung, die seine Jünger noch nicht kannten und die ihn zeitweilig seinen leiblichen Hunger vergessen ließ.

V. 33. 34. Die Frage der Jünger schließt die Verneinung derselben in sich: Es hat ihm doch Niemand zu essen gegeben. Außer der Samariterin war Niemand bei ihm gewesen und diese hatte ihm doch sicherlich keine Speise gebracht. Die Jünger verstanden das Wort „Speise" im natürlichen Sinn. Jesus aber sagt ihnen, er habe das Wort im figürlichen Sinn gebraucht. Er bezeichnet die Rettungsarbeit an den Verlorenen als eine Speise, die ihn wie eine natürliche Nahrung labe und stärke. Das Gefühl der Pflicht, die Macht der Hoffnung, die Aussicht auf Erfolg sind oft Triebfedern, welche dem Menschen eine wunderbare Kraft und Ausdauer verleihen. Unter ihrem Einflusse stehend, vergißt oft der Soldat seine Wunden, der Märtyrer seine Martern, der Wanderer seine Müdigkeit. Solche Leute haben eine Speise, von der Andere nichts wissen.

IV. Das Säen und Ernten. V. 35—38.

V. 35. Der Herr redet mit denen, welche nur an's irdische Brod denken, zuerst von der irdischen Ernte, welche an eine bestimmte Zeit gebunden ist. Auf dem natürlichen Gebiete fallen vier Monate zwischen Saat und Ernte. Dann führt er sie aufs geistliche Gebiet, wo die Erntezeit schon begonnen hat. Die Samariter kamen wahrscheinlich schon durch's grüne Saatfeld herangezogen und diese waren das weiße Erntefeld.

V. 36. Der Schnitter auf dem geistlichen Erntefeld empfängt Lohn und sammelt Frucht nicht für dieses, sondern für das zukünftige Leben. Der Lohn ist ein ewiger, nämlich die unvergängliche Krone des Lebens; auch die Frucht ist eine ewige, nämlich die dem ewigen Tode entrissenen Seelen. Im Himmel giebt's keinen Neid. Der Säemann, welcher die Arbeit begann, aber nicht beenden konnte, freuet sich dort mit dem Schnitter, welcher einsammeln durfte, was der Erstere ausgesäet hatte.

V. 37. 38. Zur Ermuthigung in ihrem schweren Berufe weist der Herr seine Jünger auf die Gottesmänner hin, welche ihnen vorgearbeitet haben — auf die Reihe der Zeugen von Moses an bis auf Christum. Die Apostel waren bestimmt, eine geistliche Ernte einzusammeln, die lange vorbereitet worden war.

V. Die gläubigwerdenden Samariter. V. 39—42.

V. 39. Diese Samariter überflügeln die Juden, ja sogar die Jünger in der Bereitwilligkeit zu glauben. Die Juden verwarfen das Zeugniß ihrer heiligen Schriften, des Täufers, der Wunder und Lehren Christi. Die Samariter glaubten auf das einfache Zeugniß ihrer Landsmännin hin.

V. 40. Die Samariter hatten der V. 30 an sie ergehenden Einladung Folge geleistet und stehen nun dem wunderbaren Manne von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Sie laden ihn ein, in ihre Stadt zu kommen und bei ihnen zu bleiben. Er willfahrt ihrem Wunsche und verweilt zwei Tage lehrend und wirkend in ihrer Mitte. Wie ganz anders behandelte ihn sein eigenes Volk zu Nazareth! Matth. 13, 58; Lukas 4, 29.

V. 41. 42. Die Leute zu Kana glaubten an ihn in Folge der Wunder, die Jesus wirkte; die Leute zu Samaria aber glaubten um seines Wortes willen. Sie erkannten aus seinen Worten nicht nur, daß er ein guter Mann und ein großer Prophet sei, sondern „Christus, der Welt Heiland". Der von dem Herrn während dieser zwei Tage gestreute Same ging herrlich auf, denn wir finden, daß die Apostel später hier außerordentlichen Erfolg hatten. Apstg. 8, 5—25. In dieser Stadt Sichar erstand Justin der Märtyrer einer der größten christlichen Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts.

Praktische Gedanken.

Die Arbeit im weißen Erntefelde.

I. Sie erfordert den rechten Missionstrieb. V. 28—30. Dieser Missionstrieb entspringt aus der Liebe zum Herrn und zum Nächsten. Die Samariterin war von dieser Liebe beseelt. Sie hatte vom „Wasser des Lebens" getrunken. Es hatte sie unaussprechlich glücklich gemacht. Sie beeilte sich, es ihren Landsleuten zu sagen und dieselbe zum Heilsbrunnen zu führen. Mit der Stunde ihrer Bekehrung wurde sie auch eine Missionarin. Die Freude ist mittheilsam. Weß das Herz voll ist, deß gehet der Mund über. Hast du den rechten Missionstrieb? Dringet dich die Liebe Christi den Verlorenen nachzugehen? Als Jakob seinen Joseph hinausſandte zu dessen Brüdern, da traf der Letztere einen Mann, welcher frug: „Wen suchest du?" Joseph erwiderte: „Ich suche meine Brüder." Hast nicht auch du verlorene Brüder, welche du suchen solltest?

II. Sie ist eine stärkende Seelenspeise. V. 31—34. Das Thun des göttlichen Willens, die Thätigkeit im Werke Gottes — das war Jesu Speise. Die Arbeit für den Herrn ist aber auch für alle Gotteskinder eine stärkende Seelenspeise. Es gibt nichts, was den Glauben mehr stärke, die Liebesgluth mehr anfache, die Freude und den Frieden mehr vermehre und das Wachsthum im geistlichen Leben mehr fördere, als treue, unermüdliche Arbeit im Reiche Gottes, als rastlose Thätigkeit in der Seelenrettung. Das Thun des göttlichen Willens ist ein ausgezeichnetes Gnadenmittel. Ein Reilender, der im Winter über einen der höchsten Alpenpässe wanderte, wurde von einem Schneesturm ereilt. Bald überwältigte ihn eine unüberwindliche Müdigkeit. Obschon er wußte, das Niederliegen und Einschlafen werde sein sicherer Tod sein, konnte er nicht widerstehen. Schon hatte er ein bergendes Plätzchen gefunden — da sah er in der Nähe einen Menschen liegen, der schon ziemlich mit Schnee bedeckt war. „Ein Erfrierender," dachte er, „vielleicht kann ich ihn noch retten." Mit festem Willensentschluß ermannt er sich, fängt an den von der Kälte Erstarrten zu reiben und — siehe da, es gelingt ihm, den Unglücklichen zu retten. Dabei erwärmte sich sein Blut und er rettete durch diese

Liebesthat sein eigenes Leben. Fühlst du geistlich kalt und frostig, gehe an die Aebeit, thue etwas füe den Herrn und deine Mitmenschen, so wirst du bald warm werden und dein eisiges Herz wird wiedee glühen.

III. Sie bringt einen beglückenden Freudenlohn. V. 35—42. Die Aebeit am Seelenheil der Samariterin beachte Jesus dort am Jakobsbrunnen einen Freudenlohn. Auf die Saat folgte alsobald die Freudeneeente. Denselben Freudenlohn veeheißt er allen treuen Aebeitern, welche ins Feld cheistlicher Thätigkeit eintreten, es sei zum Säen odee zum Schneiden.

Die Aebeit des Herrn während seines zweitägigen Weilens in Sichar war erfolgreich. Auch wie haben die Verheißung, daß unsere Aebeit in dem Herrn nicht veegeblich sein wied. 1 Cor. 15, 58. Jes. 55, 10. 11.

Andeutungen für den Klass-unterricht.

In dee Kleinkindeeklasse wiedeehole man kurz die vorige Lektion, an welche die heutige sich eng anschließt. Dann erzähle und erläutere man a) die Rückkehe der Jünger mit Speise, die Zubeeeitung derselben — Nöthigung zum Essen — Jesu Erwiderung. Wenn Kindern eine große Freude in Aussicht steht, ein Picnic, eine Reise u. s. w., so können sie manchmal nicht essen— geoße Feeude raubt ihnen Hunger. Anwendung auf des Herrn Freude, die ihm zeitweilig den Hunger nahm. b) Die Missionsaebeit der Samariterin. Zeige, was die Kleinen füe den Herrn thun können. c) Das weiße Ernteseld. Hadt ihe ein solches gesehen? Zeige, wie jeder Unbekehete in Christenländern und in der Heidenwelt ein reiser Halm ist. d) Jesu Gehen nach Aufenthalt und Wirken in Sichar.

Sonntag, 16. Mai.

Der Sohn des königlichen Beamten.

Joh. 4, 43—54.

43. Aber nach zween Tagen zog er aus von dannen und zog in Galiläam.
44. Denn er selber, Jesus, zeugete, daß ein Prophet daheim nichts gilt.
45. Und da er nun in Galiläam kam, nahmen ihn die Galiläer auf, die gesehen hatten alles, was er zu Jerusalem auf dem Fest gethan hatte. Denn sie waren auch zum Fest gekommen.
46. Und Jesus kam abermal gen Cana in Galiläa, da er das Wasser hatte zu Wein gemacht.
47. Und es war ein Königlicher, dess Sohn lag krank zu Capernaum. Dieser hörete, daß Jesus kam aus Judäa in Galiläam, und ging hin zu ihm, und bat ihn, daß er hinab käme und hülfe seinem Sohn; denn er war todtkrank.
48. Und Jesus sprach zu ihm: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht.
49. Der Königische sprach zu ihm: Herr, komm hinab, ehe denn mein Kind stirbt.
50 Jesus spricht zu ihm: Gehe hin, dein Sohn lebet. Der Mensch glaubte dem Wort, das Jesus zu ihm sagte, und ging hin.
51. Und indem er hinab ging, begegneten ihm seine Knechte, verkündigten ihm und sprachen: Dein Kind lebet.
52. Da forschte er von ihnen die Stunde, in welcher es besser mit ihm worden war. Und sie sprachen zu ihm: Gestern um die siebente Stunde verließ ihn das Fieber.
53. Da merkte der Vater, daß es um die Stunde wäre, in welcher Jesus zu ihm gesagt hatte: Dein Sohn lebet. Und er glaubete mit seinem ganzen Hause.
54. Das ist nun das andere Zeichen, das Jesus that, da er aus Judäa in Galiläam kam.

Biblischer Grundgedanke. „Jesus speicht zu ihm: Gehe hin, dein Sohn lebet." Joh. 4, 50.

Die Ereignisse unserer Lektion haben sich bald nach den Erlebnissen des Heren am Jakobsbeunnen und zu Sichar zugeteagen. Jesus beschloß seine Wiekjamkeit für längere Zeit in Galiläa zu lokalisiren. Alleedings konnte er Nazareth nicht zum Ausgangs- und Mittelpunkt machen, weil die hier herrschende Kleinlichkeit der Gesinnung ihm, seiner holdseligen Peedigt ungeachtet, nicht-verzeihen mochte, daß er die Heimath nicht duech ein Wunder auszeichnete. Der Landsleute Verbiendung steigerte sich bis zum Moedanschlag, woourch ee veranlaßt wuede schließlich seinen Wohnsitz endgültig nach Kapernaum zu verlegen, dem Mittelpunkt des großen Land- und Seeveekehrs.

I. Jesus in Galiläa. V. 43—45.

V. 43. Nach zweitägigem Verweilen in dee samaritanischen Stadt Sichar, verließ Jesus Samaria und ging zuerst nach Galiläa im weiteren Sinn und von da nach Obeegalliläa. Galiläa war der Hauptaufenthaltsort Jesu vor und nach dem Antritt seines Lehreamtes. Dessen Trennung von Jerusalem gestattete in religiösen Dingen geößere Freiheit. Auch waren die Galiläee schon durch iheen haufigen Umgang mit Fremden zugänglicher, als die oethodoxen Bewohner Judäas.

V. 44. Dieser Vers macht den Auslegern viele Schwieeigkeiten, denn die Ansichten über die Oertlichkeit, welche Jesus hier als eine Heimath bezeichnet, sind sehr verschieden. Die Lösung dieser Frage finden wir am wahescheinlichsten in der Thatsache, daß jetzt die Uebersiedlung Jesu von Nazareth, wo er ausgestoßen wuede, nach Kapernaum stattfand. Somit wäre die erstere in Niedergalliläa gelegene Stadt die Heimath, wo er als Prophet nichts galt. Aus diesem Grunde begab er sich nach Obergalliläa, wo er seinen dauernden Wohnsitz endlich in Kapernaum aufschlug.

V. 45. In Obergalliläa, besondees zu Kana, Bethsaida und Kapeenaum, fand Jesus freundliche Aufnahme. Manche von ihnen waeen auf dem Feste zu Jerusalem gewesen und hatten gesehen, wie Jesus durch seine Wunder auch dort geoßes Aufsehen erregte. Es wae ihe Landsmann, welchee den Tempel reinigte und die Stadt mit Bewundeeung erfüllte.

II. Der kranke Sohn. V. 46—49.

V. 46. 47. Als Jesus eine kurze Zeit in Kana weilte, da kam ein Beamter des Herodes Antigas, des Tetrarchen, zu ihm mit der Bitte, doch hinabzukommen nach Kapernaum und seinen todtkranken Sohn zu heilen. Nach Luther, Lightfoot und andeen Auslegern wae dieser königlicher Beamter jener Chusa, welcher nach Lukas 8, 3 als Hausverwalter des Herodes Antigas dezeichnet wied. Diesee Herodes ist derselbe, welcher den Täufee enthaupten ließ. Wie es am Hofe dieses Regenten aussah, können wir uns leicht denken. Der hier eewähnte Beamte wird wohl bisher nach der Aet seines Königs und dessen Hofes gelebt und sich wenig um sein Seelenheil gekümmert haben. Der Herr weiß ihn jedoch zu finden. Sein Sohn erkrankt. Die Kunst der Aerzte richtet nichts aus. Der Sohn wied immer keanker, zuletzt todtkrank. Da nimmt der bekümmerte Vater in seinee Noth endlich Zuflucht zu Jesu, der duech seine Wunderthaten schon berühmt geworden war.

V. 48. 49. Aus des Herrn Ewiderung erhellt, daß dee Beamte noch nicht so glaubte, wie's Jesus verlangte. Ee glaubte wohl an Jesum als den Wunderthäter füe seinen todtkranken Sohn, aber noch nicht als den Heiland füe sich selbst. So machten's die Galiläee bereits alle. Daeum sagt Jesus: „Ihr". Die Samariter wuiden gläubig, ohne daß er Zeichen und Wundee that. Der Beamte beugte sich demüthig voe diesem Worte, welches er verdient zu haben sich bewußt ist. Doch wiedeeholt er um so dringender seine Bitte.

III. Die gewirkte Heilung. V. 50—52.

V. 50. Jesus gewahrt dem geängstigten Vater die Bitte der Hauptsache nach — er machte dessen Sohn gesund. Der Vater meinte, um das thun zu können, müsse Jesus nach Kapernaum kommen. Das war jedoch nicht nothwendig. Anstatt also dem Wunsche des Vaters zu folgen, spricht er zu diesem „Gehe hin, dein Sohn lebet." Er mußte aufs Wort vertrauen und gehen. Er bestand diese Probe.

V. 51. 52. Voller Zuversicht vertraut er auf des Herrn Wort und zieht getrost seine Straße heimwärts. Seht hier des Glaubens rechte Art! Es war um die siebente Stunde als Jesus dieses Wort zu ihm sprach, d. h. 1 Uhr Nachmittags. Der Beamte hätte den Weg nach Kapernaum noch an demselben Tag zurücklegen können. Aber der Mann eilte nicht, denn es treiben ihn weder Angst noch Zweifel. Langsam legt er den Weg zurück und kommt erst am nächsten Tage in der Heimath an, um von seinen Knechten die frohe, aber nicht überraschende Kunde zu vernehmen: „Dein Kind lebet." Als er sich nun nach den näheren Umständen erkundigte, da ergab sich, 1) daß sein Sohn plötzlich gesund wurde, 2) daß er in dem Augenblick gesund wurde, in welchem Jesus das Wort sprach. Auf den Glaubensakt des Vaters folgt alsobald die Genesung des Kindes.

IV. Der schöne Dank. V. 53. 54.

V. 53. Das Resultat der Wiedergenesung seines Sohnes war, daß der königliche Beamte mit seinem ganzen Hause gläubig wurde, d. h. er und sein ganzes Haus wurden nun Jünger des Herrn. Das war der schönste Dank, mit dem sie die große Wohlthat des Herrn vergelten konnten.

V. 54. Dieses Wunder bezeichnet seine zweite Wiederkehr nach Galiläa, wie das Wunder zu Kana die erste.

Praktische Gedanken.

Der Glaube an den großen Arzt.

I. Wodurch er unmöglich wird. V. 43—45. Durch Haß, Vorurtheil und Unaufrichtigkeit. Die Leute zu Nazareth waren mit Vorurtheilen wider Jesum erfüllt. Als Prophet fand er bei ihnen keine Anerkennung. Als er in ihren Schulen lehrete, spotteten sie seiner und sprachen: „Ist er nicht des Zimmermannes Sohn?" Wider seine Predigt konnten sie nichts einwenden. Er verkündigte ihnen die Wahrheit. Aber sie wollten die Wahrheit nicht hören; sie wollten sich nicht überzeugen lassen; sie wollten nicht an ihn glauben. Schließlich wurden sie wüthend. Sie stießen ihn zur Stadt hinaus und führten ihn auf einen Berg mit der Absicht, ihn über einen jähen Felsabhang hinabzustürzen. Nur durch Aeußerung seiner Wunderkraft entrann er ihnen. Mit solchen Gesinnungen konnten die Nazarethaner unmöglich zum Glauben kommen. Daher steht geschrieben: „Er that daselbst nicht viele Zeichen, ihres Unglaubens wegen."

II. Wie er geweckt wird. V. 46—49. Der Glaube an den großen Arzt wurde durch die Noth im Herzen dieses Hofbeamten geweckt. Er war ein reicher und vornehmer Mann und verließ sich bisher wahrscheinlich mehr auf seinen Reichthum und hohen Stand als auf den Herrn. Er war ein Beamter am Hofe des gottlosen Herodes und frug wahrscheinlich bisher ebenso wenig nach Gott wie sein König. Da pochte die Noth mit wuchtigen Hämmerschlägen an seiner Thüre. Sein Sohn, vielleicht der einzige, wurde todtkrank. Alle angewandte Arzeneien schlugen fehl. Von den angsterfüllten Eltern gedrängt, spricht der beste Medicuer der Stadt: „Ich bin zu Ende mit meiner Kunst und vermag nichts mehr." Da denkt der Vater an „Jesus von Nazareth", von dem er in letzterer Zeit so viel hörte. Sofort begiebt er sich auf den etwa 20 Meilen weiten Weg nach Kana und erfleht dessen Hilfe für seinen Sohn. So weckt der Herr den Glauben immer entweder durch äußere oder innere Noth.

III. Wie er vermehrt wird. V. 50—52. Wenn der Herr den Glauben vermehren will, so macht er's mit uns, wie mit dem königlichen Beamten. Er prüft denselben, um ihn dadurch zu stärken. „Gehe hin, dein Sohn lebet," sprach er zu dem Vater dort, welcher meinte, zur Heilung seines Sohnes sei es nöthig, daß Jesus mit nach Kapernaum gehe. Der Vater glaubte dem Worte des Herrn und ging getrost seine Straße. Wohl uns, wenn wir die Glaubensprobe also bestehen! Wohl uns, wenn wir am Worte der Verheißung festhalten! Ein Gefangener wurde vor einen asiatischen Fürsten gebracht, Schon war das Schwert erhoben, welches ihm den Todesstreich versetzen sollte. Da bat er, vom Durste gequält, um einen Trunk Wasser. Man reichte ihm einen Becher. Er hielt ihn zitternd in der Hand und spähte ängstlich um sich, als befürchtete er, der tödliche Hieb möchte ihn während des Trinkens treffen. „Trinke getrost," sprach der Fürst, „dein Leben ist sicher, bis du dieses Wasser getrunken haben wirst." Da leuchtete des Gefangenen Auge hell auf. Er wußte, das einmal gegebene Wort ist dem Morgenländer heilig. Rasch goß er das Wasser auf den Boden und — sein Leben war gerettet. Nehmen wir so den Herrn beim Worte, so wird die an uns sich erfüllende Verheißung zur Glaubensvermehrung dienen.

IV. Wie er sich dankbar erweist. V. 53. Als er zu Hause ankam und seinen Sohn gesund antraf, da wurde der Hofbeamte mit seinem Weibe, Sohne und seiner Dienerschaft Jesu Jünger. Seine Frau that dem Herrn Handreichung von ihrer Habe. (Luk. 8, 3.) So wird sich der wahre Glaube an den Erlöser stets dankbar erzeigen; er wird um des Herrn Willen stets in der Liebe thätig sein; er wird zur treuen Nachfolge Jesu anspornen.

Andeutungen für die Kleinkinderklasse.

1) Schildere die Behandlung, welche Jesus seitens seiner Landsleute zu Nazareth erfuhr. Dort in jener Stadt hatte er 30 Jahre lang gewohnt. (Siehe „Praktische Gedanken" Theil I.) 2) Seit ihr schon krank gewesen? Da wird's jedenfalls manches Ja geben. Frage nach der Krankheit Einzelner, welche bejaheten. Führe sie dann im Geiste in's Krankenkämmerlein dort zu Kapernaum. Fenster verschlossen, Vorhänge heruntergelassen; leise gehen Vater, Mutter und Diener hin und her. Tisch neben Bett mit Arzeneien und Getränken. Spielsachen auf Bett. Kind achtet's nicht, ist todtkrank u.s.w. 3) Erzähle den Gang des Vaters nach Kana, wo Jesus weilte, seine Bitte, die Unterredung. 4) Vaters Heimkehr, Kind gesund.

Sonntag, 23. Mai. **Jesus zu Bethesda.** Joh. 5, 5—18.

5. Es war aber ein Mensch daselbst, acht und dreißig Jahr krank gelegen.
6. Da Jesus denselben sahe liegen, und vernahm, daß er so lang gelegen war, spricht er zu ihm: Willst du gesund werden?
7. Der Kranke antwortete ihm: Herr, ich habe keinen Menschen, wenn das Wasser sich beweget, der mich in den Teich lasse; und wenn ich komme, so steiget ein anderer vor mir hinein.
8. Jesus spricht zu ihm: Stehe auf, nimm dein Bett und gehe hin.
9. Und alsbald ward der Mensch gesund, und nahm sein Bette, und ging hin. Es war aber desselbigen Tages der Sabbath.

10. Da sprachen die Juden zu dem, der gesund war worden: Es ist heute Sabbath; es zieml dir nicht, das Bette zu tragen.
11. Er antwortete ihnen: Der mich gesund machte, der sprach zu mir: Nimm dein Bette, und gehe hin.
12. Da fragten sie ihn: Wer ist der Mensch, der zu dir gesagt hat: Nimm dein Bette, und gehe hin?
13. Der aber gesund war worden, wußte nicht, wer er war; denn Jesus war gewichen, da so viel Volks an dem Ort war.
14. Danach fand ihn Jesus im Tempel, und sprach zu ihm: Siehe zu, du bist gesund worden; sündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht etwas Aergeres widerfahre.
15. Der Mensch ging hin, und verkündigte es den Juden, es sei Jesus, der ihn gesund gemacht habe.
16. Darum verfolgten die Juden Jesum, und suchten ihn zu tödten, daß er solches gethan hatte auf den Sabbath.
17. Jesus aber antwortete ihnen: Mein Vater wirket bisher, und ich wirke auch.
18. Darum trachteten ihm die Juden nun viel mehr nach, daß sie ihn tödteten, daß er nicht allein den Sabbath brach, sondern sagte auch, Gott sei sein Vater, und machte sich selbst Gotte gleich.

Biblischer Grundgedanke. „Willst du gesund werden?" Joh. 5, 6.

Unsere Lektion versetzt uns nach Jerusalem, wo zur Zeit ein Fest gefeiert wurde. Welches der fünf jüdischen Feste war's wohl? Diese Frage hat bei den Gelehrten die verschiedensten Antworten hervorgerufen. Jedes der fünf Feste fand seine Fürsprecher—das Passahfest, Pfingstfest, Laubhüttenfest, Purimfest und das Fest der Tempelweihe. Andere, wie Lücke, De Wette, Luthardt und Tholuck, nennen's ein nicht zu bestimmendes Fest. Schreiber dieses ist der Ansicht, daß es das Passahfest war und zwar das zweite während der öffentlichen Wirksamkeit des Herrn. Ist diese Annahme richtig, dann währte Jesu Lehrthätigkeit volle drei Jahre — beginnend mit einem Passahfeste und mit dem vierten Passahfest schließend. Jesus war von Kapernaum, seinem jetzigen Wohnsitz, nach Jerusalem gekommen, aber nur des Festes wegen und nicht um hier bleibend zu wirken.

I. Am Teiche. V. 5—9.

V. 5. Dieser Gelähmte, welcher 38 Jahre gelitten hatte, lag am Teiche Bethesda. Dieser hebräische Name bedeutet: Haus der Barmherzigkeit. Robinson, der berühmte Erforscher Palästinas, glaubt diesen Teich in der s.g. „Quelle der Jungfrau" entdeckt zu haben, wo er selber ein plötzliches Aufsprudeln des Wassers bemerkte. Eine Frau theilte ihm mit, daß der Wasserfluß mit unregelmäßigen Unterbrechungen stattfinde, zuweilen zwei oder drei Mal täglich und im Sommer auch zuweilen nur einmal in zwei oder drei Tagen. Ueber und um diesen Teich waren fünf Hallen zur Aufnahme und Verpflegung der Kranken errichtet. Hier lagen die mit allerlei körperlichen Leiden behafteten Menschen und harreten auf die Bewegung des Wassers, welches dann eine besondere Heilkraft besaß. Hier fand der Herr den Gelähmten.

V. 6. Anstatt „daß er so lange gelegen war", lese man, „daß er schon lange Zeit krank war". Der Herr wußte, daß er schon 38 Jahre gelähmt war. Er kannte jede Krankheit, jeden Schmerz, jede schlaflose Nacht. Wie bei der Samariterin, so begann Jesus auch hier das Gespräch. Mit der Frage wollte Jesus ihn aus seiner Schlaffheit rütteln und seine Aufmerksamkeit und Hoffnung wecken. So frägt er jeden Hörer seines Wortes: Willst du gesund werden?

V. 7. Er ist nicht nur gelähmt, sondern freundlos. „Ich habe keinen Menschen" ist noch heute der klagende, unausgesprochene Schrei unzähliger, in der Sünde gefangener Seelen. Die Menschen, welche den Gelähmten umgaben, waren selbstsüchtig und herzlos. Niemand half ihm in den Teich, obschon er lange gelegen und gewartet hatte. Jeder dachte nur an sich selbst.

V. 8. Das „Bett" war wahrscheinlich nur eine Matratze oder ein schwerer Teppich. Jesu göttlicher Befehl war der Träger und Uebermittler einer göttlichen Heilkraft. Jesus bedurfte zu des Gelähmten Heilung des Teiches nicht; ein Akt seines Willens, ein Wort seines Mundes genügte.

V. 9 Der Kranke wurde auf der Stelle gesund. Nur ein Akt der Allmacht konnte diesem langjährigen Gelähmten das Vermögen in einem Augenblicke verleihen, seine Glieder zu gebrauchen und sein Bett zu tragen. Nur der vermochte das, welcher einst den Menschen aus dem Erdenstaube und den Lebenshauch in seine Nase blies.

II. Auf dem Wege. V. 10—13.

V. 10. Die Heilung wurde am Sabbath gewirkt. Als der Gesundgewordene mit seinem Bette fröhlich seines Weges ging, wurde er von den Juden, d.h. von den Führern oder Häuptern des Volkes, zur Rede gestellt. Der Talmud verbot das Tragen von Gegenständen am Sabbath nicht schlechthin, aber gestattete es auch nur unter vielen Clauseln; unter Anderm durfte es nicht auf offener Straße geschehen.

V. 11. Des Mannes Antwort stellt die Autorität des Wunderthäters der ihrigen gegenüber. Es liegt etwas Trotzbietendes darin.

V. 12. „Nicht nur der verächtliche Ausdruck: „Wer ist der Mensch?" ist charakteristisch, sondern auch der Zug, daß sie die Wunderheilung selbst ganz zu überhören scheinen." J. P. Lange. Die Juden bezeichen Jesum boshafterweise als den, welcher den Sabbath zu schänden befahl.

V. 13. Der Gesundgewordene kannte den Namen seines Wohlthäters nicht. Jesus war unmittelbar nach der Heilung verschwunden. Der Mann hatte ihn wahrscheinlich nie zuvor gesehen.

III. Im Tempel. V. 14—15.

V. 14. Jesus traf den Geheilten im Tempel. Gewiß ein passender Ort, um der Dankbarkeit des Herzens nach der wunderbaren Genesung einen öffentlichen Ausdruck zu geben. „Sündige hinfort nicht mehr," sprach der Herr zu ihm. Alles Leiden ist eine Folge der Sünde; aber es giebt besondere Sünden, welche besondere Leiden zur Folge haben. Die 38jährige Krankheit scheint die Folge einer solch' specieller Sünde gewesen zu sein.

V. 15. Dies geschah nicht mit einer bösen Absicht. Als Jude war ihm schon frühe Achtung vor den Obersten des Volkes eingeflößt worden, daher sah er's jedenfalls als eine Pflicht an, ihnen die von ihm verlangte Auskunft zu geben. Der Gedanke, daß dieselbe seinem Wohlthäter schaden könne, lag ihm ferne.

IV. Die Verfolgung. V. 16—18.

V. 16. Sie waren bemüht, seinen Charakter zu schädigen und seinen Einfluß bei dem Volke zu untergraben, indem sie ihn als Gesetzesübertreter verschrieen. Wahrscheinlich wurde er auch vor das kleine Synedrium geladen, welches aus sieben Männern bestand; es gelang ihnen jedoch nicht, ein Todesurtheil von demselben zu erwirken.

V. 17. Jesus rechtfertigt sein Thun hier als ein Thun des Sohnes Gottes, der ebenso wirkt wie sein Vater. Von dieser Rechtfertigung sagt Dr. Lange: „Sie spricht ohne Zweifel aus, 1) seine Erhabenheit über das Sabbathgesetz, wie Mark 2, 28; 2) die Angemessenheit seines Wirkens zum Sabbathgesetz, d. h. also die Erfüllung des Sabbathgesetzes, Matth. 12, 12; 3) die Vorbildlichkeit des göttlichen Wirkens für sein eigenes Wirken, V. 20; 4) sein Wirken aus Gott und mit Gott, wodurch ihre Anklage zu einer Anklage Gottes selbst wird, V. 19. Der letztere Gedanke ist besonders betont.

V. 18. Die Rechtfertigung des Herrn treibt die Feinde nur weiter in den Gegensatz zu ihm. Sie fanden in derselben einen neuen, größeren Klagepunkt, nämlich daß er sich Gott gleich gestellt habe. Damit sollte er Gott gelästert und des Lästerers Tod verdient haben.

Praktische Gedanken.

Die Wunderthat am Teich Bethesda.

I. Der langjährige Kranke. V. 5. 6. In diesem gelähmten Manne spiegelt sich das Bild des Sünders. Wir lesen die Wunderberichte der Evangelien nur dann mit Nutzen, wenn wir uns vom Leiblichen zum Geistlichen aufschwingen, wenn wir in der leiblichen Heilung das Bild der geistlichen erblicken. Die Sünde ist eine Krankheit. Von jedem Unwiedergeborenen gilt, was der Herr Jes. 1, 5. 6 sagt.

II. Die herzlose Selbstsucht. V. 7. Unter der Menge der Patienten, welche Jahr um Jahr in diese Badeanstalt kamen, war nicht ein Einziger, der sich des armen Mannes erbarmte. Sollte man nicht denken, wenn sie auch zu selbstsüchtig waren, um demselben vor der eigenen Kur in den Teich zu helfen, so würden sie's doch gewiß nach derselben gethan haben? Doch nein, Jedweder sorgte im schnöden Eigennutz nur für sich selbst. Fürwahr, ein trauriges Bild der Welt! Welch' eine hervorragende Rolle spielt doch die Selbstsucht in der Menschenwelt!

III. Der mächtige Heiland. V. 8. 9. 14. 1) Die Frage. Der Mensch war in Folge des langen und doch vergeblichen Harrens in eine Art Apathie oder Schlaffheit gerathen. Mit der Frage: „Willst du gesund werden?" weckt ihn Jesus aus derselben. Erweckung ist das erste Bedürfniß des Sünders. Er ist in der Regel gleichgiltig und sorglos. Er wähnt oft, er sei reich und bedürfe nichts; und doch ist er „elend, jämmerlich, arm, blind und bloß". 2) Der Befehl. Derselbe barg die Heilkraft in sich. Der Gelähmte glaubte, denn er machte sofort den Versuch aufzustehen und — er war geheilt. Will der Sünder selig werden, so muß er dem Heiland Willigkeit, Glauben und Gehorsam entgegen bringen.

3) Die Warnung. Jesus warnt den Geheilten, als er ihn später im Tempel traf, vor dem Sündigen. Jedes Kindlein in Christo sollte diese Warnung beherzigen. Der Rückfall in die Sünde ist schrecklich.

Andeutungen für die Kleinkinderklasse.

1) Waret ihr schon in einem Hospital? Viele und allerlei Kranke. Ein solches Hospital gab's zu Jerusalem, hatte fünf Hallen u. s. w. 2) Aber es waren keine Aerzte da, ein Teich. (Schildere die damit verknüpften Umstände.) 3) Schildere die Lage des 38jährigen Kranken. Wie traurig und hoffnungslos! 4) Schildere das Kommen Jesu und die bewirkte Heilung. 5) Wende das Ganze auf die Sündenkrankheit und den Sündenarzt an. 6) Wohin ging der Geheilte zuerst? Dankbarkeit trieb ihn dahin. Die soll auch uns bewegen zur Sonntagschule und Kirche zu gehen. 7) Schildere den Haß der Juden und wie sie Jesum verfolgten.

Sountag, 30. Mai. **Die Speisung der Fünftausend.** Joh. 6. 1—21.

1. Darnach fuhr Jesus weg über das Meer an der Stadt Tiberias in Galiläa.
2. Und es zog ihm viel Volks nach, darum, daß sie die Zeichen sahen, die er an den Kranken that.
3. Jesus aber ging hinauf auf einen Berg, und setzte sich daselbst mit seinen Jüngern.
4. Es war aber nahe die Ostern, der Juden Fest.
5. Da hub Jesus seine Augen auf, und siehet, daß viel Volks zu ihm kommt, und spricht zu Philippo: Wo kaufen wir Brod, daß diese essen?
6. (Das sagte er aber, ihn zu versuchen; denn er wußte wohl, was er thun wollte.)
7. Philippus antwortete ihm: Zweihundert Pfennig werth Brods ist nicht genug unter sie, daß ein jeglicher unter ihnen ein wenig nehme.
8. Spricht zu ihm einer seiner Jünger, Andreas, der Bruder Simonis Petri:
9. Es ist ein Knabe hie, der hat fünf Gerstenbrode, und zween Fische; aber was ist das unter so viele?
10. Jesus aber sprach: Schaffet, daß sich das Volk lagere. Es war aber viel Gras an dem Ort. Da lagerten sich bei fünf tausend Mann.
11. Jesus aber nahm die Brode, dankete, und gab sie den Jüngern, die Jünger aber denen, die sich gelagert hatten; desselbigen gleichen auch von den Fischen, wie viel er wollte.
12. Da sie aber satt waren, sprach er zu seinen Jüngern: Sammelt die übrigen Brocken, daß nichts umkomme.
13. Da sammelten sie, und füllten zwölf Körbe mit Brocken, von den fünf Gerstenbroden, die überblieben denen, die gespeiset worden.
14. Da nun die Menschen das Zeichen sahen, das Jesus that, sprachen sie: Das ist wahrlich der Prophet, der in die Welt kommen soll.
15. Da Jesus nun merkete, daß sie kommen würden, und ihn haschen, daß sie ihn zum Könige machten; entwich er abermal auf den Berg, er selbst alleine.
16. Am Abend aber gingen die Jünger hinab an das Meer,
17. Und traten in das Schiff, und kamen über das Meer gen Capernaum. Und es war schon finster worden, und Jesus war nicht zu ihnen kommen.
18. Und das Meer erhub sich von einem großen Winde.
19. Da sie nun gerudert hatten bei fünf und zwanzig oder dreißig Feldwegs, sahen sie Jesum auf dem Meere daher gehen, und nahe bei das Schiff kommen; und sie fürchteten sich.
20. Er aber sprach zu ihnen: Ich bins; fürchtet euch nicht.
21. Da wollten sie ihn in das Schiff nehmen; und alsbald war das Schiff am Lande, da sie hinfuhren.

Biblischer Grundgedanke. „Jesus aber sprach zu ihnen: Ich bin das Brot des Lebens." Joh. 6, 35.

Unsere Lektion führt uns diesmal im Geiste nach Galiläa. Ein Jahr war bereits seit der letzten Lektion berichteten Auftritte dahingeschwunden. Das dritte Passahfest des Herrn war vor der Thür. Noch ein Jahr und Jesu Wirksamkeit sollte ihren Abschluß finden. Er hatte während des genannten Jahres in Galiläa gewirkt. Die hauptsächlichsten Ereignisse während dieser Zeit waren: die Berufung der Zwölfe zum Apostelamte, die Bergpredigt, die Gleichnisse, welche am galiläischen Meere geredet wurden und der Tod Johannes des Täufers. Die Hinrichtung des Täufers hatte stattgefunden unmittelbar ehe Jesus mit seinen Jüngern nach Bethsaida kam, wo das hier berichtete Wunder gewirkt wurde.

I. Das hungernde Volk. V. 1—7.

V. 1. 2. Von dem Uferstrich bei Tiberias fuhr Jesus hinüber nach Bethsaida, wohin ihm eine große Volksmenge nachzog, weil sie die an den Kranken verrichteten Wunder gesehen hatten. Tiberias war eine am westlichen Ufer des See's im schönsten Gebiete Galiläas gelegene Stadt, welche einen königlichen Palast hatte, in dem Herodes Antipas gewöhnlich residirte. Dieser Herodes hatte dem Kaiser Tiberius zu Ehren die Stadt Tiberias genannt. Das galiläische Meer ist nach Thomson 14 Meilen lang, 9 Meilen breit und hat eine ovale Form. Bethsaida lag am nordöstlichen Ufer des See's.

V. 3. 4. Er ging auf den (nicht „einen") Berg, um in der Einsamkeit zu ruhen. Dieses dritte Passahfest feierte Jesus allem Anscheine nach nicht in Jerusalem, sondern er blieb in Galiläa. Die Feindschaft der Obersten in jener Stadt nöthigten ihn wohl wider seine Gewohnheit von der Festfeier fern zu bleiben.

V. 5. 6. Warum frug er gerade den Philippus?

V. 6 antwortet: „Um ihn zu prüfen.“ Philippus war in dieser Gegend zu Hause und vielleicht wollte der Heer nur hören, welchen Vorschlag er zu machen habe. Wahrscheinlicher aber sollte die Frage eine Glaubensprüfung sein. Jesus wollte sehen, welchen Eindruck seine Worte und Wunder auf ihn gemacht haben. Bei ihm stand jedenfalls der Entschluß schon fest, das Volk vermittelst eines Wunders zu speisen.

V. 7. Philippus mustert die Volksmenge, macht einen raschen Ueberschlag und erklärt, 200 Denare — etwa $30 nach unserm Gelde — würden nicht hinreichen, um das Volk mit der nöthigen Nahrung zu versorgen. Diese Summe befand sich wahrscheinlich in der gemeinsamen Kasse.

II. Die wunderbare Speisung. V. 8—13.

V. 8. 9. Andreas war einer der ersten Jünger des Herrn, scheint aber hier nicht glaubensstärker als Philippus. Gerstenbrode waren die Nahrung der ärmeren Leute. Die Brode waren große, etwa einen halben Zoll dicke Kuchen, welche gebrochen, aber nie geschnitten wurden.

V. 10. Nach dem Berichte des Markus und Lukas lagerten sie sich in Abtheilungen zu hundert und zu fünfzigen. Dies geschah, um bei der Speisung aller Verwirrung vorzubeugen. Es war im Monat April; die Fluren und Bergabhänge waren mit frischgrünem Grase bekleidet. Matthäus berichtet, es seien fünftausend Männer gewesen nebst den Weibern und Kindern.

V. 11. Beim Sprechen des Dankgebetes verfuhr Christus als Hausvater und der Sinn desselben war dem hier gebrauchten griechischen Worte gemäß „Dank“, während nach Lukas die Vorstellung eines Weihgebetes eintritt, wie beim Abendmahle. Sodann theilte er die Brode unter die Jünger und diese unter die Gelagerten aus. Anstatt „auch von den Fischen, wie viel er wollte“ lese man „so viel sie wollten“. Jeder bekam von den Broden und Fischen so viel als er haben wollte. Dieser Umstand schließt jeden Gedanken an eine Scheinsättigung aus. Das Wunder bestand in der Vermehrung der Brode und Fische, ob in Jesu oder seiner Jünger Hände, lassen wir dahingestellt.

V. 12. Der Herr lehrt durch den Befehl, die übrigen Brocken zu sammeln, die Tugend der Sparsamkeit. Im göttlichen Haushalte ist die Verschwendung etwas Fremdes. Der hier niedergelegte Grundsatz hat eine große Tragweite. Er ist anwendbar auf Zeit, Geld und die Gelegenheit zum Gutesthun.

V. 13. Die Identität der Zahl der Körbe mit der Zahl der Apostel wird Jedwedem auffallen und der Gedanke liegt nahe, daß jeder Apostel einen Korb hatte. Die gesammelten Brocken überstiegen den ursprünglichen Vorrath bei Weitem.

III. Die Ehrsuchtslosigkeit des Herrn. V. 14. 15.

V. 14. Dieser Vers trägt das charakteristische Gepräge des Johannes. Die Annahme oder Verwerfung Christi schwebt ihm stets vor dem Geistesauge. Die Tradition berichtete, der Messias werde Manna vom Himmel regnen. Das durch ein Wunder gespeiste Volk erkannte in Christo den Messias, der in die Welt kommen soll.

V. 15. Dies Betragen Jesu ist ein Tadel des Volkes. Aber wohlverstanden: nicht weil das Volk ihn um des Wunders willen für den verheißenen Heiland hält, sondern weil es sich eine falsche Vorstellung von seiner Messiaswürde macht, darum entweicht er. Sie wähnten, Jesu Reich sei ein Reich dieser Welt. Die Volksgunst konnte ihn aber an seinem Berufe nicht irre machen. Er begehrte keine irdische Königskrone.

IV. Jesu Macht über die Elemente. V. 16—21.

V. 16. 17. Ehe Jesus den Berg erstieg, hatte er seinen Jüngern befohlen, ins Schiff zu treten und am Ufer entlang ihm voranzufahren, um ihn später aufzunehmen. Anstatt „und kamen über das Meer nach Kapernaum“ lese man: „um jenseits nach Kapernaum zu fahren.“

V. 18. 19. Als sie am Ufer entlang ruderten, auf ihren Meister wartend, erhob sich ein heftiger Sturm, welcher das Schiff wider der Jünger Willen in den hochgehenden See hinaustrieb. Es war eine Nacht voller Angst, Unruhe und Gefahr für die Jünger. Endlich, um etwa drei Uhr Morgens, sahen sie den Herrn auf dem wogenden Meere wandeln. Sie erkannten ihn zuerst nicht und wähnten zitternd, lebend ein Gespenst zu sehen.

V. 20. 21. Als die Jünger die wohlbekannte Stimme ihres Meisters hörten, da schwand ihre Furcht. Sie nahmen ihn nun willig in das Schiff auf, was sie vorher der Furcht wegen nicht thun wollten. Bald nachdem Jesus das Schiff betreten und den Sturm gestillt hatte, erreichten sie das Reiseziel.

Praktische Gedanken.

Der große Speisemeister.

I. Er ist barmherzig. Als der Herr den Hunger des Volkes sieht, da denkt er in seiner Barmherzigkeit sogleich daran, dasselbe zu speisen. Darum spricht er zu Philippo: „Wo kaufen wir Brod, daß diese essen?“ Es sagte einmal ein frommer Edelmann, er wünsche einem Könige nichts mehr, als daß er einmal etliche Wochen oder Monate ein armer Mann wäre, damit er auch wüßte, wie armen Leuten zu Muthe ist. Das brauchen wir unserm König Jesus nicht zu wünschen, denn er wurde arm, als er auf unserer Erde erschien und weiß daher, wie's uns armen Menschen hienieden zu Muthe ist. Als Benhadad, der syrische König geschlagen worden war und flüchtig umherirrte, da sprachen seine Knechte zu ihm: „Siehe, wir haben gehöret, daß die Könige des Hauses Israel barmherzige Könige sind; so lasset uns zum Könige Israels hinausgehen: vielleicht läßt er unsere Seelen leben.“ So können wir von unserm Könige sprechen.

II. Er gebraucht das Vorhandene. Andreas meldet seinem Meister, der einzige vorhandene Vorrath befände sich im Besitze eines Knaben und bestände nur aus fünf Gerstenbrode und zwei Fischen. So wenig genügte dieser geringe Vorrath zu Sättigung des Volkes, daß er ohne Weiteres hinzusetzt: „Was ist das unter so viele?“ Doch Jesus verachtet das Wenige nicht. Er gebraucht's so, daß es zur Sättigung der Tausenden genügt. Er, welcher das Wenige schöpferisch vervielfältigte, hätte ebenso leicht aus Nichts Brod erschaffen oder wie einst in der Wüste Manna vom Himmel herab regnen können. Des Herrn Methode aber ist die, das zu gebrauchen, was die Menschen haben, es sei viel oder wenig. Gott giebt uns heute noch unser täglich Brod, aber nur durch den Gebrauch des Vorhandenen, durch die Verwendung unserer leiblichen und geistlichen Kräfte. So hat sich's auch auf geistlichem Gebiete. Die Welt soll für Christum erobert werden. Geld, Talente und persönliche Arbeit der Christen genügen an und für sich nicht, um dieses herrliche Resultat zu erzielen. Der Herr aber will dies Vorhandene so gebrauchen, daß dasselbe doch dadurch erzielt werde.

III. Er liebt die Ordnung. „Schaffet, daß das Volk sich lagere,“ spricht Jesus. Auf's grüne Gras sollte sich's schichtenweise lagern, je fünfzig und fünfzig, hundert und hundert beisammen, damit bei der Speisung keine Verwirrung und kein Lärm entstände und Nie-

mand übersehen würde. So fordert's der Herr noch heute. Gott ist nicht ein Gott der Unordnung. Der Dichter singt: „Ordnung ist des Himmels Erstgesetz."

IV. Er lehrt uns Dankbarkeit. Jesus nahm die Brode und sprach ein Dankgebet. Er dankt und hat doch so wenig, dankt und ist doch mit dem Vater gleicher Gott von Macht und Ehre. Als Gott vermehrt er Brode und Fische, als Mensch dankt er für die Gabe. Lerne dankbar sein und dir ist geholfen. In Irland hatte ein Bischof seinen Weg verloren. Er trat in eine Hütte, um nach demselben sich zu erkundigen. Er fand die Bewohnerin bei ihrem Mittagsmahle, aus einer Brodkruste und kaltem Wasser bestehend. Sie war so dankbar, als befände sie sich im Besitze unermäßlicher Güter und sagte: „Ich habe all dieses und Christum noch dazu."

Andeutungen für die Kleinkinderklasse. Die Lektion bietet reichliches und interessantes Material. Schildere dieselbe in drei Bildern. Erstes Bild: die wunderbare Speisung. V. 1—13. Lehren: die Gottheit Christi; auch uns ernährt der Herr; Dankbarkeit; Sparsamkeit. Zweites Bild: Der mißlungene Krönungsversuch. V. 14. 15. Die Leute wollten Jesum zum Könige machen; er verlangte keine solche Ehre. Lehre: Seid nicht ehrsüchtig. Drittes Bild: Die Jünger auf stürmischem Meer. V. 16—21.

Aus der Zeit.

Die großen Strikes im Osten und Südosten unseres Landes, sowie in den Mittelstaaten sind für mich Beweise, daß die Ritter der Arbeit (Knights of Labor) alles daran setzen werden, ihre Zwecke zu erreichen. Und was sind denn diese Zwecke? Einmal wohl die, den Uebergriffen des Kapitals zu steuern und dem Arbeitsmann ein Auskommen zu sichern. Dies ist recht und billig. Das Kapital in Händen selbstsüchtsvoller Menschen ist rücksichtslos und hat den Hemmschuß nöthig, soll ihm nicht gestattet werden, über das Glück von Millionen hinwegzureiten. Müssen darunter alsdann auch Arbeitsgeber und Kapitalisten leiden, die das Rechte thun, so liegt dies im Lauf der Dinge und läßt sich nicht wohl ändern.

Auf der andern Seite läßt sich jedoch zweierlei nicht läugnen: 1) Wie das Kapital, so ist auch die Arbeit unersättlich. Ist eine Position gewonnen, so will sie eine andere stürmen und so fort. Beiden, dem selbstsüchtigen Kapital und der nimmersatten Arbeit gilt der Spruch: „Je mehr er hat, je mehr er will, nie schweigen seine Klagen still." 2) Sind die fleißigen, nüchternen, sparsamen Arbeiter gewöhnlich nicht die Agitatoren in den großen Arbeiterbewegungen. Das sind zum öftern Leute, die entweder gar nichts thun und vom Arbeiter leben oder durch Bummelei viel von ihrem Arbeitslohn verlieren und ihre selbstverschuldete Lage durch Agitation gegen das Kapital bessern wollen.

Aus diesen zwei thatsächlichen Ursachen sind viele Freunde der Arbeiter in den letzten Jahren stutzig geworden und erkennen jetzt das Maßlose der Ansprüche und die Unmöglichkeit, all denselben fortwährend zu genügen.

Es ist jedoch nicht allein die Besserung der äußerlichen Lage der Arbeiter, die von dem Arbeiterbund angestrebt wird, sondern die Handhabung der Regierung. Die Ritter der Arbeit erkennen, daß die Gesetzgebungen häufig vom Kapital gewählt und beeinflußt werden, und wollen hier selbst eintreten und Gesetzgebungen schaffen, die im Sinne des Bundes handeln. Man spricht sogar von der Gründung einer politischen Arbeiterpartei. Wie dem aber auch sei, so ist es offenbar, daß der Arbeiterbund darnach trachtet, die Gesetzgebungen und wahrscheinlich auch den Congreß in seinem Sinne und für seine Zwecke zu beeinflussen. Gelingt dies — so hätten wir bald überall das Achtstunden-Arbeits-Gesetz, Schulzwang, Staats-Eisenbahnen und -Telegraphen ꝛc. Ob all dies zum Heil der Arbeiter ausfallen würde — steht in Frage.

Die größte Gefahr des von den Rittern der Arbeit eingeschlagenen Weges liegt jedoch in den Auswüchsen der Entwickelung auf diesem Wege. — Wenn angestrebt wird, der wirklichen Nothlage des Arbeiters abzuhelfen, so wird jeder Menschenfreund damit übereinstimmen, auch wenn die Gesetzgebung dazu helfen muß. Aber maßlose Ansprüche und arbeitsscheue, liederliche Menschen sind die Ursache, daß aus an und für sich berechtigtem Streben Bewegungen und Gestaltungen entstehen, die allen Klassen gefährlich sein müssen. Es kann zum Beispiel nicht geläugnet werden, daß aus den Arbeiter-Unionen vielfach, wenn auch nicht immer und ganz, der Sozialismus hervorgegangen. Der Sozialismus aber ist die Mutter des Communismus, welcher von Grund aus umwälzen und das Bestehende zerstören will. Alle diese Bewegungen und die damit verbundenen Grundsätze hängen nothwendigerweise so eng mit einander zusammen, daß unruhige, leichtsinnige Geister sehr leicht auf der Communisten „Höhe" (?) ankommen mögen, von wo aus sie viel Schaden thun können, bis sie endlich selbst den Hals brechen.

Für alle Krittelköpfe, die wohl immer tadeln, aber nie etwas besser machen können, hat der gewaltige Bismarck wieder einmal im preußischen Abgeordnetenhause das rechte Wort gesprochen. Es war wegen der Polenfrage, über welche der eiserne Kanzler zwei Reden hielt. In der zweiten vertheidigt er sich gegen seine Gegner, namentlich gegen Windhorst und sagt unter anderem den Maulhelden, die mit der Zunge immer alles besser machen können, Folgendes:

„Wenn ich mit meinen Ansichten auf Opposition stoße, so muß ich dieselbe eben tragen. Ich kann ihr bei unsern Verhältnissen nicht ausweichen. In England ist es anders. Dort ist das Mittel gegen eine Opposition leicht gegeben. Der Minister sagt dort zu dem Führer der Opposition: Gut, ich trete zurück, sei du so gut und übernimm das Ministerium. In Engtand gilt es für unpatriotisch, ja, ich kann sagen, für unanständig, Opposition zu machen, wenn man nicht bereit ist, denjenigen, denen man opponirt, die Regierung aus der Hand

und sie selbst zu übernehmen, um es besser zu machen. Ich befinde mich nun bald seit einem Vierteljahrhundert ausschließlich einer unfruchtbaren, negirenden Kritik gegenüber, und noch nie bin ich in der Lage gewesen, meine Gegner mit irgend einer Aussicht auf Erfolg auffordern zu können: nun gut, versuchen Sie es doch mal; ich will mich mal auf die Bank der Opposition setzen (Bewegung) — spielen Sie das Stück auf der Bühne weiter, ich will in's Parquet gehen und zusehen und klatschen oder zischen.

„In England ist das anders, und Gladstone wird jetzt zum zweiten oder zum dritten Male zeigen, ob er im Stande ist, den Staatswagen zu fahren; wenn sich ihm eine Majorität dafür versagt, oder wenn er nicht im Stande ist, die Parnelliten zu befriedigen, so wird wiederum vielleicht Salisbury eintreten. Ich habe die Ablösung hier nicht. Sie würden es kaum für ernsthaft halten, wenn ich sie im Reiche oder hier versuchte; im Reich könnte ich doch nur den Herrn Abg. Windhorst als den Hervorragendsten der Opposition bitten, das Amt des Reichskanzlers zu übernehmen. (Heiterkeit.) Ich würde mich freuen, ihn im Amt zu sehen, ich fürchte aber, er nimmt es nicht an (Heiterkeit); und ich fürchte noch eins: Seine Majestät der Kaiser hat vielleicht nicht dieselbe Ueberzeugung von seiner Zuverlässigkeit und seiner Begabung, wie ich. Ich habe wenigstens auf meine Sondirungen bei Seiner Majestät früher einmal keine Neigung dafür gefunden. (Große Heiterkeit.) Ich habe Seine Majestät ernstlich gebeten, mir die Genugthuung zu gewähren, meinen Gegnern doch einmal das Ministerium anzubieten, ihnen Gelegenheit zu geben, daß sie alle die Fehler und Missethaten, deren sie mich anklagen, ihrerseits nun vermeiden und den Staat zur Befriedigung der Mehrzahl seiner Einwohner regieren. Aber ich kann meinen allergnädigsten Herrn gegen seinen Willen nicht zwingen. Er hat mir gesagt, er sei zu hoch bei Jahren, um Experimente zu machen. (Heiterkeit.) Ebenso ist es hier im Abgeordnetenhause.

Der Krieg der Feldherrn. Als vor einiger Zeit das Century, eine englische Monatsschrift, anfing, Aufsätze über den Rebellionskrieg zu publiziren, die von Augenzeugen und Feldherren der Schlachten geschrieben sind, da dachte ich — nun da giebt es etwas Gutes; das wird ein werthvoller Beitrag zur Geschichte, zumal südliche und nördliche Schreiber diese Aufsätze verfassen.

Die ersten paar Artikel wurden trotz ihrer Länge wahrhaftiglich verschlungen, und ich dachte schon an eine deutsche Bearbeitung dieser Schriftstücke. Da aber kam auch schon der hinkende Bote. Der eine und andere Bericht trat dem einen und andern Herrn ein wenig zu nahe; da und dort ward dieser und jener erschrecklich große Feldherr nicht in das glänzende Licht gestellt, in welchem er sich selbst beschaut.

Jetzt ging die Häckelei, die Verkleinerung und Vergrößerung los und setzt sich schon über ein Jahr lang im Century fort. Und zwar nicht etwa zwischen den Grauen und Blauen, den Conföderirten und Unions-Soldaten, sondern man zerrupft sich im Lager der Blauen. Der Feldherr ist gegen den General und der General gegen den Oberfeldherrn. Der Oberst kanzelt den Brigadier ab, und der schlägt nach Oben und Unten zugleich. Der Unteroffizier vertieft dem Hauptmann den Text und zuletzt geht sogar der Corporal an den General und der Gemeine an den Feldherrn.

Es ist ein literarischer Skandal, wie derselbe zum Glück nicht oft vorkömmt. Davon, daß man aus diesem widersinnigen Geschreibsel die Geschichte ergänzen könnte, ist keine Rede. Ein Laie kann aus diesen Erwiderungen und Widerlegungen der Erwiderung, Behauptungen und Gegenbehauptungen gar nicht klug werden. Alles was man aus diesem Wirrwarr etwa entnimmt, läuft darauf hinaus, daß es um die Disciplin unseres Unionsheeres im Ganzen sehr schlecht bestellt war.

Die Herren sollten schweigen. Ich aber schlage die Zeit nicht ferner damit todt, aus diesem selbstsüchtigen Durcheinander Geschichte zu lernen!

Bismarck im Lager der Römischen! Also lautet eine mit Fettschrift gedruckte Ueberschrift in einer deutschen Zeitung. Unterhalb dieser Ueberschrift wird dann ausgeführt, daß der gewaltige Kanzler den Papst als Schiedsrichter aufgestellt, den päpstlichen Orden angenommen und überhaupt ganz und gar zum Rückzug geblasen habe — deßhalb sei es ausgemacht, daß er in's römische Lager gegangen, obwohl er Protestant sei.

Viel treffender wäre es, wenn man sagte: Bismarck der schlaueste Diplomat, und dann ausführte, wie er das eine Mal den Papst ein wenig streichelt und das andre Mal aus voller Brust schreit: Aufgepaßt auf den Papst, der ist gefährlich! Je nach dem Zweck und Ziel.

Wer Bismarck in seinem Verhalten zum Papst Jahre lang ein wenig beobachtet hat, muß dies bemerkt haben. Sind die Reichstagswahlen vor der Thür, wobei es natürlich gilt, so viele Gegner als möglich aus dem Reichstag zu halten, dann werden die Zügel im deutschen Reichsamt stärker gegen Rom angezogen, und die Losung geht von dort aus: Aufgepaßt, wenn ihr nicht verpäpsteln wollt! Hat der große Reichskanzler jedoch irgend etwas durchzusetzen, wozu er das Centrum, also den katholischen Windhorst und Genossen braucht, dann erhebt sich der Stab „sanft" gegen Rom, damit man nicht mit zwei Bären zu gleicher Zeit kämpfen muß. Und vielleicht hat einer, welcher mit deutscher Politik ziemlich vertraut ist, recht, wenn er sagt: „Die ganze Angelegenheit mit den Karolinen-Inseln wurde von Bismarck geflissentlich herbeigeführt, damit er eine Gelegenheit habe, sich dem Papste freundlich zu erweisen — natürlich zu einem Zweck."

Freilich paßt ein solches Spiel nicht in die Sittenlehre einfacher Menschen. Die Diplomaten auf politischem und kirchlichem Gebiet haben jedoch solch Spiel immer gespielt und spielen es noch. Sie sagen, es gehöre zum Handwerk. Und man muß immer vor Augen haben, daß der deutsche Reichskanzler in erster Linie ein großer preußisch-deutscher Patriot und in zweiter ein mächtiger Diplomat ist. Wenn er dann etwas thut, worüber die Zeitungen schreiben — Bismarck ist in's römische Lager gegangen — darüber wird er sich wohl in die Faust lachen.

Digitized by Google

Folgender Spruch steht auf einer Steintafel in der Kirche zu Oberemmel in der Rheinprovinz, (Regierungsbezirk Trier):

Wird einst uns Ostern Markus bringen,
Antonius das Lob der Pfingsten singen,
Johannes das Frohnleichnams-Rauchfaß schwingen,
So wird die Welt von Wehgeschrei erklingen.

Nun fällt gerade im Jahr 1886 Ostern auf den Tag des heiligen Markus (25. April), Pfingsten auf den des heiligen Antonius von Padua (13. Juni), und Frohnleichnam auf den Johannes des Täufers (24. Juni). Es müßte also dies ein Unglücksjahr sein. Es hat der Welt zu keiner Zeit an Unglückspropheten gemangelt. Und wenn man alle Unglücksfälle, Kriege, Seuchen, Ueberschwemmungen, Feuersbrünste, Erdbeben, Heuschrecken und Insekten-Verheerungen aufzählen würde, so könnte kein einziger Prophet es verfehlen; denn kein Jahr wäre von all diesem vollkommen frei. Aber immerhin geben die Naturereignisse, in Verbindung mit dem, was auf dem Gebiet der Wissenschaft, der Industrie, der socialen Verhältnisse, der Politik und der Religion vor sich geht, reichlichen Stoff zum Nachdenken. Namentlich sind Erdbeben in neuerer Zeit viel häufiger geworden und dehnen sich auf fast alle Länder der Erde aus. Angesichts solcher Berichte zittert der Aberglaube und lacht der Unglaube. Der gläubige Christ aber zittert weder für sich, noch lacht er über das Unglück, das Andere trifft. Er weiß, daß der Menschensohn, dem alle Macht im Himmel und auf Erden gegeben ist, zum zweiten Mal plötzlich kommen wird zum Gericht der Welt, erschreckt aber nicht vor diesem Kommen, sondern ist nüchtern, wacht und betet, auf daß er auch bereit sei.

Henry Lansdell hat seine unermüdliche Bibelvertheilung in Central-Asien fortgesetzt. Im Jahre 1879 hatte er nach Vertheilung von mehr als 50,000 Traktaten und anderen religiösen Schriften in Sibirien den Behörden soviele Exemplare des neuen Testaments übergeben, daß sie jedes Zimmer eines jeden Gefängnisses und jedes Spitals in ganz Sibirien mit einer solchen Schrift versehen konnten, so daß alle Gefangenen und Kranken zu jeder Tageszeit das Wort zur Hand haben mußten. Denselben Dienst leistete er 1882 Central-Asien; aber neben diesem Hauptzweck hat Lansdell noch tüchtig geforscht und ein von vortrefflichem wissenschaftlichen Material überreiches Werk geliefert, das, reich mit Illustrationen und Karten sowie einem wissenschaftlichen Anhang versehen, in drei Bänden in deutscher Uebersetzung bei Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig erschien und den Titel führt: Russisch Central-Asien nebst Kuldscha, Buchara, Chiwa und Merw. Man erkennt daraus, daß die Russen es mit ihrer Kulturarbeit in Asien sehr ernst nehmen; überall findet man ihre Ansiedler; die einzige Unannehmlichkeit für die Kolonisten sind die unaufhörlichen Streitigkeiten über Wasser und Land mit den Nomaden, die Grenzfragen zwischen beiden führen zu zahlreichen Fehden; aber der Kosak ist überall zur Hand so bleiben wenigstens offene Fehden vermieden. Im Ilithal bei Kuldscha fand Lansdell Steinkohlengruben, welche seit fünfzig Jahren von Chinesen abgebaut wurden, indem diese neunzig Meter tiefe Schachte trieben. Sie sind kolossal billig, denn der Zentner Steinkohlen kostet nur vier Pfennig! Ueberhaupt ist Zentral-Asien das Land billiger Preise. In Kuldscha kostet eine große Melone 10 Pfennig, hundert Stück Eier 40 Pfennig, ein Huhn 10 Pfennig und vor Ankunft der Russen nur 4 Pfennig. Europäische Fabrikate sind aber theuer.

Ein früherer eifriger Befürworter des Freihandels, W. M. Grosvenor, weist in einem längeren, höchst interessanten Artikel in der N. Y. Tribune nach, daß die Preise aller Waaren seit 1860 stetig gesunken sind und im Durchschnitt die Preise des Jahres 1885 noch zwanzig Prozent unter der Höhe der Preise vom Jahre 1860 standen. Die Waaren, die hierbei vorab ins Auge gefaßt wurden, sind die Gegenstände des allgemeinen Bedarfs, wie Getreide, Fleisch, dann solche, die durch menschliche Arbeit hergestellt werden, wie Kleider, Hausgeräthe, Maschinen, Werkzeuge. Bei ihnen allen ergiebt sich ein steiges Sinken der Preise seit 1860. Eine Quantität solcher Waaren, die man am 1. Nov. 1865, also unmittelbar nach Schluß des Krieges für $174.77 kaufen konnte, kostete im Jahre 1875 blos $113.01 und im Jahre 1885 blos $75.35. Diese nicht wegzuleugnende Thatsache ist ein böses Ding für die Freihändler, denn sie beweist, daß in dieser Zeit, da die hiesige Arbeit durch hohe Zölle geschützt war, und in Folge dessen die inländische Industrie ganz enorm sich entwickelt hat, die Preise aller Lebensbedürfnisse beinahe um ein Viertel heruntergegangen sind. Der Schutzzoll hat also höchst segensreich gewirkt, und sich als der wahre und beste Freund der Arbeiter erwiesen; denn in derselben Zeit sind die Löhne nicht nur nicht heruntergegangen, sondern stehen heute im Durchschnitt höher als vor 25 Jahren, d. h. vor Einführung des Schutzzolls. Anarchistische und sozialistische Hetzer mögen sagen, was sie wollen, die unleugbaren statistischen Zahlen beweisen, daß der Arbeiter heute für seinen Lohn sich eine viel größere Summe von Lebensgenuß verschaffen kann, als vor 25 Jahren, und daß er das faktisch auch thut, beweist der weitere Umstand, daß seine Ersparnisse nicht dem entsprechend zugenommen haben. Die zum Leben nothwendigen Dinge kosten weniger, dafür aber sind die Bedürfnisse größer geworden und steigern sich von Jahr zu Jahr.

Digitized by Google

Offene Post.

Schon vor längerer Zeit hat eine Anzahl junger Leser um die Veröffentlichung eines guten Bildes von Göthe. So gerne wir nun auch unsern Freunden, namentlich den jugendlichen, berechtigte Wünsche erfüllen, so geht es mit dem Herbeischaffen solcher guter Bilder nicht ganz so schnell. Man muß sie erst finden und dann herstellen lassen und dann — verunglückts am Ende noch!

Doch ist es gelungen, zwei wirklich gute Bilder von Göthe zu erhaschen. Das eine findet sich in dieser Nummer, und stellt den Dichter dar, wie er von einem Hügel aus Rom überblickt. Das Portrait ist somit hergestellt als Göthe etwa 37 Jahre alt war, denn er unternahm die italienische Reise bekanntlich anno 1786.

Die nächste Nummer wird ein Bild des Dichters aus seinen letzten Lebensjahren bringen.

Wer Haus und Herd nicht für späteren Familiengebrauch einbinden läßt, kann dasselbe dadurch ausgezeichnet verwenden, daß er es den Nachbarn leiht. Gewißlich würde gar mancher diese Familienschrift halten, so er nur recht damit bekannt wäre. Wenn sie deßhalb im eignen Hause ihre Dienste gethan, so sendet man sie hinaus, daß etwas Gutes damit geschafft werde. Die Hefte sind gewiß in jedem deutschen Haus willkommen.

Sam Jones, der berühmte „Evangelist", soll auch in deutscher Sprache zu den Deutschen reden. Im Verlag von Cranston & Stowe wird im Laufe des Aprils ein hübscher Band erscheinen, welcher „Lebenslauf, Predigten, Ansprachen und Sentenzen" des Sam Jones in deutscher Sprache enthalten wird. Ganz leicht war es nicht, der Redeweise, den Idiomen und Ausrufen dieses Unicums den deutschen Rock anzupassen. Wir glauben jedoch, daß dies gelungen ist und bitten Gott, diese einzig gearteten Reden, die so gewaltig wirkten, auch in den deutschen Lettern zum Segen werden zu lassen.

Jakob, dessen Aufruf an die Sonntagschularbeiter und die der innern Mission insgesammt, so viel Anklang findet, schreibt:

„Was es doch meinen alten Herzen wohl gethan hat, die Antworten meiner lieben Mitarbeiter zu lesen! Unser Editor konnte sie nicht alle publiziren, aber er war so freundlich, mir viele davon zu senden. Das war eine wahre Seelenspeise für mich. So oft ich wieder eine Sendung bekam, ging ich in mein Kämmerlein, und hielt meinem Gott seine Verheißungen vor und sagte ihm — da sei nun eine große, aufrichtige Beterschaar, die er, ihr himmlischer Vater zu erhören habe.

„Ich mein' den Segen dieser Gebete schon zu verspüren. Ich bin noch nie so muthig und siegesgewiß vor meine Sonntagschulklasse getreten als gegenwärtig. Ich hab noch nie freundlichere Antworten von den Nachbarn erhalten, wenn ich sie zur Kirche einlud, als in den letzten Monaten. Es ist mir, als ob eine Gebetsmauer um mich her sei; ich meine, daß, wo ich hingehe, mich der Segen vieler hunderter meiner Mitarbeiter begleite. Seitdem wir zur bestimmten Stunde so für einander beten, verstehe ich auch die Verheißungen des Heilandes besser: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." Und — wenn er bei uns ist, und wir so recht in Gemeinschaft mit ihm sind — wer mag wider uns sein!"

Armen Sonntagschularbeitern zu Haus und Herd helfen? Wir haben noch kein in der Sonntagschule Lehrendes abgewiesen, wenn die Anfrage um „Haus und Herd" in richtiger Weise gemacht wurde. Man muß sich nur erinnern, daß solche Anfragen durch den Prediger direkt an den Editor dieser Schrift gehen sollten. Es ist gar nicht nöthig, daß auch nur eine Lehrerin, oder ein Lehrer, oder ein Sonntagschulbeamter ohne Haus und Herd sei. Können wir einmal nicht mehr helfen, so giebt es wohl in allen Gemeinden Leute, die gerne die Hand reichen, wenn sie nur darum angegangen werden. Und in der That geschieht dies jetzt schon an manchen Orten. Der Prediger findet arme Leute, die unsere Monatsschrift herzlich gerne lesen würden, aber nicht dafür bezahlen können. Da geht er zu den Wohlhabenden und legt ihnen die Sache vor — und zwar meistens nicht vergeblich. Das ist gewißlich ein dem Herrn wohlgefälliges Werk, welches den Geber ehrt, und den, der da empfängt nicht im Geringsten beschämt oder entwürdigt. Wir haben 9371 Lehrer und Beamte in unseren deutschen Sonntagschulen und sollten allein an sie beinahe ebenso viele Haus und Herd absetzen. Wird der Versuch ernstlich gemacht, so wird dies auch geschehen. Und um die Armen unter ihnen braucht uns nicht bange zu sein — Gott und gute Menschen werden schon sorgen — ohne daß die Linke weiß, was die Rechte thut.

Cincinnati Musikfest. Es werden bedeutende und allseitige Vorbereitungen getroffen, das kommende Musikfest zu einem großartigen Erfolge zu gestalten.

Der Massenchorus wird fortwährend von tüchtigen Lehrern eingeübt. Das Programm ist, soweit wir damit bekannt sind, ein ausgezeichnetes. Das Orchester wird aus den besten Kräften zusammengesetzt und die Solopartien für Sopran wird die berühmte Sängerin Fräulein Lehmann übernehmen. Außer ihr sind noch andere bedeutende Sängerinnen und Sänger engagirt, so daß das Fest einen in jeder Hinsicht mehr als befriedigenden Genuß verspricht.

Wenn unsere jungen Leser Nachricht geben und sagen, welchen Gebrauch sie von Haus und Herd machen, so ist unsere Freude eine doppelte. Wir haben auch im letzten Monat eine Anzahl solcher Mittheilungen aus jugendlichen Händen erhalten und theilen eine derselben mit:

Digitized by Google

„Liebes Haus und Herd!

Dein Lesestoff hat mich schon so oft erfreut und ermuntert, daß ich schon lange mit dem Gedanken umging, Dir einige Zeilen zuzuschicken.

Ich möchte Dir hiermit öffentlich meinen herzlichsten Dank abstatten für die vielen Belehrungen, welche ich aus Deinem Inhalt zog, und zwar in der Hoffnung, daß Du mich nicht als einen Schmeichler ansehen wirst! Oft schon wurde mir über Manches Aufschluß gegeben, worüber ich lange im Unklaren war, und wenn nichts als die Sonntagschul-Lektionen und Auslegungen in Deinen Blättern enthalten wäre, so würde ich Dich dennoch Jedermann empfehlen.

Ich bin ein Sonntagschul-Arbeiter, und habe erfahren, wie nothwendig es ist, eine solche Zeitschrift zu haben. Kurz zusammengefaßt: Ich kann Dich nicht entbehren und werde meine zwei Dollars immer fertig haben.

Dein Inhalt ist nicht, wie bei den meisten Zeitschriften, von andern Blättern copirt, sondern bringt jeden Monat etwas Neues. Ich verkehre mit vielen jungen Leuten, welche zwar von religiösen Dingen nichts wissen wollen, doch lesen sie alle meine Hefte durch und durch, weil sie finden, daß Alles so schön und lehrreich ist, und ist auch in einer so leicht verständlichen Sprache geschrieben, daß Jedermann es verstehen kann. Doch hoffe ich, daß Du mir nicht böse wirst, wenn ich, anstatt den Mitlesern zu bedeuten, den Betrag von zwei Dollars einzusenden und das Blatt selbst zu halten, dieselben unentgeltlich lesen lasse*).

Der Herr segne Deinen Editor für die Mühe, die er sich giebt, Deine Spalten mit so gediegenem und reichem Material auszufüllen. Ohne Zweifel wurde Dein Inhalt schon Manchem zum Troste und zur Erbauung. Mögest Du bald die gewünschte Zahl (10,000) Abonenten erreichen."

Nebraska City, Neb. J. R. Bader.

Welche Sprache beeinflußt die andere am meisten, die englische die deutsche — oder umgekehrt die deutsche die englische?

Da haben unsere Freunde vom Chatauqua-Verein in M. ein sehr weitläufiges Thema kurz zusammengefaßt. Sehr kurz und bündig läßt sich die Frage nicht beantworten. Jedoch — ich mache einen Versuch.

1) Muß man, soll unparteiisch geurtheilt werden, fragen—wie die deutsche Sprache in Deutschland von der englischen beeinflußt wird, denn in den Ver. Staaten, wo die englische Sprache die herrschende ist, lassen sich viele Deutsche von derselben dermaßen beeinflussen, daß sie das erbärmlichste Kauderwelsch sprechen und schreiben. Solch' Kauderwelsch, welches sich oft auch in Zeitungen findet, kann selbstverständlich nicht „Deutsch" genannt werden, es ist, wenn es hoch kömmt, in deutschen Buchstaben dargestelltes Englisch.

2. Wenn sich zwei Völker, die sich lange Zeit fern gestanden, nahe treten, wie dies seit etwa achtzig Jahren betreffs der englischen und deutschen Nation der Fall ist, so wird sich nothwendigerweise der Sprachschatz gegenseitig ergänzen. Das heißt, unübersetzbare Ausdrücke werden nach und nach aus der einen in die andere Sprache übergehen; ja man wird sogar hie und da an der Satzbildung den fremden Einfluß erkennen.

Beides ist nun betreffs der neueren deutschen und englischen Literatur der Fall.

In Deutschland bestellt man heute sein Beefsteak; spricht von Sport, schreibt: failure, baseball, platform, prize-boxer u.s.w. Ja, in manchen der besten deutschländer Zeitschriften finden sich nicht selten Redewendungen und Satzbildungen, die offenbar aus dem Englischen herübergekommen sind. So fand ich unlängst in einem berühmten deutschländer Magazin den Ausdruck: Vor so und so vielen Jahren zurück.

Noch bedeutender aber wird die englische Literatur von der deutschen beeinflußt.

Schon Macaulay, welcher ein reines Englisch schrieb, klagte, daß viele englische Schriftsteller bereits im Jahr 1843 ein halbdeutsches Kauderwelsch schreiben. Seitdem ist der deutsche Einfluß noch bedeutender geworden, auch wenn man Carlyle ausnimmt, welcher bekanntlich im deutschen Styl mit englischen Worten schrieb.

Deutsche Worte wie — Minnesänger, Vaterland, Fräulein, Landsturm, Kindergarten, Fee, Generalstab, und leider auch Schnapps und Lagerbier u.s.w. haben entweder in ursprünglicher Form oder in englischer Orthographie Bürgerrecht in englischer Sprache errungen.

Angenommene Artikel: Sitten und Gebräuche der Christen in China. — Die Wiege des amerikanischen Volkes. — Berlin und Berliner. — Das hochzeitliche Weinglas. — Aus der Jugendzeit unserer Nation. — Theodor-Cuyler's Wahl. — Lehrer-Vorbereitungsstunden.

*) Bin durchaus nicht böse, hoffe jedoch, daß die lieben Mitleser mich so lieb gewinnen, daß sie mich ganz haben wollen. Haus und Herd.

Anzeige.

SCIENTIFIC AMERICAN
ESTABLISHED 1845

The most popular **Weekly** newspaper devoted to science, mechanics, engineering discoveries, inventions and patents ever published. Every number illustrated with splendid engravings. This publication furnishes a most valuable encyclopedia of information which no person should be without. The popularity of the SCIENTIFIC AMERICAN is such that its circulation nearly equals that of all other papers of its class combined. Price $3 a year. Discount to Clubs. Sold by all newsdealers MUNN & CO., Publishers, No. 361 Broadway, N. Y.

PATENTS. Munn & Co have also had **Thirty-Eight years'** practice before the Patent Office and have prepared more than **One Hundred Thousand** applications for patents in the United States and foreign countries. Caveats, Trade-Marks, Copy-rights, Assignments, and all other papers for securing to inventors their rights in the United States, Canada, England, France, Germany and other foreign countries, prepared at short notice and on reasonable terms.

Information as to obtaining patents cheerfully given without charge. Hand-books of information sent free. Patents obtained through Munn & Co. are noticed in the Scientific American free. The advantage of such notice is well understood by all persons who wish to dispose of their patents.

Address MUNN & CO., Office SCIENTIFIC AMERICAN, 361 Broadway, New York.

Sam P. Jones

Digitized by Google

eft.

braun=
ährend
ander
ere als
narsch,
Sechs
gerad=
lichem

it still
ag die
redigt
alten,

ältere
t, die
recht,
Selbst=
Lied=
ngen.
wärst
wollt,
ersten
wohl
forscht
einem
, und

derer.
ahr es
fährte
Weg=
; aber
Herz.
tirn,"

60 bis 75 Cents per Tag verdienten, und dabei noch nicht einmal das ganze Jahr Arbeit hatten, konnten

sagte der Führer nach einer langen Pause, „dort oben am Bergabhang steht das Schulhäuschen,

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Vierzehnter Band. Juni 1886. Sechstes Heft.

Pfingstsegen.

Editor.

Es war am Nachmittag des Pfingstsonntags 1855, als ein handfester Gemeindevorsteher und ein junger angehender Prediger von einem am mittleren Hudson gelegenen Städtchen den Vorbergen der Catskillgebirge zupilgerten.

Der Tag war schwül; die Sonne brannte heiß auf's Hügelland und die Landstraße war staubig.

Was aber bekümmerte es die beiden Wanderer! Droben am Gebirge wohnten arme Menschen, die aus allen deutschen Landen kommend, den Steinbrüchen zugezogen waren, um dort ihr Leben zu fristen. Sie hatten in's Städtchen geschickt und angefragt, ob sie denn nicht eine Pfingstpredigt dort oben haben könnten. Eine Kirche gebe es zwar nicht, noch viel weniger eine Orgel, am allerwenigsten einen Chor, aber es seien fünfundsiebenzig bis hundert Zuhörer da, die Hunger nach einer deutschen Predigt hätten.

Was ist da zu thun? Der Pastor des Gemeindleins ist an jenem Nachmittag anderwärts vollauf beschäftigt, sonst aber Niemand weit und breit zu haben, als der junge „Laienprediger", und es ist doch eine etwas gewagte Sache, ihn zur ersten Pfingstpredigt in's Gebirg zu senden. Jedoch — die Leute am Hudson haben Glaubensmuth und denken: besser etwas als nichts.

So kommt es, daß die beiden Wanderer an jenem Pfingstsonntag-Nachmittag rüstig den Katzenbergen zuschreiten. An ein Gefährt dachte man in jener uncivilisirten Zeit nicht im geringsten, und hätte man auch daran gedacht, so wäre vom Kutschenfahren doch keine Rede gewesen, denn Leute, die 60 bis 75 Cents per Tag verdienten, und dabei noch nicht einmal das ganze Jahr Arbeit hatten, konnten sich das Pony nicht erlauben. Die beiden brauchen es auch gar nicht; hatten sie doch während der vergangenen Woche schwere Arbeit miteinander verrichtet — der ältere als Aufseher, der jüngere als Arbeiter. Das stärkt für einen Sonntagsmarsch, um Gottes und der Landsleute willen. Sechs Meilen hin und sechs Meilen her — macht geradaus ein Dutzend, die denn auch mit fröhlichem Muth zurückgelegt wurden.

Der jüngerere der Wanderer war lange Zeit still und schweigsam einhergegangen, denn ihm lag die große Verantwortlichkeit, die erste Pfingstpredigt vor fremden und meist unbekehrten Leuten zu halten, schwer auf dem Herzen.

„Machst dir wohl Gedanken," sagte der ältere nach einer Weile, „von wegen der Predigt, die dort oben halten sollst, und es ist auch ganz recht, daß du's nicht leichtsinnig nimmst, und im Selbstvertrauen nur so darauf los laufst. Aber das Liedlein der Verzagtheit brauchst auch nicht zu singen. Du hast dich ja nicht selbst gesandt, sondern wärst lieber ausgerissen. Gott der Herr hat es gewollt, sonst wärst du nicht auf dem Weg zu deiner ersten Pfingstpredigt. Deine Schuldigkeit wirst ja wohl gethan und ordentlich gebetet und im Worte geforscht haben. Da darfst auch unseren Gott bei seinem Wort nehmen und sagen: Jetzt, Herr, hilf, und schenk mir deinen heiligen Geist zum Reden."

So und Anderes mehr sprach der ältere Wanderer. Jedoch — so schön es auch klang, und so wahr es war, so recht froh und frei konnte der junge Gefährte nicht werden. Gar mancher Stoßseufzer um Wegnahme der Beklemmung stieg zum Himmel; aber je näher dem Ziel — desto ärger klopfte das Herz.

„Jetzt wisch dir den Schweiß von der Stirn," sagte der Führer nach einer langen Pause, „dort oben am Bergabhang steht das Schulhäuschen,

das iſt heute unſer Pfingſttempel und die Leute warten ſchon auf den Herrn Paſtor. Laß uns ein wenig langſamer gehen, damit wir nicht außer Athem ankommen."

Die wackeren Deutſchen ſtaunten nicht wenig, einen ſo jugendlichen Prediger zu finden, und ſchauten ihn mit gar kurioſen Augen an.

Er aber hatte zum Grübeln und Bedenken keine Zeit, gab das Lied aus, ſang vor, betete, las aus der Schrift, und entfaltete darauf ſeinen mächtigen Text: „Habt ihr den heiligen Geiſt empfangen?"

Wie der Junge in der dicht angefüllten Schulſtube dabei geſchwitzt, wie ihm das Herz zum Zerſpringen voll geweſen, wie er während des Redens gebetet, und doch nicht zur rechten Freiheit kommen konnte, das hat er ſo zu ſagen nachher noch Jahre lang verſpürt.

„Gott der Herr hat's viel gnädiger ablaufen laſſen, als du dachteſt," ſagte der ältere Wanderer zum jüngeren auf dem Heimweg; „aber das nächſte mal nimmſt du keinen ſo kurzen Text; mir däucht, der heilige Geiſt habe die längeren Abſchnitte gerade für die Anfänger diktirt."

* * *

Viele Jahre ſind ſeitdem verfloſſen; ſie haben viel Freud' und auch viel Leid gebracht, und die Zeit hatte jenen Pfingſtgang in's Gebirge beinahe verwiſcht.

Da kommt letzten Winter ein Brief aus Auſtralien in meine Amtsſtube. Er iſt in hübſcher deutſcher Handſchrift abgefaßt, und ſein Inhalt ruft jene erſte Pfingſtpredigt wieder lebhaft in's Gedächtniß.

„Ich war einer derjenigen," ſchreibt der Abſender unter anderem, die jene vor dreißig Jahren im Gebirg gehaltene Pfingſtpredigt hörten. Wir haben wohl gemerkt, mit welcher Beklemmung der junge Prediger kämpfte, und geſehen, wie ihm der Angſtſchweiß über die Stirne lief.

„Wie es den andern erging, weiß ich nicht, denn wir gingen ziemlich ſtill auseinander. Ich aber konnte die ſo oft wiederholte Frage: Haſt du den heiligen Geiſt empfangen? nicht los werden, und war von jener Stunde an erweckt.

„Später ward ich nach England verſchlagen und wurde in der Stadt Hull mit den Wesleyanern bekannt, die mich mit liebender Hand zum Kreuz führten, ſo daß ich ſchon längſt eine ſelige Antwort auf jene Frage habe.

„Vor etwa einem Jahr ſagte mir in England ein deutſcher Freund von Ihnen und Ihren Arbeiten, und da ich jetzt in Auſtralien bin und gerne deutſche Traktate hätte, ſo bitte ich, mich zu benachrichtigen, auf welche Weiſe ich am beſten und billigſten ſolche hierher bekommen kann."

Solches und Anderes ſchreibt der liebe Freund und Bruder. Ich aber ſitze und ſinne über die wunderbaren Gotteswege; danke für reichen Pfingſtſegen auch da, wo arme Menſchenkinder nur ſchwitzen und mit dem Herzklopfen kämpfen, und mache wohl zum tauſendſtenmal das Gelübde, nie müde zu werden in der Arbeit, in der Ausſaat und immer zu hoffen, daß da und dort ein Körnlein aufgehen wird durch die Befruchtung des heiligen Geiſtes, an deſſen Wirkungen wir ja glauben, und von dem wir im dritten Artikel des Glaubensbekenntniſſes bezeugen: Ich glaube an den heiligen Geiſt.

* * *

Das führt mir ein ander Bild vor's Auge.

Weit draußen auf der Prairie ſteht ein Kirchlein, in welchem eine lebendige, in der Liebe verbundene und erfolgreiche Gemeinde anbetet. Sie iſt weit und breit bekannt und Unbekehrte können es in ihrer Nähe nicht lange aushalten. Die böſe Welt heißt die Leute, die im Kirchlein aus- und eingehen — die heilige Geiſt Chriſten, was jedoch ein Ehrenname iſt. Jene Leute haben den heiligen Geiſt im Herzen, und die Bevölkerung der ganzen Umgegend verſpürt es.

Vor mehreren Jahren war es anders. Der Prediger verkündete das Wort Gottes ernſt und nachhaltig, aber es packte nicht. Er that ſeine Paſtoralarbeit, aber es war, als ob kein rechter Segen darauf ruhete. An's Miſſioniren dachte kaum Jemand, obwohl Hunderte rings umher wohnten, die weder nach Gott noch nach einer Kirche fragten. Man hatte einen geordneten Gemeinde-Haushalt, bezahlte regelmäßig die Beiträge, gab ziemlich reichlich für Miſſion und andere Collekten, und hatte alles in ſo vollſtändiges Syſtem gebracht, daß nur wenige merkten, wo es fehlte, obwohl ſeit Jahr und Tag kein Menſch zu Gott bekehrt ward und die Gottesdienſte noch lange nicht von allen Mitgliedern, geſchweige denn von Nichtgliedern beſucht wurden.

Da ließ ſich Gottfried, der Schmied in jener Gegend nieder. Er iſt ein Mann voll Glaubens und des heiligen Geiſtes, wohl bewandert in der Schrift und hat eine reiche, perſönliche wie kirchliche Erfahrung hinter ſich. Der hatte ſogleich entdeckt, wo es fehle, und ſagte zur Frau Schmiedin auf dem Heimweg vom erſten Kirchgang: „Mutter, hier fehlt der heilige Geiſt und wir müſſen wirken und beten, daß es Pfingſten wird."

Gottfried hatte das rechte getroffen und fand auch die rechte Methode. Anſtatt zum Prediger zu gehen und ihm den Zuſtand der Gemeinde auszumalen, beſuchte Gottfried in ſeinen Freiſtunden die Nachbarn und fühlte den chriſtlichen Puls.

Es iſt ja alles im beſten Geleiſe, meinten die meiſten, und was noch fehlen könne, ſei ſchwer zu ſagen. Einige aber ſagten, es fehle doch etwas und öffneten dem Schmied das Herz.

Das ſind meine Leute — vorderhand wenigſtens, ſagte er zu ſich, und beſuchte ſie öfters, richtete es auch ſo ein, daß drei oder vier zu einem Plauderſtündchen in ſein Haus kamen, und da er ein aufrichtiger und in der Schrift gegründeter Mann iſt, hört man ihn gern.

„Leute," ſagte er eines Abends, „daß Pfingſtfeſt kommt heran. Wie wär' es, wenn wir es darauf anlegten, einen recht großen Pfingſtſegen für die Gemeinde zu erhalten."

„Als ob man es nur ſo darauf anlegen könnte," meinte einer.

„Das gerade nicht. 's iſt Gottes Segen, die Pfingſtgabe, aber wir müſſen uns doch auch ſo ſtellen, daß wir die Gabe in Empfang nehmen können, und wir mögen viel dazu beitragen, daß ſie gegeben wird."

„Und was könnten wir zum Beiſpiel thun?"

„Verſchiedenes," meinte Gottfried, vor allem aber von Herzen an den dritten Artikel unſeres Bekenntniſſes glauben, der da heißt: „Ich glaube an den heiligen Geiſt!"

„Es verſteht ſich aber ja von ſelbſt, daß wir als Chriſtenmenſchen daran glauben."

„Wohl wahr — doch müſſens wir es damit recht Ernſt nehmen. Unſerer Gemeinde iſt der lebendige, wahrhaftige Glaube an die unmittelbaren Wirkungen des heiligen Geiſtes abhanden gekommen. Nebſt der Wahrheit im Worte, nebſt allen ſeinen köſtlichen Lehren, nebſt den Gnadenmitteln und Einrichtungen der Kirche haben wir zuverſichtlich auf die unmittelbare, mächtige Einwirkung des heiligen Geiſtes zu vertrauen und uns derſelben hinzugeben."

„Wenn man aber die Kraft des heiligen Geiſtes überhaupt nicht verſpürt, ſo wird der Glaube an ihn wenig nützen," meinte einer der Nachbarn.

„Richtig, darauf wollte ich ſchon vorhin kommen," entgegnete Gottfried. „Wollen wir nicht einen Bund miteinander machen, nicht nachzulaſſen, bis wir ſelbſt und die ganze Gemeinde mit dieſer Kraft angethan ſind? Dazu ſind nebſt dem Ernſt und guten Willen zwei Dinge erforderlich:

1) Wir müſſen, wie die Jüngerſchaar, vor Pfingſten einmüthig beieinander ſein, die Fehlerfinderei muß aufhören und die Liebe muß die Oberhand gewinnen, ſonſt wird ſich der heilige Geiſt nicht mächtig erweiſen können. Niemand aus jener kleinen Schaar, die auf die Kraft aus der Höhe wartete, machte dem Petrus einen Vorwurf und ſagte: Du haſt den Herrn verleugnet, darum müſſen wir ſo lange warten auf ſeine Offenbarung. Keiner ging den Thomas an, weil er gezweifelt hatte. Niemand fiel es ein, den Söhnen Zebedäi ihren Ehrgeiz oder ihr hitzig Temperament vorzuwerfen. Man hatte Beſſeres zu thun. Alle waren ein Herz und eine Seele. In einer Liebe und einem Glauben vereinigt warteten ſie von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag auf das Heil, die Kraft von oben.

„2) Waren ſie beieinander mit Beten und Flehen, und zwar beſtändig. Ein Tag, zwei, fünf — neune vergehen und ſie beten noch. Da giebt es keinen ſtrauchelnden Petrus, keinen grübelnden Thomas, keine weinende Maria, ſondern nur gläubige, anhaltende Beter. Das Gebet, welches wegen Nichterhörung nachläßt, iſt kein Gebet. Wer nur hie und da einmal aufwacht und in Eile um den Ausguß des heiligen Geiſtes bittet, der braucht denſelben nicht zu erwarten. Wenn wir aber fort und fort vor dem Throne Gottes liegen und um dieſe Kraft ringen, ſo werden wir obliegen. Jeder ſo verwandte Augenblick führt der Seele himmliſche Kräfte zu. Und wenn einmal die ganze Gemeinde, Reich und Arm, Väter und Kinder, Prediger und Laien einmüthig fort und fort ohne Nachlaſſen zum Herrn rufen, ſo wird auch die Taufe des heiligen Geiſtes über uns kommen."

Solches und Aehnliches ſprach Gottfried oft. Er und ſeine paar Freunde wurden zum Salz und ſie hatten die Freude, nach mehreren Monaten die ganze Gemeinde vor Gott liegen zu ſehen und zu hören, wie ſie um die Taufe des heiligen Geiſtes, um Pfingſtſegen betete.

Und Gott erhörete das Gebet. Der heilige Geiſt kam über die Anſiedelung, freilich erſtlich als verzehrendes Feuer, welches das Ungöttliche, Sündliche, die Schlacken ausſchied und eine Läuterung vollbrachte, damit der Menſch Gottes vollkommen und zu allem gutem Werk geſchickt ſei.

Dann kam aber auch die Fülle des Friedens und der Freude und der Liebe Gottes über ſie. Der himmliſche Vater erfüllete ſein Eigenthum, die Menſchenherzen, mit der Herrlichkeit des Evangeliums, und der apoſtoliſche Segensſpruch von

der Gemeinſchaft des heiligen Geiſtes wurde wahr, und durch dieſelbe wurden die Menſchenherzen erfüllet mit allerlei Gottesfülle.

Jetzt erwachte der Zeugenmuth in der Anſiedelung. Die Leute hatten keine ſpitzige, aber von Liebe feurige Zungen erhalten, und alſo gewappnet traten ſie vor die Nachbarn, um die Blinden zu erleuchten und die Erkalteten zu beleben mittelſt der Mitwirkung, der Salbung des heiligen Geiſtes, und das iſt es, was das Zeugniß wirkſam macht.

Die Offenbarung der erweckenden und bekehrenden Gottesmacht konnte in Verbindung mit ſolcher Geiſtestaufe nicht ausbleiben. Zwar widerſtanden manche der Gnade Gottes durch den auf's Böſe gerichteten Willen, viele wurden jedoch auch von dem Geiſte Gottes zur Buße und zur Sündenvergebung geleitet, ſo daß die Erweckung allgemein wurde und zwei oder drei neue Gemeinden entſtanden.

Es war Pfingſten geworden, und es iſt bis auf den heutigen Tag daſelbſt Pfingſten geblieben. Die Leute in jenem Kirchlein ſind glücklich und erfüllen die ihnen von Gott geſtellte Aufgabe, denn ſie haben den heiligen Geiſt. Der lehrt ſie in aller Wahrheit und verſichert ſie, trotzdem Sünde und Elend ſo gewaltig in der Welt rumoren, daß es dennoch Geiſtesfrühling auf Erden werden wird.

Hoffnungsvolle Chriſten ſind es, die in jenem Kirchlein aus- und eingehen und ſie leben mit allen ihren Geſinnungsgenoſſen der Erwartung, daß noch alle Mitglieder chriſtlicher Gemeinden voll himmliſchen Lobes unter das Volk treten werden, das Brot zu brechen hin und her in den Häuſern; wir leben der Erwartung, daß die jetzt lebenden Boten des Friedens noch eben ſo mächtig und erfolgreich von Chriſtus, dem Gekreuzigten, zeugen werden, wie jene, die Jeruſalem erzittern machten; daß die Heiden zum Kreuz gebracht und die Erde voll ſein wird der Erkenntniß des Herrn, und der Sieg des Chriſtenthums über alle feindlichen Kräfte und Weltphiloſophie offenbar wird; denn wir glauben an den heiligen Geiſt, welchen Gott verheißen hat auszugießen über alles Fleiſch, damit alle Menſchen — entweder im Gerichte oder im Jubel der Erlöſung — erkennen, daß Jeſus Chriſtus der Herr ſei zur Ehre Gottes des Vaters.

Pfingſtodem.

Nun iſt des Lenzes Segensfülle
Ergoſſen rings in Flur und Hain,
Und hold verſteckt in grüner Hülle
Reift ſchon die Frucht im Sonnenſchein

Doch reicher als der Lenz da draußen
O Menſchenkind, ſollſt du erblühn,
Laß Gottes Pfingſthauch nur mit Brauſen
Durch deiner Seele Tiefen ziehn!

Ein ſel'ger Troſt will milde ſtreifen
Die Thränen dir vom Angeſicht,
Und Geiſtesfrüchte ſollen reifen
Dir an der Gnade Sonnenlicht.

O Himmelsodem, wecke Leben,
Wo noch der Tod die Geiſter baunt;
Wie vormals wollſt du ſegnend ſchweben
Herab auf unſer Vaterland!

(Paul Detius.)

An der Pforte des Todes.

Ein Bild aus dem Leben für Haus und Herd bearbeitet von X.

Da lag ſie auf dem Krankenbett, auf dem Sterbebette zweifellos, ſie, die noch vor wenigen Wochen die Königin der Bälle, die Zierde der Geſellſchaft geweſen war! So jung noch und ſo ſchön! Ja, ſelbſt im Tode noch ſchön. Die Fülle und Friſche des Lebens war verſchwunden; aber die Schönheit der Züge war nicht von ihr gewichen. Sie war eine jener zarten und edlen, aber voll entwickelten Schönheiten, wie man ſie nur unter den Blondinen des gotiſch-germaniſchen Stammes findet, und zwar im allgemeinen nur nördlich von den Alpen, das edle Venezien vielleicht allein ausgenommen.

Nacht war's. Die Krankenwärterin ſaß im Vorzimmer; der Mann wollte ſelbſt am Lager ſeiner Gattin wachen. Wie betrübt, wie niedergebeugt ſaß er da! Und doch war ſie ihm kein gutes Weib geweſen. Aber er liebte ſie; dieſes eine war genug, all ihre Mängel zu decken. Die Welt hatte ſie verdorben; der Natur fiel keine andere Schuld

zu als die gewöhnliche. Als eine Schönheit war sie aufgezogen worden, verzärtelt und verwöhnt, sie, die einzige Tochter eines reichen Hauses.

Und sie sollte er nun verlieren! Sie lag allem Anscheine nach in den letzten Zügen. Sie war bleich, wie eine Abgeschiedene. Vor Kurzem noch hatte sie Farbe gehabt, nur allzu viel Farbe; die dämonische Macht der tückischen Krankheit hatte ihr Purpurgluth gegeben. Jetzt war sie bleich, jetzt hatte sie Ruhe gefunden; aber es war augenscheinlich die Ruhe des Todes, welche sich über sie ausbreitete. Durch die tiefe Stille des Sterbezimmers klang wie eine mahnende Stimme, der müde Schlag der Wanduhr; es war, als habe sie das feierliche, schicksalsschwere Amt bekommen, die Sekunden zu zählen, welche die Kranke noch auf Erden zu leben habe.

O, wie still lag sie da! Der junge Gatte näherte seine Wange ihren Lippen; kein Athemzug war zu spüren. Er legte seine Hand auf ihre Brust; kein Herzschlag war zu vernehmen. Er nahm ihre Hände in die seinen; fast kalt waren sie. Die Augen waren geschlossen, doch nicht fest, wie bei einer Schlafenden, sondern leicht und unvollkommen, wie bei einer Sterbenden.

Da kam eine unnennbare Angst über ihn; er sah das Aeußerste, das Entsetzliche vor sich. Er warf sich nieder am Lager seiner Gattin mit zusammengepreßten Händen und betete, wie er nie zuvor gebetet hatte, in seiner Seelenangst, in seinem Herzeleid, aber auch im Glauben, im festen Glauben an den, der alles wohlmacht, und der da gesagt hat: „Bittet, so werdet ihr nehmen!“

Er betete und flehte so eifrig, so hingebungsvoll, daß ihm der kalte Schweiß auf die Stirne trat, daß sein ganzer Körper bebte von der mächtigen Bewegung und Anstrengung des Geistes.

Aber plötzlich fährt er auf. Die Kranke hat sich gerührt, ja, wie es ihm schien, sogar einen Laut von sich gegeben! Doch sieh, da liegt sie, wie vorher, ruhig, mit geschlossenen Augen, und doch nicht, wie vorher, denn leise bewegen sich ihre Lippen. Er horcht, er lauscht, und mit athemloser Spannung fängt er in kürzeren und längeren Zwischenräumen einzelne Worte auf:

„. . . . . O Wunder! die Macht des Todes ist gebrochen! . . . . . Halte mich nicht zurück! . . . . . O meine Mutter, meine theure Mutter!“ Wunderbare Worte! Unmöglich war's, ihren Zusammenhang zu fassen, und doch schien ein tiefer Sinn in ihnen zu liegen. Zu wem sprach sie, wen glaubte sie vor sich zu haben? Wachte sie oder redete sie im Traum oder waren es wieder jene fürchterlichen Fieberphantasien? In diesen unzusammenhängenden Ausbrüchen des jungen Weibes lag etwas so Herzergreifendes, so Rührendes und Erschütterndes, daß dem armen niedergebeugten Mann auf's Neue heiße Thränen aus den Augen strömten.

Horch! Jetzt betet sie. Unwillkürlich faltet der Mann seine Hände.

Liebster Herr Jesu
Mein bester Freund!
Sonne der Liebe,
Die allen scheint!
Sieh mich hier knien und beten zu Dir,
Neige Dein Ohr, o Herr Jesu, zu mir.

Die folgenden Strophen wurden undeutlich und gingen dem Lauschenden verloren.

So betete sie, aber Frieden fand sie nicht. Sie stritt und litt im Geiste; das bezeugten die Worte, welche noch immer dann und wann ihren Lippen entflohen. Aber, obgleich sie mit großer Anstrengung sprach, drangen doch nur einzelne Sätze und Worte vernehmbar in das Ohr ihres Mannes.

„. . . . Nein, verschone mich! es ist so schwer . . . . O Jesu, hilf! . . . . Es geschehe, wie Du . . . . Ganz nackend . . . . darf ich so gehen? . . . . O, hatte mich nicht zurück! . . . . Welche Sehnsucht, o welche Sehnsucht zieht mich fort! . . . . .“

Der junge Mann war in eine wunderbare, exaltirte Stimmung gekommen; er schwankte hin und her zwischen einer glückseligen, wie vom Himmel gesendeten Hoffnung und einer markdurchschauernden, tödtlichen Furcht. In diesem Phänomen lag etwas so Hohes und Tiefes, wie es das alltägliche Leben auf Erden nimmer hervorbringen kann. Aber so hoch er sich durch das eine Wort emporgehoben fühlte, so tief fand er sich durch das andere wieder herabgestürzt. „O Wunder! die Macht des Todes ist gebrochen!“ Konnte es eine klarere, herrlichere Verheißung ihres Lebens geben? Aber andererseits: „O halte mich nicht zurück! — Welche Sehnsucht, o welche Sehnsucht zieht mich fort!“ Konnte es eine größere Gewißheit dafür geben, daß sie im Begriffe stand, diese Welt zu verlassen?

Die Kranke hatte einen schweren Traum. Daraus erklären sich ihre unzusammenhängenden Worte. Der Traum führte sie bis zur Pforte des Todes. Aber daselbst angekommen, spürte sie wieder die Kraft des Lebens und rief dem Engel, welcher daselbst Wacht hielt, zu: „O Wunder! die Macht des Todes ist in mir gebrochen!“ „Ich fühle mich dem Leben wiedergegeben und mächtig zieht's mich zurück. O, mein Mann, mein Kind, wie liebe ich euch! — Ich werde euch wiedersehen!“

„Gepriesen seiest du, barmherziger Vater im Himmel!“ rief der Engel mit hoch emporgehobenen Händen, dann wandte er sich wieder dem Weibe zu: „O, eine wie große Gnade hat dir der Allmächtige erwiesen! — Doch wisse, wenn du von der Pforte des Todes so zurückkehrst, wie du gekommen bist, unverändert dieselbe, dann bist du nicht werth dieser Gnade Gottes und wirst nimmer sein Reich sehen.“

Das junge Weib wollte sich hastig entfernen. „Bleibe und höre mich!“ gebot der Engel. „Willst du wirklich zurückkehren, wie du gekommen bist, ebenso selbstsüchtig und eigenwillig, eitel und weltverloren? — O, dann wehe dir!“

„Was verlangst du von mir?“ fragte das Weib schüchtern und bebend.

„Fürchte dich nicht, Weib!“ antwortete der Engel liebevoll. „Nein, laß mich dich Schwester nennen! Denn ich habe inniges Mitleid mit dir. — Meine Schwester, gebieten kann ich dir nichts. Ich kann dich nur bitten, zu bedenken, ob du hier an der Pforte des Todes nichts abzulegen hast, ehe du zurückkehrst.“

„O," antwortete das junge Weib, „ich bin bereit, alles, was es auch sein soll, abzugeben. Halte mich nur nicht zurück! Sage, was forderst du?"

„Ist es dir wirklich ernst damit, so mußt du dich selbst verleugnen und hier an der Pforte des Todes vor allen Dingen deine blinde Selbstliebe und deinen dünkelhaften Eigenwillen ablegen."

„O, wie kannst du das von mir fordern? Mich selbst verleugnen — mich selbst nicht mehr lieben, keinen Willen mehr haben, welch fürchterliche Worte! — Du verlangst also, ich soll mich selbst, mein eigenes Wesen, mein eigenes Ich ablegen und zurücklassen! Wie kann Jemand sich selbst aufgeben, sich selbst ablegen?"

„Du kannst, wenn du willst."

„Ich kann nicht," antwortete das Weib mit thränenerstickter Stimme. „Das ist ja der leibhaftige Tod!"

„Auch im Tode kann Leben sein," erwiderte der Engel. „Kennst du ihn, der einst von den Todten auferstand?"

„Ihn, ihn — — o ja, natürlich kenne ich ihn!" antwortete das Weib verwirrt, bebend.

„Kennteſt du ihn in Wahrheit, würde sein gesegneter Name schon über deine Lippen gekommen sein. — Kannst du beten?"

„Du meinst, ob ich irgend ein Gebet kann?" antwortete das Weib, erröthend und muthlos mit dem Haupte schüttelnd. „Ich fürchte, daß ich mich gerade jetzt auf kein Gebet besinnen kann."

„Denk an deine Kindheit! Wer lehrte dich zuerst beten?"

„O meine Mutter, meine theure Mutter, wie konnte ich doch so ganz dein vergessen!" rief das Weib schmerzlich bewegt. „Ach, jetzt fällt mir ein Gebet ein, ein kleines nur, ein Kindergebet."

„Desto besser, wenn es ein Kindergebet ist! — Laß hören!"

Das Weib faltete die Hände und sprach:

Liebster Herr Jesu,
Mein bester Freund!
Sonne der Liebe,
Die allen scheint.
Laß mich hier knien und beten zu Dir.
Neige Dein Ohr, o Herr Jesu, zu mir.

Du mein Erlöser,
Des Vaters Sohn,
Bring meine Bitten
Zum höchsten Thron.
Auf Deine Gnade nur lehre mich baun,
Lehre, Herr Jesu auf Dich mich nur schaun.

Du bist gestorben
Am Kreuzesstamm
Für meine Sünden,
O Gottes Lamm.
So bin ich nun heilig und selig durch Dich,
O, bete auch fürder beim Vater für mich!

„Verstehst du mich jetzt? Jesu Kraft soll dir die Macht geben, dein altes natürliches Wesen abzulegen. Bist du bereit dazu?"

„Ja, ich will! — — Nein, verschone mich, — es ist zu schwer!"

„Bedenke, armes Weib, daß du dich auf dem Wege zur Pein der Hölle befandest, als Gott in seiner Gnade um Jesu willen dir Halt gebot auf dem Pfade des Todes."

Das junge Weib bebte.

„Ja, du hast recht, es muß sein," antwortete sie mit zitternder Stimme.

„O Jesu, hilf! — — Es ist geschehen, wie du geboteſt. — Da liegt das alte elende Wesen! — Ja, elend, das sehe ich erst jetzt!"

„Hier hinter den Pforten des Todes ist es wohl verwahrt."

„Verlangst du mehr von mir?" fragte das Weib unruhig.

„Hast du auch Alles abgelegt, was deinem natürlichen Wesen anhaftete, und was die Welt, deren Kind und Liebling du warst, in dir gepflegt und auferzogen hat?"

„Ich glaube, ja," antwortete das Weib.

„Gut, so wird dir das, was ich noch von dir verlange, nicht schwer fallen. — Auch deine irdische Lust und Begier, deine große Liebe zur Welt mußt du ablegen."

„Ich habe dir gehorcht," antwortete das Weib tief seufzend.

„Auch deine Eitelkeit, deinen Stolz, dein Selbstvertrauen. Betrüge dich nicht selbst! Mich kannst du nicht täuschen."

„Wohlan, so werfe ich denn meine Eitelkeit, meinen Stolz, mein Selbstvertrauen zu all dem Uebrigen. — Verlangst du noch mehr?"

„Nur noch eines, — all deine Selbstgerechtigkeit."

„So laß sie dahinfahren, meine Selbstgerechtigkeit!" antwortete tief seufzend das junge Weib. „Da fiel sie!"

„Heil dir, daß sie fiel! Ich setze meinen Fuß darauf."

„Darf ich jetzt gehen? O, halte mich nicht zurück! — Welche Sehnsucht, o welche Sehnsucht fühle ich!"

Der Engel nahm ein Kreuz und legte es ihr auf die Schulter. Dann sagte er:

„Jetzt kannst du gehen, meine Schwester. Gesegnet sei deine Hinfahrt! — Fragt dich Jemand, woher du das Kreuz geholt, so sage: Von der Pforte des Todes, wo ich meinen sündigen Menschen zurückließ."

Wie ein fliehender Schatten war das junge Weib verschwunden.

Der Mann saß noch an dem Sterbelager seiner Gattin. Ein wunderbarer Friede war über seine Seele gekommen. War es das Gebet, das im Glauben an Jesum starke Gebet, oder waren es die wunderbaren, zum Theil so trostverheißenden Worte von den Lippen seiner sterbenden Gattin, oder stand vielleicht beides in unerklärlicher, geheimnißvoller Verbindung mit einander? Still, geduldig saß er da, mit den treuen Augen unabläſſig über die theure Leidende wachend. Jetzt lag sie ganz ruhig, kein Laut kam über ihre Lippen. War es der Tod? Er hielt ihre Hand in der seinen. Sie war kalt, ach so kalt!"

Es war nicht der Tod, sondern es hatte eine Krisis stattgefunden und war glücklich überstanden. Die Natur schien sich selbst geholfen zu haben. — Doch, war es die Natur? Nein, Gott war's, der barm-

Digitized by Google

herzige, gnädige Gott, er hatte geholfen! Wieder faltete der junge Mann seine Hände zu innigem, heißem Gebete. Doch es wurde ein Gebet ohne Ausgang, ohne Amen, dem Herrn aber gleich wohlgefällig. Während des Betens sank ihm das Haupt auf die Brust hernieder, und müde, überwunden fiel er in einen sanften Schlummer.

Mit der Morgendämmerung erwachte er und erschrocken fuhr er auf. Aber da war kein Unglück geschehen; im Gegentheil, alles stand ganz trostvoll und hoffnungsreich. Seine Gattin schlummerte tief und süß, mit vollen und freien Athemzügen, mit leicht gerötheten Wangen.

„Gerettet, gerettet!" jubelte es in seinem Herzen, und anbetend hob er seine Hände gen Himmel.

Ja, sie war gerettet, am Rande des Grabes, wie durch ein Wunder Gottes. Von Tag zu Tag erholte sie sich mehr, und bald hatte die Kraft der frischen Jugend die Macht der Krankheit überwunden. Wie glücklich, wie dankbar fühlte sich ihr Gatte!

Aber eine große Veränderung schien mit ihr vorgegangen zu sein. Anfangs schrieb er dies ihrer großen Entkräftung zu, aber dieser Grund konnte nicht lange stichhalten. Die Kräfte gewann sie schnell wieder; Signe aber war nicht dieselbe mehr. Das offenbarte sich in ihrem ganzen Wesen, in all ihrem Thun und Treiben. Sie war so sanft, so geduldig geworden, und lebte für nichts Anderes in der Welt als für ihren Mann und ihr Kind. Aber noch deutlicher zeigte sich diese Veränderung in einzelnen kleinen Zügen und Begebenheiten des täglichen Lebens. Und jetzt, da seine Aufmerksamkeit einmal rege geworden, achtete er mit den scharfen Augen der Liebe auf Alles, was seine hoffnungsfrohe Ahnung mehr und mehr zur Gewißheit machte.

Eines Tages brachte er ihr die neueste Modezeitung als eines der besten Mittel zu einer leichten Zerstreuung. Früher war ihr das Modeblatt die liebste Lektüre gewesen. Kein Wunder, denn in ihm hatte sie bisher den Hauptinhalt ihres Lebens gefunden: neue Moden, allerlei Neuigkeiten, Berichte über öffentliche und private Festlichkeiten, farbenreiche Bilder aus den Badeorten, Theater- und Bücherrecensionen u. s. w. Aber diesmal nahm sie ganz gleichgültig das Blatt zur Hand, um es bald wieder beiseite zu legen, als habe sie darin vergebens nach Nahrung für ihren Geist gesucht.

Ein andermal empfing sie Besuch von ihrer besten Freundin, einer Modedame ersten Ranges. Jetzt durfte Signe schon an einer lebhafteren Unterhaltung theilnehmen, und hier gab es Stoff die Hülle und Fülle. Aber wie erstaunte ihr Mann, der zufällig zugegen war, darüber, daß das, was sie früher im höchsten Grad interessirt hatte, jetzt nur eine schwache Theilnahme bei ihr erweckte, welche sogar zum größten Theil auf Rechnung der Höflichkeit geschrieben werden mußte. Nur zerstreut hörte sie ihrer redseligen Freundin zu, sie selbst hatte wenig oder nichts zu fragen. Schließlich ließ ihre elegante Freundin die sehr bezeichnende Bemerkung fallen: „Nein, meine liebe Signe, du bist unausstehlich langweilig. Ich sitze hier und erzähle dir das Beste, was ich weiß, aber du machst dir nichts daraus, ob die Welt steht oder fällt. — Es ist doch schrecklich, wie die Krankheit dich verändert hat!"

Ja, sie war wirklich ganz verändert. Alle fühlten es; nur sie selbst wußte es nicht. Aber eines Tages bekam auch sie es zu wissen.

Ihr Töchterchen spielte auf dem Fußboden vor ihrem Bett. Mutter und Tochter waren allein.

„Komm her zu mir, Sophie!" Sophie kam und schmiegte sich schmeichelnd an die Brust der Mutter. Diese liebkoste sie zärtlich und strich ihr die wilden Locken aus der Stirn.

„Du konntest einst dein Vaterunser, liebe Sophie. Betest du es auch jetzt noch, ehe du am Abend deine Augen schließest?"

„Ja, liebe Mutter. Aber ich habe nun auch ein anderes kleines Gebet gelernt, und das will ich so gerne beten."

„Nun, so laß es hören, mein Kind!"

Die kleine Sophie stellte sich vor das Bett, faltete ihre Händchen und betete:

Liebster Herr Jesu,
Mein bester Freund!
Sonne der Liebe,
Die allen scheint!
Sieh mich hier knien und beten zu Dir,
Neige Dein Ohr, o Herr Jesu, zu mir.

Da kam eine seltsame Bewegung über die junge Frau. Heiße Thränen entstürzten ihren Augen, sie riß das Kind an sich und bedeckte es mit stürmischen Küssen.

„Was fehlt dir, liebe Mutter?" fragte das Kind.

„Mir fehlt nichts, Gott sei gelobt! Aber nun gehe, ich will gerne allein sein."

O, jetzt stand es klar vor ihr, alles, alles! — Was? Der wunderbare Traum, den sie während ihrer Krankheit gehabt hatte. Ja, Wort für Wort!

Still lag sie da und sann und sann. Allmählich ward es ihr klar, was Gott von ihr forderte, der liebreiche, barmherzige Gott, der sie dem Grabe entrissen und ihr noch eine Spanne Zeit zur ernsten Einkehr gegeben hatte. Sie erkannte sich selbst in dem neuen Wesen, das einzig und allein eine Frucht des Glaubens an Jesum ist, und mit ernster Seele faßte sie heilige Vorsätze.

An einem milden Sommerabend saßen die jungen Eheleute in trautem Gespräch beisammen. Eine längere Pause war entstanden. Signe brach das Schweigen. Sie legte ihre Hände — wie zart und durchsichtig waren sie geworden! — in die ihres Mannes und sagte:

„Weißt du, was es bedeutet, Johannes, daß ich so meine beiden Hände in deine lege?"

„Es bedeutet wohl," sagte Johannes glücklich lächelnd, „daß du mich recht innig lieb hast und ganz, mit Leib und Seele mir gehörst."

„Es bedeutet mehr, mein Freund. Höre mich! Laß mich dir, mein geliebter Mann, in dieser Stunde all meine Thorheit bekennen. Jetzt weiß

ich, daß ich bisher dir eine schlechte Gattin, unserm Kinde eine schlechte Mutter gewesen bin. Nein, unterbrich mich nicht! — Ich habe bisher nur für mich selbst gelebt, der Welt, ihrer Lust und Eitelkeit hingegeben. Ich suchte nur mich selbst, — o, laß es mich gestehen, so schwer und bitter es mir auch fällt! — sogar in meiner Liebe zu dir, die doch so aufrichtig und innig war. Ich kannte nur einen Willen, und das war mein eigener, dem sich alles beugen und fügen sollte. Wie konnte ich mich doch je so von der Wahrheit des Lebens entfernen! O, jetzt weiß ich es, Gott sei gelobt! Es geschah, weil ich meines theuren Herrn und Erlösers vergaß. — Aber hinfort, des sei überzeugt, soll es anders werden. Gott hat mein Herz mit dem Finger seiner Liebe gerührt, und es lodert und flammt in mir. Hinfort will ich nur ein Leben des Glaubens leben, für dich und unser Kind, für mein Haus, für Jesu Brüder und Schwestern auf Erden. — Verstehst du jetzt, was es bedeutet, daß ich beide Hände in deine gelegt habe?"

Feuchten Auges küßte Johannes ihr Hände und zog sie stumm an seine Brust.

Aber sie entwand sich sanft seinen Armen und sagte flehend:

„O, sprich, mein Freund: So sei es in Jesu Namen! Ich nehme dein Gelübde an!"

„Ja, mein Weib, — in Jesu gesegnetem Namen!" — —

Ein neues Leben begann jetzt für diese in Glauben, Liebe und Hoffnung verbundenen Menschen. Es war ein glückliches Haus, eine glückliche Familie. Aber das Kreuz, welches der Engel auf das junge Weib gelegt hatte, verließ sie nie; das war deutlich zu erkennen. Es hatte für immer ihren schönen Nacken gebeugt. Sie aber hörte nie auf, es zu preisen und zu segnen.

Und Abends bis zu ihrem Tode betete sie oft, wie ein kleines Kind, das Gebet:

Liebster Herr Jesu,
Mein bester Freund! ꝛc. ꝛc.

Das Dörflein Gebenheim.

Für Haus und Herd von Julie.

Gebenheim ist ein stilles Dörflein an der Sonnenseite des Erdenthals. Ein klarer Bach bewässert die gesegneten Wiesen und Aecker des Dörfleins. Derselbe kommt von oben her, aus den Quellen mächtiger Glaubensberge und heißt Liebe.

Uebervölkert ist das Dörfchen nicht. Es wäre sogar noch viel Raum da — für dich und andere Einwanderer. Die Wohnungen aber sind gar lieblich, obgleich keine großen steinernen, für lange Zeit berechnete Gebäude, sondern nur Häuschen, Hütten der Pilgrime, die wissen: „Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir." Große Steine halten das Dach der Häuschen fest; das sind die Leidenssteine, und somit zu etwas gut. Sie erhalten das Haus und erinnern immer daran, wie klein das Irdische ist und lassen deßhalb das Geben leicht werden.

Fröhliche Menschen sind es, die hier wohnen, denn Geben macht fröhlich. Freundlicher und leutseliger kann ich mir Niemanden denken, als die Gebenheimer.

Kommt ein müder Wanderer daher — gleich wird er eingeladen, an dem einfachen Mahl theilzunehmen. Er muß neben dem Hausvater zu Tische sitzen. Die Kinder singen den Lobgesang: Ehre sei dem Vater und dem Sohn. Man ißt, man spricht, man ist fröhlich. Dann gehts wieder an die Arbeit, auf daß man habe zu geben den Dürftigen; denn in Gebenheim ist man fleißig.

Ich sah auch, wie man's im Dörflein sonst bei dem Essen macht. Ein armes Mütterlein in der Nachbarschaft ist arm und kränklich zugleich. Die Mutter des Hauses denkt an die Arme, noch ehe sie die ihrigen gespeist und frägt: „Wer will das dem Aenneli bringen?" Sechs fröhliche Gesichter: „Ich, ich." Alle geben gern.

Am Abend kommt der Vater mit Kartoffeln vom Felde und bringt sie in den Keller. Aber nicht alle in seine Abtheilung. Da sind zwei Abtheilungen. Ueber der einen steht mit großer Schrift geschrieben: Der Zehnte. Was da hineinkommt, gehört nicht mehr dem Bauer, sondern dem lieben Gott, und so ist es in der Scheuer, im Milchhaus und überall.

Am Samstag Abend kommt der junge, rüstige Sohn heim von der Arbeit in der Stadt. Er hat den alten Eltern etwas Gutes mitgebracht und mustert jetzt seine verdienten Dollars. So und so viel den Eltern für Kostgeld, so viel für Kleidung, so viel — den Geschwistern eine kleine Freude zu machen — unter allen Umständen aber — der Zehnte für Gottes Sache.

An dem Thürpfosten des kleinen Häuschens hängt noch außerdem eine Büchse mit der Inschrift — „Wer kärglich säet, wird auch kärglich erndten."

Man glaube aber nur nicht, daß in Gebenheim nur die kleinen Leute und kleinen Bauern es also machen. Auch die Großbauern treten in Reih und Glied und sagen: „Wären wir Juden, so würden wir von Zeit zu Zeit ein Rind opfern — sollten wir's als Christen nicht auch thun?"

In Gebenheim giebt es auch ein Wirthshaus; aber nur für Reiſende. Die Gebenheimer brauchen keins. Zu geben vermögen ſie; das Trinken und Wirthshausſitzen lernten ſie nicht; Schnappſer und Schöppler giebt's dort nicht, ſondern nur nüchterne Leute.

Und die Mädchen und Frauen? Nun — weil ſie ihr Geld lieber an Gutesthun hängen als an Hoffarth, ſo ſind ſie auch züchtig und eingezogen, ſo daß ſie für die luſtigen Geſellen nicht ſind, was dieſe ſehr ärgert; mich nicht.

Am Sonntag iſt es wirklicher Sabbath in Gebenheim, und ſchon am Samſtag Nacht iſt es dort ſo ſtille, daß meine Freundin ſagt, man könne daſelbſt ſchon Samſtag Abend um 8 Uhr in die Kirche gehen, ſo ſonntäglich ſei es. Und ich meine, das ſei wenigſtens *eine* Urſache, daß der Pfarrer dort ſo herrlich predigt. Es iſt eine wahre Luſt zuzuhören. Von ſchläfrigem Geſchwätz, Gemeinplätzen oder Kanzelpolterei keine Rede. Seine Predigt iſt wie ein befruchtender Regenguß von oben — der gar tief hineindringt.

Die Opferbüchſen und Körbe in der Kirche zu Gebenheim werden reichlich gefüllt. Knöpfe und ſchlechte Geldſtücke finden ſich nicht darin.

Der gute Pfarrer nahm mich einmal mit zu einem Krankenbeſuch. Ein Vater lag auf dem Sterbebette.. Um daſſelbe ſtanden oder ſaßen die Kinder.

„Kinder," ſprach er, „ich habe lange gelebt, ſchwer gearbeitet und der Herr hat mich geſegnet. Aber jetzt ſtehe ich an der Pforte des Todes. Wie anders ſieht man alles an! Was ich euch erworben, ſcheint mir jetzt nichts als Sand zu ſein! Unſer Häuschen — ich muß es verlaſſen; vom andern Gut geht nichts mit. Ihr werdet es beſitzen; aber baut nicht darauf, denn auch ihr werdet ſterben. Ach, daß ich mehr daran hing als ich hätte ſollen, obwohl ich euch oft warnte. Ach, daß ich doch noch mehr Gutes gethan hätte in der Welt. Was ich gegeben, das ſcheint mir am ſicheren Ort; was ich den Meinen hinterlaſſe, ſcheint mir gar unſicher. Kinder — laßt euer Brod über Waſſer fahren, ſo werdet ihr es finden nach langer Zeit."

Welche Straße, welche Eiſenbahn führt denn nach dieſem Dörflein? In welchem Lande haben wir's denn zu ſuchen? Ach, ſuch's nicht in unſerm County, nicht in unſerm Staat. Such's nicht an *einem* Ort der Erde und zu *einer* Zeit. Seine Bürger ſind allezeit zerſtreut geweſen auf dem Erdenrund. Boas war einer und Abraham, David, der ſich der Dürftigen annahm und Tabea, Luther mit dem Joachimsthaler, Wesley, der unermüdliche Geber, Oberlin im Steinthal, Nightingale im Hospital — welche Zahl von Bürgern!

Sei auch du einer. Sammle dir Schätze im Himmel, da weder Motten noch Roſt freſſen, und da die Diebe nicht nachgraben noch ſtehlen. O glaub's: Das Weſen dieſer Welt vergeht, wie des Graſes Blumen; ſtürzt ein, wie ein bodenloſer Baum. Was du dem Herrn gethan, das iſt ewig, ſofern du es wirklich *ihm gethan*.

Die Wiege des amerikaniſchen Volkes.

Für Haus und Herd von A. Flammann.

I. Die Pilger und die Gründung Plymouths im Jahre 1620.

Es war in den erſten Jahren des 17. Jahrhunderts, kurz nachdem der ſchottiſche König James die Regierung Englands angetreten hatte, daß eine gewiſſe Bewegung, die im nördlichen Theile von England ſchon längere Zeit im Gange war, zum entſcheidenden Ausbruch kam. Die extremen Proteſtanten oder Puritaner, ſo genannt, weil ſie eine gänzliche Reinigung von den Ueberbleibſeln der katholiſchen Kirche, welche ſich bei der Reformation in die engliſche Hochkirche eingeſchlichen hatten, befürworteten, hatten gehofft, daß der neue König ſie und ihre Anſichten mehr begünſtigen würde, als ſeine Vorgänger es gethan hatten. Sie fanden jedoch bald aus, daß ſie ſich in dieſem getäuſcht hatten, indem James, um die Gunſt der Großen des Landes für ſich zu gewinnen, ihnen rundweg erklärte, daß er „nur eine Lehre und eine Ordnung des Gottesdienſtes und der Ceremonien dulden würde in ſeinen Landen," und daß er „die Puritaner zwingen werde, ſich zu fügen, widrigenfalls er ſie aus dem Lande jagen oder noch Schlimmeres mit ihnen thun würde." Bald bekräftigte er auch ſeine Drohungen durch die That, und bei einer Gelegenheit rühmte er ſich damit, daß er „die Puritaner ganz gehörig gepfeffert hätte." Während manche derſelben ſich nun fügten und ihr Kreuz mit Geduld trugen, handelten andere aber entſchieden nach dem bibliſchen Grundſatz, daß man Gott mehr gehorchen ſoll, als den Menſchen. Sie beſtrebten ſich auf's Gewiſſenhafteſte, in allen andern Dingen der Obrigkeit unterthan zu ſein, die Gewalt über ſie hatte; aber in Dingen der Religion und des Gewiſſens wollten und mußten

sie nach ihrer Ueberzeugung handeln. So kam es zuletzt dahin, daß eins nach dem andern sich von der Staatskirche zurückzog und wo immer sie es thun konnten, unter dem Namen „Separatisten" in ihren Wohnungen zusammen kamen, um sich mit religiösen Uebungen nach ihrer Herzensüberzeugung zu erbauen. Einer der ersten dieser Versammlungsplätze war das Haus eines William Brewster, eines frommen Mannes, der eine Anstellung bei der Regierung hatte und deshalb besonderes Ansehen genoß von den Bewohnern des kleinen Städtchens Scrooby und dessen Umgebung. Diese Gottesdienste wurden in apostolischer Einfachheit abgehalten, und die Separatisten freuten sich, daß sie miteinander sich versammeln konnten, sich zu erbauen, „wo der Prediger keinen Chorrock trug, keine Gebete aus dem Buche las, oder das Zeichen des Kreuzes bei der Taufe machte." Brewster selber leitete zuerst die Versammlungen, bis nach einiger Zeit

Die alte Kirche in Austerfield.

John Robinson, ein ordinirter Prediger, der ebenfalls wegen seiner religiösen Ueberzeugungen sich zu ihnen gesellt hatte, die geistliche Aufsicht und Pflege über die zerstreuten Schafe übernahm. Dieser Robinson, ein rechter Seelsorger, war der Moses, welcher dies auserwählte Volk Gottes führen und ihm Muth zusprechen sollte, als es für mehr als zehn Jahre lang unter einem fremden Volke lebte und durch mancherlei Trübsale zu gehen hatte; dem es aber selber nicht vergönnt war, mit demselben in's gelobte Land einzuziehen und es zu besitzen.

Das Thun und Handeln dieser Leute konnte natürlich der Kirche und dem Staate nicht verborgen bleiben. König James, getrieben von seinem Ehrgeiz und aus Politik, hielt es deshalb für seine heilige Pflicht, die Separatisten zu drängen und zu verfolgen, wo und wie er nur konnte; so daß dieselben zuletzt gedrungen wurden, sich nach einer Zufluchtsstätte in einem andern Lande umzusehen. Holland war zu der Zeit das Land der religiösen Toleranz, und die „Pilger," wie sie sich dann nannten, entschlossen sich für Gott und religiöse Freiheit ihr Vaterland und ihre Freundschaft zu verlassen. Aber so leichten Kaufs konnte James sie nicht ziehen lassen. Einmal nach dem andern vereitelte er ihre Fluchtversuche und bestrafte die Ungehorsamen mit schwerer Geld- oder Gefängnißstrafe oder beides. Bei einer Gelegenheit jedoch gelang es dem größten Theil der Männer, ein zum Absegeln bereit liegendes Schiff zu besteigen. Dies war in der Nähe des Städtchens Austerfield, der Heimath des nachmaligen zweiten Gouverneurs der Plymouth Kolonie, William Bradford. Doch leider, ehe Alle an Bord waren, wurden die Flüchtigen entdeckt. Als der Kapitän des Schiffs dies bemerkte, ließ er die Segel aufziehen, den Anker heben und im nächsten Augenblicke fuhr das Schiff mit den Männern allein darauf, in die See hinaus, während die Frauen und Kinder derselben, wehklagend am Ufer stehend, zurückblieben. Was sollte die Regierung nun mit ihnen thun? Nach längerem Hin- und Herrathen, entschloß man sich deshalb, daß es das Beste sein würde, sie den Männern in einem andern Schiffe nachzuschicken, und so fügte es sich, daß sie bald wieder mit den Vorangegangenen in Amsterdam vereinigt wurden.

Während sie nun in dieser fremden Stadt alle religiöse Freiheit genossen, erging es ihnen aber in irdischer Beziehung hart, indem sie die Landessprache nicht verstanden und durch mancherlei bittere Erfahrungen zu gehen hatten. In der Hoffnung, daß sie ihr Loos verbessern möchten, wanderten sie in Kurzem deshalb nach Leyden, der berühmten Universitätsstadt Hollands. Obgleich sie auch hier, besonders im Anfang, nicht fanden, was sie erwartet hatten, so fügten sie sich doch allmählig in die veränderten Verhältnisse. John Robinson, der Knecht Gottes, der mit ihnen gezogen war, tröstete, ermuthigte und ermahnte sie mit aller Treue. Doch, während der über zehn Jahre ihres Weilens daselbst, hatten sie die Liebe zu ihrem Vaterlande, aus welchem sie zwar mit Gewalt getrieben waren, nicht verloren, und sie sehnten sich nach einer Zeit und Gelegenheit, wo sie dem englischen Volke und ihrem Könige einen thatsächlichen Beweis von ihrer Anhänglichkeit geben konnten. Ihr Wunsch war, wenn möglich, im Auftrage und unter dem Schutze einer der verschiedenen Gesellschaften, die sich in England gebildet hatten, zum Zwecke der Gründung von Kolonieen in der „Neuen Welt", nach Amerika zu reisen, und daselbst, ungehindert von irgend welchen Feinden, ausgenommen vielleicht die dort lebenden Indianer, Gott zu dienen und gute, englische Unterthanen zu sein.

Leider waren die Aussichten für eine gedei-

Digitized by Google

hende Kolonie in jenem fernen Lande auch nicht besonders günstig. Nebst Versuchen, die in dieser Richtung von Franzosen, Spaniern und Anderen gemacht worden waren, und die nur theilweise erfolgreich gewesen waren, hatten auch englische Kolonisations-Gesellschaften, behufs der Einrichtung von Handelskolonieen schon Versuche gemacht, die meistens fehlgeschlagen waren, wenigstens nicht für die Dauer bestanden und sich als sehr kostspielige Experimente erwiesen hatten. Nach einigen Unterhandlungen jedoch erbot sich eine Gesellschaft, die Pilger hinüber zu befördern und ihnen Kolonisations-Rechte zu gewähren, obwohl König James sich nicht bewegen ließ, den Widerspenstigen irgend welche Versicherung seines Beistandes und Schutzes zu gewähren. Nichtsdestoweniger waren die Pilger wohl, daß sie auch in dem neuen Lande ihre Schwierigkeiten und Kämpfe zu bestehen haben würden, und deshalb entschlossen sich auch Einzelne, ihre Weiber und Kinder vorläufig zurück zu lassen. Andere, die alt und schwach waren, überließen es aus diesem Grunde gern den jüngeren und stärkeren, den Weg zu bahnen, während sie selber vorläufig noch zurückblieben.

Das war ein ewig denkwürdiger und wichtiger Tag, als die Gemeinde in Leyden zum letzten Mal zusammen kam, um einen ganzen Tag mit gottesdienstlichen Uebungen zuzubringen und dann von einander Abschied zu nehmen! Robinson hielt zuerst eine ernste Predigt, die mehrere Stunden in Anspruch nahm, und in welcher er noch einmal sein liebendes Herz den Gehenden, und denen, die zurückblieben, ausleerte. Nachher

Goswold's Insel, Cuttyhunk.

entschlossen, im Vertrauen auf Gottes Hülfe das Werk zu unternehmen. Die Bestimmung war, daß sie sich „irgendwo in der Nähe des Hudson Flusses" ansiedeln sollten, ein geographischer Begriff der damaligen Zeit, dem man beinahe irgend eine beliebige Ausdehnung geben konnte.

Schon früher hatte man an der Küste Neu England's vom Kap Cod bis weit hinauf nach Canada, den Versuch gemacht, Ansiedlungen zu gründen. Im Jahre 1602 hatte Kapitän Goswold für eine kurze Zeit mit elf Männern seinen Aufenthalt gehabt auf der schönen Insel Cuttyhunk, an der Südseite vom Kap Cod. Obgleich man keine Goldberge gesehen hatte, so berichteten doch die heimkehrenden Schiffer von solcher Schönheit und solchem Reichthum des Landes und des Meeres in jener Gegend, daß ohne Zweifel auch unsere Pilger davon gehört hatten und möglicher Weise auch den Wunsch hegten, nach jener Gegend zu kommen. Sie wußten

sprach man noch über allerlei gemachte Erfahrungen der Vergangenheit und beredete sich über die Dinge der Zukunft. Und jene letzte Nacht in Leyden! An Schlaf dachte man nicht, denn die wenigen noch übrigen Stunden waren zu kostbar. Ein Abschiedsmahl wurde genossen in Robinson's Hause, und die übrige Zeit wurde aufgenommen mit Psalmensingen, Beten und Abschiednehmen. Nach fünfundzwanzig Jahren noch sprach der nachherige Gouverneur von Plymouth, Edward Winslow, von dieser Zeit, als „den süßesten Stunden seines ganzen Lebens". „Und so," schreibt Bradford, „verließen sie diese schöne und angenehme Stadt, wo ihr Ruheplatz gewesen war für so viele Jahre; aber sie wußten, daß sie Pilgrimme seien, und sahen deshalb nicht auf diese Dinge, sondern hoben ihre Augen auf zum Himmel, ihrer liebsten Heimath, und beruhigten also ihren Geist."

Die Abreisenden wurden von ihren Freunden

begleitet bis nach Delfthaven, woselbst das Schiff, welches sie nach England bringen sollte, schon ihrer wartete. Noch einmal sanken sie sich dort unter Schluchzen Lebewohl. „Sie konnten nicht viel zu einander reden, wegen der großen Traurigkeit," berichtet Winslow. Am Ufer hielt Robinson noch eine kurze, aber sehr ernste Abschiedsrede, dann knieeten sich alle um ihn her nieder, während der im Gebete noch einmal sie dem Schutze und der Gnade Gottes empfahl. Bald darauf wurde das Signal gegeben zur Abfahrt und in wenigen Stunden war das Schiff, mit seiner kostbaren Ladung, dem Blicke entschwunden, an jenem wichtigen Tage des Monats Juli, im Jahre 1620.

Gouverneur Edward Winslow.

An der englischen Küste schloß sich ein anderer Theil der Separalisten, die von London kamen, mit einem andern Schiffe, ihnen an. Es war die Absicht, daß die zwei Schiffe zusammen über den Ocean fahren sollten, aber bald fand man aus, daß eins derselben, die „Speedwell", zu morsch und schlecht sei, die Reise zu unternehmen. In Plymouth wurden deshalb so viele als möglicherweise in dem festeren und größeren Schiffe Platz fanden, hineingenommen, die Uebrigen mußten zurückbleiben. Am 6. September fuhr endlich die „Mayflower" (Maiblume) mit im Ganzen 102 Pilgern aus dem Hafen hinaus, dem unbekannten, neuen Lande entgegen.

Die Reise war lang und sehr beschwerlich. Dreiundsechzig Tage wurden sie von Sturm und Wellen umhergeworfen. Endlich, am 9. November, konnte das Schiff Anker werfen; aber nicht an den Gestaden des lieblichen Hudson-Flusses, wie sie es erwartet und beabsichtigt hatten, sondern an der kahlen, rauhen Küste von Kap Cod. Von dort versuchten sie zuerst weiter südlich zu fahren, aber indem der Kapitän sich fürchtete, sein Schiff durch jene gefährliche Wasserstraße zu lenken, fuhren sie bald wieder nordwärts. Man war es überhaupt müde, noch länger die Unannehmlichkeiten der Seereise zu ertragen. Das Schiff blieb deshalb eine Zeitlang an der Spitze des Kap liegen, während die Männer an's Land gingen, um die Gegend zu erforschen, und die Frauen besorgten mittlerweile die so nothwendig gewordene Kleiderwäsche und andere Arbeiten. Hier wurde auch das so wichtige Schriftstück, bekannt als „Mayflower Compact", in einer Weise heute noch der Eckstein, auf welchem die Regierung dieses Landes gegründet ist, aufgesetzt und von den männlichen Mitgliedern der Gesellschaft unterzeichnet. Auch wurden hier durch Stimmenmehrheit, die Beamten der Kolonie gewählt. Es war nothwendig für das Gedeihen und den Zweck derselben, daß ihre Angelegenheiten auf eine geordnete Weise verwaltet würden. Deshalb wählte man den umsichtigen und weisen John Carver zum Gouverneur der Ansiedlung. Die kirchlichen und religiösen Sachen standen vorläufig unter der Aufsicht von William Brewster, der das Amt eines Aeltesten bekleidete; während der, in Longfellow's Gedicht so treffend beschriebene Miles Standish, der militärische Anführer und Vertheidiger der Kolonie wurde.

Sie fanden bald aus, daß sie an dieser äußersten Spitze des Kap nicht bleiben konnten, deshalb lichteten sie wiederum ihren Anker und fuhren an der nördlichen Seite desselben entlang, bis sie nach etlichen Tagen einen Platz gewahrten, der mehr für eine Ansiedlung geeignet schien. Noch einmal legten sie an. Weil aber der Sabbath nahe war, so gingen sie nicht an dem Tage an's Festland, sondern auf eine kleine Insel, die dem Schiffe näher lag, und brachten dort den Tag des Herrn zu mit gottesdienstlichen Uebungen.

Digitized by Google

Am nächſten Morgen, — es war der 11. December 1620, alten Styls, — fuhren ſie vermittelſt der kleinen Schaluppe an das Feſtland. Hatten ſie wohl eine Ahnung davon, welche Leiden und Trübſale ihrer hier wartete? Der rauhe Winter war vor der Thür, und die um dieſe Zeit ſo unwirthlichen Geſtade jener Gegend, boten ihnen nichts beſonders Einladendes. Keine Freunde waren hier, die ſie in Empfang nahmen. Keine Wohnungen waren errichtet, in welchen ſie ſich während der kalten Winterzeit hätten heimathlich fühlen können. Und dazu waren die nothwendigen Lebensmittel beinahe verzehrt. Kein Wunder, wenn in Anbetracht all dieſer Dinge, welche ihnen entgegenſtarrten, einigen der Muth ſank!

Doch, ſie waren einmal hier. Zurück konnten und wollten ſie nicht. Sie dankten deshalb Gott für ſeine Durchhülfe bis dahin, und vertrauten ihm, daß er auch ferner helfen würde. Getroſten Muthes gingen ſie ſobald als möglich an's Werk, Wohnungen zu bauen, ſo gut ſie es kannten. Doch, nicht lange waren ſie da, ſo wurden in Folge der Entbehrungen und beſonders wegen Mangel an paſſender Speiſe, Manche krank. Für eine Zeitlang waren in der ganzen Kolonie nur ſechs Perſonen, die geſund waren. Beinahe die Hälfte der Pilger erlagen der ſchrecklichen Seuche, ehe der Winter vorüber war. Zudem waren ſie in beſtändiger Angſt vor den Indianern, die in jener Gegend hauſten, und von deren Vorhandenſein ſie ſchon am Kap Cod durch verſchiedene Dinge überzeugt worden waren.

Harniſch und Waffen der Pilger in 1620.

Zum Glück für die Anſiedler hatte einige Jahre zuvor auch eine Seuche unter den Indianern graſſirt, ſo daß nur wenige dieſer wilden Ureinwohner des Landes übrig geblieben waren. Gerade an dem Orte, wo die Pilger ſich niederließen, hatten die Indianer früher eine Anſiedlung, Patuxet genannt, gehabt. Das wenige Land, welches ſie früher mit Mais und Taback bebaut hatten, wurde von den neuen Anſiedlern im Frühjahr benutzt für ihre Zwecke. Dieſe Indianer haßten die Engländer, weil vor Jahren ein engliſcher Kapitän eine Anzahl ihrer beſten Männer überredet hatte, ſein Schiff zu beſteigen, dann mit ihnen davon fuhr und ſie in Europa als Sklaven verkaufte. Doch, als ſie nach und nach ausfanden, daß die Pilger Leute von beſſerem Charakter waren, wurden ſie freundſchaftlich und waren ihnen behülflich und nützlich in mancherlei Angelegenheiten. Beſonders war dies der Fall, ſo lange Maſſaſoit, ihr damaliger Häuptling lebte. Sein Tod wurde von den Anſiedlern mit Recht betrauert, und bald nachher fanden ſie aus, daß ſie in ihm einen guten Freund verloren hatten, denn unter der Anführung ſpäterer Häuptlinge wurden ſie von den Indianern oft hart gedrängt, ſo daß die Anſiedler beſtändig auf ihrer Hut ſein mußten.

Eins der erſten Gebäude, welche errichtet wurden, war ein, aus aufeinandergelegten Baumſtämmen aufgeführtes Gotteshaus, welches auch

zugleich als Festung diente, indem auf dem flachen Dache desselben sechs Kanonen lagerten. Um sich gegen einen unverhofften Angriff der Indianer zu schützen, gingen sie mit der altmodischen, schweren Feuerstein-Flinte in der Hand in ihren unansehnlichen Tempel, ihren Gott anzubeten. Sie befolgten somit thatsächlich Cromwell's Rath an sein Heer: „Vertraut auf Gott und haltet euer Pulver trocken!"

Im Besitze ihrer religiösen Freiheit, waren trotz allen äußeren Schwierigkeiten, die Kolonisten doch so zufrieden mit ihren Verhältnissen, daß, als im Frühjahr 1621 die Mayflower wieder nach England segelte, nicht ein Einziger sich entschließen konnte, mit derselben wieder zurückzukehren.

Die Ernte des folgenden Sommers war sehr gering, so daß die Ansiedler dadurch dem Verhungern nahe gebracht wurden. Ihre Lage wurde noch verschlimmert, als im Herbst durch die Unternehmer der Kolonie von London noch eine Schiffsladung neuer Ansiedler nach Plymouth geschickt wurde, ohne irgend welche Nahrungsmittel, und welche deshalb den ganzen Winter über von den Pilgern unterhalten werden mußten. Für sechs lange Monate mußten Alle mit halben Rationen Speise vertieb nehmen, welche gleichmäßig vertheilt wurden, damit man nicht ganz verhungere. In dieser Zeit der Noth kamen einige englische Handelsschiffe nach Plymouth, und die hungernden Kolonisten waren froh, von denselben für hohe Preise die nothwendigsten Lebensmittel zu kaufen.

Es läßt sich denken, daß sie sich unter solchen Verhältnissen herzlich nach der erwarteten und versprochenen Hülfe sehnten, besonders nach den bittern Erfahrungen und der Noth jener schrecklichen Wintermonate. Einmal nach dem andern gingen sie auf die Anhöhe und schauten mit wehmüthigem Herzen hinaus auf's Meer, ob sie nicht die Masten des erwarteten Schiffes, welches ihnen Zufuhr und Hülfe bringen sollte, erspähen könnten. Und ein Jubeltag war es, als, nach langem, bangem Warten, diese Hülfe ihnen zuletzt wurde. Nach und nach wurde von der Zeit an ihr Loos etwas leichter. Manche ihrer zurückgelassenen Freunde von England und Holland stellten sich ebenfalls ein in den folgenden zwei Jahren, so daß allmählig unter großer Selbstverläugnung ihrer Gründer, die Kolonie immer mehr gedieh und aufblühte, und als im Jahre 1626 ein Abgesandter von der holländischen Kolonie Neu-Amsterdam, jetzt New York, am Hudson-Flusse, siehe suchte, konnte er einen guten Bericht von dem Wohlbefinden und dem Fortschritt der New Plymouth Kolonie zurückbringen.

Die kirchlichen Zustände Deutschlands in ihrem Verhältniß zur Ausbreitung der Sozialdemokratie.

Von J. W. von Hegt in Deutschland.

or wenigen Jahrzehnten suchte man in den Wörterbüchern vergeblich nach dem Worte „Socialdemokratie", denn noch zu Anfang der vierziger Jahre hielt man in Deutschland die sociatistischen Ideen, welche gegenwärtig Hunderttausende von Menschen beherrschen, für phantastische Gedanken einiger verschrobener Handwerkerköpfe.

Heute giebt er wohldurchdachte sociatistische Systeme und die Socialdemokratie ist zu einer Riesenmacht herangewachsen, welche gleich einem furchtbar angeschwollenen, alle Dämme durchbrechenden Strome die Massen des Volkes mit sich fortreißt. Welchem Ziele der Socialismus unserer Tage zustrebt, ist zur Genüge bekannt. Er will die durch Gottes Wort und durch die Geschichte der Jahrtausende sanctionirte Weltordnung umstürzen und an ihre Stelle eine andere setzen, welche die Aufhebung jeglichen Unterschiedes zwischen Hoch und Niedrig, Reich und Arm verbürgen soll.

Tausende und aber Tausende von Mißvergnügten, die durch eigene oder fremde Schuld in Jammer und Elend darben, jubeln ihr zu und stellen sich unter ihr Panier, hoffend, unter demselben dem goldenen Zeitalter entgegen zu gehen. Kein Wunder dies! Verspricht doch die Socialdemokratie all' die Wirren, welche durch verschiedene Faktoren auf religiösem, sittlichem und politischem Gebiete herbeigeführt wurden, zur Befriedigung des unterdrückten Volkes zu lösen. Auf allen Gebieten will sie nicht etwa reformatorisch auftreten, sondern ein völlig Neues setzen. Sie steht deßhalb mit ihren Anschauungen, mag sie es zugeben oder nicht, im völligsten Gegensatz zur christlichen Welt- und Lebensanschauung. Und darum bekämpft sie auch mit aller Macht die christliche Kirche, deren Aufgabe es ist, für die Ausbreitung des Christenthums Sorge zu tragen. Manches ängstliche Gemüth blickt mit Bangigkeit in die Zukunft und fragt: Wie wird der Kampf enden? Werden nicht schließlich diese Rotten Beliats, die sich von Tag zu Tag mehren, den Sieg davontragen über die Kirche Christi? Uns ist nicht bange, denn wir wissen, daß der rechtmäßige Erbe still und geräuschlos seinen Welteroberungs-

plan verfolgt, bis er endlich alle seine Feinde in den Abgrund geworfen hat und das Jubellied ertönen wird: „Nun sind die Reiche dieser Welt unseres Gottes und seines Christus geworden!"

Aber eine andere Frage beschäftigt uns: Wie ist es möglich, daß die Socialdemokratie sich mit solcher rapiden Schnelligkeit in christlichen Ländern, vorab im Lande der Reformation, ausbreiten kann? Sollte man nicht erwarten dürfen, daß die Kirche im Stande sei, dieser Ausbreitung einen mächtigen Damm entgegen zu setzen? Treten wir dieser Frage etwas näher und fassen wir die kirchlichen Zustände Deutschlands in ihrem Verhältniß zur Ausbreitung der Socialdemokratie in's Auge.

Es ist den Lesern von Haus und Herd bekannt, daß die herrschende Kirche Deutschlands die Staatskirche ist. Ihr werden wir besonders unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden haben, da die verschiedenen Freikirchen sich noch keine solche Stellung errungen haben, daß sie hier in Betracht gezogen werden müßten.

Die Anklage der Socialdemokratie, daß die Kirche nur ein Institut des Staates, die dienende Magd desselben sei, ist nicht ohne allen Grund. *Dieses Abhängigkeitsverhältniß unterbindet der Kirche ihren Lebensnerv, so daß sie nicht im Stande ist, in dem Grade und in dem Umfange auf allen Gebieten des Volkslebens zu wirken, wie es sein sollte.* Sie ist nicht so frei, daß sie es wagen dürfte, gegen die Regierung und die Parlamente energisch Protest einzulegen, wenn dieselben antichristlichen Principien huldigen; sie muß sich höchstens mit Bitten und Betteln genügen lassen. Ja, sie hat nicht einmal das Recht, ihren eigenen Haushalt selbstständig zu ordnen, sondern muß sich auch hierin nach den Vorschriften des Staates richten.

Wie kann sie in solchem Abhängigkeitsverhältniß den Massen des Volkes gegenüber einen durchschlagenden Einfluß ausüben? Wie den Mächten des Zeitgeistes nach Oben und Unten energievoll entgegentreten, so lange sie gebunden ist wie ein Simson, der seine göttliche Kraft den Menschen preis gab?

Einen andern Uebelstand auf kirchlichem Gebiete, der dazu angethan ist, die Volksmassen der Kirche zu entfremden und in's Lager der Socialdemokratie hinüber zu führen, haben wir in der Besetzung der kirchlichen Aemter zu suchen. Wie ist es z. B. mit der Besetzung der theologischen Lehrstühle an den Universitäten bestellt? Es ist wahr, Deutschland hat eine stattliche Zahl gläubiger Professoren aufzuweisen. Aber ist nicht die Schaar zur Linken, die der Halbgläubigen und Ungläubigen eben so zahlreich oder zahlreicher? Haben die Socialdemokraten nicht recht, wenn sie frohlockend auf diese als auf ihre Lehrer, die die christliche Religion zersetzen, hinweisen? Wahrlich, es giebt manche Lehrer der Theologie, die, wie Professor Bender in Bonn, mit feindlicher Hand die Grundwahrheiten des Christenthums antasten und den Bau des eigenen Hauses, der Kirche, welcher sie dienen, unterminiren.

Zu keinem bessern Resultate gelangen wir, wenn wir diejenigen Revue passiren lassen, welche des geistlichen Amtes warten. Wir wollen nicht ungerecht sein. Es giebt eine große Zahl rechtgläubiger Pastoren. Doch auch hier haben wir ein bedenkliches „aber". Wahrhaft gläubige, d. h. gründlich bekehrte und volksthümliche Pastoren gehören in Deutschland zu den Raritäten. Das Predigtamt wird von Vielen als bloße Erwerbsquelle betrachtet, die sicheres Brod verbürgt. Ganz abgesehen davon, daß es Kanzeln giebt, welche von Männern besetzt sind, die dem Evangelium Hohn sprechen, indem sie die Wahrheit desselben leugnen, heben wir hervor, daß die Predigtweise der Geistlichen Deutschlands im Allgemeinen viel zu wünschen übrig läßt. Es fehlt den Vorträgen namentlich an der rechten Popularität. Wie kann es anders sein?! Die Studenten werden auf den Hochschulen überfüllt mit einem Uebermaß von Kritik; aber wie sie einst in volksthümlicher Weise das Evangelium verkündigen sollen, davon wird ihnen wenig gesagt.

Die Presbyterien bestehen großentheils aus Männern, die den religiös-kirchlichen Dingen gegenüber sich völlig gleichgültig verhalten. Nicht selten bereiten solche Männer gerade den wohlmeinenden, treuen Geistlichen große Schwierigkeiten und hindern sie in der Ausübung ihres Amtes. Genug über diesen Punkt. Wir erkennen, daß solche Zustände nicht geeignet sind, den Strom des Socialismus einzuengen.

Richten wir unser Augenmerk nach einer andern Seite hin.

Das kirchliche Leben Deutschlands ist ein solches, das der Ausbreitung der Socialdemokratie Vorschub leistet, anstatt dieselbe zu hemmen. Die Kirche steht im Widerspruch mit ihrem Bekenntniß, daß sie sei „eine Gemeinschaft der Gläubigen". Soll sie sich als ein Salz erweisen, das der Fäulniß des Unglaubens und der Entsittlichung des Volkes entgegen wirkt, so muß sie durchdrungen sein vom Geiste der Kraft, der Liebe und der Zucht. Nur eine Kirche, die stark ist im Glauben und im Gebet, reich an Werken herzlichen Erbarmens, ist im Stande, der socialen Noth wirksam entgegen zu treten; nur einer solchen gilt das Wort des Herrn: „Die Pforten der Hölle können sie nicht überwinden." Aber wie wenig gleicht die Kirche Deutschlands derjenigen des apostolischen Zeitalters, deren Gliederschaft aus einer Menge der Gläubigen bestand, und die zu Dienern geisterfüllte, aufopferungswillige Lehrer und liebesstarke Diakonen hatte. Abgesehen von dem großen Haufen der Namen- und Formchristen, müssen wir auch von den bessern Kirchengliedern sagen, daß nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil derselben Leben aus Gott besitzt.

Wie steht es mit der Seelsorge und der Liebesthätigkeit in der Kirche? Es ist wohl kaum nöthig, hierüber viel zu sagen, da es längst bekannt ist, wie es damit bestellt ist. Nur Einiges. Die Anklage, welche die Socialdemokratie gegen die Kirche, resp. ihre Diener, erhebt, daß sie mit den Reichen und Vornehmen liebäugeln und das gemeine Volk, die Armen und Dürftigen, vernachlässige, hat leider nur zu viel Berechtigung. Wir wollen den Uebertreibungen von dieser Seite nicht das Wort reden, wollen aber auch den Stimmen der Wahrheit nicht das Ohr verschließen.

Nur zu oft ist es der Fall, daß die Seelsorger nicht den Muth haben, jener Klasse von Reichen, welche hartherzig Kapital auf Kapital häufen, ihre Untergebenen wie Sclaven behandeln und dabei ihren Lüsten und Begierden, dem Wohlleben, dem Trunke und dem Ehebruch fröhnen, standhaft gegenüber zu treten und sie wegen ihren Sünden zu strafen. Wiederum: mancher arme Mann bekommt seinen Pastor nie zu sehen, als wenn er zu ihm in die Kirche oder in's Pfarrhaus geht. Daher kommt es, daß Mancher sagt: „Kümmerst du dich nichts um mich, so brauche ich dich auch nicht mehr."

Der Opferwilligkeit gegenüber, welche die Socialdemokraten an den Tag legen, steht die Kirche betreffs ihr Liebesthätigkeit weit zurück. Man erstaunt, wenn man vernimmt, welche Summen die Socialdemokratie für ihre Zwecke, namentlich für ihre „Verfolgten und Gemaßregelten" zusammenbringt. Das Volk weiß das und sucht sein Heil außerhalb der Kirche.

Digitized by Google

Wir erinnern ferner an die kirchlichen Nothstände. Der Mangel an Gotteshäusern, sowie die ungeheure Größe der Parochien in den großen Städten ist der Ausbreitung der Socialdemokratie förderlich. Der Raum gestattet es nicht, in dieser Beziehung eine ausführliche Schilderung zu geben. Nach der neuesten Volkszählung hat es sich herausgestellt, daß es in Berlin mehr Dienstmädchen giebt, als Sitzplätze in sämmtlichen Kirchen. Die Parochien zählen fünfzig-, achtzig-, hunderttausend und noch mehr Seelen. Wie ist es da den Geistlichen möglich, die Massen des Volkes zu erreichen? Für großartige Kasernenbauten weiß der Staat immer Mittel flüssig zu machen, aber für die Errichtung neuer Gotteshäuser und die Gründung von Kirchgemeinden geschieht so viel wie nichts. Es schaudert einen, wenn man bedenkt, welcher Verwahrlosung in religiöser und sittlicher Hinsicht das Volk in den großen Städten in Folge solcher Uebelstände ausgesetzt ist. Daß derartige Verhältnisse der Ausbreitung der Socialdemokratie Vorschub leisten, liegt auf der Hand.

Vielleicht denkt der eine oder der andere Leser von Haus und Herd, die Farben des Bildes, welches sich hier seinem Auge darstellt, seien doch gar zu dunkel aufgetragen. Ich kann jedoch sagen, daß ich mich redlich bemüht habe, meinen Bericht von allen pessimistischen Uebertreibungen rein zu halten.

Auch möchte ich denselben nicht beschließen, ehe ich ihm noch einen freundlichen Anhang beigefügt habe. Ich freue mich, mittheilen zu können, daß man in den kirchlichen Kreisen Deutschlands in den letzten Jahren immer mehr zu der Einsicht gekommen ist, daß bezüglich der vorhandenen Uebelstände Wandel geschafft werden muß, und daß man sich mit solcher Erkenntniß nicht begnügt, sondern auch muthig an's Werk geht, dem Verderben zu steuern. Man bemüht sich, Fühlung mit den Volksmassen zu gewinnen und auf dieselben einzuwirken im Geiste christlicher Liebe. Auf dem Gebiete der innern Mission ist in den letzten Jahren Großes geschehen. Ich erinnere nur kurz daran, daß in den meisten Städten Herbergen zur Heimath errichtet wurden, ferner an die Vereinshäuser, in welchen populäre Gottesdienste abgehalten werden, an die Gründung von Jünglings-Vereinen und Sonntagsschulen, an die Liebesthätigkeit der verschiedenen Diakonissen-Anstalten, an die selbstverleugnende Arbeit der Stadtmissionare, an die Asyle für Gefallene ꝛc. ꝛc.

Vor Allem sei des Auftretens christlicher Männer, wie Stöcker, Rocholl u. A. gedacht, die sowohl durch die Presse, als in Volksversammlungen und durch die Gründung christlich-socialer Vereine den Bann der Irreligiösität zu durchbrechen suchen. Es würde zu weit führen, wollten wir uns auf's Einzelne einlassen. Mit Dank gegen Gott anerkennen wir, daß Vieles besser geworden ist.

Wer aber glaubt, auf Grund dessen annehmen zu müssen, obige Schilderung der kirchlichen Zustände Deutschlands sei eine übertriebene, steckt doch in einem gewaltigen Irrthum. Denn, wenn es auch anfängt zu tagen, so ist doch die Klage: „Nacht deckt so weithin noch das Land!" unter den gegenwärtigen Verhältnissen noch eine wohlberechtigte. Das bestätigen gerade diejenigen Staatskirchenmänner, denen das Wohl des Volkes am meisten am Herzen liegt. Sie selbst sind oft Anfeindungen von kirchlicher, zuweilen sogar von positiv kirchlicher Seite her ausgesetzt.

Wie es sich unter solchen Umständen mit dem Vorwurfe verhält, den die Staatskirche gegen die Freikirchen erhebt, daß sie auf fremden Grund bauen, indem sie nicht berechtigt seien, in Deutschland zu wirken und Gemeinden zu gründen, das will ich der Beurtheilung des Lesers überlassen. Ich für mein Theil werde je länger je mehr in der Ueberzeugung befestigt, daß der Methodismus in Deutschland eine große Aufgabe zu lösen hat, nämlich die, nicht nur Einzelne zu Jesu zu führen, sondern als ein heilbringendes Ferment die Schichten des Volkes zu durchdringen.

Das hochzeitliche Weinglas.

„Bekräftige unsern Bund mit einem Glas Wein, mit Wein," rief in seinem jugendlichen Leichtsinn der überglückliche Bräutigam, Harvey Wood. „Ja, mit Wein, mit Wein," hieß es von allen Seiten.

Die hübsche Braut aber wurde bleich; der entscheidende Augenblick war gekommen. Ihre weißen Hände schlossen sich fest in einander, die Blumen ihres bräutlichen Kranzes zitterten auf ihrem Haupte, ihr Athem wurde schneller und ihr Herz schlug heftiger.

„Ja, Marion, lege für dies Mal deine Bedenken zur Seite," sagte der Richter leise zu seiner Tochter, während er ihr näher trat, „die Gesellschaft erwartet es; übertrete nicht die Regeln der Etiquette. Späterhin thue, wie du willst, aber dies eine Mal thue es mir zu lieb."

Mit freundlichem Lächeln reichte man ihr den bis an den Rand gefüllten Becher. Marion war bleich, obwohl gefaßt; ihre Hand zitterte nicht, als sie mit lächelnder Miene das versuchungsvolle Glas in Empfang nahm und an ihre Lippen setzte. Doch kaum war dies geschehen, als sie zum Erstaunen aller Gäste in die Worte ausbrach: „O, wie schrecklich!" „Was ist dir denn?" fragte Jedermann, während sie das Glas von sich hielt und es mit Widerwillen ansah. „Wenn ihr mich anhören wollt, so will ich euch sagen," erwiderte sie, während Begeisterung sich auf ihrem Angesichte zu lagern und aus ihren Augen zu leuchten begann.

„Ich sehe," sprach sie und deutete mit dem Finger nach dem perlenden Weine, „eine Scene, die aller Beschreibung spottet; doch will ich versuchen, euch dieselbe vor Augen zu führen. Es ist ein lieblicher Ort; hohe, mit Grün bekleidete Berge fassen denselben ein; ein klarer Fluß mit blumenreichen Ufern zieht sich hindurch. Aber eine Gruppe von Indianern sammelt sich, die ängstlich hin und her laufen. In ihrer Mitte liegt eine männliche Gestalt mit Wangen bleich wie der Tod, die Augen

glühend vor Fieber. Ein Freund steht — nein, kniet neben ihm und stützt sein müdes Haupt. O dies liebe und edle Angesicht! Warum soll der Tod sein Siegel darauf drücken, da er doch noch so jung ist? Seht, wie er sich die dunkeln Locken zurückstreicht, wie er seine Hände faltet, wie er zu Gott um Erhaltung seines Lebens fleht! Seht, wie er sich an seinen Freund klammert und ihn bittet, daß er ihm helfe! Hört ihn, wie ängstlich er seinen Vater bei Namen ruft, wie er seiner einzigen, seiner Zwillingsschwester ruft, die ihn im fernen Heimathlande beweint."

„Seht," fuhr sie weiter fort, während die Gäste ganz ernst gestimmt wurden und der Richter bewegt in seinen Stuhl zurücksank, „seht, wie er seine Hände gen Himmel erhebt und um Gnade schreit. Ein heißes Fieber brennt in seinen Adern; er bewegt sich nicht mehr; sein Blick wird trübe, seine Augen brechen; umsonst flüstert ihm sein Freund den Namen des Vaters und der Schwester in's Ohr — der Tod ist da, ja der Tod, und keine sanfte Hand wischt ihm den kalten Todesschweiß von der Stirne; sein Haupt sinkt zurück, noch ein Röcheln und er ist — todt!"

Die Hochzeitgesellschaft seufzte tief auf; die Beschreibung war so ergreifend gewesen, so überirdisch ihr Blick, so geistvoll ihre Rede, daß es schien, als habe sich die Scene gerade da und dann abgespielt. Man bemerkte ebenfalls, wie der Bräutigam sein Gesicht in seine Hände barg und weinte.

„Todt," widerholte sie, während ihre Stimme bebte, „und dort schaufeln sie ihm ein Grab und ohne Sarg legen sie ihn in die feuchte Gruft, ihn, den einzigen Sohn eines stolzen Vaters, meinen eigenen Zwillingsbruder, ein Opfer der Trunksucht. Vater," fragte sie, sich zu ihm wendend, und Thränen rannen über ihre Wangen; „Vater, soll ich jetzt trinken?"

Der alte Richter ward von seinen Gefühlen überwältigt. Mit gebeugtem Haupt und gedämpfter Stimme brachte er nur die paar Worte heraus: „Nein, nein, nein, Kind; nein!"

Sie hob den schimmernden Becher empor und ließ ihn plötzlich fallen und in tausend Scherben zerbrechen. Manches thränenfeuchte Auge war ihren Bewegungen gefolgt, und augenblicklich wurde jedes Weinglas wieder zurück auf den Tisch gestellt, wo es eingeschenkt worden war.

Mit einem Blick auf das zerbrochene Glas, wandte sie sich zu der Gesellschaft mit den Worten: „Möge keiner meiner Freunde, wenn er mich liebt, mir je mit der Versuchung entgegenkommen, meine Seele durch das Weinglas zu gefährden. So fest als die Felsen, so fest steht mein Entschluß, mit Gottes Hülfe nie und nimmer den giftigen Becher an meine Lippen zu setzen; und der, den ich meine Hand heute gegeben habe, der meinen Bruder im Todeskampf nicht verließ und den armen Wanderer neben jenem Flusse im Goldlande begrub, wird mir sicherlich helfen, meinen Entschluß auszuführen."

Sein traurig ernster, doch fester Blick war seine Antwort auf ihre Bitte. Der Richter verließ das Zimmer, und als er eine Stunde später widerkehrte und an der Unterhaltung theilnahm, konnte Jedermann es ihm abfühlen, daß er sich entschlossen habe, den Feind auf immer aus seiner fürstlichen Wohnung zu verbannen.

Terenz V. Powderly und die Ritter der Arbeit

Für Haus und Herd von Julius A. Mulfinger.

Es wird wohl Allen interessant sein, in dieser Zeit des Kampfes zwischen Kapital und Arbeit, die Lebensgeschichte eines Mannes zu lesen, der das Haupt des größten Arbeiter-Ordens in den Ver. Staaten ist. Nachfolgende Biographie ist eine kurze Skizze seines Lebens.

Terenz Vincent Powderly wurde den 24. Januar 1849 zu Carbondale, Penn., geboren. Er ist irischer Abkunft, denn seine Eltern wanderten im Jahre 1826 von Irland nach Amerika aus. Dieselben hatten zwölf Kinder, von welchen er das elfte war. Er besuchte im Ganzen nur sechs Jahre die Schule, und als er sein dreizehntes Lebensjahr erreicht hatte, begann er als Weichensteller für die Delaware und Hudson-Canal-Companie zu arbeiten. Als er siebenzehn Jahre alt war, kam er in die Maschinen-Werkstätte der Companie unter der Aufsicht des Herrn J. Dickson, dessen Sohn Herr Thomas Dickson, späterhin Präsident dieser Eisenbahn wurde. Der junge Powderly stand bei dem alten Maschinisten in hoher Achtung, und es wird heute noch erzählt, daß derselbe die einzige Empfehlung, welche er jemals einem Menschen zu Theil werden ließ, dem jungen Powderly, ohne von ihm dazu aufgefordert worden zu sein, gab, als derselbe im Jahre 1869 sich entschlossen hatte, Carbondale zu verlassen. Von hier aus begab er sich nach Scranton, und fand daselbst in den Werkstätten der Delaware, Lackawana und Western Eisenbahn Arbeit. Er faßte jetzt den Entschluß, ein tüchtiger Maschinist zu werden, und oft saß er bis tief in die Nacht hinein beim Schein einer Lampe, sich mit Aufführung von mechanischen Zeichnungen beschäftigend, währenddem er am Tage in den Werkstätten am Ambos stehen und tüchtig arbeiten mußte.

Im Jahre 1870 schloß er sich einer Union der Maschinisten und Schmiede an und wurde bald der Präsident dieses Ordens. Nun begann er die Arbeiterfrage genauer zu studiren, indem er mit den Arbeitern in ihren Werkstätten Unterredungen anknüpfte, und dadurch mit ihren Beschwerden bekannt wurde. Die Handwerker-Union, zu welcher er gehörte, wurde ihm bald zu beschränkt, und er erkannte, daß eine Arbeiter-Vereinigung, um erfolgreich zu sein, alle Arbeiter, die Handwerker sowohl

als auch die niedrigsten Tagelöhner mit einschließen müsse. Dieser Plan des Herrn Powderly, auch die Tagelöhner, Schreiner, Anstreicher u.s.w. mit hinein zu nehmen, gefiel jedoch seiner Union nicht sehr gut.

Im Jahre 1874 wurde er, als er sich auf einer Reise befand, von einem Freunde eingeladen, einer Arbeiter-Versammlung beizuwohnen, ohne eine Ahnung von dem Charakter derselben zu haben. Es war eine Versammlung der Assembly 88 der Ritter der Arbeit, und er schloß sich sogleich derselben an, denn er fand in der Constitution und den Gesetzen der Ritter sein Ideal verwirklicht, weil er unter ihnen Männer aus allen Gewerben und Handwerken vorfand. Diese Assembly war damals die Einzige im nordöstlichen Pennsylvanien, und die Organisation befand sich noch im ersten Stadium ihrer Existenz, da sie noch eine geheime Gesellschaft war. „Ich wußte nicht," sagte er zur Erklärung seines Anschlusses an den Orden, „daß ein solcher Orden existire." Er war als Delegat auf einer Convention der Maschinisten-Union in Louisville gewesen, und es war auf dem Heimweg, als er sich den „Rittern" anschloß. Als er heim kam, bewog er die ganze Union, zu welcher er gehörte, sich den Rittern der Arbeit anzuschließen, und aus derselben wurde im Jahre 1876 Assembly 222 dieses Ordens organisirt.

Im Jahre 1877 nahm die Eisenbahn viele ihrer Arbeiter aus dieser Gegend und versetzte sie weiter westlich. Viele derselben waren Ritter der Arbeit und breiteten den Orden auch hier weiter aus. Bis zu dieser Zeit hatte der Orden noch keine General-Assembly abgehalten und M. F. Turner, Secretär der Assembly 1 in Philadelphia, Herr Griffith von Chicago, Herr Lichtman von Marblehead, Mass., und Herr Thomas King von Reading, Pa., hatten einander geschrieben über das Abhalten einer solchen.

Diese Correspondenz hatte zur Folge, daß eine General-Assembly berufen wurde, welche auch im Januar 1878 in Reading, Pa., tagte. Es wurde daselbst eine Constitution entworfen und angenommen und Uriah S. Stevens, der Gründer des Ordens, wurde zum Präsidenten erwählt. In der St. Louis Convention 1879 wurde derselbe wiedererwählt und T. V. Powderly wurde Vice-Präsident des Ordens. An der nächsten Convention, welche im September 1879 in Chicago gehalten wurde, sandte Herr Stevens seine Resignation als Präsident des Ordens ein, und empfahl in eindrücklicher Weise die Erwählung des Herrn Powderly, welche auch in derselben Convention stattfand. In den verschiedenen Versammlungen des Ordens, welche jedes Jahr abgehalten wurden, wurde er zu diesem Amte immer wieder erwählt.

Er wohnte in den letzten Jahren in Scranton, Pa., und im Jahre 1878 stellten ihn die Arbeiter als Candidat für das Amt des Mayors der Stadt auf. Er wurde auch, trotz der großen Opposition der Monopolisten und Politiker, erwählt. Sein erster Amtsakt war die städtische Polizei zu säubern und solche Beamten anzustellen, in welche er Vertrauen hatte. Er wurde dreimal zu diesem Amte erwählt. Während seiner Amtszeit hielt er die schnell sich vermehrende Stadtschuld in Schach und reduzirte dieselbe auf $20,000. Im Jahre 1884 wurde er wieder als Kandidat vorgeschlagen, aber er weigerte sich, die Nomination anzunehmen, da seine vielen Pflichten als Präsident der Ritter der Arbeit, es ihm fernerhin nicht mehr erlaubten, Mayor von Scranton zu sein.

Seit seinem Anschluß an den Orden hat Herr Powderly demselben seine ganzen Kräfte gewidmet, und hat den ganzen Orden thatsächlich reorganisirt, da derselbe zuerst ein Geheimorden war, der einen Eid von Jedem, der sich demselben anschloß, forderte. Erst in der General-Assembly zu Detroit wurde dieses auf sein Anrathen verändert. Sieben Jahre lang ist er der Rathgeber des Ordens gewesen. Er hat fast alle Gegenden unseres Landes im Interesse desselben besucht, und hat wenigstens fünfhundert Reden gehalten.

Im Januar 1885 ging er nach dem Süden, wo er verschiedene Assemblies organisirte und viele Ansprachen hielt; aber ein rauher Hals, der bei ihm chronisch ist, zwang ihn bald wieder heim zu kehren. Im Süden sind etliche Assemblies des Ordens, dessen Mitgliederschaft gänzlich aus Farbigen besteht.

Herr Powderly hat für Zeitungen und Magazine Vieles über die Arbeiterfrage geschrieben, und ist jetzt thätig an der Herausgabe des „Journal der Vereinigten Arbeiter", dem Organ des Ordens. Diese Zeitung wird nur an Glieder des Ordens verkauft; aber nächstes Jahr soll die Subscriptionsliste auch für Andere geöffnet werden.

Herr Powderly ist nicht sehr belesen; sein Wissen hat er nicht soviel aus Büchern geschöpft, als aus dem Umgange und den Unterredungen mit den verschiedenen Arbeiterklassen erworben. Er hat noch nie im Auslande gereist; es ist ihm aber von einer Zeitungs-Compagnie kürzlich ein Angebot gemacht worden, im Auslande für sie zu reisen, und den Zustand daselbst zu berichten. Er ist nicht wohlhabend, und ist zufrieden mit dem mäßigen Gehalt von $1500 per Jahr, das ihm sein Amt als Präsident des Ordens einbringt. Er hat keine Kinder am Leben. Seine Fähigkeiten und Talente hat er völlig unter Controlle, und er gebraucht weder Taback, noch trinkt er berauschende Getränke. Durch seinen Einfluß ist es den Saloonwirthen und allen Solchen, welche vom Handel mit berauschenden Getränken leben, unmöglich geworden, sich dem Orden anzuschließen, und sein Bemühen ist darauf gerichtet, es dahin zu bringen, daß dieses Gesetz auch auf Gewohnheitstrinker Anwendung finden soll.

Eine Erfahrung am Krankenbett.

Pastor Kober erzählt in einer Deutschländer Zeitschrift folgende ergreifende Erfahrung aus dem Amtsberuf:

Ich halte einen frommen jungen Weber in meiner Gemeinde, welcher in einer religiösen Bewegung frühzeitig erweckt und zu Gott bekehrt wurde. Der Mann ward mir zum großen Segen und hat mir, ohne daß er es wußte noch wollte, gar manche Falte meines Herzens aufgedeckt. Ich besuchte ihn gerne und oft, denn es war eine Lust und ein Vorrecht, sich mit diesem Kind Gottes über göttliche Dinge zu unterhalten.

Eines Tags kam die Frau meines lieben Webers zu mir und bat mich, sogleich mit zu ihrem Manne zu gehen; er sei krank geworden, und die Krankheit scheine ihr eine recht bedenkliche zu sein. Ich fand ihn im Bette, fiebernd, aber getrost. Als ich ihm bemerkte, er möchte doch einen Arzt zur Hilfe rufen, antwortete er: „Nein, Herr Pastor, das kann ich nicht. Ich habe nichts gegen die Aerzte; aber mir fehlen die Mittel, ihre Hilfe zu bezahlen. Sie sehen, ich kann jetzt nichts verdienen; die Noth steht schon so an der Thür. Aber es thut nichts; der Herr wird mein Arzt sein, er kann durch viel oder wenig helfen. Ich will mich allein in seine Hände legen."

Was konnte ich darauf noch erwidern? Ich kniete an seinem Bette; er selbst erhob sich und kniete auch in seinem Bette, und ich betete laut für ihn zum Herrn, daß er sein Arzt sein wolle und dem Kranken die Freudigkeit geben möge, jede Arznei, und wäre sie auch zum leiblichen Tode, aus seiner Hand als zur Genesung zu nehmen. Ich habe ihn von da an, so oft es mir die Zeit erlaubte, besucht. Die Krankheit blieb lange Zeit dieselbe; sie nahm weder zu noch ab; sein Glaube und seine Geduld gleicherweise. Es waren längere Zeit hindurch Segensstunden, die ich an seinem Bette zubringen durfte. Seine Frau pflegte ihn treulich, leiblich und geistlich; sie wurde wieder voll und und ganz eine Diakonissin. Da wurde plötzlich Alles anders.

Es war am Sonntage Okuli früh; ich wollte eben zur Kirche gehen, da kommt die arme Frau mir ganz aufgeregt und händeringend entgegen und sagt mir, seit gestern Abend sei eine fürchterliche Veränderung mit ihrem Manne vorgegangen. Er spreche gar nicht mehr, habe auch einen ganz finstern Gesichtsausdruck erhalten, der sie förmlich erschrecke. Nach ihrer Gewohnheit habe sie gestern Abend an seinem Bette den Abendsegen halten wollen; kaum aber habe sie angefangen, so habe er sich mit einem fürchterlichen Blicke nach ihr umgewendet, mit der Hand ihr das Andachtsbuch zur Seite gedrückt und durch deutliche Gebärden ihr zu verstehen gegeben, daß er nichts mehr hören wolle. Er habe sich dann heftig mit dem Gesicht nach der Wand zu gelegt und so sei er liegen geblieben, ohne sich zu regen, und so liege er jetzt noch da. Sie habe nur noch still für sich unter Thränen beten können.

Ich versprach ihr, gleich nach dem Gottesdienst zu ihr zu kommen. Ich fand ihn genau so im Bett liegen, wie seine Frau es gesagt hatte. Ich grüßte ihn: keine Antwort. Ich nannte ihn meinen Namen: keine Antwort. Ich ergriff ihn bei der Hand (sie war fieberlos und kalt) und fragte, ob er nicht mehr mit mir beten wolle. Da wandte er sich hastig nach mir um und sagte hastig mit unheimlicher, hohler, tiefer Stimme und mit einem wunderbar fremden, bösen Blick: „Nein, nein, nicht beten; ich darf nicht!"

Es ging mir durch und durch; ich hatte in die Hölle gesehen. Es war klar, der arme Mann befand sich in den fürchterlichsten Anfechtungen; der Teufel war hier, um diese Seele aus der Hand des Herrn zu reißen. Ich winkte die Frau heran und wir knieten am Bette nieder. Der Kranke lag wieder mit dem Gesicht nach der Wand hin. Ich betete lange und laut zum Herrn, er wolle doch diese Seele dem Teufel nicht lassen und sich als den Stärkeren erweisen, indem ich ihm alle seine Verheißungen vorhielt. Beim Segen schlug ich über ihm das Kreuz. Bei dem allen regte sich der Kranke mit keinem Gliede, auch hörte man kaum seinen Athem. Die Frau bat ich nun, für ihren angefochtenen Mann recht anzuhalten am Gebet.

Ich habe ihn nun jeden Tag besucht und jeden Tag in ähnlicher Weise behandelt, ohne daß er nur ein Wort noch mit mir gesprochen hätte. Es war immer, als schliefe er mit abgewandtem Gesicht. Er nahm auch in dieser ganzen Zeit keinerlei Nahrung zu sich; alle seine körperlichen Organe waren außer Funktion.

So kam der Sonntag Lätare heran. Bei meiner Heimkehr aus der Kirche erwartete mich die Frau des Kranken, diesmal mit Freuden. „Der Bann ist weg," sagte sie, „er glaubt wieder. Kommen Sie nur und sehen Sie selbst, was geschehen ist!"

Natürlich ging ich sogleich mit ihr. Ich fand ihn im Bett aufrecht sitzend, die Hände gefaltet. Er reichte sie mir zum Willkommen; sie waren fieberheiß. Von den Vorgängen der letzten acht Tage wußte er gar nichts, auch davon nichts, daß er vor acht Tagen mit mir geredet habe. Er meinte, es sei ihm, als habe er schrecklich geträumt, als habe er sich an einem kalten, finstern Ort befunden. Er habe zuweilen den Herrn von ferne gesehen, und dann hätte er zu ihm gewollt; so oft er aber flehend seine Hände zu ihm erhoben hätte, hätte ihn der Herr drohend und abwehrend angesehen und sei verschwunden, bis heute früh, wo er den Herrn wieder gesehen habe, diesmal aber freundlich. Er habe ihn zu sich kommen sehen; aber da sei er erwacht. Er hatte gleich nach seiner Frau gerufen und sie hatten wieder miteinander gebetet und gelobt.

Ich sah zu seinen Häupten an der Wand ein kleines Bild geklebt, so wie sich dergleichen die Schulkinder in ihre Bibeln und Lesebücher zu legen pflegen; es stellt dar das dornengekrönte Haupt des Herrn. Ich fragte, wie das Bildchen dorthin

komme, das ich doch bisher nicht dort geſehen habe. Er antwortete: „Als ich heut früh aus meinem ſchweren Traum erwachte, entſann ich mich, daß mein älteſter Sohn in ſeiner Bibel einen kleinen, gemalten Chriſtuskopf liegen habe. Ich ließ dieſe Bibel holen und das kleine Bild mir hier an die Wand kleben. Ich weiß, daß mein Ende nahe iſt; da will ich, ſo lange ich noch hier liegen muß, unverwandt den Herrn vor Augen haben, der mich durch ſeinen Tod errettet hat.“

Mit welcher Andacht habe ich da das unſcheinbare Bildchen betrachtet, und mit welcher Ehrfurcht ſah ich auf mein Kirchkind! Wir verlebten wieder eine reichgeſegnete Stunde vor dem Herrn. Mit meinem Kranken ging's nun ſchnell dem Ende zu. Die Garbe war reif, die Scheuer ſtand offen. Er hat beharrt bis an's Ende. Am Sonntag Judika entſchlief er ſanft mit gefalteten Händen, die brechenden Augen auf das Bildchen gerichtet, unter dem Gebete ſeines treuen Weibes. Drei Tage darauf begrub ich ihn mit dem Worte Joh. 8, 51.

Garfield = Denkmal in Cincinnati.

Garfield-Denkmal in Cincinnati.

Auch Cincinnati wird ein Monument für Garfield, und zwar auf dem Platz gleichen Namens, an der Ecke der Race und Achten Straße, Cincinnati, errichten.

Es iſt eine einfache, aber ſehr gut und getreu in Bronze ausgeführte Statue.

Namentlich wird der Kopf ſeiner Naturtreue und ſeinen Ausarbeitung wegen ſehr bewundert.

Herr Karl A. Niehaus, welcher dieſes Denkmal modellirte, iſt in Cincinnati geboren und erſt 30 Jahre alt. Er begann den Kampf um's Daſein als Holzſchneider mit 15 Jahren, ſeine Neigung zur Bildhauerkunſt trieb ihn aber allmälig dieſer in die Arme, indem er zuerſt mit Steinhauen, Marmor-Arbeiten u. ſ. w. begann. Er begann ſeine Karriere in ſeinem Berufe in einer Marmorfabrik und errang ſich bald einen Ruf durch ſeine Geſchicklichkeit im Entwerfen von Denkmälern. Sein erſter Verſuch war

Kopf des Garfield-Denkmals in Cincinnati.

Digitized by Google

Karl A. Niehaus, der Bildhauer.

die Statue eines Feuerwehrmannes für Colemann, einen Denkmal-Händler von hier; dieselbe war für eine Landstadt bestimmt, sieben Fuß hoch und brachte ihm großes Lob ein. Dieser Erfolg befestigte in ihm den Beschluß, ein Bildhauer zu werden und so begab er sich nach Europa und schlug seinen Wohnsitz in München auf, wo er Student der königlichen Akademie der schönen Künste wurde. Hier that er sich bald hervor und erlangte bereits nach sechsmonatlichen Studien bei der jährlichen Prüfung den dritten Preis, ein Diplom für die Zeichnung zu einer Fontäne. Im Jahre 1883 kehrte er bereits als Bildhauer von Ruf nach Cincinnati zurück. Sein erster Schritt war, sich an der Konkurrenz für Ohio's Gabe zur Erinnerung an den betrauerten Garfield für die Regierung in Washington zu beteiligen, und hierbei war Herr Niehaus erfolgreich. Während er Vorbereitungen traf, nach Rom zu gehen, um den Auftrag auszuführen, wurde eine andere Konkurrenz für eine Garfield-Statue, die für den Garfield-Platz in Cincinnati bestimmt war, ausgeschrieben und wiederum triumphirte er. Beide Statuen sind abgeliefert und brachten dem Bildhauer hohen Ruhm ein.

In eines großen Königs Armen.

Für Haus und Herd bearbeitet von Henriens.

VI. Vater und Tochter.

Auf dem Dache seines Hauses stand Pygmalion, „der Königliche", wie ihn das Volk nannte. Sinnend lehnte er an dem kunstvoll gegossenen Gitter, welches die Plattform umgab.

Des Tyrers dunkles Antlitz wandte sich aufwärts zum Monde, der, ein stiller Hirte unzählbarer, funkelnder Sterne, sein mildes Licht hinabsandte zu der schimmernden Stadt mit den hochragenden Zinnen ihrer alten Tempel, zu den nimmer ruhenden Wellen des Mittelmeeres, zu den hehren Gipfeln des schneegekrönten Libanon — zu dem einsam wachenden Manne, der mit ernsten, suchenden Augen emporschaute.

Ein tiefes Sehnen sprach aus den Zügen Pygmalions, während er also, vom Mondlicht umflossen, unermüdlich immer wieder hinauf sah zum Firmamente. — Von Zeit zu Zeit schritt er an einen Tisch, der in seiner Nähe stand und mit Schriftrollen, Tafeln und Bildern bedeckt war. Beim unruhig hin und her flackernden Scheine einer niedrigen Lampe von gegossenem Silber machte er dort Aufzeichnungen über das, was er im Wandel der Gestirne beobachtete. Ein Gnomon*), welches in der Mitte des Daches seine hohe Stange emporreckte, gab Zeugniß davon, daß am Tage die goldene Sonne das Ziel der Aufmerksamkeit Pygmalions war.

Mit düsterem Blick sah der Kaufmann jetzt nieder zu dem, was er geschrieben.

Er athmete tief — schwer stützte er sich auf das Geländer des Daches.

Schmerzvoll rangen sich die Worte von seinen Lippen: „Wozu? — o wozu? — seit Jahren schon spähe ich und forsche und arbeite, — wozu? Was habe ich erreicht? — Ein Becher Wasser ist es, — ein schaler, ein ärmlicher Trunk! Und ich möchte ein Meer, ein ganzes Meer in mich aufnehmen!"

Er schwieg und blickte wiederum empor zu den funkelnden Sternen.

*) Der Gnomon ist eines der ältesten astronomischen Instrumente. Nicht nur griechische und egyptische Astronomen, sondern auch die Chinesen bedienten sich desselben. In der ursprünglichen, einfachsten Form bestand der Gnomon aus einer genau vertikal stehenden, gegen die Horizontalebene senkrechten Stange oder Säule, durch deren Fußpunkt eine Mittagslinie gezogen war.

„O du großer Geist der Wahrheit," rief er plötzlich, auf die Kniee sinkend und die Arme ausbreitend, — „zeige, o zeige dich mir! — Ich fühle dein Nahesein, ich sehe deine Spur am Firmament und auf dem Erdenrund — ich suche dich, suche dich mit all meinen Kräften, ich vermeine deinen Hauch zu spüren, ich harre in glücklichem Traume des Augenblickes, da du mir dein Antlitz, das strahlende, enthüllest — — und ich erwache, — erwache immer wieder und bin auf der Stelle, von der ich ausging, bin dir nicht um einen Schritt näher gekommen, — nicht um einen Schritt!"

Pygmalions edles Haupt neigte sich tief auf seine schwer athmende Brust.

„Vergebens ist all mein Ringen, — vergebens —" murmelte er bitter.

Da rollte ein Wagen die Straße hinauf, er hielt vor dem Landhause. Eine schlanke, weiße Gestalt entstieg ihm und eilte zur Pforte.

Ueber Pygmalions dunkle Züge flog ein Leuchten, das nicht der Mond herniedersandte.

„Hera, — mein schönes Kind," murmelte er weich, und lauschte stille den leichten, schwebenden Tritten, die über den Hof und die Treppe hinan eilten.

„Nein, laß mich, Thimna, ich kann doch noch nicht ruhen, — schlafe neben meinem Gemache, wenn ich dich brauche, werde ich dich wecken," klang des Mädchens Stimme von der Galerie.

Wenig später stand Hera auf dem Dache; als sie den Vater unbeschäftigt sah, flog sie ihm entgegen. Er neigte sich zu ihr und küßte sie. Sie aber barg weinend ihr goldhaariges Haupt an seiner Brust.

„Hera, mein Kind, was hast du? Was ist dir geschehen?" fragte Pygmalion erschrocken.

Doch er erhielt keine andere Antwort als des Mädchens leises Schluchzen.

„Wer hat dir etwas zuleide gethan?" fragte der Vater, und verhaltener Zorn klang aus seiner tiefen Stimme.

Vor dem Hause erklirrte das Geschirr der Maulthiere, welche Helios ausspannte und fortführte.

Hera zuckte zusammen, sie weinte immer noch, ohne zu reden.

Dunkle Röthe stieg in Pygmaleons Antlitz und mit heiserem Tone fragte er hastig: „Helios, der Sklave, hat er es gewagt —"

Da richtete die Jungfrau sich schnell auf, sie sah den Vater an mit angstvollen Augen. Ihr Mund aber versuchte zu lächeln.

„O nein, Vater, nein!" rief sie, gewaltsam die Thränen zurückzwingend, „was sollte Helios mir Leides thun?"

Dann strich sie das wirre Haar von den Schläfen und sagte langsam mit schmerzlichem Lächeln: „Ich bin ein thöricht Kind, dich also mit grundlosen Thränen zu begrüßen! — Verzeih' mir, mein Vater!"

Und sie schlang die Arme um ihn.

Er aber legte ihr ernst die Hand auf's Haupt, blickte ihr in die schimmernden Augen und sprach: „Ohne Grund weintest du nicht, Hera! Meine Tochter ist nicht wie ein jammerndes Klageweib, dem die Augen überfließen zu jeder Zeit und Stunde. — Verbirg mir nicht, was dich bekümmert, Kind. Sprich, was ist dir geschehen?"

Sie barg ihr Antlitz wiederum an des Vater's Brust und flüsterte, leise erbebend: „Wohl fühle ich tief im Herzen, warum ich geweint, doch ich *kann* es nimmer in Worte fassen!"

„Mattans Sohn, Ethbaal, hat er Gemeinschaft mit deinem Schmerz?" fragte Pygmalion, und rauh klang eine Stimme.

„Ethbaal? — wahrlich, er ist meiner Seele zu fremd, zu widerwärtig, um mir Thränen zu bringen!" — Ruhig und kalt sprach die Jungfrau. Der Vater athmete tief, wie erleichtert auf.

Schweigend nahm er Hera in seine Arme, schweigend that er ihr wohler als mit tausend Worten. — —

„Woher kommst du so spät, mein Kind?" fragte er endlich, nach einer geraumen Weile.

„Im Walde war ich mit Helios. In jenem Walde dort an den Hügeln nach Galiläa zu," antwortete Hera und erzählte dann zu Anfang langsam und stockend, später jedoch immer eifriger werdend, von allem, was sie vor dem einsamen Hause der Galiläer gehöret und gesehen.

„Vater," sprach sie am Ende, „Vater, mir ist stets gesagt worden, mich ferne zu halten von den Galiläern, die nach Tyrus kommen. Adas Bruder erklärte mir einst, er sähe mit Verachtung nieder auf dies Volk, welches nach kurzer Zeit der Kraft und des Glanzes unter einem Könige, der mit Iram, dem Großen, zugleich regirt, herabgekommen, entehrt und geschändet, von einer Gefangenschaft zur andern getrieben worden sei, und jetzt dahinlebe unter dem schmachvollen Drucke des Römerreiches.

„Ich glaubte, die Galiläer und alle Israeliten seien gemeine Menschen, voller Rohheit und Häßlichkeit. Aber, o Vater — diese Leute dort im Walde, sie sind wahrhaftig nichts von alledem! Sie sind groß und edel in ihrer Liebe zu einander, groß und edel in ihrer Unterwerfung unter das harte Gesetz des Gottes, an den sie glauben! — Nicht kann noch will ich sie verachten — nein — bewundert und beneidet habe ich sie!"

Pygmalion, welcher aufmerksam den Worten seiner Tochter gefolgt war, fragte überrascht: „*Beneidet*, Hera? warum beneidet?"

„*Wegen ihrer warmen Liebe!*" flüsterte Hera und den Vater inniger umschlingend rief sie, unter plötzlich wieder hervorquellenden Thränen: „O Vater, Vater! Du hast mich lieb? — Sage mir, daß du mich lieb hast, — sage mir, daß du mich immer — immer lieben willst!"

„Hera, mein Stern du — woher kommen dir solche Worte, solche Gedanken?!" Und zärtlich küßte der ernste Mann sein weinendes Kind.

Nach einer Weile fragte Hera: „Sage mir, Vater, was ist des Menschen höchstes Gut?"

Pygmalion strich ihr sanft über das schimmernde seidenweiche Haar.

„Du fragst so fremdartig heut' Nacht — ich erkenne mein munter spielendes Rehlein kaum wieder!"

„Sage mir, was ist das Höchste?" drängte Hera — „was ist das Beste?"

Ernst senkte der Vater den Blick in ihre flehenden Augen.

„Des Menschen höchstes, bestes Gut, das einzige, das des unablässigen Ringens werth ist, *das ist die Wahrheit*," sprach er dann — und aus der Tiefe seiner Seele quoll ein jedes Wort ihm.

Hera aber erbebte, — sie griff mit der Hand nach dem Herzen, doch sie brachte keinen Laut über die Lippen.

Regungslos lag sie in des Vaters Armen, ein Ausdruck bittrer Enttäuschung überschattete ihre Züge. — Nicht gewahrte ihn Pygmalion — er schaute hinaus in die Nacht, die Worte, die er gesprochen, bewegten seinen Sinn.

„Bringet die Wahrheit das Glück?" fragte Hera plötzlich.

„Das Glück? — O Kind, was ist Glück? — Doch wahrlich — wenige Strahlen erst habe ich geschaut von dem großen, reinen Lichte der Wahrheit, diese wenigen aber, ja, — sie haben mich beglückt, und meines Lebens

größeste Freude, sie liegt in dem Ringen und Streben nach Wahrheit! — Nach Wahrheit in meiner Rede, Wahrheit in meinem Handeln, Wahrheit in der Erkenntniß alles Seienden! —"

Der Jungfrau war bei des Vaters Antwort wie einem Fiebernden, dessen zitternde Hände endlich den Becher erfaßt, der seinen glühenden Durst löschen soll, und dem dann statt labend kühlenden Wassers starres Gold entgegenrollt.

„Hat meine weise Aspasia noch mehr der Fragen für mich?" sprach Pygmalion mit dem sonnigen Lächeln, das ihn so jung und schön machte, als eine hastige Bewegung des Mädchen ihn aufstörte aus seinem stummen Sinnen.

Hera preßte die Hände ineinander, — sie rang mit einem Gedanken, der sie verfolgt, seit sie mit Helios auf der Klippe gewesen und das Lied seiner Sehnsucht vernommen.

„Ja, Vater, noch um eines möchte ich dich fragen," sagte sie dann langsam.

Ihr Herzschlag stockte, — sie wußte, daß der Vater ihr jede Bitte gewährte, sie wußte — — da huschte ein dunkler Nachtvogel an ihrem Haupte vorbei.

„Siehst du den Vogel der Freiheit? — Ich würde davonfliegen wie er," klang es in's Ohr der Jungfrau. — Und schnelle entwand sie sich den Armen des Vaters, seinen ernsten Blick meidend rief sie: „Doch nein, — ich bin zu müde heut' Nacht. Ein anderes Mal frage ich dich, — nicht jetzt, — nein, nicht jetzt! — — Auch du mußt müde sein, Vater," fuhr sie ruhiger fort, die weiße Hand auf Pygmalions Stirne legend.

„Ich brauche nicht viel Schlaf, mein Kind, aber ich vergaß, ich vergaß wirklich, daß du seiner bedarfst. Im Sonnenlichte will ich weiter philosophiren mit der weisen Aspasia, in welche sich mein fröhlich Rehlein verwandelt!"

Scherzend sprach Pygmalion, jedoch ein schmerzlicher Ernst verbarg sich in seinen Worten. Und tiefernst war der Blick, den er der schlanken weißen Gestalt nachsandte, als sie die Stufen hinabstieg.

VII. Eine Tochter von Tyrus.

Weiche Harfenklänge ertönten in Pygmalions Garten. Heras Hände waren es, welche dem schimmernden Saitenspiele die wogenden Töne entlockten.

Weit ab vom Hause und dem geräuschvollen Getriebe der Straße ruhte die Jungfrau an einsamer Stelle des großen Gartens. Dichtes Rosengebüsch umhegte den lauschigen Ort, den sie sich erkoren, dunkle Oelbäume schützten ihn vor den Strahlen der hochstehenden Sonne. Hin und wieder nur drang ein blitzender Lichtspeer durch das Heer der spielenden Blätter und traf das Haar der Ruhenden, als sonneverwandt es begrüßend.

Hera sang ein Lied.

Leise nur, wie träumend, glitten, als das Lied verklungen war, der Jungfrau Finger über die Saiten. Wie Bilder des Traumgottes nach der Wahrheit des Tages, also schwebten die letzten bebenden Töne dahin nach den Worten des griechischen Sanges. — Und mit den weichen Klängen zog ein stilles Lächeln um die Lippen der Jungfrau — friedvoll leuchtete bald ihr Auge.

Sie hatte kosten dürfen die süße Wahrheit jenes Wortes, das Pythagoras, der weise Grieche, gesprochen: „Der Töne Harmonie stillet den Kampf deiner Seele und reiniget sie, wie das Wasser des Meeres deinen Körper."

Doch wehe, gar zu bald schon, gar zu leicht entfliehet nach dem leichten Wiederhall der beruhigenden Klänge der Friede, den sie gebracht! —

Tritte erschallten auf den Wegen des Gartens. Von Helios geführt und begleitet von einem buntgekleideten Nubier, dessen braune Hand einen seidenen Schirm zum Schutze gegen die Sonne über ihrem Haupte hielt, betrat Ada, Mattan Sydyks jüngste Tochter, den rosenumhegten, verborgenen Ort.

Sie eilte, so schnell ihr das langschleppende Obergewand es erlaubte, der Freundin entgegen, welche, in Gedanken versunken und nach anderer Richtung blickend, ihr Nahen überhört.

„Hera, du Böse," rief sie, die unwillig Auffahrende mit Küssen begrüßend, „ist es nicht genug, daß ich mich den langen, heißen Weg habe tragen lassen, um dich zu sehen? — Nein! Du vergräbst und versteckst dich auch noch hier in unwirthlicher Einöde, wo du kein menschliches Wesen erschaust, und lässest deine arme Ada sich todmüde laufen, ehe sie dich gefunden!"

„Wenn dir der kurze Weg vom Hause bis hierher so weit und mühsam scheint, warum wartetest du nicht d'rinnen und ließest mich rufen?" entgegnete Hera kühl.

„Daß du mich nachher dennoch zwingst, dir in den Garten zu folgen, wie das letzte Mal! — Du hast immer solch seltsame Einfälle!"

Ein leichtes, spöttisches Lächeln überflog Heras Antlitz und kehrte wieder, als Ada sich mit dem Ausdrucke gänzlicher Erschöpfung auf den im Grase liegenden Kissen, welche ihr der Nubier nach ihrem Winke zurechtgeschoben, niederließ.

Der Tyrerin geschminktes rundliches Antlitz, ihre üppige Gestalt, die sich schon der unschönen Fülle orientalischer Frauen näherte, stand in demselben Widerspruch zu Heras feinen, biegsamen Formen, wie Adas schleppendes Seidengewand mit dem kostbaren Ueberwurf von goldgesticktem Purpurstoff zu der einfachen, lichten Tunika, welche die schlanken Glieder der Tochter Pygmalions umhüllte.

Ada erhob die vielberingten Hände zu dem kunstvoll gethürmten Haarbau, aus dessen tiefschwarzem Gekräusel eine bunte Menge mit Perlen und Edelsteinen besetzter Nadeln blitzte, gleich schillernder Leuchtkäfern aus dunkler Nacht.

„Es ist schwül, — sogar hier im Schatten," sagte sie seufzend und befahl, sich zu dem Nubier wendend: „Fächere mich!"

Der Sklave legte den Sonnenschirm zur Seite. Eifrig begann er das Haupt seiner Herrin mit einem großen Fächer von Pfauenfedern, den er bis dahin unter dem Arm getragen, zu umschwingen.

„Muß ich hier bleiben?" fragte Helios, der stumm am Eingange des Verstecktes geharrt.

„Adon*) begehrt meiner, wenn du mich entlassen," setzte er hinzu, als Hera nicht sofort antwortete.

„Gehe hin zu ihm," sagte sie dann.

Helios verneigte sich schweigend und entfernte sich. Der Tyrerin verschleierter Blick folgte der hohen, edlen Jünglingsgestalt.

„Den Burschen möchte ich fechten sehen im Theater!"**) sagte sie lässig.

Hera fuhr empor.

„Helios? — nein nimmermehr! das wird nie geschehen so lange —" sie unterbrach sich, Adas erstaunte Miene gewahrend.

„Ich begreife überhaupt nicht," fuhr sie ruhiger fort,

*) Adon ist die phönizische Bezeichnung für das ebräische Adonai — der Herr.

**) Die Stelle 2 Makkab. Kap. 4, V. 18 beweist, daß schon zu damaliger Zeit ein festes Theater in Tyrus bestand.

„ich faſſe es nicht, wie es dich freuen kann, den Kampfſpielen zuzuſchauen!"

„Aber Hera, du biſt doch ſelbſt mit dort geweſen, biſt oftmals früher mit uns dort geweſen! Und du haſt Beifall gerufen, haſt mit großen Augen hinuntergeblickt, ſchauluſtig wie nur eine!"

„Ich weiß — ich weiß! Aber nimmermehr werde ich nun hingehen. Ich that es gedankenlos, mit kaltem Sinn. Nicht mehr, wahrlich, galten mir die Fechter, denn Holzpuppen, über deren Stehen oder Fallen ich mich freute oder ärgerte. Doch ſeit ich es bedacht, daß dieſe Sklaven, die dort auf blutigem Sande miteinander kämpften, Menſchen ſind, fühlende, leidende Menſchen wie du und ich — ſeit mir Thimna erzählt, daß zwei Brüder, daß Vater und Sohn ſich dort gegenſeitig haben den ruhmloſen Tod geben müſſen, um die Tyrer für eine kurze Stunde zu beluſtigen, — ſeit der Zeit habe ich wahrlich die Freude an dem grauſamen Spiele verloren, — ja, ich ſchäme mich jetzt des Gedankens, daß ich jemals ſchauluſtig auf den Bänken dort geſeſſen!"

Ada blickte mit unbehaglichem Ausdrucke auf die Freundin, welche ernſt und eifrig alſo geſprochen.

„Es iſt wahr," ſagte ſie kleinlaut, — „du haſt recht, Hera; im Anfang war es auch mir mehr ſchrecklich als erfreulich, den Fechtern zuzuſehen; und wenn das rothe Blut floß unter den Schwerthieben, dann wurde mir immer zum Weinen. Ach, und geträumt hat mir damals von dem Schrei der Verwundeten noch viele, viele Nächte lang. — Doch ſpäter verlor ſich dies alles. Was Anderen gefällt, warum ſollte es mir nicht auch gefallen? — Man denkt eben nie, daß die Gladiatoren richtige Menſchen ſind. Und wirklich, Hera — das iſt gut, es iſt viel weiſer als ſich durch ſolch unnützes Erinnern die Freude zu verderben. Ich werde es nicht thun, es iſt doch ſo ſchön, im großen, duftenden Theater zu ſitzen, ſo viele Leute zu ſehen, von ſo vielen geſehen und bewundert zu werden! Oft ſchaue ich weniger hinunter zu den Kämpfenden als um mich her!"

„Mach's, wie du willſt —" erwiderte Hera kalt. „Ich thue, was ich will!"

„Wenn du ſo ausſiehſt, Hera, da wage ich wahrlich kaum dir zu ſagen, warum ich gekommen!"

Und Ada warf einen ſcheuen Blick in das bewegte, glühende Antlitz der Jungfrau.

Wieder erſchien das halb ſpöttiſch überlegene, halb mitleidige Lächeln auf demſelben, und freundlicher als vordem ſprach Hera: „Ich bin keine boshafte Sphinx, die jeden zum Abgrunde ſchleudert, der nicht ſagt, was ihr gefällt."

„Wer iſt das? Was meineſt du?"

„Laß jetzt — ich ſage es dir vielleicht ein andermal. Warum kamſt du? ſprich!"

„Ich wollte dich bitten, mit mir, meinen Brüdern und ihren Frauen heute hinzugehen zu den Spielen. Sie ſollen dieſes Mal beſonders glänzend werden. Es ſind Sklaven aus Rom gekommen, und Ethbaal erzählte —"

„Spare deine Worte, Ada!" unterbrach Hera die Redende ſtolz und kalt. „Ich dachte, du hätteſt mich verſtanden, aber ich ſehe, ich muß es dir wiederum ſagen: Ich gehe nicht heute, noch jemals wieder zu den Kampfſpielen! — Berichte das den Deinen —"

Ada warf die ſchwellenden Lippen auf, und ſagte mit einem Anflug von Trotz und Scheu: „Ich werde doch zu den Spielen gehen!"

„Wie du willſt," entgegnete Hera gleichgültig.

„Ja, gerade wie ich will! — So lange ich noch keines Mannes Weib bin, will ich haben und ſehen, was mir gefällt. Später — und wenn man auch das erſte Weib im Hauſe wird — hat man doch nie mehr völlig ſeinen eigenen Willen!"

„Den haſt du auch jetzt nicht" — ſprach Hera mit hartem Tone.

„Wohl habe ich ihn, wohl!"

„Nein, Ada, — du redeſt dir ſelbſt ein, du thäteſt, was dir beliebt. Und ſieh — du haſt nicht einmal deine eigenen Gedanken! Nein — du denkſt und ſprichſt und handelſt, wie dein Vater und deine Brüder es dir vorſagen, und träumſt, es ſei dein Wille. Dir graut im Grunde deines Herzens vor dem blutigen Morden im Theater, wie vor den nächtlichen Feſten in den Tempeln, und dennoch gehſt du hierhin und dorthin, weil die andern es dir alſo vorſagen — du verlierſt deine eigenen Gedanken, deinen eigenen Willen und machſt dich zur blinden Sklavin der Meinung der Männer."

Ada zog die bemalten Augenbrauen in die Höhe — ihr rundliches Geſicht verzerrte ſich, als ob ſie weinen wolle. Jedoch wie es ihrer Natur angemeſſen war, ſchnell abſchweifend von dem, das ihr unangenehm, verſetzte ſie in gekränktem Tone: „Mein Vater hat geſagt, es ſei ſehr unrecht von Pygmalion, daß er dich noch nie zum nächtlichen Tempelfeſte gebracht!"

Hera ſprang empor, ihr Antlitz glühte.

„Schweig — kein Wort mehr!" rief ſie flammend. „Was mein Vater thut und läßt — er hat es vor keinem Menſchen zu verantworten! Und wahrlich — nach Allem, was du mir erzählt von den Feſten Beels und Aſtartes, begehre ich nimmer und nimmer zu ſchauen, was ihre Tempel dem Auge verbergen!"

Ada ſchrak zurück.

„Sei doch nur ruhig," bat ſie weinerlich. „Ich ſage ja nichts mehr."

Verſtummend ſetzte ſich Hera auf's Neue nieder. Sie zitterte vor zorniger Entrüſtung und war ſo ſchweigſam nach den heftigen Worten, die ihr ſchnell entflohen, daß die Tyrerin in kurzer Zeit erklärte, es ſei ſpät geworden, ſie wolle heim.

Wie es die Sitte forderte, geleitete Hera den Gaſt bis vor des Hauſes Pforte. Dort ſtand ſie noch eine Weile in Gedanken verſunken, als die reiche Sänfte von den nubiſchen Sklaven längſt aufgehoben und fortgetragen war.

Das vorige Lächeln, aus Spott und Mitleid gemiſcht, umſpielte wieder der Jungfrau Lippen, als ſie flüſterte: „Dieſelbe iſt ſie noch, wie das Kind Ada, das alles, was ich vorſchlug, billigte und that — mein blindes Spielzeug, daß ſich trotzdem einbildete, es handle ſtets nach eigenem Willen — weil dieſer kindiſche Traum ſo gar ſüß und ſchmeichelhaft!"

VIII. Wachſen und Werden.

Helios, der Grieche, ſtand in Pygmalion's Gemache und leiſtete ſeinem Herren Handreichungen bei der Bereitung eines weißlichen Saftes, welcher über der breiten Flamme einer ſeltſam geformten Lampe in ehernem Tiegel kochte.

„Was iſt's, mein Vater, das du mit ſolch ernſtem Geſichte miſcheſt?" fragte Hera eintretend.

Pygmalion blickte auf, er grüßte ſein Kind mit weichem Lächeln. Dann verſetzte er: „Thimna hat ſich die Füße übel verbrannt mit heißem Oele, das ſie verſchüttet."

„Thimna? — o die Arme! Wo iſt ſie?" und Hera wandte ſich, erſchrockenen Blickes.

„Nein, gehe nicht hinunter, bleibe!" rief der Kaufmann. „Ich ließ ſie in das kühle Gemach an der Halle bringen, nachdem ich ihr die Brandwunden geſalbt und verbunden. Der heftigſte Schmerz war geſtillt, und ſie verſuchte zu ſchlafen, als ich von ihr ging."

Hera umfaßte den Vater.

„Du selbst thatest dies Alles?!“ fragte sie, innig zu ihm aufschauend.

„Thimna war die treue Pflegerin deiner Mutter und die deine, seit deinem ersten Athemzuge,“ entgegnete Pygmalion einfach. „Nimm den Tiegel vom Feuer und bringe ihn an den Brunnen im Hofe. Dort warte, bis die Salbe erkaltet ist,“ befahl er darauf dem Griechen.

Helios gehorchte schweigend mit langsamen Bewegungen. Sein Herr blickte ihm nach und sprach dann, sich zu Hera wendend: „Es liegt etwas in des Jünglings Wesen, das mich wunderbar zu ihm hinzieht. Wenn ich seine edelgeformten Glieder betrachte und seine reinen griechischen Laute an mein Ohr klingen, vergesse ich zu Zeiten fast, daß er den Sklavenkittel trägt. — Schweigsam und träumerisch, wie er sich meist mir gezeigt, besitzt er dennoch die feurige Beweglichkeit des echten Hellenen. Das habe ich eben erst gewahret!“

Ueber Heras weißes Antlitz flog bei des Vaters Worten ein rosiger Schimmer. Leise nur fragte sie: „Was meinest du? Was hat er gethan?“

„Er erzählte mir, begeistert wie du selbst, von dem, was ihr gestern im Walde erfahren. Ohne daß ich ihn ein Wort gefragt, begann er, frei wie ein Redner auf dem Markte zu Athen. Und am Ende rief er mit strahlenden Augen, die Hände zu mir erhebend, wie zu einem Gotte, der ihm Tod oder Leben gewähren könne: ‘O Herr, zieh hin zu dem großen Wunderthäter in Galiläa! Zieh hin zu dem Jesus von Nazareth und laß mich mit dir ziehen!’“

Die Jungfrau erbleichte. — Am Morgen noch hatte Helios sie gefragt, ob sie Pygmalion gebeten, zu dem Manne zu reisen, „der den Gefangenen predigt, daß sie los sein sollen.“ Und als sie ihm mit „nein“ geantwortet, da hatten des Griechen verstummende Lippen sich zusammengepreßt wie zu einem trotzig-festen Entschlusse.

Nun war er also selbst vor den Vater getreten und hatte gethan, was Hera unterlassen — —. Ein Gefühl der Beschämung trieb der Jungfrau das Blut in die Wangen, und doch stockte ihres Herzens Schlag, als ihr wiederum angstvoll mahnend das Wort durch den Sinn fuhr: „Siehst du den Vogel der Freiheit? — Ich würde davon fliegen wie er!“

Mit halberstickter Stimme nur brachte sie die Frage hervor: „Vater — und was denkst du über den Mann von Nazareth? Willst du hinziehen, um ihn zu hören?“

Pygmalion streckte sich aus auf dem Diwan an der Wand, stützte das dunkelernste Haupt in die Linke und erwiderte langsam: „Einmal schon war ich in Galiläa, und weiter, bis hin zu der Hauptstadt der Israeliten, bis gen Jerusalem zog ich. Denn ich hatte viel vernommen von der Pracht des großen Tempels dort und von der Weisheit der jüdischen Priester und Lehrer.

„Wohl fand ich den Tempel zu Jerusalem einen mächtigen Bau, voller Reichthum und düsteren Glanzes; doch fürwahr — die Bauten Griechenlands mit ihren zahllos ragenden schlanken Säulen und den erhaben schönen Götterbildern, — sie sind mir lieber, viel lieber!

„Ich habe verweilt in der Stadt der Juden und den Lehren der Rabbiner im Tempel gelauscht, mich oft und lange mit den Männern befragt. Eines war, das mich immer wieder zu ihnen hinzog: — ihr Glauben an einen einigen allgewaltigen Gott!

„Denn wenn auch Götter leben und wirken in der Luft und im Meere, unter der Erde und in den Herzen der Menschen, — ein Einiger muß da sein, ein König, ein allgewaltiger Herrscher, dessen Willen sie alle dienen, zu dem sie alle, alle hinstreben!

„Das ist mein Glaube, und er ward mir gestärkt durch die Worte der Rabbiner. Dann aber kamen sie mit einem dichten Netz unzähliger Satzungen und Gebote, sie wollten mich fesseln und binden durch Regeln und Gesetze, deren Grund ich nimmer einsah und zu deren Sklaven ich mich wahrlich nicht machen wollte.

„So schieden wir im Streite; ich schüttelte den Staub von meinen Füßen und habe seitdem nie mehr das Land der Israeliten betreten.“

„Und dieser Jesus von Nazareth?“ fragte Hera.

„Dieser Jesus? — ihr habt mir wunderbare, große Dinge von ihm erzählt. — Wenn sie wahr wären, — ja, dann müßte er ein menschgewordener Gott sein, dann könnte er der Messias sein, dessen die Juden harren. — Dann *könnte* er der Retter sein, den die leidenden, im Finstern rathlos umherirrenden Sterblichen bedürfen, daß er sie zurückführe zur Erkenntniß der Wahrheit, die sie verloren — *wenn sie wahr wären*, all diese großen Thaten, — *wenn sie wahr wären* alle die Worte dieses Nazareners!

„Aber bei meiner Seele, — ich habe viel Trug und Lug erfahren in der Welt, und was jungen Herzen, was einfältigen Waldbewohnern leicht und natürlich — zu glauben an das, was sie nicht sehen, nicht fühlen noch begreifen, — mir ist es schwer, *unsagbar schwer*!

„Und darum habe ich mich entschlossen hinzuziehen gen Galiläa, zu sehen mit eigenen Augen, was an diesem Jesus sei. — Sobald die arme Thimna geheilt ist, rüste dich zur Reise, mein Kind. — Den Sklaven Helios nehmen wir mit.“

Die späteren Stunden desselben Tages fanden Hera und Helios wiederum im Walde, wiederum vor dem einsamen Hause, wo sie die Botschaft von ihm, der „den Gefangenen predigt, daß sie los sein sollen,“ vernommen.

In Pygmalions Gegenwart hatte der Grieche seine junge Herrin gefragt, ob er zur Wiederkunft, die sie den galiläischen Kindern versprochen, den Wagen bespannen solle. Und als Hera hastig gerufen: Thimna sei ihr wichtiger als die Kleinen im Walde, hatte Pygmalions Hand ihre Schulter berührt und seine klangvolle Stimme ernst erkläret: „Hast du den Leuten versprochen heute zurückzukehren, so muß dir jetzt wie immer dein Wort heilig sein. — Nicht soll Pygmalions Tochter trügen und lügen, wie es so viele thun! Thimna bedarf deiner heute weniger als morgen. Fahre drum hinaus zu den Galiläern, mein Kind.“

Und Hera widersprach den Worten des Vaters, deren Wahrheit sie fühlete, nicht. Willig wählte sie aus den mancherlei Dingen, die sie von der Kinderzeit her besaß, eine Holzpuppe in rothem Seidengewande für die kleine Esther und sandte Helios nach Tyrus, um dort für den schwarzlockigen Joseph ein Schiffchen zu holen, mit Mast und Segel gleich denen, davon ihr der Grieche erzählt.

Und nun hielt, nach einer schnellen Fahrt, während welcher der junge Sklave fröhlicher, gesprächiger gewesen, denn seit lange, der Wagen vor dem Hause im Walde. Die Mutter der galiläischen Kinder eilte den Gästen entgegen; heute nicht durch des Gesetzes Herrschaft gebunden und gebannt, sondern freier als gestern, wenn schon immer noch mit dem gleichen gedrückten Blick, die Freunde begrüßend.

„Die Kinder spielen am See“, beantwortete sie Heras Frage und begleitete die Jungfrau mit Helios zu der Stelle.

Unterwegs erzählte sie, daß Esther den Abend nicht habe erwarten können und unzählige Male schon auf den Weg gen Tyrus gelaufen sei, immer zurückkehrend mit den betrübten Worten: „Ich kann noch gar nichts sehen.“

Endlich aber sei der Kleinen Herzchen kindlichen Leides allzuvoll gewesen, und helle Thränen das Ende der großen Enttäuschung. Da habe denn Mirjam auf der Mutter Geheiß die Arbeit des Hauses verlassen, um am See draußen mit den Geschwistern zu spielen.

„Die Kinder sind wohl alle folgsam und gut und bringen dir keinen Kummer?" fragte Hera.

Der Galiläerin Augen erstrahlten, als sie bewegt erwiderte: „Ja, wahrlich — meines Herzens Freude und Wonne sind sie, groß und klein. Gnädig und barmherzig ist der Herr, daß er mir solche Kinder beschieret!"

„Warum nennst du deinen Gott besonders gnädig — hast du nicht ebenso wohl Freude verdienet wie andere?" und Heras Blicke ruhten voll Mitleid auf dem bekümmerten Antlitz der neben ihr Schreitenden.

„Sprich nicht also, o Jungfrau!" sagte die Galiläerin leise, die Hände waenend erhebend. „Du kennst ihn ja nicht, unseren einigen, allmächtigen Herrn, dessen Augen wie Feuerflammen und sein Arm stark zu tödten und zu züchtigen Alle, die wider seine Gebote sündigen! Und du weißt es nicht, wie schwer das Gesetz ist, das der Heilige vom Berge Sinai herab den Kindern Israel gegeben."

„Und womit lohnt euch dieser strenge Gott ein Leben in solcher Knechtschaft?" fragte Helios, ehe die Jungfrau Worte gefunden.

„Er versammelt die Gerechten zur ewigen Freude und Wonne im Himmelreiche, wenn sie hier gestorben sind. Und er wird unserem Volke den Messias senden, den er verheißen hat, und derselbe wird Israel groß und stark machen, er wird den Fluch der Sünde von uns nehmen, uns Freiheit und Glückseligkeit bringen, und wir werden sein ein Volk von lauter Gerechten!"

„Wie kann solches Wissen dir Lohn dünken für so ein hartes Joch — wie kannst du dich der Hoffnung dessen getrösten, das du vielleicht nimmer erleben wirst?" — so wollte Hera fragen. Doch die Worte erstarben auf ihren Lippen bei dem Blick in das Antlitz der Galiläerin.

Mehr denn es ihre Gewohnheit war, hatte die stille Frau geredet, und mehr verrathen von ihres Herzens heiligsten Gedanken.

Jetzt schwieg sie, das freudige Aufleuchten ihrer Augen verlosch und tieftrauriger Ernst ruhte über ihren Zügen.

Stumm schritten die drei durch den duftenden Wald, bis helle Kinderstimmen ihnen entgegenklangen und Helios ausrief: „Dort sind sie!"

„Laßt uns leise sein, und sie überraschen," sagte Hera, und behutsam näherten sich die Wandernden durch verbergendes Gebüsch der Lichtung am Waldsee.

Auf dem blauen Wasser lag das kleine Schiff, in welchem Andreas und sein Vater standen, um mit ihren langen Netzen die wohlschmeckenden Fische zu fangen. Fröhliche Geschäftigkeit sprach aus dem Antlitz und den Bewegungen des Mannes wie des Knaben, der, ein bräunlich schöner, geschmeidiger Sohn seines Volkes, dem Vater mit rühriger Kraft behilflich war.

Den jüngeren Kindern zur Freude hatte Jonathan ein festes Seil um die niederen, knorrig starken Aeste zweier hohen Eichbäume geschlungen und freuten sich am Spiel.

Da entdeckte Joseph, der einen Stock im Gebüsch brechen wollte, Heras weißes Antlitz, das aus dem dunklen Grün hervorleuchtete. — Mit hellem Jauchzen stürzten die Kinder den so sehnlich erwarteten Gästen entgegen.

Esther war entzückt über die Schönheiten der Holzpuppe, die nun ihr eigen sein sollte. Anfangs wagte sie dieselbe kaum mit spitzen Fingerchen zu berühren, dann aber streichelte sie sie immer wieder auf's Neue und drückte sie endlich an sich, wie nur eine Mutter ihr liebes Kind.

Das Schiffchen, für welches Joseph Hera in der ersten Freude seines heißen Kinderherzens dadurch dankte, daß er ihren Schleier mit gewaltigem Zerren zerriß, mußte gleich heute noch auf dem klaren Wasser des Waldsees schwimmen, und es dauerte eine gute Zeit lang, bis die Gäste, von Jonathan und seinen Kindern begleitet, den Rückweg zum Hause antraten.

Unter dem Nußbaume standen die Becken zum Fußwaschen für den Vater und die Fremden, und auf dem Steintische hatten die Mutter und Mirjam erfrischende Früchte des Waldes, kühlende Milch und Brodkuchen zurecht gesetzt.

Wieder wie am gestrigen Tage erzählte Jonathan von Jesus von Nazareth, dem großen Wunderthäter.

„Seine holdseligen Worte, sie ziehen durch meinen Sinn immerdar, ohne zu verstummen. Bei der geringsten Arbeit, die der Tag mir gebracht, mußte ich der Gleichnisse gedenken, die Jesus geredet. — Nicht habe ich sie alle verstanden, doch vergessen kann ich sie nimmermehr.

„O sage uns eines!" bat Helios begierig.

Der Galiläer stützte sein Haupt.

„Zu wählen wird mir schwer. — Wohin immer ich blicke, gewahre ich Dinge, von denen er geredet. Die Feigen dort, das Kornfeld drüben, weiß zur Ernte, die Perlen an deinem Halse, o Jungfrau, die Lilien im Sonnenscheine, die hüpfenden Sperlinge und das Brod in meiner Hand, — alles, alles mahnet mich an Jesu Worte!"

Aus dem Gehege unfern des Hauses, in welchem einige Schafe und Lämmer weideten, erscholl unruhiges Blöken. Der kleine Joseph war dort eingedrungen und brachte nun, behutsam das Thierlein mit den braunen Armen haltend, das jüngste der schneeweißen Lämmer, um es den Fremden zu zeigen.

Lächelnd blickte der Vater auf den freudestrahlenden Knaben.

„Das war auch eines der Gleichnisse —" sprach er dann, —: „Welcher Mensch ist unter euch, der hundert Schafe hat und so er deren eines verlieret, der nicht lasse die neunundneunzig auf den Bergen, hingehe nach dem Verlorenen und nicht ablasse zu suchen, bis er es gefunden? Und wenn er es gefunden hat, so legt er es auf seine Achsel mit Freuden. Und mehr freuet er sich über das Wiedergefundene, denn über die neunundneunzig, die nicht irre gegangen!

„Und wenn er heimkommt ruft er seine Freunde und Nachbaen und spricht zu ihnen: „Freuet euch mit mir! Denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war!

„Also wird auch Freude sein im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, mehr denn über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen!"

„Ueber einen Sünder? — sagte Jesus wirklich so? Ueber einen Sünder?"

Die Mutter war es, die also fragte, angstvoll aufblickend zu dem Galiläer. Und als dieser ernst wiederholte: „Also wird Freude sein im Himmel über einen Sünder, der Buße thut," — da erhob sie sich hastig von ihrem Platze und eilete in's Haus.

Mirjam war wie am gestrigen Tage scheu verstummt vor den Gästen. Doch oft wandte sie heute die wundersam friedvollen Augen hinweg vom Rocken, bald zum Antlitze des Vaters, bald zu dem Heras, welche mit Esther's Kranz von blauen Blüthen im goldigen Haar strahlend und schön war „wie ein Engel", bald schweifte ein scheuer Blick hinüber zu Helios, dem Griechen.

Digitized by Google

Gleich einer Blume des Waldes, — im Walde geboren und aufgewachſen war Mirjam.

Aengſtlich zurückſchreckend vor jeder ihr fremden Berührung der Außenwelt, die ſie nicht kannte, ſchaute ſie dennoch kindlich froh vertrauend auf zu dem großen Gotte ihres Volkes. Nicht fürchtete ſie zitternd und zagend das ſchreckliche Zürnen Jehovahs — nein, gleich wie die Blumen des Waldes zur leuchtenden Sonne, alſo ſah Mirjam empor zu dem allmächtigen Gotte, an deſſen helfende geduldige Liebe zu glauben ihrem Kinderſinne ſo leicht war.

Nun aber folgte das Mädchen der Mutter.

Joſeph brachte ſeinen weißen Liebling, das Lämmchen, zu Tiſche. Er zog Hera mit ſich fort, auch die anderen Thiere im Gehege zu ſchauen, und bald wanderten die Gäſte mit ihren kleinen, fröhlichen Führern zu allen Lieblingsplätzen und Schätzen im Umkreis des Hauſes.

Nach einer Weile entfernte ſich Helios von den Uebrigen, um nach den Maulthieren zu ſehen, doch eine andere Hand hatte denſelben ſchon Futter gereicht.

In Gedanken verſunken ſtand der Jüngling an den Wagen gelehnt, da unterbrach eine leiſe Berührung ſein Sinnen.

„Helios," ſagte die Galiläerin, die ungehört zu ihm getreten. „Helios —"

Sie ſprach nichts Anderes als dies eine Wort, aber es klang etwas aus den weichen Lauten der ſanften Frauenſtimme, das dem Jüngling das Blut zum Herzen trieb.

Er ergriff die Hände der vor ihm Stehenden.

„Mutter —" ſagte er leiſe, wie traumumfangen.

„Haſt du keine Mutter?" fragte ſie zaghaft und nur halblaut.

Da zuckte es über des Griechen ſchönes Antlitz, mit bitterem Tone erwiderte er rauh, die Hände der Galiläerin ſinken laſſend: „Ich bin ein Sklave — ich habe nichts und Niemanden."

Er wandte ſich ab, doch gleich darauf ſprach er weiter, und ſeine Augen blitzten: „Aber ich harre der Zeit, da ich das eine erlange, das das Leben mir werth macht! — Mein Herr wird hinziehen zu ihm, den ſie die Freundlichkeit nennen, und ich werde mitziehen. Und er, der wunderbare Mann, dieſer Jeſus, der da predigt den Gefangenen, daß ſie los ſein ſollen, — er ſoll und er wird auch mich los machen, er wird mir die Freiheit wiedergeben, die das Meer mir geraubt!"

Erſtaunt, zweifelnd und doch voller Innigkeit ſah die Mutter den jungen Sklaven an. Sie öffnete die Lippen zu einer Entgegnung, einer Frage, doch die wiederkehrenden Kinder mit ihrem fröhlichen Geplauder unterdrückten dieſelbe.

Hera erklärte, es ſei Zeit zum Aufbruche, nahm Abſchied von den ſie Umringenden, grüßte Mirjam, die ſtille unter dem Nußbaume ſtand, mit freundlichem Winke und beſtieg, nachdem ſie wiederum verſprochen, bald zurückzukehren, den ſchimmernden kleinen Wagen.

Und williger, freudiger als das erſte Mal, erfüllte die Jungfrau ihr Verſprechen. Theils that ſie alſo, weil ſie der Worte des Vaters gedachte und wußte, daß es unabänderlich ſei: „Wir gehen hin gen Galiläa, um Jeſum von Nazareth zu ſehen und den Sklaven Helios nehmen wir mit!" — theils, weil es ſie ſelbſt aus dem wüſten Prunken tyriſcher Feſtlichkeiten hinzog zu den einfachen, liebereichen Leuten im Walde. Das Größeſte aber, das ſie antrieb — es war der Strahl der Freude, der hin und wieder aus des Griechen blauen Augen brach, wenn er im Walde weilte.

Zwar ſtumm und traumverſunken, wie er es in Tyrus war, blieb der Jüngling meiſtens während der Fahrt durch den Wald, doch nicht mehr zeigte er ſich als ein theilnahmloſer Gaſt der Galiläer. Die Mutter des Hauſes grüßte ſein Blick bald mit einem Ausdrucke, welcher Hera beglückte; und oftmals fügte ſich Helios, der trotzig-ſtolze, einem leiſen Worte der ſtillen Frau, einem unausgeſprochenen Wunſche, den er auf ihrem bekümmerten Antlitze las. — Den Reden des Vaters lauſchte er mit geſpannter Aufmerkſamkeit und verbarg nicht vor dem ſchlichten galiläiſchen Manne ſein Denken und Fühlen.

Und auch den Kindern begegnete er bald nimmer kalt und gleichgültig wie am erſten Tage. Es war, als ob er unter den rauſchenden Bäumen leichter denn irgendwo anders des Wortes vergeſſen könne: „Ohne Freiheit ſtirbt die Freude!"

Wenn Jonathan redete von den großen Thaten und Worten Jeſu von Nazareth, dann lag froher Hoffnung Sonnenglanz über den Zügen des jungen Sklaven, — Heras Herz bebte, und doch — es war ſo ſüß, das düſtere Antlitz alſo aufleuchten zu ſehen — wieder und wieder bewilligte Pygmalions Tochter die Fahrt in den Wald.

Und daheim, im kühlen Gemache des Laubhauſes lag Thimna, die Arme, noch immer mit wunden Füßen und glühendem Haupte. Langſamer als Pygmalion erwartet, genas die Kranke.

„Sie hat böſes Blut," ſagte der Kaufmann, der ſtets mit gleicher Sorgfalt Salbe und fiebermindernde Arzeneien für die Leidende bereitete aus den Mitteln, die ihm, dem Forſcher, einſt in Griechenland die Jünger des Äskulap gewieſen.

Ein Unicum und deſſen geiſtlicher Sohn.

Hierzu der Stahlſtich.

Editor.

Wer einmal einen Prediger ſehen und hören will, welcher ganz und gar anders iſt und anders thut und anders ſpricht wie andere Kanzelredner — der gehe und höre Rev. Sam Jones. Wer ihn aber nicht hören und ſehen kann, und doch etwas von dieſem „Sonderbaren" wiſſen möchte, der leſe ſeine in deutſcher Sprache im Verlage von Cranſton & Stowe herausgegebenen Predigten.

Rev. Sam Jones iſt ein Unicum, das heißt ein Einziggearteter, mit welchem ein anderer Redner nicht wohl verglichen werden kann. Zwar ſieht im letzten Grunde kein Menſch dem andern gleich; jeder hat ſeine Individualität, ſeine

Eigenthümlichkeiten, die auch bei den Rednern zum Vorſchein kommen, wenn ſie nicht irgend einem Vorbild nachaffen. Es prägt ſich jedoch bei manchen Menſchen die Individualität ſo ſtark aus und tritt ſo unverhohlen zu Tage, daß man ſolche Menſchen „Charakterkopfe“ oder Originale nennt. Das Volk ſagt es ſeien „Abſonderliche.“

Und — Sam Jones iſt — wenigſtens ein abſonderlicher Redner. Er kann weder mit Moody, noch mit Knapp, noch mit Spurgeon, noch mit irgend einem andern berühmten oder nicht berühmten Kanzelredner verglichen werden, und es mangelt ihm einerſeits Vieles, was die oben Genannten auszeichnet, andererſeits aber übertrifft er ſie in manchen Stücken.

Er iſt ein Original, welches ſeine eigene Denkweiſe, Methode und Rhetorik hat, und ſich nicht im mindeſten ſcheut, dieſe von hellem Verſtande ſowie großem Muthe getragene, ſcharfer Beobachtungsgabe geſtützte, und von Gottes Geiſt durchdrungene Original-Natur ſozuſagen wiederzugeben. Darin liegt menſchlicherſeits ſeine hauptſächliche Kraft.

„Hier bin ich,“ ſagt er gleichſam, „Sam Jones, ein begnadigter Sünder und theile euch mit, was ich von Gott und ſeinem Wort empfangen habe und was ich über euch denke, unbekümmert darum, was ihr, die Kritik, die Zeitungsſchreiber und die ganze Welt von mir ſagt.“

Man hat geſagt, ſeine Kraft liege in der Macht des heiligen Geiſtes, in ſeinem Muth, in ſeinem Humor, in ſeinem ehrlichen Ernſt, in der Volksthümlichkeit ſeines Stils, in der Unterhaltungs-Redeweiſe ſeines Vortrages, in ſeiner Menſchenkenntniß u. ſ. w. Und es iſt ja wahr, daß alle dieſe Eigenſchaften bei ihm wahrzunehmen ſind.

Jedoch können bei andern Rednern derartige Gaben ebenfalls mehr oder weniger nachgewieſen werden, ohne daß ſie ſolchen Einfluß auf die Volksmaſſen auszuüben im Stande wären als dies Sam Jones thut. Eine Combination verſchiedener Eigenſchaften und Kräfte hat ihn zum Original, zum Charakterkopf geſchaffen und ſein origineller Muth befähigt ihn, als ſolcher Charakterkopf vor die Leute zu treten, die denn auch jeden Tag zu Tauſenden kommen, um Sam Jones zu hören.

Menſchen- und Herzenskenntniß, unerſchütterlicher Muth, ungeſtörte Ruhe, echter Humor und die geſprächsartige Redeweiſe ſind wohl die „hervorragenden Kräfte“ dieſes Charakterkopfes, der ohne Zweifel einer der größten Volksredner unſerer Zeit iſt.

Erkennend — vielleicht nur inſtinktmäßig, daß ſeine Hauptaufgabe darin beſteht, in unſerer ſchlaffen Zeit eine Weckſtimme in der Wüſte zu ſein, verwendet er ſeine Hauptkraft dazu, unerweckte Sünder und Jünger Jeſu, Prediger und Laien aufzurütteln, und überläßt die fernere

Sam Small.

Arbeit Andern. Dieſes ihm immerwährend vorſchwebende Ziel verfolgt er mit ſtaunenerregender Herzens-, Menſchen- und Weltkenntniß, und mit derbſter Offenheit. Es liegt ihm daran, das innere, wie das alltägliche Leben mittelſt des Wortes Gottes beſtändig nach allen Seiten hin zu betrachten. Er iſt deshalb nicht ſowohl ein Ausleger der heiligen Schrift, als ein Darleger des menſchlichen Lebens im Lichte der heiligen Schrift.

Da er es betreff dieſes Punktes in ſeiner Weiſe zur Meiſterſchaft gebracht hat, ſo iſt hierin eine der Urſachen ſeiner Macht über die Volksmaſſen zu ſuchen.

Digitized by Google

Seine Rhetorik bietet weder den ergreifenden Schwung eines Simpſon, noch die abgerundete Diktion eines Kögel, weder Gerok'ſche Poeſie, noch den geſchliffenen Stil Parkers. Sam Jones ſpricht auf der Kanzel und vor dem Volk im Converſationston, ſowie er etwo in gewöhnlicher Unterhaltung reden würde, und ſcheut ſich nicht, den Volkston in dem Maße zu gebrouchen, doß er oft Ausdrücke follen lößt, die von feinen Leuten ungeziemtich genannt werden. Fabricirtes, Gemachtes, Angelerntes, Effekthaſcherei finde ich aber in dieſen Ausdrücken ebenſo wenig als im gonzen Thun und Weſen dieſes Mannes. Er iſt eben ein Originalmenſch, welchem diejenigen wahrlich bitteres Unrecht thun, die ihn ohne Weiteres einen Charlatan nennen.

* * *

Sam Smoll, deſſen gut gelroffenes Bild ouf vorhergehender Seite ſteht, iſt ebenfalls ein reich begabter Arbeiter in der inneren Miſſion, aber kein Originol. Seine Schulbildung ſcheint mir eine gründtichere zu ſein als die des Herrn Jones; ſeine geiſtige Ausrüſtung dagegen iſt keine ſo eigenartige, wie die ſeines Freundes und geiſtlichen Vaters. Er war Journaliſt, ergob ſich dem Trunle und wurde in Cartersville, Georgio, während er eine von Som Jones gehaltene Predigt nochſchrieb, erweckt und bold darauf zu Gott bekehrt. Seither arbeitele er meiſt mit ſeinem Freunde, und wirkt durch ſeine ernſte, vom heiligen Geiſte erwärmte Beredtſomkeit, den gut polirten Stil, nnd die meiſt feſt gegliederte Logik mächtig ouf ſeine Zuhörer.

Hie und da wollte es mir ſcheinen, daß Sam Small ſich von dem Original-Charakter ſeines Freundes zu ſehr beeinfluſſen laſſe, und ihm nachzuohmen ſuche, während die beiderſeitigen Anlogen doch nicht die gleichen ſind. Wenn Herr Small „ſich ſelbſt bleibt" und demüthig zu den Füßen Jeſu ſitzt, ſo wird aus ihm gewiß noch ein mächtig Werkzeug werden.

Wer näher mit ihm bekonnt zu werden wünſcht, der leſe den von ihm über ſeine Erweckung und Bekehrung gehaltenen Vortrog, welcher ſich in dem von Cronſton & Stowe herousgegebenen Buche findet.

* * *

Und — wos lernen wir denn von ſolchen Männern?

Zum erſten, doß nicht Jedermonn ein Originol ſein kann, und die Nochäffung ſolcher außergewöhnlichen Menſchen gar lächertiche Figuren erzeugen müßte.

Zum zweiten — wecke Jeder die Gabe, die in ihm iſt. Jeder Menſch hot eine Individuolität. Iſt dieſelbe vom Geiſte Gottes durchdrungen, ſo wird er, wenn es ihm Ernſt iſt, mittelſt derſelben auf die eine oder andere Weiſe im Reiche Gottes wirken können. Dabei gilt es, von überoll her zu lernen und die Eigenartigkeit zu bereichern, nicht aber — nachzuäffen und Zeit und Kraft domit zu vergeuden, Jemond anders ols ſich ſelbſt dorſtellen zu wollen.

Zum drilten — loßt uns den Muth hoben, in unſerer vom Geiſte Gottes durchdorungenen und durch alle gebotenen Mittel entwickelten Individualität vor's Volk und in unſern Wirkungskreis zu treten, anſtott uns abzumühen, die Methode und Toktik Anderer nachzuohmen.

Tante Maria's Hochzeits-Geſchenk.

Für Haus und Herd aus dem Leben gezeichnet von Gregorius.

I. Was wir erwarteten.

Minna und ich waren ehelich verbunden. Der Geiſtliche hatte uns als Ehemann und Eheweib verkündigt nnd den Segen Gottes auf unſere Verbindung herabgefleht. Nachdem der Trauungsakt vollzogen war, ergriff er meine Hand und während Freudenthränen in ſeinen Augen perlten, gratulirte er mir in der herzlichſten Weiſe. Er gab Minna, die er vor zwanzig Jahren getauft hatte, einen Kuß und wiederholte ſeine Gratulation. „Gott ſegne dich, mein Kind!" ſprach er mit beſonderem Nachdruck. Hierauf wandten wir uns gegen die Feſtgäſte im Hochzeitsſaale. Damit dieſe das Brautpaar beſſer in Augenſchein nehmen und ihre Glückswünſche dardringen konnten.

Die ſiebente Perſon, die uns gratulirte, war die reiche, excentriſche Jungfer, Tante Maria. Sie iſt die Tante meiner Minna; ich habe ſie jedoch ebenſo herzlich lieben gelernt als Minna es thut, denn Tante Maria iſt ſo liebenswürdig, ſo anſpruchslos und dienſtbereit, daß man ſie, troß ihrer excentriſchen Einfälle doch achten umd ehren muß.

„Theure Minna, lieber Felix!" Das war ihr erſtes Wort, das ſie mit einem warmen Händedruck begleitete. „Mein Geſchenk," fuhr ſie fort, „nun — es iſt zu groß und ſchwer, um herumgetragen zu werden. — Ich gab dem Manne den Auftrag, daſſelbe ſogleich in euer neues Haus abzuliefern, — und — wenn ihr von eurer Hochzeitsreiſe heimgekehrt ſeid, wird das Geſchenk euch bewillkommnen. — Ich hoffe ſehr, daß es euch beiden gefallen wird."

„Gefallen!" erwiderte Minna. „Gewiß wird es uns gefallen, Tante Maria. Es würde uns gefallen, wenn es nur ein Kohlenklumpen wäre!" Mit dieſen Worten gab Mina ihrer Tante einen zärtlichen Kuß. — —

Wohl mehr als fünfzig Mal während der Hochzeitsreiſe erinnerten wir uns unwillkürlich der Bemerkung, die Tante Maria betreffs ihres Geſchenkes an uns

machte. „Es iſt zu ſchwer und groß herumgetragen zu werden.“—Was könnte das wohl ſein? Es iſt gewiß ein Standbild des Laokon, ſo dachte ich anfänglich. Minna dagegen meinte, es müſſe ein aus Ebenholz verfertigter Bücherſchrank ſein. Später kam mir der Gedanke, es könnte Brockhaus Converſations-Lexikon in Prachtausgabe ſein. Ich muß ſogleich geſtehen,—nichts wäre mir erwünſchter geweſen, denn in meinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten war es ein oft gefühltes Bedürfniß, Zugang zu einem ſolchen Werke zu haben.

Endlich, nach einer Reiſe von vierzehn Tagen, die wir zu den glücklichſten unſeres Lebens zählten, kehrten wir wohlbehalten heim. Wir ließen uns ſogleich in unſer neuerbautes, ſchmuckes Haus bringen, wo man auf unſere Ankunft wartete. Ich half Minna aus der Droſchke mit den Worten: „Willkommen! Heimath! Theures, liebes Weib!“ Mina gab mir einen Kuß als Erwiderung, lief vor mir dem Hauſe zu mit den Worten, die ſie leiſe ausſprach: „Bald werden wir ausfindig machen, worin das Geſchenk der Tante Maria beſteht.“

II. Was wir fanden.

O weh! Nur zu bald entdeckten wir, womit Tante Maria uns eine freudige Ueberraſchung zu bereiten gedachte.

Die Magd hatte das Empfangszimmer in ihrer Begeiſterung ſo geſchmackvoll hergerichtet als ſie nur konnte. An Licht ſollte es wenigſtens nicht fehlen. Auf dem Tiſch in der Mitte des Zimmers brannte eine Carcel Lampe. Onkel Tinste hatte dieſe Lampe für uns aus Frankreich importirt. Auf dem Kaminmantel ſtanden zwei bronzene Armleuchter, in denen je fünf große rothe Wachskerzen brannten. Mein Vetter Jonathan hatte mir dieſe als Hochzeitsgabe gebracht. Auf dem prächtigen Flügel, der auf der anderen Seite des Zimmers ſtand, waren zwei andere Lampen — Studentenlampen — verſchiedener Größe und verſchieden im Entwurf. Die eine Lampe war ein Geſchenk von Ernſt Moritz, die andere hatte Louiſe Lichtenſtein uns zugedacht. Auch dieſe Lampen hatte die Magd angezündet.

Das helle Licht des Zimmers ſollte dazu dienen, das Geſchenk der Tante Maria unſerm erſten Blick um ſo gefälliger erſcheinen zu laſſen. Es war auch nicht denkbar, daß daſſelbe unſern Blicken beim Eintritt in's Zimmer hätte entgehen können. An der Wand hing ein überaus großes, mit ſchreienden Farben ausgeſchmücktes Gemälde des verlorenen Sohnes, das ſich unglücklicherweiſe aus irgend einer Bildergallerie in den Beſitz unſerer Tante verirrt hatte. Die Geſchichte dieſes Kunſtartikels iſt mir freilich nicht näher bekannt, doch habe ich Veranlaſſungen genug gefunden, dieſelbe in Etwas zu ſtudiren. Es iſt mir nicht gegeben, in ruhiger Stimmung des Gemüthes über dieſen Gegenſtand nachzuſinnen. Von der Entſtehung des Gemäldes weiß ich nichts Weiteres, als daß unter einem der Schweine, womit daſſelbe geſchmückt iſt, der Name des Künſtlers „Melgrum“ ſteht. Wer aber „Melgrum“ ſein könnte, iſt mir ein Räthſel. Ich ſtelle mir nun in meiner Phantaſie vor, „Melgrum“ war ein Wechſelbalg, der ſich in der Schule durch Karrikaturbilder, die er zum Zeitvertreib malte, auszeichnete. Wahrſcheinlich haben ſeine Lehrer, in der Hoffnung ihn los zu werden, berichtet, daß er ein Genius ſei und irgend ein reicher Brauer muß ihn mit Geld ausſtaffirt haben, um ſeine Studien in München oder Wien vollenden zu können. Daſelbſt angekommen, muß „Melgrum“ ſich an die Ausführung dieſes Gemäldes gemacht haben, ehe er ſein Examen in der vergleichenden Anatomie und in der Perſpektive beſtanden hatte. Ich bin nun gewiß, die Bairiſche Regierung unterſagte die Ausſtellung dieſes Gemäldes in der Kunſt-Gallerie zu München. Die Folge war, daß daſſelbe ſeinen Weg erſchlichenerweiſe nach den Ver. Staaten fand, wo man es als ein Meiſterſtück der Malerei aus der heiligen Geſchichte pries.

Ohne Zweifel ließ ſich Tante Maria, die ja ohnehin den Kunſtwerth eines Bildes nicht zu beurtheilen weiß, verleiten, eine „großartige Ausſtellung rarer Bilder, direkt aus Europa importirt“ zu beſuchen, und zwar gerade zu einer Zeit, wo ſie ſich mit dem Gedanken trug, eintauſend Dollars für ein Gemälde auszulegen. Ich habe mir ſogar ſagen laſſen, daß ſie ihr Vorhaben der Frau Flink im Vertrauen mittheilte. Dieſe aber hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Ausſteller der Gemälde hiervon in Kenntniß zu ſetzen. Als nun Tante Maria die Bildergallerie beſuchte, war es das Bild vom verlorenen Sohne, das man ihr beſonders anpries. Der Verkaufspreis war auf zwölfhundert Dollars geſetzt. Als aber die Tante die runde Summe von eintauſend Dollars in Baar bot, wurde ihr das Bild — nach einigem Zögern des Eigenthümers — verkäuflich zugeſtellt und — unſer Loos war verſiegelt.

Die Größe des Gemäldes iſt acht Fuß Breite bei ſechs Fuß Höhe. Der Rahme iſt ungeheuer breit und koſtſpielig. Der Entwurf des Bildes iſt lächerlich. In der Mitte deſſelben ſieht man eine Gruppe von Perſonen, die ſich an einer reichgedeckten Tafel gütlich thut. Dieſe Geſellſchaft repräſentirt den aus der Fremde heimgekehrten Sohn, deſſen Vater und Mutter, ſowie Freunde und Nachbarn, die zum Mahl der Freuden eingetaden worden waren. Im Hintergrunde iſt eine Gallerie angebracht und zwar oben über der Feſttafel, wo eine andere Gruppe Tafelmuſik liefert. Unter dieſer Gallerie, jenſeits der Feſtgäſte ſieht man in einiger Entfernung eine andere Geſellſchaft im Tanz begriffen, die zu gleicher Zeit ihre Handtrommeln über ihren Häuptern rühren. Dies alles geſchieht unter einigen Kolonaden und Bogen im freien Tempel der Natur. Zur Rechten des Gemäldes ſteht ein Mann in zerriſſener Kleidung, der eben einer Heerde Säue Korn zuwirft.

Hätte „Melgrum“ verſtanden, was es heißt im Perſpektiv zu zeichnen, dann würden ſich dieſe Grunzer mit ihrem Hirten im Hintergrund des Gemäldes — in weiter Entfernung — befinden. In dieſem Falle aber befindet ſich die Schweine-Geſellſchaft im Vordergrunde und iſt möglichſt groß und grell abgezeichnet. Zur Linken des Bildes ſteht ein handfeſter Fleiſcher, mit aufgeſtülpten Aermeln und gezogenem Meſſer, der eben im Begriff iſt, einem fetten Kalbe den Hals abzuſchneiden. Der klägliche Blick des armen Thieres geht mir, ſo oft ich das Bild anſehe, durch Mark und Bein. Nach einer Bemerkung unſerer Tante zu ſchließen, ſoll der beſondere Werth des Gemäldes darin beſtehen, daß es eine glückliche Verbindung dreier Bilder auf einem Kanevas darſtellt. Mit Wärme und Begeiſterung ſagte ſie nämlich bei ihrem erſten Beſuch: „Das Bild repräſentirt nicht blos einen Theil des Gleichniſſes vom verlorenen Sohne, ſondern die ganze Parabel des Herrn in allen ihren Zügen iſt hier glücklich wiedergegeben.“

III. Wie es den Leuten gefiel.

Das Gemälde vom verlorenen Sohne bedeckte faſt die eine Wand des Empfangszimmers, in welchem nach unſerm Plan Minna den größten Theil ihrer Zeit zubringen ſollte. Wir betrachteten das Bild im ſtummer Verwunderung. Nach kurzer Pauſe gingen wir in's Eßzimmer und von dort in meine Studierſtube, wo ich Minna meinen Lehnſtuhl einräumle, während die Magd mit einer Lampe folgte. Die Lampen im Empfangszimmer wurden ausgelöſcht — wir zogen es vor, den Abend in meiner Stube zuzubringen. Wir unterhielten

Digitized by Google

uns damit, daß ich Schiller's Lied von der Glocke vorlas. Dies ging jedoch nur für einen Abend. Minna konnte nicht immer in meiner Stube sein — namentlich wenn wir Besuch hatten. Nach längerem Kampfe mit sich selber war Minna entschlossen, sich nicht aus ihrem Zimmer durch das Schreckbild vertreiben zu lassen. „Warum sollte ich mich tagsüber oben in meinem Bettzimmer aufhalten, anstatt vom schönen Empfangszimmer Gebrauch zu machen?" So sprach Minna bei sich selbst. Sie war entschlossen, ihre Rechte zu behaupten. Jener grobaussehende Fleischer würde ihr gewiß nichts zu leide thun; jene schmutzigen Schweine würden den Fußteppich keinen Schaden zufügen und die tanzenden, trommelnden Weiber würden sie nicht stören — so philosophirte Minna.

Offenbar aber hatte sie ihr Vermögen zur Ausdauer überschätzt. Sie vergaß im Augenblick, daß ein großer Kreis ihrer Freunde sie besuchen würde, die gewiß das Gemälde sehen und ihr Gutachten darüber abgeben würden. Und so war es auch in der That. „Ich könnte es wohl ertragen, unter dem Gemälde in meinem Zimmer zu sitzen, wenn ich alleine bin, denn ich kann demselben meinen Rücken zuwenden. Aber mit den Freunden, die mich besuchen, verhält es sich ganz anders. Jedermann schaut beim Eintritt ins Zimmer zuerst auf das Gemälde und — trotz der Anwendung aller meiner Unterhaltungs-Fertigkeit ist doch dieses Bild der erste und Hauptgegenstand des Gespräches." Das war die unerquickliche Erfahrung, die Minna eines Abends mir mittheilte.

Betreffs des Bildes selbst entdeckten wir bald, daß unsere Freunde, die uns besuchten, in drei Klassen eingetheilt werden konnten.

Zur ersten Klasse gehörten die biederen und bescheidenen Leute, die auf ihre Anschauungsweise nicht sonderlich viel hielten, aber doch ihre eigenen Ansichten hatten. Diese erklärten frank und frei, daß ihnen das Gemälde gar nicht gefalle. Einige frugen Minna gerade zu, wie sie es auch nur ertragen könne, ihr Zimmer mit einem solchen Bilde verunziert zu haben.

Das war allerdings sehr unanständig, allein nur Wenige besaßen genug Selbstbeherrschung, das Bild stillschweigend zu übergehen. Wären die Wände des Zimmers mit unansehnlichen Tapeten behangen gewesen, würden unsere Freunde ihre Ansicht für sich behalten haben. Allein die verkehrte Sitte unserer Zeit gestattet dem Besucher von den Bildern an der Wand des Freundes in demselben Ton und Style zu reden, wie man sich über das Wetter oder über eine politische Wahl ausspricht.

Sogar einsichtsvolle Personen erlaubten sich's, zu fragen, ob denn das Bild wirklich in München gemalt worden sei? Andere wurden durch dasselbe an ein Bild in Antwerpen lebhaft erinnert. Die wohlerzogensten Freunde meinten, das Bild sei „sehr belehrend". Andere wieder meinten, es sei ein „großartiger Entwurf". Und mein armes Weib mußte bei jedem Besuch von Freunden diese Procedur ausdalten. Durch diese beständige Uebung verstand sie die scharfsinnigsten Bemerkungen der Leute mit derselben Gewißheit zu verrathen, mit der sie die aufeinanderfolgenden Töne im Glockengeläute des Stadtthurmes voraus wußte.

Zur zweiten Klasse waren diejenigen zu zählen, die von den feinen Künsten nichts verstanden, aber willig waren, sich belehren zu lassen, falls sie Jemand fänden, der ihnen Auskunft ertheilen könnte. Dieser Klasse war es bekannt, daß mein ästhetischer Geschmack nach meiner eigenen Aussage, einigermaßen ausgebildet worden war. Man setzte daher voraus, das Gemälde muß ein gelungenes sein. Es wurden daher verzweifelte Versuche gemacht, dasselbe zu loben. „Wie naturgetreu sehen doch die geringelten Sauschwänze aus!" „Wie roth sieht doch die Abendsonne aus!" „Sieh' nur, welch' ein ärgerliches Gesicht der ältere Bruder schneidet!" „Die Kleidung ist sehr interessant. Jetzt erst begreife ich, was ein bunter Rock ist!" Diesen und ähnlichen Bemerkungen mußte mein gestraftes Weib lauschen, bis ihr die Geduld ausging. Frug ich sie des Abends, was sie denn heute so ermüdet habe, so war die Antwort: „Meine Aufwartung, die ich dem verlorenen Sohne wieder machen mußte, hat mich so erschöpft."

Die dritte Klasse bestand aus solchen Personen, die in ihrer ungebildeten Weise das Bild in ungewählten Worten verachteten und Tante Maria aburtheilten, daß sie uns mit einem solchen Bilde bedachte. Solchen Redensarten durften wir allerdings nicht Beifall geben. Wir fanden uns nicht selten gezwungen, wider unseren Willen dem Bilde das Wort zu reden, denn wir konnten kein unliedsames Wort gegen die gute Tante dulden.

Diese Kritik wurde uns am Ende die unausstehlichste. „Es ist nicht zum Aushalten; es ist gerade zum Toll werden," seufzte Minna immer wieder. Was konnten wir thun? Tante Maria besuchte uns regelmäßig. Vom Keller bis zur Dachstube durchmusterte sie das Haus. Es blieb uns eben nichts Anderes übrig, als eine freundliche Miene zum bösen Spiel zu machen.

Späterhin machte Minna einen Besuch in's Land auf einige Tage. Ich benützte die Gelegenheit, den verlornen Sohn in das Eßzimmer zu schaffen. Minna war bei ihrer Heimkehr mit dieser Veränderung zufrieden und Tante Maria wußten wir ebenfalls mit dem neuen Ort des Bildes zu versöhnen. Wir gratulirten uns schon, der Plage entgangen zu sein, bei jedem kurzen Besuch, der uns abgestattet wurde, dem verlorenen Sohn als Gegenstand der Unterhaltung zu haben.

Allein mit dieser Veränderung waren wir aus dem Regen unter die Dachtraufe gekommen. Nicht lange nach dieser Zeit hatten wir eine auserlesene Gesellschaft zum Mittagsmahle eingeladen. Herr von Hertzberg unterhielt die Gesellschaft zu Tische. Er erzählte von seinen Erlebnissen in Stambul. Während die Magd im Begriffe war, die Suppenteller vom Tische zu entfernen, richtete Herr von Hertzberg seinen Blick aufwärts. Er hielt in seiner Erzählung plötzlich inne. Der verlorene Sohn zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Er verlor den Faden seiner Erzählung und gerieth in offenbare Verlegenheit. Was konnte auch Herr von Hertzberg sagen? Er war zu gebildet, um das Gemälde zu tadeln und war ein zu guter Kenner der Kunstmalerei, als daß er es loben konnte. Herr von Hertzberg verstummte und mit ihm die ganze Gesellschaft zu Tische. Die Freude der Unterhaltung war verdorben. Nachdem die Gesellschaft sich empfohlen hatte, kam Minna weinend auf mein Zimmer. Sie versicherte mich, die vornehmen Herren und Damen hätten ihre Achtung uns gegenüber um ein Bedeutendes verloren um des Bildes willen, welches ihnen den handgreiflichsten Beweis geliefert haben muß von unserer Unkenntniß künstlicher Malerei.

Minna verreiste wieder, um Weihnachten im elterlichen Hause zuzubringen. Abermals benützte ich die Gelegenheit, ihr eine Ueberraschung zu bereiten. Ich räumte nämlich die eine Wand meines Studierzimmers und hing den verlorenen Sohn daselbst auf, in der Hoffnung, daß die Besuche in meinem Zimmer den Besuchen der Engel gleich sein möchten. Tante Maria besuchte uns am Neujahrstage. Sie konnte ihre Täuschung

Digitized by Google

nicht verbergen, das theure Bild nicht über dem Tisch des Eßzimmers zu sehen.

„Wir haben das Gemälde — dein Gemälde — den 'Verlorenen Sohn' — in mein Studierzimmer versetzt," und fügte ich entschlossen hinzu: „Ich werde nächstens meine Bibelklasse zum Thee einladen und ihnen das Gemälde zeigen."

Tante Maria antwortete nichts, und ich gab mich der Hoffnung hin, daß sie sich nicht beleidigt fühlte.

Noch an demselben Abend richtete ich eine Einladungskarte an einem jeden Schüler meiner Bibelklasse, am nächsten Donnerstage uns mit ihrem Besuche zu erfreuen. Sie kamen. Nach dem Abendbrod richtete ich die Frage an meine Gäste: „Wollt ihr nicht auf meine Stube kommen und euch einmal das große Gemälde des 'Verlorenen Sohnes' ansehen?"

„Gewiß, gewiß," riefen Alle. „Frau Amicus hat mir dasselbe geschildert! Madam Wenceslaus hat mir davon erzahlt," hieß es weiter.

Mir ward bei diesen Worten sonderbar zu Muthe. Ich kannte die genannten Personen nur zu gut und konnte mir vorstellen, wie man sich über meinen „Verlorenen Sohn" lustig gemacht hatte. Ich hätte mich verkriechen mögen.

Im Zimmer angekommen stellten sich meine Schüler in Reih und Glied. Ich räusperte und fing folgendermaßen an: „Das Gemälde, wie ihr seht, ist zum Theil realistisch und zum Theil allegorisch. Durch die mächtigen Kolonaden in der Mitte wird dasselbe in zwei Hälften getheilt. Die eine Hälfte repräsentirt die Vergangenheit, die andere Hälfte die Gegenwart. Zur Rechten des Bildes seht ihr den „verlorenen Sohn" abgemagert und zerlumpt. Er ist eben im Begriff, den Säuen, die er hüten muß, Korn vorzuwerfen. Seht nur, wie er diese selten thiere beneidet, die, gerade wie es in der Bibel heißt, ihrem Futter tüchtig zusprechen. Dann, im Hintergrund des Bildes wird die Gegenwart repräsentirt. Hier sind die Tänzer und dort auf der Galerie spielt die Musik."

Ich hielt inne mit der Erklärung des Bildes, ich war erschöpft und konnte mich kaum aufrecht halten. Lautlos standen die Knaben und Mädchen vor dem Bilde. Mir wurde die Stille peinlich. Ich fühlte es, die Knaben und Mädchen fühlten es, daß diese peinliche Stille unterbrochen werden muß. Was aber hätte ich meiner Erklärung des Bildes noch beifügen können, ohne in Conflikt mit meiner inneren Ansicht über dasselbe zu kommen?

Da — unerwarteterweise bricht ein ländlicher Junge mit der naiven Frage aus: „Herr Lehrer! Kommen diese Schweine aus — aus — China, oder sollen es einheimische sein? — Die Schwänze sind zu kurz geringelt für einheimische und — die Beine sind zu lang für Poland-Schweine aus China!"

Wie vernichtet stand ich unter meinen Schülern, die ob dieser Frage in ein schallendes Gelächter ausgebrochen waren. Ehe ich in meiner Verlegenheit antworten konnte, entgegnete ein Witzbold: „Diese Schweine stammen aus der Brut der Gergesener, die sich über den Felsen in's Meer stürzten."

Zum Glück wurde dieser Witz blos von einigen der Schüler verstanden und man verschonte mich mit einer näheren Erklärung. Langsam drehte sich die Welt in ihrer Achse. Endlich schlug die Glocke neun und die Kinder gingen nach Hause.

IV. Was mit demselben geschah.

Ich habe nur einige Beispiele angeführt, um zu zeigen, wie wir durch den Verlorenen Sohn auf die Probe gestellt wurden. Es ist freilich leicht gesagt, man müsse sich über solche Kleinigkeiten im Leben hinwegsetzen. Versuche es aber nur einmal! Zum Glück wurde es im Lenzmonat bereits so warm, daß ich zwei Fliegen im Fenster sah. Andere Jahre würde ich sie einfach getödtet haben. Nicht so jetzt. Ich lief zur Kommode hin, zog einen Schleier hervor und bedeckte mit eigener Hand das Gemälde so vollständig, daß man den Rahmen nicht vom Bilde unterscheiden konnte. Ich wußte den beiden Hausfliegen Dank, daß sie mir zum glücklichen Gedanken verhalfen, das Bild vor aller Augen auf eine anständige Weise zu verhüllen.

Am nächsten Tage besuchte mich Tante Maria in meiner Studierstube. Mit einem nicht geringen Schuldgefühl begrüßte ich sie mit den Worten: „Hast du schon gesehen, wie zeitig sich die Fliegen einstellen? Wie lästig sind sie doch! Sieh nur, wie vollständig es mir gelungen ist, den 'Verlorenen Sohn' vor ihren Angriffen zu schützen?" Aber die gute Tante antwortete nicht auf meine Frage. Ich fühlte elend genug ob dieser Scene.

Und doch bei alledem, hätten Minna und ich nicht glücklicher sein können, als wir es waren. Wir lernten alle Tage einander besser verstehen. Nichts bestoweniger aber verging kein Morgen, oder Nachmittag, oder Abend, wo nicht der „Verlorene Sohn", oder sein Vater, oder sein älterer Bruder, oder der Metzger, oder das Kalb, oder ein Schwein aus dem Bilde lebhaft in unsere Erinnerung trat und momentan unsere Freude und Ruhe störte.

Mit dem Eintritt der Sommerhitze verließen wir unser Heim, um in den Gebirgen auf einige Wochen unsern Wohnort aufzuschlagen. Es gefiel uns so vortrefflich, daß wir beschlossen hatten, bis Ende September daselbst zu bleiben. Kein Schreckbild an der Wand störte unsere Ruhe, wir waren glücklich und zufrieden.

Eines Morgens brachte mir der Bote ein Telegramm, welches folgendermaßen lautete:

„Ihr Wohnhaus nebst dem Hause des Herrn Königs sind in letzter Nacht niedergebrannt. Der Verlust ist ein totaler."

Mit dem nächsten Zuge eilten wir heimwärts. Am Nachmittag des zweiten Tages erreichten wir unsere Vaterstadt. Minna hatte die Nachricht des Verlustes unserer Wohnung mit auffallender Selbstbeherrschung aufgenommen und sich während der Heimreise sehr ruhig verhalten. Als der Zug langsam in den Bahnhof einfuhr, legte Minna ihr Haupt an meine Schulter indem sie sagte: „Lieber Felix. Ein Trost bleibt uns doch bei dem Brand unseres Hauses. Wir sind nicht länger gezwungen den „Verlorenen Sohn" beständig vor Augen zu haben." „Du hast recht, theure Minna. Auch hier läßt sich das Sprichwort anwenden. Kein Unglück ist so groß, daß nicht ein Glück damit verbunden wäre!"

Nachbar Wohlgemuth war am Bahnhofe, um uns in sein Haus aufzunehmen. Nachdem er uns die Einzelheiten der Feuersbrunst erzählt hatte, fügte er hinzu: „Es ist blos ein Gegenstand aus dem brennenden Hause gerettet worden."

„Und welcher Gegenstand könnte das wohl sein?" frug Minna auf ihre gutmüthige Weise. „Drei oder vier Knaben deiner Bibelklasse drangen vermittelst einer Leiter in deine Studierstube und retteten — den — Verlorenen Sohn!"

Das Verklagen in der Kinderwelt.

Wer die Jugend beobachtet, dem wird es nicht entgehen, daß sie in ihrem Wesem auch ihre empfindlichen Ehrenstellen hat. Die Knaben z. B. halten darauf, einander nicht zu verklagen, weder bei den Lehrern noch bei den Eltern. Da kann Einer empfindlich, von einem Kameraden in einem Streite „Haue" bekommen haben. Kein Wort der Klage wird laut bei seinen Vorgesetzten. Und wenn der Lehrer doch fragt, wird es schwer halten, den Thatbestand völlig klar herauszubringen.

So auch zu Hause, — wenn gleich der Schmerz noch im Gliede furrt und die scharfblickende Mama wohl entdeckt, daß etwas gegangen ist. Unfehlbar wird die Geschichte als nicht der Rede werth hingestellt, und der Schuldige bleibt ziemlich schuldlos und unverklagt im Hintergrunde.

Soll man sich darüber freuen? Es kann unter Umständen dieser Korpsgeist, dieses einträchtige Zusammenhalten innert der eigenen Zunft (Classe) fatale Folgen haben, je nachdem ein guter oder ein böser Geist die Oberhand hat. Da kann sich das Lügen, das hartmäckige Lügen einnisten, lose Streiche können in corpore ausgeführt werden und der oder die Lehrer stehen einer förmlichen Bande von verschworenen Geistern gegenüber.

Ist es so weit gekommen, so ist es schwer durchzubrechen und den Bann der Sünde wegzunehmen, in den eine ganze Anzahl gekommen ist. Die wenigen, die nicht mitmachen, werden wenigstens so weit eingeschüchtert, daß sie schweigen müssen. Diesem Korpsgeist möchten wir nicht das Wort reden.

Dagegen, daß Knaben ihre Kameraden nicht anklagen bei dritten, halten wir als einen unläugbar besseren Charakterzug als das empfindsame, weichliche und oft recht verschmitzte Verklagen bei Eltern und Lehrern.

Es wäre freilich manchmal den Erziehern sehr erwünscht, dies und das, diese oder jene Thatsache zu wissen. Solches Wissen gäbe sichere Handleitung gerade für die Erziehung. Aber besser Vieles nicht wissen, als durch ein erzieherisch völlig verfehltes Mittel zum Wissen zu kommen. Arglose Augen zu Spionenaugen, schuldige Freundschaft und Kameradschaft zu treutoser Verrätherei verkehren, aus einem offenen einen verschmitzten Menschen machen, ist geradezu ein Verbrechen.

Es giebt Kinder, die immer über Andere zu klagen haben, entweder aus krankhafter Empfindlichkeit und Weichlichkeit oder aber auch aus der vielleicht unbewußten Tendenz, auf dem schwarzen Hintergrunde des Nachbars sich desto heller abzuheben und in den Augen der die Klagen wohlgefällig anhörenden Eltern desto besser dazustehen. Ein solches Kind steht zuletzt ganz freundschaftslos da; einsam, und nicht um seiner Tugend, sondern um seines häßlichen, treutosen Verklagens willen muß es die Straße ziehen.

Auf diese bedenkliche Seite im Charakter sollen Eltern ein wachsames Auge haben und allem vorlauten Anschuldigen Anderer dadurch zuvorkommen, daß sie es als häßlich, wie es wirklich ist, verabscheuen.

Selbst wo wirkliche Fehler vorliegen, soll man sich in Acht nehmen, bis sie von verklägerischer Seite angenommen werden. Es ist ja auch bei uns Allen einer der häßlichsten Schäden in unserem Verkehrsleben, einander bei dritten schwarz zu machen, während man in's Angesicht freundlich und Achtung heuchelnd thut. Der wahre Name dafür ist Charakterlosigkeit, die vielleicht eins der verbreitetsten Gebrechen unserer Zeit ist.

Prof. Beck sagt irgendwo, gemeiniglich könne der Seelsorger nach der Regel gehen, daß derjenige Theil, z. B. in einer Ehe, der zuerst über den Andern bei Dritten klage, am meisten Schuld habe. Es trifft selbstredend nicht überall, aber in vielen Fällen zu und es bewährt sich diese Regel auch vielfach im Erziehungsleben.

(Nach Tischhauser.)

Der Kollaborator in Aengsten.

„Sag' mir, was mach' ich mit dem Jungen?
Als wie am Spieße schreit der Strick!
Am End' zersprengt er sich die Lungen —
Und Betty, ach! kommt nicht zurück!

Er brüllt — es ist nicht auszuhalten!
Wär' ich nicht Onkel, würd' ich flieh'n. —
Ob wohl die maßvoll edlen „Alten"
Als Kinder auch so greulich schrie'n?

„Was thut man nur in ſolchen Fällen?
Wie ſtellt man ſich mit ſolchem Kind?
Wenn ich nur wüßt', ob Karamellen
Nicht Gift für ſolch ein Baby ſind? —
Milch nimmt es nicht! Laß ich es liegen?
Nehm' ich es auf? Wer ſagt mir das?
Ließ ſich das dumme Bett nur wiegen,
So wüßte man doch wie? und was?!

„Ob ich der Lieder Quell vergeude,
Stets toller ſchreit der Junge nur:
„Hoch vom Olymp kam uns die Freude"
Und "gaudeamus igitur."
Was nützt hier Scharfſinn, Pädagogik?
Rhetorik ſelbſt verfängt hier nicht,
Weil es durchaus an im'rer Logik
Des Handelns noch dem Wurm gebricht.

„Es hungert nicht, liegt nicht im Fieber —
Sag' mir nun eins: Warum es ſchreit?
Ich weiß am Indus, Nil und Tiber,
Am Orinokko ſelbſt Beſcheid —
Allein ein Buch mit ſieben Siegeln
War ſtets mir, was man „Windel" nennt.
Ich glaub', ich könnt' den Bengel prügeln,
Wenn ich das Prügeln menſchlich fänd'.

„Für Pletſch und Richter kann ich ſchwärmen;
Ich bin ſonſt Kinderenthuſiaſt,
Doch war mir ihr beſtiales Lärmen
Realen Falles ſtets verhaßt.
Der Dichter preiſe als Arkadien
Der frühen Kindheit ſüßen Lenz —
Furchtbar in ſeinen erſten Stadien
Iſt ſolch ein homo sapiens!"

(Julius Lohmeyer.)

Sitten und Gebräuche der Chriſten in China.

Für Haus und Herd von F. Ohlinger, Miſſionär in China.

Laſſet alles ehrlich und ordentlich zugehen. 1 Cor. 14, 40.

Mein Aufſatz im Oktober-Heft (1885) enthielt mehrere Beweiſe für die Behauptung des Dr. Uhlhorn: Der Menſch macht ſich eher vom Glauben als von der Sitte los. Ich muß jetzt mit der Schlußbemerkung genannten Aufſatzes anheben: Den Sitten und Gebräuchen gegenüber hat der Miſſionar überhaupt nicht nur zu zeigen was nicht zu thun, ſondern was ja zu thun ſei. China iſt für neue ſowohl als für alte Sitten ein ergiebiges Feld. Noch mehr aber als die Einführung ganz neuer Sitten und Gebräuche iſt die Bekehrung — reſp. Reinigung von Aberglauben, Ab-

götterei und ganz beſonders von der überall zum Vorſchein kommenden Selbſtſucht — der bereits vorhandenen zu empfehlen. Dieſe, wenn genauer betrachtet, erſcheinen oft als ſo viele von der Vorſehung, wenn nicht ſpeciell aufgerichtete, dennoch als gnädig aufbewahrte Mittelpunkte im ſocialen Leben, an die ſich ein Neues leicht anknüpfen läßt.

Wir wollen hier ein ganz geringes Beiſpiel anführen.

Bei der Verrichtung irgend einer Ceremonie muß alles — das Knieen, Auf-das-Geſicht-fallen, Umdrehen u.ſ.w. nach der in einer Art Hahnenſchrei gegebenen Anweiſung des Ceremonievorſtehers geſchehen. Dadurch wird der, wie wir Europäer zu glauben geneigt ſind, den Chineſen zur zweiten Natur gewordener Wirrwar vermieden.

Bei unſeren vornehmeren Chriſten hat ſich daraus die folgende Sitte gebildet: Beim Abendmahl umringen ſie ſtehend den Altar, bis auf ein gegebenes Zeichen von dem zufällig oben ſtehenden alle zugleich hinknieen. Das iſt doch viel anſtändiger und der Andacht förderlicher, als ſich gegenſeitig auf den Knieen hin- und herdrücken, ſich zwiſchen die bereits am Altar Knieenden hineinzwängen oder auch nach fehlgeſchlagenem Verſuch getäuſcht, wenn nicht zugleich ein wenig beſchämt, zurücktreten zu müſſen.

Während uns alles gezwungene und ſteife Weſen ferne bleiben möge, ſo wäre dennoch zu wünſchen, daß wir uns namentlich bei der Feier des heiligen Abendmahles das oben geſchriebene apoſtoliſche Wort öfter in's Gedächtniß riefen.

Unſere Glieder aus den niederen Ständen bedürfen mitunter auch der Unterweiſung beim gewöhnlichen Gottesdienſt, wo ſie ſich nicht ſelten mit dem um den Kopf gewundenen Zopf einſtellen. Das iſt allerdings ein auffallender Verſtoß gegen chineſiſche Anſtandsregel.

Ueber das Mützeabnehmen oder Aufbehalten ſollten wir verſuchen, ein Verſtändniß zu treffen. Es iſt dem Chineſen nicht erlaubt, in Gegenwart ſeiner Vorgeſetzten oder auch bei irgend einer Feierlichkeit das Haupt zu entblößen. Der Europäer hingegen umgekehrt. Wem ſoll es der chineſiſche Chriſt jetzt nachmachen? Sein Lehrer, der Miſſionar, nimmt beim Eintritt in die Kapelle den Hut ab, welches ihm Niemand verargt, denn er iſt einmal Ausländer; ſieht hingegen ein Nichtchriſt den einheimiſchen Chriſten das Haupt entblößen, ſo wird es ihm als grobe Unhöflichkeit zugerechnet.

Dazu ſagt dann wieder Dieſer und Jener: Wir Chriſten nehmen es nicht mehr ſo genau mit ſolchen Kleinigkeiten, zumal nicht, wenn wir uns nur in Gegenwart unſerer Mitchriſten befinden. Dadurch entſteht jedoch eine ſtörende Ungewißheit. Da ſitzen einige mit entblößtem Haupt, einige mit der Mütze auf und denken gar nicht daran, daß ſich Jemand darüber Gedanken macht. Dennoch iſt dem ſo. Kinder und Neubekehrte werden dadurch im Gottesdienſt geſtört.

Dieſelbe (wir möchten ſagen) Verkehrtheit findet ſich bei den Frauen vor. Die Miſſionarin ſitzt mit bedecktem Haupt, die Chineſin unbedeckt im Gottesdienſt. Der einheimiſche Prediger lieſt, ſingt und predigt mit bedecktem Haupt, nimmt aber merkwürdigerweiſe beim Beten die Mütze ab. Bedenken wir jetzt nur, wie ſehr es uns unſere engliſchen Nachbarn verargen, wenn unſere amerikaniſchen Damen auch nur in einer Privatbetſtunde ohne gehörige Kopfbedeckung erſcheinen, ſo wird es uns nicht befremden, daß ſich die mehr an beſtimmte Sitten gewöhnten Chineſen nicht ſo leicht über ſolche Dinge hinwegſetzen können.

Bei dem gegenſeitigen Begrüßen der Chriſten will mir das auf die Knieefallen als verwerflich erſcheinen, jedoch zum allgemeinen Händedrücken läßt ſich auch nicht ſo mir nichts dir nichts ſchreiten. Während ſich Miſſionare und einheimiſche Prediger bereitwillig, ja oft unwillkürlich die Hände beim Begrüßen reichen, ſo bleibt das dem Laien vielleicht lebenslänglich etwas Fremdes und Unangenehmes. Er reicht in ſeiner augenblicklichen Verlegenheit die linke Hand, die geballte Fauſt oder den Zeigefinger; dazu nimmt es oftmals etwas Zeit, die in ein bis ſechs lange Aermel eingewickelte Hand zum Greifen auszurecken. Da entſteht denn ſchon eine unangenehme Pauſe, um anderer Schwierigkeiten, wie z. B. bei den ſehr Vornehmen die zwei bis zehn Zoll langen Fingernägel, bei Geringeren die mancherlei Hautkrankheiten gar nicht zu erwähnen.

Dennoch ſteht es außer allem Zweifel, daß das chriſtliche, ſich gegenſeitig die Hände drücken auch ohne beſonderes Zuthun von Seiten der Miſſionare, endlich das mehr Zurückhaltende und Steife, ſich ſelbſt die Hände drücken, verdrängen wird. Viele Jahre wird das zwar nehmen, allein das hierin ſchon zur Erſcheinung Gelangte bildet einen Strom von hinreichender Kraft, um deutlich merken zu laſſen, nach welcher Richtung er geſetzt iſt. Begegnen ſich zwei chineſiſche Herzen, in denen die Liebe Chriſti einmal brennt, was iſt da unentbehrlicher als der herzliche Händedruck.

Am heftigſten und häufigſten gerathen wir jedoch bei Hochzeiten und Beerdigungen in's Gedränge. Bei Hochzeiten auch ſchon etwas ſeltener, denn es iſt unſern Kirchengliedern unter Excommunikationsſtrafe verboten, ihre Töchter an Heiden zu verloben.

Stirbt jedoch irgendwo unter uns eine Perſon von Stand oder Alter, ſo iſt der Verhandlung über die Fragen: In wiefern ſind die alten Sitten und Gebräuche unſchuldig und dem Chriſten erlaubt; in wiefern ſind die heidniſchen Anverwandten des Verſtorbenen willig, ſich chriſtlicher Sitte zu unterwerfen u.ſ.w. einmal nicht auszuweichen. Was dabei aber nicht ſelten entſcheidend in die Wagſchale fällt, iſt der Umſtand, daß eine chriſtliche Beerdigung nicht halb ſo viel als eine heidniſche koſtet. Wir zögern auch nicht dieſes hervorzuheben, denn es iſt eine heidniſche Schwäche bei dieſen Hauptbegebenheiten in der Geſchichte eines Menſchen, den größten Theil des Familienvermögens aufzuwenden.

Sterben Großvater und Großmutter nebſt einem oder mehrere jüngere Glieder der Familie ſchnell aufeinander, ſo ſteht die vorher wohlhabende Familie hoffnungslos verſchuldet da. Mitunter laſſen ſich daher die mehr nüchternen ſchon gerne von den Nachbarn Chriſt ſchelten, wenn ſie nur die üblichen Ausgaben meiden können. Leider haben ſie jedoch gewöhnlich mehr Furcht vor dem Todten und vor dem Spott der Nachbarn, als vor Armuth und Noth. Wir ſehen es daher immer als Freudenbotſchaft an, wenn die chriſtliche Beerdigung eines Nichtchriſten berichtet wird.

Wie es mitunter bei Hochzeiten zugeht, wird ein

neulich vorgekommener Fall genügend zeigen. Die Tochter unseres Lokal-Predigers sollte in den Ehestand treten. Einige Wochen vorher traf man sie oft in Thränen. Als man in sie drang, die Ursache ihres Herzeleides auszusprechen, sagte sie: „Ich fühle nicht recht gegen meinen Vater; er verheirathet mich in eine heidnische Familie. Ursprünglich meinte er es zwar gut, denn die Leute waren damals Christen, jetzt aber sind sie wieder zu ihren Götzen zurückgekehrt."

Am Morgen der Hochzeit kam früh der Brautsessel, reichlich durch allerlei Zaubermittel gegen etwaige böse Geister und dergleichen geschützt, am elterlichen Hause der Braut an. Diese nahm aber genannte Zaubermittel — Bild eines Löwen mit einem Schwert im Munde, ein Schwert aus Münzen gemacht ꝛc. — und warf sie unten in ihre Körbe, wo sie keinen bösen noch guten Geist etwas zu leid thun konnten. Jetzt fragte der Vater den Prediger, ob denn zum Abgang der Braut vom elterlichen Haus keine passende Ceremonie oder Ritual vorgeschrieben sei. Er meinte, das sei doch sehr zu wünschen, da hierzulaud Niemand aus der Familie der Braut der Hochzeit beiwohnen dürfe.

Der Prediger mußte natürlich eine verneinende Antwort geben. Da beteten sie denn nochmals mit ihr und unter heißen Thränen reichte der Vater ihr dann die Hand, während er in der anderen die offene Bibel hielt und indem er sie an den Sessel führte, laut vorlas: Aber der allmächtige Gott segne dich, und mache dich fruchtbar und mehre dich, daß du werdest ein Haufen Völker; und gebe dir den Segen Abrahams, dir und deinen Samen mit dir, daß du besitzest das Land, darin du ein Fremdling bist, das Gott Abraham gegeben hat.

Mit der Trauung, die der Sitte gemäß im Hause des Bräutigams stattfand, ging übrigens alles gut, nur als die Ahnentafeln angebetet werden sollten, stand die Braut wie eine Säule da.

Die Brautwärterin gab ihr zwar wiederholt das Zeichen, zog sie aber nicht auf die Kniee, wie das wohl ohne vorherige Verabredung geschehen wäre; der besorgte Vater hatte ihr heimlich eine Belohnung versprochen, wenn sie seine Tochter hierin nach eigenem Gutdünken handeln ließe. Die umstehenden Anverwandten konnten das aber nicht begreifen; sie zwickten sie, stießen sie und brüllten sie an. Hinter dem Brautschleier hörte man die derbe Antwort, ein Sprüchlein, das den Götzendienst verbietet. Da gerieth ein alter Vetter denn in heftigen Zorn, lief hinaus in den Hof, um einen Stein zu holen, die Halsstörrige niederzuschlagen.

Zum Glück trat jetzt ein Soldat, ein Kamerad des Bräutigams, in's Mittel und machte der Sache ein Ende. Er sagte, die Trauung sei auch ohne das Anbeten der Ahnentafeln giltig, überdies habe man die Braut mißhandelt und gequält, bis sie kaum mehr stehen könne ꝛc. Das Wort des jungen Heiden beschämte die abtrünnigen Christen und die Ceremonie wurde ohne fernere Schwierigkeiten zum Schluß gebracht.

Beides, das muthige Auftreten des jungen Mannes sowohl als der glückliche Ausgang der Sache, ist wirklich überraschend und läßt sich nur aus dem Vorhandensein bedeutender Wahrheitserkenntniß erklären. Auch in der Wüste bricht mitunter eine Quelle durch alle Sandmassen und erquickt das Auge des Wanderers. Obiges möchten wir eine Oase in der großen Wüste chinesischen socialen Lebens nennen.

Den folgenden Sonntag frug die junge Christin ihren Mann, ob ihr Vater auf seine Bestellung gegangen sei, zu predigen. Er sagte: Ja; hast du ihn nicht gesehen, als er vorüberging? Aber warum fragst du; möchtest du auch gehen? Sie antwortete*): Nein, heute nicht. Er sagte dann tröstend: Später werde ich mit dir zum Gottesdienst gehen.

*) Erst nach Verlauf bestimmter Zeit darf sich die junge Braut außerhalb dem Brautgemach sehen lassen.

Christliche Wirksamkeit.

Für Haus und Herd von Oeulens.

Die Bestimmung aller Kraft ist Wirksamkeit — etwas Neues, neue Verhältnisse, Zustände und Kräfte in's Leben zu rufen. Deshalb, wo Kraft ist, ist Thätigkeit, Bewegung, Erzeugung. Wir sehen dieses im Wachsen der Pflanze, im Sprunge des Thieres, im Fließen des Stromes, im Wehen des Windes und in der Bewegung der Weltkörper über unserem Haupte.

Der Mensch ist keine Ausnahme; er hat Kräfte, Kräfte des Leibes, der Seele und des Geistes. Diese Kräfte haben ihren Zweck. Sie sind ihm nicht gegeben, um zu schlummern oder prag zu liegen, sondern damit etwas Neues und Gutes aus ihnen hervorwachse oder durch sie in's Dasein gerufen werde.

„Herr, was willst du, daß ich thun soll?" fragt zitternd und bebend der erste große Verfolger der christlichen Kirche, als ihm der Herr auf dem Wege nach Damaskus erschienen war. Dieses sollte auch die Frage einer jeden bußfertigen und gläubig gewordenen Seele sein. Wer hat nicht schon dieses bemerkt bei heilsuchenden und begnadigten Seelen: Da liegt der Sünder vor Gott; er seufzt und betet, er ringt und glaubt; er bekümmert sich nur um sich und das Heil seiner Seele, alles Andere hat er vergessen. Da offenbart sich ihm Gottes Gnade, er ver-

Digitized by Google

nimmt die Stimme des Heilandes: „Friede sei mit dir; deine Sünden sind dir vergeben.“ Er ist erlöst, frei, glücklich und selig in seinem Gott. Sein Mund ist voll Lobens und Rühmens.

Aber was ist das Nächste? Hört ihn: „Ach, wäre doch auch mein Bruder, meine Schwester, mein Vater bekehrt. Ach, lieber Heiland, bekehre auch sie!“

So ist's recht, so will's Gott haben, das ist die Stimme des Geistes, der in alle Wahrheit führt. „Herr, was willst du, das ich thun soll?“ Folge seinem Geist und seinem Worte, und du sollst es erfahren. Gebrauche deine Kraft, deinen Einfluß, daß auch dein Bruder, deine Schwester, deine Mutter, dein Freund in's Reich Gottes komme. Wirke für ihre Bekehrung auf alle nur denkbare Weise. Sei weise und klug in allem, das du unternimmst; aber sei thätig.

Wen der Herr ruft, den ruft er in seinen Weinberg. Der Weinberg des Herrn ist das Reich Gottes auf Erden, wie es sich offenbart, oder offenbaren soll, in Familie und Schule, Handel und Wandel, Kirche und Staat. In diesem Reiche giebt es Arbeit, viel Arbeit, denn es ist noch im Werden begriffen. Es ist Gottes Reich, und die wirksamste Kraft, die in demselben thätig ist, ist die göttliche, der göttliche Geist, der da erleuchtet, erweckt, erneuert und bekehrt. Aber Gott will nicht alleine wirken, Menschen sollen ihm helfen. „Wir sind Gottes Mitarbeiter.“ Nicht der Engel darf dem Cornelius das Evangelium predigen; er muß nach Joppe senden, und den Petrus kommen lassen. Nicht der Herr sagt dem Saulus, was er thun soll, sondern er sendet Ananias, der muß es ihm sagen.

Mit-Arbeiter Gottes. Das gilt nicht blos für die Prediger des Evangeliums oder sonstige Beamte in der Kirche, sondern für jeden Christen, sei er jung oder alt, groß oder klein, reich oder arm. Hast du keine zehn Pfund, so hast du ein Pfund, aber eines hast du ganz gewiß, und dieses eine ist dir nicht gegeben, daß du es verscharren sollst; nein, du sollst damit wuchern; und kannst du keine zehn damit gewinnen, so gewinne eines. Ist es auch nur ein Pfund, verzage nicht, thue was du kannst, und der Herr wird deine Bemühungen segnen. An seinem Segen ist ja doch Alles gelegen. Eine kleine Kraft treulich und gewissenhaft verwandt, nützt mehr als eine große, die da schlummert. Gaben, Talente, Stellung, Einfluß, Reichthum u. s. w. haben nur dann einen Werth, wenn sie recht angewandt werden. Ihre Bestimmung ist das Gute, das Reich Gottes zu befördern, die Menschen weiser, besser und glücklicher zu machen.

Die christliche Wirksamkeit muß sich auf alle Gebiete erstrecken, in denen Christen überhaupt thätig sind oder thätig sein dürfen.

Da ist zunächst die Familie. Nirgends ist es schwerer, die christliche Wirksamkeit zu üben, und nirgends kann sie segensreicher sein, als gerade hier. Als Vater oder Mutter sollst du dich bestreben, deinen Kindern mit einem heiligen Beispiel voranzugehen, sie nicht nur für diese Welt, sondern für Gottes Reich zu erziehen, nicht nur an ihren Verstand, sondern auch an ihr Herz zu denken. Welch große und gewaltige Aufgabe! Auf Erden giebt es schwerlich eine schwierigere und größere für dich. Bist du ein Sohn oder eine Tochter, Bruder oder Schwester, hier liegt dein nächster Wirkungskreis. Bestrebe dich, deinen Eltern und Geschwistern durch Gehorsam, Freundlichkeit, ja durch dein ganzes Betragen zum Segen zu werden.

Du bist als wahrer Christ Glied einer Gemeinde. Dies bist du aus zwei Ursachen. Erstens, daß die Gemeinde dich trage, baue, schütze und zu allem Guten anleite. Zweitens, daß du der Gemeinde durch deine Wirksamkeit und Mithülfe zum Segen werdest. Du sollst nicht blos empfangen, sondern auch geben, nicht blos gesegnet, sondern auch Andern zum Segen werden. Gelegenheit hierzu bietet dir die Gemeinde. Gieb dich der Gemeinde ganz, mit all deinem Einfluß, deinen Gaben und Talenten. In der Gemeinde kannst du sie verwerthen. Hast du besonderes Talent zum Reden, zum Singen, zum Lehren, zum Beten, in der Gemeinde kannst du es anwenden, kannst dadurch ihre Versammlungen desto anziehender und segensreicher machen. Welch ein Gebiet christlicher Wirksamkeit ist doch die Sonntagschule, diese Pflanzstätte der christlichen Kirche!

Da ist die Kirche im Großen mit ihrer Organisation, ihren Verzweigungen, ihren Gesellschaften und Wohlthätigkeits-Anstalten. Du kannst nicht persönlich in einer Anstalt lehren, kannst nicht selbst nach Indien gehen und den Heiden das Evangelium predigen, kannst keine Schule für die armen Kinder des dunklen Afrika's bauen; aber es ist dir möglich gemacht, in all diesen Unternehmungen zu helfen; es ist dir möglich gemacht, deine Wirksamkeit bis in die fernsten Theile der Erde sich erstrecken zu lassen. Helfe in jeder guten Sache, unterstütze alle guten Unternehmungen, ist's nicht viel, so laß es wenig sein. In jedem Fall thue, was du kannst; sei bereit, thätig. Wirke, dieweil es Tag ist.

Sei thätig für Gottes Sache in der Welt. Du hast deinen Wirkungskreis in der Menschheit, deine Arbeit, dein Geschäft. Du bist Bürger eines Landes, als solcher hast du Pflichten; thue deine Pflicht und sei immer auf der Seite

des Rechts, das ist Gottes Seite. Sei ehrlich, wahrhaftig zuverlässig als Arbeiter und Geschäftsmann. Wirke für den Herrn, wo immer du bist, am Werktag sowohl als am Sonntage. Nimm deine Religion überall hin, wo du hingehst. Betrachte dich als Gottes Eigenthum. Zeige der Welt, was ein christlicher Arbeiter, Geschäftsmann, Lehrer und Politiker sein soll; zeige es ihr durch dein eigenes Betragen, durch Wort und That. Laß stets dein Motto sein:

Zu jeder Zeit,
An jedem Ort
Dem Herrn geweiht
Mit Werk und Wort;
Für ihn nur will ich leben
Und seinen Ruhm erheben.

Ich dacht', es wär' ein Bettelmann.

Endlich war ich am Ziel meiner Reise. Noch eine kleine Viertelstunde hatte ich vom Bahnhof aus durch die Straßen einer freundlichen Stadt zu gehen, bis ich das Haus, welches meine Verwandten bewohnten, vor mir liegen sah. Mit freudig klopfendem Herzen näherte ich mich demselben, wußte ich doch meine einzige Schwester Marie allda, die ich seit drei Jahren, wo ich mich nach Indien einschiffte, nicht gesehen hatte. Ich malte mir aus, wie überrascht sie sein würde bei meinem Anblick und wie glücklich über das Wiedersehen. So zog ich die Klingel. Stimmen wurden laut im Innern des Hauses, geschäftiges Hin- und Hergehen, Thüren öffnen und schließen war vernehmbar — doch Niemand öffnete mir, man hatte offenbar den Ton der Glocke nicht gehört. Ich klingelte heftiger. Wieder hörte ich Schritte und Stimmen, doch Niemand erschien, mich einzulassen. Sind die taub? dachte ich voller Ungeduld, und riß an dem Klingelzug, daß es stürmend durch's Haus schallte. Da öffnete sich im oberen Stock ein Fenster, meine Base war's, die herunterfah. Mit wenigen Sätzen war sie die Treppe hinunter, mir zu öffnen und bald lagen wir uns in den Armen. „Marie, warum öffnetest du nicht gleich, als es klingelte?" fragte ich nun meine ungestüm herbeieilende Schwester. — „Ich dacht', es wär' ein Bettelmann," erwiderte sie.

— Ich dacht', es wär' ein Bettelmann — wer und was berechtigte denn meine Schwester zu der Annahme? Etwa der Umstand, daß es noch nicht Visitenzeit war und die Mägde des Hauses, Händler u. s. w. hinten herum gingen und kamen? Wer weiß, wie lange vielleicht der werthe Gast, der theure Bruder, als vermeintlicher Bettelmann noch draußen hätte stehen können? Ich dacht', es wär' ein Bettelmann. — O, wie oft klopft bei uns ein theuer-werther Gast an, der König Himmels und der Erden, ein lieber Bruder — unser Herr und Heiland, und wir thun, als hörten wir es nicht. Sonntags allenfalls, da ist Visitenzeit, da darf er kommen und wir statten ihm dann sogar im Gotteshause ganz gerührt von unserer eigenen Liebenswürdigkeit einen Gegenbesuch ab, aber im Alltagsleben, wenn er anklopft außer der Besuchsstunde, oft so leise, leise flehend und bittend, inmitten all der Geschäftigkeit und dem Geräusch der Welt, dem der Seele ungestilltes Bangen entfliehen möchte, dann haben wir keine Zeit zu hören. Lauter klopft er, wenn's uns zieht mit geheimer Gewalt über das Irdische und Sinnliche hinaus, oder wenn ein Wort der Schrift uns auf's Herz fällt, so daß wir's nicht los werden können. Seid ihr taub? frägt auch wohl der Herr und legt uns einen Armen direkt vor die Thür. Seid ihr taub, wenn so manches große Heilswerk unseres Herrgotts mit lautem: helft, helft in unsere Herzen und Gewissen tönt? — Wir hören wohl die Stimme und geben uns leider, leider, o, wie oft, doch nicht die Mühe, ihr aufzumerken. Behaglich sitzen wir in unserm warmen Hause mit der selbstzufriedenen Seele und reden uns ein, es wär' ja nur ein Bettelmann. Ja wohl, oft ein Bettelmann, unter dem sich der Herr aller Herren, der König der Ehren verbirgt. Laß ihn nicht draußen stehen, sondern hole ihn herein, nicht in die Visitenstube der andachtsvollen Erhebung, sondern in die Wohn- und Arbeitsstube des täglichen Lebens mit all seinen Sorgen und Mühen, Verdrießlichkeiten und Kümmernissen. Er will bei dir wohnen, dir helfen, dich stärken, dich segnen — und Freud' und Friede und volles Genüge bringt er mit.

D'rum, wenn es unruhig wird in deiner Seele, wenn du eine Leere fühlst bei allem, was dir die Welt auch bietet, und ein Sehnen und Bangen, das kein Mensch stillen kann — o merke auf die leise Stimme, es ist der Herr, der dich fragt, ob es dich zu ihm zieht, versuche nicht die Stimme zu übertäuben, denn selig — nicht schon, wer sein Klopfen nur vernimmt, sondern ihm auch alsbald die Thüre aufthut, zu dem will er eingehen und das Abendmahl mit ihm halten.

J. Boy.

Krup unner!

Guten Abend, Gertrud! da bin ich wieder. Aber was iſt? Du weinſt?"

Fritz, der junge Höfner und noch jüngere Ehemann, kam vom Holzhauen, hatte ſich draußen den Schnee abgeſchüttelt und freute ſich auf die warme Stube und ſeine liebe Frau darin. Nun ſaß ſie bei'm Ofen in der Ecke und weinte ganz troſtlos in ihre Schürze hinein.

„Ach Fritz, es geht nimmer gut. Ich wollte, du hätteſt dir eine andere Frau genommen; ich kann mit Mutter nicht auskommen."

„Muſt Geduld haben, liebe Frau; im Grunde meint ſie es doch gut," tröſtete er, zog ihr die Schürze fort und hob ihren Kopf in die Höh'.

„Ja, ſie mag's wohl gut meinen, aber Fritz, ich bin nun doch deine Hausfrau und möchte es gern auch wirklich ſein. Ich habe auch lange ſtill gewartet und gehofft, daß Mutter mich ungeſtört wirthſchaften ließe; aber nun iſt's bald ein Jahr und es wird und wird nicht anders."

„Mutter hat mir doch angelobt, ſie wolle ſich um die Wirthſchaft nicht weiter bekümmern," ſagte Fritz und ſetzte ſich unmuthig auf die Ofenbank.

„Eine Zeit lang war's auch beſſer geworden," erwiderte Gertrud. „Guten Rath will ich gern annehmen, aber die Dienſtleute wiſſen nach und nach gar nicht mehr, auf wen ſie hören ſollen. Und Fritz, daß du es nur weißt," ſetzte ſie plötzlich ganz reſolut hinzu, „ich thue es nicht —, ich gebe die Schlüſſel nicht her — denk nur Fritz, die Schlüſſel!"

„Wie? die Schlüſſel? die Schlüſſel will ſie haben? Nein, das geht freilich nicht an. Aber ſei nur ruhig! ich ſpreche morgen mit ihr."

„Wird das helfen? Sie iſt unſere Mutter und wir ſind ihre Kinder, und wenn ſie dann mit dem vierten Gebot kommt, wie ſie pflegt, ſo ſchweigen wir und geben nach. Das vierte Gebot wollen wir gern halten, aber die Schlüſſel gehören doch gewiß nicht hinein. Ich glaube, Hennings Vater, auf den ſie viel hält, könnte das beſſer auseinander ſetzen."

„Gut, ich will ihn darum bitten; aber nun laß uns zu Abend eſſen. Kommt Mutter nicht?"

„Nein, ſie ſitzt in ihrer Stube und iſt böſe, und Fritz, ich bin auch böſe geworden; aber ich will's ihr gern abbitten, wenn ich nur meine Schlüſſel behalten darf."

„Ja, Mutter Lüdecke konnte ſich noch immer nicht in ihr Altentheil finden. Der Altentheilerſtand iſt ja auch nicht immer ein leichter Stand, er bringt bitteres Brod und bittere Thränen, wenn die Kinder das vierte Gebot vergeſſen. Aber hier war dem nicht ſo. Gertrud und Fritz thaten der Mutter alles Gute, aber ſie hielt das Altentheil für ein Unterkriechen unter das jugendliche Regiment. Ueber dreißig Jahre hatte ſie an der Spitze des Hausweſens geſtanden, war allezeit „baben up" geweſen, und nun ſollte es heißen: „Krup unner!" Mit Widerwillen zog ſie in die kleine Stube, als die junge Frau kam, und verſuchte bei Kleinem, die Zügel wieder in ihre Hände zu bekommen. Bös meinte ſie das in der That nicht, hielt auch ſonſt ihre Schwiegertochter hoch, aber ſie vergaß, daß es ihr nicht zuſtehe, in ein fremdes Amt zu greifen, vergaß, mit welcher Freude ſie einſt als junge Frau die Schlüſſel geführt und in Küche und Keller geſchaltet und gewaltet hatte.

Vater Henning ſprach denn auch mit ihr und ſie gab ſich, freilich nur äußerlich; im Herzen blieb der Mißmuth. Sie ließ ſich nicht viel mehr ſehen, kam auch nicht zu den gemeinſchaftlichen Mahlzeiten, achtete aber mit ſcharfen Augen auf Alles, was vorging. Ging's verkehrt, ſo freute ſie ſich; ging's gut, ſo gereichte ihr das zum Aerger, den ſie ſtill in ſich hinein fraß. Darüber verfloß der Reſt des Winters, der Frühling folgte, aber der Druck des Unfriedens laſtete nach wie vor auf dem Hauſe.

Da kam mit Pfingſten das jährliche Miſſionsfeſt. In der ganzen Zeit war die Alte mit viel Müh und Beſchwerde zu Fuß zur Kirche gegangen, obwohl ihr Fritz den Platz im Wagen immer und immer wieder angeboten hatte. Zur Stadt aber, in der das Feſt gefeiert wurde, war ihr das doch zu weit. Sie ſtieg auf den Wagen, ſaß aber während der ganzen Fahrt ſtumm und verdrießlich da.

Am Nachmittag, da das Feſt unter den grünen Eichen vor dem Thore fortgeſetzt wurde, berichtete ein Miſſionar von dem Segen des Chriſtenthums unter den Heiden. „Es iſt der Sauerteig, der Alles durchdringt, auch das häusliche Leben. Mit welchen Greueln iſt daſſelbe bei den Heiden befleckt! Die Kinder werden von den Eltern dem Elende, der Schande, ja ſelbſt dem Tode preisgegeben. Die Kinder wiederum verachten und verſäumen ihre Eltern, laſſen ſie verkommen, ja bringen ſie um, wenn ſie alt und ſchwach werden. Auch in unſerem deutſchen Vaterlande iſt das geſchehen. Ein Gehölz im Wendlande heißt noch heute der Jammerkrok, weil in demſelben noch in chriſtlicher Zeit das Jammern eines alten Vaters gehört ward, den ſein Sohn lebendig begraben wollte, um ihn von ſeinem Tiſche los zu werden. Das war ein Stück echt heidniſcher Finſterniß, das dem Lichte des Evangeliums noch nicht gewichen war. Krup unner, krup unner, de Welt is di gram! — hieß es, und damit war's abgethan. Das Chriſtenthum erſt hat einen andern Sinn und Geiſt in unſere Häuſer gebracht, ſo daß die Eltern in ihren Kindern eine preiswürdige Gottesgabe ſehen, und daß die Kinder in ihren Eltern Gottes Stellvertreter ehren und ſie lieb und werth halten. O ihr Jungen und ihr Alten, vergeſſet nicht, was ihr dem Herrn Chriſto zu verdanken habt!"

Das Feſt war zu Ende. Fritz ſpannte an und ſie wollten abfahren, als Mutter Lüdecke faſt verſchämt die Gertrud bat, ſich zu ihr zu ſetzen. Fritz machte ein verwundertes Geſicht, ergriff aber die Zügel und raſſelnd ging's dahin auf der Landſtraße. Er hörte wohl, daß die beiden hinter ihm miteinander redelen, konnte aber bei dem Geräuſch der Räder nichts verſtehen. Als ſie nun in den Landweg einbogen und die Pferde langſamen

Schrittes im Sande einhergingen, vernahm er hinter sich unterdrücktes Schluchzen. „Sie werden sich doch nicht wieder verunreinigt haben, heute am Missionsfeste?“ dachte er, und blickte rückwärts. Siehe da, die Alte weinte und die Junge hielt sie freundlich umfaßt. Gertrud streckte ihrem Fritz die freie Hand entgegen und sagte: Mutter und ich, wir sind wieder gut, und du nun auch, Fritz, nicht wahr?“ — „Ei, wie ist das zugegangen?“ fragte dieser herzensfroh. — „Ach, sagte die Mutter, noch häufig von Schluchzen unterbrochen, ich kann das schreckliche Wort: Krup unner! nicht vergessen. Wie muß ich meinem Heilande danken, daß das vorbei ist, und daß er jetzt den alten Leuten das Altentheil schenkt. Ich bin immer unzufrieden damit gewesen und habe gedacht, es wäre lauter Kreuz und Leid, und nun seh' ich, es ist vielmehr ein Segen des vierten Gebots. Heute hat mir der Herr Christus zugerufen: Krup unner! und seinem Ruf will ich gern folgen, will bei ihm unterkriechen unter die Flügel seiner Gnade, wie das Küchlein unter die Henne. Jetzt soll es bei mir nicht mehr heißen: Baben up! sondern: Krup nnner! in freudiger Herzensdemuth.“

Viel geredet haben sie dann nicht mehr, aber den Abend haben sie zum ersten Male wieder das Tischgebet zusammen gebetet: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast, und segne, was du uns beschecret hast.“ Und der Herr ist gekommen mit seinem Segen und ist bei ihnen geblieben.

Nun ist's ein fröhliches Leben im Hause. Die Junge fragt, die Alte räth und die alten und jungen Hände arbeiten und beten miteinander und für einander in lieblicher Eintracht. Und als kürzlich der Anerbe geboren war, da gab es keine sorgsamere Pflegerin für Mutter und Kind, als die Altentheilerin, und während der Zeit hat sie auch die Schlüssel bekommen. Dem Enkel aber, wenn sie ihn an das alte Großmutterherz drückt, flüstert sie zu: „Krup unner!“ (Wechselblatt.)

Theodor Cuyler's Wahl.

Für Haus und Herd bearbeitet von Memoria Gratia.

Theodor Cuyler entstammte einer Advokaten-Familie. Sein Vater starb als Friedensrichter, und zwar schon im 28. Jahre. Theodor war in Folge dessen in dem zarten Alter von vier Jahren ganz auf die mütterliche Erziehung angewiesen. Sein Großvater war auch Advokat und als solcher von Allen geachtet. Was war also natürlicher, als daß sowohl Vater wie Großvater den kleinen Theodor für dieselbe Laufbahn bestimmten. Er war wie zum Advokaten geboren. Allein seine Mutter hatte das Kind von seiner Geburt ab für den Dienst des Allerhöchsten bestimmt. Ihr beständiges Gebet war daher, daß der Kleine einst ein treuer Verkündiger des Wortes Gottes werden möge.

Alle, die um diesen ihren Wunsch wußten, verurtheilten sie deswegen. Der Großvater des kleinen Theodor suchte sie geradezu mit Gewalt von ihrem Vorhaben abzubringen und stellte folgende Aufforderung an sie: „Ich stehe im Begriff mein Testament zu machen. Meine juristische Bibliothek kann nicht übertroffen werden; ich vermache sie Theodor, wenn Du einen Advokaten aus ihm machst. Soll aber ein Pfaff' aus ihm werden, so habe ich weder Geld noch Bücher für ihn. Es soll Alles auf Deine Entscheidung ankommen, und zwar verlange ich dieselbe jetzt.“

Das war ein banger Augenblick für die alleinstehende Mutter; aber sie erwiderte beherzt: „Allerdings, ein Pfaff' soll er nicht werden, aber was ich leisten kann, soll geschehen, damit er ein treuer Prediger des Evangeliums werde.“

„Gut!“ versetzte der Alte, „aber vergiß nicht, daß ich für Pfaffen weder Bücher noch Geld habe.“

Sie wohnte hierauf in Auburn, wo der kleine Theodor die Schule besuchte. Das erste Geschenk, welches sie ihn machte, war eine Taschenbibel.

Er konnte schon mit vier Jahren lesen. Trotzdem trug die Mutter ernste Sorgen wegen der Möglichkeit seiner ferneren Ausbildung, da es ihr an Mitteln gebrach und sie sich nur durch ihren Eigensinn, wie die Leute sagten, aller Hülfe des Schwiegervaters entschlagen hatte. Sie stärkte sich jedoch an der Verheißung: „Befiehl dem Herrn deine Wege, er wird's wohl machen.“ Als es am Trübsten aussah, starb der Schwiegervater und hinterließ ein Testament, in welchem er Theodor alle Rechte seines Vaters einräumte. Die Noth hatte somit ein Ende und der Ausbildung Theodors stand nichts im Wege.

Als er neun Jahre alt war, wohnte er einer verlängerten Versammlung, die in der Schule gehalten wurde, bei. Eines Tages kam er heim mit der Bemerkung: „Mama, ich habe mich für den Heiland entschieden.“ Er schloß sich darauf der Kirche an.

Mit 16 Jahren bezog er die Universität Princeton, allwo er drei Jahre eifrig studirte und mit Ehren promovirte. Er war erst 19 Jahre, als er seine erste Reise nach Europa unternahm, um seine Studien dort zu vervollkommnen. Da er gute Zeugnisse bei sich trug, so gelangte er hier bald zu Ansehen. Besonders freuten sich Dickens und Carlyle über den schneidigen Yankee-Studiosus und schenkten ihm manche Aufmerksamkeit.

Worte Sterbender.

Für Haus und Herd von Conrad.

Ich ſehe Jeſus. — Stephanus.

Ehre ſei dir, o Gott! — Gordon Hall.

Ich gehe auf, auf, auf. — R. V. Lawrence.

Ich bin nicht getäuſcht. — Biſchof Jones.

Jeſus, Jeſus, ich ſterbe, aber du lebſt! — Otterbein.

Willkommen dieſe Ketle um Chriſti Willen. — Johannes Huß.

Das Beſte von Allem iſt, daß Gott mit uns iſt. — Johann Wesley.

O mein Gott, du haſt mich nie verlaſſen. — W. Day.

Die himmliſche Stadt iſt mir nun ſichtbar. — Payſon.

Welch' ein Geſang! Hörſt du ihn nicht? — Johann Carey.

Ich bin mit der Finſterniß für immer fertig. Thomas Scott.

In deine Hände befehle ich meinen Geiſt. — Martin Luther.

Nun laß deinen Knecht in Frieden fahren. — Biſchof Jewell.

Predige Chriſtus! Predige Chriſtus! Predige Chriſtus! — H. H. Hurd.

Sehet, in welchem Frieden ein Chriſt ſterben kann. — Joſeph Addiſon.

O, wunderbare, wunderbare, wunderbare Herrlichkeit! — Jeremia Everls.

Gloria! Gloria! Gloria! Halleluja! Jeſus herrſcht. — Jeſſe Lee.

Die klaren Verheißungen des Evangeliums ſind meine Stärke. — Iſaak Watts.

Meine Seele begehrt Chriſtum, meinen König, in ſeiner Schöne zu ſehen. — Beda.

Gott iſt Liebe! Jauchze, jauchze laut! Gott iſt Liebe! — Johann Fletſcher,

Mir mangelt nichts. Ich warte nur auf den Himmel. — Melanchthon.

Ich habe großen Frieden; kein rauher Luftzug bei Tag oder Nacht. — Richard Cecil.

Der Himmel iſt mir hier in Rußland ſo nahe als in meinem eigenen Vaterlande. — Howard.

Meine Freude würde ich nicht für das Kaiſerthum der Welt vertauſchen. — Herr Philipp Sidney.

Lebe in Chriſtus, lebe in Chriſtus und das Fleiſch braucht ſich vor dem Tode nicht zu fürchten. — Johann Knox.

Die himmliſche Stadt nun aufgehend, wird mir ganz ſichtbar — die Sonne geht wolkenlos unter. — Toplady.

Ich habe nun den Sieg — Chriſtus hält beide Hände aus, mich zu empfangen. — Rutherford.

Der größte Kampf iſt vorüber; Alles iſt gethan. Chriſtus iſt mein Leben, ſterben mein Gewinn. — J. Hervey.

Heute werde ich wunderbare Dinge ſehen; Gott iſt es aber, den ich ſehen möchte. Er iſt Alles in Allen. — Richard Watſon.

Ich habe Schmerzen — es giebt keine Beweisführung gegen die Empfindung; aber ich habe Frieden, ich habe Frieden. — Richard Baxter.

Gott ſei mit euch, lieben Kinder! Das Morgen-Mahl habe ich mit euch genommen, das Abend-Mahl werde ich mit meinem Herrn Jeſus Chriſtus nehmen. — Robert Bruce.

Lebet wohl, meine theuren chriſtlichen Freunde! Ich habe mich mit euch auf dem Wege angenehm unterhalten, ich verlaſſe euch nun für beſſere, und köſtlichere Unterhaltung dort oben. — Darracott.

Die Sonne der Gerechtigkeit zieht näher und näher, immer größer und klarer erſcheinend. — Edw. Payſon.

Gewaſchen im Blute des Lammes, ſchwinge ich mich durch die Thoren des Neuen Jeruſalems. Alſ. Cookmann.

Wir werden uns bald wieder treffen zum Singen des neuen Liedes am Orte der Seligen, wo wir ewig ſelig ſein werden. — Johann Bunyan.

Zuvor wußte ich: daß die Lehren, welche ich predigte, Wahrheiten ſeien, nun erfahre ich, daß ſie Segnungen ſind. — Romaine.

Mein Zeuge iſt im Himmel, und mein Verzeichniß hoch oben, daß ich verſucht habe, Gott auf Erden zu verherrlichen. — Biſchof Bedell.

Ich habe ſolche angenehme und entzückende Blicke der himmliſchen Welt gehabt, die ſich nicht in Worten ausdrücken laſſen. — Ph. Doddridge.

Iſt dieſes Sterben, ſo iſt Sterben etwas Angenehmes; ich könnte nicht wünſchen zu leben, nein, nicht um tauſend Welten. — Eliſa Cunningham.

Ob in dem Leibe oder außer dem Leibe, ich weiß es nicht, Gott weiß es; ich ſehe jedoch unausſprechliche Dinge. — Johann Holland.

Die Geſchichte einer großen Erfindung.

Für Haus und Herd von A. Pluddemann.

Der Erfinder des Bell'ſchen Telephons war in ſeiner Jugend ſchlank, hager und engbrüſtig. Alle ſeine Brüder waren an Lungenleiden geſtorben. Sein Vater, Prof. Alexander Melville Bell, um die Geſundheit ſeines nunmehr einzigen Sohnes beſorgt, verlegte ſeinen Wohnſitz von London, England, nach Ontario, Canada, weil er dies Klima für die Conſtitution des Sohnes entſprechender glaubte.

Prof. Alexander Graham Bell folgte einer Einladung und kam nach den Ver. Staaten, um hier den Lehrern verſchiedener Taubſtummen-Anſtalten Unterricht in ſeines Vaters Syſtem der „ſichtbaren Rede" zu ertheilen. In Boſton gründete er eine Privat-Schule unter dem Namen: „Inſtitut für das Studium der Phyſiologie der Stimme, für die Abhülfe des Stotterns und anderer Mängel der Ausſprache, ſowie für praktiſchen Unterricht in ſichtbarer Rede."

Später gründete er in Verbindung mit Andern in derſelben Stadt "A University of Elocution". Obgleich erſt vierundzwanzig Jahre alt, ſo war doch ſeine Bildung umfaſſend und gründlich. Er entſtammte einer Familie, die eine Anzahl wiſſenſchaftlicher Größen, wie auch einige Erfinder aufzuweiſen hat, deshalb kann es uns auch nicht wundern, daß er in ſeiner Mußezeit ſich mit wiſſenſchaftlichen Experimenten beſchäftigte. Beſonders intereſſirte er ſich für die Fortpflanzung des Schalles, und dieſer nützlichen Verwendung ſeiner freien Zeit verdankt das Telephon ſeine Erfindung. Einer ſeiner Schüler, Howard Glyndon, berichtet darüber wie folgt:

Eines Winterabends, als Profeſſor Bell, ich und einige andere bei einander waren, erzählte ich eine eigenthümliche Erfahrung, die ich am Nachmittage gemacht hatte. Ich machte zur Erholung einen Gang durch die Straßen. In kurzen Zwiſchenräumen raſſelten die Straßenbahnwagen die Straße auf und ab. Weil die Luft ſcharf und kalt war, ging ich ſtark. Da wurde meine Aufmerkſamkeit auf eine Lufterſchütterung gelenkt, die einen metalliſchen Klang hatte. Jedes Mal hatte ich dieſe Empfindung, wenn ein Straßenbahnwagen vorüberfuhr und ich meine Muffe feſt an die Bruſt drückte. Ich ſchloß daraus, daß dieſe Empfindung, die ſich durch die Bruſt meinem Bewußtſein mittheilte, von den Rädern der Bahnwagen herrühren müſſe.

Der Profeſſor machte ſofort einige Experimente mit ſolchen von uns, die taub waren. Er meinte, es müſſe ſich ein Inſtrument herſtellen laſſen, welches Taube unter den Kleidern verborgen mit ſich führen könnten, und welches ihnen beſonders das Nahen von Fuhrwerk, das außer dem Bereich des Auges ſei, ankünde. Er machte den Verſuch, ſolch ein Inſtrument herzuſtellen, nach einigen Wochen gab er jedoch dieſe Verſuche auf, gab aber durch dunkle Andeutungen zu verſtehen, daß ihm ein anderes, wichtigeres Ziel vorſchwebe.

Daß er an der Herſtellung einer Maſchine arbeitete, wußten wir, doch was es werden ſollte, war ein Geheimniß. Als ſeine Erfindung weiter voranſchritt, wurde er immer aufgeregter, weil er nicht ungeſtört und unbeobachtet ſeiner Arbeit obliegen konnte. Er konnte ſie nicht einmal verſchließen. Es darf nicht vergeſſen werden, daß er als junger Lehrer beinahe ganz fremd und ohne Freunde in einer fremden Stadt war. Eines Tages kaufte er ein billiges Tiſchchen, worauf er ſein Werk legte und mit einem Tuch zudeckte. Bald ſah er ein, daß dies nicht genügte. Jemand, der das Princip ſeiner Erfindung verſtand, konnte während ſeiner Abweſenheit die Maſchine unterſuchen und ihm ſeinen Gedanken ſtehlen, ehe er die Erfindung vervollſtändigen und patentiren konnte. Deshalb befeſtigte er einen ſchließbaren Deckel auf die Tiſchplatte, und fortan war die Maſchine ſtets verſchloſſen, wenn er nicht daran arbeitete. Lange wollte das Werk nicht gelingen. Zuweilen ließ er es entmuthigt liegen, dann ſchien ihm wieder ein neuer Gedanke zu kommen, und abermals arbeitete er fleißig darauf los, bis es ihm nach etwa einem Jahre gelungen war.

Um es aber vor das Publikum zu bringen, fehlte ihm das nöthige Kapital. Eigenthümliche Umſtände, die ganz außer der Berechnung des Erfinders lagen, verhalfen der Erfindung zu glänzendem Triumphe. Mabel, die Tochter von Gardiner Green Hubbard, hatte durch Scharlachfieber das Gehör verloren. Ihre Sprachorgane waren ebenfalls geſchwächt, auch ſchien ſie dem Sprechen abgeneigt. Die Eltern ſtrengten das Aeußerſte an, ihrem Kinde die Sprache zu erhalten und ſcheuten weder Koſten noch Mühe. Und es ſchien auch, als ob ihre Anſtrengungen mit Erfolg gekrönt werden ſollten. Ungefähr zehn Jahre waren ſeit jener verhängnißvollen Krankheit vergangen, als Prof. Bell nach Boſton kam. Herr Hubbard, der von ihm hörte, engagirte ihn als Lehrer für ſeine Tochter, die nunmehr zu einem blühenden Mädchen von fünfzehn Jahren herangewachſen war.

Nach einigen Monaten erſuchte er eine der Damen, denen er ſein Syſtem gelehrt hatte,

diese Stelle zu übernehmen. „Ich kann Miß Mabel nicht länger unterrichten," sagte er. Nicht fürchtete er, daß seine Kenntnisse nicht ausreichten, sondern, daß sie ihm etwas lehren möchte, was ihm bis dahin unbekannt geblieben war. Es war bereits zu spät. Und sie, die unwissender Weise ihn gelehrt hatte, hatte dasselbe gelernt — zu lieben. Als die Eltern hiervon Kunde erhielten, mißbilligten sie Anfangs die Neigung der Tochter, das Glück ihres Kindes überwog aber alle Bedenken und nach ungefähr einem Jahre fand die Verlobung statt. Eine glänzende Hochzeit folgte bald darauf. Prof. Bell und sein Schwiegervater, der mit seinem Reichthume ausgezeichnetes Geschäftstalent vereinigte, traten jetzt in Compagnonschaft, und von diesem Augenblick an war die Zukunft des Bell'schen Telephons gesichert. Hubbard errichtete ein großes Monopol und bald zählten sie ihren Reichthum nach Millionen. Der Erfinder und die Eigenthümer des Bell'schen Telephons haben manchen Kampf mit neidischen Rivalen zu bestehen gehabt, doch bis jetzt sind sie immer als Sieger hervorgegangen.

Winke und Nachrichten für Arbeiter.

An die Sonntagsschul-Lehrer und -Lehrerinnen! Geschwister! Der Herr segne eure Arbeit an den Kinderseelen! Nach dem Maße eurer Treue dürft ihr euch die Segensverheißungen für Bekenntniß und Mitarbeit persönlich zueignen. Eins aber vergessen die Allermeisten von euch: Das alte Bundesvolk Israel, die Judenmission. Auch in dieser Beziehung erkennet eure Pflicht; auch hierin sollt, könnt, müßt ihr Etwas thun. Aber was und wie? Vorausgesetzt, daß ihr selbst genug Liebe zu Israel und Interesse für seine Bekehrung habt — sucht diese auf eure Sonntagsschüler zu übertragen, d. h. veranlaßt sie, nicht nur christliche, sondern auch jüdische Kinder einzuladen, zu werben; ferner, für die Judenmission zu beten und zu geben und dies Alles mit einem liebenden Herzen. Weiset sie auf das nahe Verhältniß aller Gotteskinder zu Israel durch Jesum, sein Wort und seine Apostel hin. Wenn ihr ihnen die Geschichten des alten Testamentes erzählt, machet sie auf Schönheit und Werth desselben und die hervorragenden Männer des alten Bundes aufmerksam. Sagt ihnen, daß Petrus und Paulus und Andere des neuen Bundes und Testamentes, die ersten Jünger und Zeugen Christi bekehrte Israeliten waren. Habt nur erst ein warmes Herz für diesen Gegenstand und ihr werdet Mittel und Gelegenheit genug finden, auch die Kinder dafür zu begeistern und zu einer diesbezüglichen Thätigkeit zu veranlassen. Wenn ich so sehe, wie man für die Heiden Worte, Gebete und Geld, Liebe und Interesse hat, so fällt mir dem gegenüber die Vernachlässigung, ja das gänzliche Vergessen an Israel sehr auf. Es ist dies eine Lücke in unserem Missionswerk und — im Herzen der Missionsfreunde. Hoffentlich ist die Zeit nicht fern, daß unser werther Missionsboard auch diesem Zweige Rechnung tragen wird. Dann wird man in den Sonntagschulen nicht nur „China, Japan" u. s. w., sondern auch das Wort „Judenmission" hören. Bis dahin aber laßt uns hierin von selbst thun, „was die Liebe gebaut." Wollt ihr aber sonstwie Rath und Hülfe dazu, so werden mir eure brieflichen Anfragen erfreulich sein. Mit Gruß und Segenswunsch in Liebe euer im Herrn verbundener

La Crosse, Wis. J. H. Wallfisch,
Localprediger.
(z. Z. Stadtmissionar.)

Er fiel um. Daß der Leuchtthurm umgefallen, ist kein Wunder, denn er war ja nicht auf Fels gebaut. Man hatte eiserne Stangen in den Sand geschraubt und darauf den Thurm befestigt. Die Wellen lachten höhnisch, dann warfen sie sich in wilder Wuth dagegen und er fiel um. Fels hätte das Fundament sein sollen. – Ehrliche Knaben und Mädchen ist das Bedürfniß unserer Zeit und aller Zeiten. Ein aufrichtiger Charakter ist das Geheimniß alles wahren Erfolges. Unsere Schüler mögen sich höflich zu benehmen wissen, selbst ein frommes Wesen angenommen haben, sogar Glieder der Kirche sein, sind sie aber nicht von Grund des Herzens aus aufrichtig und ehrlich, dann fehlt ihrem Charakter ein zuverlässiges Fundament und der ganze Bau ist wacklig. Errichtet keinen Bau auf in den Sand geschraubten Stangen. Er kann dem Wogendrang nicht widerstehen. Dringe beständig auf Aufrichtigkeit. Lehre die Schüler sich jeglicher Unwahrheit und Ausflucht zu schämen. Sage ihnen nicht nur, daß „ehrlich am längsten währt", sondern auch, daß die Lüge eine Sünde wider Gott und sich selbst ist. Lehre sie, allen falschen Schein verschmähen. Aufrichtigkeit sei das Fundament des ganzen Lebensbaues, Aufrichtigkeit, welcher Christus ihre Festigkeit verliehen. Dann darfst du gewiß sein, daß deine Arbeit nicht vergeblich war. Dein Werk wird Bestand haben.

Ist einer meiner Sonntagschülee krank? Krankheit! Welche Empfindung von Abscheu, Angst, Besorgniß u. dgl. mehr knüpft sich doch an das bloße Wort! Krankheit und Schmerz sind gleichsam der Schatten in der Lichtwelt, die uns Christus brachte. Als er noch auf Erden wandelte, pflegte er diesen Schatten häufig zu entfernen, damit das Licht seiner Liebe durch keinen Schatten getrübt sei.

Wenn die Kirche und Sonntagſchule ihm doch hierin folgen wollte! Der Körper iſt der Schlüſſel zum Herzen. Durch Linderung körperlicher Schmerzen können wir manchmal dem Herzen die theuerſten Wahrheiten nahe legen. Der Eine kann dies durch Unterſtützung eines Hoſpitals, der Andere durch perſönliche Dienſte zur Seite des Kranken. Als Sonntagſchul-Arbeiter haben wir gerade hier vielleicht eine tüchtige Lektion zu lernen. „Iſt einer meiner Sonntagſchüler krank?“ Wenn ſo, o bringe ihm das Licht deiner herzlichen Sympathie, wenn du ſein Lehrer biſt! Du kannſt damit manchen düſtern Schatten vertreiben. Ein freundlicher Beſuch, eine kleine Delikateſſe, eine beſorgte Nachfrage bei den Angehörigen leiſten Großes. Lebe ſo innig mit deinem Heiland verbunden, daß dir das nicht nur leicht wird, ſondern ſein Geiſt dich mit Sympathie erfüllt und dich dazu antreibt.

Kinderfeſte. Lehrer ſollen Wächter und Gärtner der Kinder ſein. Sie ſind von Gott nicht nur dazu berufen, die Unſchuld der Kindheit zu beſchützen, ſie ſollen auch den empfänglichen Herzensacker pflegen, den Samen der Wahrheit darin verſenken und für jeden Keim des Guten zärtliche Fürſorge tragen. Irgend ein hülfreicher Wink iſt daher ſelbſtverſtändlich willkommen. Heute ein Wink über Kinderfeſte.

Picknicks, Ausflüge per Bahn und Dampfſchiff und Kinderfeſte ſind uns allen bekannt. Gerne würden wir öfter den Kindern ſolche fröhliche Feſttage beſcheeren, wenn ſie nicht ſchon tagelang vorher ſo viel Zeit und Mühe von unſerer Seite erforderten. Sollte es denn aber nicht Mittel und Wege geben, die Zahl ſolcher Feſttage zu vermehren, ohne daß den Lehrern ſchwere Extra-Laſten auferlegt würden?

Die Lehrerin einer Schule, wo Picknicks und Vergnügungsfahrten unbekannt waren; löſte dieſe Frage auf ganz einfache Weiſe. Sie veranſtaltete während des Jahres drei bis vier „Parties“. Im Sommer kam die Schule auf dem ſchattigen Raſenplatze einer Freundin zuſammen. Hängematten und kleine Schaukeln waren an den Bäumen angebracht, einfache Spiele, an denen Schüler und Lehrer theilnahmen, wurden veranſtaltet, Limonade und Kuchen wurden verabreicht, und als der Tag ſich neigte, ſangen ſie ihre Lieder von Jeſus und ſeiner Liebe.

Bei ungünſtiger Witterung fanden dieſe geſelligen Zuſammenkünfte im großen Schulſaale ſtatt. Hier war es ſchwieriger Ordnung zu halten; jedoch Liebe und Takt vermag Berge von Hinderniſſen hinweg zu räumen. Kein Unfug kam vor. Aller Scherz und alles Spiel geſchah im Geiſte der Liebe und Herzlichkeit. Und glücklicher und froher betraten ſie das Alltagsleben. Und was uns glücklicher macht, das macht uns auch beſſer.

Iſt die Witterung angenehm, dann ſind ohne Zweifel Raſenplätze für dergleichen Feſte am geeignetſten, es ſei denn, daß ein ſchattig Wäldchen in der Nähe iſt. In großen Städten mögen Lehrer ihre Schüler zu den öffentlichen Anlagen (Parks) nehmen. Wo dies aus irgend einer Weiſe nicht thunlich iſt, können ſie in der Kirche oder in dem Hauſe des Lehrers oder eines Freundes zuſammenkommen. Es iſt nothwendig, daß der Lehrer die Schüler auch außerhalb der Schule kennen lernt. Im Umgang mit andern Kindern giebt ſich das Kind ungezwungen, wie es iſt. Alsdann bietet ſich Gelegenheit, den eigentlichen Charakter des Kindes zu ſtudiren. Und wie nöthig iſt ſolche Kenntniß zu erfolgreichem Wirken.

Der Superintendent einer großen Stadt-Schule, obgleich mit Geſchäften überhäuft, veranſtaltete letzten Sommer ein Maifeſt. Die Liebe zu den Kindern verſtand es alle Hinderniſſe zu beſeitigen. Die Plattform war mit Gras beſtreut und alles ſo landmäßig als möglich hergerichtet. Ein großer Theil der Schule nahm Theil an dem einfachen Spiel um die Maiſtange. Und der Superintendent, ein junger Mann iſt er nicht mehr, ſuchte es im Spiel den Kindern zuvor zu thun, ſuchte durch ſein Beiſpiel den rechten Ton anzugeben. Und dadurch vergab er ſeiner Würde nichts, denn man kann ſehr wohl den Kindern ein Kind ſein, ohne ſich kindiſch zu benehmen.

„Was ehrbar iſt und lieblich,“ das laßt uns den Kindern darreichen und ſie auf die Pfade des Friedens führen.

Frauenzeitung.

Wer hat den Weg durch's wilde Meer gefunden,
Der nie mit Todesſtürmen ſtritt?
Es iſt ein Herz mit ſeinen Wunden
Mehr werth, als ein's, das niemals litt.

Von dem Manne, der die Wirthſchaft beſorgen wollte.

Ein norwegiſches Volksmärchen.

Es war einmal ein Mann, der brummte und zankte den ganzen Tag, und niemals konnte ihm ſeine Frau im Hauſe etwas recht machen. So kam er auch in der Heuernte eines Abends heim und polterte und wetterte, daß es ganz ſchrecklich anzuhören war. Da ſagte die Frau:

„Sei doch nicht ſo böſe, Väterchen, morgen wollen wir einmal mit der Arbeit tauſchen, ich will mit den Knechten mähen gehn und du ſollſt die Wirthſchaft beſorgen.“

Damit war der Mann zufrieden. Frühmorgens nahm die Frau die Senſe über die Schulter und ging mit den Knechten auf's Feld; der Mann aber blieb im Hauſe zurück.

Zunächſt machte er ſich an's Buttern; darüber wurde er durſtig, ſtieg in den Keller hinab und be-

gann sich einen Krug Bier aus dem Fasse abzuzapfen. Da hörte er, wie das Schwein in die Stube gelaufen kam und sprang hurtig die Kellertreppe hinauf, um das Thier fortzujagen, damit es nicht das Butterfaß umstoße. Doch schon war das Unglück geschehen und die ganze Diele war weiß; mitten in der Sahne patschte das Schwein herum und ließ sich's gut schmecken. Da wurde der Mann so böse, daß er ganz das Bier vergaß und nur das Schwein greifen wollte; in der Thür bekam er es zu fassen und gab ihm vor Aerger einen solchen Tritt, daß es auf dem Flecke todt liegen blieb. Jetzt besann er sich auch wieder auf das Faß im Keller, aber als er hinunter kam, war das Bier ausgelaufen.

Nun ging er in die Milchkammer, dort fand er noch Sahne genug und füllte das Butterfaß von Neuem, denn Butter wollte er durchaus zu Mittag haben.

Nach einer Weile fiel ihm ein, daß die Kuh noch im Stalle stand und weder Futter noch Wasser bekommen hatte, obgleich es schon hoch am Tage war. Er wollte sich nicht die Zeit nehmen, die Kuh auf die Wiese zu führen, sondern beschloß, sie auf's Dach zu leiten, das flach und mit Rasen gedeckt, und es wuchs dort hohes, schönes Gras. Die Hütte lag neben einem Hügel; wenn er von dort ein Brett nach dem Dache legte, getraute er sich wohl, die Kuh hinaufzubringen. Aber das Butterfaß wollte er nicht wieder stehen lassen, weil sein kleiner Junge auf der Diele herumkrabbelte, der konnte es leicht umstoßen. Er band sich also das Faß auf den Rücken und ging damit in den Stall; doch bevor er die Kuh auf's Dach führte, wollte er sie tränken, nahm einen Eimer und begann Wasser aus dem Brunnen zu schöpfen. Als er sich über den Rand beugte, lief die Sahne aus dem Butterfasse ihm in den Nacken und über den Kopf in den Brunnen.

Es ging stark auf Mittag und Butter hatte er nicht bekommen; so beschloß er, Grütze zu kochen und hängte einen Kessel mit Wasser über den Herd. Als er dies gethan hatte, fiel ihm ein, daß die Kuh vom Dache herunterfallen und den Hals oder die Beine brechen könnte, d'rum stieg er wieder hinauf, um sie anzubinden. Das eine Ende des Strickes befestigte er an dem Halse der Kuh, das andere warf er durch den Schornstein hinab und schlang es sich dann in der Küche um den Leib. Das Wasser fing an zu kochen, und er rührte die Grütze ein.

Auf einmal fiel die Kuh dennoch vom Dache und zog an dem Stricke den Mann in den Schornstein hinauf, da steckte er nun! — aber die Kuh hing draußen an der Wand und schwebte zwischen Himmel und Erde.

Die Frau wartete und wartete vergeblich, daß ihr Mann kommen und sie zum Mittagessen rufen sollte; endlich wurde ihr die Zeit lang, und sie ging nach Hause. Als sie nun sah, wie jämmerlich die Kuh dahing, lief sie schnell und durchschnitt den Strick mit der Sense. In demselben Augenblicke fiel der Mann den Schornstein hinunter, und als seine Frau in die Küche trat — steckte er kopfüber im Grützkessel!

(Aus „Norske Folke-Eventyr, fortalte af P. Chr. Asbjörnsen og Jörgen Moe.")

Ueber das Haushalten. Der bekannte Pfarrer Flattig giebt allerhand gute Rathschläge für das Haushalten: Das Hausen, d. i. das Haushalten, sagt er, machte mir lange Zeit viel zu schaffen, bis ich endlich auf die dürre Regel kam: Nicht viel brauchen, so hat man nicht nöthig, viel zu erwerben; denn das Erwerben macht einem so viele Sorgen, und das viele Sorgen konnte ich nie leiden. Um nun von den vielen Sorgen los zu kommen, mußte ich darauf bedacht sein, in meiner Haushaltung wenig zu brauchen, damit ich nicht viel erwerben müßte. Ich habe mich deswegen nur auf die Liebe gelegt und nicht auf die Ehre; denn bei der Liebe verdirbt man nicht; man kann oft zwanzig gute Freunde in der Liebe speisen, bis man einen einzigen Gast, herrenmäßig traktirt. Wenn ich mich nun vorher schämte, wenn ich schlecht aß, und es kam Jemand über dem Essen zu mir, so schämte ich mich hernach, wenn ich etwas Gutes aß.

Es wollte mir Jemand ein paar seidene Strümpfe verehren; ich aber sagte zu ihm: Ich bedanke mich für die Ehre. Denn wenn ich die Strümpfe anziehen wollte, so würden sie mich wenigstens tausend Gulden kosten, weil die übrigen Kleider auch dazu passen müßten, und nicht nur ich müßte mich kostbarer kleiden, sondern auch meine Frau und Kinder. Mit dieser kostbaren Kleidertracht müßte auch die übrige Einrichtung in meinem Hause übereinstimmen, zum Exempel in der Aufwartung, kostbarem Essen u. dergl. Wenn man nun dieses zusammen nähme, so würde es sich hoch belaufen. Denn Essen und gute Tage wollen, machet lauter Sorgen.

Ich theile die Sorgen nun in drei Klassen, nämlich: 1) die Nahrungs-Sorgen, 2) die Lust-Sorgen und 3) die Ehren-Sorgen. Nahrungs-Sorgen sind die leichtesten, denn man wird nicht leicht einen Menschen Hungers sterben sehen; ein Christ wenigstens hat die Verheißung: „Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen." Lust-Sorgen sind schon schwerer, da man nicht zufrieden ist, nur zur Noth sein tägliches Auskommen in der Welt zu haben, sondern auch gern gute Tage haben möchte. Diese Sorgen sind weit schwerer, als die Nahrungs-Sorgen: denn auf's Wohlleben hat Gott keine Verheißung gegeben. Bei den Ehren-Sorgen ist es ebenso. Alle diese Sorgen und alle diese Last muß man selber tragen, da hingegen bei den Nahrungs-Sorgen Gott sorgt nach dem Spruch: Er sorget für euch.

Arme können übrigens leichter hausen als Reiche, weil diese weit mehr Sorgen haben als jene. Denn jemehr man hat, desto mehr muß man sich Mühe geben, daß man nichts davon vertiert, und man will es nicht nur nicht verlieren, sondern man möchte es auch gern höher bringen.

Kleine Freuden. Es klagen so viel tausend und abertausend Menschen, daß sie auf ihrem Lebenswege keinem Freudenblümchen begegnen, welches zu pflücken der Mühe werth sei.

O! liebe Freundinnen, sagt das nicht! Thut nur die Augen auf, und ihr werdet viele Dinge sehen, welche der Beachtung werth sind.

Da geht ein zartes Mädchen von sieben Jahren. Sie schleppt sich mit einem Körbchen, in welchem zwei große Brode liegen. Sie muß das Brod für

die Mutter holen, welche krank daheim liegt und gewiß sehnsüchtig auf Marie's Rückkehr wartet. Begegnet dir ein solches Kind, so bitte ich dich, nimm ihm die schwere Last ab, laß dir auch ein wenig von seiner Familie erzählen. Das Kinderherz wird sich dir bald erschließen und, wenn sich eure Wege trennen, lohnt deine Liebesthat ein herzliches „Gott bezahl's", das macht das Herz so fröhlich und dankbar.

Oder du begegnest einem alten Mütterchen. Sie hat allein schon an der Last ihrer Jahre zu tragen. Damit nicht genug, keucht sie mit einer schweren Schüssel daher. Auf dein „Wie geht's, Mutterle?" schüttelt sie nur den Kopf und legt die Hand in's schmerzende Kreuz. Sie muß also sehr müde sein. Sag' liebende Freundin, wer unter uns hätte ein so steinernes Herz, kalt bei der Frau vorbei zu gehen, ohne ihr wenigstens in etwas den beschwerlichen Weg zu erleichtern?

„Ich möchte wohl thun wie du mir räthst, aber was würden die Menschen sagen, wenn ich einen Korb trüge und mich mit einer Bauernfrau unterhielte? antwortest du. Ohne Kampf kein Sieg, liebe Töchter in Stadt und Land. Zeigt euren Bekannten, denen ihr begegnet und welche die Köpfe über euch schütteln, daß ihr wohl den Spott auf ihren Lippen leset, ihn aber nicht empfindet, weil euer Herz in diesem Augenblick so glücklich über ihren Spott erhaben ist. Vielleicht schämen sie sich dann ihres lieblosen Urtheils und eifern euch vielleicht gar bei nächster Gelegenheit nach.

Versucht es einmal, und ihr werdet sehen, daß das Geringste, was wir an den Armen gethan haben, unsere Herzen fröhlich und dankbar gegen Gott macht. Er, der in das Verborgene sieht, wird dir auch den kleinsten Liebesdienst vergelten.

Elisabeth.

Im Schatten.

Kinder-Mund. Die kleine Else ist beim Onkel zu Besuch, und dieser fragt:

„Hast du auch die Knallbonbons, welche ich dir zu Weihnachten geschickt hatte, hübsch mit deinem Brüderchen getheilt?"

„Jawohl, lieber Onkel!" erwidert Else eifrig. „Ich habe immer die Bonbons und Chokoladenplätzchen gegessen und ihm dann die hübschen Verschen gegeben. Du glaubst gar nicht, wie gern der kleine Franz schon lies't!"

* * *

Mutter: Nun, mein süßer Junge, hast du auch deine Ferien-Arbeiten fertig?

Söhnchen: Die brauche ich nicht zu machen, Mama.

Mutter: Natürlich mußt du sie machen, — wenn du ohne Ferien-Arbeiten in der Schule ankämst, würde der Lehrer dich sofort einen heruntersetzen.

Söhnchen (triumphirend): Aber ich bin ja schon der Letzte!

Schlagfertige Antworten. Als Fenelon Hofkaplan Ludwigs XIV. war, fand dieser an einem Sonntag eine auffallend kleine Anzahl von Zuhörern in der Kirche. Sein Befremden darüber zu erkennend gebend, erhielt er zur Antwort: „Monsieur Fenelon hat das Gerücht verbreiten lassen, Ew. Majestät würden heute die Kirche nicht besuchen, Sie sollten sehen, wer hierher komme, um Gott zu verehren, und wer hierher komme, um dem König zu schmeicheln."

Ein junger Offizier, der unter demselben Monarchen in einem Regiment diente, das sich durch glänzende Waffenthaten schon mehrfach ausgezeichnet hatte, that sich auch seinerseits bei einem bedeutsamen Anlaß rühmlichst hervor. Eine dem König nahestehende Persönlichkeit theilte darauf dem jugendlichen Helden im Vertrauen mit, daß er bereits halb und halb zum Ritter des Ordens vom heiligen Ludwig vorgesehen sei; nur eben seiner Jugend wegen bedenke sich der König noch, ihm eine so hohe Auszeichnung zukommen zu lassen. „Dann werde ich sie wohl nie erhalten," erwiderte im Tone entschlossener Entsagung der junge Leutenant; „denn alt wird bei dem Regimente, bei dem ich diene, keiner." Das treffende Wort wurde dem König mitgetheilt, und Tags darauf prangte die erwähnte Auszeichnung an der Brust des jungen, in jeder Beziehung schlagfertigen Kriegers.

Ein alter, sehr häßlicher Professor diskutirt mit einem jungen Privat-Docenten über die Darwin'sche Theorie, und schließt seine Argumentation nach einer glänzenden Beweisführung mit den Worten: „Nun, glauben Sie jetzt, daß der Mensch vom Affen abstamm1?" Der junge Docent verneigte sich höflich und erwidert: „So lange ich mich im Bannkreis Ihrer Persönlichkeit befinde, Herr Professor, müßte ich ja mit Blindheit geschlagen sein, wenn ich's nicht glaubte."

Viktor Hugo war in seiner Jugend schwächlich, erlangte aber später eine kernhafte Constitution, die er durch regelmäßige Lebensweise zu erhalten wußte. In seiner Wohnung las man folgende Inschrift:

Lever à six, diner à dix,
Souper à six, coucher à dix,
Fait vivre l'homme dix fois dix.

Aufstehen um sechs, mittagessen um zehn,
Abendessen um sechs, schafengehen um zehn,
Macht, daß der Mensch zehn mal zehn Jahre lebt.

Er schrieb, stehend wie sitzend, stets bei offenem Fenster, auch im Winter, und blieb bis an sein Ende der Gänsefeder treu. Seine Kleidung war einfach und absichtlich immer fünf Jahre hinter der Mode zurück. Viktor Hugo arbeitete mit wunderbarer Leichtigkeit. Sein "Nortre Dame de Paris" ward in 5½ Monaten vollendet, und das letzte Wort

dieſes Werkes ſchrieb er mit dem letzten Tropfen ſeiner Tintenflaſche, die er eröffnete, als er jenes Werk begann. Deshalb kam ihm der Gedanke, jenes Werk zu betiteln: „Was ſich in einer Tintenflaſche befindet.“ Er ließ dieſen Gedanken aber wieder fahren und geſtattete, daß Alphons Karr jene Ueberſchrift benutzte.

Eine Bismarck-Schweninger-Erinnerung findet ſich in einem Briefe aus Karlsbad an den „Peſter Lloyd“. Betreffender Correſpondent ſchreibt:

Ich weiß nicht, wie der Fürſt überhaupt auf den Gedanken kam, Dr. Schweninger zu konſultiren; genug an dem, er ließ denſelben rufen. Dr. Schweninger ließ ſich vom Reichskanzler deſſen Leidensgeſchichte erzählen. Als der Fürſt fertig war, begann Schweninger zu fragen. Bismarck antwortete anfänglich bereitwillig, aber als das Fragen gar kein Ende nahm, ſtieg der Unmuth des Gefragten von Secunde zu Secunde und machte ſich endlich in der barſchen „Anſchnauzung“ Luft: „Fragen Sie nicht ſo viel!“ Dr. Schweniger antwortete in feſtem, nichts weniger als devotem Tone: „Wie es Ihnen beliebt, Durchlaucht, aber wenn Sie kurirt ſein wollen, ohne gefragt zu werden, dann ſollten Sie einen Vieharzt kommen laſſen; der kurirt ohne zu fragen.“ Der Fürſt war ſprachlos vor Entſetzen über dieſe Frechheit; er ſchleuderte dem Münchener Doctor einen vernichtenden Blick zu, vor welchem dieſer jedoch durchaus nicht zu ſchrecken ſchien. Es trat eine ziemlich lange Pauſe ein; dann ſagte der Fürſt in ruhigem Tone: „Wenn es denn ſein muß, ſo fragen Sie in Gottes Namen weiter, aber ich erwarte dann auch von Ihnen, daß Sie als Arzt ebenſo Großartiges leiſten werden, wie als Grobian.“ ....

Der Humor Kaiſer Wilhelms. Kaiſer Wilhelm hielt vor einigen Jahren in Bonn Cercle. Einer der Offiziere, welche die Ehre hatten, vorgeſtellt zu werden, war dem Kaiſer nicht bekannt, und der Adjutant, der ſich vorher informirt hatte, flüſterte dem Monarchen zu: „Iſt ſoeben zum Rittmeiſter befördert worden.“ Der Kaiſer ſprach den betreffenden huldvoll an und gratulirte ihm zur Beförderung zum Rittmeiſter. Starr vor freudigem Schreck eilt der ſo apoſtrophirte, der noch nicht an der Reihe war, Rittmeiſter zu werden, mit der Meldung zum Kommandeur, daß ihm die Ehre widerfahren ſei ꝛc. Der Kommandeur eilt zum Adjutanten, und da ſtellt es ſich dann heraus, daß der Adjutant den ältern, den zum Rittmeiſter beförderten Bruder des jungen Offiziers, mit dieſem verwechſelt hatte. Neunmüthig beichtete der Adjutant ſein Verſehen dem Kaiſer. Dieſer lächelte huldvoll und ſagte: „Nun, da ich Herrn M. zum Rittmeiſter gratulirt habe, muß er's wohl bleiben.“ Nicht lange nachher war Cour bei Hofe. Der ſoeben zum Major beförderte, jedoch noch als Hauptmann erſchienene Herr von B. wird dem Kaiſer vorgeſtellt und der Adjutant flüſtert dem Kaiſer zu: „Soeben zum Major befördert.“ Lächelnd drehte ſich der Kaiſer um und ſagt echt Berliniſch: „Nee, mein Lieber, darauf fall' ich nicht mehr rein!“ Die reizende, kleine Anekdote, welche einerſeits die wohlwollende Nachſicht, wie anderſeits den Humor Kaiſer Wilhelms bezeugt, hat den Vorzug, buchſtäblich wahr zu ſein.

Eine wirklich rührende Kundgebung des alten Kaiſer Wilhelm wird von den jüngſten Kaiſer-Manövern in Schwaben gemeldet. Als der Kaiſer gelegentlich der großen Parade des 19. September auch die Vereine von alten Kriegern inſpicirte, hörte er, daß ſich bei denſelben auch ein einundneunzigjähriger Greis, Namens Bacher aus Freudenſtadt, ein Veteran aus den Napoleoniſchen Kriegen, befände. Der alte Mann war in einem Wagen herbeigebracht worden, und wollte denſelben bei Annäherung des Kaiſers verlaſſen. Doch dieſer von dem Adjutanten über den Mann unterrichtet, winkte ihm zu, ſitzen zu bleiben, ſtieg ſelbſt aus ſeiner Kutſche und ging zu dem Alten an deſſen Wagen, indem er ihn begrüßend ſagte: „Ich bin der Jüngere von uns Beiden, und es iſt deshalb an mir, aufzuſtehen.“

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 6. Juni. **Jeſus, das Lebensbrod.** Joh. 6, 22—40.

22. Des andern Tages ſahe das Volk, das dieſſeit des Meers ſtund, daß kein ander Schiff daſelbſt war, denn das einige, darein ſeine Jünger getreten waren, und daß Jeſus nicht mit ſeinen Jüngern in das Schiff getreten war, ſondern allein ſeine Jünger waren weggefahren.

23. Es kamen aber andere Schiffe von Tiberias nahe zu der Stätte, da ſie das Brod gegeſſen hatten durch des Herrn Dankſagung.

24. Da nun das Volk ſahe, daß Jeſus nicht da war, noch ſeine Jünger, traten ſie auch in die Schiffe, und kamen gen Capernaum, und ſuchten Jeſum.

25. Und da ſie ihn funden jenſeit des Meers, ſprachen ſie zu ihm: Rabbi, wann biſt du herkommen?

26. Jeſus antwortete ihnen und ſprach: Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch, ihr ſuchet mich nicht darum, daß ihr Zeichen geſehen habt, ſondern daß ihr von dem Brod gegeſſen habt, und ſeid ſatt worden.

27. Wirket Speiſe, nicht die vergänglich iſt, ſondern die da bleibet in das ewige Leben, welche euch des Menſchen Sohn geben wird; denn denſelbigen hat Gott der Vater verſiegelt.

28. Da ſprachen ſie zu ihm: Was ſollen wir thun, daß wir Gottes Werke wirken?

29. Jeſus antwortete und ſprach zu ihnen: Das iſt Gottes Werk, daß ihr an den glaubet, den er geſandt hat.

30. Da ſprachen ſie zu ihm: Was thuſt du für ein Zeichen, auf daß wir ſehen und glauben dir? was wirkeſt du?

31. Unſere Väter haben Manna gegeſſen in der Wüſte, wie geſchrieben ſtehet: Er gab ihnen Brod vom Himmel zu eſſen.

32. Da ſprach Jeſus zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch, Moſes hat euch nicht Brod vom Himmel gegeben; ſondern mein Vater giebt euch das rechte Brod vom Himmel.

33. Denn dies iſt das Brod Gottes, das vom Himmel kommt, und giebt der Welt das Leben.

34. Da ſprachen ſie zu ihm: Herr, gieb uns allewege ſolch Brod.

Digitized by Google

35. Jesus aber sprach zu ihnen: Ich bin das Brod des Lebens. Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern; und wer an mich glaubet, den wird nimmer mehr dürsten.
36. Aber ich habs euch gesagt, daß ihr mich gesehen habt, und glaubet doch nicht.
37. Alles, was mir mein Vater giebt, das kommt zu mir; und wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen.
38. Denn ich bin vom Himmel kommen, nicht, daß ich meinen Willen thue, sondern deß, der mich gesandt hat.
39. Das ist aber der Wille des Vaters, der mich gesandt hat, daß ich nichts verliere von allem, das er mir gegeben hat, sondern, daß ichs auferwecke am jüngsten Tage.
40. Das ist aber der Wille deß, der mich gesandt hat, daß wer den Sohn siehet, und glaubet an ihn, habe das ewige Leben; und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage.

Biblischer Grundgedanke: „Herr, gieb uns allewege solch Brod." Joh. 6, 34.

Der Schauplatz dieser Lektion ist Kapernaum, die Zeit: der Tag nach der wunderbaren Speisung der Fünftausend.

I. Ein Bedürfniß aller Menschen. V. 22—27.

V. 22. Dieser Vers giebt den Grund an, welcher die Leute veranlaßte, auf der östlichen Seite des See's zu bleiben und den nächsten Morgen sich am Orte der Speisung wieder einzustellen. Jesus schien noch auf dieser Seite sein zu müssen, da die Jünger ohne ihn auf dem einzig vorhandenen Schiffe abgefahren waren.

V. 23. Diese Einschaltung erklärt, auf welche Weise das Volk nach Kapernaum gelangte. Während der Nacht oder früh Morgens waren andere Schiffe angekommen. Dieser bedienten sich die Leute, um nach Kapernaum zu fahren. Hätte Johannes diese Erklärung nicht eingeschaltet, so würden die Ungläubigen uns fragen, wie die Menschen ohne Schiffe an die Westküste gelangt seien?

V. 24. 25. Nachdem sie eine Zeitlang vergeblich auf Jesum und seine Jünger gewartet hatten, faßten die Leute den Entschluß, ihn in seiner Wohnstadt Kapernaum aufzusuchen. Sie bedienen sich zur Ueberfahrt der von Tiberias gekommenen Schiffe. Es ist wohl kaum anzunehmen, daß die 5000 Männer alle herüberkamen. So zahlreich werden die angekommenen Schiffe nicht gewesen sein, um eine solche Menschenmenge aufzunehmen. Nach Vers 59 finden sie den Herrn in der Synagoge zu Kapernaum. Die Frage, welche sie an ihn richten, zeugt von ihrer Verwunderung über das Wann und Wie seines Kommens von der West- nach der Ostküste.

V. 26. Jesus läßt sich auf ihre Frage nicht ein. Der Herzenskündiger, der ihre Gedanken von Ferne durchschaut, muß ihnen das traurige Zeugniß ausstellen, daß nicht Heilsbegier, nicht die Sorge um ihrer Seele Wohl, sondern „Brode und Fische" der Beweggrund seien, welcher sie auf's Neue zu ihm führe.

V. 27. Dieser Vers ist reich an praktischen Lehren. Wir haben hier 1) ein Verbot. Wir sollen nicht ausschließlich, nicht einmal hauptsächlich uns um das Zeitliche, Irdische und Vergängliche bewerben und bemühen. 2) Ein Gebot. Zur vornehmsten Sorge sollen wir das Heil unserer Seele machen. 3) Eine Verheißung. Der Sohn Gottes giebt das Heil, die Seelenspeise, das Lebensbrod denen, die geistlich hungernd oder heilsverlangend zu ihm kommen.

II. Genossen durch den Glauben. V. 28—34.

V. 28. „Wirket," sprach Jesus, und die Juden scheinen bereit zu sein, dieser Forderung zu entsprechen, wenigstens im fleischlichen Sinne des Wortes, als Diener eines irdischen Messias.

V. 29. Um Gottes Diener zu werden, müssen sie sich mit unbedingtem Vertrauen an den Gesandten Gottes hingeben. „Der Glaube ist auch eine That," sagt Tholuck; „er ist das entscheidende Werk des Menschen, worin das entscheidende Werk Gottes ist."

V. 30. 31. Aus den Worten Jesu erkannten sie, daß er sie zum Glauben an ihn, als den Gesandten Gottes, auffordere. Sie wollen wissen, durch welche Wunder und Werke er seine göttliche Gesandtschaft beglaubige. Angesichts der erst gestern gewirkten wunderbaren Speisung lautet diese Frage höchst sonderbar und beweist auf's Neue, wie maßlos die Stumpfheit, das Vorurtheil und der Unglaube des Menschen in geistlicher Beziehung sind. Sie verlangen eine bessere Beglaubigung, als die einmalige Speisung ihnen liefert. Moses speiste das Volk vierzig Jahre lang mit Manna und wenn der Herr wirklich der Messias sei, so genüge es nicht, daß er sie einmal vorübergehend speise. Die Mannaspeisung betrachteten die Juden als das größte Wunder. Vom Messias erwarteten sie eine neue Mannaepoche.

V. 32. 33. Der Herr verstand die versteckte Andeutung der Juden, daß er in ihrer Achtung Moses nachstehe. Er verneint ihre doppelte Behauptung: 1) daß Moses ihnen Manna gab; 2) daß dieses Manna im wahrsten Sinne des Wortes Brod vom Himmel sei. Er erklärt, sein Vater, der dem Volk in den Tagen Mose Manna gab, biete ihnen jetzt das wahre Brod vom Himmel an, ein Gottesbrod, welches der Welt das Leben giebt.

V. 34. Diese Bitte erinnert uns an die Bitte der Samariterin, Joh. 4, 15. Die Juden denken sich das Brod als etwas Materielles, das ihnen Christus auf wunderbare Weise geben könne.

III. Für Jedermann vorhanden. V. 35—38.

V. 35. „Brod" ist ein herrliches Sinnbild Christi und seines Heiles. Der Mensch braucht das Brod zum Leibesleben. Es ist das natürlichste Lebensmittel und die gesundeste Abhülfe für Hunger. So bedarf ein Jedweder Christum für sein Seelenleben, für seinen inwendigen Menschen ebenso nothwendig, wie das tägliche Brod. Das „Kommen" und „Glauben" in diesem Verse bezeichnen ein und denselben Akt — die persönliche Aneignung des Heils.

V. 36. „Sie haben ihn schon in einer messianischen Funktion bei der Speisung gesehen und doch das Zeichen in seinem Wunder nicht gesehen, ihn nicht recht gesehen. So nahe waren sie beim Heil, aber es hat ihnen der rechte Glaube gefehlt."

V. 37. Wer dem Rufe Gottes Gehör schenkt und demselben Folge leistet, den giebt der Vater dem Sohne. Gott wirkt durch seinen Geist im Herzen der Menschen. Wer dem Geiste nicht widerstehet, seiner Stimme vielmehr folgt, der kommt zu Jesu und findet die freundlichste Aufnahme, den herzlichsten Willkomm.

V. 38. Bei der An- und Aufnahme der Menschen handelt Jesus nicht nach Willkür. Er kam in die Welt, um des Vaters Willen zu thun. Dieser Wille aber ist der, daß alle gläubig zu ihm Kommenden das Leben haben sollen und daher nimmt Jesus solche gnädig in seine Lebensgemeinschaft auf.

IV. Verleiht ewiges Leben. V. 39. 40.

V. 39. 40. Es ist des Vaters Wille, daß jede gläubige Seele im Glauben beharre und endlich ins ewige Leben eingehe. Aber der göttliche Wille thut dem menschlichen Willen keinen Zwang an. Wenn Demas die Welt wieder lieben will, so vereitelt Gott das nicht durch einen Gewaltakt. Wer aber den Glauben an Christum bis an's Ende bewahrt, der kann nicht verloren gehen. Zerfällt auch seine Leibeshütte in Todesstaub, so triumphirt doch seine Seele über den

Tod und wird dereinst in der Auferstehung mit dem verklärten Leibe wieder vereinigt werden.

Praktische Gedanken.

Christus, das wahre Brod des Lebens:

I. Ist des Menschen groß' Bedürfniß. V. 22—27. Brod ist das Bedürfniß des natürlichen Lebens. Es ist nicht allein schmackhaft und der Gesundheit zuträglich, sondern ein für das Leibesleben unerläßliches Bedürfniß. Ißt der Mensch kein Brod oder sonst Etwas, welches ihm das Brod ersetzen könnte, so muß er verhungern — sterben. So ist Christus als das Lebensbrod das unerläßliche Bedürfniß und Lebenselement der Seele. Ohne dasselbe ist die Seele todt und wird das Leben aus Gott nicht theilhaftig.

II. Wird genossen durch den Glauben. V. 28—34. Das Brod muß genommen und gegessen werden, wenn es anders seinen Zweck erfüllen soll. Das erkannte und gefühlte Bedürfniß desselben genügt noch nicht. Der Hungernde muß das Brod essen, damit es ihn sattige und in „Fleisch und Blut" übergehe. Thut er das nicht, so wird er inmitten der großten Brodfülle verhungern. So hat sich's auch mit dem Lebensbrod. Vergeblich hat's Gott vom Himmel gesandt, vergeblich bietet's er den darbenden Seelen reichlich und ohne Geld an, wenn sie es nicht annehmen und genießen. Dieses kann nur durch den Glauben geschehen. Darum wird der Glaube an Christum als das Wort bezeichnet, welches Gott von den Menschen fordere. Er ist ein Akt, nicht eine Ansicht. Die bloße Ansicht, daß das Brod schmackhaft, nährend und stärkend sei, wird den Hungrigen nicht sättigen.

III. Stillt allein den Seelenhunger. V. 35—38. Brod oder dessen Ersatz stillt den natürlichen Hunger, befriedigt dieses leibliche Bedürfniß allein, das wahrhaftige Lebensbrod, kann den Seelenhunger stillen. Trotzdem zählen die Menschen Geld dar für das, was für ihre Seelen kein Brod ist und arbeiten um das, was sie nicht sättigen kann. Jes. 55, 2. Wie viel Arbeit, Fleiß und Kraft wenden die Menschen daran, um Reichthum, Ehre, Vergnügungen und andere weltliche Güter sich zu erringen! Und doch vermögen diese alle nicht, das Herz zu befriedigen, dem Gewissen Ruhe und der Seele Heil zu gewähren. Das innerste Sehnen der Seele kann mit Irdischem nimmer gestillt werden.

IV. Birget in sich ew'ges Leben. V. 39. 40. Das natürliche Brod erhält das leibliche Leben, das Lebensbrod aber giebt dem, der's im Glauben empfängt, das ewige Leben. Wer in Lebensgemeinschaft mit Christo steht, der hat den Tod nicht zu befürchten. „Sterben ist sein Gewinn." Die lieben Engel tragen seine Seele in's Reich der ewigen Seligkeit. Der Leib fällt allerdings der Verwesung des Grabes anheim. Jesus aber verheißt: „Ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tag." Zwei Brüderchen, welche erst vor Kurzem eine kleine Schwester durch den Tod verloren hatten, spielten auf dem Friedhofe in der Nähe des frischen Grabes. Da dachte der Eine an die liebe Schwester, welche man in's dunkle Grab gesenkt hatte. Er fing an zu weinen. Der Aeltere tröstete ihn nun mit der Versicherung, man habe nur den Leib in die Erde verscharrt, ihre Seele sei im Himmel bei'm Heilande. „Und," fuhr er fort, „so wird's auch uns gehen. Unser Leib wird in's Grab gelegt, unsere Seele aber kommt in den Himmel zum lieben Gott." Dieses getheilte Weinen aber gefiel dem Kleinen nicht und er sagte: „Nei, seid g'fallt mer nit, i will mei Sach beisamme habe." Das will auch Jesus. Die erlöste Seele soll dereinst vereinigt werden mit dem verklärten Leibe.

Sonntag, 13. Juni.

Jesus, der Christ.

Joh. 7, 37—52.

37. Aber am letzten Tage des Festes, der am herrlichsten war, trat Jesus auf, rief und sprach: Wen da dürstet, der komme zu mir, und trinke.

38. Wer an mich glaubet, wie die Schrift sagt, von dess Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen.

39. Das sagte er aber von dem Geist, welchen empfahen sollten, die an ihn glaubten; denn der heilige Geist war noch nicht da, denn Jesus war noch nicht verkläret.

40. Viele nun vom Volk, die diese Rede hörelen, sprachen: Dieser ist ein rechter Prophet.

41. Die andern sprachen: Er ist Christus. Etliche aber sprachen: Soll Christus aus Galiläa kommen?

42. Spricht nicht die Schrift, von dem Samen David, und aus dem Flecken Bethlehem, da David war, solle Christus kommen?

43. Also ward eine Zwietracht unter dem Volke über ihn.

44. Es wollten aber Etliche ihn greifen; aber Niemand legte die Hand an ihn.

45. Die Knechte kamen zu den Hohenpriestern und Pharisäern. Und sie sprachen zu ihnen: Warum habt ihr ihn nicht gebracht?

46. Die Knechte antworteten: Es hat nie kein Mensch also geredet, wie dieser Mensch.

47. Da antworteten ihnen die Pharisäer: Seid ihr auch verführet?

48. Glaubet auch irgend ein Oberster oder Pharisäer an ihn?

49. Sondern das Volk, das nichts vom Gesetz weiß, ist verflucht.

50. Spricht zu ihnen Nikodemus, der bei der Nacht zu ihm kam, welcher einer unter ihnen war:

51. Richtet unser Gesetz auch einen Menschen, ehe man ihn verhöret, und erkennet, was er thut?

52. Sie antworteten und sprachen zu ihm: Bist du auch ein Galiläer? Forsche, und siehe, aus Galiläa stehet kein Prophet auf.

Biblischer Grundgedanke: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn." Matth. 16, 16.

Schauplatz dieser Lektion: Der Tempel zu Jerusalem. Zeit: Etwa sechs Monate nach dem dritten Passahfest seit des Herrn Amtsantritt. Diese Zeit verlebte Jesus fast beständig auf der Reise. Am Schlusse dieses Zeitabschnittes brachte ihn die Feier des Laubhüttenfestes nach Jerusalem. Dieses Fest diente vor Allem zur Erinnerung daran, „daß Gott die Kinder Israel habe wohnen lassen in Hütten, da er sie aus Egyptenland führte. Das Volk sollte deshalb jedes Jahr sieben Tage lang in Laubhütten wohnen. Das Fest wurde vom 15.—21. Tischri gefeiert, d. h. Anfangs Oktober nach unserer Monatseintheilung. Die Laubhütten wurden theils auf Straßen und öffentlichen Plätzen, theils auf den platten Dächern oder in den Höfen der Häuser und Garten, für die Priester und Leviten aber in den Vorhöfen des Tempels errichtet.

1. Die Einladung an Durstige. V. 37—39.

V. 37. Das mosaische Gesetz fügte zu den sieben Festtagen einen achten, welcher, wie der erste, ein Tag heiliger Versammlung sein sollte. Weil er aber nicht mehr ein Laubhüttentag war, wurde ihm ein besonderer Name beigelegt, den die Rabbinen mit „Tag der Zurückhaltung", unsere Gelehrten aber mit „Tag der Festversammlung" übersetzen. Manche christliche Ausleger sind der Ansicht, der hier erwähnte Tag sei dieser achte Tag gewesen. Diese Ansicht ist ganz irrig, da es offenbar am siebenten Tage war, an welchem das Fest den Gipfel seiner Feier erreichte. Dafür spricht der Umstand, daß die Rabbinen den siebenten Tag auch durch zwei Namen auszeichneten. Sie nennen ihn entweder „den Weidentag", weil man die bei'm Feste gebrauchten Weiden an diesem Tage zerschlug, oder auch geradezu „den großen Hosiannatag". Auch der Text spricht deutlich genug dafür: 1) indem er sagt: „Am letzten Tag des

Festes," wogegen der achte nicht zum Feste selbst gehörte; 2) indem Kap. 8, 2 erzählt, der Herr sei am Morgen nach diesem herrlichen Tage vom Oelberg zum Tempel zurückgekehrt zur Fortsetzung seiner Ansprache an das Volk, was am Morgen des neunten Tages, an welchem die Festgäste abreisten, nicht mehr wohl möglich gewesen wäre. Jesu Worte in diesem Verse knüpfen sich zweifelsohne an die bei diesem Feste herrschende Sitte des Wasserausgießens an. Jeden Tag um's Morgenopfer holte ein Priester in einem goldenen Krug Wasser aus der Siloahquelle, welches unter Musik und dem fröhlichen Gesang der Priester und des Volkes zum Altare getragen und, mit dem Opferwein gemischt, in eine Röhre desselben gegossen wurde, durch die es nach dem Kidron abfloß.

V. 38. 39. Das „Dürsten" ist sicheres Kennzeichen des wahren Heilsverlangens. Aber das genügt noch nicht. Der Heilsverlangende muß im Glauben Christum ergreifen. Diesen Glauben veranschaulicht Jesus unter dem Bilde des Kommens und Trinkens. Das den Seelendurst stillende Wasser, welches der Herr den im Glauben zu ihm kommenden Durstigen verheißt, ist der heilige Geist. Unter dem Bilde des Wassers finden sich in der Schrift viele Verheißungen der Geistesgabe. Durch die Mittheilung des heiligen Geistes empfängt der Gläubige wahre Herzensbefriedigung und wird ein Born des Segens für seine Mitmenschen.

II. Die Gährung im Volk. V. 40—44.

V. 40—42. Die Heilsbotschaft, die Predigt des Evangeliums wirkt scheidend, spaltend unter den Menschen. Die freundliche Einladung des Heilandes an die Heilsdurstigen spaltete die Zuhörer in drei Klassen. Die erste Klasse folgerte aus der Anmuth und Majestät des Redners sowohl als aus den Wunderthaten, welche er verrichtete, er müsse eine göttliche Mission haben. Sie hing noch zähe an der Idee, daß der verheißene Messias als irdischer Reichsbegründer, als welterobernder König auftreten werde. Darum erkannten diese Leute in der bescheidenen Person Jesu von Nazareth den wahren Messias nicht, sondern nur einen dem Messias vorangehenden Propheten. Die zweite Klasse ging weiter. Sie war bereit, seine Lehren und Wunder als hinlängliche Beweise seiner Messianität anzunehmen. Diese Leute sagten: „Er ist Christus", d. h. der Gesalbte. Dieser Name wurde dem Heilande beigelegt, weil er von Gott auf außerordentliche Weise mit den Gaben und Kräften des heiligen Geistes zur Ausführung seines Mittleramtes ausgerüstet war. Die dritte Klasse bestand aus oberflachlichen Menschen, welche immer mit großer Dreistigkeit auftreten und kühne Behauptungen aufstellen. Sie nahmen das Gerücht, Jesus sei ein Galiläer, ohne Weiteres als bare Münze an. Darauf fußend, sprachen sie ihm auf's Entschiedenste die Messiaswürde ab.

V. 43. 44. Etliche aus dem Volke, wahrscheinlich fanatische Anhänger der Priesterpartei, wollten ihn verhaften. Sie wagten es aber nicht, ihr Vorhaben auszuführen. Sie befürchteten einen Volksaufstand dadurch zu verursachen.

III. Die Parteiung im Hohen Rath. V. 45—53.

V. 45. 46. Die Obersten des Volkes sandten Gerichtsdiener aus, welche als Späher und Häscher dem Herrn auflauern, ihn vor's Gericht bringen und als Ankläger wider ihn auftreten sollten. Von seiner Rede wurden diese jedoch so ergriffen, daß sie unverrichteter Sache zurückkehrten. Als sie gefragt wurden, warum sie den Herrn nicht gefangen mitbrächten, antworteten sie: „Noch nie hat ein Mensch so geredet, wie dieser Mensch?"

V. 47—49. Das Zeugniß der Gerichtsdiener machte keinen heilsamen Eindruck auf die Mitglieder des hohen Rathes. Sie ergehen sich in einem Wuthausbruch. Höhnend befragen sie die Knechte, ob sie sich auch haben verführen lassen? Sie weisen darauf hin, daß das Beispiel ihrer Vorgesetzten ihnen mustergiltig sein sollte. Blindlings sollen sie den Obersten und Pharisäern folgen. Aber das war zu viel verlangt. In Religions- und Gewissenssachen hat jeder Mensch, auch der geringste, das Recht, für sich selbst zu prüfen, nach der Wahrheit zu forschen und darnach zu handeln. Die „ehrwürdigen" Väter verfluchen dann auch noch das ihnen anvertraute Volk, welches, ihrer Meinung gemäß, des Gesetzes unkundig ist und in Folge dessen diesem Jesus anhange.

V. 50. 51. Die Worte des Nikodemus sind ein Muster der Vorsicht, aber doch nicht ohne Schärfe Sie sagten soeben, keiner der Obersten glaube an Jesum und nun tritt ihnen einer aus den eigenen Reihen als dessen Vertheidiger entgegen. Sie fluchen soeben dem Volke, weil es des Gesetzes unkundig sei und nun rügt sie Nikodemus wegen einer Gesetzesverletzung, nämlich die Verurtheilung des Herrn ohne ihn verhört zu haben.

V. 52. 53. Die Billigkeit seiner Rede fühlend, und nichts Vernünftiges dagegen zu sagen wissend, nahmen sie ihre Zuflucht zum Schmähen. In der Frage liegt Spott und Drohung zugleich: Wir sollen dich wohl als Landsmann und Anhänger des Galiläers betrachten und nicht als unsern Collegen. Im Talmud heißt's: „Der Galiläer ist ein Klotz." Wie blind Wuth und Vorurtheil die Menschen oft machen, erhellt aus ihrem Worte: „Aus Galiläa steht kein Prophet auf." Jonas, Elias, Hoseas und Nahum waren aus Galiläa. Unverrichteter Sache vertagte sich der hohe Rath.

Praktische Gedanken.

Jesus ist der Christ.

I. Er stillt der Seele heißes Dürsten. V. 37—39. „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke" — spricht Jesus. Diese Einladung ist eine allgemeine. Wen dürstet nicht? Der leibliche Durst versinnbildlicht uns die innere Unruhe und das ungestillte Sehnen des natürlichen Herzens. Nur das Wasser des Heils in Christo vermag den Seelendurst zu stillen. Wie das Wasser dem Durst, so entspricht der Segen der Versöhnung, Vergebung, Reinigung und Kindschaft in Christo dem tiefsinneen Bedürfnisse der Seele.

II. Er theilt der Menschen große Menge. V. 40—44. Siehe „Erklärung" zu diesen Versen.

Die große Scheidungslinie ist der Glaube an Christum, den Sohn des lebendigen Gottes. Auf der einen Seite stehen die, welche mit Petro bekennen: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn"; auf der andern Seite die, welche es leugnen. So theilt der Herr der Menschen Menge in Zeit und Ewigkeit.

III. Er sieget über seine Feinde V. 45—53. Hier sehen wir, wie Jesus über die Feinde triumphirt durch die Macht der Wahrheit. „Seine Stunde" war noch nicht gekommen, darum vereitelt er ihren Mordanschlag. Sie hatten die Gerichtsdiener ausgesandt, ihn gefangen vor den hohen Rath zu bringen. Diese kehren ohne ihn zurück und legen sogar Zeugniß für ihn ab. Ja, noch mehr, Einer aus ihrer eigenen Mitte wird zu seinem Vertheidiger. Jesus ist der Siegesfürst, welcher einen Sieg um den andern über seine Feinde feiert. Er wird herrschen, bis sie Alle zum Schemel seiner Füße liegen. Der endliche, volle Triumph Christi wird die große Schlußthatsache der Weltgeschichte sein.

Andeutungen für die Kleinkinderklasse. 1) Erzähle vom Laubhüttenfest, wann, wo, wie und warum es gefeiert wurde. 2) Schildere das Auftreten Jesu am letzten Tag und seine Einladung an die Durstigen. Das

Waſſer, welches er giebt, iſt ſein Geiſt. Dieſer reinigt das Herz, macht's zu einem Tempel Gottes, ſchmückt es mit Liebe, Freundlichkeit u. ſ. w., erfüllt's mit Ruhe und Seligkeit. Wollt ihr zu ihm kommen und trinken? 3) Schildere die Volkstheilung, hervorgerufen durch Jeſu Worte. So heute noch. Manche Kinder lieben den Heiland, andere nicht. 4) Beſchreibe, wie der Mordplan der Feinde vereitelt wurde.

Sonntag, 20. Juni.

Jeſus und Abraham.

Joh. 8, 31—38; 44—59.

31. Da ſprach nun Jeſus zu den Juden, die an ihn glaubten: So ihr bleiben werdet an meiner Rede, ſo ſeid ihr meine rechten Jünger.
32. Und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.
33. Da antworteten ſie ihm: Wir ſind Abrahams Samen, ſind nie keinmal jemands Knechte geweſen; wie ſprichſt du denn: Ihr ſollt frei werden?
34. Jeſus antwortete ihnen und ſprach: Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch, wer Sünde thut, der iſt der Sünde Knecht.
35. Der Knecht aber bleibet nicht ewiglich im Hauſe; der Sohn bleibet ewiglich.
36. So euch nun der Sohn frei macht, ſo ſeid ihr recht frei.
37. Ich weiß wohl, daß ihr Abrahams Samen ſeid; aber ihr ſuchet mich zu tödten, denn meine Rede fähet nicht unter euch.
38. Ich rede, was ich von meinem Vater geſehen habe; ſo thut ihr, was ihr von eurem Vater geſehen habt.
44. Ihr ſeid von dem Vater, dem Teufel, und nach eures Vaters Luſt wollt ihr thun. Derſelbige iſt ein Mörder von Anfang, und iſt nicht beſtanden in der Wahrheit; denn die Wahrheit iſt nicht in ihm. Wenn er die Lügen redet, ſo redet er von ſeinem Eigenen; denn er iſt ein Lügner, und ein Vater derſelbigen.
45. Ich aber, weil ich die Wahrheit ſage, ſo glaubet ihr mir nicht.
46. Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen? So ich euch aber die Wahrheit ſage, warum glaubet ihr mir nicht?
47. Wer von Gott iſt, der höret Gottes Wort. Darum höret ihr nicht; denn ihr ſeid nicht von Gott.
48. Da antworteten die Juden und ſprachen zu ihm: Sagen wir nicht recht, daß du ein Samariter biſt, und haſt den Teufel?
49. Jeſus antwortete: Ich habe keinen Teufel, ſondern ich ehre meinen Vater, und ihr unehret mich.
50. Ich ſuche nicht meine Ehre; es iſt aber Einer, der ſie ſuchet und richtet.
51. Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch, ſo Jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht ſehen ewiglich.
52. Da ſprachen die Juden zu ihm: Nun erkennen wir, daß du den Teufel haſt. Abraham iſt geſtorben, und die Propheten, und du ſprichſt: So Jemand mein Wort hält, der wird den Tod nicht ſchmecken ewiglich.
53. Biſt du denn mehr denn unſer Vater Abraham, welcher geſtorben iſt? und die Propheten ſind geſtorben. Was machſt du aus dir ſelbſt?
54. Jeſus antwortete: So ich mich ſelber ehre, ſo iſt meine Ehre nichts. Es iſt aber mein Vater, der mich ehret, welchen ihr ſprecht, er ſei euer Gott;
55. Und kennet ihn nicht, ich aber kenne ihn. Und ſo ich würde ſagen, ich kenne ihn nicht, ſo würde ich ein Lügner, gleich wie ihr ſeid. Aber ich kenne ihn, und halte ſein Wort.
56. Abraham, euer Vater, ward froh, daß er meinen Tag ſehen ſollte; und er ſahe ihn, und freuete ſich.
57. Da ſprachen die Juden zu ihm: Du biſt noch nicht fünfzig Jahr alt, und haſt Abraham geſehen?
58. Jeſus ſprach zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch, ehe denn Abraham ward, bin ich.
59. Da huben ſie Steine auf, daß ſie auf ihn würfen. Aber Jeſus verbarg ſich, und ging zum Tempel hinaus, mitten durch ſie hindurchgehend.

Bibliſcher Grundgedanke: „Abraham, euer Vater, ward froh, daß er meinen Tag ſehen ſollte; und er ſahe ihn und freute ſich.“ Joh. 8, 56.

Die hier berichtete Unterredung des Herrn mit den Juden fand nach dem Laubhüttenfeſt zu Jeruſalem ſtatt. Von dieſem Feſte an bis zum Feſt der Tempelweihe — zwei Monate lang — ſcheint Jeſus in genannter Stadt geblieben zu ſein und gewirkt zu haben.

I. Chriſtus, der Befreier. V. 31—38.

V. 31. 32. Dieſe Juden glaubten, daß Jeſus der verheißene und erwartete Meſſias ſei. Es war jedoch kein wahrer Herzensglaube an ihn als Erlöſer von Sünden. Sie hatten ſeine Lebensworte noch nicht in ihr Herz aufgenommen. Sie hatten aber ſeine Reden gehört und daraus erkannt, daß er ein Geſandter Gottes ſein müſſe. Nun zeigt ihnen der Herr, wie ſich dieſer Glaube durch das Beharren in der Wahrheit, ſoweit ſie dieſelbe erkannten, bewähren müſſe. Solches Beharren in ſeinem Worte würde ſie in der Wahrheitserkenntniß fördern und dadurch würden ſie vom Irrthum, Vorurtheil und der Sünde frei werden.

V. 33. Als Jeſus vom „Freiwerden“ redete, meinten die Juden, er ſpiele auf ihre Unterjochung ſeitens der Römer an. Dagegen empörte ſich ihr Nationalſtolz, daß ſie entrüſtet ausriefen: „Wir ſind Abraham's Same und ſind nie Jemandes Knechte geweſen.“ Ihre Vorfahren hatten in Egypten und Babylon in der Knechtſchaft geſchmachtet. Sie ſelbſt ſtanden unter der Botmäßigkeit Roms. So rühmt ſich der in Irrthum und Sünde gefangener Menſch oft noch frei zu ſein.

V. 34—36. Wer die Sünde über ſich herrſchen läßt, der iſt ein Sklave der Sünde. Der allmächtige Herr mag ihn eine Zeitlang im Hauſe dulden, indem er auf deſſen Beſſerung harret. Mit den Kindern des Hauſes hat er indeſſen nichts gemein. Die Zeit kommt, wo der Hausvater ihn ausweiſen wird. Wir haben's zweifelsohne hier mit einer Anſpielung auf Hagar, Ismael und Iſaak zu thun. Die Juden nannten ſich Abraham's Same. Der Herr will ihnen zeigen, daß es von dieſem Samen zwei Arten geben könne: der eigentliche Sohn und der Sklave. Der Letztere blieb nicht immer im Hauſe. Dort hieß es: „Treibe dieſe Magd aus mit ihrem Sohn.“ Iſaak, der Sohn, aber blieb im Hauſe und war des Vaters Erbe. Wahre Gotteskinder ſind nur die, welche der Sohn Gottes von der Sünde und ihrer Herrſchaft befreit. Dieſe werden im Hauſe des himmliſchen Vaters bleiben.

V. 37. 38. Er wußte, daß ſie dem Fleiſche nach Abraham's Same ſeien, aber nicht dem Geiſte nach. Aus ihren Worten und Thaten ſprach nicht der Geiſt, welcher einſt „den Vater der Gläubigen“ beſeelte. Abraham freute ſich auf das Kommen des Heilandes in die Welt, ſie aber trachten darnach, dieſen Heiland zu tödten. In Abraham fand des Herrn Wort Glauben und Gehorſam, in ihnen aber ſchlägt daſſelbe keine Wurzel.

II. Satan's Widerſacher. V. 44—59.

V. 44. Welch' eine derbe Strafpredigt! Furchtlos verkündigt der Herr den haßerfüllten Juden, daß in geiſtlicher Beziehung der Teufel ihr Vater ſei. Er bleibt ihnen die Belege dafür nicht ſchuldig. Sie theilen mit dieſem ihrem Vater dieſelbe Geſinnungs- und Geiſtesverwandtſchaft. In ihrem Mordgelüſte wider Chriſtum gleichen ſie dem Satan, welcher vom Beginne der menſchlichen Geſchichte an ein Menſchenmörder war. Mord iſt Lebensraub. Durch die Verführung des Menſchen zum Sündenfall raubte er demſelben das leibliche, geiſtliche und ewige Leben. Deßhalb iſt er ein Menſchenmörder. Aber er iſt auch ein Lügner vom Anfange, d. h. von ſeinem Falle an. Einſt war die Wahrheit in ihm. Durch eigenes Verſchulden wich ſie von ihm. Er wird aber nicht nur ſelbſt ein Lügner genannt, ſondern auch als der Vater eines jeden Lügner's bezeichnet.

V. 45—47. Jeſus will ſagen: Dem Lügenvater glaubt ihr; mir aber ſchenkt ihr kein Gehör, weil ich eben die Wahrheit rede. Damit beweiſt ihr, daß ihr der Wahrheit abhold ſeid. Dann ſtellt er zwei Fragen an ſie. Aus der erſten Frage tönt die Maje-

Digitized by Google

ſtät der Gottheit hervor. Welcher Sterbliche würde ſo zu fragen wagen? Nur der abſolut Sündloſe konnte ſo herausfordernd ſprechen. Die zweite Frage beantwortet er ſelbſt in Vers 47. Wären ſie aus Gott, ſo würden ſie dem Sohne Gottes Gehör ſchenken. Da ſie aber ihn zu hören ſich weigern, ſo liefern ſie damit den Beweis, daß ſie ihrem innerſten Weſen nach ungöttlich ſind. Derſelbe Prüfſtein gilt heute noch. Wer dem Worte Gottes abgeneigt iſt, der bekundet dadurch ſeine ungöttliche Natur.

V. 48. Sie höhnen Jeſum, indem ſie ihn als einen „Samariter" bezeichnen. Dieſes Volk wurde von den Juden bekanntlich auf's Schnödeſte verachtet. Sie läſtern ihn, indem ſie ſagen, er habe einen Teufel (Dämon). Sein Beſitz einer übernatürlichen Kraft mußten ſie zugeben; allein ſie bezeichnen dieſelbe böswillig als eine dämoniſche Kraft.

V. 49. 50. Welche Gleichmuth und Ruhe bewahret der Heiland dieſen biſſigen Beleidigungen gegenüber! Indem er ruhig erklärt, daß er den Vater ehre, weiſt er zurück 1) die Behauptung, er ſei ein Samariter; durch Wort und Wandel bewies er, daß Gott ſein Vater ſei; 2) die Behauptung, er ſei ein Beſeſſener; nicht ein finſterer Geiſt, ſondern der Geiſt des Lichtes beſeelt ihn, denn er verherrlicht den Vater. Die Juden aber entehren den Vater, indem ſie dem Sohne die gebührende Ehre verſagen.

III. Abraham's Hoffnung. V. 51—56.

V. 51. Chriſti Wort halten meint nicht nur daſſelbe im Herzen bewahren, ſondern im Leben ausführen und thun. Ein Solcher wird den Tod nicht ſehen ewiglich. Er bringt vom geiſtlichen Tod in's göttliche Leben ein; dadurch verliert der leibliche Tod ſeinen Stachel und er entgeht dem ewigen Tod.

V. 52. 53. Sie wähnen, der Herr habe vom leiblichen Tod geredet. Darin glauben ſie einen hinlänglichen Beweis von ſeiner Beſeſſenheit gefunden zu haben. Gott hatte ja auch mit Abraham und den Propheten geredet, dieſe hatten ſein Wort gehalten und waren trotzdem geſtorben. Da drängte ſich ihnen die Frage auf: Wer iſt dieſer, der eine ſolch' mächtige Wirkung für ſein Wort beanſprucht?

V. 54. 55. Hier betont der Herr zunächſt, daß er nicht nach Selbſtverherrlichung ſtrebe, Ruhmſucht und Ehrgeiz lagen ihm ferne. Wenn er die Schlüſſel des Lebens und Todes zu halten bekennt, ſo geſchieht das nur, weil der Vater im Himmel ſie ihm in die Hände gab. Dadurch hat er den Sohn geehret. Die Juden beanſpruchten Gott zu kennen und kannten ihn doch nicht in Wahrheit. Mithin logen ſie. Jeſus aber kennt ihn vollkommen, da er eins iſt mit ihm. Leugnete er dieſe Bekanntſchaft, ſo würde er zum Lügner, wie die Juden, nur in umgekehrter Weiſe.

V. 56. Abraham ſah den Tag Chriſti, da ihm Gott den ſternenbeſäeten Himmel zeigte, als ein Bild von der Menge ſeines Samens, unter dem der Tag Chriſti der größte und funkelndſte Stern iſt.

IV. Die verſuchte Steinigung. V. 57—59.

V. 57. Fünfzig Jahre bildeten des Lebens Wendepunkt. Prieſter und Leviten, welche dieſes Alter erreichten, hatten keinen Dienſt mehr zu thun. 4 Moſ. 4, 3. Jeſus war zur Zeit erſt 33, höchſtens 34 Jahre alt. Abraham war ſchon 1850 Jahre vor dieſem Geſpräch zu ſeiner Ruhe eingegangen. Wie Abraham Chriſti Tag ſah, ſo hat Chriſtus auch den Abrahem geſehen.

V. 58. Ehe Abraham geboren wurde, hatte Jeſus ein perſönliches Daſein. Seiner göttlichen Natur nach exiſtirt er von Ewigkeit her.

V. 59. Jetzt erkannten die Juden, daß er wahrhaftiger Gott zu ſein beanſpruche. Da ſie das aber nicht glauben wollten, hielten ſie ihn für einen Gotteslästerer. Nach ihrem Geſetze aber ſollte ein Solcher geſteinigt werden. 3 Moſ. 24, 16. Ohne ihm auch nur die Form eines Verhörs zu geſtatten, wollen ſie dieſe Strafe an ihm vollziehen. Unverletzt aber entweicht er aus dem Tempel und vereitelt dadurch ihr Vorhaben.

Praktiſche Gedanken.

Die wahren Gotteskinder.

I. Sind's nicht durch leibliche Abſtammung. „Wir ſind Abraham's Same," ſo brüſteten ſich die Juden dort Jeſu gegenüber. Sie wähnten, dieſer Umſtand ſtempele ſie ohne Fehl zu Kindern Gottes. Flöſſe nur hebräiſches Blut in ihren Adern, ſo ſichere ihnen das Gottes Wohlgewogenheit. In dieſem ſchrecklichen Wahn waren ſie gefangen. Es iſt ein großes Vorrecht, wenn man fromme Eltern hat oder hatte. Solche Kinder haben große Urſache zur Dankbarkeit. Die Frömmigkeit deiner Eltern aber macht dich noch nicht zum Kinde Gottes. Abſalom war David's Sohn. Judas Iſcharioth konnte ja auch ſagen: „Ich bin Abraham's Same." Der reiche Mann in der Hölle war ein Nachkomme dieſes Patriarchen.

II. Werden's durch die Befreiung von der Sünde. Keine Sklaverei iſt drückender, grauſamer als die der Sünde. Es giebt ſchwerere Ketten als die, welche die Schmiede zuſammenſchweißen — die Feſſeln der Sünde. Die Juden wähnten frei zu ſein. Jeſus ſagt ihnen: „Wer Sünde thut, der iſt der Sünde Knecht." Sie waren Sklaven der Sünde und wußten's nicht. Im Herzen brannte des Haſſes Feuer, ihre Hände waren bereit einen Mord zu verüben und doch rühmten ſie ſich noch ihrer Frömmigkeit. Jeſus löſt das Räthſel dieſer Verblendung, indem er ſie als Kinder des Teufels bezeichnet. So ſind noch heute alle Unwiedergeborene Sklaven der Sünde und Kinder des Satans. 1 Joh. 3, 10. Trotzdem wähnen ſie oft noch, ſie allein ſeien frei. Der Sohn Gottes iſt der mächtige Befreier der Sündenſklaven.

III. Bleiben's durch Beharrung in der Wahrheit. Sie erkennen die Wahrheit, nehmen ſie an und bleiben in derſelben. Wahrheit iſt Bedürfniß des Menſchengeiſtes. Wer einer Lüge glaubt, hegt eine Schlange am Buſen. Chriſtus hat der alten Lügenſchlange den Kopf zertreten. Ueber ſeine Jünger vermag ſie keinen Zauber auszuüben. Sie lieben die Wahrheit und wollen in derſelben beharren. Bartimäus trägt kein Begehren nach ſeiner früheren Blindheit.

Andeutungen für die Kleinkinderklaſſe.

1) Sklaverei der Sünde. Beſchreibe einen Sklaven. Iſt kein freier Menſch. Muß thun, was ſein Herr ihm ſagt. Zeige auf eine kindlich-faßliche Weiſe, inwiefern der Sünder ein Sklave iſt. Leider fehlt's hier an Material zur Erläuterung nicht. Nehme z. B. den Zorn. Habt ihr ſchon ein zorniges Kind geſehen? Wird roth im Geſicht, ſtampft mit dem Fuße, ſchreit aus vollem Halſe und weiß kaum, was es thut. Zorn iſt ſein Herr. Iſt dies Kind nicht ein Sklave? Einſt wurde ein Knabe zornig, ſchlug ſein Schweſterchen ſo hart, daß ſie an den Folgen ſtarb. Wollte ſie nicht tödten, aber Zorn übermannte ihn. War er nicht ein Sklave? Man erläutere dieſe Sklaverei weiter durch die Sünde des Fluchens und der Trunkſucht. Man ſchildere nun auch den Lohn, den die Sünde ihren Sklaven bezahlt. Bibliſche Geſchichte liefert Beiſpiele genug. Z. B. Simſon verlor ſeine Augen und mußte wieder Sklavendienſte an der Mühle verrichten. Achan wurde zu Tode geſteinigt. Saul büßte ſeine

Krone ein und beging Selbstmord. Judas Ischarioth erhängte sich.

2) Der Teufel stürzte die Menschen in diese Sklaverei. Früher gingen böse Menschen nach Afrika, stahlen Neger, brachten sie in dieses Land und verkauften sie in die Sklaverei. So hat der Teufel die Menschen in die Sklaverei der Sünde gebracht. (Siehe Geschichte des Sündenfalls zur Illustration.) Er sucht sie heute noch mit aller Macht in dieser Knechtschaft zu halten. Darum nennt ihn Jesus ein Menschenmörder und Lügner von Anfang.

3) Jesus ist der Befreier aus dieser Sklaverei. Zur Erläuterung siehe „praktische Gedanken," Theil II.

Aus der Zeit.

Powderly auf einem Pulverfaß mit der Lunte in der Hand, welche das gefährliche Feuer weit weg hält vom gefährlichen Faß. Also stellte vor einigen Wochen Th. Nast in Harpers Wochenschrift die Sachlage zwischen den Arbeitsrittern und dem Kapital dar. Und in der That hatte es den Anschein, als ob Powderly mit seiner Losung: „Nur durch Mäßigung kann die Arbeit gewinnen" ganz der Mann sei, die Arbeiterbewegung in die rechten Bahnen zu leiten.

Eine Woche darauf brachte Nast eine andere Illustration: Ein Arbeiter ist an eine starke eiserne Kette geschmiedet, die an einem eisernen Pfosten befestigt, auf welchem (Iron) steht. Ein schwarzer Farmarbeiter tritt herzu und sagt: „Kaum sind wir aus der Sklaverei befreit, so laßt ihr weißen Thoren euch an die Kette schmieden."

Beide Bilder sind bezeichnend. Jetzt aber sollte ein drittes gezeichnet werden, nämlich die Frau Columbia, wie sie dem Powderly die Lunte nimmt und wie sie mit starker Hand die Kette bricht.

In Powderly sind wohl, seitdem er den berüchtigten Brief an Gould geschrieben, seine besten Freunde getäuscht. Er scheint uns durchaus nicht der Mann zu sein, der das Geschick hat, 500,000 unruhige Köpfe zu leiten, oder, um beim Bild zu bleiben — mit Lunte und Pulver umzugehen. Ein ärmlicheres Schriftstück, wie diesen Brief, haben wir langer Zeit nicht gelesen. Anstatt durch Thatsachen zu beweisen, daß Gould Unrecht hat und die Arbeiter drückt, nimmt der Großmeister dieses großen Ordens zu wahrhaft bubenmäßigen Drohungen Zuflucht, frägt Gould, wie er zu seinem Vermögen gekommen, und sagt ihm, wenn er (Gould) nicht so und so thue, so geschähe das und das. Na — so machen's die Knaben auf der Straße.

Kein Wunder, daß Gould einen solchen Mann nicht fürchtet, und sagt, die Arbeitsritter seien lange nicht so mächtig, als er geglaubt habe.

Dieser Gould ist ja gewiß kein gewissenhafter Mensch, sobald es sich darum handelt, so und so viele Tausende zu erobern. Das ist bei ihm und allen andern Geldprotzen Geschäft, wobei nur die „Smartneß" und nicht das Gewissen in Betracht kommt. Er, wie alle Monopolisten müssen in Schranken gehalten werden, sonst reiten sie über unsere Köpfe weg.

Jedoch können und werden sie weder durch Drohungen, noch durch gesetzlose Ausschreitungen in Schranken gehalten. Die Gesetze haben Abhülfe zu verschaffen und müssen die Arbeitsritter sowohl wie das Monopol in Ordnung bringen. Darum sagen wir, die Frau Columbia, die Staatsgewalt — das ganze Volk hat einzuschreiten — nicht blos gegen Gould, sondern auch gegen Powderly.

Was den jetzigen Streit zwischen Beiden betrifft, so hat Gould in seiner gesalzenen Antwort an Powderly jedem Unparteiischen zur Genüge dargethan, daß Gould den Streit nicht heraufbeschworen. Ein Angestellter einer andern Bahn ward entlassen und um seine Wiederanstellung zu erzwingen, ward der Strike auf allen Gould'schen Bahnen angeordnet. Dies ist der Beginn des Streites. Erst nachdem derselbe hervorgerufen, wurden allerlei Beschwerden an's Licht gezogen.

Wir haben keinerlei Sympathie mit Gould oder dem Monopol; müssen aber doch auch sagen, daß die Anmaßungen der Arbeiter nachgerade lächerlich werden. In Newyork wird eine Bäckersfrau „geboycottet", weil sie ihre Arbeiter nicht zwingen wollte, den Arbeitsrittern beizutreten. Die Arbeiter in Springfield, O., fordern von den Verwaltern der Cincinnati Industrie-Ausstellung, daß gewisse Fabrikanten keinen Platz im Ausstellungsgebäude bekommen sollen. An einer Eisenbahn droht ein „Strike", weil ein Angestellter nicht entlassen wird, und in St. Louis haben auch die Schulkinder „gestrikt".

Was noch? Am Ende müssen wir die Herren Arbeitsritter fragen, mit welchem Fuß wir zuerst aus unserem Bett treten dürfen.

Der große Gladstone hat das Werk seines Lebens gekrönt durch seinen Plan, durch welchen die irischen Wirren geschlichtet werden sollen.

Es ist ein wahrhaft großer Mensch dieser englische Reichskanzler. Ist groß — in sittlicher, geistiger, politischer und religiöser Hinsicht. Wie sehr ihn auch die kleinen Frösche im politischen Froschteich anquacken — Gladstone steht immer da wie ein Riese, ob er Reichskanzler ist, oder ob's seinen Gegnern gelungen, ihn zeitweilig außer Amt zu setzen.

Wie aber kann man denn sagen, daß sein Lebenswerk durch einen Plan gekrönt sei, welcher noch gar nicht durchgeführt ist? Deßhalb, weil dieser Plan die einzige Methode ist, durch welche Irland zum Frieden kommt. In unserer Zeit wird wohl Niemand einen andern aussinnen, der zum Ziel führt. Wird derselbe nun ausgeführt oder nicht, so hat Gladstone sein Lebenswerk damit gekrönt. Auch darin zeigte er sich groß, daß er den früher begangenen Irrthum freimüthig bekennt, indem er ja bekanntlich vor nicht gar langer Zeit mit vielen Andern meinte, man könne Irland mit Gewalt

in's „englische Geleise" drücken. Wahre Größe gesteht auch ein, Fehler begangen zu haben.

Der Plan Gladstone's besteht aus zwei Theilen:

1. Selbstregierung Irlands unter englischer Oberhoheit, so daß Irland etwa im selben Verhältniß zu England stünde, wie einer unserer Staaten zur Bundesregierung.

2. Ablösung des Landes. Den Landeigenthümern soll eine bestimmte Summe von der englischen Regierung für das Land bezahlt werden. Die Regierung berechnet den jetzigen Pächtern einen geringen Zins und stellt es ihnen frei, das Land nach und nach abzulösen und so Landeigenthümer zu werden.

Wie jedem andern zur Lösung schwieriger Fragen vorgeschlagenen Plan, stellen sich auch diesem bedeutende Hindernisse in den Weg. Das bedeutendste ist — der Starrkopf des Herrn John Bull. Unausführbar ist der Plan nicht. Wir glauben, daß derselbe da und dort abgeändert und endlich angenommen werden wird. Geschieht dies nicht, so ist vornehmlich der Eigensinn und britische Stolz der Herren Engländer daran schuld.

Die Vereinigten Staaten würden auch etwas bei Durchführung der Idee Gladstone's gewinnen. Jetzt kommen viele unruhige Irländer, welche die politische Agitation zum Handwerk gemacht haben, nach Amerika. Sie werden meist Professions-Politiker in unsern großen Städten. New York, Chicago, Philadelphia u. s. w. können ein langes Lied von ihnen singen. Wenn Irland einmal sich selbst regieren darf, so können diese Herren ihre Kunst drüben versuchen und wir dürfen hoffen, daß nicht mehr gar so viele hierher kommen — um zu regieren!

Deßhalb hat auch der Carikatur-Zeichner, Th. Nast, in Harper's Wochenblatt den Bruder Jonathan dargestellt, wie er aus lauter Vergnügen den großen Gladstone umarmt und abküßt.

Lernen — können wir in unserem gesegneten und bevorzugten Abendlande immer noch etwas von andern Nationen. So z. B. auch in der Art und Weise, wie die schwerste Strafe des Gerichts, die Todesstrafe, ausgeführt wird.

In England, Deutschland und Frankreich ist man längst einerseits von den rohen Schaustellungen bei Hinrichtungen, und andererseits von den Erweisungen krankhaften Gefühls abgekommen. Wenn ein Mensch sein Leben verwirkt hat, so wird er ernst, würdig und mit fester Hand behandelt. Nur die nächsten Angehörigen und Beamte besuchen ihn. Ein Prediger steht zu Diensten, aber der Verbrecher wird nicht fetirt, mit Blumen überladen, und behandelt, als ob er ein Martyrer wäre. Kommt dann die ernste Stunde, so wird der Gerichtsakt innerhalb des Gefängnisses im Beisein einiger Zeugen würdig und ernst und ohne Zwischenfall vollzogen.

Bei uns hingegen sind die sentimentalen Aufmerksamkeiten, die zum Tode verurtheilten Verbrechern geschenkt werden, geradezu lächerlich, während die Hinrichtung brutal ist. Oder ist es nicht Brutalität, wenn 5000 bis 10,000 Personen beiderlei Geschlechts und oft aus den rohesten Volksklassen, eine Schaustellung bei der Hinrichtung genießen (?) und die Herren Zeitungsschreiber mit wahrhaftem Vergnügen jede Muskelzuckung des Gerichteten schildern? Kein Mensch glaubt mehr daran, daß durch solch' öffentliche Schaustellung bei Hinrichtungen irgend welche Abschreckung stattfinde. Im Gegentheil, das Volk wird dadurch roh, barbarisch, thierisch.

Kommt dazu noch, wie dies bei unsern ungeübten Sherriffs öfters der Fall ist, ein Zwischenfall vor, der die Tortur des Gerichteten verlängert, so entsteht eine Schandscene, die zu beschreiben sich die Feder sträubt. Wahrlich — da können wir noch lernen.

Bismarck über den Branntwein-Ausschank. Wenn irgend Jemand das, was Bismarck kürzlich im deutschen Reichstag über den Branntwein-Ausschank sagte, in den Ver. Staaten ausgesprochen, so hätten die im Dienste der Brennereien stehenden Zeitungen geschrieen: „Undeutsch, puritanisch, toll, fanatisch, unverbesserlich, närrisch."

Nun aber hat es der deutscheste Mann gesagt, welcher wahrhaftiglich nicht auf den Kopf gefallen ist.

Und — was sagt er denn? Thut uns nur leid, des Raumes wegen nicht die ganze Rede mittheilen zu können. Wir fügen jedoch einige Stellen bei:

„Deutschland kann weder im Interesse der Schankwirthe regiert werden, noch durch die Schankwirthe.

„Ich habe von überall her genaue Erkundigungen einziehen lassen (der Reichskanzler giebt hier im einzelnen das Resultat dieser Erkundigungen) und darf mit ziffermäßiger Sicherheit den Schluß ziehen, daß der Schankwirth von seinem Geschäft einen Vortheil von 1000 bis 3000 Prozent zieht. Wenn also die Steuer irgendwo einsetzen soll, ist es wohl das Richtigste, mit ihm zu beginnen.

„Daß dabei die Schankwirthe nicht reich werden, das hat seinen einfachen Grund in dem ungeheuerlichen Andrang, der zu diesem bequemen und einträglichen Geschäfte vorhanden ist. Auf einem Dorfe reichen zwanzig Kunden ungefähr schon hin für einen Schankwirth—da brauchen keine Säufer dabei sein, sondern nur Leute, die in der Familie in der Woche ein Liter Branntwein verzehren, also 50 Liter im Jahr. An 1000 Liter ist schon ein ausreichender Profit zu machen, um zu den „Besten" im Dorfe zu gehören!

„Der Trunk im Wirthshaus ist es namentlich, was die öffentliche Meinung schädigt, das Saufen und die Liederlichkeit fördert, und das Familienleben zerstört. Da müssen wir also zuvörderst einsetzen. Dieser Verschank beim Glas wirkt auf die Moral und die Gesundheit am Nachtheiligsten."

Offene Post.

Acht hübsche, inhaltsreiche Hefte für den Preis eines halben Jahrgangs — dies ist das Angebot der Agenten. Man sollte denken, fast Jedermann würde der Erste sein wollen, zu bestellen. Das Anerbieten kann nur so lange gelten, als die Hefte vorräthig sind. Also — sendet die Bestellung.

Die große, segensreiche Sonntags-Versammlung in Brooklyn, N. Y., konnte ich leider nicht mitmachen.

Obwohl erst von einer östlichen Conferenzreise zurückgekehrt, als ich die Einladung erhielt, vor jener Versammlung zu sprechen, und obwohl von Geschäften aller Art gedrängt, telegraphirte ich an das Committee, daß es mir beinahe nicht möglich sei, die zur Reise nothwendige Zeit zu entbehren, ich aber kommen wolle, wenn Niemand anders zum Redehalten gefunden werden könne. Vierundzwanzig Stunden nach Absendung dieser Depesche erhielt ich von unseren Geschäftsführern die Weisung, das damals in Arbeit befindliche Buch — „Sam Jones" — mit „Hochdruck" durch die Presse zu befördern. Nun blieb nichts übrig, als jede Stunde auf dem von der Kirche angewiesenen Posten zu verharren, anstatt, wie ich der guten Sache zu lieb gerne gethan, eine Reise von 1500 Meilen zu unternehmen. Ich mußte nothgedrungen definitiv absagen, und freue mich von Herzensgrund ob dem großen Erfolg, welchen die deutschen Christen in Brooklyn, N. Y., gegenüber denen errungen haben, welche unsern Sonntag zerstören wollen.

Freundliche Ermuthigung. „Erlaube mir hiermit meinen Dank auszudrücken für die gelungene Behandlung der Osterfrage: „Was weinest du?" in Heft 5 von „Haus und Herd". Der Artikel wurde mir zum Segen. Könntest du die Leser des Haus und Herd nicht öfter mit solchen längeren erbaulichen, praktischen Artikeln traktiren? Ueberhaupt ist Heft 5 voll guter Sachen und kann dasselbe mit Recht vollsthümlich genannt werden. Der Herr segne Dich ferner in Deiner Arbeit.

G. G.

Noch ein Wort zu Jakob's Vorschlag in Haus und Herd. Sagen Sie ihm, daß auch in der Schweiz ein Sonntagschularbeiter sei, der jeden Sonntag Abend im Gebet für die Sonntagschulsache ist und der hofft und seinen Theil dazu beitragen will, daß auch da die Lehrer und Lehrerinnen dem großen Gebetsverein beitreten. Gott ist ja überall und wenn auch der große Ocean zwischen uns liegt, so ist doch der Weg zum Thron des Herrn nichts weiter. Gott segne unser Sonntagschulwerk und die daran arbeiten.

Th. Odinga.

Das ähnlichste, bekannte Bild von Göthe im hohem Alter fügen wir in diese Nummer ein. Es ist eine Kreidezeichnung aus dem Jahr 1829 (also drei Jahre vor seinem Tode) und wird von Kennern als ausgezeichnetes Portrait des damals 80jährigen Greisen bezeichnen. — Sind unsere jungen Freunde jetzt zufrieden?

Das siebente Mai-Musikfest in Cincinnati. Dasselbe wird vom 18—22 Mai gehalten und bietet außerordentlichen musikalischen Genuß, wie aus folgendem Programm zu ersehen:

Erstes Concert, Dienstag Abend, den 18. Mai: 1) Oratorio — „Die Schöpfung", von Haydn. (1. und 2. Theil.) 2) Symphonie No. 7, C-Dur. Op. 92 von Beethoven.

Zweites Concert, Mittwoch Abend, den 19. Mai: 1) Messe in B-Moll von Bach. 2) Symphonie No. 2, C-Dur. Op. 61 von Schumann.

Drittes Concert, Donnerstag Nachmittag den 20. Mai: 1) Symphonie No. 8, B-Moll, Schubert. 2) Gesänge für weibliche Stimmen von Brahm. 3) Scherzo Kapricciosо von Dvorak. 4) Musik zu Göthes Egmont, von Beethoven. 5) Recitative und Aria von Beethoven. 6. Festklänge von Liszt.

Viertes Concert, Donnerstag Abend, den 20. Mai: Die Verdammniß des Fauft von Berlioz.

Fünftes Concert, Freitag Abend, den 21. Mai: 1) Symphonie No. 3. Op. 55 von Beethoven. 2) Recitative und Aria Orpheus von Gluck. 3) Der Thurm zu Babel, von Rubinstein.

Sechstes Concert, Samstag Nachmittag, den 22. Mai: 1) Overture Melusine, von Mendelssohn. 2) Ariadne auf Naxos, von Haydn. 3) Psalm 23, von Schubert. 4) Les Rameaux, von Faure. 5) Der Freischütz, von Weber. 6) Mephisto — Walzer von Liszt. 7) Mignon, von Liszt. 8) Symphonie Fantastique, von Berlioz.

Siebentes Concert, Samstag Abend, den 22. Mai: 1) Der Fliegende Holländer, von Wagner. 2) Siegfried, von Wagner. 3) Die Meistersänger, von Wagner.

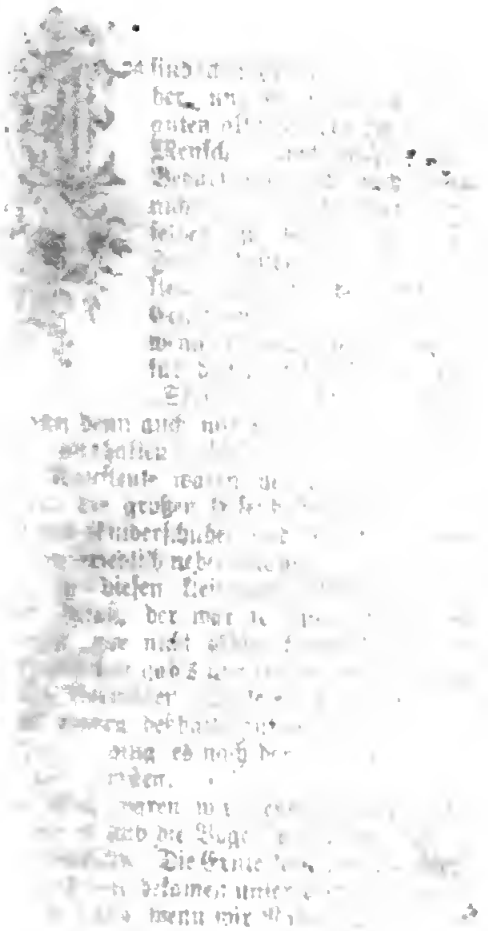
Ottilie Wildermuth, die beliebte Schriftstellerin, hat sich durch ihre lieblichen Erzählungen auch viele Freunde in den Ver. Staaten erworben, die gewiß gerne dazu beitragen, das Andenken der Heimgegangenen zu ehren. Hiezu ist Gelegenheit geboten. Es hat sich in Tübingen ein Committee gebildet, welches die Verehrer der Muse Ottilie Wildermuths dafür gewinnen will, dem Andenken an die geliebte Schriftstellerin ein einfaches Denkmal zu setzen. Dieses Committee beauftragte Herrn B. M. Leonard, Professor an der Cincinnati Universität, für diesen Zweck in Amerika zu wirken. Wir sind gern bereit, Gaben für dieses Denkmal in Empfang zu nehmen und dieselben an Herrn Prof. Leonard, 74 Ohio Avenue, Cincinnati, O., zu übermitteln, an welche Adresse die Beiträge auch direkt gesandt werden können.

Die zwei Lieder einer Predigersfrau in letzten Heft sind mir zum besonderen Segen und zum großen Trost geworden. Eine Predigersfrau.

Angenommene Artikel: Krankenpflege in China. — Egyptische Lebensweisheit. — Familienandacht im Schiller's Vaterhaus. — Unsere Zeit, eine günstige für junge Männer. — Die Ehe in China. — Die Dekaden-Woche. — Der Yankee-Jona. — Nürnberg. — Stadtmission in Berlin.

DIE PILGERVÄTER

Digitized by Google



Digitized by Google

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Vierzehnter Band. Juli 1886. Siebentes Heft.

Eine altmodische Vierte Juli-Feier.

Hierzu der Stahlstich.

Editor.

Es sind schon zweiunddreißig Jahre her, und es war noch in der guten altmodischen Zeit, da die Menschen noch nicht so viele Bedürfnisse und auch lange nicht so viel Geld hatten, dieselben zu befriedigen. Der Handarbeiter verdiente in den kleinen Städten des Ostens 75 Cents den Tag, und war froh, wenn er das ganze Jahr Arbeit für diesen Lohn hatte. An's „Striken" dachte Niemand. Wer kann denn auch mit $4.50 per Woche den „Strike" aushalten? Unsinn. Der Handwerker und die Kaufleute waren mit mäßigem Profit zufrieden; die großen Eisenbahnkönige standen noch in den Kinderschuhen und Kapital und Arbeit lebten friedlich nebeneinander.

Wer in diesen kleineren Städten damals $50,000 besaß, der war so unermeßlich reich, daß man's „gar nicht zählen konnte." In unserem Städtchen gab's nur Einen mit so „grausam" viel Vermögen. Viele eigneten ein Häuschen und waren deßhalb gut daran. Bei den meisten aber ging es nach der Melodei: Arm, ärmer, am ärmsten.

Unglücklich waren wir deßhalb nicht. Die Sonne schien und die Vögelein sangen, und die Blumen blühten. Die Ernte kam und die Aepfel reiften, und wir bekamen unser bescheiden Theil, und freuten uns, wenn wir Nahrung und Kleidung hatten.

So wie das ganze Leben — so war auch die Feier des vierten Juli einfach. Aber gefeiert wurde der Tag und zwar recht würdig. An große Ausflüge, mächtige Feuerwerke und Heidenspektakel dachte Niemand.

Die Blechmusik — sechs Mann hoch — zog durch die Straßen, und hintendrein in Feiertagskleidern das „ganze Städtle" — hinaus zum Festplatz, dicht neben der Kirche, denn wenn man auch nicht in dieselbe zog, so sollte doch Alles ernst und würdig zugehen. Dafür sorgte schon der Festmarschall, Herr Hesekiel van der Clusen, ein alter holländischer Abkömmling, der fest und steif glaubte, daß alle Holländer zum ewigen Leben bestimmt seien. Er war mit seinem langen schwarzen Frack, weißer Weste, drei Zoll weiter, weißer Halsbinde, und hohem Cylinder, ein Prachtstück von einem Festmarschall, der leibhaftige Bruder Jonathan, und wenn wir ihn besonders ehren wollten, dann sagten wir: „Myn Heer van der Clusen". Dann verzog er seinen großen Mund auf's Lieblichste, daß die Ohren wackelten.

Zuerst sang man das Nationallied, „das Sternenbanner" ab, mit wundervoller Musikbegleitung — zwei-, drei- oder fünfstimmig, wie es kam. Niemand schwieg; Alles war vom Lied begeistert.

Dann folgte ein ernstes Gebet.

Und jetzt verlas Myn Heer van der Clusen die Unabhängigkeitserklärung mit weithin schallender Stimme und großem Pathos.

„Die Unabhängigkeitserklärung" — sagt unser blasirtes, ausgelebtes Geschlecht, „welch' altmodisches, verbrauchtes Dokument!"

Ja wohl — für unsere mit Hochdruck arbeitende Zeit — ein wenig alt. Aber für die materialistischen Menschenkinder unserer Tage doch recht zeitgemäß; ein Freibrief ächter Menschenwürde und wahrer Freiheit, wie die Weltgeschichte keinen zweiten kennnt.

Wie viele von den blasirten Menschen, die da sagen, dieser Freibrief sei zu alt, haben denselben wohl schon bedächtig gelesen! Wie wenige haben etwas davon behalten!

Damit meine lieben Leser diese Volk-Magna-Charta stets zur Hand haben, füge ich dieselbe ein:

Die Unabhängigkeits-Erklärung.

Wenn im Laufe der Begebenheiten ein Volk genöthigt wird, die politischen Bande aufzulösen, die es mit einem andern vereinten, und unter den Mächten der Erde die gesonderte und gleiche Stellung einzunehmen, wozu es durch die Gesetze der Natur und deren Schöpfer berechtigt ist, so fordert die geziemende Achtung vor den Meinungen der Menschen, daß es die, jene Trennung veranlassenden, Ursachen öffentlich verkünde.

Wir halten folgende Wahrheiten für klar und keines Beweises bedürfend, nämlich: daß alle Menschen gleich geboren, daß sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt sind, daß zu diesem Leben, Freiheit und das Streben nach Glückseligkeit gehören, — daß, um diese Rechte zu sichern, unter den Menschen Regierungen eingesetzt seien, deren gerechte Gewalten von der Zustimmung der Regierten herkommen, daß allemal, wenn irgend eine Regierungsform zerstörend in diese Endzwecke eingreift, das Volk das Recht hat, jene zu ändern oder abzuschaffen, eine neue Regierung einzusetzen, und diese auf solche Grundsätze zu gründen, und deren Gewalten in der Form zu ordnen, wie es ihm zu seiner Sicherheit und seinem Glücke am erforderlichsten scheint. Die Klugheit zwar gebietet, schon lange bestehende Regierungen nicht um leichter oder vorübergehender Ursache willen zu ändern, und demgemäß hat alle Erfahrung gezeigt, daß die Menschen geneigter sind, die Leiden zu ertragen, so lange sie zu ertragen sind, als sich durch Vernichtung der Formen, an welche sie sich einmal gewöhnt, selbst Recht zu verschaffen. Wenn aber eine lange Reihe von Mißbräuchen und unrechtmäßigen Eingriffen, welche unabänderlich immerdar den neuen Gegenstand verfolgen, die Absicht beweist, das Volk dem absoluten Despotismus zu unterwerfen, so hat dieses das Recht, so ist es seine Pflicht, eine solche Regierung umzustoßen und neue Schutzwehren für seine künftige Sicherheit anzuordnen. Von dieser Art war auch das stille Dulden dieser Colonien, und von der Art ist nun die Nothwendigkeit, welche sie das frühere System der Regierung zu ändern zwingt. Die Geschichte des gegenwärtigen Königs von England ist eine Geschichte von wiederholten Ungerechtigkeiten und unrechtmäßigen Anmaßungen, alle die Einrichtung einer unumschränkten Tyrannei über diese Staaten bezweckend. Zum Beweise dessen seien hiermit Thatsachen der unparteiischen Welt vorgelegt.

Er hat seine Genehmigung den heilsamsten und nothwendigsten Gesetzen für gemeine Wohlfahrt verweigert.

Er hat seinen Statthaltern verboten, Gesetze von unaufschiebbarer und dringender Wichtigkeit rechtskräftig zu machen, oder er hat ihre Wirkung suspendirt, bis seine Genehmigung dazu erhalten worden wäre, und die so aufgeschobenen hat er zu beachten gänzlich vernachlässigt.

Er hat verweigert, andere Gesetze zu zweckmäßiger Einrichtung ausgedehnter Staats-Distrikte zu genehmigen, es sei denn, daß dieses Volk sein Vertretungsrecht bei der Gesetzgebung aufgegeben haben würde — ein Recht, dem Volke unschätzbar und furchtbar nur dem Tyrannen.

Er hat gesetzgebende Körper in ungewöhnliche, unbequeme, und von den Bewahrungsörtern ihrer öffentlichen Urkunden entfernte Plätze zusammen berufen, und dies aus der alleinigen Absicht, sie durch Ermüdung zur Willfährigkeit gegen seine Maßregeln zu zwingen.

Er hat zu wiederholten Malen die Häuser der Repräsentanten aufgelöst, weil sie sich mit mannhafter Festigkeit seinen Eingriffen in die Volksrechte widersetzten.

Er hat nach solchen Auflösungen für eine geraume Zeit die Wahl anderer (Repräsentantenhäuser) zu veranstalten sich geweigert, wodurch die gesetzgebende Gewalt, die nicht vernichtet werden kann, vollständig zum Volk, um sie auszuüben, zurückgekehrt ist, und mittlerweile der Staat allen Gefahren eines feindlichen Einfalls von außen, und Erschütterungen im Innern ausgesetzt blieb.

Er hat sich Mühe gegeben, das Steigen der Bevölkerung dieses Staates zu verhindern, indem er zu diesem Endzweck den Gesetzen für die Naturalisation Fremder Hindernisse in den Weg legte, andere Gesetze, zum Ermuntern der Einwanderungen hierher, zu erlassen, verweigerte, und die Preisbedingungen zu neuem Ländererwerb steigerte.

Er hat die Richter von seinem Alleinwillen abhängig gemacht, in Hinsicht der Dauer ihrer Aemter, und des Betrags und der Bezahlung ihrer Gehalte.

Er hat eine Menge neuer Aemter errichtet, Schwärme von Beamten hierher geschickt, um unser Volk zu belästigen, um seinen Lebensunterhalt aufzuzehren.

Er hat mitten unter uns in Friedenszeiten stehende Heere ohne Zustimmung unserer gesetzgebenden Behörden gehalten.

Ein Fürst, dessen Charakter durch eine jede Handlung so sehr einen Tyrannen bezeichnet, ist untauglich, eines freien Volkes Herrscher zu sein.

Wir haben es aber auch nicht an Anforderungen an unsere britischen Brüder fehlen lassen. Wir haben sie von Zeit zu Zeit vor dem Versuche gewarnt, durch ihre Gesetzgebung eine unerlaubte Rechtspflege über uns auszudehnen. Wir haben sie an die Umstände unserer Auswanderung und diesseitigen Niederlassung erinnert. Wir haben an ihre angeborne Gerechtigkeitsliebe und Hochherzigkeit appellirt, und sie bei den Banden unserer gemeinsamen Abkunft beschworen, jener angemaßten Herrschaft zu entsagen, die unvermeidlich unsere Verbindungen und Gemeinschaft unterbrechen würde. Aber sie waren auch taub gegen die Stimmen der Gerechtigkeit und der Blutsverwandtschaft. Daher müssen wir der Nothwendigkeit, welche unsere Trennung von ihnen erheischt, nachgeben, und sie für das halten, wofür uns die übrige Menschheit gilt, — für Feinde im Krieg, für Freunde im Frieden.

Wir daher, die Volksrepräsentanten der Vereinigten Staaten von Amerika, versammelt im General-Congreß, und den höchsten Richter der Welt für die Reinheit unserer Absichten zum Zeugen anrufend, verkünden hiermit feierlichst, und erklären im Namen und aus Machtvollkommenheit des guten Volks dieser Colonien, daß diese vereinten Colonien **freie und unabhängige** Staaten sind, und es zu sein das Recht haben sollen, daß sie von allem Gehorsam gegen die britische Krone los und ledig gesprochen sind, und daß alle politische Verbindung zwischen ihnen und dem britischen Reiche gänzlich aufgelöst ist und sein soll, daß sie als freie und unabhängige Staaten volle Gewalt haben, Krieg anzufangen, Frieden zu schließen, Bündnisse einzugehen, Handel zu treiben, und alle andern Handlungen und Dinge zu verrichten, wozu unabhängige Staaten rechtlich befugt sind. Und zur Aufrechthaltung dieser Erklärung verbürgen wir uns, mit festem Vertrauen auf den Schutz der göttlichen Vorsehung, wechselseitig mit unserm Leben, unserm Hab und Gut und unserer unverletzlichen Ehre.

Der zweite Redner führte uns die Puritaner, die Pilgerväter, dieses von manchen übergescheiten Deutschen so sehr verlästerte Volk vor, an welchem jeder noch nicht hinter den Ohren trockene Zeitungsjunge glaubt, seine Schuhe abputzen zu dürfen.

Der Redner schilderte die Geschichte der Puri-

taner in England, ihre Leiden und ihren ſtandhaften Charakter; führte uns alsdann nach New England und zeigte, wie dieſe Männer unter Hunger und Elend, unter Bedrückung und Quälerei mit ſtaunenswerthem, praktiſchem Sinn und bewundernswerther Ausdauer eine Stätte religiöſer und politiſcher Freiheit begründeten, zu welcher ſie die Völker einladen, und die ſie mit ihrem Herzblut auf Bunkerhill und vielen andern Schlachtfeldern vertheidigten.

Wir Deutſche, die wir dieſer Rede noch geſpannter lauſchten als die andern, konnten nicht umhin, einen Vergleich zwiſchen dieſen Helden Neu-Englands und unſern deutſchen Freiheitshelden von Anno 48 und 49, die uns noch recht wohl im Gedächtniß waren, anſtellen. Von dieſen Volksbeglückern ſangen die Buben einſt von Baſel bis nach Holland hin:

„Hecker, Struve, Zitz und Blum,
Komm und being die Preußen um;"

welcher Reim jedoch ſich bald in einen andern verwandelte:

„Gelt Heckee, gelt Hecker,
Das Blatt hat ſich g'wendt,
Du haſt ja bei Kandern den Schnurrbart verbreunt;
Den Schnurrbart verbrennt und die Stiefel verloren,
O Hecker, o Hecker, wo bleiben die Spoeen?"

Auch wenn man die Schattenſeiten des Puritanismus durchaus nicht überſieht und andererſeits dem Beſtreben der Achtundvierziger und Neunundvierziger in Deutſchland volle Anerkennung widerfahren läßt, ſo iſt die Art und Weiſe, wie heutzulage manche deutſche Redner und Zeitungen von den mächtig in die Geſchichte eingreifenden Puritanern ſprechen, ein Schandfleck für den deutſchen Namen, und zeugt entweder von großer Dummheit oder eckelhafter Unaufrichtigkeit.

Der letzte Redner jenes Feſtes ſprach von dem geößten Redner Amerikas — Daniel Webſter, welcher, da er damals noch nicht zwei Jahre († 24. Oktober 1852) zu den Vätern verſammelt war, noch friſch im Gedächtniß des Volkes lebte.

Anſtatt einer Lebensſkizze biete ich den Leſern die erſte Vierte Juli-Oration dieſes großen Menſchen. Er hielt ſie als armes, unbekanntes, zwanzigjähriges Schulmeiſterlein auf die Aufforderung der Bürger des Städtchen Freiburgs im Staate Maine.

Das Manuſkript dieſer Erſtlings-Oration kam mit andern Papieren vor mehreren Jahren in einen Trödelladen, wo es von dem Beſitzer wie zufällig entdeckt wurde.

Dieſe Rede iſt ein Meiſterwerk, das ſich mit den Erzeugniſſen der beſten Redner meſſen kann, obwohl es von einem zwanzigjährigen jungen Manne ſtammt. Doch — der heißt Daniel Webſter.

Wie alle wahrhaftig muſtergiltigen Sachen, iſt dieſes Meiſterwerk auch heute noch zeitgemäß. Es iſt — als ob das zwanzigjährige Schulmeiſterlein unſere Zeit mit ihren Profeſſionspolitikern, ihren Monopolen, ihren ſozialiſtiſchen Beſtrebungen, ihrer Hohlheit, ihrem Streben nach von der Religion losgelöſten Sittlichkeit und ihrem Haſchen nach greifbaren Dingen geſchaut hätte.

Der wirklich große, von Gott zu ſeinem Beruf beſtimmte Redner iſt eben immer auch ein Prophet.

Daniel Webſter's erſte Vierte Juli-Rede.

Gehalten zu Freiburg im Staate Maine 1802, in ſeinem zwanzigſten Jahre.

Mitbüeger. — Es iſt in der Jahreszeit, wenn die Natur ihe lieblichſtes Gewand angelegt hat, daß das amerikaniſche Volk ſich in ſeinen verſchiedenen Tempeln verſammelt, den Geburtstag des Landes feſtlich zu begehen. Prangend in all den Schönheiten des Jahres begrüßt uns der Vierte des Juli auf's Neue. Grünende Gefilde und eine reifende Ernte künden ihn an, die leuchtende Sonne frohlockt ihm entgegen, und die Herzen der Freien heißen ihn willkommen. Erhabenes Schauſpiel! Sechs Millionen Menſchen umeingen an dieſem Tage ihre Altäre und flehen vereint zum Himmel für die Erhaltung iheee Rechte. Jeder Stand und jedes Altee feiert das Feſt. Vom lallenden Inſaſſen der Wiege bis zum alteenden Krieger, deſſen geaue Haare am weſtlichen Lebens Horizonte niederwärts eilen, iſt an dieſem Tage jegliche Stimme geſtimmt nach den Klängen: **Freiheit! Waſhington! Mein Vateeland!**

Feſte, von der Welt geſtiftet, ſind zahlreich geweſen. Die Krönung eines Königs, die Geburt eines Peinzen, die Hochzeit einer Peinzeſin haben oftmals ſtaunende Maſſen herbeigelockt. Städte und Ländee kommen überein, das Ereigniß feſtlich zu begehen, das einen ſteeblichen Menſchen über ihre Häuplee emporhebt; und Weſen, Menſchen genannt, ſtehen verwundert und beſtürzt, während der Prunk eines Monaechen odee die Juwelen-Peacht einer Königin ſich vor ihnen breit machen. Ein Feſt jedoch mit ſolch einem Inhalte, wie ihn dee Vierte des Juli füe Amerika hat, wied nicht in der Geſchichte gefunden — ein Feſt, beſtimmt zur feierlichen Betrachtung der geoßen Dinge, die uns begegnet ſind; ein Feſt, an welchem die Freiheit einer Nation Huldigung empfängt, und der Himmel von zehntauſend Herzen mit Weiheauch begeüßt wied.

Bei der gegenwärtigen Lage des Landes iſt es, meine geachteten Mitbürger, ein Gegenſtand hohee Freude und des Glückwunſches, daß es einen Tag im Jahre giebt, an welchem Männer von verſchiedenen Geundſätzen und verſchiedenen Meinungen miteinandee freundſchaftlich verkehren können. Dee Vierte des Juli iſt nicht ein Anlaß, Land und Waſſer zu umziehen, um Proſelyten zu machen. Der nüchterne Sinn und die Gutheezigkeit, welche noch unter uns weilen, weeden, ſo verteauen wie, an dieſem Tage den Sieg davon teagen, und vermögend ſein, wenigſtens füe eine Zeitlang das ungezähmte Ungeheuer, Paeteigeiſt, in Ketten zu ſchlagen — und wollte Gott, daß es füe immee gekettet bliebe, damit, wie wie nue ein Intereſſe haben, wie auch nur ein Herz und einen Sinn hätten.

Mitbürgee, ihe ſeid bisher bei Gelegenheiten wie dieſe mit der Erörterung nationaler Fragen, mit der Unterſuchung der wahren Geundſätze einer Regieeung, mit

Recapitulationen des Krieges, mit Spekulationen über die Urſachen unſerer Revolution und ihre Folgen für uns und für die Welt, unterhalten worden. Dieſe Dinge übergehend, ſoll es das Streben des heutigen Redners ſein, ſolch eine Darſtellung von eurer Conſtitution und eurer Union zu geben, daß ihr überzeugt werdet, daß ihr von einer Veränderung nichts zu hoffen habt.

Dies Zeitalter iſt mit Recht ein Zeitalter der Verſuche genannt worden. Neuerung iſt der Götze der Zeit. Der menſchliche Geiſt ſcheint ſeine alten Schranken durchbrochen zu haben, und über die Länge und Breite der materiellen und intellectuellen Schöpfung auf der Suche nach Verbeſſerungen zu ſein. Die Welt iſt einem unbeſtändigen Liebhaber ähnlich geworden, in welchem jedes neue Geſicht eine neue Leidenſchaft entfacht. In

Daniel Webſter im Mannesalter.

dieſer Sucht nach Neuem werden viele Dinge verbeſſert, und viele Dinge werden verſchlechtert. Alte Irrthümer werden abgelegt, und neue Irrthümer werden angenommen.

Regierungen verſpüren dieſelben Wirkungen von dieſem Geiſte wie alles Andere. Manche, wie unſere eigene, wachſen in Schönheit und Vortrefflichkeit heran, während andere nur tiefer in Entartung und Verworfenheit verſinken. Die Erfahrung aller Zeiten wird unſere Behauptung aufrecht erhalten, wenn wir ſagen, daß Veränderungen von politiſchen Syſtemen ſtets mehr oder minder mit Gefahren verbunden ſind. Sie ſollten daher niemals unternommen werden, es ſei denn, das gerügte Uebel werde wirklich empfunden, und die Ausſicht auf Abhülfe ſei klar. Der Staatsmann, der mit ſo wenig Vorbedacht es unternimmt, die Conſtitution zu verbeſſern, wie der Landmann, der ſich an das Ausbeſſern ſeines Pfluges macht, iſt kein Meiſter ſeines Gewerbes. Wenn die Conſtitution eine ſyſtematiſche, wenn ſie eine freie iſt, dann bedingen ihre einzelnen Theile einander ſo nothwendig, daß eine Veränderung in einem Theile eine Veränderung in allen hervorruft; und dieſer Pfuſcher, wie lauter und aufrichtig immerhin ſeine Abſichten, wird zuletzt finden, daß das, was ihm als ein ſchönes und liebliches Gebäu unter die Hände kam, als ein elendes Stück- und Flickwerk aus ihnen hervorgeht.

Auch ſind nicht nur große und auffällige Veränderungen zu meiden. Eine Reihenfolge kleiner Wechſel, ein ſtetiges Herumzwacken an winzigen Theilen, ſtehlen den Athem weg, ob ſie auch den Körper zurücklaſſen; denn wahr iſt es, daß eine Regierung ihren wahren Charakter, ihre Eigenthümlichkeit, ihren Geiſt gänzlich verlieren mag, ohne ihre äußere Form zu verlieren. Man mag eine Despotie unter dem Namen einer Republik haben. Man mag eine Regierung betrachten und finden, daß ſie alle die äußern weſentlichen Eigenſchaften der Freiheit beſitzt, und doch nichts von dem Weſen, der Lebenskraft der Freiheit darinnen wahrnehmen; gerade wie man Waſhington und Franklin als Wachsfiguren ſchaut — die Form iſt vollkommen, aber der Geiſt, das Leben iſt nicht da.

Das erſte, was ſich zu Gunſten unſers Regierungsſyſtemes ſagen läßt, iſt, daß es wahrhaft und wirklich *frei* iſt, und der Mann, der irgend eine Regierung, die *nicht frei* iſt, gut nennt, hat ein gemeines und ſklaviſches Herz. Sollte es heute irgend einen Vertheidiger despotiſcher Gewalt geben, ſo wünſchen wir ihm das Glück, unter der Regierung ſeiner Wahl zu leben. Wenn er in Ketten verliebt iſt, dann möchten wir ihm nicht die Befriedigung ſeiner Leidenſchaft verweigern.

Despotismus iſt der Punkt, wohin alles Böſe zuſammenſtrebt und von wannen alles Gute flieht. In ſo weit, als eine Regierung von dieſem Uebel entfernt iſt, in ſo weit iſt ſie gut; in dem Verhältniß, wie ſie ſich ihm nähert, in gleichem Verhältniſſe iſt ſie verabſcheuenswürdig. In allen andern Formen iſt etwas Erträgliches zu finden; in der Despotie iſt nichts. Andere Syſteme haben einige liebenswürdige Züge, einige richtige Grundſätze mit ihren Irrthümern vermiſcht; Despotie iſt ganz Irrthum. Es iſt eine düſtere und troſtloſe Oede, worüber das Auge vergebtich nach etwas Lieblichem oder Anziehendem ſchweift.

Die wahre Definition von Despotie iſt eine Regierung ohne Geſetz. Sie kann daher ſowohl in den Händen Vieler als eines Einzelnen vorhanden ſein. Rebellionen ſind Despotien; Parteien ſind Despotien, tockere Volksherrſchaften ſind Despotien. Dieſe ſind tauſendmal furchtbarer als die Vereinigung der geſammten Machtfülle in der Hand eines einzelnen Tyrannen. Der Despotismus eines Mannes iſt wie der Blitzſtrahl, welcher hier und dort niederzuckt und den Einzelnen, den er trifft, verſengt und zerſchmettert; aber ein Volksaufſtand, der Despotismus einer Pöbelrotte, iſt ein Erdbeben, das in einem Augenblicke Alles verſchlingt. Dies iſt die Vortrefflichkeit unſerer Regierung, daß ſie die gehörige Mitte zwiſchen dieſen zwei Extremen innehält, daß ſie von Pöbelrotten und Thronen gleich weit entfernt iſt.

Ferner, unſere Regierung iſt gut, weil ſie *ausführbar* iſt. Sie iſt nicht der kranke Sprößling einer Stubengelehrſamkeit. Sie entſtieg nicht nebelhaft und verdampfend dem Hirne des Rouſſeau und Godwin, wie ein Nebel dem Ocean. Sie iſt das Werk von Männern von Geſchäftstakt, von Erfahrung und Weisheit. Sie

iſt dem Weſen des Menſchen angepaßt und dem, was gute Geſetze im Stande ſind aus ihm zu machen. Ihr Ziel — das billige Ziel aller Regierungen — iſt den Schwachen gegen den Starken zu beſchirmen und beſchützen, die Macht des geſammten Staates gegen die Gewaltthat der Unterdrückung zu vereinigen. Ihre Macht iſt die Macht der Nation; ihr Wille iſt der Wille des Volkes. Sie iſt nicht eine plumpe, ungeſtaltene Maſchine, welche das Volk nicht gebrauchen kann, wenn ſie hergeſtellt iſt; noch iſt ſie ſo dunkel und verwikelt, daß es die Aufgabe eines Lebens iſt, ſie zu unterſuchen und zu verſtehen. Alle ſind fähig, ihre Grundſätze und ihr Wirken zu begreifen.

Auch geſtattet ſie einen Wechſel von Leuten und Maßnahmen. Dem Willen einer Majorität zufolge haben wir die Regierung des Landes aus den Händen der Männer einer Partei in die einer andern übergehen ſehen. Von dem reſpectiven Verdienſte dieſer verſchiedenen Männer, von ihrer Aufrichtigkeit, ihren Talenten, ihrem Patriotismus haben wir hier nichts zu ſagen. Dieſes überlaſſen wir dem unparteiiſchen Tribunale der Nachwelt zur Entſcheidung. Wohl aber beweiſt die Thatſache eines Wechſels von Regierern, daß die Regierung lenkſam iſt, daß ſie in allen Fällen mit dem Volkswillen im Einklang gebracht werden kann.

Sie iſt auch eine gleichförmige Regierung. Sie verwirft Fürſtenthümer und Herrſchaften. Sie zerſtört alle die künſtlichen Vorzüge, welche Stolz und Ehrgeiz ſchaffen. Sie iſt mit keiner trägen Bürde einer Erb-Ariſtokratie belaſtet. Sie bekleidet Niemanden mit den Attributen Gottes; ſie drückt Niemand zu gleicher Stufe mit dem Thier herab: gleichwohl läßt ſie die Auszeichnungen in der menſchlichen Geſellſchaft zu, welche natürlich und nothwendig ſind. Der correcte Ausdruck unſerer Freiheitskunde iſt, daß die Menſchen *gleich geboren* werden. Sie haben dann dazu zu ſehen, daß ſie ihre Gleichheit durch ihren Werth behaupten. Die berühmten Bildner unſers Syſtems verwarfen in der ganzen Strenge des Freibürgerſinnes jedweden *Adel*, ausgenommen den Adel der Talente, jedwede Majorität, ausgenommen die Majorität des Verdienſtes.

Schließlich, die Regierung iſt eine unſerer Wahl; nicht uns von einem befehleriſchen erſten Conſul aufgezwungen, wie die Regierungen von Holland und der Schweiz; nicht uns von Philoſophen gelehrt, noch uns huldvoll auf den Bajonetten unſerer großmüthigen Schweſter-Republik an der andern Seite des Oceans gebracht worden. Unſere Väter haben ſie für ſich und für ihre Kinder gebildet. Weitaus der größte Theil der Menſchheit unterwirft ſich angemaßter Autorität und zollt ſelbſtberufenen Geſetzgebern demüthigen Gehorſam; nicht den Gehorſam des Herzens, welchen ein Bürger guten Geſetzen darbringt, ſondern den Gehorſam, den ein angeſchirrtes Pferd ſeinem Treiber entrichtet, einen Gehorſam entſtammt der Züchtigung und Hieben.

Die amerikaniſche Conſtitution iſt der Lohn amerikaniſcher Tapferkeit. Sie iſt der reiche Gewinn, welcher die Mühſal von acht Jahren des Krieges und Blutes belohnt; und was iſt all der Prunk kriegeriſcher Ehre, was ſind Siege, was überwundene Heere, eroberte Flotten, erbeutete Fahnen, es ſei denn, ſie finden ihren Abſchluß in der Aufrichtung weiſer Geſetze und nationalen Glückes? Unſere Revolution iſt nicht berühmter wegen des Glanzes ihrer Ereigniſſe, als wegen des Segens ihrer Folgen. Die Conſtitution iſt das große Denkmal der Thaten unſerer Vorfahren. Auf den Säulen und Bogen jenes Domes ſind ihre Namen geſchrieben und ihre Errungenſchaften eingetragen. So lange ſie dauert, ſo lange eine einzige Seite oder ein einziger Paragraph gefunden werden kann, wird ſie künftigen Zeiten davon Bericht erſtatten. Sie wird die Menſchheit belehren, daß es nicht Ruhm — nichtiger, tönender Ruhm — war, wofür Amerikaner kämpften.

Großbritannien hatte den Ruhm ſeiner Waffen weit und breit begründet. Es hatte Frankreich und Spanien gedemüthigt; es hatte ſeine Arme über den öſtlichen Erdtheil geſtreckt und Geſetze an den Ufern des Ganges gegeben. Ein paar zerſtreute Coloniſten ſtanden nicht auf, um mit ſolch einer Nation um bloßen Ruhm zu ringen. Sie hatten ein edler Ziel, und in der Verfolgung jenes Zieles offenbarten ſie einen Muth, eine Beſtändigkeit und Eintracht, die es verdienen von Dichtern und Geſchichtsſchreibern gefeiert zu werden, ſo lange menſchliche Rede währt.

Die Tapferkeit Amerikas war nicht ein flüchtiger, ſchimmernder Strahl, hervorgeſprüht von der Regung momentanen Grolles. Gegen ungerechte und willkürliche Geſetze erhob es ſich entſchloſſenen, unveränderlichen Sinnes. Gleich der aufgehenden Sonne war ſie von Wolken und Nebel umfangen, aber ihre Bahn, wie die der Sonne, wurde leuchtender, wie ſie vorwärts ſchritt. Im Kampfe bewieſene Tapferkeit iſt jedoch ein weniger hervortretender Charakterzug unſerer Landsleute, als die Weisheit, die ſie bewieſen, nachdem der Kampf vorüber war. Alte Länder und alle Zeiten bringen Krieger hervor, aber die Beiſpiele ſind ſelten, wo man ſich am Ende ſeiner Mühen leidenſchaftslos niederläßt, um die Früchte derſelben zu genießen. Haben ſie eine Despotie zerſtört, dann ſchaffen die Nationen gewöhnlich eine andere; haben ſie die Herrſchaft eines Tyrannen zurückgewieſen, dann machen ſie ſich einen andern. England enthauptete ſeinen Karl, aber krönte ſeinen Cromwell. Frankreich guillotinirt ſeine Ludwige, aber gehorcht ſeinen Bonapartes. Gott ſei Dank! weder fremder, noch einheimiſcher Machtraub gedeiht auf unſerm Boden.

Nachdem wir, Mitbürger, ſolchermaßen die Grundzüge unſerer ausgezeichneten Conſtitution in Augenſchein genommen und der Weisheit, welche ſie zu Stande brachte, einen unvollkommenen Tribut entrichtet haben, laßt uns alten Ernſtes die Mittel zu ihrer Erhaltung erwägen. Um der Regierung fortdauernden Beſtand zu ſichern, müſſen wir die Liebe zu ihr pflegen. Eine Hauptſäule im republikaniſchen Gebäu iſt der Geiſt der Vaterlandsliebe. Aber Vatertandsliebe gilt in dieſen Tagen zum guten Theil für fraglich. Sie iſt ſo oft nachgeahmt worden, daß ſelbſt die ächte Münze nicht ohne Mißtrauen entgegengenommen wird. Wenn ſich Jemand als einen Patrioten ankündet, dann hält ihn höchſt wahrſcheinlich dieſe liebloſe, falſch beurtheilende Welt für einen Schurken, und höchſt wahrſcheinlich iſt ihre Anſicht eine richtige. Die Sucht patriotiſch zu gelten, enthält in der That ſo viel des Lächerlichen, daß es ſchwierig iſt, ſie auf ernſthafte Weiſe zu behandeln.

Das Predigen von Politik iſt zu einem Gewerbe geworden, und es giebt viele, die andere Gewerbe verlaſſen, um dieſem abzuliegen. Menſchenfreundliche, uneigennützige Männer! Mit ſchriftgemäßer Opferfreudigkeit verlaſſen ſie Häuſer und Ländereien, Vater und Mutter, Weib und Kinder, und ziehen das Land auf und ab, um die Menſchheit zu lehren, daß ihre Regierer ſie bedrücken. Zur Zeit, als es in Frankreich Mode war, der Menſchen Köpfe abzuſchneiden, wie wir die überflüſſigen Schößlinge von unſern Apfelbäumen abſchneiden, zog ein gewiſſer Affe, der gelehrt worden war, die Rolle eines Patrioten mit großer Fertigkeit zu ſpielen, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Wenn man auf ihn deutete, ſagt der Geſchichtſchreiber, und ihn einen Ariſtokraten oder Monarchiſten nannte, dann flog e in großer Wuth und mit Ungeſtüm auf einen los; ließ man ihm aber die Gerechtigkeit widerfahren, ihn einen gut.n

Patrioten zu heißen, dann legte er alle Zeichen der Freude und Befriedigung an den Tag. Obgleich die gesammte französische Nation dies Thier als ein Wunder anstaunte, so war es doch am Ende kein solch gar fremdartiger Anblick. Giebt es doch in allen Ländern sehr viele Affen, die als Patrioten angesehen werden wollen, und sehr viele andere, welche sich dafür halten.

Doch — wenn wir auch oft durch den Schein getäuscht werden, so laßt uns nicht glauben, daß die Wirklichkeit nicht existire. Wenn unser Glaube je erschüttert worden, wenn der Hauch heuchlerischer Demagogen Zweifel in uns anfacht, dann wollen wir an Washington gedenken und überführt sein; wir wollen den Blick auf jene richten, welche für ihr Vaterland gerungen und gekämpft und geblutet haben, und wir wollen glauben, daß es wahre Vaterlandsliebe giebt, und daß sie eine der reinsten und edelsten Empfindungen ist, welche das Menschenherz erwärmen können.

Um die Regierung zu erhalten, müssen wir auch einen richtigen und entschiedenen Ton in Bezug auf Sittlichkeit bewahren. Der Wahrheit gemäß muß gesagt werden, daß die Freiheit ihren Bestand mehr in der Sittlichkeit des Volkes hat, als in sonst etwas. Wenn der Volkssinn entartet und verderbt wird, dann ist jeder Versuch, das Volk vor Schaden zu bewahren, vergeblich. Gesetze sind alsdann eine leere Form und Constitutionen Makulaturpapier. Es giebt immer Leute, die verrucht genug sind, in dem Streben nach Macht das Aeußerste zu wagen, wenn sie andere finden können, sie zu unterstützen. Sie fragen nichts nach Papier und Pergament. Kannst du den Lauf eines Usurpators aufhalten dadurch, daß du ihm die Gesetze seines Landes entgegenhältst? Dann vermagst du es auch, mit einem Liedlein den Blitz aufzuhalten und die tosenden Winde zu zähmen. Nein! Ehrgeizige Männer müssen durch des Volkes Moralität in Schranken gehalten werden; wenn sie aufstehen Böses zu vollbringen, müssen sie finden, daß sie vereinzelt dastehen.

Aechte Sittlichkeit hat ihren Grund in der Religion. Wenn du das Fundament zerstörst, muß das Gebäude fallen. In einer Welt des Irrthums, der Versuchung, der Verführung, in einer Welt, wo Verbrechen oftmals triumphiren und die Tugend mit Scorpionen gegeißelt wird, — in solch einer Welt ist so herlich die Hoffnung auf ein Jenseits zum Frohsinn und zur Aufmunterung nothwendig. Laßt uns daher die Tröstungen der Religion! Laßt dem Menschen, dem gebrechlichen und schwachen Menschen, den Trost, zu wissen, daß, wenn er seine unsterbliche Seele mit Thaten der Gerechtigkeit, der Milde und der Barmherzigkeit bereichert hat, er seine endliche Glückseligkeit im Himmel findet, für welchen sich auf Erden Schätze sammelte.

Unsere Pflicht als Bürger ist nicht eine vereinzelte. Sie ist mit allen den Pflichten verknüpft, die uns als Menschen zugehören. Die bürgerlichen, die geselligen, die christlichen Pflichten sind erforderlich, um uns des Fortbestandes der Regierung, welche die freieste auf Erden ist, würdig zu machen. Ja, selbst wenn die Welt mich hören könnte, selbst wenn ich mir vorstellen könnte, ich stünde vor der versammelten Menge aller Völker, würde ich sagen:

Amerikaner, ihr seid das begünstigteste Volk, welches die Sonne bescheint. Die heilsamen Einflüsse eures Klimas stehen den heilsamen Einflüssen eurer Gesetze nach. Euer Boden, fast sprichwörtlich fruchtbar, ist weniger fruchtbar als eure Konstitution. Eure Ströme, groß wie die Meere der alten Welt, bergen eine geringe Fülle, als die Ströme des socialen Glückes, welche euch umfließen. Eure Atmosphäre ist nicht reiner, als eure bürgerliche Freiheit, und eure Berge, obgleich hoch, wie der Himmel, und tief, wie das Fundament der Erde, sind weniger erhaben und weniger fest gegründet, als die heilsame und ewige Religion, die euch segnet und eure Nachkommen segnen wird.

Inmitten dieser überfließenden Segnungen der Natur und der Vorsehung **nehmet euch in Acht!** An diesem der Wahrheit geweihten Orte*) stehend, darf ich es nicht wagen, euch zu versichern, daß eure Freiheiten und euer Glück nicht verloren gehen mögen. Menschen sind der Menschen Mißgeschicke ausgesetzt. Wenn ein Engel vom Himmel aus mit einer Gnadenbotschaft unserm Lande gesandt werden würde, so würde er vor Allem sagen: Nehmt euch in Acht! seid vorsichtig! Ihr habt Alles zu verlieren; ihr habt Nichts zu gewinnen. Wir leben unter der einzigen Regierung, die je bestanden, welche durch die uneingeschränkte und bedachtsame Rathschlagung des Volkes entworfen worden. Wunder häufen sich nicht. Man kann nicht erwarten, daß das, was nur einmal in 6000 Jahren geschehen ist, oft geschehe. Ist solche Regierung einmal dahin, so möchte eine Lücke zurückgelassen werden, die lange Zeit mit Revolution und Tumult, Aufruhr und Despotismus ausgefüllt werden mag.

Die Geschichte der Welt ist vor uns. Sie erhebt sich gleich einer ungeheuren Säule, auf der man die gesundesten Grundsätze politischer Erfahrung eingegraben sehen kann. Diese Grundsätze sollten in unserm Gedächtnisse aufbewahrt und in unsere Herzen geschrieben werden. Der Mensch gleicht in allen Ländern dem Menschen. Wo immer du ihn findest, da findest du menschliche Natur in ihm und menschliche Gebrechen an ihm. Er ist daher ein geeigneter Schüler für die Schule der Erfahrung. Er sollte Weisheit aus dem Beispiele Anderer gewinnen, — Ermuthigung aus ihrem Erfolg, Vorsicht aus ihren Mißgeschicken. Die Völker sollten ihr Auge sorgfältig auf die voraufgegangenen Völker gerichtet haben. Die Fehler jener sollten sie in Obacht nehmen und sie vermeiden, und nicht sorglos auf dem Pfade der Gefahr und des Todes fortschreiten, während die Gebeine ihrer verunglückten Vorgänger rings umher bleichen.

Unser eignes Zeitalter gewährt uns Lehren, die uns sowohl an unsere Pflicht, wie auch an unsere Gefahr mahnen. Wir haben mächtige Völker elend in ihren Ketten gesehen, und noch elender, als sie versuchten, dieselben abzuschütteln. Zermartet und rasend unter der Peitsche der Knechtschaft sahen wir sie in Entrüstung aufstehen, um die Rechte der menschlichen Natur geltend zu machen; aber, hintergangen von Heuchlern, beschwatzt von Demagogen, zu Grunde gerichtet von vorgeblichen Patrioten, überwältigt von einem unwiderstehlichen Pöbel-Mischmasch von Schurken und Narren, haben wir sie am jammervollen Ende all ihres Ringens beweint. Zehn Jahre lang hin und her geworfen in wahnsinnigen Träumen revolutionärer Freiheit, sahen wir sie endlich erwachen; und wie der Sklave, der bei seinem Ruder schlummert und von dem Glücke seines eignen gesegneten Heimes träumt, so erwachen sie, um sich immer noch in Banden zu finden.

Man gebe nicht dem Gedanken Raum, als ob wir auf andere Völker hinwiesen, um über ihre Leiden zu frohlocken und ihres Unglücks zu spotten. Wollte Gott, daß sich die ganze Erde wahrer und vernünftiger Freiheit erfreute, daß jegliches Reich, welches das menschliche Auge durchmißt, oder der menschliche Fuß betritt, frei wäre! Wo und wenn immer Menschen diesem Ziele nüchtern und klüglich nachstreben, sollen ihrethalben unsere Gebete zu den Himmeln emporsteigen und zu dem

*) Die Rede wurde in einer Kirche gehalten.

Ohre dessen, der sie füllt. Seien sie mächtig oder seien sie schwach, in solchem Falle verdienen sie Erfolg. Ja, „das ärmste Wesen, das auf der Erde kriecht, wenn es ringt, sich von Ungerechtigkeit und Unterdrückung zu erretten, ist ein Gegenstand der Achtung in den Augen Gottes und des Menschen." Unsere Absicht ist nur, Lehren der Klugheit aus der Unklugheit Anderer zu ziehen, die Nothwendigkeit der Tugend aus den Folgen ihrer Laster darzuthun.

Unglückliches Europa! Das Gericht Gottes lastet schwer auf dir. Deine Leiden verdienten eines Engels Mitleid, wenn eines Engels Thränen deine Verbrechen wegwaschen könnten! Der östliche Welttheil scheint an dem Rande einer schweren Katastrophe zu schweben. Erschütterungen durchbeben, Schrecken ängstigen ihn. Alte Systeme fallen. Von Zeitalтern aufgebaute Werke zerbröckeln in Staub. Laßt uns demüthig Gott anflehen, daß die sich weit ausbreitende Verwüstung nie die Ufer unsers Heimathlandes erreichen möge; aber laßt uns auch allen Ernstes den Vorsatz fassen, daß wir in den Ereignissen, die uns befallen mögen, unsere Pflicht thun wollen.

Laßt uns wahre Vaterlandsliebe pflegen. In ihr liegt eine Begeisterung, die fast übermenschliche Kraft und Energie verleiht. Wenn der Geist sich einem großen Ziele geweiht hat, dann wächst er zu der Größe seines Unternehmens hinan. Ein wahrer Patriot, welcher Auge und Herz auf die Ehre und das Glück seines Vaterlandes gerichtet, besitzt einen Geistesadel, der ihn aus den Reihen gewöhnlicher Menschen heraushebt. Alltägliche Dinge lassen ihn gleichgültig. Persönliche Rücksichten schwinden in ein Nichts, verglichen mit dem hehren Bewußtsein patriotischer Pflicht. In allen Veränderungen des Glücks verläßt er sich mit Freudigkeit auf den Schutz der Vorsehung, und auf die Würde und Ruhe des eigenen Geistes. Wenn sein Vaterland sich des Friedens erfreut, ist er froh und dankbar; und wenn auf Gottes Rathschluß oder Zulassung Sturm und Wetter brausen, dann beugt er sich zwar in Demuth, wirft aber die Brust dem Anprall entgegen. Erhaben über Furcht, über Gefahr empfindet er, daß der Tod, der irgend einen ereilen kann, nie zu früh kommt, wenn der Patriot bei Vertheidigung der Gesetze und Freiheiten seines Vaterlandes fällt.

Aus der Jugendzeit unserer Nation.

Für Haus und Herd von H. W. Seibert.

Auch Nationen haben ihre Kinderjahre. Die der unsrigen datiren etwa bis zum Jahr 1760. Jonathan war bis dahin ein treuer Sohn seines überseeischen Herrn Vaters gewesen; hatte alle seine Gedanken, Worte und Werke von dem gnädigen Wohlgefallen desselben abhängig gemacht und außerdem jährlich ein „Erkleckliches" zur Bestreitung des väterlichen Haushalles beigesteuert. Jetzt aber erwacht in ihm der Trieb männlicher Selbstständigkeit. Jonathan will heirathen; seine Geliebte heißt Independence.

Papa John Bull aber ist entsetzt über solche Anmaßung. Der Name der Jungfrau gefällt ihm keineswegs, er hält ihn für einen höchst unchristlichen. Gegen eine Patience oder Obedience hätte er gar nichts einzuwenden gehabt, aber eine Independence! Wart' Junge, wir wollen dir zeigen, was es heißt, der potestas patria John Bulls zu spotten!

Jonathan aber läßt sich nicht in's Bockshorn jagen. Er hat seiner Geliebten schon zu lange den Hof gemacht und ihr freundlicher Blick, ihr gewinnendes Wesen hat sich ihm zu tief in's Herz geschmeichelt, als daß er jetzt seine naturgemäßen Ansprüche dem Stirnrunzeln seines griesgrämigen Herrn Papa zum Opfer bringen sollte. In „schlagender Weise" zeigt er, daß er volljährig geworden und erklärt, nicht gewillt zu sein, sich in Herzenssachen dreinreden zu lassen. John Bull knurrt fürchterlich, und hätte, wäre er Papst gewesen' den ungerathenen Schlingel mit Bannfluch und Interdict bestraft, so aber kann er sich der „Schlagfertigkeit" seines Sohnes mit nichts erwehren und wohl oder übel, er muß sich fügen. Die Hochzeit wurde gefeiert mit Speeches, Glockengeläut, Flintenschüssen und firecrackers. Das war A. D. 1776 am 4. Juli.

Die Ehe zwischen Jonathan und Independence hat sich soweit als eine glückliche bewährt. Das junge Weib war, was auch europäische Lästerzungen sagen mögen (die sich amerikanische Frauen gar nicht anders, als in Schaukelstuhl und Hängematte liegende Faulenzerinnen, denken können), eine tüchtige Hausfrau.

Daß sie von der Kochkunst nicht viel verstand und die Speisen zuweilen halbgar auf den Tisch brachte, wovon Jonathan noch heute hier und da an potitischer Dispepsia leidet, wer will ihr daraus einen Vorwurf machen. Daß sie nicht in einer europäischen Bildungsanstalt für junge Mädchen dressirt, nicht Klavier klimpern, französisch parliren und zu schwärmen gelernt hat, kann man ihr ebenso wenig zur Last legen. Dergleichen mögen hernach ihre Tochter und Enkel betreiben, wenn sie nichts Gescheiteres zu thun wissen.

Das aber muß man von ihr rühmen, daß sie ein frommes, und darum wahrhaft edles Weib gewesen bis auf die heutige Stunde. Die Gottlosigkeit der Bediensteten ihres Staatenhaushalts, wie die schamlose Anmaßung und Ueberhebung Vieler, die sie gastfrei und freundlich unter ihrem Dach willkommen geheißen, hat sie zwar oft schweigend und mit Trauer im Herzen

geduldet, aber nicht verschuldet, wie viele Lästerer meinen.

Der Herr kennet die Seinen, und er kennet auch unsere Independence und weiß, wie die Ehe zwischen ihr und Jonathan im ernsten Aufblick zu ihm, und mit dem Gebetswunsch im Herzen, daß Er seinen Segen dazu gebe, geschlossen; darum aber hat sie auch bis zur heutigen Stunde diesen Segen in wunderbarer und herrlicher Weise erfahren. Das Wort Christi: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles hinzugefügt werden," hat sich im reichsten Maße an ihr erfüllt.

Vor etwa sechzig Jahren wußte noch kein Einwohner der Vereinigten Staaten, wie groß eigentlich das Land, wie unermeßlich die Reichthümer, die Gott ihnen zum Besitz angewiesen. Die enorme Ausdehnung des „unknown west" war den Meisten auch eher eine Ursache der Befürchtung, als der Freude. Ein Staatsmann der damaligen Zeit, Monroe, versicherte, daß die Republik gewiß nicht bestehen werde, wolle man ihre Herrschaft bis zu den Ufern des Mississippi ausdehnen, und ein Anderer tröstete sich bei der Erwerbung von Louisiana damit, daß man den größern Theil dieses Landes doch bald wieder verkaufen werde.

Es ist höchst interessant zu beobachten, wie die junge Nation erst nach und nach zum Bewußtsein ihrer Kraft erwacht, wie sie dann ihre Glieder reckt und dehnt, und, aus der Wiege des engen Küstenstrichs aufstehend, den ernsten „Culturkampf" beginnt, auf daß

„Was sie ererbt von ihren Vätern hat
Sie nun erwerbe, um es zu besitzen."

Eine französische Karte von 1798 zeigt uns als die westlichste Grenze der Ansiedelungen den Genesee River im Staate New York.

Die Namen der Städte am Hudson, sind dieselben wie heute; alles westlich davon ist unbekannt. Der ganze westliche Theil New Yorks und Pennsylvaniens ist noch mit Urwald bestanden, nur weit, weit draußen im heutigen Ohio, hatte man die sogenannte Connecticut Reserve angelegt, zur Aufnahme solcher Familien, die durch den Krieg ihres Wohlstandes beraubt waren. Summa: die Vereinigten Staaten von damals hatten, mit Ausnahme vereinzelter, kleiner Ansiedelungen, nur das Gebiet östlich von den Alleghanies inne.

Aber schon nach zwanzig Jahren sehen wir einen gewaltigen Fortschritt. Auf der Karte eines gewissen Darley (Autor eines „Führers für Auswanderer" und Mitglied der New York Historical Society) finden wir die Staaten östlich vom Mississippi, westlich davon aber nur Missouri verzeichnet. Städte findet man freilich in Indiana und Illinois kaum zwei oder drei. Das Territorium von Michigan ist zwar angegeben, aber auf der ganzen westlichen Hälfte die bezeichnende Inschrift: "This part very imperfectly known."

Alles Land westlich vom Mississippi ist noch namenlose Wüste. Das war 1818.

Ein schöner Fortschritt immerhin. Im Hinblick auf diesen schrieb die Edinburgh Review vom Jahre 1818:

„Wo soll diese enorme Steigerung der Zahlen, wo die ungeheure Ausdehnung der Besitzthümer dieses Volkes enden? Wo sind die Grenzen, welche die Natur dem rastlosen Vordringen dieser gewaltigen Nation gesetzt hat? Mögen wir noch so eifersüchtig sein, mag unsere Intoleranz gegen Amerika sich noch so sehr streuben, das können wir nicht leugnen: in ihr liegt eine Macht, die jeder Concurrenz spottend sich bald zur höchsten Höhe der Möglichkeit aufschwingen wird."

Als das geschrieben wurde, betrug aber die Gesammt-Einwohnerzahl der Vereinigten Staaten nur etwa neun Millionen, also nicht mehr als die gegenwärtige Einwohnerzahl von New York und Pennsylvanien zusammengenommen.

Hatten sich bisher die Einwanderer in langen Karawanen auf ungebahnten Wegen mühsam durch die Wildniß arbeiten müssen, so kam jetzt die Anlegung von Canälen und die Erfindung des Dampfboots durch Fulton der schnelleren Bevölkerung des Westens wesentlich zur Hülfe.

So wälzte sich dann die große Woge der Einwanderung westwärts und immer weiter westwärts. Massachusetts, Connecticut und New Jersey besiedelten Ohio, Nord Carolina und Virginia gaben Kentucky und Tennessee ihre Bevölkerung. Canada sandte seine Emigranten nach Illinois, Indiana und ganz den Mississippi entlang.

Weiter und weiter drängt der unaufhaltsame Strom. Die Eisenbahn, mit Recht hierzuland die Vorläuferin der Cultur genannt, bewirkt und vermittelt jetzt die Besiedelung auch der entferntesten Gebiete. Und immer noch ist Raum und Reichthum genug für neue Ansiedler. Während das alternde Europa an Ueberbevölkerung und Verarmung kranket, steht hier noch immer eine Heimstätte für Millionen von Auswanderern offen.

Unsere Nation hat im verflossenen Jahrhundert ein Wachsthum und ein Gedeihen zu verzeichnen, wie es beispiellos dasteht in der Geschichte der Welt. Aus den ursprünglichen 13 Staaten der Union sind 38 geworden und 10 Territorien. Damals belief sich die Bevölkerung auf 3 Millionen, jetzt sind es 50 Millionen. Damals umfaßten die Colonien nur einen Küstenstrich, jetzt umspannen sie einen Welttheil, der von einem Ocean bis zum andern sich er-

ſtreckt und an Flächeninhalt beinahe ſo groß wie ganz Europa iſt.

Das Alles iſt nicht von ungefähr! Es iſt, das erkennen wir wohl nicht eigenes Verdienſt und menſchliche Kraft, ſondern der Segen des, der Barmherzigkeit thut an vielen Tauſenden, die ihn lieben und ſeine Gebote halten.

Und fragt ihr, woher der Segen floß,
Der bis heut' ſich auf eure Felder,
In eure Berge und Ströme ergoß
Und eure unendlichen Wälder,
So wiſſet: das hat die Gnade gethan,
Die Gott als Opfer genommen an,
Der betenden Pilgerväter.

O haltet, o pfleget, o mehret fortan
Das herrliche Erbe der Väter;
Der Bibel macht überall Weg und Bahn,
Fallt auf die Kniee ihr Beter!
Und heiligt den Tag und den Namen des Herrn,
So führt auch euch einſt ein glücklicher Stern
An's goldene Ufer des Jenſeits.

Möge unſere Nation bei den reichen Gaben, die ihr Gott geſchenkt, ſich immer mehr der ernſten Aufgaben bewußt werden, zu deren Löſung ſie Gott berufen.

Was können wir von der Predigtweiſe der Herren Moody und Sam Jones lernen?

Editor.

Da es mir nicht bloß vergönnt war, dieſe beiden Herren oft zu hören, ſondern ich auch das Vergnügen hatte, je einen Band ihrer Predigten zu redigiren, ſo liegt die Vorausſetzung nahe, daß ich wenigſtens in etwas zur Beurtheilung vorbereitet ſein ſollte.

I.

Auf die Frage — was können wir von ihnen lernen? ſei vor Allem geſagt, daß beide Originale, Charakterköpfe ſind, die, unbekümmert um menſchliche Muſter, den in ihnen wohnenden Heiligen Geiſt mittelſt ihrer Individualität, ihrer Eigenart wirken laſſen, welche ſie ganz ungebunden vor den Zuhörern zur Geltung bringen. In dieſer Thatſache liegt meiner Anſicht gemäß viel von der Anziehungskraft, welche beide auf die Menſchen ausüben. „Moody oder Sam Jones reden, und ſie ſprechen wie kein Anderer, kommt, laßt uns hören.“ Alſo ſagt das Volk, geht, und hört — Moody und Jones.

Sind wir auch keine ſolche Originale und haben wir uns, namentlich dergleichen erfolgreichen Charakteren gegenüber, vor Nachäfferei zu hüten, ſo weiſen ſie uns doch an, mit unſerer von Gottes Geiſt durchdrungenen Eigenartigkeit vor's Volk zu treten, anſtatt eine Muſterkarte aller möglichen Methoden, Ausdrucks- und Anſchauungsweiſen aus uns zu machen.

Jedes Menſchenkind beſitzt eine mehr oder minder ausgeprägte Individualität, welche in der Wiedergeburt nicht zerſtört, ſondern geläutert wird; und unſere Wirkſamkeit im Reiche Gottes hängt in großem Maße davon ab, daß wir uns ſelbſt erkennen, die Gabe, die in uns iſt, wecken, und mit unſerer eigenſten Perſönlichkeit unter's und vor's Volk treten.

Freilich wird dieſe Individualität durch Schulbildung und Fortbildung Manches lernen, durch Anſchauung und Erfahrung manche Ecken abſtreifen; aber ſie wird immerhin ihre anziehenden Eigenthümlichkeiten beſitzen. Auch der verbiſſenſte Kritikaſter wird heute nicht mehr wagen, Herrn Moody „einen ungeſchlachten Jungen“ zu nennen, wie dies in früheren Jahren geſchehen iſt, denn Zeit, Studium und Erfahrung haben ſich an ihm nicht unbezeugt gelaſſen, und ſie ſtreifen auch an Herrn Jones noch Manches ab, was heute an ihm noch etwa eckigt und abrupt genannt werden mag. Beide aber ſind und bleiben — Moody und Sam Jones, die mit ihrer ſelbſtbewußten Urwüchſigkeit wirken, und deren etwaige Fehler ſelbſt zur Anziehung und Feſſelung der Zuhörer beitragen.

II.

Die von ihnen erkannte perſönliche Eigenthümlichkeit hat beide belehrt und darauf angewieſen, daß ſie nicht wie Demoſthenes durch ergreifende Perioden, oder wie Cicero mittelſt Schönrednerei wirken können, ſondern dazu beſtimmt ſind, den Volkston zu treffen. Es ſind Volksredner, die in der Sprache der gewöhnlichen Leute auf Geiſt, Herz und Gewiſſen wirken. Geſchieht dies bei Moody in ziemlich dem Redefluß, wie man denſelben bei Volksverſammlungen zu hören gewohnt iſt, ſo gebraucht Sam Jones die Umgangsſprache und führt oft völlige Zwiegeſpräche aus. Moody redet ſehr ſchnell, oft nur zu ſchnell; Sam Jones dagegen bedächtig. Keiner der Beiden aber macht ſich des abſonderlichen Kanzeltons ſchuldig; jeder bleibt in ſeiner Ge-

Digitized by Google

Sommergruß.

danken- und Sprachweiſe mit dem Volk in Fühlung, ohne läppiſch zu werden, oder Gemeinplätze auszubeuten. Das Volk aber lauſcht mit geſpannter Aufmerkſamkeit und ſagt beim Hinausgehen: „Den capiren wir", anſtatt das Urtheil zu fällen, wie ich es einmal nach einem Reformationsfeſt in Cincinnati von einer deutſchen Frau vernommen, welche die Bemerkung machte: „Du, unſer Herr Paſtor iſch ſo gelehrt, den verſteht kei' Menſch."

Kunſtprodukte der Homiletik ſind dieſe volksthümlichen, oft im Ermahnerton gehaltenen bibliſch-religiöſen Reden freilich nicht, und ich bezweifle, ob Moody oder Sam Jones je ein homiletiſches Werk gründlich ſtudirten, oder ſich eine nach allen homiletiſchen Regeln zuſammengeſetzte Predigt je ſcharf anſchauten, und dabei dachten — ſo mußt du's auch machen. Jedoch folgt auf ihre wohl durchdachten populären Vorträge *bedeutende Wirkung*. Das Volk ſpricht lage- und wochenlang davon, und Tauſende haben ſich, ergriffen von ihren Worten, von der Finſterniß zum Licht gewendet; während manches feine, homiletiſch-rhetoriſche Kanzelkunſtwerk Niemand aus der betretenen Bahn bringt.

Ein anderes Element dieſer volksthümlichen und ſozuſagen unhomiletiſchen Redeweiſe iſt die concrete plaſtiſche Darſtellungsform, worunter ich nicht blos die Gabe der Illuſtration verſtehe, ſondern die Macht, abſtrakte Gedanken gleichſam lebend wie wandelnde Geſtalten den Zuhörern vorzuführen. Wenn der Heer Jeſu z. B. ſagt: Das Himmelreich *iſt gleich einem Senfkorn*, ſo gebraucht er die concrete, leibhaftige Darſtellungsform, anſtatt erſt den Begriff des Himmelreiches feſtzuſtellen und dann eine Illuſtration daran zu knüpfen. Ich kenne keine einzige Stelle, in welcher ſich Moody oder Sam Jones mit eigentlichen Begriffsentwicklungen abgeben, ſondern ſie *zeugen* entweder von der Wahrheit, oder verleihen derſelben *Adern, Blut* und *Muskeln*, ſo daß das Volk nur zugreifen darf. Dabei ſind beide Meiſter der eigentlichen Illuſtration, wobei Herr Jones oft des Guten dermaßen zu viel thut, daß der Zuſammenhang des Vortrags durch die eingeſchobenen Illuſtrationen leidet.

Freilich muß, wenn wir von der plaſtiſchen Darſtellungsform der beiden reden, auch geſagt werden, daß ſie ſich, wie wir ſpäter ſehen werden, immer auf concretem Gebiet bewegen. Moody ruft einmal aus: „Ich habe Beſſeres zu thun, als mich mit Abſtraktionen, oder gar Spekulationen herumzuſchlagen," und Sam Jones ſagt, er ſei kein Freund der Begriffs-Theologie und der Botanik, liebe jedoch die Religion und die Blumen.

Iſt es uns nun auch verſagt, *ſo volksthümlich, ſo* homiletiſch ungebunden und *ſo* concret zu reden wie dieſe Männer, ſo mögen wir doch nach dieſen Richtungen hin von ihnen lernen.

Wir ſind nicht bloß zu den eigentlichen Volksmaſſen, ſondern zu *den Armen* geſandt, denen das Evangelium gepredigt werden ſoll. Es gilt deßhalb, uns in die Denk- und Sprachweiſe des Volkes hineinzufinden, ſie uns anzueignen und mittelſt derſelben nicht Gemeinplätze, Langweiliges, Nichtsſagendes, ſondern das *Beſte*, das wir durch ernſtes Studium und anhaltendes Gebet zu unſerem Eigenthum gemacht haben, dem Volke ſo geſtalt- und lebensvoll darzuſtellen, daß es uns die Wahrheit abnimmt und von derſelben getroffen wird. Erreichen wir in dieſer Weiſe *das Volk*, ſo werden uns auch *diejenigen* der ſogenannten Gebildeten zuhören, die beeinflußt werden können, denn gerade die anſchauliche Volksrede iſt *eine* der Urſachen, weßhalb gelehrte Profeſſoren und berühmte Redner den Herren Moody und Sam Jones ebenſo gerne zuhören wie das Volk.

Wird bei dieſem unſerem Beſtreben, uns der ächt volksthümlichen Rede zu befleißen, die homiletiſche Zwangsjacke etwas weiter; vergeſſen wir die hochweiſen Regeln ein wenig, denen gemäß die Einleitung ein Viertel des Ganzen ausmachen muß, kein Theil größer ſein darf als der andere, und ebenmäßig in ſo und ſo viele Unterabtheilungen aufzugehen hat; kurz — wird uns der Kanzelſchnürleib ein wenig lockerer und bewegen wir uns freier und ungebundener: ſo werden wir mit Moody und Sam Jones erfahren, daß man dem Volke durch wohl durchdachte freie Rede viel näher tritt, als durch ängſtliches Feſthalten an der homiletiſchen Kunſt.

Sehen wir uns nun nebſt dem Vorgenannten noch den heißblütigen Ernſt dieſer Männer an; lernen wir von ihrer völligen Hingabe an ihr Werk eine ähnliche Widmung unſeres Selbſt an unſeren Beruf, und erkennen wir aus ihrem Beiſpiel, wie das wiederholte Predigen über denſelben Text — durch Studium und Gebet, durch Abgewinnung neuer Seiten und Anwendung auf neue Verhältniſſe, ſich zu einer neuen, friſchen Predigt geſtalten mag: ſo haben wir *die* Eigenſchaften berührt, die ſie mehr oder weniger gemein haben, und die uns zur Belehrung dienen mögen.

III.

Außer dieſen gemeinſchaftlichen Elementen finde ich jedoch an jedem dieſer Brüder auch unterſcheidende Eigenthümlichkeiten, die uns ebenfalls zu unſerem Zwecke dienlich werden mögen.

Ohne gelehrter Exegete zu ſein, oder ſich mit trockenen Erklärungen zu befaſſen, entwickelt Herr Moody eine überraſchende Schriftkenntniß. Mit Recht wird er der Mann des *einen* Buches, der Bibel, genannt. Er weiß dieſelbe nicht bloß beinahe auswendig, ſondern iſt unübertroffener Meiſter *darin*, die Heilige Schrift in ihrem Zuſammenhange darzuſtellen, das Licht der einen Bibelſtelle die andere beleuchten zu laſſen; und in dieſer

Weiſe die tiefen Gedanken Gottes an den Tag zu bringen, ſo daß oft hochgelahrte Bibelausleger mit offenem Mund und Ohr zu den Füßen dieſes einfachen Laienpredigers ſitzen, welcher mittelſt dieſer bibliſchen Meiſterſchaft auf alle Klaſſen gleich großen Einfluß ausübt.

Läßt er in dieſer ſeiner eigenthümlichen Art der Entwicklung bibliſcher Wahrheit einerſeits Streiflichter der heiligen Schrift in's tägliche Leben fallen, ſo überläßt er andererſeits dem Zuhörer die Anwendung oft ſelbſt, und beſchäftigt ſich nicht in dem Maße wie Sam Jones mit dem alltäglichen Leben.

Dieſer dürfte ein Prediger des Alltaglebens genannt werden. Er nimmt meiſtens ein einzelnes Schriftwort, ohne daſſelbe mit andern Bibelſtellen in Verbindung zu bringen und zündet damit in den Herzen und im Leben und Treiben der Menſchen herum. Er treibt den Geizhals von ſeinem Geldkaſten, reißt dem Heuchler die Maske ab, ſchildert dem Trunkenbold und dem Sünder deren eigenes zur Hölle führendes Leben, geißelt das erſtarrte Gemeindemitglied und den faulen Prediger, und wenn man ihm öfters zugehört, ſo liegt das innere und äußere Leben der Menſchenkinder von ſo vielen Schriftworten durchfurcht vor uns, als der Prediger Texte gebrauchte. Trotzdem aber, oder vielleicht eben *weil* Jedermann ſein beſcheiden, oder auch ſein derbes Theil erhält, ſtrömen wochen- und monatelang 4000 bis 6000 Menſchen oft mehreremal täglich zuſammen, um zu hören, wie Sam Jones mit *einem* zündenden Schriftwort das Herz, ſowie das Thun und Treiben, das Alltagsleben der Menſchen beleuchtet; denn wer da meint, ſolche Menſchenſchaaren kämen meiſtens nur um der dargebotenen Witze oder Hiſtörchen willen zuſammen, der iſt denn doch gar ſehr auf dem Holzweg.

Was lern' ich nun daraus? Von Herrn Moody dies — daß ich mich mit allen Kräften beſtreben will, ein Meiſter der Schrift zu werden, daß es nicht ſowohl darauf ankömmt, was der Schriftausleger A., B. oder C. ſagt, als darauf, was Gott ſagt, deſſen Wort ſich gegenſeitig erklärt, und daß das alte Teſtament, beleuchtet vom neuen, viel mehr Verwendung finden kann als dies oft geſchieht, obwohl ich die Moody'ſchen altteſtamentlichen Allegorien nicht zur allgemeinen Nachahmung empfehlen möchte.

Dagegen veranlaßt mich die Predigtweiſe des Herrn Jones den Göth'ſchen Satz in's Herz zu ſchreiben: „Greif nur in's volle Menſchenleben, und *wo* du's anpackſt, iſt es intereſſant."

Die göttliche Wahrheit wird oft gleichſam dermaßen dem Erdendaſein entrückt, als ob ſie irgendwo anders hinpaſſe, nur nicht in's Alltagsleben, und manchmal predigen wir mit der berechtigten Vorausſetzung, daß die Leute die Anwendung ſelbſt finden, während das Beiſpiel des Herrn Jones uns lehrt, wie auch intelligente Menſchen es vorziehen, zu den Thatſachen des Lebens hingeführt zu werden. In *der* Weiſe jedoch, wie es von Herrn Jones geſchieht, das Alltagsleben in der Predigt auszubeuten, möchte ich Keinem rathen, der nicht auch die Eigenart dieſes Predigers beſitzt, und es will mir ſcheinen, daß ſelbſt er in ſeiner Urwüchſigkeit deſſen zu viel thut.

Beſchauen wir uns Moody nochmals in ſeiner Verſchiedenheit von Sam Jones, ſo erkennen wir, daß Erſterer die Gabe, erweckte Seelen zum Herrn zu führen in einem Grade beſitzt, welcher dem Letzteren mangelt. Es iſt ebenſo erſtaunlich als herzerquickend, mit welcher von Gott geſchenkten Geſchicklichkeit Herr Moody in der Predigt ſowohl als in mehr privater Unterhaltung heilſuchende Menſchenkinder der Gnade Gottes entgegenbringt. In New York ſah ich ihn einmal unter zwei bis drei hundert Bußfertigen aus allen Ständen und Altersklaſſen — vom Straßenaraber an bis zum Gelehrten, vom Kinde zum Greiſe — mit einem Erfolg und der Entwickelung eines Organiſationstalentes wirken, die mich ſchon damals überzeugten, daß er unter denen, die Sündern *das Heil zu bringen* verſtehen, *ein Fürſt* iſt. Verläßt er aber dieſe Sphäre und will, in beſter Meinung, wie während ſeines Aufenthalts in Cincinnati, ein Lehrer der Lehrer ſein, ſo iſt ſein Erfolg kein derartiger, als wenn er der Führer zum Heiland iſt.

Sam Jones dagegen kommt mir vor wie die Weckſtimme eines Predigers in ſchlaffer Zeit, dazu berufen, Sünder und Jünger Chriſti, Prediger und Laien aufzurütteln. Entſchloſſen, unerſchrocken, kühn ſteht er da und legt mit charakteriſtiſcher Derbheit die Sünde der Leute bloß. Das Weiterführen der Erweckten überläßt er den Paſtoren und Gemeinden, und wenn er Organiſationstalent hat, Arbeiter um ſich zu verſammeln und ſyſtematiſch zu verwerthen, ſo trat daſſelbe bis jetzt nicht zu Tage. Er fordert nur das Gebet und die Sympathie der Chriſtenmenſchen, und legt es darauf an, die Leute aus dem Sündenſchlaf und Schlendrian aufzuwecken, wozu er alle ihm zu Gebote ſtehenden Mittel, ſelbſt Witz, Humor und Satyre bis zu einem Grade anwendet, welcher ihm ſcharfe Kritik zugezogen hat, und den auch ſeine Freunde abgeſchwächt wiſſen möchten. Wer in ihm jedoch *nichts* ſieht als den Witzbold und Kanzelcharlatan, der thut ihm bitter Unrecht. Er iſt vielmehr ein ächter Humoriſt, welcher die Sünde der Leute nicht lächerlich macht, um des Witzes willen, ſondern *zur Beſſerung*.

Denke ich betreff des in den letzten Paragraphen Geſagten an Moody, ſo bitte ich Gott: O, gieb uns die Macht, Menſchenkinder zum Heiland zu führen.

Denke ich an Sam Jones, ſo fällt mir das alte Lied ein:

Digitized by Google

„Wach' auf, du Geiſt der erſten Zeugen,
Die auf der Mau'r als treue Wächter ſtehn,
Die Tag' und Nächte nimmer ſchweigen
Und die getroſt dem Feind entgegen gehn."

In ihrer Geſammtheit aber mögen wir den beiden Männern manchen in der Predigt zu verwerthenden Wink ablauſchen, natürlich, ſtets mit dem Epigramm Göthes vor Augen:

„Ein Jeder ſehe, wie er's treibe,
Ein Jeder ſehe, wie es geht;
Und — Eines ſchickt ſich nicht für Alle."

Und ſtets eingedenk des Schriftworts: Es ſind mancherlei Gaben, aber es iſt ein Geiſt. Und es ſind mancherlei Aemter, aber es iſt ein Herr. Und es ſind mancherlei Kräfte, aber es ein Gott, der da wirket Alles in Allem.

Großmutters Häuschen.

O ſüße Kindheit, holde, ſel'ge Zeit!
Dein reines Licht durch weite Fernen dringt;
Weckt alte Liebe, die das Herz erfreut,
Wenn auch im Auge heil'ge Thräne blinkt.
In ſeinem Schein glänzt manches liebe Bild
Und malt es lebhaft vor die Seele mein.
So ſehe ich im Geiſt noch unverhüllt
Großmutters Haus im Garten, ſchmuck und klein.

Ich ſeh die Linde vor der Thüre ſteh'n,
Den kleinen Garten und die weiße Wand.
Wo Schlinggewächſe auf und nieder weh'n
Und hoch ſich ranken bis zum Dachesrand.
Im Innern iſt's altmodiſch, wunderbar,
Doch rein und ſauber, wo man ſitzt und geht,
Ach! wie ich's vor mir ſeh, ſo ſonnenklar,
Großmutters Häuschen, das im Grünen ſteht!

Großmutter ſelbſt, die liebe alte Frau,
Vom Scheitel bis zur Sohle ſauber, rein;
Die Haube weiß, die Haare altersgrau,
Das Kleid von Wollenſtoff, das Bruſttuch fein.
Auf ihrem Antlitz ihre Seele lag,
Ihr Weſen war gewinnend, ſanft ihr Blick;
So ſeh ich ſie noch manchen lieben Tag,
Denk' an das Haus im Grünen ich zurück.

Ihr Alter war ſo jung und hoffnungsvoll,
Denn ihre Seele ruhte in dem Herrn.
Er war ihr Quell, daraus ihr Leben quoll,
Und nie war Er von ihrem Herzen fern.
Ihr Auge glänzte ſelig und entzückt,
Sprach ſie von Ihm in jenem Heimathland:
Und ſo im Geiſt mein Auge ſie erblickt
Im kleinen Häuschen, das im Grünen ſtand.

A. Dennert. (Aus dem Engliſchen.)

Familienandacht in Schiller's Vaterhause.

Für Haus und Herd von Theodor Odinga.

„Ein sonderbarer Titel," höre ich meine Leser ausrufen. „Schiller, der große Weltdichter, der Mann mit der Universalreligion und Familienandacht, wie kommen die zusammen?" Und doch, lieber Leser, du darfst deinen Augen trauen, es heißt wirklich: „Familienandacht in — Schillers Vaterhaus."

Von Vater Schiller ist selten die Rede, man spricht nur von seinem großen Sohn und wird er gelegentlich erwähnt, so geschieht dies mit einer stammenswerthen Unkenntniß und Verkennung seiner Person. Eine unverständige Bewunderung des Genius hielt sich für berechtigt, den Sohn, der dessen doch wahrlich nicht bedurfte, auf Kosten des Vaters zu heben. Stets wurde der alte Biedermann, um den Sohn zu schützen und damit dieser ja nichts vom Glanz seiner Glorie verliere, als Pedant, als kleinlicher Mensch geschildert, der, wenn es nach seinem Kopf gegangen wäre, seinen Sohn alles Andere hätte werden lassen, nur keinen Dichter. Und wenn sich dann doch etwas bei Schiller findet, das trotz allen Versuchen nicht leicht bemäntelt werden kann, dann haben die Herren der Wissenschaft noch einen Ausweg, es heißt: „der Umstand ist auf die kleinliche Erziehung, die der Dichter in der frühsten Jugend genossen, zurückzuführen." Und das leichtgläubige Publikum glaubt es gutwillig. — Was mir den Vater Schiller so werth macht und was ihn so auszeichnete, sind Vorzüge, die in unsern Tagen leider meistens nicht so hoch gehalten werden, wie sie es verdienen. Einer dieser edlen Züge ist uns in unserm Thema gegeben: es ist Vater Schiller's christlicher Sinn und Wandel.

Treulich, Tag für Tag las er den Seinigen regelmäßig aus der Bibel vor und kein Tag ging vorüber, ohne daß er im Kreise seiner Familie sein Herz in laut gesprochenen Morgen- und Abendgebeten erhob. Der tiefe und nachhaltige Eindruck dieser Andachten war der ältesten Tochter Christophine, der wir diese Ueberlieferung verdanken, noch in hohem Alter unvergeßlich. Friedrich, erzählt sie, sei zu denselben von seinen liebsten Spielen herbeigeeilt; die tiefen blauen Augen gen Himmel gerichtet, den Ausdruck der Andacht auf den reinen Zügen, die Hände mit Inbrunst gefaltet, habe er ein engelgleiches Aussehen gehabt. Kamen doch die Worte des Vaters selbst aus einem kindlich gläubigen Herzen; wie hätten sich die kindlichen Seelen ihrer Wirkung entziehen können! Wohl hatte er, der bis auf sein Todtenbett in Worten und Werken den in ihnen ausgesprochenen Gefühlen und Grundsätzen getreu blieb, dessen letzte Worte, mit denen er seine erdenmüde Seele aushauchte, waren: „O Vater, ich bleibe fest an dir," wohl hatte er ein Recht, die von ihm verfaßten Gebete „die Rede meines Herzens" zu nennen, und diese Wahrhaftigkeit der Empfindung ließ nicht zu, daß sich die regelmäßigen Andachtsübungen in einen blosen Dienst des Mundes verflachten.*)

Nicht an äußeren Gütern hängt das Herz des Beters; von ihnen wünscht er sich nichts weiter, als was er nöthig hat, um sich nach seinem Stande ehrlich durch die Welt zu bringen. Desto eifriger ist er um seine unsterbliche Seele besorgt. Frömmigkeit und Tugend in Gesinnung und Worten und That zu üben, ist sein aufrichtiges Bestreben; aber er ist zu tief von dem Bewußtsein seiner menschlichen Schwachheit durchdrungen, als daß er glauben könnte, durch eigene Kraft die hohen Aufgaben des Christen zu erfüllen. Und so fleht er im Gebet zu Gott, alle Trägheit, Zerstreuung, Sorgen, Zweifel und Unglauben aus seinem Herzen zu verbannen und ihm die Kraft zu verleihen, sich aller unheiligen Gedanken zu enthalten und auch die allerersten sündlichen Regungen zu unterdrücken, damit kein böses Wort auf seine Zunge komme und keine seiner Handlungen den heiligen Geist betrübe. Mit reinem Gewissen, in Aufrichtigkeit, Lauterkeit und kindlicher Liebe möchte er seinem Schöpfer und Erhalter dienen.

„O heiliger Gott!" so betet er, „der du die Wahrheit lieb hast, hingegen Lügen, Betrug und Heuchelei ernstlich hassest, laß mich doch ja in Gedanken, Worten und Werken gegen dich und meinen Nächsten redlich sein, daß ich das in der That sei, wofür ich angesehen sein will, und daß Mund und Herz allweg mit einander übereinstimmen; daß alle meine Handlungen als in deiner Allgegenwart gewissenhaft von mir verrichtet werden; daß ich fleißig sei in meinen Geschäften, solche nicht flüchtig, obenhin oder betrüglich, sondern mit der möglichsten Aufmerksamkeit, Fleiß und Gewissenhaftigkeit ganz verrichte; daß ich das Böse vom Guten, das Nützliche vom Schädlichen und das wahrhaft Nothwendige vom Unnöthigen wohl unterscheide, und alle Zeit nur dasjenige zu thun erwählen möchte, wodurch förderlichst deine Ehre veroffenbart, meinem Nächsten gedient und meine eigene zeitliche und ewige Glückseligkeit befördert werden kann."

Inbrünstig fleht er Gott um die Kraft an, in Verleugnung seiner selbst und der Welt in Demuth, Geduld und Heiligkeit dem erhabenen Beispiele Christi zu folgen; ihn bittet er um Weisheit und Verstand, damit er ein brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft werde, ihn um Beistand, damit er seine Christenpflicht gegen den Nächsten erfülle, dem Dürftigen mittheile, den Betrübten tröste, den Kranken besuche, gehorsam gegen seine Vorgesetzten, bescheiden gegen seines Gleichen, leutselig gegen seine Untergebenen, dank-

*) Die Enkelin des frommen Mannes, Emilie von Gleichen-Rußwurm, hat zum hundertjährigen Geburtstag ihres großen Vaters der deutschen Nation ein köstliches, leider viel zu wenig gewürdigtes Geschenk mit der Veröffentlichung dieser von Vater Schiller aufgezeichneten Gebete gemacht. Dieser Sammlung entnehme ich die Gebete, deren Wortlaut ich angebe.

bar gegen seine Wohlthäter, aufrichtig gegen seine Freunde, sanftmüthig gegen seine Feinde, mitleidig gegen Arme und Elend und liebreich gegen alle Menschen sei.

Für das, was Gott an ihm und an den Seinigen thut, steigt aus seinem dankerfüllten Herzen unablässig Lob und Preis zu dem gnadenreichen Geber alles Guten empor. Ihm dankt er Gesundheit, Athem und Leben, ihm jegliche Erquickung des Leibes und der Seele, ihm die Festigkeit seines Glaubens und die trostreiche Hoffnung einer ewigen Glückseligkeit; da ist nichts, was er nicht von ihm hätte, von ihm hoffte. Voll Ergebung in die Fügung des Allweisen und Allbarmherzigen, erscheint ihm sein eigenes Schicksal, so wie es eben ist, als das beste unter allen Schicksalen, die ihm nach seinen Kräften und Fähigkeiten und nach dem Gebrauch derselben hätten zu Theil werden können.

Auch die trüben Stunden machen ihn an Gottes Güte nicht irre: wie sollte er über sie murren, da sie ihn nicht unverschuldet heimsuchen und ihm gewiß nach Gottes weisem Rath zur Erreichung seiner ewigen Bestimmung heilsam, ja nothwendig sein werden? So sieht er denn getrosten Muthes allen bevorstehenden Uebeln entgegen. Gott wird alles wohlmachen; ihn hat er treu befunden von Jugend an und seinem Namen zu danken noch allezeit Ursache gehabt. Ihm will er auch ferner vertrauen, auf ihn alle seine Sorgen werfen, bei ihm Rath und That suchen, ihn für Alles, auch für Leid und Prüfung loben, ihn über Alles lieben, ihn und seine Eigenschaften, obschon noch unvollkommen, zu erkennen und für seine höchste Seligkeit halten.

Und wie sein Gebet, so war auch der Wandel Vater Schiller's. In solcher Atmosphäre verbrachte der Dichter seine heiteren Jugendjahre. Wie kam es, daß diese Jugendeindrücke, daß ein solches Vaterhaus so wenig auf den Dichter Einfluß ausgeübt hat, daß dieser sie in späteren Jahren so weit vergaß, daß er sich die Zeit der „Götter Griechenlands" zurückwünscht und singt: „Da ihr noch die Welt regiertet, Schöne Wesen aus dem Fabelland?" Diese Frage wollen wir, lieben Leser, ein anderes Mal ins Auge fassen und zu beantworten suchen.—

Berlin und Berliner.

Für Haus und Herd bearbeitet von G. Frel in Berlin.

Berlin, die Kaiserstadt an der Spree, das sogenannte Spree-Athen, ist eine der glänzendsten Großstädte der Welt geworden. Nicht nur Europa, sondern alle Länder der Erde blicken mit dem größten Interesse nach der deutschen Metropole, wo sein greiser Heldenkaiser und sein eiserner Kanzler wohnt. Ein Glorienschein von Ruhm und Macht, von Intelligenz und Fortschritt nach allen Seiten, haben die deutsche Residenz, die Repräsentantin von einem geeinigten, starken Deutschland umwoben. Hunderte und Tausende aus allen Theilen der Welt strömen von den mannigfaltigsten Interessen getragen dieser Weltstadt zu. Und wahrlich, Berlin hat sich in den letzten Jahrzehnten so rasch vergrößert, daß es kaum mehr, was die rapide Ausdehnung anbelangt von amerikanischen Städten, die oft so zu sagen über Nacht entstehen, übertroffen werden kann.

Im Jahr 1861, bei Antritt der Regierung des jetzigen Königs Wilhelm, zählte Berlin einschließlich des Militärs 528,000 Einwohner, 1880 im December schon 1,122 540, seine Bevölkerung hatte sich also in etwa 20 Jahren verdoppelt, und in den letzten 100 Jahren (1780—1880) sich von 142,000 auf 1,122,000 Seelen vermehrt, also verachtfacht.

Nach der Volkszählung am 1. December 1885 zählte sie 1,316,000 Seelen und nach einer Zeitungsnotiz über Bewegung der Bevölkerung der Stadt Berlin vom 6. Februar 1,320,442 und ist somit Berlin die drittgrößeste Stadt Europas geworden, indem nur Paris mit seinen 2,221,000 Seelen und London mit seinen 4,000,000 Bewohnern ihm vorgehen.

Berlin, nach Art der freien Reichsstädte, als selbstständiger Staat gedacht, nimmt demnach eine hohe Stufe ein, indem es in der Reihenfolge der deutschen Staaten mit seinen 1,320,442 Seelen der Bevölkerung noch zwischen dem Großherzogthum Baden mit seinen 1,570,254 Seelen und Hessen mit seinen 978,000 Seelen rangiren würde, und nach der Ziffer seines Jahresetats von fast 58 Millionen Mark über dem Königreich Württemberg steht, dessen Etat 52 Millionen beträgt.

Berlin hat in seinem raschen Wachsthum viele andere Großstädte weit überflügelt. Denn während z. B. Wien, die alte schöne Kaiserstadt, 1857 schon 553,970 Einwohner zählte und am 31. December 1880 auf 726.105 angewachsen war, ist Berlin in ungefähr derselben Zeit (von 1858 bis 1880) von 438,961 auf 1,122,000 Seelen gestiegen. Wien hat sich in diesem Zeitraum um etwa 172,000, Berlin in derselben Zeit um 786,000 Seelen vermehrt. Und wenn es richtig ist, daß Paris innerhalb der letzten fünf Jahre, seit der letzten Volkszählung von 2,224,000 Seelen sich auf 2,221,000, also um 3000 Seelen vermindert hat, während Berlin in dieser Zeit um etwa 194,000 Seelen gewachsen ist, und wenn die Vergrößerung Berlins in gleicher Weise weiterschreitet, dann wird es bei Beginn des 20. Jahrhunderts die zweite Million längst überschritten und möglicher Weise Paris, seines langsamen Wachsthums wegen, überflügelt haben.

Im Jahr 1872 hatte Berlin 176,000 Wohnungen, von denen nur 1042 leer standen, bez. unvermiethet waren, weil sie vielleicht baulicher Veränderungen unterworfen werden mußten oder aus

sonstigen Gründen nicht vermiethet werden konnten. Thatsächlich konnte also eine zum Ausziehen gezwungene Familie keine neue Wohnung finden, ohne jedesmal eine andere aus deren bisherigen Wohnung zu verdrängen. Es wurden aber während der sogenannten Gründerjahre so viel gebaut, daß 1872—73 8000, 1873—74 15,000, 1874—75 20,000, 1875—76 18,000, 1876—77 16000 und 1877—78 20,000 neue Wohnungen hinzukamen, so daß schließlich ein so bedeutender Ueberschuß an Wohnungen über den vorhandenen Bedarf sich herausstellte, daß 1878 nicht weniger als 20,661 unvermiethet waren und daß erst nach und nach sich wieder Angebot und Nachfrage bei den Miethswohnungen regelte und ausglich.

Auch gegenwärtig ist wieder eine wahre Baumanie überall wahrzunehmen. Man kann fast keine Straße betreten, ohne diese Thatsache bestätiget zu sehen. Sogar bei nächtlicher Beleuchtung sah ich Häuser demoliren.

Es wird wohl kaum in einer anderen Stadt so emsig und so viel gebaut, demolirt und neu aufgeführt wie in Berlin. Kaufleute und Industrielle, die seit Jahrzehnten oft in abgelegenen Stadtgegenden ansässig waren, und sich dort geschäftliches Renommee und Wohlstand erworben haben, vertauschen die Stätte ihrer bescheidenen Anfänge mit „Prachtbauten", die sie auf ihre Rechnung unternehmen ließen; die Sucht, sich zu vergrößern, greift immer weiter um sich, und an die Stelle bescheidener, nur den gewöhnlichen Bedürfnissen entsprechender Häuser treten, besonders in der Geschäftsgegend, Renaissance-Paläste mit Thürmen und Erkern, hohen Spiegelfenstern und Marmortreppen. Die Friedrichstraße, die längste geradlinige Straße Berlins, von 3060 Meter Länge, von 26 schönen, breiten Straßen durchschnitten, in der noch vor zwei Jahren einstöckige, armselige Häuser mit unglaublich dichter Bewohnerschaft in sehr zahlreichen Exemplaren vertreten waren, steht im Begriff, eine völlige Umgestaltung durchzumachen; ohne Rücksicht auf das oft nichts weniger als ehrwürdige Alter dieser einfachen Proben früherer Baukunst, wird drauflos demolirt und selbst der Einwohner, der nur kurze Zeit einer Straße fern geblieben ist, staunt über die veränderte Physiognomie, über die Fülle der mit unbegreiflicher Schnelligkeit entstandenen Prachthäuser, wenn er wieder dahin kommt. Das gilt namentlich von der Leipzigerstraße, der Hauptverkehrsader, von der Wilhelmstraße, der Straße der Villen, vor allem aber von der westlichen Stadtgegend.

Berlin ist eine noble Stadt und historisch berühmt. Die Straßen sind schön und breit, elegant gepflastert und ein großer Theil mit geräuschlosem Asphalt belegt. Für peinliche Reinlichkeit sorgt das scharfblickende Auge der Polizei. In allen Straßen finden sich monumentale Bauten der vielen städtischen, Staats- und Reichsbehörden, der vielen Hunderte von Schulen, Instituten und Anstalten und der großen Hotels; auf allen mit Gartenanlagen schön geschmückten Plätzen und an allen Promenaden finden sich prächtige Standbilder früherer Könige und Geistesheroen, die Berlin schon den Namen der „Stadt der Denkmäler" eingetragen haben; der Thiergarten ist zu einem der schönsten, wohlgepflegtesten Parke der Welt umgeschaffen, im Norden, Osten und Süden sind neue herrliche Parkanlagen gemacht worden, und überall erfreuen die mit Bäumen geschmückten und mit den geschmackvollsten Vorgärten verzierten Straßen das Auge des Lustwandelnden und der fremden Besucher.

Durch die meisten Hauptstraßen laufen Schienen der Pferdeeisenbahnen, deren viele Hunderte (765) Wagen die ganze Stadt von früh bis in die späte Nacht durchkreuzen und, von den belebtesten Hattepunkten alle 2, 3—5 Minuten abgehend, sich in den geringsten Zeitintervallen folgen: an dem Kreuzungspunkte der Leipziger- und Charlottenstraße allein passiren täglich über 3000 Pferdebahnwagen; ja dieses neue Verkehrsinstitut ist bereits zu einem unentbehrlichen Element des großstädtischen Lebens geworden, indem es jährlich jetzt etwa 80 Millionen Fahrgäste befördert und an Festtagen wie Pfingsten, Montag mit gerechnet, etwa eine Einnahme von 30,000 Mark erzielt.

Außer der Pferdebahn kursiren 138 Omnibuswagen, die jährlich von etwa 15—16 Millionen Menschen benutzt werden, und stehen 4478 Droschken und 380 Thorwagen zur Bequemlichkeit des Publikums in den Straßen zu seinem Dienst bereit.

Auf den 10 in der Stadt Berlin mündenden Eisenbahnen kommen und gehen täglich etwa 500 Personenzüge; auf der 11.26 Kilometer langen, über einen eleganten Viaduct von 639 gewölbten Bogen durch die Stadt geführten Stadtbahn mit ihren 10 Bahnhöfen täglich ebenfalls 2—300 Personenzüge, an schönen Sommertagen und an Festtagen sogar bis zu 4—500 Personenzüge, die jährlich etwa 12 Millionen Menschen befördern. Auf den verschiedenen Wasserläufen der Spree kommen und gehen jährlich außer den vielen Personen-Dampfschiffen etwa 86,000 große Frachtkähne, von denen über 40,000 ihre Frachten innerhalb der Stadt löschen; auf dem großartigen Centralviehhofe im Osten der Stadt werden an einzelnen Markttagen 40—50,000 Stück Vieh aufgetrieben, an einzelnen Tagen bis zu 4500 Ochsen, 10—11,000 Schweine und bis zu 35,000 Schafen, die fast alle mit den Eisenbahnen in besonderen Vieh-Transportzügen herangebracht werden.

Nach den statistischen Angaben des neuesten „Berliner Adreßbuches" für 1886 verblieben von dem auf dem Viehhofe zu Markte gebrachten Schlachtvieh zur Verzehrung in Berlin im Jahre 1884 auf 1885: 105,625 Rinder, 345,939 Schweine, 109,923 Kälber und 282,491 Hammel. Doch genug für diesmal von der Großartigkeit Berlins. Blicken wir noch einige Augenblicke auf den Charakter seiner Bewohner, resp. auf die eigentlichen Berliner. Ein maßgebendes Urtheil dürfte ich mir meinerseits kaum erlauben.

Es sei mir daher gestattet, das Urtheil eines Fachmannes, des Pastor Baumanns, der schon lange Jahre hier wohnt, mitzutheilen. Sein Vortrag, den derselbe kürzlich über die „Licht- und Schattenseiten des Berliner Volks-Charakters" in Frankfurt a. O. hielt, trug ihm in Berlin keine Lorbeeren, vielmehr ernstliche Angriffe und Proteste ein. Unter Anderem sagt er:

„Der Berliner ist leichtblütig, mager und hager von Gestalt, er ißt nicht viel, weil er im Ueberfluß

nicht lebt, und er ißt schlecht, weil die Nahrungsmittel vielfach verfälscht sind. Er ist blutarm. Die Frauen im Berliner Volke verwelken frühzeitig, die blasse Gesichtsfarbe ist allgemein, das mittlere Lebensalter ist außerordentlich niedrig und sinkt fortwährend. Der Berliner ist, wo er nur Sanguiniker ist, „schnodderig", klatschsüchtig und kleinigkeitskrämerisch. Für den schlechten Witz hat er das Wort „Kalauer" erfunden, aber er ist der Erfinder dieser Witze. Dieses Volk, das so barbarisch spricht, charakterisirt sich als neugierig und sehr vergnügungssüchtig. Berlin ist die Heimath der Kremser: bei schrecklichem Staub-, Bier- und Cigarrengenuß, schlechten Witzen und räderuder Fahrt bleibt der Berliner vergnügt. Herrn Pastor Baumann erschien bei dem frenetischen Jubel, in welchen der Berliner ausbricht, der Wald entweiht. Bezieht der Berliner eine Sommerwohnung, so nimmt er sein Klavier mit und beunruhigt durch sein Spiel die Nachbarschaft; die Damen führen große Toilette bei sich, in der sie auf der Promenade erscheinen und sich vorlaut begrüßen. Die Vergnügungssucht paart sich mit blasirtem Wesen. Jeder Provinziale erscheint dem Berliner dumm; er wundert sich über Nichts und doch verlangt er Bewunderung für seine „schnodderigen" Redensarten. Dazu kommt hämische Spottsucht, er besitzt ferner wenig Pietät, auch fehlt ihm die Ehrfurcht vor historischen Mächten. Das „gute Herz", das man den Berlinern vindicirt, schlägt oberflächlich, und seine Wohlthätigkeit währt nicht länger als acht Tage; immerhin kann man auf Grund dieser Eigenschaft viel erlangen. Daher ist Berlin ein gutes Feld für Hochstapler."

Günstiger urtheilt Pastor Bauman über die cholerische Seite dieses Volkscharakters und zwar folgendermaßen:

„Der hervorstehendste Charakterzug des cholerischen Temperaments im Berliner Volkscharakter ist die Energie der Arbeit, sie zeigt sich nicht blos in der Berufsthätigkeit, sondern auch im Vereinsleben und ihre Folge ist das riesige Wachsthum der Stadt. Die Verwaltung der Hauptstadt ist musterhaft und mit Bewunderung blicken selbst die Amerikaner auf die Reinlichkeit und Schönheit der Straßen und die Fortentwicklung des Comforts. Heute haben die Arbeiterwohnungen schon Spiegelfenster, vor 50 Jahren waren solche kaum bei Prinzen zu finden. Ist der Berliner als Sanguiniker kleinlich, so ist er als Choleriker groß gesinnt. Riesenhaft sind die Fortschritte auf industriellem und gewerblichem Boden, aber leider hält der Sinn für echte Kunst hiermit nicht gleichen Schritt. Die wahre Kunst ist schlechter geworden. Wer Kunstbauten in Berlin schauen will, muß sich Schlüter's und Schinkel's Werke ansehen; Architektur, Musik, Theater zeigten nicht mehr den Adel früherer Zeit; da ist Rückschritt bemerkbar. Wenn der Choleriker zu arbeiten aufhört, wird er gemüthlich. Echte Berliner Gemüthlichkeit und guten Humor trifft man noch vielfach an. Ein Musterstück ist die Berliner Mutter. Schlagen sich zwei Knaben und der eine schreit: „Mutter!" so läßt der andere sicherlich von der Prügelei ab. Wehe ihm auch, wenn er unter die Finger der Mutter käme! Rastlos schafft und darbt sie, wenn es sein muß, für das Fortkommen der Kinder. Der Choleriker hat Ehrgefühl und Anhänglichkeit an das Regentenhaus. Er liebt die Freiheit und es ist erst aus mit ihm, wenn sein Witz erlahmt. Bekannt ist, daß in der schwierigsten Situation, im Donner der todspeienden Geschütze, ein Berliner Witz die Seelen erhob — das ist Muth und unerschütterliche Festigkeit. Darum kann er auch großmüthig sein."

Hinzufügen möchte ich, daß der Berliner wie dies überhaupt dem norddeutschen Charakter eigenthümlich ist, zugeknöpfter ist als der Bewohner im Süddeutschland. Es vergeht so ziemlich ein Jahr oder auch zwei, bis man den Berliner annähernd kennt, es giebt selbstverständlich auch Ausnahmen.

Es ist tröstlich, daß unsere Kirche früh genug auch auf diesem Centralpunkt ihre Blicke richtete und wir hier mit Freuden das Panier des Kreuzes entfalten dürfen. Wahrlich ein Völkermeer öffnet sich da dem Auge des Knechtes Gottes, in das er getrost sein Netz im Namen des Herrn hineinsenkt, ohne Gewissensskrupeln haben zu müssen, sich in einen gepachteten Fischteich zu verirren. Gott segne Berlin und mehre hier täglich sein Volk, und lasse, was wüste ist, lustig werden wie ein blühendes Gefilde.

Die Wiege des amerikanischen Volkes.

Für Haus und Herd von A. Flammann.

II. Ein Besuch in Plymouth im Jahre 1886.

Mehr als 250 Jahre sind vergangen, seid die „Mayflower" im Hafen von Plymouth einlief. Jene armen verfolgten Leute hatten damals wohl keine Ahnung, daß sie den Grund legten zu einem „großen und mächtigen Volke", welches über dies gesegnete Land, von dessen Größe und Reichthum die Pilger thatsächlich wenig wußten, sich ausbreiten würde. Ein Volk, welches in etwas mehr als einem viertel Jahrtausend herangewachsen ist auf mehr als fünfzig Millionen, mit einem Zuwachs von über eine Million jedes Jahr.

Gedenkend an die vorigen Zeiten mag es dem Leser nicht uninteressant sein, heute im Geiste eine kleine Reise zu machen nach Plymouth, jenem lieblichen Städtchen, welches wir wohl mit Recht die Wiege des amerikanischen Volkes nennen mögen. Unterwegs können wir vorübergehend einige andere Plätze, welche von historischer Bedeutung sind, und welche zum Theil beinahe

ſo alt ſind als Plymouth ſelber, in Augenſchein nehmen. Wir reiſen ab von Boſton, der weltberühmten und größten Stadt Neu-England's. Bald nach der Anſiedlung Plymouth's wurden auch an andern Plätzen puritaniſche Colonieen gegründet, obgleich die Gründer derſelben nicht als Separatiſten bekannt waren. Wo Boſton jetzt ſteht, waren deren mehrere, als in Dorcheſter, Roxbury und Oſt-Boſton, früher Maverick. Auch in Naumkeag, jetzt Salem, ſpäter bekannt durch die Hexenverbrennungen, ſowie in Medford, Allſton und anderen Plätzen wurden Anſiedlungen gegründet.

Durch Scollay Squre, wo vor wenigen Jahren ein Standbild errichtet wurde zum Andenken an John Winthrop, dem erſten Gouverneur der Maſſachuſetts Bay Colonie, gehen wir vorbei an der berühmten alten Faneuil Hall und ſind dann bald an der Werfte, wo wir einen jener niedlichen kleinen Dampfer beſteigen, die im Sommer Vergnügungsfahrten machen nach verſchiedenen Plätzen im Hafen und am Seeſtrande. Obwohl unſer Dampfſchiff größer iſt, als die Mayflower war, ſo iſt es doch klein, gegenüber jenen mächtigen Koloſſen, welche jetzt täglich von unſern Hafenſtädten abfahren und im Zeitraum von etwas mehr als einer Woche ihre Paſſagiere ſo leicht, bequem und ſicher über den Ocean befördern. Wahrlich, die Welt iſt vorangeſchritten, ſeit den Tagen der Pilger!

John Winthrop, Gouverneur von Maſſachuſetts Bay.

Die Fahrt durch den Hafen, vorbei an Charlestown mit ſeinem über 290 Fuß hohen Bunkershill-Monument, vorbei an verſchiedenen „Forts", Inſeln und Leuchtthürmen, iſt äußerſt intereſſant und angenehm. Nachdem wir aber bei Nantaskett, dem beliebten Erholungsplatze des Boſtoner Publikums vorbei ſind, merken wir bei der ſchaukelnden Bewegung des Schiffes, daß wir aus dem ruhigen Fahrwaſſer des Hafens in die unruhigen Wellen des Oceans gekommen ſind. Beſtändig in ſüdlicher Richtung fahrend, ſehen wir auf einer Seite, ſo weit unſer Auge reicht, „nichts als Luft und Meer", während auf der weſtlichen Seite immer das Seeufer ſichtbar iſt. Drüben, in einiger Entfernung erblicken wir Marſhfield, der Geburts- und Ruheort des berühmten Staatsmannes und Redners, Daniel Webſter. Nachdem wir an „Fort Standiſh" und gleich darnach an „Clarke's Inſel", woſelbſt die Pilger ihren erſten Sonntag verlebten, vorbei gefahren ſind, laufen wir jetzt ein in den Hafen von Plymouth.

Indem wir Plymouth im Schmucke des Sommers erblicken, können wir uns nur ſchwach vorſtellen, wie die Pilger gefühlt haben, als ſie dieſen Platz zuerſt ſahen in ſeinem Winterkleide. Das Städtchen iſt wirklich ein romantiſcher Platz, auf einer allmählich ſteigenden Anhöhe lieblich am Ocean gelegen. Nachdem wir das Schiff verlaſſen haben, wenden wir unſern Gang zunächſt nach dem vielgenannten „Plymouth Rock", dem Felſen, auf welchem die Pilger abſtiegen, als ſie landeten. Weil ſo manche Reliquienſucher Stücke von dieſem Felſen abſchlugen, ſo daß derſelbe dadurch beſchädigt wurde, ſo hat die Stadtbehörde ihn ſchon ſeit längeren Jahren mit einem eiſernen Gitter, welches ein ſchön geformtes Granitdach trägt, umgeben. Doch indem ein dazu angeſtellter Mann uns das Thor öffnet, iſt es uns vergönnt, mit unſern Füßen auf den Stein zu treten, auf den vor bald dreihundert Jahren die Pilger zuerſt traten.

Gerade in der Nähe iſt Cole's Hügel, wo in jenem harten Winter ſo viele der Pilger ihre letzte Ruheſtätte fanden. Noch jetzt findet man dort bei Ausgrabungen gelegentlich Gegenſtände, von welchen man annimmt, daß ſie mit begraben wurden in jenen ſchweren Trübſalstagen.

Ueber Cole's Hügel gehen wir in gerader Richtung durch die Leyden Straße, an welcher

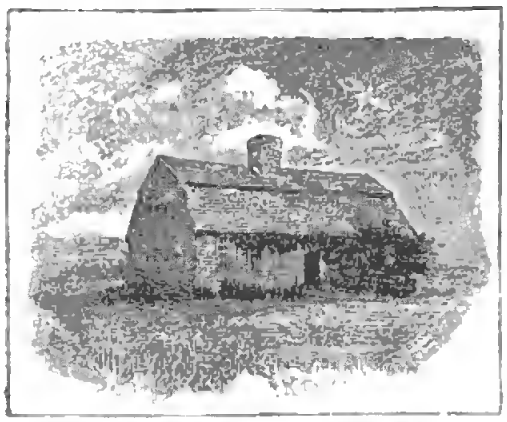
die ersten Häuser errichtet wurden, hinauf nach dem ältesten noch bestehenden, gegenwärtig noch benützten Gottesacker in diesem Lande. Mitten auf demselben zeigt unser Führer uns die vier Steine, welche die Ecken des Platzes bezeichnen, auf welchem jenes Gotteshaus, welches zugleich als Festung diente, stand. Lange könnten wir uns auf diesem Friedhofe verweilen, und würde es uns interessiren, die theilweise unleserlich gewordenen Inschriften an den Grabsteinen, in alt-englischer Sprache geschrieben, zu entziffern. Manche dieser Inschriften sind recht ernst und sinnreich, während andere auch wiederum recht drollig klingen. Der älteste Grabstein ist über zweihundert Jahre alt und wurde, wie die meisten Steine, die wir hier sehen, in England angefertigt. Nicht weit von der Ruhestätte William Bradford's, des zweiten Gouverneurs der Plymouth Colonie, der dieses Amt für sechsunddreißig Jahre bekleidete, setzen wir uns auf eine Bank, um auszuruhen und vielleicht Betrachtungen anzustellen über dies und jenes. An welchem Platze wohl wäre dem denkenden Geiste mehr Stoff geboten zum Nachdenken, als an diesem Orte? Wahrlich, „die Stätte, darauf du stehest, ist heiliges Land!" Um uns her ruht die Asche der Pilger bis an den Morgen der Auferstehung. Zu unsern Füßen sehen wir das Städtchen, mit seinen alt- und neumodischen Gebäuden, mit seinem geschäftlichen Thun und Treiben. Hier waren die Pilger thätig. Hier lebten, litten und starben sie in der Einsamkeit, abgeschnitten von dem Verkehr mit der übrigen Welt. Hier wurden die Grundprincipien der Unabhängigkeit der Kirche vom Staat, der Freiheit des Gewissens vom Joch der Menschensatzungen zuerst gelehrt und gepflegt in diesem Lande. — Von diesem „Begräbniß-Hügel" haben wir eine liebliche Aussicht über den Hafen, hinaus in den weiten Ocean, dessen Wogen noch gerade so wild schäumen, als vor 250 Jahren. Dort, zu unserer Rechten, fließt das muntere Bächlein, an dessen klarem Wasser die Ansiedler sich oft erfrischten.

Doch wir müssen weiter eilen, so angenehm auch der Aufenthalt an diesem Platze ist. Den Berg hinunter steigend, kommen wir, indem wir

Plymouth und der Hafen, vom „Begräbniß-Hügel" aus gesehen.

durch die schattige Allee der hohen Ulmen gehen, in wenigen Minuten nach der solid und schön gebauten „Pilgrim Halle". Dies Gebäude wurde errichtet, mit der Absicht, daß alle, hier und da zerstreut sich befindenden Gegenstände in Verbindung mit der Geschichte der Pilger und ihrer Colonie, daselbst möchten gesammelt und für die Nachwelt aufbewahrt werden. Ueber dem, im dorischen Styl aufgeführten Eingang ist die schön in Stein gehauene Scene der „Landung der Pilger" angebracht. Nachdem wir unsere Namen in's Fremdenbuch eingetragen haben, treten wir ein in die geweihten Räume. Und manche Stunde könnten wir hier zubringen, wenn wir all die Gegenstände betrachten wollten, welche der fromme Sinn und der Patriotismus ihrer früheren Besitzer hierher gebracht hat. Hier

finden wir so ziemlich Alles, was zum Leben gehört. Möbeln und Kochgeschirr, Bücher und Dokumente, Kleidungsstücke und Zierrath aller Art. Dort jene zwei Stühle, die zwei altmodischen, niedrigen Wiegen, die große Standuhr, der Tisch, die Töpfe und manches Andere noch wurde mit der „Mayflower" herüber gebracht. Hier sind Schuhe, Kleider, auch einige Schmucksachen, ja sogar Brillen, die, wie man sagt, von diesem oder jenem der Pilger getragen wurden. Besonders viele der Sachen, welche Eigenthum von dem berühmten Krieger, Myles Standish und seiner Familie waren, sind aufbewahrt. Hier ist ein großer Kochtopf und dabei ein metallner Teller, deren Größe uns Beweis davon geben, daß die Pilger einen guten Appetit hatten.



Das Haus von Myles Standish in Duxbury.

Da sehen wir das große Schwert, mit den arabischen Inschriften, welches ihm in England geschenkt wurde, und von welchem man behauptet, daß es schon gebraucht wurde zur Zeit der Kreuzzüge. Man sieht es dem Schwert an, daß es schon lange Dienste geleistet hat. Ohne Zweifel hat mancher Indianer „die Schärfe des Schwertes" fühlen müssen. Als bei einer Gelegenheit Standish auf etwas rühmende Weise an den frommen Robinson in Leyden berichtete, wie viele Rothhäute er getödtet hatte, antwortete dieser darauf mit den Worten: „O, ich wünschte, du hättest sie zuerst belehrt, ehe du sie tödtetest!"

Als früheres Eigenthum von Gouverneur Alden bemerken wir unter manchen andern Dingen eine holländische und eine englische Bibel, sowie ebenfalls einige von ihm ausgefertigte Kaufbriefe. Ein Paar noch gut erhaltener Kinderschuhe, die der Familie von Edward Winslow gehörten, zeigen uns, daß man schon zu jener Zeit es verstand, die Schuhe zierlich und schön zu machen. Dort steht ein altes Model der „Mayflower", durch welches uns die Größe, Form und Einrichtung des Schiffes anschaulich gemacht wird. An den Wänden rings herum hängen Gemälde und Zeichnungen, welche zum Theil sehr werthvoll sind, und welche uns Scenen aus dem Leben der Pilger vorführen. Das Gemälde, welches uns den Abschied von Holland vor Augen führt, dasjenige, welches ihre Landung in Plymouth repräsentirt, sowie manche andere, sind wahre Kunstwerke.

Noch an vielen andern Plätzen könnten wir uns verweilen. Während wir jedoch an diesen vorübergehen, können wir es aber nicht unterlassen, das prächtige Standbild zu besehen, welches gegenwärtig als „Nationales Monument zum Andenken an die Vorväter" errichtet wird. Es ist zwar noch nicht ganz vollendet, dennoch macht der Anblick desselben schon jetzt einen erhabenden Eindruck. Auf einem Piedestal, 45 Fuß hoch, steht eine weibliche Figur, den Glauben vorstellend, mit einer Bibel in der einen Hand, während sie mit der andern hinauf zum Himmel weist. Die Figur selber ist 36 Fuß hoch. An den vier Ecken sind in sitzender Stellung Figuren angebracht, welche die Freiheit, Moralität, Bildung und das Gesetz repräsentiren. Nebst diesen findet sich an den Seiten Raum für erklärende Inschriften und an jeder Seite ebenfalls eine, fein in Marmor gearbeitete Scene aus dem Leben der Pilger. Mit Ausnahme dieser Marmorstücke ist das ganze Monument aus Granit verfertigt und ist ein erhabenes Werk der Bildhauerkunst. Indem es auf einer Anhöhe errichtet ist, kann dies Standbild meilenweit gesehen werden, sowohl vom Ocean als vom Lande aus.

Zurücklehrend nach der Mitte des Städtchens besteigen wir die Eisenbahn, um auf dem Landwege nach Boston zurückzukehren. Eine der ersten Stationen, an der wir anhalten, ist Duxbury, wo Myles Standish später wohnte, und woselbst man zur Erinnerung an diesen Helden ein Denkmal errichtet hat. Obwohl Standish nie der Gemeinschaft der Separatisten sich angeschlossen hatte, weder in Leyden noch in Plymouth, so wurde er doch von denselben angesehen, als der militärische Leiter und Hauptmann der Colonie. Er war ein Mann von Muth und Tapferkeit, und erlangte dadurch großes Ansehen bei seinen Freunden und Feinden. Hier in Duxbury werden wir auch besonders daran erinnert, wie innig die alte mit der neuen Zeit und Welt verbunden ist, indem man uns sagt, daß in diesem Städtchen die Endstation des französisch-amerikanischen Kabels sich befindet.

Ehe wir Boston erreichen, halten wir noch an in Braintree. Hier wohnte in den ersten Jahren der Ansiedlung von Massachusetts ein Mann, der weit davon entfernt war, mit den ernsten Puritanern eines Geistes Kind zu sein. Thomas Morton hatte in dieser Wildniß sich ein Haus gebaut, welches er „Merrymount", Freudenberg,

nannte. Er war der böse Teufel in dem puritanischen Paradiese. Wo und wie er nur konnte, ärgerte und verspottete er die frommen Brüder. Er verkaufte den Indianern Schnapps und Geschütz und verführte dieselben zu allerlei gottlosen Dingen. Auf allgemeines Ersuchen aller Ansiedler der Umgegend wurde er zuletzt auf Befehl von Gouverneur Endecott durch Myles Standish gefangen genommen und zurück nach England geschickt.

Unter allerlei Betrachtungen und Vergleichen über die damaligen und jetzigen Verhältnisse, sind wir mittlerweile wieder in Boston angelangt. Wir danken Gott, daß wir unter so viel günstigeren Verhältnissen die irdischen und geistlichen Vorrechte dieses Landes genießen können als die Pilger, die für uns den Weg zu bahnen hatten. Das wir auch mit um so größerer Treue Gott dienen und ein frommes Leben führen mögen in seiner Furcht, das walte Gott!

Wohnung von Gouv. Cradock in Medford, gebaut in 1634.

Die Dekadenwoche.

Für Haus und Herd von H. M.

Als Gott die Erde schuf, vollbrachte er dies Werk, wie uns die heilige Schrift lehrt, in sechs Tagen und ruhete dann am siebenten Tage. So entstand die erste Woche, deren Benennung sowohl im Hebräischen (schabua) als auch im Griechischen (ἑβδομάς) und Lateinischen (septimana) von der Eintheilung in sieben Tage hergenommen wird. Diese Eintheilung der Tage in Wochen und zwar so, daß nach sechs Arbeitstagen stets ein Ruhetag folgt, rührt also direct von Gott her und ist somit in die Schöpfungsthätigkeit Gottes zurück zu verlegen. Aber nicht nur die Israeliten, sondern auch andere alten Völker wie die Chinesen, Peruaner und Egypter zählten die Woche nach sieben Tagen.

Da, am Ende des letzten Jahrhunderts versuchten die Franzosen zur Zeit der Schreckensherrschaft in jenem Lande, diese göttliche Einrichtung zu zerstören. Mit dem 21. September 1793 wurde die alte Zeitrechnung abgeschafft und die neue, nach welcher die Jahre von der Entstehung der fränkischen Republik an gezählt wurden, eingeführt. An diesem Tage nahm das Jahr 2 seinen Anfang. Die zwölf Monate bekamen neue Namen. Jeder enthielt 30 Tage; die fünf übrigen Ergänzungstage nannte man

der herrschenden Partei zu Ehren hernach die Sansculotiden.

Hatte man so mit der alten Zeitrechnung, als Jahren "anno Domini", d. i. nach der Geburt des Herrn, die Erinnerung an Christus und alles Christliche auslöschen wollen, so sollte nun auch die Siebentage-Woche, die alte göttliche Institution, abgeschafft werden. Die Wochen von sieben Tagen wurden nämlich in Dekaden-Wochen (nach dem griechischen deka = zehn) verwandelt; nach welchen nur erst der zehnte Tag ein Ruhetag ist.

Man ging noch weiter; alle öffentliche Gottesverehrung wurde unterdrückt. Man erklärte feierlichst, daß man keinen andern Gottesdienst anerkennen wolle, als den Gottesdienst der Vernunft, keine andere Religion, als die Religion der Natur. Kein Kind durfte mehr öffentlich getauft, kein Ehepaar im Gotteshause eingesegnet werden. Die Begräbnißplätze hießen nun: Orte des ewigen Schlafes. Die Feier des Sonntags wurde auf's Strengste verboten, die Dekadenfeier dagegen mußte pünktlich eingehalten werden.

So wurden z. B. in Straßburg die Wochenmärkte auf den dritten und achten jeder Dekade (Duodi und Octidi) verlegt; in allen öffentlichen und Privatschulen durften nur der fünfte und der zehnte Tag (Quintidi und Dekati) der Schulunterricht ausgesetzt werden; aber am Sonntage, wenn er nicht auf einem dieser Tage fiel, mußten die Schulen geöffnet sein. — An den Sonntagen mußten alle Läden offen und alle Waaren zum Verkauf ausgestellt, an den Dekadi aber und Nationalfesten verschlossen sein. Sogar der Landmann durfte an diesen Tagen weder pflügen noch säen.

Man gab sich auch alle Mühe, den Dekadifesten „mehr innere Würde", wie ein Schriftsteller aus jener Zeit sagt, zu geben, damit es desto stärker auf die Gemüther wirken, und dem christlichen Feste den Vorzug abgewinnen möchte. An jedem Dekadi wehten die National-Fahnen auf dem Straßburger Münsterthurme; das Getöne der Glocken und das Rühren der Trommeln verkündigten den festlichen Tag und riefen die Bürger unter das Gewehr und in den Tempel der Vernunft; man miethete Redner, bezahlte ein ansehnliches Orchester und ordnete feierliche Umzüge durch die Straßen der Stadt an. Auf dem Paradeplatze errichtete man große Gerüste mit immer neuen Verzierungen. Endlich erließ man noch die Verordnung, daß alle ehelichen Bündnisse an diesen Tagen, den Dekadifesten im Tempel der Vernunft vor dem versammelten Volk sollten geschlossen werden. Man hoffte durch alles dies, das Volk an die Dekadenfeier zu gewöhnen.

Aber hat denn der Versuch, diese göttliche Einrichtung zu zerstören, etwas gefruchtet?

Keineswegs. Das Volk wollte und konnte sich nie wirklich von den christlichen Gebräuchen lossagen, wie es jene Verführer haben wollten. Die Polizei und ihre Diener hatten daher auch alle Hände voll zu thun, denn an jedem Montage kam eine große Menge Bürger vor das Zucht-Tribunal, die ihre Läden am Sonntag nicht geöffnet, und an jedem ersten Tage nach dem Dekadi (Primdi) eine noch größere Anzahl, die den Dekadi-Gesetzen keine Folge geleistet hatten, trotzdem die Citationskosten, welche mit der Strafe verbunden waren, gewöhnlich zwölf, fünfzehn und noch mehr Franken betrugen.

Nach siebenjähriger Bedrückung nahm endlich diese Quälerei ein Ende. Am 26. Juli 1800 wurde dem Volke wieder die freie und ungestörte Religionsübung gestattet, und erklärt, daß die Feier der Dekadi nur für die öffentlichen Beamten verpflichtend sei, bis sie bald darauf gänzlich abgeschafft wurde und die Siebentage-Woche wieder in ihre Rechte trat.

Im schwedischen Lager.

Der dreißigjährige Krieg hat über viele Länder und Städte unsers deutschen Vaterlandes große Noth und schweres Unglück gebracht. Davon können auch die Fluren des schönen Sachsenlandes gar Manches erzählen. Der Kurfürst Johann Georg der Erste hatte im Jahre 1635 mit dem Kaiser den Frieden zu Prag geschlossen. Darüber waren die Schweden natürlich sehr erbittert und trugen die Schrecken des Krieges in das arme Land. Sie zogen sengend und brennend, mordend und raubend von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, und hinter ihren Truppen blieben nur die traurigen Spuren grauenvoller Verwüstung zurück. Auch vor das kleine Städtchen Pegau, welches etwa auf halbem Wege zwischen Leipzig und Zeitz gelegen ist, waren im Monat März des Jahres 1644 die Schweden unter der Anführung des Grafen Königsmark gekommen. Sie boten Alles auf, um die Stadt zu erobern und zu besetzen. Aber der tapfere sächsische Oberst v. Gersdorf, welcher Pegau vertheidigte, kämpfte mit seinen braven Soldaten so wacker und heldenmüthig, daß die Feinde sich endlich unverrichteter Sache wieder zurückziehen mußten.

Vielleicht hätte die kleine Stadt an der weißen Elster die Schweden niemals wieder vor ihren Mauern zu sehen bekommen, wenn nicht ein Ereigniß eingetreten wäre, welches den schwedischen Feldmarschall Torstenson heftig gegen diesen Ort erbitterte.

Ein Mann, Namens Veit Rüstig, hatte sich bis dahin von dem Flachshandel ehrlich und redlich ernährt. Die Schweden aber hatten ihn auf ihrem Kriegszuge aller seiner Habe beraubt und dem wohlhabenden Manne zu einem Bettler gemacht. Flachsveit, wie er um seines Handels willen in der ganzen Umgegend genannt wurde, hatte darum den Feinden seines Vaterlandes glühende Rache geschworen. Er sammelte eine Schaar kühner Männer, die ebenso wie er von den Schweden mißhandelt oder ausgeplündert worden waren, und führte mit ihnen ganz auf eigene Hand einen erbitterten Krieg gegen die feindlichen Heere. Er zog im Lande weit und breit umher, überfiel die schwedischen Wachtposten und kleinere Abtheilungen ihrer Truppen, und fügte ihnen dadurch einen ganz bedeutenden Schaden zu. Ein starker und verwegener Mann, der früher ein Geiger gewesen war und deßhalb Fiedelhans genannt wurde, verbündete sich endlich mit ihm und führte ihm ein ansehnliches Häuflein von Streitern zu. Beide griffen nun die Schweden bald hier bald dort mit vereinten Kräften an. Ihre Unternehmungen wurden immer kühner und erfolgreicher. Da sie mit allen Wegen und Stegen ihrer Heimath wohl bekannt waren und außerdem von ihren Landsleuten auf alle Weise unterstützt wurden, gelang ihnen fast jeder Ueberfall, den sie gegen die Feinde versuchten. Und wenn diese sie verfolgen wollten, so waren sie auf den nur ihnen bekannten Schleichwegen ebenso schnell, wie sie gekommen waren, auch wieder in den Wäldern verschwunden. Die Namen „Flachsveit und Fiedelhans“ waren darum bei den Schweden in gleicher Weise gehaßt und gefürchtet.

Gegen das Ende des Jahres 1644 schlug der schwedische General Torstenson mit seiner Heeresmacht, die etwa zwölftausend Mann stark war, in der Umgegend von Weißenfels und Naumburg sein Winterquartier auf. Von hier aus sandte er eine sehr beträchtliche Summe Geldes nach Leipzig. Die bewaffnete Bedeckung, die er dazu mitgab, war so stark und wohlgerüstet, wie man es eben zu jener Zeit und im feindlichen Lande für nothwendig hielt. Das Vertrauen zu ihrer Macht und zu ihrem Schutze war so groß, daß ein schwedischer Oberst, Graf N., welcher mit Torstenson nahe verwandt war, die Gelegenheit für günstig hielt, um seine Gemahlin in dieser Begleitung zu sich nach Leipzig kommen zu lassen.

Flachsveit und Fidelhans waren durch ihre vielen Kundschafter schon lange vorher von dem bevorstehenden Abgange der Geldwagen unterrichtet worden. Sie sammelten ihre Leute und brachen nach der Gegend auf, durch welche die Schweden kommen mußten. In einem Walde bei Lützen legten sie sich auf die Lauer, während ihre Kundschafter oben in den Wipfeln der Bäume saßen und die Straße weithin mit scharfen Augen beobachteten. Endlich erscholl das verabredete Zeichen; es klang wie der Schrei eines Waldvogels. Die kühnen Wegelagerer eilten, um auf beiden Seiten der Landstraße die verabredete Stellung einzunehmen, und bereiteten sich schweigend zum Kampfe. Die Schweden, die gar nichts ahnten, kamen langsam und ruhig herbei. Kaum hatten sie die Mitte des Waldes erreicht, als jenes Vogelgeschrei das Zeichen zum Angriff gab. Plötzlich erkrachte Schuß auf Schuß, und die todtbringenden Kugeln schlugen in die Reihen der erschrockenen Feinde. Sie geriethen in Verwirrung, Todte und Verwundete bedeckten und versperrten den Weg. Ehe die Angegriffenen von ihrer Ueberraschung sich erholen konnten, drangen die Räuber von allen Seiten in dichten Schaaren auf sie ein. Ein entsetzliches Blutbad begann. Die überfallenen Schweden versuchten zu fliehen. Da sie aber rings umher von Feinden umgeben waren, fanden sie keinen Ausweg, und die meisten von ihnen wurden fast ohne jeglichen Widerstand von den mordlustigen Wegelagerern niedergemetzelt. Auch die Gemahlin des schwedischen Obersten wurde mit ihrer Dienerin in dem wilden Getümmel getödtet. Der blutige Kampf war damit entschieden. Flachsveit und Fiedelhans nahmen die mit Geld beladenen Wagen in Beschlag und brachten die willkommene und reiche Beute in ihre verborgenen Schlupfwinkel in den Wäldern.

Nur ein einziger schwedischer Soldat und eine Kammerfrau der getödteten Gräfin entkamen glücklich dem allgemeinen Blutbade. Die Räuber hatten sie für todt gehalten und unbeachtet am Boden liegen lassen. Mühsam schleppten sie sich in das schwedische Lager und erzählten hier, was geschehen war. Die frechen Wegelagerer wurden sofort nach verschiedenen Richtungen hin verfolgt. Aber, wie sorgfältig man auch aller Orten nachforschte, so war doch nirgends von ihnen eine Spur zu finden. Es war, als wären sie mit ihrer kostbaren Beute von dem Erdboden verschwunden. Die Erbitterung der Schweden über dieses blutige Ereigniß war sehr groß. Sie sahen sich überall und zu jeder Zeit von ganzen Schaaren raublustiger und mordbegieriger Feinde umgeben, ohne daß sie sich gegen dieselben vertheidigen oder sie vernichten konnten. Da man die Räuber selbst nicht erreichen konnte, so wandte sich der ganze Haß und Ingrimm gegen die Stadt Pegau, die man für ihre Heimath und für ihren Zufluchtsort hielt. Der schwedische Feldherr Torstenson, welcher mit der getödteten Gräfin noch obendrein verwandt war, schwur der armen Stadt den Untergang und betheuerte, daß er nicht eher ruhen wollte, bis daß er die Räuber in seine Gewalt bekommen und zur wohlverdienten Strafe gezogen hätte.

Obgleich der Winter bereits mit seiner ganzen Strenge gekommen war, brachen die Schweden doch sofort gegen Pegau auf. Die schreckliche Botschaft von dem, was der armen Stadt drohte, ging ihnen voraus und erfüllte die Bürger derselben mit Jammer und Entsetzen. Nur der Oberst von Gersdorf ließ sich dadurch nicht erschrecken und irren. Er erbat sich durch einen Eilboten vom Kurfürsten den Befehl zum Widerstande und war fest entschlossen, sich bis auf den letzten Mann und Blutstropfen zu vertheidigen, um die Stadt nicht in die Hände der erbitterten Feinde fallen zu lassen. Am ersten December 1644 rückten die schwedischen Truppen

in dichten Schaaren von Weißenfels und Lützen her gegen das arme Pegau heran, und lagerten sich auf der weiten Ebene rings um die Stadt. Mit ihnen kamen in großer Zahl schwere Geschütze, die auf den günstigsten Punkten aufgestellt und gegen die Mauern und Häuser des Städtchens gerichtet wurden. Die Herzen der Bewohner bebten in banger Furcht, als sie alle diese zu ihrem Verderben getroffenen Anstalten erblickten. Nur der tapfere Gersdorf blieb muthig und unverzagt, obgleich er über den endlichen Ausgang des bevorstehenden Kampfes gar keinen Zweifel hatte. Die Zahl seiner Truppen war viel zu klein, um den Feinden einen kräftigen Widerstand leisten zu können. Er hatte nur hundert Küraſſiere und fünf Fähntein Dragoner unter seinem Befehle und zu seiner Verfügung. Eine Hülfe von außen war durchaus nicht zu erwarten. So blieb ihm denn allerdings nichts übrig, als mit seinem kleinen Häuflein tapfer zu kämpfen, zu bluten und zu sterben.

Schon am ersten Dezember kam der schwedische Oberstlieutenant Rabe vor das Thor der Stadt Pegau und bat um Einlaß. Eine kleine Abtheilung von Dragonern nahm ihn in Empfang und brachte ihn vor den Obersten von Gersdorf. Dieser empfing ihn freundlich und höflich, erwiderte aber seine Aufforderung zur Uebergabe mit den Worten: „Ich werde kämpfen, so gut und so lange ich kann; aber niemals werde ich einen Platz aufgeben, den mir mein Fürst zur Vertheidigung anvertraut hat.“ Der Oberstlieutenant versuchte zwar allerlei Vorstellungen, indem er auf die kleine Zahl seiner Reiter und auf die große Uebermacht der Schweden hinwies, die jeden Widerstand von vorn herein vergeblich machte und nach einem unnützen Blutvergießen doch nur zuletzt eine völlige Niederlage erwarten ließ. Aber alle seine Beredtsamkeit half ihm nicht im Geringsten. Der tapfere Gersdorf blieb bei seinem Entschlusse, und der Unterhändler mußte sich endlich unverrichteter Sache wieder entfernen.

Die Bürger von Pegau jammerten über die Hartnäckigkeit des Obersten, die ihre Stadt mit Verwüstung bedrohte. Torstenson aber war über die schlechte Aufnahme, die seine Aufforderung gefunden hatte, tief entrüstet und befahl, sofort die nöthigen Anstalten zu treffen, um das „Nest“, wie er es nannte, mit glühenden Kugeln zu beschießen und „auszubrennen“. Es wurden auf der Stelle mächtige Oefen errichtet, in denen die verderbenbringenden Kugeln erhitzt und zum Glühen gebracht werden sollten. Die armen Bewohner der Stadt sahen mit Schrecken und Entsetzen, was geschah. Die Weiber und Kinder liefen händeringend und wehklagend durch die Straßen oder flüchteten sich mit ihren Habseligkeiten in die dunklen Keller, um sich auf diese Weise vor dem drohenden Verderben zu schützen. Nur die mannhaften Bürger und das kleine Häuflein der Soldaten besetzten entschlossen und schweigend die Mauern des Städtchens, um sie gegen die Angriffe des Feindes todesmuthig zu vertheidigen. Die Landleute, welche sich in die Stadt geflüchtet hatten, schlossen sich ihnen an. Und so wartete man mit banger Besorgniß der Dinge, die da kommen sollten. Eben verkündete das Horn des Wächters die zehnte Stunde des Abends, als die Finsterniß durch einen schwachen, rothen, blitzhellen Schein erleuchtet wurde. Zischend durchschnitt die erste glühende Kugel die Luft und fiel krachend auf die Straße nieder. Und nun erkrachten die Geschütze donnernd auf allen Seiten, und die feurigen Geschosse schlugen prasselnd durch die Dächer und in die Häuser. In weniger als einer Viertelstunde loderten schon an sechs verschiedenen Stellen der armen Stadt die hohen Feuersäulen empor. Wohl versuchten es die unglücklichen Bewohner, die verheerenden Flammen zu löschen. Aber dichter und immer dichter schlugen dann die Kugeln in ihre Reihen, so daß sie bald daran verzweifeln und alles im Stich lassen mußten, um nur ihr nacktes, armseliges Leben zu retten. Und wenn wirklich an einem Orte die ausbrechende Feuersbrunst mit schweren Mühen und unter großen Gefahren gedämpft worden war, so war damit wenig oder gar nichts gewonnen. Die glühenden Kugeln flogen unabläſſig daher, und bald loderten wieder an anderen Stellen die wilden und verheerenden Flammen empor.

Das kleine Häuflein der tapferen Vertheidiger wehrte sich, so gut es dies eben vermochte. Aber die Uebermacht war zu groß, und sie hatten noch obenein gar keine Kanonen, so daß sie dem Feinde nur einen sehr geringen Widerstand bieten konnten. Wenn es zu einer Erstürmung der Stadt gekommen wäre, so würden sie mit dem Muthe der Verzweiflung gekämpft und den Angreifern gewiß noch manchen schweren Verlust zugefügt haben. Der kluge Torstenson aber wußte recht gut, daß er seinen Truppen diesen Kampf und das mit ihm verbundene Blutvergießen ersparen konnte. Die Stadt mußte, wie die Sache nun einmal stand, doch so wie so bald erliegen und in seine Hände fallen.

Drei Tage lang wurde Pegau unabläſſig von den Schweden mit glühenden Kugeln beschossen. Es ist nicht nöthig, aber auch nicht möglich, die Noth und den Jammer seiner unglücklichen Bewohner zu schildern. Auf allen Straßen und in allen Häusern lagen Verwundete und Sterbende in großer Zahl. Ueberall loderten die wilden Flammen, überall erklangen die lauten Klagen des Schmerzes und der Verzweiflung. Mehr als die halbe Stadt lag schon in Schutt und Asche. Nur das Kloster, die Kirche und einige Häuser standen noch und ragten über die armseligen Trümmerhaufen empor. Die armen Bewohner mußten in den kalten Dezembernächten unter freiem Himmel zubringen. Selbst die Weiber und die Kinder, die jammernd und wehklagend zwischen den Brandstätten umherliefen, wurden oft von den einschlagenden Kugeln getroffen und getödtet. Da ließ sich endlich der Oberst von Gersdorf bewegen, mit den Schweden in Unterhandlung zu treten. Aber seine Boten fanden kein Gehör, Torstenson verlangte jetzt unbedingte Uebergabe auf Gnade oder Ungnade. Der Rath der Stadt machte sich in voller Amtstracht auf, den feindlichen Feldherrn um Erbarmen zu bitten; aber sie wurden kurz und kalt zurückgewiesen. Da entschloß sich endlich der Superintendent Lange dazu, den letzten Versuch zu wagen, um das Herz des feindlichen Oberbefehlshabers zu rühren und seine Gnade für die unglückliche Stadt anzuflehen. Er hatte vor Jahren mit Torstenson auf einer und derselben Universität studirt, und das

Band der Freundſchaft hatte damals die beiden Jünglinge mit einander verbunden. Es war ja freilich ſehr wahrſcheinlich, daß der hochgeſtellte Mann, der berühmte Feldherr, den ſchlichten Geiſtlichen, den er vor ſo vielen Jahren gekannt, entweder wirklich vergeſſen hatte oder ſich ſeiner nicht mehr erinnern wollte. Aber Lange wollte wenigſtens in Gottes Namen den Verſuch wagen, um ſeine arme Vaterſtadt vom Verderben zu erretten, und wenn er ſelbſt dabei ſein eigenes Leben in Gefahr bringen ſollte.

Er überlegte, wie er es machen ſollte, um bei Torſtenſon ein geneigtes Ohr und ein gütiges Herz zu finden. Als er ſich darüber klar geworden war, ging er auch ſofort entſchloſſen an das Werk. Zwölf Knaben in der Stadt, in weiße Gewänder gekleidet, begleiteten ihn auf ſeinem Wege. Er ſelbſt hatte ſein prieſterliches Gewand und die weiße Halskrauſe angelegt, die in jener Zeit zur geiſtlichen Amtstracht gehörte. Und ſo ging denn der würdige Mann mitten im Kugelregen in dunkler, von den lodernden Flammen erleuchteter Nacht, mit dem Häuflein der Kinder unverzagt aus dem Thore von Pegau hinaus in das feindliche Lager. Die ſchwediſchen Soldaten, auf die er unterwegs ſtieß, blickten mit Ehrfurcht auf das geiſtliche Gewand und ebenſo mit ſtiller Rührung auf die weißgekleideten Knaben. Niemand hielt die Armen und Unglücklichen auf, Niemand trat ihnen hindernd in den Weg. Die fremden Krieger gaben dem geiſtlichen Herrn ſogar freundlich Beſcheid, wo er ihren General finden und ſprechen könnte. So kam es denn, daß die kleine Schaar endlich glücklich und wohlbehalten ihr Ziel erreichte. Torſtenſon wohnte während der Belagerung in einem einzeln ſtehenden Hauſe, welches an dem Wege nach Groitzſch gelegen war. Hier waren ſeine oberſten Offiziere um ihn verſammelt. Von hier aus eilten fortwährend berittene Boten nach allen Richtungen durch das ſchwediſche Lager, um die Befehle des Oberfeldherrn hierhin und dorthin zu tragen. Der Superintendent Lange kam mit beklommenem und ſorgendem Herzen an dieſe Stätte. Hier ſollte ſich nun das Schickſal ſeiner armen Vaterſtadt unabänderlich entſcheiden. Wenn er kein Erbarmen und keine Erhörung fand, ſo war das unglückliche Pegau rettungslos verloren. Er blieb ſtehen, er faltete ſeine Hände und betete zu dem allmächtigen Gott, der die Herzen der Menſchen lenket wie die Waſſerbäche, daß er in Gnaden auf ſeinen Weg und ſein Werk herniederſchauen und ſie mit ſeinen Segen krönen wolle. Dann führte er die Kinder nahe an das Haus heran, in welchem Torſtenſon wohnte, und ſtimmte mit ihnen das kräftige und ſchöne Lied an, welches Dr. Paul Eber in Wittenberg, der treue Freund und Gehülfe Philipp Melanchthons, gedichtet hat:

Wenn wir in höchſten Nöthen ſein,
Und wiſſen nicht wo aus und ein,
Und finden weder Hülf' noch Rath,
Ob wir gleich ſorgen früh und ſpat.

So iſt das unſer Troſt allein
Daß wir zuſammen insgemein
Dich anrufen, o treuer Gott,
Um Rettung aus der Angſt und Noth.

Der Geſang ertönte laut und kräftig durch die ſtille Nacht hindurch, deren Schweigen nur dann und wann durch das Krachen eines Geſchützes unterbrochen wurde. Torſtenſon hatte die erſten Verſe des geſungenen Liedes mit Befremdung gehört. Er hatte jedes Wort verſtanden, da ihm die deutſche Sprache ganz bekannt und vertraut geworden war. Er trat aus ſeinem Hauſe heraus, blieb an der Thürſchwelle ſtehen und ſah mit ſtiller Rührung auf die Kinder, die mit bangen und furchtſamen Blicken zu dem feindlichen Feldherrn hinaufſchauten. Aber ſie ließen ſich in ihrem Geſange nicht ſtören, und es klang ſo flehentlich von ihren Lippen:

D'rum kommen wir, o Herre Gott,
Und klagen dir all unſre Noth,
Weil wir jetzt ſtehen verlaſſen gar
In großer Trübſal und Gefahr.

Der tapfere Kriegsmann ſenkte ſein Haupt und faltete demüthig ſeine Hände bei den Worten des Liedes:

Sieh nicht an unſre Sünde groß,
Sprich uns derſelben aus Gnaden los;
Steh uns in unſerm Elend bei,
Mach uns von allen Sünden frei.

Und nun erklang der Schlußvers um ſo lauter und fröhlicher:

Auf daß von Herzen können wir
Nachmals mit Freuden danken dir,
Gehorſam ſein nach deinem Wort,
Dich allzeit preiſen hier und dort.

Das Lied war zu Ende, und eine Weile hindurch war es ganz ſtill. Die Knaben knieten, wie auf ein gegebenes Zeichen, auf den hart gefrorenen Erdboden nieder und hoben flehend ihre Hände zu dem ſo gefürchteten Manne empor. Torſtenſon blickte ſchweigend auf das kleine Häuflein der Bittenden, ſowie auf den ehrwürdigen Mann, der in ſeinem prieſterlichen Gewande hinter ihnen ſtand. Endlich zuckte es, wie ein Strahl der Erinnerung, über das Angeſicht des Schwedengenerals, und er rief:

„Lange, wo kommſt du her? Und was machſt du hier?“

Er hatte ſeinen alten Jugendfreund wieder erkannt, trotzdem zwiſchen ihrer Univerſitätszeit und dieſem Tage eine ganze Reihe von Jahren mit wichtigen und welterſchütternden Ereigniſſen lag. Er nahm den ſo unerwartet wiedergefundenen Genoſſen aus der ſchönſten Zeit ſeines Lebens zu ſich in das Haus, begrüßte ihn hier noch einmal freundlich und herzlich, und forderte ihn ſodann auf, ihm ſeine Bitten und Wünſche getroſt vorzutragen. Lange ſchilderte nun mit tiefer Bewegung und herzandringenden Worten die Noth der armen Stadt und ihrer unglücklichen Bewohner, und bat im Namen des Gottes und Heilandes, an den ſie beide mit einander glaubten, um Erbarmen und Gnade. Torſtenſon war von den Vorſtellungen und Bitten ſeines Jugendfreundes, wie von dem Geſange der Kinder, tief erſchüttert und verſprach, augenblicklich alle Feindſeligkeiten einzuſtellen, ſobald der Oberſt von Gersdorf und ſeine Leute die Waffen niederlegen würden. Der wackere Pfarrer

glaubte diese Bedingung ohne weiteres Besinnen sofort annehmen zu können, und augenblicklich ertheilte der General den Befehl, daß die sämmtlichen Geschütze unverweilt das Feuer einstellen sollten. Die arme Stadt war gerettet!

Wir können uns lebhaft denken, mit wie freudigen Gefühlen der Superintendent Lange und seine kleine Schaar aus dem schwedischen Lager zurückkehrten. Ihr muthiges Unternehmen war durch Gottes Gnade glücklich gelungen, und das drohende Verderben von der Vaterstadt und ihren armen Bewohnern abgewendet. Am Thore standen die Bürger von Pegau mit ihren Frauen und Kindern. Sie hatten schon mit banger Sehnsucht auf die Heimkehrenden gewartet. Furcht und Hoffnung wechselten mit einander in ihrer Seele. Jetzt kam der Diener des Evangeliums mit den Knaben daher. Als sie in der Nähe des Thores angelangt waren und ihrer bekümmerten Eltern ansichtig wurden, tiefen die Kinder fröhlich auf sie zu und erzählten jubelnd, was geschehen war. Aber ihr Bericht war so verworren, daß die staunenden Hörer ihren Worten nicht zu glauben wagten. Als nun aber der wackere Lange seinen Mund aufthat und mit lauter Stimme meldete, was er mit den Kindern im schwedischen Lager ausgerichtet hatte, da jauchzten die Herzen, die kurz vorher noch so bekümmert und betrübt gewesen waren. Nun war alle Noth gewendet, nun war die Sorgenlast in Jubel und Freude verwandelt. Nun wußten sie aber auch, was ihre erste und heiligste Pflicht war. Sie eilten nach der Kirche, deren Thüren schnell geöffnet wurden. Das Gotteshaus füllte sich mit einer andächtigen und dankbaren Beterschaar. Es wurden Lichter gebracht und angezündet, welche die dunklen Räume nothdürftig erleuchteten. Jetzt erklang die Orgel mit ihren majestätischen Tönen. Das Lied: „Wenn wir in höchsten Nöthen sein" wurde mehr gejubelt als gesungen. Dann bestieg der Superintendent die Kanzel und predigte voller Begeisterung über das Wort der heiligen Schrift: „Gelobet sei der Herr täglich! Gott legt uns eine Last auf; aber er hilft uns auch. Wir haben einen Gott, der da hilft, und den Herrn Herrn, der vom Tode errettet" (Ps. 68, 20. 21). Und dann fiel die ganze Gemeinde anbetend auf ihre Kniee, als ihr Seelsorger damit schloß, den allmächtigen und barmherzigen Gott zu loben und zu preisen, der so wunderbar und so herrlich in der Noth geholfen hatte.

Als der Morgen graute, zogen die Schweden in ziemliche Entfernung von der Stadt zurück. Gersdorf begab sich mit dem Häuflein seiner Krieger in eine kurze und ehrenvolle Gefangenschaft. Pegau selbst aber wurde von den Feinden in keiner Weise mehr belästigt, sondern sogar mit Geld und Lebensmitteln reich ausgestattet.

Kurze Zeit darauf wurden die Anführer der so gefürchteten und gehaßten Wegelagerer, Flachsveit und Fiedelhans gefangen und empfingen am Galgen, was ihre Thaten werth waren. Während Flachsveit die verhängnißvolle Leiter hinaufstieg, um seinen Kopf in die Schlinge zu legen, war man grausam genug, seinen Kameraden auf einer mitgebrachten Geige muntere Tänze aufspielen zu lassen. Er durfte erst dann damit aufhören, als sein unglücklicher Genosse verschieden war. Und nun stieg er ebenfalls die Sprossen hinauf und endete auf schmachvolle Weise sein verbrecherisches Leben.

Die Bürger von Pegau waren zu arm, um dem wackeren Superintendenten, der mit Gottes Hülfe ihre Stadt aus höchster Noth errettet hatte, ihre Dankbarkeit anders als in Worten zu beweisen. Als aber drei Jahre später ein neues Wohnhaus für ihn erbaut wurde, ließ man zum Angedenken an ihn und seine schöne That in die Wetterfahne des Daches seinen Namenszug und die Jahreszahl 1647 eingraben. Noch sinniger und erfreulicher aber war der Beschluß des Stadtrathes, daß von nun ab jeder Nachmittagsgottesdienst in ihrer Stadt mit dem schönen Liede beginnen sollte:

Wenn wir in höchsten Nöthen sein,
Und wissen nicht wo aus und ein,
Und finden weder Hülf noch Rath,
Ob wir gleich sorgen früh und spat:

So ist das unser Trost allein,
Daß wir zusammen insgemein
Dich anrufen, o treuer Gott,
Um Rettung aus der Angst und Noth.

Dies geschieht, so viel wir wissen, noch heutigen Tages in der Stadt Pegau. Wir wünschen allen ihren Bewohnern, daß sie das Lied in dankbarem Herzen behalten und bewahren. Ebenso aber wird es jedem meiner lieben Leser und Leserinnen heilsam und gesegnet sein, in Angst und Noth des Wortes zu gedenken, das der treue Gott geredet hat: „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen!" Denn des Herrn Wort ist wahrhaftig, und was er zusagt, das hält er gewiß!

Ich kenn' ein Haus.

Ich kenn' ein Haus — es ist nur klein
Und hat kaum Platz für Gäste,
Doch schließt es mehr des Glückes ein
Als Schlösser stolz von Marmelstein,
Als goldene Paläste.

Ich kenn' ein Weib so engelrein,
Das waltet d'rin auf's Beste;
Ihr Arm wiegt sanft ein Kindchen klein,
Ihr Auge giebt den Sonnenschein,
Ihr Herz schafft sel'ge Feste.

O singt's der Welt, ihr Vögelein,
Haucht's lind, ihr lauen Weste:
Dies Haus, dies Weib, dies Kind ist mein,
Kein Menschenherz kann froher sein,
Als ich im trauten Neste.

P. J. Wiltapen.

Patagonier, 1810 Millimeter. Ada, 1350 Millimeter.
Die größte und die kleinste Menschenrasse.
Die Höhe der Lanze bedeutet das durchschnittliche preußische Militärmaß.

Große und kleine Völker.

Das Studium des Menschen, als naturwissenschaftlicher Gegenstand betrachtet, ist erst in der neuesten Zeit durch die Anthropologen zur Geltung gebracht worden. In der Botanik und Zoologie war man längst zu Hause, ehe man daran ging, den Menschen genau zu klassifiziren und auf die verschiedenen Rassen, auf deren Hautfarbe, Farbe und Form der Haare, Schädelgestalt, mittlere Körpergröße ꝛc. Rücksicht zu nehmen. Anatomen, Anthropologen und wissenschaftliche Reisende haben Messungen der verschiedenen Dimensionen des menschlichen Körpers als ein Hauptmittel erkannt, um einmal dahin zu gelangen, den normalen Europäer mit dem normalen Malaien, Mongolen, Papua, Polynesier, Neger ꝛc. vergleichen zu können. Man hat endlich auch für das Studium des Menschen Humboldt's tiefsinnige Bemerkung zum Grundsatz erhoben: daß bei allem Beweglichen und Veränderlichen im Raum mittlere Zahlenwerthe der letzte Zweck, ja der Ausdruck physischer Gesetze sind, welche uns das Stetige in der Flucht der Erscheinungen zeigen. Vor Allem

handelte es sich darum, zu zeigen, was gemessen und gewogen werden soll, und dabei spielte die Karpergröße eine bedeutende Rolle, denn sie ist außerordentlich schwankend bei den verschiedenen Menschenrassen, wie die bildliche Gegenüberstellung der größten und kleinsten Spielarten unseres Geschlechts zeigt.

Daß besser und reichlichere Nahrung die Körpergröße befördert, ist eine anerkannte Thatsache und die Adeligen in Deutschland zeigen im Durchschnitte eine höhere Körpergestalt als die Deutschen aus anderen Ständen; dasselbe wird von den Häuptlingen auf den polynesischen Inseln erzählt, die dort dem Adel entsprossen sind und durch den Reisenden Gustav Fritsch wissen wir, daß die Häuptlinge bei den Kaffern in Südafrika eine Mittelgröße zeigen, welche diejenigen der übrigen Glieder ihres Volkes um 110 Millimeter übersteigt. Doch erklärt die Ernährung und Beschaffenheit des Wohnorts durchaus nicht alle Unterschiede, das Meiste ist in dieser Beziehung von der Rasse abhängig, denn die Patagonier, welche als die größten Menschen betrachtet werden, leben in einer äußerst dürftigen und traurigen Gegend.

Als sie im Jahre 1520 Magelhaens, der erste Erdumsegler kennen lernte, schrieb dessen Begleiter Pigafetta, daß der kleinste unter den Patagoniern länger als der längste Mann in Kastilien sei und damit waren die „Riesen“ in die Menschenkunde eingeführt. Spätere Reisende haben nun freilich die Erzählung von der ungeheuren Größe der Patagonier auf das richtige Maß zurückgeführt, aber noch 1833 nannte sie Darwin die längsten aller Menschen mit mittlerer Höhe von sechs englischen Fuß. Nach vielen Messungen nimmt man jetzt 1810 Millimeter als mittlere Höhe der Patagonier an, wenn auch das Original, nach dem unsere Zeichnung gefertigt ist, jene Größe nicht erreichte. Es ist das der Patagonier Piktschotsche, welcher 1879 in Deutschland gezeigt wurde und der 1800 Millimeter hoch war. Während nun aber bei normalen Europäern die Körperhöhe gleich der Klafterlänge (Länge der ausgebreiteten Arme) ist, übersteigt bei den Pataganiern die letztere die erstere; sie haben ungeheuer lange Arme.

Für die kleinsten Menschen wurden bisher immer die Buschmänner Südafrika's angesehen, deren Größe nach Fritsch im Mittel 1440 Millimeter beträgt. Von gleicher Zwerghaftigkeit fand Du Chaillu im äquatorialen Westafrika die Obongo, welche auch in sonstigen Merkmalen den Buschmännern nahestehen und es gleichen ihnen ferner die Acka, welche der Reisende Georg Schweinfurth in Centralafrika entdeckte. Dieses „Zwergvolk“ wird jetzt nach verschiedenen Messungen zu 1350 Millimeter im Durchschnitt angenommen und wir haben neben dem riesigen Pataganier einen solchen zwerghaften Acka dargestellt. Die Lanze, welche er in der Hand hält, bezeichnet die mittlere Höhe eines deutschen Mannes, der sonach zwischen die beiden abgebildeten Rassen mitten hineinfällt. Eine Schaar Ackakrieger, welche Schweinfurth sah, erschienen ihm wie eine Ratte übermüthiger, mit Bogen und Pfeil spielender Knaben, und zwei Acka, die sich ihm angeschlossen hatten, waren 1230 und 1340 Millimeter hoch. Im Uebrigen gleichen sie kleinen Negern. Sie sind bis jetzt das kleinste bekannte Volk, das in dieser Beziehung auch die Eskimos übertrifft. (Daheim.)

In eines großen Königs Armen.

Für Haus und Herd bearbeitet von Heurieus.

IX. Erhbaal's Perle.

Adon sendet mich zu dir, dich zu fragen, ob du meiner Dienste heute begehrst?“

Helios war's, der also sprach, vor seiner jungen Herrin stehend in der Halle beim Springquell.

Hera blickte auf von der Schriftrolle, die ihre Hände hielten.

„Sieh her, Helios — Lieder aus Griechenland gab mir der Vater!“

Der Sklave schaute stumm auf die schwärzlichen Zeichen, die er nimmer gelernt zu deuten.

„Komm zum Garten, dort lese ich dir den Sang,“ sagte Hera, ihren Ruhesitz verlassend.

Helios aber hob die Hände und rief mit verhaltener Gluth: „Ich mag sie nicht sehen, nicht hören, die Lieder der Heimath, von der ich so fern — sie machen mich nur noch elender!“

Der Jungfrau Augen schimmerten, doch sie barg die heiß emporquellenden Thränen unter den langen Wimpern und bald auch sprach sie ruhig: „Warum sendet dich mein Vater?“

„Ich sagte es dir schon — er will wissen, ob du mich diesen Tag brauchst.“

„Und wenn ich es nicht thue? —“

„Dann begehrt er meiner Dienste zur Fahrt in die Stadt.“

„Macht es dir Freude bei ihm zu sein im Hause zu Tyrus?“

Kaum gedacht, entfloh die Frage Hera's Lippen.

„Freude? — Freude?“ — des Griechen Stimme klang hart und sein Mund zuckte. „Mir ist es

ganz gleich, ob ich bei Pygmalion bin oder bei dir."

„Geh — ich brauche dich nicht!"

Wenig später lenkte Helios den Wagen Pygmalions gen Tyrus, und Hera blickte hinter dem Silbergitter ihres Fensters den Enteilenden nach.

Langsam nur schwanden der Jungfrau heute die Stunden des Tages. Sie saß am Lager der kranken Thimna, sie verweilte im Gemache des Vaters, — doch nicht unten am stillen Krankenbette, nicht oben bei den Schriften und Bildwerken der Römer und Griechen fand sie, was sie suchte —: Ruhe und Frieden.

„Ich will zum Strande gehen!" sprach sie endlich, als sie müde des zwecklosen Umherwandelns im Garten, wiederum den Hof betrat. Noch einmal blickte sie hinein zu Thimna, der Armen. Eine der jungen Dienerinnen des Hauses kauerte neben dem Lager; warnend legte sie den Finger auf die Lippen — die Kranke schlief. Hera kam nicht näher.

Sie wollte allein sein, allein hingehen und dem Sang der blauen Meereswellen lauschen. — Zu den Klippen wandte sich die Jungfrau, doch sie bestieg die steilen Wächter des Strandes heute nicht. Stille wandelte sie am Ufer entlang, hinausblickend auf die wogende Fluth.

Wie oft hatte sie in früheren Tagen an dieser einsamen Stelle mit Helios das zierliche Boot bestiegen, das dort angekettet lag!

Wie oft war, getrieben von des jungen Griechen kräftigen Ruderschlägen, das Schifflein dann schnell dahingeflogen über den im Sonnenschein schimmernden Spiegel des Wassers!

Damals, ja damals war Helios noch zufrieden, und froh — damals sprach er nimmer mit finsterem Blick: „Ich hasse das Meer!"

Es schien der Jungfrau, während sie sich sinnend in die glückliche Vergangenheit versenkte, als lägen lange Jahre zwischen jener lichten, ruhigen Zeit und dem heutigen Tage, da sie allein und traurig am Ufer stand und der Gespiele ihrer Kindheit ferne von ihr weilte, verzehret von heißem Sehnen, das sie nicht stillen konnte, nicht stillen wollte.

„Herrin, besteige die Barke, daß ich dich hinausrudere!"

Ein dunkelhäutiger Phönizier rief's, auffspringend vom weißen Sande, in dem er müssig gelegen.

Hera fuhr empor aus ihren Gedanken, — erschrocken zuerst, denn selten nur störten Menschen die Einsamkeit dieser Gegend.

Der Jungfrau Auge überflog die glitzernden Wellen. Es lockte sie hinaus auf die blaue Fluth, die sie liebte und der sie nun so lange schon sich nicht mehr anvertraut.

„Wohl! fahre mich," entgegnete sie schnell entschlossen und trat in das Boot, welches der Mann behende von der haltenden Kette gelöst.

„Bringe die Netze heim und thue, was ich dir gesagt!" raunte der Fischer einem Knaben zu, der neben ihm im Sande gelegen. Dann ergriff er die Ruder und stieß vom Lande.

Gen Westen flog das zierliche Fahrzeug. Wie ein einsamer Vogel glitt es vorüber an den zackigen Klippen, welche die größeren Schiffe alle vorsorglich mieden. Wenig achtete Hera auf Ziel und Richtung; sie sah hinab zu den spielenden Wellen, — kühlend strich der leichte Wind, der sich erhoben, um ihre schleierumhüllte brennende Stirn.

Der Himmel umwölkte sich, die Wogen gingen höher, doch Pygmalions Tochter kannte keine Furcht vor dem Meere, das sie liebte.

Jetzt fuhr das Boot im Schatten der weißen Kreidefelsen.

„Was sagst du?" fragte Hera, als unverständliche Worte des Phöniziers an ihr Ohr klangen.

Sie blickte von der baldachinbedeckten Spitze des Schiffleins hinüber zu der Mitte, dem Platze des Ruderers.

Der Mann sah sie an mit funkelnden Augen.

„Hörst du Beels Stimme? — Hörst du? Er schilt die Ungeheuer der Tiefe!" sagte er geheimnißvoll. Dann wieder fuhr er fort, leise vor sich hin zu murmeln.

Eine unbestimmte Angst durchschauerte die Jungfrau.

„Lenke zur Küste, ich will heim!" befahl sie hastig. Der Fischer aber sprang empor, die Ruder aus den Klammern reißend. Wild blickte er um sich, hin und wieder mit gellendem Schrei auf die unruhige Fluth deutend.

„Ich will heim, wende um!" drängte Hera noch einmal.

Da schleuderte der Phönizier mit raschem Schwung das eine der Ruder einer nahenden, dunklen Woge entgegen.

„Ha! siehst du, wie ich das schwarze Ungethüm getroffen?" rief er laut unter unheimlich kreischendem Lachen.

„O, ihr Götter — er redet irre, er hat den bösen Geist!" murmelte Hera erbleichend.

„Hio, hio! — da ist die Jungfrau mit dem weißen Schleier!" schrie der Fischer, auf eine schaumgekrönte Woge weisend.

„Sieh, wie sie mir winkt —! ich komme, hio ich komme!" und das letzte der Ruder hoch um sein Haupt schwingend, sprang er mit wildem Jubelrufe vom Rande der Barke hinab in die Fluth.

Ob ihn die dumpfbrausenden Wellen verschlungen — ob sie ihn hintrugen zum rettenden Strande? — Hera wußte es nicht — — im nächsten Augenblicke trieb ein jäher Windstoß das Schifflein Pygmalions hinweg von der Stelle, da das dunkle Haupt des Phöniziers verschwunden.

Allein, im ruderlosen schwankenden Fahrzeug stand die Jungfrau — Angst im Herzen, den Tod zu ihren Füßen.

Immer unruhiger ward das Meer, immer weiter von der Küste trugen die Wogen das kleine Boot.

Und Hera schlug den hindernden Schleier zurück, suchend hinausblickend über das grollende Wasser.

Dort in der Ferne, da winkten die Segel tyrischer Schiffe in leuchtenden Farben, da flogen die Barken der phönizischen Fischer zu hunderten schnelle umher, — doch ach, sie alle waren viel zu weit, — kein Schrei, kein Hülferuf von diesem felsigen Ufer drang hinüber zu ihnen.

Nach langer, vergeblicher Mühe saß Hera endlich ermattet nieder auf den purpurnen Pfühlen des Schiffleins, das der Vater ihr einst zur Freude geschenkt. Der Vater — bei dem Gedanken an ihn entquollen heiße Thränen ihren schimmernden Augen.

Der Vater — wenn er nun heimkam am Abend, der einsame Mann, und nicht wie sonst grüßte ihn sein Kind auf der Schwelle des Hauses, — wenn er fragte und suchte, hoffend, angstvoll, verzweifelnd — und wenn dann die blauen Wogen endlich eine Todte zum Heimathstrande trugen . . .

Eine Todte — Hera schauderte. O ihr Götter, — war denn dies das Leben, das so strahlend, so schön sich einst geträumt? — Wie kurz, wie gering erschien ihr plötzlich die Zeit, die sie im Lichte der Sonne gewandelt!

Und was kam nach dem letzten Herzschlag? — War denn dies das Ende, — das Ende aller Dinge, das Ende aller Liebe, aller Hoffnung?

Die Jungfrau sank nieder auf den Boden des Schiffleins und barg ihr Antlitz in den Händen.

Ihre Sinne verwirrten sich.

Zischend schlug eine sich hochbäumende Woge über den Rand des Fahrzeugs und näßte der Knieenden Arme und Schultern.

„Die Schlange — die Schlange!“ stöhnte Hera erbebend, als das kalte Wasser sie berührte.

Sie richtete sich auf und blickte umher.

Schwarze, verderbendrohende Wolken jagten gleich sich verfolgenden unholden Geistern über ihrem Haupte.

Und keine Hilfe, keine Rettung nah noch fern — brausende, todbringende Fluth allüberall! — — Doch siehe — was ist das? Du Tochter des Königlichen, was gewahrst du, daß dein Auge plötzlich wiederum strahlt, dein bleicher Mund sich öffnet zu freudigem Ruf?

Ist's Täuschung, oder ist es Wahrheit?

Naht dort von Osten her wirklich eine Barke mit ausgespannten Segeln, schnell fliegend wie ein Pfeil?

Hera preßt die Hände zusammen in athemloser Erwartung.

O wahrlich — es ist kein Trugbild, das Schiff kommt näher und näher!

„Der Löwe nahet, mich zu retten!“ stammelt die Jungfrau.

Jetzt erkennt sie schon die schimmernde Purpurfarbe am Rande des Segels, den kunstvoll geschnitzten Pferdekopf*) auf dem Vordertheile des Fahrzeugs, — es ist die Barke eines der Reichen von Tyrus, die ihren Retter trägt.

„Es ist Helios und der Vater!“ jubelnd ruft es Hera.

Und sie steht hochaufgerichtet, die glänzende Stange des Baldachins umklammernd, um Halt zu gewinnen in dem sich zur Seite neigenden Boote.

Drei Männer sind's, die in der Barke dort nahen. — Die eifrig rudernden beiden, sind es nicht phönizische Diener des Hauses? Und der dritte, der am Steuer steht, ist es nicht Helios? Oder ist es der Vater? — Oder — —

Das Wort stirbt auf den Lippen der Jungfrau. Mit großen glanzlosen Augen starrt sie auf den Mann, der jetzt einem der Sitzenden die Ruder entreißt und mit gewaltigen Schlägen die Wogen zertheilt.

„Hera,“ ruft er, „Hera! — Sei getrost, ich raube dem Meere die schönste der Perlen!“

*) Der Pferdekopf war das Wahrzeichen der phönizischen Schiffe. Strauß, Die Länder der heiligen Schrift, S. 375.

Wenig später streckt Ethbaal von Tyrus der Tochter Pygmalions die Arme entgegen, und bald darauf leitet er die Wankende hinüber zu seinem sicheren Fahrzeug.

Still und bleich sinkt Hera nieder auf die kostbaren Polster der Elfenbeinbänke.

Sprachlos ist die Jungfrau, wie die stummen Sklaven, welche die Ruder regieren.

„Hera, hast du kein Wort für den Retter deines Lebens?“ fragte Ethbaal, seine Hände auf ihre Schulter legend und ihr vorwurfsvoll in das zuckende Antlitz schauend.

Heiß wallt da der Jungfrau Blut zum Herzen, und sie blickt empor.

„Ich danke dir, Ethbaal. Ich werde dir nie vergessen, was du mir heute gethan!“ tönt es leise von ihren Lippen.

Der Sohn des Priesters aber neigt sich tiefer zu Pygmalions schönem Kinde.

„Anderen Dank ersehnt mein Herz als kühle Worte!“ sagt er, und Hera bebt zurück vor der Flamme, die aus seinen Augen lodert.

Sie schlingt die weißen Hände ineinander.

„Was soll ich dir thun? Was begehrst du von mir, Ethbaal?“

„Hera — die strahlende Perle, die ich dem Meere entrissen, sie soll mein eigen sein! — Sprich ja, du Schöne sonder gleichen — Hera —!“ und er schaut sie an mit heißem Begehren.

Sie aber flüstert erglühend: „Alles Ethbaal — fordere alles von mir — nur das nicht!“

Da legt sich fahle Blässe über des Tyrers stolze Züge. Hastig ergreift er die Rechte des Mädchens.

„Ohne mich lägest du in der Tiefe dort, ehe die Sonne sinkt,“ sagt er, auf die brausenden Wellen deutend.

Ein jedes seiner Worte trifft Hera wie ein wohlgezielter Messerstich. Angstvoll, fast flehend sieht sie auf: „O Ethbaal, wahrlich — ich bin nicht undankbar — aber ich bitte dich, quäle mich nicht also, denn was du von mir forderst, ich kann es dir nimmer gewähren — ich kann es nicht!“

Schaudernd wendet sie ihr bleiches Antlitz hinweg. Ethbaal aber ruft, und seine Stimme zittert — ist's vor glühendem Groll oder bitterem Schmerz: „Was habe ich dir gethan, Hera? Was habe ich dir je zuleide gethan, daß du mich hassest und fliehest?“

Die Jungfrau antwortet nicht — regungslos weilt sie in stummer Qual.

„Warum hassest du mich, Hera? Warum? Rede!“ drängt der Tyrer.

Da raffte sie sich empor; mit großen, klaren Augen sieht sie ihren Retter an —: „Ich weiß es nicht, Ethbaal — ich will es ja nicht, — aber ich kann nicht anders!“

Langsam, tonlos ringen sich die Worte von ihren Lippen.

Ethbaals Hände ballen sich krampfhaft, doch gleich darauf streckt er sie der Jungfrau entgegen.

„Es ist ein Zauber, der dich umfangen,“ spricht er, „es ist ein Zauber, der dich blendet, Hera! Doch bei Beel und Astarte — er wird weichen der Macht, die in meiner Seele glüht, er wird weichen der Macht meiner Liebe zu dir! Du wirst, du mußt mein eigen sein Hera — ich will die Perle

beſitzen, die ich aus den wilden Fluthen hob — ich *will* ſie beſitzen!"

Und ſein dunkles Antlitz neigt ſich zu Heras lichtem Goldhaar, — plötzlich ſchlingt er die Arme um die Jungfrau.

Sie aber reißt ſich los mit der Kraft des Entſetzens und flieht zum äußerſten Ende der Barke. Hochaufgerichtet, blitzenden Auges ſteht ſie dort.

„Weiche!" ruft ſie dem Sohne Mattan Sydyks, der auf's Neue ſich ihr begehrenden Blickes nähert, entgegen.

„Weiche, Ethbaal — wiſſe, lieber als in deinen Armen will ich ruhen in der Tiefe dort!"

Alſo ruft ſie mit helltönender Stimme, und ihr Antlitz ſpricht *Wahrheit*.

Die Wogen des Meeres umſpülen ihr weißes Gewand, ſie achtet es nicht.

Der Tod, der ſie vor wenig Zeit mit all ſeinen Schreckniſſen angeſtiert, — der Tod, vor deſſen kaltem Hauche ſie ſchaudernd erbleichte — er hat in dieſer Stunde all ſeine Furchtbarkeit verloren für Hera —! Ohne Wehlaut, ohne Seufzer ſteht ſie dort, — durch einen kurzen Schritt nur getrennt von des Meeres vernichtender Umarmung. Erſt als ſie ſich im ſchwankenden Schiffe nicht mehr aufrecht zu halten vermag, umklammert ſie niederſitzend das naſſe Holz.

Doch ihre Augen bewachen fortan jede Bewegung des Tyrers; ihr Ohr aber iſt taub jetzt für all ſeine Worte, ihr Mund bleibt ſtumm, bis die Barke das Ufer erreicht und die ſchmale Fallbrücke niedergelaſſen zum Strande.

Dann ſchwingt ſie ſich ſchnell hinab, ehe noch Ethbaals helfende Hand ſie berührt.

„Bleibe zurück! — — Ich danke dem Retter meines Lebens!" ſo ruft ſie, die weißen Arme erhebend.

Und es liegt eine hoheitsvolle Macht in Wort und Geberde der Jungfrau — wie angewurzelt ſteht der Tyrer am Schiffsrande, bis der lichte Schleier der Enteilenden zwiſchen dem Strauchwerk des Strandes verſchwunden.

Dann aber wendet ſich Ethbaal zähneknirſchend zur Mitte der Barke.

„Vorwärts, ihr faulen Hunde!" ſchreit er mit wuthbebender Stimme die Sklaven an, und er ſchleudert einen am Boden liegenden Stab nach dem einen der Nubier, der mit einem gellenden Schmerzensruf die verletzte Schulter emporzieht.

„Rudert zur Stadt ſchnell!"

Doch noch ehe die Männer die Glieder wieder geregt, erhebt ſich eine dunkle Geſtalt hinter einem der Sandhügel am Ufer.

„Hio — du Sohn des Gerechten! habe ich meine Sache gut gemacht?"

In wenigen Sprüngen hat der Fragende, das ſeichte Waſſer durchmeſſend, die Barke erreicht.

Derſelbe Fiſcher iſt es, der Pygmalions Tochter gefahren!

Jetzt ſchüttelt er das wirre, trieſende Haar aus dem braunen Geſicht und ruft mit häßlichem Grinſen: „Puh — die Schöne hätte einen freundlicheren Tag wählen können zu ſolch luſtiger Fahrt! — Mich friert — gieb mir meinen Lohn, du Sohn des Gerechten! Gieb mir meinen Lohn, daß ich mich ſtärke nach dem böſen Bade!"

Ethbaal legt finſteren Blickes zwei Goldſtücke in die hagere Hand des Phöniziers.

„Zwei?" — kreiſcht dieſer entrüſtet, — „nur zwei! Nein, Adon, — das Doppelte muß ich haben! Bedenke, wie viele Tage der Arbeit ich verloren habe, ſeit du mir befohlen, hier am Strande zu liegen — bedenke, in welcher Gefahr ich geweſen —"

„Gefahr —?! Schurke du, — weiß ich denn nicht, daß du ſchwimmſt, wie eines der ſchuppigen Ungethüme dort unten?" ſchreit Ethbaal, und hohnlachend verſetzt er dem Manne einen unerwarteten Stoß, daß er taumelnd zurückweicht.

Doch im nächſten Augenblicke umklammern des Fiſchers knochige Finger die Rechte des jungen Tyrers. „Hio," ſpricht er, ſein Haupt hin- und herwiegend und herausfordernd in Ethbaals wuthentſtelltes Antlitz ſtierend, — „hio, ſtark iſt deine Hand, Adon, und vieles weißt du — aber —" ſo fügt er leiſe, bedeutungsvoll hinzu, — „bedenke, du Sohn Mattans, *wie viel* ich weiß!"

Da warf Ethbaal mit einem wilden Fluche zwei andere Suris in den weißen Sand des Ufers. Kichernd las ſie der Phönizier vom Boden, während die Barke Mattan Sydyks von den ſchnellen Ruderſchlägen der geängſteten Sklaven fortgeführt wurde über das unruhig wallende Meer.

X. Kämpfe.

„Des Menſchen Herz iſt ein trotzig und verzagt Ding!" Alſo rieft du, gottbegnadigter Seher Israels (Jeremias 17, 9.).

Wahrheit, bittere Wahrheit liegt in deinem Worte! Dies wunderbare, geheimnißvolle Herz, das der Menſch, deſſen Bruſt es birgt, ſelbſt nimmer ergründet — wie trotzt es mit wildem Ungeſtüm der Stimme des bindenden Geſetzes!

Einer iſt, nur Einer, der das trotzige, das verzagte Herz ſtillen kann und erfüllen mit dem Lichte ſüßen Friedens.

Doch dieſer Eine — nicht kannte ihn Hera.

Und ſie, die Tochter des „Königlichen", friedlos und fruchtlos rang ſie mit den Gewalten der eigenen Seele.

„Ethbaal rettete dein Leben — fürwahr, ich danke ihm Großes!"

So rief Pygmalion bewegt, als er am Abende jenes gefahrbringenden Tages ſein Kind umfing.

„Ich danke ihm Großes," flüſterte Hera wieder und wieder, da ſie ſchlaflos in ſtiller Nacht auf ihrem Lager ruhte.

„Nicht unbillig iſt der Dank, den der Sohn des Prieſters von dir fordert, doch mit harten Worten lohnteſt du ihm ſeine rettende That!" — mahnte die Stimme der Gerechtigkeit.

Aber lauter, alles übertönend rief die eine, gewaltige Stimme, die Stimme des Herzens: „Du kannſt es nicht — nein nimmermehr! — Lieber auf dem Grunde des Meeres."

So kam es denn, daß ſobald Mattan Sydyks Sohn vor Hera ſtand, ſie wiederum ſtolz und kalt war, und durch Wort und Bild und Geberde zeigte, daß ſie ihn haſſe und verabſcheue — ihn, den Retter ihres Lebens.

Und zum ſtillen Walde, zur friedreichen Wohnung der Galiläer floh die Jungfrau Tag für Tag. Dort am erſten vermochte ſie auf kurze Zeit den Kampf zu vergeſſen, der ihre Seele durchwogte.

Ein Strahl der Freude überflog das Antlitz des

jungen Griechen, wenn seine Herrin ihn hieß die Maulthiere schirren zur Waldfahrt. Auch ihm waren die Stunden, die er dort verlebte, lichter denn andere. Verklärt durch die Freundlichkeit, die ihn, den Sklaven dort umgab, durch die Erinnerungen an seine glückliche Kindheit, die ihn dort stets auf's Neue umpfingen — verklärt vor allem anderen aber durch die Hoffnung auf den großen Wunderthäter, der da versprochen „den Gefangenen, daß sie los, den Gebundenen, daß sie frei und ledig sein sollten".

„Das Feld steht weiß zur Ernte und bedarf der Hand des Herrn!"

So hatte Jonathan damals gesagt, als Andreas ihn bat, hinzuziehen mit Weib und Kindern gen Galiläa zu Jesus von Nazareth. Und als Hera und Helios eines Tages wieder anlangten vor dem Hause im Walde, da fanden sie die ganze Familie auf dem Acker, die Ernte zu beschicken. Jonathan und Andreas schnitten das Korn, das die Mutter und Mirjam zu Garben banden. Die Kinder liefen eifrig hin und her über die Stoppeln — zwei fröhliche kleine Aehrenleser.

„O Hera, Hera! Du willst mir suchen helfen? nicht wahr?" jubelte Esther, der Jungfrau entgegeneilend. „Siehst du, Joseph hat schon viel mehr als ich!" und sie wies auf den Bruder, der stolz sein Bündlein in der Luft schwenkte.

Freundlich war Hera dem Kinde zu willen, und nachdem sie, des Lesens ungewohnt, bald ermüdet sich hingesetzt hatte auf die goldenen Garben, schaute sie glänzenden Auges dem Treiben der Uebrigen zu.

Helios, der in Pygmalions Hause manch leichten Dienst mit offenkundigem Groll und Abscheu verrichtete, er hatte sich hier bald als ein williger Gehülfe zu den beiden Schnittern gesellt.

Heras Blicke hingen bewundernd an seiner Gestalt, und mit freundlichem Zurufe lobte sie ihn und wieder seine Arbeit.

Helios Augen aber fanden nur selten das lichte Antlitz seiner jungen Herrin. Schweigsamer noch als gewöhnlich war er heute, und während er also schaffte mit rastlosem Eifer, umwölkte sich seine Stirn mehr und mehr.

„Nicht wahr, Vater, wenn alles von den Feldern geborgen ist in der Scheuer, dann ziehen wir hin zu Jesu von Nazareth?" so fragte Mirjam, aufblickend von der Garbe, die sie band.

Jonathan neigte bejahend sein Haupt.

„Wohl, mein Kind," entgegnete er ernst. „So der Herr Segen giebt."

„Wann zieht ihr hin? wann?" fuhr Helios empor, und er warf die Sichel klirrend zu Boden.

„Nicht kann ich jetzt schon Tag und Stunde bestimmen," antwortete der Galiläer. „Es ist noch Vieles zu beschicken," fügte er hinzu, mit freudigem Blick das wogende Gerstenfeld, die wohlgerathene Hirse, Linsen und Flachs überfliegend.

Da ergriff Helios die Sichel auf's Neue und schwang sie mit einer wilden Bewegung, als ob er statt der schlanken Halme die Ketten seiner Knechtschaft zerschnitte. —

Es war heiße Arbeit auf dem sonnigen Felde und liebliches Ausruhen später unter den Zweigen der rauschenden Waldbäume.

Doch ruhelos erschien Hera jetzt; ihre Wangen glühten, angstvoll schauten ihre großen strahlenden Augen immer wieder hinüber zu dem jungen Sklaven, der mit geballten Fäusten und finsterem Blick im Moose lag — theilnahmlos heute für das Geplauder und die fröhlichen Spiele der Kinder.

Von Zeit zu Zeit nur richtete er hastige, leise Fragen an die Mutter des Hauses, oder horchte den Worten des Vaters, jedoch eine qualvolle Spannung lag über seinen Zügen.

Früher als sonst mahnte Hera zum Aufbruch. Schweigend fuhr sie dahin mit dem Griechen auf dem einsamen Waldpfade.

„Hera!"

Warum schrak sie zusammen bei seinem Rufe? —

„Hera — hörtest du, was der Galiläer sagte?"

„Ja, Helios, ich hörte es."

„Sie ziehen hin zu dem Wunderbaren — sie ziehen hin, in wenigen Tagen vielleicht schon! Sprich, wie lange sollen wir noch warten?"

„Wenn Thimna wieder gesund ist —" klang es leise, zagend von Heras Lippen.

Doch der Grieche ließ sie nicht ausreden.

„Wenn, wenn!" rief er wild auffahrend, — „warum nehmen wir die Kranke nicht mit, daß Jesus von Nazareth ihr die Hände auflege und sie heile? — Warum harren wir Tag für Tag also unthätig und träge?! O, bei Zeus — ich sehe es kommen — wenn wir endlich hinziehen gen Galiläa, dann ist der große Wunderthäter längst wiederum aufgefahren zu den Göttern, die ihn für kurze Zeit nur hernieder zu den Sterblichen gesandt! — O, ich sehe es kommen!"

Heißer Schmerz glühte aus den Worten des Jünglings. Gleich einer allesverzehrenden Flamme erfüllte dies Dürsten nach Freiheit seine Seele. Und machtlos, bangend wie ein schwaches Kind stand Hera, die Tochter des „Königlichen" vor dieser wild lodernden Gluth. — Wohl rief eine Stimme in ihrem Innern: „Ich will dir helfen, Helios! O sei ruhig, — ich will dir verschaffen, wonach deine Seele sich sehnt!"

Aber das tröstende Wort entfloh nicht ihren Lippen, und das Friedenswort, welches den Schrei der Leidenschaft bannt, kannte sie nicht.

In stummer Qual schlang sie die Hände in einander, und sie erwiderte dem Griechen keine Silbe. Doch sie erschrak, als bei der Heimkehr das Licht der Fackeln im Hofe auf Helios Antlitz fiel.

Drei, vier Tage lang befahl sie dem Sklaven bei der Ausfahrt, jedesmal nicht in den Wald zu den Galiläern zu fahren. Sie wollte des Herzens Sehnen durch kluge Maßregeln verstummen machen.

Vergeblich.

Eines Tages hatte sie im Garten auf Helios Wunsch das Lied vom gefangenen Prometheus gesungen.

Als der letzte Ton des Liedes verklungen, schaute Helios hin zur Hera mit ernsten, prüfenden Augen — lange hing sein Blick an der Jungfrau weißem Antlitz, und plötzlich emporspringend, rief er endlich:

„O Hera, Herrin — du bist edel und gut, dir muß ich mich vertrauen! Sieh — wie Prometheus bin ich gebunden, gefesselt, — gequält von glühendem Sehnen, wie er — aber ich weiß einen, der meine Ketten zerreißen kann und mich frei machen

und glücklich! — Jesus von Nazareth ist's — er ist es wahrlich! — Und nun soll ich hierbleiben Tag um Tag, und er, der Große, der Gewaltige ist mir so nahe!

„O Hera — ich fragte deinen Vater gestern, wann er gen Galiläa zu reisen gedächte.

„Sobald Thimna geheilt, und ich mehrere wichtige Dinge im Laufe der Gestirne beobachtet habe —'", bei Zeus! wann mag das endlich sein!? — Und ich ertrage diese Qual nicht mehr — ich kann es nicht, ich will es nicht!

„O Hera, rede du mit Pygmalion und sage ihm, daß er mich allein ziehen läßt — ich muß diesen Jesus sehen und hören! — Ich will ja wiederkommen und künden, was er mir gesagt oder gegeben," das verspreche ich, — nur hingehen laßt mich!

„Hera, rede mit deinem Vater — dein Wort vermag Alles bei ihm. Bitte du für mich, o Hera, Herrin! —"

Die Harfe entglitt den erzitternden Händen der Jungfrau. Ihr Antlitz ward bleich und starr.

Und sie wandte ihr Haupt von dem vor ihr Stehenden.

„Du redest seltsam — ich will deine Worte bedenken," sagte sie tonlos.

Dann winkte sie ihm, die Harfe zu tragen und schritt langsam zum Hause des Vaters. — —

Als Hera am nächsten Morgen nach schlaflos verbrachter Nacht früher als gewöhnlich aus ihrem Gemache trat, begegnete ihr Hamilkar, der alte Hausvogt.

Er begrüßte sie, sich ehrfurchtsvoll niederwerfend, mit dem phönizischen Gruße, der der Tochter des „Königlichen" stets geboten wurde —: „Zum Leben Glück zu!" Doch als der Greis sich aufrichtete, blickte Hera in ein fahles, verstörtes Antlitz.

„Was ist geschehen?" fragte sie erschreckt.

„O Herrin, — ich bin ein alter Mann und kose ist mein Schlaf; nie hat Pygmalion mich der Nachlässigkeit zeihen müssen, — aber dieser Grieche — dieser verwünschte Grieche —"

„Sprich! was ist mit Helios?"

Sein Lager war leer, und das hohe Fenster geöffnet, als ich eben erwachte."

Heras Hand umklammerte erstarrend die Perlen ihrer schimmernden Halskette.

„Nimmer hielt ich es für möglich," rief Hamilkar, „daß ein Mensch entkommen könne aus der kleinen, hochgelegenen Luke. Wenn ich allabendlich die Thüren verschlossen, schlief ich beruhigt, und nie ist während der zwanzig Jahre, die ich gesetzt bin zum Hausvogt, ein Diener Pygmalions entflohen — aber dieser Grieche — ich habe es stets im Stillen gedacht, er ist geschmeidig wie eine Schlange und treulos und falsch ist er, wie —"

„Schweig!" — Hell und scharf tönte der Jungfrau Stimme. Sie hatte die Herrschaft über Geberden und Worte wiedergefunden.

„Du ereiferst dich grundlos und schmähest ohne Recht."

Des Greises faltiges, braunes Gesicht verzog sich, und mit gekränktem Tone begann er sein Thun zu vertheidigen, jedoch der Herrin Hand gebot ihm Schweigen. Ruhig und stolz schritt Hera an ihm vorüber, zu der Thür ihres Gemaches, welche sie hinter sich verschloß.

Drinnen aber sank sie nieder auf den weichen Teppich, der den Boden bedeckte.

Lange lag sie dort stumm und starr, und als sie endlich, endlich die schweren Augenlider hob, da flüsterten ihre Lippen immer wieder nur das eine Wort: „Entflohn —"

Sie war unfähig, anderes zu denken, denn dies eine: „Entflohn!"

Das Pochen eines Sklaven, welcher ihr kündete, daß Ada und ihr Bruder Eshbaal im Saale unten ihrer harrten, brach den lähmenden Bann.

Sie raffte sich auf. — „Ich begehre die beiden nicht zu sehen," rief sie kalt.

„Bist du krank, Herrin?" fragte der draußen Stehende.

„Nein!"

„Was soll ich denn den Kindern des großen Priesters künden?"

Aengstlich klang des Tyrers Stimme, aber unwillig und voller Trotz rief Hera zurück: „Hast du mich nicht verstanden? — Ich will sie nicht sehen! Geh hinab — eile!"

Der Sklave entfernte sich, und die Jungfrau ging langsamen Schrittes zum Gemache Pygmalions.

Nicht wußte sie, ob und was sie ihm sagen wollte von dem, was ihr Herz bewegte, doch ihre Seele dürstete nach des Vaters liebevollen Worten, nach seinem Blick.

„Der Herr ist auf dem Dache," sagte der grauhaarige Zwerg, Pygmalions alter Ordner und Diener, welcher auch jetzt mit klugzwinkernden Augen behutsam räumte und zurechtstellte unter den vielerlei Dingen, die in dem kleinen Gelasse bewahrt.

Müde stieg Hera die Stufen hinan.

Da stand der Vater von ihr abgewandt, sich auf das Geländer stützend.

Seine Rechte hielt ein kreisrundes Stück dunklen Glases, durch welches er aufmerksam zur Sonne blickte.

Hera trat zu ihm und berührte seinen Arm.

Er sah sie an, als sähe er sie nicht und sprach leise: „Wann, o wann werde ich los von der unwürdigen Schwachheit? Wann werde ich klaren Auges hineinblicken in das große Licht, in die Sonne der Wahrheit? . . . ."

„Vater!"

Jetzt erst schien Pygmalion seine Tochter zu gewahren. „Das Kind," murmelte er — „ihr Kind" — und er legte seine Hand für einen Augenblick auf der Jungfrau Haupt.

Dann aber fuhr er sich über die hohe Stirn, ergriff wiederum das geschwärzte Glas und sprach: „Ich habe Wichtiges zu schauen heute, laß mich allein, mein Kind."

Kein Wort entgegnete Hera, stumm wandte sie sich zum Gehen, — der Vater bemerkte es nicht. Er blickte ja nach der Sonne.

Das war der letzte Tropfen. — Als Hera ihr Gemach zum andern Mal erreicht, da kniete sie nieder an ihrem Lager, schlug die Hände vor das bleiche Antlitz und weinte bitterlich.

Ja — bittere Thränen waren diese!

„Niemand giebt mir die Liebe, nach der mein Herz sich sehnt. Großer Gott, komm du und schenke du mir diese Liebe!"

Digitized by Google

Die Deutschen in Hong Kong, China.

Für Haus und Herd von F. Ohlinger, Missionär in China.

Unter den Deutschen dieser englischen Colonie steht der greise Missionar Lechler obenan. Im März 1847 in China angekommen, ist er jetzt Senior unter den Missionaren, welches man jedoch an seiner Haltung, Stimme und Gang nicht merken würde. Da ist Keiner, der mehr dienstbereit wäre, und er selbst würde ungern gestehen, daß irgend Einer, ob jung oder alt, mehr dienstfähig sei.

Er hat viele geistliche Kinder in Honolulu, auf Borneo und sonstigen Inseln, sowie auch einige Pflegesöhne in Amerika. Die in Honolulu schickten ihm die dringendste Einladung, er möchte sie doch einmal besuchen und erbolen sich, ihm die Reisekosten zu entrichten. Er wird also in einigen Wochen die Heimreise über Honolulu und Amerika antreten und dürfen ihn die Missionsfreunde, denen dieses zu Gesicht kommt, im Herbst dieses Jahres erwarten. Ich gab ihm mit großem Vergnügen folgende Anweisung: „Von St. Louis bis nach New York frage in allen größeren Städten nach der German Methodist church und spreche daselbst vor mit Gruß von Missionar Ohlinger aus China." Meine deutschen Brüder werden es nicht versäumen, sich und ihren Gemeinden Einen Abend bei dem ält'sten Missionar Chino's zu sichern.

Seinen schriftstellerischen Arbeiten wegen am weitesten bekannt und an einflußreicher Stellung besonders gesegnet ist der Tübinger Ph. D. Eitel. Zunächst auch von der Baseler Missionsgesellschaft ausgesandt, schloß er sich bald der London. resp. englischen Congregationatisten-Gesellschaft an und wirkte längere Jahre in Verbindung mit derselben. Durch seine Werke über den Buddhismus und voluminösen Recensionen in allen „Higher Periodicals" in der Gelehrtenwelt weithin bekannt, bot man ihm die Redaktion des „China Review" an, als besonderes Mittel zur Verwerthung seiner Riesenkraft und Bethätigung seines unstillbaren Forschungstriebes. Später diente er auch einige Jahre als Chief Interpreter auf dem Colonial-Gericht und als Geheim-Schreiber (Private Secretary) des Gouverneur Pope Hennessy. Gegenwärtig ist er Editor des „Review" und Schulinspektor für die Colonien.

Letzteres Amt bringt ihn denn auch in praktische Berührung mit dem Missionswerk, indem die meisten Schulen der verschiedenen Missionen einen jährlichen Geldzuschuß von der Regierung bekommen.

Was seine früheren Amtsbrüder jedoch am meisten freut, ist die Geisteslaufe, die ihm unlängst zu Theil wurde. Seither predigt er mit großer Salbung unter den Europäern, und ist es seinem freiwilligen Dienst als Pastor der sogenannten Union Church zuzuschreiben, daß diese überhaupt noch fortbesteht.

Ich hörte ihn über die „Erneuerung des Lebens" (Newness of Life) mit großer Salbung predigen, obwohl Ein Punkt, und zwar ein Hauptpunkt, nicht mit meiner Theologie stimmte. Er sagte nämlich: Alle, die da sagen können, Herr ich glaube, hilf meinem Unglauben, sind wirklich wiedergeboren, wenn sie es nur wüßten. Er las dann mehrere Bibelstellen, die zur Glaubensgewißheit ermahnen und aufmuntern und zugleich von Etwas als bereits Geschehenem reden, welches „Etwas" er Wiedergeburt nannte, mir aber einfach als Religionswechsel und die ja oft darauf folgende radikale Umkehr, dem Sittengesetz gegenüber, erscheinen will. Wenn z. B. der Chinese seine Götzen wegwirft, Betrug und Kindermord aufgiebt und sich der christlichen Kirche anschließt, so ist er deßwegen noch lange nicht wiedergeboren. Wiedergeburt und Heiligung sind Herzenserfahrungen, denen das deutliche, unverkennbare Zeugniß des Heiligen Geistes unbedingt zugesagt ist. Wenn man sagt, der Mensch könne sich ja nicht seiner Geburt, noch der Kranke des Augenblickes seiner Heilung erinnern, so ist das mit dem Gleichnißwort zu weit in's Einzelne gegangen.

Nach der Predigt lud er uns ein, des Nachmittags eine Stunde zu ihm zu kommen für Gesang und religiöse Unterhaltung. Er erzählte auch mit Begeisterung, wie ein neulich von ihm übersetzter Traktat: „Die Taufe des Heiligen Geistes", einem einheimischen Prediger im nördlichen China zum großen Segen geworden sei. „Gesang und religiöse Unterhaltung" waren denn auch sehr erbaulich, nur fanden wir die neuen Sanky-Lieder etwas schwer. Ich wählte endlich das Lied: „Thy Will Be Done", wofür mir der Ph. D. wiederholt dankte und sagte: Dieses Lied wird mich immer an sie erinnern.

Ich hatte ihn schon zweimal getroffen, einmal vor fünfzehn und wieder vor elf Jahren, und konnte auch nicht umhin, den Unterschied zwischen damals und jetzt zu bemerken.

Es war mir jedoch hauptsächlich bei meiner diesmaligen Durchreise, durch Hong Kong, darum zu thun, mit meinem genialen Freund — wir hatten viele Jahre Briefwechsel — Missionar Faber aus Sachsen-Coburg persönlich be-

kannt zu werden. Da ſaß ein geſetzter Herr mit grauem Haarwald auf dem Kopf und entſprechendem Vollbart im Geſicht vor mir in der Kirche. Da dachte ich: Das mag er ſein. Nach dem Gottesdienſt trat ich abſichtlich gerade an ihn hin und bat, er möchte mir doch ſagen, ob Miſſionar Faber im Gottesdienſt geweſen ſei. Er ſagte: Yess, he vass (und nach verdächtiger Pauſe) I am de männ. Da hatte ich denn dem Aeußeren nach ſo einen kleinen Dr. Löbenſtein, der Gemüthlichkeit nach — nun, es war ja ganz natürlich — einen Anverwandten zu nennen — Hermann Herzer, vor mir. Auch er iſt durch ſeine literariſchen Leiſtungen weithin bekannt und erfreut ſich des allgemeinen Vertrauens als Autorität unter den Miſſionaren und Gelehrten in höherem Grade, als irgend ein jetzt lebender Mann.

Unter den einheimiſchen Predigern hat ſein Commentar zu dem Evangelium St. Marci weite Verbreitung gefunden. Sein Digest of the doctrines of Confucius iſt ein „Standard"; durch ſeinem Mencius, Micius und Licius iſt auch dem gewöhnlichen deutſchen Leſer das lange verſchloſſene Heiligthum chineſiſcher Literatur geöffnet. Durch ſeine Aufſätze in den deutſchen Miſſionsblättern wird das ferne China ſammt deſſen Räthſeln und Widerſprüchen dem einfachen Bauern ſowohl, als dem ſcharfſichtigen Diplomaten nahe gebracht.

Was wir Miſſionare, ganz beſonders ſolche, die, wie ich, viele Jahre die Aufſicht über das Erziehungsweſen der Miſſion hatten, von ihm noch erwarten, iſt die Zubereitung der chineſiſchen Claſſiker zum Gebrauch in chriſtlichen (einheimiſchen) Schulen. Ich bin mir ſchon bewußt, welch' eine kritiſche Arbeit das wäre, glaube aber auch, daß Herr Faber ihr gewachſen iſt, und zwar er allein. Einige Jahre ſtand er von allen Miſſionsgeſellſchaften getrennt, wurde aber auf einmal ganz plötzlich von dem neuen Allgemeinen Evangeliſchen Miſſionsverein als deſſen erſter Miſſionar, für die Editorenſtelle am „Globe Magazine" (chineſiſch), für die Editorenſtelle der Chinese Text-Books in Shanghai geſucht.

Hoffentlich erlauben es ihm ſeine Kräfte, dieſe Stellen ſämmtlich anzunehmen und dabei ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten zum Nutzen des Miſſionswerkes fortzuſetzen. Obiger Verein hat eine gute Wahl getroffen in ſeinem erſten Vertreter hierzulande, aus welcher man ſchließen darf, daß ſein „Beruhen auf dem Evangelium Jeſu Chriſti" keine leere Phraſe iſt.

Da es ihm „viel leichter geht in engliſch zu ſchweigen als zu reden", ſo hatte ich das Vergnügen zweimal — in der Union Church und in der Temperance Hall — an ſeiner Stelle zu predigen. Ich wurde auch eingeladen, in der deutſchen (lutheriſchen) Kirche zu predigen, welches ich aber aus zehnjährigem Mangel an Uebung ablehnen mußte.

Außer den hier Genannten ſteht auch noch der hieſige deutſche Conſul, Herr von Möllendorf, beides als Gelehrter und Diplomat, in hohem Anſehen. Sein Bruder ſpielte ja unlängſt in der Korea eine bedeutende Rolle und iſt ſeit dem Falliſſement ſeiner Pläne wieder Vertrauter des Li Hung Chang.

Unter den hier wirkenden Miſſionen iſt die der Baſeler Geſellſchaft am ſtärkſten vertreten, und erfreut ſich eines ununterbrochenen Wachsthums. Die Zahl der „Ausgeſchloſſenen" zeugt von treuer Verwaltung der Kirchenordnung. Ihren Hauptverluſt leiden ſie durch das Wegziehen ſo vieler Glieder nach anderen Welttheilen — durchſchnittlich vierzig Perſonen das Jahr. Ihre Statiſtiken (Cenſus, wie ſie ſagen) ſtimmen in allen Hauptpunkten mit denen unſerer Miſſion in Foochow überein, nur in den Beiträgen der einheimiſchen Chriſten für das Werk Gottes unter ihnen, ſcheinen ſie uns nachzuſtehen. Es mag ſein, daß die Hakkas, unter denen dieſe Miſſion ausſchließlich wirkt, unglaubtich wie es mir auch ſcheint, noch ärmer ſind, als unſere Fuhkien-Chriſten. Hakka heißt Fremdenfamilie.

Das Berliner Findelhaus thut ein Werk chriſtlicher Barmherzigkeit an den Verachtetſten aller Geſchöpfe — an den Mädchen. Gutes, Schönes und Nützliches wird ihnen hier im rechten Verhältnißmaß beigebracht. Eine Blinde wurde an die Orgel geführt und ſchön, ganz rührend ſchön wurde angeſtimmt: Nimm Jeſu, meine Hände. Es wollte mir ſcheinen, als blickten alle hieſigen Proteſtanten mit Stolz auf dieſe Anſtalt.

Was die Geſchäftswelt angeht, ſo haben ſich auch da unſere Landsleute gut geſtellt. Einige der größeren Firmen ſind deutſch. Die Lloyd-Dampfer gehen monatlich von hier nach Bremen ab und erwartet man auch bald Bismarcks neue Schiffe in dieſem ſchönen Hafen zu ſehen.

Und ſchließlich — im Religiöſen? Ja, da ſieht es eben traurig genug aus. Wo ich hundert erwartet hätte, da ſaßen vier (nebſt Miſſionaren) und lauſchten der Predigt des Wortes im ſüßen Klang der Mutterſprache. Bringt der Europäer nur ausnahmsweiſe ſeine Religion mit nach Aſien, ſo ſcheint das noch mehr eine Ausnahme bei den Deutſchen als bei Andern zu ſein. Vielleicht beruht eben die zu Hauſe gepflegte Religion bei ihm ſeltener auf ſeliger Herzenserfahrung, als das bei Andern der Fall iſt.

Egyptiſche Lebensweisheit.

Für Haus und Herd von E. Löring.

Erſchrick nicht, lieber Leſer, ich weiß wohl, daß du nicht gern über Lebensweisheit reden hörſt, noch weniger Abhandlungen darüber lieſt, und ich verarge dir das gewiß nicht, denn auch mich durchweht jedesmal ein kalter Schauer, wenn das Geſpräch an dies Kapitel kommt. Aber was ich dir hier vorführen möchte, erinnert nicht im Geringſten an die Klügeleien und Speculationen moderner Metaphyſiker, an die „graue Theorie", ſondern es ſind Früchte, gepflückt von „des Lebens grünem Baum", die obgleich ſchon vor drei Jahrtauſenden der Jugend zum Genuſſe geboten, ſich bis auf unſere Zeit, Dank der ſchützenden Hülle eines Mumienſarges, noch friſch erhalten haben. Entſchuldige alſo, wenn ich verſuche, dir einige Stellen dieſes merkwürdigen Documents durch Ueberſetzung nahe zu bringen.

Im Alterthum war der Ruf der egyptiſchen Weisheit bei den umwohnenden Völkern ein ſehr großer. Die Juden rühmten ſich mit Stolz, daß Moſes gelehrt war in aller Weisheit der Egypter (Ap. 7, 22). Von Salomo heißt es ſogar (1 Kön. 4, 30), daß ſeine Weisheit größer war, denn aller Egypter Weisheit. Die erhabenſten Geiſter Griechenlands machten Studienreiſen nach Egypten, um ſich in den Geheimlehren der Prieſter auszubilden und ihre Weisheit auch in die Heimath zu verpflanzen.

Aber offenbar haben wir dieſen Reſpekt, den die Alten in dieſer Hinſicht den Egyptern zollten, mehr dem geheimnißvollen Dunkel zuzuſchreiben, der für den Ausländer über Allem, was egyptiſch hieß, lag, als dem eigentlichen Inhalt der Lehren, denn je mehr wir die auf uns gekommenen Originaltexte ſtudiren, deſto mehr lernen wir ein Volk kennen, das zwar in techniſcher und praktiſcher Begabung hoch über allen Völkern des Alterthums ſtand, dem aber die Neigung, vielleicht auch die Fähigkeit zum Philoſophiren ganz und gar fehlte. Deßhalb iſt in der umfangreichen egyptiſchen Literatur die eigentliche Philoſophie ſehr ſparſam vertreten, unter dieſem ſchwachen Reſte nimmt der papyrus Boulag No. 4 eine Hauptſtelle ein.

Dieſer Text reiht ohne inneren Zuſammenhang einzelne Sentenzen an einander, die ein Vater, Namens Ani, an ſeinen Sohn Chonſuhotep richtet. Die erſten zwei Seiten ſind nur noch in Bruchſtücken erhalten, die nicht mehr zu entziffern ſind. Nach einer Belehrung über das Heirathen, daß es nämlich gut ſei, jung zu heirathen (man erinnere ſich an unſer Sprichwort: „Jung gefreit, hat Niemand gereut") geht der Verfaſſer zu den Pflichten gegen Gott über. Die Egypter der älteſten Zeit waren, wie das aus hunderten von Stellen und auch aus unſerem Papyrus erſichtlich iſt, Monotheiſten, deßhalb heißt es „der Gott, dein Gott" u. ſ. w.

„Feiere das Feſt deines Gottes, ſo ſagt Ani zu ſeinem Sohne, ſo oft es wiederkehrt zu ſeiner Zeit, denn Gott zürnt, wenn man es entheiligt. Erhebe dich zum Guten. Was du ihm das erſte Mal auf den Altar gelegt haſt, das thue auch das nächſte Mal. (Wenn du ſo handelſt,) dann wird man kommen, um deine Anſichten zu erfahren, du aber berufe dich dabei auf die heiligen Schriften. Entgeht dir der richtige Zeitpunkt, dann ſuche einen andern zu erfaſſen . . . So wird Gott deinen Namen erhöhen über die verblendete Menſchheit." Dann heißt es:

„Im Heiligthume Gottes ſind lärmende Gebete verhaßt, bitte du demüthig mit liebevollem Herzen, deine Worte ſeien verborgen, dann wird Gott deine Angelegenheit ausführen, er wird dein Gebet hören und dein Opfer annehmen." Als ich zuerſt dieſe Worte las, konnte ich zuerſt nicht glauben, daß dies ein Egypter geſchrieben habe, ich fürchtete verkehrt überſetzt zu haben und dennoch zeigte mir nochmalige Ueberlegung, daß dies der wahre Sinn der Stelle ſei. Anklänge an bibliſche Worte ſind mir ſeither im Egyptiſchen ſehr viele begegnet. Ich möchte z. B. den lieben Leſer bitten hiezu Matth. 6, 5—7 zu vergleichen.

Recht zeitgemäß auch jetzt noch iſt dasjenige, was der egyptiſche Moraliſt über das Biertrinken ſagt. Bekanntlich waren die Egypter ſtarke Biertrinker und aus vielen Stellen läßt ſich ſicher ſchließen, daß ganz beſonders die ſtudirende Jugend dieſem Laſter fröhnte. Noch jetzt zeigen ihre heutigen Nachkommen die gleiche Leidenſchaft, die ſie trotz des ſtrengen Verbots ihres Propheten Muhammed keineswegs abgelegt haben. Aber was ſagt unſer Autor:

„Begieb dich nicht in's Haus des Biertrinkens und ſprich dort nicht über deinen Nachbar, denn ſobald das Wort aus deinem Munde herausgegangen iſt, weißt du nicht mehr, was du geſprochen haſt. Du ſtürzeſt betrunken hin und zerfällſt dir den Leib. Nicht reicht ein Anderer dir die Hand. Deine Genoſſen trinken weiter, dann erheben ſie ſich und ſprechen: Hinaus mit dieſem, er iſt betrunken! Zuletzt kommt man, um dich zu ſuchen und mit dir zu disputiren und da findet man dich im Kothe liegend, hilflos wie ein unmündiges Kind."

Digitized by Google

Die Worte des alten Weisen brauchen keinen Commentar. Wie wahr und naturgetreu ist seine Schilderung. Fast dieselben Worte ließen sich auch jetzt noch in einer Temperenzrede anbringen.

Auch die Kindererziehung lag unserem Schreiber am Herzen, was wir aus folgenden Worten des Papyrus sehen:

„Das ist die wahre Erziehung: Unterweisung und Züchtigung, ein solcher (d. h. der solche Erziehung genossen hat) wird Wohlergehen finden."

Von der Unabwendbarkeit des Todes heißt es, freilich mit recht fatalistischer Gesinnung:

„Auch dem, der Gutes thut, ist die Dahinraffung nicht erspart, ebenso wird auch zu dir sein Bote kommen, denn du bist von der Natur dazu angelegt. Wahrlich nicht nützt es dann viele Worte zu machen. Siehe, es kommt sein Schrecken dennoch zu dir. Nicht sprich dann: „Ich bin ein Jüngling, den du raubst", denn er kommt frühzeitig zu dem Säuglinge an der Mutter Brust und zu dem Greise, der sein Alter dahingebracht hat." Weiter heißt es:

„Hüte dich davor, einen Andern mit Worten zu verletzen, damit du nicht einer seiest, der Furcht einflößt. Es ist ein Frevel im Menschen das Sich-lustig-machen über einen Anderen. Es nützt dir nichts, wenn du am andern Morgen darüber nachdenkst. Gehe solchen bösen Menschen aus dem Wege und mache keine Genossenschaft mit ihnen."

„Thue doch deine Augen auf, damit du nicht noch einmal aus deinem Hause gehen mußt, um zu betteln, denn nicht gelangt ein Mensch zu Wohlstand, der gerne schläft. Handle du aber wie einer, der seine Angelegenheiten betreibt." Man vergleiche hierzu, was Salomo sagt Spr. 6, 9—11; 24, 33; 28, 19.

Die alten Egypter waren große Freunde der Natur. Wo es ging, legten sie ihre Gärten an, die sie mit fremden, von weit her importirten Blumen und Bäumen schmückten. Unser Autor sagt darüber: „Du bebaust dir ein Landgut und umschließt es mit einer Hecke vor dem Ackerland, du pflanzest Sycamoren im Kreise herum, wie es Sitte ist, längs der ganzen Ausdehnung deines Hauses. Nun ist deine Hand erfüllt mit Blumen, die dein Herz erfreuen — und dennoch ist man dabei oft unzufrieden!" Daran schließt sich die Ermahnung, mit dem von Gott gegebenen zufrieden zu sein, und nicht nach dem Gute des Nächsten Verlangen zu haben (vrgl. 2 Mose 20. 17): „Nicht hänge dein Herz an das Besitzthum deines Nachbars, davor hüte dich, arbeite du für dich und vertraue nicht auf die Schätze eines Andern, die doch nicht in dein Haus kommen werden."

An einer andern Stelle hält es der Vater für seine Pflicht, seinen Sohn zur Freigebigkeit zu erziehen. Nachdem er zuerst vor schlecht angebrachter Freigebigkeit und Verschwendung gewarnt hat, sagt er: „Wer da Geringes giebt, während er Großes empfangen hat, der ist wie einer, der das ihm Geborgte schlecht wiederzahlt. Nicht sei hartherzig, denn dem Gott ist es, der dir gegeben hat, was du hast."

Stellen der Bibel brauche ich als Parallelen hierzu nicht anzuführen, da sie ja allzu zahlreich sind.

Von den alten Spartanern wird gerühmt, daß sie vor älteren Personen aufstanden. Moses sagt (3 Mos. 19, 32): „Vor einem grauen Haupt sollst du aufstehen, und die Alten ehren" und dasselbe lehrt der egyptische Weise mit den Worten: „Nicht bleibe sitzen, wenn ein Anderer steht, der älter ist als du, oder der höher gestellt ist; thue ihm, was ihm in Bezug auf seine Würde zukommt."

Vom Afterreden heißt es: „Derjenige, der Uebles von Andern redet, macht, daß man vor ihm flieht. Sucht Jemand durch böses Geschwätz zu glänzen, so ist er seines Kopfes beraubt (d. h. er ist ein Thor) unter seinen Brüdern. Es jauchzen ihm zwar seine Leute zu, aber sie weinen und klagen in ihrem Herzen.

Auch das Studium der heiligen Texte hält unser Autor von hohem Werthe, er sagt nämlich: „Wenn du erfahren bist in den heiligen Schriften und eingedrungen in den Geist der Bücher, dann beherzige es und alles, was du sagst wird vollkommen sein."

Früher war allgemein die Ansicht verbreitet, in Egypten habe ein strenger Kastenzwang die freie, selbstständige Entwicklung des Einzelnen verhindert, in der Weise, daß z. B. nur der Sohn eines hohen Beamten eine ebenso hohe Stelle habe einnehmen können, daß es also, um modern zu reden, im alten Egypten keine self-made men gegeben habe. Diese Ansicht erweist sich durchaus als irrthümlich, dennoch ist sie auch jetzt noch in fast allen Geschichtsbüchern schwarz auf weiß zu lesen. Der Schreiber Ani sagt in dieser Beziehung: (Es ist schwer, diese eigenthümlich egyptische Redeweise in gutes Deutsch zu übertragen, ich gebe deshalb, als Muster eines egyptischen Satzes, die Stelle in buchstäblicher Uebersetzung wieder). „Nicht ist ein Sohn dem Obersten des Schatzhauses, und ein Erbe dem Obersiegelbewahrer, ist kundig ein Schreiber mit seiner Hand, nicht wird ihre Würde gegeben ihrem Sohne, ihre (der Söhne) Niedrigkeit ist ihre Sache, und ihre Erhöhung des, warum sie sich kümmern sollen." Das soll heißen: Nicht auf hohen Stand und hohe Geburt kommt es bei Besetzung wichtiger Stellen an, sondern allein auf die Fähigkeit des Einzelnen.

Digitized by Google

Ich füge noch einige des Papyrus hinzu, die vielleicht von Interesse sein könnten:

„Nicht wäge dein Herz ab (d. h. nicht sprich deine innersten Gedanken aus) vor einem Schandmaul, damit er nicht etwas für seinen Mund finde, es macht eilig die Runde, was du ausgesprochen hast über einen Andern, wiederholst du es, dann wirst du Feindschaft machen.“

„Der Ruin eines Menschen liegt auf seiner Zunge, hüte dich, daß du dir nicht ein solches Unglück anrichtest.“

„Bringst du dein Opfer dar deinem Gotte, dann hüte dich vor dem, das Gott verhaßt ist, nicht disputire über sein Wesen (sein Bild, vrgl. 2 Mos. 20, 4) nicht gehe unehrerbietig vorüber, wenn er erscheint, nicht nähere dich ihm im Gedränge. Nicht übertreibe, was durch den Ritus vorgeschrieben ist, denn verboten ist es, etwas hinzuzufügen .... O erwäge du, was seinen Zorn erregen könnte und verehre seinen Namen. Er giebt dir Talente zu Tausenden von Fähigkeiten, es wird groß, welchen er groß macht. Er ist der Gott dieser Welt, der da leuchtet am Horizont ..... er macht gedeihen alles Sprossende, er erscheint, um zu vervielfältigen die Nahrung.“

Dann spricht der egyptische Weise von den Pflichten des Sohnes gegen seine Mutter, die ihn mit Schmerzen geboren, ihn drei Jahre lang gesäugt und keinen Ekel vor seiner Unreinlichkeit gehabt, die ihm Nahrung und Trank in's Haus des Lehrers gebracht und keine Mühen gescheut habe. Richte du dein Auge auf deine Jugend und auf die Mühen alle, die du bereitet hast deiner Mutter, damit sie nicht Beschwerde führe gegen dich und aufhebe ihre Hände zu Gott und er höre ihr Flehen!“

„Wer da haßt die Faulheit, kommt ohne daß man ihn ruft.“

„Gieb dich Gott hin und habe das Wesen Gottes vor Augen, er ist es, der da züchtigt den, der gezüchtigt wird.“

Ein ganz kurzer, nichts desto weniger aber beherzigenswerther Satz ist: „Suche zu schweigen.“ An einer andern Stelle heißt es wörtlich: „Es ist der Mensch ein Ebenbild Gottes.“

Doch ich will des werthen Lesers Geduld nicht länger in Anspruch nehmen. Ich könnte noch sehr viele Beispiele anführen, die eine ebenso hohe Moral, als die angeführten predigen. Manchmal war mir die Wahl unter den einzelnen Sentenzen (es sind etwa achtzig in unserem Papyrus erhalten) schwer. Möge diese geringe Auswahl dazu beitragen, die Achtung vor der oft so verschrieenen Religion und Weltanschauung der alten Egypter zu heben.

Die Frage nach dem Alter dieser Ansichten ist sehr schwer zu beantworten. Sicher ist, daß zu der Zeit, in welcher unser Manuscript geschrieben wurde, nur noch sehr wenige eine solche Reinheit in ihren Anschauungen hatten. Jedenfalls liegt uns nur die Abschrift eines auf die ältesten Zeiten Egyptens und somit auch in die frühesten Perioden des Menschengeschlechts zurückgehenden Literaturwerkes vor. Wie wir aber immer darüber urtheilen mögen, das wird sich als sichere Consequenz ergeben, daß nämlich das Wort des Apostels Röm. 2, 14—15 eine unumstößliche Wahrheit ist, und daß wir auch in den ältesten Spuren egyptischer Religion einen ansehnlichen Rest jener Gotteserkenntniß finden, die der Herr bei der Schöpfung in des Menschen Gewissen gelegt hat.

Martin Rinckart, der Dichter des Liedes „Nun danket alle Gott“.

Wohl kein Volk der Erde ist so sangesfreudig wie das deutsche. Im Liede geben wir unserer frohen Stimmung Ausdruck, im Gesang suchen und finden wir Trost im Leiden, Gesang begleitet unsere Andacht, und Gesang und Musik begeistern uns zu großen Thaten.

Zu allen Zeiten, bald nach Einführung des Christenthums, hat es fromme und gläubige Seelen gegeben, die ihre Begeisterung für die Lehren des Heilands in gemüthvolle, glaubensstarke Verse kleideten, und noch unausgesetzt erfährt diese Gattung dichterischer Production Ergänzung und Bereicherung. Sie hat die edelsten Perlen poetischen Schaffens aufzuweisen, sie bildet eine Fundgrube wahrer, echter Religiosität und, gleich der Bibel, eine Zuflucht derer, die, wie es in der Heiligen Schrift heißt, mühselig und beladen sind. Wem hätte nicht schon Paul Gerhardt's herrliches Lied „Befiehl Du Deine Wege“ neuen Muth und neue Hoffnung eingeflößt, und wer hätte nicht schon aus vollem Herzen mit eingestimmt in Georg Neumark's ergebungsvolles „Wer nur den lieben Gott läßt walten?“

Zu den bekanntesten und am meisten gesungenen geistlichen Liedern gehört unzweifelhaft

Digitized by Google

das tiefsinnige „Nun danket alle Gott“, dessen weihevolle Klänge ungezählte male als Dankesopfer zum Himmel gestiegen sind. Am 23. April d. J. waren es 300 Jahre seit der Geburt des Dichters dieses volksthümlichsten aller geistlichen Gesänge, Martin Rinckart's, verflossen, und es wird deshalb unseren Lesern willkommen sein, wenn wir einen Blick auf den Lebensgang jenes Mannes und auf die Veranlassung zu seinem berühmten Liede werfen.

Martin Rinckart wurde am 23. April 1586 in der kursächsischen Stadt Eilenburg geboren. Nachdem er die nöthige Vorbereitung genossen, bezog er die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren, und kehrte nach bestandenem Examen in seine Vaterstadt zurück, wo er von 1617 bis zu seinem im Jahre 1649 erfolgten Tode als Archidiakonus an der Nikolaikirche segensreich wirkte. Es war eine schwere, kummervolle Zeit, denn die Periode von Rinckart's seelsorgerischer Thätigkeit in Eilenburg begreift den ganzen Dreißigjährigen Krieg in sich. Auch die Heimath des Dichters blieb von den furchtbaren Drangsalen dieses Kriegs nicht verschont: wiederholt erschienen bald die Schweden, bald die Kaiserlichen in der Stadt, raubten und plünderten, mißhandelten die harmlosen Bewohner und setzten ihnen schließlich den rothen Hahn auf's Dach. Bei Beginn des Krieges bestand Eilenburg aus 894 Häusern, nach Beendigung desselben aber nur noch aus 276, die übrigen waren der Brandfackel zum Opfer gefallen, welche zweimal von den Schweden und einmal von den Oesterreichern entzündet worden war. Was von den Bewohnern nicht durch die entartete Soldateska fiel, das raffte die Pest dahin, welche während der Kriegsdauer viermal die Stadt heimsuchte, und als endlich der Friede wiederkehrte, da war Eilenburg fast entvölkert und nicht viel mehr als ein Trümmerhaufen.

Dem wackern Seelsorger der hart geprüften Stadt fiel die schwere Aufgabe zu, die Noth nach Kräften lindern zu helfen und, als man auch ihm Alles geraubt hatte, wenigstens Trost zu spenden und Hoffnung zu erwecken. Als aber die Heimsuchungen kein Ende nahmen, als der heißersehnte Friede noch immer nicht kommen wollte, da begannen auch starke Seelen zu verzagen, und selbst Rinckart suchte vergebens nach Trostgründen, die kräftig genug waren, die Kleinmüthigen aufzurichten. Zu den sonstigen Leiden gesellte sich noch Hungersnoth, und verzweifelnd sahen die Bewohner Eilenburgs sich nach Hülfe und Rettung um; Niemand vermochte sie ihnen zu bringen, das Land war verwüstet und die größeren und wohlhabenden Orte durch Einquartirungen, Contributionen und Plünderungen verarmt.

Es war zu Anfang November des Jahres 1648, als Magister Rinckart am Fenster seiner Studirstube saß und gedankenvoll auf den öden Platz vor seinem Hause hinausblickte. Der nahende Winter hatte sich bereits durch eine leichte Schneedecke angekündigt, die sich auf Dächer und Gassen gelagert hatte, und sorgenvoll gedachte der Greis der kommenden rauhen Jahreszeit, die das Elend in seiner Gemeinde bis zum Uebermaß steigern mußte.

Da plötzlich drangen ferne Trompetentöne an sein Ohr. „Gerechter Gott, wieder fremde Truppen!“ seufzte der Geistliche, die Hände faltend, „was soll aus uns noch werden? Wir selbst haben nicht genug, unsern Hunger zu stillen, und dazu die Fremden, die uns noch den letzten Bissen Brod vom Munde nehmen!“

Wieder erklang das Trompetensignal, diesmal bedeutend näher. In demselben Augenblick trat Rinckart's treue Lebensgefährtin in's Zimmer und schritt trotz ihrer hohen Jahre mit ungewöhnlicher Raschheit auf ihn zu. „Du sitzest hier, Martin, und sinnst, während draußen auf der Straße die ganze Einwohnerschaft zusammenströmt und sich um den Reiter schaart,“ sagte sie hastig. „Sieh doch zu, was der Mann für Nachricht bringt, es muß eine ganz außerordentliche Botschaft sein, denn das Volk jubelt.“

Der Greis erhob sich langsam und drückte das Sammtkäppchen fester auf's Haupt. „Was wird's sein!“ versetzte er mit trübem Kopfschütteln, „doch gewiß wieder die Nachricht von einer gewonnenen Schlacht, von neuem Blutvergießen. Wann endlich wird das Gemetzel ein Ende nehmen? Wann wird man aufhören, sich gegenseitig hinzuschlachten? Die armen Opfer sind zu beklagen, gleichviel, ob der Trompeter die kaiserliche oder schwedische Uniform trägt.“

„Du irrst, Martin, es ist ein kurfürstlich sächsischer Kriegsmann, den wahrscheinlich unser gnädigster Kurfürst von seiner Residenz Torgau gesandt hat,“ erläuterte die Frau des Geistlichen.

Rinckart horchte hoch auf, dann wandte er sich eilig der Thür zu. Brausender Jubel empfing ihn auf der Straße; die Bewohner fielen sich weinend vor Freude in die Arme, denn der Trompeter hatte die Nachricht gebracht, daß am 24. October zu Münster der Friede geschlossen worden sei. Der Reiter war von dem Kurfürsten beauftragt, die frohe Botschaft dem Rathe und der Universität Leipzig zu überbringen und von dort aus alle größeren Ortschaften zu besuchen, um auch dort die große Neuigkeit zu verkünden. Der Geistliche ward von allen Seiten umdrängt und ihm der Dank für seine treue Seelsorge ausgesprochen, denn nun hatte alle Noth und Trübsal ein Ende.

Während der Trompeter, gefolgt vom Volke, weiter ritt, kehrte Rinckart in seine Studirstube zurück, und ein stilles Dankgebet stieg zum Him-

mel empor. Dann schlug er die Bibel auf, und sein Auge fiel auf den 24. Vers des 50. Kapitels vom Buche Jesus Sirach. Dort heißt es: „Nun danket alle Gott, der große Dinge thut an allen Enden." Und wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, setzte er sich an seinen Schreibtisch, und als flüstere ihm der Friedensengel, der endlich die Herrschaft über den Dämon des Krieges errungen, Vers um Vers zu, entstand das aus tiefinnerstem Herzen kommende Danklied:

„Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen."

Und als er die letzte Zeile geschrieben, da war es ihm, als töne eine leise Melodie an sein Ohr; wieder nahm er die Feder zur Hand und in wenigen Minuten hatte er die schlichte und doch so wunderbar erhebende Weise zu Papier gebracht.

Der Reiter war inzwischen auf der Straße davongesprengt, die Bewohner versammelten sich freudig erregt vor dem Pfarrhause und erwarteten ihren Seelsorger. Mit seinem Priesterornat angethan, trat dieser unter sie, und in begeisterten Worten pries der würdige alte Mann die Vorsehung für die endliche Erlösung. Dann sank er und mit ihm die ganze Gemeinde in die Knie, und, das eben gedichtete Lied aus der Tasche ziehend, begann er dasselbe zu singen. Zum ersten mal ertönte die kaum erst entstandene Melodie von den Lippen des Greises, und als er geendet, da waren die Anwesenden tief ergriffen, und dankerfüllt umringten sie ihren treuen Seelenhirten und schüttelten ihm die Hand.

Aber die langen Leidensjahre, Kummer und Sorge hatten seine Kraft vor der Zeit gebrochen, das Lied „Nun danket alle Gott" war sein Schwanengang gewesen. Ein Jahr später, am 8. December 1649, entschlummerte er fromm und ergeben, wie er gelebt, hinüber in eine bessere Welt im 63. Jahre seines Lebens. Ganz Eilenburg folgte ihm zum Grabe, und als die sterblichen Ueberreste des treuen und opferfreudigen Hirten seiner Gemeinde hinabsanken in die Gruft, da blieb kein Auge trocken.

Mehr als zwei Jahrhunderte sind dahingegangen in's Meer der Ewigkeit, aber der Name Martin Rinckart ist nicht verschollen und vergessen. Der weihevolle Dankeshymnus, den er als theuerstes Vermächtniß der Nachwelt hinterließ, wird gesungen werden, so lange es ein christliches Kirchenlied giebt, und wie nach dem Donner der Schlachten und nach gelungener Durchführung der großen Schöpfungen des Friedens die feierliche Weise viele tausend mal ertönte, so wird sie auch noch nach Jahrhunderten die Erinnerung an jenen schlichten Pfarrherrn wach halten, der in schwerster Zeit seiner Gemeinde Berather und Tröster war. Im dankbaren Gedenken hat denn auch die Stadt Eilenburg an dem Wohnhause Martin Rinckart's gelegentlich seines 300jährigen Geburtstages eine Votivtafel mit entsprechender Inschrift anbringen lassen und die Enthüllung, welche am zweiten Osterfeiertage, den 26. April 1886, stattgefunden hat, mit einer entsprechenden Festlichkeit verbunden. Die Manen des Dichters, der in seinem „Herz Jesubüchlein" eine ganze Reihe geistlicher Lieder veröffentlichte, verdienen diese Auszeichnung im vollsten Maße, denn das Goethe'sche Wort: „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht" trifft auch hier in seiner ganzen poetischen Wahrheit zu.

(Moritz Lilie.)

Ein Besuch in Epworth und seinem Pfarrhause.

Für Haus und Herd aus dem Englischen von A. Plüddemann.

In der Grafschaft Lincoln, etwa elf Meilen von meinem Heimathsorte, liegt das berühmte Städtchen Epworth, der Geburtsort dreier hervorragender Männer des Methodismus. Denn außer Johannes und Karl Wesley wurde hier auch Alexander Kilham geboren. Er war einer der ersten Methodisten-Prediger. Epworth ist in der Mitte der Landschaft Axholme, welche von den Flüssen Trent, Idel und Don inselartig eingeschlossen ist, gelegen.

Da die nächste Eisenbahnstation wenigstens fünf Meilen von Epworth entfernt ist, so beschloß ich, den Weg von Gainsborough in meinem Gefährt zurückzulegen. Drei Meilen zieht sich die Straße den malerischen Trent Fluß entlang und nach einer halbstündigen Fahrt befinden wir uns auf der Fähre zu Stockwith. Der alte, wettergebräunte Fährmann versteht sein Geschäft und in kurzer Zeit befindet sich unser Fuß auf der „Insel Axholm". Eine weitere Fahrt von zwei oder drei Meilen bringt uns nach Haxey, der Hauptstadt der „Insel". Darauf geht's nach Burnham, von wo aus man bereits den Rauch von Epworth wahrnehmen kann; denn das Städtchen selbst ist unserm Auge noch verborgen, es ist in einem Thal gelegen.

Das Gefährt rasselt den Hügel von Burnham hinab und den an der andern Seite hinan, und zu unsern Füßen erblicken wir das Ziel unserer Reise. Da wir gerne das alte Kreuz, wo Wesley am Sonntag den 2. August 1761 predigte, und auch die Kirche und Predigerwohnung sehen möchten, so verlassen wir die gerade Straße, die zum untern Theile des Städtchens führt und wenden uns zur rechten Hand. Eine Gasse in alterthümlichem Gewande thut sich uns auf, altmodische Häuser rechts und links. Fortschritt und Entwicklung prangt nicht auf Epworth's Banner, es zählt heute noch wie vor 200 Jahren ungefähr 2000 Einwohner.

Noch eine kurze Strecke und vor uns liegt der Marktplatz, zur rechten die alte Wesley Kapelle und Kaufläden rings umher. Zur Mitte, wo das alte Kreuz steht, führen vier Straßen. Hier stand Johannes Wesley an dem denkwürdigen August Abend und predigte den Leuten, die vor Jahren seinen Worten in der Pfarrkirche gelauscht hatten. Wie waren die Verhältnisse seitdem so ganz anders geworden. Damals ein Geistlicher der englischen Staatskirche, von geistiger Finsterniß umfangen; jetzt so zu sagen ein Ausgestoßner dieser Kirche, aber in vollem Genusse des himmlischen Lichtes. Selbst den einfachen, ungebildeten Leuten entging dieser schroffe Gegensatz nicht, und gar Manchem von ihnen wurde er unter Gottes Beistand ein Wegweiser zu dem Hirten und Bischof der Seelen.

An der andern Seite des Marktplatzes fahren wir die Straße hinunter und, wo diese zu Ende läuft, biegen wir rechts ab. Dort ist Kirche und Pfarrhaus. Eine schattige Allee führt von der Wohnung zur Kirche, einem alten Steingebäude, hier und dort mit Epheu umrankt. Innen, nahe bei der Thür steht der alte Taufstein, wo ohne Zweifel die Wesley Kinder alle getauft wurden. An jeder Seite des Altartisches befinden sich zwei alterthümliche Stühle, welche wahrscheinlich schon uralt waren, als Wesley, der Vater, sie benutzte. Ein beschädigter steinerner Sarg ist eines der Alterthumsstücke, die einen Platz in der Kirche gefunden haben. In seiner Nähe steht die alte, roh gezimmerte Pfarrkiste.

Das Grab des Samuel Wesley, sr., welches sich am östlichen Ende des Gottesackers befindet, ist genau so, wie es gewöhnlich beschrieben wird, nur daß die Zeit auch hier nicht spurlos vorüber gegangen ist. Eine ergreifende Scene muß es gewesen sein, als Wesley, über der Asche seines Vaters stehend, der auf dem Kirchhofe versammelten Gemeinde ernst und gewaltig das Schriftwort auslegte: „Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit und Friede und Freude in dem heiligen Geist."

Das Pfarrhaus ist ganz in der Nähe des Kirchhofes. Als das alte Pfarrhaus durch Feuer zerstört wurde, baute man nahe bei, wo das alte gestanden, ein neues. Das Fundament des alten Gebäudes ist aufgefunden worden und man kann deutlich den ehemaligen Grundriß erkennen. Das Haus war in der Hauptsache wie die andern Gebäude seiner Zeit, von denen es noch eine ganze Anzahl in Epworth giebt, d. h. aus Fachwerk erbaut, mit Stroh gedeckt, und gedielt mit einer eigenthümlichen Mischung, meistens aus Gyps bestehend. Das gegenwärtige Pfarrhaus erbaute Samuel Wesley zu Anfang des Jahres 1710. Es ist größtentheils aus Backsteinen und hat ein Ziegeldach, wie es deren in England noch so viele giebt. Uebrigens ist soviel daran verändert worden, daß nur ein scharfer Beobachter und ein Kenner das Ursprüngliche von dem Hinzugefügten unterscheiden kann; denn jeder neue Inhaber hat Veränderungen nach seinem Geschmack machen lassen, auch der jetzige Pfarrherr, Canonikus Overton, bildet keine Ausnahme. Die Veränderungen, die er im Jahre 1883 vornehmen ließ, brachten einige interessante Dinge zum Vorschein. Als die Arbeiter die Wand in der Küche für ein neues Fenster durchbrachen, stießen sie auf angebrannte Balken, die angrenzenden Theile zeigten jedoch nicht die geringste Spur von Feuer. Man muß deshalb annehmen, jene Balken stammen von dem ehemaligen Pfarrhause, das 1709 niederbrannte, wobei Johannes Wesley aus den Flammen gerettet wurde.

Als zur selben Zeit Arbeiter die alten Tapeten von der Wand eines Zimmers entfernten, fanden sie allerhand Schriftzüge an der Wand, über anderthalb Jahrhundert waren sie von der immer dicker werdenden Tapetenschicht zugedeckt gewesen. Die Leser des Lebens Wesley werden sich des Schulzimmers im Pfarrhause entsinnen, wo Frau Susanna Wesley die Hauptlehrerin war. Bisher war Niemand im Stande gewesen, dies Schulzimmer mit Sicherheit zu placiren, diese Entdeckung macht allem Zweifel ein Ende. Nahe dem Fußboden sind die Buchstaben des großen Alphabeths in alten Formen und Größen mit einem Nagel in die Wand gekratzt, jedenfalls von Kindeshand. Etwas höher sind die Worte „Martha Wesley" und „Anna Wesley" dem Aussehen nach mit rother Kreide hingeschrieben. Die Handschrift ist ziemlich gut und in dem eigenthümlichen Style der Wesleys. Auch weist die Wand eine Anzahl Abrisse von Köpfen auf, die jedoch kein besonderes Talent verrathen.

Ich besuchte auch die Dachstube, welche Emilie Wesley nach einem alten Manne, der dort starb, „Jeffrey Stube" nannte. Neuere Schreiber haben behauptet, daß diese Dachstube das Hauptquartier des berühmten Epworth Gespenstes gewesen sei. Das Zimmer ist lang, es nimmt die

ganze Länge des alten Theils des Hauses ein, und dieselben Schreiber sind der Ansicht, daß Wesley dies Zimmer benutzte, um die Abgaben, die er von seinen Pfarrkindern empfing, aufzubewahren.

Ein Besuch Epworths, seiner Kirche, seines Kirchhofes und seines Pfarrhauses bleibt dem, der an Wesley und dem Methodismus ein Interesse nimmt, unvergeßlich.

Winke und Nachrichten für Arbeiter.

Das Größte bei der Mission, somit auch bei der inneren Mission. Kürzlich wurde in Berlin das Jahresfest der Stadtmission gefeiert. Unser Berliner Mitarbeiter, Rev. G. Frei, berichtet, daß Hofprediger E. Frommel eine ausgezeichnete Predigt über 1 Kor. 13 bei dieser Gelegenheit gehalten habe, in welcher er unter Anderm auch sagte:

„Wenn mancher von euch, ihr lieben Brüder in der Stadtmission, denkt: Ach, hätte ich nur auch in meiner Jugend studirt, hätte ich nur die Gelegenheit gehabt, auf Universitäten zu gehen und das und jenes zu hören, könnte ich nur das und jenes auch, hätte ich auch die Freiheit der Rede, wie sie Andere haben! Da laß dir sagen: wenn ein Fünklein Liebe zu den Seelen in dir sitzt, so ist das unendlich mehr als alle Beredtsamkeit. Das was durchschlägt im Menschenherzen, das ist nicht das Wort, das der Prediger sagt, sondern die Liebe, die herausspricht. Mit unseren Worten ist's wie mit dem Telegraphendraht, welcher das Telegraphirte wohl trägt, aber der Draht, der macht's nicht aus, sondern der Funken, der auf dem Draht lauft und der in's Herz hineintelegraphirt, daß Geist Wahrheit ist. Wo dieser Liebesfunken von oben her nicht hinein in's Herz telegraphirt, da nützen alle die Geistesfunken ach so unendlich wenig. Hat Jesus nicht reden können mit Menschen- und mit Engelzungen, redete er nicht gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten, waren seine Worte nicht Geist und Leben? Und doch, alles das hat es nicht gemacht bei ihm, sondern das Erbarmen, das mit den Worten ging, war die stille heilige Gewalt, die die Menschen ergriff, daß Petrus, wie umrauscht von Himmelsatmosphäre sagt: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens." Das war also eine Impression der ewigen Liebe in die Herzen der Menschen hinein. Darum hat der Herr sich auch heruntergelassen in seiner Rede bis herunter zu den Kindern; in erfinderischer Liebe geredet, bald in Gleichnissen, bald in Geschichten, um dem Volke nahe zu kommen. So wollen wir lernen von Ihm."

An einer andern Stelle: „Die Liebe glaubt Alles, hofft Alles, sie trägt Alles, sie duldet Alles. Die Liebe glaubt auch nichts, nämlich nichts Böses, aber sie glaubt das Beste. Wer nicht im Glauben an eine Sache geht, ist bald verloren. Wenn unsere Soldaten nicht in den Krieg gegangen wären mit dem Glauben, daß der Sieg auf unsere Seite sein werde, so wäre es ihnen schlecht gegangen. Aber sie glaubten an den Sieg, und wie einst im siebenjährigen Krieg die österreichischen Soldaten sangen: „Wir fürchten ihre Schaaren nicht, denn Loudon führt den Krieg, und Brüder, die Erfahrung spricht, wo Loudon, da ist Sieg." — So dürfen wir es noch viel mehr sagen von unserem großen Feldherrn: Wir fürchten ihre Schaaren nicht, denn Jesus führt den Krieg, und Brüder, die Erfahrung spricht, wo Jesus, da ist Sieg. Das ist die Liebe, die Alles glaubt, und die es dem Herrn abglauben kann, daß er unser liebes deutsches Volk noch nicht läßt."

Wie nothwendig die Werke der barmherzigen Liebe in Berlin und namentlich in allen Großstädten sind, geht unter Anderm auch aus dem Bericht der Berliner Stadtmission, welcher uns ebenfalls von demselben Mitarbeiter zukommt.

In demselben wird gesagt, daß z. B. in den Flügel eines Hauses 24 Familien wohnen, darunter 9 ungetraute Paare, 2 Frauen in wilder Ehe, die eine mit 4 Kindern, die andere mit 2, außer diesen Kindern noch 8, die nicht getauft waren. „Auf dem rechten Flügel," fährt der Stadtmissionar fort, „fand ich 2 Arbeiterfamilien, 4 schlechte Dirnen, 4 Frauen in wilder Ehe. Die eine von diesen hatte den dritten Mann im Gefängniß, von dem ersten 3 Kinder, von dem zweiten eins; und keines derselben ist getauft. In beiden Flügeln, wenn man das Elend zusammen addirt, wohnen unter 53 Familien 21 ungetraute Paare, 38 ungetaufte Kinder, 6 wilde Ehen, 4 schlechte Dirnen."

„Ist das nicht genug," fährt der Berichterstatter, Herr Stöcker, fort, „um Steine zum Schreien zu bewegen, geschweige Menschen? Und dabei tröstet man sich und sagt: In Berlin sind die Kirchen und Pastoren nicht so nöthig."

„Vielleicht meint Euer: Das mag in der äußersten Stadtgrenze sein, in der eigentlichen Stadt steht es anders. Ich weiß das wohl, auch die Evangelischen in der äußersten Peripherie sind unsere Brüder und Schwestern und sollen selig werden. Aber schlimme Zustände sind auch mitten in der Stadt. Hier machte ein Bruder an einem Tage 20 Besuche. Er fand in vier Familien kranke Glieder, sechs ungetaufte Kinder und zwei ungetraute Paare. Das ist ein viel weniger trauriges Bild und doch traurig genug.

Im Ganzen hat die Stadtmission während des vergangenen Jahres 3580 ungetaufte Kinder gefunden und davon 1630 zur heiligen Taufe gebracht. Von 1676 ungetrauten Paaren sind 695 durch die Hülfe der Stadtmission getraut. Es mögen noch mehr sein, aber die Brüder haben nur von diesen erfahren."

„In dem Bereich unserer Stadtmission werden im Durchschnitt gepflegt: 395 Mitglieder in den Jünglingsvereinen, 352 in den Frauenvereinen, 255 in den Männervereinen und etwa 1100 wöchentlich in den Betstunden."

Daneben wird denn auch fleißig mit dem gedruckten Wort gearbeitet. Es sind im vergangenem Jahr bei den Besuchen über 47,000 Traktate vertheilt, für Sonntagsblätter 5000 Abonnenten neugewonnen oder festgehalten."

„257,000 Predigten sind durch die Stadtmissionare verbreitet, 303 ganze Bibeln verkauft, 122 verschenkt,

2033 neue Testamente verkauft, 805 verschenkt, 4210 christliche Bücher verkauft, 2370 verschenkt."

„In ein anderes Gebiet führt uns die Armen- und Gefangenenpflege. Das sind seit langer Zeit die Schmerzenskinder der Stadtmission. Der Bettel in großen Städten ist ein abgrundtiefer Sumpf von Schlechtigkeit, Faulheit, Lug und Trug. Die Stadtmission hätt es für ihre Pflicht, unwürdigen Bettlern die Maske vom Gesicht zu reißen, damit die Barmherzigkeit den wahrhaft Bedürftigen zu Gute komme.

Mit der Pflege der entlassenen Gefangenen ist es anders bestellt. Da liegt die bittere Noth und die Pflicht der Hülfe klar vor Aller Augen. Wenn die Sträflinge aus dem Kerker kommen, so sind sie wirklich in trostloser Lage. Zuweilen sind sie im Zuchthaus alt geworden, wie jener 60jährige Mann, der 25 Jahre seines Lebens hinter Kerkergittern zugebracht hatte. Endlich befreit, kommen sie in eine Welt, die sie verachtet, ausstößt und sind in Gefahr, zurückzufallen und völlig verloren zu gehen. Nun tritt so ein Unglücklicher an den Stadtmissionar heran und bekennt: Ich sehe es ein, ich gehe verloren; ich habe schwer gesündigt, ich will ein anderes Leben führen, helft mir! Da war ein Entlassener, der brauchte 20 M. für Handwerkszeug und 30 M. für Miethe und Einrichtung. Die Stadtmission treibt keine Armenpflege, sie hat auch keine Zeit, umherzugehen und um Gaben zu bitten. Aber wer will in einem solchen Falle seine Hand zuschließen! Der Bruder hat denn auch das Geld erhalten, zuerst die 20 M., dann die 30 M. Und als zuletzt in dem neugemietheten Stübchen der alte Entlassene geborgen saß, da hatte er Thränen in den Augen und meinte: Ja, der alte Gott lebt noch und erhört Gebete. Das war ein ergrauter Zuchthäusler und doch nicht verloren."

Lehrer-Vorbereitungs-Stunden. Welch' ein Unterschied besteht doch zwischen dem Lehrerpersonal einer städtischen "ward-school" mit seinem unvermeidlichen „Prinzipal" und demjenigen einer Sonntagschule mit seinem Superintendenten an der Spitze. Dort sichert schon die äußere Beobachtung der Lehrmethode das Festhalten an den Regeln der Pädagogik den höchsten Erfolg; hier beruht derselbe auf die größtmöglichste Beeinflussung des kindlichen Gemüthes von Seiten der Lehrer und folglich auf die persönliche Denkweise, Gemüthsve fassung und Inspirationsfähigkeit jedes einzelnen Lehrers, sowie auf den Gesammteinfluß, den Superintendent und Lehrer auf ihre Schule ausüben können.

Daß aus diesem Grunde nähere persönliche Bekanntschaft, häufiger Gedankenaustausch und gegenseitige Ermuthigung und Aufmunterung für die Sonntagschul-Lehrerschaft ein unerläßliches Bedürfniß ist, sollte wohl von Niemand in Frage gestellt werden. Eine wöchentliche Lehrer-Versammlung oder Vorbereitungsstunde leistet hier das Erforderliche. Da können die Lehrer nicht nur von der nächsten Lektion, sondern auch von den Bedürfnissen der einzelnen Schüler, von etwaigen neuen Methoden und Hilfsmitteln u. s. w. ganz ungenirt plaudern und erlangen nebst dem bessern Verständniß für ihre Aufgabe auch mehr Lust und Liebe zur Sache selbst.

Sonntagschul-Conventionen und z. B. „Assemblies" können die lokale Lehrerversammlung nicht ersetzen, weil sie gewöhnlich nur von dem Superintendenten und dem einen oder andern Delegaten besucht werden und weil auch am Ende mancher angehende Lehrer ganz überwältigt durch die hohen Ansprüche, die in einer gelehrten Rede an den Sonntagschullehrer gestellt werden, eher entmuthigt als ermuthigt wird. Sehr oft entfällt jugendlichen Lehrern, deren Bibelkenntniß und sonstige Befähigung eben noch vielfach beschränkt ist, beim Anhören glänzender Sonntagschullehrern und dgl. mehr der Muth ganz und trotzdem, daß sie sonst manche versprechende Gaben haben und die Kinder anzuziehen wissen, entschließen sie sich wohl, „wenn die Sache so steht", auf ihr Amt zu verzichten. Wie ganz anders verhält es sich dagegen mit einer Lehrerversammlung einer größeren oder kleineren Sonntagschule, wo man im engen Kreise über seine kleinen Erfolge und Schwierigkeiten discutirt und wo auch der Unerfahrenste und Jüngste thätigen Antheil nimmt!

Doch auch jene andere Klasse von Lehrern, die schon seit Jahren an den verknöcherten Ideen ihres vermeintlichen Wissens herumnagen, und unter deren Behandlung auch die frischeste Lektion so trocken wie Bohnenstroh wird, — werden in der Lehrer Vorbereitungsstunde angehaucht werden wie jene Skelette in Hesekiels Gesicht.

Natürlich dürfen diese Versammlungen selbst nicht wieder ausarten zu steifen, starren, lektionsmäßig abgeleierten Berichten oder im Predigtton gehaltenen Bemerkungen über die Lektion. Ebenso wenig darf man da einigen wenigen chronischen Schwätzern beständig den "Floor" lassen; nein Alle sollen da etwas sagen, Alle sollen sich interessiren und Manches wird besser werden.

Ein Beispiel von Demuth. Ein bekehrter Indianer, der angefangen hatte zu predigen, wurde gefragt, wie viel man ihn denn für sein Predigen zahle. Er antwortete: „Fünfzig Cents die Predigt." „Das ist erbärmlich geringe Bezahlung," meinte der Fragesteller. „Ja," erwiderte der Indianer, indem er gedankenvoll das Haupt neigte, „ja, aber auch erbärmlich geringe Predigt."

Frauenzeitung.

Schließ das Aug' und harre still,
Was der Herr dir senden will.
Viel gewinnt — wer wenig heischt,
Viel gehofft — ist viel getäuscht,
Viel gestrebt — ist viel gestritten,
Viel geliebt — ist viel gelitten.

Schlaf — besser als Stimulanten. Memoria Gratia schreibt: Eine viel beschäftigte Farmerfrau hatte sich an den übermäßigen Genuß von Thee und Kaffee gewöhnt. Sie pflegte des Vormittags mehrere Tassen Thee, Mittags einige Tassen Kaffee und Nachmittags wieder Thee zu trinken.

Die Folgen lassen sich denken. Doch jeder Sclave einer bösen Leidenschaft hat seine Entschuldigung, wie sie die ihre. „Ich weiß wohl, ich sollte das nicht thun," bemerkte sie eines Tages entschuldigend; „denn," fügte sie hinzu, „ich habe eine Schwester, die erlaubt sich jedes Mal ein Schläfchen, wenn sie müde ist und da läßt sie sich nicht durch die dringendste Arbeit stören, sie hält

Digitized by Google

ihr Schläfchen. Aber ich? was würde aus meiner Haushaltung werden, wenn ich schlafen wollte! Ei, die Kinder würden das Haus in Brand setzen oder der Brodteig würde versäuren, die Suppe würde einkochen oder dgl. etwas. Meine Tasse Thee beruhigt mich oder stärkt mich oder was immer es sei — genug, mir ist besser zu Muthe und kann wieder was thun; ich kann nicht ohne fertig werden.

Besondere Verhältnisse nöthigen uns manchmal allerdings zu einem Schritt, den wir sonst nicht thun würden; allein jene Farmerfrau hätte wohl durch etwas Klugheit ihren Haushalt so einrichten können, daß ihr Stärkungsmittel überflüssig gewesen wäre. Es giebt jedoch Hunderte, die's nicht besser machen, d. h. sie erlauben sich Stimulanten anstatt des Schlafs, nicht weil sie dazu genöthigt sind, sondern weil sie nicht besser wissen oder wissen *wollen*.

Was hat denn z. B. jener Farmerfrau der Thee genützt? Ei, er hat ihr Nervensystem im höchsten Grade *an*- und bald darauf wieder *ab*gespannt, oder mit andern Worten, einzelne Theile ihrer zartrn Muskeln wurden mit Gewalt verbraucht und waren dann nichts mehr nütze.

Die Ermüdung war das natürliche Signal zur Ruhe, deren jede Faser ihrer Nerven so höchst bedürftig war; anstatt derselben aber erhielt ihr ganzer Organismus durch den Einfluß der Stimulanten eine gewaltsame Anspannung zu erneuter Thätigkeit, die dann als eine Folge der Ueberreizung die nachtheiligste Wirkung hatte. Stimulation ist weder Stärkung noch Ruhe, sondern unnatürliche Anspannung der Nerven.

Was leistete dagegen der Schlaf für ihre Schwester? Will Jemand sagen: „Er regte ihre Nerven auf?" Mit nichten, er beruhigte sie. Das Nervensystem wurde *ab*nicht *an*gespannt und der Natur Gelegenheit gegeben, die verbrauchten Kräftr wieder zu ersetzen und zwar in ihrer eigenen Weise und in der dazu erforderlichen Zeit.

Manche Aerzte sagen, Frühaufstehen sei eine Ursache der Unmäßigkeit. Wenn man jedoch früh in's Bett ginge, wie man früh aufsteht, würde nichts Derartiges zu befürchten sein. Das Uebel besteht vielmehr hauptsächlich im Nachtschwelgen.

Um jedoch zu zeigen, wie mangelhafter Schlaf die Trunksucht fördert, nehmen wir folgendes Beispiel. Hier ist ein Knabe, der bis dahin gewohnt war, um sechs Uhr aufzustehen; nun aber wird er plötzlich genöthigt, jeden Morgen um vier Uhr auf zu sein. Was sind die Folgen? Anfänglich ist's ihm kaum möglich; es erfaßt ihn jeden Morgen ein widerliches Gefühl ohne Gleichen und er ist während der ersten Morgenstunden gar nicht zu gebrauchen. Bekommt er aber alsbald eine Tasse Kaffee, so kriegt er die Augen auf und ist gleich ein ganz anderer Junge, hat nun auch Appetit und Lust zur Arbeit. Nach und nach lernt er wohl, daß Tabak eine ähnliche Wirkung hat. Uebrigens sagt ihm nun der Kaffee nicht mehr zu, denn er hat etwas Stärkeres gefunden. Nach und nach gesellen sich Wein und Bier zu den vorigen unser halbgewachsener Junge fröhnt der Unmäßigkeit. Besser wäre es gewesen, wenn Monsieur Junge etwas früher zu Bett gegangen und man einige Morgen etwas Geduld mit ihm gehabt hätte. Das unangenehme Morgengefühl würde sich bald verloren haben und das Schlimmste wäre verhütet worden.

Ein junger Mann, der mit billiösen Anfällen zu thun hatte, pflegte dieselben zu verschlafen, indem er einen bis zwei Tage hintereinander schlief, ohne sich während der Nacht noch zur Essenszeit zu unterbrechen. Jedenfalls bewahrte ihn dies Mittel vor einem heftigen billiösen Fieber.

Wenn man seine Zuflucht zur rechten Zeit dazu nimmt, so ist der Schlaf oft ein Mittel gegen nervösen Kopfschmerz. Wer mit einem derartigen Leiden geplagt ist, wird bemerkt haben, daß es mit einer Art Müdigkeit beginnt. Ist dies nun der Fall, so ist die Zeit zum Schlaf gekommen und dem Kopfschmerz ist vorgebeugt, während durch Versäumung dieses Mittels der Kopfschmerz sich sicher einstellt und dann auch nicht nachläßt, nach den so erwünschten Schlaf gewährt bis spät in die Nacht hinein.

Was jedoch bisher bezüglich milder Stimulanten gesagt wurde, gilt doppelt von dem immer mehr um sich greifendrn Opium-Mißbrauch. Vielleicht gab der Familienarzt in einem Krankheitsfall den ersten Anlaß dazu mit seiner Morphiumspritze.

Möge der gnädige Gott unser deutsches Volk vor diesem gefährlichsten aller Laster in Gnaden behütrn!

Der moderne Damenhut im bairischen Schnadahüpfel. (Da es eine Dame ist, die das folgende drollige Liedchen unserm Haus und Herd zusendet, so soll dasselbe ehrerbietigst eingerückt werden).

„Da hon i a Fräulein
Mit an *Ofarohr* g'sehn'n,
Doch wian is gnan anschaug
Is ihr neus Huaterl g'w'en.

Dös oane is praktisch
Beim Neumodi-Huat
E' is a *Feuerlöschkübi*
Bal man umdrahn thuat.

Ma braucht jetzi koan *Marktkorb*
Der Huat thuats allein
Denn a Maßl Kartoffel
Bringst leicht in eam' nein.

„Ja Fräulein, was hamm's denn
Für an g'spaßig'n Huat?
Is a umdrahter *Bleamistock*?"
„Jetzt dös machas guat!"

Das Haus und seine Kinder. Je mehr die Kinder heranwachsen, desto mehr sollen sie vom Einfluß der Mutter berührt werden. Zwar will es ja scheinen, als ob der Eintritt des Kindes in die Schule es plötzlich der elterlichen Einwirkung entziehen und unter einr andere Autorität stellrn wolle. Aber es scheint nur so. Freilich erschließt sich dem Kinde auf einmal eine nrue Welt neben und außer dem Hause, — fremde Umgebung, fremde Gefährten, fremde Unterrichtsstoffe, kurz, eine fremde Welt, in der nicht mehr Mutterhand des Kindes Schritte lenken und sein Urtheil regieren kann. Es muß nun selbst denken und unterscheiden lernen. Aber gerade um so inniger und bedürftiger wird es daheim sich zur Mutter flüchten, an sie anschmiegen und alle die neuen, verwirrenden Eindrücke vor ihr ausschütten. Dies natürlichr Vertrauen des Kindes sich dauernd bis in die spätesten Schuljahre und bis in die Mündigkeit des Kindes hinein zu bewahren, sei die Aufgabe der Mutter; dazu erbitte sie sich besonders den Segen von oben. Die Autorität von den Kindern kann sie sich selbst durch ruhige Würde und Gerechtigkeit wahren, sie kann auch durch des Vaters zartr Hochachtung nachdrücklich gestützt werden; aber in Liebe und Vertrauen sich die Kindesherzen zu erschließen, das vermag keine menschlichr Gewalt und kein Zwang, dazu bedarf es göttlichen Segens.

Gerade während der Schulzeit, wo die Kinder mit allerhand verschiedenen Geistern zusammen tagtäglich

Digitized by Google

auf einer Bank sitzen, zusammen lernen, spielen, plaudern, dient der gute Geist des Elternhauses den Kindern oft zur segensreichen Bewahrung. Ein Kind, das von treuen, betenden Mutterhänden gehütet wird, dem das stete Vorbild eines tüchtigen, geachteten Vaters vor Augen leuchtet, das in dem Elternhause nur eine reine, sittliche Luft geathmet hat, welche durch keinen frivolen Hauch, keinen lockern Scherz je getrübt worden, — das wendet sich von selbst mit Abscheu von niederen und gemeinen Gesprächen ab, an denen vielleicht die Kameraden Gefallen finden. Der fromme Geist des Elternhauses bildet eine Schutzwehr um die Kindesseele gegen alle unheilige Berührung.

Laß aber auch deine Kinder nach dem Ernst der Schule zu Hause stets fröhlich sein in rechter Art. Wehre nicht zu sehr ihrem kindlichen Frohsinn, ihrem kindischen Uebermuth. Die harmlosen Freuden der Jugend sind ohnehin schon gar sehr eingeengt, zumal in den großen Städten. Laß heitere Gespräche an deinem Familientisch alt und jung erquicken, laß jedes in aller Bescheidenheit sein Scherflein dazu beitragen. — Und welchen nachhaltigen, erziehlichen Einfluß, mehr noch durch den ganzen Werth seiner Persönlichkeit, als durch direkte Ermahnungen kann ein Vater sich sichern, wenn er zuweilen an freien Nachmittagen seine heranwachsenden Söhne, seine großen Töchter zu einem weiten Spaziergang hinaus in den blühenden Sommer oder in die krystallhelle Winterlandschaft auffordert, wo das Herz sich noch anders aufthut als daheim in den engen Mauern, wo der Vater zum ältesten, theilnehmenden Freund seiner Kinder wird, wo er in ihnen noch einmal seine Jugend durchlebt.

Wo die Eltern zu rechter Zeit ein solches Band um die Kindesherzen zu schlingen nicht versäumt haben, da fällt ihnen nachher von selbst der reichste Lohn entgegen: die wahre, innige Kindesliebe und Kindesstellung auch der erwachsenen Glieder im Hause. Nichts trauriger, als wenn erwachsene Töchter im Hause nicht die rechte innere Stellung zu Vater und Mutter finden können, — wenn erwachsene Söhne den Tag herbeiwünschen, an dem sie selbstständig dem Vaterhaus den Rücken kehren können! Und nichts herzerquickender, als ein glücklicher, harmonischer Familienkreis, in welchem auch die erwachsenen Glieder, gleichviel ob sie noch im Elternhaus weilen, oder dasselbe bereits mit einem eigenen Dache vertauscht haben, sich dennoch immer noch als dankbar frohe Kinder fühlen können im theuren Elternhaus!

(Nachbar.)

Wie Ratten und Fliegen am besten zu vertreiben? Auf diese Frage antwortet der Amerikanische Agriculturist: „Das beste Mittel zur Vertreibung der Ratten ist die Pfeffermünzpflanze; sie können den Geruch nicht ertragen und verschwinden. Wir legen davon zwischen den Hafer, Roggen u. s. w. und unter den Schweinestall. Obwohl wir keine Ratten mehr haben, legen wir noch immer von der Pflanze hin, weil wir befürchten, daß eine fremde Ratte uns einen Besuch machen und sich einnisten könnte. Wenn die frische Pflanze nicht zur Hand ist, so mögen einige Tropfen Pfeffermünzöl ebenso wirksam sein. In betreff der Vertreibung von Fliegen sei folgendes bemerkt: Im südlichen California sind fast alle alten spanischen Wohnhäuser mit Ricinus- (Castoröl)-Pflanzen umgeben; und wenn in den Wohnhäusern der dortigen Amerikaner die Bewohner von der Julifliege, der zudringlichsten und zahlreichsten von allen geplagt werden, ist in den Häusern der Spanier keine Fliege und kein Mosquito zu entdecken."

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 4. Juli. **Jesus und der Blindgeborene.** Joh. 9, 1—17.

1. Und Jesus ging vorüber, und sahe einen, der blind geboren war.
2. Und seine Jünger fragten ihn und sprachen: Meister, wer hat gesündiget, dieser, oder seine Eltern, daß er blind geboren?
3. Jesus antwortete: Es hat weder dieser gesündiget, noch seine Eltern; sondern daß die Werke Gottes offenbar würden an ihm.
4. Ich muß wirken die Werke deß, der mich gesandt hat, so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann.
5. Dieweil ich bin in der Welt, bin ich das Licht der Welt.
6. Da er solches gesagt, spützete er auf die Erde, und machte einen Koth aus dem Speichel, und schmierete den Koth auf des Blinden Augen
7. Und sprach zu ihm: Gehe hin zu dem Teich Siloah (das ist verdolmetscht, gesandt) und wasche dich. Da ging er hin, und wusch sich, und kam sehend.
8. Die Nachbarn, und die ihn zuvor gesehen hatten, daß er ein Bettler war, sprachen: Ist dieser nicht, der da saß und bettelte?
9. Etliche sprachen: Er ist's. Etliche aber: Er ist ihm ähnlich. Er aber sprach: Ich bins.
10. Da sprachen sie zu ihm: Wie sind deine Augen aufgethan?
11. Er antwortete und sprach: Der Mensch, der Jesus heißet, machte einen Koth, und schmierete meine Augen, und sprach: Gehe hin zu dem Teich Siloah, und wasche dich. Ich ging hin und wusch mich, und ward sehend.
12. Da sprachen sie zu ihm: Wo ist derselbige? Er sprach: Ich weiß nicht.
13. Da führten sie ihn zu den Pharisäern, der weiland blind war.
14. (Es war aber Sabbath, da Jesus den Koth machte, und seine Augen öffnete.)
15. Da fragten sie ihn abermal, auch die Pharisäer, wie er wäre sehend worden? Er aber sprach zu ihnen: Koth legte er mir auf die Augen, und ich wusch mich, und bin nun sehend.
16. Da sprachen etliche der Phrisäer: Der Mensch ist nicht von Gott, dieweil er den Sabbath nicht hält. Die andern aber sprachen: Wie kann ein sündiger Mensch solche Zeichen thun? Und es ward eine Zwietracht unter ihnen.
17. Sie sprachen wieder zu dem Blinden: Was sagest du von ihm, daß er hat deine Augen aufgethan? Er aber sprach: er ist ein Prophet.

I. Der Blinde. V. 1—5.

V. 1. Jesus ging vorüber. Die nun folgende Erzählung schließt sich vielleicht unmittelbar an die Begebenheiten der vorigen Lektion an; wahrscheinlicher aber fällt sie auf den nächstfolgenden Sabbath. Er sah einen Menschen. Der Herr sieht den Blinden, an welchem wohl Viele vorbeigingen, ohne ihn zu sehen. Er sieht Alles, sieht auch, wo er nicht gesehen, sucht und hilft selbst, wo er nicht gesucht wird. Wahrscheinlich saß der Blinde an der Thür des Tempels (Vgl. Apg. 3, 2.)

V. 2. Seine Jünger fragten. Da Jesus den Blinden anblickt, richten sich auch der Jünger Augen auf ihn. Sie hatten ihn wohl schon oft an dieser Stelle

gesehen, er war ihnen eine bekannte Erscheinung, denn sie wissen, daß er blind geboren ist. Wer hat gesündigt? Daß alle Krankheit Sündenstrafe ist, war den Jüngern ebenso klar, wie daß in der göttlichen Weltordnung kein bloßer Zufall walte. Daß oft besondere Krankheiten unmittelbare Folge besonderer Sünden seien, bezeugten ihnen die heiligen Schriften, wie die Erfahrung; sie wußten auch, daß nach 2 Mos. 20, 5 „die Sünden der Väter an den Kindern heimgesucht" werden sollten. Aber sie standen noch auf dem Standpunkt der Freunde Hiob's, wußten nicht, daß das Leiden auch noch einen anderen Zweck als den der Strafe haben kann, daß daher besonderes Leiden keineswegs immer Folge besonderer Verschuldung ist, vielmehr oft gerade die Gerechten vorzugsweise schwerer Anfechtung unterworfen sind.

V. 3. Jesus giebt den Jüngern hierüber neues Licht. Es hat weder dieser gesündigt, noch u.s.w. Daß der Blinde oder seine Eltern überhaupt nicht gesündigt haben, will der Herr natürlich nicht sagen; der Sinn seiner Worte ist nur: Weder dieser noch seine Eltern haben eine besondere Sünde gethan, als deren Strafe seine Blindheit anzusehen wäre. Vielmehr ist dieses Gebrechen ihm geworden, „damit die Werke Gottes (bes. die Werke seiner rettenden, erlösenden Liebe) an ihm offenbar würden." Gott züchtigt oft da, wo er liebt, nicht sowohl um zu strafen, als um zu bessern. Er schlägt, um zu heilen und zu heiligen.

V. 4. Ich muß, besser: wir müssen, wirken. Wie der Meister, so haben auch die Jünger eine göttliche Lebensaufgabe zu lösen. Dabei dürfen wir die Gelegenheit zum Gutesthun nicht unbenützt vorübergehen lassen. Es kommt die Nacht. Dem kurzen Arbeitstag unseres Erdenlebens folgt die Nacht des Todes.

V. 5. Dieweil ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt. Das Licht muß scheinen, muß erleuchten, muß alles Dunkel aufheben. Was die Sonne der natürlichen Welt, das ist Christus für die Welt der Geister. Nach seinem Scheiden aus der Welt hörte Christus zwar nicht auf, das Licht der Welt zu sein, aber er war es nicht mehr in leiblich sichtbarer Weise. Wenn Christus sich das Licht der Welt nennt, so deutet er damit schon zum Voraus an, daß er auch der Nacht der Blindheit des Blindgeborenen ein Ende machen werde.

II. Die Heilung. V. 6 u. 7.

V. 6. Er machte einen Koth aus dem Speichel u.s.w. Speichel und Staub waren beliebte Heilmittel des Alterthums. Daß dieselben aber an und für sich die Heilung des Blinden nicht bewirken konnten, liegt auf der Hand. Christus hätte den Mann mit einem einzigen Worte heilen können, wie er ja oftmals Kranke heilte; aber die umständliche Weise, in welcher er hier die Heilung vornimmt, soll den Blinden, der bisher wohl noch wenig von dem Herrn wußte, zum Glauben vorbereiten.

V. 7. Gehe hin u.s.w. Mit dieser Forderung stellt der Herr den Glauben des Blinden auf die Probe. Derselbe hätte ja, wie einst Naeman von Syrien denken können: Was soll mir das Alles nützen? Aber er hält nicht nur dem Herrn stille, wie dieser ihm die Augen bestreicht, sondern geht auch, gehorsam seinem Worte folgend, zu dem nahen Teiche Siloah und wäscht sich daselbst. Der Teich Siloah (deutsch: gesandt) ist ein Abfluß des 500 Schritt weiter oben im Kidronthale gelegenen Marienbrunnens, da wo das Tyropäon in das Thal einmündet. Der Canal vom Marienbrunnen zum Teich Siloah ist durch den massiven Fels gehauen und 1750 Fuß lang. Derselbe wurde offenbar angelegt, um einer belagernden Armee es unmöglich zu machen, der Stadt das Wasser abzuschneiden. Er wusch sich und kam sehend. So wenig er auch noch von dem Herrn wußte und so unvollkommen sein Glaube war, so galt doch auch ihm das Wort: „Dein Glaube hat dir geholfen."

III. Die Nachbarn und Freunde des Geheilten. V. 8—12.

V. 8. Die Nachbarn. Diese waren es, welche die Identität des Geheilten am sichersten feststellen konnten. Ein Bettler. Daß der Geheilte diese Beschäftigung aufgegeben hatte, erregte zuerst die Aufmerksamkeit derer, die ihn kannten. Sofort erfuhren sie auch den Grund hiervon, nämlich, daß er sehend geworden war.

V. 9. Sie kannten den Geheilten wohl, aber daß ein Blindgeborener sehend werde, schien ihnen unmöglich. Darum zweifelten sie, ob er wirklich der ihnen so wohlbekannte, ehemals blinde Bettler sei.

V. 10—12. Der Mensch, der Jesus heißt. Den Namen hatte er wohl von den Umstehenden gehört, als der Herr seine Heilung vornahm; ein bestimmtes Urtheil über ihn hat er sich offenbar noch nicht gebildet. In der Schilderung seiner Heilung beschränkt er sich ganz auf die einfachen Thatsachen, die freilich laut genug reden. Die Frage: Wo ist derselbige? ist wohl vorwiegend eine Frage der Neugierde.

IV. Die Pharisäer. V. 13—17.

V. 13. Sie führeten ihn zu den Pharisäern. Diese Nachbarn waren allem Anschein nach wohlmeinende Leute; aber sie waren durch die wunderbare Heilung des Blindgeborenen auf Jesum aufmerksam geworden und wußten nicht, was sie aus diesem neuen Propheten machen sollten. Darum führen sie den Geheilten zu den Pharisäern, welche vielleicht gerade in einem Theil des Tempels zu einer Sitzung versammelt waren, in der Hoffnung, von diesen Aufschluß über die Person Jesu zu bekommen.

V. 14—16. Auch hier wird der Geheilte über den Hergang des Wunders befragt, und er antwortet ähnlich wie V. 11. Sein Bericht macht einen verschiedenen Eindruck auf die Versammelten. Das Wunder war am Sabbath geschehen. Daher verurtheilen die Einen, die Männer des gesetzlichen Buchstabens, den Herrn als einen Sabbathschänder. Ihre Logik ist einfach: Gott hat den Sabbath eingesetzt, Gott kann sich nicht widersprechen, also kann Jesus, der den Sabbath bricht, nicht von Gott sein. Das Wunder als solches wird nicht geleugnet; aber es wird deutlich angedeutet, daß dasselbe nicht durch Gottes Beistand, sondern durch die Hülfe des Teufels geschehen sei. Der Fehler in dieser Argumentation lag darin, daß diese Pharisäer den Geist des Gesetzes nicht verstanden, der Werke der Liebe am Sabbath nicht ver-, sondern vielmehr gebietet. Andere Unbefangene und Vorurtheilsfreie in der Versammlung, wie Nikodemus, welche dem Herrn gern die Ehre geben, treten für ihn auf: Wie kann ein sündiger Mensch u.s.w. Daß ein so herrliches Heilungswunder vom Teufel gewirkt sein könne, erscheint ihnen von vornherein undenkbar. Darum sehen sie in der Heilung des Blindgeborenen einen Beweis der göttlichen Sendung Jesu. Leider aber sehen wir diese besseren Stimmen bald verstummen. Die christusfeindliche Partei behält die Oberhand.

V. 17. Was sagest du u.s.w. Die Pharisäer hofften in der Antwort des Blindgeborenen irgend einen Anhalt für ihre Feindschaft gegen Jesum zu finden. Dieser aber, zum ersten Mal genöthigt, ein bestimmtes Bekenntniß über Jesum abzulegen, antwortet: Er ist ein Prophet. Im weiteren Verlauf der Verhandlungen spricht der Blindgeborene schließlich seine Ueberzeugung von

der göttlichen Sendung Jesu so bestimmt und überzeugend aus, daß die Pharisäer in ihrem Aerger ihn aus der Synagoge ausstoßen. Später findet er Jesum und wird sein wahrer Jünger. Wie vorher seine leiblichen Augen, so werden ihm nun auch die Augen des Geistes geöffnet.

Praktische Gedanken.

Jesus das Licht der Welt.

1. Von Natur wandeln wir Alle in Finsterniß. Die leibliche Blindheit des Blindgeborenen ist ein Bild: a. von dem Leid der Welt: Armuth, Krankheit, Tod; b. von der Verfinsterung unserer Erkenntniß. c. Von der Verkehrtheit unseres Willens.

2. Die Ursache dieser Finsterniß ist die Sünde. a. Alle genannten Uebel sind Folgen der Sünde; aber b. nicht jedes bestimmte Leiden läßt sich auf eine bestimmte Sünde zurückführen. Oft werden die Frommen von schwereren Leiden heimgesucht als die Gottlosen. c. Durch Gottes gnädige Vorsehung werden die Leiden ein Erziehungs-, ein Gnadenmittel für die Frommen.

3. Jesus ist das Licht der Welt. a. Er erleuchtet uns über Gott, über uns selbst und über unsere ewige Bestimmung. b. Durch sein Erlösungswerk bricht er die Macht der Sünde in uns und erlöst uns nicht nur von ihren ewigen, sondern zum Theil auch von ihren zeitlichen Folgen. In der Nacht der Leiden ist er unser Licht, unser Trost.

4. Diesem Lichte müssen wir uns im Glauben hingeben, wie der Blindgeborene. a. Wir müssen den Weg gehen, den Jesus uns gehen heißt, müssen in Buße und Glauben Vergebung und Gnade suchen; b. wenn wir Gnade gefunden und von ihm erleuchtet worden sind, müssen wir sein Licht aus uns widerstrahlen lassen durch Wort und That, und dabei c. die Zeit wohl benützen, denn „es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann."

Andeutungen für den Klassenunterricht. In der Kleinkinderklasse erzähle man die Begebenheit möglichst anschaulich und mit Berücksichtigung der psychologischen Stimmung der Betheiligten: des Blindgeborenen selbst, Jesu, der Jünger, der Freunde des Blindgeborenen und der Pharisäer. Eine einfache Anwendung der Geschichte auf die Heilung des Sünders von der geistlichen Blindheit ist ganz am Platz.

Passende Illustrationen. 1. Es gehört zum Wesen des Lichts, daß es von sich selber Kunde giebt. Was wüßten wir von der Sonne, den Sternen, wenn sie nicht leuchteten? Das Licht muß leuchten, muß sich offenbaren. Es duldet keine Finsterniß in sich. Bild der göttlichen Heiligkeit. 2. Das Licht giebt nicht nur Kunde von sich selbst, es erleuchtet auch fremde Körper. In der Nacht ist uns die Welt verhüllt. Aber wenn die Sonne am Himmel emporsteigt, dann erkennen wir die verschiedenen Gegenstände um uns her bis zu den kleinsten Blümchen im Grase. So wirft Christus einen hellen Schein in unser Herz und auf unser Leben. 3. Es gehört zum Wesen des Lichts, daß es für Andere ist. Dadurch bringt es der Welt Farbe, Wärme, Leben. Schilderung des Frühlings. „Für Andere sein" aber heißt: sie lieben. Darum ist Christus, das Licht der Welt, zugleich die „ewige Liebe."

Sonntag, 11. Juli. **Jesus der gute Hirte.** Joh. 10, 1—18.

1. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer nicht zur Thür hinein gehet in den Schafstall, sondern steiget anderswo hinein, der ist ein Dieb und ein Mörder.
2. Der aber zur Thür hinein gehet, der ist ein Hirte der Schafe.
3. Demselbigen thut der Thürhüter auf, und die Schafe hören seine Stimme; und er ruft seinen Schafen mit Namen und führet sie aus.
4. Und wenn er seine Schafe hat ausgelassen, gehet er vor ihnen hin, und die Schafe folgen ihm nach; denn sie kennen seine Stimme.
5. Einem Fremden aber folgen sie nicht nach, sondern fliehen von ihm; denn sie kennen der Fremden Stimme nicht.
6. Diesen Spruch sagte Jesus zu ihnen; sie vernahmen aber nicht, was es war, das er zu ihnen sagte.
7. Da sprach Jesus wieder zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, ich bin die Thür zu den Schafen.
8. Alle, die vor mir kommen sind, die sind Diebe und Mörder gewesen; aber die Schafe haben ihnen nicht gehorchet.
9. Ich bin die Thür; so jemand durch mich eingehet, der wird selig werden, und wird ein und ausgehen, und Weide finden.
10. Ein Dieb kommt nicht, denn daß er stehle, würge und umbringe.
11. Ich bin kommen, daß sie das Leben und volle Genüge haben sollen.
12. Ich bin ein guter Hirte; ein guter Hirte läßet sein Leben für die Schafe. Ein Miethling aber, der nicht Hirte ist, deß die Schafe nicht eigen sind, siehet den Wolf kommen, und verläßet die Schafe, und fleucht; und der Wolf erhaschet und zerstreuet die Schafe.
13. Der Miethling aber fleucht; denn er ist ein Miethling, und achtet der Schafe nicht.
14. Ich bin ein guter Hirte, und erkenne die Meinen, und bin bekannt den Meinen.
15. Wie mich mein Vater kennet, und ich kenne den Vater. Und ich lasse mein Leben für die Schafe.
16. Und ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stalle. Und dieselben muß ich herführen, und sie werden meine Stimme hören, und wird Eine Heerde und Ein Hirte werden.
17. Darum liebet mich mein Vater, daß ich mein Leben lasse, auf daß ich's wieder nehme.
18. Niemand nimmt es von mir, sondern ich lasse es von mir selber. Ich habe es Macht zu lassen, und habe es Macht wieder zu nehmen. Solch Gebot habe ich empfangen von meinem Vater.

Die Obersten der Juden hatten den geheilten Blindgeborenen aus der Synagoge ausgestoßen. Sie hatten sich damit als „blinde Blindenleiter", als solche Hirten erwiesen, die, weil sie nicht von Gott gesandt sind, auch der Schwachen nicht warten, das Verlorene nicht suchen, sondern nur streng und hart über die Heerde herrschen wollen. Dies mag den Herrn veranlaßt haben, sich selbst als den guten Hirten jenen Miethlingen gegenüberzustellen.

I. Das Bild vom guten Hirten. V. 1—6.

Die Schafställe im Orient sind in der Regel bloß ein geräumiger Platz, der zum Schutz gegen die Wölfe mit einer Mauer von losen Steinen oder einem Zaune eingeschlossen ist. Die Thür zu dieser Einzäunung bilden einige quer über die Oeffnung gelegte Stangen. Hier hält ein Hirte mit seinem Hund während der ganzen Nacht Wache. Des Abends bringen gewöhnlich mehrere Hirten ihre Heerden in diese Einzäunung. Hier verbleiben die Schafe während der Nacht unter der Obhut des „Thürhüters", während die übrigen Hirten nach Hause gehen. Des Morgens kehren sie zurück, der Thürhüter öffnet ihnen die Thür, und nun ruft jeder Hirte seine Schafe, die seine Stimme kennen, zu sich und führt sie wieder auf die Weide. Diebe und Räuber suchen sich natürlich vor dem Blicke des Thürhüters zu verbergen, und steigen daher über die Umzäunung, wenn sie ein Thier der Heerde rauben wollen. Diese Bemerkungen werden das Verständniß des Folgenden wesentlich erleichtern.

V. 1. Der Schafstall ist ein Bild der sichtbaren Kirche des alten und neuen Bundes. Die Thür in den Schafstall ist die vergebende Liebe Gottes in Christo

Jesu, die wir uns durch Buße und Glauben aneignen sollen, oder wie der Herr V. 9 selbst sagt: Christus selbst. Das Eingehen durch die Thür zu den Schafen, um dieselben als Hirte auszuführen, bezeichnet die göttliche Berufung zum Lehr- oder Predigtamt in der Kirche. Auch die Lehrer müssen durch Buße und Glauben an Christum in das Reich Gottes eingehen; die Thür ist für Schafe und Hirten dieselbe. Wer anderswo hineinsteigt, ist ein Dieb. Das „Hineinsteigen" schon deutet an, daß diese Leute sich selbst in's Amt drängen ohne göttlichen Beruf. Sie gehen nicht zur Thür hinein, wissen daher nichts von einer Bekehrung des Herzens und sind somit „blinde Blindenleiter". Der falsche Weg deutet ferner auch auf die falsche Absicht. Sie kommen nicht, um die Heerde, sondern um sich selbst zu weiden. Sie sind daher Diebe und Mörder.

V. 2. Wer zur Thür hineingeht, zu derselben Thür, durch welche er die Schafe hineinführt, der ist ein rechter Hirte der Schafe. Das Eingehen durch die Thür ist das Kennzeichen des Hirten.

V. 3. Demselben thut der Thürhüter auf. Will man diesen Zug deuten, so denkt man am besten an den heiligen Geist, welcher den wahren Lehrer beruft und ihm die Herzen der Menschen aufschließt. Die Schafe hören seine Stimme. Die Schafe in unserem Gleichniß sind nicht die Menschen überhaupt, sondern die Frommen, die wahren Jünger Jesu. Die Böcke (Matth. 25, 32) werden hier nicht erwähnt. Diese wahren Schafe Jesu hören die Stimme der falschen Hirten nicht. Er rufet seine (eigenen, d. h. Lieblings-) Schafe mit Namen. Der Gedanke ist folgender: Der Hirte hat unter den Schafen solche, die ihm am nächsten stehen, Lieblingsschafe. Diese ruft er mit Namen, und indem ihm diese folgen, folgt ihm die ganze Heerde. Jesus kennt jede einzelne erlöste Seele, er weiß ihre Bedürfnisse, ihre Kämpfe, ihre Sorgen und Leiden. Er führet sie aus. Ein guter Hirte sorgt für die Heerde und führet sie auf gute Weide.

V. 4. 5. Gehet vor ihnen hin, läßt sie nicht alleine, sondern geht selbst schützend, leitend und kämpfend vor ihnen her, und die Schafe folgen ihm, weil sie seine Stimme kennen. Einem Fremden folgen sie nicht u.s.w. Die wahren Schafe Gottes sind es, die mit derselben Entschiedenheit, mit welcher sie dem guten Hirten folgen, dem fremden Eindringling, dem falschen Propheten nicht nur die Nachfolge versagen, sondern vielmehr vor ihm fliehen, so sehr er auch locke und rufe. Sie kennen der Fremden Stimme nicht. Die wahren Kinder Gottes haben ein zartes Gefühl darin, ob eine Lehre oder ein Lehrer von Gott ist, oder nicht.

V. 6. Diesen Spruch (Gleichniß) sagte Jesus. Für die Pharisäer war die Anwendung des Gleichnisses völlig unverständlich; in ihrer Selbstgerechtigkeit kam ihnen kein Gedanke daran, daß sie nicht die rechten Führer des Volkes seien. Darum läßt der Herr dem Bilde nun die Deutung folgen.

II. Die Deutung des Bildes. V. 7—18.

Christus, die Thür zu den Schafen. V. 7—10.

V. 7. Christus ist beides, die Thür und der Hirte. Er ist die Thür, die Gnadenpforte, durch welche Gottes Heerde Eingang in Gottes Reich gewinnt, zugleich aber auch die Pforte, durch welche sie hinausgeführt wird auf die grünen Auen des Evangeliums.

V. 8. Alle die vor mir (besser: anstatt meiner) gekommen sind mit dem Vorgeben, daß sie die Thür seien — also falsche Messiasse, oder auch solche, die das Volk von der Erwartung des Messias abwandten, und sich selbst und ihre Lehre an die Stelle des erwarteten Messias setzten, wie die Pharisäer es thatsächlich thaten — sind Diebe und Mörder gewesen. Als solche hatten sich die Pharisäer soeben an dem Blindgeborenen erwiesen. So wie die falschen Propheten vor Christo, so sind auch die nach Christo nichts Anderes als Diebe und Mörder.

V. 9. 10. Der soll selig werden. Um Seligkeit handelt es sich, d. h. um Errettung, nicht nur von falschen Lehrern, sondern von der Schuld und von der Macht der Sünde, von den vielen Feinden in uns und um uns und von dem Tod und der ewigen Verdammniß. Wird Weide finden, d. h. Vergebung der Sünde, Ruhe und volle Befriedigung für seine Seele. Wird ein- und ausgehen, sicher und geborgen unter der treuen Hut des guten Hirten. Ein Dieb kommt nicht u.s.w. Falsche Lehrer suchen nur ihre eigene Ehre und ihren Vortheil, und wie sie selbst den Weg des Verderbens wandeln, so reißen sie auch diejenigen, welche ihnen folgen, mit sich in's Verderben.

V. 11. Im Gegensatz zu den falschen Hirten, welche die Heerde ihren selbstsüchtigen Zwecken opfern, hat Jesus nur das wahre Wohl seiner Schäflein im Auge. Er will, daß sie das ewige Leben und volle Genüge in seiner Gnade finden sollen.

Christus, der gute Hirte. V. 12—18.

V. 12. Ich bin ein guter Hirte (Griechisch: der gute Hirte). Das liebliche Bild des Hirten wird schon im alten Testament von Gott gebraucht (Ps. 23; Hesek. 34, 11—23 u. a. O.). Der gute Hirte, d. h. der einzige, allein wahrhaft gute Hirte. Die frommen Knechte Gottes sind nur Unterhirten dieses einen „großen Hirten der Schafe" (Hebr. 13, 20). Läßt sein Leben. Der orientalische Hirte mußte oft sein Leben um seiner Schafe willen auf's Spiel setzen; besonders hatte er sie zu schützen gegen die Angriffe wilder Thiere und frecher Diebe und Räuber. David erschlug im Kampf für seine Heerden einen Löwen und einen Baren. Jesus gab sein Leben für seine Schafe. Er, der so Vielen geholfen, konnte sich selbst nicht helfen. Er konnte es nicht, weil er seine Schäflein auf keine andere Weise von dem ewigen Verderben erretten konnte, als dadurch, daß er für sie starb. (1 Joh. 3, 16.) Ein Miethling aber siehet den Wolf kommen. Der „Wolf" ist ein Bild aller Feinde Gottes, die es auf den Untergang der Heerde Christi abgesehen haben, also des Satans und aller seiner Werkzeuge. Der Miethling fleucht. Dies zeigt sich besonders in Zeiten der Verfolgung. Der Wolf erhaschet und zerstreuet. Einzelne Schafe werden geraubt und zerrissen; die Schafheerde im Ganzen aber, die Gemeinde, wird verwirrt und zerstreut.

V. 13. Der Miethling aber fleucht. Aus solchen Miethlingen bestand auch ein Theil des hohen Raths und der Schriftgelehrten zur Zeit Jesu (Joh. 12, 42). Sie hatten ein Bewußtsein von der göttlichen Sendung Christi und von der Wahrheit seiner Lehre, aber kein Herz für sie und gaben den guten Hirten dem Wolfe preis.

V. 14. 15. Ich erkenne die Meinen. In einem gewissen Sinne gilt dies von jedem frommen Lehrer; im vollen Sinne des Wortes aber allein von Christo. Er kennt unsere Herzensbeschaffenheit, unsere inneren Kämpfe, unsere Siege und Niederlagen, unsere äußeren Verhältnisse, unsere Freuden und Leiden. Bin bekannt den Meinen. Seine Schäflein kennen auch ihn in seiner Hirtentreue; darum vertrauen sie ihm kindlich, wollen nicht ihren eigenen Willen haben, nicht ihre eigenen Wege gehen, sondern lassen sich von ihm

Digitized by Google

leiten und führen. Die Bekanntschaft ist eine gegenseitige; aber während sie auf Seiten des Hirten eine vollkommene ist (V. 16), mangelt auf Seiten der Schafe oft noch gar viel. Daher die vielen Zweifel und die Angst und Sorge, wenn der Hirte sie dunkle Leidenspfade führt. Ach, daß wir unsern guten Hirten besser kenneten, wir wären viel glücklicher.

V. 16. Noch andere Schafe. Es sind die Heiden gemeint im Gegensatz zu den Juden. Der Herr spricht es hier deutlich aus, daß das Heil nicht auf das Volk Israel beschränkt bleiben solle. Sie werden meine Stimme hören. Die Heiden nahmen das Evangelium mit Freuden auf. Eine Heerde und ein Hirte. Da es sich hier um das Verhältniß der einzelnen Schafe zum guten Hirten handelt, so ist dieses Wort mit der Gründung der christlichen Kirche in Erfüllung gegangen, trotz der verschiedenen kirchlichen Denominationen.

V. 17. Der Sinn dieses Verses ist: Darum liebt mich mein Vater, weil ich im Vertrauen auf die Auferstehung mein Leben in den Opfertod für die Meinen hingebe.

V. 18. Niemand nimmt mein Leben von mir. Er läßt sein Leben nicht auf ein Machtgebot der Menschen. Es ist der Liebeswille Gottes und seine eigene Hirtenliebe, was ihn in den Tod treibt (Matth. 26, 53); denn er hat Macht, das Leben zu lassen, wie er Macht hat, dasselbe wieder zu nehmen. Darum stirbt er auch nicht, um zu sterben, sondern er stirbt, um wieder zu leben und aufzufahren gen Himmel und dort als ewiger König zur Rechten Gottes das Hirtenamt in Herrlichkeit zu führen, das er hienieden in Knechtsgestalt begann.

Praktische Gedanken.

Jesus der gute Hirte.

1. Er hat eine Stätte, eine Hürde, für seine Schafe bereitet, nämlich seine Kirche auf Erden und das Reich der Herrlichkeit im Himmel. V. 1—3.

2. Er kennt seine Schafe mit Namen und ist auch ihnen bekannt. V. 4—8.

3. Er führt sie auf gute Weide — die grünen Auen seines Evangeliums — und vertheidigt sie gegen alle ihre Feinde. V. 9—18.

4. Er giebt sein Leben für sie, damit er es wieder nehme. Die Auferstehung Christi ist für uns ebenso nothwendig wie sein Tod; denn nur als der Auferstandene kann er in uns leben und regieren. V. 14—18.

Andeutungen für den Klassenunterricht. In Kleinkinderklassen male man ein recht anschauliches Bild des orientalischen Hirten und seiner Heerde. Dabei verweile man besonders bei der innigen Liebe des Hirten zu seiner Heerde, bei der treuen Sorgfalt, mit welcher er sich seiner Schäflein annimmt, und für sie sorgt; bei der Selbstaufopferung mit der er sie in Gefahr vertheidigt und selbst sein Leben für sie hingiebt. Dann schildere man andererseits das Verhältniß der Schafe zum Hirten, ihre gegenseitige Bekanntschaft, den willenlosen Gehorsam der Schafe und ihre Anhänglichkeit an den Hirten. Hierauf lasse man dann die Anwendung folgen: Jesus ist der gute Hirte. Alle, die seine Stimme der Einladung hören, sind seine Schafe. Auch ihr. Denket daran, wie viel er für euch gethan hat, und was er Alles an euch thun will. Laßt euch sammeln unter seinen sanften Hirtenstab; und wenn ihr zu ihm gekommen seid, bleibt bei ihm u. s. w.

Sonntag, 18. Juli.

Der Tod des Lazarus.

Joh. 11, 1—16.

1. Es lag aber einer krank, mit Namen Lazarus, von Bethania, in dem Flecken Maria und ihrer Schwester Martha.
2. (Maria aber war, die den Herrn gesalbet hatte mit Salben, und seine Füße getrocknet mit ihrem Haar; derselbigen Bruder war krank.)
3. Da sandten seine Schwestern zu ihm, und ließen ihm sagen: Herr, siehe, den du lieb hast, der liegt krank.
4. Da Jesus das hörete, sprach er: Die Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes, daß der Sohn Gottes dadurch geehret werde.
5. Jesus aber hatte Martham lieb, und ihre Schwester, und Lazarum.
6. Als er nun hörete, daß er krank war; blieb er zween Tage an dem Orte, da er war,
7. Darnach spricht er zu seinen Jüngern: Lasset uns wieder in Judäam ziehen.
8. Seine Jünger sprachen zu ihm: Meister, jenesmal wollten die Juden dich steinigen, und du willst wieder dahin ziehen?
9. Jesus antwortete: Sind nicht des Tages zwölf Stunden? Wer des Tages wandelt, der stößet sich nicht; denn er siehet das Licht dieser Welt.
10. Wer aber des Nachts wandelt, der stößet sich; denn es ist kein Licht in ihm.
11. Solches sagte er, und darnach spricht er zu ihnen: Lazarus, unser Freund, schläft; aber ich gehe hin daß ich ihn aufwecke.
12. Da sprachen seine Jünger: Herr, schläft er, so wird's besser mit ihm.
13. Jesus aber sagte von seinem Tode; sie meineten aber, er redete vom leiblichen Schlaf.
14. Da sagte es ihnen Jesus frei heraus: Lazarus ist gestorben.
15. Und ich bin froh um euretwillen, daß ich nicht dagewesen bin, auf daß ihr glaubet; aber lasset uns zu ihm ziehen.
16. Da sprach Thomas, der da genannt ist Zwilling, zu den Jüngern: Lasset uns mit ziehen, daß wir mit ihm sterben.

I. Die heimgesuchte Familie. V. 1—6.

Jesus befindet sich in Bethabara (auch Bethanien genannt) jenseits des Jordans, dem Orte, wo Johannes getauft hatte, 28—30 Meilen von Jerusalem. Hier erhält er die Nachricht von der Krankheit des Lazarus.

V. 1. Lazarus ist die griechische Form des Namens Eleasar und heißt auf deutsch: Gott ist Hülfe. Seine Heimath war der am östlichen Abhang des Oelbergs gelegene, kaum zwei Meilen von Jerusalem entfernte Flecken Bethanien. Dieser Flecken, der gegenwärtig nur noch etwa zwanzig Familien zählt, führt jetzt den Namen El-Azirijeh zur Erinnerung an die Auferweckung des Lazarus. Die Familie des Lazarus scheint vermögend gewesen zu sein, was sich schon aus der Thatsache schließen läßt, daß sie ein eigenes Haus besaßen und ein besonderes Grad in ihrem Garten.

V. 2. Maria war, die den Herrn gesalbt hatte. Es werden außer ihr noch drei andere Marien erwähnt: 1. die Mutter Jesu, 2. das Weib des Kleophas, und 3. Maria Magdalena; daher die nähere Bezeichnung dieser Maria. Die Salbung fand freilich erst nach der Auferweckung des Lazarus statt (12, 3—7); dieselbe war jedoch in der alten Kirche allgemein bekannt und daher erwähnt sie Johannes hier, um die Schwester der Martha von den anderen Marien zu unterscheiden.

V. 3. Den du lieb hast. Mit diesem Zusatz wird Lazarus hier das erste mal erwähnt. Wie Viele, die Jesus lieb hat, leben unbekannt und unbeachtet unter den Menschen; aber der Herr kennt sie. Der liegt krank. Mehr lassen ihm die Schwestern nicht sagen. Sie laden ihn nicht ein zu kommen, sagen ihm auch nicht, was sie von ihm erwarten; nur ihre Noth thun sie ihm

kund, fest überzeugt, daß es nichts mehr bedürfe, daß er ihnen gewiß helfen werde, wenn sie ihm nun erst kund gethan, wie es um seinen geliebten Lazarus und um sie selber stehe. Sie zeigen hierin ein kindliches Vertrauen zu dem Herrn.

V. 4. Die Krankheit ist nicht zum Tode. Diese Worte sprach Jesus zu dem Boten, aber in Gegenwart der Jünger. Er wußte wohl, daß Lazarus bereits gestorben war, während seine Jünger noch an dessen Leben glaubten, und der Bote ihn um Abwendung der Todesgefahr bat: er wußte aber auch, daß er ihn in wenigen Tagen wieder auferwecken, und daß diese Auferweckung zur Verherrlichung Gottes dienen werde. Nicht zum Tode: und doch war Lazarus gestorben und wurde zu Grabe getragen und es erschien kein Retter, der des Grabes Thur öffnete! Den Jüngern mochte es ein Leichtes sein, sich diesen Ausspruch zu deuten. Der Herr hatte aus so vieler Krankheits- und Todesnoth durch ein bloßes Wort aus der Ferne geholfen, daß sie sich auch hier gern dem Glauben hingaben, der Herr werde aus der Ferne dem geliebten Kranken Hülfe schaffen. Aber wie sollten sich die tiefgebeugten Schwestern in das räthselhafte Wort und Thun des Herrn finden, die zu der Zeit, als dasselbe gesprochen wurde, bereits um einen Todten klagten! Es war ein heißer Seelenkampf für sie; aber je heißer der Kampf, um so herrlicher war hernach der Sieg. Zur Ehre Gottes. Die Auferweckung des Lazarus diente zur Verherrlichung der Wundermacht Gottes. Durch dieses Wunder wurde aber auch der Sohn Gottes verherrlicht vor einer großen Volksmenge und zwar ganz in der Nähe Jerusalems. Da sie ihn beschuldigt hatten, er thue seine Wunder durch die Hülfe des Satans, wollte er diesmal das große Wunder unter feierlicher Anrufung Gottes vollbringen. Die Beschuldigung, daß er mit Beelzebub im Bunde stehe, kommt nach dieser Thatsache auch nicht mehr vor.

V. 5. 6. Die Angabe, daß Jesus Martha und ihre Schwester lieb gehabt, soll der falschen Annahme vorbeugen, als habe Jesus aus Theilnahmlosigkeit mit der Rückkehr nach Judäa noch gezögert. Der Zweck seines Verweilens in Peraa war 1. die Glaubensprüfung der Jüngerinnen; 2. die Lösung der bestimmten Aufgabe, welche ihm sein Beruf in Peraa zuwies und 3. die Verherrlichung Gottes durch das Wunder, das um so größer erschien, ja sicherer das wirkliche Eintreten des Todes erwiesen war. Uebrigens ist zu bemerken, daß Lazarus bereits gestorben war (vrgl. V. 39), als Jesus die Botschaft von seiner Krankheit erhielt; er ließ die Schwestern also nicht am Krankenbett vergebens seiner harren.

II. Die Rückkehr nach Judäa. V. 7—16.

V. 7. Laßt uns wieder in Judäam ziehen. Die Entfernung von Bethabara in Peraa nach Bethanien beträgt etwa eine Tagreise. Jesus sagt nicht „nach Bethanien", sondern nach Judäa. Judaa aber war das Land des Unglaubens, das Land seiner erbittertsten Feinde.

V. 8. Meister, jenesmal — wenige Wochen vorher beim Fest der Tempelweihe, Kap. 10, 31 — wollten sie dich steinigen. Die Jünger sind nicht nur um sich, sondern mehr noch um den Herrn besorgt (V. 16); daher erinnern sie ihn an die Gefahr, der er entgegengehe.

V. 9. 10. Sind nicht des Tags zwölf Stunden. Die zwölf Stunden des Tages sind die von Gott gesetzte Arbeitszeit; die Nacht ist die Zeit der Ruhe; hier braucht der Herr die „Tagesstunden" zur Bezeichnung der uns von Gott bestimmten Lebensdauer, die „Nacht" zur Bezeichnung des Todes. Es liegt aber in dem Worte „Tag", doch noch etwas mehr; nicht blos die Zeit, sondern auch alle Mittel und Gelegenheiten, die Gott uns zur Lösung unserer Lebensaufgabe darreicht, sind in dem Begriffe „Tag" eingeschlossen. Wer des Tages wandelt, d. h. wer in der Erfüllung seiner göttlichen Lebensaufgabe begriffen ist, der stößt sich nicht. Kein Unfall kann ihm begegnen, keine Macht auf Erden ihn aufhalten, bis sein Tagewerk gethan ist. Der Herr will also sagen: Ziehe ich im Gehorsam gegen Gottes Willen wieder nach Judäa, so wandle ich im Licht, und die Juden können mir das Leben nicht eher nehmen, als bis die von Gott bestimmte Zeit kommt. Diese ist aber jetzt noch nicht da.

V. 11. Unser Freund schläft. Ein in der Schrift häufig vorkommendes, überaus liebliches Bild des Todes (Apstg. 7, 60; 13, 36; 1 Kor. 11, 30; 15. 6. 18; 1 Thess. 4, 13 u. a. O.) Die Ausführung der Parallele ist leicht. Ich gehe hin, daß ich ihn aufwecke. Der Herr redet mit solcher Ruhe und Zuversicht, als gälte es nur, einen Schlafenden zu wecken, und doch weiß er, daß Lazarus todt ist! Welche Majestät liegt in dieser Ruhe!

V. 12 und 13. Herr schläft er u. s. w. Das Mißverständniß der Jünger ist natürlich; hatten sie doch schon V. 4 als Zusicherung der Heilung des Lazarus gedeutet. Sie dachten daher ganz natürlicher Weise, die Krisis der Krankheit sei vorüber und der Schlaf des Lazarus der Schlaf eines Genesenden; aber eben darum, meinten sie, sei es nicht nothwendig, daß sich Jesus noch der Gefahr aussetze, die ihm von seinen Feinden in Judäa drohte.

V. 14. 15. Auf daß ihr glaubet, d. h. auf daß euer Glaube durch die alles, was ihr bisher von meiner Wundermacht geschaut, weit überbietende Auferweckung des bereits seit vier Tagen Verstorbenen gestärkt und gemehrt werde. Ich bin froh. Das Mitgefühl Jesu mit unserem Schmerz hindert den allwissenden, der in dem Anfang stets schon das Ende schaut, nicht, sich selbst über unsere Thränen zu freuen; denn er sieht durch die Thränensaat hindurch bereits die Freudenernte.

V. 16. Thomas, unter den Jüngern der Repräsentant des melancholischen Temperaments, ist voll Sorge und Angst um den geliebten Meister. Er sieht ihn schon im Geiste in Judäa leiden und sterben. Da bricht er in tiefem Schmerz und muthloser Verzweiflung aus in die Worte: Laßt uns u. s. w. Dieselbe Gemüthsstimmung, welche ihn hier alles in den dunkelsten Farben sehen läßt, erschwert ihm auch später den Glauben an die Auferstehung Christi. Und doch spricht sich in den Worten: auf daß wir mit ihm sterben, eine so innige, aufrichtige Liebe zu dem Heiland aus, daß wir den Thomas gerade um dieser Worte willen lieb gewinnen müssen.

Praktische Gedanken.

Jesus und die Seinen.

1. Liebe und Leid. V. 1—3. 5. 1. Wohl der Familie, von deren Gliedern gesagt werden kann: Jesus hat sie lieb!

2. Leiden und Krankheiten kehren auch in die Hütten der Frommen ein (V. 3). Warum? Das ist uns oft ein dunkles Geheimniß; denn „des Herrn Wege sind nicht unsere Wege"; aber er hat dennoch stets Gedanken des Friedens über uns. „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen." 3. Die Frauen wenden sich in der Noth an den Herrn, der allein in allen Lagen helfen kann und gewiß auch hilft, wo es zu unserem wahren Heil dient. „Welch ein treuer Freund ist Jesus!" V. 3. 4.

Digitized by Google

II. Gottes- und Menschengedanken. V. 4—8. 1. Oft verzieht der Herr mit seiner Hülfe. 2. Wie hat der Herr die Leute so lieb! obwohl der Herr sich dem Haß und der Verfolgung seiner Feinde preisgeben mußte, zog er doch nach Bethanien, um den Freund dem Leben wieder zu geben. Er ging in den Tod, um die Welt vom ewigen Tode zu erretten.

III Tag und Nacht. V. 9 und 10. Für jeden Menschen giebt es einen Tag der Arbeit und eine Nacht der Ruhe. Wie Jesus bis zur Nacht seines Todes seiner Lebensaufgabe treu blieb, so sollen auch wir es unsere erste Sorge sein lassen, daß wir unsere göttliche Lebensaufgabe lösen. Jeder hat eine solche Aufgabe (auch der Schwächste, selbst das Kind).

IV. Schlaf und Tod. V. 11—14. Schlaf und Tod sind Zwillingsbrüder. Der Tod der Frommen wird in der Schrift häufig ein Schlaf genannt. 1. Wie im Schlaf, so hört im Tode der Verkehr der Seele mit der Außenwelt auf; 2. wie im Schlafe trotzdem die Seele noch fortexistirt, so auch im Tode; 3. wie beim Schlafe nach kurzer Nacht ein Erwachen zu neuer Thätigkeit folgt, so folgt auch auf die Nacht des Todes der Morgen der Auferstehung zum ewigen Leben (Wiedersehen).

Mit Klassen erwachsener Schüler mag eine segensreiche Unterhaltung über den Ernst des Lebens und die Aufgabe, welche jeder Einzelne von uns auf Erden zu lösen hat, an Vers 9 und 10 angeknüpft werden.

Sonntag, 25. Juli.

Die Auferweckung des Lazarus.

Joh. 11, 20—27; 39—44.

17. Da kam Jesus, und fand ihn, daß er schon vier Tage im Grabe gelegen war.
18. (Bethania aber war nahe bei Jerusalem, bei fünfzehn Feldwegen).
19. Und viel Juden waren zu Martha und Maria kommen, sie zu trösten über ihren Bruder.
20. Als Martha nun hörete, daß Jesus kommt, gehet sie ihm entgegen; Maria aber blieb daheim sitzen.
21. Da sprach Martha zu Jesu: Herr, wärest du hie gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben;
22. Aber ich weiß auch noch, daß, was du bittest von Gott, das wird dir Gott geben.
23. Jesus spricht zu ihr: Dein Bruder soll auferstehen.
24. Martha spricht zu ihm: Ich weiß wohl, daß er auferstehen wird in der Auferstehung am jüngsten Tage.
25. Jesus spricht zu ihr: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe.
26. Und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben. Glaubest du das?
27. Sie spricht zu ihm: Herr, ja, ich glaube, daß du bist Christus der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen ist.
39. Jesus sprach: Hebet den Stein ab. Spricht zu ihm Martha, die Schwester des Verstorbenen: Herr, er stinkt schon; denn er ist vier Tage gelegen.
40. Jesus spricht zu ihr: Hab ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, du solltest die Herrlichkeit Gottes sehen?
41. Da huben sie den Stein ab, da der Verstorbene lag. Jesus aber hub seine Augen empor und sprach: Vater, ich danke dir, daß du mich erhöret hast;
42. Doch ich weiß, daß du mich allezeit höretst; sondern um des Volks willen, das umher stehet, sage ich's, daß sie glauben, du habest mich gesandt.
43. Da er das gesagt hatte, rief er mit lauter Stimme: Lazare, komm heraus!
44. Und der Verstorbene kam heraus, gebunden mit Grabtüchern, an Füßen und Händen, und sein Angesicht verhüllet mit einem Schweißtuch. Jesus spricht zu ihnen: Löset ihn auf und lasset ihn gehen.

I. Jesu Ankunft in Bethanien. V. 17—19.

V. 17. Vier Tage im Grabe. Lazarus war kurz nach der Absendung des Boten an Jesum gestorben. Rechnen wir nun einen Tag auf die Reise des Boten nach Bethabara, zwei Tage auf Jesu ferneren Aufenthalt in Peräa und einen weiteren Tag auf seine Reise nach Bethanien, so ergeben sich vier Tage seit dem Tode des Lazarus. Das Begräbniß aber hatte nach jüdischer Sitte sofort nach dem Tode stattgefunden.

V. 18. 19. Das Trauerhaus war voll von Leidtragenden, von aufrichtig wohlmeinenden oder auch falschen Tröstern. Da Bethanien nur eine Stunde von Jerusalem entfernt war, sammelten sich in diesem Hause viele Juden aus der Hauptstadt, welche später Zeugen der Auferweckung des Lazarus wurden.

II. Jesu Unterredung mit Martha. V. 20—27.

V. 20. Als Martha hörete. Um der versammelten Juden willen, welche eine ruhige Unterredung mit den Schwestern unmöglich gemacht hätten, ging Jesus nicht in das Trauerhaus, sondern ließ dieselben nur von seiner Ankunft benachrichtigen. Martha geht dem Herrn entgegen; Maria aber blieb daheim sitzen. Dieser Zug paßt genau zu der Erzählung Luk. 10, 38. 39. Martha, mitten in ihrem Schmerz mit der Sorge um die häuslichen Angelegenheiten beschäftigt, eilt den Boten Jesu kommen und eilt ihm entgegen; während Maria, stillversunken in sich selbst und in ihren Schmerz, nichts von der Kunde vernimmt, bis Martha zurückkommt.

V. 21. 22. Herr, wärest du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben; aber ich weiß auch noch u. s. w. Das war Glaubenszuversicht und Glaubensdemuth zugleich. Nicht einen Vorwurf, nur ihr Bedauern spricht sie aus, daß Jesus nicht da sein konnte; denn das steht ihr fest: wenn Jesus dagewesen wäre und sich des Todtkranken angenommen hätte, wäre dieser nicht gestorben. Aber sie beugt sich unter die von Gott verhängte Thatsache, und an der Hand der Verheißung Jesu, welche sie tief zu Herzen genommen hat, steigt ihr Glaube zu der kühnen Hoffnung empor, daß es auch jetzt noch dem Gottessohne, dessen Gebet der Vater allezeit erhört, möglich sei, ihr den Bruder wieder zu geben (vgl. Ebr. 11, 19). Ohne Zweifel wußte sie von der Erweckung der Tochter des Jairus und des Jünglings von Nain.

V. 23. Dein Bruder soll auferstehen, nicht: ich werde ihn jetzt auferwecken. Ein zweideutiges Wort, zur Stärkung und Entwickelung ihres Glaubens bestimmt.

V. 24. Ich weiß, daß er auferstehen wird. Martha bekennt sich zu dem Glauben an die Auferstehung der Todten am jüngsten Tage; sie weiß, daß dieselbe das letzte Lebensziel, die Vollendung aller Lebenshoffnung ist. Aber sie hatte doch Vers 22 an etwas Anderes, an eine Rückkehr des geliebten Bruders in's diesseitige Leben gedacht. Sollte sie das Wort des Herrn (V. 4) mißdeutet haben, sollte der Herr nicht gewillt sein, den Todten ihr zurückzugeben? Sollte die Trennung eine unabänderliche sein bis zum Tage der letzten Auferstehung? Wie dem auch sei; sie schweigt, kein Zweifel, keine Klage kommt über ihre Lippen. Sie beugt sich demüthig unter den Willen des Herrn und wartet, was er thun wird.

V. 25. 26. Ich bin die Auferstehung. Der Herr kennt die unruhigen Marthagedanken, die leisen Zweifelsschatten, die in dieser Seele aufsteigen. Aber mit einem Wort, das dem Lichte gleich alle Schatten zerstreut, entreißt er sie aller Sorge und Trauer um den Todten. Zwar giebt er ihr auch jetzt noch keine Versicherung der zeitlichen Zurückgabe des geliebten

Digitized by Google

Bruders: er füllt vielmehr die Kluft aus, welche die Lebenden überhaupt von den Todten scheidet. „Ich bin die Auferstehung" u. s. w. Mit diesen Worten nimmt er dem Tode den Stachel. In ihm giebt es kein Sterben mehr. Wer durch den Glauben mit ihm verbunden ist, über den hat der Tod keine Macht. Das Sterben wird zum „Entschlafen" im vollen Sinne des Wortes. Daher ist es auch der Vermittler zwischen Lebenden und Todten. Das ist's, was Martha bedurfte, und was alle an Gräbern Trauernden zu glauben und zu wissen bedürfen. Daher die bestimmte Frage: Glaubst du das?

V. 27. Die Frage beantwortet Martha mit einem herrlichen Glaubensbekenntniß. „Ja, Herr," u. s. w. Das ist ihre Glaubensüberzeugung. Was sollte sie fürchten! Sollte er dem Tode nicht gebieten können! Sie hat nur Hoffnungsfreude im Herzen, und diese Freude muß sie der Vertrautesten ihres Herzens, ihrer Schwester Maria, mittheilen.

III. Die Auferweckung des Lazarus. V. 39–44.

V. 39. Martha ist nach Hause geeilt und kehrt nun mit Maria und den Juden, welche sich im Trauerhause versammelt hatten, zu Jesu zurück. Sie gehen zum Grabe. Auf die Aufforderung des Herrn: Hebet den Stein ab, antwortet Martha: Herr, er stinket schon u. s. w. Martha hat selbst das Wunder der Auferweckung des Lazarus erbeten und erhofft; aber jetzt, im Angesicht des Grabes, bebt ihre Seele vor der Größe desselben zurück. Es ist ein letzter Kampf.

V. 40. Aber Jesus kommt ihr zu Hülfe mit den Worten: Sagte ich dir nicht u. s. w. Es ist ein Hinweis auf seine erste Botschaft, der sie so gern, so muthig, trotz Tod und Todesschmerzen, hatte glauben wollen. Und nun, da der Herr selbst da war, sollte sie zweifeln? Es bedurfte für Martha's gläubiges Gemüth nur dieser Erinnerung, um ihr zum Siege zu verhelfen. Jetzt äußert sie keinen Zweifel mehr.

V. 41. 42. Das Grab wird geöffnet. Jesus betet: Vater, ich danke dir u. s. w. Obgleich Christus Gottes Sohn ist, erbittet er doch seine Wunder von dem Vater und dankt ihm für dieselben. So vollkommen ist er Mensch geworden. Aber er weiß auch, daß ihn der Vater allezeit hört, und daß es der Bitte vor ihm nicht bedarf, vielmehr in unbedingter Gewißheit der Erhörung sich die Bitte in Dank wandeln kann noch vor der Vollbringung der allmächtigen Gottesthat. Für das umstehende Volk lag in diesem Gebet Jesu der Beweis dafür, daß er seine Wunder nicht durch Beelzebub, sondern durch die Kraft Gottes vollbracht.

V. 43. 44. Nun erst, nachdem er vor allem Volk das Wunder als ein von Gott erbetenes anerkannt, spricht er mit lauter Stimme das Machtgebot, dem selbst der Tod weichen muß: Lazarus, komm heraus! So wird er einst (nach Kap. 5, 28. 29) am Tage der allgemeinen Auferstehung die Todten aus den Gräbern rufen. Und der Verstorbene kam heraus. Er kehrte in das diesseitige Leben zurück. Der Fürst des Lebens löst die Bande des Todes und giebt den Verstorbenen lebendig den Lebenden wieder. Er löst damit sein heiliges Versprechen und läßt die Glaubenden in diesem Offenbarungswunder die „Herrlichkeit Gottes" schauen.

Praktische Gedanken.

Jesus die Auferstehung und das Leben.

1. Die trauernden Schwestern, V. 19–22. Es ist wohl kein Schmerz auf Erden größer, als der Schmerz um einen geliebten Todten. Welch ein ängstliches Hangen und Bangen in der Regel schon vorher! Welch ein Kämpfen und Ringen! Und dann die Trennung selbst, das öde Haus und das blutende Herz! Doppelt groß aber ist der Schmerz bei dem, der keinen Heiland hat, der nicht wie Martha bei ihm Trost suchen kann.

2. Der Trost des Lebensfürsten, V. 23–27. „Dein Bruder soll auferstehen!" So spricht Jesus auch heute noch zu Allen, die an Gräbern trauern. Zwar ist es nicht die Rückkehr in dieses Leben, welche er uns in Aussicht stellt, wohl aber eine selige Auferstehung für's ewige Leben! Der Grund dieser Auferstehung ist er selbst; er hat durch seinen Tod das Leben uns erworben. Der Tod ist der Sünde Sold, weil Jesus unsere Sünde gesühnt hat, hat der Tod fortan keine Macht mehr über uns. „Tod, wo ist dein Stachel?" (1 Kor. 15, 55–57). Die Bedingung unserer Theilnahme an dem Leben, welches Christus uns erworben hat, ist der Glaube. Darum ist es eine Lebensfrage, ob wir glauben (V. 27).

3. Der Tode, V. 39. Wie schauerlich ist der Zustand des Todes! Verwesung! wem graut nicht vor diesem Gedanken! Wie trostlos wäre unsere Aussicht auf die Ewigkeit, wenn wir keinen Heiland hätten! — Der leibliche Tod ist ein Bild des geistlichen Todes. Wir Alle sind von Natur geistlich todt in Sünde und Uebertretung. Dieser geistliche Tod ist es, der uns dem zeitlichen Tode unterwirft und uns darnach in den ewigen Tod, die ewige Verdammniß hinabstürzt.

4. Die Auferweckung. V. 40–44. Aber Gott sei Dank! Jesus hat den Tod überwunden. Er erlöst uns durch die Bekehrung und Wiedergeburt von dem geistlichen Tod, verwandelt den zeitlichen Tod in ein Entschlafen und errettet uns vom ewigen Tode in sein Himmelreich.

Andeutungen für den Klassenunterricht.

In der Kleinkinderklasse beschränke man sich auf die einfache Erzählung der Geschichte mit besonderer Berücksichtigung des Glaubenskampfes der Martha. Zur Anwendung mache man darauf aufmerksam, daß Jesus zwar unsere Todten nicht wieder in dieses Leben zurückruft, daß wir sie aber ewig wiederfinden werden bei der seligen Auferstehung.

In den Klassen größerer Schüler mag die Auferweckung des Lazarus dirachtet werden: 1. nach ihrem nächsten geschichtlichen Sinne; 2. als Bild der Auferweckung des Sünders aus dem geistlichen Tod, und 3. als Vorbild unserer Auferstehung zum ewigen Leben. — Man betone den Unterschied der Auferstehung des Lazarus und der anderen Todten im Alten und Neuen Testament von der Auferstehung zum ewigen Leben. Dort bloße Rückkehr in das diesseitige Leben und darnach abermaliges Sterben; hier ein Auferstehen in verklärtem Leibe zum ewigen Leben (1 Kor. 15).

Aus der Zeit.

Sternenbanner versus rothe Fahne. Als die Nihilisten vor mehreren Jahren den Czar in Rußland mittelst Dynamit-Bomben ermordeten, da sagten manche amerikanischen Zeitungen, das sei die Frucht der russischen Aussaat, das russische Volk sei so lange gekuebelt und mißhandelt worden, daß es endlich in der Verzweifelung beim Kaisermord angetangt sei.

Wer damals darauf hinwies, daß die Genossen derer, welche den russischen Czar ermordeten, in Jedem, der etwas besitzt, einen Feind sehen und selbst die Verein. Staaten vor dergleichen Schandthaten nicht sicher seien — der wurde einfach ausgelacht.

Die Ereignisse der letzten Wochen haben wohl Jedermann die Augen geöffnet. Man hat Most, Spieß und andere Schandbuben so lange mit echt amerikanischer Geduld Drachensaat säen lassen, daß die Ernte — Mord sein mußte.

Noch gar nicht lange her las man in der von Most redigirten „Freiheit": „Wenn sich die Revolutionäre in den Städten nicht mehr halten können, so muß man diese ohne Besinnen zerstören und zwar so, daß kein Stein auf dem andern bleibt. Wenn hunderttausend Mann im offenen Kampf nichts auszurichten vermögen, so können etliche Hundert entschlossene Leute eine, wenn auch noch so große Stadt in Flammen hüllen. Was Proletarier-Hände errichtet haben, das sind sie auch zu vernichten berechtigt, und wenn einmal befürchtet werden muß, daß die vorhandenen Dinge auf unabsehbare Zeit doch nicht für, sondern gegen das Volk verwendet werden sollen, so ist es besser, daß Alles dem Erdboden gleich gemacht wird, als wenn die Materialien zur Knechtung der Menschheit bestehen bleiben. Ist kein Kapital mehr da, dann giebt es auch keine Kapitalisten, mithin auch keine Kapital-Herrschaft mehr. Kann man also das Kapital nicht erlangen und ist die entsetzliche Aussicht vorhanden, daß die Reaction über den Leichen der Revolutionäre neuerdings Orgien feiert, dann darf es kein Besinnen mehr geben. Die allgemeine Zerstörung muß rücksichtslos proklamirt und geübt werden." Dergleichen Brandartikel wurden in New York, Chicago und andern Städten fast täglich publizirt.

Was konnte anders folgen, als daß halbnärrische Menschen und verworfenes Gesindel im Wahne bestärkt wurden, daß die Zeit des allgemeinen Umsturzes, der Generalzerstörung gekommen sei, und die Lehren ihrer dämonischen Meister ausgeführt werden müßten?

Das amerikanische Volk ist nunmehr gründlich aufgeweckt, und Niemand täusche sich darüber, daß Umtriebe des Umsturzes, Mordanschläge, Verschwörungen, kurz — die rothe Revolution nicht mit starker Faust unterdrückt werde.

Das Sternenbanner bietet Jedermann so viel Freiheit, daß dieselbe von manchen Leuten gar nicht ertragen wird. Es gewährt Rede- und Preßfreiheit fast bis in's Unendliche. Jeder Arbeiter hat das Recht zu arbeiten oder zu feiern, Vereinen beizutreten oder nicht. Jedem Arbeitsgeber steht es frei, die Fabrik zu schließen oder nicht, und anzustellen, wen er will. Alle — auch die Geringsten — haben Stimme in der Regierung und Jedermann steht das große, reiche Land offen, das für Sparsame und Arbeitsame Brod die Fülle bietet. Wenn aber irgend Jemand trotz allen Fleißes und aller Sparsamkeit in unverschuldete Noth gekommen ist, so darf man sich getrost an einen Wohlthätigkeitssinn wenden, wie derselbe so großartig wie in den Ver. Staaten nirgends in der ganzen Welt gefunden wird.

Die Amerikaner haben deßhalb vollkommen recht, wenn sie entrüstet ausrufen: „Nieder mit der rothen Fahne, sie hat keinen Platz neben dem Sternenbanner." Und jeder gesetz- und ordnungsliebende Deutsch-Amerikaner wird diesem Rufe beistimmen.

Ein Stück Sonntagsheiligung im alten Vaterland. Jakob Nast von Kleinheubach, Baiern, schreibt: „Im lieben Baierland steht man bekanntlich auf einer sehr hohen Stufe des Feuerlöschwesens, und es werden wenige Orte sein, wo sich nicht eine freiwillige Feuerwehr befindet. Trotzdem besteht neben dieser freiwilligen Feuerwehr noch die Pflicht-Feuerwehr. Das heißt: Alle Männer von 18 bis 50 Jahren haben bei einem Brande bei den ihnen angewiesenen Spritzen zu erscheinen. Dies sei nun ganz recht und billig. Jetzt kommt aber das Ausrücken und Exerzieren.

In Baiern ist es selbstverständlich, daß dazu kein anderer Tag besser paßt, als der Sonntag. Diese Pflicht-Feuerwehr hat des Jahrs zweimal am Sonntag gesetzlich auszurücken und was das für einen Tumult giebt! Wagen, Wasser, Lärm und Kommando — alles durcheinander. Die ganze Schuljugend fehlt natürlich hiebei nicht. Man muß es gesehen haben.

Zu solch einer Uebung wurden wir (zwei meiner Freunde und ich) vom Herrn Bürgermeister auch beschieden und uns auf dem Rathhaus gesagt, daß wir bis nächsten Sonntag Nachmittag auszurücken haben.

Wir erklärten, daß wir zu jeder Zeit und zu jeder Stunde ausrücken wollten, blos am Tage des Herrn nicht, es sei denn bei einem Brande, wo die Hülfeleistung selbstverständlich sei.

Dieser Bericht wurde an das königl. Bezirksamt geschickt und da erfolgte folgende Antwort:

Gegen Wiedervorlage an die ortspolizeiliche Behörde Kleinheubach zur Eröffnung an die Nebengenannten, daß, wenn sie in ihrer angezeigten Renitenz verharren sollten, Strafeinschreitung nach § 37 der Feuerlöschordnung zu gewärtigen haben. Eine Feuerwehr-Inspektion fällt offenbar nicht unter die Verordnung des 30. Juli 1882 — die Heiligbaltung der Sonn- und Feiertage.

Miltenberg, den 5. November 1884.

Königl. Bezirksamt. Volkheimer.

Meine beiden Freunde, hierdurch eingeschüchtert, traten zurück, doch ich erklärte durch einen Bericht, daß ich Gewissens halber nicht ausrücken könne, indem solche lärmende Uebung gegen ein ausdrück-

Digitized by Google

liches Gebot Gottes verstoße: Sechs Tage sollst du arbeiten ꝛc.

Jedoch es half mir nichts. Ich rückte nicht aus, dagegen rückte mir ein Gensd'arm in's Haus. Man forschte in den Strafbüchern nach meinem Leumund. Doch jene Blätter enthielten meinen Namen nicht. Es ward mir eine Strafe zudiktirt, welche ich auch bezahlte.

Andre hingegen, welche sich durch ganz schwindelhafte und lügenhafte Weise entschuldigten, gingen frei durch. Nachfolgend ein wortgetreues, dem Gerichtsprotokoll entnommenes Pröbchen vom Jahr 1885."

Entschuldigungen
der
Pflicht-Feuerwehr.

Kleinheubach, den 24. Oktober 1885.

Es erscheint August Brand, Kaufmann, und bringt vor: Ich bin als Pflicht-Feuerwehrmann auf morgen Mittag 3 Uhr geladen; es ist mir unmöglich zu kommen, denn meine Frau ist krank und auf diese Stunde kommen von Großheubach viele Leute, um Waaren zu kaufen. Bitte darum mich frei zu lassen.

August Brand.

Es erscheint Abraham Sichel, ledig, Kaufmann, und bringt vor: Ich bin Pflicht-Feuerwehrmann und auf heute den 25. Oktober geladen, um 3 Uhr zu erscheinen; es ist mir unmöglich zu kommen, denn um diese Zeit habe ich in meinem Geschäft zu thun, indem ich allein stehe Abraham Sichel, ledig.

Moses Sichel, Kaufmann, bringt vor: Als Kaufmann ist es mir unmöglich, zu kommen und der Feuerwehrübung beizuwohnen.

Moses Sichel.

Christian Jaxtheimer, Schuhmacher, entschuldigt sich dahin: Ich bin heute Nacht erst als Reservist von Würzburg heimgekommen und ist mir unmöglich, heute bei der Uebung zu erscheinen.

Christian Jaxtheimer.

Philipp Herz, Metzger, bringt vor: Ich bin bestellt nach Miltenberg zum Löb Mannheimer, um mit ihm Jahresrechnung für Bebauung seines Feldes zu halten. Es ist mir leid, der Feuerwehrübung nicht beiwohnen zu können. Philipp Herz.

Georg Stuckert, Gastwirth zum Löwensteiner Hof, bringt vor: Meine Frau ist krank und um diese Stunde ist es mir als Wirth nicht möglich als Pflichtfeuerwehrmann zu erscheinen.

Georg Stuckert.

8te November 1885.

Es erscheint der Steinhauer Heinrich Hock und bringt vor: Ich habe heute Geschäfte in Miltenberg, um Einkäufe zu machen, weil ich dieser Tage mich verehliche, und einen Werktag hiefür zu benützen, habe ich zu viel zu thun. Bitte darum mich frei zu lass-n.

Heinrich Hock.

Es erscheint Emanuel Sichel und bringt vor: Heute um 3 Uhr soll mein Sohn Moses Sichel zur Pflichtfeuerwehr kommen. Da aber zu dieser Stunde viele Kunden kommen, um Waare zu kaufen mich besuchen, so ist es ihm unmöglich. Emanuel Sichel.

Christian Herz bringt vor: Ich will ein paar Schweine verkaufen und darum nach Miltenberg zu einem Metzger gehn, um sie anzubieten. Christian Herz.

Etwas für Arbeiter und Arbeitgeber. Aus Deutschland kommt in einem Wechselblatt ein Brief, der in dem Kampf zwischen Kapital und Arbeit ein echter Oelzweig genannt werden darf. Der Brief ist von den Arbeitern einer Fabrik geschrieben und lautet wörtlich:

„An die Herren Gebrüder E... S.... Geehrte Herren! Nachdem ich mit meinen Mitarbeitern über die jetzige drückende Lage der Fabrikbesitzer, wovon auch unsere geehrten Herren nicht verschont geblieben, gesprochen habe, so sind wir zu dem Beschlusse gelangt, unseren geehrten Herren, welche uns zu jeder Zeit wie durch Rath so auch durch That in unserer Noth behülflich sind, auch in der jetzigen so drückenden Zeit, welche auf Ihnen lastet, ein kleines Scherflein, wenn auch nicht zur Minderung, so doch einem noch größeren Druck vorzubeugen, beizutragen. Und stellen behufs dessen einen Abzug der Löhne zu Ihrer Verfügung. In Vertretung der Arbeiter:

N. 20. 2. 78. A. K."

Ein solcher Brief muß in den Tagen der immer mehr um sich greifenden Sozialdemokratie den wohlthuendsten Eindruck machen. Haben heute viele Arbeiter ihre Sparpfennige nur für Agitationen gegen die Arbeitgeber und besitzenden Klassen übrig, so beweist obiger Brief, daß es auch noch solche giebt, die für die Noth der Fabrikherren ein offenes Auge und Herz haben, und daß noch nicht allenthalben eine Kluft befestigt ist zwischen Arbeitern und Kapital. Nur wo die Liebe erkaltet ist, öffnet sich weiter und weiter diese Kluft.

Die Herren Gebrüder S. wissen sich mit ihrer Arbeit so einzurichten, daß in ihrem Pndetwerk weder in der Nacht von Samstag auf Sonntag, noch in der von Sonntag auf Montag gearbeitet wird, während andere Fabrikherren dreist behaupten, das gehe nicht. Manche ihrer Arbeiter sind von Jugend auf in ihrer Fabrik beschäftigt, indem bereits ihre Väter in eben derselbigen ihr Brod gefunden haben. Verschiedene derselben haben blutarm vor Jahren angefangen und besitzen jetzt gefällige Häuschen und verschiedene Aecker. Als sie Anhalten zum Bauen trafen, haben ihnen die Gebrüder S. alles nöthige Geld gelieben, aber nicht etwa um es mit Wucherzinsen wieder zurückzufordern, sondern sie ließen ihnen für die Rückzahlung den weitesten Spielraum, indem die Schuldner nie an's Zahlen erinnert wurden oder Lohnabzüge sich gefallen lassen mußten: sie zahlten einfach zurück, wie sie konnten, und wenn es noch so kleine Raten waren. Was augenblicklich in ihrem Besitz ist, ist gänzlich schuldenfrei.

So sind diese Arbeiter theils durch Fleiß und Sparsamkeit, theils durch die entgegenkommende Liebe ihrer Fabrikbesitzer allmählig zu einer angenehmen Häuslichkeit und soliden Existenz gelangt, und wenn ihre Fabrik von Sozialdemokraten umlagert würde, fiele es ihnen entfernt nicht ein, in deren Lager überzugehen, so wenig es ihren Brodherren einfällt, in magerer Zeit Jenen den Lohn zu beschneiden.

Und die Moral von der Geschichte? Werde jeder Arbeiter, statt bald in dieser, bald in jener Fabrik auftauchen, seßhaft, und gehe er in der einen Fabrik, der er Jahr aus Jahr ein seine Kraft widmet, treu und still und fleißig der Arbeit nach. Der Fabrikant hinwiederum gewöhne sich das Raisonniren über die Arbeiter, wozu ja mitunter freilich mancherlei Anlaß, immer mehr ab und erkenne Fleiß und Treue gern und willig an, er nehme auch an Wohl und Wehe seiner Arbeiter liebevollen Antheil.

Daß dies nicht Jeder in oben geschilderter Weise kann, ist selbstverständlich. Aber ob Solches auch nur zum Theil ohne den Geist der Frömmigkeit und Gottesfurcht möglich ist, möge sich jeder Leser selber sagen. Es sei noch bemerkt, daß die Arbeiter und Fabrikanten unseres obigen Briefes streng kirchlich sind und zum Theil kirchliche Ehrenämter (z. B. das Presbyteramt) bekleiden.

Digitized by Google

Handschellen — Maulschellen. Most beklagte sich bitterlich, daß man ihm bei seiner Verhaftung in New York Handschellen angelegt hat. Wir meinen, einem Wütherich, welcher offen zu Mord und Raub auffordert, gehören nicht nur Handschellen, sondern auch Maulschellen. Jedenfalls sind solche Hetzer, die selbst nie gearbeitet haben, in einem geordneten Staate unschädlich zu machen — im Gefängniß, oder durch Ausweisung. Sie haben der Sache der Arbeiter mehr geschadet, als alle Monopolisten, Kapitalisten und Fabrikanten zusammen.

Socialisten-Rede.

Ich hab'n Zorn, ich könnt die Welt verreiße
Un Alles z'ammenschlage un verschmeiße,
Was ich nor seh' und in mei'n Händ neinkrich!
Die Stern oum Himmel möcht' ich runnerschänne,
Un mit'm Kopp dorch alle Wänd' dorch renne,
Als wie 'n Narr und wie 'n Witherich. —
Vergifte möcht' ich Alles un verbrenne
Un mit eem een'ge Schlag vernichte könne,
Was Mensch sich heeßt uf dere Lumbewelt:
Denn — ich bin ohne Geld.

Macaulay über den Sonntag. Der berühmte englische Geschichtsschreiber Macaulay äußert sich über die Sonntagsruhe folgendermaßen:

„Wir sind nicht ärmer, sondern reicher geworden, weil wir viele Menschenalter hindurch von unserer Arbeit unter sieben Tagen an einem ausgeruht haben; dieser Tag ist nicht verloren. Während der Gewerbefleiß eine Pause macht, der Pflug in der Furche still liegt, während auf der Börse Ruhe herrscht und kein Rauch aus der Fabrik aufsteigt, geht unvermerkt ein Prozeß vor sich, der für den Reichthum der Nationen ebenso wichtig ist, wie irgend ein Prozeß, der sich an geschäftigeren Tagen vollzieht. Der Mensch, die Maschine der Maschinen, mit der verglichen alle die scharfsinnigen Erfindungen eines Watt und Arkwright werthlos sind, wird reparirt und aufgezogen, so daß er am Montag mit klarem Verstande, mit lebhafterem Geiste und erneuter Körperkraft zu seinen Arbeiten zurückkehrt. Niemals werde ich glauben, daß das, was eine Bevölkerung stärker und gesunder, klüger und besser macht, sie schließlich ärmer machen kann."

Daß Macaulay Recht hat, bestätigt jeder Blick auf England und Amerika, wie auf die Juden. „Gott segnete den Sabbath und heiligte ihn."

Verschiedene Staaten Inner- und Ostasiens „europäisiren" sich immer mehr, indem in jüngster Zeit ihre Herrscher Verdienstorden nach europäischem Muster stifteten. So der neue Groß-Emir von Bokhara den des „Morgenstern" in fünf, und der König von Korea einen Orden mit vier Klassen. Der jüngst von den Franzosen eingesetzte Herrscher von Annam hat den von einem (1883 verstorbenen) Vorgänger Tudne gestifteten „Orden vom gelben Drachen" — als zu sehr an das frühere Vasallenverhältniß seines Reichs zu China erinnernd — für erloschen erklärt, und tritt an dessen Stelle der „Sapeken-Orden". Alle diese Dekorationen können auch an Ausländer verliehen werden, welche sich um die resp. Staaten Verdienste erworben haben.

Ein Volk, das nicht drei zählen kann, sind die Botokuden, jenes auf der tiefsten Kulturstufe stehende, in Brasilien wohnende Indianervolk. Sie besitzen thatsächlich nur zwei Zahlwörter, nämlich mokenam für die Zahl eins und muhu für jede Zahl über eins, gleichviel wie groß sie ist. Es muß hiernach sehr leicht sein, unser Einmaleins bis in die Hunderttausende und Millionen in's Botokudische zu übersetzen. Die Uebersetzung würde mit "mokenam mal mokenam ist mokenam, mokenam mal muhu ist muhu" beginnen, und darauf würde eine fortwährende Wiederholung der inhaltschweren Regel "muhu mal muhu ist muhu", d. h. „viel mal viel ist viel", folgen müssen. Ob nicht unsere Kinder, die das Einmaleins lernen, die botokudischen Kinder beneiden werden, wenn sie hören, daß das Einmaleins jener nur aus drei Gedächtnißregeln besteht?

Offene Post.

Kinderfesttag. Kindertag, Jugendfest, oder wie man immer das Fest nennen mag, sollte mit jeder Sonntagschule gefeiert werden. Weßhalb? Wie? Wann? Wie viel es kosten soll? All dies und manches Andere mehr hat „Haus und Herd" schon oft beantwortet, und es ist kaum nothwendig, das oft Gesagte zu wiederholen.

Mehrere unserer Lehranstalten haben Cirkulare an die Sonntagschulen gesandt, welche diese Lehranstalten unterstützen. In diesen Cirkularen ist alles Nothwendige gesagt, und außerdem geben dieselben Anweisungen zur Abhaltung des Festes.

Cranston & Stowe publizirten ein einfaches, jedoch vollständiges Festprogramm, welches in jeder Sonntagschule leicht ausgeführt werden kann. Preis per Hundert $1.00.

An Hülfsmitteln fehlt es also nicht, und da der gute Wille zur Veranstaltung eines solchen Festes gewiß vorhanden, so wünscht Haus und Herd allen Sonntagschulen Gottes reichen Segen zum Jugendfest.

Das hochzeitliche Weinglas. Der Verfasser dieser in letzter Nummer publizirten Erzählung ist Rev. C. F. Morf, und es thut uns leid, daß durch ein Versehen sein Name nicht mit der Erzählung in Druck kam.

Die in Toledo gehaltene Sonntagschul-Convention war eine reich gesegnete und vom Geist brüderlicher Liebe durchwehte Versammlung. Der Redakteur des Haus und Herd hat dabei Manches gelernt, erfahren und sich Vieles angemerkt. Namentlich auch das, daß Sonntagschul-Conventionen noch durchaus nicht überflüssig geworden sind, sondern mit der Entwickelung des Sonntagschul-Werkes **immer nothwendiger werden.** Alte, längst bewährte Arbeiter tauschen Ideen, Methoden und Anschauungsweisen aus und gehen auf's Neue besser ausgerüstet in ihre Schulen zurück, während junge, neu eingetretene Kräfte auf Vieles aufmerksam gemacht werden, was ihnen bisher entgangen ist.

Freilich müssen bei diesen Sonntagschul-Conventionen wieder und wieder Sachen besprochen werden, die schon öfters als Thema aufgestellt waren. Aber — wo wäre denn dies nicht der Fall? Etwa auf der Kanzel, oder in Predigerversammlungen, oder in den Zeitschriften, oder in der Bibel? In der ganzen Welt muß auf allen Gebieten wiederholt werden, man hat Regel auf Regel, Vorschrift nach Vorschrift aufzustellen, und selbst bei dieser beständigen Einschärfung ist der wirkliche Fortschritt kein so gar gewaltiger.

Nur wenn man das Sonntag-Schulwerk als Bagatelle betrachtet, wozu die fördernden Mittel nur so aus dem Aermel geschleudert werden können, nur dann werden solche Wiederholungen überflüssig erscheinen. Das Sonntagschul- und Erziehungs-Werk ist aber keine Bagatelle, sondern ein äußerst wichtiger Hebel unserer kirchlichen und Missions-Arbeit. Und wir haben betreffs dieses für unseren Beruf so wichtigen Faktors die Pflicht, die Sachen so beständig einzuschärfen, als dies hinsichtlich anderer kirchlichen Aufgaben geschieht.

Wenn aber Sonntagschul-Conventionen zum möglichst größten Segen und Nutzen werden sollen, dann haben sich nicht bloß die Prediger, wie dies in Toledo der Fall war, sondern auch die Laien der betreffenden Schulen auf's Eifrigste daran zu betheiligen.

„Elisabeth", eine der Mitarbeiterinnen unseres „Haus und Herd", schreibt über die Erzählung — „In eines großen Königs Armen" : —

„Kaum habe ich je eine Erzählung gelesen, die mich so angesprochen hat, als diese. Sie sagt mir aber nicht bloß zu, sondern wird mir auch zum Segen. Man wird in die alte Zeit geführt, da das Christenthum anfing, die Herzen in der Welt zu besiegen. Man kann jedoch die Gestalten der Erzählung alle Tage in der heutigen Welt finden.

„Da ist der griechische Sklave Helios mit seiner ungestümen Forderung nach Freiheit — der stellt den heutigen freiheitsdurstigen Mann dar. Da ist die Hera mit ihrer Sehnsucht nach ächter Liebe — auch ein Kind unserer Zeit Da ist Pygmalion, ihr Vater, der forscht wie so Viele um uns herum, nach Wahrheit.

„Die üppige, sinnliche Welt, voll Augenlust, Fleischeslust und hoffärtigem Wesen, ist durch die echten Kinder der Stadt Tyrus — Ada und Ethbaal — vertreten.

„Das Bild der frommen Judenfamilie im Walde bei Tyrus ist so anziehend und lieblich gemalt, daß man es immer wieder gerne anschaut, und es thut fast wehe zu sehen, wie diese einfachen Menschen von den Satzungen der Rabbiner gedrückt werden.

„Unter all dies Fragen und Ringen und Klagen tritt der freundliche und leutselige Heiland — und es will mir dünken, als müsse er bei diesen Israeliten, bei diesem Helios und Pygmalion, und bei dieser Hera noch den vollständigen Sieg gewinnen."

Arbeiterfrage und Sozialismus. Ob „Haus und Herd" nicht auch Artikel über diese Zeitfragen bringen werde, so fragen mehrere Leser.

Dieselben gehören bestimmt zu den erst jüngst erworbenen Freunden des „Haus und Herd", sonst wüßten sie, daß dasselbe diesen Fragen von Anfang an Aufmerksamkeit schenkte. Schon vor zwölf oder dreizehn Jahren brachte „Haus und Herd" einen längeren Artikel über Sozialismus, Communismus und Internationale. Seit damals finden sich wohl in jedem Jahrbang Aufsätze, die diese Frage behandeln.

Freilich tritt die Arbeiter- und soziale Frage, wie Alles in der Welt, immer wieder in neuen Gestaltungen auf, denen wir Rechnung zu tragen haben, was auch von „Haus und Herd" hinlänglich geschehen ist und fernerhin geschehen wird. Natürlich aber soll ein Familienblatt auch noch Anderes — als die Arbeiterfrage behandeln und wir können derselben nicht halb so viel Raum gestatten, wie ein Fachblatt es vermag.

Ob sie Joseph Cooks publicirte Vorlesungen kaufen sollen — fragen mehrere junge Prediger.

Nicht, falls die Kasse nicht überfließt. Herr Cook ist ja gewiß ein tüchtiger Mann — und sagt Vieles, was Werth hat. Ob er aber jungen Predigern, und meinetwegen auch vielen alten, gerade das bietet, was sie haben sollten, und brauchbar finden, das bezweifle ich denn doch. Er bewegt sich auf dem religiös-philosophischen Gebiete und treibt die in Deutschland längst überwundene Vermittlungstheologie. Ja, er geht noch etwas weiter als die Vermittlungstheologen und sagte emit: Alles, was nicht bewiesen werden könne, sei auch nicht werth, geglaubt zu werden. Dies erinnert an den Sprachforscher und Philosophen „Max Müller", der in dem Buch „Ursprung der Religion" in guter Meinung den Versuch machte, vom Gebiet der materialistischen Gegner aus — vom Sichtbaren auf's Unsichtbare zu schließen. Er hat die Gegner nicht überzeugt und mit seinen Theorien nirgends durchgeschlagen.

Auch Herr Cook hat, wie wir schon vor Jahren vorhersagten, nicht durchgeschlagen. Früher publicirten beinahe alle religiösen englischen Blätter seine Lektures, kürzlich sagte ein Redakteur einer weitverbreiteten englischen Zeitung, weder er noch seine Collegen dächten heute mehr an solche Publikation.

Dr. Cook's Lektures sind im Ganzen für grübelnde, auserlesene Geister geeignet. Prediger aber, die mit Geld und Zeit vorsichtiger umgehen müssen, sollten sich bedenken, ehe sie ihre Mittel für derartige Sachen anwenden.

— warum denn so sehr gemessen? Weßhalb nicht auch 'mal kindlich fröhlich sein, und den Kampf um's Dasein vergessen?

Und wenn wir nach des Tages Last und

Ich seh' die Dinge dieser Zeit,
Daß sie ein Lächeln Gottes sind,
Verlasse Sorge, Kummer, Streit,
Und Dank ihm, daß ich bin ein Kind."

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Vierzehnter Band. August 1886. Achtes Heft.

Huckepack.

Zum Titelbild.

Editor.

Welch' Glück und Seligkeit ist's doch um ein ächtes Kinder- und Jugendleben!

Draußen ringen und kämpfen die Menschen, und hassen und neiden — in der Kinderwelt ist die Freude Königin, und — wo es recht bestellt ist — auch die Liebe.

Von Qualsorge und der Frage — was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden — wissen die Kleinen nichts. Sie lassen den Vater sorgen und sind fröhlich wie die Vögelein.

Vorbereitung, Umstände, Kosten zum Vergnügen — sind nicht nöthig, denn das junge Herz trägt das Vergnügen in sich.

Gesundes Blut, ein steinigter Landweg und eine liebe Schwester, die „Huckepack" spielt — ist Alles, was der muntere Junge braucht, um königlich glücklich zu sein.

Verwisch' nicht mit rauher Hand den Duft, welchen ächte, unschuldige Freude über das Jugendleben gehaucht. Gar zu schnell fahren wir Alte mit einem zürnenden Wort dazwischen und meinen Wunder, welch' hochweisen Erziehungsgrundsatz wir dabei zur Geltung gebracht. Gar selten oder nie spielt man „Huckepack" mit den Kleinen; das wär' ja gegen die Würde. Die kleinen Augen aber fragen fast beständig — warum denn so sehr gemessen? Weßhalb nicht auch 'mal kindlich fröhlich sein, und den Kampf um's Dasein vergessen?

Und wenn wir nach des Tages Last und Hitze auf das muntere, bunte Treiben der Kleinen eingehen, und den Sorgenberg vergessen und die Widerwärtigkeiten in die Ecke stellen — wie wird es uns da so wohl! Solch Kindesfreude ist ansteckend und hat etwas Verlockendes, denn sie ist ächt und nicht gemacht. Wer darauf eingeht, wird gut belohnt, bekommt ein leichtes, freudenvolles Herz und vergißt — Brummbär zu sein.

Freilich liegt vielen Lesern die Jugendzeit so weit weg, daß sie ihnen vorkommt, wie das Echo eines ersterbenden Klanges. Darum ist es aber auch ein Segen, die Kindestage am fröhlichen Treiben der Jugend gleichsam wieder erstehen zu sehen, und glücklich der Mann, der in frommem Sinn mit seinen Kleinen „Huckepack" spielen kann. Er hat ein Patent für's Frohwerden, und solch' Patent kommt von Gott.

Wer aber noch in den Kinder- und Jugendschuhen steht, der freue sich der schönen Jugend, sei fröhlich in Gott und singe in die Welt hinaus:

„Der Kindheit Zeit so froh mir lacht,
Ich wandre über Berg und Thal.
Erfreu mich an der Blumen Pracht,
Am Regen und am Sonnenstrahl.
Bei allen Dingen sichtbarlich,
Die da in Wald und Garten sind,
Blick ich zu Gott, der segnet mich,
Und dank ihm, daß ich bin ein Kind.

Ich lieb' der Kindheit Zeit, sie bringt
Mit jedem Tag mir neue Lust.
O, wer ist, der auch halb nur singt
Das Glück der frohen Kinderbrust?
Ich seh' die Dinge dieser Zeit,
Daß sie ein Lächeln Gottes sind,
Verlasse Sorge, Kummer, Streit,
Und Dank ihm, daß ich bin ein Kind."

Die Aufgabe der Kirche der Arbeiterfrage gegenüber.

Editor.

Die Faſſung des Themas zieht beſtimmte Grenzen, und weiſt eine beſondere Richtung an, ſo daß man nicht verſucht werden kann, das weitverzweigte Gebiet der Arbeiterfrage abzuſuchen, oder gar auf die Gebiete der Sozial-Demokratie und des Anarchismus zu gerathen.

Wir faſſen unſer Thema in's Auge und ſagen:

Erſtens

iſt es die Aufgabe der Kirche, klar und beſtimmt zu erkennen, daß ſie der Arbeiterfrage gegenüber einen hohen und wichtigen Beruf zu erfüllen hat, daß ſie die Mittel beſitzt, zur Löſung derſelben Bedeutendes beizutragen, und den thörichten Wahn von ſich ferne halten muß, als ob dieſe Löſung einzig und allein Sache der Volkswirthſchaft und der Politik ſei.

Die Kirche hat, wie überall, ſo auch hier die Fundamente ſichern zu helfen. Als Lehrerin der göttlichen Offenbarungen ſoll ſie von der Wahrheit erfüllt ſein, daß Jeſus Chriſtus ſowohl der Heiland der einzelnen Seele, als auch der Ordner der Geſellſchaft im irdiſchen Leben iſt. Werden in dieſer Gottesordnung die Unterſchiede zwiſchen Arbeitsgeber und Arbeiter und zwiſchen Arm und Reich auch nicht verwiſcht, ſo tritt das Chriſtenthum doch ganz entſchieden für die perſönliche Freiheit des Einzelnen, für das Niederreißen unberechtigter Scheidewände und für die Werthſchätzung der Arbeit als der eigenen ſittlichen That des Menſchen ein, während es das Recht des Beſitzes heiligt und die Verwendung deſſelben in feſte, ſittliche Grenzen verweiſt.

Mittelſt dieſer unumſtößlichen Grundſätze hat das Chriſtenthum nach und nach auf die gemeinſamen Arbeits- und Produktions-Verhältniſſe der Völker mehr Einfluß ausgeübt, als alle volkswirthſchaftlichen Schriften zuſammen, und gerade zu Zeiten, in welchen in Folge der ſündlichen Entwickelung die verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft ſich ſchroff gegenüber ſtehen, will die Geiſtesmacht Chriſti die ſoziale Miſſion ausführen, die Verſöhnung der Geiſter und der Widerſprüche anzubahnen.

Ihre große Aufgabe nach dieſer Seite hin erkennend, und ausgerüſtet mit den Grundſätzen ihres Meiſters, hat ſich die Kirche auch mit der Arbeiterfrage in etwas bekannt zu machen, will ſie ſich Gehör verſchaffen. Der Vorwurf Bebels: „Weil die Kirche von der Quälerei und dem Leben der Arbeiter nichts verſteht, führt ſie uns in Sternenregionen, um dort oben ihr Gewiſſen zu beſchwichtigen“ — muß für immer dadurch zu Schanden gemacht werden, daß die ganze Kirche mit Theilnahme ſowohl als mit nüchternem Blick der Arbeiterbewegung folgt, und ſich betreff dieſer Bewegung die Thatſachen verſchafft und zurecht legt.

Alſo mit der klaren Erkenntniß ihres Berufes, ſowohl als mit göttlichen und menſchlichen Hülfsmitteln ausgerüſtet, hat die Kirche die Hauptaufgabe verſöhnend in den Riß zwiſchen den ringenden Menſchenklaſſen einzutreten.

Was auch immerhin der Volkswirthſchaftler vorſchlagen, welche Maßregeln der Staat ergreifen, welche Abhülfe die Geſetze ſchaffen mögen: die Kirche hat alle Gott wohlgefälligen und zweckdienlichen Mittel zu bewillkommen, darf aber keinen Augenblick vergeſſen, daß ihr Beruf hauptſächlich darin beſteht, unter die gährenden Elemente hineinzutreten und mit allen Beweismitteln und tiefer Ueberzeugungstreue in Wort und Schrift zu rufen: Laſſet euch verſöhnen. Weder Staat, noch volkswirthſchaftliche Vorſchläge, noch geſetzliche Maßregeln ſind im Stande die Verſöhnung der ringenden Volksklaſſen ſo grundſatzmäßig und conſequent zu betonen als die Kirche. Wird ſie nicht gehört, ſo muß ſie doch dieſen ihren Verſöhnungsberuf erfüllen. Hat ſie der Wahrheit gemäß nach rechts und links ein ſcharfes Wort zu ſprechen, ſo darf ſie dabei ihre Hauptaufgabe nie außer Augen laſſen.

Sie hat in unſerer Zeit und in unſerem Land, in welchem die Stimme des Volkes die erſte Großmacht iſt, dafür zu ſorgen, daß die Kirche nicht unter die Anklage geſtellt wird, als ſei ſie nur eine Freundin der Arbeitgeber und der Reichen, während der Arbeiter-Agitator die Rolle des Anwalts für den Arbeiter übernommen habe. Die reichen harten Weltmenſchen, das Monopol, das Geldprotzenthum iſt vielfach an den Arbeiterwirren ſchuld, und vor dieſen Klaſſen ſtehe die Kirche und verkündige mit allem Muth, nicht blos das Evangelium, ſondern auch das Geſetz: „Irret euch nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten.“

Während aber der Arbeitgeber das Wort hört: „Ihr Herren, was recht und gleich iſt, das beweiſet den Knechten,“ muß auch der Arbeiter vernehmen: „Ihr Knechte ſeid gehorſam, nicht mit Dienſt vor Augen als den Menſchen zu gefallen, ſondern mit Einfältigkeit des Herzens und mit Gottesfurcht.“ Die Forderungen und Anmaßungen der Arbeiter ſind oft noch ungerechter als die Beſtrebungen der gewiſſenloſen Kapitaliſten, und die Kirche hat ein großes, weites Feld von den Rechten und Pflichten der einen und der andern, von der Zufriedenheit und Dankbarkeit, von der Beſcheidenheit und Anmaßung wieder und wieder bei verſchiedenen Anläſſen zu reden und zu zeugen.

Denn mit einem oder zwei Zeugniſſen des Jahres iſt

dieſer Verſöhnungsberuf nicht abgemacht; derſelbe erfordert vielmehr beſtändige Aufmerkſamkeit. Auch wähne Niemand, daß in geiſtlich lebendigen Gemeinden, die etwa aus meiſt bekehrten Menſchen beſtehen, ſolches Zeugniß nicht nöthig ſei. Der Einfluß der Arbeiterfrage iſt ein ſo gewaltiger, das Menſchenherz ſo unergründlich, und die Frage vom Mein und Dein eine dermaßen packende, daß die Kirche in ihrem Verſöhnungsberuf zwiſchen Kapital und Arbeit in unſeren Tagen wohl nirgends die Luft ſtreichen und überall Aufmerkſamkeit finden wird.

Während nun die Kirche die Arbeiterfrage unmittelbar zu faſſen und nach rechts und links göttliches Licht zu verbreiten und göttliche Grundſätze feſtzuſtellen hat, ſollte ſie derſelben auch dadurch gerecht werden, daß ſie mit feſter, geſchickter Hand Fragen und Uebel anfaßt, welche die Arbeits- und Nährverhältniſſe des Volkes auf's Tiefſte beeinfluſſen, und alſo mittelbar zur Arbeiterfrage gehören.

Zu dieſen Uebeln gehört die Unmäßigkeit, denn wer wollte leugnen, daß — wäre der Dämon des Wirthshauslebens und des Alkoholismus aus dem Lande verbannt — die Arbeiterfrage wenigſtens zur Hälfte gelöſt ſein würde? Da die Kirche jedoch dieſem Verderber gegenüber ihre Pflicht von Jahr zu Jahr beſſer erfüllt, ſo will ich es mit dieſer Andeutung bewendet ſein laſſen und mit einigen Strichen zwei Uebel ſkizziren, die mit der Arbeiterfrage in genaueſtem Zuſammenhange ſtehen.

Das eine dieſer Uebel heißt — Souveränitätsdünkel, das andere — übertriebene Frauenemancipation.

Der Souveränitätsdünkel iſt das zur Verkehrtheit gewordene Gut der Freiheit. Weil Jedermann politiſch gleichgeſtellt, ſo zu ſagen ein König iſt, meinen Tauſende, namentlich in den Städten, daß ſie auch geſellſchaftlich und geſchäftlich oberherrliche Sproſſen auf der geſellſchaftlichen Leiter einnehmen müßten. Deßhalb das fieberiſche Drängen und Treiben nach Oben, die Unruhe in dem angewieſenen Platz, das ſich gegenſeitige Ueberbieten in Aufwand, und die Jagd nach Gold oder Kupfer, nicht immer des Beſitzes wegen, ſondern nnr um oben zu ſein. Da nun der Natur der Sache nach nicht alle die oberen Sproſſen einnehmen können, zu deren Erreichung noch etwas Weiteres gehört, als der Souveränitätsdünkel, ſo ſchauen die Andern mit ſouveränem Ingrimm hinauf — und die Arbeiterfrage gährt und kann ſich faſt bis in's Unendliche entwickeln und verwickeln.

Die in engſter Beziehung zu dem vorgenannten Uebel ſtehende übertriebene Frauen-Emancipation iſt die zur Untugend gewordene Tugend, den Frauen und den Mädchen unter gegebenen Verhältniſſen auch andere Erwerbsquellen zu öffnen, als die des Haushaltes oder der weiblichen Handarbeiten. Dieweil Tauſende auf dieſen andern Gebieten ein ehrenvolles Auskommen erringen, wähnt beinahe jede, geiſtig noch ſo beſcheiden ausgerüſtete, ſouveräne, fünfzehnjährige Dame, es ſei eine Entehrung, in den Dienſt einer edlen Hausfrau zu treten, und der Beſen iſt in vieler Augen ein Schandpfahl. Hunderttauſend Mädchen drängen ſich in die Fabriken, Kaufläden und in andere überfüllte Stellungen, hungern und verkommen, und geben dem Nationalökonomen das Räthſel der Arbeiterinnen-Frage zu löſen, während tauſende der beſten Familien nach guten, weiblichen Dienſtboten rufen.

Dieſen die Arbeitsordnung der Welt auf den Kopf ſtellenden Verkehrtheiten gegenüber hat die Kirche vor Allem die Aufgabe, Buße zu thun, denn ſie iſt es, die mit edelſter Abſicht zwar, mitgeholfen, dieſe Zuſtände herbeizuführen. Ihr Streben, das Volk zu heben, ihr Ruf nach allgemeiner höherer Bildung, und ihr Eifer für die Frauen-Emancipation wurde oft übertrieben, öfters noch mißverſtanden. Iſt es doch noch nicht gar lange her, daß man kaum eine Sonntagſchul-Rede hören konnte, in welcher es nicht hieß: „Buben, manche von euch können es zum Präſident, zum Gouverneur oder zum Miſſionär bringen, was immer zuletzt kam. Mädchen, euch ſteht die Malkunſt, die Muſik, die Schriftſtellerei und der Profeſſorſtuhl offen"; während doch den Umſtänden gemäß, auch in unſerem geſegnetem Lande, die allermeiſten Menſchen untergeordnete Stellungen einnehmen müſſen.

In aufrichtiger Erkenntniß, mit beſter Abſicht oft zu weit gegangen zu ſein, wird die Kirche die Aufgabe haben, in dieſen Dingen — nicht zum Rückzug zu blaſen, ſondern Verkehrtheiten in's richtige Geleiſe zu bringen, um dadurch zur Löſung der Arbeiterfrage beizutragen.

Zweitens

kann die Kirche ihrer Aufgabe durch organiſirte Thätigkeit nachkommen. Hierunter verſtehe ich zunächſt nicht die Sorge um das ewige Heil, ſondern feſtgegliederte Einrichtungen für das allgemeine Wohl und Gedeihen des Arbeiters und der Arbeiterinnen, wobei zunächſt der Gedanke an Armenpflege auszuſchließen iſt — denn die meiſten Arbeiter weiſen mit achtungswerthem Ehrgefühl das Almoſen zurück — obwohl daſſelbe durch eigene Schuld oder unverſchuldet erforderlich iſt.

Die Arbeiterfrage iſt eine Brod-, eine Exiſtenzfrage, welche ſich mit dem Gedeihen, dem beſſeren Fortkommen, der Entwickelung des Arbeiterſtandes beſchäftigt. „Bietet uns," rief kürzlich ein Arbeiter-Agitator in New York, „ſtatt eurer Bagatelle-Almoſen Liebesthaten auf breiteſter Grundlage, die uns und unſere Familien zu einer beſſern Exiſtenz erheben, und uns zu menſchenwürdigem Daſein verhelfen, dann wollen wir

der Kirche glauben, daß es ihr mit ihrer Liebe zu uns ernst ist."

Enthält dieser Erguß auch einen gänzlich ungerechten Vorwurf, denn die Kirche hat wahrlich mächtige Liebeswerke und nicht bloß Bagatelle-Almosen aufzuweisen, so deutet derselbe doch an, in welcher Weise die Kirche ihre Liebesthätigkeit der Arbeiterfrage gegenüber zur mächtigen Geltung bringen kann, nämlich durch allgemeine, hauptsächlich in den Städten auszuführende interdenominationelle Organisation.

Persönlich wird mir zwar immer ein wenig bange, wenn ich von neuer kirchlicher Maschinerie höre, denn wir leiden offenbar am Ueberfluß. Die Organisation jedoch, welche mir vorschwebt, würde hunderte der kleineren, unter sich unzusammenhängenden Gesellschaften vereinen und somit die Organisationen an Zahl verringern, der Kirche aber einen maßgebenden Einfluß auf die Arbeiterfrage verleihen.

Welche Macht allgemeine Organisation auszuüben im Stande ist, und welche Mittel zusammenfließen, das beweisen die Arbeiter-Vereine und vornehmlich „die Ritter der Arbeit". Gelänge es der Kirche — nicht eine den Arbeitern gegnerische Organisation, auch nicht eine organische Vereinigung mit den Arbeiterorden, noch eine christliche Arbeiterpartei — sondern auf dem Boden der Allianz Stadt-Organisationen zu schaffen, die der kirchlichen Mission gemäß, die gesammte nach Außen gerichtete Liebesthätigkeit der Kirche zusammenfassen, so hätte sie einen Hebel in der Hand, welcher sich in allen Schichten der Gesellschaft, betreffs der Arbeit sowohl als des Kapitals in mächtiger Weise fühlbar machte.

Solche kirchliche Central-Vereine müßten sich mit Arbeitsanweisung, mit Aufklärung von Mißverständnissen durch Wort und Schrift und mit Feststellung unverblümter, die Arbeiterfrage betreffenden Thatsachen beschäftigen. Die Presse müßte gut benützt werden, aus welcher Benützung wohl bald billige Tagesblätter auf sittlicher Basis entstünden — und ich habe kaum Hoffnung, daß wir sie bekommen, es sei denn durch solche Centralisation. Aechte Volksmänner könnten angestellt werden, die privatim und öffentlich unter den Arbeitern wirkten. Christliche Frauen könnten die Arbeiterfamilien besuchen, die oft während der Arbeitsausstände und der Agitation schwer leiden. Mittel und Wege würden sich finden, den überflüssigen Arbeitskräften die Bahn nach unseren westlichen Ländereien zu ebnen. Die kirchliche Pflege der Armen, Kranken, Verwahrlosten und Gefallenen wäre concentrirt. Menschenfreunde, die nicht kirchlich sind, würden solche Organisation unterstützen, die Geldprotzen, wie Gould und Vanderbilt könnten sie nicht unbeachtet lassen, und am Ende möchten sogar manche Staats- und Stadtbehörden ihre Mittel und Anstalten unter Verwaltung solcher kirchlicher Central-Vereine stellen.

Ist dies ein utopischer Traum? Mit nichten. Gott hat der Kirche noch bei jedem geschichtlichen Umschwung nicht bloß ihre Existenz gesichert, sondern ihr auch die Mittel gezeigt, durch welche sie mithalf, die volkswirthschaftlichen Fragen zu lösen. Als die alte Welt in Stücke ging, da pflanzte die Kirche in die europäische Wildniß Kulturstätten der Arbeit — ihre Klöster und Einsiedeleien. Als zu Ende des Mittelalters die Feudalherrschaft zusammenbrach, da half die Reformation mittelst ihrer Predigt von der christlichen Freiheit den Bürgerstand gründen. Eine neue Epoche ist angebrochen. Die politischen Fragen unseres Landes sind gelöst; die volkswirthschaftlichen beherrschen die Gegenwart und die nächste Zukunft. Die Menge der für Taglohn Arbeitenden drängt ungestüm vorwärts. Auf europäischen Boden drückt man dieses Drängen aus, indem gesagt wird, der dritte Stand ringe nach dem Uebergewicht. Wird die Kirche auch nach dieser Seite hin inmitten der Gährung und der Conflikte ihrer Aufgabe gerecht werden? Ja wohl. Der Culturhistoriker Scherr sagt uns zwar, die Zukunft gehöre dem Communismus. Nein — die Zukunft gehört Gott. Die Kirche aber ist Gottes, und Gott wird sie anleiten durch centralisirtes Eingreifen auch der neuen Bewegung gerecht zu werden, obwohl äußere Hindernisse oder kleinliche Sonderbündelei sie noch eine Zeitlang davon abhalten mögen.

Drittens und Letztens.

Werden sich jedoch nicht die Menschen ändern, so können wir im Grunde auch wenig an den Sachen ändern. Deßhalb ist auch der Arbeiterfrage gegenüber der alte und ewig neue Ruf nothwendig: „Lasset euch versöhnen mit Gott", und „dienet dem Herrn in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit." In dem Maße, in welchem die Kirche diesem ihrem obersten Missionsberufe nach Oben und Unten, gegen ihre Mitglieder sowohl als gegen die, welche Draußen sind, gerecht wird, in eben dem Maße liefert sie auch Beiträge zur Lösung der Arbeiterfrage.

Wäre der Vorwurf jenes Agitators, welcher ausrief: „Wir wissen ja aus Erfahrung, daß viele Kirchenglieder die christliche Lehre nicht ausüben" — ein gänzlich aus der Luft gegriffener; hätte die Kirche jedes Jahr viel tausende lebendige Missionsfrüchte aus den außerkirchlichen Massen aufzuweisen und würde es ihr gelingen, sehr viele Reiche und Arme, Arbeitgeber und Arbeiter zum Herrn zu führen und da zu halten: so hätte sie ihre Aufgabe zum großen Theil auch der Arbeiterfrage gegenüber gelöst. Denn wenn z. B. nur die Hälfte der Monopolisten und die Hälfte der Arbeitsritter wahrhaftig bekehrte Leute wären, so ist schwer einzusehen, wie fortwährende Conflikte bestehen könnten.

Daß die Kirche diese ihre Missionsaufgabe nicht in nothwendigem Maße erfüllt, muß sie tief demüthigen

und ſie hat auch Angeſichts der Arbeiterfrage zu ihrem oberſten Miſſionsberuf aufzuwachen, und überall, namentlich aber in den großen Städten, tauſende Arbeiter auszuſenden, die da Reich und Arm, Kapitaliſten und Arbeitern, Kirchlichen und Außerkirchlichen die alle Schäden heilende Botſchaft vom Kreuze Chriſti bringen.

Ein Nachtbild aus dem heutigen Jeruſalem.

Für Haus und Herd von F. Ohlinger.

„Wegen Zion ſchweige ich nicht,
Wegen Jeruſalem ruhe ich nicht."

Ich bin in der Stadt meiner Sehnſucht — in Jeruſalem.

Backschenschi Backschit Backthi! Backsheesh!!!

Wie wird der Reiſende den Ruf ſo müde! Iſt's ja doch der erſte Laut der ihm bei'm Betreten des Heiligen Landes zu Ohren dringt, ſowie der letzte, deſſen Echo nur durch das ihm jetzt willkommene Geräuſch der Dampfſchraube übertäubt wird. Und dennoch kennen nur die wenigſten Reiſenden den ganzen Sinn und Inhalt dieſes Ausdruckes. Die Definitionen der Wörterbücher ſind unzureichend.

Er heißt zunächſt: Eine Gabe bekommen, ohne einen entſprechenden Werth dafür zu entrichten. Dieſer Krebsſchaden hat gleichſam die ganze ſittliche Atmoſphäre Syriens vergiftet. Der Säugling liſpelt Backthi, wenn er von der Mutterbruſt die Augen auf den Vorübergehenden richtet, der Greis ſtammelt es aus zahnloſem Mund, wenn er herannahende Fußtritte hört, obwohl ihm ſeine Augen nicht klar machen, ob es Fußtritte eines Europäers, eines Bettelgeſellen oder eines Kameels ſind — kurz, es iſt das erſte und das letzte Wort vieler Araber, Juden und ſog. Chriſten.

Es iſt denn auch ein Wort das gut mit Trägheit, Verſchmitztheit, Betrug, Raub und Diebſtahl überſetzt wird. Es ſteht auch ferner für eine ſittliche Verkommenheit, die ſich erfrecht, nicht nur mit dem Religiöſen, ſondern mit der Religion ſelbſt Wuchergeſchäfte zu treiben.

Wie in Amerika Manche um eine Summe Geldes ihre Stimme bei den Wahlen veräußern, ſo hier Viele ihre Religion und zwar ohne alle Verdeckung oder den geringſten Anflug eines Schamgefühls. Da kommt Einer z. B. gerade aus dem griechiſch-katholiſchen Viertel und ſagt dem Armeniſchen Patriarchen: Ich bin Proſelyt bei den Griechen; jetzt geben Sie mir aber zu kleine Zimmer, zu geringe Koſt und zu viel Arbeit; wenn ihr mir mehr und Beſſeres gebt, ſo bin ich bereit, meinen Glauben zu ändern.

Es wurde mir von ſachverſtändigen Leuten verſichert, daß ein beſtändiges Hin- und Herziehen namentlich zwiſchen den Lateinern, Griechen und Armeniern im Gange ſei. Man macht ſich gar kein Geheimniß daraus, daß die erſte und letzte Frage iſt: Welche Benennung bietet mir die meiſten Vortheile.

Daß es auch Proteſtanten giebt, die ſich ſo indirekt mit dem Proſelytenkaufen einlaſſen, ſteht kaum in Frage, wodurch eben alle echte Miſſionsthätigkeit unausſprechlich erſchwert wird, ja es iſt beinah unmöglich, den Nichtchriſten klar zu machen, was die Miſſion eigentlich will.

Wie weit dieſe Backſchenſch Unverſchämtheit geht, will ich durch folgendes Erlebniß der Judenmiſſionarin, Fräulein Barlee, eine Anverwandte des berühmten Monteſiore, noch mehr beleuchten. Fräulein B. treibt in Verbindung mit ihrer Evangeliſationsarbeit noch eine recht ausgedehnte, ſyſtematiſche Wohlthätigkeit. Sie wollte auf die Oſterfeiertage einer armen Judenfamilie ein Kleid ſchenken. Sie merkte aber ſogleich, daß ihnen das Kleid nicht modern genug ſei, obwohl es bereitwillig angenommen wurde. Die arme Familie brachte es aber zu einem Schneider und ließ einige Tage Arbeit daran verwenden und kam dann zu Fräulein Barlee, um Geld zu borgen, reſp. zu betteln, um den Schneider zu bezahlen.

Was dem Fremden aber noch ferner ſeinen Beſuch in Jeruſalem unangenehm macht, das iſt die daſelbſt herrſchende Unreinlichkeit. Nur eine Stadt, ſo weit ich in der Welt gekommen bin, Peking, hat ſo viel Schutt und Unrath aufzuweiſen. Zum Glück iſt Jeruſalem ein kleines Städtchen und liegt hoch, ſonſt müßten die Menſchen im Koth vergehen. In Bethesda, wo der Engel Gottes das Waſſer zu bewegen pflegte, herrſcht jetzt — der Schmutz. Schon das Hineinſchauen bei'm Vorübergehen iſt genug, um Fieber zu erzeugen. Der Teich iſt bereits ſchon halb angefüllt mit Schutt und Kehricht und wird in einigen Jahren wohl ganz verſchwinden.

Die Regierung hat nämlich aus Furcht vor heimlichen Ausgrabungen und Forſchungen ver-

boten, irgend etwas, wie Erde, Schutt, u. dergl. zur Stadt hinauszubringen.

An vielen der engen Gäßchen stehen die Häuser schon halb oder noch tiefer unter der Erde, und kommt man also immer weiter von der Lage des alten Jerusalem weg, anstatt näher, oder wie doch zu wünschen wäre, ganz darauf. Wenn man mitunter von einem Spaziergang nach Hause kommt, steigt ganz unwillkürlich der Wunsch im Innern auf, doch zehn Tage hier ohne zu essen, zu trinken und athmen leben zu können — d. h. eben, wenn einem das Gesehene und Gerochene nochmal wie eine Nachwehe zur Erinnerung kommt.

Die hiermit nur im Umriß gegebenen zwei Uebel werden noch durch ein drittes verstärkt — durch den Cigaretten-Unfug. Die Leute scheinen es wirklich als ihre höchste Aufgabe, als die edelste Beschäftigung anzusehen, eine Cigarette zu rollen. Mit welcher Geistesvertiefung blicken sie auf diese Arbeit und athmen dann so mit sichtbarer Befriedigung auf, als wollten sie sagen: Siehe! Eine Cigarette ist mir gelungen! O Wunderding!

Es scheint mir, als ob alle Nichtmohamedaner sich muthwillig diesem Laster hingeben, weil die Mohamedaner den Taback nicht anrühren. Man will jenen gegenüber recht groß thun und zeigen, zu welchem Haufen man gehört. Jeder zweite Laden treibt das Tabackgeschäft; jede paar Minuten wird einem zugerufen: Cigaretten? Cigaretten? Da giebt Einer das Geld, womit er das Loch am Schuh flicken lassen sollte, für ein Dutzend Cigaretten, hier stellt sich ein beladener Esel quer über die Straße und wird hunderten zum Aergerniß, während sein Treiber, der größere Esel, in der Ecke steht und sich eine Cigarette anzündet. Ein Dritter läßt am gefährlichen Abhang die Zügel aus den Händen fallen, während er sich anschickt eine Cigarette zu machen. Ich konnte nicht umhin, den mitunter recht muthlosen Missionaren zu sagen: Für Jerusalem ist keine Hoffnung, so lange das Kleeblatt, Backscheesch, Schmutz und Cigaretten so üppig wächst.

Nicht weniger störend und der Andacht hinderlich ist der religiöse Fanatismus, ja religiöse Prahlerei möchte ich sagen, die namentlich dies Jahr zur Osterzeit an Tag trat. Die Türken sagten: Kommt und seht die herrliche Procession — Die heimkehrenden Pilger — vom Grab Mose (?). Die Armenier: Kommt doch und seht unser Fußwaschen. Die Lateiner: Nein! nein! Kommt zu uns, wir haben auch einen Petrus, der den Fuß zurückzieht. Dann nehmen wir Freitag Abend noch den Heiland vom Kreuz; das solltet ihr doch sehen! Die Griechen: Wir haben Samstag das Heilige Feuer! Die Armenier: Wir haben Theil am Heiligen Feuer; kommt! kommt! So ging es Tag und Nacht eine ganze Woche.

Das Fußwaschen der Armenier sahen wir — und sahen zwar einige höchst Reinigungsbedürftige, in Purpur und Gold gekleidete Sünder, die sich erdreisteten, den Sohn Gottes in seiner Erniedrigung darzustellen. Wir sahen die Lateiner eine Figur — ich kann mich nur so ausdrücken — von einem Kreuz nehmen. Da Der, der vor 18 Jahrhunderten am Kreuze hing, „wirklich Gottes Sohn war", so war das Bubenspiel dieser Bischöfe und Priester am Charfreitagabend 1886 eine Gotteslästerung und ein nochmaliges Besuchen solchen Schauspieles wäre mir Sünde.

Einer der Oxforder Professoren sagte aber: Well, they seem very devout and sincere; it was a very solemn ceremony.

Das Griechische Feuer, auch Heiliges Feuer genannt, welches auf das Gebet der Priester geheimnißvoll! „direkt vom Himmel kommt" und durch die Oeffnungen über dem Heiligen Grab der bethörten Menge entgegenflammt — auch das sahen wir unter Schutz eines schwerbewaffneten Kharwassen vom Vereinigten Staaten-Consulat.

Sir W. Lawson, M. P., schüttelte den Kopf und ging augenscheinlich noch gedankenvoller weg, als gewöhnlich. Mein deutscher Freund sagte: Das war eine recht gemüthliche Keulerei in dieser Grabeskirche. Obiger Oxforder Professor meinte: That came the nearest to savagery of anything I ever saw. Mit gezücktem Schwert mußten die türkischen Soldaten öfters auf diese wilden Christen losgehen, damit es nicht zu einer allgemeinen Metzelei unter ihnen komme. Eimer voll Wasser schütteten sie einander über den Kopf, die Kleider rissen sie einander vom Leib und Ernsteres wurde nur durch die allseitige Wachsamkeit der türkischen Soldaten vermieden.

Doch konnten auch diese sich bei Ankunft des Feuers und zehn Minuten nachher nicht gegen den wogenden Menschenknäuel behaupten. Zum Glück ist es aber da schon den Aufgeregteren nur darum zu thun, ihre Kerze anzuzünden und dann so rasch, als es die geübten, kräftigen Beine nur vermögen, Bethlehem, Joppe, Damaskus, Beyrut, ja selbst St. Petersburg zuzueilen.

Wer da, namentlich in Bethlehem, zuerst mit dem Heiligen Feuer ankommt, der wird das ganze Jahr als ein Held, ja gleichsam als Gemeindekönig, verehrt. Voriges Jahr wurde in der Geburtskirche zu Bethlehem bei Ankunft dieser Wettläufer mit dem Feuer eine Frau von der Menschenmenge todt getreten. Das Volk theilt sich in mehrere Parteien, deren jede ihren Schnellläufer an die Grabeskirche schickt, um von da das Heilige Feuer zu bringen. Kommen sie

nun gleichzeitig an, so will jede Partei ihrem Läufer schnell hereinhelfen, wo es dann selten ohne schwere Verletzungen zugeht.

Beides, die griechischen und armenischen Patriarchen, sollen ihren Unwillen gegen den ganzen Unfug ausgedrückt haben. Fragt man aber: Warum unterlaßt ihr es denn nicht, so ist die Antwort: Dann bekämen wir keine Pilger mehr hier zu sehen. Das Feuer erschien Samstag Nachmittag 3 Uhr, und Sonntag gingen schon hunderte Pilger mit ihren angebrannten Kerzen auf den Heimweg. Wir wenden uns weg mit dem unvergeßlichem Gefühl:

Der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn!

Zu Allem kommt noch der „feine" und „grobe" Götzendienst, der einem allenthalben in die Augen fällt. Crucifixe, Ringe, Amulete, Leichenkleider, Kerzen ꝛc. ꝛc. werden auf den Stein gelegt, auf dem die Leiche unseres Heilandes soll gelegen haben, als sie einbalsamirt wurde. Bald küßt man diesen, bald jenen Stein, bald schmiegt man sich an diesen, bald an jenen Klotz. Ach, der grasse Götzendienst, der hier getrieben wird! Jerusalem! Jerusalem!

Max von Schenkendorf.

Für Haus und Herd von H. W. Seibert.

Kürzlich rühmte mir ein Amerikaner von deutscher Abkunft, er habe den Vorzug vor uns eingewanderten Deutschen, daß sein Urgroßvater über's große Wasser gekommen, und nicht er. „Und das nennen Sie einen Vorzug?" frug ich. „Dadurch haben Sie, um von Anderem zu schweigen, doch einen großen Schatz verloren, der Ihnen sonst reiche Geisteszinsen getragen haben würde." „Wie so?" „Ich meine die deutsche Sprache und deutsche Literatur." „Ach was," erwiderte er: „Alles, was ich von deutscher Literatur kenne, ist rationalistisch, atheistisch oder materialistisch. Das paßt nicht für uns, die wir noch am alten Bibelglauben festhalten. Ich möchte schon aus diesem Grunde nicht wünschen, daß eins meiner Kinder deutsch verstände."

Ich schaute den Mann, dessen nüchternes und billiges Urtheil ich sonst stets hochgeschätzt, mitleidig an und — schwieg. Denn „mit der Unwissenheit streiten Götter selbst vergebens", das wußten schon die Alten. Auf der anderen Seite aber konnte ich mich auch der Wahrheit nicht entziehen, die, trotz aller Beschränktheit der Ansicht, seine Worte enthielten. Es ist ein Jammer, zu schauen, wie die edle Himmelstochter Poesie, ihres Ursprungs, wie ihrer Lebensaufgabe vergessend, sich gerade in unserer Zeit der Gottentfremdung und den niedrigsten Leidenschaften förmlich preisgegeben. Klein, sehr klein ist nur die Zahl derjenigen Dichter und Denker, die noch das Panier des Kreuzes hochhalten, die in Wort und Lied das deutsche Volk noch daran erinnern, was es dem Christenthum verdankt, und die ihm wieder und wieder sagen, daß seine wahre Größe, seine wahre Freiheit und Einigkeit nur aus dem Boden unverfälschter Gottesfurcht erwachsen, und nur auf diesem bestehen kann.

Gott sei dank, es giebt aber noch solche, die es nicht nur ausgesprochen, sondern durch ihr Leben, durch ihr Handeln bezeugt, daß gründliche wissenschaftliche Bildung, und geniale Geistesgaben sich sehr gut mit den „veralteten" Wahrheiten des Christenthums vertragen, ja gerade durch diese erst zur vollen Blüthe und Entfaltung kommen.

Und wir Epigonen der Feder, besonders auch wir Artikel schreibenden Deutsche in Amerika, haben eine heilige Pflicht, unser Volk immer wieder auf solche Männer hinzuweisen, in welchem sich das echt Deutsche mit dem echt Christlichen zu schöner Harmonie verbindet, um es einerseits vor falschen, auf Unwissenheit beruhenden Vorurtheilen zu bewahren, andererseits aber der Sündfluth gottloser, und darum sittenloser, Literatur mit Ernst entgegen zu arbeiten. Folgende Skizze hat diesen Zweck.

Max von Schenkendorf ist einer der ersten deutschen Dichter, auf den das eben Gesagte seine volle Anwendung findet. Sein Name ist den meisten Literaturkundigen wohl bekannt, aber von seinen Dichtungen und von seinem Leben wissen wir wenig.

Das hat seinen guten Grund; denn in unserer nur allzu prosaischen Zeit und besonders in unserem hastenden und nie rastenden Amerika haben die Leute keine Zeit, oder besser gesagt, keine Lust, Gedichte zu lesen. Sodann aber war auch für den Forscher bis vor Kurzem das Leben des edlen Mannes in mehr oder

minder mythiſches Dunkel gehüllt und das, was ſelbſt neuere Literaturgeſchichten, wie Königs und Bartels über daſſelbe zu ſagen wiſſen, iſt ſehr fragmentariſch. Darum aber gerade iſt es gewiſſermaßen eine bisher vernachläſſigte Pflicht der Dankbarkeit, daß wir dem Leben dieſes, bisher nur aus ſeinen Liedern bekannten Dichters einmal vor Andern unſere Aufmerkſamkeit zuwenden.

Er iſt am 11. December 1783 in Tilſit geboren und erhielt in der Taufe die Namen Gottlob, Ferdinand, Maximilian, Gottfried. Im elterlichen Hauſe hieß er Ferdinand. Max nannte er ſich ſelbſt in ſeinem 23. Jahre, von der Stunde an, da er Schillers Wallenſtein geleſen und ihm offenbar Max Piccolomini durch ſeine ſchöne Ritterlichkeit als ein Vorbild erſchienen war. Die einzige Schweſter, die er hatte, ſtarb frühe. Er wuchs mit ſeinem jüngeren Bruder Karl in herzlicher Liebe auf. Sein Vater, früher Lieutenannt, ſpäter Kriegsrath, war unruhig, heftig, rauh, nur gemüthlich am Kartentiſch, ſonſt ſchwer zugänglich. Er geizte nach dem Ruhme eines trefflichen Landswirths, vergeudete aber ſein Vermögen in thörichten Unternehmungen. Alle Poeſie, alles Schönwiſſenſchaftliche war ihm ein Gräuel.

Die Mutter war eine Bürgerliche (an ſich keine Schande), die Tochter des Paſtors Karrius zu Tilſit, aber daß ſie ſich ihrer bürgerlichen Herkunft ſchämend, überaus hoffärtig und ſtolz auf ihren erheiratheten Adel war, (ſie nannte ſich mit Vorliebe "La Lieutenante de Schenkendorf") wirft kein ſehr günſtiges Licht auf ihren Charakter. Auch was wir ſonſt von ihr wiſſen, iſt nicht darnach, uns ſehr für ſie einzunehmen. Sie lebte meiſt von ihrem Gatten getrennt auf ihrem Gute Neſſelbeck. Dort betrieb ſie durch den Verkauf von weißem Sand, der ſich unter ihren Feldern fand, eine eigenthümliche Wirthſchaft. Sie gewann wohl 1000 und mehr Thaler im Jahr, aber ihr Gut verdarb ſie gründlich. Den Tag über brachte ſie im Bett zu, Abends um 5 Uhr erſt trat ſie in rauſchendem Seidenkleide aus der Verborgenheit hervor, empfing Beſuche und war die ſogenannte Liebenswürdigkeit ſelbſt, aß, trank und lebte nach ihrem Sinn alle Nächte herrlich und in Freuden.

Unter ſo bewandten Familienverhältniſſen können wir es nur als eine gnädige Fügung Gottes anſehen, daß der Knabe Max ſchon früh das Elternhaus verließ. Aber auch in der Fremde, weder in Königsberg noch in Schmauch, wo er dem Dr. Hennig zur Erziehung übergeben war, wurde ihm eine Heimath zu Theil, bis er, zufällig, wie man zu ſagen pflegt, in Hamersdorf die Bekanntſchaft des Erzprieſters Wedeke machte, deſſelben, den ſchon Schleiermacher rühmt als einen „herrlichen Mann, von einfachem, echten Gemüth, echter Sittlichkeit, reinem Wahrheitsſinn und einem patriacharliſchen Styl."

Dieſer Mann, mit dem der Jüngling viel und gern verkehrte, führte ihn auch bei ſeinem Patron, dem Burggrafen Alexander zu Dohna, der in Schlodien wohnte, ein, und hier war es, wo ihm, dem Heimathloſen, zuerſt die ganze Glückſeligkeit eines chriſtlichen Hausſtandes und Familienlebens aufging.

Im großen Saal ſeines Schloſſes hielt der Graf allabendlich Andacht. Schenkendorf richtete es ſich gerne ſo ein, daß er gerade um dieſe Zeit nach Schlodien kam. Wenn er dann auf den Ruf der Schloßglocke ſeine Schritte beſchleunigte, wenn er ſchon von Ferne die erleuchteten Fenſter ſah, ſchlug ihm das Herz raſcher — und wenn er gar eintrat und den Grafen inmitten ſeiner Familie und Dorfbewohner ſah, und ihn aus der Bibel leſen, das Wort erklären hörte und zuletzt Alle zum Gebet auf die Kniee ſanken, das machte einen Eindruck, der nie wieder verwiſcht ward.

Wir erkennen hierin das treue Walten unſeres Gottes, der immer noch Mittel und Wege genug hat, um auch ſolche, die von Haus aus nicht den Segen chriſtlicher Erziehung genoſſen, in das Reich ſeiner Wahrheit und ſeines Heils zu führen.

Wie dankbar Schenkendorf ſelbſt dies anerkennt, beweiſen ſeine Worte: „Im Oberland iſt meine Heimath," ſchrieb er über jene Zeit, „da fand ich Verwandte, nicht des Bluts — verrinnt Blut nicht im Sande des Grabes? — eine Verwandtſchaft des Geiſtes, die über das Grab hinaus und in Ewigkeit reicht."

Im Jahre 1803 bezog Schenkendorf die Univerſität, ganz gegen den Willen ſeines Vaters, der einen ſchrecklichen Fluch über ſich ausſprach, wenn er dem Sohne zu ſolchen Allotria Geld gebe. Seine Mutter aber, die gerade eine kleine Erbſchaft gethan, verſorgte ihn mit dem Nöthigen, geſtachelt durch den Ehrgeiz, ihren Sohn als berühmten Mann zu ſehen. Seine Wiſſenſchaft war Kameralia. Er ſtudirte mit Fleiß und machte in verhältnißmäßig kurzer Zeit ſein Examen.

Nach Beendigung ſeiner Studien fand er Aufnahme im Hauſe des edlen, Kunſt und Wiſſenſchaft liebenden Landhofmeiſters v. Anerswald. Er hatte hier ein Amt ungefähr, wie es ſich Göthes Taſſo beim Herzog wünſchte. Der Frau des Hauſes war er in herzlichem Dienſte ergeben; ſie ſorgte für ihn, wie eine Mutter für den erwachſenen Sohn. „Eine der ſchönſten und geiſtreichſten Frauen, die dem Vaterland treuſte und tapferſte Söhne hinterlaſſen," nennt Arndt die Gebieterin Schenkendorfs.

Um das reifere Alter verſammelte ſich ein bunter Kreis geiſtvoller Jugend, Dichtkunſt,

Digitized by Google

Max von Schenkendorf.

Malerei, Muſik und dramatiſche Aufführungen belebten die Abende. Ein friſcher, freudiger und dabei chriſtlicher Geiſt offenbarte ſich in der Geſelligkeit dieſes Hauſes und der Aufenthalt hier hat nicht zum Wenigſten dazu beigetragen, aus Schenkendorf das zu machen, was er geworden.

Mitten in dieſem reichen Leben hatte Schenkendorf die im Oktober 1806 über Preußen hereinbrechende tiefe Schmach zu erleben. Er hatte lange einen Widerwillen gegen alles Politiſche gehabt, ſeine Leyer war bisher nur zu romantiſchen Liebesliedern erklungen; als aber Friedrich Wilhelm endlich Napoleon den Krieg erklärte, erhob auch er ſeine Stimme und dichtete ein be-

geiſtertes Kriegslied, und begann damit ſeine patriotiſche Wirkſamkeit.

Er begründete mit mehreren gleichgeſinnten Freunden eine neue Zeitſchrift, die „Veſta“, deren Aufgabe es war, unter dem unverfänglichen Namen die patriotiſche Geſinnung zu nähren und das ſchmachvoll geknechtete Deutſchland zu neuer Thatkraft zu entflammen.

Hinfort klingt jedes wichtige Ereigniß des deutſchen Krieges gegen Napoleon in Schenkendorfs Liedern nach. Es iſt kein Ton der Rache und des Haſſes, der aus ihnen hervorklingt, wie er gegen die „Babel“ an der Seine damals vielfach laut ward; überall hören wir die milde, ſanfte, aber zugleich ſtarke und tüchtige Geſinnung des deutſchen Mannes, der nichts will, als daß Deutſchland aus all dieſen Kämpfen rein, ſtark, einig, deutſch hervorgehe.

„Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernſter Geiſterſchlacht
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht.
Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen
Geiz und Neid und böſe Luſt,
Dann nach ſchweren, langen Kämpfen
Kannſt du ruhen deutſche Bruſt.“

Trotzdem er ſich im Jahre 1811 verlobt und auch bald darauf verheirathet hatte, trotzdem er durch einen Schuß an der rechten Hand gelähmt, ſo konnte er es ſich doch nicht verſagen, beim Beginn der deutſchen Erhebung 1813 ſelbſt mit in den Krieg zu ziehen.

Die junge Gattin ließ er in der Obhut ſeines greiſen Freundes, Jung-Stilling, und folgte dem preußiſchen Heere nach Frankreich. War es ihm ſelbſt nicht vergönnt, mit Gewehr und Schwert gegen den Feind zu kämpfen, ſo fachte er, wie weiland der griechiſche Dichter Tyrtaeus, die Begeiſterung der Kämpfenden fortwährend, durch friſche, ſangbare Lieder an. Wer kennt nicht ſein herrliches Lied:

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt, u. ſ. w.“

oder das andere:

„Erhebt euch von der Erden.“

In allen aber klingt die mannhaft chriſtliche Geſinnung durch, die ſich ihres Bekenntniſſes nicht ſchämt; und das iſt's gerade, was ſeinen Liedern einen ganz beſonderen Reiz und hohen Werth verleiht. Wie der König ſich an ſein Volk wendet und die Freiwilligen aufruft, da jubelt der Dichter:

„Die Feuer ſind entglommen
Auf Bergen nah und fern,
Ha, Winnsbraut ſei willkommen,
Willkommen Sturm des Herrn.
Wie lieblich klingt, wie heiter
Der Loſung Bibelton,
Hie, Wagen Gottes, Gottes Reiter,
Hie, Schwert des Herrn und Gideon.

Im Mai, als er die Seinen verließ und dem preußiſchen Herr folgte, ſingt er:

„Ich zieh' in's Feld, mich hat geladen
Ein heiliges geliebtes Haupt;
O dank den ew'gen Himmelsgnaden,
Mein König hat den Kampf erlaubt.

Ich zieh' in's Feld für meinen Glauben,
Für aller Welten höchſtes Gut;
Am Nile ſchwur der Feind zu rauben
Uns vom Altar des Heilands Blut!

Ich zieh' in's Feld, wo tauſend ſinken
Als Bürger einer beſſern Welt:
Soll mir der Todesengel winken,
Hier bin ich, Herr, ich zieh' in's Feld.“

Daß aber ſein Gottvertrauen, ſeine Frömmigkeit nicht Phraſe, ſondern tief empfundene Wahrheit, dafür zeugt auch die unverfälſchte Demuth, das Schuldgefühl, das er für ſich und ſein Volk ausſpricht. Die Schlacht bei Leipzig hat ihn nicht übermüthig gemacht, er ruft in ſeiner „Beichte“ gleich nach der Schlacht:

„Wir haben alle ſchwer geſündigt,
Wir mangeln alleſammt an Ruhm,
Man hat, o Herr, uns oft verkündet
Der Freiheit Evangelium;
Wir aber hatten uns entmündigt,
Das Salz der Erde wurde dumm;
So Fürſt als Bürger, ſo der Adel,
Hier iſt nicht Einer ohne Tadel.“

Als Deutſchland zum zweiten Male über Napoleon geſiegt hatte, ſuchte der Dichter Arbeit im friedlichen Dienſt des Staats, und ſeine Frau, eine fein gebildete, zartfühlende, innig fromme Seele, legte in die Hände, welche eben die vaterländiſche Leyer niedergelegt, die heilige Harfe und er ſang in den letzten Jahren ſeines Lebens ſeine geiſtlichen Lieder.

Er ſelbſt ſchreibt der Zueignung ſeiner Frau die Anregung zu. Sie machte ihn auf die edlen Kräfte aufmerkſam, die noch in ſeinen Saiten ſchlummerten.

„Du haſt dein freies Vaterland beſungen,
Nun ſei's um einen höhren Preis gerungen!“

Es iſt uns leider nicht vergönnt, des beſchränkten Raumes wegen, den Dichter noch auf ſeinem ferneren Entwicklungs- und Lebensgang zu begleiten, oder im ſtillen Kreis ſeiner Häuslichkeit zu Koblenz noch andächtig den Klängen ſeiner geiſtlichen Lieder zu lauſchen. Möge das Geſagte nur dazu dienen, unſeren lieben Leſern wieder ins Gedächtniß zu rufen: 1) daß Deutſchthum und Chriſtenthum ſich wohl mit einander verträgt; daß man ſogar ein deutſcher Student, Soldat und Dichter und doch zugleich auch ein aufrichtiger, demüthiger Chriſt ſein

kann; wie auch das Beiſpiel des jetzt noch lebenden Schriftſtellers, des edlen Majors Gerhard (v. Amyntor) zeigt. 2) Daß, wie unſere deutſche Geſchichte ausweiſt, die überwiegend größte Zahl aller edlen und wahrhaft bedeutenden Menſchen Chriſten geweſen; von Karl dem Großen bis auf den gegenwärtigen Kaiſer von Deutſchland mit ſammt ſeinem Reichskanzler. 3) Daß über den großen Waſſern der Sündfluth deutſcher Literatur doch auch noch manches Täublein ſchwebt mit einem Oelzweig im Schnabel. Mit andern Worten, daß es auch eine deutſch-chriſtliche Literatur giebt. Schenkendorf war nur einer der Erſten, in dem dieſe Art zu ſchönſter Entfaltung kam. 4) Daß gerade aus dieſer Thatſache jedem chriſtlichen Deutſchen die Aufgabe erwächſt (vorausgeſetzt, daß es ihm mit dem Kampf gegen das Verderben der unchriſtlichen Literatur rechter Ernſt iſt), ſich ſelbſt mit den Erzeugniſſen dieſer chriſtlichen Literatur zu befreunden, ſodann aber nach Kräften ſie auch Anderen zugänglich zu machen.

Max von Schenkendorf iſt todt. Er ſtarb am 11. December (ſeinem Geburtstage) des Jahres 1817, alſo im Alter von nur 35 Jahren. Aber der Geiſt, der ihn beſeelte, lebt auch noch heute und das, was in ſeiner Perſon ſich vorbildlich geſtaltete: die innige Vereinigung echten Deutſchthums und Chriſtenthums wird auch noch einſt, wie wir hoffen, im ganzen deutſchen Volk zur Wahrheit werden. Ich ſchließe mit Schenkendorf's Worten:

„Ein Morgen ſoll noch kommen,
Ein Morgen mild und klar,
Sein harren alle Frommen,
Ihn ſchaut der Engel Schaar.
Bald ſcheint er ſonder Hülle
Auf jeden deutſchen Mann,
O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag, brich an!"

Als Bill Ziegelſteine warf.

Eine Geſchichte aus New York. Von Charlotte Rieſe.

Niemand wußte den Namen des Kindes, oder woher es kam. Eines Tages ward eine Jacht, welche mit Ziegelſteinen beladen war, oben in der Stadt ausgeladen, und ein Mann auf Deck warf die rothen Steine, je zwei und zwei einem andern zu, der auf der Landungsbrücke ſtand. Plötzlich kam ein winzig kleiner Bengel, kaum mehr als zwei Jahre alt, dahergetrollt, lief den beiden Männern gerade in den Weg und ward durch die fliegenden Ziegelſteine niedergeworfen. — Bill Forſter, welcher die Steine ablud, war ein rauher Geſell. Es war nicht gerade ſeine Schuld geweſen, daß das Kind getroffen zur Erde ſtürzte, dennoch ging es ihm zu Herzen. Der Kopf des Kleinen hatte eine böſe Verletzung erhalten; er war bewußtlos, und man trug ihn in die Kajüte der Jacht, wo er regungslos dalag. Der Schiffskapitan ſchickte zur Polizei: der Wundarzt kam, und das Kind ward ſorgfältig unterſucht. „Es könnte ein ernſter Fall ſein," meinte der Doktor, „und es wäre wohl beſſer, wenn der Kleine in's Hoſpital käme." Forſter hatte eine Schweſter, die in einer Waſchanſtalt arbeitete; er ließ ſie ſofort holen. Nach einer halben Stunde erſchien Molly Forſter. Athemlos vom Laufen, nahm ſie das Kind auf ihren Schoß und horchte geſpannt auf das, was der Doktor ſagte.

Die Kajüte der Steinjacht war, in der Nähe betrachtet, kein beſonders angenehmer Aufenthalt, denn ſie war ſchmutzig, unordentlich, heiß und beklommen, und Molly Forſter fing ſofort an, darin etwas aufzuräumen. Sie öffnete die kleinen, ſchmierigen Kajütenfenſter und drängte die neugierigen Leute zurück, welche in dem engen Raum ſich gegenſeitig auf die Füße traten. Dann fächelte ſie dem Kinde Kühlung zu, legte es auf ein grobes Kiſſen, über das ſie vorher eine reine Schürze gebreitet hatte und badete den Kof des armen Kleinen mit Waſſer, um das heftig hervorquellende Blut zu ſtillen.

„Das Kind muß vollſtändige Ruhe haben," bemerkte der Arzt. „Ich fürchte, daß der Krankenwagen es zu ſehr ſtoßen könnte, und wenn es in Ruhe gelaſſen wird, kommt es vielleicht bald wieder zu ſich. Auch iſt es hier auf dem Fluſſe kühler, als in dem heißen Hoſpital, und wenn Sie es bis heute Abend, wo ich wiederkomme, hier pflegen könnten, würde es beſſer ſein!"

Der Doktor hatte ſich an Molly gewandt, und dieſe nickte mit dem Kopfe. Sie hatte ihr Taſchentuch zerriſſen, um die Wunde des Kindes mit den Leinen zu verbinden und ließ ſich dann noch einige Verhaltungsregeln vom Arzte geben. Dieſer war ein guter Mann: er drückte beim Abſchiede dem Mädchen einen halben Dollar in die Hand und ſagte, ſie ſolle etwas Eis kaufen, um das Waſſer für den Verband zu kühlen. Molly Forſter fächelte den kleinen Kranken unermüdlich, ſie badete ſeinen Kopf und flüſterte zärtlich mit ihm, und als die Sonne unterging und der Doktor wiederkam, öffnete das Kind gerade die Augen.

„Das iſt ein gutes Zeichen!" meinte der Arzt. „Vielleicht retten wir ſein Leben, das ſollte mich von Herzen freuen. Nun iſt es aber an der Zeit, daß über den kleinen Burſchen eine Anzeige in die Zeitung kommt, da Niemand nach ihm geſucht hat. Und wenn Sie Luſt haben, können Sie ihn ja ſo lange behalten, bis er geholt wird!"

Am nächſten Tage ging eine kurze Notiz, den kleinen Jungen betreffend, durch alle Zeitungen, und die Polizei gab ſich die größeſte Mühe, die Eltern des Kindes aufzufinden; aber kein Menſch meldete ſich, um daſſelbe in Anſpruch zu nehmen. Molly Forſter pflegte es die ganze Nacht. Gelegentlich ſteckte ihr Bruder Bill ſein wettergebräuntes, trotziges Geſicht in das kleine Kajütenfenſter und betrachtete den kleinen Kranken mit nachdenklicher

Digitized by Google

Miene. Er ging in jener Nacht auch nicht zu Bett, sondern schritt auf dem Verdeck hin und her, und als der Tag graute, flüsterte er: „Molly, nimm den Wurm mit dir in dein Zimmer, wir müssen etwas für ihn thun!“

Bill Forster war vierzig Jahre alt und wie ich schon einmal sagte, ein rauher Bursche. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber die Leute, welche mit Steinen umgehen, sind oft sehr roh und brutal. Bill trank nicht ein Glas Branntwein auf einmal, sondern so viele, als er nur bekommen konnte. Da er mit Schifferknechten umging, welche schlechter als er waren und stets in den Schenken herumlagen, so prügelte er sich mit Vorliebe, und sein Gesicht sah immer wie eine blau und grüne Landkarte aus. Er verdiente etwa anderthalb Dollar täglich, aber wenn die Woche verstrichen war, hatte er keinen Pfennig in der Tasche. Wenn er an jenem Morgen, wo der Kleine ihm in den Weg lief, nicht schlaftrunken und dumm von dem genossenen Schnapps gewesen, würde er die Ziegelsteine vorsichtiger gehandhabt haben.

Die Woche, in der Molly das Kind zu sich genommen, ging zu Ende. Bill hatte der Versuchung, eine Trinkgesellschaft mitzumachen, widerstanden und gab seiner Schwester anderthalb Dollars. Dies war seit Jahren das erste Mal, daß er mehr als einen Cent gespart hatte, und in der folgenden Woche kam es noch besser. Da war Molly, welche tagaus, tagein am Waschtrog und am Bügeltisch stand, die unermüdet arbeitete, siebzig Cents täglich mit ihrer harten Arbeit verdiente und sich und das Kind davon ernährte. Bill hatte früher niemals über seine Schwester nachgedacht: jetzt ärgerte er sich über sie. Das kurze Röckchen des Knaben hatte einige Blutflecken bekommen; Molly hatte es sorgfältig ausgewaschen, aber Bill bildete sich fortwährend ein, dunkle Flecke auf dem leichten Stoff zu sehen, und dieser Gedanke machte ihn ganz elend. Als er in der nächsten Woche seine Schwester sah, welche, den kleinen Jungen auf dem Arm haltend, ihn an der Landungsbrücke erwartete, bemerkte er: „Sieh, Molly, ich finde es doch hart für dich, wenn du den kleinen Kerl mit durchfüttern sollst. Brod, Butter und Kartoffeln sind nicht umsonst zu haben, und die Pflege kostet eine Menge Geld. Jedenfalls würdest du bankerott machen, wenn du den Wurm auch noch kleiden solltest. Sieh' mal, hier sind anderthalb Dollars für seinen Lebensunterhalt, und hier ist noch ein Dollar extra, für den du Kattun oder ähnliches Zeug kaufen kannst. Mach' ein Kleid für den Jungen und vergiß nicht, das dumme Gespinnst, was er jetzt trägt, zu verbrennen. Das steht ihm gar nicht, und wenn ich nächstens wiederkomme, muß er nobel aussehen. Hast du mich verstanden?“

Molly war sehr überrascht, denn sie hatte es ganz selbstverständlich gefunden, daß sie sich allein für das Kind abplagte.

„Du bist ja furchtbar gut, Bill. Warte nur, wie ich den Kleinen herausputzen werde! Aber lästig ist er mir gar nicht. Wenn ich arbeite, kommt er mit in die Waschküche, und dort wird er ordentlich verzogen. Erst war ich bange, daß er etwas schwachsinnig geworden sei — na, brauchst nicht zu erschrecken, Bill! Er ist ganz in Ordnung, denn er fängt jetzt an zu spielen. Er ist nur ruhig, weil er von Natur so süß ist, und ich liebe ihn, als wenn er mir von Anfang an gehört hätte!“

Als Bill Forster wieder flußaufwärts fuhr, dachte er sehr viel über das Kind nach; und eigentlich beschäftigte er sich wachend und schlafend fortgesetzt mit demselben. Er hatte noch niemals viel nachgedacht, und es war für ihn eine harte Arbeit überhaupt zu denken. Vielleicht kam es daher, weil sein seit Jahren von Branntwein umnebelter Verstand noch niemals gearbeitet hatte. Als die leere Jacht auf dem breiten Fluß schwamm, von der Fluth leise hin- und hergeschaukelt, saß Bill im Schatten des lose hängenden Vordersegels und sprach mit sich selbst, und man kann nicht behaupten, daß diese Unterhaltung sehr schmeichelhaft für ihn war.

„Alles an mir ist Schwindel! Ich habe so an die fünfundzwanzig Jahre meines Lebens reineweg vergeudet, und wenn der Hauptmast mir mein dummes Gehirn schon längst eingeschlagen hätte, so würde das nichts geschadet haben. Was habe ich von den vierzig Jahren, die ich in der Welt umherspaziere? Nur diese lumpigen Kleider voll von Ziegelstaub, die mir am Leibe herumhängen! Und du altes, nutzloses Thier brachtest beinahe ein Kind um! Du läufst mit betrunkenen Matrosen herum und verstehst nur Ziegelsteine auf's Schiff oder auf's Land zu werfen; mehr kannst du nicht! Heute Morgen trankest du einen Schnapps, und du möchtest nichts lieber, als noch einen in dich hineingießen; aber du kannst ihn nicht bekommen, weil du auf dem Flusse bist und die Schnappsbuden hier nicht umherschwimmen! Kannst du denn nicht einmal in deinem Leben von New York nach Wilmington fahren und dir vornehmen, daß du keinen Schluck Branntwein trinken willst? Der Junge braucht eine Menge Sachen. Erst eine Peitsche, dann Stiefel, und wenn der Winter kommt, wollene Rocke und Strümpfe, natürlich auch Weihnachtsgeschenke. Ja, du nutzloser Kerl, Bill Forster, jedesmal, wenn du auf den Grund deines Glases siehst, dann jagst du dir etwas hinter die Binde, das dem kleinen Burschen von Rechts wegen zukommt! Du herzloser Spitzbube, so bist du nun: Deine Schwester spart sich die Bissen vom Munde ab, um das Kind zu füttern, und du warfest ihr diese Sorge an den Hals. Vielleicht suchst du noch mehr Kinder, um sie mit Ziegelsteinen über den Haufen zu werfen, du nichtsnutziger, fauler Portugiese du!“

Wenn Bill sich einen Portugiesen nannte, dann hatte er gewöhnlich den letzten Tropfen seines Vorraths von Zorn über sich ausgegossen. Er hatte jetzt die Jacht mit Ziegelsteinen in Wilmington zu laden, und obgleich der Tag heiß und schwül und die Arbeit schwer war, so nahm er doch kein einziges Mal einen Tropfen. Die andern Schiffsleute kamen, sich den Mund wischend, aus der Schenke zurück und neckten ihn; aber er blieb fest. „Laßt die Sticheleien, Jungens!“ bemerkte Bill; „ich machte den dösen Witz mit dem Kinde und an einer solchen Geschichte habe ich genug. Jetzt muß ich natürlich für ihn sorgen, das könnt ihr auch begreifen. Ich bin jetzt Familienvater, und ich kann noch eben so viel Spaß vertragen wie der Beste von euch, aber versucht nicht, mit mir zu weit zu gehen, denn ihr wißt, daß ich nicht im Rufe der Sanftmuth stehe, und vielleicht könnte ich euch noch Manieren lehren!“

Bills erregte Worte waren übrigens gänzlich unnöthig. Die Leute auf der Jacht begriffen die Sachlage vollkommen und hatten sogar etwas Respekt vor den selbstauferlegten Pflichten ihres Kameraden. Als Bill flußabwärts fuhr, dachte er darüber nach, welchen Namen das Kind führen sollte. Sollte er George Washington, Ulysses Grant oder Moses heißen? Er kannte auch die Namen der Dampfschiffe, welche nach Albany gingen, und man rieth ihm, den Jungen „Albany“ oder „Hektor“ zu taufen. Aber er meinte schließlich, Molly müsse den Namen bestimmen, weil sie das meiste Recht an dem Knaben hätte.

Dann ward Bill auch etwas schwermüthig, wenn er bedachte, daß Jemand später erscheinen könnte, um das Kind zurückzufordern; aber da er niemals in seinem Leben ein Geschichtenbuch gelesen hatte, so konnte er sich keine romantische Vorstellung davon machen, wie es sein

Digitized by Google

würde, wenn reiche Eltern eines Tages im schönen Wagen vorführen, um ihr verlorenes Kind wiederzufordern. — Bill wurde geizig; er sparte in jener Woche fast seinen ganzen Lohn. Er kaute sogar keinen Taback mehr und gönnte sich nur das Nothwendigste, trank keinen Branntwein und ließ sich auch nicht traktiren. Als er den kleinen Jungen wiedersah, da trug dieser ein neues Kleidchen, und Molly zeigte ihn ihrem Bruder mit Stolz.

„Er sieht aus wie ein Maiblümchen!" bemerkte Bill, der seit vielen Jahren an keine Blume gedacht. „Er ist ein hübscher, kleiner Mann; aber ist er nicht ein wenig schläfrig, Molly?"

„Er schläft viel den Tag über, Bill, aber das ist natürlich, und du verstehst nichts von kleinen Kindern! — Was soll aber dieser Berg Geld bedeuten, Bill? Ich habe das, was du mir gegeben, noch nicht verbraucht, denn ich habe nichts nöthig und das Kind erst recht nicht. Du bist sehr gut, Bill; dann und wann kannst du ihm auch ein Stück Zeug geben; denn du hast recht: wenn der Winter kommt, wird das arme kleine Lamm dickere Kleider gebrauchen, und die kosten mehr Geld. Aber ich will dich nicht deines sauer verdienten Lohnes berauben!" — Und Molly machte eine Bewegung, als wenn sie das Silbergeld zurückgeben wollte.

„Molly, warte doch einen Augenblick. Jetzt braucht er vielleicht kein Geld, aber wenn einmal die Arbeit ausgeht und ich nichts verdiene — was dann? Du mußt das Geld aufbewahren, bis der Junge heranwächst und in die Schule geht. Er soll eben so nett aussehen, wie die andern Jungens, und er muß gut erzogen werden. Er soll etwas Besseres lernen, als Ziegelsteine zu werfen! Aber," setzte Bill ängstlich hinzu, „er macht schon wieder die Augen zu: schläft er nicht entsetzlich viel?"

„Quäle dich doch nicht immerfort um ihn!" rief Molly. „Er hat vorhin ganz allerliebst gespielt, und wenn er auch vielleicht zu den Kindern gehört, die erst spät sprechen, so sollen das ja gerade die allerklügsten sein. Ich habe nämlich eine Ueberraschung für dich, Bill! Du weißt, bis gestern sprach er kein Wort, und ich muß selbst gestehen, daß ich fürchtete, er sei vielleicht stumm geworden."

Die Geschwister standen zusammen auf der Landungsbrücke und Bill wandte sich hastig ab, mit zusammengepreßten Lippen über das Wasser blickend. „Aber," fuhr Molly fort, das schlafende Kind fest an sich drückend, „heute sagte er Mut-ter; erst ganz, ganz leise, dann wiederholte er das Wort immer wieder und bot mir seinen süßen, kleinen Mund, damit ich ihn küssen sollte. Ach, Bill, sein Verstand kommt wieder; langsam, aber sicher!" —

Bill blieb auf den guten Wegen, die er sich selbst vorgeschrieben hatte und wich um keines Haares Breite von ihnen ab. Molly war seine Sparkasse und die Geschwister unterhielten das Kind gemeinsam. Als ein Monat vergangen, war Bill reicher, als jemals früher in seinem Leben, und er bestand darauf, daß Molly ein besseres Zimmer miethen sollte. Dasjenige, in dem sie jetzt wohnte, ging auf einen öden, schmutzigen Hinterhof, und Bill mochte das Kind nicht mehr darin sehen.

„Es ist doch ganz natürlich," meinte er, „daß ein Junge Pferde, Frachtwagen und andere lebendige Dinge sehen muß. Das macht die kleinen Würmer auch lebendig!"

Der kleine Bill, — so ward er genannt, weil Molly den Namen ihres Bruders am hübschesten fand — der kleine Bill wurde besser, aber dem großen Bill ging es zu langsam. Der Polizeiarzt ward wieder gerufen, und Bill Forster bestand darauf, ihn zu bezahlen. Aber der Doktor äußerte keine bestimmte Ansicht.

„Es ist entschieden Besserung in dem Zustande des Kleinen eingetreten," meinte er, mit der Hand über seinen kahlen Kopf fahrend; „aber die Besserung geht vielleicht nicht ganz so schnell, wie ich es wünschen möchte. Aber Sie sind eine ausgezeichnete Pflegerin, Molly, und Ihre Liebe und Sorgfalt wird dem Kinde hoffentlich helfen. Ich glaube, daß es besser wird!" —

Das kühlere Herbstwetter zog in's Land, und der Doktor hoffte, daß die frischere Luft dem Kinde Kräfte verleihen würde. Die Kopfwunde war ganz geheilt, und der Kleine eignete sich langsam neue Worte an. Molly wunderte sich zuweilen über dieselben und dachte, sie hätte sie dem Kinde gelehrt, aber dann wieder ward die treue Pflegemutter überrascht durch Worte, von denen sie überzeugt war, daß der Kleine sie anderswo gelernt. Diese neuen Worte kamen dem Kinde erst unbestimmt, wie aus der Ferne; er wiederholte sie zuerst zaghaft, als wenn er ihrer nicht ganz sicher wäre; dann aber gab er ihnen plötzlich einen kleinen Nachdruck, als wenn er sie nun nicht wieder vergessen wollte, — wie ein Vögelchen, das die erste Melodie leise nachzuflöten versucht. Der Kleine war jetzt geistig viel wacher, und diese günstige Veränderung beglückte Molly sehr. Er war niemals verdrießlich und lag still mit weitgeöffneten Augen, ohne auch nur einmal zu weinen. So ging es etwa vierzehn Tage lang, und Bill, welcher noch immer regelmäßig mit der Jacht zwischen New York und Wilmington hin- und herfuhr, war sehr zufrieden, da nach seiner Ansicht sich das Kind schnell besserte.

Es war an einem Abend im Oktober. Die Jacht, voll von Ziegelsteinen, ward gerade an die Brücke gelegt. Etwas weiter entlang stand Molly, an einen der Posten gelehnt, und obgleich Bill mit dem Ankertau zu thun hatte, so sah er doch sofort, daß sie das Kind nicht auf dem Arm trug. Ihn überkam plötzlich ein erstickendes Gefühl der Angst, und es war ihm, als wisse er bereits das Geschehene. Aber er wollte die Hoffnung nicht aufgeben. Es war ja kalt, und Molly wollte das Kind natürlich nicht in die abendliche Herbstluft bringen. Jetzt steht Molly vor ihm.

„Bill!" schluchzt sie, „unser Kind ist im — im Himmel. Gestern Abend war es. Da rief es mich und sagte: Gute Nacht, Mut-ter, gute Nacht, Va-ter, nun will ich in den Garten gehen! Ach Bill! er hatte noch niemals so viel auf einmal gesprochen! Dann spielte er einen Augenblick mit meiner Hand, und darauf sagte er: Gott segne Vater und Mutter! Er sah mich so freundlich an und blickte sich im Zimmer um, als wenn er dich suchte — und dann starb er — ganz leise, — ach, so leise. — Bill, Bill, weine doch nicht so!" — —

Bill fuhr noch immer auf dem Flusse mit Ziegelsteinen, aber, obgleich der kleine Junge gestorben war und er das Sparen nicht nöthig hatte, so trank er doch keinen Branntwein mehr. Er war noch stiller und ernsthafter geworden und dachte nicht mehr daran, sich mit seinen Kameraden zu prügeln. Aber wenn er nach Haus kam, dann ging er zu Molly und saß die langen Abende bei ihr. Sie brauchte sich nicht mehr die ganzen Tage mit Waschen und Bügeln abzuplagen, denn Bill brachte ihr regelmäßig seinen Wochenlohn, und sie hatte schon ein kleines Sümmchen auf die Sparkasse gebracht. Sie hatte früher einmal lesen gelernt, und nun mußte sie Abends ihrem Bruder immer etwas vorlesen. Zuerst war es die Zeitung gewesen, aber Bill brachte ihr eines Tages ein kleines Buch.

„Ich weiß gar nicht, wie es im Himmel aussieht," sagte er, als wenn er sich entschuldigen wollte; „aber, seitdem der Kleine dort ist, muß ich es doch wissen. Der Schiffskapitain sagte, es stände in diesem Buche."

Und Molly las ihm langsam die vier Evangelien vor, und wenn sie mit denselben fertig war, mußte sie wieder

Digitized by Google

von vorn anfangen. Bill hörte so aufmerksam zu, daß er seine Pfeife regelmäßig darüber ausgehen ließ, aber er sagte nicht viel. Wenn man erst mit vierzig Jahren anfängt, nachzudenken, ist es sehr schwer, seinen Gedanken Worte zu geben.

Der Winter ging zu Ende. Bill hatte, als der Fluß mit Eis bedeckt gewesen, reichlich Arbeit am Hafen gefunden, und im Frühjahr ging er wieder mit der Jacht nach Wilmingten, um Ziegelsteine zu holen. Die Hitze kam sehr früh in diesem Jahre, und im Mai war es schon so warm, daß das Ein- und Ausladen des Schiffes die Leute glühend heiß machte. Da gab es denn auch unzählige kleine Jungens, welche mit ihren nackten Füßen im Flusse wateten und sich in dem lauwarmen Wasser wohl sein ließen. Als Bill eines Abends heiß und erschöpft an der Landungsbrücke stand, sah er, wie einer der kleinen Buben, der eben noch am Rande des Flusses geplätschert, plötzlich mit einem kurzen Aufschrei verschwand, und erst in der Mitte des Stromes wieder auftauchte. Er mußte in eine Untiefe gerathen sein, wie sie am Norderfluß so häufig sind, und nun würde er wohl ertrinken. Aber Bill sprang ohne viel Weiteres in das schnell dahinfließende Wasser, fischte mit einiger Mühe den Jungen aus dem Strome, und kein Mensch erfuhr von dem kleinen Vorfall, bis der Vater des Geretteten am nächsten Tage auf der Landungsbrücke erschien, um Bill zu danken. Dieser nahm den Dank sehr gleichgültig auf.

„Machen Sie nicht so viel Aufhebens, Herr, und stecken Sie Ihr Geld nur wieder in die Tasche. Ich holte die kleine Krabbe aus dem Wasser, ohne an Sie oder an mich zu denken. Ich dachte an ganz etwas Anderes, Herr!"

„Gott segne Sie!" rief der Vater, und Bills harte Gesichtszüge zuckten plötzlich, aber er wandte sich mit leichtem Nicken ab und ging zu Molly, obgleich es am hellen Tage war. — Aber Bill war stark erhitzt gewesen, als er in das kalte Wasser sprang, er hatte jetzt heftige Schmerzen in Brust und Rücken, und nach einigen Tagen lag der starke Mann todtkrank in Molly's kleinem Stübchen. Der Doktor versuchte verschiedene Mittel; er mochte Bill gern leiden und hätte ihn mit Freuden gesund gemacht; aber es ging mit dem bestem Willen nicht, und am dritten Tage, als er einsah, daß er nicht helfen konnte, verließ er betrübt das Krankenzimmer. Bill, der die ganze Zeit fast gar nicht gesprochen, rief jetzt Molly zu sich.

„Molly," flüsterte er heiser; „was sagte unser Kleiner nur noch, als er starb?" — „Gott segne euch!" schluchzte Molly. Und Bill, der noch niemals zärtlich gewesen, nahm plötzlich ihre Hand. „Sieh' Molly, früher mochte ich niemals daran denken, daß ich einmal sterben müßte, und der Gedanke an den Tod ist auch jetzt noch nicht ganz gemüthlich für mich. Du hast mir zwar vorgelesen, daß der Heiland die Sünder annimmt; aber mit einem so nichtsnutzigen Burschen, der unschuldigen Kindern Ziegelsteine an den Kopf wirft, hat er gewiß noch niemals zu thun gehabt. Aber, wenn unser Kleiner den Heiland gebeten hat, mich zu segnen, glaubst du nicht auch, daß sie ihm dort oben die Bitte ungern abschlagen? Vielleicht thut der liebe Gott einmal ein Uebriges, und ich kann aus der Ferne in den Garten blicken, wo der Kleine spielt. Weine nicht, Molly, du bist viel zu gut gegen mich gewesen, und wenn der Heiland —"

Er stockte plötzlich und richtete sich im Bette auf. Seine Augen öffneten sich, als wenn er weit in die Ferne sähe. „Es kommt mir vor, als wenn der Kleine mich ruft!" sagte er. „Diesesmal werde ich mich aber bei'm Steinwerfen in acht nehmen. — Gott segne dich, Molly!"

Und Bill lächelte zufriedener in seiner Todesstunde, als jemals in seinem Leben. (Nachdr.)

In eines großen Königs Armen.

Für Haus und Herd bearbeitet von Henricus.

XI. Auf dem Wege zur Freundlichkeit.

Und Helios? — In tiefer Enttäuschung und dumpfem Groll hatte er Hera verlassen. Wahrlich, andere Antwort hatte er auf die Darlegung dessen, was sein Herz erfüllte mit verzehrender Gluth, von den Lippen der Jungfrau erwartet! — Sie, die frohe, freundliche Genossin der kurzen Zeit seines kindlichen Glückes — sie, die dann später dem ernsten Jüngling eine so wunderbar milde Herrin gewesen, die ihm nimmer ein hartes, verletzendes Wort gesagt, — sie lohnte seine vertrauende Bitte jetzt mit kühlem: „Ich will es bedenken."

„Und wie so gar leicht hätte sie thun können, was ich von ihr begehrete — welch ein kleines wäre es für Pygmalions einziges Kind gewesen, die Erfüllung solcher Bitte von dem Vater zu erlangen!"

Des jungen Griechen heißes Blut wallte auf in wildem Trotz, da also seiner Seele Sehnen sich fügen sollte der Laune eines Mädchens.

Nicht wollte der Schlaf an jenem Abend seine brennenden Augen mit der ruhebringenden Blüthe des Feldmohns berühren.

Und der Nachtwind pochte an das Fenster, laut und lauter. Was rief er, was sang er, der Wind vom Walde?

Helios stand aufrecht, er streckte und dehnte die geschmeidigen Glieder, in die Ritzen der Mauer klammerten sich seine Hände und die biegsamen Zehen. Da faßten seine Finger den Riegel, knirschend wich derselbe dem festen Druck. Dann Alles stille — nur die Schläfer unten auf ihren harten Sklavenbetten athmeten laut und gleichmäßig wie vorher.

Und das Fenster flog auf — linde küßte der Nachtwind des Jünglings pochende Schläfen, — ein Schwung, ein verzweifeltes Drängen, — ein großer Sprung und Helios stand draußen, unter dem sternenfunkelnden Himmel. Einen Augenblick lehnte er thatlos an der Wand des Hauses. Plötzlich fuhr ihm durch den Sinn, was Pygmalion, der ernste Mann, ihm gesagt, am ersten Tage, da er diese Mauern betreten.

„Du wirst nicht bewacht werden wie ein unbändiges Thier, so lange du mir dienest. Aber du wirst das Vertrauen, das ich dir schenke, auch nicht mit Undank lohnen."

So hatte der Kaufmann gesprochen, und mit dem prüfenden Blick, der ihm eigen, dem jungen Sklaven in's Auge geschaut.

Was wird er sagen, was denken, wenn er erfährt — Helios erglühte — da gurrte leise eine Waldtaube in einem Baume des Gartens, — des Jünglings Haupt erhob sich lauschend, er athmete schnell und machte eine wilde Bewegung mit den Armen, als wollte er hinweg-

Digitized by Google

ſchlendern, was immer ihn hemme und hindere — und dann floh er ſchnell in großen Sätzen durch den ſtillen Garten, überklomm behende die Mauer an der Straße und eilte dahin auf dem Wege zum Walde.

Als ihn die rauſchenden Bäume umfingen, warf er ſich nieder in's feuchte Moos, ſah er auf zu den dunkeln Wipfeln, aus denen ihm hie und da goldene Sterne entgegenſtrahlten, gleich lichten Gedanken eines guten Gottes, der über dem Flüchtigen wacht. — Und er ſprang in die Höhe und miſchte ſeine Stimme dem ſehnenden Sang der Nachtigall in jubelndem Rufe.

„Ich bin frei! — frei, frei!"

Helios rief's und breitete die Arme aus, — dann lief er weiter, ohne Raſt, ohne Ruh, weiter auf dem wohlbekannten Pfade zum Hauſe der Galiläer.

Erſt wenn er dort angelangt, wollte er raſten und dann ohne Aufenthalt Jeſum von Nazareth ſuchen.

Unſern ſeinem Ziele traf ihn der Sonne Morgengruß.

Tief aufathmend ſtand er ſtille. Mit dem hellen Lichte des Tages kam ihm ruhiges Bedenken des raſch Geſchehenen.

Und ein Schatten legte ſich über den ſtrahlenden Freiheitstraum, dem er nachgejagt.

Was nun? — Wenn er jetzt Jonathan, dem einfachen, ſtreng rechtlichen Manne gegenüber trat, was ſollte er ihm ſagen? — Sollte er ſeine Lippen beflecken mit der Lüge, daß Pygmalion von Tyrus ihn entſandt?

Er gedachte der Mutter des Hauſes — nein, nimmer konnte noch wollte er ihren milden, ernſten Augen mit einer Unwahrheit begegnen! Aber durfte er denn den Galiläer bitten, ihn, den entlaufenen Sklaven bei ſich aufzunehmen, ihn zurechtzuweiſen auf dem Wege, den er wandern wollte?

Finſter blickte Helios zu Boden.

Zum erſtenmale drängte ſich ihm jetzt mit unabweisbarer Gewißheit der Gedanke auf, daß er ein Unrecht begangen, daß er das edle Vertrauen ſeines gütigen Herrn mißbraucht und getäuſcht habe, indem er alſo im Dunkel der Nacht entflohen.

Er neigte ſein ſchönes Haupt. „So wahr ich lebe, ich konnte nicht anders," murmelte er dumpf. — „Ich will ja auch wiederkommen, — gewiß, ich will's!" ſetzte er freudiger hinzu.

Doch einkehren in das Haus der Galiläer, verweilen unter ihrem gaſtlichen Dache, — nein, das konnte er nimmer! Nicht mehr konnte er es, und bitter war ſeinem ſtolzen Sinn der Gedanke, daß er eine raſche That vollbracht, deren er ſich nun ſchämen müſſe.

Schmerzvoll aufſtöhnend ſank der Flüchtling nieder und preßte das glühende Haupt an den Stamm des Baumes, den ſeine Arme umfaßt. Verſunken war der Wunderbau, der noch vor wenig Zeit vor ſeinem freudetrunkenen Blicke ſich erhoben. Nicht mehr frei kam Helios jetzt ſich vor — es war ihm, als ſei er mehr denn je mit ſchmachvollen, taſtenden Ketten umſtrickt.

„Wie ein unbeſonnener Knabe, nein, wie ein elender Feigling habe ich gehandelt!" ſo rief er zürnend und die Stimmen, die ſein Thun vor dem eigenen Herzen zu entſchuldigen trachteten, ſie verſtummten alle, eine nach der anderen.

Hell zwitſcherten die fröhlichen Vögel im Walde, auf leichtem Flügel umſchwebten ſchillernde Schmetterlinge des Jünglings geſenktes Haupt, in unzähligen Thauperlen weckte die leuchtende Himmelskönigin der Iris ſiebenfarbigen Schein — der Knieende aber barg ſein Antlitz, nicht hörte er das jubelnde Morgenlied der Sänger des Haines, nicht ſchaute er der Sonne Licht — ſchrille Mißklänge umbrauſten ihn, und dunkel lag ſeinem Auge die Gegenwart wie die Zukunft.

Da fiel plötzlich, wie ein warmer, ſegenbringender Strahl, ein Gedanke in die Nacht ſeines Sinnens — der Gedanke: „Ich will ja zur Freundlichkeit gehen!"

Sich langſam aufrichtend, ſagte Helios leuchtenden Auges: „Ja, ich will zur Freundlichkeit gehen!"

Und es lag mehr für ihn in dieſen Worten, denn je zuvor.

Auf's Neue wandte er ſich jetzt dem Pfade zu. Bald hatte er die Stelle erreicht, da er damals vom Wagen geſtiegen, um Hera Früchte zu brechen, — er ſtand ſtille und ſah hin auf den Weg, der zum Hauſe der Galiläer führete. Doch heute wich ſein Fuß zurück von dem ſo wohlbekannten Pfade. Des Jünglings Lippen preßten ſich feſt auf einander, dunkle Röthe überflog ſein ſtolzes Antlitz, und eilend, als ſeien verfolgende Häſcher ihm auf den Ferſen, lief er weiter in der Richtung gen Südoſten, die ihm Jonathan auf ſeine Frage angegeben, an jenem letzten Abend nach der Ernte.

Immer hügeliger wurde die Gegend; bald hörte der kühlende Schatten der Waldbäume auf und über ſonnige, ſtaubige Straße zog Helios dahin. Eine Quelle, die aus ſteiniger Felswand hervorrieſelte, löſchte ſeinen brennenden Durſt; die Früchte eines Kaſtanienbaumes ſtillten ſeinen Hunger, — doch weiter, immer weiter trieb ihn das verzehrende Dürſten und Hungern nach dem Gute, das ihm der große Wundermann in Galiläa geben ſollte.

Der Weg ward belebter, Kaufleute mit ihren warenbeladenen Maulthieren begegneten dem einſamen Wanderer, und von ihnen erfragte er hin und wieder die Richtung. Doch kein Wort über Jeſus von Nazareth, den er ſuchte, wollte vor den geſchäftigen Männern über des Flüchtlings Lippen.

Die Hitze des Tages war groß und ſo drückend, wie er ſie ſelten verſpürt. Als die Sonne am höchſten geſtiegen, hatte Helios einen Kreuzweg erreicht. Rathlos ſpähte er umher; ſeit mehr denn einer Stunde war Niemand an ihm vorübergegangen. — Die Kaufleute pflegten wohl alle der Mittagsruhe in den Herbergen. Unſchlüſſig in der Einſamkeit ſtand der junge Sklave.

Wohin ſollte er ſich jetzt wenden? Welcher der drei vor ihm liegenden Pfade führte ihn ſeinem heiß erſehnten Ziele entgegen? — Nicht weit entfernt zur linken Hand erhoben ſich die Häuſer eines Dorfes, umgeben von Weingärten und wogenden Kornfeldern. Da wählte Helios den Weg, der dorthin führte. Vielleicht daß er Schnitter fand bei der Ernte, oder ſonſt Jemanden, von dem er die Richtung, welche er einſchlagen mußte, erfragen konnte.

Eine kurze Strecke erſt hatte der Jüngling zurückgelegt, als er eine niedrige Hütte bemerkte, welche von beſchattenden Ahornbäumen halbverſteckt war. Aermlich ſchien das kleine Haus, doch reinlich, und in dem Streifen Gartenland, der es umgab, wuchſen und blühten neben Kohl und Kraut viel liebliche Blumen.

„Hier kann ich wohl erkunden, was ich zu wiſſen begehre," dachte Helios; raſchen Schrittes durcheilte er den ſchmalen Garten, und die unverſchloſſene Thüre haſtig öffnend, betrat er den einfachen Raum.

Durch die hohe Fenſteröffnung, welche ſich der Thüre gegenüber befand, floß ein heller Lichtſtrom hinab auf das roſige Antlitz eines ſchlummernden Kindes, das drinnen auf ärmlichem Bettlein ruhete.

Regungslos, mit vorgeneigtem Oberkörper, die Hände über der Bruſt gekreuzt, ſtand ein bleiches Weib neben dem Lager. Aus ihren Augen tropften große Thränen, und dennoch lächelte ihr Mund ſo ſelig; — ſtumm, wie verzückt ſchaute ſie nieder zu dem ſchlafenden Mägdlein. Sie bemerkte den Eintritt des jungen Griechen erſt, als, berührt vom Zugwind, den die offenſtehende Thüre verurſacht, die kurzen Löckchen des Kindes ſich flatternd bewegten.

Da ſah ſie auf — erſtaunt zuerſt und verwirrt, doch im nächſten Moment legte ſie den Finger an die Lippen, dem Fremden Schweigen bedeutend. Mit ſtummer Geberde wies ſie Helios, der überraſcht, willenlos ihr folgte, hinaus aus der Hütte. Sie ſelbſt ſandte noch einen langen, glückſtrahlenden Blick zurück, dann trat ſie in's Freie.

„O ſprich leiſe, daß du ſie mir nicht aufweckſt!“ ſagte ſie haſtig mit gedämpfter Stimme.

Und leiſe nur fragte Helios: „Kannſt du mir einen Weg weiſen, der mich hinführt nach Galiläa? Ich will zur Freundlichkeit gehen!“

Siehe, die Worte, welche er vor keinem der Kaufleute, die ihm begegnet, ausgeſprochen hatte — nun floſſen ſie von ſeinen Lippen, faſt ehe er ſelbſt es wußte.

Und das Weib hob die Hände gen Himmel und rief: „Wohl dir, o Fremdling, wohl dir! Was immer die Bitte iſt, die du zu ihm bringeſt — gehe getroſt! Jeſus von Nazareth wird dich erhören, er wird dir helfen. Fürwahr — die Freundlichkeit, das iſt ſein Name!“

„Weißt du von ihm? O künde mir's!“ und Helios ergriff die Rechte der vor ihm Stehenden. Sie aber winkte ihm ſtumm, ihr zu folgen.

Um das Haus herum führte ſie den Jüngling, bis dorthin, wo die Fenſteröffnung über dem Bettlein ſich befand. Voller Glück ſchaute ſie hinab zu dem immer noch ſchlummernden Kinde.

„Sie ſchläft ſo ruhig, ſie ſchläft ſo ſüß!“ flüſterte ſie, und wiederum hinſchauend: „Siehe, — ſie lächelte im Traume, als gewahre ſie die guten Geiſter, die fortan ſie beſchützen!“

„O ſprich, was weißt du von Jeſu?“ drängte Helios.

„Was ich von ihm weiß?“ wiederholte das Weib, und es klang wie Siegesjubel aus den gedämpften Lauten ihrer Stimme.

„Siehſt du das Mägdlein? ſieh es dir wohl an und ſage, iſt es nicht geſund und roſig, wie je ein Kind? Und nun höre —: Geſtern Abend noch lag es zuckend auf dem harten Boden der Hütte, geriſſen und gequält von böſen Geiſtern, die ſchrieen aus ihm mit furchtbarem Wüthen! — O wahrlich, jammervoll war es und entſetzlich anzuſchauen und zu hören — — mein Kind, — Peninna, mein einzig Kind!“

Die großen Augen des Weibes füllten ſich mit Thränen, ſie ſtarrte zu Boden, als ſahe ſie auf's Neue mit bitterem Herzweh ihren Liebling vor ſich, gemartert von unholden Geiſtern der Finſterniß.

„Und nichts, — ach nichts konnte man dem armen Lamm abnehmen von all der Qual!“ fuhr ſie bebend fort: „Nicht Opfer, nicht Beten half oder linderte.

„Mit Kleinem hatte das Uebel begonnen. Doch was wir Anfangs nur 'Träumen' genannt, es wuchs bald zu großem, ſchrecklichem Leide. Schlimmer und gräßlicher ward's von Mond zu Mond. Wenn die Qual einmal wieder vorüber, dann zitterte das arme Kind ſchon vor dem nächſten 'Träumen'.

„Wie hat es ſich wehe gethan, — wie ſtieß es oft mit dem Haupt gegen die harte Erde und wider ſcharfe Kanten, daß das Blut hernieder troff — o jeder Stoß, jeder Schrei, er fuhr mir durch's Herze — und nichts, gar nichts konnte ich doch helfen noch ändern!

„Die Leute im Dorfe drüben, ſie kamen gelaufen, meines Kindes Elend zu ſchauen, — einige voll Mitleid, andere voller Neugier.

„Doch andere Menſchen auch waren hier, die ſchrieen mich an und ſchalten mich, denn ſie ſagten, meine ſchwere Sünde hätte ſolchen Fluch auf das Haupt des unſchuldigen Mägdleins gebracht. Sie gaben mir nicht einmal mehr die Arbeit, die ich im Hauſe für ſie hätte verrichten können, und wenn ich's wagte, einmal in's Dorf zu gehen, ſo verfolgten mich Kinder und Alte mit Schmähreden und Steinwürfen.

„Es wurde immer ärger! — Da erſcholl das Gerücht hier in Kanaan von dem Jeſus von Nazareth, dem Manne aus Davids Stamm. Sie ſagten mir, daß er in Galiläa umherzöge und Gutes thäte allen Menſchen. Sie ſagten mir, daß er Stumme redend mache durch das Wort ſeines Mundes, daß er Blinden die Augen geöffnet und Gichtbrüchige geheilt mit dem Anrühren ſeiner Hand.

„'Und er treibet auch Teufel aus und erwecket die Todten!' ſo kündeten mir die Leute.

„Ich will hinziehen mit meinem Kinde zu dem Gewaltigen, dachte ich und erfrug genau, in welchem Flecken ſie ihn zuletzt geſehen. Doch am Abend deſſelbigen Tages fiel der böſe Geiſt wieder über das Mägdlein und quälete es greulicher, denn je zuvor.

„Zuletzt konnte ich das Entſetzliche nicht mehr anſehen — meine Augen konnten nicht mehr weinen, mein Mund nicht mehr rufen. Ich floh aus der Hütte, verſchloß die Thüre und lief dahin auf dem Wege nach Galiläa.

„Denn ich dachte in meinem Herzen, wenn auch kein anderer Menſch meinem armen Lämmlein helfen kann — Jeſus von Nazareth muß es können!

„Ich lief und lief — und die finſtere Nacht fiel herab, und mir ward gar ſehr angſt, ſo ganz allein im fremden Lande. Doch immerfort meinete ich den gellenden Schrei Peninna's zu hören, und das trieb mich vorwärts, weiter und weiter. Und als der Morgen graute, da hatte ich ein galiläiſches Dorf erreicht. — Aber ich war matt zum Tode vor großer Angſt und Müdigkeit, und ich ſaß nieder auf einem Stein am Wege.

„Noch regte ſich kein Menſch auf der Dorfgaſſe. — Vor mir lag ein baumbewachſener Berg, mir wurde immer weher zu Muthe, als ich ihn anſah und dachte, daß die Stätte, da Jeſus ſein ſollte, wohl noch weit, weit jenſeits ſei. Ach, — und ich wußte ja nicht einmal ſicher, ob der Wunderthäter noch daſelbſt war, und derweil ich ihn ſuchte, lag mein Kind, mein einzig Kind, daheim in der Hütte, ſchutzlos und verlaſſen, von böſen Geiſtern geriſſen und grauſam mit Fäuſten geſchlagen!

„Eine große Furcht erfaßte mich — ich ſprang auf und wollte zurück — ja, lieber zurück zu Peninna, als vorwärts zu dem Sohne Davids!

„Da ſah ich einen Mann herabſteigen von dem Berge, und ich ſprach bei mir ſelbſt: 'du willſt harren, bis er kommt, und ihn fragen nach Jeſu von Nazareth. Vielleicht daß er's dir genau anſagt, wo er jetzt iſt — vielleicht auch, daß er näher iſt, denn ich weiß.'

„Und ich ſtand alſo und harrete.

„Nun wandte ſich der Mann zu der Gaſſe des Dorfes. Er mußte an mir vorüberſchreiten, — und er kam, — — ja er kam! Aber als er die Augen zu mir aufhob und mich anſah, da fuhr ein Beben durch alle meine Glieder — nicht ein Wort vermochte ich zu reden und doch mußte ich ihm immerfort nachſchauen. Er ging etwas vorgeneigt, gleich einem, der eine Laſt auf ſeinen Schultern trägt. Bleich war ſein Antlitz —“

Das Weib brach ab und verſtummte, — ſchwer athmend ſchaute ſie in die Ferne, als nahe ihr wiederum der einſame Wanderer vom Berge.

Helios berührte leiſe ihren Arm: „War er's?“

Da blickte ſie auf und lächelte glückſelig. „Ja fürwahr — er war's! Jeſus von Nazareth, den ſie die Freundlichkeit nennen. — Ich aber wußte es noch nicht und harrete ſchweigend und regungslos. Doch aus dem Hauſe, vor dem ich geraſtet, trat ein Jüngling, ſchön

Digitized by Google

wie David. O ſo wunderſam leuchteten ſeine großen ſprechenden Augen!

„Er, der mich angeſchaut, hob die Hände zum Gruße: ‘Friede dir, Johannes!’ ſprach er, und der andere kniete ſtille vor ihm, bis er ihn aufhob und küßte.

„Wieder dann öffnete ſich die Thüre des Hauſes. Ein großer, bärtiger Mann, gekleidet wie die galiläiſchen Fiſcher, trat mit raſchen Schritten in's Freie.

„‘Jeſus, lieber Meiſter,’ rief er laut, ‘du biſt entwichen unerkannt in dieſe heidniſche Gegend, um endlich einmal Ruhe zu haben, und nun waren du doch wieder die ganze Nacht auf dem Berge!’

„‘Ich ſage dir, Fremdling — wie ich das Wort gehöret ‘Jeſus, lieber Meiſter’, da mußte ich weinen, — weinen heiße, große Thränen — ich weiß es ſelbſt nicht, war ich ſo erſchrocken oder war ich ſo froh — — aber ich mußte weinen — ich konnte nicht anders! Nicht wagte ich in die Herberge zu treten, darinnen Jeſus weilete. Aber als er nach wenig Zeit herauskam, gefolgt von den beiden, die ich geſehen und noch von zehn anderen Männern, da hob ich meine Stimme auf und rief: ‘O Herr, du Sohn Davids, erbarme dich meiner! Meine Tochter wird vom Teufel übel geplagt.’

„‘Er aber ging vorüber und antwortete mir nicht ein Wort.

„‘O wahrlich, ich weiß es, daß ich ein ſündig Weib bin und nimmer fühlte ich es tiefer, als da er, der Heilige, aktiv ſtumm an mir vorüberſchritt, — doch ich gedachte Penimma's, des armen, geplagten Kindes, und nur noch lauter rief ich: ‘Ach Herr, du Sohn Davids, erbarme dich!’

„‘Da ſprach der, den der Herr geküßt hatte, leiſe zu ihm, und ich vernahm, wie der große, bärtige Mann ſagte: ‘Herr, laß ſie doch von dir, ſie ſchreiet uns nach! Bald wird jedes Kind im Dorfe wiſſen, wer du biſt, und ſie werden dich wiederum drängen!’

„‘Ich bin nicht geſandt, denn zu den verlorenen Schafen vom Hauſe Iſraels,’ erwiderte Jeſus langſam und ſchritt weiter.

„‘Ich aber drängte mich durch die Reihe der Männer. — ‘Er iſt ja die Freundlichkeit,’ dachte ich, — ‘er muß dir doch helfen!’ — Und ich fiel nieder zu ſeinen Füßen und bat ihn mit Thränen: „Herr, erbarme dich! —’

„‘Da neigte er ſich zu mir, und ſeine wunderſamen Augen ſchauten mich wiederum an. ‘Es iſt nicht fein, daß man den Kindern ihr Brod nehme und werfe es vor die Hunde!’ ſo ſprach er.

„‘Wie Schläge des Donners trafen mich ſeine Worte, — ich war zum Tode erſchrocken! — Trotzdem, da ich nun angſtvoll aufblickte und ſahe ſein Angeſicht voller Liebe und Hoheit und Trauer — da klang mir's auf einmal jubelnd durch's Herze: ‘Er hat Gottes Macht und er hilft dir doch, — er iſt ja die Freundlichkeit!’

„‘‘O du Sohn Davids,’ ſagte ich, — ‘die Hündlein dürfen doch eſſen von den Broſamen, die von ihrer Herren Tiſche fallen!

„‘Und ſiehe, — da legte er ſeine Segenshände auf mein Haupt und rief: ‘O Weib, dein Glaube iſt groß, dir geſchehe, wie du willſt!’’

„‘Dir geſchehe, wie du willſt’ — wiederholte ſie, und ihre Lippen bebten, Thränen der Freude ſchimmerten in ihren Augen.

Sie wandte ſich zu dem Fenſter und deutete nieder auf das ſchlafende Mägdlein: „Siehe hier, was das Jeſus-Wort vollbracht! — Sonſt, wenn der finſtere Quälgeiſt Penimma verlaſſen, lag ſie weinend, ſchlaflos Tage und Nächte — ihr Geſicht war aſchfarben wie das einer Todten. — Und jetzt, als ich in die Hütte trat, fand ich das Kind hier auf dem Bettlein liegend, ruhig und roſig wie in früherer, glücklicher Zeit!

„Die Macht des Teufels iſt zerbrochen durch das Wort des Davids-Sohnes — o du Jeſus von Nazareth, gelobt ſei dein Name!“

„Weiſe, o weiſe mir den nächſten Weg zu dem Ort, da du Jeſus gefunden!“ — Helios rief's, und ſeine Wangen glühten.

„Ja gehe hin zu ihm, Fremdling — er iſt wahrlich die Freundlichkeit, gehe hin zu ihm! — Folge dem Pfade dort links neben den Feigenbäumen, er führt dich über eine Hügelreihe, und am Fuße derſelben in der weiten Ebene iſt das Dorf, da Jeſus von Nazareth heute Morgen noch war. Um die zehnte Stunde magſt du dort ſein, denn du ſchreiteſt wohl ſchneller, als ich es vermocht.“

Alſo ſprach das Weib, dann eilte ſie in die Hütte und bald wieder zurückkehrend, drängte ſie den Griechen, noch ein Gerſtenbrod zu nehmen und einen Becher kalter Milch zu trinken.

Dankend nahm Helios das ſo freudig Gebotene, dann wandte er ſich, gefolgt von den Blicken der glücklichen Mutter, mit eilendem Fuße zu dem Pfade, den ſie ihm gewieſen.

Noch keine Stunde war er gegangen, als er, herabblickend von einer graſigen Höhe, Geſtalten gewahrete im Thale zu ſeinen Füßen. Zwölf Männer waren es, die dort lagerten, und die Häupter und die Augen aller Zwölfe waren hingewandt zu dem einen, der, umhüllt vom blauen Tallith, in ihrer Mitte ſaß.

„Die Freundlichkeit, — die Freundlichkeit!“ ſtammelte Helios. Ein Beben durchflog ſeine Glieder, ſein Herzſchlag ſtockte .... niederſinkend auf die Kniee, breitete er die Arme weit aus — dann aber ſprang er empor und ſchnell wie der wilde Waldbach lief er hinab in den Thalgrund. — —

XII. Die Schlange.

Pygmalion und Hera weilten im ſtillen Hauſe. Der Tag war heiß und eifriger noch als ſonſt ſchrieb und beobachtete Pygmalion heute auf dem Dache. Sein Antlitz glühte, die Falte zwiſchen ſeinen raſtloſen Augen vertiefte ſich. „Ich ſah es deutlich,“ ſprach er kopfſchüttelnd — „ein ſchwarzer Fleck trübte das Licht der Sonne! Und die Luft iſt dick und glühend, das Meer brauſet lauter von Stunde zu Stunde —: es muß etwas Großes, etwas Schreckliches ſich vorbereiten in der Natur geheimnißvollem Wunderreiche!“

Und düſtere Wolken erhoben ſich bald über den grollenden Waſſerwogen. Nicht ſtrahlend blau mehr waren dieſe heute — gleich ſchwärzlich flüſſigem Blei ſchlugen ſie dumpf an die Ufer der königlichen Stadt. Mit jeder Stunde wuchs die Schwere des unſichtbaren Druckes, der Alles, was da lebte, belaſtete.

Vom Libanon herab zog brauſend der Sturmwind. Tief neigten ſich die Cedern unter ſeinem gewaltigen Flügelſchlage. Doch das Meer, das trotzige, wilde, es bäumte ſich in rieſenhaften Wogen. Zur grauſen Donnerſtimme ſchwoll der Geſang der unzähligen Wellen und miſchte ſich ſchauerlich mit dem lobenden Geheule des Sturmwindes.

Nicht länger auf dem Dache konnte Pygmalion verweilen. Bücher, Schriftrollen, Werkzeuge und Kränzer, ſie flogen gleich lebenden Weſen in wilder Jagd auf dem Boden umher, oder wurden von des Sturmes entfeſſeltem Athem weit über die eherne Brüſtung hinab zur Straße geſchleudert. Was noch zu retten und zu halten war, das griffen und haſchten die vor Furcht bebenden lyriſchen Diener, und Neria, der grauhaarige Zwerg, barg und glättete es drunten mit kundiger Hand.

Das Licht des Tages war erloſchen, ehe denn der Tag

zu Ende — im dämmrigen Gemache, beim Scheine flackernder Lampen saß Pygmalion, der Kaufmann.

Hera schlummerte.

„Mattan Sydyk ist im Saale und begehret dich zu sprechen, Adon!“ so meldete ein schreckensfahler Phönizier.

„Er? — jetzt! bei solchem Unwetter? —“

„Herr, wohl fünfzig Camarim*) kamen mit ihm und harren ebenfalls im Saale.“

Pygmalions Stirn umdüsterte sich. Seine erste Vermuthung, daß Mattan, der stets Gefällige, hergekommen sei, um ihm wichtige Vorgänge, die er am Firmamente beobachtet, mitzutheilen, zerstäubte, und ein unbestimmtes Ahnen nahender Gefahren bemächtigte sich seiner.

„Sage dem Oberpriester, ich erwarte ihn hier!“ sprach er fest, sich hochaufrichtend.

Der Sklave enteilte gehorsam. Kurze Zeit nachher erklang ein schwerer, schlürfender Schritt auf der Stiege, und von dem Tyrer geleitet betrat Mattan Sydyk das Gemach. Der goldnen Lampen gelber Lichtschein fiel auf sein entstelltes Antlitz. Farbloser war es als gewöhnlich, doch unter den halbgeschlossenen Lidern hervor glühten seine Augen in unheimlichem Feuer.

Langsam, feierlich näherte er sich dem Kaufmann und küßte ihn.

„Mattan — was treibt dich hierher im schwarzen Tempelkleide und in solchem Unwetter!?“ —

Der Priester kreuzte die narbenzerrissenen braunen Arme über die Brust.

„Beelsamen, der Gewaltige, sendet mich — ich folge nur seinem Befehle. Doch wahrlich! mein Herz blutet.“

In dumpfen Lauten redete er. Aber um des Kaufmanns edlen Mund zuckte leicht ein spöttisches Lächeln.

„Was quält, was bekümmert dich?“ fragte er, niedersehend zu dem Priester, der wie von schwerer Last gebeugt vor ihm stand.

Da richtete sich Mattan plötzlich auf.

„Pygmalion, du weiser Wächter des göttliches Lichtes — hast du es wohl gewahret, wie sich Beelsamens Antlitz heute zürnend verdunkelt? — Von der Zinne des Tempels sah ich's mit Schrecken. Und wir eilten voller Angst und brachten dem großen Gott Opfer um Opfer, — Stiere und Farren ohne Tadel. Doch siehe, das grause Toben seiner Macht! Höre des Gewaltigen schreckliche Stimme! Beel zürnet unserer Stadt, ja er zürnet ihr mit großem, verderbendem Zorne! —

„Die herrlichen Schiffe, welche die Priesterschaft gen Hispanien sandte, sie kehrten wieder heute um die sechste Stunde. Doch wüthend grollet das Meer, — sie arbeiten bis jetzt noch vergeblich, um den sicheren Hafen zu gewinnen. Und wenn nicht bald Ruhe kommt und Rettung, so sind sie verloren für uns, die unermeßlichen Schätze, welche unsere Schiffsführer so mühsam von dem Silberlande geholt.

„Geschrieen haben wir und gerufen zugleich mit den Priestern Astarles. Viel Blut ist geflossen, und Kinder brachten wir hinaus in das Brandthal, — umsonst! Umsonst — Beelsamen ließ sich nicht erbitten —“

„Was willst du von mir, Mattan?“

Ungeduldig rief also Pygmalion. Die Worte des Priesters erschienen ihm wie ein gleißender Vorhang, der Schreckliches vor seinen Augen verbergen sollte — und er begehrte die Gefahr zu schauen, die ihm drohete!

„Was willst du von mir?“

„O Pygmalion — Unheil, schweres Unheil, vielleicht gar gräßliche Zerstörung nahet Tyrus „der Königlichen“, wenn Beelsamens Zorn unversöhnt bleibt. Rathlos, verzweifelnd drängte sich das Volk zu dem Tempel, und wir Priester lagen in der heißen Asche der Opfer vor der Säule des großen Gottes und riefen immer nur das eine: „Beel, erhöre uns! Beel, sage, was wir dir thun sollen!“

„Da erschollen plötzlich aus dem Munde des Gewaltigen diese Worte: „Eine Jungfrau ist in Tyrus, deren Vater kündete Astarte im Gesichte der Nacht, daß sie in meinen Armen ruhen solle — — diese bringet her zu mir!“

„Alles Volk hörete die göttliche Rede und alles Volk schrie laut —“

„Hera — Hera!“ Den geliebten Namen auf den bleichen Lippen stürzte Pygmalion sich dem Priester entgegen und faßte dessen kohlschwarzes Gewand. — — Gleich darauf jedoch sanken seine Arme wieder herab. Mit der edlen Ruhe, die ihn so selten nur verließ, sprach er: „Mattan, du rasest! — Nein, ich bin's, der rasend Unmögliches deutet. Das Unwetter drückt auf mein Haupt.“

Er streckte dem Priester die Rechte entgegen, Schmerz und Müde in Blick und Geberde vereint.

Aber Mattan Sydyk schlug nicht ein in die dargebotene Hand. Einen Blick tödtlichen Hasses sandten seine versteckten Augen hinüber zu dem Manne, den er Freund nannte, und sein Antlitz schmerzlich verziehend erwiderte er feierlich: „Nicht ich rase, noch du, Pygmalion. — Ich bin gekommen, um deine Tochter Hera von dir zu fordern zum Sühnopfer für Beelsamen, den großen Gott.“

Eine dunkle Ader schwoll auf des Kaufmanns Stirn. Jedoch er sagte kein lautes Wort. Hochaufgerichtet stand er, den Priester mit den Augen messend.

Dann trat er auf ihn zu, und als Mattan einige Schritte zurückwich, lächelte er spöttisch. Schwer legten sich seine Hände auf des Tyrers Schultern.

„Mattan,“ sprach er ernst — „Mattan, sage mir die Wahrheit — glaubst du dem Gotte, dem du dienest?“

Des Priesters Züge verzerrten sich, aber er kreuzte die Arme über die nackte, blutige Brust und verneigte sich tief. „Beelsamen ist ein großer Gott,“ murmelte er.

„Mattan, — du lügst! Du glaubst ihm nicht! — Und wenn du verblendet genug wärest, es zu thun, so höre: Nicht ich, Pygmalion, lasse mich knechten von den Priestern der Sonne! Der Sonne, die wie der Mond, den ihr Astarte nennt, und wie alle Gestirne, nur ein Werkzeug ist in der Hand eines allmächtigen, allergrößesten Gottes, der die ganze Welt regieret! Und nimmer, nimmer soll meinem Kinde, meinem Kleinod ein Leids geschehen, um einen Gott zu versöhnen, der gar kein Gott ist! —

„Lug und Trug sind die Worte, die ihr im Tempel vernommen! — Das ist meine Antwort, die magst du künden!“

Er wollte stolz an dem Priester vorüber zu Heras Gemach schreiten.

Doch Mattan versperrte ihm den Ausgang. Scharf hob sich sein grell beleuchtetes, fahles Gesicht vom dunklen Roth des seidenen Vorhanges, welcher die Thüre verdeckte, als er jetzt mit höhnischem Lächeln zischte: „Vor Kurzem stand ich an dieser Stelle und deutete dir den Traum, der dir den Sinn aufblähet — du verachtetest meine Worte, und machtlos, gedemüthigt ging ich von hinnen. Nun komme ich mit neuer Deutung! —

„In eines großen Königs Armen, — fürwahr, Beelsamen, der Glänzende, Herrliche, er ist doch wohl groß und mächtig genug für dein stolzes Kind! — Und dennoch — wiederum mißfällt dir, was ich dir künde — aber diesmal weiche ich nicht wie vordem! Wo ist das Mädchen? —

*) Camarim — der alttestamentliche Name für die Götzenpriester, welche nach ihrer schwarzen Tempelkleidung so geheißen.

Digitized by Google

„Giebst du sie mir nicht freiwillig heraus, so rufet ein Hauch meines Mundes fünfzig Camarim herauf und wahrlich — todt oder lebend — sie wird ruhen in eines großen Königs Armen!"

Und er zog eine kleine, goldene Pfeife aus seinem Gewande. Doch ehe noch der schrille Pfiff die Luft durchschnitten, stürzte Pygmalion zornblitzend dem Priester entgegen.

„Verruchter! laß mich zu meinem Kinde!"

Wieder hob Mattan die Hand, um die Pfeife an die Lippen zu führen.

Da packte ihn Pygmalion mit starken Armen, — ein gewaltiges Ringen, dumpfes Stöhnen aus gepreßter Männerbrust, — dann ein Schrei, und der Priester flog zu Boden, sein geschorenes Haupt prallte hart wider die scharfe Kante des Tisches. Ein Blutstrahl färbte das schwarze Priesterkleid.

Und Todtenstille nun in dem kleinen dämmerigen Raume. — Draußen tobet das Unwetter. —

Tief athmend, mit weit aufgerissenen Augen schauet Pygmalion einen Moment nieder zu dem starren langhingestreckten Körper. Dann reißt er die Thüre aus dem Schloß und eilet in Heras Gemach.

XIII. „Du wirst machtlos sein."

Immer noch schlummerte die Jungfrau; sie hatte nichts vernommen von dem Ringen der Männer.—

Doch hastig riß jetzt der Vater sein schlummerndes Kind in die Höhe.

„Wache auf, Hera! wach auf!"

Sie sah ihn an mit wirrem Blick.

„Was soll ich? — was ist?"

„Die Schlange ist da — die Schlange, von der mein Traum mir gesagt. Ich aber will der Löwe sein, der dich errettet — du mein Rehlein, mein Kleinod du!"

Er küßte ihre weiße Stirn, dann nahm er ihre Hände fest in die seinigen und zog die noch halb Betäubte mit sich fort auf die Galerie die Stiege hinab. Schauerlich tobte das Unwetter, das Haus bebte — unaufhörlich fast grollte der Donner, zuckten bläuliche Blitze.

„Helios hierher, Helios!" rief Pygmalion laut in den dunklen Hof.

„Helios!" Der Name brachte Hera wie ein Zauberschlag die klare Erinnerung an Alles, was geschehen.

Wie unter körperlichen Schmerzen schrak sie zusammen und sich bebend an den Vater schmiegend flüsterte sie: „Rufe ihn nicht — er ist fort."

„Wohin?"

„Ich weiß es nicht."

Pygmalion fragte nicht weiter, noch staunte er. Das Außergewöhnliche, es erscheint selbstverständlich zu solcher Zeit, da eine große Gefahr jeden Sinn, jeden Nerv zwingt zu verdoppelter, verdreifachter Anstrengung.

Ohne ein Wort zu verlieren, eilte Pygmalion zurück zu der Galerie, riß eine der dort befestigten Fackeln aus den haltenden Klammern und zog dann sein Kind mit sich fort nach dem Stalle der Rosse und Maulesel. Während er dort mit der Geschicklichkeit, welche er sich als Jüngling in Griechenland erworben, in fliegender Hast zwei starke Pferde vor den Wagen schirrte, sagte er Hera, die zitternd am Eingange lehnte, von der Gefahr, die sie bedrohe.

Ein Schauder überflog die Jungfrau.

„Alles, alles — nur nicht in den Tempel," murmelte sie schreckensbleich.

„Sei ruhig, Hera, mein Stern du — ich schütze dich, ich will der Löwe sein, in dessen Obhut du sicher bist."

„Fort, nur fort, Vater!"

Pygmalion ergriff die Zügel.

„Zum Walde," bat Hera.

Und zum Walde hin rasten die Rosse, gepeitscht von der Hand des Mannes, der mit blutendem Herzen sein einziges Kind den Gewalten der tobenden Elemente aussetzte, um es vor Schlimmerem zu bewahren.

Doch trotz des zornigen Leides, das seiner Brust ein schmerzvolles Stöhnen entrang, wenn seine glühenden Blicke Heras zarte, weiße Gestalt suchten, fühlte sich Pygmalion „der Königliche", stolz und stark — voller Löwenmuth und Siegesgewißheit. Durch des Sturmes Brausen und das Brüllen der Wogen erklang es laut ihm und freudig: „Ich selbst bin der König des Traumes, — ich bin's und ich rette mein Kind!

„Jetzt senkte sich der Pfad, das Dickicht des Waldes nahm die Fliehenden auf.

Des Waldes? — Dieser schaurige Ort des Entsetzens, war es denn wirklich derselbe Wald noch, in welchem Hera und Helios vor so kurzer Zeit lichte Stunden verlebten? — Derselbe Wald, der sie mit würziger Luft und süßen Vogelstimmen, mit tausendfacher Schönheit begrüßt und umfangen? — —

Jetzt neigten sich die Palmen und die schlanken Silberpappeln unter des Sturmwinds ehernen Flügelschlägen; aus den gewaltigen Stämmen uralter Eichen und düsterer Pinien klang es wie schmerzlich-banges Aechzen. Die geängsteten Thiere des Waldes schrieen wild und schaurig dazwischen.

Tief sanken die Räder des Wagens in den regendurchweichten Boden, und es wurde Pygmalion schwer, zu verhüten, daß die Rosse, die Richtung verlierend, wider einen Baum prallten. Oft auch verwickelten sich die eilenden Hufe im dornigen Gestrüpp, denn es war finster, pechfinster. — Die zackigen Blitze, welche die rauschenden Laubkronen durchzuckten, sie waren die einzige Leuchte auf dem gefahrvollen Wege.

Viel klagende, unheimliche Stimmen erschollen über und neben den Flüchtenden. Alle die unholden Geister der Nacht, welche Hera so fürchtete, schienen los und ledig zu sein und des Waldes Bewohner peinigend zu verfolgen.

Doch weiter — immer weiter!

„Fort, nur fort!" — Wohin? — —

Heras schmerzendes Haupt wußte keine Antwort. Oede, schaurig, in Finsterniß gehüllt, lag das Leben vor ihr — verwandelt in wenigen Stunden gleich dem schönheitreichen Walde!

— Da, ein Blitz! ein greller, langhinzuckender — — krachend stürzte einer der Baum-Riesen dicht neben dem Fuhrwerk zersplittert zu Boden.

Was war das? — Grollte der Donner so furchtbar, so erschütternd, oder zitterte die Erde? — —

Ein entsetzliches Angstgefühl bemächtigte sich der Fliehenden.

Kaum wissend, was er that, sprang Pygmalion vom Wagen.

Hochaufgerichtet stand Hera, auch in der Dunkelheit durch ihr weißes Gewand zu erkennen.

„Vater — o Vater! — was ist das?"

Und wiederum dies dumpfe Tosen, — gleich als donnere es unter ihren Füßen — — wild aufbäumen sich die Rosse, und noch ehe Pygmalion sein schwankendes Kind umfassen kann, reißen die scheuenden Thiere in rasender Flucht den Wagen von dannen.

Ringsum undurchdringliche Finsterniß!

„Hera, mein Kind, wo bist du?"

Keine Antwort. Seine Phantasie malte ihm Hera vor, zerrissen und zerfleischt von den wilden Thieren. Und von Entsetzen und innerer Angst überwältigt sank er zusammen.

Wild brauste das Unwetter über ihn dahin. Wilder aber stürmte es in seiner Seele.

Digitized by Google

„Hera, Hera! — Und ich wollte der Löwe sein, der dich beschützt und errettet! Ich — ich"

Gleich höhnischem Lachen klang dem Gequälten das Heulen flüchtender Schakale aus der Ferne. Er meinte, Mattan Sydyk's Stimme zu erkennen.

„Der Priester! — o ewige Wahrheit — sollte er recht haben? Muß ich seine Deutung annehmen? Hat Beel's Hand mir jetzt das Kind entrissen, das ich ihm zum Opfer geweigert?"

Verzweifelnd ob solcher Gedanken, die ihn umflutheten, schlug Pygmalion an seine Stirn — entsetzt sprang er empor und stürzte weiter in die nachtumhüllte Wildniß hinein, als wollte er in wüthendem Kampfe dem zürnenden Gott seine liebliche Beute entringen. Jedoch von einem herabgeschleuderten Aste getroffen, brach er bald auf's Neue zusammen. Die grause Gegenwart, die wechselvolle Vergangenheit, die düstere Zukunft — Alles, Alles verwirrte sich in ihm mit wildem Drängen.

Lange und furchtbar, als ob Felsmassen krachend von gewaltiger Hand übereinandergeschoben würden, grollte der Donner über den sturmgepeitschten Wipfeln.

„Zeus, halt ein — Zeus, erbarme dich!" stöhnte der am Boden liegende Mann.

Im nächsten Augenblick aber richtete er sein Haupt wieder auf, — er hob die Hände und rief: „Nein, nein! nicht Zeus, nicht Beel — ich weiß es ja, daß sie nicht leben noch sind —: Du einiger, du Gott der Wahrheit, höre mich! Sende mir Hülfe, sende mir Licht, daß ich mein Kind sehe und errette!"

Was war das? — Warum sanken die gen Himmel gehobenen Hände nun plötzlich schlaff herab? — Warum barg Pygmalion, „der Königliche", das zuckende Antlitz im Grase des Waldes? — —

Wie eine Offenbarung kam es jetzt über ihn, das Wort, das er in der Philosophenschule gehört, im Tempel zu Jerusalem vernommen, — das strenge Wort: „Ewige Gerechtigkeit regieret das Weltall!"

„Ewige Gerechtigkeit" murmelte er schmerzvoll, und vor seinen Blicken stand Mattan, der Priester, im kohlschwarzen Gewande, mit verzerrtem, bleichem Antlitz, auf eine klaffende Wunde am Haupte deutend.

„Ewige Gerechtigkeit" klang es von seinen aschfarbenen Lippen, und er wies zum Boden — da lag Hera's blutiger, entstellter Leichnam.

„Ewige Gerechtigkeit" grollte der Donner, — „ewige Gerechtigkeit" heulte der Sturmwind — — ewige Gerechtigkeit!

Und Pygmalion, „der Königliche", der starke, stolze Mann, er erbebte, er zitterte.

Im Staube lag er — ein Besiegter, ein Gedemüthigter. Nicht allein diese letzte rasche That, die seine zornbebende Hand verübt — nein, Alles, was er je in seines Lebens Tagen geschaffen und gelassen wider die Stimme des Gottes, der in seiner Seele sprach — Alles stand auf und zeugte wider ihn. Und „ewige Gerechtigkeit regieret das Weltall", war die erschütternde Antwort.

Wie lange er also gelegen, niedergeschmettert durch dies große, dies furchtbare Wort, Pygmalion wußte es nicht zu sagen.

Stille war der Wald, als er sich endlich aufrichtete.

Gleich Thränen über das Erlebte fielen große Wassertropfen von den zitternden Bäumen. Der Sturm schwieg. Hier und da funkelte ein Steen durch das Laubdach.

Die Thiere des Waldes regten sich kaum, — erschöpft, ermattet lagen sie, — jedes an seinem Ort.

Pygmalion athmete tief und schwer. Das Haupt sank ihm auf die Brust; er breitete die Arme aus und rief: „Ewige Gerechtigkeit, ewige Wahrheit, erbarme dich meiner! Sende du den Löwen, der mein armes Kind beschützt. Nicht ich bin's — nicht ich!"

Und dann bahnte er sich wiederum den Weg, den mühevollen Weg, durch die Wildniß des Waldes — sein Kleinod zu suchen. Die Augen auf den jetzt mondbeschienenen Boden geheftet, eilte er vorwärts, kreuz und quer, ohne Ruhe, ohne Rast.

Da — o sieh — in der Lichtung drüben, was ist's, — so weiß, so starr?

Stumm vor Herzensangst stürzt der einsame Mann zur Stelle. In stummer, bitterer Qual umfaßt er sein Kind, sein schönes todtes Kind.

Todt? — todt?

Ja, bleich und regungslos liegt Hera im Moose. Ihr durchnäßtes Gewand umhüllt einen eisigen Körper, und an ihrer marmorweißen Stirn klafft breit eine blutige Wunde. Geschlossen sind die strahlenden Augen — „die Augen wie das Meer." Keine Thräne mehr giebt es für sie, aber auch kein Lächeln mehr für den stummen Mund, — kein Wort mehr, keinen Kuß.

Und an seine Brust preßt der Vater sein Kleinod, seine süße, bleiche Blume.

O still — still! — pocht nicht noch leiser Herzschlag unter dem lichtem Gewande?

Rieseln nicht noch langsam und stätig rothen Blutes Tropfen aus der Wunde am Haupte in das goldige Haar?

Ja, ja! und wiederum ja! — Pygmalion sieht's und fühlt's und glaubt's! Noch ist das Leben nicht entflohn, noch einmal fällt ein Hoffnungsschimmer in diese Nacht des Entsetzens Und der Vater reibt die starren Glieder, er haucht auf die kalten Lippen und küßt sie — doch weh — nicht werden sie wärmer noch regsamer.

Kein Mensch nah und fern, der ihm beistände in seinem angstvollen Mühn — kein Gott noch, der hier hilft und errettet!

„Hera, o Hera, wach auf! Herrscher des Weltalls, laß mir mein Kind!"

Nur der Wipfel leises Rauschen antwortet der Stimme Pygmalions. Hell fällt des Mondes Strahlengruß auf Heras schmerzlich verzerrtes, weißes Antlitz, aber jener beglückende Hoffnungsschimmer, welcher alles Traurige zu verklären vermag, er schwindet, er verblaßt mehr und mehr.

Immer schwächer, stockender wird der Jungfrau Herzschlag. „O hätte ich ein wenig Wasser!" seufzt Pygmalion und suchend blickt er umher.

Horch! Plätschert nicht ein Waldbach dort hinter dem weinumrankten Felsblock? — —

Behutsam bettet der Vater das bleiche Mädchenhaupt auf weiches Moos. Dann enteilt er mit flüchtigen Schritten, — Wasser will er suchen oder hülfreiche Menschen!

Nein, nicht dort ist die Quelle und auch nicht drüben am Hügel — Täuschung war's, der Windhauch nur durchfuhr das nasse Laub. — Doch still! Von jener Seite rauscht es silberhell. Nur schnell, o schnell!

Und wieder Enttäuschung und neues Suchen. Die Zeit flieht — — o wenn die hungrigen Schakale, die gierigen Räuber des Waldes, die hülflose Jungfrau währenddessen überfielen!

Starrer Schreck durchzuckt Pygmalions Glieder. In rasendem Laufe stürzt er zurück zu der Stelle, wo er sein Kind verlassen.

„Hera, Hera!"

Ist sie denn einmal dem Tode geweiht, so soll sie stille in des Vaters Armen sterben, an seiner Brust den letzten Athemzug thun!

Jetzt theilte Pygmalion das Dickicht mit kräftigen Armen. O Graus — dies ist nimmer der Ort, da Hera gelegen!

Er ruft; er irrt umher. Vergeblich! Das Kind, das er mit starker Hand beschützen wollte — er hat es zum zweitenmal verloren.

Am Schwedenſtein bei Lützen.

Nach Tagebuch-Notizen vom Editor.

Die Geſchäfte, die uns nach Leipzig geführt, waren abgemacht, mein amerikaniſcher Freund nach Paris abgereiſt; ich hatte noch einen freien Tag vor mir, ehe die Reiſe über Magdeburg nach Berlin fortgeſetzt werden mußte.

Weßhalb an dieſem freien Tage nicht das Schlachtfeld bei Lützen beſuchen? Längſt ſchon ſehnte ich mich die Stätte zu beſchauen, wo der proteſtantiſche Held des dreißigjährigen Krieges — Guſtav Adolph — im Kampfe für ſeinen Glauben gefallen. Jetzt bot ſich die Gelegenheit. Die Eiſenbahnen berühren zwar das ſtille Städtchen Lützen nicht, ſondern führen öſtlich und weſtlich in fünf bis acht Meilen Entfernung daran vorbei. Aber von Leipzig aus kann man leicht per Bahn nach dem etwa zwanzig Meilen ſüdweſtlich entfernten Corbetha kommen, und von da ſind es etwa noch fünf Meilen nach Lützen. Dieſe werden auch zu überwinden ſein.

Der Abſtecher wurde gemacht.

Ich ſtehe mit dem wachhabenden Invaliden am Guſtav Adolph-Denkmal. Der geſchwätzige Alte merkte bald, daß ich vom Verlauf jener Schlacht und der Stellung der ringenden Heere etwa ſo viel weiß als er und ſagt:

„Mein Juteſter, ſin Sie denn Offizier, und och irgendwo mit dabei jeweſen?“

„Nein, mein Lieber, aber ich leſe ein wenig.“

„Na, wenn Sie en Studirter ſin, da kann ick in Schatten legen.“

Ich gönne dem Alten die Ruhe, und bin, wie ich es an ſolchen Stätten gerne habe, mit meinen Gedanken allein.

Lange Zeit betrachte ich den unbehauenen Steinblock, zwei Jahrhunderte lang das einzige Denkmal — und denke an die Dankbarkeit der Menſchenkinder. Dreißig Bauern wälzten denſelben am Tage nach der Schlacht, welche bekanntlich am 6. November 1632 geliefert ward, an die Stelle, wo der Leichnam Guſtav Adolphs gefunden wurde. Ein Steinhauer meißelte die Buchſtaben G. A. und die Jahreszahl 1632 in den Block, und das Denkmal war fertig. Das Volk nennt es bis auf den heutigen Tag — den Schwedenſtein.

Erſt in unſerem Jahrhundert gelang es, den Stein mittelſt eines gußeiſernen Poſtaments zu überdachen.

Zum erſtenmal ſtanden ſich bei Lützen die beiden größten Feldherrn des 17. Jahrhunderts in offener Feldſchlacht gegenüber — Guſtav Adolph und Wallenſtein. Der eine voll Glaubens und heiligen Eifers für die Reformation, der andere ſeinem Stern vertrauend, ohne Begeiſterung für den Katholicismus, aber von glühendem Ehrgeiz für ſeine Feldherrn-Ehre durchdrungen.

Der vorgerückten Jahreszeit wegen erwartete Wallenſtein keinen Angriff von dem bei der Stadt Naumburg verſchanzten Guſtav Adolph und ſandte den General Pappenheim mit ſeinen Schaaren über Halle nach Weſtphalen in's Winterquartier.

Dieſen Umſtand benützend, griff Guſtav Adolph am 6. November mit 20,000 Schweden und Deutſchen (letztere unter Bernhard von Weimar) die Armee Wallenſteins, die noch immer 25,000 Krieger zählte, an.

Es war ein nebliger Novembermorgen, als die Trompeter der ſchwediſchen Reitergeſchwader mit der Melodie des Liedes — Ein feſte Burg iſt unſer Gott — das Heer zur Morgenandacht riefen, zu deſſen Schluß noch des Königs Feldlied geſungen und geblaſen wurde:

„Verzage nicht, du Häuflein klein,
Obſchon die Feinde willens ſein,
Dich gänzlich zu verſtören,
Und ſuchen deinen Untergang,
Davon dir wird ganz angſt und bang:
Es wird nicht lange währen.“

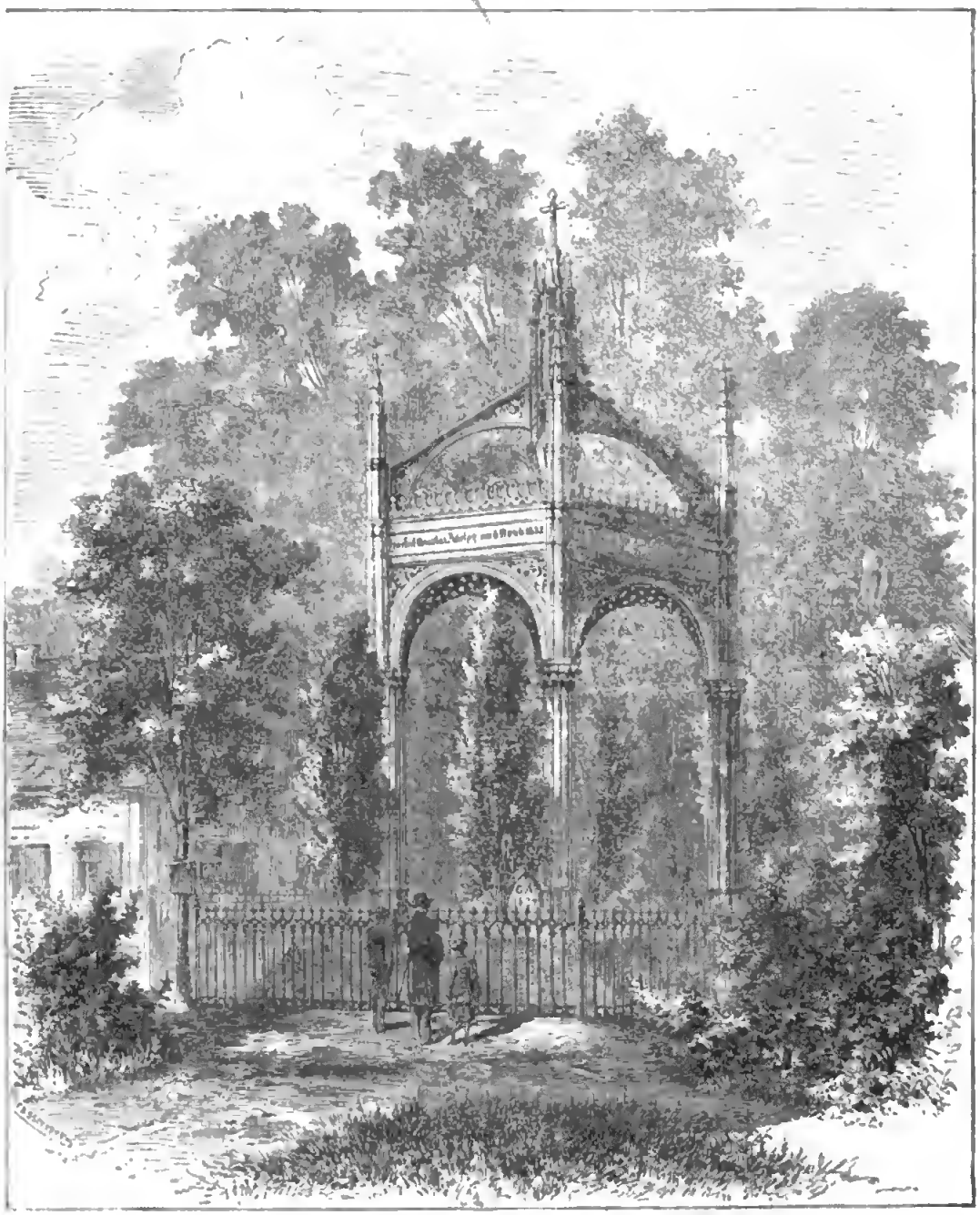
Darauf zieht der König das Schwert und ruft mit hocherhobener Stimme: „Nun wollen wir daran, das walt der liebe Gott! Herr Jeſu, hilf, wir ſtreiten heut' zu deines heil'gen Namens Ehre!“

„Gott mit uns!“ iſt der Schlachtruf der Proteſtanten. Mit — „Ave Maria“ ſtürzen die Kaiſerlichen in den Kampf.

Wie furchtbar blutig das Ringen, davon ſprechen die 10,000 Todte, die aus 45,000 Kriegern am Abend des Tages die Wahlſtatt bedecken.

Wallenſtein entwickelt ſein glänzendes Feldherrn-Talent in vollſtem Maße und ſetzt dem ſchwediſchen Fußvolk mittelſt einer im Mittel-

Digitized by Google



Das Guſtav Adolph-Denkmal bei Lützen.

treffen errichteten Batterie furchtbar zu. Die ſchwediſche Tapferkeit jedoch ſtürmt die Batterie und Wallenſtein wälzt mächtige Reiterſchaaren herbei, um dieſe Poſition wieder zu gewinnen.

In dieſem Ringen kommt Guſtav Adolph ſeinem Fußvolk mit dem Reiterregiment Steinbock zu Hülfe, fällt in dem Getümmel von mehreren Piſtolenſchüſſen getroffen, wird von ſeinem ſcheugewordenen Pferde geſchleift, erhält ſpäter von den kaiſerlichen Reitern noch mehrere Wunden und wird bis auf's Hemd ausgezogen.

Nachdem ſich das Heer vom erſten Schrecken ob dem Tod des Heldenkönigs erholt, erfaßt die Schweden und Deutſche eine furchtbare Wuth,

und ſie erkämpfen unter Bernhard von Weimar einen äußerſt blutigen, aber entſchiedenen Sieg, obwohl der zurückgerufene Pappenheim noch vor Abend auf dem Schlachtfeld eintrifft. Dieſer war gefallen, die proteſtantiſche Sache aber gerettet.

Es war wahr geworden, was Guſtav Adolph in ſeinem Liede ſingt:

Lützen mit dem Rathhaus.

General fällt beim erſten Zuſammenſtoß und Wallenſtein zieht ſich nach Leipzig und von da nach Böhmen zurück.

Sein Ruhm iſt dahin. Er iſt geſchlagen. Er thut keine Thaten mehr. Von nun an ſchmiedet er nur Pläne, lieſt in den Sternen und macht ſich verdächtig, bis die Hände derer, die er zu vielen Siegen geführt, den großen Feldherrn des Katholicismus durch Meuchelmord in die Ewigkeit ſchicken.

Von der Schlacht bei Lützen an gewinnen Papſtthum und Kaiſerliche nie wieder — ſelbſt nicht nach der Schlacht bei Nördlingen (1634) — dermaßen nach allen Richtungen hin die Oberhand, wie ſie dieſelbe vor dem Erſcheinen Guſtav Adolphs in Deutſchland hatten.

Der Heldenkönig

Das Schloß bei Lützen.

„Er wird durch einen Gideon,
Den Gott wohl kennt, dir helfen ſchon,
Dich und ſein Wort erhalten."

Hatte der proteſtantiſche Held, der auf dieſem Schlachtfelde verblutete, nebſt ſeinem Eifer für den Glauben auch ehrgeizige Pläne; trachtete er nach der deutſchen Kaiſerkrone; oder ſchwebte ihm ein ſchwediſch-norddeutſcher Staat vor? Manche Geſchichtsſchreiber antworten mit ja, einige wollen ſogar wiſſen, Guſtav Adolph ſei nur von Ehrgeiz beſeelt geweſen, was jedoch reine Verleumdung iſt.

Wenn ihm aber Gedanken über ein deutſch-ſchwediſches Königthum kamen und ſich zu Entwürfen geſtalteten — wäre es denn ein ſolch' groß Unglück geweſen, wenn unter

einem stammverwandten Schweden die deutsche Reichseinheit mit kräftiger Hand schon vor zweihundert Jahren hergestellt worden wäre?

Gott ließ es zu, daß es anders kam. Ein anderer protestantischer Fürst vereinigte die deutschen Stämme, nachdem dieselben noch viele Läuterungsfeuer durchgemacht. Nicht die Schweden, sondern die Hohenzollern sind an die Spitze Deutschlands berufen.

Derlei Gedanken kamen mir am Schweden-Stein bei Lützen. Seither aber denke ich oft auf amerikanischem Grund und Boden, beim Ringen mit anderen feindlichen Mächten und Gewalten, an das Liedlein des schwedischen Heldenkönigs, dessen Schlußvers also lautet:

„So wahr Gott Gott ist, und sein Wort
Muß Teufel, Welt und Höllenpfort,
Und was dem thut anhangen,
Endlich werden zu Hohn und Spott;
Gott ist mit uns und wir mit Gott:
Den Sieg woll'n wir erlangen!"

Die Frau Doktorin.

I.

Der Zug hielt; eine junge Dame stieg aus und überschaute prüfend den Perron.

„Grüß Gott, Frau Doktor," rief ihr die Dienerin entgegen, welche ihr das Handgepäck abnahm. „Da sind Sie ja endlich wieder daheim. Wie mögen Sie müde und erfroren sein von der langen Reise!"

Aber die junge Frau winkte nur flüchtig den Gegengruß und frug: „Wo ist mein Mann?"

„Auf der Patientenreise, Frau Doktor," sagte die Christel, „er mußte schleunigst hinaus auf's Oberdorf, es muß da wieder ein rechtes Elend sein und Krankheit und Noth und kein Ende; aber er läßt Sie schön grüßen, und Sie möchten ihn nur entschuldigen, aber er mußte ja hinaus."

„Schon gut, Christel," sagte die junge Frau, und ein Schatten überflog die jugendlich schönen Züge.

Schweigend wandelten beide heimwärts.

Seit einem Jahr erst waren sie verheirathet, und ihr Gatte fand nicht Zeit, sie vom Bahnhofe abzuholen? Stand ihm die Pflicht gegen seine Patienten höher als die Pflicht gegen sein junges Weib? Zu den armen Leuten im Oberdorf, für welche die ärztlichen Rechnungen nicht klein genug geschrieben werden konnten! Doch das hätte ja sein mögen; und sie hatte ja auch andererseits sich oft gesagt, daß die Gattin eines Arztes gewiß mitunter ein Opfer bringen müsse — aber war es nicht klar, daß ihr Gatte über seine Praxis auch die einfachsten und nächstliegenden Pflichten gegen sie selbst vergaß? War nicht gar vielleicht seine eifrige Besorgniß für seine Kranken ein Vorwand, hinter welchem sich die Lieblosigkeit, die Kälte gegen sein Weib verbarg?

Als sie jetzt auf Zureden ihres Gemahls für einige Zeit in der Heimath gewesen, da waren alle die bitteren Gedanken recht lebhaft in ihr wach geworden. War nicht Emilie, ihre Jugendfreundin, auch an einen Arzt verheirathet, und nahm diese mit ihrem Gatten nicht Theil an allen gesellschaftlichen Freuden der kleinen Stadt? Es war ja richtig, die Praxis dieses Arztes war nicht groß und seine Kunst auch nicht sonderlich berühmt — aber hatte er es bei seinem bedeutenden Vermögen auch nöthig? Und lebte sie mit ihrem Gatten nicht in den gleichen Verhältnissen, wie jene? Sollte die Tochter eines der reichsten Fabrikherren des Landes wirklich auf alle Freuden des Lebens verzichten, weil sie die Gattin eines Arztes geworden war?

Sie ging schweigend nach ihrem Zimmer und legte die Reisekleider ab.

„Und lassen Frau Doktor doch ja den Kaffee nicht kalt werden — und die Waffeln sind auch ganz frisch! sagte die Dienerin.

„Laß nur gut sein, Christel. Packe inzwischen den Koffer aus; du wirst auch etwas für dich darin finden."

That sie ihrem Manne Unrecht? Gewiß nicht. Sie verlangte ja gar nicht, daß er sich ihr so widmen sollte, wie so viele andere Männer, deren Frauen ihre Freundinnen waren, und auf welche sie jetzt bei ihrem Aufenthalte daheim nicht ohne stillen Neid geblickt hatte. Aber daß sie gar nichts, so rein gar nichts vom Leben haben sollte!

Wie sonderbar fragend war sie daheim in den Bekanntenkreisen angesehen worden, wenn sie von ihrem stillen Leben erzählt hatte. Wie peinlich (sie sagte sich selbst, besonders um ihres Gatten willen peinlich) war es ihr gewesen, wenn man sie gefragt hatte: „Aber geht Ihr nicht in Gesellschaft? Wie oft fahrt Ihr denn nach dem Theater?" und Anderes mehr. Und gewiß hatte auch die Mutter recht, als sie ihr beim Abschied sagte: „Helene, sag' es deinem Mann, es muß anders werden, du hälst das stille und zurückgezogene Leben nicht aus."

Konnte nicht ihr Gatte seine Praxis ein wenig verringern, um sich mehr seinem jungen Weibe zu widmen?

Ihr bisheriges Leben schien ihr auf einmal so öde. Die Wirthschaft wurde musterhaft durch die alte gute Christel besorgt, die langjährige Dienerin aus dem Elternhause, die von dort aus der jungen Frau gefolgt war, um ihr auf Wunsch der Mutter in der fremden Stadt, in den fremden Verhältnissen zur Seite zu stehen.

Wohl blieben der jungen Frau noch ihre Blumen, ihr Vogel, ihre Lieder, ihre Bücher und die verschiedenen kleinen Arbeiten, die keinen andern

Zweck haben, als den, müssige Stunden auszufüllen. Aber Tage, Wochen lang ohne namhaften Unterbrechungen immer dieselben Beschäftigungen vornehmen zu müssen, wiederstrebte Helenens lebhaftem Sinne.

Im Anfang ihrer Ehe hatte ihr Gatte an Allem Theil genommen, was sie interessirte. Er erfreute sich mit ihr der frisch erblühten Rosenknospe, in traulicher Abendstunde sang sie seine Lieblingslieder — wie hatte sich das Alles geändert!

Der Stunden, die er ihr widmen konnte, wurden immer weniger, und selbst in der kurzen Zeit, die ihr noch blieb, mußte sie sehen, wie seine Gedanken oft von ihr fortschweiften zurück zu den Stätten der Schmerzen und des Elendes.

Sie hätte sie hassen können, die armen Kranken, hassen um der sorgenvollen Falten auf der Stirn ihres Gatten, hassen um des düsteren Scheines willen, den sie sogar hineinwarfen in ihr sonniges Heim.

Nein, es mußte anders werden. Ein neues Leben wollten sie beginnen. War sie nicht reich; hatten ihre guten Eltern dazu gespart und gesorgt, daß ihr einziges Kind ein trübes, eintöniges Leben führen sollte?

Sie hatte ja ihren Walther so herzlich lieb, aber er durfte von nun an nicht mehr allein seinen Kranken, er mußte auch ihr, seinem gesunden, lebensfrohen Weibe leben.

Schon plante sie hübsche Spazierfahrten, eine kleine gemeinschaftliche Reise, ja sie wollte sich selbst überwinden und den Honoratioren der Stadt eine Gesellschaft und mit derselben zugleich den Stoff zu mehrwöchentlicher Unterhaltung geben. Sie sah schon im Geiste die dicke Frau Bürgermeisterin, die so gern Kuchen aß und sich trotzdem so lange nöthigen ließ, ehe sie das zweite Stück Torte nahm, wonach sie doch schon längst mit lüsternen Aeuglein geschielt hatte. Oder die mehr als gesprächige Frau T., deren Erzählungen fast immer anfingen: „Bei Präsident H., das sind nämlich Verwandte von uns.“

Die trübe Stimmung der jungen Frau hatte bei diesen Gedanken und Plänen bereits einer fast heiteren Platz gemacht, und als jetzt der Wagen ihres Gatten dröhnend durch die Einfahrt rollte, hätte sie beinahe allen Groll über den versäumten Empfang vergessen und wäre ihm fröhlich entgegengeeilt.

Schon hatte sie den Thürgriff in der Hand, da plötzlich trat ihr wieder die vermeintliche Kränkung vor die Seele, die Vernachlässigung, welche sie erdulden zu müssen glaubte, und als er nun eintrat, mit fröhlichem Gruße auf sie zueilte und sie innig in seine Arme schloß, antwortete ihm anstatt lieber Worte und eines herzlichen Begrüßungskusses ein Strom von Thränen. Bestürzt, und auf das Heftigste erschrocken trat er zurück, und nun folgten erst leise und stockend, dann aber schneller und heftiger alle die bitteren Anklagen und Vorwürfe, mit denen sie ihr Herz erleichtern wollte.

Aber als sie dann aufblickte, begegnete sie einem so ernsten und doch so tieftraurigen Blick seiner Augen, daß sie schweigend und beschämt den Kopf wieder senkte.

Dann aber, als er hinüber in sein Arbeitszimmer gegangen war, fühlte sie sich so unglücklich, so verlassen, daß sie auf den nächsten Stuhl sank und in lautes Schluchzen ausbrach.

II.

Der Doktor ging unruhig in seinem Zimmer auf und ab. War das sein liebes, sanftes Weib? Und doch, fast hatte er Aehnliches geahnt, als er sie in letzter Zeit recht oft so still und fast traurig gesehen hatte.

Wie glücklich war er damals gewesen, als er geglaubt hatte, in ihr ein Weib gefunden zu haben, wie seine treue Mutter es ihm gewünscht hatte!

Seine Mutter! Da stand auf seinem Schreibtische ihr Bildniß, das schöne, durchgeistigte Gesicht mit den energischen und doch so lieblichen Zügen — er trat hinzu und versenkte sich in den theuren Anblick.

Und lebhaft gedachte er jenes einen Briefes, den sie ihm zur Wahl seines Lebensberufes geschrieben. Er nahm das theure Andenken aus seinem Behältniß und überlas die lieben Zeilen, ob er sie wohl schon fast auswendig wußte. Das Kind ihrer liebsten Freundin war plötzlich durch den Tod dahin gerafft worden; ärztliche Hülfe war zu spät gekommen — eines Vergnügens halber war der Hausarzt abwesend gewesen, und diese zwei Stunden der Verzögerung beraubten die Eltern des geliebten Kindes. Das hatte ihm in jenen Briefe die Mutter vor Augen geführt und ihn gebeten, sich nochmals zu prüfen, ob er sich für diesen schweren Beruf ernst und stark genug fühle. Und er hatte sich entschieden; als er aber wenige Monde später am Sterbelager seiner Mutter stand, da gab er ihr und sich selbst das heilige Gelöbniß mit all seiner Kraft, mit seinem besten Selbst im Dienste der leidenden Menschheit zu leben.

Sollte ihn nun sein eigenes geliebtes Weib von seinem Schwure abtrünnig machen wollen? Sollte er sich geirrt haben, als er damals glaubte, das blonde, süße Mädchen werde ihm nicht nur ein Weib, sondern auch eine Gefährtin sein? Hatte er aber auch schon den Versuch gemacht, sie theilnehmen zu lassen an seinem Sorgen, seinem Denken, seinem Streben — war er ihr ein rechter Gatte gewesen? War er nicht gerade dieser Versäumniß wegen schuld, daß sich das sinnige Weib nach Unterhaltung und Abwechselung sehnte? . . . .

Es pochte leise an seine Thür. Ein Mädchen von ungefähr acht Jahren trat über die Schwelle. Es war ärmlich gekleidet, aber aus dem groben Tuche sah ein feines zartes Gesichtchen hervor, und ein paar große traurige Augen blickten ängstlich nach dem Manne hin. „Ob der Herr Doktor nicht zur kranken Mutter kommen wolle,“ fragte sie endlich schüchtern und die Thränen liefen ihr über die Wangen, als sie auf seine Fragen erzählte, die Mutter sei schon schwach seit dem Tode des Vaters, nun aber könne sie gar nicht mehr aufstehen und dabei weine sie immer, sie müsse wohl recht viel Schmerzen haben.

Ohne zu zögern erklärte sich Walther bereit, sofort zu kommen, und folgte seiner kleinen Führerin in die Nacht hinaus.

Helene hatte das Kind auf dem Korridor gesehen, und der Anblick desselben hatte sie eigenthümlich

ergriffen, sie konnte den traurigen Blick der dunklen Augen gar nicht wieder vergessen.

Als sie dann hörte, daß ihr Gatte mit der Kleinen fortging, trat sie mit der Lampe in der Hand in das Studirzimmer, um sich durch dasselbe in ihr Schlafzimmer zu begeben.

Im Vorübergehen fiel ihr Blick auf das Bild seiner Mutter. Wie einer Eingebung folgend trat sie an den Schreibtisch und betrachtete die bekannten Züge, die denen ihres Gatten so ähnlich waren. Dabei sah sie den Brief und unwillkürlich begann sie zu lesen. Und sie las und las weiter mit gerötheten Wangen und klopfendem Herzen — und wie gebannt blieben ihre Blicke haften auf der Stelle des Briefes:

„Eines aber möge Gott dir bescheeren: Ein Weib, eine Gefährtin, welche deine Sorgen zu den ihren macht und dir kämpfen hilft, und dein Herz wieder stark und muthig macht, wenn es kleinlaut werden möchte unter den düstern Bildern, welche dein Beruf dir oft zeigen wird. Und daß du wiederfändest in ihr dein eigenes Ich, daß sie dir die Falten von der Stirne streiche, und das Bittere in deinen Augen wandle in freundlichen Sonnenschein — daß sie ihre Aufgabe erkenne und verstehe, und daß sie werth sei, die Gattin eines Arztes zu sein! . . . .“

Die Worte brannten sich in die Seele des jungen Weibes. „Daß sie werth sei, die Gattin eines Arztes zu sein!“ O Gott, wie unwerth und kindisch bin ich gewesen! Kann es denn eine schönere Aufgabe, einen köstlicheren Beruf für mich geben — als den, welchen ich bislang so unwürdig ausgefüllt habe?

Wie klein, wie lächerlich, erschienen ihr nun auf einmal alle die Wünsche und Pläne, welche sie vorhin gehegt . . . . und wie groß die Stellung, wie herrlich die Pflichten, welche ihr zukamen! . . . .

Am andern Morgen ordnete Helene den Frühstückstisch. Auf ihrem Antlitz lag ein sinnender Ernst und auch in Walthers Stirn hatte die Nacht eine Falte eingezeichnet, die selbst der Strahl der Frühlingssonne nicht verwischen konnte — eine Falte, gegraben von bitteren Selbstvorwürfen.

Nie hatte er von seinen Kranken zu Helene geredet, nie hatte er sie theilnehmen lassen an den Freuden und Leiden seines Berufes. Es war ihm so zur Gewohnheit geworden, seine Sorgen für sich zu behalten, daß er auch heute, trotz seins erst gestern gefaßten Vorsatzes, seine Gedanken nicht aussprach.

Schweigend wurde das Frühstück eingenommen. Endlich wagte Helene eine Frage; schüchtern Anfangs, doch dann immer bestimmter erkundigte sie sich nach dem Kinde und der Ursache seines späten Ausganges.

Er sah sie erstaunt an, dann leuchteten seine Augen glücklich auf, und er erzählte ihr ausführlich von seinem nächtlichen Besuche.

Es war ein Bild des Elends, der Verzweiflung, gewebt aus Noth und Mangel und Tod und Krankheit, das er da vor ihr entrollte, und mit innigem Mitleid lauschte sie seinen Worten.

Was war hier ärztliche Hülfe? Was war seine Kunst, was waren seine Arzneien für diese Noth? Hier konnte allein ein Herz voll christlichen Erbarmens und eine milde, thatkräftige Hand Hülfe bringen.

Diesen Gedanken sprach er aus, als er seinen Bericht beendet hatte; dann verabschiedete er sich von Helene und ging seinem Berufe nach. — Die junge Frau saß noch eine Zeit lang still da, dann sprang sie plötzlich auf, ihr ganzes Gesicht war wie verklärt; geschäftig eilte sie hin und her, zuletzt folgte noch eine große Berathung mit Christel, die erst zwar sehr verwundert d'rein schaute, als ihre junge Frau Doktor so bestimmt erklärte: „Christel, wir müssen, was wir haben an kräftigen und stärkenden Speisen zusammenpacken für eine arme Patientin meines Mannes. Während du noch eine gute Suppe kochst, gehe ich und kaufe für die armen Kinder warme Kleider und feste Schuhe. Aber eilen mußt du dich, Christel, denn wenn ich wiederkomme, wollen wir es sogleich hintragen.“

Kopfschüttelnd kam Christel dem Auftrage nach, und es war ein stattlicher Korb, den sie gefüllt hatte, wenn es ihr auch schwer ankam, die Vorrathskammer so plündern zu müssen.

Bald darauf ging sie schwer beladen hinter ihrer Herrin her, und nach verschiedenen Fragen standen sie vor dem bezeichneten Hause. Einen Augenblick blieb Helene zögernd stehen, dann nahm sie Christel den Korb ab und trat über die Schwelle.

Noch nie hatte sie der Noth so dicht gegenüber gestanden, und das Bild, das sich ihr hier bot, erschütterte sie daher so, daß es ihr schwer wurde, sofort das rechte Wort zu finden. Leise trat sie an das Bett der Kranken und nahm die matten Hände in die ihren; diese aber preßte dankbar die heißen Lippen auf Heleneus Hand.

Da öffnete sich die Thür, und wie geblendet blieb Walther stehen — ja, das war sein Weib, die dort gleich einem Engel am Krankenlager stand.

Und wie er nun vortrat und die Gattin ihm entgegeneilte und die Arme um ihn schlang, da durchschauerte ihn ein seliges Gefühl, und seine Augen leuchteten in die ihren; sein Weib aber flüsterte ihm zu:

„Nun weiß ich, wo ich das Glück finde: eine treue Gefährtin, eine Gehülfin will ich dir sein, fortan und allezeit!“

Digitized by Google

Unſere Zeit — eine günſtige für junge Männer.

Frei nach dem Engliſchen für Haus und Herd von Conrad.

Nie gab es eine günſtigere Zeit für junge Männer, in der Welt voranzukommen, als die gegenwärtige.

Zweierlei jedoch entmuthigt Viele. Sie ſelbſt kommen ſo langſam voran und ſie ſehen ſo Viele, die verſchwenderiſch, ja und auch laſterhaft ſind — die anſcheinend ſchneller voran kommen wie ſie.

Dieſe Letzteren kommen jedoch gewöhnlich auf dem Wege um. Die Meiſten von ihnen ſind vor ihrem einundzwanzigſten Jahre ruinirt. Andere halten länger aus, aber fallen um's dreizigſte oder vierzigſte Jahr ihres Lebens; einige fallen ſo plötzlich, als wären ſie vom Blitz getroffen worden.

Denke an Ferdinand Ward. Vor drei Jahren war er ein ſehr reicher Mann, ein großer Kapitaliſt, und hatte ſchnelle Pferde, ſchöne Gemälde, große Mahlzeiten und eine prächtige Wohnung. Wo iſt er heute? Im Sing Sing Gefängniß, unter den gemeinſten Verbrechern, mit kurz geſchnittenen Haaren, mit glattraſirtem Geſicht, im Gefängniß-Anzuge, bei ſchwerer Arbeit an der ärmſten Koſt ſich nährend.

Die langſam und mühſam Vorankommenden haben gewöhnlich ein um ſo ſicheres Auskommen, weil ſie immer feſten Grund unter den Füßen haben wollen, vorausgeſetzt, daß ſie Perſonen vom rechten Schlage ſind.

Ich kenne einen Mann, der von ſeinem Lohn jährlich nur einhundert Thaler erſparte, alſo weniger als zwei Thaler per Woche. Jetzt aber, da er 60 Jahre alt iſt, hat er genug — die Intereſſen hinzugerechnet — davon leben zu können.

Ich kannte einen Knaben, der täglich ſchwer arbeiten mußte. Jeden Abend las er zwei Stunden lang. Jetzt iſt er einer der beleſenſten jungen Männer Brooklyn's, der ſich mit Jedermann unterhalten kann.

Die rechte Sorte junger Männer werden oerlangt. Welches aber iſt die rechte Sorte? Solche junge Männer müſſen geſunden Verſtand, großen Eifer, chriſtliche Grundſätze und gute Gewohnheiten haben, und dabei recht manierlich und höflich ſein.

Sie müſſen jeden einzelnen Theil ihres Geſchäftes gut verſtehen.

Um dieſes zu bezwecken, dürfen ſie Abends nicht ſpät auf ſein, keinen Taback gebrauchen, keine geiſtigen Getränke trinken, keinen Umgang mit den Laſterhaften haben, noch gleichgültig im Geſchäft oder in der Schule ſein.

Einer ſagt: „Ich wünſche zu arbeiten und hoffe erfolgreich zu ſein, aber ich kann keine Anſtellung erhalten. Ich habe wohl ſchon fünfzig Mal angefragt und doch keine bekommen."

Das iſt gewiß entmuthigend, und doch darfſt du nicht entmuthigt werden. Da gilt es ſich ſelbſt zuzurufen: „Hab' nur Muth, ei hab' nur Muth, Es wird dennoch gehen gut."

Du weißt gar nicht, was ſich bald ereignen mag. Das Beſte, was ſich je für mich ereignete, geſchah als ich die triſtigſten Gründe zur Muthloſigkeit hatte. Das Nämliche iſt der Fall mit der Hälfte der jetzt lebenden Männer. Wenn du ſie frägſt, wirſt du finden, daß ihr Leben eine Geſchichte von Entmuthigungen, Hinderniſſen und Täuſchungen iſt. Endlich wandte ſich die Strömung.

Eine Anſtellung wartet auf dich; aber ſie wird nicht zu dir kommen, du mußt ihr nachgehen.

Einſtens, als Student in meinem zwanzigſten Lebensjahr, wollte mein Geld nicht ausreichen — eine Erfahrung, die mancher Student machen muß. Ich ging aus, eine Lehrerſtelle zu ſuchen. Ueberall hatten ſie ſchon Jemanden angeſtellt. Von Tag zu Tag war es die nämliche alte Geſchichte. Das Geld ging bald ganz aus.

Endlich fand ich einen Superintendenten, der ſagte: „Wir brauchen einen Lehrer, aber du biſt noch zu jung. Du biſt nicht mehr als ſiebenzehn Jahre alt. Die großen Buben werden dir nicht gehorchen." Ich antwortete: „Verſuche es mit mir; ich bin älter als ich ausſehe; ich bin beinahe zwanzig." „Nein," ſagte er, „du kannſt nicht Ordnung halten." Ich war im Begriff mich zu entfernen. „Junger Mann, du ſiehſt etwas entmuthigt aus," ſprach er, „wir wollen einen Verſuch mit dir machen." Er that ſo. Es wartete alſo doch eine Stellung auf mich.

Erſt vor etlichen Monaten ging ein ſiebenzehnjähriger Jüngling eine Stelle ſuchend die Straße hinunter.

Er kehrte in einem großen Geſchäfts-Lokal ein und frug, ob ſie einen Jüngling gebrauchen.

Der Geſchäftsinhaber ſprach: „Jedenfalls denkſt du, daß du irgend welche und jede Arbeit thun kannſt, nicht war?" „Nein," war die prompte Antwort, „ich kann nichts thun, ich hatte noch nie eine Anſtellung, aber ich kann und werde irgend etwas verſuchen, was mir befohlen wird." „Wie viel Lohn beanſpruchſt du?" „Anfangs werde ich nicht viel verdienen. Ich nehme, was Sie mir geben, und wenn ich mich als tüchtig erweiſe, werden Sie ja ſchon wiſſen, wie viel ich Ihnen werth bin."

Der Jüngling redete ſo vernünftig und zeigte einen ſolchen guten Willen, daß jener Herr ihm ſogleich eine Anſtellung gab. Nachher erzählte er dem Vater des Knaben, daß er zur Zeit mehr Hülfe als nöthig hatte; er habe aber einen ſolchen Knaben nicht gehen laſſen können.

Gegenwärtig iſt große Nachfrage nach Arbeitern erſter Klaſſe. Es ſind die Arbeiter zweiter Klaſſe, die „harte Zeiten" haben. Wahre Ehrlichkeit wurde nie ſo hoch geſchätzt als in der Gegenwart. „Wir wollen junge Männer, denen wir trauen können," ſagte ein Geſchäftsmann.

Ja gewißlich, unſere Zeit iſt eine günſtige für junge Männer rechter Art. Sei ein ſolcher, dann wird Gott dich verſorgen und gute Männer werden dich befördern.

Wie soll sich der Christ dem Urtheil der Welt gegenüber verhalten?

Für Haus und Herd bearbeitet von A. Gröbe.

Was meinen die Leute von mir, was sagt die Welt dazu? Das ist es, wonach Tausende, ja Millionen zuerst und allein bei ihrem Thun und Lassen fragen. Wer sich auch über diese oder ähnliche Fragen hinwegzusetzen meint und sucht oder gar prahlt, ganz gleichgültig ist's doch Keinem, wie er dasteht in den Augen seiner Mitmenschen, und es darf ihm auch, wichtigen Gründen gegenüber, nicht einerlei sein. Doch wie soll sich der wahre Christ dem Urtheil der Welt, oder der öffentlichen Meinung gegenüber verhalten?

1. Als Kinder Gottes dürfen wir die Wage oder das Urtheil der Welt nicht verachten. Warum nicht? Indem es uns behülflich ist, uns selbst zu erkennen, da es uns auf unsere Fehler aufmerksam macht.

Was würden wir von einem Menschen denken, der gar nichts nach dem Urtheil der Welt fragen würde? Wir würden am Ende denken, das ist eine stolze, übermüthige Seele, die da meint, ich stehe zu hoch für das Urtheil der Welt, kein Vorwurf kann mich treffen, kein menschlicher Tadel kann mich etwas lehren, wie es denn allerdings Viele giebt, die eingehüllt in den Mantel der Selbstgerechtigkeit gefühllos sind gegen üble Nachreden und böse Namen, oder wir würden denken und zwar mit Recht: Das ist ein tiefgesunkener, ein verworfener, sittlich verkommener Mensch, der vor keiner Schande mehr erröthet. Und leider, es giebt auch dieser heruntergekommener Leute genug in unserer Zeit und in unserem Lande, die das Schämen verlernt haben und in ihrer sündenvollen Laufbahn sich weder vor Gott noch Menschen scheuen.

Nein, wir dürfen die Stimme der Welt nicht verachten, das wäre uns nicht gut und wir würden uns dadurch nur ein Armuthszeugniß ausstellen. Der geringste Prediger braucht seinen unbefleckten Namen, um im Segen zu wirken; fehlt ihm dieser, ist's ihm gleichgültig, was die Welt von ihm denkt, dann mag er Engelsworte reden und die Herzen bleiben doch verriegelt.

Der Kirchenbeamte, sei er nun Verwalter, Trustee, Ermahner, Klaßführer, Sonntagschul-Arbeiter u. s. w., braucht das Zutrauen der Gemeinde oder er ist ein Hinderniß in ihrer Entwickelung. Die Obrigkeit braucht die gute Meinung ihrer Unterthanen, sonst ist ihre Macht, trotz aller Kanonen und Bajonete, auf Sand gebaut. Der Hausvater und die Hausmutter brauchen das Zutrauen der Hausgenossen, sonst ist ihr Einfluß dahin. Nicht nur der Hochgestellte braucht seinen guten Namen, weil Tausende auf ihn sehen, auch der Geschäftsmann, der Tagelöhner, der Knecht und die Magd brauchen einen solchen, sonst finden sie, wo sie anklopfen, verschlossene Thüren. Die Jungfrau in der Jugendblüthe bedarf ihres guten Namens unbefleckt wie der frischgefallene Schnee, sonst kann all ihre Schönheit nicht gefallen und Sammt und Seide ihren Makel nicht decken. Der Jüngling bedarf seines guten, unbescholtenen Namens, soll es ihm gut gehen und will er Ehrenstellen im Leben einnehmen. Auch der Greis am Rande des Grabes braucht seinen guten Namen, damit er sein graues Haar in Ehren trage. Nicht nur der Reiche, der Geldmann braucht seinen guten Namen, damit ihm die Armen nicht fluchen — auch der Arme kann ihn nicht entbehren, denn er ist sein bester Reichthum, sein einziges Kapital.

So sollen und dürfen wir nicht taub sein gegen das Urtheil der Welt, sondern wir müssen daraus lernen was wir können. Wir wollen uns, wenn es sein muß, wehren für unseren guten Namen, unbescholtenen Charakter, und wenn wir auch still durch und aus der Welt gehen, wenn wir auch einst wenig zurücklassen auf Erden, weder Ruhm noch Reichthum, Eins wenigstens soll uns über unserem Grabe bleiben: ein ehrlicher Name, und ein unbeflecktes Gedächtniß.

2. Sollen wir als Nachfolger Jesu Christi das Urtheil der Welt nicht überschätzen.

Wehe dem, der es verachtet, aber Schmach dem, der sein Sklave wird, der bei all seinem Thun und Lassen keine andere Frage hat als: „Was werden die Leute sagen?“ oder keinen höheren Richter kennt, als die Stimme der Welt, kein ersehnteres Glück als das Lob der Welt, kein heiligeres Gesetz, als die Mode der Welt. Wehe dem Recht und der Gerechtigkeit, wenn des Volkes Stimme, d. i. des großen Haufens Stimme immer gelten sollte als Gottes Stimme. Wehe der göttlichen Wahrheit, wenn die große Masse, die Majoritat, wie man heutzutage sagt, entscheiden sollen, was gut oder böse, was wahr oder falsch sei? Wehe dem ehrlichen Mann, dem wahren Christ, wenn seine Ehre hängen sollte an den Zungen der Lästermäuler, wenn er sollte beschimpft sein, wenn es ein paar losen Buben einfallen sollte, ihn aus einem Winkel heraus mit Koth zu bewerfen?! Nie und nimmermehr.

Wer ist denn die Welt, die Tausende so sehr

fürchten und auf deren Meinung sie so ängstlich horchen? Ja, wenn es die Stimme des ganzen Volkes wäre, dann könnte man noch eher denken: Was Alle fühlen und wollen, da muß etwas daran sein, aber wie? ein paar Schreier, ein paar geschwätzige Zungen, die sollen die Welt repräsentiren? Oder wenn es die Stimme der Guten immer wäre und der Besten, dann könnte man Respekt haben vor ihrem Richterspruch, aber wie? sind es in der Regel nicht gerade die Schlechten, die am frechsten schreien, am hochmüthigsten richten, am giftigsten verleumden? Leute, von denen gelobt zu werden es eine Schande, von denen geschmäht zu werden eine Ehre ist? Das ist die Welt.

Und wie urtheilt denn die Welt? Ihr Urtheil ist sehr oberflächlich. Sie richtet nach dem Scheine, sie sieht das Aeußere an und nicht das Herz. Was neu ist, das reizt sie, was blendet, das gefällt ihr. Ihr Urtheil ist ein zwiefältiges. Wenn die eine Partei uns lobt, zieht die andere uns in den Staub. Ihr Urtheil ist ein blindes und leidenschaftliches, darum hat sie einstens in blinder Hitze den Mörder Barrabas losgebeten und Jesum an's Kreuz geheftet. Ihr Urtheil ist ein wetterwendiges. Heute ruft sie: „Hosianna!" Morgen schreit sie: „An's Kreuz mit ihm!" Heute läuft sie einem schaarenweis zu und über Nacht läßt sie ihn stehen.

Heute faßt sie ihren Helden in Gold, — Morgen wirft sie ihn zum alten Eisen. Das ist die alte und neueste Geschichte. Das Urtheil der Welt ist endlich auch kein rechtskräftiges. Was vermag denn die Welt mit ihrem Urtheil? Kann sie dich selig machen mit ihrem Lob? Nein, höchstens berauschen, bis auf den Rausch ein trübes Erwachen sich einstellt? Hilft sie dir, wenn du in das Unglück kommst? O nein! Dann wendet sie dir den Rücken wie die Sommervögel ihren Nestern beim Anzug des Winters. Tröstet sie dich, wenn sie dich in Sünde und Schande gestürzt hat und dein Gewissen erwacht? Keineswegs. Dann spricht sie hohnlachend: da siehe — du zu und läßt dich stehen. Vertritt sie dich vor dem Richterstuhl Gottes in der Ewigkeit? Nein, da wird sie selber zittern und heulen: „Ihr Berge fallet über uns und ihr Hügel bedecket uns. Daher überschätze ihr Urtheil nicht.

3. Sollen wir uns dem Urtheil der Welt auch nicht blindlings unterwerfen. Stütze es, aber bete es nicht an! Beuge dich vor dem Urtheil der Menschen, wo dein Gewissen dir sagt: sie haben recht! Wo aber die Stimme da drinnen anders spricht, da hebe fröhlich dein Haupt in die Höhe und denke an deines Heilands Worte: „Selig seid ihr, so euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Uebels wider euch, so sie daran lügen. Seid fröhlich und getrost, es soll euch im Himmel belohnet werden."

Wäge die Stimmen, anstatt sie zu zählen. Laß dir das Lob eines Redlichen mehr gelten als das Beifallsgeschrei von Tausenden, die nicht wissen, was sie wollen. Und wenn dich die Thoren loben und bis in den Himmel erheben, dann frage erschrocken wie jener heidnische Philosoph: „Was habe ich denn Thörichtes gethan, daß diese mich loben? Und wenn sie dich schmähen und mißhandeln, dann appellire an eine höhere Instanz, — an einen besseren Richter, an den allmächtigen Gott.

Arbeit der Kinder.

Für Haus und Herd von R. P.

Vielfach hat die Ansicht Wurzel gefaßt, daß kleine Kinder in der Sonntagschule nichts thun können, als hübsch artig und aufmerksam sein, singen und dann heimgehen.

In manchen Familien wird von den Kindern zu viel verlangt. Verantwortlichkeiten werden ihnen aufgebürdet, worunter sie zusammenbrechen. Das ist traurig und verkehrt, aber nicht minder verkehrt ist es, die Kinder zum Nichtsthun zu zwingen. Müssiggang ist fast aller Laster Anfang. Gar Mancher wird durch die Macht der Umstände zum Müssiggang angeleitet. Die Kräfte werden nicht gehörig geweckt, oder in die rechten Bahnen gelenkt, oder den Kleinen wird gewehrt, sich ihren Lieblingsbeschäftigungen hinzugeben.

Manches Kind zeigt außerordentliches Geschick bei mancher Arbeit, bei jeder andern ist es höchst ungeschickt; denn nur wenige sind allseitig angelegt. Und die Kleinen verrathen ihre Neigungen und Anlagen. Dies kleine Mädchen will, „wie die Mama," nähen, jenes wäscht, das andere fegt und putzt den ganzen Tag. Dieser Knabe sammelt Steine, untersucht Insekten, jener gräbt im Garten, spaltet Holz, schnitzt u.s.w. Man will etwas thun.

Mit Ausnahme einiger frühreifer Kinder, deren Verstandesentwicklung die des Körpers

weit überflügelt, sollten sie von früh auf zur Thätigkeit angehalten werden. Man lasse Augen, Ohren, Hände, Füße sich in ihren Wirkungskreis hineinleben: lernen zu sehen, hören, hanthieren, laufen, sich entscheiden, gehorchen. Es kostet Geduld und Selbstverleugnung von Seiten der Eltern, dennoch ist es ihre Aufgabe, der sie sich nicht ohne Nachtheil für das Kind entziehen können. Wißbegierige Kinder barsch abzuweisen mit einem: „Laß mich in Ruhe!“ wenn sie mit ihren tausend Fragen kommen, ist ein Unrecht gegen sie. Alles um sie her ist ihnen Geheimniß. Wer soll ihnen die Räthsel lösen, wenn nicht die Erzieher? Erhalten sie keine Antwort, so bekommen sie leicht verkehrte Eindrücke, die ihnen lange, vielleicht zeitlebens nachgehen.

Wir Deutsche haben in unserem Sonntagschulwerke Hindernisse zu überwinden, welche den amerikanischen Geschwistern fremd sind. Wir haben unsern Kleinen vielfach das Alphabet und das Buchstabiren beizubringen, für die amerikanischen Geschwister thut das die Tagschule. So nothwendig das Alphabet auch ist, so sollte doch darüber nicht der Zweck der Sonntagschule aus dem Auge verloren werden: die Kinder zu Jesu zu führen, sie mit Gott und seinem Wort vertraut zu machen.

Zum rechten Vertrautsein mit der Bibel gehört Auswendiglernen der Kernsprüche. Im Bibelforscher ist die „Schriftstelle zum Inhalt“ angegeben, die wenigstens sollten auch die Kleinsten auswendig lernen. Welch eine Menge von Sprüchen mußte ich in der Tagschule in Deutschland auswendig lernen. Jeden Mitwoch und Sonnabend von 8 — 9 war die Stunde des Spruchaufsagens. Zur selben Stunde des Montags und Donnerstags mußten wir kirchliche Lieder aufsagen. Die Sprüche von damals sitzen heute noch am festesten.

Die Sprüche sollten aber erklärt werden, sonst werden sie leicht falsch verstanden. Ein Beispiel: „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißet sie nieder“, lernte ich in der Schule. Der erste Theil war mir klar, der zweite jedoch lange ein Räthsel. Ich wußte nicht, wer mit dem „sie“ gemeint war. Meine Auslegung war folgende: „Aber wenn die Mutter, nachdem der Vater gesegnet hat, flucht, dann reißet „sie“ (die Mutter) nieder.“ Dies konnte ich nicht mit andern Sprüchen reimen, und so blieb mir dieser Spruch lange Zeit dunkel. Ferner sollten die Kleinen mit der Bibel-Lektion bekannt gemacht werden, der Grundgedanke ihnen erklärt und an's Herz gelegt werden, dann können auch sie antworten, wenn nachher der Superintendent Fragen stellt.

Man darf aber doch nicht zu viel von den Kleinen verlangen, lautet ein Einwurf. Ehe von zu viel die Rede sein kann, muß man geprüft haben, wie viel sie leisten können. Vor einigen Jahren versprach die Lehrerin einer Kleinkinderklasse jedem Kinde, das sämmtliche Bücher der Bibel auswendig lernen würde, eine Bibel. Sie mußte sechszehn Bibeln kaufen. Letztes Jahr versprach sie jedem Kinde, das bis Weihnachten die Gebote, das apostolische Glaubensbekenntniß, den ersten und den dreiundzwanzigsten Psalm und die Seligpreisungen fehlerlos auswendig lernen würde, ein schönes Buch. Dreizehn errangen den Preis, eines war kaum sechs Jahre alt. Kinder können arbeiten, wenn sie dazu angehalten werden.

Und solche Lieder- oder Bibelverse und Gebete in Kindesmund haben schon manchesmal an Herzen, die gegen sonstige Einflüsse abgehärtet waren, Wunder gewirkt. Eine Sonntagschülerin in Detroit — es sind schon einige Jahre her — sang zu Hause immer die Sonntagschullieder. Ein Mann, noch nicht lange von Deutschland, ging bei den Eltern in Kost. Die Lieder ergriffen ihn, er wurde erweckt, kam in unsere Versammlungen und wurde bekehrt. Aus Kindesmund hat sich der Herr Lob zubereitet, auch sie können für den Herrn wirken.

Sollen unsere Sonntagschüler tüchtige Arbeiter in Gottes Weinberg werden, dann müssen wir sie frühe daran gewöhnen, bei passender Gelegenheit ein Wort für den Meister zu sagen, Traktate zu vertheilen, Kranke mit einem Liede zu erquicken, für andere zu beten. Manchesmal können sie uns hülfreiche Hand leihen. Jesus sagte: „Sehet zu, daß ihr nicht Jemand von diesen Kleinen verachtet.“

Herr Crafts erzählt Folgendes: In einer Stadt des Westens lebte eine römisch-katholische Familie, Vater, Mutter und Tochter. Letztere war sieben Jahre alt. Weil keine katholische Sonntagschule in der Nähe war, erlaubte man es ihr, eine protestantische zu besuchen. Eines Nachts wurde der Vater plötzlich sterbenskrank. Er fühlte sich unvorbereitet, darum bat er seine Frau, sie sollte für ihn beten. Sie konnte nicht beten, meinte aber, vielleicht hätte die Maria es in der Sonntagschule gelernt. Die Mutter weckte die Tochter und brachte sie an das Lager des Vaters. Zuerst sagte sie das Gebet des Herrn und dann betete sie aus dem Herzen, der liebe Gott möchte dem Vater die Sünden vergeben, ihn lehren Jesum zu lieben, und er möchte ihn doch wieder gesund machen um Jesu willen.

Auf des Vaters Wunsch las sie aus der Bibel. Sie wählte das dritte Kapitel im Ev. Johannes. Als sie an die Worte kam: „Und wie Moses in der Wüste eine Schlange erhöhet hat, also muß des Menschen Sohn erhöhet werden, auf daß alle, die an ihn glauben nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben,“ unterbrach sie

Sonnen- und Sternengucker.

Eine Geſchichte ohne Worte.

der Vater. „Maria, Kind, sag', steht das dort?“ „Ja, Vater, und Jesus selbst hat es gesagt.“ „Schön, das ist gerade, was ich brauche.“ „Aber höre es nur zu Ende,“ bat sie. „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“

„Gottlob!“ rief er, „das ist für mich, für mich armen Sünder. Alle, die an ihn glauben. Ich kann an ihn glauben. Ich glaube jetzt an ihn.“ Er genas wieder; in jener Nacht jedoch ist er ein seliges Gotteskind geworden, und mit Gottes Hülfe ist er es geblieben.

Lehrer und Freunde, laßt uns für und durch die Kinder wirken. Laßt uns solch ein Leben führen, daß wir sie getrost zur Nachahmung auffordern können. Laßt uns sie mit solcher Begeisterung für des Herrn Sache erfüllen, daß zu Keinem von ihnen an ihrem Lebensabende gesagt werden kann: „Warum stehet ihr hier den ganzen Tag müssig?“

Der Yänkee-Jonah.

Für Haus und Herd von W. Fotsch.

Ich hörte oftmals als Knabe Jonah's Geschichte lesen. Wie wohl aber jenes Propheten Erfahrung auf mich damals keinen besonderen Eindruck machte, so habe ich doch seit meinem 19. Jahre ein besonderes Mitgefühl mit jenem gedemüthigten Mann in des Fisches Bauch, weil ich fast Aehnliches erfuhr. Die Sache verhält sich also:

Meine *ersten* Erfahrungen machte ich als Fischer im St. Lawrence Golf. In meinem 14. Jahre trieb ich das Geschäft auf dem Schoner "Secret", und zwar mußte ich die Hälfte dem Schiffs-Eigenthümer geben und die andere war meine. Fünf Jahre ging diese Sache auch ganz gut. Zu *Hause* wurde ich stets zur Kirche gehalten, das Beten wurde daselbst nie vergessen; aber im 14. Jahr dachte ich mich doch zu groß für die Sonntagschule. Da hat mich Gott also herum geholt. Im 19. Jahr kam ich auf den Schoner „*Harold*“. Es waren unser Elf.

Auf unserer zweiten Fahrt wurden wir am 25. August zur Mitternacht von einem großen Dampfschiff *überfahren*! Alle ertranken bis auf den armen Wilhelm! Der Schoner lag auf Anker und die Lichter waren an ihrem Ort. Aber ein starker Nebel verwehrte die Aussicht, und um elf Uhr legte ich mich auch auf's Ohr. Nach einem kurzen Schläfchen wurde ich durch den Ruf "Ship ahoy!" aufgeschreckt. Und in demselben Moment vernahm ich das Rauschen und Summen der Schraube des Dampfers. Dazwischen wurden auch Rufe vernommen. Der Capitän und die Matrosen, die weniger schläfrig waren, als ich, sprangen schnell die Leiter hinauf. Bevor ich ihnen aber nachspringen konnte, wurde ich von einer Meereswoge zurückgeworfen, welche meine Vorgänger sogleich vom Verdeck in die Tiefe warf. Das Dampfschiff fuhr uns *in die Seite* und warf mein Schifflein Kopf über! Ich stürzte ebenfalls und zugleich erloschen alle Lichter, und Bretter, Kisten und Betten fielen über mich. Dann erfolgte ein anderer Stoß und mit Entsetzen fühlte ich, daß unser Schifflein in die Tiefe gestoßen und vielleicht eben am Versinken war. Ich hörte einige verzweifelte Rufe meiner Kameraden, dann war's aber still wie ein Grab. Die Unglücklichen waren glücklicher als ich, *denn ich war in des Schiffes Bauch gefangen*!

"Dum spiro—spero!" Bald äußerte sich wieder der Lebenstrieb, und Hände und Füße erwachten zu ihrer Pflicht, und ich schwamm zwischen Brettern und Kisten. Halb erdrückt, halb ertrunken, rang ich um mein Leben, bis ich plötzlich mit meinen Füßen festen Halt bekam und den Kopf frei aus dem Wasser heben konnte. Ich befand mich noch in der kleinen Kajüte, aber das Wasser ging mir bis an die Lenden. Ich war so verwirrt, daß ich dachte, der Schoner sei gesunken und wunderte mich, warum sich der kleine Raum nicht mit Wasser fülle, und was ich denn hier zu thun hätte. Aber an den Bewegungen des Schiffleins merkte ich, daß ich noch nicht versunken war. Dann entdeckte ich, daß ich auf der Bühne (on the ceiling) der Kajüte stand, und daß der Schoner, den Kiel aufwärts, gesunken war.

Nun schien ich aber erst recht verloren; denn ich war lebendig begraben, und schlimmer daran [illegible] jener ungehorsame Prophet, denn e[r] ich verhungern oder ertrinken! De[r] war etwa 10 Fuß lang, 4 breit und 3 frei. Ich befand mich in egyptische[r] aller Hoffnung baar. Eine furchtbar fluth durchstürmte mein 19jährig Geb dig begraben, und noch so jung! D[a] und ertrank nicht. Ich glaubte endlich gen droben auf der schönen Erde. A[ls] meine Augen bald im Dunkeln zu [s]ehen dem schwimmenden Holz band ich m[ir] Bettzeuges eine Art Floß zusammen u[nd] dann darauf. Aber nun meldete sich und der Durst, diese beiden grausame[n] der. Es war gar nichts in der Kajüte

Nach und nach vernahm ich allerl[ei] ein Summen aus der Tiefe, was wo[hl] Fischen herrührt; auch vernahm ich n[ie]reswogen an den Rumpf schlugen.

1906 January 1906
Sun Mon Tue Wed Thu Fri Sat
7 1 2 3 4 5 6
14 8 9 10 11 12 13
21 15 16 17 18 19 20
28 22 23 24 25 26 27
29 30 31

fahren Fischer vorbei. Sogleich schrie ich aus Leibeskräften, aber ich erschrak vor meiner Stimme, denn sie hatte in dem engen Raum einen erschreckenden Grabesklang. Die Nacht kam herbei, der Wind erhob sich, das Schiff wurde hin und her geworfen und die Wellen schlugen ob meinem Haupt zusammen. Welche Nacht! sie schien ein Jahr zu dauern; auch fürchtete ich, daß es jeden Augenblick in die Tiefe ging. Am zweiten Tag vernahm ich den Ton einer Glocke und Hörnerklang, woraus ich Fischer in der Nähe erkannte.

Große Herings-Schwärme besuchten mich, wovon ich etwa 50 Stück in eine Kiste hineinschöpfte, und davon aß. Aber bald war der Durst schrecklicher als der Hunger, daß ich einige Male versucht war, Salzwasser zu trinken, obwohl ich wußte, daß Wahnsinn und Tod die Folge sein würden. So kam eine andere Nacht und ein anderer Grabes-Tag heran. Morgens kam ein Hai oder ein Walfisch und warf meinen Schoner, wie ein Schwein einen Kürbis, hin und her; zum Abschied hörte ich noch ein monotones Gestöhn, dann gab er dem Rumpf noch einen Schlag, daß mir die Sinne schwanden, worauf Alles wieder ruhig blieb. Nun wurde mir aber das Athmen schwer und ich schlief wieder ein, bis ich am dritten Tage durch Menschen-Stimmen aufgeweckt wurde. Ich hörte französische Canadier. Ich schrie: Helft mir, um Gottes Willen! Aber die Leute flohen entsetzt vor der Stimme aus der Tiefe.

Nun gab ich mich verloren, und ob ich in diesem Zustand Salzwasser trank, weiß ich nicht. Ich dachte an Jonah, wie er betete; ich betete zu Gott und demüthigte mich, bis mir die Sinne schwanden. Da wurde ich am vierten Tage durch eine furchtbare Erschütterung des Schoners zur Besinnung aufgeweckt, und fand, daß ich mich noch auf dem Meer der Trübsal befand. Da donnerte es zum zweiten und sogleich zum dritten Male, und die Späne flogen in der Kajüte herum, und — o Wunder, das liebe Sonnenlicht erschien; ich hörte wieder Menschen! Nun tagte es in meiner Seele, daß ein Kreuzer den Rumpf mit seinen Kanonen begraben will. Nun werde ich erschossen und muß doch noch ertrinken! stöhnte ich. Dann schrie ich hinaus, bis mir die Stimme brach, und der Sonne Licht mich blendete, denn im nächsten Moment erwartete ich den letzten Schuß, dann Welt adde! und zitternd sank ich auf mein Floß zurück.

Doch Gott lob! mein Geschrei wurde gehört zur größten Verwunderung der Schiffsmannschaft. Ein Boot näherte sich dem Rumpf. Ich erhob mich auf die Kniee und sah durch die Oeffnung ein Kriegsschiff mit schottischen Matrosen und vier Matrosen in einem Boot vor mir halten. Da rief der Führer: „Hallo, wer steckt dort drinnen!“ Ich bin drinnen, rief ich, versenkt den Schoner nicht, bis ich draußen bin! Die Matrosen brachen in ein homerisches Gelächter aus. „Was machst du dort drinnen?“ rief der Bootsmann. „Um Hülfe rufen“, entgegnete ich. Meine Lage ging ihnen zu Herzen und sie bedauerten mich. Dann hielten sie das Wrack mit ihren Widerhaken; und ein Soldat schwang sich auf den Rücken meines Sarges und machte mir mit einer Axt so viel Oeffnung, daß ich mit seiner Hülfe wieder an das liebe Sonnenlicht kam.

Ich muß schlimm ausgesehen haben. Doch trugen sie mich in ihr Boot und brachten mich auf das Kriegsschiff. Ich war lange besinnungslos, aber der Schiffsarzt hatte mich bald wieder hergestellt. Dann mußte ich wieder und wieder meine Erlebnisse erzählen. Die Matrosen und Soldaten bedauerten mich und beglückwünschten mich und nannten mich den Yänkee Jonah. Das Schiff „Atlas“ brachte mich nach St. Johns, von dort kam ich wohlbehalten in New York an. Aber ich sage euch, geehrte Leser, als ich wieder Jonah's Geschichte las, kann ich nicht sagen, welche Gefühle mich überströmten; ich dankte Gott herzlich für meine Errettung.

„Da dieser Elende rief, hörte der Herr, und half ihm aus allen seinen Nöthen, und errettete ihn aus aller seiner Furcht.“

Aus Mozart's letzten Tagen.

Aus Quellen für Haus und Herd bearbeitet von Gregorius.

Einer der größten Tonheroen aller Zeiten war unstreitig der am 27. Januar 1756 zu Salzburg geborene Johann Chrysostomus Wolfgang Amadeus Mozart. Er beschäftigte sich schon als dreijähriges Kind mit dem Zusammensuchen von Intervallen und componirte schon mit fünf Jahren kleine Stücke, die sein Vater für ihn aufschrieb; er lernte die Violine ganz ohne Anleitung, so daß er eines Tages eine Stimme in einem Trio vom Blatt spielen konnte. 1769 brachte ihn der Vater nach Italien, allwo er sich die großartigsten Erfolge errang, die Anerkennung des berühmten Paters Martini erhielt, zum Ritter vom goldenen Sporn ernannt und mit ehrenvollen Aufträgen bedacht wurde. Einundzwanzig Jahre alt, ging er nach München, Augsburg, Mannheim und Paris, wo im Concert spirituel eine Symphonie seiner Composition sehr günstig aufgenommen wurde. Doch konnte er sich nur kärglich mit Unterricht durchbringen. 1781 erhielt Mozart vom Kaiser Joseph II. den Auftrag: „Die Entführung aus dem Serail“ zu componiren und vollendete dieselbige als glückseliger Bräutigam der im gleichen Jahre seine Frau werdende Constanze Weber. „Die Entführung“ wurde am 12. Juli 1782 gegeben und hatte Mozart den größten Erfolg. Bald darauf entstanden in mächtiger Steigerung die

Digitized by Google

großartigsten Werke des Meisters. Die Werke seines letzten Lebensjahres waren unter Anderem: Zauberflöte, welche den am Bankerott stehenden Schikaneder reich machte; Titus und das Requiem.

Mozart war im vollsten Sinne des Wortes ein so frühreifes Wunderkind, ein so vollständiger Virtuos, wie es je nur einen gegeben. Er ist aber auch fast das einzige Beispiel, daß ein solches im Gewächshaus der Cultur zur voreiligen Entfaltung erblühtes Wunderkind zur höchsten Schöpferkraft und Gediegenheit als bahnbrechender Geistesheros emporwuchs. Alle diese Treibhauspflanzen pflegen in jedem Kunstgeschlecht abgewelkt und wehmüthig, wie ein Märchentraum, zu vergehen, so bald sie in die feine, scharfe Luft des Lebens hinaustreten.

Mozart hatte kein eigentliches irdisches Glück. Er gehörte zu den Armen. Niemals wurde er von einem Fürsten derart nach Verdienst begünstigt, daß er dadurch über die Sorgen des Lebens hinweggehoben wäre. Er reiste an vielen Höfen umher und lieferte für dieselben Compositionen und Opern, welche das Publikum entzündeten. Er war eine anspruchslose, liebenswürdig gewandte Natur, und gab noch außerdem sein Talent als Klaviervirtuos in bereitwilligster Art zum Besten. Ueberall wurde er mit Freuden und Ehrenbezeugungen empfangen, mit Hoffnungen geschmeichelt; aufrichtige Freunde bemühten sich herzlich, ihm eine Stellung zu verschaffen, aber überall ließ man ihn ohne Weiteres wieder von dannen gehen, und zwar oft nicht ohne ihn vorher lange am Narrenseil allerhöchster unerfüllter Versprechungen herumgezogen zu haben.

So blieb Mozart sein Leben hindurch auf seine eigene Kraft angewiesen. Die Folge davon war, daß sich diese Kraft früher aufreiben mußte. Aber er hatte doch ein Glück: die Freude des Schaffens ließ ihm sein irdisches Elend nicht klar werden.

Da das letzte Lebensjahr Mozart's das interessanteste ist, wollen wir uns in Nachstehendem darüber ausbreiten. Mozart arbeitete noch an der „Zauberflöte", als er einen anonymen Brief erhielt, welcher den Auftrag in sich schloß, eine Todtenmesse zu componiren und die Anfrage, um welchem Preis und binnen welcher Zeit er sie liefern könne. Da er nicht den geringsten Schritt ohne seine Frau zu thun pflegte, erzählte er ihr den sonderbaren Auftrag und äußerte dabei seinen Wunsch, sich in dieser Gattung auch einmal zu versuchen, um so mehr, da der höhere pathetische Styl der Kirchenmusik immer sein Lieblingsstudium war. Seine Frau rieth ihm zur Annahme des Auftrages, und Mozart schrieb dem unbekannten Besteller zurück, daß er das Requiem für ein gewisses Honorar verfertigen werde. Die Zeit der Vollendung könne er nicht genau bestimmen, doch wünsche er den Ort zu wissen, wohin er das vollendete Werk abzuliefern habe. Nach einiger Zeit erschien derselbe Bote wieder, brachte nicht nur das bedungene Honorar mit, sondern auch das Versprechen einer beträchtlichen Zulage bei Uebergabe der Arbeit, da er mit seiner Forderung so billig gewesen sei.

Währendem erhielt Mozart den ehrenvollen und vortheilhaften Auftrag, für die Prager zur Krönung des Kaisers Leopold die Oper „Titus" zu schreiben, welchen er auch annahm.

Eben als er mit seiner Frau in den Reisewagen stieg, stand der Bote gleich einem Geiste wieder da, zupfte die Frau am Rocke und fragte: „Wie wird es nun mit dem Requiem aussehen?" Mozart entschuldigte sich mit der Nothwendigkeit der Reise und der Unmöglichkeit, seinem unbekannten Gebieter davon Nachricht geben zu können: übrigens werde es bei seiner Zurückkunft seine erste Arbeit sein, es käme nur auf den Unbekannten an, ob er so lange warten wolle, und damit war der Bote gänzlich befriedigt.

Mozart, dessen Gesundheit schon bedeutend erschüttert war, kam ganz krank durch die übermenschliche Anstrengung seines Arbeitens, das er selbst während der Reise nicht aussetzte, in Prag an. La Clemenza di Tito hatte mit ihm auf der Herrstraße Fortschritte gemacht, so daß achtzehn Tage genügten, ihm die Oper vollenden zu lassen.

Mozart's Freunde bemerkten mit Unruhe seine matten Augen und das Leidende, das sich in allen seinen Zügen ausdrückte, doch dachten sie entfernt nicht daran, daß das Uebel so traurige Folgen haben sollte. Er blieb nicht zu Hause, man sah ihn arbeiten, Besuche abstatten, die Proben leiten, sich unterhalten, Musik machen, wie wenn er über Nichts zu klagen hätte; kaum sagte er Jemand, daß er einen Arzt brauche. Die Abende brachte er gewöhnlich am Billard zu.

Dieses Spiel liebte er leidenschaftlich. Einstmals, als er sich eben wieder demselben mit all' der Aufmerksamkeit zugewendet hatte, die man einem Lieblingsvergnügen schenkt, hörte man ihn mehrmals auf irgend eine Melodie „sum sum sum" vor sich hinsummen. Als der Stoß an seinen Gegner kam, zog er ein Stückchen Papier aus der Tasche, warf einen raschen Blick darauf, spielte dann weiter, wobei er auf's Neue „sum sum" trällerte. Nachdem er zwei oder drei Tage hinter einander dasselbe gethan hatte, sagte Mozart mit einem Male zu seinen Freunden: „Jetzt kommt und hört." Was war es? Es war das köstliche Quintett im ersten Akte der Zauberflöte, das er während des Billardspielens componirt hatte, und das eben mit „sum sum" anfängt.

Damals arbeitete Mozart Hals über Kopf an seinem Titus, und es ertönten in einem und demselben musikalischen Kopfe zu gleicher Zeit die koketten Phrasen der drei Damen und die pathetischen Laute Vitellie's, das drollige Geplauder der Vogelmenschen und das Geschrei des Abscheues und der Verzweiflung, welches die Römer beim Anblicke des brennenden Capitols und ihres geliebten Fürsten ausstoßen, den sie von dem Eisen eines Mörders getroffen sehen; und diese Produktionen, nämlich das Finale in Titus und das Quintett in der Zauberflöte, bilden die sich völlig entgegenstehenden Extreme der theatralischen Musik; und jedes der beiden Gemälde ist von höchster, unnachahmlichster Vollendung; und Mozart war bei all' dem doch nur ein Sterblicher! Warum machte er aber sich die an und für sich schon hinreichend ermüdende Arbeit noch verwickelter? Fühlte er vielleicht schon jetzt die Nothwendigkeit, sich zu beeilen?

Sobald Mozart wieder zu Hause in Wien war, wo ihn diesmal ein glänzender Triumph, Auftel-

Digitized by Google

lung, Aussichten auf glückliche Verhältnisse — und der Tod erwarteten, legte er die letzte Hand an das Populärste seiner Meisterwerke. Die Ouverture zur Zauberflöte und der Priestermarsch des zweiten Aktes wurden zwei Tage vor der Aufführung, welche den 30. September 1791 stattfand, componirt oder wenigstens geschrieben. Vom 30. September an konnte Mozart seine ganze Sorgfalt dem Requiem wieder widmen, welches der Unbekannte bei ihm bestellt hatte. Weil er die Bezahlung zum Voraus empfangen hatte und ihn noch überdies „der Wunsch, sich in dieser Gattung auch einmal zu versuchen" antrieb, so arbeitete er Tag und Nacht an dem Requiem mit unermüdlichem Eifer und einem Interesse, welches keines seiner früheren Werke ihm einzuflößen vermochte, und welches die Fortschritte seines Uebels nicht zu erkalten im Stande waren.

Die Ohnmachten, welche sich öfters eingestellt hatten, während er an der Zauberflöte schrieb, vermehrten sich wieder, ohne daß er aber durch sie von seiner Arbeit sich hätte abhalten lassen. Seine Anstrengungen nahmen mit seiner Schwäche zu und jeden Tag wurden die Zufälle häufiger und schwerer. Seine Frau, durch diese Symptome, sowie durch die auffallende Schwermuth des Kranken beunruhigt, gab sich alle Mühe, ihn aufzuheitern und zu zerstreuen und begleitete ihn an einem schönen Herbsttage im Wagen in den Prater. Hier sprach sich Mozart über das Geheimniß des Requiems gegen sie aus. „Ich schreibe es für mich selbst," sagte er weinend. „Mir mir dauert es nicht mehr lange; gewiß, man hat mir Gift gegeben."

Centnerschwer fiel die Rede auf das Herz seiner armen Frau. Sie suchte ihn zu überreden, daß solche Gedanken nur in seiner Einbildung lägen. Man rief einen Arzt herbei, welcher dem Kranken anbefahl, seine verhängnißvolle Arbeit bei Seite zu legen. Mozart unterwarf sich dem Ausspruche, denn er fühlte wohl, daß dieses Opfer ihn nicht zu retten vermöge. Er sah sich nun in's Zimmer gebannt und durfte nicht mehr arbeiten. Während er hier traurig und unthätig sitzen mußte, brachten die fortgesetzten Darstellungen der Zauberflöte, von denen er einige selbst noch dirigirt hatte, die ganze große Stadt Wien in freudige Aufregung, Alles wollte diese Oper sehen. Es regnete Geld in die Theaterkasse, man zankte sich um die Billets. Der Saal des Schauspieles ertönte fortwährend von Beifalls- und Freudengeschrei, das Außen wiederhallte! Fast alle Echo's Deutschlands schien der Genius der Zauberflöte zumal erweckt zu haben. Was macht aber der Meister, während sein Werk so Viele reich und freudig macht und Jedem die schönen Augenblicke des Lebens vermehrt? Man sucht ihn im Orchester; ein Anderer führt den Taktirstab. Man sucht ihn im Opernhause; der Meister ist nicht darin, aber sein Geist schwebt noch über dem Kampfplatze, den er durch so viele unsterbliche Triumphe verherrlicht hatte. Einsam, die Augen auf die Uhr gerichtet, folgte er die Vorstellung in Gedanken. „Jetzt," spricht er zu sich, „ist der erste Akt zu Ende. — Jetzt singt man den Schwur; die große Königin der Nacht ....." Dann fällt ihm ein, daß für ihn Alles aus sein werde, und seine Augen wenden sich mit Schauder von dem Zeiger weg.

Einige Tage erzwungener Ruhe verschafften ihm jedoch etwas Linderung. Am 15. November fühlte er sich so erträglich, daß er im Stande war, eine kleine Cantate: „Das Lob der Freundschaft", zu schreiben. Die gute Aufführung und der große Beifall, mit dem sie aufgenommen wurde, schien seinen Geist noch mehr zu beleben. Er verlangte nun dringend die Rückgabe seiner Arbeit an den Requiem. Seine Frau, welche ihn jetzt außer Gefahr glaubte, nahm keinen Anstand, sie ihm zurückzugeben, doch kaum hatte er auf's Neue Hand an dieses Werk des Todes gelegt, als sowohl seine moralischen als physischen Leiden sich wieder mit doppelter Macht einstellten und alle Aussicht auf Hoffnung verschwand. Diesmal sollte der Kampf nicht lange dauern und in fünf Tagen sank Mozart auf sein Lager, von dem er sich nicht mehr erholen sollte, auf welchem er sich aber fortwährend mit den erhabenen Vorbereitungen beschäftigte, die er zu seinem Leichenbegängniß traf.

Während Mozart mit aufgeschwollenen Gliedern und am ganzen Körper von einer schlagartigen Unbeweglichkeit gelähmt auf seinem Todtenbette lag, brachte man ihm seine Ernennung zum Kapellmeister an der Kathedrale von St. Stephan. Diese Stelle hatte der Magistrat von Wien zu vergeben, und es waren von alten Zeiten her ein bedeutender Gehalt und beträchtliche Nebeneinkünfte damit verbunden. Zu gleicher Zeit liefen aus Preßburg und Amsterdam Briefe ein, in welchen man ihm den Antrag stellte, gegen ein ansehnliches Honorar, periodische Arbeiten von verschiedener Gattung, musikalische Miscellaneen zu liefern.

Als Mozart alle diese unerwarteten Glücksfälle, die sich so rasch hintereinander folgten, erfuhr, rief er aus: „Eben jetzt soll ich fort, da ich ruhig leben könnte! Jetzt meine Kunst verlassen, da ich nicht mehr als Sklave der Mode, nicht mehr von Spekulanten gefesselt, den Regungen meiner Empfindungen folgen, frei und unabhängig schreiben würde, was mein Herz mir eingiebt! Ich soll von meiner Familie, meinen armen Kindern, in dem Augenblicke, da ich im Stande gewesen wäre, für ihr Wohl besser zu sorgen! Habe ich es nicht vorher gesagt, daß ich dieses Requiem für mich schreibe?" —

Mozart wußte den Tag seines Todes voraus. Als am Abende, des 5. Dezember, Sophie Moler, seine Schwägerin, kam, um nach seinem Befinden sich zu erkundigen, sagte der Kranke zu ihr: „Gut, daß Sie da sind; heute Nacht bleiben Sie bei mir; Sie müssen mich sterben sehen." Als ihm seine Schwägerin diesen Gedanken ausreden wollte, fuhr er fort: „Nein, nein, es ist vergebens. Ich habe ja schon den Todtengeschmack auf der Zunge, ich rieche den Tod, und wer wird meiner Constanze beistehen, wenn Sie nicht bleiben?" Das Requiem lag aufgeschlagen auf der Bettdecke. Nachdem Mozart einige Zeit darin geblättert und sein Werk mit feuchten Augen betrachtet hatte, gab er seinem Schüler Anweisungen zur Ausführung der Arbeit. Hierauf wandte sich Mozart an seine Frau und empfahl ihr, seinen Tod so lange geheim zu halten, bis sie Albrechtsberger habe benachrichtigen können, „denn ihm," sagte er, gehört mein Dienst

von Gott- und Rechtswegen." Albrechtsberger erhielt auch die Stelle, zu der Mozart ernannt worden war.

Unterdeſſen kam ſein Arzt, der kalte Umſchläge um den brennenden Kopf verordnete, welche aber den Kranken ſo erſchütterten, daß er augenblicklich Bewegung und Sprache verlor. Seine Gedanken waren aber noch beiſammen, was er durch eine letzte Handlung beurkundete. Man ſah die bleichen Lippen des Sterbenden ſich aufblaſen, wie um ſeinen Schüler an einen gewiſſen Effekt, den er mit Pauken im Requiem hervorbringen ſollte, zu erinnern. Bei dieſem Verſuch flog die Seele Mozart's der Quelle alles Lichtes und aller Harmonie zu. Er hinterließ ſeiner Frau und ſeinen Kindern Nichts, aber die Erbſchaft eines im Andenken der Nation ewig theuren und glorreichen Namens mußte ſich dennoch in den Händen der Vorſehung fruchtbringend für ſie geſtalten, ſo daß ſeiner Wittwe ein ehrenvolles Loos und ſeinen Kindern eine gute Erziehung zu Theil wurde. Die Frage, was Mozart nach ſo erhabener Leiſtungen auf dem Gebiete der Tonkunſt noch zu thun übrig geblieben wäre, iſt eine müſſige. Die Macht des Genies würde mit ihrem unverſiegbaren Schöpfungsquell eine Antwort zu geben wiſſen, die die Frageſteller in Erſtaunen verſtummen ließe. Rafael, Schiller, Mozart ſtarben früh, aber keineswegs weil ihr Geiſt erſchöpft, ſondern weil ihr Körper erkrankt war. Nur Leben und Geſundheit und durch neuen nie geahnten Schwung wären ihren vermeintlich größten Werken größere ſiegreich zur Seite getreten.

Giebt es auf dem Monde auch eine Art Menſchen?

Als ich im Jahre 1834 noch Hauslehrer in C. war, diſputirte ich zuweilen mit meinem Herrn Principal darüber, ob Alles, was in der Bibel ſtehe, zuverläſſige, göttliche Wahrheit ſei. Mein Principal war zwar dem Chriſtenthum durchaus nicht feind, aber in ſeiner Jugend hatte er manche rationaliſtiſche Ideen eingeſogen, die er noch immer nicht ganz überwunden hatte. So meinte er z. B., daß das, was die Bibel über den Sternenhimmel ſage, doch wohl nur Meinungen Moſis geweſen ſeien, die ihm der Heilige Geiſt nicht geoffenbart und eingegeben habe. Er glaubte daher, daß die Sterne nicht bloße Lichter, ſondern von ähnlichen Geſchöpfen bewohnt ſeien, wie unſere Erde. Ich ſuchte ihm dies nun zwar, ſo gut ich es dazumal vermochte, auszureden, aber ohne Erfolg. So kam er denn einſtens mit freudeſtrahlendem Angeſicht auf mein Zimmer, ein Zeitungsblatt in ſeinen Händen, und ſprach: „Mein lieber Herr Candidat, Sie ſind geſchlagen! Soeben leſe ich in dieſer Zeitung, daß der Anfangs dieſes Jahres (1834) nach Afrika gereiſte große Aſtronom Herſchel der Jüngere vermittelſt ſeines neuen ungeheuren, rieſengroßen Fernrohrs Geſchöpfe wie Menſchen entdeckt habe. Leſen Sie nur!" Ich that das. Und in der That, in der Zeitung ſtand wirklich, was mir mein Herr Principal ſoeben berichtet hatte. Ich aber ſprach nun: „Mein theurer Herr Principal, ich bitte Sie, Sie werden doch das nicht glauben? — Ja, ich ſage Ihnen: und wenn ich ſelbſt in das Fernrohr guckte und ſähe durch daſſelbe eine Art Menſchen, wie wir ſind, auf dem Monde herumlaufen, ſo würde ich doch nicht glauben, daß der Mond der Wohnplatz von einer Art Menſchen ſei, ſondern denken, daß die angeblichen Menſchen im Fernrohr ſtecken müßten"; worauf mein Herr Principal erwiderte: „Ich ſehe wohl, mit Ihnen iſt nichts anzufangen," und ärgerlich mein Zimmer verließ. Doch was geſchah? Nach etwa einem halben Jahre erſchien in den Zeitungen eine Widerrufung jener Nachricht mit der folgenden Aufklärung. Ein geldarmer, aber geſcheiter Franzoſe habe die Abſicht gehabt, nach Amerika überzuſiedeln, und um ſich Reiſegeld zu verſchaffen, habe er ſchnell eine Flugſchrift geſchrieben, in welcher er einen erdichteten Brief Herſchels mit jener ſtaunenerregenden Nachricht mitgetheilt habe. Er habe ſich auch nicht verrechnet. Seine Flugſchrift ſei ſogleich in zahlloſen Exemplaren verkauft worden und habe ihm wirklich mehr, als das ihm nöthige Reiſegeld, eingetragen. In Amerika glücklich angekommen, habe er aber von dort gemeldet, ſein Büchlein ſei nur ein Scherz geweſen. — Natürlich habe ich meinem theuren Herrn Principal dieſen Ausgang der Sache nicht ſchadenfroh vorgehalten. Wie es ſchien, ſtanden ihm jedoch ſeit jener Zeit alle mit der Bibel ſtreitenden aſtronomiſchen Behauptungen nicht mehr ſo feſt, wie früher.

Deutſche Einſiedler in den Vereinigten Staaten.

Von Ernſt Otto Hopp.

Es war im Jahre 1869, als ich das erſte Mal einen deutſchen Troglodyten, einen richtigen Höhlenbewohner in Amerika traf. Barfuß und barhäuptig, von einem langen, eisgrauen Barte wie von einem Mantel umwallt, ſo erſchien er in dem Städtchen am Hudſon, in dem ich damals weilte; man nahm von der ſonderbaren Erſcheinung, an die man ſchon ſeit Jahren gewöhnt war, nicht ſonderlich Notiz, ein paar Straßenjungen rotteten ſich zuſammen, um den Einſiedler anzuſtarren, das war Alles.

Mit außerordentlicher Behendigkeit zog er von Laden zu Laden, um ſeine kleinen Bedürfniſſe zu befriedigen und einige Einkäufe zu machen; wie man mir erzählte, wohnte er in einer Art Felſenhöhle, die er ſich einigermaßen wohnlich eingerichtet, im nahen Walde, trank nur Quellwaſſer und aß ſelten warme Speiſen, war aber geſund und thätig, dabei außerordentlich ſchweigſam. Von der Geſchichte ſeines Lebens erzählte er Niemand.

Seine Hauptbeſchäftigung beſtand in Schnitzen von Stöcken, die er zu recht annehmbaren Preiſen bei den Krämern abſetzte. Gegen die Kälte war er durch Decken geſchützt, auch beſaß er einen kleinen Ofen, von dem er aber nur in ſtrengen Wintern Gebrauch machte. Seine Bücherſammlung beſtand aus einem Homer und einer Bibel; letztere hatte ihm ein Wandermiſſionar geſchenkt.

Da er ſonſt ein harmloſer Menſch war, der keineswegs den Eindruck eines Idioten machte, ſondern intelligente Geſichtszüge beſaß und auf Fragen freundlich, wenn auch reſervirt, Antwort gab, ließ ihn der Beſitzer des Waldes ungeſtört ſchalten, und ein benachbarter deutſcher Farmer, der die hübſchen Stöcke des Einſiedlers gern hatte, unterſtützte ihn hie und da durch Geſchenke an Lebensmitteln, die er mit ſeinen Schnitzarbeiten ehrlich bezahlte.

Einmal traf ich ihn im Spätſommer in ſeinem Walde und kam in ein Geſpräch mit ihm, das er indeß abbrach, ſobald es ſich auf perſönliche Verhältniſſe wandte. Er war ein ſinniger Beobachter der Natur und zeigte mir eine ſumpfige Vertiefung, in der zahlreiche Schildkröten hauſten, die ſich vor dem Troglodyten gar nicht zu fürchten ſchienen. Sechs Jahre darauf war er gefährlich erkrankt und bald geſtorben; auf ſeinem Todtenbette hatte er dem deutſchen Farmer allerlei Enthüllungen gemacht, demſelben jedoch das Ehrenwort abgenommen, über das Gehörte zu ſchweigen. Der Landsmann begrub ihn ſeinem Wunſche gemäß in der Nähe ſeiner Klauſe im großen grünen Walde und errichtete ihm ein Kreuz, das die Inſchrift trägt: Pſalm 23, V. 1.

Eine hiſtoriſche Figur war die des Einſiedlers am Wiſſahickon, eines religiöſen Schwärmers, deſſen Name heute noch im Volksmunde bekannt iſt. Er hieß Johannes Kolpius und war der Führer einer Schaar von gegen vierzig deutſchen Erweckten, die im Jahre 1694 in Pennſylvania erſchienen und ſich entſchloſſen hatten, in der Waldeinſamkeit auf die Wiederkunft Chriſti zu warten und abgeſchieden vom großen „Babel" dieſer Welt ſich auf die große Stunde vorzubereiten.

Dieſer Gemeinde wurde ein ſeltſamer Name beigelegt: „Das Weib in der Wüſte" (nach Offenb. 12. 6: „Und das Weib entflohe in die Wüſte, da ſie hatte einen Ort bereitet von Gott, daß ſie daſelbſt ernähret würde tauſend zweihundert und ſechzig Tage"). Für dieſe deutſchen Myſtiker hatte das Wort einen Collektivſinn, es bedeutete die Gemeinde der Erwählten, die Kinder des oberen Jeruſalem, die verborgen ſind in der Wüſte, das heißt, der abgefallenen Chriſtenheit, im geiſtigen Babel, im dunkeln Egypten. Der Einſiedler am Wiſſahickon ſtarb ſchon 1708, und der „Weltdrache" gewann die Oberhand über ſeine Anhänger, das heißt, ſie kehrten unter die Gemeinſchaft der Menſchen zurück. Eine andere Sekte deutſcher Erweckter, ein Orden der Einſamen Brüder, unter ihnen Konrad Beiſſel, hauſte ebenfalls in Pennſylvania im verfloſſenen Jahrhundert, zuerſt am Conеſtoga, ſpäter am Cocaticoſluſſe. In Ephrata errichteten dieſe frommen Siedler Kirchen und Klöſter, deren Trümmer heute noch ſtehen; auch eine ganze Reihe literariſcher Erzeugniſſe wurden bei ihnen gedruckt. Dieſe Geſellſchaft deutſcher Einſiedler fand erſt 1814 ihre Auflöſung.

Als ich im Jahre 1872 in der Nähe der Ortſchaft Germania im Pennſylvaniſchen meine Sommerferien verbrachte, traf ich inmitten des Waldes Obſtbäume mit reifenden Pfirſichen und Aepfeln, einen verwilderten Garten, in dem zahlreiche Bienen ungeſtört ſummten. Als ich verwundert weiter ſchritt, ſtieß ich auf ein gänzlich verfallenes Häuslein; die Fenſterläden hingen herab, ein Theil der Hinterwand war eingeſtürzt, Spinnen und Ameiſen hatten ihre Wohnung dort aufgeſchlagen. Zwiſchen dem überwuchernden Unkraut blühten Roſen, und ein Rhododendrongebüſch hatte ſich ſiegreich vor den Reſten der Veranda behauptet.

Als ich meinen Hauswirth nach beendetem

Spaziergang über dieſe fremdartige Erſcheinung von Garten- und Hausreſten in der Wildniß fragte, berichtete er mir, vor wenigen Jahren habe dort mutterſeelenallein „ein preußiſcher Edelmann" gewohnt. Seinen Namen wußte er nicht; ſeine Frau aber beſaß noch ein Taſchentuch des Herrn, das „v. R." gezeichnet war, ſie hatte einige Male die Wäſche für den Einſiedler beſorgt, der mit Geld verſehen geweſen ſei. Im Vorjahre war er einer Lungenentzündung erlegen.

Eine im Weſten wohlbekannte Perſönlichkeit war die des „langen Chartie" (Karl), den ein eigenthümliches, ergreifendes Geſchick verfolgt hat. Er war aus vornehmer Familie und Gardeoffizier geweſen; ſeinen Namen hat man nie erfahren, das war ſein Geheimniß, das er mit in's Grab genommen hat. Die rohen und rauhen Grenzer, unter denen er lebte, haben ihn auch wohl nicht darum gefragt, und hätten ſie ihn gewußt, ſo würden ſie ihn wahrſcheinlich ſo verſtümmelt haben, daß man ihn kaum hätte wiedererkennen können, aus Michel wird in Amerika Meghley, aus Fritz Frietchie, nicht zu gedenken der Ueberſetzungen, die aus Hecht Pike und aus Zimmermann Carpenter machen. Aber daß der lange Karl ein Deutſcher war, das hat er oft und mit Stolz bekannt. Es band keiner gern mit ihm an, er war ſieben Fuß lang, beſaß erſtaunliche Körperkraft, und ſeine Büchſe verfehlte ſelten ihr Ziel. Nachdem er ſich jahrelang an den äußerſten Grenzen der Civiliſation umhergetrieben, wandte er ſich nach Wisconſin, von da nach Minneſota, wo er ſich mit der blauäugigen Tochter eines ſchwediſchen Anſiedlers verheirathete und in der Nähe von Neu-Ulm ſeßhaft war.

Seine Frau ſchenkte ihm drei Kinder, die er zärtlich liebte, und da er fleißig und mäßig war, gedieh ſein Anweſen. Da kam der Bundeskrieg; als die Werbetrommel durch den Norden ſcholl, litt es ihn nicht mehr in ſeinem Beſitzthum, ſeine alten militäriſchen Erinnerungen erwachten, er zog den blauen Rock an und trat als Kapitän in die Unionsarmee ein. Nach wenigen Monaten war er bereits Major geworden. Da traf ihn ein entſetzlicher Unglücksfall.

Die hart an den Grenzen von Neu-Ulm wohnenden Sioux-Indianer, die wegen des Ausbleibens ihrer Jahresgelder — in den Kriegswirren war das vielleicht vergeſſen worden — in gereizte Stimmung gerathen waren, überraſchten am Morgen des 18. Auguſt 1862 die Anſiedelungen. Sich vorſichtig vertheilend drangen die Wilden überall in die Häuſer ein, und wo man bisher das Brod mit ihnen getheilt und ſie liebevoll aufgenommen hatte, fielen ſie über die argloſen Deutſchen her.

Gar viele der wehrhaften Männer waren in den Krieg gezogen, ſo gelang es den Indianern, an ſiebzig Perſonen, meiſtens Frauen und Kinder, abzuſchlachten, ehe Hülfe kommen und ſie verjagen konnte. Die Nachricht von dieſen traurigen Ereigniſſen, die ſich bei Neu-Ulm zugetragen, traf den „langen Charlie" im fernen Tenneſſee; ohne Urlaub zu nehmen, verſchwand er ſofort in Begleitung ſeiner gewaltigen däniſchen Dogge, die mit ihm in den Krieg gezogen war, und eilte nach Hauſe. Seine ſchlimmſten Befürchtungen beſtätigten ſich. Er hatte kein Heimweſen und keine Familie mehr, ſein Haus und ſeine Ställe lagen in Aſche, ſeine Frau, die aus kernigem Stamme war, hatte ſich mit der Axt in der Hand gegen die rothen Unholde vertheidigt, bis man ſie niederſchoß — und ſeine Kinder.

Der ſtarke Mann brach zuſammen, als ihm ein Nachbar das erzählte — es war Alles todt, was er bisher geliebt, woran ſein Herz ſo heiß gehangen hatte — alle ſeine Kinder, ſeine herzigen Kleinen waren von den Rothhäuten, in deren Lexikon das Wort „Erbarmen" fehlt, getödtet worden. Der lange Chartie raffte ſich endlich auf, pfiff ſeinem Hunde, ſchulterte die Büchſe und zog fort; in den Krieg kehrte er nicht mehr zurück, er führte fortan ſeinen eigenen Privatkrieg, er zog in die Wälder und wurde Indianerjäger.

Erſt ſuchte er die Ueberreſte jenes Stammes heim, der ihm das bitterſte Leid angethan hatte, einem nach dem andern lauerte er auf und einen nach dem andern traf ſeine Kugel, er ſchonte Niemand. Sein Name wurde ſprichwörtlich; Nachts brach er in ihre Rindenhütten ein, am Lagerfeuer fiel er über ſie her, am hellen Tage ſtellte er ſich ihnen in den Weg. Endlich zog er weiter gen Weſten, über den Miſſiſſippi, immer ein unverſöhnlicher Feind der Rothen, einer jener Waldläufer, wie es früher deren viele gab. Bei einem Scharmützel in Arizona iſt er vor wenigen Jahren getödtet worden; eine deutſche Zeitung in St. Louis brachte einen ausführlichen Bericht über den Tod des Indianertödters.

Gewiß haben nicht alle deutſchen Einſiedler, deren es in den Vereinigten Staaten ſo auffallend viele gegeben hat und vielleicht noch heute giebt, ſo traurige Lebensſchickſale gehabt, daß ſie es vorzogen, die Einſamkeit der Wälder aufzuſuchen. Auch ein gewiſſer Hang zur Beſchaulichkeit, wie er dem Deutſchen innewohnt, auch die Liebe zur Natur und die Freude an ihrem ewig neuen Reiz hat vielleicht Manche verlockt, Einſiedler zu werden.

Ein junger wohlhabender Kaufmann, den ich kannte, hatte eine unglückliche Liebe; da er keine Anlage dazu hatte, Werther zu ſpielen, ging er einen Winter hindurch, um zu vergeſſen und friſche Lebensluſt zu gewinnen, in die Einſamkeit der erhabenen Wälder, die ſich im Staate

Maine am „Elenskopfsee“ erstrecken, baute sich eine Hütte im Forst und verbrachte die bitterlich kalte Jahreszeit dort in der Schnee- und Eisöde. Die Kur schlug an; als es Frühling geworden war, kehrte er gesund an Leib und Seele unter die Menschen zurück, um gestärkt und erfrischt den „Kampf um's Dasein“ wieder zu beginnen.

Die Stimme der Einsamkeit hat für den, der sie zu hören vermag, etwas eigenthümlich Erhebendes, Tröstendes und Erquickendes, und manch ein großer Mann hat sie auf sich wirken lassen und hernach die Welt erfüllt mit dem, was er aus ihr geschöpft.

(Nach dem Daheim.)

Ich lebe und ihr sollt auch leben.

(Joh. 14, 19.)

Sie war eine Greisin, von Alter und viel Lebensnoth und Sorge gebeugt, und der Kirchhofsschnee lag seit Jahren bereits auf ihrem lieben Haupt. Alle, die ihr theuer gewesen, waren lange schon vor ihr den Weg gegangen, da Niemand wiederkommt. Wenn es dann immer einsamer geworden in der ärmlichen Hütte hoch oben zwischen den Bergen, wenn kein junger Arm mehr sie stützte und keine arbeitsfrische Hand für ihres Leibes Nothdurft und Nahrung sorgte, dann seufzte sie wohl je und dann: Ach Herr, wie so lange! Gedenke doch deines Wortes: „Wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre,“ und hole deine müde Magd heim! — Aber ihre Lebensaufgabe war noch nicht erfüllt; die hört für keinen Menschen früher als mit dem letzten Athemzuge auf, denn sie besteht ja nicht nur im Schaffen und Arbeiten, sondern ebenso sehr im Stillesein, im Warten, im Tragen, in der Geduld, und oft führt der himmlische Erzieher seine Menschenkinder noch im Alter in diese Lebensschule und hat da besondere Lektionen sie zu lehren, stellt sie dabei auch andern zum Vorbild und Segen.

Das muß wohl unsere Mutter Marthe mit gesundem Sinn erkannt haben, denn ob sie auch Verlangen hatte, abzuscheiden, so fragte sie doch immer: „Wo willst du mich noch brauchen, lieber Gott? Wo und wie kann ich dir dienen?“ Und dann wartete sie nicht, daß ihr die Antwort wie ein Wunder vom Himmel fiel, sondern sie schaute sich wacker um, wo ihre schwachen Kräfte noch etwas ausrichten konnten. Hier war's ein stilles Trostwort, dort eine ernste Warnung, — aber schon der freundliche Blick aus ihrem gefurchtem Angesicht that gut und bezeugte, daß eine Kraft aus der Höhe sie füllte.

Ganz nah in einer andern Hütte im Hochgebirge sah's weniger friedlich aus: Kinderlärm von früh bis spät, Arbeit ohne Gebet, Werktag ohne Sonntag, Menschenwort ohne Gotteswort. Das ging unserer lieben Alten zu Herzen, und in ihrer milden, aber doch so eindringlichen Weise hatte sie Großen und Kleinen schon manche heilsame Lektion gehalten, Diesen vom Gehorsam gegen der Eltern, Jenen vom Gehorsam gegen Gottes Gebot.

Sonderlich that es ihr weh, daß das kleine Bärbele aufwuchs ohne Zucht und Vermahnung zum Herrn und den ganzen Winter nicht in die Schule gekommen war. Jetzt hatte die warme Sonne den Schnee fast von allen Bergpfaden weggeschmolzen, — es war am Tage vor Ostern. Mutter Marthe konnte nicht mehr zur Kirche: der Weg war zu weit und beschwerlich; aber eines vermochte sie noch: Am Abhang drüben, nicht allzuweit von ihrer Hütte, konnte sie die Glocken tönten hören. Dahin ging sie jeden Sonntagmorgen, und was sie da zu danken und ihren Gott zu bitten hatte, das hat nur er gehört. Aber jedesmal kam sie erbaut und gestärkt und leuchtenden Angesichts wieder, wie Moses, als er auf dem Berge mit Gott geredet hatte. Auch gestern am Charfreitage hatte sie dort beim Glockenklang im Geist unter dem Kreuz gestanden. Nun freute sie sich des nahenden Ostertages, setzte die Brille auf und las wieder und wieder die herrlichen Ostergeschichten. Ich lebe und ihr sollt auch leben! So klang's immer wieder froh und hoffnungsvoll in ihrem Herzen.

Aber da wallte es wieder so störend herüber: die Mutter schalt, der Vater schlug, die Kleinsten schrieen, Bärbele weinte. Sie faßte sich ein Herz, ging hinüber und — hielt eine Osterpredigt, so warm und schlicht, kurz und bündig, praktisch und erbaulich, daß wenigstens der Lärm schwieg — und das ist immer schon etwas.

Was sie sonst noch Gutes gewirkt, steht wo Anders geschrieben, ich darf davon schweigen. Länger als fünf Minuten hat die Predigt nicht gedauert und schloß mit der Bitte: „Hört, Mutter Leue, morgen ist Festtag, und ihr könntet heute Ordnung schaffen und morgen feiern. Und gebt mir euer Bärbele morgen früh mit bis zum Abhang. Ich kann die Stütze brauchen, und sie soll die Osterglocken hören. Wollt ihr?“ Etwas zögernd wurde der lieben Alten die Be-

Digitized by Google

gleitung zugestanden, und sie sah nicht ohne Befriedigung den leuchtenden Blick des Kindes. Schon vor der Zeit am Ostermorgen stand es vor Marthens Thür, und als diese unterwegs so mütterlich mit der Kleinen redete, von dem auferstandenen Heiland, der die Kinder segnete und alle Tage bei ihr sei, dem sie nur Alles sagen solle, er höre und helfe immer, da leuchtete ein Strahl der Ostersonne in des armen Kindes Herz, und auch Mutter Marthe wußte, daß sie noch etwas auszurichten habe auf Erden. Sie waren zum Abhang gekommen; die Osterglocken läuteten herüber und still mit gefalteten Händen standen beide. Dann traten sie schweigend den Heimweg an, beide mit einem Ostersegen im Herzen.

An manchen Sonntagmorgen des folgenden Sommers pilgerten die Beiden zu ihrem Glockengottesdienst. Als aber der Herbst kam, versagten der lieben Alten die Kräfte, und bald konnte sie die Hütte, dann das Bett nicht mehr verlassen. Aber Bärbele war ihr steter Gast und Liebe und Dankbarkeit gaben ihr auch geschickte Hände. Als aber die Frühlingssonne den Schnee schmolz und das fröhliche Osterfest nahte, da hatte für Mutter Marthe die Zeit ihrer Pilgrimschaft ein Ende; voll Hoffnung auf ein fröhlich Auferstehen ist sie entschlafen, und als die Osterglocken dort beim Abhang herüberläuteten, da legte man ihren müden Leib als ein gutes Saatkorn in die Erde. Bärbele aber hatte ihr bestes Theil auf Erden verloren. —

(Nachbar.)

Winke und Nachrichten für Arbeiter.

Die Kunst des Illustrirens. „Sie sagen, was die Dinge sind, aber nie, wem sie gleich sind," so sprach einst der berühmte Robert Hall zu einem Collegen.

Dasselbe ließe sich manchem Sonntagschullehrer sagen. Er versteht seine Lektion, denn er hat sie studirt, auch sprudelt seine Erklärung dahin so klar, wie ein Bach, aber alles Gesagte läuft durch des Schülers Gemüth, wie Wasser durch ein Sieb. Auch nicht eine Spur bleibt zurück. Die Wahrheit ist gelehrt, doch ohne Resultat. Der Nagel ist hineingetrieben, aber er haftete nicht, und die Mühe war vergebens. Lerne den Nagel mit einer gut gewählten Illustration umnieten, und er wird drin bleiben.

Der Geist, beides der Kinder und der Erwachsenen, beschäftigt sich gerne mit Vergleichungen. Wir wollen nicht blos wissen, was die Dinge sind, sondern auch, wem sie gleich sind. Einer Fackel gleich halten wir das empor, was klar, was licht ist, um das zu erleuchten, was noch dunkel ist; wir vergleichen Dinge in der geistigen Welt mit Gegenständen in dem Gebiete der Natur. Auf diese Weise erweitert sich uns der Gesichtskreis der Wahrheit, und das Gesehene bleibt dem Gedächtnisse frisch und lebendig. Ein Wort-Bild macht stets einen angenehmen Eindruck, und wer es zu malen versteht, dem wird es nicht an aufmerksamen Schülern fehlen.

Mein gewissenhafter Freund, Bruder Trockenberger, welcher die Bibelklasse für junge Männer vorsteht, müht sich in einem Nebelflor von Entmuthigungen ab. Er verfügt stets über eine Fülle von Gedanken über die Lektion, und er versteht es auch, sie klar und verständlich vorzutragen, aber illustriren kann er sie nicht. „Ich vermag nirgends eine Illustration anzubringen, doch was kann ich machen, diese Fähigkeit fehlt mir nun einmal." Wie darf er das behaupten? Er hat ja nie ernstlich versucht, seinen Geist in dies Geleise zu bringen, die schlummernde Gabe zu wecken. An Phantasie fehlt es ihm nicht, denn er weiß die Illustrationen, welche in der Predigt vorkommen, zu schätzen. Ei, weshalb denn sagen: Für mich ist es unmöglich! Er gebrauche Willenskraft und Ausdauer, und zu seinem freudigen Staunen wird er finden, daß die Kunst des Illustrirens auch von ihm gehandhabt werden kann. Wo ein Wille, da ein Weg.

Die Welt und die Bibel ist voll von schönen Vergleichen. Kannst du sie nicht mit deinem Auge wahrnehmen, dann gebrauche die Augen Anderer. Fange bescheiden an, stelle leichte Fragen. Gottes Wahrheit ist gleich dem Licht, dem Regen, dem Samen, der aus des Säemanns Hand fällt, gleich dem Sauerteig, der Perle von großem Werth. Nun frage dich: Warum gleicht sie diesen Dingen? und wenn es dir klar geworden ist, dann sage es andern. Dies mag dir kindisch scheinen, doch ist es ein Schritt in der rechten Richtung, und um Meisterschaft in der Kunst des Lehrens zu erlangen, darf nichts als unbedeutend verachtet werden.

Aber angenommen, du kannst dir keine Illustrationen ausdenken, mußt du dann verzagen? Keineswegs, dann borge, und borge nach Herzenslust. Wo immer sonst Jemand eine Illustration gebraucht hat, merke sie dir und benütze sie bei der ersten Gelegenheit. Hast du Geld übrig, und wer könnte nicht soviel erschwingen, dann schaffe dir ein Buch an, das in dies Gebiet einschlägt, z. B. das Buch der Gleichnisse, und „Im Jugendkreis" und gebrauche die Beispiele fleißig.

Ein bedächtiger Bruder macht den Einwurf, solch Verfahren würde alle Selbstständigkeit zu Grabe tragen. Weit entfernt, es wird schlummernde Fähigkeiten wecken. Auge und Ohr wird durch das Gebrauchen fremder Illustrationen geübt. Bald gewahrt man selber Aehnlichkeiten, findet selber Illustrationen, und zuletzt kann man dem Buche den Abschied geben. Was war's denn, was du gethan? Du gossest in deine trockne intellectuelle Pumpe ein Quart Illustrationen aus dem

Buch der Gleichnisse, und fingest an zu pumpen. Anfangs kam blos ein ganz schwacher Strahl von Beispielen, aber mit jedem Mal pumpen wurde er stärker. „Ich bin," sagt Falstaff, „nicht blos selber witzig, sondern auch die Ursache des Witzes in Andern." So kann auch das Buch der Gleichnisse sagen: Ich bin nicht blos der Sammler vieler guter Illustrationen, sondern auch die Ursache der Auffindung vieler anderer, die in keinem Buche zu finden sind.

Jede Fähigkeit des Geistes kann ausgebildet werden, wenn man es richtig angreift und Ausdauer zeigt. Kein treuer Lehrer braucht zu verzagen. Er hat Phantasie und findet Geschmack an den Illustrationen Anderer; das beweist, daß auch ihm das Vermögen innewohnt, sie mit Erfolg anzuwenden, selbst wenn er mit Borgen anfangen müßte. Ist er ausdauernd, dann kommt die Zeit, wo ihm Illustrationen in Hülle und Fülle zur Verfügung stehen; wo sie herbeigeschwärmt kommen, wie die Tauben zum Säulengange der St. Markuskirche in Venedig, wenn es zwei Uhr schlägt.

Jesus ist ein Musterlehrer, studire seine Lehrmethode. Erst trug er kurz und bündig seine Lehre vor, dann erläuterte er sie mit Beispielen und Gleichnissen. Dies war eine der Ursachen, warum das Volk so gerne seiner Lehre lauschte.

Denke keiner, Illustrationen und Gleichnisse passen nur für Kinder, selbst der Gelehrte kann sich ihrem Zauber nicht entziehen. Sie durchblitzen einen dunkeln Gegenstand, wie ein plötzlicher Sonnenstrahl eine Wetterwolke. Einer gut gewählten Illustration wohnt oft die Gewalt des stärksten Argumentes inne, außerdem hat sie den Vortheil, daß sie sich dem Gedächtnisse unauslöschlich einprägt. Unterschätze nie die Kunst des Illustrirens. Uebe diese Kunst, und die öde Wüstenei deines Unterrichts wird zur grünenden, blühenden und duftenden Oase werden.

Der Sonntagschul-Arbeiter und sein Erfolg. Um Erfolg in irgend einem Geschäft oder Unternehmen zu haben, ist von Nöthen, daß der Charakter und die Eigenschaften sich dem Unternehmen anpassen. Z. B. wenn ein Kaufmann in seinem Wesen barsch und unfreundlich ist, wird er sich sicherlich keine Kunden heranziehen; dagegen wenn er freundlich und zuvorkommend ist, wird er sich die Gunst seiner Kunden erwerben, und wird in seinem Geschäft Erfolg haben, und gerade auch so der Sonntagschul-Arbeiter in seinem Theil.

Ein Sonntagschul-Arbeiter soll ein Mitarbeiter Gottes sein und die Kinder göttliche Wahrheiten lehren. Es ist eine Thatsache, daß man am besten in einer Sache unterrichten kann, mit der man persönlich bekannt und darin erfahren ist. Um also erfolgreich zu sein, sollte der Sonntagschul-Arbeiter bekehrt sein; sein Charakter sollte rein, tadellos und aufrichtig sein.

Der Sonntagschul-Arbeiter sollte gewissenhaft und pünktlich in allen seinen Handlungen sein, alles unordentliche Wesen meiden und stets darauf zu achten, bei seinen Grundsätzen zu bleiben, und nicht wetterwendisch werden. Er sollte auch gewissenhaft und pünktlich in der Vorbereitung der Sonntagschul-Lektionen sein.

Er sollte stets auf seinem Platz sein, und wenn irgend möglich, wenigstens eine Viertelstunde vor der bestimmten Eröffnungszeit. Dadurch wird es möglich, ein Wort der Aufmunterung, der Anweisung oder Belehrung entgegen zu nehmen oder auch mitzutheilen.

Er wird sich die Liebe und die Achtung seiner Schüler am besten sichern und gewinnen, wenn er in Liebe und Freundlichkeit mit ihnen verkehrt und umgeht, er sollte sie stets mit Liebe und einem freundlichen Gruße empfangen.

Es sollte ein heiliger Ernst ihn beleben, wenn er die Kinder unterweist, da sein Amt ein hohes ist, und er zu unsterblichen Seelen redet. Er sollte nicht so einförmig in seiner Unterrichtsweise sein, hie und da ein Geschichtchen mit einschalten, denn das fesselt die Aufmerksamkeit der Kinder mehr als alles Andere.

Wenn man will lehren, muß man erst lernen, der Sonntagschul-Arbeiter muß also in der Vorbereitung fleißig sein, und dieselbe nicht bis zum Sonntagmorgen aufschieben.

Diese seine Charakterzüge und Eigenschaften soll er nun nicht aber nur des Sonntagsmorgens als eine Maske vor sein Gesicht hängen, sondern sie sollen seine Zierde sein an jedem Tag der Woche, so daß er die Kinder nicht nur des Sonntags unterweist durch seine Worte, sondern er auch in der Woche zu ihnen redet durch sein Leben und Thun. H. R. Thubmeyer.

Fortleben. Wie schön und reizend ist die Gartenwinde! Erst steckt sie das Köpfchen aus der Erde hervor, dann setzt sie ihr grünes Käppchen auf und fängt an zu klettern. Immer höher klimmt sie empor und auf einmal hüllt sie sich in Blumen ein, so daß man glauben möchte, sie breite Flügel aus, um sich aufwärts zu schwingen. Dann kommt der erste Herbstfrost und mit einem Schlage scheint Alles vernichtet zu sein. Blätter und Blüthen hängen zusammengeschrumpft hernieder. Aber siehe da! im Frühling wird das Grab zur Wiege. Der Same, den die gestorbene Pflanze ausgestreut, geht auf. Bald prangt ein größerer Blätter- und Blüthenschmuck als der letztjährige. Und so wird die erste Winde fortblühen, wiewohl sie gestorben ist. Sie lebt fort in dem Samen, den sie ausgestreut.

Dasselbe gilt von den Seelen, denen das Gebet eine heilige Passion ist. Ihr Gebetsleben ist schön, wie die Blüthenpracht der Gartenwinde. Die Gebete erschließen sich zu prächtigen Blumen und schwingen auf zum Gnadenthron. Dann aber berührt des Todes eisige Hand des Beters Stirn. Man legt seinen Leib in's Grab und hinab mit den Schollen scheinen alle seine Gebete zu rasseln. Nimmer steigen sie empor! Nicht doch, die Gebete streuten beständig Samen aus in die Herzen Anderer. Der Same geht auf. Die Seufzer erschließen sich zu herzinnigen Gebeten und schwingen sich aufwärts zu Gott. Auch sie streuen Samen aus, sinken in's Grab, keimen wieder auf und schwingen sich empor. So geht es fort in stetem Kreislauf. Pauli Gebete, Luther's Gebete, Wesley's Gebete, sie steigen noch auf in den Gebeten und Seufzern anderer Herzen. So werden

Digitized by Google

auch deine Gebete nicht mit dir begraben, sondern sie dauern fort bis an das Ende der Tage.

Sollen wir Kinder lehren, daß sie Sünder sind? In einer Sitzung der Sonntagschul-Convention des Staates New York wurde unter Anderm die Frage besprochen: „Sollen wir kleine, unschuldige Kinder lehren, daß sie Sünder sind?" Sofort kam mir der Gedanke: Sollen wir sie lehren, daß sie keine Sünder sind? Was dann, wenn wir diese „kleinen, unschuldigen Kinder" täuschen, wenn sie dieser Lehre Glauben schenken? Noch war ich in Zwiespalt mit mir, ob man überhaupt solche Frage öffentlich besprechen sollte, als sich eine freundliche Dame erhob und die Frage so zufriedenstellend beantwortete, daß mir jetzt noch die Erinnerung daran Genugthuung gewährt. Als Beispiel führte sie die Erziehung ihres eigenen kleinen Sohnes an. Sie sagte, sobald derselbe alt genug sei, um den Geist des Ungehorsams oder der Widerspenstigkeit zu zeigen, so werde sie ihm sagen, daß das unrecht und sündlich sei, und daß er sich zu Christo um Vergebung wenden müsse.

Vorher schon hatte eine Dame einen Vorfall mit ihrem kleinen Mädchen erzählt, der Licht auf diese Frage wirft. Das Kind war gewöhnt, Abends vor dem Einschlafen ein von der Mutter gelerntes Gebet zu beten. Eines Abends wollte es sein Gebet nicht sagen. Die Mutter war Anfangs betrübt, nach einer kleinen Weile jedoch sagte das Kind: Ich will selber ein Gebet sagen, und es betete darauf: „O Herr, vergieb mir, weil ich heute unartig war."

War hier nicht ein Schuldgefühl und ein wirkliches Bedürfniß der Sündenvergebung?

In Versuchung. Lehrer oder Lehrerin, wenn Versuchung an dich herantritt, und an wen trät sie nicht, dann denke daran, daß Vieler Augen auf dich gerichtet sind. Du stehst da als ein Repräsentant der Religion Christi und sollst ihren Werth bezeugen. Wirst du vom Versucher in der Wüste angelaufen, und du gehst, wenn auch erschöpft, doch siegreich aus dem Kampfe hervor, wie ehedem der Meister; dann hast du deinerseits die Wahrheit der Lehre von Christo bewiesen, daß er einst auf Erden lebte und noch im Herzen des Gläubigen lebt. Kommst du jedoch aus der Wüste geschlagen und besiegt zurück, was Wunder, wenn deine Schüler und Schülerinnen sich fragen, ob denn wirklich die christliche Religion von Gott sei und der Glaube an Christus eine Kraft, vermögend Welt und Sünde zu besiegen. Einem Leuchtthurme gleich stehst du da. Sieh darauf, daß du durch einen heiligen, tadellosen Wandel Allen, die auf dich schauen, eine sichere Leuchte zum ewigen Friedenshafen werdest.

Frauenzeitung.

Als ich der Weisheit nachgestrebt,
Kam ich den Thoren thöricht vor,
Und klug, da ich wie sie gelebt.
Für weise hält sich nur der Thor.

Wie man sich für wenig Geld gut kleiden kann. Stoff. Beim Ankauf von Kleidern ist die richtige Wahl des Stoffes eine Hauptsache. Theures Zeug erweist sich meist in der Folge als das Wohlfeilste. Gute, sogenannte „unverwüstliche" Stoffe lassen sich länger tragen als billige Waare und können außerdem gewendet und gefärbt werden. Man kaufe nur in zuverlässigen Geschäften. Die marktschreierischen Anpreisungen sind gewöhnlich nicht weit her. Sachen, die gut und nicht auffallend sind, kann man zwei und mehr Jahre unverändert tragen und dabei immer anständig gekleidet sein. Sodann können die Sachen oft noch gefärbt werden.

Hüte: Gute englische oder italienische Strohhüte und echte Filzhüte sind am vortheilhaftesten. Sie sehen allezeit ordentlich aus und lassen sich, wenn nöthig, umformen, waschen und färben. Billiges Flitterwerk macht einen Hut schnell unansehnlich, so hübsch er auch Anfangs aussah. Eine gute echte Bandschleife von Seide oder Spitzen ist besser als Blumen, die bald abschießen, so daß man ein „vertrocknetes" Blumenbeet auf dem Kopfe trägt.

Schuhwerk. Damit verhält es sich wie mit andern Kleidungsstücken. Das Beste, wofür ein ordentlicher Preis bezahlt wird, ist meistens das Wohlfeilste. Es erscheint nur auf den ersten Blick vortheilhafter, fertige Schuhe zu kaufen, als sich welche anmessen zu lassen. Wer einmal im Laden kauft, gewöhnt sich leicht, bald hier, bald dort zu probiren. Wie macht man's aber dann mit dem Flicken? Der Verkäufer, bei dem ich einmal ein Paar Schuhe genommen, fühlt sich gar nicht verpflichtet, jede kleine Ausbesserung zu besorgen. Und wenn er auch die Flickarbeit übernimmt, so besorgt er sie doch ungern, läßt sie vielmehr durch einen Flickschuster, den ich nicht kenne und mit dem ich nicht persönlich Rücksprache nehmen kann, machen. Ganz anders bedient mich ein Schuhmachermeister, dessen ständige Kundin ich bin. Die Ausbesserung des Schuhwerkes fällt ebenso schwer in's Gewicht wie die Neubeschaffung. Ein gutes Oberleder hält manches Paar Sohlen aus. Um die kostspielige Anschaffung recht lange auszunutzen, kaufe man nur gute Waare und bleibe bei dem Schuster, der einen gut bedient hat, bezahle ihn pünktlich, und er wird sein Möglichstes thun, um die gute Kundin zu behalten und alle, auch die kleinen Ausbesserungen, gut besorgen.

Kleidermachen. Mache deine Kleider selbst, dann kommen dieselben billig. „Aber, ich habe keine Zeit" — „Nimm dir Zeit." — „Jedoch, ich kann das Kleidermachen nicht." — „Lerne es, es lohnt sich." — Tausend Frauen und Mädchen

könnten sich billiger und besser kleiden, wenn sie nur ihre eigenen Kleider machen wollten. Tausend und abertausend Dollars werden jährlich von geringen Leuten für's Kleidermachen ausgegeben, während diese Summen gespart werden sollten. Aber — es ist eben so genehm, in's fertige Kleid zu schlüpfen, welches "*my dressmaker*" soeben gesandt hat! Elisabeth.

Limonade Receyt. 11 Liter Wasser, 3½ Pfund Faßzucker, 4 Dezititer guten, realen Weinessig, 2 Citronen in 8 Theile geschnitten, ohne die Kerne genommen und zwei Hollunderblüthen.

Von den 11 Litern Wasser nehme man 3 Liter und lasse dieselben in einem reinen Kochgeschirr mit dem Zucker recht heiß werden, aber nicht sieden, worauf dieselben sogleich heiß auf die Citronen in ein hölzernes Gefäß gegossen werden. Sehr zu empfehlen dazu sind kleine, mit Deckel versehene Fäßchen. Nun giebt man die andern 8 Liter Wasser nebst dem Essig dazu und verspundet das Fäßchen gut. Am vortheilhaftesten sind die geboaenen Glasröhren, deren eines Ende in den Spund gesteckt und das andere in ein kleines Gefäß mit Wasser gelegt wird. Auf diese Weise kann wohl Luft hinaus, aber nicht hineindringen. Dann läßt man es an einem warmen Ort 6 Tage liegen. Die Hollunderblüthen werden in ein reines Säckchen gebunden, am dritten Tage auch hineingelegt und am fünften wieder herausgenommen. Am sechsten Tage wird die Flüssigkeit durchgesiebt und in Flaschen oder noch besser in Krüge gefüllt, die Krüge werden noch für 5 Tage an einen warmen Ort gestellt; wenn es sehr warm ist, genügen 2 Tage. Nun kommt die Limonade in einen kühlen Keller und ist in 8 Tagen trinkbar.

Receyt für Ingwerbier. 13 Liter Wasser, 3½ Pfund Faßzucker, 70 Gramm gestoßenen Ingwer, 3 Citronen in 8 Theile geschnitten, die Kerne weggelassend.

Von den 13 Litern Wasser werden 5 Liter in einem reinen Kochgeschirr mit dem Ingwer zum Sieden gebracht und noch 25 Minuten recht gekocht, wobei man den Schaum abnimmt.

Dann gießt man das Gekochte durch ein Sieb auf den Zucker und die Citronen in ein hölzernes Gefäß und giebt die übrigen 8 Liter Wasser und noch soviel dazu, als beim Sieden eingekocht ist, nach.

Nun nimmt man 2 Eßlöffel voll Haab, welche bei den Bäckern zu haben ist, oder wenn man keine solche bekommt, 1 Eßlöffel voll Bierhefe, verrührt sie mit einem Eiweiß, giebt es bei und verschließt das Fäßchen gut. Nachdem man es, je nach der Wärme, 4 bis 5 Tage an einem warmen Ort hat stehen lassen, filtrirt man die Flüssigkeit durch Filz- oder Flanellsäckchen und gießt sie in Flaschen oder lieber in Krüge, verkorkt sie gut und bindet sie mit weichem Draht zu. Die Krüge müssen 5 Tage an einem warmen Ort stehen, bei großer Wärme nur 2 Tage, dann in einen kühlen Keller gebracht werden und sind nach 2 Tagen zum Gebrauch bereit.

Was sich nicht schickt. — Es schickt sich nicht, vor den Damen Platz zu nehmen, oder sich zu setzen, ehe Wirth und Wirthin das Zeichen dazu geben.

Es schickt sich nicht, einen Fuß weit vom Tisch entfernt oder fest wider denselben gedrückt zu sitzen.

Es schickt sich nicht, die Serviette in das Knopfloch zu stecken, noch es über die Brust zu legen. Man breite die Serviette über die Kniee.

Es schickt sich nicht, die Suppe von der Spitze des Löffels zu essen, man benutze dazu die Seite. Es schickt sich nicht, die Suppe zu blasen, noch zu schlürfen; man vermeide jegliches Geräusch beim Essen.

Es schickt sich nicht, den Kopf über den Teller zu beugen. Man bleibe aufrecht sitzen, ohne jedoch steif zu erscheinen.

Es schickt sich nicht, das Brod zu beißen — man breche es nach und nach ab. Es schickt sich ebenfalls nicht, das Brod in die Suppe zu brocken.

Es schickt sich nicht, mit dem Messer zu essen, noch es an den Mund zu bringen. Es schickt sich nicht, die Gabel mit Hülfe des Messers zu beladen und sie so in den Mund zu führen. Man nehme auf die Gabel, was sie leicht tragen kann und nicht mehr.

Es schickt sich nicht, zu sprechen, während man sich Speisen vorlegt.

Es schickt sich nicht, das eigene Messer in die Butter, in das Salzfaß oder irgend ein anderes Gefäß zu stecken.

Es schickt sich nicht, Gemüse mit dem Löffel zu essen. Man esse sie mit der Gabel.

Es schickt sich nicht, den letzten Mund voll Suppe, das letzte Bröckchen Brod, das letzte Stückchen Speise zu verschlingen. Es wird nicht erwartet, daß man den Teller schon völlig gereinigt in die Küche sende.

Es schickt sich nicht, Messer und Gabel auf dem Teller liegen zu lassen, wenn man zum zweiten Male ein Gericht verlangt.

Es schickt sich nicht, Knochensplitter oder dergleichen zu entfernen, indem man sie auf den Teller speit. Man bringe sie unbemerkt auf die Gabel, die man zu diesem Zwecke an die Lippen hält, und lege das so Entfernte auf den Teller. Obstkerne dürfen mit Hülfe der Finger entfernt werden.

Es schickt sich nicht, über den Teller eines Anderen zu langen, um etwas zu erreichen.

Es schickt sich nicht, den Nachbar mit der Bitte, etwas zu reichen, zu belästigen, wenn ein Dienstbote in der Nähe ist.

Es schickt sich nicht, mit der Gabel, dem Tischtuch, den Gläsern oder anderen Gegenständen zu spielen.

Es schickt sich nicht, die Ellenbogen auf dem Tische ruhen zu lassen; es schickt sich nicht, sich auf den Tisch zu stützen.

Es schickt sich nicht, einem Gaste Speisen aufzuzwingen.

Es schickt sich nicht, als Gast die Serviette zusammen zu legen, wenn man fertig ist. Man lege dieselbe leicht auf den Tisch.

Es schickt sich nicht, wenn man bei Tische eine Speise nicht annimmt, als Grund dafür anzugeben, „ich kann es nicht vertragen." Es ist genug, wenn man dankt, und keiner hat das Recht, zu fragen warum.

Es schickt sich nicht, mit dem Stuhle zu schaukeln. Man verhalte sich ruhig und ungezwungen auf dem Stuhle.

Es schickt sich nicht, von sich selbst zu reden.

Digitized by Google

„Wahre Höflichkeit," sagt ein Schriftsteller, „ist immer so mit Anderem beschäftigt, daß sie keine Zeit hat, an sich selbst zu denken."

Es schickt sich nicht, wenn man zum Klavierspielen oder zum Singen aufgefordert wird, es abzuschlagen, wenn man nicht ernstlich vorhat, nicht vorzutragen. Etwas abzuschlagen, nur um die Wirthin zu fortgesetztem Bitten und Drängen zu veranlassen, ist eine unleidliche Zurschaustellung von Eitelkeit und Laune. Daher sagen wir zu jeder Hausfrau:

Es schickt sich nicht, Jemand mehr als einmal nach der ersten Weigerung zum Spielen oder Singen aufzufordern. Die erste abschlägige Antwort kann aus Bescheidenheit oder Zaghaftigkeit hervorgehen, aber die zweite sollte als letzte angesehen werden.

Es schickt sich nicht, in Gesellschaft zu flüstern. Wenn das, was man zu sagen wünscht, nicht laut gesagt werden darf, warte man damit bis zu einer passenden Gelegenheit.

Nach Oben.

Nach oben zeigen die Wipfel all;
Nach oben steigt der Lerche Schall.

Nach oben schaun die Blümelein,
Nach oben lockt sie der Sonne Schein.

Nach oben glänzen die Wasser mild,
D'rum glänzt auf ihnen des Himmels Bild.

Der stille Berg in die Lüfte klar
Nach oben strebt ein Weihaltar.

In der Stadt geht kreuz und quer der Lauf,
Die Thürme zeigen zum Himmel hinauf.

Im Grabe ruhet der Todte fein:
Das Kreuz darauf ladet nach oben ein.

O Mensch! da Alles nach oben zeigt,
Warum ist dein Herz zur Erden gebeugt?

H. A. S.

Regeln beim Einkauf von Gemüsen. Spargel wird leicht weich, wenn der Stengel weiß, glatt und durchscheinend ist. Beinahe fingerdicke Spargel mit nicht zu hoch ausgeschossenen Köpfen sind die besten.

Blumenkohl. Festgeschlossene kleinere Köpfe sind größeren vorzuziehen; Letztere sind oft zähe und faserich. Man sehe immer auf feste Blumen, weil dieselben weit ausgiebiger sind.

Rothe Rüben zum Einmachen müssen purpurroth, fest und fleischig beim Brechen sein.

Kohlrüben sind am besten, wenn man breitrunde, nicht längliche einkauft. Sehr fein im Geschmack sind die blauschaligen kleinern Rüben.

Gute Rettige erkennt man daran, daß die Herzblättchen oben noch fest auf der Frucht sitzen und noch keinen Stengel haben.

Beste Selleriewurzeln sind diejenigen, welche glatt, ohne Auswüchse und mittelgroß sind.

Am Kamin.

Haben's noch schlimmer gemacht. Unsere Zeitungen machen es oft gar bunt, wenn sie den Eindruck schildern, den große Sängerinnen hervorgebracht. Da werden alle Eigenschaftswörter erschöpft und dabei bemerkt, daß man's doch nicht beschreiben kann.

Haben's früher nicht besser gemacht, dachte ich, als ich kürzlich las, was einst der berühmte Börne über die Sängerin Sonntag schrieb.

„Wahrlich," sagt Börne, „seit ich die Zauberin selbst gehört und gesehen, hat sie mich bezaubert, wie die Andern auch, und ich weiß nicht mehr, was ich spreche. Natürlich möchte ich nun auch diese Zauberin, die ein solches Volk umgestaltet, loben, — aber wer giebt mir Worte? Selbst die ungeheure Masse von Papier-Worten, die wir hier in Frankfurt geschaffen, seit uns der baare Sinn ausgegangen, selbst diese ist erschöpft. Man könnte einen Preis von hundert Dukaten auf die Erfindung eines neuen Adjektivs setzen, das für die Sonntag nicht verwendet worden wäre und Keiner gewönne den Preis. Man hat sie genannt: 'die Namenlose, Himmlische, die Hochgepriesene, die Unvergleichliche, die Hochgefeierte, die himmlische Jungfrau, die zarte Perle, die jungfräuliche Sängerin, die theure Henriette, liebliche Maid, holdes Mägdelein, die Heldin des Gesanges, Götterkind, den theuren Sangeshort, deutsches Mädchen, die Perle der deutschen Oper.'"

Na — das „bietet" den Unsinn unserer heutigen Kritiker (?) doch 999 mal — und wir können zufrieden sein.

In Weimar wurde kürzlich aus dem Leben Franz Liszts Folgendes erzählt: Während seines zweiten Aufenthalts in Petersburg lud ihn Kaiser Nikolaus zu einem Feste ein, und ersuchte ihn, etwas vorzutragen. Er setzte sich an den Flügel und begann. Mitten im Spiel fiel aber sein Blick auf den Zaren, der sich, statt der Leistung aufmerksam zu folgen, mit einem seiner Generäle unterhielt. Der Künstler spielte zwar noch weiter; da der Kaiser aber nicht zuhörte, brach er plötzlich mitten im Vortrage ab und stand auf. Man sah sich verwundert an und Nikolaus ließ fragen, was den Meister an der Fortsetzung des Spiels gehindert hätte. „O," gab Liszt zur Antwort, „wenn Seine Majestät spricht, hat jeder Andere zu schweigen." Er verließ sogleich den Saal. Doch der Kaiser zeigte sich nicht verletzt, sondern schickte dem Künstler am nächsten Morgen ein kostbares Geschenk.

Gerechter Stolz. — Richter: „Zeuge, wie heißen Sie?"

Zeuge: „Itzig Löb."

Richter: „Welches Geschäft?

Zeuge: „Schmufer beim Vieh- und Güterhandel."

Richter: „Wo wohnen Sie?

Zeuge: „Judengasse No. 15."

Richter: „Confession?

Zeuge: „Gott, du gerechter, wenn ich heiße Löb, Schmufer bin und Judengasse No. 15 wohn', werde ich doch nicht kein a Terke oder Hottentott?

Digitized by Google

Bryan Station, Ky., beging vor Kurzem die hundertjährige Feier ihres Bestehens. Das Städtchen wurde im Jahre 1786 von dem Vater des jetzigen Pastors der Ortschaft, Rev. Thomas B. Dudley, gegründet. Während des hundertjährigen Bestehens der Ortschaft fungirten in derselben nur zwei Seelsorger, und zwar der Gründer der Stadt und dessen Sohn. Letzterer ist gegenwärtig 94 Jahre alt.

Advokaten. Advokat: „Hallo, Wilkens, gut, daß Sie kommen, Ihr Prozeß ist heute Morgen entschieden worden!" — Wilkens: „Jetzt schon?" — Advokat: „Ja wohl, mein Herr; ich habe das fertig gebracht! Sie haben $5000 zugesprochen erhalten, müssen aber die Hälfte der Kosten tragen." — Wilkens: „Das ist ja ganz anständig, $5000! Und auf wie hoch belaufen sich denn die Kosten!" — Advokat: „Auf $10,000."

Ein feiner Kunstkenner. Joseph Joachim, der berühmte Violinvirtuose und Konzertmeister in Hannover, gab einst im Winter ein Konzert in Wien. Tags darauf sah er den Leuten zu, wie sie Schlittschuh liefen. Ein Schneekehrer, der am vorigen Abend als Diener im Konzertsaal beschäftigt war, erkannte den Künstler und fragte ihn, ob er auch Schlittschuh laufen wolle. Joachim antwortete, er habe es nicht gelernt. „Ach was," sagte der Schneekehrer, „da schieden's nur erst das rechte, dann das linke Bein auf die Seilen, ziehen's wieder zusammen und so weiter. Wird schon gehen!" Joachim ließ sich Schlittschuhe anschnallen, fiel aber ungeschickt zu Boden und gab nach mehreren unglücklichen Versuchen die Sache auf. „Ja sehen's," sagte gutmüthig der Schneekehrer beim Abschnallen der Schlittschuhe, „das Ding ist eben nit so leicht, wie Vigelinspielen!"

Zu vorsichtig. In einer Gemeinde Niederhessens sollte ein Weg dreiler gemacht werden. Der Geometer kam mit seinen Instrumenten und steckte mit vieler Mühe den Weg mit kleinen Pflöcken ab. Beim Weggehen legte er dem Schultheißen dringend an's Herz, doch ja acht zu haben, daß die Pflöcke nicht gestohlen würden. Der Schultheiß versprach sein Bestes zu thun. Tags darauf waren zum Schrecken des Geometers sämmtliche Pflöcke verschwunden. Wüthend rannte er zum Schultheißen, um ihn seiner Nachlässigkeit wegen zur Rede zu stellen. Lächelnd erwiderte das ehrwürdige Dorfoberhaupt: „Seien Sie ohne Sorge, die Dinger sind alle noch da. Ich habe sie zur Vorsicht herausziehen und im Rathhaus aufbewahren lassen."

Wer soll den Vortritt haben? Karl V., Kaiser von Deutschland, so sehr er imponirenden Anstand und geschmackvolle Pracht liebte, haßte ein bedeutungsloses Ceremoniell und geißelte die Bemühungen der Hofleute um ein solches oft mit scharfem Spott. Einst kam er dazu, als sich zwei Damen seines Hofes an einer Thüre zu den Gemächern der Kaiserin um den Vortritt stritten. „Nun," sagte der Kaiser mit malitiösem Lächeln und einer einladenden Handbewegung, „die größte Närrin soll ihn haben! Beliebt's —?" — Die beiden Damen stritten sich nie wieder um den Vortritt.

Der Chef-Ingenieur General Charles P. Stone beklagt sich auf das Bitterste und, wie es scheint, mit vollem Recht, über den Vandalismus mancher Besucher von Bedloe's Island, welche das Piedestal zur Statue der Freiheitsgöttin mit dem Einschneiden ihrer Namen verunzieren und beschädigen. Er fragt, ob es denn kein Gesetz im Staate New York gebe, welches solche Barbarei auf das Ernstlichste bestrafe.

Bryant Water, aus North Carolina, diente im Jahre 1812 als Tambour in Company A, des ersten North Carolina Regiments. Der Veteran, welcher jetzt 95 Jahre alt ist, besuchte neulich den Präsidenten und war nicht wenig erfreut, als ihm derselbe sagte, er schätze es sich für eine Ehre, einem so alten Kriegshelden die Hand zu drücken.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 1. August. **Die Salbung zu Bethanien.** Joh. 12, 1—16.

1. Sechs Tage vor den Ostern kam Jesus gen Bethanien, da Lazarus war, der Verstorbene, welchen Jesus auferwecket hatte von den Todten.
2. Daselbst machten sie ihm ein Abendmahl, und Martha diente; Lazarus aber war der einer, die mit ihm zu Tische saßen.
3. Da nahm Maria ein Pfund Salbe von ungefälschter köstlicher Narde, und salbete die Füße Jesu, und trocknete mit ihrem Haar seine Füße; das Haus aber ward voll vom Geruch der Salbe.
4. Da sprach seiner Jünger einer, Judas, Simonis Sohn, Ischariothes, der ihn hernach verrieth:
5. Warum ist diese Salbe nicht verkauft um drei hundert Groschen, und den Armen gegeben?
6. Das sagte er aber nicht, daß er nach den Armen fragte; sondern er war ein Dieb, und hatte den Beutel, und trug, was gegeben ward.
7. Da sprach Jesus: Laß sie mit Frieden. Solches hat sie behalten zum Tage meines Begräbnisses.
8. Denn Arme habt ihr allezeit bei euch; mich aber habt ihr nicht allezeit.
9. Da erfuhr viel Volks der Juden, daß er daselbst war, und kamen nicht um Jesus willen allein, sondern daß sie auch Lazarum sähen, welchen er von den Todten erweckt hatte.
10. Aber die Hohenpriester trachteten darnach, daß sie auch Lazarum tödteten.
11. Denn um seinetwillen gingen viel Juden hin, und glaubten an Jesum.
12. Des andern Tages, viel Volks, das auf's Fest kommen war, da es hörete, daß Jesus kommt gen Jerusalem;
13. Nahmen sie Palmenzweige, und gingen hinaus ihm entgegen, und schrieen, Hosianna, gelobet sei, der da kommt in dem Namen des Herrn, ein König von Israel.
14. Jesus aber überkam ein Eselein, und ritt darauf; wie denn geschrieben stehet:
15. Fürchte dich nicht, du Tochter Zion; siehe, dein König kommt reitend auf einem Eselsfüllen.
16. Solches aber verstunden seine Jünger zuvor nicht; sondern da Jesus verklaret ward, da dachten sie daran, daß solches war von ihm geschrieben, und sie solches ihm gethan hatten.

Digitized by Google

I. Die Salbung. V. 1—3.

V. 1. Sechs Tage vor Ostern. Mehrere Wochen sind seit der Auferweckung des Lazarus verflossen. Ostern ist nahe. Jesus weiß, daß seine Stunde gekommen ist, und er in der Sünder Hände überliefert werden muß. Mit diesem Bewußtsein zieht er nun zum letzten Mal mit seinen Jüngern nach Jerusalem. Kam gen Bethanien. Bethanien war nur eine kleine Stunde Wegs von Jerusalem entfernt.

V. 2. Daselbst machten sie ihm ein Abendmahl. Nach Mark. 14, 3 geschah dies in dem Hause Simonis des Aussätzigen. Nach einer Ueberlieferung war dieser Simon, der vielleicht von dem Herrn geheilt worden war, der Vater des Lazarus, nach Anderen war er der Gatte Martha's, oder war Martha seine Wittwe. Daß er mit der Familie des Lazarus in der einen oder andern Weise verwandt war, ist schon darum wahrscheinlich, weil Martha bei dem in unserer Lektion geschilderten Mahle die Gäste bediente. Das Abendmahl war ohne Zweifel ein Festmahl, das die dankbaren Geschwister dem geliebten Meister zu Ehren veranstaltet hatten. Lazarus wird ausdrücklich erwähnt, weil er nebst Jesu die interessanteste Persönlichkeit war.

V. 3 Noch andere Ehre und andere Liebeserweisung als dieses Gastmahl, war dem Herrn bestimmt. Da nahm Maria ein Pfund Salben u. s. w. Man beachte die verschiedene Aeußerung der Liebe zum Herrn bei den beiden Schwestern (vgl. Luk. 10, 38—42). Ein Pfund. Daß Maria ein ganzes Pfund dieser köstlichen Salbe über die Füße des Herrn ausgießt, ist Ausdruck ihrer großen Liebe. Die köstliche Narde, deren Werth auf 300 Denare, etwa 45 Dollars, geschätzt wird, ist ihr nicht zu viel zur Drangabe für den Herrn; für ihn, der sie von der Macht der Finsterniß befreit und zu sich gezogen, der ihr den Bruder wiedergeschenkt, in dessen Worten sie das ewige Leben gefunden hat. In tiefster Demuth wirft sie sich ihrem Erlöser zu Füßen. Sie — an deren aufmerksamem Ohr Jesu Leidensweisung sicher nicht unbeachtet vorübergegangen, sie hat eine Ahnung davon, daß er zum letzten Mal vor seinem Leiden und Sterben bei ihr eingekehrt ist, und daß sie ihn zu seinem Tode salbt.

II. Der Tadel der Jünger. V. 4—8.

V. 4. Da sprach seiner Jünger einer. Der warmen Liebe tritt — und daß unter Jesu Augen — die kalte Berechnung entgegen. Das Opfer, das Maria im Drang ihrer Liebe dem Herrn gebracht, wird von Judas geldgieriger Seele sofort nach Zahlenwerth benannt und als Verschwendung gebrandmarkt.

V. 5. Der selbstsüchtige Unwille muß jedoch — zumal von einem Jünger — mit einem würdigen Gewande bekleidet werden. Darum schützt er die Armen vor. Und dieser Liebesmantel, in den er seine Ungerechtigkeit verhüllt, besticht auch die andern Jünger, daß sie in die Judassprache einstimmen. Die Arglosen hatten ja noch keine Ahnung von dem Abgrund der Selbstsucht, welcher in dem Judasherzen lange schon sich aufgethan hatte.

V. 6. Erst nach dem Verrath des Judas erkannten sie das eigentliche Motiv des harten Vorwurfs, welchen dieser gegen die liebende Jüngerin erhoben hatte, und nun erst konnte Johannes zeugen: Er sagte dies aber nicht u. s. w. Ee war ein Dieb. Habsucht war die Kette, an welcher der Satan den Judas in's Verderben riß. „Der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels." Judas hatte die gemeinschaftliche Kasse in Verwaltung; und er war schamlos genug, sich an den Gaben zu vergreifen, welche gläubige Liebe für den Bedarf Jesu und seiner Jünger, sowie für die Vertheilung von Almosen gerne opferte.

V. 7. 8. Da sprach Jesus. Er kennt das Judasherz mit seinen Tücken. Dennoch greift er nicht willkürlich ein in das selbstgewollte Verderben, welchem Judas — obwohl gewarnt von seinem Herrn — entgegengeht. Er sucht nur, rettet, hilft; aber er zwingt nicht. — Darum hat er hier kein Wort des Vorwurfs für Judas, sondern nur ein mildes Wort der Vertheidigung für die tiefgekränkte Jüngerin. Laßt sie mit Frieden. Nach Mark. 14, 7 setzt der Herr noch hinzu: „Was bekümmert ihr sie? Sie hat ein gut Werk an mir gethan." Wie wohl müssen diese Worte der verkannten und gekränkten Jüngerin gethan haben! Solches, d. h. diese Salbe, welche sie schon bei dem Tode des Lazarus hätte verwenden können, hat sie behalten zum Tage meines Begräbnisses. Der Herr betrachtet diese Salbung also schon für den Tag seines Begräbnisses Geschehene, und erhebt die von den Jüngern Gedemüthigte vor den Augen und Ohren aller Anwesenden zu der hohen Würde einer Prophetin, die ahnungsvoll weissagend an ihm thut, was mit dem Evangelium von ihm in aller Welt verkündigt werden soll (Mark. 14, 9).

III. Die Feindschaft der Juden. V. 9—11.

V. 9. Die Kunde von Jesu Anwesenheit in Bethanien verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Auch von Jerusalem strömte das Volk herbei, den großen Todten-Erwecker sowohl wie den Erweckten zu sehen.

V. 10. Je größer das Aufsehen war, welches Jesus unter dem Volke machte, um so höher stieg der Haß der Obersten gegen ihn. Während in Bethanien Glaube und Liebe den Sünderheiland umgeben, brütet in Jerusalem die Feindschaft des abtrünnigen Hohenpriesterthums über Mordgedanken, die den Gnadenspender und den Begnadigten (Lazarum) in gleicher Weise vernichten wollen.

V. 11. Dieser Vers enthält den Grund, warum die Hohenpriester auch Lazarum tödten wollten. Die Auferweckung des Lazarus beschleunigte den Gang der Ereignisse, indem sie die Begeisterung der Anhänger Jesu auf's Höchste steigerte und eben dadurch die Hohenpriester zu einer Entscheidung drängte.

IV. Der Einzug in Jerusalem. V. 12—16.

V. 12. Des anderen Tages nach dem Gastmahl, am Sonntag, zog Jesus feierlich in Jerusalem ein, auf einem Eselsfüllen reitend nach dem Worte des Propheten Sacharja (Sach. 9, 9). Er entzieht sich dem Haß der Juden nicht mehr; denn seine Stunde ist gekommen.

V. 13. Bei dieser Gelegenheit bricht die Begeisterung des Volkes mit einer Kraft hervor, wie nie zuvor. Palmenzweige sind Zeichen der Freude und des Sieges. Hosianna! heißt: Herr hilf! (Vgl. Psalm 118, 25.) Ein König in Israel. Das Volk begrüßt hier den Herrn als seinen König. Sie haben eine Ahnung davon, daß der in Niedrigkeit und Knechtsgestalt Einherziehende dennoch der ersehnte Messias sei.

V. 14—16. Johannes hebt nun noch besonders hervor, daß sich mit diesem Einzug des Herrn in Jerusalem das Prophetenwort Sach. 9, 9 erfüllte. Solches aber verstanden seine Jünger zuvor noch nicht. Erst nach Jesu Auferstehung lag all sein Leben, Leiden und Sterben im hellen Lichte göttlicher Offenbarung vor den Augen aller Gläubigen; erst mit der Ausgießung des heiligen Geistes sammelten sich alle Lichtstrahlen, die von Jesu Wort und Werk je und je vereinzelt ausgegangen, in einem Brennpunkt und erleuchteten, was noch in den Herzen der Seinen dunkel geblieben sein mußte.

Digitized by Google

Praktische Gedanken.

Wie der Herr von seinen Jüngern geehrt wird.

1. In Bethanien im stillen Familienkreise. V. 1—8. Lazarus, Martha und Maria wetteifern mit einander, dem geliebten Meister ihre Liebe und Hochachtung zu beweisen, aber sie thun es in verschiedener Weise. Martha findet, ihrem Charakter treu, ihre Seligkeit darin, dem Herrn zu dienen, Lazarus sitzt schweigend an seiner Seite, kann den freudetrunkenen Blick nicht von dem geliebten Meister wenden und sich nicht satt hören an seinen holdseligen Worten, und Maria gießt, dem Drange ihres Herzens folgend, die kostbare Narde über seine Füße aus. Der dankbaren Liebe ist kein Opfer zu groß, kein Dienst zu schwer. Wer sich um des Herrn willen nicht verleugnen kann, wer nicht im Stande ist, Alles für ihn hinzugeben, der besitzt die rechte Liebe zu ihm noch nicht. Denn die wahre Liebe ist ja nichts Anderes als Selbsthingabe an den Geliebten; und diese Selbsthingabe (die Gabe unseres Herzens) an den Herrn ist es, was allen unsern andern Opfern und allem unserem Liebesdienst erst den rechten Werth verleiht. Ohne diese Gabe sind alle andern Gaben werthlos. — Die Opfer, welche die Liebe dem Herrn bringt, mögen von der Welt verkannt, bespottet und verdächtigt werden — die wahre Liebe läßt sich dadurch nicht irre machen, so schmerzlich sie auch die Kränkung empfindet; der Herr aber, der das Herz ansieht, schätzt auch das Kleinste hoch, was wir aus Liebe zu ihm und zu seiner Ehre thun oder lassen (der Wittwe Scherflein). „Was ihr einem dieser Geringsten gethan habt, das habt ihr mir gethan."

2. Beim Einzug in Jerusalem vor der Menge des Volkes. V. 12—16. Nicht blos in der Stille auch auf dem Markte der Welt sollen wir unsern Heiland ehren. Wie das Volk beim Einzug in Jerusalem, so sollen auch wir ihn offen und ohne Scheu als unsern Herrn und König bekennen. „Ihr seid meine Zeugen," spricht der Herr. Aber das Zeugniß für Christum muß der Ausdruck eines wahrhaft gläubigen und liebenden Herzens sein. Sonst folgt auch das „Hosianna!" nur zu leicht (wie bei manchen der Juden, die bei dem Einzug dem Herrn entgegenjauchzten, geschehen sein mag) das: „Kreuzige, kreuzige ihn!"

Andeutungen für den Klassenunterricht.

Man erzähle beide Begebenheiten möglichst anschaulich mit besonderer Berücksichtigung der psychologischen Stimmung der handelnden Personen. Jesus am Vorabend seiner Leiden im Kreis der Seinen, die ihn mit Beweisen ihrer Liebe und Dankbarkeit überhäufen. Welche Empfindung müssen sein Herz bewegt haben. Ueber Martha, Lazarus, Maria, Judas und die übrigen Jünger finden sich Andeutungen in der Erklärung der Lektion. Interessante Gegenstände zur Besprechung sind: das Schwesternpaar: Martha und Marta — Maria ein Bild hingebender Liebe und Judas ein Bild kalter berechnender Selbstsucht—der Werth einer frommen That nach menschlichem und nach göttlichem Urtheil — die allmähliche Verstockung des Judas — wahre Wohlthätigkeit gegen die Armen.

Auch beim Einzug in Jerusalem schildere man die Stimmung der Betheiligten: Jesus weint über die heilige Stadt (Luk. 10, 39—44); seine Jünger erwarten die Aufrichtung seines Reiches; sind daher auf dem Gipfel der Begeisterung angelangt und voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollen; das übrige Volk ist zum Theil mit fortgerissen von der Begeisterung der Jünger, zum Theil voll Neugierde und Staunens. Der Ruf „Hosianna!" ging natürlich von den Jüngern des Herrn aus, fand aber dann ein Echo in immer weiteren Kreisen. — Die Mordgedanken der Hohenpriester. Ihre Befürchtungen.—Anwendung: „Dein König kommt zu dir," zu jedem von uns. Wie sollen wir ihm begegnen?

Sonntag, 8. August. **Die Heiden suchen Jesum.** Joh. 12. 20—36.

20. Es waren aber etliche Griechen unter denen, die hinauf kommen waren, daß sie anbeteten auf das Fest.

21. Die traten zu Philippo, der von Bethsaida aus Galiläa war, baten ihn und sprachen: Herr, wir wollten Jesum gerne sehen.

22. Philippus kommt und sagt's Andreas, und Philippus und Andreas sagten's weiter Jesu.

23. Jesus aber antwortete ihnen und sprach: Die Zeit ist kommen, daß des Menschen Sohn verkläret werde.

24. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle, und ersterbe, so bleibt's alleine; wo es aber erstirbt, so bringt's viel Früchte.

25. Wer sein Leben lieb hat, der wird's verlieren; und wer sein Leben auf dieser Welt hasset, der wird's erhalten zum ewigen Leben.

26. Wer mir dienen will, der folge mir nach; und wo ich bin, da soll mein Diener auch sein. Und wer mir dienen wird, den wird mein Vater ehren.

27. Jetzt ist meine Seele betrübet. Und was soll ich sagen? Vater, hilf mir aus dieser Stunde. Doch darum bin ich in diese Stunde kommen.

28. Vater, verkläre deinen Namen. Da kam eine Stimme vom Himmel: Ich hab' ihn verkläret, und will ihn abermal verklären.

29. Da sprach das Volk, das dabei stund und zuhörete: Es donnerte. Die andern sprachen: Es redete ein Engel mit ihm.

30. Jesus antwortete und sprach: Diese Stimme ist nicht um meinetwillen geschehen, sondern um eurentwillen.

31. Jetzt gehet das Gericht über die Welt; nun wird der Fürst dieser Welt ausgestoßen werden.

32. Und ich, wenn ich erhöhet werde von der Erde, so will ich sie alle zu mir ziehen.

33. Das sagte er aber, zu deuten, welches Todes er sterben würde.

34. Da antwortete ihm das Volk: Wir haben gehöret im Gesetz, daß Christus ewiglich bleibe; und wie sagst du denn, des Menschen Sohn muß erhöhet werden? Wer ist dieser Menschensohn?

35. Da sprach Jesus zu ihnen: Es ist das Licht noch eine kleine Zeit bei euch. Wandelt, dieweil ihr das Licht habt, daß euch die Finsternisse nicht überfallen. Wer im Finsternis wandelt, der weiß nicht, wo er hingehet.

36. Glaubet an das Licht, dieweil ihr's habt, auf daß ihr des Lichtes Kinder seid.

I. Die Frage der Heiden nach Jesu. V. 20—22.

V. 20. Die in unserer Lektion berichtete Begegnung Jesu mit den heilsverlangenden Griechen fand am Dienstag nach dem Einzug statt. Etliche Griechen. Hier nicht griechisch redende Juden, sondern wirkliche Heiden, die jedoch als Proselyten des Thors (d. h. als solche, die sich der jüdischen Religion zuneigten) nach Jerusalem gekommen waren, anzubeten.

V. 21. Die traten zu Philippo. Die Begegnung fand im Tempel statt, und zwar im Vorhof der Heiden. Die Griechen wagten es nicht, sich direkt an den Herrn zu wenden, und bitten daher Philippum, daß er sie bei seinem Meister einführe. Wir wollten Jesum gerne sehen. Sehen steht hier offenbar für sprechen. Sie hatten wohl schon längst von Jesu gehört; hatten ihn vielleicht auch schon gesehen oder hätten den, der öffentlich lehrte, leicht auch ohne

Digitized by Google

Bitte sehen können: aber das genügt ihnen nicht, sie wollen dem Herrn persönlich nahe treten. Daß sie dem Philippus den Titel „Herr" geben, ist ein Beweis der Hochachtung, welche sie für den Meister selbst empfinden.

V. 22. Philippus berät sich erst mit Andreas. Wenn wir daran denken, daß Paulus später von den Juden festgenommen wurde, weil er einen Heiden in den Tempel geführt haben sollte, so begreifen wir, warum die Jünger unschlüssig waren, ob sie den Wunsch der Griechen dem Herrn mittheilen sollten, oder nicht. Der Grund, warum diese Griechen Jesum sehen wollten, war gewiß nicht bloße Neugierde. Vielleicht hielten sie ihn, nachdem sie Zeugen seines triumphirenden Einzugs und der Tempelreinigung gewesen, wirklich für den Messias, vielleicht sahen sie in ihm einen großen Propheten und suchten den Weg zum Leben bei ihm kennen zu lernen, oder wollten sie ihn vielleicht einladen, zu ihnen zu kommen und unter ihnen zu wirken, da sie erfahren hatten, wie bitter er von den Obersten der Juden gehaßt wurde. Jedenfalls war ihr Verlangen ein redliches.

II. Die Verherrlichung Jesu durch seinen Tod. V. 23—30.

V. 23. Die Zeit ist gekommen. Jesus lehrte wahrscheinlich im Vorhof der Weiber, welchen die Heiden nicht betreten durften, als Philippus und Andreas ihm den Wunsch der Griechen mittheilten. Er erfüllt diesen Wunsch nicht im Augenblick; aber er erklärt seinen Jüngern, daß die Stunde nahe sei, in welcher diese Bitte und aller Heiden Sehnsucht nach dem ewigen Heil sich erfüllen werde. Es ist die Stunde seiner eigenen Verklärung oder Verherrlichung gemeint.

V. 24. Aber freilich ersterben muß das Weizenkorn, ehe es Frucht bringen kann. Aus dem Tode des zu stellvertretender Sühne dahingegebenen Sohnes soll das Leben der Welt hervorgehen. In Christo, dem der Erde übergebenen Weizenkorn, stirbt die ganze gefallene Menschheit; aber aus seinem Grabe sollen mit dem verklärten Menschensohn auferstehen alle, die an ihn glauben aus Juden und Heiden, und diese Alle sollen sich einigen zu dem wahrhaftigen Volk der Erwählung, dessen Haupt Christus ist.

V. 25. Wer sein Leben lieb hat. Wie das Haupt, so die Glieder. Christus mußte dienen, um zu herrschen, leiden und sterben, um viele Frucht zu bringen. Was für den König des Gottesreiches gilt, das ist Reichsgesetz auch für seine Unterthanen. Wer sein Leben — sein selbstsüchtiges, dem Willen Gottes widerstrebendes Eigenleben lieb hat, d. h. ihm in verkehrter Liebe falschen Rechte einräumt, der wird es verlieren, d. h. in seinem selbstischen Streben untergehen; wer sein Leben auf dieser Welt hasset, und dasselbe, wo es mit den Forderungen Christi in Conflikt kommt, opfert und seinen eigenen Willen in den Tod giebt, der wird es erhalten, d. h. er wird seine Seele erretten, zum ewigen Leben.

V. 26. Im Dienste Christi gilt es unbedingte Nachfolge. Wo ich bin, u. s. w. Wer mit Christo einmal im Himmel leben will, der muß schon hier auf Erden sein, wo Jesus ist. Er muß ihm ähnlich sein in Gesinnung und Wandel, ein Heilandsleben leben, wie der Herr es gelebt hat, dann wird es nicht fehlen: wie er mit Christo war auf Erden, so wird er auch bei ihm sein im Himmel.

V. 27. Meine Seele ist betrübt. Was jetzt in Jesu Seele vorgeht, das deutet hin auf den Kampf in Gethsemane. Er soll an der Sünder Statt die Strafe der Sünde, den Tod, erleiden; davor bebt seine reine Seele schaudernd zurück. Er möchte um Rettung aus dieser Stunde bitten; aber wie später in Gethsemane, so beugt er sich schon jetzt ohne Klage unter des Vaters Willen: Darum bin ich in diese Stunde gekommen.

V. 28. Vater, verkläre, verherrliche, deinen Namen! Auf diese Bitte antwortet der Vater selbst: Ich habe u. s. w. Das ganze Leben Jesu war eine Verherrlichung Gottes; auch sein Leiden und Sterben soll diese Frucht bringen. Schon die Wunder, die bei dem Tode Jesu geschahen und mehr noch seine Auferstehung, die Ausgießung des heiligen Geistes und die ganze Geschichte der christlichen Kirche dienten zur Verherrlichung Gottes.

V. 29. Die Menge steht erschrocken. Sie vernahmen die Stimme vom Himmel, aber sie verstanden sie nicht; darum sprachen sie: Es donnerte. Andere, welche vielleicht die Worte selbst deutlich vernommen hatten, sagten: Ein Engel hat zu ihm geredet.

V. 30. Nicht um meinetwillen, ich bedarf dieses göttlichen Zeugnisses nicht; sondern um euretwillen, damit ihr einen unwiderleglichen Beweis dafür haben möchtet, daß ich der Messias bin.

III. Die Anziehungskraft des Kreuzes. V. 31 bis 33.

V. 31. Jetzt geht das Gericht über die Welt. Jetzt bezeichnet die in dem Kreuzestode gipfelnde Leidenszeit. Das Gericht. Mit dem Kreuzestode wird Satans Macht über die Menschenherzen gebrochen und er selbst hinausgeworfen, ausgestoßen. Dieses Gericht begann mit dem Tode Christi, wird sich aber erst vollenden, wenn der Satan und seine Engel auf ewig in den Feuerpfuhl verstoßen werden (Offenb. 20, 10). Der Kreuzestod Christi ist aber auch ein Gericht über die ganze sündige Menschheit, ein Gericht zur Buße für die Gläubigen, ein Gericht zur Verdammniß für die Ungläubigen.

V. 32. Ich, wenn ich erhöhet werde. Christus in seiner Erhöhung am Kreuz zieht Alle zu sich, Alle ohne Unterschied. Dies ist die Antwort auf die Bitte der Griechen, die er kurz vor seinem Erlösungstode auch den Heiden hinterläßt. Er zieht die Menschenseelen zu sich, zunächst zum Kreuz und dann zur Herrlichkeit. Nur die sich nicht ziehen lassen, schließen sich von dem Eingang in das ewige Leben aus.

V. 33. Die Beziehung der Erhöhung Christi zunächst auf seinen Kreuzestod wird hier von dem Evangelisten selbst angedeutet.

IV. Der Widerspruch der Juden und Jesu Antwort. V. 34—36.

V. 34. Die Griechen bitten um Aufnahme bei dem Herrn; die Menge der Juden stößt ihn zurück. Wir haben gehört, daß Christus ewiglich bleibe. Sie beziehen sich auf Stellen wie Ps. 110, 4; Jes. 9, 7 und ähnliche. Sie nehmen an, wenn der Messias einmal gekommen sei, dann fange sofort das Reich der Herrlichkeit an. Darum stoßen sie sich an den Gedanken, daß Christus wieder der Erde entrückt (erhöht) werden soll, wie Henoch und Elias. Es fehlt ihnen, wie den Jüngern Jesu selbst, noch die Unterscheidung zwischen dem ersten und zweiten Kommen Christi. Daß aber Jesus sich selbst als den Messias bezeichnete, das war ihnen klar; daher die Frage: Wer ist u. s. w., was du da von dir sagst, das paßt doch offenbar nicht auf den Messias.

V. 35. 36. Der Herr würdigt die nicht aus Unwissenheit, sondern aus Widerspenstigkeit hervorgegangene Frage keiner eingehenden Antwort. Nicht der Belehrung, sondern der Warnung und Mahnung bedürfen die Juden. Das Licht ist Jesus selbst, 1 Joh. 1, 9. Noch eine kleine Zeit, bis zu seinem Tode, bis dahin war noch eine Möglichkeit für Israel vorhanden,

Digitized by Google

den Messias anzunehmen. Dann war die Gnadenzeit vorüber; und 40 Jahre später wurde Jerusalem zerstört und Israel zerstreut. Der Ausdruck: Wandelt im Licht wird V. 36 erklärt durch den Ausdruck: Glaubet an das Licht u. s. w.

Praktische Gedanken.

Verherrlichung des Herrn.

1. Durch das Kommen heilsverlangender Seelen, V. 20—22. Die Griechen fühlen den Eindruck seiner heiligen Persönlichkeit und kommen zu ihm, um sich den Weg des Lebens zeigen zu lassen. So wird Christus heute noch verklart durch jeden Sünder, der mühselig und beladen zu ihm kommt und Seelenfrieden und Vergebung der Sünden von ihm erfleht.

2. Durch seinen Kreuzestod. V. 23—30. Sein Tod ist unser Leben. „Er starb, damit wir Friede hatten" u. s. w. Einer für Alle. — Hieraus ergiebt sich aber auch für uns die Pflicht der selbstverleugnenden, hingebenden Liebe an ihn und den Nächsten. Wie er nur für uns gelebt hat, so sollen wir für ihn und das Wohl unserer Mitmenschen leben, indem wir unser selbstsüchtiges Eigenleben in den Tod geben, selbst „unser rechtes Auge ausreißen" u. s. w., und alle unsere Kräfte seinem Dienste weihen in dankbarer Liebe. Einer für Alle und alle für Einen!

3. Durch die Anziehungskraft des Kreuzes. V. 31—36. Jesus zieht Alle zu sich durch die Macht der Liebe, die sich am Kreuze offenbart. „Das that ich für dich, was thust du für mich." Und wer für die Große dieser sterbenden Liebe noch empfänglich ist, der antwortet: „Herr, ich weiß noch was für dich; ich will dir mein Herze geben" u. s. w.

4. Durch das Gericht, das über diejenigen ergeht, die sich nicht ziehen lassen. V. 34—36. Sie bleiben in Finsterniß und sterben in ihren Sünden. Ihr Leben ist ein Leben ohne Gott, ohne Trost im Leid der Welt, ohne Hoffnung der ewigen Herrlichkeit. Beispiel: die Juden in der Zerstreuung.

Andeutungen für den Klassenunterricht.

Zu V. 20—22. Das Kommen zu Jesu. Beispiel: Das kananäische Weib, die Sünderin (Luk. 7), Cornelius, der Kämmerer aus Mohrenland u. A.

Zu V. 23—30. Ohne Opfer und Selbstverleugnung wird nie ein hohes Ziel erreicht. Auch im Irdischen nicht (Leonidas bei Termopylä, Arnold von Winkelried, Columbus u. A.); noch viel weniger aber im geistlichen Leben. „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen." (Johannes der Täufer, Paulus, Luther, Wesley).

Zu V. 31—33. Zinzendorf schrieb einst in einem Gasthaus, in welchem Streiten, Zanken und Fluchen an der Tagesordnung war, unter ein Kruzifix: „Das that ich für dich, was thust du für mich!" Als er ein Jahr später wieder in demselben Hause einkehrte, fand er dessen Bewohner in demüthige Christen umgewandelt. Das Kreuz des Erlösers hatte es gethan.

Zu V. 34—36. Christus ist das Licht der Welt. Alle Andern, die sonst in der Welt als „Lichter" galten, waren entweder Irrlichter, die eine kurze Zeit nur leuchteten und dann gänzlich verschwanden, oder empfingen sie selbst ihr Licht von Christo, der mit Recht die „Sonne der Geister" genannt worden ist. Wer sich nicht von ihm erleuchten läßt, der bleibt in Finsterniß. „Suche Jesum und sein Licht; alles Andere hilft dir nicht."

Sonntag, 15. August.

Die Fußwaschung.

Joh. 13, 1—17.

1. Vor dem Fest aber der Ostern, da Jesus erkennete, daß seine Zeit kommen war, daß er aus dieser Welt ginge zum Vater; wie er hatte geliebet die Seinen, die in der Welt waren, so liebte er sie an's Ende.
2. Und nach dem Abendessen, da schon der Teufel hatte dem Juda Simonis Ischarioth in's Herz gegeben, daß er ihn verriethe,
3. Wußte Jesus, daß ihm der Vater hatte alles in seine Hände gegeben, und daß er von Gott kommen war, und zu Gott ging;
4. Stund er vom Abendmahl auf, legte seine Kleider ab, und nahm eine Schurz, und umgürtete sich.
5. Darnach goß er Wasser in ein Becken, hub an den Jüngern die Füße zu waschen, und trocknete sie mit dem Schurz, damit er umgürtet war.
6. Da kam er zu Simon Petro; und derselbige sprach zu ihm: Herr, solltest du mir meine Füße waschen?
7. Jesus antwortete und sprach zu ihm: Was ich thue, das weißest du jetzt nicht; du wirst's aber hernach erfahren.
8. Da sprach Petrus zu ihm: Nimmermehr sollst du mir die Füße waschen. Jesus antwortete ihm: Werde ich dich nicht waschen, so hast du kein Theil mit mir.
9. Spricht zu ihm Simon Petrus: Herr, nicht die Füße alleine, sondern auch die Hände und das Haupt.
10. Spricht Jesus zu ihm: Wer gewaschen ist, der darf nicht, denn die Füße waschen, sondern er ist ganz rein. Und ihr seid rein; aber nicht alle.
11. Denn er wußte seinen Verräther wohl; darum sprach er: Ihr seid nicht alle rein.
12. Da er nun ihre Füße gewaschen hatte, nahm er seine Kleider, und setzte sich wieder nieder, und sprach abermal zu ihnen: Wisset ihr, was ich euch gethan habe?
13. Ihr heißet mich Meister und Herr, und saget recht daran; denn ich bin's auch.
14. So nun ich, euer Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe; so sollt ihr auch euch unter einander die Füße waschen.
15. Ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr thut, wie ich euch gethan habe.
16. Wahrlich, wahrlich ich sage euch, der Knecht ist nicht größer, denn sein Herr, noch der Apostel größer, denn der ihn gesandt hat.
17. So ihr solches wisset, selig seid ihr, so ihr's thut.

Schon hatte Judas Ischarioth mit den Feinden des Herrn jenen Bund geschlossen, nach welchem er um 30 Silberlinge, den niedrigsten Sklavenpreis, ihnen Jesum zu überantworten versprach. Der Abend des Passahmahls (Donnerstag), mit welchem das Fest seinen Anfang nahm, war angebrochen, und Jesus — nachdem er eine stille Stätte sich gesichert hatte, an welcher er ungestört mit seinen Jüngern das Osterlamm genießen konnte — war im Begriff, die heilige Feier zu beginnen. Nach Luk. 22, 24—27 fand bei dieser Gelegenheit der bekannte Rangstreit unter den Jüngern statt. Zu diesem Streit mag die orientalische Sitte der Fußwaschung die Veranlassung gegeben haben.

1. Des Meisters Liebe. V. 1—3.

Vor dem Feste, als die Feier des Passah eben begann. Seine Zeit, die vom Vater bestimmte Zeit seines Leidens und Sterbens. Wie er hatte geliebt. Das ganze Leben Jesu, jedes Wort, jedes Werk athmet diese Liebe. Aber leuchtender, denn je zuvor, bricht sie hervor in diesen letzten Stunden, da der Gottessohn trotz des Bewußtseins seiner nahen Verklarung sich nur um so tiefer herabneigt zu denen, die er in der Welt zurücklaßt.

V. 2. Nach dem Abendessen, besser nach dem Grundtext: „da das Mahl ward", also: während des Abendessens. Da der Teufel hatte dem Judas in's Herz gegeben. „Wem wir uns ergeben zum Dienste, des Knechte sind wir." Judas hatte durch freie Selbstbestimmung sich dem Satan ergeben, nun war er dessen willenloser Sklave geworden.

V. 3. Wußte Jesus, genauer: obwohl er wußte, daß der Vater ihm alles in seine Hände

gegeben hatte, stand er doch auf u. s. w. Daß er die Fußwaschung vollzog, obwohl er gerade jetzt ein Vorgefühl seiner Verherrlichung hatte, erhöht die Größe seiner Selbsterniedrigung.

II. Die Fußwaschung. V. 4—11.

V. 4. 5. Da die Fußwaschung in der Regel von Sklaven vor Beginn des Mahles besorgt wurde, so lag die Folgerung nahe, daß dieser Dienst in Ermangelung des Sklaven auf den Geringsten des Kreises überging. Da keiner der Jünger sich zu dieser Dienstleistung bereit zeigte, stand der Herr selbst zur tiefsten Beschämung der Jünger vom Tische auf, um dieselbe auf sich zu nehmen. Die Handlung selbst wird von dem Augenzeugen Johannes auf's Anschaulichste geschildert.

V. 6. Petrus, wenn nicht der Erste, so doch einer der Ersten, an welchen Jesus den niedrigen Knechtesdienst verrichten will, ist auch der erste und einzige, der es nicht lassen kann, Widerspruch dagegen zu erheben. Solltest du mir die Füße waschen? Du mit diesen Händen, mit denen du der Blinden Augen aufgethan, Aussätzige rein gemacht und Todte auferweckt hast? Es ist eine Weigerung aus Ehrerbietung Doch liegt wohl auch schon in dieser Frage etwas von dem Eigenwillen, der sich Vers 8 deutlich kundgiebt. Das Beschämende der Handlungsweise Jesu berührte Petrum unangenehm, und dieses Gefühl machte sich wohl neben der Ehrerbietung gegen den Herrn geltend.

V. 7. Was ich thue, das weißt du jetzt nicht. War das schnelle Wort des feurigen Jüngers auch von rein menschlichem Standpunkte aus gerechtfertigt: dem Herrn gegenüber, der von den Seinen nur Gehorsam, nicht Verständniß fordert, hätte er es zurückhalten sollen. Daß aber dem Gehorsam zu seiner Zeit auch das Verständniß folgen werde, das spricht der Herr verheißend und zugleich mahnend aus. — Ach, daß doch auch wir gläubig folgen lernten, wenn wir gleich die Wege des Herrn oft nicht verstehen (wie Abraham bei der Opferung Isaaks), und stets an der Ueberzeugung festhalten könnten, daß einmal eine Zeit kommen wird, in der sich uns alle Räthsel unseres Lebens lösen werden! Petrus versteht die sanfte Mahnung des Herrn nicht; im Gegentheil, er glaubt sich im vollen Rechte und erklärt nun mit unverkennbarem Eigenwillen:

V. 8. Nimmermehr sollst du u. s. w. Der Herr hat mit seiner Selbsterniedrigung die Weltanschauung des Petrus, der auf die äußere Rangordnung gar große Stücke hielt, förmlich auf den Kopf gestellt. Daß nun Alles verkehrt gehen solle, daß der Meister die Jünger bediene, darein kann er sich nicht finden, weil er von der wahren Größe im Reiche Gottes kein Verständniß hat. — Wie Matth. 16, 23, so muß auch hier erst eine Drohung Jesu eintreten, ehe der starke Eigenwille des Petrus überwunden wird. Werde ich dich nicht waschen u. s. w. Kein Theil mit dem Herrn, wenn nicht die Jüngerseele in unbedingtem Gehorsam sich ihm hingiebt und ihn schalten und walten läßt, wie er es für gut findet, wenn sie es verschmäht, seine Dienste, besonders seine Erlösungsgnade anzunehmen! Das war es ja nicht, was Petrus wollte. O nein, er kann ohne seinen Herrn nicht leben. Darum bekennt er sich nun auch sofort überwunden. Er ahnt jetzt, daß Jesus mit der leiblichen Waschung eine höhere, geistliche (die Reinigung von seinem Stolz und Eigenwillen) verbinde; und dieser Reinigung fühlt er sich bedürftig. Daher seine Bitte.

V. 9—11. Herr, nicht die Füße allein u. s. w. Ausdruck völliger Unterwerfung. Um keinen Preis möchte er die Gemeinschaft Jesu verlieren Wie ein Kind will er sich von ihm waschen lassen. Und doch stellt er fast unbewußt wieder seine Forderungen. Darum bedarf er einer abermaligen milden Zurechtweisung. Ganz willenlos soll er sich dem Herrn überlassen. Wer gewaschen ist u. s. w. Der geistliche Sinn dieser Worte ist: Wer einmal gewaschen, d. h. wiedergeboren ist, der ist im Wesentlichen gereinigt und darf nur sorgfältig darauf achten, daß auch der Wandel, die Füße, die vom Staub der sündigen Welt leiden, rein erhalten bleiben, oder falls sie beschmutzt worden sind, wieder gereinigt werden. Die Jünger waren ihrem innersten Wesen nach durch den Verkehr mit dem Heilanb umgewandelt und gereinigt worden bis auf einen, Judas, den Verräther.

III. Die Bedeutung der Fußwaschung. V. 12 bis 17.

V. 12. Nachdem der Herr die Fußwaschung vollendet hat, legt er sich wieder zur Tafel nieder und erklärt den Jüngern die Bedeutung und den Zweck derselben.

V. 13—15. Ihr heißt mich Meister (Lehrer) und Herr u. s. w. Es ist der Hochmuth in den Jüngerherzen, welchen Jesus durch seine Demuth richten will. Obwohl er der Herr ist, so ist doch sein Amt zu dienen. Diesen Dienst selbstvergessender, demüthiger Liebe versinnbildlicht der Herr seinen Jüngern durch die Fußwaschung, und fordert sie auf, ihm in dieser Liebe nachzufolgen. Nicht als ob sie seine Aufgabe theilen könnten. Diese Aufgabe erlösender Selbsthingabe war ja einziger Natur. Aber was er thut zur Erlösung der Welt, das sollten sie verkündigen mit Wort und That; und dazu bedurften sie den gleichen Geist selbstverleugnender Liebe, der von dem Ich und seinen eitlen Ehrgeiz nichts mehr wissen will. Daß ihr thut, wie ich euch gethan habe. Darin liegt das kräftigste Zeugniß für den Herrn.

V. 16. 17. Der Knecht ist nicht größer u. s. w. Wenn der Heer sich zum geringsten Sklavendienst erniedrigte, wenn er sein ganzes Leben in selbstvergessendem Liebesdienst für Andere zubrachte, wie viel mehr müssen seine Jünger dies thun. — Selig seid ihr, so ihr es thut. Diese Seligkeit besteht nicht nur in dem Trost eines guten Gewissens, sondern wirklich in einem höheren Grade des göttlichen Wohlgefallens. Wir sind um so größer in den Augen des Herrn und stehen ihm um so näher, je mehr wir uns selbst demüthigen und dem Nächsten dienen.

Praktische Gedanken.
Vorbild und Sinnbild.

1) Die Fußwaschung ist ein Vorbild. V. 1—11. So wie Jesus den Jüngern die Füße gereinigt, so erlöst und reinigt er uns durch sein Blut. „Werde ich dich nicht waschen, so hast du kein Theil mit mir."

2) Die Fußwaschung ist ein Sinnbild. V. 12—17. Wie Jesus uns gereinigt, so sollen wir einander zur Charakterreinigung verhelfen; in der Demuth, indem wir einander die Füße, nicht die Köpfe waschen.

Andeutungen für den Klassenunterricht sind kaum nothwendig. Man verfolge den Gang der Lektion und benütze die praktischen Gedanken.

Eine Illustration der dienenden Liebe haben während der letzten Choleraepidemie in Europa zwei Könige geliefert, der König Humbert von Italien und der kürzlich verstorbene Alfonso von Spanien. Die Cholera wüthete furchtbar in Unteritalien, besonders in Neapel. Wer es irgend vermochte, floh aus der Stadt. Unter den zurückgebliebenen Armen herrschte die größte Noth. Ein reicher Grieche, der ein mitleidiges Herz hatte, fuhr täglich mit seiner prachtvollen Equipage durch die Straßen und vertheilte milde Gaben an die Unglücklichen. Aber seine Wohlthaten fanden wenig Anerkennung, sie erregten vielmehr nur die Er-

Digitized by Google

bitterung und die Mißgunſt des Volks, und zwar in ſo hohem Grade, daß zuletzt der Pöbel über ihn herfiel, ſeinen Wagen zertrümmerte und die Pferde tödtete, während er ſelbſt nur mit Mühe ſein Leben rettete. Ein Aufruhr ſtand in Ausſicht. Da kam König Humbert. Er kehrte ein in den Hütten ſeiner armen Unterthanen, ſaß an ihren Krankenbetten, pflegte ſie und ſorgte für ſie wie ein Vater für ſeine Kinder, und mancher Kranke ſtarb in ſeinen Armen. So gewann er die Herzen ſeiner Unterthanen. Seine Rückreiſe nach Rom war ein ununterbrochener Triumphzug. Aehnlich war es bei Alfonſo von Spanien. Aber was dieſe Könige unter dem Beifall der ganzen Welt gethan haben, das thun Hunderte und Tauſende frommer Krankenpfleger und Krankenpflegerinnen in ſtiller Zurückgezogenheit. Kein Menſch redet von ihnen, aber Gott kennt ſie und wird gewiß ihren aufopfernden Liebesdienſt nicht unbelohnt laſſen.

Sonntag, 22. Auguſt. **Jeſu Warnung an Judas und Petrus.** Joh. 13, 21—38.

21. Da ſolches Jeſus geſagt hatte, ward er betrübt im Geiſt, und zeugete und ſprach: Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch, einer unter euch wird mich verrathen.
22. Da ſahen ſich die Jünger unter einander an, und ward ihnen bange, von welchem er redete.
23. Es war aber einer unter ſeinen Jüngern, der zu Tiſche ſaß an der Bruſt Jeſu, welchen Jeſus lieb hatte.
24. Dem winkete Simon Petrus, daß er forſchen ſollte, wer es wäre, von dem er ſagte.
25. Denn derſelbige lag an der Bruſt Jeſu, und ſprach zu ihm: Herr, wer iſt's?
26. Jeſus antwortete: Der iſt's, dem ich den Biſſen eintauche, und gebe. Und er tauchte den Biſſen ein, und gab ihn Juda Simonis Iſcharioth.
27. Und nach dem Biſſen fuhr der Satan in ihn. Da ſprach Jeſus zu ihm: Was du thuſt, das thue bald.
28. Daſſelbige aber wußte Niemand über dem Tiſche, wozu er's ihm ſagte.
29. Etliche meineten, dieweil Judas den Beutel hatte, Jeſus ſpräche zu ihm: Kaufe, was uns noth iſt auf das Feſt; oder, daß er den Armen etwas gäbe.
30. Da er nun den Biſſen genommen hatte, ging er ſo bald hinaus. Und es war Nacht.
31. Da er hinausgegangen war, ſpricht Jeſus: Nun iſt des Menſchen Sohn verkläret, und Gott iſt verkläret in ihm.
32. Iſt Gott verkläret in ihm, ſo wird ihn auch Gott verklären in ihm ſelbſt, und wird ihn bald verklären.
33. Liebe Kindlein, ich bin noch eine kleine Weile bei euch. Ihr werdet mich ſuchen; und wie ich zu den Juden ſagte, wo ich hingehe, da könnt ihr nicht hinkommen.
34. Und ich ſage euch nun: Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, wie ich euch geliebet habe, auf daß auch ihr einander liebt habet.
35. Daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger ſeid, ſo ihr Liebe unter einander habt.
36. Spricht Simon Petrus zu ihm: Herr, wo gehſt du hin? Jeſus antwortete ihm: Da ich hingehe, kannſt du mir dießmal nicht folgen; aber du wirſt mir hernachmals folgen.
37. Petrus ſpricht zu ihm: Herr, warum kann ich dir dießmal nicht folgen? Ich will mein Leben für dich laſſen.
38. Jeſus antwortete ihm: Sollteſt du dein Leben für mich laſſen? Wahrlich, wahrlich, ich ſage dir, der Hahn wird nicht krähen, bis du mich dreimal habeſt verleugnet.

I. Der Verräther. V. 21—30.

V. 21. 22. Er ward betrübt im Geiſt. Das ehrgeizige Verlangen der Jünger nach menſchlicher Größe (ſiehe vorige Lektion) erinnert den Herrn an die noch bevorſtehende ſchlimmere Offenbarung der Macht des Böſen im Jüngerkreiſe, an den Verrath des einen und die Verleugnung eines andern Jüngers. Dieſe Erinnerung erfüllt ſeine liebende Seele mit tiefem Schmerz, um ſo mehr, da er in Judas nur den Repräſentanten von vielen Millionen ſah, die wie er ſeine Gnade verwerfen und durch eigene Schuld verloren gehen. Er zeugete. Der Herr verkündet den Beeath zum Voraus, damit die Jünger, wenn er eintrat, nicht irre würden im Glauben an ihn. Wahrlich. Er, der Sohn Gottes, redet auch hier als derjenige, der — gleich Gott — das Zukünftige weiß. Einer unter euch. Matth. 17, 22; 20, 18 u. a. O. hatte Jeſus auch den Verrath vorherverkündigt; jetzt aber erklärt er beſtimmt, daß der Verräther einer aus den Zwölfen ſein werde. Kein Wunder, wenn den Jüngern bange wurde, von welchem er redete. Nach Luk. 22, 23 und Matth 36, 22 blieb es nicht dabei, daß ſie einander anſahen, ſondern ſie ſchauten auch in ſich ſelbſt hinein und legten mit der Frage: „Bin ich's?" ein demüthiges Bekenntniß der ſo eben erfahrenen Schwachheit und Untauglichkeit ihres Herzens ab.

V. 23—25. An der Bruſt Jeſu. Man lag halb ſitzend vor dem niederen Tiſch, den linken Arm auf das Polſter gelehnt, nach rechts gerichtet, die Füße nach außen, alſo von dem Tiſche weg gekehrt. Die rechte Hand war frei. Wer alſo zur Rechten des Anderen ſaß, ſchien an ſeine Bruſt gelehnt. Welchen Jeſus lieb hatte. Daß dieſer Jünger Johannes ſelbſt war, ergiebt ſich ſchon aus der Umgebung des Namens (vrgl. Joh. 1, 35, 40; 18, 15; 19, 27; 21, 3. 4. 8; 21, 33). Dem winkte Simon Petrus. Simon Petrus, der Mann der That, ſonſt überall, wo es zu handeln gilt, der erſte, tritt hier beſcheiden zurück und, ohne ſelbſt die kühne Frage an den Herrn zu wagen, winkt er dem Johannes zu fragen, wer der Verräther ſei. Die Lektion, die er ſoeben bei der Fußwaſchung erhalten, war ihm wohl noch lebhaft in Erinnerung. Derſelbige (Johannes) lag, hier beſſer: warf ſich zurück, an die Bruſt Jeſu und ſprach: Herr, wer iſt es?

V. 26. Dem ich den Biſſen eintauche. Nach der Sitte des Paſſahmahles reichte der Hausvater allen Anweſenden Stücke ungeſäuerten Brodes, welches er in eine aus Früchten bereitete Brühe eintauchte. Durch Ueberreichung eines ſolchen Biſſens bezeichnet nun Jeſus den Judas in unzweifelhafter Weiſe als den Verräther. Nach Matthäus und Markus ſagt Jeſus: „der mit mir in die Schüſſel taucht". Wahrſcheinlich fuhr Judas unwillkürlich mit der Hand dem Herrn entgegen in die Schüſſel, eine dem Ritus widerſprechende Bewegung, durch welche ſich ſein böſes Gewiſſen verrieth, ſo daß beide Kennzeichen zuſammenfielen. Die Ueberreichung des Biſſens an den Verräther war jedoch gleichzeitig noch ein letzter Mahnruf, eine letzte Aufforderung zur Umkehr. Aber Judas will nicht mehr umkehren, und damit vollendet er ſeine Verſtockung.

V. 27. Nach dem Biſſen fuhr der Satan in ihn. Hinfort iſt kein Zwieſpalt, kein Zweifel mehr in dem Herzen des Verräthers; er iſt jetzt der ungetheilte Beſitz des Satans geworden. Was du thuſt, das thue bald. Wenn du die finſtere That des Verrathes nun doch einmal ausführen willſt, ſo thue es lieber gleich.

V. 28. 29. Daſſelbe wußte Niemand. Nur Johannes und Judas verſtehen das Wort des Herrn, die anderen Jünger, welche die Antwort Jeſu auf Johannis Frage nicht vernommen, deuten in völliger Unkenntniß des Verräthers Jeſu Worte an ihn als eine Mahnung, für die Feſtbedürfniſſe und die Noth der Armen zu ſorgen. Beides lag ſehr nahe bei dieſem Feſte, zu dem Unzählige aus allen Provinzen des Landes

Digitized by Google

in Jerusalem zusammenströmten, wodurch eine reichere Fürsorge für die Unbemittelten nöthig wurde. — Judas indessen weiß, was Jesu Wort bedeutet, und er folgt ihm.

V. 30. Er ging alsobald hinaus, um seine finsteren Pläne in Ausführung zu bringen. Es war Nacht. Für Festbesorgungen und Almosenspenden war es jetzt zu spät. Aber daran dachte Judas auch nicht; er hatte andere Pläne. Es war Nacht nicht nur um ihn, sondern auch in ihm. Das Licht der Liebe zum Heiland war erloschen. Die Macht der Finsterniß trieb den Verräther nun unaufhaltsam dem Verderben entgegen.

II. Das neue Gebot. V. 31—35.

V. 31. 32. Judas hat sich entfernt. Jesus ist nun, kurz vor seinem Scheiden, ausschließlich im Kreise seiner wahrhaftigen Jünger. Diese aber — je näher die Trennungsstunde kommt — um so bedürftiger sind sie der Stärkung des Glaubens; darum hinterläßt ihnen nun der Herr in seinen letzten Reden gleichsam sein Testament, in welchem sich der ganze Reichthum seiner Liebe offenbart. Jetzt ist des Menschensohn verklärt. Das Hinausgehen des Judas bahnte das Leiden und Sterben Jesu an, welches für ihn der Durchgang zur Verklärung oder Verherrlichung war. Gott ist verkläret in ihm. Das Werk der Erlösung dient zur Verherrlichung Gottes.

V. 33. Kindlein, ich bin noch eine kleine Zeit bei euch. „Kindlein." Eine Bezeichnung, welche zugleich Jesu Liebe und die Hülfsbedürftigkeit und Abhängigkeit der Jünger ausdrückt. Wie ich zu den Juden sagte. Kap. 7, 34; 8, 21. Dahin könnet ihr nicht kommen. Er muß sterben, sie aber müssen noch eine Zeit lang auf Erden bleiben als seine Zeugen, seine Reichssache fortzuführen und die Erlösung der Welt zu verkündigen. Dann aber, wenn ihr Werk auf Erden gethan ist, dann will er auch sie hinnehmen zu sich, auf daß sie seien, wo er ist.

V. 34. 35. Ein neu Gebot. Das alttestamentliche Gesetz gebot: „Du sollst lieben deinen Nächsten, wie dich selbst." Christus gebietet: „Wie ich euch geliebet habe, also liebet einander." Er, der die Seinen mehr als sich selber liebte, er ist's, in welchem das alte Gebot der Liebe zur höchsten Erfüllung kommt, und der mit der Aufforderung zu seiner Nachfolge, mit dem neuen Gebot, auch die neue Kraft zur Erfüllung des Gebotes giebt. Die Liebe ist das vornehmste Kennzeichen der Jünger Jesu. „Seht, wie sie einander lieb haben!" sagten die Heiden mit Bewunderung von den ersten Christen.

III. Falsches Selbstvertrauen. V. 36—38.

V. 36. Herr, wohin gehest du? In Petri Herzen klingt noch immer schmerzlich Jesu Wort: Wohin ich gehe u. s. w. (Vers 33) nach. Er kann den Gedanken einer solchen Trennung nicht ertragen. Daher die Frage: Wohin gehest du? Du kannst mir diesmal nicht folgen. Warum nicht? 1. Weil Petrus noch eine Mission auf Erden zu erfüllen hat. 2. Weil der Weg dahin noch nicht bereitet ist durch die Erlösung und 3. weil Petrus selbst für den Himmel noch nicht geschickt ist. Doch erhält Petrus die Zusicherung: Du wirst mir hernachmals folgen. In diesen Worten liegt zugleich eine Anspielung auf die besondere Art des Todes Petri. Er wurde nämlich während der Neronischen Verfolgung gekreuzigt und zwar auf seinen eigenen Wunsch — weil er sich unwürdig achtete, seinem Meister im Tode gleich zu sein — mit dem Haupte nach unten.

V. 37. Ich will mein Leben für dich lassen (vgl. Matth. 26, 33; Luk. 22, 33). Das ist die Antwort Petri. Er glaubt seine Kraft von dem Meister unterschätzt; er glaubt Christo selbst in den Tod folgen zu können — und als die Versuchung kam, da konnte Petrus, der noch kurz vorher seinen Todesmuth dem Herrn betheuert, denselben aus Todesfurcht verleugnen. Wie schwach sind wir doch! Wer auf seine eigene Kraft vertraut, der ist verloren. In dem Herrn allein ist unsere Stärke.

V. 38. Jesus sieht auch diesen Fall seines Jüngers voraus, und seine treue Liebe kann dem in gefährlicher Selbsttäuschung befangenen Petrus denselben nicht verschweigen. Darum antwortet er: Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Der Hahn u. s. w. Dieses Wort übte seine volle Macht über das Jüngerherz freilich erst dann, als dasselbe durch seine thatsächliche Erfüllung in aller Eigenkraft und allem Selbstvertrauen gebrochen war. Aber weil Petrus sich nicht innerlich, wie Judas, von seinem Herrn geschieden hat, sondern trotz der Schwäche, die ihn zur Verleugnung hinriß, die Liebe zu Christo bewahrte, war sein Fall kein hoffnungsloser. Vielmehr richtete ihn der Herr auf und machte ihn zu einer der mächtigsten Säulen seiner Gemeinde.

Praktische Gedanken. — Judä und Petri Fall.

I. Judas oder ein unwiederbringlicher Abfall. V. 21—29.

1. Jesus trauert über die Sünden der Menschen, weil er sie so innig liebt und so viel für sie gethan hat. Wie oft aber wird er betrübt selbst von denen, die ihm angehören! 2. Selbst im Jüngerkreis war ein Verräther. Wir dürfen daher nicht erwarten, daß eine Kirche auf Erden von Unbekehrten und Heuchlern frei bleibe. 3. Gutes Beispiel und gute Erziehung allein genügen noch nicht, einen Sünder gut zu machen. Dies beweist das Beispiel des Judas. 4. Der Abfall hat seine Entwickelungsstufen. Judas wurde nicht auf einmal Verräther. 5. Ernste Selbstprüfung und Erinnerung an die eigene Zukunft ist ein gutes Schutzmittel gegen den Abfall. „Herr, bin ich's?" sprachen die Jünger.

II. Petrus oder ein Fall, dem eine Bekehrung folgt. V. 30—36.

1. In Zeiten der Noth ist die Bruderliebe doppelt nothwendig. Je mehr wir von der Welt verkannt und verachtet werden, um so enger müssen wir uns aneinander anschließen. Wir sollen einander lieben, wie Jesus uns geliebt hat. Dies vermögen wir freilich nicht in eigener Kraft, sondern nur in der Kraft der göttlichen Gnade 2. Erst wenn wir unsere Aufgabe auf Erden gelöst und für den Himmel tüchtig geworden sind, können wir unserem Heiland in das Reich der Herrlichkeit folgen, dahin er uns vorangegangen. 3. Hochmuth und falsches Selbstvertrauen kommen vor den Fall (Petrus). 4. Nicht jede Sünde ist für unser geistliches Leben unbedingt tödtlich. Es kommt Alles auf die Stellung des Herzens zum Heiland an. Vergleiche den Fall des Judas und des Petrus.

Andeutungen für den Klassenunterricht. In der Kleinkinderklasse: Anschauliche Erzählung der in der Lektion erzählten Begebenheiten. Bei älteren Kindern mag eine Schilderung der Charaktere des Judas und des Petrus mit besonderer Hervorhebung des Unterschieds ihrer Stellung zum Herrn in der Zeit ihres Falls recht wohl angebracht sein. Judas Charakter gleicht einem Strom, dessen Grundrichtung eine verkehrte ist; der Charakter des Petrus einem Strom, der trotz vorübergehender Krümmungen doch die rechte Grundrichtung beibehält. Judas verharrt in der Sünde, Petrus thut Buße; Judas erhängt sich in Verzweiflung, Petrus findet Gnade und Vergebung im Gebet.

Digitized by Google

Sonntag, 29. August. **Jesus tröstet seine Jünger.** Joh. 14, 1—14.

1. Und er sprach zu seinen Jüngern: Euer Herz erschrecke nicht. Glaubet ihr an Gott, so glaubet ihr auch an mich.
2. In meines Vaters Hause sind viel Wohnungen. Wenn's nicht so wäre, so wollt' ich zu euch sagen, ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten.
3. Und ob ich hinginge, euch die Stätte zu bereiten will ich doch wieder kommen, und euch zu mir nehmen, auf daß ihr seid, wo ich bin.
4. Und wo ich hingehe, das wisset ihr, und den Weg wisset ihr auch.
5. Spricht zu ihm Thomas: Herr, wir wissen nicht, wo du hingehest; und wie können wir den Weg wissen?
6. Jesus spricht zu ihm: Ich bin der Weg, und die Wahrheit, und das Leben; niemand kommt zum Vater, denn durch mich.
7. Wenn ihr mich kennetet so kennetet ihr auch meinen Vater. Und von nun an kennet ihr ihn, und habt ihn gesehen.
8. Spricht zu ihm Philippus: Herr, zeige uns den Vater, so genüget uns.
9. Jesus spricht zu ihm: So lange bin ich bei euch, und du kennest mich nicht? Philippe, wer mich siehet, der siehet den Vater. Wie sprichst du denn: Zeige uns den Vater?
10. Glaubest du nicht, daß ich im Vater, und der Vater in mir ist? Die Worte, die ich zu euch rede, die rede ich nicht von mir selbst. Der Vater aber, der in mir wohnet, derselbige thut die Werke.
11. Glaubet mir, daß ich im Vater, und der Vater in mir ist: wo nicht, so glaubet mir doch um der Werke willen.
12. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer an mich glaubet, der wird die Werke auch thun, die ich thue, und wird größere, denn diese thun; denn ich gehe zum Vater.
13. Und was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun, auf daß der Vater geehret werde in dem Sohne.
14. Was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun.

I. Trost im Glauben an Christum, der uns die Stätte im Himmel bereitet. V. 1—4.

V. 1. Zwischen die vorige und diese Lektion fällt höchst wahrscheinlich die Einsetzung des heiligen Abendmahles, welche Johannes, weil sie in den Synoptikern ausführlich berichtet wird, stillschweigend übergeht. Mit unserer Lektion beginnen dann die sogenannten Abschiedsreden des Herrn, welche man mit Recht das „Allerheiligste des Lebens Jesu" genannt hat. Euer Herz erschrecke nicht. Jesus sah, daß seine Jünger von Furcht und Schrecken erfüllt waren: 1. durch den Verrath des einen und den verrathsverkündigten Fall eines andern Jüngers; 2. durch den Gedanken an die Zahl und den Haß ihrer Feinde; 3. durch die bevorstehende Trennung von ihrem Meister; 4. durch die Täuschung, welche sie in Betreff ihrer jüdischen Messiashoffnungen erfahren mußten und 5. durch den Blick auf die ungewisse Zukunft. Glaubet ihr an Gott, so glaubet ihr auch an mich. Diese Worte können auch übersetzt werden: „Ihr glaubet an Gott, glaubet auch an mich." Diese Uebersetzung macht die Erklärung leichter. Der Herr will sagen: Ihr vertrauet auf Gott, so vertrauet doch auch auf mich, den er gesandt hat. Laßt euch nicht irre machen in eurem Glauben, daß ich der Messias bin, und daß die Verheißungen, welche ich euch gegeben, gewißlich eintreffen werden, so dunket auch die Wege sein mögen, die ihr mich fortan werdet wandeln sehen. Im Glauben an die Offenbarung des Vaters im Sohne hatten sie Alles, was ihr zagendes Herz bedurfte im Kampf mit der Welt, mit Hölle, Noth und Tod. Aber welche Fülle von Gaben und Kräften dieser Glaube in sich schließt, das führt der Herr uns nun noch im Einzelnen vor.

V. 2. In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen. „Des Vaters Haus" ist der Himmel, von wo Jesus auf die Erde herabgekommen ist. Aber wo ist des Vaters Haus? Diese Frage läßt sich nicht mit Bestimmtheit beantworten. Aber wenn wir zuweilen in einer hellen Sternennacht unser Auge zum Himmel emporrichten und die Millionen Welten im dunkeln Blau schimmern sehen; ist es uns dann nicht manchmal, als flüsterte eine leise Stimme uns zu: „Siehe doch, du Menschenkind, da droben — da ist deines Vaters Haus?" Und warum sollte es nicht wahr sein, was so vielen tausend frommen Herzen sich als selige Ahnung fast unwiderstehlich aufdrängt? Meines Vaters Haus sagt Jesus; doch auch unseres Vaters; denn sein Vater ist ja durch seine Erlösung auch unser Vater geworden. Darum lehrt er uns ja auch beten: „Unser Vater" u.s.w. Viele Wohnungen. Raum für Alle; wahrscheinlich liegt darin auch eine Andeutung der verschiedenen Stufen der Seligkeit. Wenn es nicht so wäre, so u.s.w. Wenn unsere Trennung eine ewige wäre, so würde ich euch das nicht verschwiegen haben, meine ganze Lehre wäre dann eine andere (die Worte: „so wollte ich es euch sagen," gehören nämlich zu dem vorhergehenden: Wenn es nicht so wäre). Ich gehe hin. Wie bereitete er die Stätte? 1. Durch seinen Versöhnungstod öffnete er uns die Pforten des Himmels; 2. durch seine Auferstehung und die Erneurung unserer Herzen in der Wiedergeburt und Heiligung bereitet er uns für den Himmel.

V. 3. Und ob ich hinginge, besser: „hingehe"; denn die Bedingung schließt keinen Zweifel in sich. So will ich doch wiederkommen. Was für ein Kommen ist gemeint? Weder sein Kommen in der Auferstehung, noch in der Ausgießung des heiligen Geistes am Pfingstfest — denn in keinem dieser beiden Falle ist das Heimholen der Jünger Zweck des Kommens —; es ist vielmehr sein Kommen in der Stunde des Todes gemeint, da der Herr zu seinen Aposteln und Allen, die an ihn glauben, unsichtbar zwar, aber dennoch wirklich kommt, um sie heimzuholen. Wie schwinden bei dieser seligen Eröffnung die Schrecken des Todes; das Sterben wird eine Heimkehr an des Heiland's Hand in's Vaterhaus!

II. Trost im Glauben an Christum, den Weg zum Vater. V. 5—12.

V. 4 5. Den Weg wisset ihr. Sie wußten den Weg, aber sie wußten nicht, daß sie ihn wußten. Spricht zu ihm Thomas. Thomas ist es, welcher der schmerzvollen Ungewißheit, die Aller Herzen erfüllt, Worte giebt.

V. 6. Ich bin der Weg. Christus ist der Weg, weil er die Wahrheit und das Leben ist. Er zeigt nicht nur, er führt nicht nur den Weg, er ist der Weg zum Vater, und außer ihm giebt es keinen anderen. Nicht menschliche Weisheit, nicht menschliche Gerechtigkeit bauen die Brücke über den tiefen Abgrund, welcher den Sünder von Gott scheidet. Christi heiliges Verdienst, seine reine Offenbarung der Wahrheit und das neue göttliche Leben, welches er den Gläubigen mittheilt — das ist es, was ihn zum lebendigen Wege macht, durch welchen und auf welchem wir allein zu Gott kommen können.

V 7. Wenn ihr mich kennetet, besser: erkannt hättet. Sie kannten ihn wohl, aber noch nicht nach seiner ewigen gottmenschlichen Persönlichkeit. Von nun an, von dieser Zeit an, da ihr durch meinen Tod und meine Auferstehung sowie durch die Ausgießung des heiligen Geistes mich meiner göttlichen Natur nach kennen lernet, kennet ihr auch den Vater und habt ihn gesehen.

V. 8. 9. Zeige uns den Vater. Noch verstehen die Jünger den Herrn nicht; sie denken noch immer an ein Schauen Gottes mit leiblichen Augen, wie Mose und Elias ihn schauten. So lange bin ich bei euch u.s.w. Diese Mahnung — so unaussprechlich

demüthigend für diejenigen, die Kap. 6, 49 sich schon zu dem „Sohn des lebendigen Gottes" bekannt und in Liebe sich ihm angeschlossen hatten — konnte und sollte dazu dienen, in den Jüngerherzen, die frühere Erkenntniß der göttlichen Herrlichkeit Jesu, welche unter den schmerzlichen Bewegungen dieser Stunde ihnen entschwunden war, wieder wach zu rufen. Wer mich siehet, der siehet den Vater, nicht mit den leiblichen Augen, sondern mit dem Auge des Geistes. In Jesu Charakter und Leben wird uns Gott in seinen Eigenschaften offenbar.

V. 10. 11. Glaubest du u. s. w. Die Frage soll die Glaubensüberzeugung wecken. Ich im Vater und der Vater in mir. Beweis für die Gottheit Christi Worte ... Werke. Worte und Werke Christi werden als die beiden Beweise seiner Einheit mit dem Vater angeführt. Die Worte, d. h. die Lehren und besonders das Selbstzeugniß Christi erhielten ihre Bestätigung durch die göttlichen Wunderwerke.

V. 12. Wird die Werke auch thun, die ich thue. Des Sohnes Hingang zum Vater hebt seine Wirksamkeit auf Erden nicht auf, sondern erhöht und erweitert dieselbe vielmehr. („Mir ist gegeben alle Gewalt" u. s. w. Matth. 28, 18); und diese erhöhte Wirksamkeit bindet Jesus an den Glauben seiner Jünger. Und wird größere, denn diese thun. Das „Größere" dieser Werke liegt nicht nur in der größeren Anzahl der Wunder, oder in ihrer Ausbreitung über Judäa hinaus, sondern vor Allem in den größeren Erfolgen, welche durch die apostolische Predigt erzielt wurden.

III. Trost im Gebet. V. 13—14.

Diese Werke aber thun die Gläubigen nicht in eigener Kraft; Christus selbst, der erhöhte Meister ist es vielmehr, der dieselben wirkt. Die gläubigen Jünger aber vermitteln diese Wirksamkeit nur durch ihr Gebet in seinem Namen. Jesu Name ist das Siegel, welches dem Gebet der Gläubigen die göttliche Erhörung sichert. „Im Namen Jesu" beten, heißt in Uebereinstimmung mit seinem Willen und im Vertrauen auf sein Verdienst und aus der Gemeinschaft mit ihm heraus beten. Wer so betet, der ist der Erhörung seiner Bitte gewiß. Denn durch die Erhörung solcher Gebete wird der Vater geehrt in dem Sohne.

Praktische Gedanken.

Die Quelle unseres Trostes.

1. Der Glaube an Gott, unsern himmlischen Vater, und an Jesum Christum, der denen, die an ihn glauben Macht giebt, Gottes Kinder zu werden. (V. 1.) Ohne Christum ist uns der Gedanke an Gott kein tröstlicher; denn das Bewußtsein unserer Sünden schreckt uns von ihm zurück. Christus aber hat die Scheidewand hinweggethan, welche uns und Gott von einander trennte, und nun erst können wir mit kindlichem Vertrauen sprechen: „Abba, lieber Vater!"

2. Die Gewißheit, daß wir eine Heimath im Himmel haben (V. 2. 3), eine Heimath, wo wir die Lieben, die uns im Glauben vorangegangen sind, alle wieder finden werden, wo keine Trennung uns mehr droht, wo Ruhe, Friede und Freude uns erwarten, wo wir auf ewig bei dem Herrn sein werden, den wir hier auf Erden nicht sehen und doch lieb haben.

3. Das Bewußtsein, daß Christus der Weg zum Vater ist (V. 4—12).

Er ist es dadurch, daß er uns durch sein Erlösungswerk wieder mit Gott versöhnt und zu Gott zurückführt. Aber er ist doch nur für diejenigen der Weg zum Vater, die sich ihm im Glauben hingeben. Wer nicht zum Vater kommen will, wer kein Verlangen hat, erlöst zu werden, für den ist Christus vergeblich gestorben (Judas Iscarioth). Wer aber heilsverlangend zu ihm kommt, dem wird er der Weg zum Vater. Tausende haben das erfahren. Wir brauchen darum nicht zu verzagen, so groß auch die Menge unserer Sünden sein mag. Durch Christum kann auch der größte Sünder zum Vater kommen und gerettet werden (der Schacher am Kreuz).

4. Das Gebet im Namen Jesu (V. 13 u. 14).

„Wer beten kann, ist selig d'ran!" „Beten kann retten aus allerlei Nöthen." Beispiele der Macht des Gebets aus dem alten und neuen Testament, wie aus späteren Zeiten (Luther am Krankenbette des Melanchthon). Das Gebet giebt Sieg im Kampf (Moses von Aaron und Hur im Gebete unterstützt in der Amalekiterschlacht, 2 Mos. 17), Trost im Leid, Erfolg in der Arbeit. „Viel gebetet ist halb studirt" (Luther).

Andeutungen für den Klassenunterricht.

Man schildere zunächst die Situation. Jesus ist im Begriff, seine Jünger zu verlassen. Eine düstere Stimmung hat sich dieser bemächtigt. Der Gedanke an die bevorstehende Trennung, an die Andeutungen Jesu über den Verrath des Judas und den Fall des Petrus, seine mit der Einsetzung des Abendmahls verbundene Hinweisung auf seinen Tod — das Alles drückte die Jünger tief darnieder. Da ermuthigt sie der Herr, der auch jetzt mehr an seine Jünger als an sich selber denkt, noch vor dem Eintritt in die Nacht der Leiden 1) durch die Aufforderung zum unbedingten Vertrauen, 2) durch die Eröffnung der Aussicht auf die himmlische Heimath, 3) durch den Hinweis auf sein Vorangehen und Wiederkommen, und 4) durch die Aufschlüsse und Verheißungen, durch welche er die Bedenken und Zweifel des Thomas und des Philippus hebt. — In Betreff des Einzelnen richte man sich nach der obigen Erklärung der Lektion.

Aus der Zeit.

Ob die Ritter der Arbeit während ihrer Zusammenkunft in Cleveland, O., Bedeutendes geleistet und in das rechte Geleise gerathen sind? Also wird „Haus und Herd" in vielen Briefen gefragt.

Ich glaube nicht, daß die Leistungen bedeutend genannt werden können und meine, Spuren zu sehen, die nicht auf das richtige Geleise deuten.

1) Hat sich zwar Powderly als ihr bedeutendster Mann an der Spitze der Verbindung gehalten; aber die Radikalen haben eine Mehrheit im Exekutiv-Committee, was kein Glück für die Arbeiter ist, und die einheitliche Leitung stören muß. Wie wenig durch Ueberstürzung und maßlose Ansprüche gewonnen wird, und wie viel dadurch verloren geht, haben die Vorgänge der letzten Zeit

gelehrt. Es ist deßhalb kein Fortschritt, daß die Stürmer eine Mehrzahl in's Exekutiv-Committee erwählten.

2) Der Versuch, die Bestrebungen der Arbeiter-Unionen mit denen der Arbeitsritter in Einklang zu bringen, ist mißlungen. Die Ersteren wollen sich den Letzteren nicht unterordnen, und haben darin wohl das Rechte getroffen. Diese „Unionen" und die „Ritter" werden deßhalb in der Zukunft manch' ritterlichen Strauß miteinander fechten, anstatt das Bibelwort wahr zu machen: „Siehe, wie fein und lieblich ist es, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen."

3) Der Vorschlag der Arbeiterritter, daß die Vereinigten Staaten Leihbanken anlegen und Geld zu drei Prozent ausleihen sollten, beweist, daß die Ritter wenig oder nichts von Volkswirthschaft verstehen. Derlei Dinge lassen sich nicht durch Staatsanstalten reguliren, sondern regulirem sich durch die Nachfrage. Wenn aber trotzdem die Vereinigten Staaten solche Leihanstalten einrichten würden, so wäre das ganze Geschäftsverhältniß bald also auf den Kopf gestellt, daß Onkel Sam in ein paar Jahren nichts mehr zu verleihen hätte. Denn anfänglich würden tausende Unberufene und Unfähige, von dem geringen Zinsfuß (3 Prozent) verlockt, Anleihen machen und ins Geschäft stürzen. Die Folge müßten hunderttausend Bankerotte und ein allgemeiner Krach sein, wie wir solchen noch nie erlebt. Und — wie viel hätten da endlich die Vereinigten Staaten noch zu verleihen?

4) Der Vorschlag aber, daß die öffentlichen Ländereien nur an *wirkliche* Ansiedler und nicht an große Spekulanten abgegeben werden sollten, ist so trefflich, daß das ganze Volk darauf bestehen muß. Neu ist übrigens dieser Vorschlag bekanntlich nicht.

Leopold von Ranke, der berühmte Geschichtsforscher und -Schreiber, welcher 90 Jahre und 5 Monate alt wurde und kürzlich in Berlin gestorben ist, und so zu sagen bis zu seiner Todesstunde thätig gewesen, war einer jener großen Gelehrten, die wahrhaftiglich an Gott, an die Bibel und an den Herrn Jesum Christum, als den Erlöser der Welt, glauben.

Von diesem festen christlichen Grunde aus schrieb er seine geschichtlichen Werke. Dieselben sind nicht bloß ein Aufzählen der Thatsachen — Chronik — sondern Darstellungen des Zusammenhangs und der Entwickelung der geschichtlichen Erscheinungen. Die Geschichte ist ihm nicht, wie vielen andern Geschichtsschreibern, ein Gemisch von unzusammenhängenden Ereignissen, sondern ein von Gott überwachter Vorgang, eine religions-philosophische Aufgabe. Ranke ist also nicht bloßer Chronist, sondern ein Geschichtsforscher, welcher die Erscheinungen auf die Ursachen zurückführt und von dem wir lernen können, *unsere* Zeit mit ihren Erscheinungen an der Vergangenheit hin zu beurtheilen. Wer auf andere Weise Geschichte studirt, mag sich eine Reihe Sachen und Zahlen in's Gedächtniß schreiben, klüger und urtheilsfähiger wird er deßhalb nicht werden. Aus diesem Grunde finden wir heutzutage viele Leute, die sich recht viel aus der Geschichte angeeignet haben, aber dabei doch kein richtiges Urtheil über ihre Zeit, ihr Volk und ihr Land besitzen. Sie sehen entweder Alles mit rosigen oder mit schwarz gefärbten Brillen an.

Wer aus der Geschichte wirklich etwas lernen will, muß sie erforschen, wie Ranke.

Solche ächte Geschichtsforschung wurde Ranke auch dadurch ermöglicht, daß er die Sachen ohne alles Vorurtheil anschaut wie sie sind (Objektivität), und sich durch seine Vorliebe und persönliche Anschauung (Subjektivität) durchaus nicht beirren läßt.

Immer noch Auswanderung um des Glaubens willen! Man sollte meinen, dies habe in unserem Jahrhundert aufgehört. Es ist jedoch nicht also.

Da verließen z. B. im letzten Mai 120 Exulanten (Verbannte) mit Frauen und Kindern ihre Heimath, um nach Brasilien auszuwandern. Dieselben kamen aus Schadura, Gouvernement Wolhynien in Rußland und gehörten der böhmisch-mährischen Brüdergemeinde an.

Nicht allein irdische Noth, sondern besonders die Unbill der russischen Regierung, welche ihnen die kirchliche Freiheit, als evangelische Brüderkirche zu existiren, inhumaner Weise verweigerte, hatte sie dazu gezwungen, ihre Heimath zu verlassen. Seit anderthalb Jahren mußten sie jeglicher kirchlichen Amtshandlungen entbehren, es durfte keine Bedienung mit den Sakramenten, weder Taufe noch Abendmahl stattfinden.

In eine andere Kirche überzutreten, konnten sie mit ihrem Gewissen nicht vereinigen, und so blieb ihnen nichts Anderes übrig, da sie als Brüderkirche nicht länger existiren durften, als davonzugehen.

In einem bejammernswerthen Zustande waren sie in Berlin angekommen und dort von der Brüdergemeinde gastlich aufgenommen worden. Kinder barfüßig, einige Wochen alte Säuglinge nur mit einem Hemdchen bekleidet, Frauen nur soweit bedeckt, daß sie der Sittlichkeit Rechnung trugen, bärtige Männer mit dem Ausdruck des Hungers in den Zügen — das war das Bild, welches sich fast bei jeder Familie wiederholte.

Ohne Subsistenzmittel, fast als Bettler hatten sie Rußland verlassen müssen. Ländereien waren nicht verkäuflich, nicht einmal unter Verwandten war es ihnen von der Regierung gestattet, den Grundbesitz zu übertragen, mußten denselben somit im Stich lassen; Häuser, Vieh, Pferde und Hausgeräth wurden wegen der dort allgemein herrschenden Geldnoth ganz schlecht bezahlt. Unter diesen Umständen konnte der Erlös aus den Besitzthümern nur ein ganz geringer sein, bei einigen nur gerade genug, um ihre Schulden zu decken.

Nachdem ihnen zunächst Gelegenheit geboten, bei einem reichlichen Mittagsmahl ihren Hunger zu stillen, ging es an eine Einkleidung.

Rührend war der Eifer, mit dem die Mitglieder der Gemeinde Kleidungsstücke aller Art herbeischleppten. Reiche Freunde versahen sie mit wollenen Decken und Stoffen, transportablen Lebensmitteln u. dergl. mehr. Ein Arzt wurde konsultirt, welcher den Erkrankten mit Rath und That beistand und sie mit Medizin versah. Einem Kinde wurde unter Anderm ein Verband angelegt, da es sich in der russischen Steppe beim Umschlagen des Transportmittels — eines Leiterwagens, den Arm gebrochen hatte.

Digitized by Google

Nachdem in jeder Weise versucht worden war, die Noth der armen Glaubensgenossen zu lindern, versammelte sich die ganze Gemeinde in dem festlich erleuchteten Betsaal. Ein Bläserchor leitete durch Blasen von Chorälen die Feier ein, und der Geistliche der Brüdergemeinde sprach herzliche Worte der Begrüßung. Prediger Lange, der berufene Seelsorger der Exulanten, der mit ihnen ausgewandert ist und sie auch fernerhin begleiten wird, dankte im Namen seiner Pflegebefohlenen, und hierauf wurde eine kurze aber gewaltige Predigt gehalten, wohl geeignet, den auf eine so harte Probe gestellten Glauben der Exulanten zu stärken.

Unter den Klängen einiger Segensverse wurden die Geschwister verabschiedet und bestiegen mit frohem Muthe die fünf großen Wagen, welche sie nach dem Bahnhof befordern sollten, um dann nach Hamburg weiterzufahren. Ihr Ziel ist Südbrasilien.

Im Ganzen sind etwa 20,000 M., theils aus Kreisen der Brüdergemeinde, theils von Freunden derselben aufgebracht, so daß wenigstens die Ueberfahrt und die ersten Kosten der Kolonisation gedeckt sind.

Am 18. Mai ist der Dampfer aus dem Hamburger Hafen ausgelaufen. Nichtsdestoweniger, daß diese Vorgänge lebhaft an die Salzburger Exulanten erinnern, die auch ihres Glaubens wegen Haus und Hof dahinten ließen, um in dem toleranten Preußen ihre neue Bestimmung zu erhalten, ist es tief bedauerlich, daß eine Auswanderung aus ähnlichen Gründen und unter ähnlichen Erscheinungen in unserm Jahrhundert nöthig werden konnte. Mögen die armen Auswanderer glücklich ihre neue Heimath erreichen und in derselben das finden, was ihnen in der alten versagt worden war. (Nachbar.)

Herr John Most soll sich im Zuchthaus auf Blackwell Island bei New York recht ruhig und gelenksam betragen. Er thut Recht daran, denn er erndet ja, was er gesäet hat. „Wer Unglück säet, wird Mühe ernten," sagt die Schrift, und wer „Wind säet, wird Ungewitter ernten."

Rede- und Preßfreiheit müssen — obwohl nicht gefettet — auch in einer Republik verantwortlich gehalten werden, sonst können wir nicht bestehen, und noch weniger gedeihen.

Most hatte sich für das, was er sagte, zu verantworten, und es traf ihn die gesetzliche Strafe. Wer darüber in den Harnisch geräth, muß ganz verkehrte, hirnverbrannte Ansichten von einem Staat haben und sollte an den Nordpol auswandern, wo man allein, und keinem Menschen verantwortlich, schalten und walten kann, wie es beliebt.

Die Zugabe jedoch, welche der Richter in New York dem Straferkenntniß zufügte - Most sei der größte Spitzbube u.s.w. — scheint uns überflüssig zu sein, und verträgt sich nicht mit der Würde eines Gerichtshofs.

In St. Paul fand kürzlich eine Jubelfeier der Pionier-Association des County's Ramsey statt. Dabei wurde mit Recht von einem der Redner hervorgehoben, wie rasch wir eigentlich hier leben. Erst 28 Jahre sind es her, daß Minnesota in die Reihe der vollberechtigten Staaten aufgenommen wurde. Damals betrug die gesammte Bevölkerung 150,000 Seelen, und die bedeutendste Stadt zählte blos 10,000 Einwohner. Eisenbahnen gab es noch keine, und die einzige Staatsinstitution war ein aus Holz erbautes Gefängniß zu Stillwater; der ganze nördliche Theil des Staats war ausschließlich Jagdgebiet umherschweifender Indianerstämme. Und heute? Heute, nach kaum 30 Jahren, zählt Minnesota 1,200,000 Einwohner, deren steuerbares Eigenthum einen Werth von 400 Millionen Dollars repräsentirt, und das Eisenbahnnetz innerhalb der Grenzen des Staates umfaßt 4226 Meilen. Wo noch vor 25 Jahren Indianer hausten, dehnen sich heute riesige Weizenfelder aus, und die Mühlen von Minneapolis sind die mächtigsten und besteingerichtetsten von ganz Amerika. Wahrlich, welch eine Veränderung in 28 Jahren!

Ob den Deutschen die Auswanderung nach Mexiko zu empfehlen sei? Ach nein!

Warum nicht? 1) Weil das Land trotz den Gold- und Silberminen im Ganzen arm ist. 2) Weil der feldbauende Einwanderer wenig Aussicht auf Erfolg hat. Denn das Land ist verhältnißmäßig in sehr wenigen Händen. Sechstausend Groß-Grundbesitzer eignen ganz Mexiko. Diese verkaufen nur selten gutes Land. Sie sind die aristokratischen Herren; die andern Menschenkinder — die Knechte. Und so soll es bleiben, sagen die Herren.

In den Städten Mexikos giebt es deutsche Handelshäuser, die recht gute Geschäfte machen, wohl auch deutsche Handwerker, die ihr gutes Auskommen haben. Alles in Allem aber ist den Deutschen zu sagen: Bleibt weg.

Wer absolut eine große Ranch haben und Viehzüchter werden will, der gehe doch lieber nach dem großen, reichen Texas.

Der Staat Michigan hat am 15. Juni sein fünfzigjähriges Jubiläum als Staat feierlich begangen. Es war am 15. Juni 1836 als der Congreß dem längst schon lebhaft ausgesprochenen Wunsche des damaligen Territoriums nachgab und den Beschluß faßte, Michigan als Staat in die Union aufzunehmen. Die eigentliche Aufnahme erfolgte freilich erst im Januar des folgenden Jahres, denn das Territorium war seit Jahren in einen Grenzstreit mit dem benachbarten Ohio verwickelt, und als das betreffende Congreßgesetz das streitige Gebiet dem Staate Ohio zusprach, da hätte wenig gefehlt, daß die Michiganer zu den Waffen gegriffen und ihr vermeintliches Recht gewaltsam vertheidigt hätten. Es kam aber zum Glück nicht zum Blutvergießen und der „Wassermelonen Krieg" so nennt der Volksmund noch heute die damaligen Streitigkeiten — wurde durch einen Vergleich beigelegt. Ohio behielt den ihm vom Kongreß zugesprochenen Landstrich und Michigan erhielt die Erlaubniß, die sogenannte nördliche Halbinsel sich einzuverleiben. Der Tausch war nicht schlecht, denn diese nördliche Halbinsel birgt bekanntlich reiche Schätze an Kupfer und Erz.

Als Michigan ein Staat wurde, hatte es etwa 50,000 Einwohner. Jetzt zählt es deren über zwei Millionen und seine Bürger dürfen mit Recht stolz sein auf eine Entwickelung, die selbst in unserem so schnell fortschreitenden Lande überraschen muß.

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Vierzehnter Band. September 1886. Neuntes Heft.

Nachbarskinder.

Zum Titelbild.

Für Haus und Herd von G. Weiler.

Sah zwei Knospen wonnesam
Lenzens Hauch erblüh'n;
Sah, so oft des Weg's ich kam,
Neue Reize glüh'n.

Trennte sie nur leicht Geheg',
Letzt' sie gleicher Thau;
Lachen froh am schmalen Steg
Auf zum Himmelsblau.

Wuchs die Eine schlank und zart
Reiner Lilie gleich;
Und die And're — Rosenart,
Prächtig, düftereich.

Sah sie schon beim frohen Spiel
Glüh'n in heller Lust,
Eh' noch Strebens ernstes Ziel
Schwellt die zarte Brust.

Hand in Hand dann in der Schul',
Stirn von Forschen heiß;
Herz in Herz im Kirchenstuhl,
Singend Gottes Preis.

Und der Blüthe höchsten Duft
Früh dem Herrn geweiht,
Stählt sie reine Himmelsluft
Für des Lebens Streit.

Allem Menschlichen verwandt
Zieh'n sie ein und aus;
Würzen froh das Pilgerland,
Droben schon zu Haus.

Seh' ich so mein Blüthenpaar
Frisch und fromm und rein,
Wird mir's wieder leicht fürwahr
Pilger noch zu sein.

Die Amerikaniſche Freiheitsfackel.

Editor.

Auf Bedloes Eiland, einer kleinen, kurz vor dem Eingang zum Newyorker Hafen, in der Newyorker Bay gelegenen Inſel, wird bald eine

Friedrich Auguſt Bartholdy.

Bildſäule eingeweiht werden, die an Größe alle andern in der Welt übertrifft.

Es iſt die von dem Franzoſen (Elſaß) Friedrich Auguſt Bartholdy hergeſtellte Göttin der ameritaniſchen Freiheit.

Der Künſtler iſt namentlich berühmt durch ſeine Rieſen-Figuren, die auf weite Entfernung hin wirken. So hat er z. B. den berühmten Löwen von Belfort zum Andenken an die Vertheidigung jener franzöſiſchen Feſtung entworfen und ausgeführt. Jenes Kunſtwerk iſt in den Felſen der Feſtungs-Citadelle gemeißelt und auf viele Meilen weit ſichtbar.

Die Anregung zur Errichtung der Freiheits-Göttin auf Bedloes Eiland ging von Frankreich im Jahre 1876, dem hundertjährigen Jubiläum der Vereinigten Staaten, aus. Franzoſen haben das Werk unternommen und machen die Figur den amerikaniſchen Brüdern zum Ge-

schenk. Amerika hatte nur für den Platz und den Unterbau zu sorgen, für welch' letzteren lange genug gesammelt worden.

Betreff der Ausführung der Einzelheiten kann solche Riesenfigur nicht auf Mustergültigkeit Anspruch machen. Sie hat weit hin zu wirken; ihre Verhältnisse müssen in allen Theilen riesenhaft sein und man kann deßhalb Einzelnes nicht fein ausarbeiten. Dadurch würde die Wirkung auf weite Entfernung verwischt.

Den Ansprüchen jedoch, die an eine solche, für die Ferne wirkende Riesenfigur gestellt werden müssen, entspricht die Freiheitsgöttin vollkommen.

Sie ist zu drei Fünftheilen aus Eisen und zu zwei Fünftheilen aus Kupfer hergestellt; sie besteht aus 350 Theilen und ist 145 Fuß hoch. Der Zeigefinger der rechten Hand mißt sechs Fuß und die andern Gliedmaßen stehen im Verhaltniß dazu. Die elektrische Riesenfackel strömt aus einem zwölf Fuß hohen Thurm von Metall. Auf dem Balkon, der die Spitze des Thurmes umgiebt, können zwölf Personen bequem stehen. Eine Wendeltreppe führt durch Rumpf und Arm der Figur zum Balkon.

Das Ganze nimmt sich, weil der Künstler die Freiheitsgöttin — nach Gebühr — dicht und fest bekleidet hat, thurmartig aus und wird allen Stürmen und Wettern trotzen.

Bedloes Eiland ist so klein, daß der für die Statue nöthige Unterbau beinahe die ganze Insel füllt. Diese erhebt sich etwa 20 Fuß über den Wasserspiegel. Der aus Stein ausgeführte Unterbau mißt 110 Fuß, und die Figur 145 Fuß. Somit strahlt die Amerikanische Freiheitsfackel wenigstens 275 Fuß über dem Wasserspiegel in die Welt hinaus. Der Colossus zu Rhodus, eines der Wunderwerke der Alten, war nicht so hoch, als diese Riesenstatue, und auch die Ruhmessäule auf dem Vendôme-Platze zu Paris ist etwas niedriger.

Wir besitzen also wiederum etwas, was Andere nicht haben.

Darin liegt im Grunde auch die Bedeutung des Monuments. Europawärts gerichtet leuchtet die Freiheitsgöttin mit der Freiheitsfackel hinüber zur alten Welt.

„Aecht amerikanische Anmaßung!" werden die Europäer sagen.

Jedoch ist zu erinnern, daß die Idee von Franzosen und nicht von Amerikanern ausging. Letztere werden sich übrigens, trotz ihrer weltbekannten Bescheidenheit, schon in die Idee zu finden wissen, und es nach und nach ganz natürlich finden, daß das amerikanische Licht vom Newyorker Hafen aus nach der alten Welt hinüber leuchtet.

Unberechtigt ist das Sinnbild nicht, auch wenn alle Mängel, Schäden und Schattenseiten Amerikas zusammengefaßt und in ihrer ganzen Größe ausgemalt werden.

Freiheitsgöttin.

Die Vereinigten Staaten sind heute das einzige, große, gut geordnete Gemeinwesen, in welchem der Grundsatz nicht bloß auf's Papier gebracht ist, sondern wahrhaftiglich zur Ausführung kommt, daß alle Menschen gleich geboren, und von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt sind.

Digitized by Google

Die Freiheitsfackel ſagt Europa, daß zur Sicherung dieſer Rechte die Regierung von den Regierten in vollem Umfange und nicht nur theilweiſe eingeſetzt und ein freies, großes Volk ſich recht wohl ſelbſt regieren kann.

Ein von allem Staatszwang freies Kirchenthum leuchtet hinüber nach der alten Welt, wo die evangeliſche Kirche in ſtaatliche Feſſeln geſchlagen iſt und von der Umarmung der Staatsgewalt faſt erdrückt wird.

Freie Rede und Preſſe ſenden ihr Licht über alle möglichen Gegenſtände nach Oben und Unten bis in die äußerſten Winkel des Landes und bedenken Europa noch mit manchem Funken.

Sie erinnert uns an herabgeſtoßene Leuchter.

Sie deutet mit hocherhobener Hand zum großen Gott im Himmel, von welchem das Gut der Freiheit kommt.

Sie beleuchtet viele im Namen der Freiheit begangene Verbrechen, und wirft Licht auf viele Unwürdige, die ein Schandfleck unſeres Landes ſind.

Sie zeigt uns große Krebsſchäden, die an der Volkswohlfahrt zehren.

Das Standbild erinnert an die Geſchichte des Volkes, von welchem die Figur geſchenkt wurde, und das einſt einen Staatenbau ohne Gott, Sitte ohne Religion, und Ordnung ohne Bibel

Bedloes Eiland mit der Freiheitsgöttin.

Frei vom Militärzwang und der Kaſernenknute wachſen unſere jungen Männer für ihre Familien und zur allgemeinen Wohlfahrt heran.

Frei und *geehrt* iſt die Arbeit, und die Arbeitsſamkeit und raſtloſe Energie der Amerikaner leuchtet der Welt voran.

Frei bewegen wir uns den Staats- und Stadtbeamten gegenüber, und wiſſen nichts von jenem Beamtenübermuth und jener Amtsfuchtel, unter denen z. B. das deutſche Volk ſeufzt.

Kurz — die Freiheitsfackel im New Yorker Hafen iſt nicht blos ein Standbild; ſie hat vielmehr wahrhaftige Bedeutung.

Sie mahnt uns aber auch.

Sie mahnt uns, der Freiheit immer würdiger zu werden.

errichten wollte, und ſchreckliches Fiasko machte, weil das Fundament zerſtört wurde, ohne welches das Gebäude nicht beſtehen kann.

Es iſt die Fackel der *Freiheit*, die da leuchtet. *Ungebundenheit*, *Zügelloſigkeit* müßten eine Brandfackel der Zerſtörung werden, in welcher alle Freiheiten untergehen. Die Freiheit hört nicht da auf, wie kürzlich Jemand ſagte, wo das Geſetz anfängt, denn gute Geſetze und wohlthätige Ordnungen vertragen ſich ja nicht bloß mit der Freiheit, ſondern ſind zu deren Beſtand erforderlich, ſo fern man unter Freiheit nicht ſowohl die *perſönliche Willkür*, als das *freiheitliche Gedeihen des* **ganzen Volkes** *verſteht*.

So leuchtet die Freiheitsfackel nicht allein hin-

Die rechte Hand der Freiheitsgöttin.

über nach andern Welttheilen; ſie beleuchtet auch uns, und ſagt z. B. auch vielen Deutſch-Amerikanern, doch einmal aufzuhören, in gewiſſen Fragen immer nur von der perſönlichen Freiheit zu faſeln. Denn wenn den Mormonen, den Anarchiſten, den Sonntagsſtürmern

den Arbeitsrittern, den Kneipenhaltern, den Monopolisten und allen andern „Isten" gestattet würde in vollem Umfang auszuführen, was sie unter persönlicher Freiheit verstehen, so wäre die amerikanische Freiheitsfackel in weniger als zwölf Monaten erloschen.

Wie wachsen wir an Freudigkeit in unserem geistlichen Amte?

Editor.

Wie in jeglichem Beruf Lust und Lieb' zu demselben die Arbeit erleichtert, so haben die Arbeiter im Reiche Gottes die hoffnungsvolle Amtsfreudigkeit unumganglich zur Erfüllung ihrer Berufung nöthig, nur in zehnmal vermehrtem Maße, als in irgend einer andern Thätigkeit, denn ihr Werk ist ja der Hauptsache nach ein Werk des Glaubens, wobei sie auf das Unsichtbare zu schauen und tausend Saatkörner auszustreuen haben, deren Keimen wir auf Erden nie gewahren.

Die heilige Schrift spricht deßhalb nicht allein von der Christenfreude, sondern weist auch zum Oefteren darauf hin, daß die Freudigkeit im geistlichen Amte sowohl zur Wirksamkeit als zur persönlichen Glückseligkeit erforderlich ist. „Sie sahen aber an die Freudigkeit Petri und Johannis und verwunderten sich", also berichtet die Apostelgeschichte vom hohem Rath zu Jerusalem, und Paulus schreibt: „Dieweil wir solche Hoffnung haben, brauchen wir großer Freudigkeit und thun nicht wie Moses, der die Decke vor sein Angesicht hing" (2 Kor. 3, 12); den Dienern aber, die wohl dienen, verheißt Gott, daß sie sich eine gute Stufe erwerben, sowie große Freudigkeit im Glauben in Christo Jesu (1 Tim. 3, 13).

Da nun die Amtsfreudigkeit ein so wichtiges Element unserer Wirksamkeit ist, so dürfen wir uns wohl die Frage vorlegen: Wie wachsen wir an Freudigkeit in unserem geistlichen Amte?

Etwa durch ängstlich pünktliche aber doch nur mechanische Pflichtleistung? Da dürften wir wahrhaftiglich sagen: Darin werde ich weder gerechtfertigt noch fröhlich. Oder gründen wir unsere Freudigkeit auf die äußeren Erfolge unseres Wirkens, oder den Beifall der Menge? Unser Erfolg kann ja oft nicht entdeckt werden, und wenn auch der schönste sichtbarste Erfolg unser Werk krönte, so würden wir doch zu sprechen haben: Nicht uns, Herr, sondern deinem Namen gieb Ehre. Was aber den Beifall der Menge betrifft, so ruft sie heute Hosianna und schreit morgen — kreuzige, kreuzige ihn. Auch auf die Annehmlichkeiten des Lebens, gute, bequeme Tage können wir unsere Freudigkeit nicht gründen, denn jene fleischlichen Erdengüter werden uns nicht zu Theil, und wenn wir sie suchten, so wär' die ächte Amtsfreudigkeit schon vorweg dahin. Wir müssen etwas Bleibendes haben, um in wirklicher, bleibender Freudigkeit zu wachsen, und deßhalb nenne ich

I.

Das innigste, vollste, stetige Kindschaftsverhältniß zu unserem himmlischen Vater als Mittel zum Wachsthum in der Amtsfreudigkeit.

Darunter verstehe ich nun einerseits nicht blos das Bewußtsein der Kindschaft, noch meine ich andererseits, daß ein solches Verhältniß nur das Erbgut deßjenigen sei, der das vollkommene Mannesalter in Christo erreicht. Ein solch' kindlich-inniges Gemeinschaftsleben mit Gott erinnert vielmehr an die erste Liebe sowohl als an die volle Frucht des Christenlebens. Der jüngste Bruder im Amte kann aus dem Quell des ächten kindlichen Verhältnisses zu Gott seine Amtsfreudigkeit stärken, und der Gereifteste in Christo Jesu vermag ohne den Erquickungsborn kindlicher Gemeinschaft mit Gott nicht froh zu bleiben im Amte. Es gilt nach rechts und links: So ihr nicht werdet und bleibet wie die Kinder, so könnt ihr das Reich der Amtsfreudigkeit nicht ererben.

Fassen wir aber in kindlicher Einfalt die Hand unseres himmlischen Vaters, und lassen wir dieselbe in diesem Kindessinn unter keinen Umständen los, halten wir mit Ihm, unter Ausschluß alles Sündlichen, innigste Kindesgemeinschaft, so haben wir völligen Glauben und deßhalb auch die rechte Freudigkeit; so besitzen wir völligen Frieden, und darum auch Amtsfreude; so wird uns die Fülle der gottlichen Liebe zu Theil, und dieses Kleinod des Himmels verdrängt die furchtsame Amtsfreudenlosigkeit. Die Liebe hat einen optimistischen Zug und steht im Gegensatz zur pessimistischen Dunkelseherei. Sie weint zwar über das Elend der Menschheit, aber sie läßt sich nicht erbittern.

Digitized by Google

Ein kindlich liebevolles Herz ist auch ein amtsfreudiges Herz, und selbst wenn die kirchliche Amtsordnung große Selbstverleugnung fordert und uns öfters hart und ungerecht erscheint; oder wenn Alter und Erfahrung manche Lebensblüthe abgestreift, viele Ideale gebleicht und manche Hoffnungen zerknickt haben, wird uns dies Gotteselement jung, frisch und amtsfreudig erhalten.

Ist mein Leben in kindlicher Einfalt verwoben mit dem Leben Christi, so thue ich vor Rath, Kaiser und den Weltweisen meinen Mund mit Freudigkeit auf, denn mein Vater hat mich's ja geheißen; so gehe ich mit Amtsfreudigkeit die schwersten, unangenehmsten Pflichtwege, denn mein Vater geht ja mit; so trage ich mit Freuden schwere Arbeitslasten des Amtes, denn ich hab' ja eine Springfeder in mir, die mir tragen hilft, und unter Müh' und Beschwerde jauchze ich aus tiefstem Herzen heraus: Abba, Abba, lieber Vater.

Wer in diesem innigen Kindschaftsverhältniß wächst, der nimmt auch an Amtsfreudigkeit zu.

II.

In engem Zusammenhang mit dem unter I. Gesagten steht das für unsere Amtsfreudigkeit unumgänglich nothwendige Berufszeugniß des heiligen Geistes.

So wie das direkte und klare Zeugniß des heiligen Geistes für unsere Gotteskindschaft und Christenfreude unentbehrlich, so ist der klare direkte Ruf des heiligen Geistes zum geistlichen Amte erforderlich, wenn wir von der ächten Amtsfreudigkeit beseelt sein und bleiben wollen. So wie wir unserer Jesu-Jüngerschaft nur dann recht froh werden, wenn das Zeugniß des göttlichen Geistes jeden Augenblick blank und ungetrübt wie ächtes Gold auf unseren Geist geprägt ist, so kann auch nur dann die rechte Berufsfreude unser bleibend Theil sein, wenn der göttliche Ruf zum Amt fortwährend frisch in uns lebt und stärker wird. Und so wie durch einen vollen Ausguß des heiligen Geistes unsere Christenfreude gesteigert wird, so öffnen sich unserer Amtsfreudigkeit mittelst einer überschwenglichen Kundgebung, daß Gott uns als Botschafter an Christi Statt zum Volk und zu den Heiden gesandt hat, frische, tiefe Quellen.

Daran festhaltend, daß dieser göttliche Ruf zum Amte allen Predigern in der ganzen Welt Noth thut, wollen sie mit unverfälschter Freudigkeit wirken und dienen, glaube ich doch, daß in unserem Lande solches Amtszeugniß zur frohen Thätigkeit nothwendiger ist, als unter andern Verhältnissen.

Unser gesegnetes Freikirchensystem z. B. gewährt uns keinerlei staatliche Hülfe noch festgesetzte Pension im Alter und da gilt es denn, wenn wir in der Wirksamkeit nach Stützen suchen, oder vorwärts blicken auf die Tage der Gebrechlichkeit, unseren Amtsmuth dadurch zu erhalten, daß wir den Ruf in unserer Seele lesen: Gott hat dich gesandt. Unser Volk ist ein aus aller Herren Ländern zusammengesetztes Conglomerat und schon dieser Umstand, sowie die Ungebundenheit der Bewegung in einem Freistaat werden Veranlassung, daß die Geister mächtig aufeinander platzen und die finstere Macht sich in mancher Beziehung noch geltender macht als anderswo. Mitten in diesem Getriebe der verschiedensten Menschen, Interessen und Meinungen sollen wir das Reich Gottes aufrichten und es gehört dazu wahrlich der stets frisch gehaltene Ruf von Gott, wenn es nicht an der Amtsfreudigkeit gebrechen soll. — In unseren Verhältnissen können sich Laien, Gott sei Dank, recht nützlich machen im Reiche Gottes und dabei zu gleicher Zeit ein gut Theil andere Annehmlichkeiten und Güter des Lebens hinnehmen. Soll sich also nie die Frage wie ein Bleigewicht an unsere Amtsfreudigkeit hängen: Könntest du es denn nicht auch also haben? so muß stets in unserem Tiefinnersten die Antwort bereit liegen: „Nein, was auch Andere können und erringen mögen — der Meister hat dich berufen in seinen Weinberg."

Wenn dieser Ruf gleichsam wächst und stärker wird, so wird man auch im Lichte desselben — ferne von thörichtem Amtsdünkel — die unendlich hohe Bedeutung des geistlichen Amtes von Tag zu Tag besser erkennen, und so mittelst des verstärkten Rufes zum Amte und der daraus quellenden besseren Amtserkenntniß auch an Amtsfreudigkeit wachsen.

III.

Weniger eine direkte Gabe Gottes als ein von Gott in unsere Hand gelegtes großes Gut ist die systematische, concentrirte Arbeit, welche zum Wachsthum unserer Amtsfreudigkeit beiträgt.

Ich betone systematisch und concentrirte Arbeit, voraussetzend, daß Träger des geistlichen Amtes Arbeiter und keine Drohnen sind, und meine, jener bedeutende Mann der inneren Mission, der noch nicht so lange her behauptete, daß die meisten Prediger an der Trägheits-Krankheit leiden, habe ein schweres, hartes Wort sehr gelassen ausgesprochen.

Wenn jedoch auch die Fleißigsten unter uns sich daran erinnern, wie dennoch so manche verlorene Viertelstunde zur Gewissensgeißel wurde und das dadurch entstehende Verklagen der Gedanken unter einander die Amtsfreudigkeit

Digitized by Google

hemmte, so werden wir Alle in das Gebet einstimmen: Gott, lehre uns die Zeit auslaufen.

Es ist jedoch das systematische, concentrirte Auslaufen der Zeit, das ich als Mittel zum Wachsthum in der Amtsfreudigkeit betone.

Es giebt eine Art Vielthuerei, die immer läuft und springt, im letzten Grunde aber doch nirgends hinkommt; die immer gräbt und scharrt, jedoch nur wenige Schätze hebt. Nächst der alle frohe Thätigkeit tödtenden Trägheit giebt es in unserem Beruf kaum ein wirksameres Mittel, die Amtsfreudigkeit herunterzustimmen, als das unsystematische, nicht concentrirte Verbrauchen der Zeit. Wer in einer halben Stunde die Zeitung liest, in der andern zum Nachbar läuft, in der dritten eine Predigt beginnt und in der vierten Hebräisch studirt: wer also oder in ähnlicher Manier seinen Tag zubrächte, der würde weder äußeren Erfolg, noch inneres Befriedigtsein erringen und deßhalb seiner ächten Amtsfreudigkeit großen Schaden zufügen, wobei uns sein vielleicht oft gehörtes Lachen durchaus nicht irre führt.

In beständiger systematischer Arbeit jedoch werden wir wenigstens in Etwas Erfolg erringen, was gewiß zu unserer Amtsfreudigkeit beiträgt. Wäre uns aber auch die äußere, sichtbare Ernte versagt, so werden wir mittelst planmäßiger Wirksamkeit innerlich dermaßen erstarken, daß unser Frohsein im Beruf Nahrung erhält. Ein Träger des geistlichen Amtes, der zu bestimmten Stunden sich mit dem Worte Gottes, und zu andern mit den besten Geistesprodukten der Menschen in Rapport setzt, jetzt ernste und anhaltende Kanzelvorbereitung vornimmt und dann als Botschafter des Herrn hinaustritt unter die Menschen: ein solcher Mann bleibt innerlich frisch und gestählt, und man wird ihm die Amtsfreudigkeit gleichsam im Angesicht absehen, denn er hat sich, wie dies bei einem Botschafter an Christi Statt sein sollte, in der systematischen Arbeitsabwechslung erholt und dabei aus jedem geöffneten Schachte ein Stück Amtsfreudigkeit heraufgeholt. Sein Geist wird reich; sein Herz sammelt Erfahrung; diese aber bringet Hoffnung, und solche Hoffnung läßt die Berufsfreude nicht zu Schanden werden.

In dieser systematischen Thätigkeit haben wir uns zu concentriren. Wir können nicht jedes in den Weg gestellte Steckenpferd besteigen, nicht jedem christlichen Verein angehören, nicht alle gute Versammlungen besuchen, überhaupt nicht allerorts sein; sonst verlieren wir uns in der Vielheit unserer Wege und haben keinen Genuß in unserem Amte. Wird uns wegen diesem Concentrirtsein hie und da nachgesagt, daß wir uns nicht hinlänglich an allen Bewegungen, Gesellschaften und Vereinen betheiligen, so haben wir diese Nachrede mit dem männlichen Bewußtsein zu tragen, zunächst das gethan zu haben, was uns zu der unentbehrlichen Amtsfreudigkeit verhilft.

Wer in solch' systematisch-concentrirter Thätigkeit wächst und es darin endlich zur Meisterschaft bringt, der liefert einen großen Beitrag zu seiner Amtsfreude.

IV.

Wachsen wir an Freudigkeit in unserem geistlichen Amte, wenn wir eine richtige Anschauung von der Welt und im Besonderen von dem Volk gewinnen, unter das wir gesandt sind.

In diesen Richtungen werden fortwährend so viele Mißgriffe begangen, welche das rechte Froh- und Freudigwerden im Beruf herabdrücken, daß wir wenigstens andeutungsweise dieses Element zu berühren haben.

Der Sanguiniker z. B., welcher sich nicht zur richtigen Weltanschauung hindurch gearbeitet, ist dermaßen Optimist, daß er durch sein rosigfarbig Glas zu Zeiten das Millennium ganz nahe sieht. Kommt dasselbe alsdann nicht im Geschwindschritt heran, so tritt ein Umschlag bei ihm ein und die Flügel seiner Amtsfreudigkeit sind auf Wochen und Monate bei ihm gelähmt. Der ungeläuterte Melancholiker dagegen ist Pessimist, der Alles schwarz in Grau gemalt sieht, und dem daher der freudige Amtsmuth zum Eingreifen abgeht.

Diese Beispiele werden genügen, um zu zeigen, wie es gilt, uns durch unser Temperament, durch Eindrücke unserer Erziehung, und das Gepräge unseres Lebensgangs mittelst der Erleuchtung des Geistes Gottes zur richtigen Weltanschauung hindurchzuarbeiten, wenn uns die Amtsfreudigkeit nicht abhanden kommen, und wir in derselben wachsen sollen.

Die richtige christliche Weltanschauung erkennt, daß es eine Geschichte der Sünde und eine Geschichte der Gnade giebt, die heute noch nebeneinander hergehen, einst aber im Siege der Gerechtigkeit und Heiligkeit aufgehen werden, denn „ist die Sünde mächtig geworden, so ist die Gnade doch viel mächtiger geworden." In diese Welt ringender Mächte ist der Träger des geistlichen Amtes gestellt, um bei Einzelnen wie im Ganzen dem Licht, dem Leben und der Liebe zum Siege zu verhelfen. Und es wird selbstverständlich seine Freudigkeit im schweren Amt bedeutend stählen, wenn er in richtiger Lebensauffassung einerseits nicht verkennt — die schreckliche finstere Gewalt; aber andererseits auch nicht übersieht — den Aufgang aus der Höhe

welcher uns nicht den Weltuntergang, sondern die Weltauferstehung verheißt.

Wie nun Wachsthum in richtiger Erkenntniß der Weltlage unserer Amtsfreudigkeit aufhilft, so geschieht dies auch durch die richtige Erkenntniß und Behandlung des Volkes, zu dem wir gesandt sind.

„Aber — wir kennen ja die Deutschen und behandlen sie auch richtig," höre ich sagen. Mag sein. Ich jedoch muß mir gestehen, daß ich immer noch in dieser Erkenntniß zu wachsen habe, und immer noch gemachte Mißgriffe entdecke, welche alsdann, wenigstens auf kurze Zeit, meine Freudigkeit mit Melancholie anhauchen. Und wer weiß, am Ende ist derjenige, welcher Derartiges nicht fühlt, am Weitesten davon entfernt, in immer richtigerer Erkenntniß seines Volkes sich einestheils die Freudigkeit zum Wirken unter demselben zu holen.

Das deutsch-amerikanische Volk ist keine unwiederbringlich der Hölle geweihte Verderbensmasse, aus der nur Einzelne zum Heil gebracht werden können; die Mehrzahl desselben ist nicht dem bewußten, gottesfeindlichen Unglauben ergeben; es kommt nicht nach Amerika, um am Untergang des Reiches Gottes und der Kirche zu arbeiten; es ist — besser als sein Ruf. Freilich hat es auch große Mängel und Fehler, und die der Missionsarbeit unter demselben sich entgegenstellenden Hindernisse scheinen uns manchmal unübersteiglich, und lähmen die Amtsfreudigkeit. Es gilt jedoch auch hier, wie in der ganzen Welt, das große Wort, daß „wo die Sünde mächtig geworden, so ist die Gnade doch noch viel mächtiger geworden." So wie wir den Endsieg des Heils im Allgemeinen erwarten, so haben wir an der Hoffnung festzuhalten, daß die Deutsch-Amerikaner sich noch zu Tausenden der Gnade zukehren werden, wenn wir in unserer Amtsfreudigkeit wachsen wollen.

Es giebt noch Wege und Schlüssel zu den deutschen Herzen. Mögen wir letztere verstehen und erstere finden lernen. Mögen wir wie Paulus den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche, so wir — den Deutschen im besten Sinn des Wortes deutsche Boten und Führer werden, und mit jener heißbrünstigen Liebe zu unserem Volk unter dasselbe treten, welche den großen Apostel ausrufen hieß: „Ich habe gewünscht verbannet zu sein von Christo für meine Brüder, die meine Gefreunde sind nach dem Fleisch." Alsdann wird selbst unser schwerer deutscher Missionsberuf dazu beitragen, daß wir auch in der Amtsfreudigkeit zur Vollkommenheit fahren.

Deßhalb — getrost, meine Brüder! Wenn wir im ununterbrochenen, innigsten Kindesverhältniß zum himmlischen Vater stehen; wenn die direkte Berufung des heiligen Geistes zu unserem Amte jeden Augenblick klar auf unser Herz gedrückt ist; wenn wir uns beständig in systematischer, concentrirter Thätigkeit befinden; wenn wir im Lichte Gottes stets richtigere Einsichten gewinnen in die Wirren der Welt, in das Menschenherz und das Wesen unseres Volkes; und wenn wir in allen diesen Stücken stetig zunehmen, so werden wir in allen, auch den dunkelsten und schwierigsten Lagen den Muth nicht verlieren, und allezeit wachsen an Freudigkeit in unserem unaussprechlich hohen und herrlichen Amte.

Reizet eure Kinder nicht zum Zorn.

Die Gerechtigkeit — es giebt Leute, die wahre Muster davon sind, aber nicht von Barmherzigkeit! Alles muß untersucht, Alles bis auf's Härlein an's Licht gezogen und silberblank klar gelegt werden, ob eine Viertelslüge oder halbe oder ganze Lüge dabei mitunterlaufen.

Man will der stillwirkenden Kraft des guten göttlichen Geistes Nichts vertrauen. Man will durchaus selbst Alles gerecht und wahr ausmustern. Da hat man ein scharfes Auge. Und so giebt es denn alle Augenblicke eine Scene, eine Untersuchung, Zorn, Verdrießlichkeit, Maulen der Kinder, Unrecht auf allen Seiten, und was das Schlimmste ist, es kehrt ein widerwärtiger, unfreundlicher, mürrischer, trotziger Geist bei den Kindern ein.

Darum reizet eure Kinder nicht zum Zorn. Kein Wort der heiligen Schrift ist uns in Erziehungsfällen so direkt warnend und mahnend, so ernst und heilig, so oft vor die Seele getreten im Angesicht von Kindern, wie dies Wort.

Viel, sehr viel wird gegen diese Regel gefehlt, leichtsinnig und gedankenlos gefehlt. Es ist aber wahrlich ein gefährlicher Zunder, in welchem alle Leidenschaften Feuer fangen können, den man damit in des Kindes Gemüth wirft. Man reizt zum Zorn, wenn man spottet des gekränkten oder betrübten Kindes; wenn man, seine eigene Würde vergessend, dem Kinde gegebene Verspre-

Digitized by Google

chungen bei deſſen Erinnerung daran nicht hält und darauf bezügliche Bitten abſchlägt, oder, was einer Lüge gleichkommt, thut als ob man nichts verſprochen hätte; man reizet zum Zorn, wenn man des Kindes volles Recht andern gegenüber vernachläſſigt und nicht anerkennt; wenn man muthwillig zerſtört, was es mühſam aufgebaut; man reizt zum Zorn, wenn man bei wirklicher Anſtrengung in irgend einer aufgetragenen Arbeit es wegen eines gemachten Fehlers der Trägheit und Nachläſſigkeit beſchuldigt; wenn man ihm Unrecht thut, mit Einem Wort, wenn man roh und verletzend es behandelt.

Manche werden entgegnen und ſagen: aber wenn das Kind geſtraft wird, ſo reizt man es oft zum Zorn — ſo müßte das Strafen aufhören. Mit nichten. Nie wird ein richtig erzogenes Kind bei einer wohlverdienten Strafe zu Zorn gereizt, auch wenn es ſo ausſehen ſollte — immer iſt es in dieſem Falle Betrübniß, aber nicht Zorn.

Nur bei einer inkonſequenten Erziehung, die freilich eigentlich den Namen Erziehung gar nicht verdient, wird die Strafe zum Zorn reizen, wenn nämlich das Kind weiß, daß derſelbe Fehler ſeinem Bruder keine Strafe zugezogen hat, oder wenn es pedantiſch um jedes geringen Vergehens willen geſtraft wird, wobei es ganz gut fühlt, daß es über das Maß und gegen ſeine innere Gewiſſensüberzeugung geſchieht.

Schlimm, ſehr ſchlimm iſt es, wenn das ältere Kind, indem es durch falſche, ganz egoiſtiſche Erziehungsart dazu gekommen iſt, ſeinen Vater oder Mutter oder Lehrer als gewiſſermaßen auf gleicher Stufe ſtehend anzuſehen, wohin leicht die Phraſen von Gleichheit, Freiheit und unveräußerlichen Menſchenrechte führen können. Da wird jede Strafe zum bitterſten Zorn führen und nur als der Fauſtſchlag des Stärkeren gegen den Schwächeren angeſehen werden. Ueberhaupt, je mehr der Egoismus der Eltern ſich geltend macht, deſto mehr wird er auch in den Strafen, und da gerade in ſtärkſter Färbung, erſcheinen; und deſto mehr wird das Kind zum Zorn gereizt.

(Nach Tiſchhauſer.)

Die Ureinwohner Amerikas.

Für Haus und Herd von Chas. Trenſchet.

Wer waren die Urbewohner Amerikas? Jeder, der die Erdwerke im Ohio Thale beſieht, die Ruinen Yucatans geſehen und die flaunenswürdigen Berichte der ſpaniſchen Eroberer geleſen hat, muß unwillkürlich ſich dieſe Frage ſtellen. Noch vor wenigen Jahren wußte man keine Antwort darauf zu geben. Wenn auch immer neue Anzeichen und Spuren zum Vorſchein kamen, ſo vermochte man das Räthſel doch nicht zu löſen. Die verſchiedenen Urvölkerſchaften machten das Geheimniß nur unerklärlicher; denn die Indianer, Azteken, Majas und Erbauer der Erdwerke ſcheinen nicht gemeinſamer Herkunft zu ſein und in ihrer Lebensweiſe nichts Gleichartiges zu haben. Erſt vor etwa dreißig Jahren wurde der Leitfaden in dieſem Labyrinthe gefunden und ſeit etwa zehn Jahren mit Erfolg gebraucht.

Als J. H. Simpſon, ein Offizier unſerer Bundesarmee, im Jahre 1852 die erſte ausführliche Beſchreibung von den zahlreich zerſtörten und den noch zum Theil bewohnten Pueblos von New Mexiko veröffentlichte, dachte er kaum daran, daß er damit den Geſchichtserzählungen, welche die erſten europäiſchen Eroberer der Nachwelt hinterließen, eine weſentliche Umgeſtaltung bereitete.

Seither haben jene früheren Erzählungen über Kaiſer und Kaiſerreiche dieſſeit des Atlantiſchen Oceans, ſowie über ehemalige große und bevölkerte Städte, deren noch unerforſchte Ruinen man in den Wäldern Central-Amerikas wähnte gefunden zu haben, und die von den Geſchichtsſchreibern William Prescott und Hubert Bancroft als glaubwürdig angenommen wurden, eine neue Deutung erhalten. Die berichteten Angaben wurden nicht in Zweifel gezogen, aber ganz anders erklärt.

Die Veröffentlichung einer vortrefflichen Abhandlung über Montezuma vor zehn Jahren durch L. H. Morgan in dem North American Review, gab der neuen Erklärung eine feſtere Form. Die bis dahin geſammelten Thatſachen über die Urbewohner wurden claſſificirt und Morgan's Anſicht, ſo auffallend und ungläubig ſie Anfangs auch erſchien, fand ſeither immer mehr die Zuſtimmung der Sachkundigen.

Dieſelbe iſt zwar noch als eine Theorie anzuſehen; hat aber immerhin eine neue Epoche auf dieſem Unterſuchungsgebiete herbeigeführt.

Morgan ſpricht den amerikaniſchen Urvölkern faſt alle Civiliſation ab und glaubt, daß ihr Zuſtand nur der vorangeſchrittener Barbaren war. Dieſelben hatten im Weſentlichen, vielleicht nur mit Ausnahme der Eskimos, gleichartige ſociale Einrichtungen, ſtanden aber nicht auf gleichmäßiger Entwicklungsſtufe. Ein Azteken oder Maja Kaiſerreich habe nie beſtanden, ſondern nur ein Bund freier Stämme, die ihre Häuptlinge ernannten und im Allgemeinen annähernde Einrichtungen einführten, ähnlich den der vorangeſchrittenen nordamerikaniſchen Indianerſtämmen. Montezuma war kein Kaiſer und bewohnte auch keinen Palaſt, ſondern nur einen der großen Gemeinde-Wohnſitze, wo er als Häuptling anerkannt wurde und regierte.

Ebenso sind die Ruinen in den Wäldern Yucatans nicht Spuren der Paläste zerstörter Städte, sondern nur zerfallene Pueblos, die von Reichen und Armen ohne Unterschied bewohnt wurden.

Ohne Zweifel giebt es in der amerikanischen Alterthumskunde noch genug Fragen, die einer Antwort harren; aber mit der Lösung der Probleme auf diesem Gebiete der Forschung ist nun ein erfolgreicher Anfang gemacht und durch die Untersuchungen von Morgan, Putnam und Bandelier weitergeführt worden.

Aber was ist ein Pueblo? frägt Mancher. Ein indianisches Dorf, welches seiner Eigenthümlichkeit wegen am besten durch eine nähere Beschreibung erklärt werden kann. Herr Bandelier untersuchte kürzlich die Ruinen des Pueblos zu Pecos, New Mexiko, welches der größte Steinbau der Urvölker innerhalb der Ver. Staaten sein soll. Dasselbe hat einen Umfang von 1480 Fuß, eine Höhe von fünf Stockwerken und soll, wie berechnet wurde, nicht weniger als 500 verschiedene Zimmer enthalten haben.

Pueblo Bonito, am Rio Chacos, hatte nach einer Beschreibung von Dr. Jackson, einen Umfang von 1716 Fuß, enthielt 641 Zellen und mochte für 3000 Indianer zum Wohnsitz gedient haben. Gewöhnlich bildete solch ein großartig geräumiges Gebäude ein Dorf. Die verschiedenen Stockwerke erhoben sich stufenweise, wovon aber keines durch eine im Innern angebrachte Herrichtung, sondern nur von Außen her durch eine Leiter zugänglich war. Die äußeren Mauern wurden von dünnen Sandsteinplatten erbaut und mit solcher Genauigkeit und Sorgfalt zusammengelegt, so daß sie aus der Ferne wie feine Massivarbeit aussahen und für die damalige Kriegsführung als uneinnehmbar galten.

Diese Pueblos unterschieden sich nicht in der Bauart, sondern nur im Material von den aus ungebrannten Ziegeln hergestellten Pueblos; den Eindruck, den man von den letzteren bekommt, ist ein ganz verschiedener von dem der Steinbauwerke, obschon die innere Einrichtung die gleiche ist. Auf dem Weideland des Rio Grande gewahrte der Reisende dunkelbraune Erdhügel, die wie ungeheure Ameisenhaufen aussehen, in der Nähe sich aber als starke und an verschiedenen Stellen durchlöcherte Erdwälle herausstellen, die in einer Reihe von Abstufungen sich erheben und oft eine Höhe von fünf Stockwerken erreichen. Streifen, einem Gitterwerk ähnlich und von Lehm zubereitet, wurden als Leiter benützt, um von einer Terrasse auf die andere zu gelangen, während die Oeffnungen in den Wällen als Thüren und Fenster dienten.

In den Pueblos zu Taos und Zunni sind die Zellen so dicht aneinander, daß sie, wie Bandelier bemerkte, einer außerordentlichen großen Honigscheibe gleichen.

Beide Pueblos sind gegenwärtig bewohnt, wovon das von Zunni nicht weniger als 1500 Indianer birgt. Andere Pueblos, wie das von Acoma, sind durch ihre Lage derart beschützt, daß eine dichte Zusammlung der Zellen unnöthig ist; die kleinen Wohnungen sind nur nebeneinander gebaut auf einem 350 Fuß hohen Felsen, der nur durch einen in Fels gehauenen Steig zugänglich ist.

Manchmal wurde der ganze Bau in einer Felsenkluft errichtet und zwar mit Beibehaltung der nämlichen Bauart, der Terrassen, sowie der übrigen Einrichtungen. Aber auch unterhalb eines Felsen findet man Pueblos erbaut, während eine Citadelle in einer fast unzugänglichen Lage oberhalb zwischen den Felsen als Zufluchtsort diente.

Viele dieser Pueblos werden heute noch durch Hunderte von Indianern bewohnt; die meisten aber sind in Trümmer zerfallen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die gegenwärtigen Bewohner die gleiche Lebensweise führen und die Nachkommschaft derer bilden, welche diese Bauten einst aufgeführt haben.

Im Lichte dieser neuern Forschungen können wir uns eine Vorstellung machen von dem Amerika, welches Cortez überfiel. Von der s. g. Stadt Mexico, die Cortez sah, ist keine Spur mehr vorhanden; doch wissen wir, wenn auch etwas unbestimmt, daß dieselbe den heutigen Pueblos nicht unähnlich war.

Den Anhaltspunkt dazu liefert eine Legende des 16. Jahrhunderts, nach welcher einmal sieben Bischöfe von Portugal aus westlich segelten und sieben Städte in Amerika gründeten. Cabeza de Vaca berichtete nach seinen Wanderungen im Innern Amerika's im Jahre 1536 von halbcivilisirten Gemeinschaften, die in Palästen wohnten, und man vermuthet, daß dieselben auf jene von den Bischöfen gegründeten Städte Bezug haben. Sie wurden auch von Frav Marco de Niza im Jahre 1539 und von Coronado im Jahre 1540 gesehen. Coronado nennt dieselben „die sieben Städte von Cibola" und beschreibt sie „als große Steinhäuser, mit Leitern anstatt Treppen versehen," was sie unzweifelhaft den heutigen Pueblos gleichstellt.

Ob dieselben die sieben Pueblos von Zunni, oder die der Moquis in Arizona waren, ist noch ungewiß; doch ist es ziemlich gewiß, daß die Beschreibung sich auf die einen oder die andern bezog. Da Frav Marco jene s. g. Städte, die er sah, „noch bedeutender als Mexico" nennt, so giebt er uns damit einen Vergleich an, aus dem wir unsere Schlußfolgerungen ziehen können.

So lange die Pueblo Indianer uns unbekannt waren, schien eine unübersteigbare Kluft zwischen den umherziehenden Indianern des Nordens und den höheren Rassen Südamerika's zu bestehen; seitdem aber die von den Spaniern hinterlassenen Beschreibungen von Mexico und die Berichte über deren Einwohnerzahl als höchst übertrieben und unbegründet nachgewiesen wurden, hat sich auch jene gedachte Kluft zwischen den Ureinwohnern Mexikos und den nördlichen Indianern bedeutend verringert.

Stellen wir einmal Vergleiche mit den Gebräuchen der Pueblo Indianer und denen der nördlichen Stämme, z.B. der Nez Perces an. Ihr Dorf Tunnachemootoolt besteht aus einem 150 Fuß langen Gebäude, welches aus Sträuchern, Stroh und Gras erbaut wurde, in dem 24 Feuerbeerde und etwa die doppelte Anzahl Familien sich befanden, die beinahe 100 Krieger stellen konnten. Die Häuser der Irokesen waren 100 Fuß lang. Die Mandanen, Creeks, Moschkas und andere Stämme führten einen ähnlichen Gemeinde-Haushalt, indem mehrere verwandte Familien ein Haus bewohnten und gemeinschaftlich miteinander aßen. Die-

ſelben bauten ihre Häuſer aus leicht zerſtörbarem Material, die aber alle, ſelbſt den Pueblos Neu-Mexiko's nicht ausgenommen, in der Bauart und Einrichtung eine gewiſſe Aehnlichkeit hatten.

Vergleicht man den Grundriß eines der Chopunitiſchen Häuſer mit dem der Irokeſen, oder mit einem Pueblo Neu-Mexiko's, ſo muß Jeder ſich über die auffallende Aehnlichkeit derſelben ſtaunen. Dieſe Häuſer ſind augenſcheinlich alle für das Communal-Weſen eingerichtet, worauf alle Spuren mit nur wenig Abweichungen hinweiſen. Die Pueblo-Indianer hielten Gütergemeinſchaft. Stephens ſah in Yucatan bei den Ruinen von Uxmal, wie in einer Hütte die Nahrung für hundert Arbeiter zubereitet wurde, davon jede Familie den ihr zukommenden Theil erhielt.

Aehnliche Vergleiche könnten auch leicht von den nördlichen Indianerſtämmen gemacht werden. Die weſentlichen Reſultate aller bisherigen Beobachtungen laſſen es außer Zweifel, daß die Urvölker Amerikas, ſofern ſie ſich auch in der Cultur voneinander unterſchieden, gleichartige Gebräuche und Einrichtungen hatten, die nirgends dem Feudalweſen, ſondern vielmehr dem Communismus ſich annähern.

Herr Bandelier berichtete nach langen und mühſamen Unterſuchungen an das Peabody-Inſtitut, daß die Regierungsform der älteſten Bewohner Mexiko's eine Volksherrſchaft, aber urſprünglich nur praktiſcher Communismus war. Gilt dies von den mächtigen und vorangeſchrittenen Völkern Mexiko's, ſo darf man es ganz beſtimmt von den nordamerikaniſchen Stämmen annehmen.

Nach dieſen Schlußfolgerungen, denen ſich die heutigen Alterthumsforſcher meiſtens anſchließen, iſt man genöthigt, Vieles, was über die Civiliſation der amerikaniſchen Urvölker geſchrieben wurde, mit Recht zu bezweifeln.

Als Tylor vor 25 Jahren die Pyramide von Cholula beſuchte, behauptete er mit Beſtimmtheit, daß ſolche Bauwerke nur durch deſpotiſche Regenten aufgeführt werden konnten, die kein Bedenken trugen, das Leben ihrer ſklaviſchen Unterthanen zur Ausführung ihrer wunderlichen Einfälle aufzuopfern. So urtheilte auch Foſter über die ſozialen Zuſtände der Erbauer der Erdwerke, indem er annimmt, als hätten deren Regierungen abſolute Gewalt über Gut und Leben ihrer Unterthanen ausgeübt. Auf dieſe Weiſe glaubte man am leichteſten die Errichtung der Erdwerke und Pueblos zu erklären, obgleich der Schluß nahe liegt, daß die Erbauung derſelben uns nicht mehr zur Annahme einer deſpotiſchen Regierung zwingt, als die Aufführung der ſogenannten langen Häuſer der Irokeſen.

Vor Jahren wähnte man, daß die Erbauer der Erdwerke den heutigen Indianern ſich in keiner Beziehung einander annäherten; aber im Lichte der neuern Forſchungen wird dieſe Anſicht immer unhaltbarer. Selbſt viele Indianerſtämme haben Erdwerke als Begräbniſſe für ihre Todten erbaut. Nachdem Squier ſein Buch über die Erdwerke des Miſſiſippi-Thales veröffentlicht hatte, erforſchte er auch die im weſtlichen Theile des Staates New-York gelegenen und entdeckte im Gegenſatz zu ſeinen bis dahin gehegten Anſichten, daß dieſelben von den Irokeſen müßten erbaut worden ſein. In den Vertiefungen der Erdwerke bei Marietta und Circleville, Ohio, fand man europäiſche Fabrikate und in denen von Georgien und Florida ſpaniſche Schwerter und Glasperlen, was den Beweis liefert, daß dieſelben noch nach der Entdeckung Amerikas von ihren urſprünglichen Bewohnern angenommen wurden.

Vergleicht man Profeſſor Putnam's Grundriß eines befeſtigten Dorfes der Erbauer der Erdwerke am Spring Creek, in Tenneſſee, mit dem eines Mandanen-Dorfes, ſo findet man im Weſentlichen die gleiche Einrichtung. Beide Dörfer liegen auf einem Vorgebirge in der Nähe eines Stromes; beide ſind mit einem Walle umgeben, über dem ſich aller Wahrſcheinlichkeit nach ein Schanzpfahlwerk erhob, innerhalb welchem die Wohnhäuſer ſtanden, wie dies in dem Bilde von dem befeſtigten Onondagas-Dorfe ſchön dargeſtellt wird. Offenbar war die häusliche Einrichtung der Erbauer der Erdwerke ähnlich den der Onondagas- und Mandanenſtämme und ſoll nach andern Vergleichen ſelbſt den Pueblos Neu-Mexiko's nicht unähnlich ſein.

Es fragt ſich nun, ob die Azteken und Maja's, die vorangeſchrittenſten Stämme dieſer Urvölker, civiliſirt genannt werden dürfen. Viel kommt dabei darauf an, was wir unter Civiliſation verſtehen. Es iſt auffallend, welch' ungewöhnliche Widerſprüche ſich bei dieſen Völkern zeigen. Den Urbewohnern Mexiko's war die Kunſt des Land- und Gartenbaues bekannt; aber Laſtthiere benutzten ſie nicht, obgleich Ochſen und Büffel in ihrer Nähe waren. Sie betrieben Handel; hatten aber kein gemünztes Geld und kein Gewicht. Obſchon ſie Gold und Kupfer verarbeiteten, verſtanden ſie doch die Gewinnung des Eiſens ſowie die Verfertigung eiſerner Handwerkzeuge nicht, trotzdem das Roheiſen in Menge vorhanden war. Cortez ſah, wie Barbiere auf öffentlichen Plätzen ſcharfe Splitter des glasartigen Obſidians als Raſirmeſſer gebrauchten.

Sie hatten aſtronomiſche Kenntniſſe, kannten die Urſachen der Eklipſen und verfertigten Kalender; ob ſie aber eine alphabetiſche Schrift beſaßen, iſt ſehr zweifelhaft. Sie bedienten ſich nur einer Art Bilderſchrift, ähnlich der der heutigen Indianer, die aber bis jetzt, trotz aller Verſuche, noch nicht entziffert werden konnte. Braſſeur de Bourbourg glaubte im Jahre 1863 zum phonetiſchen Alphabet der Maja's, wo jedes Bildzeichen einen Laut bezeichnet, den Schlüſſel gefunden zu haben, und unternahm die Entzifferung etlicher Manuſkripte; aber ohne Erfolg. Dr. Valentini glaubte, daß dies ſogenannte Alphabet nichts Anderes als eine ſpaniſche Fälſchung ſei. Da Tylor, einer der berühmteſten Anthropologen, die Schriftſprache als weſentliches Merkmal aller civiliſirten Nationen hält, ſo können wir die Azteken und Maja's nicht als civiliſirt anſehen, ſo lange das Vorhandenſein einer alphabetiſchen Schrift dieſer Völker nicht nachgewieſen iſt.

Nach dieſen Erklärungen bieten die Pueblos Neu-Mexiko's, die den Communal-Haushalt darſtellen, den Hauptanhaltspunkt zur Begründung der neueren Theorie. Dieſelben Einrichtungen, die man im niedrigſten Grade in den Lagern der nördlichen Indianerſtämme findet, erreichten ihre

höchste Gestaltung in den Kunstbauwerken von Uxmal, die von den spanischen Eroberern bewundert und zerstört wurden.

Die geheimnißvollen Erdwerke des Ohio-Thales wurden erbaut, nur um ihren Bewohnern die nämlichen Vortheile zu gewähren, deren sich die Bewohner der Hochebene Neu-Mexiko's erfreulen. Die zerstörten Bauwerke im Chaeos-Thale sind gleichartig mit den zerfallenen „Palästen" Yucatans. Diese Lager, Paläste und Pueblos waren nur Gemeinde-Wohnsitze der Urvölker, deren Herkunft und Geschichte uns unbekannt ist, die, obwohl auf einer ungleichen Entwicklungsstufe standen, dennoch gemeinsamer Abstammung waren und gleichartige Einrichtungen hatten.

Dies ist die neueste Theorie bezüglich der Ureinwohner Amerikas, die den Forschungen auf diesem Gebiete einen neuen Impuls verliehen; aber durch den beklagenswerthen Tod ihres Urhebers unentwickelt geblieben ist und mithin nur als eine Theorie angesehen werden darf.

Worin liegt nun die Stärke oder Schwäche dieser Theorie? Als einfache, leicht begreifliche Hypothese scheint sie einerseits Manches für sich zu haben; anderseits aber mag sie auch als zu einfach und unzulänglich zur Erklärung aller bekannten Thatsachen sich erweisen. Herr Morgan war ein verdienstvoller Mann, aber er hat doch nicht immer genaue Unterscheidung zwischen bewiesenen und unbewiesenen Thatsachen gemacht; denn um seine Theorie übereinstimmend zu machen, mußte er manchen Umstand gänzlich übersehen oder nur ungenügend erklären. Und häufig ist es ganz auffallend, mit welcher Bestimmtheit er als Beweisgrund annimmt, was noch zu beweisen ist. Selbst wenn wir das Aehnlichkeitsverhältniß zwischen den verschiedenen Gemeinde-Wohnsitzen zugeben, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Ruinen Central-Amerikas auf ein Volk hinweisen, dessen Fortschritt auf dem Gebiete der Kunst in Betracht genommen werden muß.

Von diesem Gesichtspunkt aus begegnen uns Schwierigkeiten, die Herr Morgan gänzlich unberücksichtigt ließ. Es ist nicht schwieriger, den Angaben der spanischen Eroberer Glauben zu schenken, als anzunehmen, daß die schönen und kunstreichen Steinbauten Yucatan's nur als Gemeinde-Wohnsitze dienten, um eine Menge halbwilder Indianer zu beherbergen. Daß die Chaac-Mol-Statue, die Dr. Le Plongeon bei Chichen-Itza kürzlich entdeckte, von einem Volk verfertigt sein soll, das hinsichtlich seiner Herkunft und Gebräuche sich nicht wesentlich von den nördlichen Irokesen unterschieden haben soll, ist fast undenkbar.

In Central-Amerika sind die Spuren eines Volkes vorhanden, das sich in den höchsten Fächern der Kunst, nämlich der Zeichnung der menschlichen Figur beschäftigte und dessen Kunsterzeugnisse fast edel und schön an Gestalt sind. Die prächtigen Steinköpfe Yucatan's, die lebhaften Gesichtsbildungen auf den Weihrauchgefäßen der Maja's gemalt, die feine in Sandstein ausgehauene weibliche Gesichtsform, welche von Tovila aus der historischen Gesellschaft von New York zugeschickt wurde, weisen auf ein Volk hin, daß eine viel höhere Entwicklungs- und Bildungsstufe erreicht hatte als die nördlichen Indianerstämme, deren Haupterzeugnisse nur in zierlichen Thongefäßen bestanden.

Daher dürfte Herr Samuel Foster Haven, ein berühmter Alterthumsforscher, wohl Recht haben, wenn er sagt, daß, wenn auch Herr Morgan betreffs der Frage über das Leben und die Gebräuche der Urvölker vortreffliche Dienste geleistet hat, er dennoch die gänzliche Enthüllung dieses Geheimnisses bei Weitem nicht beanspruchen darf.

Angenommen, daß Morgan's Ansicht, die richtige wäre und zur Zeit der Entdeckung Amerikas nur eine Rasse, die Rothhäute, nebst den Eskimos existirt hätte; so harrt der räthselhaften Frage über deren Herkunft noch immer eine Antwort.

Wenn wir von der Entdeckung Amerikas reden, so verstehen wir darunter gewöhnlich die Ankunft der ersten Europäer, ohne dabei zu bedenken, daß wahrscheinlich zu einer Zeit Europa zuerst durch Asiaten entdeckt wurde, die ebenso leicht auch Amerika entdecken konnten. Letzteres konnte ohne große Schwierigkeiten geschehen; denn eine japanische Dschunke brauchte nur von einem Sturm auf das Meer getrieben werden und das Steuer zu verlieren, um dann von der Meeresströmung an die nordamerikanische Küste des stillen Meeres getragen zu werden.

Herr C. W. Brook, von San Francisco, berichtet von nicht weniger als hundert solcher Fälle; und es ist kein Grund vorhanden, weßhalb ähnliche Ereignisse nicht schon seit Jahrhunderten vorgekommen sein sollten. Auch war eine andere Verbindung durch die Behringsstraße ermöglicht, die nicht viel breiter ist, als der englische Kanal. Der Uebergang von Asien nach Amerika war daher so leicht, oder gar noch leichter, als von Frankreich nach England, weil die Behringsstraße während einem halben Jahre gefroren ist.

Auch deuten Geologie und Botanik darauf hin, daß die Trennung beider Continente zu einer Zeit nicht bestanden habe. Dr. Asa Gray, der berühmteste Botaniker unseres Landes, wies schon längst auf die Identität solcher Blumen hin, die beides in Japan und in den Vereinigten Staaten einheimisch sind, was zum Schluß berechtigt, daß in einer früheren Zeitperiode beide Continente ungetrennt waren. Immerhin war die Ansiedlung Amerikas von Asien her praktisch ausführbar und zwar noch leichter als von Europa aus. Es ist noch nicht unwahrscheinlich, daß die Völker diesseits und jenseits der Behringsstraße, die jetzt miteinander verkehren, schon vor Zeiten in ungestörtem Verkehr miteinander standen.

Wie lange her diese Völkerwanderung und dieser Völkerverkehr schon stattfand, ist schwer zu sagen. Nach Sir John Lubbock's Ansicht dürfte man die Zeit nicht über 3000 Jahre ausdehnen; aber auch diese Zeitbestimmung ist nicht erweislich. Aus den Resultaten dieser Untersuchung geht deutlich hervor, daß die Herkunft der Ureinwohner Amerikas, trotz aller Erklärungsversuche, noch eine offene Frage ist.

Aus dem Leben des Pfarrers Dr. Aloys Henhöfer.

Für Haus und Herd von Wm. Pfäffle, einem ehemaligen Pfarrkinde.

I. Aus der Jugend- und Anfangszeit.

Wenn man von Rastatt gegen Karlsruhe auf der Eisenbahn herkommt, so erhebt sich auf der rechten Seite ein schönes, obwohl nicht hohes Gebirge und eine fruchtbare Ebene lehnt sich daran. Dort liegt zwei Stunden von der Amtsstadt Ettlingen das Dorf Völkersbach. Das ist der Geburtsort Henhöfers und der 11. Juli 1789 sein Geburtstag.

Der alte Vater Hans Martin Henhofer war ein einfacher Bauersmann, nicht reich und nicht arm. Katholisch war er wie das ganze Dorf, doch ohne besonderen Eifer für seine katholische Kirche.

Anders verhielt es sich mit der Mutter des Aloys. In ihrer Jugend schon stellte sie sich als eine gute Katholikin dar, denn um jene Zeit kamen Jesuiten nach Völkersbach und predigten mit großem Eifer. Und gerade diese junge Therese faßte alles mit Feuer auf und führte ein frommes Leben, so daß ihr die Jesuiten den Ehrennamen der Königin ertheilten.

Am liebsten hätte sie sich als Nonne einkleiden lassen und ihr Leben der frommen Beschaulichkeit gewidmet. Das ging aber nicht an, und so trat sie denn in ihrem zweiundzwanzigsten Lebensjahre mit dem Hans Martin in den Ehestand. Gott schenkte ihnen vier Kinder, von denen Aloys der jüngste war. Ihn liebte, als das jüngste Kind, die Mutter Theresia am meisten. Das mußte Aloys manchmal zu seinem Unwillen erfahren, denn weil sie auch im Ehestand die fromme Katholikin blieb, so fehlte sie nie in der Messe. Und da mußte immer der Aloys mit, und kaum war er ein wenig herangewachsen, so erschien er schon als Chorbube am Altar und diente zur Messe. Fehlte er einmal aus dieser oder jener Ursache, welche Buben immer zur Hand haben, so war sie an jenem Tage nicht gut auf ihn zu sprechen. Jeden Freitag ging sie auf die Wallfahrt nach dem naheliegenden Moosbrunn, oft auch nach Bickesheim, ja sogar nach dem weit entfernten Walldürn im Odenwald. Ganz verdrießlich fragte sie einmal ihr Mann: „Willst du nicht auch nach Jerusalem?"

Wo dann unterwegs ein Crucifix oder sonst ein Heiligenbild stand, da wurde Halt gemacht, sie fiel auf die Kniee und betete und natürlich Aloys mit ihr. Oft schon am Samstag Abend, jedenfalls am Sonntage wurde der Rosenkranz durchgebetet und zwar auf den Knieen. Es wollte fast kein Ende nehmen, denn sie war in der Heiligengeschichte so zu Hause, daß sie noch eine Menge nannte, und jeder kriegte sein „Ave Maria".

Ihre Kinder, besonders der auserwählte Aloys, mußten herhalten und mitmachen, so daß es ihm oft zur Last wurde; ihr Jüngster sollte Geistlicher werden. Sie ging von der Ansicht aus, daß die Verdienste eines Priesters der ganzen Familie zu gut kamen. Davon erzählte sie aus ihrem reichen Schatz so viel, daß sich auch in dem Knaben Aloys frühe das Verlangen regte, geistlich besonders ein Missionär zu werden. Daher kam es denn auch, daß er sich gerne mit Büchern abgab, und als er einmal die Entdeckung machte, daß Jemand im Dorf eine Bibel habe, so ging er in das Haus, und bald sah man den eifrigen Knaben eine Bibel daherschleppen.

Er machte sich bald an das Lesen, besonders an die Geschichten, denn das Uebrige verstand er nicht, und es war auch Niemand im Hause, der ihm hatte Aufschluß geben können.

Die Sehnsucht, daß Aloys in die geistliche Laufbahn treten möchte, stand im Herzen der Mutter Therese fest und auch bei ihm. Wie sie aber verwirklicht werden sollte und konnte, das wußte weder sie noch er. Sie glaubte es und betete deßhalb viel darum.

Da starb der alte Pfarrer von Völkersbach, und an seine Stelle trat ein junger, kräftiger Mann, Namens Beyerle, der bisher Geming'scher Pfarrer von Mühlhausen bei Pforzheim gewesen war. Aloys war auch inzwischen herangewachsen und zeichnete sich in der großen Schule durch Verstand und Eifer aus. Der neue Pfarrer wurde bald auf ihn aufmerksam, und weil er gleich dachte, daß aus ihm ein katholischer Priester werden könnte, unterrichtete er ihn im Lateinischen.

Kaum war Aloys confirmirt, so zog er schon am Ostern 1802 nach Rastatt und besuchte daselbst die Schule der Piaristen. Und als später von Baden-Baden das Lyceum nach Rastatt verpflanzt wurde, trat Henhöfer in dasselbe ein und blieb darin bis zum Jahre 1811. Von Haus aus konnte er nicht besonders unterstützt werden, denn es langte gerade für die Haushaltung, doch fand er bald eine Stelle als Hauslehrer, die ihm die nöthigsten Auslagen deckte.

Der November des Jahres 1811 kam heran. Das Lyceum hatte er durchgemacht und durfte als Studiosus die Universität Freiburg im Breisgau beziehen. Hier war schon für sein Auskommen gesorgt, denn noch ehe er Rastatt verließ, hatte er bereits den Ruf erhalten, als Hauslehrer den jüngsten Sohn des Geheimen Hofraths Engelberger in Freiburg zu erziehen. Dazu erhielt er noch obendrein ein Stipendium von 150 Gulden. Die Universität bot ihm im theologischen Fache meistens Männer im Wessenbergischen Sinne, darunter den bekannten Prof. Hug. Doch für sein Herz fand er nichts.

Nach drei Jahren machte er sein Examen und zog im November 1817 ins Seminar nach Meersburg am Bodensee. Schon einen Monat nachher erhielt er die vier unteren Weihen durch den damaligen Fürstprimas von Dalberg.

Die veränderte Luft und Lebensweise von Meersburg hatte einen üblen Einfluß auf Henhöfers Gesundheit. Er suchte als Kranker das Haus seines alten bewährten Freundes und Wohlthäters Beyerle auf; er fand auch wirklich unter seiner liebreichen Pflege die Gesundheit wieder und konnte gestärkt wieder nach Meersburg zurückkehren, denn es fehlten ihm zu den sieben Weihungen, die ein katholischer Priester haben muß, noch drei, welche er durch den Fürsten von Hohenlohe vom 19. bis 21. Mai 1815 in Konstanz erhielt.

Der Geist, der damals in vielen Seminarien herrschte, war ein freisinniger in Betreff der Lehre, und oft ein leichtsinniger in Hinsicht des Wandels. Henhöfer hat oftmals Scenen aus dieser Zeit seines Lebens mitgetheilt, die ihn nicht mit besonderem Ernst erfüllen konnten, doch die streng katholische Erziehung von seiner Mutter her hielt ihn immer fest, so daß er doch in seiner Art gut katholisch war.

Noch in Meersburg las der junge Priester seine erste Messe, allein er hatte bereits schon seine Stelle, ehe er Meersburg verließ. Wahrscheinlich hatte sein Freund Beyerle den Freiherrn Julius von Gemingen auf den jungen Henhöfer aufmerksam gemacht. Dieser edle liebenswürdige Mann, der aus einem der ältesten Adelsgeschlechter Deutschlands stammte, suchte gerade

Digitized by Google

einen Hofmeister für seine zahlreiche Kinderschaar. Mit dieser Hauslehrerstelle verband der Grundherr noch geistliche Obliegenheiten. Henhöfer mußte zugleich an Sonntagen seelsorgerliche Hülfe in Neuhausen leisten und die beiden Orte Steineck, wo die grundherrliche Familie ihre Residenz hatte, und Homberg pastoriren.

So zog er denn am 12. Juli 1815 im Schlosse zu Steineck ein und rechnete seinen dreijährigen Aufenthalt daselbst, als Erzieher der Gening'schen Kinder, zu den schönen Erinnerungen seines Lebens. Das Unterrichten verstand er aus dem Fundament und hatte für die Kinder etwas Liebreiches und Gewinnendes. Noch jetzt erinnern sich die Zöglinge ihres alten Lehrers in herzlicher Liebe. Da gab es auch öfters Ausflüge mit den Kindern. In den Ferien machte er einmal einen Aufenthalt von mehreren Tagen im Hause des Pfarrers Beyerle.

Henhöfer hatte im Umgang etwas Munteres und durchaus nichts Peinliches, was — nämlich das Heitere — die Kinder sehr lieben. Seine Erziehung hat schöne Früchte getragen, besonders auch von der Zeit an, als er zum evangelischen Lichte durchgedrungen war

Da trat auf einmal ein wichtiges Ereigniß ein. Der alte Pfarrer von Mühlhausen starb im November 1817. Als der Freiherr die Pfarrei wieder besetzen sollte, so konnte er keinen geeigneteren Mann finden, als gerade den Hofmeister seiner Kinder. Zu Ostern 1818 bezog Henhöfer schon das Pfarrhaus von Mühlhausen.

Hier gab es viel zu thun, denn die Gemeinde galt damals für eine der verdorbensten im Gebiete Der Vorgänger, ein alter Klostergeistlicher, war ein guter, für sich frommer, aber unerfahrner Mann, der überall Nachsicht übte und nachgab. Er pflegte von seinen Mühlhäusern zu sagen: „Scharmante Leute, scharmante Leute, nur's Stehlen können sie nicht lassen."

Die Gemeinde Mühlhausen merkte gleich, daß sie es jetzt mit einem andern Mann zu thun hatte. Es lag ihm am Herzen, sie zu heben. Er war ernst und streuge, aber dennoch nahm er den weltlichen Arm wenig zu Hülfe. Die Mittel, die er anwendete, waren Ermahnungen und Bitten. Er ließ die Leute öfters in's Haus kommen, und sprach ernst mit ihnen. Er war damals noch so gut katholisch, daß er es nicht liebte, wenn in einem Hause nur evangelische Dienstboten waren.

In der Kirche predigte er ernst Sittenlehre, jeden Sonntag strenger. Er ging nämlich, wie so Viele, von der verkehrten Ansicht aus, daß man den Leuten nur zu sagen brauche, was sie zu thun haben, und es dann geschehen werde. Denn er wußte noch nicht, daß das Gesetz kein Leben und keine Gerechtigkeit bringe. Durch seine Strenge richtete er zwar äußerliche Ordnung auf, mancher Fehler schwand, oder zog sich in die Verborgenheit zurück. Er sah aber wohl ein, daß auch ein strenger Vogt das ausrichten könne, und er hätte doch als Seelsorger die Herzen gern gebessert. Seine strengen Moralpredigten wollten auch keine Wirkung mehr thun.

Da trat auf einmal in seinem eigenen Herzen und Leben eine große Veränderung ein. Der Grundherr hatte nämlich einen andern Hofmeister in sein Haus aufgenommen. Fink — so hieß er, hatte seine Studien unter dem berühmten Professor Sailer in Landshut gemacht, und war durch denselben zur Wahrheit hingezogen worden. Doch hatte der junge Hauslehrer noch keinen Frieden gefunden, und sehnte sich deßhalb wieder nach Landshut zurück.

Er kam oft zu dem Pfarrer in Mühlhausen, der ernst und mit Eifer nach Besserem strebte. Die Wahrheitskörner, welche Fink in Landshut aufgefaßt hatte, theilte er dem jungen Pfarrer mit, und hier fanden sie tiefen Eingang.

Fink ging wieder nach Landshut und verschwindet vom Schauplatz, aber Henhöfer gerieth in innere Unruhe und Anfechtung, und wäre am liebsten selbst zu Sailer gegangen, wenn ihn nicht seine Pfarrei zurückgehalten hatte. Er äußert sich selbst darüber: „Viel, viel hatte Gottes Gnade um diese Zeit im Stillen an meinem Herzen gethan. Hier zum ersten Mal wurde mir Gottes Wort lebendig, wurde mir ein zweischneidig Schwert, das Mark und Bein durchdrang. Ein neuer Eifer, ganz anders anzufangen, ganz anders zu werden, belebte mein Inneres. Gern hätte ich damals und seither oft mein ganzes Leben zurückgenommen. Von dieser Zeit an wurde auch die heilige Schrift meine tägliche Lektüre. Ich lernte viel auswendig und las und verglich immer gelehrter und frommer Männer Auslegung und Erklärung."

Einem so eifrigen Seelsorger, wie er war, konnte es nicht genug sein, daß er selbst die heilige Schrift las und sich darin erquickte. Er theilte das neue Testament von van Eß in seiner Gemeinde nicht bloß, sondern auch in der Umgegend aus und gab es Jedem, der es verlangte, um geringen Preis, und sagt dazu: „Ich hätte es gerne der ganzen Welt gegeben."

Die heilige Schrift war in jener Gegend fast gar nicht bekannt. Ehrliche Leute haben ihm nachher frei gestanden, daß sie gemeint hätten, dies Buch sei wenigstens so groß, als ein Dorf oder eine große Stadt, und Viele wollten, als sie es sahen, gar nicht glauben, daß dies das ganze Buch sei. „Die ganze Religion in dieser Gegend," sagt Henhöfer, „war meistens nichts als Messe hören, Rosenkranz beten, Kapellen- und Wahlfahrten gehen.

Wie Henhöfer selbst innerlich stand, ein Mensch unter dem Gesetz in wahrer Buße, so war auch seine Arbeit. An der Stelle der dürren, obwohl ernstlich genannten Sittenpredigten ertönten jetzt in dem armen Dorf Mühlhausen mächtige Bußpredigten. Der Mann, der, wie Augen- und Ohrenzeugen noch jetzt erzählen, die Messe mit seiner klangreichen Baßstimme gesungen hatte, ließ dieselbe Stimme wie ein anderer Johannes erschallen, auf daß seine Zuhörer Buße thäten.

Viele Menschen kamen nun zur Erkenntniß, erwachten aus ihrem bisherigen Schlaf, und suchten, was zu ihrer Seligkeit noth that. Jeder, auch der roheste Weltmensch, fing wenigstens an, auf sich aufmerksam und nachdenkend zu werden.

Bald verbreitete sich der Ruf von dem mächtigen Bußprediger in der Umgegend. Katholiken und Evangelische strömten des Sonntags von allen Seiten, besonders aus dem nahen Würtemberg, nach dem armen und jetzt doch so reichen Mühlhausen.

Aber die tieferen Kenner der Wahrheit fühlten ihm bald ab, daß ihm noch das Pünktlein der Schrift, das mit dem Blute Christi bedeckte Kreuz Christi, fehlte. Sie brachten ihm daher ein in dieser Hinsicht treffliches Büchlein: Christus für uns und in uns, von Martin Boos, dem bekannten katholischen Geistlichen, der wohl der fruchtbarste Schüler Sailers gewesen ist. Dazu studirte er die Schriften der bedeutendsten Männer der Kirche, eines Luther, Spener u. s. w., die sich noch in seiner hinterlassenen Bibliothek finden.

Der evangelische Geist wehte jetzt durch alle Predigten. Er sagt selber davon in seinem hinterlassenen Lebensabrisse: „Von jetzt an predigte ich eben mit so viel Eifer das Wort von der Versöhnung und freien Gnade Gottes in Christo." Es entstand eine große Erweckung in der ganzen Gegend unter Katholiken und Protestanten, so daß noch bis jetzt, nach mehr als sechs Jahrzehnten, von ihm ein Same zurückgeblieben ist, der seine Kniee nicht vor dem Baal beugt.

Digitized by Google

Und auch der Schreiber dieser Zeilen darf auf die Segenstage dieses gottgeweihten Knechtes Gottes mit Dank zurückblicken. Nebst meinem Heiland bin ich Henhöfer Dank schuldig für meine geistliche Erziehung und Bekehrung.

In seiner Predigt hielt er sich fest an Gottes Wort und drehte sich hauptsächlich um die Beantwortung der wichtigsten Frage: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?“ Durchaus praktisch, auf das Herz losgehend, klar und deutlich, und mit Bildern aus dem gewöhnlichen Leben illustrirt sprach Henhöfer. „Es war rein nichts Anderes,“ sagt er, „als die Lehre von Selbsterkenntniß, von Buße, Glauben und neuem Leben,“ oder wie der Apostel es nennt: „Glaube, der in der Liebe thätig ist.“

Diese Lehre wurde zwar mit Wärme, aber einfach in gemeiner, dem Volk verständlichen Sprache vorgetragen, und sie wirkte mehr, als manche gekünstelte und mit der ganzen Deklamationskraft vorgetragene Rede. Der Beweis ist geliefert, der Tadler liefert ihn auch. Es könnten wohl viele Beweise von gründlicher Bekehrung mitgetheilt werden, wenn sich Jemand die Mühe geben wollte, in jener Gegend zu sammeln, obschon die meisten jener bekehrten Leute schon in den Himmel eingegangen sind, wo auch nun ihr treuer Lehrer angelangt ist.

Wie Mancher ist aus Neugierde gekommen, wie jener württembergische Stadtschultheiß, dessen Glaube unter Null herunter gesunken war, und siehe, die Neugierde fand über Bitten und Verstehen. Er schloß sich einem Zug an, der sich nach Mühlhausen bewegte, betheuerte aber unterwegs: „Mich kriegt er aber gewiß nicht.“ Und gerade dieser Mann wurde schon in der ersten Predigt so ergriffen, daß er fast jeden Sonntag den weiten Weg nach dem kleinen Bethlehem machte, wo der liebe Jesus allen so herzeindringlich gezeigt wurde.

Manche Haushaltungen, (so erzählt Henhöfer) die in jahrelangem Unfrieden gelebt hatten, wurden friedlich, Feindschaften hörten auf, Entzweiungen des Morgens waren am Abend geschlichtet, Ehestreitigkeiten, deren es Anfangs nicht wenige gab, verschwanden, vom Stehlen, dessen man die Gemeinde so sehr beschuldigte, hörte man nichts mehr, selbst mancher Hausstand wurde gehoben durch den Frieden, den Gottes Wort ihm gab, und in der ganzen Zeit meines Aufenthalts kam kein einziger Eid vor.

Wir wollen hier nur ein Beispiel anführen, wie gesegnet Henhöfer auf die Herzen wirkte. Ein berüchtigter Wilderer aus dem benachbarten Dorfe Neuhausen, der wegen seiner Frevel schon mehrmals im Zuchthause gesessen hatte, und namentlich die Jagden des Grundherrn stark ausgebeutet hatte, erkrankte schwer. Auf seinem Krankenlager wachte sein Gewissen auf. Hatte er vorher durch die Predigten des Pfarrers von Mühlhausen sich nicht bestimmen lassen, umzukehren, jetzt in der Nähe des Todes und der Ewigkeit lag es ihm centnerschwer auf seinem Gewissen. Nicht den Pfarrer seines Ortes, der ihm nicht sagen konnte, was er brauchte, sondern Henhöfer ließ er herbei rufen. Dieser ging und sprach ihm so zu Herzen, daß es anders mit demselben wurde. „Ach, wenn doch nur der Herr von Gemingen da wäre,“ seufzte er, daß ich von ihm Verzeihung erlangen könnte; aber der war gerade beim Landtag in Karlsruhe und konnte also nicht zu dem bußfertigen Wilddiebe kommen. „Aber die gnädige Frau ist doch zu Hause,“ sagte er. „Ach ich kann nicht sterben, bis ich von ihr Verzeihung erlangt habe.“ Man meldete der lieben Frau Baronin, die ganz die Gesinnung ihres Mannes theilte, das Verlangen des Sterbenden. Sie machte sich alsobald auf den Weg. Da hätte man sehen sollen, unter wie viel Thränen der Todkranke Verzeihung erbat. Es war eine ergreifende Scene. Er starb bald nachher als ein begnadigter Sünder. (Schluß folgt.)

Nürnberg.

Für Haus und Herd von G. G. Graßmück.

Es dürfte kaum auf den Reisenden eine zweite Stadt Deutschlands einen so durchaus eigenthümlichen Eindruck machen wie Nürnberg, die einstige Reichsstadt und der Hauptort Mittelfrankens. Man glaubt sich im Traume in ein voriges Jahrhundert versetzt, wenn man die wohlerhaltenen, thurmreichen Mauern vor sich sieht, um welche sich ein gemauerter Graben zieht. Auf Schritt und Tritt, im Anblick der vielen prachtvollen Bauten und der herrlichen, oft gewaltige Namen verewigenden Denkmäler tritt es einem entgegen, daß man sich in einer ehemals reichen und mächtigen Stadt befinde.

Aber aus all diesen steinernen Zeugen vergangener Blüthen blickt der Besucher dennoch das Alltagsgesicht der heutigen Zeit, namentlich da, wo man die verödeten Einfahrten und Gewölbe betrachtet, in denen einst die Schätze und Erzeugnisse beinahe der ganzen alten Welt abgeladen wurden, so brutal und rechthaberisch an, daß man oft inne wird, man hat es mit einer gefallenen Größe zu thun. So verhält es sich auch in der That. Die Geschichte bleibt uns die Erklärung hierüber nicht schuldig, und wir wollen daher einen kurzen Rückblick auf die Vergangenheit Nürnbergs werfen.

Der Boden, auf welchem die Stadt liegt, ist ein sandiger, sumpfiger, dem Ackerbau wenig begünstigender. Es ist auch nicht anzunehmen, daß hier ehedem ein Dorf lag, welches nach und nach zur Stadt anwuchs. Es ist vielmehr beinahe sicher, daß der Ursprung der Stadt in der Erbauung der Burg zu suchen ist, welche Karl der Große zum Schutze der dortigen großen Reichskammergüter und der ganzen Gegend gegen die Slaven anlegen ließ. Der etwa 230 Fuß hohe Sandsteinhügel am rechten Ufer der

Pegnitz bot hiezu einen geeigneten Punkt, und unter dem Schutze dieser Burg siedelten sich dann nach und nach einzelne Handwerker und Kaufleute an, soweit dieselben aus den Bedürfnissen der Burg und etwelcher benachbarter Kloster ihren Unterhalt ziehen konnten. Aber der Punkt war zu günstig gelegen, als daß der kleine Anfang nicht zu Größerem hätte führen müssen. Derselbe befindet sich nämlich genau in der Mitte des mittelfränkischen Beckens, dessen Hauptfluß, die Regnitz, beinahe in der Mitte ihres Laufes, fast senkrecht von der Pegnitz getroffen wird und nahe an dieser Vereinigung liegt Nürnberg. Es war daher natürlich, daß sich der Verkehr des ganzen Thalbeckens auf diesen Punkt hinzog.

Auch in Beziehung auf ganz Deutschland, namentlich in Betracht seiner Lage zur Main-, Rhein-, und Donaulinie kann Nürnberg als ein Mittelpunkt angesehen werden, über den einerseits der Verkehr Bambergs und Regensburgs mit Main und Rhein und andererseits der Handel Augsburgs nach Erfurt, Magdeburg, Braunschweig, Lübeck, überhaupt nach dem Norden gehen mußte. Die Wichtigkeit des unmittelbaren Verkehrs zwischen Rhein und Donau machte sich aber schon zu Karls des Großen Zeiten so fühlbar, daß schon er ums Jahr 793 das Werk unternahm, einen Donau-Maincanal zu bauen, und wenn das Unternehmen auch liegen blieb, es wird uns doch erklärlich machen, daß Nürnberg schon durch seine Lage bald an Bedeutung zunehmen mußte.

Daß die Nürnberger von jeher im Geruche besonders witziger Leute stunden, das zeigt ein altes landläufiges Verslein, welches wahrscheinlich aus dem 15. Jahrhundert stammt:

Hätt' ich Venedigs Macht,
Augsburger Pracht,
Nürnberger Witz,
Straßburger G'schütz,
Un Wiener Geld,
So wär' ich der Reichste in der Welt.

In Nürnberger Erde ruht ein gar wunderkräftiger Heiliger, Sankt Sebaldus, dessen prachtvolles, von Peter Vischer in Erz gegossenes Grabmal, das im Jahr 1519 vollendet wurde, noch heute in der Sebaldskirche zu sehen ist. Es waren zu demselben allein 120 Centner Kupfer nöthig, aber wie leicht und zart die schwere

An der Pegnitz in Nürnberg.

Masse geformt, ja beinahe beseelt wurde, zeigt schon ein oberflächlicher Anblick jeden Besucher.

Zu der höchsten Blüthe Nürnbergs trugen unstreitig die Kreuzzüge das Meiste bei, denn durch sie wurden die alten Handelsstraßen Ita-

liens und der Levante wieder geöffnet, während früher der Verkehr des Orients von Constantinopel die Donau heraufgegangen war. Diese Wandlung begründete den Verfall Regensburgs, während andererseits die westlicher gelegenen Städte Augsburg, Nürnberg, Ulm den Verkehr auf der alten Römerstraße von Venedig über Botzen und Insbruck an sich zogen.

Aber wie ein Weltereigniß seine Macht im 14. und 15. Jahrhundert begründete, so bereiteten zwei andere am Ende des letzteren seinen Verfall. Die Entdeckung Amerikas und die des Seewegs nach Indien brachten der Blüthe Nürnbergs Verderben. Zwar zeigten sich im ganzen 16. Jahrhundert, obgleich der Handel

Eingang zur Burg in Nürnberg.

schon auf andere Wege gelenkt war, noch keine erheblichen Spuren des Verfalls. Um so rascher und furchtbarer trat dieser im 17. Jahrhundert ein, wo der gräßliche 30jährige Krieg besonders Nürnberg hart betraf, und was jene furchtbaren Nothzeiten übrig ließen, das hat das 18. Jahrhundert vollends zerstört, an dessen Schluß der

furchtbare Sturm der französischen Revolutionskriege über die Gauen Deutschlands fegte.

Die Stadt kam so herab, daß sie, welche zur Zeit ihrer höchsten Blüthe, 1480—1530. gegen 100,000 Einwohner gezählt hatte, allmählich auf 27,000 herabsank und im Jahre 1806, als sie durch die Rheinbundsakte an Baiern fiel, während ihre Einkünfte früher jedes Jahr Ueberschüsse eingetragen, zehn Millionen Gulden Schulden hatte.

Gegenwärtig hat die Vollendung des Ludwigskanals und die Eisenbahn wieder einen neuen Aufschwung angebahnt, und die Rührigkeit der Bewohner läßt erwarten, daß die Stadt bald wieder eine ihrer Vergangenheit würdigen Stellung einnehmen wird.

1434 in Nürnberg gehaltenen Turniers präsentirt.

Vom Rathhause aus führen unterirdische Gänge nach der Stadtmauer, und im Hintergebäude desselben liegt das sogenannte alte Lochgefängniß, welches Zellen von sechs Quadratfuß enthält, mit der schauerlichen Folterkammer. Die in einem halb unterirdischen Gewölbe vorhandene Foltergeräthsammlung machte auf mich einen abscheulichen Eindruck, und man kann sich die finstere Rohheit vergangener Jahrhunderte nicht besser zum Bewußtsein bringen, als mitten unter diesen schrecklichen Werkzeugen, unter welchen die eiserne Jungfrau wohl den unheimlichsten Anblick bietet.

Zu den merkwürdigsten Alterthümern in der

Hof eines Patrizierhauses in Nürnberg.

An Sehenswürdigkeiten aus der Zeit ihrer Herrlichkeit ist Nürnberg unübertrefflich. Wir erwähnen vor Allem die Sebalduskirche, welche durch ihren prächtigen Bau und durch die in ihrem Innern erhaltenen alten Kunstschätze ausgezeichnet ist. Sie wurde wahrscheinlich im 10. Jahrhundert begonnen und enthält neben andern Merkwürdigkeiten auch die Loffelholzkapelle, in der einst der nachmalige Kaiser Wenzel getauft wurde.

Hinter der Sebalduskirche liegt vom neuen Rathhaus eingeschlossen das alte, aus dem 14. Jahrhundert stammende, in dessen großem Saale Wandgemälde in Oel von Albrecht Dürer zu sehen sind, während sich im obern Stockwerke das in Gyps ausgeführte wunderliche Bild eines

Stadt gehört die schon oben erwähnte Burg, von deren Mauern und Thürmen man eine umfassende Aussicht über Stadt und Umgegend genießt. Neben verschiedenen merkwürdigen Kapellen und uralten Thürmen enthält sie im Vorhofe einen 56 Klafter tiefen Brunnen und eine Linde ebendaselbst, welche Kunigunde, die Gemahlin Kaiser Heinrich's II., vor mehr als 800 Jahren dort gepflanzt haben soll. Die Burg mit ihren scheinbar regellosen Mauern und Thürmen bietet von Außen und Innen einen in ihrer Art einzigen Anblick, und jeder Besucher wird sie reich an unvergeßlichen Eindrücken verlassen.

Auch fehlt es Nürnberg an geschichtlich-merkwürdigen Häusern nicht. Da sei zuerst genannt

Der gothische Brunnen in Nürnberg.

Digitized by Google

das Albrecht Dürer-Haus in der Dürerstraße und das am Hauptmarkte gelegene Haus, wo Hans Sachs, der alte Meistersänger, gedichtet und geschustert hat.

Viele dieser Häuser sind äußerlich pracht- und geschmackvoll verziert, wie z. B. das Petersen'sche Haus an der Ecke des Panierplatzes und der Söldnergasse, an welchem alle Verzierungen, und namentlich die sogenannten Chörchen oder Erker, im feinsten Renaissancestyl gehalten sind.

Aber auch die Neuzeit ist durch ein denkwürdiges Haus vertreten, das aber an keinen ruhmreichen Abschnitt in unserer Geschichte erinnert. Gehen wir die Winklerstraße hinab, so leuchtet uns von der Front eines Hauses eine große blutrothe Inschrift entgegen. Es ist des Buchhändler Palm's Haus, der im Jahre 1806 auf Napoleons Befehl erschossen wurde und dessen Mord den ersten zündenden Funken in die Herzen der damals noch nicht zahlreich vertretenen deutschen Patrioten geworfen hat.

Doch wir wollen nicht mit solch' traurigen Erinnerungen von Nürnberg uns verabschieden, wir wollen dem sogenannten schönen Brunnen gedenken. Derselbe bildet eine ungemein zierlich aufgebaute gothische Pyramide von 60 Fuß Höhe, an welcher unten die Bildsäulen der sogenannten „neun starken Helden": Hektor's, Josua's, David's, Alexanders, Juda's Makkabäus, Cäsar's, Chlodwig's des Franken, Karl's des Großen und Gottfrieds von Bouillon unter prachtvollen kleinen Spitzbögen angebracht sind, während wir in der nächsten Abtheilung über ihnen Moses und die sieben Propheten erblicken.

Wir glauben schon durch das Wenige, dessen wir gedachten, eine Andeutung gegeben zu haben, was der Reisende erwarten darf. Nürnberg kann mit Recht das deutsche Pompeji genannt werden, ohne doch den öden Grabcharakter der campanischen Wunderstadt zu theilen.

Bairische Landleute

Ehe wir schließen, wollen wir nicht unterlassen, zu erwähnen, daß Nürnberg die einzige Stadt in Baiern ist, wo der Methodismus am erfolgreichsten betrieben wird. Die Wesleyaner und Bischöflichen haben schöne Gemeinden daselbst, und die Rührigkeit der betreffenden Prediger läßt erwarten, daß diese Stadt bald von dem christlichen Sauerteig durchdrungen wird.

Höfliche Leute.

Für Haus und Herd bearbeitet von Opuseulum.

Ohne Höflichkeit giebt es keinen geselligen Verkehr, keine Gesellschaft und keinen Erfolg in der Welt.

Die Höflichkeit ist für den, der in Gesellschaft und Staat etwas werden will, das, was Segel und Ruder für den Schiffer sind. Ohne Höflichkeit giebt es kein Vorwärtskommen in der Welt.

Dies ist auch die Ueberzeugung des großen Cicero gewesen: „In meinen recht harten Kämpfen," schrieb er, „habe ich einen großen Theil des glücklichen Erfolges den sogenannten Tugenden zweiter Ordnung (leviores virtutes), der Höflichkeit, das ist dem Wunsch und Streben, den Leuten angenehm zu sein, zu verdanken."

Heutzutage ist die Höflichkeit eine internationale Tugend geworden, deren Uebung uns schon in den Kinderschuhen so tüchtig eingedrillt wor-

den iſt, daß wir ihre Gebräuche üben, ohne viel darüber nachzudenken. Es giebt heute viel mehr höfliche als unhöfliche Leute; das heißt: man grüßt und beſchenkt ſich gegenſeitig mit hunderterlei Zeichen der Achtung, Theilnahme und Freude, ohne ſich viel oder irgend Etwas dabei zu denken. Wir haben die Sprache und Geſten der Höflichkeit von unſeren Vorfahren überkommen und ſinnen nicht viel darüber nach, welche Bedeutung ſie haben.

Das populärſte Zeichen der Höflichkeit iſt der Gruß, ſeitens der Männer, das Hutabnehmen. Bei den Völkern der Vorzeit mußte der Beſiegte dem Sieger zum Zeichen der Unterwerfung die Waffen, Rüſtung und Kleider ausliefern und hüllenlos vor ihm erſcheinen. Gewiſſe Stämme an der Weſtküſte Afrikas reißen ſich noch heute die Kleider vom Leibe, wenn ſie einer Standesperſon oder einem Fremden begegnen. Mit dieſem Zeichen will der Grüßende ausdrücken, daß er ſeinem Gegenüber ſich als Sklaven betrachtet. Im Verlaufe der Zeiten begnügten ſich die höflichen Leute damit, daß ſie, ſtatt die Kleider auszuziehen, ſo oft ſie Jemanden begrüßen wollten, den Gürtel, der ihre Lenden umſchloß, löſten.

Da auch dieſe Grußart zu umſtändlich wurde, begnügten ſie ſich ſpäter mit einem Griff nach der Kopfbedeckung, durch den ſie dieſe raſch vom Haupte nahmen. Dieſe ſymboliſche Bedeutung eines einfachen Grußes mit abgezogenem Hut beſagt alſo nichts Anderes, als: „Ich bin Dein Sklave.“ Im Orient, wo das Entblößen des Kopfes durch religiöſe Satzungen verboten war und iſt, und in Europa, wo in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Perrücken in die Mode kamen, wandelte man den Gruß mittelſt der Kopfbedeckung in den der Kopfneigung um.

Das Winken mit dem Kopf, das als die mindeſt artige Sprache der Höflichkeit erſcheint, hat in kulturgeſchichtlicher Beziehung eine noch ſeltſamere Bedeutung. Es iſt nichts, als der letzte Reſt jenes Aktes, durch den ſich der Sklave, wie der Hund vor dem Herrn, der ihn prügelte, zu den Füßen ſeines Beſitzers ſchmiegte und krümmte.

Der berühmte Reiſende Livingſtone fand in Central-Afrika einen Volksſtamm, deſſen Mitglieder ſich, ſo oft ſie ihm oder einem Würdenträger begegneten, platt auf die Erde vor ſeinen Füßen hinwarfen, und ihre Schenkel mit den Fäuſten ſchlugen. Dieſer Doppelgruß drückte ſowohl die Unterwürfigkeit, wie die Freude aus, die der Sohn der Tropen über die Begegnung empfand.

Aus dem „Niederwerfen“ entſtand das Kniebeugen, wie es vor zwei und drei Jahrhunderten im civiliſirten Europa die Herren des Adels vor den Königen von Frankreich und Spanien übten; im Mittelalter beugten die Männer in Deutſchland ihre Kniee zum Gruß vor den minniglichen Frauen. Die Neuzeit hat dieſe demüthige Begrüßung, das Grüßen zu Füßen Desjenigen, den man begegnet, in ein einfaches, mehr oder minder tiefes Neigen des Kopfes nebſt Vorbeugung des Oberkörpers verwandelt.

Die Völker der ariſchen Raſſe bezeigten ihre Verehrung gegen die Begegnenden, ſtatt durch den Fußfall und Kniebeugen, durch den Kuß, den ſie auf Fuß und Hand drückten. Die Entſtehung des Kuſſes wird vielfach erzählt; als Zeichen der Begrüßung iſt er der ſymboliſche Ausdruck des Willens, einander mit Mund und Hand, Wort und Wert dienſtbar zu ſein.

Die Araber grüßen ſich heute, wie einſt das Volk Iſrael, mit: „Selam aleikum“, wobei der Begrüßende, der im Rang Geringere, die linke Hand auf die Bruſt legt. Und der Gegengruß auf dieſes: „Sei gegrüßt!“ lautet: „Aleikum es selam. — Mit Dir ſei Friede!“ Die Gleichgeſtellten küſſen ſich beim Gruß die Wangen.

Die klaſſiſchen Culturvölker, die Griechen und Römer, verbannten den Kuß als Zeichen der Höflichkeit aus dem öffentlichen Leben und wollten, daß er ſeitdem das Symbol der Liebe unter Verwandten ſein ſoll. Sie führten den Händedruck ein, und begleiteten denſelben durch ein warmes „Chaire“ und „Ave“ oder „Vale“ beim Abſchied.

Der Kuß als Grußzeichen hat ſich in den Zeiten des Mittelalters in Deutſchland erhalten. Die Frau des Ritters oder Bürgers empfing ihren Gaſt mit dem Worte: „Willkommen!“, oder: „Gott hald' Euch!“, und reichte ihm die Wange zum Kuß, — eine Sitte, welche bei den ſlaviſchen Völkern noch heute im Gebrauch iſt. Die Antwort war eine leichte Kniebeugung des Gegrüßten, zu der er ein: „Gott vergelt' den Gruß!“ ſprach.

Die moderne Zeit hat zwiſchen den „höflichen Leuten“ eine Grenze gezogen, welche den Süden vom Norden ſcheidet. In den Ländern des Orients iſt, ebenſo wie im Süden, die Höflichkeit in ihren Aeußerungen noch ſehr überſchwänglich.

Die Predigtweiſe des Herrn.

Für Haus und Herd von G. Guth.

„Es hat nie kein Menſch geredet,
wie dieſer Menſch.“ Joh. 7, 46.

Wer die Reden und Gleichniſſe unſers Herrn Jeſu Chriſti in ihrer chronologiſchen Aufeinanderfolge, nach der Evangelienharmonie, auch nur einigermaßen in's Auge gefaßt hat, muß wahrgenommen haben, daß der Herr nicht ſofort bei ſeinem öffentlichen Auftritt als Prophet und Lehrer der Menſchen den ganzen Inhalt ſeines göttlichen Bewußtſeins und ſeiner meſſianiſchen Aufgabe überhaupt dem Volke Iſrael lehrenderweiſe unterbreitete, ſondern auf dem Wege der ſtufenweiſen Mittheilung daſſelbe zur Erkenntniß ſeiner Perſon und ſeines Amtes zu erziehen bemüht war.

Wir können uns unmöglich dem Gedanken hingeben, daß wir den Grund hiefür in der erſt ſpät und allmählich erfolgenden Entwicklung des Selbſtbewußtſeins Jeſu zu ſuchen haben, wie das von verſchiedenen Seiten her geſchieht. Offenbar hat Jeſus Chriſtus von der Zeit an, da er in des Geiſtes Kraft ſein Lehramt antrat, ſich als Sohn Gottes und verheißener Meſſias klar gewußt. Daß er aber kurz vor ſeinem Leiden öffentlich ausgeſprochen hat, daß er der König des Reiches der Wahrheit und der Meſſias ſei, muß in den Zeitumſtänden und Volksverhältniſſen geſucht werden, die es ihm angezeigt erſcheinen ließen, den ganzen Inhalt ſeines Selbſtbewußtſeins noch nicht auszuſprechen.

Wir glauben zwei Gründe für dieſes Verfahren des Herrn in ſeinem Lehramte angeben zu können.

Erſtens konnte Jeſu unmöglich damit gedient ſein, wenn man ihn äußerlich als Meſſias anerkannte.

Vor Allem kam es dem Herrn in ſeinem Lehramte auf die Erneuerung des Herzens, auf die Einpflanzung einer andern Geſinnung und auf die Herſtellung eines bisher ungeahnten Verhältniſſes zu Gott an. Was nützt auch dem Herrn die Anerkennung ſeiner königlichen, göttlichen Würde, wenn die Menſchen nicht im Stande waren, in dies Königreich einzutreten, weil ſie irdiſch und ungöttlich geſinnt waren? Bei aller Anerkennung, die er etwa gefunden hätte, wäre er ein König ohne Unterthanen geblieben. Nicht das Bekenntniß der Lippen zu ihm ſollte die Menſchen zu Gliedern ſeines Reiches machen, ſondern die Erfüllung des Willens ſeines Vaters im Himmel. Durch die Erkenntniß der Eigenart des Reiches Jeſu ſollte die rechte Erkenntniß des Königs in dieſem Reiche ermöglicht werden und nicht umgekehrt. Der ganze Charakter ſeiner Lehrthätigkeit ging von Innen nach Außen.

Zweitens hätte der Herr ſich ohne Weiteres, beim Antritt ſeines Lehramtes, als den von den Propheten im Alten Bunde geweiſſagten Meſſias bezeichnet, ſo hätte er alle die falſchen, fleiſchlichen Erwartungen aufgeregt, welche die Juden mit dieſem Namen verknüpft hatten.

Jeſus konnte und wollte die Hoffnungen des Volkes auf ein irdiſches Reich nicht nur nicht befriedigen, ſie waren vielmehr das ſtärkſte Hemmniß für die richtige Auffaſſung ſeiner Zwecke. Er mußte dieſen politiſchen Erwartungen geradezu entgegen treten. Aus dieſem Grunde war es eine ungemein ſchwierige Aufgabe, die Jeſus zu löſen hatte, nämlich: ſich einerſeits als der verheißene Meſſias zu offenbaren, und anderſeits das doch in ſolcher Weiſe zu thun, daß dadurch ſeine Wirkſamkeit nicht geſchädigt wurde. Dazu blieb ihm nur der *eine* Weg übrig, zunächſt über die Stellung, die ſeine Perſon im Gottesreiche einnehmen ſollte, einen Schleier zu decken und das Volk zu einer richtigen Auffaſſung derſelben erſt recht zu erziehen, indem er den innerlichen und geiſtlichen Charakter des Gottesreiches darlegte, und jede Hinweiſung auf die meſſianiſchen Weiſſagungen vermied.

Nur von dieſem Geſichtspunkte begreifen wir, warum der Herr ſich auf dem ſtufenweiſen Gang ſeinem Volk mitzutheilen ſuchte. Denen nur, die von Herzen an ihn glaubten, konnte er ſich innerlich offenbaren. Sogar tiefere Gemüther, welche mit Sehnſucht auf das verheißene Heil hofften, aber es in den altteſtamentlichen Formen erwarteten, fanden es ſchwierig, ſich von ihrem eingegezogenen Geſichtskreis loszumachen und auf die Gedanken einzugehen, die der unvergleichliche Lehrer ſeinen Zuhörern unterbreitete. Vom Volke im Allgemeinen aber wurde Jeſus weder verſtanden noch aufgenommen.

Unter dieſen Volksverhältniſſen hat der Herr wohlweislich den Inhalt ſeines Selbſtbewußtſeins im Ganzen genommen nicht zunächſt zum Gegenſtand lehrhafter Erörterung gemacht, ſondern ſich im Laufe der Zeit den empfänglichen Herzen mitzutheilen geſucht. Anfänglich galt er als *Davidsſohn*. Dieſe Bezeichnung aber weiſt er von ſich ab, denn er iſt weit mehr als Davids Sohn nach dem Fleiſch. Auch dem Titel *Meſſias* gegenüber zeigt ſich bei ihm eine große Zurückhaltung, die ſich wohl daraus erklären läßt, daß derſelbe im Volksmunde einen Sinn hatte, den er nicht anerkennen konnte. Als *Gottesſohn* hat er ſich ſelten bezeichnet, weil das Volk ſeine Gleichbeſtimmtheit und Lebensgemeinſchaft mit dem Vater zu faſſen nicht im Stande war. Am häufigſten nennt er ſich des *Menſchenſohn*, womit er ſeine Zuſammengehörigkeit mit dem menſchlichen Geſchlecht ſowie ſeine einzigartige Stellung, die er in der Menſchheit für ſich in Anſpruch nahm, bezeichnete. Wir ſehen hier, wie Jeſus gefliſſentlich alle dem Judenthum geläufigen Ausdrücke für den Verheißenen vermied, um ihre fleiſchlichen Hoffnungen nicht zu erregen. Darum weiſt er die Bezeichnung *Davidsſohn* ab. Darum ſchiebt er den Titel *Meſſias* zurück bis zu den letzten Tagen ſeiner irdiſchen Laufbahn, darum prägt er den Ausdruck *Gottesſohn* um und bezeichnet ſich endlich für gewöhnlich mit dem Wort *Menſchenſohn*, das den Juden als Bezeichnung des Meſſias nicht geläufig war.

Es erfordete von Seiten des Herrn die größte

Vorsicht und Weisheit, damit er als Ausleger des Gesetzes und als Lehrer des Volkes nicht mißverstanden werde. Der Ausgangspunkt seiner Lehre war nicht sein Beruf an der Menschheit, sondern sein persönliches Verhältniß zu Gott. Er war sich's bewußt, Prophet, Priester und König zu sein. Ihm war klar, daß er als Prophet den göttlichen Willen verkündigen sollte, um dann den Weg durch stellvertretendes Opferleiden zu dem Ziele königlicher Weltherrschaft einzuschlagen. Als Prophet zeugt er nicht von dem, was ihm gegeben, oder von dem Zukünftigen, sondern von sich selbst, als dem, der das Alte Testament erfüllet hat, der die Verwirklichung alles dessen in seiner Person ist, was dort als Hoffnung und Verheißung verkündet ist. Aber alle Weisheit und Vorsicht in der Lehrweise des Herrn ist an der Volksmasse umsonst gewesen, obwohl im Einzelnen die Erziehung des Herrn nicht ganz ohne Frucht geblieben ist.

Aus dem Gesagten ergiebt es sich, daß der Herr sein prophetisches Amt nur unter großen Schwierigkeiten verwalten konnte und daß seine Lehrweise eine einzigartige, den besonderen Verhältnissen seines Volkes und seiner Zeit angemessen sein mußte. Vier Punkte sind es, welche zur näheren Betrachtung des vorliegenden Herzensstandes unsere Aufmerksamkeit beanspruchen.

Erstens war der Herr ein Schriftausleger und Verkündiger der göttlichen Heilswahrheiten.

Die Versammlungen in den Judenschulen boten Jesu den geeignetsten Anknüpfungspunkt für seine öffentliche Wirksamkeit. Alle Schilderungen derselben in den Evangelien erwähnen seine Lehren daselbst und bringen davon wiederholt schlagende Beispiele. In sehr anschaulicher Weise schildert uns der Evangelist Lukas eine solche Synagogenscene. Nach dem Eröffnungsgebet steht Jesus auf und meldet sich zum Vorlesen. Man reicht ihm das Prophetenbuch, er entfaltet die Rolle und liest den heiligen Text, dann rollt er dieselbe wieder zusammen, überreicht sie dem Diener und setzt sich, um seinen Lehrvortrag zu beginnen, während Aller Augen mit gespannter Erwartung auf ihn gerichtet sind. Man war vor Staunen außer sich; so viel merkte jeder, seine Lehrweise war eine völlig andere, als die der sonst dort auftretenden Schriftgelehrten. Er erklärte sofort, daß die vorgelesene Prophetenstelle als in seinem Auftreten erfüllt sei. Er erkannte die Schriften des Alten Testamentes in ihrem ganzen Umfange und in ihrer vollen Heiligkeit an. Er erklärte, die Schrift kann nicht gebrochen werden und begründete damit seine Beweisführung aus ihrem Wortlaut. Er nahm Alles in ihr Erzählte unbedingt für wirkliche Geschichte an, er betrachtete die einzelnen Bücher als von den Männern verfaßt, denen sie zugeschrieben sind. Jesus war überzeugt, daß die Schrift von ihm gezeugt habe, daß schon Moses von ihm geschrieben. Ihm waren die Schriften des Alten Testaments über Alles theuer. Diese höchste Werthschätzung desselben veranlaßte ihn, jedes einzelne Wort darauf anzusehen, was es von ihm und seinen Zeitgenossen habe sagen wollen. Ihm war dasselbe kein Tummelplatz trockener Schulgelehrsamkeit, sondern ein Lebensquell, aus dem er die großen Gottesgedanken schöpfte, die in den Urkunden der göttlichen Offenbarung niedergelegt waren.

Den gelungensten Ueberblick über die Lehrthätigkeit des Herrn in der ersten Periode seines Auftretens bietet uns die Bergpredigt. Hervorgehoben wird, daß er geredet habe, als einer, der Autorität in Anspruch nehmen kann. Der Inhalt seiner Rede und der Gesammteindruck seiner Persönlichkeit bilden die Bürgschaft, daß ihm diese Autorität wirklich zukomme; dieselbe beweist sich unmittelbar selbst. Besonders in's Auge zu fassen ist, daß er nie wie die Propheten sich auf einzelne Offenbarungen Gottes beruft, die er dem Volke zu übermitteln habe, sondern daß Alles, was er redet, als aus seinem eigenen Bewußtsein heraus redet. Er verkündigt nicht allein göttliche Offenbarungen, sondern er selbst ist die göttliche Offenbarung. Diese Thatsache erhärtet sich nicht blos an einzelnen Aussprüchen seines Mundes, sondern ist der unmittelbare Eindruck, den die ganze Art seines Auftretens machen mußte.

Zweitens war der Herr ein Volksredner.

Es liegt im Wesen der Volksrede, daß sie sich zum Standpunkte des Hörers herabläßt, ohne sich jedoch an seine Irrthümer anzubequemen. Gewiß hat Jesus sich zur Denk- und Redeweise seines Volkes herabgelassen. Er hat das Abstrakte — das als reiner Begriff Gedachte — im Concreten — d. h. die Eigenschaft mit dem Gegenstand — veranschaulicht. Jesus hat schwerlich in abstrakten Begriffen gedacht, sondern in lebensvollen Anschauungen. Jesus z. B. redet nicht von irdischen Sorgen überhaupt, sondern von der Sorge der Nahrung und Kleidung; nicht von Liebeserweisungen im Allgemeinen, sondern vom Grüßen und Leihen und von dem Trunk kalten Wassers, den man dem Andern im Namen Jesu reicht. Er redet nicht von Menschen, die sich im irdischen Leben ebenbürdig sind, sondern er nennt die, welche auf einem Acker arbeiten und in einer Mühle mahlen; er spricht nicht von Familiengliedern überhaupt, sondern er zählt sie auf, Vater und Sohn, Mutter und Tochter, Schwieger und Schnur. Jede Eigenschaft für sich ist abstrakt. Jesus aber stellt sie dar durch irgend eine Einzelheit, an der sie zu Tage tritt. Er redet z. B. nicht von der Unsicherheit menschlichen Besitzes überhaupt, sondern von den Schätzen, welche Motte und Rost fressen, welche Diebe nachgraben, um sie zu stehlen; er redet nicht von weichlichen Menschen, sondern von Menschen in weichen Kleidern. Statt des Kostbarsten und Unentbehrlichsten überhaupt, nennt er gleich die Perlen, die man besitzt, Auge und Hand, die man beständig gebraucht. Er bezeichnet das Festeste und Dauerhafteste durch die Höllenpforten, die keiner aufthut, hinter den sie sich einmal geschlossen haben, das schrecklichste Ende durch das Ersäuftwerden mit einem Mühlstein um den Hals.

Ohne Zweifel hat Jesus oft Ausdrücke gebraucht, die schon im Munde des Volkes sprichwörtlich geworden waren. Die Unmöglichkeit nach menschlichem Ermessen, z. B. bezeichnet das Kameel, das durch's Nadelöhr geht, das Möglichwerden des scheinbar Unmöglichen, das Schreien der Steine und das Bergeversetzen. Jesus redet von dem

Balken wie vom Splitter im Auge, von dem Mückenſeigen und Kameeleverſchlucken, von dem Freſſen der Wittwenhäuſer und von dem Almoſengeben, wo die linke Hand nicht weiß, was die rechte thut. Er redet nicht von Streit und Zank im Gewöhnlichen, ſondern nimmt gleich das Schwert, das den Andern mordet. Er läßt die Haare auf unſerm Haupte gezählt ſein und ſetzt dem Faſten mit verzogenem Geſicht das Faſten entgegen, bei dem man ſich wie zum Freudenmahle ſalbt.

Zwar pflegt man dieſe Eigenthümlichkeit der Rede Jeſu oft unter dem Titel ihrer Bildlichkeit zu behandeln. Aber wenn das Plaſtiſche ſeiner Rede auch überall ein Vorſtellungsbild erzeugt, ſo iſt das doch keine Bildlichkeit, weil ſie nicht die Uebertragung deſſelben auf ein anderes Lebensgebiet verlangt, ſondern einen Begriff veranſchaulicht, der ſich unmittelbar in ihm ſelbſt darſtellt. Kein Wunder, daß es heißt: „Und viel Volkes hörte ihn gerne!“

Drittens redete der Herr oft in der Bilderſprache.

Vor Allem ſei dies bemerkt, das Bildliche in der Rede Jeſu iſt nie blos ein farbiger Redeſchmuck, nie blos ein poetiſcher Hauch, der ihr höheren Schwung verleihen ſoll, wie das zum Oefteren bei anderen Rednern der Fall iſt. Die eigentliche Allegorie, in der erſt die Bilderrede zum Kunſtwerk wird, iſt ihm völlig fremd. Hier beginnt erſt eigentlich die Pädagogik ſeiner volksthümlichen Lehrweiſe, das Anknüpfen an das Bekannte, dem ſinnlich gerichteten Volke unmittelbar Geläufige. — Hier erſt ſchlägt Jeſus das große Buch der Natur und des Menſchenlebens auf, wie er einſt in der Synagoge das Buch des Alten Teſtaments aufſchlug, um es zu deuten.

Oft knüpfte ſich ſein Bildwort an Verhältniſſe an, in denen er ſich eben befand. Am Jakobsbrunnen z. B. redet er von dem lebendigen Waſſer; Angeſichts der grünenden Saatfelder von der großen Zukunftsernte, und am Fiſcherkahn redet er vom Menſchenfiſchen.

Ferner: Wie geſchickt erhebt Jeſus alle Anſchauungen, welche dem Gebiet des leiblich-ſinnlichen Lebens entnommen ſind, zu Sinnbildern geiſtlicher Lebenszuſtände und Thätigkeiten. Zum Beiſpiel. Es giebt ein geiſtliches Hören und Taubſein, Blindſein und Sehen, Reichſein und Armſein. Es giebt ein geiſtliches Hungern und Dürſten, Eſſen und Trinken, Suchen und Anklopfen, Geſundſein und Krankſein, ein geiſtliches Geborenwerden und Kindſein, Leben und Todtſein. Da wir aber mit unſerm leiblich-ſinnlichen Leben in die uns umgebende Welt verflochten ſind, ſo muß auch ſie, ſobald jenes zum Sinnbild geiſtlichen Lebens geworden, ſich in eine Welt geiſtlicher Güter und Mächte verwandeln. Dem geiſtlichen Sehen z. B. entſpricht der Gegenſatz von Licht und Finſterniß, dem geiſtlichen Eſſen und Trinken das Bild vom Lebensbrod und lebendigem Waſſer, wie vom Salz und Sauerteig. Brod und Wein wird im heiligen Abendmahle zum Sinnbild der höchſten Gabe, und die Seligkeit im Himmel zu einem großen Abendmahle. Aber auch das Leiden kann ein Becher ſein, den man trinken, wie ein Kreuz, daß man tragen muß. Dem Reichſein und Armſein entſprechen die himmliſchen Schätze, den ſchweren Laſten der Phariſäer das ſanfte Joch Jeſu. Droben iſt das Vaterhaus, dort ſind die ewigen Hütten; es wird aufgethan und zugeſchloſſen, man darf hineingehen, aber eng iſt die Pforte und ſchmal iſt der Weg. Die weite Gotteswelt ringsum wird dem Herrn in ſeiner Lehrweiſe zum Sinnbild; die Sonne, die vom Himmel leuchtet, und der Blitz, der herniederfährt, der Fels als Bild der Beſtändigkeit und das Rohr als Bild des Wankelmuths, das Feuer, das einmal entzündet, um ſich frißt und das zu brennen nicht aufhört. Auch die Thierwelt liefert ſchlagende Bilder in der Schlangenklugheit und Taubeneinfalt, in den wehrloſen Schafen und den reißenden Wölfen, und in der Henne, die ihre Küchlein unter ihre Flügel ſammelt.

Viertens redete der Herr durch Gleichniſſe.

Die ſymboliſche Redeweiſe iſt bekanntlich im Morgenlande herkömmlich, aber nicht ohne tiefere Abſicht hat Jeſus ſie in ſolchem Umfange angewendet. Die Gleichnißrede allein aber genügte ihm nicht, denn ſie zeigt noch keine eigentliche Gottesoffenbarung in der uns umgebenden Welt. Die Offenbarung Gottes beginnt erſt, wo wir eine Ordnung, eine Regel in ihr ſehen und gewahr werden, daß daſſelbe Geſetz auf dem Gebiete des höheren Lebens gilt, daß es dieſelben Gottesgedanken ſind, die ſich hier und dort verwirklichen, und das iſt es, was Jeſus in ſeiner Lehrweiſe ſo meiſterhaft durch die Gleichnißrede zu Stande bringt. Hier findet ſich eine lückenloſe Stufenleiter von den flüchtigſten Hindeutungen auf das natürliche Verhältniß bis zu den farbenreichſten Ausführungen deſſelben. Unmerklich iſt der Uebergang von der ſchildernden Beſchreibung ſeiner Ordnungen bis zur Darſtellung derſelben in der Erzählung eines einzelnen Falles, in welchem dieſelben unter beſonderen Verhältniſſen zu einer beſonders klaren und ausdrücklichen Anſchauung kommen. Vorgänge, die alle Tage wiederkehren, werden erzählt, wie ein einzelnes Ereigniß, wie wenn z. B. der Säemann ſeinen Samen ſäet und das Weib ihr Brod bäckt. Vorfälle, welche ſelten vorkommen, werden erzählt wegen des allgemeinen Geſetzes, das ſich darin abſpiegelt, wie wenn der Schatzgräber im fremden Acker einen Schatz entdeckt, oder der Gaſtgeber ſich ſeine Gäſte hinter den Zäunen und Hecken zuſammenſuchen muß.

Wie reich erſchließt ſich dem Herrn in ſeiner Lehrweiſe das Gebiet des Naturlebens! Der Baum mit ſeinen Früchten, der Weinſtock und ſeine Reben, die ſaftigen Zweige und das dürre Holz, das Samenkorn, das in der Erde verweſt, ſein Wachſen und Fruchtbringen, das Unkraut unter dem Weizen wie im Garten, der Wind, der über die Felder ſauſt, der Lauf der Sonne, der die Tagesſtunden begrenzt, der Adler, der ſich auf die Leichname ſtürzt und die Säue, die im Schlamme wühlen.

Noch mehr aber belebt ſich das Gleichniß, wenn der Menſch hereintritt. Der Säemann ſtreut den Samen und ſammelt die Ernte in die Scheunen, der Gärtner pflanzt und düngt den Feigenbaum, der Hirte weidet die Schafe und geht den Verirrten nach; er ſcheidet Schafe und Böcke von einander. Kommt der Wolf, ſo zeigt ſich, wer der gute Hirte war und wer der Miethling; der Dieb ſteigt über die Mauer und ſchlachtet die Schafe. Der Fiſcher

Digitized by Google

wirft sein Netz aus und sitzt am Ufer nieder, seinen Fang zu sondern. Kein Stand und kein Lebensverhältniß darf fehlen bis zu dem Bürgerstreit, der Reich und Stadt verwüstet. Sie kommen Alle, der Baumeister und der Kaufmann, der Feldherr und der Arzt, der Bäcker und der Weintrinker, der Schneider und der Küfer, der reiche Mann und der Bettler vor seiner Thür, der Gläubiger mit seinem Schuldner; der Wächter und der Dieb, der Blinde und sein Leiter, der Hausherr, der seine Schätze zeigt, die Mutter, welche in Kindesnöthen liegt, die Hausmagd, welche die Lampe bringt, die Kleinen, die von ihrem Eßtisch dem Hündlein die Brosamen zuwerfen, die spielenden Kinder und die arbeitenden Söhne, der Knecht und der Lohnarbeiter, der Bräutigam und seine Freunde, die Braut und ihre Brautjungfern, der Ehrengast, welcher den ersten Platz beim Gastmahl einnimmt und der Mann in Lumpen, der hinausgeworfen wird.

Zu bemerken ist hier, daß die Gleichnisse des Herrrn nicht blos allegorisch zu fassen und auszulegen sind. In der Allegorie sind die einzelnen Züge frei gewählt und dichterisch zusammengesetzt, um im Bilde auf ein Abgebildetes hinzudeuten. Die Allegorie versinnlicht das Abgebildete, aber sie beweist nichts; sie ist ein poetischer Schmuck, aber sie lehrt nichts Die Parabel aber will beweisen, wenn auch nicht im Sinne der logischen Demonstration. Sie will an den Ordnungen des natürlichen Lebens die Ordnungen des höheren Lebens verstehen lehren, sie will die Offenbarungen Gottes deuten an den Gesetzen, an die er das Natur- und Menschenleben bindet. Daraus erfolgt von selbst, daß die einzelnen Züge des Gleichnisses nicht frei erfunden werden können und willkührlich zusammengesetzt, um auf Einzelnes im höheren Lebensgebiet angewendet zu werden. Sie müssen der Wirklichkeit entlehnt sein, und sollen dazu dienen, ein gegebenes Verhältniß, eine thatsächliche Ordnung zu illustriren; denn in der Wirklichkeit dieser Ordnung beruht die Beweiskraft des Gleichnisses. In vielen Fällen giebt Jesus selbst die Deutung, indem er die Regel, die dargestellt werden soll, in einem Lehrspruch ausspricht.

Man hat die Schönheit der Gleichnißreden Jesu viel gepriesen, man hat die dichterische Erfindung oft gerühmt, die plastische Kraft und die farbenreiche Ausführung bewundert. Bemerkenswerth aber ist, daß die Stoffe nicht weit hergeholt sind, sondern meist der unmittelbaren Umgebung Jesu und den einfachsten Verhältnissen entnommen sind, während die Ausführung selbst oft die denkbar kunstloseste ist. Auch hier hat Jesus durchaus keinem ästhetischen Ideal nachgestrebt, sondern ausschließlich dem Ziele der praktischen Wirkung. Für diese Wirkung stand ihm ein unvergleichliches Mittel zu Gebote, und das war der Contrast. Fast alle seine größeren Gleichnißerzählungen sind auf die Wirkung des Contrastes gebaut. Dem hochmüthigen Pharisäer z. B. steht der bußfertige Zöllner gegenüber, dem herzlosen Priester und Levit der barmherzige Samariter, dem reichen Manne der arme Bettler, dem verlorenen Sohn der treugebliebene Bruder, den klugen Jungfrauen die thörichten. So steht der Schuldner, dem viel erlassen ist, der Andere gegenüber, dem wenig erlassen, dem gehorsamen Sohn der ungehorsame, dem treuen Knecht der untreue. So contrastiren die tausend Pfund mit den hundert Groschen, die frühe Morgenstunde mit der elften, die geladenen Gäste mit den Bettlern an den Zäunen, die eine Perle mit dem gesammten Besitz, das kleinste Samenkorn mit dem weitschattendem Baume, die Fülle des Reichthums, die kein Speicher bergen will, mit dem plötzlichen Tode, der auch Alles hinwegnimmt.

Wir brechen ab. Ist es ein Wunder, daß die Jünger Jesu, die das Vorrecht hatten seinen Lehren und Gleichnissen zu lauschen, auf die Frage: „Wollt ihr auch weggehen?“ antworteten: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens und wir haben geglaubet und erkannt, daß du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn?“ Diese Zuwendung des Herzens zu Jesu giebt den Ausschlag in der Wirkung seiner Worte, die er geredet hat.

Wo diese Zuwendung zu ihm geschieht, da wird er dieselbe Lehrweise, die er auf Erden geübt hat, auch jetzt, als der Verherrlichte üben und von Klarheit zu Klarheit helfen, bis die Zeit erscheint, wo wir Alle hinankommen zu gleicher Erkenntniß des Sohnes Gottes, weil wir ihn sehen werden, wie er ist.

Ein Sondervölkchen nahe bei Foochow.

Für Haus und Herd von F. Ohlinger, Missionär in China.

Es wurde mir das Vorrecht zu Theil, einen Pionier-Besuch bei den sogenannten „Bergbewohnern“, auch „Hundsköpfige Barbaren“ genannt, zu machen. Schon viele Jahre sprachen die Missionäre von diesen Leuten und der möglichen Gründung einer Mission unter ihnen, kamen jedoch nie dazu auch nur einigermaßen durch Selbstanschauung näher mit ihnen bekannt zu werden.

Auch ich habe es dem Forschungstrieb unseres Consul, J. C. A. Wingate, zu verdanken, daß ich noch so kurz vor meiner Abreise den lang gehegten Wunsch in Ausführung brachte. Um so mehr waren wir erstaunt, gewahr zu werden, daß die wirklich reizende Partie nur anderthalb Tage in Anspruch nimmt. Eben — was sich so leicht thun läßt, wird oft am längsten versäumt.

Wir trafen nur zwei Geschlechtsnamen, Loi und Lang, unter ihnen. Einige sagten, die Buang Familie wohne weiter in den Bergen, andere, sie sei noch nicht angekommen. (Einige Frauen, die in unser Hospital kamen, und mit denen meine Frau gut bekannt wurde, sagten die Buang Familie sei von einem heftigen Sturm zurückgetrieben worden, als sie nach Fuhkien kamen.) Die Chinesen sagten uns, es sei diesen Leuten ein vierter Geschlechtsname durch kaiserliches Dekret zur Erweiterung der Eheschranken (Leute von demselben Geschlechtsnamen dürfen sich nicht heirathen) gestattet worden, doch hiervon schienen sie selbst nichts zu wissen.

Tonsur und Kleidung der Männer sind von denen der Chinesen nicht verschieden, um so auffallender ist jedoch der Abstand zwischen denen der Frauen und bildet namentlich der Haarschmuck derselben ein förmlicher Brennpunkt ethnographischer Neugierde. Er besteht aus einer silbernen Röhre 4—6 Zoll lang bei 2 Zoll im Durchmesser, in und um welche das Haar fest gedreht wird. Längs auf dem Scheidel angebracht, ist er am hinteren Ende vom Baum eines Miniatur-Ankers durchstochen. Die Haken des Ankers reichen bis zwischen die Schulterknochen zurück. Am vordern Ende ist er von einem Silberdraht durchstochen, der bis zu einem Fuß vor das Gesicht reicht. Hier hängen buntfarbige Quasten (tassels) ungefähr sechs Zoll herunter. Auch sind mehrere Schnüre Perlen hier befestigt und reichen über die Schultern bis an die Anterhaken zurück. Das Ganze soll einen Hundskopf vorstellen und verschleiert das Gesicht beinah so vollständig als die Schleier der türkischen Frauen es thun.

Dieser Haarschmuck ist ebenfalls Kennzeichen des Ehestandes und tragen die Mädchen ihr Haar ganz wie die chinesischen Mädchen. Wir sahen einige sehr blanke und geschmackvolle Röhren; man sagte uns, die Trägerin sei eine Braut. Auch versuchten wir, so eine Kopfrüstung zu kaufen und entboten einen hohen Preis, allein es wurde immer das Dreifache verlangt oder unser Antrag wurde mit der Betheuerung zurückgewiesen, daß sie ja den nächsten Morgen ihr Haar nicht „machen" könnten (vielleicht als unverheirathet einhergehen müßten) indem sie nur *eine* Röhre hätten und sich eine neue nicht so leicht herstellen lasse.

Mein Begleiter, der mich von diesen Frauen umringt sah, als ich im Freien predigte, versicherte, der Anblick sei höchst malerisch interessant gewesen. Man wird durch das eigenthümliche Gestell bald an eine Gans, dann an den Fischkranich und wieder an den betenden Manthus erinnert.

Die Männer und jüngere Frauen haben sanftere Gesichtszüge als die Chinesen, die alten Frauen erinnern lebhaft an die Indianer Squaw. Die Frauen verrichten auch die schwerste Arbeit und scheinen dabei recht glücklich zu sein. Sie brachten uns des Abends ein „Ständchen" — ein selbstverlangtes — und wirklich, es hörte sich schön an. Als ich frug, was der Inhalt ihrer Lieder sei, sagten sie: „Wenn wir auf den Bergen Holz sammeln, so singen wir vom Holzsammeln, schneiden wir in der Ernte, so singen wir vom Ernten, säen wir im Garten, so singen wir vom Säen. Wir singen gewöhnlich zu unserer Arbeit." Ihr Gesang hat auch die Merkmale der improvisirten Composition, nämlich den plötzlichen Triller, die so ziemlich regelmäßig mit langgedehnten Noten wechseln. Er hat mit dem Foochow Gesang nichts Aehnliches, mit dem Cantonesischen hingegen Vieles.

Die Chinesen sagen: Wir heirathen zwar ihre (der Barbaren) Töchter, geben ihnen aber nicht die unsern zu Frauen. Diese hingegen behaupten: Wir kaufen uns Frauen beim „Volk" und das Volk bei uns; die betreffende hat natürlich bei der Verehelichung Tracht und Haarschmuck zu wechseln. Ihre Hochzeitssitten und Ceremonien sind denen der Chinesen ganz gleich, mit Ausnahme, daß der Brautmantel gelb (die Kaiserfarbe) anstatt roth ist.

Im Monat September auf einen bestimmten Tag verehren sie ihren Urahn Gó Sing Dá in der Ahnenhalle. Es war kein Bild desselben im Haus, wo wir übernachteten, aber die drei Zeichen Gó Sing Dá verzierten mehrere große Laternen. Unser Gastwirth im Dorfe im Pehling Poß sagte: „Diese Barbaren haben ein Bild ihres Urahnen mit einem Hundskopf, welches sie am letzten Tag des Jahres im Empfangssaal aufhängen und am Neujahrstag verehren. Sie nehmen es nach verrichteter Ceremonie gleich wieder ab, da sie sich desselben schämen." Zu unserer nicht geringen Täuschung entdeckten wir bald nach Ankunft in unserer Herberge unter ihnen, daß das Auskunftgeben über Sitten und Sagen tabu war. Da wünschten wir uns denn in die bescheidenen Weiler zurück, wo ja jedes so bereitwillig Antwort gab. Ich unterhielt mich acht Meilen weit beständig mit meinem Sesselträger und suchte wiederholt das Gespräch auf ihre Sondersitten und Sagen zu lenken.

Endlich sagte ich denn: „Ihr glaubt also von einer kaiserlichen Familie abzustammen?" „Wie können wir arme Arbeiter das wissen; die Gelehrten wissen solche Sachen." Dann Sotto voce zu einander: „Das hat das Volk ihm gesagt, wie könnte er es sonst wissen." Das klingt so komisch, wenn sie die Chinesen das „Volk" nennen. Damit ist denn zugleich auch gesagt, daß *sie* selbst dem Herrscherhaus angehören! sind sich also ihrer Sonderstellung deutlich bewußt. Im gewöhnlichen Gespräch nennen sie sich die „Berg-

Digitized by Google

bewohner"; Barbaren (Sia Bó, verkehrt) hören sie sich ungern nennen, doch wem geben nicht die Chinesen diesen oder ähnliche Namen!

Sie bewohnen die entlegendsten Bergmulden und sind der Aussage nach meistens sehr arm. Ich konnte nicht ermitteln in wiefern ihre Felder zollfrei sind. Sie gaben vor, von allem Zoll enthoben zu sein, welches ihre chinesischen Nachbarn jedoch leugnen. Wahrscheinlich sind ihre älteren und werthvolleren Felder tarirt, während die neuen und weniger ergiebigen frei sind. Dies ist ja auch Gesetz, wo Land dem Meer abgewonnen wird.

Sie widmen sich beinahe ausschließlich dem Ackerbau und den nothwendigsten Handwerken. Wir übernachteten bei einem Sin Tsai (Gelehrter ersten Grades) der Einzige unter ihnen, von dem wir Kunde bekommen konnten.

Es gab unter ihnen vor Zeiten auch einige „Große", allein jetzt steht es schlecht um ihr Schulwesen.

Sie haben ihren Sonderdialekt, sprechen aber den Foochow Dialekt geläufig. Es schien ihnen Vergnügen zu machen, mir im Wörtersammeln behülflich zu sein; aber über das mir viel Wichtigere, ihre religiösen Sitten, ihren Cult, ihre Geschichte — darüber waren sie ordentlich mundfaul — oder, „was geht das dich Fremden an?"

Ich machte natürlich auch meine Beobachtungen vom Standpunkt des Missionars und kam zur Ueberzeugung, daß der Anfang einer Mission unter ihnen seine besonderen Schwierigkeiten hätte. Sie sind ein Völkchen für sich abgeschlossen, verachtet und doch stolz. Ein religiöser Bruch in ihren Reihen würde großes Aufsehen erregen und vielleicht starken Widerstand begegnen. Was im chinesischen Dorf der Ahnentempel und das Erbgut sind, das wäre bei ihnen die Volkssage und das ganze Sonderwesen. Das ergiebigste Feld findet man in China unter den zerstreuten Chinesen, die an kein Ahnengrab noch Ahnengut gebunden sind. Nach dem ersten Anfang dürften die Bergbewohner jedoch ein fruchtreiches Feld abgeben. Gott wolle ihnen sein Wort schenken.

Europäisch-amerikanische Vergleiche.

Andrew Carnegie's jüngst erschienenes Buch von der „Triumphirenden Demokratie" oder „Fünfzig Jahre der Republik" fängt an, mit seinen interessanten Vergleichen zwischen den Vereinigten Staaten und den Ländern Europa's jetzt auch jenseits des Oceans Aufsehen zu machen. Vor Allem ist es die prägnante Kürze dieser Vergleiche, die frappirt und doch zugleich in wirksamer Weise belehrt.

So erzählt er, von den Kohlenlagern der Vereinigten Staaten sprechend, daß dieselben ein Gebiet von über 300,000 englischen Quadrat-Meilen umfassen. Dem entgegen erklärt er, daß das ganze Kohlen-Areal der Welt nur 401,400 Quadrat-Meilen beträgt, — das von Großbritannien 11,900, — so daß der Kohlen-Vorrath Amerika's gegen drei Viertheile von dem der ganzen Erde beträgt und fünfundzwanzig Mal so groß ist, wie der von Großbritannien.

Die Farmen von Amerika, d. h. von den Vereinigten Staaten, sind an Ausdehnung gleich dem gesammten Territorium von Großbritannien (England, Schottland und Irland), Frankreich, Belgien, Deutschland, Oesterreich, Ungarn und Portugal. Die Weizenfelder sind an Ausdehnung England, Schottland und Belgien gleich, während die sonstigen Getreidefelder ganz Spanien überdecken würden. Die Baumwoll-Pflanzungen bedecken ein Areal, welches größer, als Holland, und zwei Mal so groß, wie Belgien ist. Die Reisfelder, Zucker- und Tabackspflanzungen würden ebenso Königreiche von nicht unbedeutender Größe bilden. Und der amerikanische Ackerbau hat solche Fortschritte gemacht, daß Farmer, wie Dr. Glyn oder Mr. Dalrymple, mit ihren Weizenfeldern hundert englische Quadrat-Meilen bedecken und mit 400 Farm-Arbeitern so viel Getreide einernten, wie 6000 Grundbesitzer in Frankreich.

Ueber die Schweinezucht schreibt A. Carnegie: Nach Chicago wandert jeden Tag im Jahre — auch Sonntage und Samstage nicht ausgeschlossen — eine Prozession von Opfern, zwei und eine halbe englische Meile lang, und je zehn Thiere nebeneinander, und Alles wird, ehe es Chicago wieder verläßt, in Proviant verwandelt. Im Jahre 1881 wurden in Chicago allein fünf und drei Viertelmillionen Schweine geschlachtet, im Durchschnitt 19,000 per Tag.

In Bezug auf Stahlerzeugung sagt er: 1870

noch ſtanden die Vereinigten Staaten tief unter Frankreich oder Deutſchland; zehn Jahre ſpäter erzeugten ſie mehr Stahl, als die genannten beiden Länder zuſammen. Amerika erzeugt jetzt ein Fünftel des Eiſens und ein Viertel des Stahles der ganzen Erde und ſteht hierin nur noch Großbritannien nach. In Stahl wird es 1890 wahrſcheinlich den erſten Platz in der Welt einnehmen. Was den induſtriellen Fortſchritt betrifft, arbeitet das Volk der Vereinigten Staaten daran in beneidenswerther Ruhe, während die Millionen Europas unter drückenden Militärlaſten ſeufzen und fortwährend Kriege befürchten. Das Reſultat iſt, daß der induſtrielle Fortſchritt Amerika in Bezug auf Reichthum und Macht an die Spitze der Welt bringen muß. Während er ſelber praktiſch unabhängig iſt, iſt es für Europa bereits unentbehrlich geworden mit ſeinen rieſigen Vorräthen an Baumwolle, Getreide und Fleiſch. Im Jahre 1880 wurden die britiſchen Fabrikate auf 818,000,000 £ geſchätzt, jene Amerika's auf 1,112,000,000, — nahezu halb ſo viel, wie die Fabrikate von ganz Europa, welche man auf 2,600,000,000 veranſchlagte. Obgleich alſo Großbritannien gewiſſermaßen für die ganze Welt erzeugt, und die Republik nur Jahr für Jahr eine größere Controle über ihre eignen Märkte gewann, hatten die Fabrikate Englands im Jahre 1880 doch nicht zwei Drittel des Werthes jener der hundert Jahre alten Republik, welche im Allgemeinen keineswegs als ein vorzugsweiſe Fabrikate erzeugendes Ländergebiet betrachtet wird.

Was das Maſchinenweſen betrifft, ſind viele der wichtigſten praktiſchen Erfindungen, die während des letzten Jahrhunderts zu dem Fortſchritte der Welt beigetragen, amerikaniſchen Urſprunges. Kein anderes Volk hat ſo viele Arbeit erſparende Maſchinen und Hülfsmittel erfunden. Das erſte in Bezug auf den Handel erfolgreiche Dampfboot fuhr auf dem Hudſon, und das erſte Dampfſchiff, welches den atlantiſchen Ocean kreuzte, fuhr unter amerikaniſcher Flagge von einem amerikaniſchen Hafen aus. Amerika gab der Welt die erſte Egrenir-Maſchine (cotton-gin) und die erſten praktiſchen Maſchinen mit bewegender Kraft, Ernte- und Nähmaſchinen. Auf dem Gebiete der Elektrizität ſind die Amerikaner beſonders hervorragend. Abgeſehen davon, daß Franklin die Identität des Blitzes und der Elektrizität zuerſt erkannte, war es ein Amerikaner, der das beſte Syſtem der Telegraphie erfand, und ein Amerikaner, der es kühn unternahm, die alte und die neue Welt durch elektriſche Kabel zu verbinden.

Ueber den „goldenen Strom der Einwanderung“ ſchreibt A. Carnegie: Zwiſchen 1840 und 1880 betrug die Geſammtzahl der Einwanderer in den Vereinigten Staaten wenig mehr als neun Millionen, wovon 55 Prozent britiſch waren. Das iſt eine überraſchende Wahrheit. Großbritannien, die glorreiche Mutter, nährte gleichſam mit ihrem Herzblute ihr Kind. Wären die Beſitzer von jeder Gold- und Silbermine gezwungen, von jeder Unze der von ihnen produzirten koſtbaren Metalle auf ihre eigenen Koſten an das Schatzamt in Waſhington zu ſenden, der nationale Reichthum würde dadurch nicht halb ſo vergrößert, wie durch den goldenen Strom, welcher jedes Jahr durch die Einwanderung in das Land fließt. Die Fähigkeit Amerikas, die Bevölkerung, welche ihm zufließt, aufzunehmen, ſowie das große natürliche Wachsthum ſeines Volkes kann nicht überraſchender dargethan werden, als durch einen Vergleich. Belgien hat 482 Einwohner per (engliſche) Quadratmeile, Großbritannien 290, die Ver. Staaten, mit Ausſchluß von Alaska, weniger als 14. In den zehn Jahren zwiſchen 1870 und 1880 kamen zu der Bevölkerung der Union 11½ Millionen. Dennoch brachten dieſe nur jeder Quadrat-Meile des Geſammt-Territoriums drei Perſonen zu. Sollte jemals die Union ſo dicht bewohnt ſein, wie England, ſo wären tauſend Millionen Amerikaner dazu erforderlich.

Von den Präſidenten behauptet Carnegie: Alle waren arm und ſind es geblieben. Ich habe drei von ihnen ſo wohl gekannt, daß ich erklären kann, ſie verließen das Amt, ohne genug Mittel, um davon reſpektabel zu leben. Von jedem amerikaniſchen Präſidenten kann man ſagen, was von Pitt geſagt wurde: „Er vertheilte durch Jahre die Gunſtbezeigungen des Staates, aber er ſelber ſtarb arm.“

Keine Zeit.

Die Jagd nach Gold und Glücke
Geht hurtig und mit Haſt.
Da giebt's kein ſtill Verweilen
Und Ruhe nicht noch Raſt.
Das eilt auf Dampfesflügeln
Mit Drahtgeſchwindigkeit.
Es iſt das Wort des Tages:
Wir haben keine Zeit.

Sonſt ſchuf mit ernſtem Fleiße
Des Meiſters kund'ge Hand
Damit das Werk ihn ehre
Und preiſe ſeinen Stand.
Jetzt heißt es: Schnell zu Ende!
Das Aeußre nur beſticht
Zu ſtiller, treuer Arbeit
Es heut' an Zeit gebricht.

Digitized by Google

Wie hatten sonst wir Alten
Die Dämmerstunde gern;
Es blieb dem trauten Zimmer
Die grelle Lampe fern:
Der stillen Selbstbesinnung
War diese Zeit geweiht —
Zur Einkehr in sich selber,
Wer hat da heut' noch Zeit?

Und wenn am Feierabend
Nachhaus' der Vater kam,
Wie freuten sich die Kleinen,
Wenn er an's Herz sie nahm!
Verein und Klub und Loge
Ihn jetzt von hinnen treibt,
So daß ihm kaum ein Stündchen
Für seine Kinder bleibt.

Und wenn am Sonntagmorgen
Herzog der Glocken Klang,
Dann ging es hin zur Kirche
Den alten, lieben Gang.
Da ward die Wochenarbeit
Durch Gottes Gruß geweiht.
Es haben jetzt zum Kirchgang
So viele keine Zeit.

Die Jagd nach Gold und Glücke
Kommt endlich doch zur Rast.
Wenn einst mit leisem Finger
Anklopft der stille Gast,
Wenn er dich flüsternd fraget:
Bist du zu geh'n bereit?
Dann mag das Wort nicht gelten:
Ich habe keine Zeit.

Dr. phil. G. De. in Quellwasser.

Der Nordseeräuber.

Nach dem Englischen für Haus und Herd von Seb. Steinacher.

Es ist sehr warm, ja unausstehlich, viel zu trocken, und ach! wie staubig ist es?

Diese und noch mehr derartige Ausdrücke werden in diesen heißen Sommertagen von sehr vielen Leuten als gewöhnliche Begrüßungsformel gebraucht, und durch die Betonungsweise obiger Ausdrücke bekundet sich manchesmal der Rebell gegen Gottes vollkommene Einrichtung im ganzen Universum.

Ich für meinen Theil will den lieben Lesefreunden einen Apostolischen Gruß (Galater I, 3) anbieten, und nachdem, wenn ihr Alle wacker seid, euch sogleich eine Geschichte erzählen, welche weder zu trocken noch zu staubig ist.

Ein höchst verwegener Seeräuber gefährdete im Anfang dieses Jahrhunderts den Handel auf dem Deutschen Meere sehr empfindlich. Derselbe war in Wales geboren und von Natur aus ein zu Abenteuern geneigter Charakter. Die Schranken des Rechtes und der Gesetze hatte er jedoch noch nie übertreten, bis sein Vater und zwei seiner Brüder wegen eines Vergehens — sie hatten beim Verbergen geschmuggelter Spirituosen Beistand geleistet — nach den strengen Gesetzen des Landes zum Tode durch den Strang verurtheilt wurden.

Nun sann Gondebald Gower — so heißt unser Pirat — auf Rache und schwur, daß England erfahren sollte, daß noch ein Träger des Namens Gower am Leben sei.

Bald nach der Hinrichtung seiner Theuern rüstete er in einem Hafen an der Küste von Cornwallis ein Fahrzeug aus, mit welchem er sich in größter Eile nach der Nordsee begab, deren Gewässer er fortan nach allen Richtungen hin kreuzte. Es gelang ihm, manches Handelsschiff auf seiner Fahrt zwischen England, Dänemark und dem Baltischen Meere abzufangen, wobei er Verfolgern stets glücklich zu entrinnen wußte.

Kaum hatte er das erste Jahr seiner gefährlichen Laufbahn hinter sich, und doch war sein Name bereits so gefürchtet, daß manche Kaufleute es entschieden abschlugen, ihre Waaren über die Nordsee zu verschicken, so lange der gefährliche Seeräuber in jenem Gewässer sein Wesen treibe.

Das Schiff, in welchem Gower Anfangs seine Raubfahrten unternahm, war eine Brigg; aber Viele, die ihn gesehen, wollten behaupten, daß er dieselbe mit einer Barke vertauscht habe, obwohl Andere bestimmt erklärten, daß er noch die Brigg benütze. In der That war das Letztere der Fall.

Dieses Schiff war ein ausgezeichneter Segler von ungefähr dreihundert Tonnen Last und hatte zwölf Achtzehnpfünder an Bord. Gower wußte, als er dasselbe in seinen Besitz brachte, daß an der ganzen Küste kein besserer Segler zu finden war.

Ein anderes Jahr ging vorüber und die Verwegenheit des Seeräubers hatte einen solchen Umfang angenommen, daß sich die brittische Regierung zu kräftigen Maßregeln entschloß, um denselben abzufangen oder zu vernichten. Einmal hatte er sogar die Kühnheit, eine reichbeladene Barke an der Mündung der Themse zu kapern, auszurauben und dann wieder zurückzuschicken.

Im Jahre 1802, Anfangs August, wurden zu Scarborough zwei Kriegsschaluppen — der „Lanark" und „Simoon" — ausgerüstet, und ihrem Befehlshaber die Weisung ertheilt, so lange in See zu kreuzen, bis sie des Seeräuberschiffes habhaft würden.

Da erschien eines Tages kurz vor dem Auslaufen der Kriegsschaluppe „Lanark" ein Mann an Bord und wünschte den Kapitän, Forbush, den Befehlshaber des „Lanark", zu sprechen. Man wies ihn auf Befehl des Letzteren nach der Kajüte, wo er sich als Kapitän Georg Severn einführte und erzählte, daß er durch den Seeräuber Gower seines sämmtlichen Eigenthums beraubt worden sei, und er nun den sehnlichsten Wunsch hege, sich an demselben zu rächen.

„Wenn Sie segeln, so wie Sie sind," sprach er, „wird es Ihnen kaum gelingen, den Schuft abzufangen, denn er weiß seinem Fahrzeuge so viele verschiedene Gestalten

Digitized by Google

zu geben, als Schiffe auf dem Meere fahren. Aber ich kenne ihn an gewissen untrüglichen Zeichen. Haben Sie die Güte und nehmen Sie mich mit und Sie sind Ihrer Leute sicher."

Der Kapitän berieth sich mit seinen Offizieren, und nachdem der Bittsteller sein Gesuch und seine Aussage wiederholt hatte, entschied er sich, Severn an Bord zu nehmen. Dieser war ein großer, wohlgebauter Mann, in der Mitte der dreißiger Jahre, mit fein geschnittenen Zügen und von einnehmender Persönlichkeit. Dabei besaß er einen durchbohrenden Blick.

Am 27. August stachen die Schiffe in die See. Der „Lanark" war bestimmt, südlich der Breite von Scarborough zu kreuzen, während der „Simoon" sich nördlich derselben halten sollte. Severn besaß bei mannichfachen Kenntnissen und gesundem Urtheile sehr viel Mutterwitz und einen so reichen Schatz von Anekdoten, daß nicht allein Kapitän Forbush, sondern auch die übrigen Offiziere gerne in seiner Gesellschaft weilten, in welcher ihnen die langweiligen Stunden, durch seine lebhaften Erzählungen verkürzt, schnell dahineilten.

Nach neuntägiger Fahrt kam in südlicher Richtung ein Segel in Sicht, welches sich alsbald als eine Brigg erwies. Sofort begann der „Lanark" die Jagd. Zwei Stunden später, ungefähr um fünf Uhr Abends, tauchte ihr Rumpf über dem Wasserspiegel auf. „Ist es der Seeräuber?" fragte Forbush, zu Severn gewandt. Severn ergriff das Fernglas und beobachtete das fremde Schiff unverwandten Blickes und in sichtbarer Aufregung. Endlich senkte er das Instrument, indem er bemerkte: „Ich glaube nicht, daß es der Gower ist; dennoch könnte ich mich täuschen. Doch hat Gower's Fahrzeug schwerere Segel und höheres Takelwerk. Uebrigens können wir versuchen, es anzurufen. Sein Davonfahren ist das Einzige, was mir an dem Schiffe mißfällt."

Da der „Lanark" allmählich einen Vorsprung gewann, entschloß man sich zur Fortsetzung der Jagd. Gegen sieben Uhr feuerte der „Lanark" einen Schuß ab; doch die Brigg legte nicht bei. Weil es aber anfing zu dunkeln und die Entfernung des fremden Schiffes zu groß war, um von einer Kugel erreicht zu werden, entschied man sich auf dem „Lanark" dahin, die Verfolgung noch etliche Meilen fortzusetzen und dann für die Nacht beizulegen.

Der Kapitän fand es sehr verdrießlich, die Jagd so schnell einstellen zu müssen. Aber auch Severn erklärte, daß er überhaupt nicht glaube, daß es das Seeräuberschiff sei. „Nebst diesem," fügte er hinzu, „glaube ich Etwas, und dies ist, daß ich mich nicht wohl fühle. Ich habe Kopfweh und auch mein Magen befindet sich nicht in Ordnung. Ich denke unter Deck zu gehen, und nächsten Morgen wollen wir wieder lustig hinter der Brigg sein, wenn sie noch in Sicht ist."

Severn begab sich in seine an die Geschützkammer stoßende Kajüte mit dem Wunsche, daß Niemand ihn stören möge. Bis gegen elf Uhr verhielt er sich dort ruhig; dann aber erhob er sich leise und begann, sich so geräuschlos als möglich anzukleiden. Er legte aber nicht seine gewöhnliche Kleidung an, sondern seine Hosen bestanden aus Wachstuch und schmiegten sich eng an seine Glieder. Auch hatten sie unten keine Oeffnung, indem sie Strumpf und Beinkleid in einem Stücke bildeten, und reichten bis über die Arme hinauf, letztere gleichfalls bedeckend. Ueber dieses sonderbare Gewand zog er eine Jacke von ebenso eigenthümlicher Gestalt. Sie war aus einer Art gummirter Seide gefertigt und überaus fest und stark: vorne ließ sie sich zuknöpfen, hing ihm aber sehr lose am Leibe. Ein Paar gewöhnliche Matrosenbeinkleider vollendete seinen Anzug.

Hierauf zündete er eine Lampe an, die er in eine kleine Laterne stellte. Diese Laterne ließ sich unter einem Hute verbergen, der zu diesem Zwecke mit einer kegelförmigen Erhöhung und mit Löchern versehen war, die zur Aufnahme der Luft und zum Entweichen des Rauches dienten. Hierauf schickte er sich an, von dem Boden seiner Kajüte eine Bohle zu lösen. Daran mußte Jemand erst kürzlich gearbeitet haben: denn es war Jenen, welche die eingehenste Kenntniß des Schiffes hatten, unbekannt, daß sich dieselbe entfernen ließe. Sie war aber jetzt los, sowie eine Eisenplatte unter derselben.

Die dadurch entstandene Oeffnung gestattete Severn einen Blick in das Pulvermagazin und er konnte von hier aus die Stelle erreichen, wo sich der Verschluß einer Röhre befand, die mit dem Wasser in der See in unmittelbarer Verbindung stand und durch einen Hahn abgesperrt wurde.

Diese auf jedem Kriegsschiffe getroffene Vorrichtung dient dazu, das Pulvermagazin beim Ausbruche eines Feuers sofort unter Wasser zu setzen.

Einen Augenblick stand Severn horchend still, wie um sich zu versichern, daß Niemand in der Nähe weile — dann näherte er sich dem Hahn und drehte denselben. Unter dumpfem Rauschen strömte das Wasser in das Magazin und füllte dasselbe mit seiner salzigen Fluth. Als dies geschehen, schloß Severn den Hahn und trat den Rückweg an. Nachdem er die Bohle wieder in ihre Stelle gefügt hatte, nahm er die Laterne unter den Hut und schlich geräuschlos aus seiner Kajüte. Vorsichtig längs des Zwischendecks hinschreitend, bahnte er sich seinen Weg das Vordercastell hinan und unter diesem, an der Wache der Steuerbordseite vorüber, stahl er sich nach der offenen Luke, durch welche er unbemerkt hinausschlüpfte und sich in's Meer stürzte.

Einige Bewegungen mit Händen und Füßen brachten ihn außer den Bereich des Buges. Dann hielt er ein, um die Mündung eines kleinen, mit der Jacke in Verbindung stehenden Schlauches an den Mund zu setzen, und in kurzer Zeit blähte sich das Gewand zu einem erstaunlichen Umfange auf.

Als sich das Schiff, welches sich langsam vorwärts bewegte, allmählich von ihm entfernt hatte, griff er nach südöstlicher Richtung aus. Da die aufgeblasene Jacke seinen Körper vollständig über dem Wasser hielt, kostete ihm das Schwimmen nicht die mindeste Anstrengung.

Sobald er sich in gehöriger Entfernung von der Backbordseite des Schiffes befand, nahm er die Laterne aus dem Hute und richtete ihr Licht, das durch eine einzige Oeffnung ausstrahlte, nach Südwest — nach einer der Schaluppe entgegengesetzten Richtung. Das Glas der Laterne war eine Linse von ganz besonderer Stärke. Severn hielt die Laterne so hoch, als er es vermochte.

Nach Verlauf einer halben Stunde schallten Ruderschläge an sein Ohr und bald darauf lag ein Boot an seiner Seite.

„In Sicherheit, Jungen, in Sicherheit!" rief er aus, als er die Sternleine des Bootes erfaßt hatte.

„Seid Ihr es, Kapitän? Wir waren sehr besorgt um Euch und fürchteten, daß Ihr Euch nicht ohne Gefahr so kühn in des Löwen Rachen werfen könntet."

„Dennoch ist es mir geglückt, wackere Jungen, und halte den Löwen an der Mähne obendrein. Ihr habt also die Schaluppe die ganze Nacht in Sicht behalten?"

„Ja Herr. Ein Mann auf dem Mastkorbe hielt Ausschau, und sah deutlich das Licht des Compaßhäuschens. Euren Brief erhielten wir durch den alten Gastwirth Mark und erfuhren daraus, auf welchem Schiffe Ihr Euch befändet und wo dasselbe kreuzen würde."

„Und ihr sahet mein Licht deutlich?"

„So deutlich, wie der Schein eines Leuchtthurmreflektors, Kapitän.“

„Gut. Jetzt auf nach der alten Brigg und morgen sind wir im Besitze der Kriegsschaluppe Lanark.“

Der erste Sonnenstrahl fand Kapitän Forbush bereits auf dem Deck seines Schiffes. Sobald sich der leichte Nebel, der sich seit Mitternacht über dem Wasser zeigte, gehoben hatte, ließ sich die Brigg in einer Entfernung von nicht mehr als anderthalb Meilen deutlich auf der Backbordseite erkennen. Der Wind blies jetzt aus Nordwest und die Schaluppe lavirte hart gegen denselben. Nachdem der Kapitän den Befehl zur Wendung des Schiffes ertheilt hatte, sandte er den Schiffsjungen nach Kapitän Severn.

„Er soll ohne Verzug heraufkommen, denn das fremde Schiff liegt dicht unter unserer Wetterseite.“

Der Junge kehrte indessen in wenigen Augenblicken zurück mit der Meldung, daß Kapitän Severn sich nicht in seiner Kajüte befände.

„Ha,“ rief der erste Lieutenant Windermear, der Bursche zeigt seine blutige Flagge! — Seht das schwarze Feld mit dem Todtenschadel in der Mitte!“

„Wie!“ rief erstaunt der Kapitän, „meint der Bursche, es mit uns aufnehmen zu wollen! Kanoniere, die Lunten bereit! Mister Windermear, rufen Sie Ihre Leute sofort zur Stelle! Schleunigst das Magazin aufgebrochen und jeden Mann seinen Platz angewiesen! Hurtig! Unser kleines Geschütz sollte längst geladen sein. — Uns angreifen! Die königliche Kriegsschaluppe Lanark angreifen! Meiner Treu, der Bursche ist verrückt! Aber ich werde ihm eine Lehre —“

„Das Pulvermagazin steht unter Wasser,“ meldete ein Kanonier, bleich vor Schrecken.

„Was! Unter Wasser? Daß soll —“ Der Kapitän konnte nicht ausreden; was schien das Gehörte unglaublich. Er eilte unter Deck Die Thüre zu dem Magazin — eine Fallthüre — stand offen und an der Stelle, wo die Pulverfasser aufgestaut lagen, entdeckte das Auge nichts als Wasser. Sobald Forbush die schreckliche Gewißheit klar wurde, wankte er nach dem Deck zurück und befahl, daß die Kanonen nicht abgefeuert werden sollten bis auf weiteres Commando.

Der Lanark trug zwanzig Kanonen, alle geladen, und der Kapitän gedachte, sie auf das Vortheilhafteste zu verwenden. Da traf eine Kugel der Brigg das Boot des Halbverdecks und schlug dessen Vorder- und Hintertheil hinaus. „Alle Kanonen sind vernagelt!“ lautete der zweite Rapport des leichenbleichen Kanoniers.

„Ein Verräther!“ stöhnte der Kapitän: als er die Sprache fand.

„Wo ist Severn?“ lautete die Frage des Schifflieutenants. Der Kapitän prallte zurück bei diesem Worte. Die ganze Wahrheit enträthselte sich ihm plötzlich. Er eilte zur nächsten Kanone und fand, daß der Nagel nur durch Bohren entfernt werden konnte. Aber es blieb ihm keine Zeit zu weiterer Ueberlegung, denn die Brigg lag dicht an der Seite des Lanark und ihre Kugeln fegten bereits das Deck. Nach einigen Minuten war die Brigg nahe genug, um von ihren Gewehren Gebrauch machen zu können, und die Mannschaft des Lanark begann zu fallen. „Gnädiger Himmel,“ stöhnte Forbush, „das können wir nicht aushalten. Nicht einen einzigen Schuß vermögen wir zu erwidern, ausgenommen mit dem Halbdutzend Pistolen, die geladen werden könnten!“

„Dies ist entsetzlich!“ stieß Windermear hervor. Und das wohl mit Recht, denn die Reihen seiner Leute lichteten sich schrecklich, ohne daß von ihrer Seite auch nur ein Schuß erwidert werden könnte.

„Herunter, die Flagge herunter!“ keuchte der Kapitän, als eben eine Musketenkugel seinen Hut durchlöcherte. Dem Befehle wurde sofort Folge geleistet. Einige Augenblicke später lag die Brigg an ihrer Seite und derjenige, welchen sie bisher als Georg Severn gekannt, stieg an Bord.

„Ich wünsche Ihnen guten Morgen, Kapitän Forbush,“ grüßte er sehr höflich und zog seinen Hut.

„Wer — wer bist du?“ stammelte der Angeredete und seine Augen schienen aus ihren Höhlen zu treten.

„Goudebald Gower, zu dienen,“ lautete die Antwort. „Ich sagte Ihnen ja, daß ich Sie dem Nordseeräuber zur Seite bringen würde.“

„Sie sind also ein und derselbe Mann?“

„Ja, mein Herr. Doch jetzt an die Geschäfte. Ihren Degen, wenn es Ihnen gefällig ist. Ah —! Danke! So, jetzt mustern Sie Ihre Leute.“

Die Mannschaft wurde gemustert und, so viele ihrer noch am Leben waren, in Gewahrsam gebracht, während die Todten — siebenundvierzig an der Zahl — behufs eines ordentlichen Begräbnisses vorderhand bei Seite geschafft wurden.

Gower hatte große Vorsicht beobachtet, daß das Kriegsfahrzeug so wenig als möglich Schaden erleide, und er fand dasselbe jetzt in ausgezeichnetem Zustande. Sofort ließ er alle Gegenstände von Werth von seinem eigenen Schiffe nach seiner Prise schaffen. Zuletzt kam die Reihe an das Pulver, jedoch nicht, ehe bis zur Vorsicht sämmtliche Lichter auf beiden Schiffen ausgeblasen worden. Dasselbe — eine große Quantität — wurde vorderhand in dem Kielraume untergebracht. Endlich wurde das Boot flott gemacht und nun ging Gower daran, sein altes Fahrzeug zu durchlöchern, worauf er es den Wellen überließ. Es dauerte nicht lange, so wurde es von denselben verschlungen, um nie wieder an's Tageslicht emporzutauchen.

Gower ließ jetzt die Boote seiner Brigg anlegen und befahl dem Kapitän des Lanark sie mit seiner Mannschaft zu besteigen. Letztere bestand aus 75 Mann, welchen die vier Boote der Brigg hinreichenden Raum gewährten. „Nun,“ sagte Gower, „gebe ich Ihnen Rationen auf drei Tage.“

„Aber,“ erklärte Forbush, „vor Verlauf einer Woche können wir die Küste unmöglich erreichen.“

„Ah, aber die Küste Hollands liegt nicht weit ab. Texel ist nicht über achtzig Seemeilen von hier entfernt und Sie können diesen Ort leicht erreichen, ohne sich allzuschwer anzustrengen. Besondere Gründe machen es mir wünschenswerth, daß Sie auf dem Wege von Holland nach England zurückkehren.“

Mit diesen Worten wurde der letzte Mann dem seiner harrenden Boote übergeben. Bald bewegte sich die Kriegsschaluppe vorwärts, die Boote hinter sich zurücklassend. Nachdem der Schaden im Takelwerke des Lanark in zwei Stunden wieder ausgebessert worden, schlug das Schiff einen nördlichen Curs ein. Eine Stunde später kam ihm das letzte Boot, die eine südöstliche Richtung verfolgten, außer Sicht.

Während der folgenden sieben Tage hatte Gower sehr wenig Rast. Früh und spät, selbst wahrend des größten Theiles der Nacht, befand er sich auf dem Deck. Mehrere Schiffe begegneten ihm, ohne daß er sie belästigte.

Am Morgen des achten Tages wurde ein Segel aus Nordwest gemeldet, das sich bald als ein größeres Fahrzeug und fünfzehn Minuten später als eine Kriegsschaluppe erwies.

„Es ist der Simoon!“ rief Gower, „und er ist unser! Quatiermeister, die Flagge aufgezogen und das Signalbuch durchgesehen! Zeigt die Nummer des Lanark und dann signalisirt, daß wir ihn zu sprechen wünschen — aber haltet euch fertig für ein paar Breitseiten.“

Gower war im Besitze des Signalbuches, welches

Digitized by Google

Kapitän Forbush in der Aufregung über Bord zu werfen vergessen hatte. Auf diese Weise wurde der „Simoon" vollständig getäuscht und beantwortete die Signale unverzüglich, und sobald er sah, daß man eine Unterredung wünsche, drehte er sich und hielt gegen den „Lanark".

Die Mannschaft Gower's war 82 Mann stark und er fürchtete deßhalb von dem herankommenden Schiffe nicht das Mindeste. Als sich der „Simoon" bis auf drei Kabellängen genähert hatte, legte er bei, während der „Lanark" unter seinem Stern hinfuhr. In dem Augenblicke, als sich der Seeräuber gerade am Stern des „Simoon" befand, feuerte er seine ganze Breitseite ab. Indeß hemmte er seinen Lauf nicht, sondern drehte sich herum, und allmählich gegen die Leeseite seines Opfers lavirend, stand er nach vier Minuten bereit, demselben eine zweite Lage zu geben. Sie fegte über den Bug das ganze Deck des seinem Untergange geweihten Fahrzeugs.

Die Kugeln des Seeräuberschiffes waren gut gezielt und richteten eine schreckliche Verheerung an. Der „Simoon" verlor seinen Fockmast und einen beträchtlichen Theil seines unteren Takelwerks. Dies war jedoch noch nicht das Schlimmste: denn auch unter der Bemannung wurde schrecklich aufgeräumt.

Die Offiziere des „Simoon" waren beim Anblick dieser Vorgänge nicht nur auf das Aeußerste überrascht, sondern auch vollkommen unmächtig. Ehe sie sich noch in ihrer Verwirrung sammeln und zu einem Entschlusse kommen konnten, feuerte das Räuberschiff zum dritten Male seine Breitseite ab und dann zeigte er die schwarze Flagge. Dies löste das Räthsel; allein der „Simoon" war bereits zu schwer mitgenommen, um an Widerstand denken zu können und strich seine Flagge.

In einer Stunde hatten die Seeräuber dem „Simoon" alle Werthsachen, darunter eine Baarsumme von mehr als 8000 Pfund Sterling abgenommen. Nachdem seine Bemannung in die Boote gebracht worden — die Entfernung von Schottlands Küste betrug nur etliche fünfzig Meilen — wurde das Schiff versenkt. Hierauf steuerte Gower ohne Unterbrechung nach Süden und hielt erst, als er die Küste von Cornwallis erreicht hatte.

Als in London und den übrigen Hafenstädten Englands die Nachricht bekannt wurde, daß Gower zwei britische Kriegsfahrzeuge weggenommen habe, war der Schrecken und die Entrüstung grenzenlos und die Regierung entsandte sofort eine starke Flotte zu seiner Verfolgung.

Jedoch die weltliche Gerechtigkeit erreichte den Uebelthäter nie. Einige Wochen nach diesen Ereignissen erhielten die ansehnlichsten Handelshäuser des Königreichs gedruckte Zettel folgenden Inhalts:

„Sie können in Zukunft Ihre Schiffe ohne Gefahr über die Nordsee senden: denn Gondebald Gower ist gerächt. England raubte ihm einen Vater und zwei Brüder und England kann jetzt erzählen, wie viel es mit dieser feigen und unmenschlichen That gewonnen hat. Beruhigen Sie sich: denn niemals wieder wird Ihre Schifffahrt beeinträchtigt werden durch

Gondebald Gower."

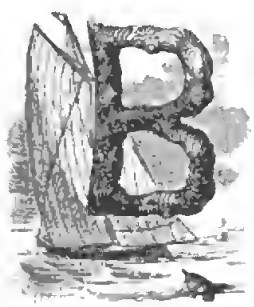
Gower hielt sein Wort. Ein Jahr nach diesen Vorgängen berichteten einige alte Fischer von Cornwallis, daß in einer Nacht, etliche Monate früher, ein Kriegsfahrzeug unweit der Küste versenkt worden sei und die Mannschaft sich in Booten geflüchtet habe. Und zehn Jahre später schwur ein aus Amerika zurückgekehrter Engländer hoch und theuer, daß er Gondebald Gower in jenem Lande gesehen habe. Sei diese Aussage wahr oder nicht: England erfuhr nie wieder ein Leid von Gower. *)

*) Es kann bis jetzt nicht bewiesen werden, daß Gower von derjenigen Familie, aus welcher ein älterer englischer Dichter, sowie ein Grafen Gower und Andere, abstammt. — Aber so eine Art Vetter kann es doch sein.

Ist Gower in seiner neuen Heimath Familienvater geworden, dann kann vielleicht ein Wisconsin Soldier sich des Gower, als seines Großvaters erinnern.

Ein Tag auf Blackwell's Island.

Von Henry W. Fischer.



Blackwell's Island, oder vielmehr das auf dieser Eastriver-Insel gelegene Gefängniß, gehört zu den berühmtesten Gefangen-Anstalten, wenn auch nicht der Welt, doch Amerikas. Es ist die unmittelbare Nähe von New York, und der Charakter, den ihm die Thatsache aufprägt, daß es gewissermaßen das unmittelbare Verbrecher-Depot der Metropole bildet, welche dem langgestreckten grauen Steinbau der Blackwell-Insel zu dieser Celebrität verholfen, und die auch meine Begierde, selbst einmal meinen Fuß auf dies Eiland zu setzen, gerechtfertigt erscheinen lassen darf. In Ausführung meiner Absicht betrat ich vor einigen Tagen den Landungs-Platz am Fuße der sechsundzwanzigsten Straße, als eben die „Black Maria" *) just beim Dampfer „Minnehanonck" vorfuhr, der täglich zu dreien Malen Gefangene, Besucher, Touristen und Beamte nach und von Blackwell's Island bringt. Die schlösserverwahrte, eisenbeschlagene Thür wurde geöffnet und ein „Langsam, langsam Mädchen!" warnte die feschen Insassinnen vor gar zu ungestümem Drängen an die frische Luft. Die Menschenfracht hatte sich aus einer „Maison" für Farbige rekrutirt. Da saß die hübsche Mulattin mit großen Feuer-Augen neben der Vollblut-Negerin, die ihre Zähne wies; der südliche Turban eigenen Fabrikats contrastirte mit dem eleganten „Bonnet" einer jüngeren Schwester, und das mit Gold und Perlen besetzte „Jersey"

*) Drei von den Gefangenentransport-Wagen von New York, die den Namen „Black Maria" tragen, sind weiß lackirt; der vierte, der des Sheriffs, ist schwarz.

Digitized by Google

erstrahlte hochmüthig neben einer verwaschenen Kattunfahne.

„Die 'Ferien' thun ihnen wohl", sagte der wachthabende Polizist John Spencer; „falls sie lang genug bemessen sind, können sie während der Zeit den Alcohol in ihrem System verschwitzen." — Dann schrie er, sich nach der Straße wendend: „Schließt die Thüren!"

Gleichzeitig erschienen am Rande des delapidirten, dienstuntauglichen Bootes, das der „Minnahanonck" gegenüber liegt, eine Anzahl männlicher Kunden für die Korrektions-Anstalt, die früh Morgens in den Polizei Stationen aufgelesen worden waren, — eine lange Zeile häßlicher, ekelerregender Gestalten; — ein Konglomerat von Trunkenbolden, Wegelagerern, Weiberprüglern, Eckenstehern.

Historisches und Statistisches.

Das Hauptgebäude der „Penitentiary" auf Blackwells-Island wurde anno 1828 errichtet, und dreißig Jahre später erhielt es den letzten Flügel-Anbau. Im Angesichte dieser Zahlen liegt es auf der Hand, daß die Anforderungen, welche der Zuwachs in der Bevölkerung New York an seine Capacitäten stellt, letztere um ein Bedeutendes überschritten haben. Das Gefängniß hat nur 800 Zellen; die Durchschnitts-Zahl der gefangenen Insassen ist dagegen 1500. Augenblicklich stellt sie sich sogar noch höher, nämlich auf 927 Männer 788 Frauen und 4 Kinder. Von letzteren wurden drei in der Anstalt geboren; diese Kinder bleiben gänzlich der Obhut ihrer Mütter überlassen.

Berühmte Gefangene.

„Haben Sie irgend welche Berühmtheiten unter Ihren Gästen?" frug ich Warden Pilsbury.

„„Ja, in der Frauen-Abtheilung; von bekannten Männern beherbergen wir nur Most und Konsorten und diese sind doch wohl nachgerade recht passé. Hier ist Most's Zelle.""

Das Boudoir des Anarchisten-Papstes, in dem er Nachts und Sonntags Alleinherrscher ist, trägt, wie alle übrigen, an der Gitterthür ein kurzes curriculum vitae seines Bewohners. Es lautet:

Crime: Threats to disturb
public Peace.
John Most, 40 years.
German. — Journalist.
1 year and $500 fine.

Disciplin.

Der Zelle gegenüber befindet sich eines der schießschartenähnlichen Fenster, welches eine herrliche Aussicht auf das Oertchen Ravenswood, in Loud Island, mit seinen grünen Triften und zierlichen Häusern eröffnet. Die Zellen von Schenk und Braunschweig befinden sich auf anderen, verschiedenen Korridoren. Die Verschwörer bekommen einander niemals zu Gesicht, und noch viel weniger haben sie Gelegenheit ihre Gedanken auszutauschen. Das Sprechen ist den Insassen der „Penitentiary" strenge verboten; selbst bei der Arbeit werden sie überwacht, so daß sie nicht einmal im Flüsterton conferiren können.

Most's Gefängniß-Ideal.

Wenn solches schon an und für sich dem Ober-Bramabaß der Lehre vom alleinseligmachenden Dynamit und seinen Bonzen eine schreckliche Strafe ist, so muß das Verbot, Zeitungen zu lesen, besonders für Most von geradezu niederschmetternder Schwere sein. Er, dem die Lektüre der Tagesliteratur in den vielen Jahren seiner Aufwiegler-Thätigkeit zur zweiten Natur geworden — heuer absolut abgeschnitten von aller Welt, von *seiner* Welt!!

Wie muß ihn gerade zu jetziger Zeit die Unruhe verzehren ob des Fortschritts und des prospectiven Ausgangs des Chicagoer Prozesses, ob der Chancen seiner Freunde und Genossen, ob der etwaigen Enthüllungen. Aber kein Sterbenswörtchen von Alledem dringt an sein Ohr. Seine Briefe, die ihm einmal per Monat abgeliefert werden, sind, ehe er sich empfängt, jeder Mittheilung, die auf sein Gewerbe Bezug haben könnten, entkleidet; seine eigene Correspondenz muß gleichermaßen bei der Institutsbehörde Revue passiren, und so kann für ihn von einem Gedankenaustausch über das, was ihm am meisten am Herzen liegt, keine Rede sein.

Most als Mustermensch.

Most ist in der Schlosserei der Penitentiary als Bohrer beschäftigt; Schenk arbeitet in der Schuster-, Braunschweig in der Schreiner-Werkstatt. Ihre Aufführung wird als eine musterhafte bezeichnet; Most persönlich hat sich bei den Gefängniß-Beamten durch sein bescheidenes Wesen und seinen Fleiß sogar beliebt gemacht.

Ich frug den Warden, warum er den Gefangenen die Zeitungslektüre untersage. „Damit sie nichts von ihren ehemaligen Kumpanen und nichts von neuen Verbrechen erfahren", erwiderte Herr Pilsbury. „Wir haben eine ganz respektable Gefängniß-Bibliothek, die den nach geistiger Nahrung Verlangenden jederzeit zur Verfügung steht, sobald sie die Arbeitszeit hinter sich haben. Most liest fast ausschließlich die besseren Magazine, wie „Scribner's", „Harper's" und das „Century".

„Ist der Kirchenbesuch an Sonntagen obligatorisch?"

„„Nein, aber Most und Genossen sind die einzigen Gefangenen, die ostentativ davon fern bleiben; andere Zuchthäusler, die vielleicht ge-

rade so ungläubig sind wie sie, verheimlichen das Faktum und besuchen die Messe oder Predigt, um nur nicht in ihren Zellen allein sein zu müssen; sie aber nehmen jede Gelegenheit wahr, ihre Ueberzeugung zu dokumentiren.

Strafen.

„Welche Strafen werden von Ihnen in Anwendung gebracht, um widerspenstige Gefangene zu zähmen," frug ich.

„„Die Dunkelzelle, verbunden mit der Hungerkur (eine Mahlzeit, bestehend aus einem Laib Brod und Wasser alle vierundzwanzig Stunden), des Rechtes, allmonatlich einmal Besuche zu empfangen, Entziehung der Korrespondenz-Gerechtsame, und, wenn alles das nicht hilft, Streichung des Nachlasses am Strafmaß*). Zu der letzteren Alternative brauchen wir übrigens nur höchst selten unsere Zuflucht zu nehmen. Die „Dunkelzelle" macht selbst die Verstocktesten bald mürbe, obgleich sie sich von den gewöhnlichen Zellen nur dadurch unterscheidet, daß absolut kein Lichtstrahl sie erreicht.

Zehnstündige Arbeitszeit.

Die Arbeitsstunden der Gefangenen währen von 7 Uhr Morgens bis halb 6 Uhr Nachmittags mit einstündiger Mittagpause. Um 7 Uhr Abends werden Alle in ihre Zellen eingeschlossen. Für die peinlichste Reinlichkeit ist gesorgt; die männlichen Gefangenen sind gehalten, während des Sommers zwei- bis dreimal per Woche in fließendem Wasser zu baden; die weiblichen Gefangenen müssen ebenso oft in die Wanne steigen. Kleider und Wäsche werden während des Sommers ebenfalls zweimal per Woche gewechselt.

Wohl bekommt es.

„Alles das," schloß Herr Pilsbury seine Mittheilungen, „bekommt unseren Gästen sehr wohl; die Männer gewinnen im Durchschnitt per Jahr vierzehn Pfund an Gewicht, die Frauen sechs bis sieben.""

„Sie deuteten vorhin an, daß die Penitentiary einige berühmte Gefangene weiblichen Geschlechts beherberge," sagte ich.

Weibliche Gefangene. — Gefangenen-Industrie.

„„Ich hatte wohl berüchtigte im Sinne," erwiderte der Beamte. „„Ja, von der Sorte haben wir ein Viergespann hier, das jedem Polizisten der Vereinigten Staaten bekannt ist, nämlich: Ellen Peck, die dem Seifen-Fabrikanten Babbitt solch' kolossale Summen abluchste; ihre Kollegin Kate Lyons, alias Sophie Elkins; Kate Wilson, die fingerfertigste der Laden-Diebinnen, und Bertha Heyman, die Königin der 'Vertrauens-Schwindlerinnen'.""

„Wie beschäftigen Sie die 'Damen'?"

„Mit Näh- und häuslichen Arbeiten. Die Penitentiary liefert nämlich, mit Ausnahme der Nahrungsmittel, Alles, was in den oder für die übrigen New Yorker Besserungs-Anstalten gebraucht wird. Wir haben für 15,000 Köpfe zu sorgen. Wir machen Kleider, Betten, Eßgeschirre, Töpfer-Waaren, Möbel, Schreib-Materialien, die Ambulanz-Wägen, Pferde-Geschirre und ein Dutzend Artikel mehr. Unsere Steinbrüche, Eisen-, Schmiede- und Schreiner-Werkstätten liefern die Materialien für die von den Armen- und Korrektions-Kommissären angeordneten Bauten."

Die Speisesäle der „Penitentiary" sind hell und luftig; ich' kostete von der Bohnen-Suppe, die, nebst saurem Fleisch und einem Laib Brod, für das Abend-Mahl der Gefangenen bestimmt war. Sie hatte einen angenehmen, kräftigen Geschmack. — —

Die Deutschen.

Es gereicht zur besonderen Genugthuung konstatiren zu dürfen, daß unsere Nation (im Verhältniß zu der deutschen Einwohnerschaft von New York), zur Penitentiary nur wenig Vertreter sendet. Das geht aus nachstehenden Zahlen hervor, die ich dem offiziellen Register entnehme.

Gegenwärtig befinden sich in der Anstalt:

	Männer	Frauen
Amerikaner	1278	118
Irländer	292	102
Engländer	90	18
Deutsche	175	19
Franzosen	15	13
Italiener	38	1
Schweizer	7	—
Preußen	—	—

Flucht-Hindernisse.

Als ich Blackwell's Insel verließ, kehrte just ein Trupp Gefangener von den Werkstätten im "lock-step" zurück. Sie marschiren in gedrängten Reihen, so daß immer der Bauch des einen, den Rücken des anderen berührt. Sie alle müssen die Füße gleichzeitig erheben und niedersetzen. Auf je zehn ihrer Zahl kommt ein Aufseher mit geladenem Revolver, der die Ordre hat, jeden niederzuschießen, der eine Bewegung zur Flucht macht.

„Kommen trotz all' dieser Vorsichtsmaßregeln nicht manchmal Fluchtversuche vor?" frug ich einen der bärtigen, furchtbaren Ernst zur Schau tragenden Männer von der Begleitmannschaft."

„„Nein," war die bestimmte Antwort; „„die 'Boys' wissen wohl, was ihnen bevorsteht. Wenn sie, was kaum anzunehmen ist, bis in den

*) Der Nachlaß am Strafmaß beträgt 2 Monate per Jahr.

Fluß gelangten, so müßten sie dort einem der Wachtboote verfallen, welche rings um die Insel stationirt sind. Und die führen die rothe Flagge und die rothe Flagge bedeutet Blut. Ihre Besatzung ist mit weittragenden „Sechzehn-Schießern" bewaffnet, und wenn sie feuert, so bedeutet es — Tod! Ja, Tod, — ohne Alternative!" —

Der Mann sprach, wie Einer, der sein Geschäft von Grunde auf versteht und darin seinen Stolz sieht, und ich wunderte mich, nach dem, was ich gehört, nicht, daß keiner der seiner Obhut Anvertrauten auch nur ein Auge vom Fußboden erhob, als die Schaar jetzt in die weiten Hallen trat, die der Sühne ihrer Verbrechen geweiht sind. Bell. Jour.

Der Geplagteste aller Sterblichen.

Nun weilt, der dumpfen Stadt entronnen,
Der Reiche am Gesundheitsbronnen
Und schlürft den Heiltrank heiß und klar,
Schon schwindet seines Leibes Rundung
Dahin, und völlige Gesundung
Stellt ein sich — für ein Vierteljahr.

Wer schlank noch wallt durch's Erdenleben,
Zu Alpenhöhen mag er streben,
Wo nur der Gemsenjäger steigt,
Wo einsam waltet in der Wildniß
Die Sennerin, die uns im Bildniß
Herr Defregger so sauber zeigt.

Gar mancher eilt, sich zu vertrauen
Dem Meer, und nimmt im Rückwärtsschauen
Die schönsten Wellen ohne Zahl;
Entstieg er frisch dem kühlen Bade,
Verspeist er fröhlich am Gestade
Die Flunder und den feisten Aal.

Ein Jeder ruht von seinen Thaten;
Es spielen hohe Diplomaten
Gleich andern Menschen ihren Scat,
Selbst Dichter legen ihre Leiern
Zur Seite — mögen lang sie feiern,
Bis wieder sich die Muse naht.

Nur Einer ist, der nimmer rastet,
Der Zeitungsschreiber! Bleiern lastet
Auf ihm des Amtes strenge Pflicht.
Des Blattes weite Spalten klaffen,
Wie er den nöth'gen Stoff soll schaffen,
Sinnt er mit trübem Angesicht.

Nichts Nennenswerthes ist geschehen,
Nichts Neues mag ringsum er sehen.
So weit sein Auge suchend schweift.
Wer will es tadeln, wenn der Arme
In seines Herzens tiefem Harme
Zur Eigenhülfe schrecklich greift?

Er wird zum Seher, wird zum Dichter,
In wohlgesetzten Worten spricht er
Von Dingen, welche nie passirt;
Kühn schweift er in die fernsten Weiten,
Nichts gibt's im Reich der Möglichkeiten,
Was er geschickt nicht combinirt.

Fast will ein Staunen ihn ergreifen,
Läßt über's Blatt den Blick er schweifen,
Sein Machwerk kritisch zu besehn.
Dann schreibt er gleich für übermorgen
Das Dementi — und ohne Sorgen
Kann er zum Abendessen gehn.

Zur Bade- und Schwimm-Saison.

Die nachstehenden zehn Gebote für Badende und Schwimmer, welche der Beachtung in weitesten Kreisen zu empfehlen sind, haben den allen Hamburgern wohlbekannten, durch langjährige Erfahrung bewirkten Bade-Aufseher L. Krüger in Sterwärter bei Hamburg zum Verfasser. Sie lauten:

1) Bei heftigen Gemüthsbewegungen bade nicht! 2) Bei plötzlich eintretendem Unwohlsein oder dauerndem Uebelbefinden bade nicht! 3) Nach durchwachten Nächten und übermäßigen Anstrengungen bade nicht, bevor du nicht einige Stunden geruht hast! 4) Nach reichlichem Genuß von Speisen und besonders von geistigen Getränken bade nicht! 5) Den Weg zur Badeanstalt lege in mäßigem Tempo zurück! 6) Bei der Ankunft erkundige dich nach der Tiefe und der Strömung des

Wassers. 7) Entkleide dich langsam, gehe dann aber sofort in's Wasser! 8) Springe mit dem Kopf voran in's Wasser oder tauche wenigstens schnell unter, wenn du das Erste nicht kannst oder magst! 9) Bleibe nicht zu lange im Wasser, zumal wenn du nicht sehr kräftig bist! 10) Nach dem Bade reibe den Körper zur Beförderung des Blutumlaufs, kleide dich rasch an und mache dir eine mäßige Bewegung!

Begleitet werden diese zehn Gebote noch mit folgenden Bemerkungen:

Baden und Schwimmen kräftigt den Gesunden, stärkt die Brust und die Lungen, heilt Blutarmuth und Schwäche der Nerven, öffnet die Poren, befördert das Wachsthum, trägt zur Erzielung eines schönen Körperbaues bei. Das Schwimmen ist niemals schädlich; es giebt in der Stunde der Gefahr Muth und Entschlossenheit und bietet die Kraft, Anderen Rettung und Hülfe zu bringen. Baden und Schwimmen ist nicht nur bei heißem, sondern auch bei kühlem Wetter nützlich und heilsam für Körper und Geist, wenn obige Vorschriften beherzigt werden. Einem Ertrinkenden komme man möglichst in den Rücken und treibe ihn durch Stöße vor sich her. Das Wasser dringt nicht in die Lunge ein. Ertrunkene lege man flach auf die Erde und suche durch sanftes Reiben die Athmung wieder herzustellen.

Werth der Frauen.

Bei den meisten weniger civilisirten Völkern herrscht der Brauch, daß der Bräutigam seine Braut ihren Eltern abkaufen muß. Der Kaufpreis richtet sich dabei weniger nach den Vorzügen oder Nachtheilen des Mädchens, als vielmehr lediglich nach den Vermögensverhältnissen des Freiers. Allerdings, es kommt nur höchst selten vor, daß ein reiches Mädchen für einen armen Mann bestimmt wird (eine freiwillige Wahl existirt nicht, sondern „der Handel" wird zwischen den Eltern des Mädchens und dem Freier oder dessen Eltern abgeschlossen), wohl aber geschieht es sehr oft, daß eine besonders hübsche Tochter armer Leute von einem reichen Freier begehrt wird, wobei dann die Eltern der Verkauften ein gutes Geschäft machen.

In Geld besteht der Kaufpreis selten. Im nördlichen Afrika z. B. giebt ein reicher Araber für seine Frau viele werthvolle Teppiche, prächtige Pferde, und eine Menge Kameele. Ein minder Wohlhabender beschränkt sich auf Teppiche oder Pferde allein. Noch weniger Bemittelte geben anstatt der Pferde ein paar Esel; bei den Armen genügt ein Esel für eine Frau (allen Mormonen zur Nachachtung), und die Allerärmsten nehmen mit einer Ziege als Kaufpreis für ihre Tochter vorlieb.

Die Kirgisen bezahlen für ihre Frauen Schafe, und daß es ihnen dabei auf eine große Heerde dieser Thiere nicht ankommt, wenn es sich um den Kauf einer schönen Frau handelt, mag folgende Geschichte beweisen. Hochgestellte Russen laden zuweilen vornehme Kirgisen zu sich. Die Steppensöhne ergötzen dann durch ihre naiven Bemerkungen oft genug die übrigen versammelten Gäste.

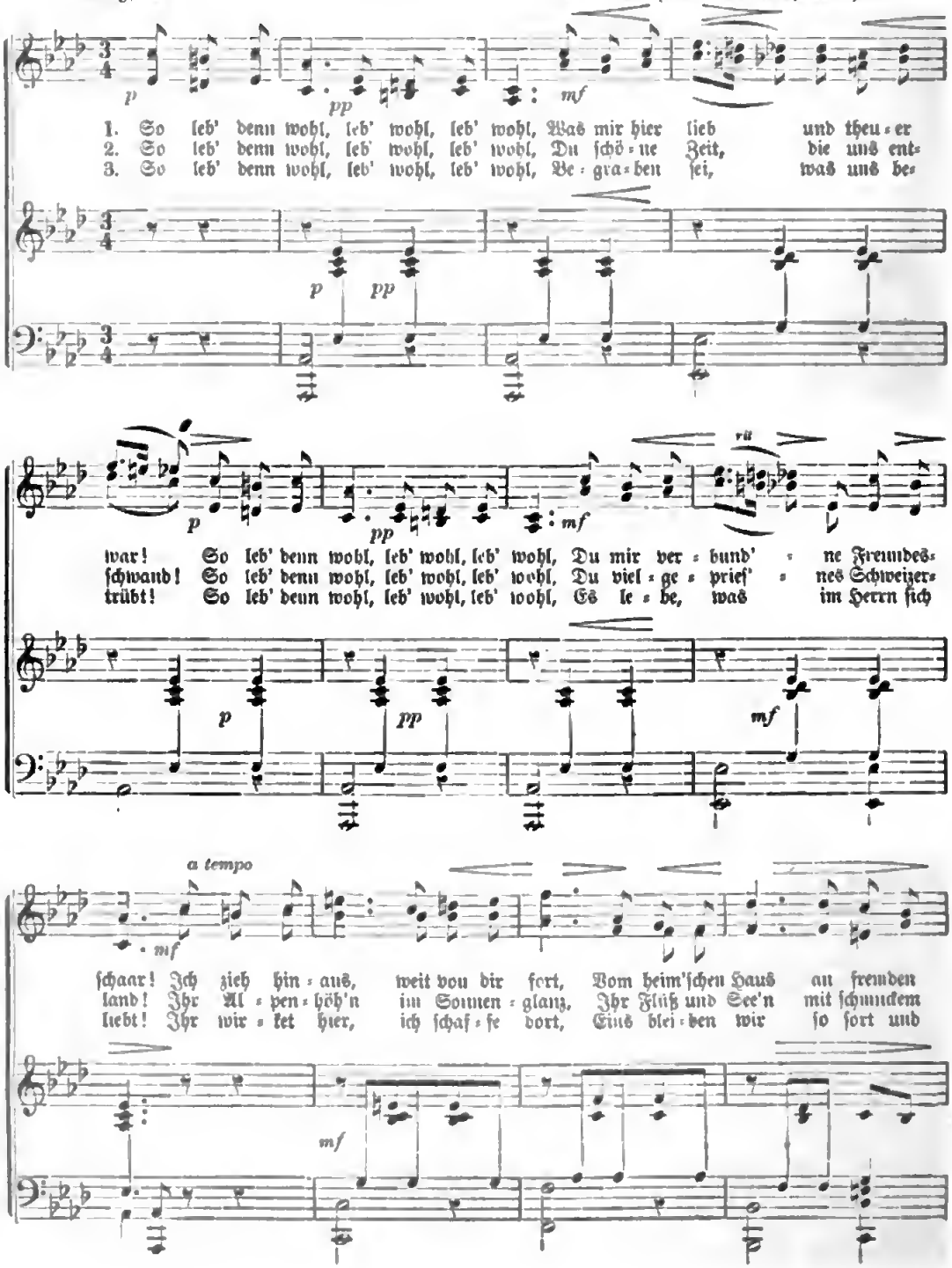
So hatte einst der Statthalter von Orenburg einen Kirgisen-Häuptling zur Tafel geladen. Dem Häuptling gegenüber saß die reizende Frau eines russischen Obersten. Der Kirgise war vollständig bezaubert von der herrlichen Gestalt und den schönen Gesichtszügen der jungen Frau und wandte kein Auge von ihr. Sein Wunsch, die hübsche Frau zu besitzen, wurde so lebhaft, daß er plötzlich ausrief: „Tausend Schafe würde ich für diese Frau dort geben!" Die versammelten Gäste und selbst der Offizier, sowie seine nach Schafen taxirte Gattin, mußten über diese ungekünstelte Bewunderung des Kirgisen lachen.

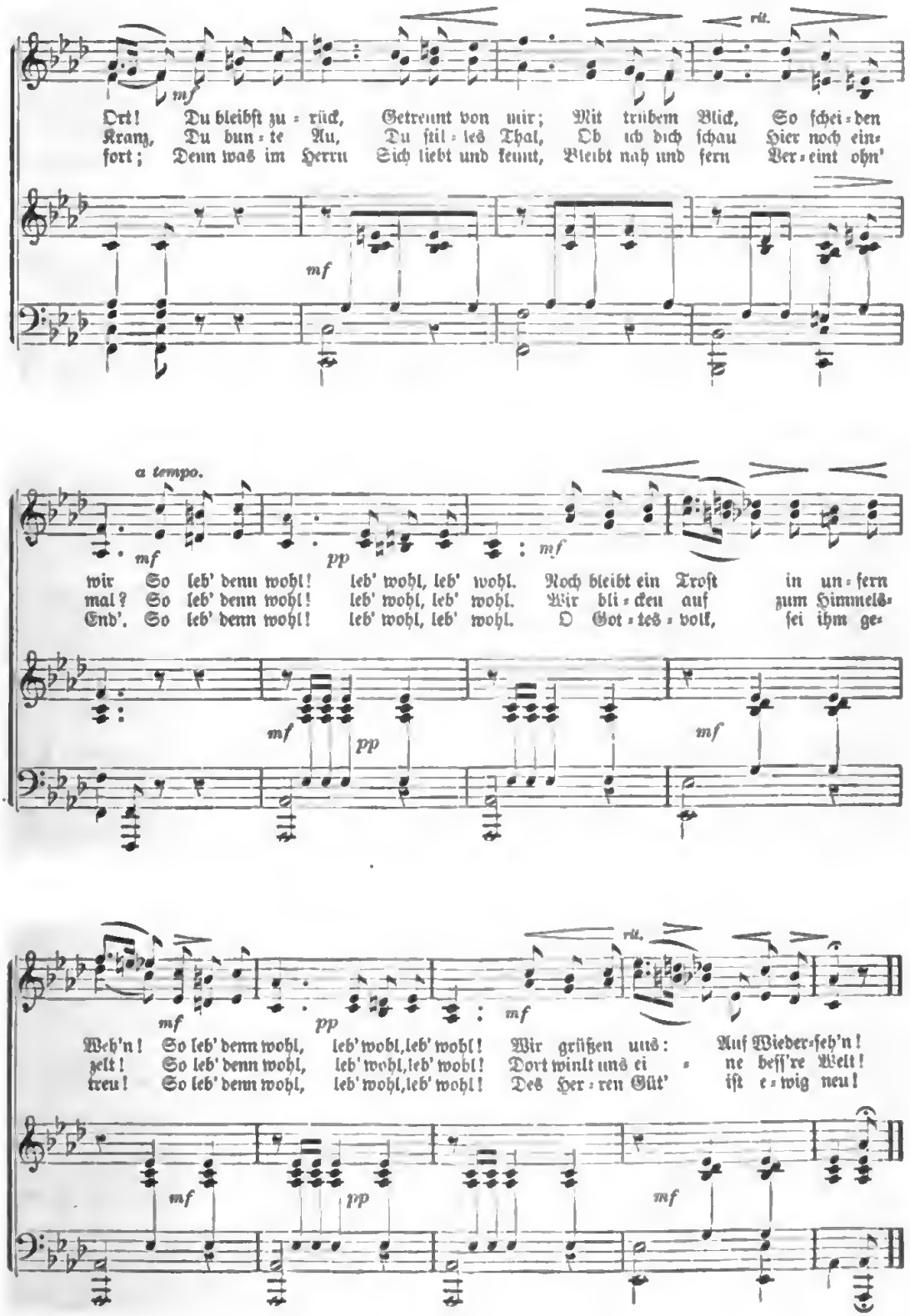
Der Statthalter, der sich mit seinem uncivilisirten Gaste einen Scherz machen oder ihn in Verlegenheit bringen wollte, fragte ihn, indem er auf seine eigene Gemahlin deutete: „Wie viel giebst du aber wohl für diese?"

„O, Herr," versetzte der Häuptling, ohne sich zu besinnen, „frage das nicht; so viel Schafe hat keiner auf der ganzen Welt!

Abſchied vom Schweizerlande.

Langſam. Worte und Muſik von Ernſt Gebhardt.




rit.
mf
Ort! Du bleibſt zu = rück, Getrennt von mir; Mit trübem Blick, So ſchei = den
Kranz, Du bun = te Au, Du ſtil = les Thal, Ob ich dich ſchau Hier noch ein=
fort; Denn was im Herrn Sich liebt und kennt, Bleibt nah und fern Ver = eint ohn'
mf
a tempo.
mf
pp
mf
wir So leb' denn wohl! leb' wohl, leb' wohl. Noch bleibt ein Troſt in un = fern
mal? So leb' denn wohl! leb' wohl, leb' wohl. Wir bli = cken auf zum Himmels=
End'. So leb' denn wohl! leb' wohl, leb' wohl. O Got = tes = volk, ſei ihm ge=
mf
pp
mf
rit.
mf
pp
mf
Weh'n! So leb' denn wohl, leb' wohl, leb' wohl! Wir grüßen uns: Auf Wieder=ſeh'n!
zelt! So leb' denn wohl, leb' wohl, leb' wohl! Dort winkt uns ei = ne beſſ're Welt!
treu! So leb' denn wohl, leb' wohl, leb' wohl! Des Her = ren Güt' iſt e = wig neu!
mf
pp
mf

In eines großen Königs Armen.

Für Haus und Herd bearbeitet von Henricus.

XIV. Der Löwe.

Die funkelnden Sterne verlöschten, das bleiche Mondlicht wich der Gluth der Morgenröthe — und noch immer irrte Pygmalion von Tyrus in der Einsamkeit des Waldes — Oft schon war er niedergesunken zur Erde, in dumpfer Betäubung für Augenblicke vergessend des scharfen Schmerzes, der seine Seele durchwühlte, vergessend der großen Erschöpfung, die seinen Körper peinigte. Doch immer auf's Neue erwachte er zum klaren Bewußtsein des Geschehenen und immer auf's Neue raffte er sich auf, gebot mit starkem Willen den schwindenden Kräften und bahnte sich den Weg durch Dornen und Dickicht, den Ort zu suchen, da er Hera gelassen.

Wiederum trat Pygmalion beim Grauen des Morgens aus verworrenem Gebüsch hinaus in eine Lichtung, und er sah vor sich ein einfaches Haus, umgeben von Feldern und Hürden.

„Das Haus der Galiläer", murmelte er und wandte sich zu dem kleinen, wohlgepflegten Vorgarten. Doch sein Fuß zauderte an der Pforte. O, wie hatte er hülfreiche Menschen herbeigesehnt, da er in dieser Schreckensnacht vor seinem bleichen, todtwunden Kinde kniete und seine bebende Hand Hera's schwachen Herzschlag spürete — und jetzt, da ihm Menschen nahe waren, schauderte der einsame Mann zurück vor der Aufgabe, ihnen, den Fremden, sein Leid zu künden und sie zu bitten mitzugehen, im Walde dort eine Todte zu suchen!

Pygmalion lehnte sein schmerzendes Haupt wider den Pfosten des Thores — kein Klagelaut mehr entrang sich seinen brennenden Lippen — stumm stand er von bitterem Weh zerrissen.

Da wurde die Thüre drüben geöffnet; ein Mann und ein Knabe traten in's Freie.

„Willst du denn wirklich mit uns gehen?" fragte der Galiläer, sich noch auf der Schwelle umwendend.

„Ja, laß mich mit, Jonathan — wir werden ihn ja bald finden! Er sagte es."

Pygmalion fuhr empor — was war das? Wer sprach zu dem Manne dort mit Hera's silberheller Stimme? — Und sieh! die schlanke weiße Mädchengestalt, die jetzt hinaustritt aus dem Dunkel des Hauses, wer ist's? o wer ist's? —

Pygmalion von Tyrus hebt die Hände, wie um ein Zauberbild zu verscheuchen, das im Morgengrauen seinen Sinn betrügen will.

„Vater — mein Vater!" klingt es im nächsten Augenblicke ihm entgegen, und an des Vaters Brust ruht sie, die er nimmer geglaubt lebend wiederzusehen — in seinen Armen hält er Hera, sein Kleinod, sein schönes, sein einziges Kind!

Ist es denn wahr? — ist sie es wirklich? — Sie, die noch vor wenig Stunden bleich und starr auf dem blutgerötheten Moose lag?

„Hera, — Hera", — stammelt der Vater und wie ein Träumender läßt er seine Hände über der Jungfrau lichtes Haar gleiten und ruhen auf ihrer weißen Stirn. „Ich sah Blut dort in der Nacht — weit klaffte die Wunde" — flüstert er.

„Weit klaffte die Wunde" — wiederholte Hera ernst, aber mit strahlenden Augen fügte sie hinzu: „die Jesus-Hand legte sich darüber und siehe, — ich bin heil geworden!" —

Dann umschlingt sie auf's Neue den Vater, jubelnd: „Er sagte, wir würden dich bald finden — Er sagte es und Er führte dich herber!"

„Von wem redest du, Kind? — Wer hat mich geführt, wer hat dich gerettet und geheilt?"

Hastig, fast angstvoll rief also Pygmalion, und feierlich kam von der Jungfrau Lippen die Antwort: „Jesus von Nazareth, der Sünder Heiland."

„Der Löwe aus Juda's Stamm," sagte mit fester Stimme Jonathan, der Galiläer, und er erhob die Hände zum glühenden Morgenhimmel.

„Der Löwe" — murmelte Pygmalion, „der Löwe." ... Immer noch suchend nach dem Worte, das ihm dies wunderbare Räthsel lösen solle, irrte sein Blick vom ernsten Haupte des galiläischen Mannes zu dem glücklichen, friedevollen Antlitze Hera's, seines wiedergefundenen, geretteten Kindes.

Sie aber bat den Vater: „Komm mit in die Hütte, daß du dich ausruhest und erquickest, — dann künden wir dir Alles, was geschehen."

Und Pygmalion von Tyrus trat ein in das einfache Haus der Waldbewohner, er saß in ihrer Mitte und vernahm bald aus Hera's Munde, bald von den Lippen der Galiläer die wundersame Mär der letzten Stunden.

Schauerlich hatten die Gewalten der Sturmnacht das einsame Haus im Walde umtobt. Vom Schrecken des Erdbebens erfaßt, waren Jonathan und sein Weib mit ihren Kindern hinausgeeilt aus den zitternden Mauern, doch sobald die grausenerweckenden Stöße aufgehört, waren sie zurückgekehrt, unter dem Dache ihrer Wohnung Schutz suchend wider das entsetzliche Wüthen des Unwetters.

Der Flügelschlag der heulenden Windsbraut hatte das leichte Gefüge des Stalles, darinnen das Vieh der Galiläer untergebracht war, auseinander gerissen und zertrümmert. Mit lautem Blöken und Brüllen umkreisten die geängsteten, verwirrten Thiere nun die Statte, welche ihnen sonst Obdach gewährt. Als endlich der Sturm, wie auf das gebietende Wort seines Meisters, schwieg und verstummte, — als sich die bedrückende Finsterniß wandelte in freundlichklare Mondnacht, als all dem wilden Toben und Tosen friedvolle Stille gefolgt, — da waren Jonathan und Andreas hinausgegangen, die irrende Heerde zu den Hürden zu treiben. Nach kurzer Zeit waren sie alle, die lebendigen Schätze des Hauses, im sicheren Gehege geborgen; nur ein kleines, weißes Lamm, „das liebste Lamm", wie Joseph weinend sagte, fehlte.

„Es wird sich verirrt haben unter den Bäumen des Waldes," meinte Jonathan, und er machte sich mit seinem Sohne auf den Weg, es zu suchen.

Da fanden sie Hera auf dem Mooshügel jener Lichtung.

Mit blutigem Haupte, leblos, eiskalt, lag die Jungfrau, die sie noch vor wenigen Tagen so schön, so gesund und fröhlich gesehen hatten, zu den Füßen der erschrockenen Galiläer.

Das war eine traurige Wiederkunft, da sie, die sonst mit freudigem Zuruf die Bewohner des einsamen Hauses begrüßt, nun hineingetragen wurde zu ihnen, — ein bleicher, stiller Gast!

Warum wohl war sie in den Wald gekommen in dieser Nacht des Entsetzens, und warum so ganz allein,

Digitized by Google

ſo von aller Welt verlaſſen? — Keiner von Allen, die weinend oder in ernſtem Schweigen das Lager umſtanden, darauf ſie Hera gebettet, wußte ſolchen Fragen Antwort.

Immer wieder neigte ſich die Mutter über das erblaßte, ſchmerzvoll verzogene Antlitz, zu ſpüren, ob denn kein Hauch mehr den halbgeöffneten Lippen entflohe. Und immer wieder hob ſie ihr Haupt mit thränendem Blick. Dann war ſie plötzlich aus der Hütte verſchwunden. — —

Soweit berichtete Jonathan, und innehaltend ſchaute er ſein Weib an, das mit wunderſam glückſeligen Augen zu ihm hinblickte. Auf ihrem Schoße ſaß die kleine Eſther, zu ihren Füßen die drei andern Kinder.

„Erzähle du weiter, Rebekka," bat der Galiläer.

Und leiſe ſagte ſie, Eſthers liebliches Geſichtchen an ſich preſſend: „Ach Herr, — mein Herz that mir ſo wehe — ich konnte nimmer hier in der Kammer bleiben. — 'Ihres Vaters einzige Tochter', ſo mußte ich immer denken, wenn ich die Jungfrau anſah; und wenn ich dann hinſchaute auf meine eigenen Kinder — ach ſieh — da hätte ich laut ſchreien mögen vor Weh und Angſt!

„Und ich ſtand draußen am Thor des Gartens, verhüllte mein Haupt und weinete. Da ſprach auf einmal eine Stimme zu mir, gleich als eines Engels Stimme: 'Weib, was weineſt du?'

„Und als ich erſchrocken dann aufblickte, ſtand Jeſus von Nazareth vor mir."

„Kannteſt du ihn? Wo hatteſt du ihn vorher geſehen?

„Nein, o nein! nimmer ſahen ihn meine Augen, und ich wußte nicht, wer es war, bis er weiter zu mir redete."

„Und was ſagte er dir?" drängte Pygmalion ſich vorbeugend und Heras Hand, die er in der ſeinen hielt, feſter noch preſſend.

„O laß mich — — ſeine Worte ruhen in meinem Herzen, doch nicht kann ich ſie ausſprechen; nicht jetzt — nicht jetzt ſchon!"

Alſo rief das Weib, und ihre Augen leuchteten wie von dem Wiederſcheine eines köſtlichen Schatzes, der in ihrer Seele verborgen.

„Da erkannte ich," fuhr ſie nach einer Weile ruhiger fort, „da wußte ich's, daß es Jeſus von Nazareth war, der vor mir ſtand, und daß er wahrhaftig der Meſſias, der unſerem Volke helfen will. — Da bat ich ihn, hineinzugehen in das Haus und ſeine Segenshand auf Heras wundes Haupt zu legen, daß er ſie zurückrufe aus der Nacht des Todes." —

„Und er that es, Vater — er that es!" rief Hera. „O mein Vater, — ich vernahm ſeinen Ruf, der mich erweckte, und als ich die Augen öffnete, ſah ich hinein in ſein holdſeliges Angeſicht, das ſich über mich neigete. Und dann ſprach er zu mir — .... O mein Vater, daß du hier geweſen wäreſt, daß er auch zu dir geredet hätte, daß auch du empfändeſt, was ich empfand — —" und ſie ſchmiegte ſich inniger an den Vater, der ſie feſt umſchlang.

„Wo iſt Jeſus? Wohin iſt er gegangen?" fragte er dann mit rauher Stimme.

„Wir wiſſen es nicht," entgegnete Jonathan. „Er winkte uns zurückzubleiben und gebot uns zu ſchweigen, als er das Haus verließ."

Pygmalion neigte ſein Haupt. Es wurde ſtille in der Hütte. Nur die Kinder flüſterten leiſe untereinander und mit der Mutter. Niemand ſtörte des ernſten Mannes Sinnen. Ein jeder hatte auch wohl viel eigene Gedanken, die ihm die Seele bewegten. — Die Saat der Jeſusworte, ſie regte ſich keimend, das Licht, das die Hand der Freundlichkeit entzündet, es kämpfte mit den dunklen Mächten, die es hinfort beſiegen ſollte.

Plötzlich rief Joſeph: „Hörteſt du nicht, Vater! es pochte Jemand."

Mirjam eilte zur Thüre und öffnete. Der erſte Gruß der Morgenſonne ſtrömte in die noch dämmerige Kammer, und mit ihm betrat Helios, der Grieche, die Schwelle.

War es das Sonnenlicht, das ſein Haupt umſpielte, oder lag wirklich ein Glanz, der aus der Seele Tiefen emporgeſtiegen, über ſeinem, ſonſt ſo finſteren Antlitz? — ſagte ſein Blick, der ſonſt ſo wilddlitzende, wirklich von Friede und Freude?

— Hera löſte ſich aus den Armen des Vaters. Kein Laut kam von ihren erbleichenden Lippen, doch ihre ſtrahlenden Augen begrüßten ihn, den ihr hartes Wort in die Ferne getrieben. Seine Züge aber umdüſterten ſich, da er Pygmalion und die Jungfrau gewahrte. Dunkle Gluth überflog ſeine Stirn, und ſein Mund zuckte. Gleich einem, deſſen Seele einen harten Kampf kämpfet, ſtand er zaudernd auf der Schwelle.

Doch Er, deſſen Wort ihn geheißen, zurückzukehren zum Hauſe der Galiläer, Er haſſ ihm, dem jungen, ſtolzen, freiheitdürſtenden Sklaven. Er haſſ ihm — wahrlich!

Und Helios trat vor Pygmalion, er ſank nieder zu ſeines Herrn Füßen und bat: „Vergieb mir, Adon, o vergieb mir!"

„Du floheſt aus meinen Dienſten? Du mißbrauchteſt mein Vertrauen?" grollend fragte alſo der Kaufmann, finſter niederſchauend zu dem Knieenden.

„Ich that es — aber ich litt darum, und ich bitte dich, vergieb mir!"

„Er hat gelitten — er iſt nicht fühllos für ſein Unrecht, und er kommt zurück," murmelte Pygmalion, und plötzlich klang ihm in's Ohr das Wort, das ihn in dieſer Nacht zu Boden geſchmettert, das gewaltige Wort: „Ewige Gerechtigkeit regieret das Weltall."

Ein tiefer Schmerz überſchattete ſein Antlitz und milde, ja weich ſprach er zu dem Jüngling: „Steh auf — ich habe dir Alles vergeben!"

Dann aber verhüllte er, „der Königliche", ſein Haupt und eilte ſchweigend hinaus.

Hera folgte ſchnellen Fußes dem Vater. — Im Schatten des Nußbaumes ſtand ſie ſtille, tief aufathmend ließ ſie ſuchend die Blicke zum Walde ſchweifen. — Da berührete Helios ihre Schulter. Hochaufgerichtet und doch demüthig ſtand er vor der Jungfrau.

„Hera," rief er die Hände erhebend, „Hera, vergieb auch du mir!"

Sie aber ſah ihn an und ſprach leiſe: „O ſtill — Helios — ich that dir ja wehe. Ich weiß es, und ich weiß einen, der da geſagt: „Vergebet, ſo wird euch vergeben."

„Jeſus von Nazareth? — Auch du kenneſt ihn, du redeteſt mit ihm?"

Freudiges Staunen, tiefinnere Bewegung klang aus Helios fragendem Ruf. Und als die Jungfrau das Haupt bejahend neigte, da ergriff er ihre beiden Hände, preßte ſie an ſeine Bruſt und rief: „O Hera — er iſt wahrlich die Freundlichkeit!"

„Die Freundlichkeit", wiederhotte ſie und friedvoll blickte ſie auf zu ihm. — —

Dann kamen die Kinder hinaus in den Garten, — ſie beſtürmten die lang entbehrten, lieben Gäſte mit tauſend Fragen, hatten tauſendertei ihnen zu ſagen und zu erzählen. Und Hera und Helios antworteten und horchten, willig und freundlich, doch nur mit getheilter Aufmerkſamkeit heute — zu viel noch hatten ſie eins dem anderen zu künden!

„Iſt es dir nicht, als lägen Jahre zwiſchen geſtern und heute?“ fragte die Jungfrau, und Helios entgegnete ernſt: „Du ſagſt es, — lange, geſegnete Jahre.“

Zum Walde wandten ſie ihre Schritte, die ſpielenden Kinder bald hinter ſich laſſend. Dort vernahm der Grieche mit Staunen, mit Schauder und Wonne zugleich, die Kunde von allem Geſchehenen. Dort ſagte er der Jungfrau von Allem, was ihm begegnet, und wie in den Zeiten der glücklichen Kindheit, verbarg er nicht einen ſeiner Gedanken vor ihr, die an ſeiner Seite dahinſchritt über das weiche, thaufunkelnde Moos des Waldes.

„Wo aber iſt der Vater?“ ſo fragte Hera plötzlich ſtehen bleibend, mit jäh erwachender Unruhe. — Und ſiehe, kurze Zeit darauf fanden die jugendlichen Wanderer ihn, den ernſten Mann, an einſamer Stelle in tiefes Sinnen verſunken. Hera trat zu ihm und legte ihre linde Hand auf ſeine brennende Stirn.

„Kommſt du mit uns, lieber Vater, zum Hauſe der guten Leute, die uns aufgenommen?“

Er aber zog ſein ſchönes Kind an ſeine Bruſt und innig küßte er das liebliche, friedvolle Antlitz, das er vor wenig Stunden unter den rauſchenden Bäumen dieſes ſelben Waldes ſo bleich und blutig, vom Schmerz entſtellt, erblickt hatte. — Doch von ſeinen Lippen rang ſich immer nur das eine Wort: „Jeſus!“

„Vater, Helios hat ihn auch geſehen und mit ihm geredet,“ ſagte Hera endlich.

Pygmalion ſchaute hin zu dem Jüngling—„Auch du? auch du? —“

„Ja Herr, ich war bei ihm, ſaß zu ſeinen Füßen und ging eines Weges mit ihm, von der neunten Stunde bis zur Dunkelheit der Nacht. Jeſu Wort hat mich zurückgeſandt zum Hauſe der Galiläer.“

Warum ſtand Hera jetzt ſo bleich, ſo ſtill und allein, während ihr Vater hintrat zu dem jungen Sklaven und ihn fragte nach Ort und Zeit, da er die „Freundlichkeit“ gefunden —?

Warum ſchlang die Jungfrau die weißen Hände ſo ſchmerzvoll ineinander?

Warum ſtiegen heißer Thränen verdunkelnde Tropfen in die Augen, die ſtrahlend „wie das Meer“? Kämpfte Hera einen Kampf mit den Gewalten der eigenen Seele?

O wohl kämpfte, wohl rang ſie, und ſchwer war der Streit, den ſie beſtehen wollte! — Aber mächtig war auch die Segenshand, die ſich ihr entgegenſtreckte, willig zu helfen und zu heilen in dem Kampfe, den heiße, ſtürmiſch begehrende Liebe ſtritt wider jene Liebe, die da langmüthig iſt und freundlich und nimmer das ihre ſucht!

Wohl mahnten die Waldvöglein, die zwitſchernd das Haupt der Jungfrau umkreiſten: „Gedenke des Vogels der Freiheit! er wird davonfliegen, auf Nimmerwiederkehr!“

Doch über Heras Lippen ſchwebte der troſtbringende, heilige Jeſu Name, und ſie trat hin zu Pygmalion und bat ihn: „Vater, gieb Helios die Freiheit, nach der ſein Herz ſich immer noch ſehnt — laß ihn die Heimath wiederſehen, die er ſo viele Jahre ſchon entbehret?“

Was ſagte der lange, lange Blick, den Helios, der Sklave hinüberſandte zu der erglühenden Jungfrau? —

Was ſagten ſeine Hände, die ſich ihr entgegenſtreckten? — . . . .

Pygmalion von Tyrus aber ſtand ſchweigend — ſchweigend ſah und hörte er Alles. — Und: „Helios, du biſt frei fortan,“ war ſeine Antwort auf Heras Bitte, dieſe erſte Bitte des ihm wiedergeſchenkten Kindes.

„Du biſt frei, Helios!“ wiederholte Hera leiſe, mit bebender Stimme.

Leuchtenden Auges ſchaute der Grieche ſie an. Doch nicht jubelte er laut über die Botſchaft, die er vor Kurzem noch ſo heiß erſehnt.

„Adon,“ ſagte er, „ich weiß jetzt, — jetzt erſt die wahrhaftige Deutung des Wortes! Jeſus von Nazareth, der die Gebundenen frei, die Gefangenen los und ledig macht, Er hat mir nicht, wie ich gewähnt, ein Zaubermittel gegeben, das mir Goldes die Fülle verſchafft, um damit äußere Freiheit mir zu kaufen — nein, o nein! Er wies mir andere Schätze, Er ſchenkte mir größeres Gut —: Er zeigte mir die wahre, die herrliche Freiheit der Kinder Gottes. — Nun kann ich Sklavendienſte thun und dennoch frei ſein und glücklich!“

Pygmalions Blick haftete voller Liebe, ja, bewundernd faſt, an der edlen Jünglingsgeſtalt. Er legte ſeine Hände auf Helios Schultern und ihm milde in's zuckende Antlitz ſchauend fragte er: „Willſt du lieber bei mir bleiben in Tyrus, als hinziehen zu der Stätte deiner Heimath? — ſprich!“

„Adon — ich bin ein Grieche!“

O Helios, Helios — wie viel künden dieſe kurzen Worte, die ſo haſtig ſich deiner ſchnell athmenden Bruſt entringen!

Wie viel künden ſie der bleichen Jungfrau, die am Stamme des Oelbaumes dort lehnt, die Hände auf ihr lautpochendes Herze gepreßt, die ſtrahlenden Augen erhoben zu ihm, für den ihre Lippen gebeten . . . . . .

„Du biſt ein Grieche! ja wahrlich, du biſt's — ein echter Sohn deines ſchönen Vaterlandes, und du ſollſt frei ſein, Helios! frei, zu thun und zu laſſen, was du begehrſt; frei, hinzuziehen gen Hellas, all ſeine Wunder zu ſchauen! — Ich aber will für dich ſorgen, wie dein Vater für dich geſorgt haben würde!“

Alſo rief Pygmalion, und er richtete den Jüngling, der wortlos vor ihm niedergeſunken, wieder auf. „Du biſt frei, Helios — kniee nicht!“

Da hob der Grieche die Arme gen Himmel, ſeine Lippen regten ſich, doch kein Laut entfloh ihnen. Er ſah hinüber zu Hera, und die Dankesworte, die ſein Mund nicht zu formen vermochte, ſie leuchteten hell aus ſeinem Blick — — Und ſtrahlte aus der Tiefe ſeiner Seele nicht noch Anderes, Größeres denn Dankbarkeit? — —

XV. Wer iſt's?

„Geſtern um dieſe Stunde begann der Sturm!“ So ſagte Jonathan, der Galiläer.

„Geſtern um dieſe Stunde,“ wiederholte Pygmalion von Tyrus ernſt, ſein Haupt neigend. Und vor ſeines Geiſtes Augen zogen die Ereigniſſe der Schreckensnacht, des Morgens und des Tages noch einmal vorüber. — War nicht auch durch ſeine Seele ein gewaltiger Sturm gefahren? hatten nicht zuckende Blitze in greller Beleuchtung ihm viel Furchtbares, Ueberwältigendes gezeigt? — Wahrlich, es wankten in dieſer grauſen, angſtvollen Zeit die Grundfeſten ſeines Denkens und Seins, wie der zitternde Erdboden unter ſeinen Füßen. Und jetzt? —

Pygmalion hob die Augen — die Hand ſeines Kindes ruhte in der ſeinigen, er ſchaute in Heras liebliches Antlitz und gewahrte den wunderſamen Friedensſchimmer, welcher darüber ausgegoſſen. Er ſah Helios, den ſchönen, ſtolzen Griechen, der auf das Wort des Mannes, welcher Hera vom Tode errettet, zurückgekehrt war, ſeine Arme den Feſſeln, die er vorher gehaßt und verwünſcht, willig auf's Neue zu bieten.

Er ſah das galiläiſche Weib, von dem ihm Hera einſt geſagt, daß ſie unter der ſchweren Laſt eines Geſetzes, deſſen Gebote ihr gottgegeben dünkten, und die ſie doch nimmer erfüllen könne, hinſchleichen durch das Leben, kummervoll und furchtſam, gleich einem mit Ketten beladenen Gefangenen, der alltäglich das vernichtende

Urtheil erwartet. War dieſe denn wirklich dieſelbe, von der Hera ihm damals gekündet? Sie, die jetzt, von ihren Kindern umgeben, dort bei der Spindel ſaß, — das friedvollſte Bild einer glücklichen Mutter, eines glücklichen Weibes?

Hin und wieder wandte ſie ihr Haupt von den Kleinen, welche ſie umringt, und ſchaute zu Jonathan, dem Galiläer, der mit den würzigen Kräutern, die er zur Balſambereitung vertheilte und zerſchnitt, in ihrer Nähe ſich niedergelaſſen. Und jedesmal hatte er, der einfache Arbeiter, dann einen liebevollen Blick oder ein freundliches Wort für die Mutter des Hauſes.

„Geſtern um dieſe Stunde begann der Sturm!"

In friedlicher Stille und Schönheit lag jetzt der Wald vor den Augen Pygmalions; der Wald, in welchem noch vor Kurzem die Macht des Unwetters getobt! — Nun umhüllten und erfüllten ihn die Strahlen der ſinkenden Sonne mit ihrem goldigen Lichte, und über den rauſchenden Baumkronen glühte in leuchtenden Farben des Abendrothes Pracht. Glänzend wie Roſen und Schnee thürmten im Weſten ſich Wolkengebilde, gleich einem fernen Wunderlande voller Licht und Wonne.

Und wie die Wipfel der Bäume des Waldes ſich immerfort leis-rauſchend regten, — alſo zog durch die Seele Pygmalions ohn Ende die Frage: „Wer iſt's, der all dies ſo wunderbar gewendet? Wer iſt's?"

Pygmalion, der Königliche, er wurde nicht müde, aus dem Munde der Galiläer, dieſer einfachen, in der reichen Stadt am Meere gar verachteten Menſchen, zu hören von Jeiu von Nazareth, in welchem Jonathan den Löwen aus Judas Stamm, den heißerſehnten Meſſias ſeines Volkes zu ſehen glaubte. Doch nimmer wußte der ungelehrte Mann all die tiefen Fragen des Weiſen von Tyrus zu beantworten, nimmer wußte er die Räthſel zu löſen, die Pygmalions raſtloſer Geiſt zu ergründen trachtete, und das Ende aller Reden war ſtets wieder das Wort: „Ziehe hin gen Galiläa und ſiehe ſelbſt zu."

„Ja, ich will hinziehen, ich will wahrlich hinziehen zu dem Jeſus von Nazareth, den ſie 'die Freundlichkeit' nennen."

Das war des Kaufmanns letztes Wort, ehe er ſich an jenem Abend zur Ruhe legte in dem einſamen Waldhauſe, wo dienende Liebe Raum gemacht für ihn und die Seinen.

Am nächſten Tage eilte Helios, der Grieche, auf dem wohlbekannten Pfade gen Tyrus, dort zu erkunden, ob noch Gefahren Pygmalion und ſein ſchönes Kind bedrohten und hinderten an der Rückkehr.

Dies war die Botſchaft, welche er brachte: „Sei unbeſorgt, Pygmalion! ziehe getroſt wiederum in deine Stadt, denn Mattan Sydyk, der dir dein Kind rauben wollte, er iſt todt."

Erbleichend fragte Pygmalion nach dem Ende des Prieſters, und die Antwort, die er vernahm, hob eine ſchwere Laſt von ſeinem Herzen.

Nicht ſeine Hand war es geweſen, welche den getödtet, den ſeine Lippen einſtmals „Freund" genannt. — Nur betäubt von dem Stoße wider die ſcharfe Kante des Marmortiſches, war Mattan nach kurzer Zeit wieder zu vollem Bewußtſein erwacht und als er entdeckt, daß ſein Opfer ihm nun im letzten Augenblicke noch entflohen, war er wuthſchäumend hingeſtürzt zum Tempel Beelſamens — um Rache ſchreiend über den frevelhaften Raub an dem Eigenthum des Gottes.

Da kam es, daß die Erde erbebte. Und hernieder vom ehernen Fußgeſtell fiel das rieſenhafte Götzenbild, mit ſeiner Wucht den Knieenden und Ethbaal, ſeinen Sohn, zerſchmetternd.

„Und heute flucht das Volk von Tyrus ihnen, denen es geſtern noch zugejauchzt," ſprach Helios. „Ich hörte etliche rufen, der Prieſter habe die Stimme des Gottes gefälſcht — 'denn man ſieht es', ſagten ſie — 'er ſelbſt und ſein Sohn waren die Opfer, die Beel ſich erkoren. Zur Stunde da Mattan und Ethbaal getödtet, erreichten die Schiffe von Hiſpanien den rettenden Hafen.'"

Alſo kündete der Grieche, und Pygmalion und Hera ſie horchten ſchaudernd, tief bewegt. So war denn durch eines Gottes Hand — doch wahrlich, nicht des Götzen Beels gedachten der Kaufmann und ſein Kind — durch eines Gottes Hand die tückiſche Schlange beſiegt, und nichts mehr ſtand der Rückkehr zur Heimath im Wege.

Am ſelbigen Abend noch nahmen die Gäſte Abſchied von den lieben Menſchen, die ſie ſo freundlich beherbergt. Mit dem Verſprechen baldiger Wiederkunft beſtiegen ſie den Wagen, welchen Helios, der Grieche, von Tyrus gebracht hatte, und dann fuhren ſie dahin durch den Wald, unter deſſen rauſchenden Bäumen ihrer aller Leben in ſo kurzer Zeit ſolch wunderbare Wendungen genommen.

Und es währte nicht gar lange, da hatte Pygmalion von Tyrus Alles zur Reiſe gerüſtet, da zog er mit Hera und Helios, mit Thimna, der immer noch kranken, mit Dienern und Wagen, mit Roſſen und Maulthieren aus, auf den Weg gen Galiläa, — ihn zu ſuchen, der ihm ſein Kind wiedergeſchenket, ihn, nach dem ſeine Seele jetzt immerdar fragte und verlangte.

Jonathan, der Galiläer, ſein Weib und ſeine Kinder begleiteten Pygmalion und die Seinen. Fröhliche, liebe Reiſegenoſſen waren Eſther und der kleine Joſeph; Andreas bewies ſich als eifrig-verſtändiger Wegweiſer, und ſein Vater wurde dem Kaufmann ein lieber Gefährte in den wechſelvollen, ermüdenden Tagen der Reiſe. Die Mutter und Mirjam aber waren glücklich, in dienender Liebe überall helfend und erquickend.

Nicht mehr weilte Jeſus von Nazareth in einem der Dörfer des nördlichen Galiläa. Es war ein langer Weg, den ſie, die ihn ſuchten, zurücklegen mußten, denn der Davidsſohn war hinaufgezogen gen Jeruſalem, dort das ſchönſte, das ſtrahlendſte Feſt ſeines Volkes, das Feſt der Laubhütten zu feiern.

Je weiter die Reiſenden kamen, deſto belebter wurde die Straße. Hunderte von Menſchen wallten den Weg zu der hochgebauten Stadt. Mit Weibern und Kindern kamen ſie, in Zion das Feſt zu feiern, das ihr Gott ihnen verordnet, damit ſie preiſend gedächten ſeiner wunderbaren Fürſorge für ihre Väter, da dieſelben in den leichten Hütten der Wüſte gewohnt, und damit ſie lobten und dankten für die Gaben der alljährlichen Ernte, die ihnen der Herr beſcheeret.

Und viele dieſer Iſraeliten wußten zu ſagen und zu rühmen von den herrlichen Thaten, welche Jeſus von Nazareth in ihrer Heimath vollbracht. Sein Name begleitete die Wanderer allezeit; und als ſie endlich am Abende des erſten Feſttages den Zions-Berg erreicht, da ſtrahlte ihnen wohl der helle Schein der goldenen Lampen, die auf hohen, goldenen Leuchtern im Vorhofe des Tempels ſtanden, entgegen, — aber heller, führwahr leuchtete in ihre Herzen am folgenden Morgen das Auge deſſen, der da gerufen: „Ich bin das Licht der Welt!"

Da klang wohl an ihre Ohren das jauchzende Hoſianna der Feiernden, die mit Feſtgewändern angethan, in der Linken einen Zitronenapfel tragend, in der Rechten den Palmbüſchel, gebunden aus Zweigen der Palme, Myrte und Weide, hinaufzogen zum Tempel; da höreten ſie den gewaltigen Klang der Drommeten der Prieſter und den Geſang der Leviten, — das jubelnde große Hallel, da vernahmen ſie bei der Stelle: „Gelobet ſei, der da kommt in dem Namen des Herrn", das Rauſchen

der Palmbüschel, welche die in den Vorhöfen des Tempels versammelten Schaaren in die Höhe hielten und schüttelten*), — doch gewattiger, herzeigreifender und lieblicher war ihnen die Botschaft dessen, der da gekommen „Zu suchen und selig zu machen, das verloren ist."

Und Pygmalion und die Seinen, Jonathan mit Weib und Kindern, sie verweilten zu Jerusalem vom ersten Tage des Laubhüttenfestes bis zum letzten, dem siebenten, der der herrlichste war von allen. Und an diesem Tage, da das Volk siebenmal unter dem Schalle der Musik den Brandopferaltar umzog in feierlichem Zuge, da das jubelnde „Hosianna, gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn" erklang einen Sabbatherweg weit in das umliegende Land hinein — da stand Er, der Sohn des Höchsten, der gekommen war im Namen Gottes, und den so viele der Seinen, von Blindheit geschlagen, nicht kannten noch aufnehmen wollten, — da stand Jesus von Nazareth auf den Stufen des Tempels und rief mit lauter Stimme hinab in die dichtgedrängte Schaar: „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke!" Sie tranken aus dem unversiegbaren Borne der göttlichen Liebe und sie zogen heim in Frieden.

*) Strauß, „Die Länder und Stätten der Heiligen Schrift", S. 76.

Winke und Nachrichten für Arbeiter.

Der Lehrer ein Fenster. Siehst du dort hoch oben das große Fenster gleich einem Glasauge der Sonne zugewandt? Wie genau der Photograph es mit diesem Fenster nimmt. Es muß dem Werke angepaßt sein und nichts darf zwischen dasselbe und die Sonne kommen. Soll dem Sonnenstrahl sein Zauberwerk gelingen, soll das Bild schön und deutlich sein, wie so sehr kommt es auf dieses Fenster an.

Der Lehrer ist das Fenster zwischen seiner Klasse und der Sonne. Durch des Lehrers Unterricht strömt von Christo Licht herab in des Schülers Seele. Bewahre daher dies Fenster sorgfältig vor Schaden. Laß kein böses Beispiel es beflecken. Laß nicht zu, daß irgend etwas sich zwischen dich und die Quelle alles geistigen Lichts dränge. Lehrer, weihe dich völlig dem Herrn, und tief, bleibend und heilsam werden alsdann die Eindrücke sein, die der Schüler durch dich empfängt.

Zeit in der Sonntagschule. Irgend ein Werk, soll es gründlich, werthvoll und dauerhaft sein, erfordert Zeit. Der Pilz schießt wohl über Nacht empor, die Eiche jedoch braucht ein Jahrhundert zu ihrer Entwicklung. Die Bauleute, die sich anschicken ein mächtiges Capitolium zu erbauen, mögen in einem Tage eine Hütte errichten, die ihnen während des Bauens Schutz vor den Elementen gewähren soll; aber das Gebäude selbst erreicht erst nach Jahren seine Vollendung. Dauernde Erfolge werden nur durch längere Arbeit errungen.

Des Sonntagschullehrers Einfluß soll sich dem Schüler das ganze Leben hindurch fühlbar machen. Die hohen Ziele, die edeln Ideale, die charaktervollen Grundsätze, die er in der Schule empfangen, werden nie völlig verwischt werden. Manche unserer größten Männer sind von treuen Sonntagschularbeitern von der Straße aufgelesen worden und in unsern Schulen zum Herrn gebracht. Könnten wir den Schleier lüften, welch' eine Schaar von solchen würden wir schauen, welchen die Sonntagschule zur Retterin geworden ist.

Ein Werk, das solch hohe Ziele verfolgt, kann nicht auf augenblickliche Erfolge rechnen. Sollte der Same sofort emporschießen, so dürfte man fürchten, er sei auf das Steinichte gefallen. Die junge Pflanze muß auch Wurzeln treiben, so daß es ihr selbst in der Sommerschwüle nicht an Lebensfrische und Lebenskraft gebreche. Eine junge Lehrerin ersuchte einst ihren Superintendenten ihr ihre Klasse abzunehmen. „Ich habe diese sechs Wochen mein Bestes versucht," sagte sie. „Nach jeder Lektion mußte ich daheim tüchtig weinen, an Beten habe ich es ebenfalls nicht fehlen lassen, und doch sind sie nicht besser, als sie vorhin waren." Der Superintendent sagte: „Eile mit Weile. Du bist gerade in der Herzensstimmung, in der du den Schülern zum größten Segen werden kannst. Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. Nur noch ein wenig Geduld." Unermüdlich arbeitete sie fort, und sie hatte die Freude, jeden einzigen gerettet an der Brust Jesu und geborgen im Schooß der Kirche zu sehen.

Zieht man die Hindernisse in Betracht, die der Arbeit des Lehrers entgegenstehen, dann sieht man, daß zu ihrer Ueberwindung Zeit nöthig ist. Gott entfremdet und von der Welt umgarnt kommen die Schüler zu uns. Der Zug zum Bösen ist stärker als der zum Guten. Ihre Umgebung ist geistigem Einflusse vielfach feindlich. Die Genossen, die Vergnügungen, die Lektüre ist dazu angelbau, sie weiter in die Irre zu locken. Auf tausenderlei Weise dringen die Mächte der Finsterniß auf sie ein, und sie alle müssen durch die Macht der Wahrheit überwunden werden. Wenn man erwägt, wie wenig Hülfsmittel zur Rettung und wie viele zum Verderben ihnen dargereicht werden, ist es da zu verwundern, daß manche der Schüler verloren gehen? Das christliche Heim, die Kirche und Sonntagschule müssen mit vereinter Kraft das Aeußerste anstrengen, die bösen Einflüsse zu überwinden und den Charakter der Kinder zum Guten umzugestalten.

Die Naturgesetze. Missionar Dunn erzählt einen Vorfall aus seiner Arbeit in den Wirthshäusern von Shropshire in England. Ein Mann fragte mich: „Was für ein Buch haben Sie da?" — „Die Bibel." — „Aber ich glaube nicht an die Bibel." — „Ich habe ja nicht gesagt, daß Sie daran glauben. Was glauben Sie denn?" fragte ich ihn. „Ich bin ein Materialist, ich glaube an die Natur und die Naturgesetze", antwortete er stolz. „Was ist die Natur?" war meine nächste

Frage. „Die Natur — nun die Natur ist eben — die Natur", brachte er endlich heraus. „Ich glaube, Sie haben Recht. Was ist das erste Gesetz der Natur?" examinirte ich ihn. Nach einigem Kratzen und Räuspern sagte er: „Für sich selbst zu sorgen." — „Darf ich fragen, ob Sie das Gesetz halten?" Er hatte kein Hemd an, und die Zehen wuchsen ihm zu den Stiefeln heraus. Die andern standen umher und sahen ihn an, und einer sagte: „Thomas, stopf deine Pfeife damit und rauch' das!" Er mußte zugeben, daß ich besser gekleidet und genährt war als er, und ich sagte: „Ich bin also ein besserer Materialist als Sie, und dies Buch hat mich dazu gemacht. Lassen Sie mich ein wenig vorlesen: 'Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.'" Ich konnte ihnen nun das Evangelium verkündigen. Thomas schüttelte meine Hand und sagte: „Ich werde nicht vergessen, was Sie gesagt haben. Als Sie von 'Heim' sprachen, berührten Sie eine zarte Saite meines Herzens; wenn es je einen frommen Mann gegeben hat, so war es mein Vater."

Beobachtungssinn. Wer war es, der da sagte, daß ein gewisser Mann mehr gereist und weniger gesehen hätte, als irgend eine andere Person? Der Name thut nichts zur Sache, bleibt es doch immerhin wahr, daß man vieler Herren Länder bereisen mag und dabei sehr wenig sehen und deßhalb auch nur wenig lernen. Alle unsere Sinne sollten wir mehr ausbilden. Es ist erstaunlich, wie viel mehr der Maler in einer Landschaft schaut als du und ich, wie viel mehr der Jäger im Walde sieht und hört, und der Schiffer auf dem Meer. Es würde die schönsten Früchte tragen, schickte man die Kinder je und dann allein hinaus in Feld und Wald und früge dann bei der Rückkehr jedes, was es gesehen. Diese Berichte sollten für die Erzieher von großem Interesse sein, weil sie Blicke in des Kindes Seele gewähren; und den Kindern wären sie ein Sporn, künftig Augen und Sinn offen zu halten. Und würden wir selbst den Beobachtungssinn sorgfältiger pflegen, wie Manches sähen und lernten wir, was uns jetzt verloren geht.

Hast du es schon erwogen? Vielleicht hast auch du schon an der Seite eines Kindes einen gewissen Stern am nächtlichen Himmelszelt beobachtet. Du wurdest nicht müde ihn anzuschauen. Immer neue Gedanken rief er in dir wach. Wie lange ist es her, seit er dort zum ersten Mal geglüht? Wie lange noch, bis er erlischt? — Hast du aber auch schon den Gedanken in seiner ganzen Größe empfunden, daß die kleine Seele neben dir durch die Wiedergeburt in ein neues Leben eintreten würde, das zu einem noch herrlichern Glanze führt? — Wenn längst des Sternes Licht erloschen ist, fährt die erneuerte Seele fort in verklärtem Glanze zu leuchten. Wer kann die Möglichkeiten, die Gott in die Seele gelegt, fassen? Durch den Gedanken an der Seele Zukunft werde zu ernsterm Wirken angespornt. Denke daran, daß deine Gebete, deine Worte, dein gottseliges Leben in Gottes Hand das Mittel werden können, eine Seele in diese herrliche Bahn zu lenken.

Es war eine mondhelle Nacht. — Eine Menge Menschen hatte sich auf der Straße gesammelt. Alle blickten unverwandt nach einem Dache. Was mag es wohl geben? dachte ich. Die Neugierde trieb mich auf die Straße. Ich folgte dem Blicke der Andern und sah eine weibliche Gestalt in weißem Nachtgewande sicher auf dem Dache wandeln. „Sie ist aus dem Dachfenster herausgestiegen," sagte mein Nachbar. „Still!" flüsterte ein Anderer, „ruft sie nicht bei Namen, sonst ist sie verloren, sie erwacht und stürzt herab." Langsam kehrte die Traumwandlerin zurück, stieg durch das Fenster in die Kammer und war gerettet.

Wie viele Traumwandler mag es wohl geben? Sie wandern durch das Leben wie im Traum. Einst wird sie der Herr bei Namen rufen; was dann? Denke nach.

Zu eilig. Mancher stürzt sich Hals über Kopf mit wenig oder gar keiner Vorbereitung in seine Arbeit. Er hofft, wenn das Werk einmal begonnen ist, wird es schon auf die eine oder andere Weise fertig werden. „Ist uns nicht der heilige Geist verheißen, der uns sagen soll, was zu reden?" Verheißen ist er den Arbeitern des Herrn, aber nicht, um sie in ihrer Faulheit zu stärken. Claus Harms sagte einmal: „Wenn ich mich nicht vorbereitet habe, kommt der heilige Geist auch zu mir auf die Kanzel und flüstert mir zu: Harms, du bist heute faul gewesen." Auch vorschnellen Arbeitern mag ihr Werk bisweilen gelingen, doch dann geschah es nicht, *weil* sie unvorbereit, sondern *trotz*dem sie unvorbereitet waren.

Ist irgend eine Arbeit werth, gethan zu werden, dann ist sie es auch werth, daß man sich darauf vorbereitet. Ist man vorbereitet, dann geht das Werk schnell von statten und es gelingt. Wenn du eine schwere Wunde empfangen hättest, würdest du einen Schlächter oder einen Wundarzt herbeirufen lassen? Selbstverständlich einen Wundarzt; denn er hat sich Jahre lang sorgfältig für derartige Fälle vorbereitet. Und so giebt man in allen Berufszweigen denen den Vorzug, die sich für ihren besondern Beruf gründlich vorbereitet haben. Man denkt wie der aufgeweckte Landmann, das Schleifen und Wetzen einer stumpfen Sense säumet nicht.

Ein Sonntagschullehrer, der gewohnheitsmäßig unvorbereitet vor seine Klasse tritt, der sich auf die Eingebung des Augenblicks verläßt, kann unmöglich den herrlichen Bibelwahrheiten gerecht werden, und schwerlich kann er Erfolg erwarten und er verdient auch keinen. Er ruhe nicht, bis der Kopf die Lehre der Lektion klar erfaßt hat, und das Herz von ihr erglüht, und dann wird sie auch den Schülern interessant und segensreich werden.

Du hast keine Zeit? Wirklich? Auch dann nicht, wenn dein Herz in Liebe für den Herrn und deine Klasse glühte? Wie so viele der geschäftigsten und thätigsten Männer finden Zeit zur Vorbereitung für ihre Sonntagschulklasse, Männer, die an der Spitze von Fabriken, Eisenbahnen, Bankgeschäften stehen, Männer, deren Arbeit die ganze Geisteskraft in Anspruch nimmt. Wie sie trotz ihrer anstrengenden Thätigkeit Zeit zur Vorbereitung finden? Ihr Herz ist bei der Sache, und sie wissen mit der Zeit haushzuhalten. Flehe den Herrn um die rechte Liebe an, und du wirst Zeit zur Vorbereitung finden.

Digitized by Google

Frauenzeitung.

Wird die Luft auch trüb und trüber,
Wandellos bleibt Gottes Huld,
Glaube nur, es geht vorüber,
Wenn Du eins gelernt — Geduld.

Wie ich meine Dienſtboten erziehe. Ich war ſo glücklich, als junge Frau meine erſte Köchin 22 Jahre im Dienſt zu behalten, und habe tief um die treue Seele getrauert, als ich ſie eines Morgens, am Herzſchlag geſtorben, im Bett fand; ich kam mir ganz verlaſſen vor, und meine Kinder haben ſie mit mir beweint. Dann ſchmückten wir ihr den Ruheplatz auf dem Friedhof und beſtatteten ehrenvoll die liebe Dienerin.

Als Erſatz für die Verſtorbene bekam ich ein junges unerfahrenes Mädchen, deren Zeugniß gut war. Grund ihrer Entlaſſung aus dem bisherigen Dienſt war: großer Eigenwille. Sie iſt nun ſchon ſieben Jahre bei mir und beſorgt meinen kleinen Haushalt zu meiner vollſtändigen Zufriedenheit.

Wenn ich ſo viel über die jetzigen ſchlechten Dienſtboten ſprechen höre, ſo pflege ich mich der Mädchen warm anzunehmen.

Wenn ein neuer Dienſtbote in meinen Dienſt tritt, ſo komme ich ihm mit Vertrauen und mütterlicher Fürſorge entgegen. Ich betrachte mich von dem Augenblick an, in welchem die neue Arbeitskraft meinem Hauſe angehört, verantwortlich für die Seele, die mir ihre ganze Zeit widmen ſoll. Am erſten Tage theile ich ihr die Hausordnung mit, nach der ſie ſich ſtreng zu richten hat, weiſe ihr die Arbeit an und ſage ihr, daß ſie ſich allen meinen Anforderungen fügen müſſe. Darnach ſehe ich das Schalten und Walten meines neuen Dienſtboten acht Tage lang ruhig an, ohne beſtändig zu befehlen oder zu mäkeln, ja ich ſtudire in dieſer Zeit Weſen und Charakter des Mädchens, berückſichtige ihre kleinen Eigenheiten und Angewohnheiten und trage denſelben nach Möglichkeit Rechnung. Ich laſſe das Mädchen in Kleinigkeiten gewähren und ſtelle ihr die vernünftige Eintheilung der Arbeit, ſo viel als möglich, anheim.

Sehe ich nach dieſer Zeit, daß das Mädchen meinen Anforderungen entſprechen wird, ſo gebe ich mir die Mühe, das Mädchen für mich zu erziehen, jedoch ſtets mit Berückſichtigung ihrer Eigenart.

Geſtattet die Hausfrau dem Mädchen bei gleich günſtigem Erfolge dieſe oder jene Verrichtung auf ihre Art zu machen, ſo trägt dies viel zum Wohlbehagen des Mädchens bei. Oft geht auch, namentlich bei jungen Haushaltungen, die Erfahrung des Dienſtboten über die der jungen Hausfrau.

Das Mädchen darf nie die mir ſchuldige Hochachtung aus den Augen laſſen; ich behandle es aber freundlich und lege einen bittenden Ton in meinen Befehl, beſonders wenn ich eine außergewöhnliche Dienſtleiſtung noch ſpät Abends oder des Nachts beanſpruche. Ich füge gern das kleine Wörtchen „danke“ hinzu, welches das Mädchen erfreut und für beide Theile, den Gebenden wie Empfangenden, gleich ehrend iſt. Wie viel mehr erzielt man durch dieſe kleinen Zugeſtändniſſe und Freundlichkeit, als mit Schelten und Befehlen, wodurch man das Mädchen ängſtlich macht und ihr das Vertrauen zu der Gerechtigkeit der Hausfrau nimmt.

Ich lege ſehr viel Werth darauf, daß mein Mädchen, ohne ſich zu putzen, von Morgens früh bis zum Feierabend reinlich und nett gekleidet iſt; ſie darf nicht eher mein Zimmer betreten, bis ihr Haar geglättet, ihr Fuß im feſten Schuh und ihre Hände rein ſind; ſehr bald gewöhnt ſich das Mädchen an dieſe Vorſchrift und fühlt ſich wohl dabei.

Der Lohn muß pünktlich gegeben und durch ein Sparkaſſenbuch das augenblicklich nicht gebrauchte oder übrige Geld gut angelegt werden. Die errungenen Früchte der Arbeit ſpornen zu Fleiß und Sparſamkeit. Fragt mich mein Dienſtbote um Rath, ſo gebe ich ihn gern; dringe aber denſelben nicht auf.

Ich ſchätze die mir Jahr aus Jahr ein gewährte Arbeit hoch und gebe freudig den Lohn ohne Abzug für zerbrochene Gläſer oder Teller. Ich weiß ja, daß auch mir bei täglicher Handhabung dieſer zerbrechlichen Waare ein Gleiches geſchehen würde. Ich habe Achtung vor der Arbeit der dienenden Klaſſe und würde mich ſchämen, hinter ihrem Rücken in geſelligen Kreiſen ihre Fehler, die ja Alle mehr oder weniger haben, rückſichtslos aufzudecken. Wie oft erlauſcht ein aufwartender Dienſtbote ſolche Geſpräche und theilt ſie den Betreffenden mit. Kann man es den Dienſtboten übel nehmen, wenn auch ſie über die Herrſchaften läſtern?

Darum, meine lieben Mitſchweſtern: etwas mehr Duldſamkeit bei den Fehlern unſerer Dienſtboten. Unterzieht euch der Mühe, ihren Charakter zu ſtudiren. Ihr beurtheilt ſie dann gerechter und erleichtert euch dadurch die Erziehung der neuen Dienſtboten, welche ſegensreiche Früchte für Haus und Familie trägt. Pauline.

Pflicht und Arbeit. Die Pflicht iſt kein Gefühl, ſondern ein unſer ganzes Leben durchdringender Grundſatz und umfaßt die ganze Exiſtenz des Menſchen. Auf welchen Platz das Leben, die Verhältniſſe ein Weib auch geſtellt haben, immer giebt es dort eine Pflicht zu erfüllen.

Unentſchiedenheit und Schwäche ſind ſtrenger Pflichterfüllung am hinderlichſten. Mißachtet die Frau ihre nächſtliegenden Pflichten, ſo wird der Einfluß der Leidenſchaften und Launen ſie beherrſchen und ſie da Unſegen ſäen, wo ſie zum Segen ihrer Umgebung wirken ſollte. Man wird ſelten bei einer Frau, die ihren Pflichten gewiſſenhaft nachkommt, ihre Zeit in nützlicher Beſchäftigung verwerthet, jene Untugenden, wie: Neid, Klatſchſucht, Gefallſucht, welche dem weiblichen Geſchlecht ganz beſonders zur Laſt gelegt werden, treffen; ſondern eine Zufriedenheit und Heiterkeit des Gemüthes, eine Klarheit der Seele bei ihr finden, die wir vergebens bei einer pflichtvergeſſenen, trägen Frau ſuchen. Müſſiggang nennt man nicht umſonſt „aller Laſter Anfang“, denn er erzeugt

nicht allein bei den Frauen jenen gefährlichen Hang zum Träumen, welcher die Widerstandskraft gegen schlechte Einflüsse und Gedanken untergräbt, sondern auch den Sinn für unerlaubte Unterhaltungen, die allmählich den Frieden, die Gesundheit des Körpers und der Seele zerstören.

„Arbeite und bewege dich," sagt Thümmel, „so werden Seele und Körper sich einander so begegnen, als suchten sie die ehemalige gute Freundschaft wieder zu erneuern, die ein geringes Mißverständniß, körperliches Unbehagen unterbrochen hatte. Wer stets thätig, fleißig ist, der ist nie unglücklich, nie mißvergnügt; denn er findet immer das durch Sorgen, Kümmernisse aller Art verloren gegangene Gleichgewicht wieder. Wie oft hört man die Klage, daß der guten Tage so wenige, der schlimmen so viele sind. Wenn man sich weniger Zeit zu solchen Grübeleien ließe, würde die Klage bei Weitem weniger gehört werden. Bei der Arbeit kommen die 'guten Tage' ganz ungerufen und wir lernen in ihr den Segen der Pflichttreue kennen, welche zum Müssiggang keine Zeit findet. —

Die arme Tagelöhnerfrau in der Hütte wie die reiche Frau im Palast, jede hat ihren Kreis von Pflichten. Sie erkennen, im richtigen Geist erfüllen, bleibt die Aufgabe, von deren nachlässiger oder gewissenhafter Ausführung nicht allein das eigene, sondern das Glück, der Friede einer ganzen Familie abhängt. Wie viel schlechte Laune entspringt aus Trägheit und dem Mangel an Arbeitslust. Nur eine entwickelte Thätigkeit kann den Dämon der Frauen, 'die schlechte Laune' beherrschen und das Vertrauen zu unseren Kräften wieder herstellen, wenn es durch Krankheit, Kummer, Sorge abhanden gekommen ist.

Aber auch allzu großer Pflichteifer, ein Ueberhasten der Arbeit, kann für uns nachtheilig werden, indem es nicht allein das Nervensystem zerstört, sondern auch die gute, geschickte Ausführung beeinträchtigt, die Umgebung in fortwährender Unruhe erhält und in die eigene Aufregung, welche gar zu leicht bei allzu großem Pflichteifer entsteht, mit hineinzieht.

„Versäume keine Pflicht und übernimm nicht eine neue, bis du der alten genug gethan!" warnt Leopold Schefer. „Was sich mit diesen nicht verträgt, das weise von dir, sonst verwickelst du dich in Dornen, die du nicht mehr lösest." Man kann in den meisten Fällen annehmen, daß da, wo eine pflichttreue Frau, die eine richtige Eintheilung der Zeit, der Arbeit kennt und dadurch keine unbilligen Anforderungen an die Kräfte ihrer Untergebenen stellt, an der Spitze eines Hauswesens steht, Frohsinn und Zufriedenheit im Hause herrscht und jeder in stillschweigendem Wetteifer, seine Pflicht zu thun sucht.

Zu welcher Wohlthäterin ihrer Mitmenschen eine einfache Heldin der Arbeit werden kann, zeigt uns die Geschichte Barbara Uttmann's, geboren 1514 zu Elterlein im Erzgebirge, gestorben 1585 zu Annaberg.

Ein glückliches Geschick machte Barbara gerade zu einer Zeit mit der Brabanter Spitzenfabrikation bekannt, als die Gruben im Erzgebirge den Ertrag versagten und man fürchtete, daß sie ausgeschachtet wären. Gleichzeitig verheerten Seuchen den Viehstand, die Ernte mißrieth und die armen Bewohner des Erzgebirges blickten trost- und hilflos dem Elende entgegen. Da, in der allgemeinen Noth, kam Barbara der Gedanke, daß wo die Schätze des Erdreiches versagten, Fleiß und Industrie einen neuen Erwerbszweig zu finden suchen müßten, und sie erlernte und lehrte mit unermüdlichem Fleiß die Brabanter Spitzenfabrikation. Ihr Eifer, ihre Thätigkeit, wurden gelohnt und trugen die reichsten Früchte. Nicht für die Zeit der Noth allein, nein bis auf den heutigen Tag ist die Spitzenfabrikation im Erzgebirge eine nicht versiechende Erwerbsquelle für die armen Bewohner des Erzgebirges geworden, und Tausende und aber Tausende haben den Fleiß, die Intelligenz einer schlichten Frau der Arbeit segnen gelernt, die von dem edelsten Eifer beseelt, ihren armen Mitschwestern zu helfen, der allgemeinen Noth zu steuern, unermüdlich gearbeitet und unterrichtet hat.

Ein ehrendes Gedächtniß ihrer Thätigkeit geben die einfachen, herzwarmen Worte, welche die dankbaren Bewohner des Erzgebirges dieser braven Heldin der Arbeit auf ihren Grabstein verzeichnen ließen:

„Ein thätiger Geist, eine sinnige Hand,
Sie ziehen den Segen in's Vaterland."

B. Barnow.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 5. September. **Jesus, der wahre Weinstock.** Joh. 15, 1—16.

1. Ich bin ein rechter Weinstock, und mein Vater ein Weingärtner.
2. Einen jeglichen Reben an mir, der nicht Frucht bringet, wird er wegnehmen; und einen jeglichen, der da Frucht bringet, wird er reinigen, daß er mehr Frucht bringe.
3. Ihr seid jetzt rein um des Worts willen, das ich zu euch geredet habe.
4. Bleibt in mir, und ich in euch. Gleichwie der Rebe kann keine Frucht bringen von ihm selber, er bleibe denn am Weinstock; also auch ihr nicht, ihr bleibet denn an mir.
5. Ich bin der Weinstock; ihr seid die Reben. Wer in mir bleibet, und ich in ihm, der bringet viel Frucht; denn ohne mich könnt ihr nichts thun.
6. Wer nicht in mir bleibet, der wird weggeworfen, wie eine Rebe, und verdorret, und man sammelt sie, und wirft sie in's Feuer, und muß brennen.
7. So ihr in mir bleibet, und meine Worte in euch bleiben, werdet ihr bitten, was ihr wollt, und es wird euch widerfahren.
8. Darinnen wird mein Vater geehret, daß ihr viel Frucht bringet, und werdet meine Jünger.
9. Gleichwie mich mein Vater liebet, also liebe ich euch auch. Bleibet in meiner Liebe.
10. So ihr meine Gebote haltet, so bleibet ihr in meiner Liebe, gleichwie ich meines Vaters Gebote halte, und bleibe in seiner Liebe.

11. Solches rede ich zu euch, auf daß meine Freude in euch bleibe, und eure Freude vollkommen werde.

12. Das ist mein Gebot, daß ihr euch unter einander liebet, gleichwie ich euch liebe.

13. Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde.

14. Ihr seid meine Freunde, so ihr thut, was ich euch gebiete.

15. Ich sage hinfort nicht, daß ihr Knechte seid; denn ein Knecht weiß nicht, was sein Herr thut. Euch aber habe ich gesagt, daß ihr Freunde seid; denn alles, was ich habe von meinem Vater gehöret, hab ich euch kund gethan.

16. Ihr habt mich nicht erwählet, sondern ich habe euch erwählet, und gesetzt, daß ihr hingehet, und Frucht bringet, und eure Frucht bleibe; auf daß, so ihr den Vater bittet in meinem Namen, daß er's euch gebe.

I. Das Bild vom Weinstock und den Reben. V. 1 bis 3.

Mit den Worten: „Stehet auf, lasset uns von hinnen gehen!" war der Herr von dem Passahmahl aufgestanden und schickte sich an, den schweren Gang nach Gethsemane zu thun. Die nun folgenden Reden eichtete er an seine Jünger wahrscheinlich auf dem Wege nach dem Oelberg, beim Gang durch die Weingärten, welche den Weg, der über den Bach Kideon führte, begrenzten. — Ich (Jesus) bin ein rechter (bessee: dee wesentliche) Weinstock. Unter dem Bilde eines Weinstocks hatten die Peophelen des alten Bundes oft das Volk Israel dargestellt, das „im Weinberge des Herrn als Edelrebe gepflanzt war und statt Teauben Herlinge" drachte (Jes. 5, 2. 4; Hesek. 19, 10—14 und a. O.). Mit Beziehung hierauf nennt sich nun Jesus den „wesentlichen Weinstock". Was der natüeliche Weinstock im Sinnbild, und was Israel im Vorbild war oder wenigstens sein sollte, das ist Christus in Wesenheit, nämlich die Wuezel und der Stamm des Liebeseeiches dee neutestamentlichen Gemeinde. Mein Vater ein Weingärtner. Unter diesem Bilde wird das Walten Gottes in dee Welt uud der Kirche daegestellt. Der Vatee hat den „Weinstock" Christum nicht nur gepflanzt, d. h. in die Welt gesandt, sondern er wacht auch darüber, daß die Reben, d. h. das auf Cheistum gegeündete Gottesreich, sich seinem Willen gemäß entwickele.

V. 2. Einen jeglichen Reben an mir. Jeder einzelne Jünger und jede einzelne Kirche ist eine solche Rebe. Es sind viele Reben, aber nur ein Weinstock, aus welchen Kraft und Lebenssaft allen Reben zuströmt. Der nicht Frucht bringet. Die nicht Frucht tragenden Reben sind wilde Wasserschößlinge, welche als unnützes Holz von dem Weingartner entfernt werden. Dieselben sind ein Bild bloßer Namenchristen, welche zwar äußerlich durch ihr Belenntniß mit dem Weinstock Christo verbunden sind, aber innerlich keine Gemeinschaft mit ihm haben und dahee auch die Früchte des Geistes, Gal. 5, 22. 23, nicht teagen, ohne geistliches Leben sind und der Werke des Glaubens und der Liebe ermangeln. Wied er wegnehmen. Durch Versuchungen und Verfolgungen, duech zeitliche Strafgerichte, in welchen ihre Unlauterkeit offenbae wird, und durch den Tod. Einen jeglichen, der da Frucht bringet, wied er reinigen. Diese Reinigung kommt freilich nicht ohne die Mitwirkung des heiligen Geistes zu Stande; doch dienen auch hier äußere Leiden und Heimsuchungen, wie sie in den Tagen des Leidens Jesu über die Junger ergingen, als Reinigungsmittel in der Hand des himmlischen Weingärtners. Der Zweck dieser Reinigung ist, daß die Reben mehr Frucht bringen.

V. 3. Ihr seid jetzt rein. Ihr gehöret zu den fruchttragenden Reben, zu den Auserwählten in Israel. Um des Worts willen, bessee: durch das Wort u. s. w. Durch Annahme der Lehre Jesu und gläubigen Anschluß an ihn sind die Jünger zu guten Reben geworden (Joh. 17, 17). Sie sind rein und bedürfen doch noch dee weiteren Reinigung (V. 7). Sie sind durch den Glauben an Christum gerechtfertigt vor Gott, bedurfen aber noch der Heiligung des Lebens.

II. Die Frucht der Vereinigung Jesu mit seinen Jüngeen. V. 4—15.

V. 4. Bleibet in mir u. s. w. Das schließt alte Eigenkraft, allen Eigenwillen, alle Eigengerechtigkeit oder Verdienstlichkeit aus. Kein Rebe kann Frucht bringen aus sich selbst; nur aus dem Weinstock empfängt er den betreffenden Lebenstrieb; also ist auch außer Christo kein feuchtbringendes Leben möglich. Um in Christo zu bleiben, müssen wir erst mit ihm vereinigt werden. Diese Vereinigung eelangen wir durch die Bekeheung, in welcher wie uns den Zügen seines Geistes hingeben, die Sünde und Alles, was uns von Christo scheidet, verlassen und ihn im Glauben als unsern Heiland und Eelöser aufnehmen. Ist dies geschehen, dann bleiben wir in ihm duech den Glauben, durch die Liebe zu ihm, durch treue Erfüllung seines Willens und durch Gebet und Benützung der Gnadenmittel. Und wenn wir also in ihm bleiben, dann bleibt auch er in uns.

V. 5. Dee bringet viele Frucht. Dies gilt von jedem einzelnen Cheisten (Lehrern, Predigern), wie von ganzen Gemeinden. In der Gemeinschaft mit Christo liegt das Geheimniß unseres Erfolgs. Predige Cheistum, lebe in Cheisto, bleibe in ihm — und die Frucht wird dir nicht fehlen. Aber nicht nur unser Erfolg uach außen ist durch unsere Gemeinschaft mit Christo bedingt, soudern auch — und in noch höherem Grade — unser Erfolg in dem Kampf der Heiligung, in dee Ueberwindung des Bösen und in der Ausübung des Guten. Ohne mich könnet ihr nichts thun.

V. 6. Wied weggeworfen, wie die abgeschnittenen Ranken eines Weinstocks auf einen Haufen geworfen und später verbeannt weeden. Und verdoreet, verliert Kraft und Leben. Auch dieses gilt von einzelnen Christen wie von ganzen Gemeinden. Das „Verdorren" geschieht nicht augenblicklich, sondern allmählich. Darum giebt es Viele, die den Namen haben, daß sie leben und doch todt sind, Viele, die den Schein eines gottseligen Lebens haben und dessen Kraft verleugnen. Prüfe doch Jedee sich selbst, wie es mit ihm stehe. Und muß drennen. Wie die abgeschnittene Rebe verbrannt wird, so verfällt auch der abgefallene Christ (oder die abtrünnige Gemeinde) dem Feuer des göttlichen Gerichts. Dieses zündet der Herr oft schon auf Erden an. Er sendet die Strafwerkzeuge des göttlichen Zorns, von welchen die Geschichte der Völker (Israel), wie einzelner Personen zeuget. Aber vollendet wied dieses Gericht am jüngsten Tage.

V. 7. u. 8. Wenn ihr in mir bleibet und meine Worte in euch, d. h. wenn ihr meine Worte in euren Herzen bewahret und zur Regel und Richtschnur all eures Handelns machet. Werdet ihr bitten u. s. w. Auf dieser innigen Gemeinschaft mit Cheisto beruht das rechte „Gebet in seinem Namen", das, wie wir in der vorigen Lektion schon sahen, nicht unerhört bleiben kann, um so mehr, da die Erhörung desselben wie überhaupt das erfolgreiche Kämpfen und Wirken der Jünger Jesu zur Ehre Gottes dient. Meine rechten Jünger, mir ähnlich in Gesinnung und Wandel.

V. 9. Wie mich mein Vater liebet, so liebe ich euch. Gewiß das höchste Maß der Liebe; und diese Liebe hat Cheistus thatsachlich bewiesen in seinem

Opfertode für uns. „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde.“ Bleibet in meiner Liebe, d. h. in der Liebe, die ich zu euch habe. In dieser Liebe bleiben, heißt in der beständigen Ueberzeugung leben und arbeiten, daß seine Liebe über uns waltet und nichts uns von dieser Liebe scheiden kann (Röm. 8, 35—39). Diese Ueberzeugung können wir freilich nur dann bewahren, wenn wir selbst diese Liebe erwidern.

V. 10. So ihr meine Gebote haltet. Das „Bleiben in der Liebe Jesu“ ist bedingt durch das Halten seiner Gebote. Jede Uebertretung des göttlichen Willens trübt das Bewußtsein der Liebe Jesu. Wie ich meines Vaters Gebote halte. Das Vorbild Jesu zeigt, daß es sich hier nicht bloß um die Beobachtung einzelner Gebote handelt, sondern um eine völlige Uebereinstimmung unseres Willens mit dem Willen Jesu.

V. 11. Solches rede ich zu euch, d. h. das Gleichniß von dem Weinstock und den Reben. Meine Freude. Die Freude, die Jesus selbst genießt in dem Bewußtsein der Liebe seines Vaters. Diese Freude soll auch die unsrige sein. Nicht Kopfhänger, sondern fröhliche, glückliche Menschen sollen die Jünger Jesu sein.

V. 12. 13. Daß ihr euch unter einander liebet. Als Reben an dem einen Weinstock, als Glieder einer Gottesfamilie sollen die Christen einander lieb haben. Die Größe dieser Bruderliebe wird bemessen nach der Liebe Jesu zu seinen Jüngern, die ihn selbst in den Tod getrieben hat.

V. 14. 15. Ihr seid meine Freunde. Ich sehe euch als solche Freunde an, für die ich sterbe; ihr müßt euch aber auch als meine Freunde bewähren, indem ihr euch unter einander liebet nach dem Maß meines aufopfernden Vorbildes. Ich sage hinfort nicht, daß ihr Knechte seid. Bisher standen die Jünger zu Jesu im Verhältniß der rabbinischen Jüngerschaft, jetzt aber rücken sie in die Stellung der Freunde vor; aber damit werden sie im Sinne des freien Gehorsams erst recht seine Knechte, wie ja Jesus selbst auch der „Knecht Gottes“ genannt wird.

V. 16. Ihr habt mich nicht erwählet. Jünger wählten bei den Juden gewöhnlich ihren eigenen Rabbi oder Meister; Jesus hatte seine Jünger selbst erwählt (Matth. 4, 18—22; Mark. 2, 14). Wenn gleich diese Worte Jesu sich zunächst nicht auf die Erwählung zum ewigen Leben, sondern auf die Erwählung zum Apostelamt beziehen, so gelten sie doch auch von der ersteren. Ohne den Ruf des Heilandes, ohne die Gnadenwirkung des heiligen Geistes, welche das Werk der Bekehrung in uns beginnt, würde ja kein Mensch selig. Und gesetzt, daß ihr hingehet u. s. w. Der Herr sucht Frucht bei uns, bleibende Frucht; wo sie fehlt, ist unser Leben ein verlorenes. Auf daß, so ihr den Vater bittet. In dieser Gebetsfreudigkeit und Erhörungsgewißheit gipfeln sich die seligen Wirkungen unserer Lebens- und Liebesgemeinschaft mit Christo.

Praktische Gedanken.

Der Ernst und die Herrlichkeit des Christenstandes.

1. Der Christ ist abhängig von Christo wie die Rebe vom Weinstock (V. 1—5). Durch die Wiedergeburt ist er eine neue Creatur geworden; er ist nicht mehr außer Christo, sondern auf's Innigste mit ihm verbunden. Das Leben Christi ist sein Leben. Aus ihm zieht er die Kraft zum Kampf wider die Sünde und zur selbstverleugnenden Liebesarbeit. „Ohne mich könnet ihr nichts thun.“

2. Er muß gereinigt werden durch das Messer des Vaters (V. 2. 5). Es ist dies die Aufgabe der Heiligung. Die alte Natur muß sterben; der alte Mensch in den Tod gegeben werden. Das ist schmerzhaft, und oft geht es nicht ohne schwere Leiden. Aber es muß geschehen. Selbst das rechte Auge muß ausgerissen werden u. s. w., wenn es uns hindert zum Leben einzugehen. Es ist uns besser, daß wir einäugig u. s. w. zum Leben eingehen, als daß wir zwei Augen haben u. s. w. und werden in das ewige Feuer geworfen.

3. Er kann wieder aus der Gemeinschaft mit Christo hinausgerathen und verderben (verwildern, abgeschnitten, weggeworfen werden, verdorren, verbrennen, V. 6). Darum gilt es zu wachen, zu beten und zu kämpfen bis auf's Blut.

4. Er hat die Aufgabe Frucht zu bringen zum ewigen Leben, damit der Vater durch ihn geehret werde (V. 7. 8). Man vergleiche Matth. 5, 13—16.

5. Wie der Christ mit Christo in seligster Lebens- und Liebesgemeinschaft steht, so steht er auch mit den Brüdern in innigster Gemeinschaft des Heils und des Geistes (V. 9—13). „Nun lebe nicht ich, sondern Christus lebet in mir“ u. s. w. Die Christen sind Reben an einem Weinstock, Jünger eines Meisters, Kinder eines Vaters — eine große, selige Gottesfamilie.

6. Der Christ ist ein Freund und Mitarbeiter Christi (V. 14—16) in dem großen Werke der Rettung der in Sünden hinsterbenden Menschheit, und durch die Macht seines gläubigen Gebets steht ihm die ganze Fülle der göttlichen Kraft und Gnade zu Gebote.

Sonntag, 12. September. **Das Amt des heiligen Geistes.** Joh. 16, 5—20.

5. Nun aber gehe ich hin zu dem, der mich gesandt hat; und niemand unter euch fraget mich: Wo gehest du hin?

6. Sondern, dieweil ich solches zu euch geredet habe, ist euer Herz voll Trauerns worden.

7. Aber ich sage euch die Wahrheit, es ist euch gut, daß ich hingehe. Denn so ich nicht hingehe, so kommt der Tröster nicht zu euch; so ich aber gehe, will ich ihn zu euch senden.

8. Und wenn derselbige kommt, der wird die Welt strafen um die Sünde, und um die Gerechtigkeit, und um das Gericht.

9. Um die Sünde, daß sie nicht glauben an mich.

10. Um die Gerechtigkeit aber, daß ich zum Vater gehe, und ihr mich hinfort nicht sehet.

11. Um das Gericht, daß der Fürst dieser Welt gerichtet ist.

12. Ich habe euch noch viel zu sagen; aber ihr könnet's jetzt nicht tragen.

13. Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Denn er wird nicht von ihm selber reden; sondern was er hören wird, das wird er reden, und was zukünftig ist, wird er euch verkündigen.

14. Derselbige wird mich verklären; denn von dem Meinen wird er's nehmen, und euch verkündigen.

15. Alles, was der Vater hat, das ist mein; darum hab ich gesagt: Er wird's von dem Meinen nehmen, und euch verkündigen.

16. Ueber ein Kleines, so werdet ihr mich nicht sehen; und aber über ein Kleines, so werdet ihr mich sehen; denn ich gehe zum Vater.

17. Da sprachen etliche unter seinen Jüngern unter einander: Was ist das, das er saget zu uns, über ein Kleines, so werdet ihr mich nicht sehen, und aber über ein Kleines, so werdet ihr mich sehen, und daß ich zum Vater gehe?

Digitized by Google

18. Da ſprachen ſie: Was iſt das, das er ſagt, über ein Kleines? wir wiſſen nicht, was er redet.

19. Da merkete Jeſus, daß ſie ihn fragen wollten, und ſprach zu ihnen: Davon fraget ihr unter einander, daß ich geſagt habe, über ein Kleines, ſo werdet ihr mich nicht ſehen, und aber über ein Kleines, ſo werdet ihr mich ſehen.

20. Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch, ihr werdet weinen und heulen; aber die Welt wird ſich freuen. Ihr aber werdet traurig ſein; doch eure Traurigkeit ſoll in Freude verkehret werden.

Unſere Lektion iſt eine Fortſetzung der Abſchiedsreden des Herrn. Um die Seinen vor Aergerniß zu bewahren, hat er ihnen nicht nur ſeinen Tod, ſondern auch die Verfolgungen vorhergeſagt, die ſie um ſeinetwillen erleiden ſollen (V. 1—4). Nun aber zeigte er ihnen auch, daß ſein Tod nicht ein Zeichen der Uebermacht der Feinde, ſondern vielmehr ein Theil des göttlichen Liebesrathſchluſſes ſei.

I. Die Verheißung des heiligen Geiſtes. V. 5 bis 7.

V. 5. 6. Nun gehe ich hin. Eine oder zwei Stunden ſpäter ſchon wurde er von Judas ſeinen Feinden ausgeliefert. Keiner von euch fragt mich. Die Jünger denken nur an das Scheiden des geliebten Meiſters, an ihre Verlaſſenheit ohne ihn. An den Herrn ſelbſt denken ſie nicht; daher fragen ſie ihn nicht einmal, wohin er denn gehen werde. Daß er zum Vater gehe und von dort aus mehr für ſie thun könne, als wenn er auf Erden bleibe, das iſt der Gedanke, mit welchem er ſie nun aufrichten will.

V. 7. Es iſt euch gut. Warum? 1. Weil die Jünger ihn erſt nach ſeinem Eingang zum Vater recht kennen lernen konnten. Bisher war ihrem Verkehr mit ihm noch viel Fleiſchliches beigemiſcht; erſt nachdem er ihnen entrückt war, erkannten ſie ihn in ſeiner göttlichen Majeſtät. 2. So lange er auf Erden weilte, konnte er nur wenigen Auserwählten perſönlich nahe ſein, nach ſeiner Erhöhung aber iſt er Allen allenthalben gegenwärtig in ſeiner Hetfersmacht. 3. So lange er auf Erden wandelte, lebten die Jünger im Schauen; nun aber ſollten ſie auch ohne Schauen glauben lernen. 4. Durch ſeinen Hingang in den Tod allein konnte die Sünde der Welt geſühnt und die Scheidewand unſerer Schuld hinweggethan werden, welche einer Selbſtmittheilung Gottes an den Sünder, alſo der Mittheilung des heiligen Geiſtes im Wege ſtand. 5. Durch ſeinen Hingang zum Vater wurde er der allmächtige König des Gottesreiches, dem gegeben iſt alle Gewatt im Himmel und auf Erden. Der Tröſter. Der griechiſche Ausdruck (Paraklet) bezeichnet Tröſter und Rechtsbeiſtand oder Sachwalter zugleich. Ich will ihn zu euch ſenden. Einheit des Vaters und des Sohnes. Der heilige Geiſt wird geſandt von beiden.

II. Das Amt des heiligen Geiſtes. V. 8—15.

V. 8. 9. Der wird die Welt, die ungläubige Sünderwelt, ſtrafen, d. h. überführen wegen der Sünde. Alſo nicht bloß ein Tröſter für die Gläubigen, auch ein innerlicher Richter für die Ungläubigen iſt der heilige Geiſt. Er überführt die Welt von der Sünde: 1. von ihrer Schuld, welche Gott allein vergeben kann; 2. von ihrer Macht, und 3. von ihren Folgen, von welchen wiederum Gott allein erlöſen kann. Daß ſie nicht glauben an mich. Seit Chriſtus in der Welt erſchienen iſt, vereinigt ſich alle Sünde wie in einem Brennpunkt in der Verwerfung Chriſti, im Unglauben. 1. Chriſtus iſt die vollkommenſte Offenbarung der Liebe und Heiligkeit Gottes; wer ihr gegenüber unempfindlich bleibt, deſſen Herz muß hart ſein wie Stein. 2. Chriſtus iſt die Verſöhnung für unſere Sünden; er hat unſre Schuld getilgt und uns die ewige Seligkeit erworben, ihn verwerfen heißt daher die ewige Seligkeit von ſich ſtoßen. 3. Keine Einzelſünde, nur der Unglaube bringt den Sünder in die Hölle; denn jede Einzelſünde kann vergeben werden, der Unglaube aber macht jede Vergebung unmöglich. Darum ſagt der Herr: „Wer da glaubet und getaufet wird der ſoll ſelig werden; wer aber nicht glaubt, der ſoll verdammt werden.“

V. 10. Um die Gerechtigkeit. Der heilige Geiſt wird die Welt überführen von der Gerechtigkeit Chriſti; einerſeits davon, daß er ſelbſt gerecht war und unſchuldig hingerichtet worden iſt (wovon nicht nur die Wunder bei ſeinem Tode, ſeine Auferſtehung und Himmelfahrt, ſondern beſonders auch die Ausgießung des heiligen Geiſtes Zeugniß gaben), und andererſeits davon, daß er auch unſere Gerechtigkeit iſt, und wir nur durch ihn und in ihm die Gerechtigkeit erlangen können, die vor Gott gilt (Röm. 4, 25).

V. 11. Um das Gericht. Durch den Tod Chriſti iſt die Macht des Fürſten dieſer Welt gebrochen. Er iſt gerichtet; das Urtheil über ihn iſt zwar noch nicht vollzogen, aber es iſt ſchon gefällt; und der heilige Geiſt läßt uns fühlen, daß die ſchließliche Ausführung des Richterſpruchs über den Fürſten der Finſterniß nicht ausbleiben kann. Sein Schickſal werden dann aber auch diejenigen theiten, welche ſich von dem heiligen Geiſt nicht ſtrafen und zu Chriſto führen laſſen. — Ein thatſächlicher Anfang des Gerichts über den Fürſten dieſer Welt iſt die Gründung und Ausbreitung der chriſtlichen Kirche, durch welche ihm ſeine Herrſchaft über die Menſchen entriſſen wird.

V. 12. Der Herr geht nun über zu der Schilderung des Tröſteramtes, welches der heilige Geiſt an den Gläubigen übt. Ihr könnet es jetzt nicht tragen. Die Jünger waren noch zu ſehr in den fleiſchlichen Anſchauungen ihres Volks befangen. Nach dem Tod und der Auferſtehung Jeſu erſt waren ſie fähig, den ganzen Rathſchluß der Erlöſung zu faſſen, und dann ſollte der heilige Geiſt ihr Lehrmeiſter ſein.

V. 13. Die hier gegebene Verheißung iſt eine Beweisſtelle für die kirchliche Lehre von der Eingebung (Inſpiration) der heiligen Schrift. In alle Wahrheit, d. h. in die ganze Wahrheit. Nicht Allwiſſenheit in Beziehung auf die mannichfaltigen Gebiete menſchlichen Erkennens, wohl aber eine volle klare und irrthumsloſe Erkenntniß der praktiſchen Heilswahrheiten wird den Jüngern verheißen.

V. 14. 15. Derſelbe wird mich verklären. Was er verkündigt, kann nur zur Verherrlichung des Sohnes dienen, weil es von ihm genommen iſt. Aber wie der heilige Geiſt von dem Sohne nicht getrennt werden kann, ſo iſt auch der Sohn nicht zu löſen vom Vater. Dieſe beiden Verſe bezeugen die Weſeneinheit des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes.

III. Der ſcheidende Meiſter. V. 16.

V. 16 Ueber ein Kleines. Eine Anſpielung auf ſeinen Tod, durch welchen er ihren Blicken entzogen wurde. Aber über ein Kleines werdet ihr mich ſehen. Das Wort „ſehen“ hat hier einen tieferen Sinn als im erſten Theil des Verſes. Dort bezeichnet es nur das Sehen mit den leiblichen Augen, hier zugleich auch ein geiſtliches Schauen, ein Wahrnehmen der Offenbarung des Auferſtandenen in den Geſchicken der Völker, der Kirche und des eigenen Lebens. Die Erfüllung dieſer Verheißung begann mit der Auferſtehung Chriſti, ſetzte ſich fort in der Ausgießung des

Digitized by Google

heiligen Geiſtes am Pfingſtfeſte und wird ſich vollenden in der Wiederkunft Chriſti zum Weltgericht.

V. 17 u. 18. Die Worte Jeſu ſind den Jüngern ein Räthſel. Sie tragen das höchſte Verlangen, Aufſchluß über ſo wichtige, offenbar noch bevorſtehende, ihr innerſtes Leben betreffende Dinge zu gewinnen. Dennoch ſcheuen ſie ſich, dem Herrn ſelbſt ihre Fragen vorzulegen. — Er aber, der wohl wußte, was im Menſchen war, kommt ihrem Verlangen zuvor, auch ohne daß ſie ſolches ausſprechen.

V. 19 u. 20. Mit einem „Wahrlich" beſtätigt der Herr ſein vorhergehendes Wort, daß die Seinen bald weinen und heulen werden darüber, daß ſie ihn nicht ſehen, während die Welt — die glaubensloſe — ſich freut, daß er den Lebendigen entrückt wird und im Tode unterliegt. Aber dieſes Unterliegen iſt nur ein ſcheinbares und vorübergehendes! Und dann, wenn der Herr über Tod und Leben die Grabesketten brechen und als der Auferſtandene den Seinen erſcheinen wird — dann ſoll ihre Traurigkeit in Freude verwandelt werden. Dieſe Verheißung ſollte die Jünger in die Nacht der Leidensgeſchichte hinein begleiten und ſie aufrecht erhalten in den ſchweren Stunden des Zweifels und der Anfechtung, welchen ſie entgegen gingen.

Praktiſche Gedanken.

Die Wirkſamkeit des heiligen Geiſtes.

1. Sie iſt bedingt durch den Hingang Jeſu, der den Jüngern zwar betrübend (V. 5. 6); aber doch heilſam iſt (V. 7). Wie oft denken wir, wenn der Heiland heute noch auf Erden wandelte, wie in den Tagen ſeines Fleiſches, ſo könnten wir beſſer zu ihm kommen und ihm leichter dienen; und doch iſt er uns heute noch ebenſo nahe, ja noch näher, als er damals ſeinen Jüngern war; denn er will nicht nur bei uns ſein, ſondern in uns ſein und wohnen durch ſeinen Geiſt.

2. Sie äußert ſich verſchieden bei verſchiedenen Menſchen (V. 8—15). Die Welt überzeugt der heilige Geiſt von der Sünde, von der Gerechtigkeit und von dem Gericht (V. 8—11). Die Gläubigen führt er immer tiefer in die Erkenntniß der Wahrheit ein (V. 13—15).

3. Die Wirkſamkeit des heiligen Geiſtes iſt uns um ſo nöthiger, da Jeſus nicht mehr ſichtbar unter uns wandelt (V. 16—20).

Andeutungen für den Klaſſenunterricht.

1. Schilderung der Seelenſtimmung, in welche die Jünger durch die Abſchiedsreden Jeſu verſetzt worden, ihre von fleiſchlichen Intereſſen keineswegs freie Traurigkeit. — 2. Segen des Hingangs Jeſu zum Vater nach den obigen Erklärungen (V. 5—7). — 3. Schilderung der Wirkſamkeit des heiligen Geiſtes, der bekehrenden, belehrenden und tröſtenden. Dieſer Theil iſt beſonders ausführlich und anſchaulich zu behandeln (V. 8—15). — 4. Die Freude der Welt und der Schmerz der Jünger bei dem Tode Jeſu, ein Seitenſtück zu der Freude der Jünger und dem Schmerz der Welt bei ſeiner Auferſtehung und bei ſeiner Wiederkunft in Herrlichkeit. — 5. Das Nichtſehen und das Wiederſehen Jeſu (V. 16 u. 17) ein Bild des Nichtſehens und Wiederſehens unſerer Lieben, die uns im Tode vorangegangen.

Sonntag, 19. September.

Das hoheprieſterliche Gebet.

Joh. 17, 1—3; 11—21.

1. Solches redete Jeſus, und hub ſeine Augen auf gen Himmel und ſprach: Vater, die Stunde iſt hie, daß du deinen Sohn verklären, auf daß dich dein Sohn auch verkläre;
2. Gleichwie du ihm Macht haſt gegeben über alles Fleiſch, auf daß er das ewige Leben gebe allen, die du ihm gegeben haſt.
3. Das iſt aber das ewige Leben, daß ſie dich, daß du allein wahrer Gott biſt, und den du geſandt haſt, Jeſum Chriſtum, erkennen.
11. Und ich bin nicht mehr in der Welt; ſie aber ſind in der Welt, und ich komme zu dir. Heiliger Vater, erhalte ſie in deinem Namen, die du mir gegeben haſt, daß ſie Eines ſeien, gleichwie wir.
12. Dieweil ich bei ihnen war in der Welt, erhielt ich ſie in deinem Namen. Die du mir gegeben haſt, die habe ich bewahret, und iſt keiner von ihnen verloren, ohne das verlorne Kind, daß die Schrift erfüllet würde.
13. Nun aber komme ich zu dir, und rede ſolches in der Welt, auf daß ſie in ihnen haben meine Freude vollkommen.
14. Ich hab ihnen gegeben dein Wort, und die Welt haſſet ſie; denn ſie ſind nicht von der Welt, wie denn auch ich nicht von der Welt bin.
15. Ich bitte nicht, daß du ſie von der Welt nehmeſt, ſondern daß du ſie bewahreſt vor dem Uebel.
16. Sind ſie nicht von der Welt, gleichwie auch ich nicht von der Welt bin.
17. Heilige ſie in deiner Wahrheit; dein Wort iſt die Wahrheit.
18. Gleichwie du mich geſandt haſt in die Welt, ſo ſende ich ſie auch in die Welt.
19. Ich heilige mich ſelbſt für ſie, auf daß auch ſie geheiliget ſeien in der Wahrheit.
20. Ich bitte aber nicht allein für ſie, ſondern auch für die, ſo durch ihr Wort an mich glauben werden.
21. Auf daß ſie alle Eines ſeien, gleichwie du, Vater, in mir, und ich in dir; daß auch ſie in uns Eines ſeien, auf daß die Welt glaube, du habeſt mich geſandt.

I. Jeſu Gebet um Verklärung in ſeinen Jüngern. V. 1—3.

V. 1. Der Herr hat ſeinen Jüngern in ſeinen Abſchiedsreden Alles geſagt, was ſie bedurften und was ſie faſſen konnten. Aber dies genügt ſeiner Liebe noch nicht. Er will nicht von ſeinen Jüngern ſcheiden, ohne daß er in ſeinem hoheprieſterlichen Gebete auch noch von ihnen mit ſeinem Vater geſprochen. Hob ſeine Augen auf. Ausdruck des Vertrauens und der Siegesgewißheit. Man vergleiche ſeine Gebetsſtellung beim Kampf in Gethſemane. Und ſprach: Vater. Nicht „Unſer Vater"; Chriſtus faßt ſich nie mit ſeinen Jüngern zuſammen, wo er über ſein Verhältniß zum Vater redet; denn er iſt „Gottes Sohn" in einem ganz anderen Sinne als wir Menſchen Gottes Kinder genannt werden können. Die Stunde iſt hier. Die Stunde ſeiner Leiden, die zugleich die Stunde ſeiner „Verklärung" iſt; denn durch den Tod ging er zum Vater. Verkläre mich. Die Art und Weiſe, wie der Vater den Sohn verklärt, wird V. 2 angegeben. Auf daß dich dein Sohn auch verkläre. Gottes Gerechtigkeit, Liebe und Weisheit wird geoffenbart und verherrlicht durch den Verſöhnungstod Chriſti.

V. 2. Wie du ihm Macht haſt gegeben. Die Macht Chriſti, das ewige Leben ſchon in der Zeit und einſt in der Ewigkeit Allen zu geben, die ihm der Vater geſchenkt, iſt das Mittel, durch welches er unter den Menſchen verklärt, d. h. als Gottes Sohn und der Welt Heiland verherrlicht wird. Die du ihm gegeben haſt. „Gegeben" hat der Vater dem Sohne Alle, die ſich durch den heiligen Geiſt zum Glauben führen laſſen. An eine unbedingte Gnadenwahl iſt hier nicht zu denken.

V. 3. Die Erkenntniß Gottes und Chriſti wird hier als die Quelle des ewigen Lebens hingeſtellt. Dieſe Erkenntniß darf natürlich keine bloße Verſtandeserkenntniß ſein; nur wer aus ſeliger Herzenserfahrung ſeiner eigenen Sünde und der göttlichen Gnade Chriſtus als ſeinen Erlöſer und Gott als ſeinen verſöhnten

Digitized by Google

Vater kennen gelernt hat — nur der hat das ewige Leben.

II. Gebet um Bewahrung der Jünger vor dem Uebel. V. 11—15.

V. 11. Ich bin nicht mehr in der Welt. Diese Worte enthalten den Grund seiner dringenden Bitte für die Jünger. Die nahe Trennung von den Seinen erscheint ihm als bereits geschehen. Darum bedürfen die Jünger des göttlichen Schutzes. Sie sind in der Welt, um das Werk fortzuführen, das ihr Meister begonnen. Erhalte sie in deinem Namen. In dem Namen Gottes erhalten werden, heißt in seiner Gemeinschaft, in seiner Gnade erhalten werden. Die du mir gegeben hast, noch besser beglaubigter Lesart: „den du mir gegeben hast." In Gottes Namen, der in Christo Jesu offenbar geworden, sollen sie erhalten bleiben. Daß sie eines seien. Aus der Einheit des Vaters mit dem Sohne und aus der Bewahrung der Gläubigen in beider Namen, geht dann auch die Gemeinschaft hervor, welche sie selbst unter einander haben als Jünger eines Meisters, als Kinder eines himmlischen Vaters (1 Kor. 12, 12).

V. 12. So lange Jesus selbst bei den Seinen in der Welt war, hatte er in sichtbarer Weise sie bewahrt vor dem Uebel. Die Worte: Es ist keiner von ihnen verloren u. s. w., spricht Jesus in schmerzlicher Erinnerung an den Verräther, zugleich aber auch im Bewußtsein, daß er selbst an dem Verderben dieses Einen keine Schuld trage. Das verlorene Kind, oder das Kind des Verderbens. Das wurde Judas durch seine eigene Schuld, dadurch, daß er die Glaubenskeime, welche ihn zur Aufnahme in den Jüngerkreis geschickt gemacht hatten, willentlich und wissentlich zerstörte und lieber den Fürsten des Lebens verrathen, als dem Fürsten der Finsterniß entsagen wollte. Daß die Schrift erfüllet werde. Ps. 41, 10 heißt es: „Auch mein Freund, dem ich vertrauete, der mein Brod aß, tritt mich mit Füßen." Dieses Wort erfüllte sich buchstäblich in dem Verrathe des Judas. Doch ließe sich der Ausspruch Jesu auch ganz allgemein auf die Weissagungen von seinem Tode beziehen. Jedenfalls liegt in unserer Stelle kein Beweis für die Lehre von der unbedingten Vorherbestimmung. Nicht, weil der Verrath des Judas vorher geweissagt war, mußte dieser zum Verräther werden, sondern weil er trotz der Versuche Jesu, ihn zu retten, durch eigene Schuld sich zum Werkzeug des Satans hin gab, konnte seine That vorher geweissagt werden.

V. 13. 14. Die übrigen Jünger hatten sich von dem Herrn behüten und bewahren lassen; und ihnen bezeugt er nun, daß er sie fortan in die bewahrenden Hände seines Vaters lege, zu dem er gehe, damit ihre Zuversicht zu Gott alle Furcht besiege und die vollkommene Freude schaffe, die seine Jünger schon hienieden besitzen sollen. Ich habe ihnen dein Wort gegeben. Wenn wir das Wort Gottes in's Herz aufnehmen und zur Regel und Richtschnur unseres Lebens machen, so trifft uns der Haß der Welt, die sich durch unseren heiligen Wandel gestraft fühlt. Sie sind nicht von der Welt. Sie sind aus Gott geboren, der Himmel ist ihre Heimath. Wen die Welt verstößt um Christi willen, den nimmt der Himmel auf.

V. 15. 16. Ich bitte nicht, daß du sie von der Welt nehmest. Die Jünger sollen in der Welt bleiben, a) zu ihrem eignen Besten. Sie sollen in der Welt durch Kampf und Streit tüchtig gemacht werden für den Himmel; b) zum Besten der Welt. Die Jünger Jesu sollen ein Licht der Welt, ein Salz der Erde sein. Sie sollen das Werk Christi fortführen durch die Verkündigung des Evangeliums in Wort und That. c) Eben darum sollen sie auch nicht in mönchischer Zurückgezogenheit leben, sondern mitten im Geräusch der Welt von ihrem Meister zeugen. Bewahrest vor dem Uebel. Nur dies erfleht der Herr für seine Jünger; nicht Befreiung von Kampf und Leiden, sondern Kraft, beides zu überwinden.

III. Gebet um die Heiligung der Jünger. V. 16—21.

V. 16. 17. Heilige sie. Die Heiligung, welche mit der Wiedergeburt ihren Anfang nimmt, besteht darin, daß der Mensch aus einem Sünder zu einem Heiligen umgewandelt wird. Dies geschieht nicht ohne einen ernsten sittlichen Kampf, in welchem der in der Wiedergeburt gesetzte „neue Mensch" den alten überwindet und erlödtet. Den Sieg aber erlangt der neue Mensch nur durch die Glaubensgemeinschaft mit Christo, aus welchem ihm unaufhörlich neue Kraft zuströmt, wie der Rebe aus dem Weinstock. Vermittelt wird uns diese Kraft durch das Wort der Wahrheit, von welchem der Apostel sagt, daß es „eine Kraft Gottes sei, selig zu machen, Alle, die daran glauben."

V. 18. 19. Wie du mich gesandt hast, so u. s. w. Die Mission der Christen ist dieselbe, wie die ihres Meisters; auch sie sollen ein Heilandsleben führen wie er, suchen und selig machen, was verloren ist. Diese Aufgabe zu lösen, bedürfen sie auch den Sinn ihres Meisters, jene selbstverleugnende, hingebende Sünderliebe, welche ihn bewogen hat, sein Leben zu lassen für die sündige Menschheit. Ich heilige mich selbst für sie, d. h. nach der nächsten Bedeutung des Wortes „heiligen": Ich sondere mich aus, weihe mich für sie zu dem Werke der Seelenrettung, welches sich in seinem Versöhnungstod am Kreuze gipfelte. Auf daß auch sie geheiliget seien. Dadurch, daß Christus sich selbst dem Opfertode für uns geweiht hat, hat er uns die Möglichkeit erworben, ihm ähnlich zu werden. Er ist uns gemacht von Gott zur Heiligung. Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde.

V. 20. 21. Nicht allein für sie. Der Herr sieht im Geiste die Früchte der Verkündigung seines Wortes, die Schaaren derer, welche durch das Zeugniß seiner Jünger zu ihm geführt und an ihn glauben werden. Auch diesen Gläubigen gedenkt er in seinem hohepriesterlichen Gebet. Der Gegenstand seiner Fürbitte ist auch hier, daß der Vater sie bewahre vor dem Uebel; Zweck dieser Bewahrung aber ist, daß sie alle eines seien im Vater und dem Sohne (vrgl. V. 11). Auf daß die Welt erkenne. Durch die Liebe und Einigkeit der Christen unter einander wird Christus in der Welt verherrlicht. „Sehet, wie sie einander lieben!" sprachen die Heiden voll Bewunderung von den ersten Christen.

Praktische Gedanken.

Die Güter, welche Jesus für seine Jünger erfleht.

1. Daß sie das ewige Leben haben möchten (V. 1—3). Die Gläubigen empfangen das ewige Leben nicht erst nach dem Tode; nein, sie besitzen es schon auf Erden. Christus ist ihr Leben; er lebt in ihnen durch seinen Geist; und dieses neue göttliche Leben überdauert Tod und Grab, es währt in alle Ewigkeit.

2. Daß sie eines seien, gleichwie er mit dem Vater eins ist (V. 11. 21). Der Apostel Johannes ließ sich im höchsten Alter noch oft in die Versammlung der Christen in Ephesus tragen und wiederholte dort jedesmal dasselbe Wort: „Kindlein, liebet euch untereinander!" Darüber befragt, warum er immer dasselbe wieder sage, antwortete er: „Weil genug geschieht, wenn nur dies eine geschieht."

3. Daß sie geheiligt werden in der Wahrheit (V. 16—19). Heiligung ist das Ziel unseres Christenlebens. „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig.“ Der Weg, auf welchem wir zu diesem Ziele gelangen, mag verschieden sein, der Eine erreicht dasselbe durch allmähliges, ruhiges Wachsthum, ein Anderer mehr durch plötzliche außerordentliche Gnadenheimsuchungen, das Ziel aber bleibt stets dasselbe.

4. Daß sie bewahrt werden möchten vor dem Uebel (V. 12—15). Die Gefahren, von welchen der Christ umgeben ist, sind groß. Der Satan, die Welt, das eigene Herz suchen ihn vom rechten Wege abzuführen; Leiden und Trübsale aller Art setzen seinen Glauben oft auf harte Probe und wecken Zweifel und Mißtrauen gegen Gottes Vaterliebe. Darum bittet der Herr, daß Gott sie bewahre vor dem Uebel; und wenn seine allmächtige Hand sie schützt, dann sind sie sicher und geborgen.

Andeutungen für den Klassenunterricht.

1. Ein kurzer Blick auf die Verhältnisse, unter welchen Jesus dieses Gebet sprach. 2. Man nennt dasselbe das hohepriesterliche Gebet, weil Christus hier als wahrer Hoherpriester für seine Jünger Fürbitte einlegt. 3. Dieses Gebet ist ein Mustergebet nach Form und Inhalt wie das Vaterunser. Die Güter, welche Jesus für seine Jünger erfleht, sind die höchsten, die einem Menschen überhaupt zu Theil werden können (vergleiche die Praktischen Gedanken). 4. Das hohepriesterliche Gebet enthält auch für uns einen großen Trost, denn auch unser hat der Herr damals gedacht (V. 20). Der Heiland, der damals so ernst und so liebevoll für seine Jünger und für uns betete, ist jetzt erhöhet zur Rechten der Kraft Gottes und lenkt unsere wie die Geschicke der ganzen Menschheit mit seiner allmächtigen Hand. Darum sollen wir in allen Lagen unseres Lebens ihm vertrauen, und unser Schicksal ruhig in seine Hände legen, der nur Gedanken des Friedens und der Liebe über uns hat.

Am Kamin.

Von den Bewohnern der Vereinigten Staaten haben achtzehn Millionen, d. h. nahezu zwei Fünftel der gesammten Bevölkerung, keinen Tropfen englischen oder angelsächsischen Blutes in den Adern. Ein bedeutender Theil der übrigen 33 Millionen besteht aus Abkömmlingen der ersten Einwanderer oder der anderen Rassen, welche sich dort niedergelassen haben. Man hat berechnet, daß es in den Vereinigten Staaten nicht über zwanzig Millionen Weiße giebt, welche von den Colonisten abstammen, die vor der amerikanischen Revolution in's Land gekommen sind, und hierunter müssen auch die Holländer von New York, die Deutschen von Pennsylvania, die Irländer, Schweden, Hugenotten ꝛc. begriffen werden. In vielen großen Städten der Union sind die englischen Namen und angelsächsischen Abkömmlinge in der Minderzahl. In New Orleans stammt nur einer auf vier oder fünf Einwohner von angloamerikanischen Eltern ab; in New York bildet das angelsächsische Element kaum zwei Fünftel der Einwohner; in Chicago und San Francisco findet man noch weniger englische Abkömmlinge als in New Orleans; auf den Geburts-, Sterbe- und Heirathsregistern daselbst kommt kaum ein englischer Name auf zehn andere vor. In Chicago und San Francisco, wo Englisch die Amtssprache ist und die Gesetze englischen Vorbildern nachgeahmt sind, sind höchstens zehn Prozent der Einwohner von angelsächsischem, und kaum einer auf zwanzig von rein englischem Ursprung. Wenden wir uns von den Vereinigten Staaten nach Canada, so sehen wir, daß in der französischen Provinz Quebec kaum zehn Prozent der Bevölkerung von englischen Eltern abstammen; in den englischen Provinzen Ontario, Neu-Braunschweig und der Prinz-Eduard-Insel beträgt der von englischen Eltern abstammende Theil der Bevölkerung beziehungsweise nur 27, 29 und 19 Prozent. Seit der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten, d. h. seit mehr als einem Jahrhundert, ist die Mehrzahl der Einwanderer aus nicht englischen Ländern gekommen.

Amerikanische Sonntagschulweisheit. Ein kleiner Knabe mit klugem Gesicht in Brooklyn wurde beim Beginn der Fastenzeit vom Superintendenten seiner Sonntagschule gefragt: „Wer hat 40 Tage und 40 Nächte gefastet?“ Die prompte Antwort war: „Dr. Tanner?“

Ein Muster von Armen-Kommissär besitzt die Stadt Windsor in Broome County, Staat New-York, in der Person von Elias Lee. Derselbe sorgt nicht nur auf's Gewissenhafteste für die ihm unterstehenden Armen, sondern ist auch zu allen Zeiten auf's Aengstlichste auf das Ansehen und den Vortheil der Stadt, in deren Dienst er steht, bedacht. Vor einiger Zeit hörte er, daß ein zur Gemeinde gehörender Mann, welcher derselben schon zu verschiedenen Malen zur Last gefallen war, und dem namentlich bei dem Tode seiner ersten beiden Frauen mit dem Begräbniß-Kosten aus dem öffentlichen Seckel unter die Arme hatte gegriffen werden müssen, im Begriff sei, sich zum dritten Mal zu verheirathen. Flugs war auch der gewissenhafte Beamte mit der nachstehenden Bekanntmachung bei der Hand: „Da ich eben vernehme, daß Nathaniel Wilson willens ist, sich wieder zu verheirathen, so theile ich Allen, die es angeht, hiemit mit, daß die Stadt Windsor weder willens noch in der Lage ist, hinfort die Kosten für die Begräbnisse noch weiterer Frauen des Nathaniel Wilson zu tragen.“

In der kurzen Zeit von 1860 bis 1875 verschenkte der amerikanische Congreß an Eisenbahncorporationen ca. 170 Millionen Acker — mehr als das ganze deutsche Reich umfaßt. — Der jetzige Werth dieser Ländereien beläuft sich auf 800 Millionen

Dollars. Wie hoch wird der Werth nach 15 oder 20 Jahren sein?

Von kaiserlichem Galgen-Humor wissen die von der jüngst verstorbenen Gemahlin des mexikanischen Generals Miramon hinterlassenen Memoiren zu erzählen. General Miramon wurde bekanntlich am 19. März 1867 mit Kaiser Maximilian zusammen hingerichtet, und da sich auch Madame Miramon zur selben Zeit in Queretaro befand, so ist ihre Schilderung der letzten Augenblicke der zum Tode Verurtheilten wohl als authentisch zu betrachten. Es geht aus derselben hervor, daß die Verurtheilten am Tage der Hinrichtung ihren Humor noch nicht ganz verloren hatten. Als der Kaiser seine Zelle verließ, freute er sich des sonnigen Morgens und meinte:

„Der Tag ist so schön, als hätte ich mir denselben für unsere Exekution ausgesucht."

Plötzlich wurden helle Glockentöne vernehmbar und der Kaiser fragte Miramon:

„Sind das die Todtenglocken?"

Worauf Miramon antwortete: „Darüber kann ich kaum Auskunft geben, Sire, denn es ist das erste Mal, daß ich hingerichtet werde."

Der Kaiser konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

Auch eine Werbung. Einem äußerst schüchternen Liebhaber machte der Heirathsantrag sehr viel zu schaffen, es fehlte ihm der Muth, denselben persönlich vorzubringen. Schließlich verfiel er auf folgendes Mittel. Er kaufte einen Verlobungsring für die Dame, deren Fingerstärke er genau kannte, und schloß in's Kästchen, in dem er ihn derselben überfandte, einen Streifen Papier mit der kurzen Frage: „Paßt er?" — Mit nächster Post erhielt er die fast ebenso kurze Antwort: „Ausgezeichnet."

In etwa hundert während des letzten Jahrhunderts verfaßten Schriften wird die Zeit von 1885 bis 1890 als der Beginn des tausendjährigen Reichs bezeichnet. Bis dahin ist aber von demselben wenig zu spüren.

Die baumlosseste Region auf der Erde beginnt eine kurze Strecke hinter Marokko und erstreckt sich über das ganze nördliche Afrika (mit Ausnahme von Tunis und Algier), Syrien, die nördliche Hälfte Arabiens und fast ganz Persien. Mit einer kurzen Unterbrechung, da, wo der Himalaya an den Hindu-Kusch stößt, setzt sie sich fort durch Thibet, die obere Tartarei nach der Mongolei, fast bis an die Ufer des nördlichen Theiles des Stillen Oceans, nimmt also fast ein volles Drittel der festen Erdoberfläche ein. Dieses weite Gebiet schließt auch in seiner letzten Hälfte die Sandwüste Gobi (chinesisch „Schamo", d. h. Sandmeer) und in Afrika die Sahara oder die große Wüste ein.

Die größte Handelsmesse der Welt ist die von Nischnei-Nowgarod in Rußland. Sie währt acht Wochen jedes Jahr und beginnt am 1. Juli. Sie wird von 15,000 Kaufleuten aus allen Weltgegenden besucht und der Waarenvertrieb war vor einigen Jahren circa der folgende:

Baumwolle ꝛc.	$ 40,000,000
Pelzwerk ꝛc.	35,000,000
Ural-Metalle	35,000,000
Mehl, Fisch, Branntwein	225,000,000
Thee, Luxuswaaren	225,000,000
Totalsumme	$560,000,000.

Großpapa hat sich im Garten eine Maulbeer-Hecke angelegt, um ein kleines Experiment mit Seidenraupen zu machen. Er kommt eines Tages dazu, wie sein Enkeltöchterchen dabei ist, mit beiden Händen die jungen Triebe und Blätter seiner Hecke abzurupfen. „Um des Himmels willen, Kind!" ruft der alte Herr. „Das sind ja Maulbeer-Blätter, — die darfst du nicht abreißen!"

„Und warum nicht, Großpapa?"

„Weil daraus Seide gemacht wird!"

„Seide?" entgegnete die Kleine, indem sie schnell möglichst viele der abgerissenen Blätter in ihr Schürzchen sammelte und damit zum Großvater eilt. „Da, Großpapa, sind sie fast noch alle, — nun, bitte, mache mir doch 'mal etwas Seide vor!"

Was Kaiser Wilhelm gerne will. Darüber klärt uns ein Vorgang aus neuester Zeit auf. Eine junge Dame am Hofe hatte einen Fächer gemalt mit einer Landschaft und den Himmel darüber. Sie bat den Kaiser um einen Schriftzug auf den Fächer.

„Wohin soll ich schreiben?" fragte der Kaiser gütig.

„Auf den Himmel, Majestät!" erwiderte die Dame.

„Ja, im Himmel, da möchte ich wohl, daß mein Name gut angeschrieben sei!" war des Kaisers weitere Antwort. Möge sein ganzes Volk sich diesen Wunsch des greisen Monarchen zu Herzen nehmen und ihn auch hegen.

Aus der Zeit.

Das Handwerk gelegt. Den Boycottern und solchen Streikern, die Gewaltthätigkeiten ausüben, wurde das Handwerk bereits in mehreren Staaten gelegt, indem die Schuldigen mit Gefängniß und Zuchthaus bestraft wurden.

Wird man sich dies merken?

Jedermann hat ein Recht, für einen angebotenen Lohn zu arbeiten oder nicht. Niemand ist jedoch berechtigt, Andere mittelst Gewalt vom Arbeiten abzuhalten.

Jedermann hat ein Recht, seinen Laib Brod zu kaufen, wo er will. Wenn aber rohe Menschen Gewaltmaßregeln gegen Geschäfte ausführen, wie dies gegen eine arme Bäckerswittwe in der Stadt

New York geschah, so muß das Gesetz einschreiten. Und daß Gesetze gegen solche Rohheiten vorhanden sind, das haben die kürzlichen Prozesse und Verurtheilungen bewiesen.

Auch den Anarchisten wird das Handwerk gelegt werden. In Milwaukee wurde eine Anzahl bereits verurtheilt und die in Chicago sind auf dem Wege zum Zuchthaus oder zum Galgen.

In unserem freien Bundesstaat ist gar Manches erlaubt, was anderswo nicht gestattet wird. Die rohe Gewalt und Mord sind jedoch nicht erlaubt. Das amerikanische Volk läßt um der Freiheit willen Manches passiren. Aber es läßt nicht mit sich spaßen, wenn rohe Gesellen glauben, im Namen der Freiheit alle mögliche Verbrechen ausüben zu dürfen.

Einfach und schlicht. Was man auch sonst von Präsident Cleveland denken mag — das muß gesagt werden, daß er überall die größte Einfachheit an den Tag legt.

Seine Hochzeit? „Ach, es war auch gar nichts," sagen die Modedamen in Washington, „nicht einmal eine ordentliche Hochzeitsreise hat er gemacht."

Sein Haushalt? „Er ist knauserig," sagen die Lebemänner in Washington.

Das gerade nicht, aber sparsam ist der Präsident. Er bekommt jeden Monat $4,166.66 Gehalt ausbezahlt. Davon werden $3,000.00 bei einem Bankgeschäft angelegt, und $1,166.66 für Ausgaben zurückbehalten. Er denkt offenbar an die Regentage, und giebt nicht so viele große Diners, wie sein Vorgänger Arthur, von denen ein einziges gewöhnlich auf $500.00 zu stehen kommt.

Und wie ist er in seiner Amtsverwaltung? Spart — spart, sagt der Präsident bei jeder Gelegenheit. Die Bundesgebäude will er groß und gut gebaut haben, aber keine Prachtstücke daraus machen. Die Fluß- und Hafenbauten sollen nicht unergründliche Schlünde werden. Die Pensions-Bewilligungen, die Cleveland nicht geheuer däuchen, belegt er einfach mit dem Veto. Mag er darin auch öfters zu weit gehen, so ist es doch ganz gewiß, daß wir einen schlichten, einfachen und sparsamen Präsidenten haben.

Nach rechts und links? Präsident Cleveland hat kürzlich eine Proklamation erlassen, in welcher er sagt, es sei eines Bundesbeamten gänzlich unwürdig, sich in hervorragender Weise an politischen Wahlen zu betheiligen, wie z. B. sich zum Delegaten für Vorwahls-Versammlungen (caucus) wählen zu lassen u. s. w.

Wenn dies nach rechts und links gilt, und der Präsident Demokraten sowohl als Republikaner damit meint, so stimmt man gerne zu. Sollte die Warnung jedoch nur den Republikanern gelten, so steigt die Frage auf: Warum nicht auch nach rechts?

Veranlassung zu einer solchen Proklamation geben die Herren Bundesbeamten in Hülle und Fülle. So z. B. bestand eine Convention, die kürzlich den demokratischen Abgeordneten Homan von Indiana wieder nominirte, fast ausschließlich aus demokratischen Beamten, und in einer zu Coshocton, Ohio, gehaltenen demokratischen Convention saßen vierundzwanzig Bundesbeamte.

Die Niederlage Gladstones ist nur der Anfang, nicht das Ende des großen Kampfes, Irland zur Selbstregirung unter der Oberhoheit Englands zu verhelfen.

Die Gladstoniten haben zwar im englischen Parlament eine Minderheit, aber in der Volkswahl doch eine sehr bedeutende Stimmenzahl. In England, Schottland und Wales wurden für die Maßregel Gladstones 1,250,000 Stimmen abgegeben, gegen 1,320,000 für die Gegenpartei. Solch' ein Ausdruck der öffentlichen Meinung wäre vor 10 Jahren noch unmöglich gewesen. In Irland hat Gladstone selbstverständlich mit großer Majorität gesiegt.

Er wird den Kampf im englischen Parlament fortsetzen. Wer einen Augenblick daran zweifelte, der kennt den mächtigen Staatsmann nicht. Anfänglich war er zwar durch seine Niederlage überrascht, in wenigen Tagen jedoch für neue Kämpfe bereit, die, wenn seine Körperkräfte aushalten, sehr hitzige sein werden.

Fünfhundert Millionen. Einen werthvollen Beitrag zu der Frage, eine wie große Einwohnerzahl die Ver. Staaten ernähren können, hat der Statistiker Edward Atkinson gegeben.

Er findet, daß von den reichlich drei Millionen Quadratmeilen des Landes ungefähr die Hälfte, also circa anderthalb Millionen Quadratmeilen Ackerland ist, während je ein Viertel, also je 750,000 Quadratmeilen Weideland und Forst und Gebirgsland ist. Weiter aber findet er, daß von dem Ackerland erst wenig mehr als ein Fünftel, nämlich 302,500 Quadratmeilen wirklich unter Cultur genommen worden sind, mit andern Worten, daß auf diesen 302,500 Quadratmeilen all das Getreide, Gemüse, Heu, aller Zucker und Reis, alle Baumwolle u. s. w. gebaut und gezogen wird, welche die Ver. Staaten erzeugen; sowie ferner, daß der vierte Theil des vorhandenen Weidelandes für die Ernährung allen Viehes ausreichen würde, das wir in den Ver. Staaten augenblicklich haben. Mit anderen Worten: selbst für eine fünffach so große Bevölkerung wie die heutige würde noch genug zu essen beschafft werden können, ja es würde auch dann noch immer genug zur Ausfuhr übrig sein. Dabei ist noch nicht in Betracht genommen, daß in dem als Gebirge und Forst bezeichneten Viertel des Landes sich fruchtbare Halden und Thäler befinden, die sich zur Viehzucht und zum Ackerbau eignen, und manchen Millionen Lebensunterhalt gewähren können. Wenn die Schweiz, die nicht viel mehr als 16,000 Quadratmeilen umfaßt, nahe 3 Millionen Menschen ernähren kann, sollten unsere Rocky Mountains und unser Schwarzwald mit ihren großen Bodenschätzen 30 Millionen Menschen Wohnung und Auskommen geben können.

Und auf einen anderen Punkt ist dabei aufmerksam zu machen. Bis dahin ist die Ertragsfähigkeit unseres Landes noch gar nicht auf die höchste Probe gestellt worden. Es wird fast überall Raubbau getrieben und schlecht gewirthschaftet. Auf dem meisten Lande könnte der Ertrag ein viel höherer sein. In den ganzen Ver. Staaten giebt es nach dem Census von 1880 nur 33 Counties, welche einen Betrag von mehr als $4,000,000 aufweisen können, wobei der Geldwerth der Erzeugnisse nach ihrem

Verkaufswerth auf der Farm berechnet ist, und in diesen 33 Counties schwankt dieser Werth zwischen $4,001,102 und $9,320,202.

Den letzten Betrag ergiebt das hoch cultivirte deutsch-pennsylvanische County Lancaster, und es ist erfreulich, berichten zu können, daß auch sechs Illinoiser Counties, McLean, LaSalle, Livingston, Champaign, Madison und St. Clair — Counties, welche, wie Jedermann weiß, wesentlich von eingewanderten Deutschen und ihren Kindern bewohnt werden, unter diesen dreiunddreißig Counties sind. Würde das Land in den Ver. Staaten überall so trefflich bewirthschaftet, wie in diesen dreiunddreißig Counties, so würde das jetzt schon in Angriff genommene Ackerland vollständig genügen, um allein das Doppelte der jetzigen Bevölkerung zu ernähren.

Wie weit die Auswüchse der Brahmareligion Indiens gehen und diese in den greulichsten Fetischismus versinkt, ersehen wir aus Schilderungen Manlegazzas. Da besteht noch heute das Antarjali (Untertauchen), womit man die Beschleunigung des Todes der Sterbenden durch Untertauchen in den Wellen bezeichnet. In Kalkutta wurde ein zur Weberkaste gehöriger hochgewachsener Mann, welcher dem Tode nahe war, in Prozession auf einer Bahre einhergetragen. Mit zitternden Händen suchte er den Kopf vor den versengenden Sonnenstrahlen zu schützen, bis sein nebenhergehender Sohn ihn mit einem Schirm schützte. Am Ganges angelangt, wurde die Bahre am Ufer niedergesetzt und man erwartete seinen Tod. Er verlangte zu trinken und man gab ihm Milch, dann blieb er zwei Tage dort im Freien, ohne zu sterben. Als dieses zu lange dauerte, trug man den Kranken weiter stromaufwärts und tauchte ihn so lange in den Fluß, bis er gestorben war.

Die niedrigsten Repräsentanten der Hindureligion fand Mantegazza in Benares. Es sind die Aghorpunt genannten Fakire, ekelhafte Vertreter des Pessimismus. Sie sind ganz unbekleidet und tragen einen Menschenschädel in den Händen, dessen Augen, Fleisch und Gehirn sie selbst gegessen haben. Aus den Schädel trinken sie mit derselben Gleichgültigkeit Milch, Wasser oder Branntwein. Sie sagen, daß ihnen alles auf der Welt gleich sei und empfangen eine Ohrfeige oder einen Segensspruch in der gleichen Weise. Sehr verdienstvoll ist ihr Spazierengehen mit trockenen Erbsen in den Schuhen. Andere Fakire sieht man, deren Schuhe an die Füße genagelt sind; wieder andere lassen sich bis an den Hals eingraben und lassen nur ein kleines Loch frei, um athmen zu können, oder sie ketten sich ihr ganzes Leben lang mit einem Fuß an einen Baum. Man hat auch Fakire gesehen, die an heißen Sommertagen rings um sich große Feuer anzünden ließen und mitten darin auf einem Fuß stundenlang standen, den Blick fest auf die Sonne gerichtet.

Die 4000 weibtichen Clerks, welche in den verschiedenen Regierungs-Departements angestellt sind, verdanken die Thatsache, daß überhaupt weibliche Clerks angestellt werden, — einem Deutschamerikaner, nämlich dem ehrlichen General F. E. Spinner, dem trefflichen Ver Staaten Schatzmeister unter Lincoln, Grant und Hayes, dessen Namenszug auf dem Papiergeld Allen bekannt ist und der gegenwärtig auf den Tod krank in Florida sich aufhält. Spinner war in den sog. German Flats bei Mohawk, New York, 1802 von deutschen Eltern geboren, wurde 1845 vom 17. Kongreß-Distrikt in den Kongreß gesandt, wo er bis 1861 diente, in welchem Jahre ihn Lincoln zum Ver. Staaten Schatzmeister ernannte. Dieses schwierige und verantwortungsvolle Amt verwaltete er in ganz ausgezeichneter Weise. 1875 trat er freiwillig zurück, da er sich in's Privatleben zurückziehen wollte. Der gesammte Schatz mußte gezählt werden, man fand einen Defizit von — einem Cent; Spinner ruhte nicht, ließ Alles noch einmal zählen, was mehrere Wochen in Anspruch nahm, der eine Cent wurde gefunden, und erst dann zog der ehrliche Mann sich zurück nach Florida, wo er seitdem gelebt. Er war es, der zuerst den Antrag stellte, weibliche Clerks anzustellen. Es war während des Krieges, als viele der männlichen Clerks in den verschiedenen Departements sich einmustern ließen und in's Feld rücken; es blieben nicht genug, um die Arbeit im Schatzamt zu bewältigen, und so schlug Spinner dem Präsidenten vor, Damen anzustellen. Natürlich stieß diese Maßregel Anfangs auf viel Opposition, allein Spinner setzte es durch, und seit der Zeit bilden die weiblichen Clerks einen wichtigen Faktor in den Regierungs-Departements zu Washington.

In der preußischen Provinz Sachsen giebt es — Höhlenbewohner, und zwar in der Nähe von Halberstadt, dicht bei dem Dorfe Langenstein. Hier findet sich ein Hügel, welcher aus festem Sandstein besteht, in welchem etwa ein Dutzend Höhlen eingegraben sind, die wirklich zu Wohnungen dienen. Diese Höhlen besitzen verschiedene Räume, dunkle und helle, sogar Schornsteine, Fenster und Hausthüren und sollen durchaus trocken und wohnlich sein. Dr. med. Zschiesche, welcher die Seltsamkeit mittheilt, erzählt, daß er die Bewohner dieser Höhlen in völligem Wohlsein angetroffen habe, und daß von diesen einige schon über drei Jahrzehnte darin hausen, ohne an ihrer Gesundheit je Schaden gelitten zu haben. Wir setzen hinzu, bemerkt die Redaktion der Zeitschrift „Natur", daß besagtes Vorkommniß nicht zu verwundern ist, indem in nächster Nähe seit uralter Zeit Aehnliches im großen Maßstabe als Vorbild zu sehen ist. Wir meinen den „Regenstein" bei Blankenburg a. H. mit seinen bedeutenden Kasematten, welche hier in den Quadersandstein gebrochen und vollkommen wasserlos sind.

Angenommene Artikel.

Lichtbilder aus dem heiligen Lande. (F. O.) — Die Einnahme Richmonds. — Jerusalem, mein Heim (Männerchor). — Harre, meine Seele (Duett). — Aus China.

R Hinshelwood

I.M. [illegible]

Digitized by Google

fraglich. Jedenfalls aber ist es [illegible] in den Vordergrund. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts begannen die Versuche, im Norden ein wenig in jenen kalten, vor 25 Jahren noch

D. Hadley R. Hinshelwood

[illegible]

Digitized by Google

[illegible] ein wenig in jenen kalten, vor 25 Jahren noch [illegible] in den Vordergrund. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts begannen die Versuche, im Norden

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Vierzehnter Band. Oktober 1886. Zehntes Heft.

Auf, nach dem Nordpol!

Für Haus und Herd bearbeitet von Opusculum.

Leicht gesagt, aber nicht so schnell gethan. Tausende haben bereits den Versuch gemacht. Hunderte sind dabei elendiglich umgekommen, und noch hat Niemand den Nordpol erreicht. Jetzt will ein Waghals das Kunststück mit einem einzigen Begleiter mittelst eines Schlitten unternehmen. Wir wünschen ihm Glück; möchten aber nicht dabei sein. Dieser Nordpolritter will die von den verschiedenen Nationen angelegten sogenannten Nordpolstationen benützen und so endlich zum Ziele kommen. Ob er dasselbe je erreicht, ist sehr fraglich. Jedenfalls aber ist es lehrreich, uns ein wenig in jenen kalten, vor 25 Jahren noch vielfach unbekannten Gegenden umzusehen, und zu betrachten, wie weit die Menschen mit ihren Stationen und Forschungen vorgedrungen sind. „Haus und Herd" bietet dazu eine vortreffliche Karte, sowie sehr gute und getreue Abbildungen.

Kolonie Godthaab. Sitz der dänischen Polarstation.

Das Zeitalter der Entdeckungen hatte mit seinen Riesenschritten in der Erkenntniß der Erdräume, in der Durchsegelung weithin uferlos wallender Meere einen mächtigen Unternehmungsgeist erzeugt und es trat nun, neben der Aufsuchung neuer Fischreviere, der Gedanke der Verkürzung der Seewege bei den Polarreisen in den Vordergrund. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts begannen die Versuche, im Norden

von Amerika oder von Europa und Asien eine Durchfahrt durch das Eismeer nach Cathai (China), Japan und Indien zu finden. Beide Probleme wurden in unserem Jahrhundert gelöst, allein der Zweck, welcher jenen heldenmüthigen, durch so lange Zeit fortgesetzten Anstrengungen vorschwebte, zeigt sich bei der heutigen Entwickelung des Seeverkehrs vollständig verfehlt.

Polarkarte.

Die „nordwestliche Durchfahrt" fand der englische Seemann McClure im Jahre 1850, aber sie war wegen Eises nicht benutzbar und wird es auch wohl nie sein. Die Nordostdurchfahrt ist nun allerdings von Nordenskjöld und Palander 1878—79 mit der „Vega" gemacht, doch nahe dem Ziel, wurde das Schiff durch Eis aufgehalten und mußte wintern. Niemand wird die Behauptung wagen, daß die Route längs der sibirischen Eismeerküste der Fahrt durch den Suezkanal und den Indischen Ozean nach Ostasien vorzuziehen sei.

Die Geschichte jener denkwürdigen Eismeerfahrten bildet nun aber einen der inhaltreichsten Abschnitte in der Chronik der Seereisen, besonders die älteren Berichte, gedruckt in England und den Niederlanden, erregen durch die erlebten Schicksale, durch die schlichte naive und doch markige Sprache, nicht weniger durch die kuriosen Illustrationen und seltsamen Karten unser höchstes Interesse, sie führen uns auch in mehr oder weniger gelungenen Stichen jene kühnen Seehelden, einen Davis, Baffin, Hudson, Willoughby, Barents u. a. in ihrer seltsamen Tracht und mit dem Ausdruck eiserner Entschlossenheit in den Gesichtszügen vor.

Das europäische Eismeer und seine östliche

Jeannette im Packeis.

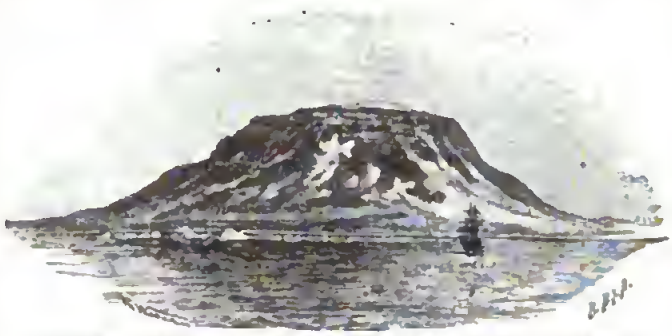
Fortsetzung ist uns schon beinahe drei Jahrhunderte als ein weites Wasserbecken bekannt, das einzelne Inseln oder Inselgruppen durchsetzen, namentlich die von jenem niederländischen Lootsen Willem Barents 1596 entdeckte Spitzbergengruppe, die südlich von ihr gelegene hohe Bäreninsel, das nahe aus großer Tiefe schroff emporsteigende vulkanische Jan Mayen und weiter östlich die uns Westeuropäern um die Mitte des 16. Jahrhunderts bekannt gewordene halbmondförmige Doppelinsel Nowaja Semlja.

Die östliche Landgrenze des Europäischen Eismeeres bildet der hier stets von Eis umlagerte größte arktische Kontinent, Grönland. Zugänglich ist dagegen jeden Sommer die in Fjorden tief ausgezackte, oft steil aufsteigende grönländische Westküste. Die Davisstraße, Baffinsbai und andere Meeresarme scheiden Grönland von dem arktischen Archipel Nordamerikas; jenseits dieses Inselgewirrs flutet der nordpacifische Ozean durch die schmale Beringsstraße in's Eismeer, das sich von hier aus über 100 Längengrade längs der sibirischen zur europäischen Nordküste, zu dem Nordkap erstreckt.

Bewohnt ist von allen diesen öden Felsen und Eislanden nur Grönland an seiner Westküste und zwar danken die dänischen Ansiedelungen hier ihr Dasein dem gottbegeisterten Wirken eines norwegischen Missionärs, Paul Egede, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auszog,

Jeannette Insel im Sibirischen Eismeer. Entdeckt von der amerikanischen Polar-Expedition am 17. Mai 1881.

den Eskimoheiden das Evangelium zu predigen. Robbenschlag und Walfang führen allsommerlich noch heute, obwohl die seit Jahrhunderten fortgesetzten Schlächtereien den Bestand dieser Meeresthiere auf ein Minimum reducirt haben, eine Anzahl Dampfer von Schottland, Norwegen, Neufundland und einzelnen Häfen der amerikanischen Neu-England-staaten ins Europäische Eismeer und die Davisstraße. Ende Februar oder Anfang März gehen die Schiffe in jenes Meer aus, sie treffen dann die Grenze des Treibeises, wo die Robben ihre Jungen werfen, weit südlicher, als sie im Hochsommer liegt;



Bell-Insel. Franz-Joseph-Land Entdeckt durch Smith am 18. August 1880.

Felsschroffen von Jan Mayen und mit ihnen der Beerenberg, stets umhüllt von einem im Sonnenglanz leuchtenden Atlasmantel von Schnee und Eis, auf. Gelingt es den Schiffen, zu rechter Zeit und am rechten Ort zu erscheinen, so werden nicht selten von der Mannschaft eines einzigen Schiffes 20–30,000 Seehunde erschlagen, deren thranliefernder Speck und Felle noch heute, obwohl Gaslicht und Petroleumlampe längst den „Thrankrüsel" verdrängt haben, einen gesuchten Handelsartikel bilden.

Im 17. Jahrhundert war Jan Mayen eine niederländische Walfangstation und im Winter

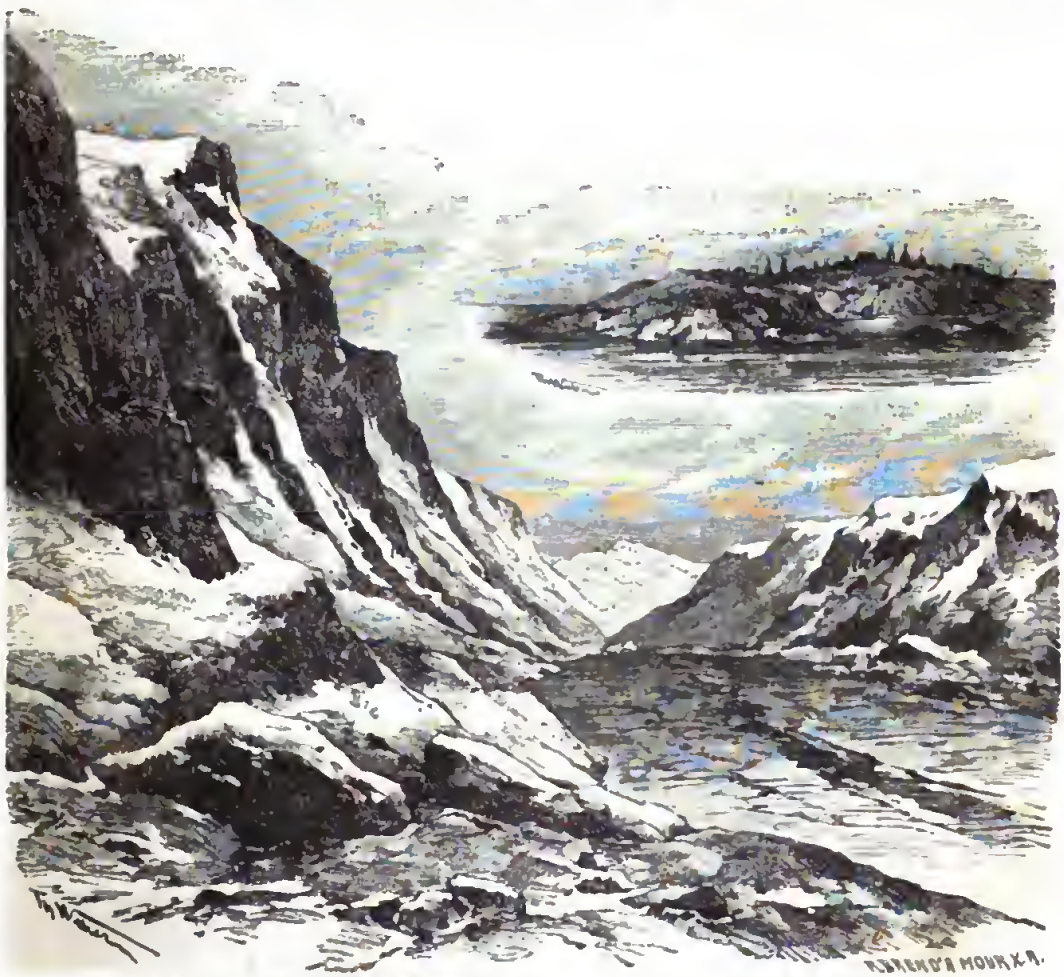
Parallelspalte im grönländischen Eismeer.

Winde, Wärme und Strömungen drängen später das Eis bedeutend zurück. Wenn nicht der immer wiederkehrende Polarnebel den Blick hindert, so steigen in der Nähe der „Robbenküste" die

1633—34 überwinterten hier sogar eine Anzahl niederländischer Seeleute, aber mit unglücklichem Ausgang: denn wie das vorgefundene Tagebuch in einer Schauergeschichte erzählte, starben

Alle am Skorbut. Jetzt ſind die Wale, vornehmlich die wegen ihrer Größe und der langen Barten werthvollſte Art der Polarwale ſpärlich in dieſem Meer. Seltſam iſt der Anblick des Polareiſes für den, der es zum erſtenmal ſchaut. Oben mit blendend weißem Schnee bedeckt, lag es, ſo erzählt uns einer der Reiſenden der Deutſchen Nordpolexpedition, in einer langen Linie, wie ein vielgezacktes Felsufer mit blauen in der Sonne glitzernden Wänden, an denen der weiße

Henrietta-Inſel. Von der amerikaniſchen Polarexpedition am 19. Mai 1881 entdeckt.



Scenerie an der Nordküſte des Lady Franklinſundes. Point Barrow.

Wogenschaum hoch emporspritzte. Für die verschiedene Beschaffenheit des Polareises je nach Form, Ausdehnung, Alter und Ursprung — ob im Meere gebildet oder von Gletschern der Küste stammend — hat sich unter den Nordfahrern eine mehrsprachige Terminologie gebildet. Zwischen Flächeneis (Feldern, Flarden, Schollen) kann sich ein kräftiger Dampfer, wenn einiger Seeraum bleibt, noch immer durcharbeiten, aber wehe ihm, wenn er im „Packeis", d. h. dem alten, in mächtigen Blöcken und Tafeln aufgethürmten, gepackten Eise „besetzt", das heißt

Ueberwinterungshaus der niederländischen Polarstation. Grönländer Sommerzelt.

eingeschlossen wird! Eine gefährliche Bekanntschaft ist auch die oft unvermeidliche Annäherung an einen treibenden Eisberg.

Wir wissen, und in jedem Sommer erzählen es uns die Seeberichte der Zeitungen von Neuem, daß unzählige Eisberge im Frühling und oft, wie auch im Jahre 1886 bis in den August hinein, aus dem Polarmeer durch eine gewaltige Strömung bis tief in den Atlantischen Ozean, bis zum 40. Breitengrad hinabgetrieben werden. Die Erscheinung dieser Eisriesen des Nordpols, welche mit der Geschwindigkeit von 3—4 Seemeilen in der Stunde treiben und deren untermeerische Mächtigkeit ungefähr das Neunfache ihrer Höhe über Wasser beträgt, ist stets für die so zahlreich zwischen europäischen und nordamerikanischen Häfen verkehrenden Dampfer das Signal, in einem weiten Bogen südwärts zu steuern, um einem bedenklichen Conflikte aus dem Wege zu gehen.

Die Polarströmungen, deren wir eine im Europäischen Nordmeer und im Nordatlantischen zwei, die Labrador- und die Grönlandströmung, kennen, sind von den Winden abhängig, sie stehen aber auch in Zusammenhang mit der aus den Aequatorialgegenden kommenden warmen Strömung, ja, vermöge des physikalischen Gesetzes der Ausdehnung des erwärmten, der Verdichtung und Gewichtszunahme des kalten Wassers bedingen sie sich gegenseitig. So sehen wir jene warme Strömung zwischen Norwegen und Schottland hindurch noch bis zu den öden Strandebenen Nordspitzbergens ziehen, dies haben uns dort herangespülte Gegenstände: brasilianische Nüsse, Glaskugeln der norwegischen Fischnetze, Bimsstein von Island deutlich belegt. In jenen Polarströmungen wiederum trieben im Eis eingeschlossene Schiffe viele Monate hindurch weite Strecken südwärts; das Beispiel einer zwanzigmonatlichen Polartrift bietet ja

die Jeannette-Expedition. — Unter den eigenthümlichen Luft- und Lichterscheinungen der arktischen Region sind besonders die Luftspiegelungen und das Nordlicht (Polarlicht) hervorzuheben.

Die Natur des Letzteren, das in sehr mannichfaltigen Erscheinungen: als Bögen, Fäden, Bänder, Krone oder nur als Dunst und Schein auftritt und in Beziehung zu den magnetischen Erdströmungen zu stehen scheint, studirt man jetzt, angeregt durch die Fülle neuer Beobachtungen, welche Nardenskjöld von seiner Ueberwinterung an der nordsibirischen Küste mitbrachte, eifriger wie je, wie denn z. B. in Norwegen eine eigene Station zur Beabachtung des Polarlichts, mit Unterstützung der Regierung eingerichtet werden soll.

Zur Ermittelung der Meteorologie der Polarregion, der Gesetze der Luft- und Wassertemperaturen und Strömungen haben die bisherigen zahlreichen Expeditionen, die ja einen oder mehrere Winter dort zubrachten, eine Menge werthvollen Materials geliefert; wir wissen z. B., daß in der Regel der Februar sich als die kälteste Periode während der langen Winternacht erwies. Freilich waren diese Beobachtungen immer nur lokal vereinzelt, da die verschiedenen Expeditionen weder nach einem gemeinsamen Plane, noch auch nur gleichzeitig unternommen wurden; sie beschränkten sich meist nur auf den Winter, da der kurze Sommer zur geographischen Entdeckung benutzt wurde, während die Natur jener Beobachtungen eine längere Dauer und einen festen Standort des Beobachters verlangt. Auch die angewandten Instrumente waren nicht gleichartig und endlich ist die wissenschaftliche Vorbildung und Schulung der Beobachter wohl eine sehr verschiedene gewesen.

Die verschiedenen Regierungen haben deßhalb zum Zweck genauer Erforschung in verschiedenen Gegenden sogenannte Polarstatianen errichtet, worüber im nächsten Heft etwas folgen soll.

Lichtbilder aus dem Heiligen Lande.

Für Haus und Herd von F. Ohlinger, Missionär in China.

„Wegen Zion schweige ich nicht,
Wegen Jeruschalajim ruhe ich nicht."

O Jerusalem du Schöne!"

Zum zweitenmal war es mir vergönnt, die Ufer des heiligen Landes zu betreten und mein erstes Wort, als wir im Gasthof „Jerusalem" in Jaffa uns hinsetzten, war: O, ich fühle, als möchte ich jedesmal, wenn ich von China nach Hause gehe, über das Heilige Land reisen. Ja es ist ein geheimnißvolles, seliges Gefühl, das hier über den gläubigen Reisenden kommt.

Die burgartigen kleinen Wohnungen, das Treiben und Handthieren auf den Straßen, Bäume und Blumen des Feldes, Alles bietet Schrifterklärung, Predigt und Ermahnung. Da wird Weizen verkauft und siehe, ein „volles, gerütteltes Maß" gegeben; dort pflügt einer und hält den Pflug mit einer Hand, und wir sagen unwillkürlich den Spruch her: „Wer die Hand an den Pflug leget und siehet zurück ꝛc." Die Lilien auf dem Felde, „das Gras, welches heute ist und morgen abgehauen und in den Ofen geworfen wird" — Alles ist beredt und singt, spricht, klagt, tröstet, droht je nach der ihm im Wort angewiesenen Stelle: Das Buch der Bücher bleibt einem zwar alt und wird doch so wunderbar frisch und neu. Wie genau war doch unser Heiland mit allen Sitten und Verhältnissen des Landes bekannt, und welche göttliche Fertigkeit zeigte er stets in der Verwendung derselben als Lehr- und Strafmittel. In Jaffa ist zwar nichts, das zum längeren Aufenthalt verlocken könnte und —

„Ich freue mich, wenn sie zu mir sagen: Wir wollen nach dem Hause des Herrn gehen: Unsere Füße werden in deinen Thoren stehen, Jerusalem." Ps. 122.

Wir besuchten den recht einfachen, prunklosen Gottesdienst der Tempelleute und fühlten so recht erquickt. Dann, um nicht die vierzig Meilen in einem Tage mit den Kindern zurücklegen zu müssen, und da eben ein nur halbbesetzter Wagen nach Ramleh abgehen sollte, ließen wir uns überreden mitzufahren. Und es war eine herzerhebende Fahrt. Wir besuchen das Haus Simons des Gerbers, lassen uns auch von einer Gruppe arabischer Mädchen in einer Missians-Schule „Jerusalem my happy home" singen und gehen dann so einen gemüthlichen Trab zunächst durch die duftenden Orangengärten und dann über die blumenreiche Flur der Ebene Sarons hin. Etwas zur Linken kommt bald das alte Lydda in den Gesichtskreis und um Sonnenuntergang erreichen wir das stille Dörflein Ramleh. In der Abendämmerung besuchen wir die Ruinen der von den Kreuzfahrern erbauten Kirche und genießen vom „Thurm der vierzig Märtyrer" nochmals den friedsamen Anblick der reizend schönen Ebene. Wie anmuthig

liegt sie ausgebreitet und schmiegt sich sanft an das judäische Gebirge an, so wie die Mutterhand nach schwülem Sommertag den Teppich über ihren Liebling ausbreitet. Ihre Stille ist ein liebliches Reden, denn sie sagt dem müden Wanderer: Gehe auch du zur Ruhe.

Dagons Haus (das Dorf Beth Detschan) liegt hinter uns, und weder an die vergängliche Herrlichkeit jenes Philistergötzen, noch an die simsonische Wunder- und Rachethat (Richter 16, 23) ist man geneigt zu denken. „Die Blume zu Saron und die Rose im Thal" — der — der allein beschäftigt Herz und Gemüth — nur der heiligt das Gedächtniß und richtet auf's Göttliche all unser Sehnen.

Eine arme Familie Italiener mit drei kleinen Kindern, die den Weg theils zu Fuß, theils auf Eseln gemacht hatten, holten uns hier ein und standen mit uns auf dem Thurm. Wir sind allesammt Kreuzfahrer — wir aus dem gesegneten Amerika, jene aus dem sonnigen Italien und diejenigen, auf deren Händearbeit wir emporgestiegen sind und jetzt diese herrliche Rundsicht genießen. Zu bald trieben die schwarzen Schatten zurück in die Herberge, wo denn der süße Schlaf seine besten Dienste that. Kurz war die Nacht und nun —

„Schmückt das Haupt mit Saron's Blumen,
Heil'gen Jubel laßt erschallen!
Saron's Rosen an dem Busen
Auf nach Zion laßt uns wallen!"

Ja, das war ein herrlicher Morgen. Noch drei Stunden geht es über die schönste Flur hin, dann aber bergauf, bergab. Als wären sie sich ihrer Ueberlegenheit bewußt, so glühte die feuerrothe „Lilie des Feldes" (die Anemona Coronaria), so sangen die „Vögel des Himmels." Hände und Wagen voll Blumen und Zweige ziehen wir fröhlich unsere Straße.

Doch endlich rauben Staub und Hitze Blumen und Wanderer ihre Frische. Der Jubel verstummt, die Zweige verwelken. Auch stört ein gefahrdrohender Umfall auf dem Zick-zack-Weg an steilem Bergabhang noch ferner die gehobene Stimmung.

Vater Schneller's Waisenknaben ziehen an uns vorüber; Thalita kumi steht zur Rechten; in einem bunten Gedränge ruft unser deutscher Kutscher sein "Je-es" und unsere Pferde bleiben stehen. Ruhig steigen wir aus; vor uns die Burg Davids und das offene Thor Jerusalems.

Die tiefsten Gefühle sind immer still; einige Schritte und — Wir sind in Jerusalem! Yeddo, Peking, Nanking, Benares, Delhi, Cairo, Rom, London sind alle vergessen. Der Gedanke: Wir sind in Jerusalem, ist überwältigend. Jetzt wollen wir nicht eilen — nur genießen. Oft gehen wir an das „Goldene Thor" und schauen hinunter in Jehosaphat, in den Kidron, nach Siloa, wo die Araber Wasser schöpfen, hinauf auf den Oelberg, herab nach Gethsemane, wo der Blick am längsten weilt. Und dann trotz Staub und Hitze setzen sich die Füße in Bewegung, dorthin zu gehen. Da sind zehn Besuche nicht hinreichend; wie das Gebet, so wird ein fernerer Besuch immer wieder Bedürfniß. Neue Gedanken und immer tiefere Andacht sind der Lohn.

Auf Zion feiern wir Gründonnerstag; am Abend das heilige Abendmahl und ziehen dann in nächtlicher Stunde noch mit Fackeln und Laternen hinunter nach Gethsemane. Protestantische Christen aller Länder und Benennungen sind zugegen und betheiligen sich am prunklosen, herzlichen Gottesdienst. Einige deutsche Mädchen waren vorausgeeilt und begrüßten mit herzerhebendem Gesang die kleine Versammlung —

„Laßt mich gehen, laßt mich gehen,
Daß ich Jesum möge sehen",

so sangen sie dort in Gethsemane. Es war uns aus dem Herzen gesungen, hatte ja doch das Sehnen nach Ihm dieser Tage um Vieles zugenommen.

Ueberall meint man Sein göttliches Angesicht erblicken, Seine holde Stimme hören zu dürfen. Erwacht man aber hie und da aus diesem süßen Traum, so will man es dennoch den Bergen und Hügeln absehen, daß der Blick unseres Heilandes auf ihnen geruht, man lauscht unwillkürlich für den Nachhall, der vor bald zweitausend Jahren hier vorübergegangenen Fußtritte. Charfreitag bringt dann auch seine besonders feierliche Stimmung. Wir betreten mit tiefer Ehrfurcht die Straße, die Stellen, wo man glaubt, daß der Heiland der Welt gelitten hatte.

Ecce Homo, das alte und das neue Golgatha (außerhalb dem Damaskus-Thor) sind das Ziel unserer heutigen Wanderungen, die Stätten unseres stillen Verweilens.

Ostern bricht an. Die Freudenglocken, die in und außerhalb der Stadt laut erklingen, als wollten sie einander übertreffen, geben unsern Gefühlen Ausdruck. Die Ostereierjagd, die die liebe Familie Frutiger für die Kinder Nachmittags anstellte, versetzte uns so recht in unsere Kinderjahre und Kinderfreuden im bescheidenen Heim hinein.

Den Oelberg besteigen wir öfters und blicken hinüber nach Moab und der Spitze des Nebo, verfolgen mit dem Fernglas den Jordan in seinen mannichfaltigen Windungen bis weit nach dem Norden, wenden uns um und schauen über die Mauer in die uns beinah zu Füßen liegende Stadt.

Den stillen Gang nach Bethanien versäumen wir auch nicht, denn da war es, wo der Meister seinen besonderen Segen auf das häusliche Leben legte und die Banden der Freundschaft heiligte.

Digitized by Google

Auf dem Rückweg erblicken wir über einen Ausläufer des Oelbergs die Kuppel der Omar Moschee. Wie ein gewaltiger Ballon scheint sie ohne Stütze in der Luft zu schweben. Wie muß von hier aus der Tempel wie eine Stadt aus Krystall erbaut am rothen Himmel geglänzt haben und mit welchen Gefühlen muß er gesagt haben: Es wird kein Stein auf dem andern bleiben.

Wir besuchen auch der Juden Klagestätte und wären ganz geneigt mit einzustimmen: „Herr, zürne nicht zu sehr, und denke nicht ewig der Sünden. Siehe doch das an, daß wir alle dein Volk sind. Die Städte deines Heiligthums sind zur Wüste geworden: Zion ist zur Wüste geworden, Jerusalem liegt zerstöret. Das Haus unserer Heiligkeit und Herrlichkeit, darinnen dich unsere Väter gelobet haben, ist mit Feuer verbrannt, und Alles, was wir Schönes hatten, ist zu Schanden gemacht." Doch es ist nur das tiefe Mitleiden, das so spricht und mit so viel größerer Wonne denken wir des Tempels, der abgebrochen und in drei Tagen wieder gebaut wurde. Zu den köstlichsten Erinnerungen gehört aber die Gemeinschaft mit den Arbeitern am Reiche Gottes im Heiligen Lande. Still und sanft, wie ein rechter Engel der Barmherzigkeit, bewegt sich unter ihrem Volke eine Anverwandte des berühmten Montefiore, Fräulein Barlee und sucht durch herzlichen Liebesdienst zu beweisen, daß der Messias schon erschienen ist. Da sind die immer heiteren Schwestern im Hospital, jene im Thalitakumi, der tapfere alte Herr Schneller und seine ebenfalls noch rüstige Gattin und andere mehr.

Auch deutsche Gelehrte, Handwerker und Geschäftsleute, darunter die Bankier Frutiger; die Tempelleute, besonders die Familien Hoffmann und Paulus; unser Hausvater und seine edle Gehülfin, Herr und Frau Bayer im Johanniterhospiz, von denen man sagen kann: auch diese alle wohnen ihres christlichen Glaubens wegen in diesem fernen Lande. Und ich nenne noch zum Schluß eine Familie aus Gottes höchstem Adelstand, den Missionar Lethaby und seine wackere Gemahlin. Er ist ein Wesleyanischer Lokalprediger voll Glauben und Selbstverleugnung.

Was keiner vor ihm gewagt hat, das hat er in Angriff genommen — das Evangelium dem verrufensten Stamm der Beduinen jenseits des Jordans in Moab zu bringen. Jedermann sagte, dorthingehen, heiße dem Tod in den Rachen laufen. Die Leute, d. h. die Herren Consuln und gut besoldete Pfarrer erklärten, der kleine Engländer sei verrückt. Aber er mußte hinüber um dem stolzen Scheich zu fragen, ob er kommen dürfe. Die Antwort war: Komme! Darauf mußte er nochmal hinüber, um zu sagen, daß er seine Frau mitbringen wolle und Näheres bestimmen möchte. Der Scheich empfing ihn wieder freundlich und sagte nichts vom Kopfabhauen. Doch als er vor das Dorf hinauskam auf den Heimweg, da griffen ihn der Bruder des Scheich und einige Dienstboten an und nahmen ihm Alles ab, was irgend einen Werth hatte, das sich aber sämmtlich kaum auf einen Dollar belief. Nach einigen Wochen mußte er wieder hinüber, um das dem Scheich vorzuhalten. In Gegenwart sämmtlicher Räuber sagte er: „Als ich das vorige mal hier war, habt ihr mich beraubt.

Der gefürchtetste aller Beduin-Häuptlinge saß verblüfft vor einem kleinen, unbewaffneten Fremden und mochte wohl auch gedacht haben: ja wirklich, das ist die größte Verrücktheit, daß du es wagst zurückzukommen, um mir das anzusagen. Unter dessen hat aber der muthige kleine Mann der Mission schon werthvolle Dienste gethan und sollte es auch noch lange nicht so weit kommen, daß er drüben wohnen darf, so ist doch zu wünschen, daß er noch öfters hinüber muß.

Gottlob! Weder christliche Selbstverleugnung noch Heldenmuth (ich füge auch gerne Gastfreundschaft hinzu) sind Dinge der Vergangenheit und diese sind es, die endlich aus allen Welttheilen ein Terre Sainte, ein Jerusalem und Kanaan schaffen. Heilig bleiben uns diese schönen Namen!

Die Einnahme Richmonds.

Von einer südlichen Frau erzählt. Für Haus und Herd von J. Bodstahter.

Beim Rückblick auf die traurige Geschichte unseres Bürgerkrieges, muß ich mich nur wundern über die blinde Siegesgewißheit des südlichen Volkes, welche es selbst bis auf den letzten Augenblick an den Tag legte. Das war ganz besonders mit dem weiblichen Geschlechte der Fall. Ich habe schon oft gedacht, das männliche Geschlecht müsse eine bessere Kenntniß von der wirklichen Sachlage gehabt haben. Aber die Frauen verschlossen sich gegen alle bessere Einsicht, und zwar mit einer solch thörichten Hartnäckigkeit, daß sie dachten, was sie wünschen, müsse gewiß auch so geschehen, so daß sie die vorhandenen Merkmale des baldigen Untergangs ihrer Sache gar nicht durchblickten, über die, wie es mir jetzt scheint, doch gar kein Zweifel mehr vorhanden sein konnte.

Es wird behauptet — aber die Frauen lieben es nicht

zu hören — daß das weibliche Geschlecht sich mehr durch seine Gefühle als durch seinen Verstand leiten lasse. Die Geschichte des Krieges bestätigt diese Behauptung. Die südlichen Frauen beteten mit einem Ernste, wie nie zuvor, daß Gott ihre Sache zum Siege führen wolle, für welche sie das Leben ihrer Lieben, theurer als ihr eigenes, d'ran gegeben hatten. Sie glaubten von ganzem Herzen, ihre Gebete müßten Erhörung finden, und davon ließen sie sich durch die stärksten Argumente ihrer wärmsten Freunde nicht abbringen.

Hier möchte ich eine Begebenheit erzählen, um das Gesagte zu bestätigen: Etwa eine Woche oder zwei vor Richmonds Fall (Einnahme) versammelten sich eine Anzahl Mädchen, um für ein ihnen besonders nahestehendes Regiment eine Flagge zu verfertigen. Im Centrum des Zimmers lag das dazu nöthige Zeug — roth und weiß — um welches die Mädchen sich im Kreise auf den Teppich niederkauerten, alle bereit, für das Werk der Liebe, um mit zarten Fingern und blitzender Nadel die Flagge herzustellen.

Ihre Kleidertracht war äußerst einfach, nach einer damals gebräuchlichen Sitte. Die schwarzen Anzüge jedoch, die zu jener Zeit hauptsächlich Sitte waren, erzählten eine traurige Geschichte, *denn es war ein Zeichen der Zeit*. Von Traurigkeit war jedoch bei dieser Gruppe von Mädchen, trotz ihren Traueranzügen, keine Spur. Im Gegentheil zeigte sich mehr Munterkeit und Heiterkeit, als man das möglicherweise heute in einer solchen Gruppe finden würde.

Ich erkläre mir dies dadurch, daß in den Gemüthern eine Reaktion vorging. Die Schicksalsschläge des Krieges folgten so rasch aufeinander und in solch wuchtigen Hieben, daß das menschliche Gemüth hätte völlig unterliegen müssen, wäre es nicht für die dazwischen tretenden Reaktionen gewesen. Das Lachen folgte auf das Weinen so gewiß, wie das Licht auf die Finsterniß. Und so verhielt es sich auch mit diesen Mädchen. In ihre einfachen Traueranzüge gekleidet, lachten und auch kicherten sie, als ob das ganze Leben Sonnenschein wäre, und sie von keinem Sturme wüßten, ohne jedoch ihrer Theuern im Kriege, die in beständiger Lebensgefahr schwebten, zu vergessen.

Betrachte sie nur mal in ihrer Unterhaltung: „Aber nicht wahr? wir haben die Blaurecke mal geschlagen!" — Da hörst du nichts von Niederlagen, obschon zu der Zeit Niederlagen nichts Seltenes waren; bei ihnen aber war es alles Sieg. Man hört kein Wort davon, was sie zu thun gedenken im Fall der Süden geschlagen und die Union wieder hergestellt werden sollte. Solche Wahrscheinlichkeit zählten sie nicht zur Möglichkeit.

Niederlage! Welch ein schreckliches Wort! Ein barmherziger Gott sollte sein Ohr gegen ihre Bitten verschließen und all das köstliche Blut sollte vergeblich geflossen sein! Nimmermehr! Schon der Gedanke daran war ihnen unerträglich.

Und so unterhalten sie sich, was sie thun wollen, wenn ihre Unabhängigkeit errungen sein wird, ihre Lieben in die Heimath zurückkehren und sie neue Bekanntschaften schließen. Und alle sind seelenvergnügt.

Doch plötzlich tritt der Hausherr herein; ein Mann mittleren Alters von imposanter Erscheinung und allgemeiner Achtung. Durch seinen Humor erzeugte er in jeder Gesellschaft Heiterkeit und hier war sein Erscheinen Gegenstand allgemeiner Freude, denn Alle ohne Unterschied bezeugen ihr Wohlgefallen bei seinem Eintritt.

Doch er empfing ihre Begrüßung stillschweigend, indem er sich auf das Sopha niederließ und mit den Händen das Gesicht bedeckte. Augenblicklich nimmt die ganze Scene eine Wendung; denn seine Niedergeschlagenheit schien für sie alle nur ein Vorbote trauriger Nachrichten, die sie persönlich betreffen.

Sofort verwandelt sich das Lachen in Weinen. Ein Mädchen, dessen Bräutigam im gestrigen Treffen war, sank in Ohnmacht. Eine junge Frau wird todtenblaß und bebt am ganzen Leibe, unfähig ein Wort zu äußern. Einige Schwestern fragen ängstlich, ob Wilhelm oder Karl als Opfer gefallen sei.

Er thut seine Hände vom Gesicht und wird plötzlich gewahr, daß er die Ursache des Schreckens ist. Seine Hände ausstreckend, sagte er mit zärtlichem Mitgefühl: „Meine armen Kinder, beruhigt euch, denn ich weiß von keinem persönlichen Leid für irgend eines unter euch, mit Ausnahme der Wahrscheinlichkeit eines Schicksals, daß uns alle gleich schwer treffen wird. Er theilte ihnen dann in wenig Worten mit, daß ihre Sache sehr zweifelhaft stehe, und daß selbst die größten Enthusiasten fürchten, das Ende sei nahe. Und damit schwieg er.

Wie von einem elektrischen Strom ergriffen, wurden sie alle zur Begeisterung entflammt. Außer sich vor Aufregung drängten sie sich mit funkelnden Augen um ihn her und wußten sich vor Widerwillen kaum zu beherrschen.

„Unglückspropheten!" „Feiglinge!" riefen sie. Die junge Frau, die kurz zuvor am ganzen Leibe zitterte, so daß ihr selbst die Sprache versagte, erklärte: „Der Gott, dem wir unsere Sache anvertrauten, kann uns nicht täuschen." Das Mädchen, welches aus Besorgniß um ihren Bräutigam kurz zuvor in Ohnmacht sank, sprang jetzt auf und rief: „Wenn die Männer ihre Waffen niederlegen, so werden die Frauen sie ergreifen!"

Und augenblicklich schaarten sie sich unter ihrem eigenen Banner und erklärten sich bereit zu leben und zu sterben für ihre Sache. Und was that der Hausherr, der auf dem Sopha lag? Er wunderte sich über den durch ihn hervorgerufenen Sturm und *schwieg*. —

Solche Vorfälle waren nichts Ungewöhnliches. Das männliche Geschlecht hatte, wie schon gesagt, einen bessern Einblick in die wirkliche Sachlage als das weibliche, aber sie wagten es nicht, den Frauen gegenüber ihre Ueberzeugung auszusprechen.

Doch nicht alle Männer waren dieser Ueberzeugung. Es gab unter ihnen manche hoffnungsvolle Patrioten, die bis auf die letzte Stunde sowohl auf Sieg hofften als die Frauen.

Zu dieser Klasse gehörte ein berühmter Redner aus Tennessee, welcher zu dieser Zeit in einer afrikanischen Kirche eine Rede hielt über: „Die gegenwärtige Krisis." Jedermann wollte ihn über dieses wichtige Thema hören. Und so war denn der große Raum vollständig angefüllt mit den hervorragendsten Bürgern der Stadt.

Unter den Zuhörern befand sich eine Frau aus Virginia, deren Begeisterung gar keine Grenzen mehr kannte. Sie hatte, um der südlichen Sache willen, welche sie als eine gerechte ansah, alles Mögliche erlitten. Vertrieben von ihrer Heimath, suchte sie ihre Zuflucht in Richmond. Sie war eine von den Frauen, die bereit waren, ihr Lebensblut zu vergießen, um der südlichen Sache zum Siege zu verhelfen. Unter den wenig Schätzen, welche sie bei ihrer Flucht rettete, waren zwei Silberstücke und ein Andenken von ihrer Großmutter, welches sie sehr hoch schätzte.

Sie erzählte, wie zu wiederholten Malen, wenn die erschreckende Nachricht kam, daß die Unionstruppen im Begriff stehen, Winchester, ihre frühere Heimath, einzunehmen, sie diese, nebst noch andern Schätzen des Hauses nahm und sie in mitternächtlicher Todesstille nach einem hintern Zimmer brachte, dort einige Dielen des Fußbodens aufhob und sie unter den Fußboden versteckte, bis die Gefahr vorüber war. Das Haus wurde öfter

durchſucht, doch dieſer Verſteck wurde nie entdeckt. Als ſie ſpäter während des Krieges von ihrem ſo ſüßen Heim vertrieben nach Richmond zog, wurden dieſe wenigen Schätze höher geſchätzt als je.

Dieſe enthuſiaſtiſche Frau ging mit den übrigen Einwohnern Richmonds nach der oben erwähnten Verſammlung, um etwas über „die gegenwärtige Kriſis" zu hören, und mit athemloſer Spannung hörte ſie der ſchwärmeriſchen Rede zu.

Der Redner hatte ſeinen Höhepunkt erreicht, als er mit blitzendem Auge und tiefer durchdringender Baßſtimme, die zu jedem Ohr ſeiner großen Zuhörerſchaft drang, ſprach: „Wenn die Frauen des Südens, wie einſtens ihre Schweſtern zu Rom und Kartago in ähnlichem Fall, bereit ſind, ihre werthvollſten Schätze zu die Staatskaſſe zu werfen, dann werden die Bande los und die ſüdliche Conföderation iſt gerettet.

Es war eine Frau in der Verſammlung, die ſich keine zwei Mal bedachte, was ſie mit dem Wenigen, das ſie noch beſaß, thun wolle, und was ſie noch hatte war nichts weniger und nichts mehr als die ſchon erwähnten zwei Silberſtücke und das von ihrer Großmutter ererbte Andenken. Iſt es möglich, ſich davon zu trennen und es hinzugeben?!

Den nächſten Morgen ſtand ſie frühe auf, holte ihr Andenken und ihre wenigen Schätze herbei, packte ſie ohne weiteres Bedenken ein, ſchrieb einige Zeilen an den Schatzmeiſter und überſandte ihm das Packet. In einer Woche ſpäter war Richmond eingenommen und ihre wenigen Schätze mit noch vielen andern waren verloren. Nie ſahe ſie ihre Schätze wieder.

Und wenn ſie heute gefragt wird, ob ſie den Verluſt deſſelben nicht bereue, ſo giebt ſie zur Antwort: „Als Andenken an die Großmutter möchte ich es wohl gerne wieder haben, aber mich beruhigt das Bewußtſein: Ich habe gethan, was ich konnte.

Nie zuvor ſtieg die Sonne mit mehr Pracht und Schönheit am öſtlichen Horizont empor, als am 2. April 1865, ein Tag, den allen unvergeßlich bleiben wird, die ihre ganze Hoffnung auf die untergehende Sache geſetzt hatten.

Es war Sonntag, und als ich eben im Begriff ſtand, in Paſtor Dr. Hoge's Kirche zu gehen, begegnete ich an der Kirchenthür einem bekannten Officier. „Was giebt es Neues?" frug ich. „'s iſt alles ruhig," war die Antwort. „Selbſt die Unglückspropheten ließen ſich durch einige Schüſſe der Linie entlang dieſen Morgen nicht beunruhigen."

„Denken Sie, Richmond iſt ſicher?" frug ich.

„War nie ſicherer. Wir wurden zwar vor etlichen Wochen ſchier ausgehungert, doch das trieb die Leute in Schrecken und ſo wurde ein großer Vorrath Lebensmittel herbei geſchafft und Kapitän H. verſicherte mich dieſen Morgen, daß wir ſeit Monaten nicht ſo ſicher waren als heute."

Ich äußerte meine Freude darüber und wir traten zuſammen in das Haus Gottes. Mein Sitz war ziemlich weit vorn, und ich erinnerte mich hernach, daß während des Gottesdienſtes etwas Störung war, denn vom Kirchendiener benachrichtigt, verließ eine Perſon nach der andern die Verſammlung; unter dieſen war der Stadtmayor und der mediciniſche Direktor der Armee.

Dr. Hoge hatte ſeine Predigt und ſein Schlußgebet vollendet und verlas eben noch das Schlußlied, als der Küſter ihm eine Notiz einhändigte. In der Meinung, es ſei irgend eine Bekanntmachung, legte der Paſtor das Schriftſtück auf das Kanzelbrett und vollendete ſein Lied. Als er ſich geſetzt hatte, überblickte er die Notiz, aber noch ehe der Chor Zeit hatte, das Lied anzuſtimmen, erhob er ſich wieder, und alle, welche in jener Verſammlung anweſend waren, werden es nie vergeſſen, welche merkwürdige Veränderung ſeiner Geſichtszüge jener Augenblick hervorrief. Eine unbeſchreibliche Wehmuth überzog ſein Geſicht, ſo daß die ganze Verſammlung wie von einem Zauberſchlag berührt aufſprang und mit ſolcher Spannung auf ſeine Verkündigung wartete, als erwartete jeder von ſeinen Lippen ſein Todesurtheil vertündigt zu hören.

Doch erſt nach einigen Augenblicken gelang es ihm, ſeine Gefühle hinlänglich zu beherrſchen, um ſprechen zu können. Endlich ſprach er mit bebenden Lippen und zitternder Stimme; „Meine Freunde, ſoeben erhielt ich eine Nachricht — eine Nachricht, die mein Herz wie ein Schwert durchbohrt und in die tiefſte Wehmuth verſenkt. Es mag ſein, daß ich euch auf lange Zeit nicht wieder ſehe. Ich danke euch daher für alle eure Liebesbeweiſe. Lebet wohl! Geht nun ruhig nach Hauſe und vergeſſet in all dieſen Wellen der Trübſal nicht, daß euer himmliſcher Vater am Ruder ſteht."

Da wußten wir mit einemmal, ohne daß er es ſagte, daß Richmonds Loos verſiegelt war. Hierauf folgte eine Scene, die aller Beſchreibung ſpottete. Es entſtand zwar wenig lärmende Aufregung, obwohl man da und dort eine Frau weinen hörte. Aber welch dunkele Wolken das Gemüth umnachteten, und wie Kummer und Gram die Herzen zerriß, war am deutlichſten aus den finſtern Geſichtszügen zu erkennen, obwohl nur wenig Thränen floſſen.

Der Freund ergriff die Hand des Freundes und drückte ſie herzlich, als ob die Stunde einer langen Trennung gekommen ſei, eine Trennung, wo der letzte Hoffnungsſtern untergeht und das Lebensglück mit dem Tode ringt.

Falſche Tröſter berichteten, General Lee habe geſagt, das beſte für die ſüdliche Conföderation ſei ein Rückzug von Richmond.

Wir Frauen griffen nach dieſem leidigen Troſtwort wie ein Ertrinkender nach einem Strohhalm, und ſagten, daß dieſes der Wendepunkt zum Beſſern ſei. Wir verſuchten eine fröhliche Miene zu machen und einander, ſo wie auch die Männer zu überzeugen, daß dieſes nach Allem das beſte iſt, das uns hätte widerfahren können.

Die Verwirrung auf den Straßen vermag keine Feder zu beſchreiben. Männer mit finſteren Mienen eilten nach den Regierungsamtsſtuben. Die Banken wurden geöffnet und Deponenten zogen ihr Geld, während die Direktoren das „Bullion" entfernen ließen. Aufgeregte Officiere ſprengten hin und her, um Befehle zu ertheilen. Beladene Wägen drängten einander bei den Durchfahrten. Haushälter beeilten ſich, um die werthvollſten Sachen des Haushaltes vor der Plünderung der Stadt in Sicherheit zu bringen, — denn daß die Unionstruppen die Stadt plündern würden, erwartete Jedermann mit Sicherheit.

Richmond war der Knochen, um welchen ſich die beiderſeitigen Armeen ſo lange geſtritten hatten, daß man nun auch bei ihrer Einnahme die vereinigten Schreckniſſe des ganzen Krieges erwartete. Und wir Frauen gingen umher und ſuchten einander zu tröſten und zu ermuthigen mit dem, was General Lee geſagt habe. Wir erhielten jedoch wenig Aufmunterung.

Trotz unſerem ſinkenden Muth machten wir hoffnungsvolle Aeußerungen und verſuchten zu glauben, unſere Sache ſei völlig ſicher und wir würden ſchließlich doch ſiegen.

In Mitte ſolcher Auftritte und Aufregung ſchwand der Tag dahin und machte einer Nacht der Schreckniſſe

Platz, wie sie unser glückliches Land kaum je gesehen. Die südlichen Truppen verließen im Verlauf der Nacht die Stadt; Freund nahm von Freund, der Mann vom Weibe und der Vater von den Kindern Abschied; und auch zarte Jungfrauen schieden mit schwerem Herzen und thränenden Augen von ihren Liebsten; indem sie ihnen noch ein Wort der Aufmunterung und des Trostes mit auf den Weg gaben. Hunderte von Einwohnern verließen mit der scheidenden Armee die Stadt, und dazu wurde jedes nur aufzutreibende Fuhrwerk in den Dienst gepreßt.

Aber bald wurde unsere Stadt von einem viel gefährlichern Feind, als der uns belagernden nördlichen Armee, überfallen, und dieser war kein anderer, als die unerbittlichen Feuerzungen eines großen Brandes.

Wer den Befehl gab, die Tabackwaarenlager in Brand zu stecken, hat man nie in Erfahrung gebracht. Diese Waarenhäuser befanden sich im Herzen der Stadt und von diesen aus verbreitete sich das Feuer schnell. Zu den Schrecken verzehrender Flammen gesellte sich eine Rotte hungriger Menschen, die von einem Waarenlager zum andern zogen, dieselben erbrachen und raubten, was sie finden konnten.

Um nun zu verhüten, daß der von der südlichen Regierung aufgestapelte Branntwein weder in die Hände des Pöbels, noch in die der hereindringenden nördlichen Armee gelangen möchte, gaben die Stadtbeamten Befehl, denselben auf die Straßen zu gießen. Die Straßenrinnen flossen über davon, und Manner legten sich daran und soffen wie die Schweine aus den Pfützen. Bald erkannten die Feuerflammen in diesem Feuerwasser einen willkommenen Genossen, hüpften ihm entgegen, umschlangen den Dämon mit ihren Armen und wälzten sich mit demselben heulend und zischend, sprühend und prasselnd in blauen, rothen und gelben Flammen die Stadt hinab, überall Verderben und Verwüstung verbreitend. —

Mit Tages-Anbruch wurden unsere vorhin schon erschütterten Nerven von Neuem noch heftiger erschuttert durch furchtbare Explosionen, welche Knall auf Knall rasch aufeinander folgten. Es waren die eisengepanzerten Kanonenboote, deren Ankunft man so hoffnungsvoll entgegensahe, welche aber nun in die Luft gesprengt wurden.

Voll innerer Unruhe zog es uns hinaus in's Freie. Mit Anbruch des Tages verließ daher eine Freundin mit mir das Haus, um den Zustand der Dinge zu erfahren. Soldaten eilten aneinander vorbei, ihren vorausgegangenen Kameraden nach, Andere kamen mit düsteren Gesichtern heim und hunderte von Menschen strömten die Straßen herauf mit dem in verflossener Nacht gemachten Raub auf dem Rücken.

Hier rollt eine Frau ein Faß Mehl vor sich her, ihr folgt ein Kind mit einem gefüllten Korbe, fast zu schwer für seine geringen Kräfte; und dort eilt ein Mann mit einer Kiste voll geraubtem Schweinefleisch, ein Anderer mit einer Kiste Schuhen u. s. w. Und im Hintergrunde stiegen die schwarzen Rauchwolken zum Himmel empor, durchbrochen von den lieblichen Strahlen der aufgehenden Sonne.

Aber mit der steigenden Sonne stiegen auch die Schrecknisse; denn ein gewissenloser Bösewicht hatte die Wasserschläuche durchschnitten und so alle Hoffnung, das Feuer zu löschen, vereitelt. Das Feuer war bereits aus dem Geschäftstheil in den Theil der Stadt vorgedrungen, wo die Bürger wohnten, so daß die Straßen sich mit Flüchtlingen füllten, die kaum mit dem nackten Leben aus ihren brennenden Wohnungen entkamen.

Dann wurden wir wieder auf's Neue durch rasch aufeinander folgende furchtbare Explosionen erschüttert und wir dachten, der Feind sei in die Stadt gedrungen und sei jetzt begriffen in seinem längst gefürchteten Werke der Verwüstung. Aber wir erfuhren bald, daß es das Arsenal war, welches sich nicht um sein Werk der Zerstörung betrügen lassen wollte, und deßhalb seinen mörderischen Inhalt über die hülflose, in den Staub sinkende Stadt ergoß, als ob es im Bewußtsein seiner Ohnmacht gegenüber dem eindringenden Feind jetzt seinem Zorne Luft machen wollte.

Doch noch ein Schreckniß sollte ich erleben. Ungefähr um zehn Uhr, kurz ehe die Unionstruppen in die Stadt eindrangen, hörte man an allen Straßen entlang, welche noch außerhalb des Feuers lagen, ein Angstgeschrei, und ich sahe eine Menge hüpfender, frohlockender Dämonen in gestreiften Anzügen mit haldrasirtem Kopf daherjagen. Es waren die Staatsgefangenen, welche die Wache überwältigten, das Gefängniß in Brand steckten und davon liefen. Wie Manchem, der bisher noch immer suchte, seine Hoffnung aufrecht zu halten, sank bei diesem schauderhaften Anblick aller Muth. Zum Glück waren sie zu begierig nach ihrer Freiheit, um viel Schaden zu thun.

Nun aber sollte sich unsere traurige Lage bald ändern, denn mit dem Einzug der Unionstruppen kehrten auch Schutz und Ordnung wieder, und was wir bisher als ein grauenhaftes Unglück fürchteten, gereichte zu unserm Glück und Segen. Denn dadurch wurden die verwirrten Einwohner wieder zur Besinnung gebracht, und durch vereinte Anstrengung wurde endlich dem umsichgreifenden Feuer Einhalt geboten und mit hereinbrechender Nacht legten sich endlich die Flammen.

Auf drei Seiten des Capitols hatten die Feuerflammen Alles aufgeleckt, und das Capitolgebäude stand so isolirt, wie ein griechisches Monument in Mitten der Ruinen des einstigen Athens. Und auf dem grünen Teppich der Erde um das Capitol her saßen Hunderte obdachloser Menschen, deren Wohnungen innerhalb vierundzwanzig Stunden in Schutt und Asche gelegt worden waren und schauten in ihrem Unglück zu den über ihnen wehenden Sternen und Streifen empor, welche zum Zeichen ihrer Niederlage und Demüthigung über ihnen aufgepflanzt worden waren.

Eine andere Woche verstrich und wieder ging's zur Kirche, und noch immer hofften wir auf erfreuliche Nachricht von der flüchtigen Armee; aber für ihren Erfolg zu beten, war uns verboten. Unsere Herzen machten sich jedoch im stillen Gebet Luft. Ein Baptisten-Prediger betete: „O Herr! Du weißt, was wir so sehnlichst begehren und dürfen es doch nicht in Worten aussprechen. Schenk es, o Herr! Schenk es!"

Ungefähr um acht Uhr saßen wir schweigend, von tiefer Wehmuth durchdrungen, beisammen, als die Stille plötzlich von einem Schuß unterbrochen wurde. Bald folgte ein zweiter und ein dritter u. s. w. In athemloser Stille zählten wir nach bis einhundert, und das war Alles. Alles? Nein, noch nicht. — Ich schaute vom Fenster und frug einen vorübereilenden Soldaten, was die hundert Schüsse zu bedeuten hätten.

„Die hundert Schüsse, Madam, bedeuten die Uebergabe von General Lee's Armee." —

Und das war das Ende.

Eine Neujahrsnacht

auf dem Kirchhofe von Kaiserslautern.

Für Haus und Herd von H. Mann in Kaiserslautern.

„Irret euch nicht; Gott läßt seiner nicht spotten!" Gottes Geduld und Langmuth ist unendlich. Was würde auch aus uns Menschenkindern, wenn dem nicht so wäre? Aber von Zeit zu Zeit läßt Gott Dinge zu, die den deutlichen Beweis liefern, daß er seiner nicht spotten läßt. Nachstehend berichte ich eine Thatsache, die den hiesigen Ungläubigen schon manches Kopfzerbrechen verursachte. Leider wird aber auch hier bei Vielen das Wort des Heilandes wahr: „Hören sie Mosen und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, ob Jemand von den Todten auferstände."

Der hier wohnende Arzt, Herr Dr. Crou, veröffentlichte in der „Berliner Klinischen Wochenschrift" folgenden Artikel:

„In der Neujahrsnacht 1873—74 ging der Schreinergeselle Leppla, ein wegen seiner Frechheit gefürchtetes Individuum, beim Vorüberwandeln am hiesigen Kirchhof mit mehreren Kameraden um einige Schoppen Bier die Wette ein, daß er über die Mauer in den Friedhof eindringen, dreimal um den sogenannten „Franzosenstein" — ein in der Mitte des Kirchhofs den unter Napoleon I. gefallenen hiesigen Kriegern errichtetes Denkmal von Stein — herumgehen, dabei dreimal so laut, daß es die Außenstehenden hören mußten, Gott und den Teufel, wenn es solche gäbe, auffordern werde, ihn zu holen. Der verwegene Frevler führte seine sich selbst gesetzte Aufgabe zum Schauder seiner durch das eiserne Gitterthor hindurch sich hiervon überzeugenden Kameraden wirklich aus.

„Beim dritten Umgang um das Denkmal nahmen sie wahr, wie seine Stimme plötzlich erstickte und er eiligst nach der andern Seite des Kirchhofes davon lief. Ihm um die Mauer herum entgegengehend, fanden sie ihn vor Entsetzen bleich, zitternd, ohne Kopfbedeckung, die Haare „zu Berg", kaum im Stande, einige Worte zu stammeln, bereits außerhalb des Kirchhofs.

Sie brachten ihn nach Hause. Dort fand er Sprache und Besinnung wieder und wollte, um sich zu erleichtern, seiner schlafenden Mutter erzählen, was vorgegangen. Dieselbe, eine brave Frau, ahnungslos, wehrte im Halbschlummer ab und wünschte ruhig weiter zu schlafen, da sie nur einen Wirthshausskandal, wie öfter, vermuthete. Auch am andern Morgen interessirte sie sich nicht weiter für ihres liebenswürdigen Sohnes nächtliche Erlebnisse.

Als ihr aber nach einiger Zeit das anhaltend veränderte Wesen desselben, seine fortwährende Stille, Blässe, und sehr geringe Eßlust auffiel, kam ihr die begonnene Erzählung der Neujahrsnacht wieder in die Erinnerung und in Verdacht; sie forschte und erfuhr dann, außer dem bereits oben Erzählten, daß der Frevler bei der dritten Aufforderung an Gott oder den Teufel, ihn zu holen, sich plötzlich am linken Arm festgehalten fühlte, daß ihn ein unbeschreiblicher Schrecken erfaßte, der ihm jeden Muth genommen habe, sich umzusehen und sich zu überzeugen, wer oder was ihn am linken Arm festhalte; er habe einen Augenblick stille gestanden und sei dann, als er fühlte, daß er nicht mehr gepackt werde, in namenloser Bestürzung davongelaufen; im Begriffe über die Mauer zu steigen, habe er sich hinten am Rocke abermals angehalten gefühlt, und sei seiner Kopfbedeckung beraubt worden. Höchst wahrscheinlich waren dies dortige Gesträuche, mit denen er an seinem Aermel in Berührung kam, und ein Windstoß oder streifender Baumast, der ihm die Kopfbedeckung abhob. (Auf der innern Seite der Kirchhofmauer sind Gesträuche angepflanzt; der sogenannte Franzosenstein aber steht ganz frei mitten auf dem Kirchhof. H. M.)

Die Erinnerung an diese Scene verfolge ihn seitdem Tag und Nacht, rauben ihm Ruhe und Schlaf, Appetit und jede Lust, unter die Menschen zu gehen, auch fühte er sich oft wieder am linken Arm gefaßt und verspüre daselbst einen beständig auf- und abrieselnden Kälteschauer.

„So lauten die übereinstimmenden Angaben seiner selbst, seiner Mutter, seiner Kameraden gegenseitig gegen seine Familie, gegen die Polizei, vor mir und vor dem protestantischen Pfarrer Vogt dahier vor seinem Ende.

Als ich Mitte Februar gelegentlich durch die Straße ging, in der Leppla wohnte, rief mich seine Mutter in's Haus, da ihr Sohn einen sehr wehen Arm habe. Der krank und bleich aussehende Bursche ging im Zimmer auf und ab und hatte seinen Arm in wollene Tücher gehüllt. Die erste Untersuchung brachte mich nicht in's Klare. Der Arm zeigte erhöhte Hautwärme, war vom Handgelenk bis nahe zum Schultergelenk stark angeschwollen, am stärksten um das Ellenbogengelenk herum, und schmerzhaft geröthet. Die Art der Anschwellung und Färbung

ließen am ehesten ein Pseudo-Erysipel (falsche Hautentzündung, Rothlauf) vermuthen, das zu einem Eiterherde am Ellbogen herum zu neigen schien; noch war dort kein Schwappern zu fühlen. Es anzuwenden schien mir zu spät, Blutegel nutzlos; ich ordnete deshalb laue Umschläge an, in der Hoffnung morgen, längstens übermorgen zur Incision (zum Einschnitt) zu kommen.

Die Angaben über Ursachen und bisherigen Verlauf des Krankheitszustandes berührten damals noch mit keinem Worte jenen Vorfall, da Niemand dessen Erwähnung für angezeigt hielt. Als ich des andern Tages, gespannt, was aus diesem Arme werden solle, eintrat, kam mir eine auffallend schlechte Luft entgegen, deren Entstehung mir klar wurde, als ich mich dem Bette des Patienten näherte und mit den ersten Worten zugleich einen aashaften Gestank in's Gesicht gehaucht bekam.

„Wie ein Blitz durchfuhr mich der Verdacht auf Scorbut (Scharbock) — ich hatte während des Feldzuges mehrere schwere Fälle im Kloster zu Laon während französischer Occupation — und siehe da, das Zahnfleisch war an beiden Kiefern in nie gesehener Weise zu einer weichen, schmierig grauen Masse zerfallen, die Zähne meist weit blosgelegt, die angrenzenden Lippen und Mundschleimhautpartien leicht blutend.

Der Charakter der Armanschwellung war mir jetzt klar; die lauen Ueberschläge hatten auch keine lokale Erweichung, sondern eine allgemeine Zunahme der Anschwellung und Bretthärte des ganzen Armes zur Folge. Ich ließ jetzt die lauen, durch eiskalte, mit Bierhefeüberschlägen abwechselnd, ersetzen und richtete meine ganze, später zu erwähnende Behandlung energisch gegen den Scharbock ein.

Auch gab jetzt die weitere Nachfrage über die Entstehungsursachen wenigstens insofern Aufschluß, als die Inspektion des Schlafzimmers (Patient lag jetzt im Wohnzimmer) die Diagnose „Scorbut" in deutlichster Weise in Hinsicht auf die Ursache der Krankheit stützte. In diesem Zimmer schlief die ganze Familie, bestehend aus sechs erwachsenen Personen in drei Betten, welche gerade das Zimmer ausfüllten. Zwei Betten, darunter das des Patienten, standen an einer buchstäblich tropfnassen, moderigen Wand; die Luft des ofenlosen Zimmers war schlimmer, als die schlechteste Kellerluft. Es war natürlich, daß ich jetzt die ganze Familie, erfreulicherweise aber resultatlos, auf Scorbut untersuchte.

„Am nächsten Tage, dem dritten meiner Beobachtung, dem achten seit dem Auftreten sichtbarer Symptome am linken Arm und Zahnfleisch, wurde der rechte Arm ergriffen, derselbe schwoll ebenfalls, am stärksten am Ellenbogen, sonst ziemlich gleichmäßig hart an, färbte sich hochroth, abwechselnd mit dunkelblauen Stellen, wurde heiß, sehr schmerzhaft, schwerbeweglich, der linke war etwas angeschwollen, fing an, sich grün, blau, gelb, wie Blutunterlaufungen nach heftigen Quetschungen, zu verfärben; am neunten resp. vierten Tage nahm die Anschwellung am rechten Arme zu, am linken ab, am zehnten hatten die Erscheinungen am rechten Arme ihr Höhestadium erreicht, der linke schwoll noch mehr ab, der Scorbut befiel das linke Ohr, das am nächsten Tage zu einer unförmlichen Masse anschwoll; am zwölften Tage wurde das Gesicht, besonders die Stirne, Augen, Nase, Lippen ꝛc. befallen, so daß Patient am dreizehnten Tage kaum mehr schlürfen konnte und auf das Allergräßlichste entstellt war.

„Sein Angesicht erinnerte mich lebhaft an das Gesicht eines Turco, der bei Weißenburg von einem baierischen Jäger mit dem Gewehrkolben in's Gesicht geschlagen war, mit dem Unterschiede, daß die scorbutische Anschwellung der Leppla'schen Physiognomie von einem breiten, hochrothen Saume begrenzt war, der allmählich in die natürliche Farbe der noch unversehrten Nachbarpartieen überging. Während nun in der Art weitere Partieen befallen wurden, erholten sich die früheren, und diese Wanderung verlief so, daß ein und dieselbe Lokalität in circa fünf Tagen die Attaque durchmachte, und daß beständig eine Partie auf dem Wege zur Erholung sich befand, die andere auf's Neue ergriffen wurde.

Nach dem Gesicht kam das rechte Ohr mit Umgebung an die Reihe, alsdann Hals-, Nacken- und Genickgegend; jetzt machte ich mich auf das Ergriffenwerden des Gehirns gefaßt und ließ deßhalb eine Eisblase auf den Kopf legen; am sechzehnten Tage wurde wirklich der Patient unbesinnlich, lallte, bewegte seine Glieder auffallend schwer, stöhnte viel und laut, und *jetzt erst hörte ich von der auf's Aeußerste geängstigten Mutter die ersten Erzählungen von der Kirchhofsscene in der Neujahrsnacht.*

Ich wies im ersten Anfang, theils zum Trost der unglücklichen, braven Frau, theils noch aus Mangel an Ueberzeugung eines Zusammenhanges, einen solchen zurück und schob alle Ursache auf die Qualität des Schlafzimmers, ihrem Einwand entgegenhaltend, daß gewiß noch wenigstens Spuren von Scorbut bei der übrigen Familie nachkommen würden.

„Am zwanzigsten Tage hatte der Patient auch den Angriff auf's Gehirn überstanden, er war wieder besinnlich und lebhafter geworden, in Folge fast gänzlichen Nahrungsmangels aber sehr abgemagert. Inzwischen waren Rücken und Brust befallen, jedoch nicht hochgradig; ich war jetzt auf scorbutisches Lungenödem (Lungen-

wasserſucht) gefaßt und ließ auch hier Tag und Nacht Eis anwenden.

Meine Vermuthung beſtätigte ſich, der Patient wurde am 22. Tage von zunehmender Ohnmacht befallen; am 23. glaubte derſelbe zu erſticken. Es war in der Ausdehnung der beiden ganzen Lungen maſſenhaftes, klein- und großblaſiges Raſſeln zu hören, das Athmungsgeräuſch wurde ſo laut, daß man den Patienten auf der Straße röcheln hörte und das Haus faſt beſtändig von Neugierigen umſtellt war. Zeitweiſe ſammelte derſelbe alle ſeine Kraft und warf immer über einen halben Schoppen theils braun, theils hochroth gefärbten, blutig-wäſſerigen Auswurf aus.

„Wie vorher das Anſehen, ſo war jetzt das Anhören des Patienten ein gräßliches, dabei war ein namenloſes Entſetzen im Geſicht ausgedrückt. Er verlangte jetzt den Geiſtlichen und bekannte ihm den ganzen nächtlichen Vorfall. Der evangeliſche Geiſtliche, ein Mann, der im Frieden und als Feldgeiſtlicher ſchon viele Sterbende geſehen hatte, äußerte mir gegenüber, daß er niemals einen Sterbenden mit größerer Todesfurcht und Seelenangſt getroffen habe, als dieſen. (Herr Dr. Croon ſchildert nun, wie nach überſtandenem Anfalle auf die Bruſt, der Unterleib in heftiger Weiſe ergriffen worden.) Der Patient war jetzt auf's Aeußerſte geſchwächt und abgemagert, und doch hatte ich immer noch nicht die Hoffnung aufgegeben, ihn durchzubringen, wenn das grauſame Spiel damit ſein Ende erreicht gehabt hätte.

Nach zweitägiger Pauſe jedoch, in der die fortwährende ohnmachtähnliche Schwäche durch ausgewählte Ernährung wenigſtens ſoweit gehoben war, daß derſelbe ſeine Nahrung aufrechtſitzend im Bette zu ſich nehmen konnte und ſein Puls wieder fühlbar war, ſchien die Tour von vorn anzufangen. Der linke Arm ſchwoll an, färbte ſich aber diesmal nicht hochroth, ſondern ſchmutzig braun. Am nächſten Tage war der ganze Arm, vom Schultergelenk bis zu den Fingerſpitzen, gleichmäßig ſchwärzlich-bräunlich-roth und teigig angeſchwollen; gleichzeitig wurden die beiden Unterſchenkel ſtellenweiſe, am meiſten in den Kniebeugen und an den Fußgelenken befallen. Es kam aber hier nicht zu ſo hochgradigen Erſcheinungen, ſondern nur zu Blutaustritt in die Gewebe, wie ihn heftige Quetſchung verurſacht.

Der linke Arm jedoch bedeckte ſich mit brandigen Blaſen, die eine bräunliche Flüſſigkeit enthielten; vom 38. Tage an ſchwoll und trocknete derſelbe ab, die Haut ließ ſich in trockenen, ſchwarzen Fetzen abziehen; alle andern ergriffen geweſenen Körpertheile trugen, mit Ausnahme der leichten, letzten Blutunterlaufungen an den unteren Extremitäten, keine Spur der Erkrankung mehr an ſich. Der Patient verfiel in Todesſchlummer, der Arm vertrocknete; am 40. Tage der Erkrankung, am 35. meiner Beobachtung, hauchte der Menſch ſeine gemarterte, gefolterte Seele aus.

„Kein Wunder, daß dieſer Fall das größte Aufſehen in der ganzen Bevölkerung erregte; beſtändig war das Haus von Neugierigen aufgeſucht, die den vom Teufel Gefaßten ſehen oder hören wollten, ſo daß die Polizei ſowohl zur Conſtatirung des Thatbeſtandes, als zum Schutz der Angehörigen des Patienten requirirt werden mußte. Natürlich war es im Volksmunde des Teufels Berührung, die den linken Arm „verdorren" ließ, und unzweifelhaft war es Gottes gerechte Strafe, die den Gotteslästerer ſeinen Frevel nach ſolchen Martern mit dem Leben büßen ließ."

Leſer! Schaue auch hier, im neunzehnten Jahrhundert, den Ernſt Gottes. Röm. 11, 22.

Buddha und Chriſtus.

Miſſionsbeitrag.

Für Haus und Herd von A. Gaebelein.

Man theilt die verſchiedenen Religionsſyſteme gewöhnlich in zwei Klaſſen: „Miſſionstreibende und Nicht-Miſſionstreibende Religionen." Zu der erſteren Klaſſe gehören: „Das Chriſtenthum, der Islam und der Buddhismus," zu der Letzteren: „das Judenthum, Brachmanismus und Zoroaſtrianismus." Nicht-Miſſionstreibende Religionen werden allmählich ausſterben, welches bereits durch die Geſchichte beſtätigt iſt. Die Miſſiontreibenden Religionen aber haben Leben und dieſes Leben wird forterhalten werden, ſo lange ſie Miſſion treiben.

Wie groß auch der Unterſchied zwiſchen Islam, Buddhismus und Chriſtenthum ſein mag, in einem Punkte ſind ſie ſich gleich — das iſt in der Anſtrengung, ihre Anſichten zu verbreiten. Der Islam ſendet jährlich Tauſende aus ſeinen Schulen nach den Sandwüſten Afrika's, in das Innerſte zu den heidniſchen Völkern, in der einen Hand den Koran, in der andern das Schwert, und wer kennt ihren Erfolg in jenen Regionen?

In noch viel größerem Maßſtabe macht der Buddhismus Propaganda, und zwar in ganz Aſien mit Ausnahme des weſtlichen Theiles. Er iſt die

größte Religionsgemeinschaft der Erde, über 500 Millionen Seelen stehen unter Buddha's Scepter. Das Christenthum hat daher in der Ausführung des großen Missionsbefehls seines Gründers zwei mächtige Feinde zu bekämpfen und zu besiegen. — In Afrika den Islam — in Asien den Buddhismus. Wenden wir unsere Aufmerksamkeit dem Letzteren zu.

Buddhismus ist einige hundert Jahre jünger als die alte Religion der Hindu's. Christenthum und Buddhismus haben Vieles gemeinsam, sie sind in vielen Dingen merkwürdig ähnlich. Der Gründer der Hauptreligion Asiens war Buddha. — Verschiedene Forscher setzen seinen Geburtstag in das Jahr 628 v. Chr., andere, und zwar mit mehr Autorität, in das Jahr 500 v. Chr.

Buddha, der Erleuchtete, wurde in der Stadt Kapilavistu geboren und war von königlicher Herkunft. Den Namen Buddha empfing er erst später, sein erster Name war Gautama, dann Sakya Muni, sein Vater nannte ihn Siddartha, d. h. des Wunsches Erfüllung. In dem Freudenhimmel der kampflosen Götter, so erzählt die Sage in der Tripitaka, erquickte Buddha schon vor Zeiten die Scharen der Seligen. da forderten diese ihn auf, auch der verlornen Menschheit auf Erden zu gedenken und ihr Erlöser zu werden. Er berath sich über seine Menschwerdung mit ihnen und wählt sich Maya, die tugendhafte Gattin des Königs Suddhodanas als Mutter. Dieselbe hatte noch nie geboren.

Vor der Geburt hatte dieselbe einen Traum. Sie sah einen weißen Elephanten, ein Gott, heißt es, soll die Frucht ihres Leibes sein. Unter Sang und Klang war er von seinem himmlischen Wohnsitz aufgebrochen, eine unendliche Lichtfülle begleitet ihn und der Träumenden dünkte, es sei Alles Liebe und Freundschaft um sie. Brahmanische Priester legen ihr diesen Traum aus. Du wirst mit höchster Freude erfüllt werden, ein Sohn wird dir geboren, er ist der Buddha, der die Welt zur Wonne und Unsterblichkeit führen wird. Himmlische Scharen verkünden bei seiner Geburt seinen Beruf in folgenden Worten:

„Verbannt sind die Uebel, die Welt ist im Wohlsein
„Das Glück ist befestigt im All, ein Meister des Heils ist geboren."

Vom Himalaya herab kommt ein alter Brahmane Asita
„das zukünftige Heil zu schauen begierig,
„erkennt er das Kind als dessen Träger und ruft:
„Dieses Kind wird der Buddha werden,
„Der Erlöser, der Führer zu Unsterblichkeit,
„Freiheit und Licht . . . (Simeon im Tempel.)

Bei einem Waldfeste verläuft sich der zwölfjährige Knabe, man findet ihn in Mitte von himmlischen Gesandten, welchen er predigt. Seine Jugend verbringt er in den königlichen Palästen, aber sein Herz kann an allen Lustbarkeiten keinen Gefallen finden. Er erkennt die Nichtigkeit alles Daseins. Er verläßt Alles, seine junge Gattin und sein Haus, um das Heil zu suchen und das Gesunde der Welt zu bringen. Unter dem Thore ruft ihm ein Weib zu: „Selig der Vater, selig die Mutter, selig die Gattin, denen du angehörst (Luk. 11, 27.)

Fünf Schüler des weisesten unter den Brahminen folgen ihm. Sie gehen in die Wüste und peinigen sich selbst und fasten. Da tritt der Versucher Mara heran, ihn auffordernd Speise und Trank zu sich zu nehmen, doch er widersteht, indem er mit kräftigen Gegenreden den Versucher zurückweist. Als er die Oede verläßt und im Flusse badet, regnet es Aloe- und Blumenstaub auf ihn und er empfängt eine neue himmlische Weihe. Der Versucher kommt wieder, diesmal in seinen schrecklichsten Gestalten, Mara fordert ihn auf, sich zu erheben und ihn anzubeten, und wenn er von seiner Buddhawürde scheide, soll ihm ein großes Königreich werden — Buddha widersteht auch späteren Versuchungen. — Mara bekennt sich endlich besiegt und Götter und Engel, selbst die Thiere auf dem Felde werden Buddha's Diener (Mark. 8, 13).

Benares wird seine erste Missionsstätte, hier tritt er auf und ruft: „Weit geöffnet ist das Thor der Unsterblichkeit für Alle, welche Ohren haben zu hören; laß sie, o Brahma, Glauben entgegenbringen, um einzutreten." Seinen Hauptaufenthalt hatte er im Gebirge, namentlich bei Radschagrita, der Hauptstadt des Landes Magadha, auch zog er sich oft in die Einsamkeit zurück. Aus dem engeren Jüngerkreise werden drei als Hauptjünger genannt, nämlich: Sariputra, Mandgalyayana Onanda, da die ersten zwei bald starben, wurden sie durch Kasyapa und Upali ersetzt. Ein Verwandter mischte sich aus Groll unter die Jüngerschar, um sie zu zerstören, die Sage läßt ihm ein schreckliches Ende nehmen (Judas). Er redete hauptsächlich durch Gleichnisse, viele derselben erinnern an den Säemann, köstliche Perle ꝛc.

Auch einge Aussprüche sind den Reden des Herrn merkwürdig ähnlich, so: „Die Sonne scheinet Guten und Bösen, der Regen ergießt sich über Gerechte und Ungerechte"; er schilderte die streitenden Brahminen als eine Reihe blinder Männer. Seinen Beruf schildert er wie folgt: „Ihr seid meine Kinder, ich bin euer Vater, ihr seid erlöst durch mich von euren Schmerzen." Einst kam eine Sünderin, Namens Ambapali, die ihn zu sich in ihr Haus einladete zum Mahle, hier ließ sie sich zu seinen Füßen nieder, um andächtig seinen Worten zu lauschen. In der Residenz Radschagrita hört man unter der freudigen Volksmenge fragen: „Freund, wer ist das? — solch' einer war noch nie gewesen." Er kennt Aller Gedanken. Raum, Zeit und Materie sind keine Hindernisse seines Wollens, er gebietet den Wogen und sie weichen zurück.

Er heilte vor seiner Geburt die Krankheiten Aller derer, denen seine Mutter die Hand auflegte. Im späteren Leben bewies er diese Wunderkraft öfters: „Die Armen werden reich, die Hungernden satt, die Krüppel gesund, die Tauben hören."

Nun nahte sich sein Tod, er sagt ihn lange voraus, seine Jünger werden kleingläubig. — Buddha tröstete sie und giebt ihnen lange Ermahnungen: „Zieht aus, ihr Jünger, gehet herum zum Heile für Viele, zur Freude der Götter — prediget, prediget die Lehre, die da herrlich ist. — Dann schilderte er die Schmähungen und Verfolgungen, welche über sie hereinbrechen werden, aber verheißt ihnen, wenn sie sein Gesetz predigen, wolle er unsichtbar bei ihnen sein.

In orientalischer Pracht schildert er ihnen phan-

taſtiſch das Himmelreich und verheißt das Kommen deſſelben, nachdem noch ein Buddha nach ihm erſchienen ſei. Dieſer Buddha ſolle den Namen Maitreya d. h. der Freundliche, Liebevolle tragen. Kurz vor ſeinem Tode wird ſein Körper mit einem überirdiſchen Glanze beſtrahlt und als er ſtarb erbebte die Erde und ein Meteor fiel auf dieſelbe, Donner erſchall an allen Enden des Reiches. Sein Leichnam wurde verbrannt. — Nach dieſem traten 500 Bekenner zuſammen, um die heiligen Bücher zu ordnen. An der Spitze ſtand der Hauptjünger Haſyapa (den buddhiſt. Petrus). Es war ein herrlicher Abend, lieblich wie ein junges Mädchen, da waren, ſo erzählt die Sage, die Hörer der erſten Predigt Buddha's vereinigt. Die Götter eilen herzu, alle Welt kommt aus allen Ländern zuſammen, ſie hören alle der Predigt zu und ſiehe, da glaubte ein Jeder die eigne Sprache zu vernehmen, und doch war es Maghadaniſch, welches er redete. — (Eine Parallele zum Pfingſtwunder.)

Ein jeder Leſer wird geſehen haben, wie merkwürdig ähnlich dieſe Buddhaſage dem Evangelium iſt. Wir führten nicht Alles an, unter anderen enthält die Buddhaſage einige Erzählungen, die faſt wörtlich im Evangelium infantiae wiederzufinden ſind. Wir könnten die Aehnlichkeit noch weiter beweiſen, doch beſchränken wir uns auf folgende fünf Punkte, in welchem Chriſtenthum und Buddhismus einander ähnlich ſind.

1. Nur „ein Buddha" wird verehrt. 2. Dieſer trägt den Titel der „Ewige", der „Unendliche". 3. Der Nachfolger verwirft alles perſönliche Verdienſt und nur der Glaube in den ewigen Buddha iſt gültig. 4. Die Seele wird nur durch den Glauben erlöſt. 5. Obgleich der Gläubige erlöſt iſt, ſo hört der Kampf mit der Sünde nicht auf, aber Heiligung iſt die Folge der Erlöſung. —

Der buddhiſtiſche Gottesdienſt dreht ſich um Bilder und Reliquien des Buddha und anderen heiligen Perſonen. Geſänge und Gebete nach beſtimmten Formeln werden vorgetragen, Opfer von Blumen werden gebracht, gewiſſe Faſttage gehalten, ſo daß man ſagen kann, die Ceremonien ſind der römiſchen Kirche ſehr ähnlich. Der Buddhismus hat auch einen Papſt, nämlich den unfehlbaren Dalai Lama, der in Thibet regiert. Als römiſch-katholiſche Miſſionare das erſte mal in Berührung mit buddhiſtiſchen Prieſtern kamen, erſchraken ſie, als ſie die geſchorenen Köpfe bemerkten und die Bilder, die ſie verehrten, das geweihte Waſſer und die Perlenſchnüre, noch mehr, als ſie von einem Sündenbekenntniß hörten. Sie meinten, der Satan habe es dieſen Heiden eingegeben, ihre heilige, alleinſeligmachende Kirche zu verſpotten. Buddhiſtiſche Klöſter für Mönche und Nonnen exiſtiren noch jetzt in Thibet.

Doch die Frage, die uns nun entgegentritt und zur Beantwortung uns auffordert, iſt: „Wie iſt dieſe Buddhaſage entſtanden? Woher die Aehnlichkeit zwiſchen Chriſtus und Buddha?" Mancher mag ſagen: „Die Buddhaſage iſt ein entſtelltes Evangelium, d. h. ſie entſtand in der nachchriſtlichen Zeit." Eine ſolche Behauptung iſt aber nicht ſtichhaltig, das Evangelium konnte die buddhiſtiſchen Legenden nicht beeinfluſſen, einfach weil die Buddhaſage älter als das Evangelium iſt. Wir wollen dieſes beweiſen.

Inſchriften in Felſen, Säulen und Granitblöcken erzählen einen Theil der Lebensgeſchichte des Buddha. Dieſe Inſchriften wurden durch König Aſoka gemacht. Nun lebte dieſer König im dritten Jahrhundert vor Chriſto, folglich war die Buddhaſage ſchon vor Chriſto bekannt. Einen anderen Beweis finden wir in den buddhiſtiſchen heiligen Büchern, die von Gelehrten in das Chineſiſche überſetzt wurden und die in China vor Chriſto bekannt waren. Ferner wäre es ganz unmöglich geweſen, eine Veränderung in den peinlich gehüteten Büchern anzubringen, ſo daß von einem Einfluß des Evangeliums gar nicht die Rede ſein kann.

Nehmen wir nun die andere Seite. Haben die Schreiber der Evangelien von Buddha geborgt? Der Unglaube hält dieſen Satz im Triumphe feſt, wie verſchwindet aber auch er unter dem ſcharfen Meſſer einer unparteiiſchen Kritik. — Der Inhalt buddhiſtiſcher Schriften, Buddha's Leben u. ſ. w. iſt ſelbſt in unſerer gebildeten Zeit verhältnißmäßig nur Wenigen bekannt — wie konnten denn die ungelehrten Jünger mit den Schriften Buddha's vertraut ſein, die ja damals ſo gut als gänzlich unbekannt waren? Die Jünger wußten nichts von Buddha und konnten daher nichts von ihm borgen.

Wie aber erklären wir dieſe merkwürdige Uebereinſtimmung? Die einzige Erklärung iſt, daß wir den Umſtand der Uebereinſtimmung aus göttlicher Fügung zu verſtehen ſuchen. Lichtſtrahlen ſind es, welche heidniſche Finſterniß durchbrachen. Dabei machen wir nur aufmerkſam auf jenen Ausſpruch Buddha's, daß ein zweiter Buddha, genannt der Liebevolle, kommen werde und daß nach ihm das Himmelreich hereinbrechen werde. Iſt dies nicht ein Hinweis auf Chriſtus?

Doch wenn wir die Buddhaſage und Chriſti wirkliches Leben vergleichen, wie es uns in den köſtlichen Evangelien aufbewahrt iſt, welch' einen Unterſchied finden wir da. Wo iſt denn das Kreuz, das Blut der Verſöhnung? Wo ein liebender Heiland, der ſeine Arme dem Verkommenſten entgegenhält, rufend: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken?" Wo der Heiland, der da ſpricht: „Dir ſind deine Sünden vergeben", und der von unſauberen Geiſtern reinigt? Wo iſt die Kunde von der ſiegreichen Auferſtehung und der glorreichen Himmelfahrt?

Wir fragen und ſuchen vergebens — der Buddhismus kennt keinen Heiland, keinen Verſöhner und Erlöſer, der durch ſein Herzblut die Sünden der ganzen Welt auf ſich genommen.

Er kennt Selbſtverleugnung, moraliſches Leben, gute Werke — aber keine chriſtliche Heiligkeit, er erhebt ſich nicht über ein gewiſſes Niveau. Buddhismus kann daher keinen Troſt, keine Seligkeit, keine Hoffnung den Millionen geben, die ihm huldigen, auch die verſchiedenen Reformen vermögen es nicht. Wahrhaft traurig aber iſt es, wenn man in der letzten Hälfte des aufgeklärten neunzehnten Jahrhunderts lieſt, daß zwei chriſtliche (? ? !) Prediger Englands nach Indien gingen und Buddhiſten wurden.

Ueber den Millionen Indiens, Chinas, Japans und unſerem neuen Miſſionsfelde Corea ſchwebt die große Frage — Buddha oder Chriſtus? Wir wiſſen die Antwort, ſie lautet: „Chriſtus ſiegt!

Aus dem Leben des Pfarrers Dr. Aloys Henhöfer.

Für Haus und Herd von Wm. Pfäffle, einem ehemaligen Pfarrkinde.

II.

Der treue Zeuge.

Wo Christus wohnt und wirkt, da baut auch der Teufel eine Kapelle daneben. Das Wort vom Kreuz war auch in Mühlhausen Vielen eine Thorheit, und Vielen ein Aergerniß, Vieler Herzen wurden offenbar, das lebendige Christenthum rumorte.

Viele wollten nur ein auswendiges Christenthum, eine Tünche von bürgerlicher Ehrbarkeit. Von Christus, der Geist ist, wollten sie nichts, sagt Henhöfer. Zwar der im Tabernakel gefiel ihnen wohl, Christus aber im Herzen war ihnen ärgerlich, gefährliche Schwärmerei.

Jener beunruhigte sie nicht, wurde nicht jeden Sonntag herausgelassen, und verlangte dann auch nichts, als Kniebeugen, Kreuzmachen; dieser wollte eine Anbetung im Geiste und in der Wahrheit. Er machte ihnen begreiflich, daß alles dieses nichts nütze sei, wo Christus nicht mit dem Herzen gewonnen werde. Das heilige Blut und Gott seien in Mühlhausen so nahe, als in Walldürn, und daß man in der Mühlhauser Kirche durch eine gründliche Bekehrung und den Glauben an den Herrn Jesum Christum so gut Vergebung seiner Sünden erlangen könne, als zu Rothenburg im Neckarthal. Daß aber bei solcher und ähnlicher Beweisführung die Gerechtigkeit dieser Leute, ihr Heiligenschimmer, zusammengefallen war, that ihnen wehe und regte ihren Stolz auf. Statt sich zu bekehren, schalten sie, denn sie hätten lieber Berge abgegraben, als sich bekehrt. Sie schrien, daß er die katholische Religion, und noch dazu in Gegenwart von Protestanten, herunterlege, sie seien katholisch und wollten auch katholisch bleiben, von dem neuen Glauben wollten sie nichts wissen.

Dies kümmerte aber Henhöfer wenig. Er predigte und wirkte fort, und bald überzeugte sich der größte Theil der Gemeinde von der Wahrheit. Wenn Andere sich nicht überzeugen wollten, so lag die Schuld an ihnen selbst, denn die Gabe der Deutlichkeit hatte ihr Pfarrer im hohen Maße.

Die Leute, die das Wort annahmen, wurden von den Feinden Pietisten, Separatisten und wer weiß Alles, geheißen. Namentlich steckte sich die Geistlichkeit hinter die unwissenden Leute. Denn nicht Alle waren so ehrlich, wie jener Pfarrer, der ihm offen sagen ließ, Henhöfer solle des fremden Pfarrers seine Vögel nicht beziehen. Henhöfer aber übermachte ihm die Antwort: „Wenn er seine Vögel recht füttere, so kämen sie gewiß nicht nach Mühlhausen.“

So kam es denn zu Klagen bei der geistlichen und weltlichen Obrigkeit, und die Polizei sollte denn jeden Sonntag die Lutheraner vor der Kirche abweisen; aber Alles war ohne Erfolg. Im Gegentheil kamen jetzt nur noch mehr Leute.

Bei den Vorgesetzten plante man auf Mittel und Wege, der Neuerung zu steuern, damit sie nicht noch mehr um sich greife. Was man sucht, das findet man, sagt Henhöfer. Ein Vorfall gab die gesuchte Handhabe zum Einschreiten.

Der Pfarrer wurde nämlich zu einem Kranken gerufen. Henhöfer sah die Krankheit nicht für besonders gefährlich an, ermahnte den Kranken, wies ihn auf den Herrn Jesum und befahl ihn dem Herrn. Durch Unvorsichtigkeit verschlimmerte sich der Zustand des Kranken sehr schnell, und als Henhöfer zum zweitenmal kam, lag derselbe bewußtlos am Sterben. Anstatt ihn mit Weihwasser zu überschütten, forderte er die Anwesenden auf, mit ihm für den Kranken zu beten. In der Leichenrede wies er auch auf den Heiland hin, anstatt auf äußere Handlungen.

Jetzt hatten die Gegner einen Anlaß. Die Leichenrede war nicht katholisch. Henhöfer sah bald, daß die Sache unterlegt war und daß er es mit Höheren zu thun hätte.

Es wurde dem bischöflichen Vikariate nach Bruchsal berichtet. Am 11. September 1819 wurde er zur Verantwortung gezogen, — nachher hatte man noch einmal versucht, ihm durch eine gute Pfarrei den Mund zu stopfen; aber er ließ sich durch nichts irre machen, sondern predigte Christus den Gekreuzigten unerschrocken, bis er 1822 abermals nach Bruchsal einberufen wurde.

Diesmal sollte er nicht so leicht abkommen, jedoch dachte er sammt seiner Gemeinde, daß er innerhalb einer Woche wieder heimkehren würde. Diesmal legte man ihm nach langem Warten, denn man verwahrte ihn wie einen Gefangenen, etliche achtzig Klagepunkte vor. Er erwartete, daß seine Untersuchung in Mühlhausen sollte vorgenommen werden, aber daraus wurde nichts. Er beantwortete Alles schriftlich, aber es erfolgte nach sechs Wochen keine Entscheidung. Man schloß ihn immer noch mehr ab vom Umgang mit Menschen.

Da wandte er sich an den Großherzog und rettete auf diese Weise seine Freiheit. Seine Zweifel in der katholischen Lehre bezogen sich besonders auf die Verwandlung, und den kraffen Begriff von Christi Gegenwart, auf die Anbetung der Hostie und auf die Messe als eigentliches Opfer. Er forderte seine Vorgesetzten auf, ihn entweder aus Gottes Wort zu widerlegen, oder lieber aus der katholischen Kirche auszuschließen, denn wider seine Ueberzeugung könne er nicht lehren, und Heuchler wolle er nicht sein.

Bei solcher entschiedenen Erklärung, aus der man das aufrichtige, lautere Gemüth Henhöfers kennen lernt, war voraus zu sehen, daß das Vikariat ebenfalls entschieden handeln würde. Es schloß ihn aus der katholischen Kirche mit dem Bemerken aus, daß er nach solchen Aeußerungen und Grundsätzen weder katholischer Christ, noch viel weniger katholischer Seelsorger sein könne. Die Kirche, in der er geboren und erzogen wurde und die ihm viel Gutes gethan hatte, liebte er sehr, und nur ungern trat er aus derselben.

Der Gemeinde Mühlhausen gab man einen neuen Pfarrverweser, der sollte die verirrten Schafe wieder alle zurückbringen. Aber der griff es ganz verkehrt an, denn er predigte viel vom äußerlichen Christenthum, aber seine Predigten wollten in Mühlhausen nicht mehr verfangen. Es war schon zu viel Wort Gottes und Licht in der Gemeinde, als daß sie nicht dagegen aufgetreten wäre.

Er förderte den Austritt aus der Gemeinde selber durch sein eigenes Verhalten. Als er einst in der Kinderlehre in die Länge und Breite vom Papst und der römischen Kirche geredet hatte, schüttelte ein Mädchen unwillkürlich den Kopf. Er sah es und sprang mit den Worten auf sie zu: „Ist dir das nicht recht, was ich hier gelehrt habe?“ Ohne Scheu antwortete sie: „Nein, Herr Pfarrverweser.“ „Warum nicht?“ herrschte er sie an. Sie: „Weil ich noch nicht gehört und in der Schrift

geleſen habe, daß man durch den Papſt ſelig werde, ſondern durch Chriſtum, und ſie erklären uns nur immer vom Papſt." Frage: „Haſt du etwas wider den Papſt?" Antwort: „Gar nichts, er iſt mir ein lieber Mann, doch meine ich, er ſollte beim Wort Gottes bleiben, und nichts davon und nichts dazu thun, weil es in der heiligen Schrift verboten iſt." Frage: „Hat denn der Papſt davon und dazu gethan?" Antwort: „Ja!" Frage: „Beweiſe dieſes." Da fing das Mädchen mit der Taufe an und wies die Zuſätze nach, und wollte eben zu dem Abendmahl übergehen.

Ein zweites Mädchen hatte ſich jetzt ebenfalls erhoben. „Warum ſtehſt du auf!" ſagte der Prieſter, „ich habe dich ja nicht gefragt." Antwort: „Ich weiß wohl, allein bei unſerem vorigen Pfarrer durften wir aufſtehen, wenn wir etwas wußten, und ich weiß auch etwas." Einige Augenblicke hörte er ſie an, aber plötzlich brach er im höchſten Unwillen und ohne Widerlegung, ohne Gebet und Geſang ab mit den Worten: „Ich will euch zu einer andern Zeit rufen laſſen."

Aber das war nicht nöthig; die Leute kamen ungerufen, um Rechenſchaft ihres Glaubens abzulegen, und der Uebertritt zur evangeliſchen Landeskirche geſchah den 6. April 1823 in der Schloßkapelle zu Steinegg. In derſelben Zeit trat auch Freiherr Julius von Gemmingen mit A. Henhöfer in die evangeliſche Landeskirche von Baden über. Henhöfer empfing kurz darauf in Pforzheim die Ordination und am 1. Juli 1823 wurde er vom Großherzog zum Pfarrer von Graben bei Karlsruhe ernannt.

Mit dem lebendigen Chriſtenthum war es in jener Zeit ſchlecht beſtellt, tiefe Nacht lag auf der Kirche. Der Rationalismus hatte Oben und Unten Alles in Beſchlag genommen; nur einzelne Männer ſtanden da und dort und übten das ihnen anvertraute Wächteramt. Henhöfer ſagt, in Graben hatten ſie auch die guten, alten Bücher ſchon längſt auf den Speicher gethan.

Als aber Henhöfer mit Macht von der Gnade und Liebe Gottes zeugte, da beſannen ſich wieder Viele auf die alten Bücher, und ſie fanden heraus, daß ihr Pfarrer und die Bücher harmonirten. Ein neuer Lebens-Odem drang jetzt von Ort zu Ort, und an den Sonntagen ſtrömte es von allen Seiten nach Graben, den gewaltigen Prediger zu hören. Von den vielen Hunderten von Bekehrungen, die berichtet werden könnten, folgt hier nur eine.

Eine arme Familie lebte in Leopoldshafen. Der Mann war ein harter, roher Menſch, welcher ſeine ſanfte, verſtändige Frau oft ſehr lieblos behandelte. Als aber das Kinderhäuflein wuchs, wurde die Noth in der armen Familie immer größer. Da hörte die arme Frau, in Graben ſei ſo ein lieber Pfarrer, der den Leuten ſagen könne, wo es ihnen fehle, und wie ihnen geholfen werden könne. Obgleich ſie nach Graben zwei Stunden Wegs hatte, treibt's ſie's doch unwiderſtehlich, den Mann zu hören. Sie kommt in die volle Kirche. Ach, wie ſüß klangen der zerknirſchten Seele die Worte von dem guten Hirten, der ſein Leben für ſeine Schafe gelaſſen hat und ſie auf gute Weide und zu friſchem Waſſer führen will. Alle dieſe Tröſtungen, welche der Heiland den Sündern anbietet, kann ſie ſich zueignen. Reich getröſtet, ja ſelig kehrt ſie heim.

Doch zu Hauſe erwartete ſie ihr Mann voll Unwillen, und nicht blos diesmal, ſondern oft mußte ſie Mißhandlungen erdulden. Allein ſie trug Alles, ſelbſt harte Schläge, mit der größten Sanftmuth, und nichts iſt im Stande, ſie aus ihrer Glaubensfaſſung herauszutreiben.

Schon etliche Jahre befand ſie ſich in dieſer Kreuzesſchule, da hat ihr Mann in der Mühle zu Graben zu mahlen, und nun trifft es ſich, daß er dort drüben über Sonntag bleiben muß. Hier denkt er bei ſich: Ich muß doch einmal den Mann hören, der meine Frau verrückt gemacht hat. Und wirklich, er geht hin, aber damit ihn Niemand bemerke, wenn er genug hat und fortgehen will, ſtellt er ſich in's Glockenhaus. Henhöfer kommt auf die Kanzel. Da will's ihm lächerlich bedünken, daß die Leute wegen des unſcheinbaren Männleins ſo weit herlaufen. Und als derſelbe gar ſo leiſe ſpricht, daß man kaum dies und jenes Wort verſteht, da möcht' er faſt wieder zum Tempel hinaus. Aber etwas hält ihn. Es iſt der Freund, der nicht will, daß ein Sünder verloren gehe, ſondern daß ſich der Sünder bekehre von ſeinem Weſen und lebe.

Henhöfer wird immer lauter, kräftiger. Er ſpricht mit großer Salbung, die übervolle Kirche iſt in großer Spannung. Wie wird das Herz des Mannes im Glockenhauſe bewegt! Er kann dort nicht bleiben. Ganz unbewußt drängt er ſich vor, bis er zuletzt vor der Kanzel ſteht. Er iſt ganz Aug' und Ohr, ja ganz Herz. Seine Sünden, beſonders ſeine Sünden wider ſeine gute, liebe Frau, fallen ihm ſchwer auf das Gewiſſen, große Thränen ſtehen in ſeinen Augen. „Ach," denkt er, „wäre ſie doch hier, wie wollte ich ihr um den Hals fallen und ſie tauſendmal um Verzeihung bitten." Und wirklich war ſie in der Kirche, und dachte auch: „Wenn doch mein Mann die Predigt hörte!" Und als ſie ſich draußen vor der Kirche trafen, da fielen ſie ſich um den Hals und weinten.

Und gewiß haben ſich die Engel im Himmel gefreut über jenen Sünder, der Buße that, und noch mehr des Menſchen Sohn, der gekommen iſt zu ſuchen und ſelig zu machen, das verloren iſt.

Viele Kirchen der rationaliſtiſchen Prediger blieben leer und einer ließ oft das Lied ſingen: „Weicht unſelige Spötter"; die er damit meinte, die Freunde Henhöfers, waren eben nicht in der Kirche und ließen ihren Pfarrer ſingen ſo viel er wollte.

Die Frommen jauchzten, die Feinde tobten. Die verſchiedenſten Urtheile über Henhöfer drangen bis in's Schloß von Karlsruhe. Und weil der Großherzog Ludwig ſelbſt hören und ſehen wollte, ehe er ein Urtheil fällte, ſo erſchien er eines Sonntags ſelbſt in der Kirche. Henhöfer ließ ſich durch den Beſuch des Landesvaters nicht ſtören. Wie ſonſt auch in ſeiner einfachen, bilderreichen, nachdrucksvollen Weiſe, predigte er auch dieſesmal. Der Großherzog war ganz Aug' und Ohr, ſo etwas hatte er noch nicht gehört, und war ſo bewegt und hätte ihm am liebſten als Pfarrer nach Karlsruhe gezogen, denn er ſagte, ich dachte immer, der Henhöfer hat d' alt Lehr.

Am 15. März 1827 wurde ihm die Pfarrei Spöck übertragen, da war Trauer in Graben und Jubel in Spöck, wenigſtens im Kreiſe derer, die ſchon erweckt waren. Zu der Pfarrei gehörte Stafforth als Filiale, eine Viertelſtunde von Spöck. Die Zeugniſſe, die nun in den beiden Kirchen erſchallten, erſchütterten die Schläfer, daß ſie aufwachten. Die Kirchen waren faſt wie belagert von Einheimiſchen und Fremden, alle Räume bis in die Sakriſtei hinein und oft bis auf die Kanzel waren dicht beſetzt, daß er kaum auf die Kanzel kommen konnte.

In den vierziger Jahren war Schreiber dieſes oft unter den Schulknaben, die Bänke aus dem Schulhaus holten und dann ſelbſt nur noch auf der Kanzeltreppe Platz fand. Wann wir uns dann manchmal nicht mehr ſo recht geduldet konnten, dann ſchaute er um und ſagte: „B'ſicht, Buben, ſich ball aus."

Im Verlauf der Zeit gewann er einige treue Kampfes-

Liebende Schweſtern.

genoſſen an Pfarrer Chriſtoph Käß, Pfarrer G. A. Dietz und Pfarrer Mann. Dieſe Männer hatten in jener Zeit einen ſchweren Staud, wegen einen neuen rationaliſtiſchen Katechismus. So ſagt auch Henhöfer einmal: Der größte Kampf, den wir hatten, war der Streit mit dem Katechismus; doch nach langem Kampf erfochten ſie den Sieg.

Wir wollen noch einige Züge aus dem Leben Henhöfers hervorheben. Seine Predigten waren textgemäße Auslegungen. Er ging den Text genau durch und ſuchte den Hauptgedanken, der darin lag, auszuführen und verſtand es, denſelben ſo deutlich zu machen, daß Jedermann, auch ein Kind, ihn verſtehen konnte; dazu gebrauchte er oft und gern Bilder aus dem gewöhnlichen Leben, namentlich aus der Anſchauung der Bauersleute. Das Bild vom Acker, vom Pflügen deſſelben, von der Saat und den Früchten in der Ernte.

Man kann nicht ſagen, daß ſeine Predigten ſo ſehr gedankenreich geweſen wärrn, aber die praktiſche Einſicht in den Text, die Volksverſtändlichkeit, und beſonders die eingreifenden Ermahnungen am Schluſſe ſeiner Zeugniſſe ſuchten ihres Gleichen. Daher waren ſeine Gottesdienſte auch nicht blos von ſeinen Gemeinden, ſondern auch von vielen Fremden, niedern und hohen Standes, allſonntäglich Jahr aus Jahr ein beſucht, und zwar bis zu Ende ſeiner Arbeit.

So wie auf der Kanzel, ſo war er auch in der Kinderlehre und im Confirmanden-Unterricht, den Stock wollte er nicht viel gebraucht wiſſen, wohl wenn nöthig, aber er ſagte oft: „Die Kinder müſſen mit Liebe und gutem Beiſpiel erzogen werden.“ Das predigte er auch.

Oft kam mein Vater aus der Kirche heim und zerbrach den Haſelſtock vor unſern Augen, und ſagte zu uns: „Kinder, habt ihr g'hört, was heut der Pfarrer g'ſagt hat?“ Gehört hatten wir es alle, wir waren unſere vier Buben, verſprachen dem Vater auch Alles, daß wir jetzt alle auf's Wort folgen wollen, aber oft hat der Vater ſeinen Haſelſtock doch wieder holen müſſen, es wollte ihm ganz ohne Stock nicht gelingen.

Doch genützt haben jene Predigten und Bitten viel. Bis auf den heutigen Tag meine ich noch, die Liebe richtet mehr aus als der Stock.

Wir Kinder liebten Henhöfer ſehr, und es war in der Schule große Freude, wenn Vater Henhöfer erſchien, denn er wußte immer etwas Beſonderes. An Geſchichten, Beiſpielen und verſtändlichen Gedanken war er reich. Auch bereitete er den Schulkindern manchmal die Freude, mit ihuen einen Ausflug in's Freie zu machen. Seine Liebe gegen die Kinder, ſeine Heiterkeit und Ungezwungenheit, die bis zum unſchuldigen Scherz ging, that den Kindern wohl.

Es entſtanden in den Gemeinden auch Privat-Verſammlungen, wo man ſang und betete und in Gottes Wort ſich erbaute. Dieſe Verſammlungen leitete er nicht ſelbſt, aber er ließ wohlgegründete fromme Männer wöchentlich in ſein Haus kommen und unterrichtete ſie ſelbſt, und dann ſaß er oft ſelbſt in den Verſammtungen als ein Zuhörer, und freute ſich wie ein Kind, beſonders dann, wenn wieder friſche Zuhörer und Beſucher kamen. Da konnte er oft ſagen: „Gottlob, es iſt wieder einer herausgetreten.“ Damit wollte er ſagen, die Seele macht ernſt, um Gott zu dienen.

Das Schweben zwiſchen Licht und Dunket mochte er nicht. Er drang auf das Heraustreten. Es wird darum meine lieben Leſer auch nicht mehr wundern, wenn Schreiber dieſer Zeilen, der als achtzehnjähriger Jüngling nach Amerika kam, nach der erſten Predigt, die er in der Wash Street Methodiſten-Kirche in St.-Louis hörte, gleich heraustrat und der Kirche die Hand zum Bruderbund reichte, denn ich glaubte ſo einen zweiten Henhöfer in jener Stunde zu hören, als ich unſeres Bruders G. L. Mulfinger kräftiger und verſtändlicher Predigt lauſchte, o, wie wunderbar ſind Gottes Wege.

Während ſeiner Amtsthätigkeit in Spöck hatte ſich eine bedeutende Anzahl gläubiger Männer mit Henhöfer vereinigt. Auch die meiſten ſeiner Vikare wurden während ihrem Aufenthalt in Spöck gründlich zu Gott bekehrt.

Es hat einmal Jemand geſagt, das Vikariat bei Henhöfer ſei das beſte Seminar im Badiſchen, Mancher lernte hier erſt ſeinen Beruf recht verſtehen. An Henhöfer hatten ſie ein treffliches Exempel, wie man's machen muß, um im Segen zu wirken. Er drang ſich den jungen Leuten, die noch von der ſogenannten Profeſſoren-Weisheit angefüllt und oft auch aufgebläht waren, nicht auf, und ſetzte ihnen nicht zu ſehr zu, denn er hatte Geduld, konnte deßhalb zuwarten, und überließ ſeiner überzeugenden Predigt, der ſie zuhören mußten, ſo wie dem heiligen Geiſte die Hauptſache.

Und im Umgang war er gar milde und liebenswürdig Er ſtand zu ſeinen Vikaren nicht als ein Gebieter, ſondern als ein theilnehmender Freund unn Vater. Auch wenn ſie aus ſeinem Hauſe ausgetreted waren, hielt er die Verbindnug durch Briefe und ſonſtige Begegnungen aufrecht.

Schweres Arbeiten machte ihn vor ſeinem Alter alt ausſehen. Er ſagte einmal in den vierziger Jahren ſchon: „Ich ſuche ein Ruheplätzchen, da das Alter heran kommt.“

Aber Ruhe ſollte ihm noch lange nicht werden, er hatte noch viel Arbeit zu thun. Ruhegedanken drängten ſich ihm beſonders auf in der Zeit, als im Jahre 1842 einer ſeiner älteſten und treueſten Freunde, der Freiherr Julius von Gemmingen zur ewigen Ruhe einging, und in folgenden zwei Jahren auch Pfarrer Käß und Dietz. Der 6. Dezember 1843 war ein verhängnißvoller Tag im Pfarrhauſe zu Diedelsheim und Spöck, Schreiber dieſes war gewöhnlich der Poſtbote für dieſe Männer. Aber an jenem Tage brachte ich traurige Nachricht von Diedetsheim: Pfarrer Käß iſt todt.

Dietz, der ebenfalls krank darnieder lag, folgte ſchon am 4. März 1844 ſeinem lieben Freund und Mitarbeiter in die ewige Ruhe.

Henhöfer, den dieſe Ereigniſſe ſo ſehr angriffen, ſchrieb an einen Freund: „Ich fühle ſtark die Abnahme meiner Kräfte, und denke in Kurzem mit Käß und Dietz gleiche Reiſe zu machen.“

Der Menſch denkt und Gott lenkt. Henhöfer ſollte ſeiner Kirche noch manchen guten Dienſt thun, denn mit Schrift und Wort ſtand er unerſchrocken auf dem Plan, wenn es galt. Und mit Recht hat einige Jahre nachher die theologiſche Fakultät zu Heidelberg den Pfarrer von Spöck zum Doktor der Gottesgelehrſamkeit ernannt. Wenn ſie ein blos wiſſenſchaftliches Werk, was man ſo gewöhnlich darunter verſteht, verlangt hätte, ſo hätte ſie mit ihrer Ehre nicht nach Spöck kommen dürfen. Wenn ſie aber jene Schätze der Weisheit und Erkenntniß, welche zum Himmelreich gelehrt machen, in's Auge faßte, ſo konnte ſie gewiß Niemand im Lande finden, der gründlicher ausgerüſtet war und geſegneter gearbeitet hat, als gerade er. Und das hat ſie auch in ihrer Urkunde ausgeſprochen und ſich damit ſelber geehrt. Schöner wäre es freilich geweſen, wenn zwei Jahrzehnte früher der Doktorhut das Haupt Henhöfers geziert hätte, aber damals war es eine Schmach, das von der Welt verachtete Pietiſtenhaupt anzuerkennen. Henhöfer ſuchte eine ſolche Ehre nicht, und es war ihm ordentlich wehe, als die Diöceſe in der Freude über die Ehre ihres Amtsbruders ihm ein Feſt veranſtaltete.

Während der Revolutionszeit hatte Henhöfer viel

auszuſtehen und rettete einmal kaum ſein Leben. Doch auch in jenen Tagen hatf ihm Gott, wie manchem andern ſeiner treuen Knechte.

Im Januar 1848 ſchrieb er an einen Freund: „Ich komm acht Wochen lang nicht aus dem Hauſe, doch verſeh' ich fortan meinen Dienſt. Ja wir haben ſeit drei bis vier Wochen auch wieder Friedrichsthal zu verſehen. Bei uns iſt noch immer Alles beim Alten, wir leben ſtill und friedlich miteinander fort."

Auf eine Einladung nach St. Georgen zu kommen, ſchrieb er: „Ich gedenke nach Trinitatis alſobald von hier fortzugehen, aber in unſeren Tagen, was kann nach drei Wochen geſchehen, und in meinem Alter, wie Vielem iſt man da unterworfen! Es geht ſchwer vorwärts! Gottlob, hier iſt noch alles ruhig, und die neuen Zuſtände haben bei uns nichts gewirkt, als Furcht vor dem, was noch kommen kann und ſoll. Viele Leute fangen auch an, etwas Beſſeres, andere dies mit mehr Eifer zu ſuchen. Der Herr ſchenke uns noch einige Zeit der Ruhe und Erbauung, Eile wird aber Noth ſein. Unſer Volk iſt verblendet und ſucht, was ihm zum Verderben dient, und die Noth der Zeit treibt ſie auf ihren verderblichen Wegen ſchnell vorwärts. Wie lange es noch gehen werde, iſt nicht wohl abzuſehen. Aber auf jeden Fall ſcheinen wir in eine ſehr wichtige Zeit gekommen zu ſein, in die Zeit des Uebergangs vom Aberglauben in den Unglauben, von der Herrſchaft des Thieres aus dem Meer in jene des Thieres aus dem Abgrund, und ſomit in die letzte. Der Herr woll' uns ſtärken, und vor Gefahren bewahren, die uns zu ſchwer ſind. So gerne ich noch eine etwas verlängerte Gnadenzeit hätte zu meiner Vorbereitung auf die Ewigkeit, ſo möchte ich doch viel lieber vorher abgerufen werden, als in dieſe Zeit mit eingehen."

Er hatte das Gefühl, daß es noch ſchlimmer kommen werde, und ſein Gefühl täuſchte ihn nicht.

Das Jahr 1849 kam, und als das Revolutionsgeſindel auch die Hardt heimſuchte, war es beſonders auf Henhöfer abgeſehen. Man warnte ihn und rieth ihm, die Flucht zu ergreifen. Er that es auch, aber nur auf kurze Zeit, denn die Ordnung wurde bald wieder hergeſtellt. Doch hatte ihn dies Alles ſehr angegriffen.

Dennoch war das Jahr 1850 für ſeine Gemeinden ein wahres Gnadenjahr, das als das geſegnetſte betrachtet werden konnte, ſo lange er dort wirkte.

Mitten in dieſen Segnungen nahm auch Schreiber dieſes Abſchied von ſeinem geiſtlichen Vater und Erzieher, um ihn in dieſer Welt nie wieder zu ſehen; ſo aber Gott hilft, ſehen wir uns in der beſſern Heimath, wo kein Scheiden mehr iſt.

Die Miſſionsfeſte waren Henhöfer ſein Ein und Alles. Er konnte ſich ſo recht herzlich freuen, wenn die Züge ſingend daher fuhren. Die Miſſionsfreunde erkannten auch das gar bald und erwählten ihn zum Präſidenten, und nur mit dem Tode legte er ſeinen Präſidentenſtab ab. Er erſchien faſt bei allen Miſſionsfeſten, und es hätte wirklich etwas gefehlt, wenn er nicht gekommen wäre. Alle kannten ihn, und wer ihn noch nicht kannte, dem ſagte der Nachbar: „Das iſt er!"

Henhöfer war aber gerade nicht dabei, als die Schönheit ausgetheilt wurde, und da gab's manchmal auch etwas Trolliges! Eine Frau, die einmal mit ihm in einem Eiſenbahnwagen zuſammen ſaß, ohne ihn zu kennen, kam auch auf Henhöfer zu ſprechen. Sie ſchilderte ihn, was ſein Aeußeres betrifft, nicht ſehr vortheilhaft, faſt wie eine Karrikatur. Ein ſolches Zerrbild war ihr vorgemalt worden, und ſo hatte ſie es in ſich aufgenommen. Doch rühmte ſie, was ſie ſonſt noch von ihm gehört hatte, und wünſchte ihn nur einmal zu ſehen und zu hören.

Henhöfer, der eine beſondere Anmuth hatte, ſprach lächelnd mit ihr von der Hauptſache, auf die es ankommt. Das Frauenzimmer wurde ſehr bewegt, doch der Zug hielt, und begierig, den Namen kennen zu lernen, fragte ſie ihn: Wen ſie die Ehre gehabt, geſprochen zu haben? Und er: „Ich bin Pfarrer Henhöfer!" Damit ſtieg er aus.

Wenn er bei den Feſten das Wort ergriff und redete, dann war allgemeine Freude, denn die andern Reden vergaß man oft, die Henhöfer'ſche aber blieb Jedermann in der Erinnerung feſt hängen. Es iſt nur Schade, daß man keine ſeiner Reden und Predigten durch Schnellſchreiber mit allen Eigenthümlichkeiten bis auf die Ecken und Wiederholungen feſtgehalten hat. Man wäre jetzt ſehr dankbar dafür.

Bald nach Beſiegung der badiſchen Revolution trat die katholiſche Kirche mit ihren Anſprüchen feſt auf. Die Jeſuiten kamen in's Land und hielten überall ihre Miſſionen. Alban Stolz ſchrieb ſein Büchlein: „Diamant und Glas?" und warf darin den Fehdehandſchuh der evangeliſchen Kirche hin. Es fing an in Erfüllung zu gehen, was Henhöfer an einen Freund geſchrieben hatte: „Die katholiſche Kirche wird uns noch viel Herzeleid machen." Der hingeworfene Fehdehandſchuh des Profeſſors Stolz wurde jedoch von manchen wackern Streitern aufgenommen.

Auch Henhöfer machte ſich an die Widerlegung des Stolziſchen Büchleins in einer ausführlichen Schrift unter dem Titel: „Das Abendmahl des Herrn oder die Meſſe, Chriſtenthum und Papſtthum. Diamant oder Glas."

Er verſtand es, nicht allein die Wahrheit zu verfechten, ſondern auch die Traurigen gar väterlich zu tröſten. An einen lieben Freund und Amtsbruder ſchrieb er, als ihm ſeine liebe Tochter in der Blüthe des Lebens geſtorben war, welche Henhöfers Pathenkind war: „Was ſoll ich ſagen? Soll ich die Lydia bedauern? Das kann ich nicht. Sie iſt einer Welt entnommen, wo dermalen nichts als Verwirrung iſt, und wo noch viel Uebleres in Ausſicht ſteht. Sie iſt einer Welt entnommen, wo die Verführung groß iſt, und für die, welche ſich nicht verführen laſſen, die Verfolgung vor der Thür ſteht, ja wo es mit Rieſenſchritten dem Unglauben und dem antichriſtlichen Reich, und allen den Leiden und Drangſalen deſſelben zugeht. Oben und Unten iſt Blindheit und Finſterniß, und Alles hilft bei, daß da komme, der da kommen ſoll und aufrichte ſein Reich mit allen Waffen des Fleiſches. Welche traurige Zeiten ſtehen uns in Ausſicht. Dieſem Allen iſt die liebe Lydia entnommen und heimgekommen zu ihrer Ruhe und ihrem Frieden. Gönnen wir ſie ihr! Das Elternherz blutet freilich ſtark und ſchwer, es iſt ein Riß am Herzen und vom Herzen weg geſchehen, und das thut weh, ſchmerzlich wehe! Nun, die Liebe darf wohl weinen, wenn ſie ihr Fleiſch begräbt! Kein Chriſt muß fühllos ſcheinen, weil er im Fleiſche lebt. Doch läſſet gleich der Glaube ſein Aug' gen Himmel gehn, was uns der Tod hier raube, ſoll herrlich auferſtehen. Ich bin gewiß, es kommt auch noch die Zeit, wenn der erſte Schmerz vorüber iſt, daß ſie ſprechen werden: der Herr hat Alles wohlgemacht! Beſonders wenn jenes Reich der Finſterniß mit ſeinen grauſamen Waffen der Verfolgung, Mord, Krieg und Blutvergießen bald herein breche, wie es wohl allen Anſchein hat. Wie gut iſt's, die Seinen daheim zu wiſſen! Seelen, die im Herrn ſterben, ſind ja nicht verloren, ſondern nur aufgehoben zum ſeligen Wiederſehen. Aber auch aus ihrem Tod fließt uns ein Segen zu, das Herz wird himmelwärts, der Heimath und den Lieben zu gerichtet, und das Kreuz führt uns immer mehr herunter und hinauf, herunter zur Er-

Digitized by Google

kenntniß unserer Sünden und unseres Elends und hinauf an's Kreuz unseres Heilandes und die dort geoffenbarte Liebe, und wie nöthig ist das beim Verderbniß unseres Fleisches."

So konnte der liebe Mann trösten und ermahnen, all' sein Wort ist in Gottes ewiges Wort getaucht, darum auch so honigsüß.

Der alte Vater Hans Martin Henhöfer hatte das hohe Alter von achtzig Jahren erreicht, und auch die Mutter ist alt geworden. Da dachte und hoffte man oft, besonders seine Ehefrau, daß auch Vater Aloys Henhöfer seinen Hirtenstab, den er schon 35 Jahre in seinen beiden Gemeinden so segensreich geführt hatte, noch nicht niederlegen werde müssen.

Doch sollte er noch im Jahre 1862 zu den Vätern versammelt werden, und ausruhen von seiner treuen Arbeit, um, wie wir gewiß glauben dürfen, über viel gesetzt zu werden.

Sein ganzes Leben war ein Arbeitsjahr, und als Knabe sah ich ihn oft auf der Kanzel stehen in Schweiß gebadet, so daß ich in meinem Kindersinn dachte, ach, jetzt ist's ihm aber wieder recht ernst.

Im badischen Land feiert man den letzten Sonntag im Kirchenjahr als allgemeinen Buß- und Bettag.

Henhöfer war schon einige Tage vor dem Feste unwohl. Das hinderte ihn aber nicht, den Gottesdienst abzuhalten. Denn er hat seiner nie geschont, und seines Leibes nie auf zärtliche Weise gepflegt. Sein Text war der unfruchtbare Feigenbaum. Er predigte mit aller Macht, mit einem Ernst und einer Liebe über diesen erschütternden Text, daß seine Zuhörer diese letzte Predigt gewiß nicht vergessen werden. Endlich sprach er: Wo nicht, so haue ihn ab! Amen.

Am Donnerstag nach jenem Bußtag hatte er seinen gewöhnlichen Spaziergang nach Stafforth gemacht. Da kam zu seiner allgemeinen Unpäßlichkeit noch eine Erkältung hinzu. Er ging bald wieder nach Hause zurück. Seine liebe Frau war sehr bekümmert. Er mußte sich niederlegen; der herbeigerufene Arzt erklärte seine Krankheit für eine nervöse Lungenentzündung und für sehr gefährlich. Diese Erklärung des Arztes machte einen schmerzlichem Eindruck auf seine Frau. Sie mußten nur zu bald erfahren, daß da menschliche Kunst nichts mehr ausrichten werde.

Die Kunde von der heftigen Erkrankung des theuern Gottesmannes war bald in der ganzen Umgegend verbreitet und viele Herzen und Hände erhoben sich zum Throne der Gnade, ihn doch noch länger zu erhalten. Man fühlte erst recht bei dem drohenden Tode den großen Verlust. Der Kranke phantasirte viel, aber selbst aus den Phantasien heraus sah man, daß sein Geist mitten im Amt war, das ihm jeder Zeit die größte Angelegenheit gewesen.

Als einer seiner Kirchenältesten vor seinem Krankenlager stand, schlug er seine Augen auf und fragte rasch: „Hat die Gemeinde die Wahrheit?" „Ja," antwortete dieser, „sie hat sie, es sind lebendige Zeugen davon da." „Nur auch bleiben bei der Wahrheit — auch die Wahrheit wählen," gab er zur Antwort.

Die liebe Jugend, die ihm immer so am Herzen lag, sie beschäftigte ihn auch jetzt auf eine schmerzliche Weise. „Ach die liebe Jugend," seufzte er, „die Nacht kommt über sie." Er redete nur vom Glauben, und vom Ausharren, seine letzten Worte waren: „Harre, ja harre."

Er starb in den Armen seiner tiefbetrübten Gattin am Freitag den 5. Dezember 1862. Sanft und in Frieden verschied der liebe Simeon im Alter von 73 Jahren. Im Himmel wird's erst recht offenbar werden, was dieser treue Zeuge der Wahrheit für des Herrn Sache gethan hat.

Zur Chronologie des Lebens Jesu.

Editoriell.

Bekanntlich hat das Zählen der Jahre nach Christi Geburt nicht gleich in der christlichen Zeit begonnen. Man zählte theils nach Erschaffung der Welt, theils nach der Erbauung Roms, theils nach andern Zeitrechnungen. Erst mit dem 6. Jahrhundert wurde durch den römischen Abt Dyonisius den Kleinen unsere jetzige Zeitrechnung festgestellt, wonach die Geburt Jesu im Jahr 754 nach Erbauung Roms fällt.

Neuere Untersuchungen haben indessen zu der Ansicht geführt, daß dieses Jahr zu spät angesetzt und daß Christus einige Jahre vor der bei uns üblichen Zeitrechnung geboren sei. Sehen wir uns die Beweisführungen hierfür näher an.

A. Das Geburtsjahr.

1. Herodes der Große, unter welchem Christus geboren ward, starb Anfang April 750 nach Erbauung Roms, also vier Jahre vor unserer gewöhnlichen Zeitrechnung. Anfangs März hatte Herodes Jerusalem für immer verlassen. Nun ward das Jesuskind 40 Tage nach seiner Geburt im Tempel dargestellt, und darnach erst von den Weisen, welche Herodes noch zu Jerusalem trafen, angebetet. Somit muß die Geburt Jesu mindestens in die erste Hälfte Januars 750 nach Erbauung Roms verlegt werden.

2. Nach Joh. 2, 20 hat der Tempelbau unter Herodes 46 Jahre gedauert. Herodes begann den Umbau in seinem 18. Regierungsjahre (vom Nisan 734—735 nach Erbauung Roms). Das Passah, an dem Jesus die Worte Joh. 2 sprach, war also 780; vorher ging Jesu kurzer Aufenthalt in Kapernaum, die Reise von Kana dahin; sieben Tage zwischen der Gesandtschaft an den Täufer und der Hochzeit, 40 Tage der Versuchung. Jesu Taufe würde demnach in den Januar 780 oder Ende Dezember 779 nach Erbauung Roms fallen.

3. Jesus war bei seiner Taufe nach Luk. 3, 23 ungefähr 30 Jahre alt. Rechnen wir zurück, so kommen wir wieder mit der Geburt auf den Anfang Januar 750 oder Dezember 749 n. E. Roms.

4. Nach Luk. 1, 5 war zur Zeit der Empfängniß des Täufers die Priesterklasse Abia in Dienst. Da 24 solcher Klassen wöchentlich abwechselten, kam die Reihe an jede zweimal im Jahre. Am Vorabend der Zerstörung Jerusalems durch Titus trat die erste ihren Dienst an. Daraus hat man berechnet, daß, da die Ankündigung der Geburt des Täufers etwa 15 Monate vor Jesu Geburt fällt, sein Dienst im Jahre 748 gefallen sei in die Woche vom 17.—23. April und wieder vom 3.—9. Oktober, mithin Jesu Geburt entweder im Juni 749 oder im Winter 749—50 stattgefunden habe.

5. Nach chinesischen astronomischen Tabellen, war im Jahr 750 ein Komet länger als zwei Monate sichtbar, welcher der Stern der Weisen sein konnte, Matth. 2, 2. — Der Geburtsmonat und Tag ist minder sicher zu bestimmen; das Waiden der Heerden auf freiem Felde konnte in einem gelinden Winter wohl auch im Dezember stattfinden.

B. Dauer des Lehramts Christi.

Der Anfang war im 15. Jahre des Tiberius und einige Zeit vor dem Passah des Jahres 780; also etwa im Herbst 779 n. E. Roms. Die Synoptiker erwähnen nur ein Passah, zu welchem Jesus gereist ist, das seines Todes. Aber das sie nur ein Lehrjahr Jesu angenommen, widerspricht 1. der deutlichen johanneischen Tradition; 2. der Unmöglichkeit, alle jene joh. Hergänge in den Rahmen eines Jahres zu fassen; 3. mehrfachen Andeutungen der synoptischen Berichte von einem öfteren Aufenthalt Jesu in Jerusalem und Umgegend.

Darnach sind nach Johannes mindestens drei Passahfeste anzusetzen: die in Joh. 2, 13; 6, 4 sowie das Kreuzigungspassah Joh. 12. Wahrscheinlich ist das Joh. 5, 1 erwähnte Fest auch das Passahfest gewesen, so daß also noch ein viertes hinzuzunehmen ist, und die Wirksamkeit Jesu drei volle Jahre umfaßt hat.

Wir müssen es uns versagen, eine Zusammenstellung der innerhalb der vier Passahfeste zu gruppirenden Begebenheiten hierher zu setzen. Wer Ausführliches darüber zu lesen wünscht, den verweisen wir auf Herzog's Real-Encyclopädie, Zoekler's-Handbuch der theologischen Wissenschaften und Zeller's Biblisches Wörterbuch.

C. Das Todesjahr Jesu.

Jesus ist von Pilatus verurtheilt worden; dieser hatte im Todesjahr des Tiberius 790 n. E. Roms Judäa schon verlassen. Nun hat Jesus nach dem Tode des Täufers vor Ostern 782 kaum mehr als die zwei Passah Joh. 6, 4 und 12, 1; 13, 1 mitgefeiert. So ist sein Todesjahr 783 n. E. Roms gewesen.

Als Todestag wird von sämmtlichen Evangelien der Freitag angesetzt, nur soll zwischen Johannes und den Synoptikern eine unausgleichbare Differenz stattfinden. Nach den Synoptikern ist der Herr am ersten Passahtage (15. Nisan) gekreuzigt, nach Johannes einen Tag vorher (14. Nisan); nach jenen habe er das letzte Passahmahl gleichzeitig mit allen Juden gehalten, also am Abend des 14. Nisan, der schon als Anfang des 15. gezählt wurde; nach Johannes hat er es einen Tag vorher gehalten, am Abend des 13., der schon als Anfang des 14. gerechnet wurde, wie denn auch Joh. 13, 1 und 29 es deutlich unterscheiden soll von der eigentlichen Passahfeier.

Wir halten die Ansicht, welche die johanneischen Stellen nach den synoptischen erklärt für die richtige. Der Freitag war erster Passahtag und als Freitag auch Rüsttag auf den folgenden Wochen-Sabbath, welcher als Passahsabbath besonders feierlich und mehr als der vorhergehende Passahtag geheiligt wurde. Man hat nun dieses Zusammenfallen astronomisch berechnet und gefunden, daß im Jahre 30 der Neumond auf Mittwoch den 22. März Abends 8 Uhr gefallen ist. Also begann am Donnerstag den 23. März Abends 6 Uhr der 1. Nisan, mithin fiel der 15. Nisan (Todestag) auf Freitag den 7. April des Jahres 30.

Zwei Scenen aus der Armenpraxis in New York.

Von einem Arzt.

Eines Abends fand ich bei meiner Heimkehr eine Bestellung. „Der Doktor soll augenblicklich hinkommen," wurde mir berichtet. Name und Adresse waren fremd, außerdem aber fing eben meine Sprechstunde an. Am Schluß derselben trat ein großer Mann mit Vollbart, einen Schlapphut schief auf dem Kopf und eine stinkende Cigarre zwischen den Fingern, in das Zimmer. Seine Miene war finster und seine ganze Haltung theatralisch-selbstbewußt.

Fremder (barsch): „Warum sind Sie nicht zu meiner kranken Frau gekommen?"

Arzt: „Sprechen Sie mit mir?“ Fremder: „Jawohl mit Ihnen!“ Arzt: „So, ich glaubte, Sie führten Selbstgespräche und litten an Geistesabwesenheit. Meine nicht gehirnkranken Besucher benehmen sich in der Regel so anständig wie ich mich selbst. Habe ich etwa einen Hut auf dem Kopf und eine Cigarre in der Hand?“ Fremder: „Was kümmert mich das! Ich will wissen, ob Sie Ihre Pflicht als Armenarzt thun wollen und augenblicklich mit zu meiner Frau kommen werden oder nicht?“

Arzt: „Meine Pflicht als Mann werde ich sogleich erfüllen, indem ich Sie sammt Schlapphut und Cigarre an die Luft setzen lasse! Aber vorher könnten Sie mir noch eine Frage beantworten: Sind Sie nicht ein Sozialdemokrat?“ Fremder (trotzig auffahrend): „Das bin ich, und bin stolz darauf!“ Arzt: „Freut mich, daß ich richtig diagnosticirte. Im Uebrigen hätten Sie das gleich sagen können. Ich respectire die Ueberzeugungen und Gebräuche Anderer soweit wie möglich, d'rum behalten Sie nur Ihren Hut auf, setzen Sie sich und berichten Sie mir. Wie lange ist Ihre Frau krank?“ Sozialist (nimmt den Hut ab und setzt sich): „Drei Wochen, und ich habe kein Geld mehr, sonst wäre ich sicher nicht zu Ihnen gekommen.“ Arzt: „Sehr schmeichelhaft, aber zweifellos wahr. Warum aber wohl fiel es Ihnen nicht ein, erst bei mir anzufragen, ob ich kommen wolle, kommen könne?“ Sozialist: „Sie sind verpflichtet zu kommen, wann ich Sie rufe, Sie werden dafür bezahlt!“ Arzt: „Und von wem meinen Sie wohl?“ Sozialist: „Von den Steuerzahlern, also vom Schweiß der Arbeiter!“

Arzt: „Was Sie nicht sagen! Gesetzt, es wäre so, hätten Sie da nicht weise gehandelt, wenn Sie mir anständig begegnet wären? Sie sind in der unangenehmen Lage, mich als Arzt gebrauchen zu müssen, Sie sind gezwungen, die Gesundheit, am Ende das Leben Ihrer Frau in meine Hand zu geben, hätten Sie da nicht klug gehandelt, mich, das Werkzeug, dessen Sie sich bedienen wollen, nicht vorher zu verletzen? Wird ein Schuhmacher das Messer zum Lederschneiden erst stumpf machen? Ihr Leute wollt die Welt verbessern und seid so unpraktisch? Einen Rath will ich Ihnen geben, denn an Ihrer Kleidung erkenne ich, daß Sie noch nicht lange hier im Lande sind: Wenn Sie hier Etwas haben wollen, so müssen Sie erst mit Dem reden, der es Ihnen geben kann! Sie brauchen keinen Taufschein, kein Armuthszeugniß, keine Petitionen wie in Deutschland; die 'Deutsche Gesellschaft' fragt nicht, ob Sie Jude oder Christ, ob Republikaner oder Sozialist, aber — ihre Beamten läßt sie nicht insultiren! Erzwingen läßt sich hier gar nichts, vor Euch Maulwürfen hat man hier keine Angst. Wenn Sie nun Ihre Cigarre und Ihren Hut im Hausflur ablegen wollen, dann wieder hereinkommen und mich einfach ersuchen, nicht bitten, Ihre Frau heute Abend noch zu besuchen — so will ich bei Ihnen eine Ausnahme machen (denn Abendbesuche gehören nicht zu meinen Armenarzt-Pflichten), eben weil Sie ein — Sozialdemokrat sind.“

Er ging hinaus, kam wieder herein und — weinte. Von Deutschland sei er ausgewiesen, seine Frau habe krank gelegen und seine Kinder hätten gehungert; aber trotzdem sei man unerbittlich gewesen. Wie der Bursche so da saß, die Hände vor dem Gesicht, den Kopf gebeugt, die große Gestalt in der abgetragenen deutschen Kleidung — traf es mich tief, er war ein Heimathloser, ein Geächteter! Abscheu vor dem Genossen eines Nobiling und Most stritt bei mir mit dem Mitleid um den Stammverwandten.

Seine Frau wurde in's Hospital geschafft, seine Kinder bekamen Unterstützung; als er aber meine Stiefel zum Besohlen abholen sollte (er war Schuster), kam er nicht wieder.

* * *

Noch ein Mal begleite mich auf einem Gang, lieber Leser. Der Weg führt uns in die 3. Straße. Durch einen sauber gehaltenen Hof gelangen wir in ein freundliches Hinterhäuschen. Die Treppen sind dunkel, aber getrost kann man das Geländer zur Hülfe nehmen, die Reinlichkeit ist hier nicht allein äußerlich. Im obersten Stock treten wir auf ein „Herein“ in ein niedriges Stübchen. Der blankgescheuerte Fußboden, die Heiligenbilder an den Wänden, der große Kachelofen, die weißen Muslingardinen neben den Blumentöpfen an den Fenstern vereinigen sich zu einem freundlichen Eindruck.

Neben dem Ofen sitzt ein altes Mütterchen im „Sorgenstuhl“, die welken Hände im Schooß gefaltet und blickt uns mit müden Augen kindischlächelnd an. Am Fenster links sitzt eine große, derbknochige Frauengestalt, die uns den Rücken zukehrt, und beim Nahertreten bemerken wir die billigste Sorte Männerkleidung, an der sie emsig näht. Mit einem melancholischen Lächeln erwidert sie unsern Gruß und arbeitet dann fleißig weiter. Sie hat keine Zeit zu verlieren, jede Minute ist kostbar, denn um drei Dollars in der Woche (das Totaleinkommen für drei erwachsene Personen) zu verdienen, darf sie nicht feiern.

Nun aber bleib' zurück, Fremdling, denn der Stuhl am anderen Fenster steht für mich da und neben demselben am oberen Ende eines alten Sopha's sitzt meine Patientin. Ein Sonnenstrahl dringt zwischen den Blumen in's Zimmer und ruht auf dem Kopf der Kranken, und giebt so dem kastanienbraunen Haar einen glänzenden Schimmer. Der Kopf ist ein wenig geneigt,

doch bemerken wir ein unschönes, hochbestirntes Gesicht, dessen Züge ein ruhig-friedliches Gemüth ahnen lassen. Die Augen aber, die sonst jedem Antlitz den Ausdruck verleihen, sie — fehlen. Die Kranke ist nicht allein blind, sondern die Augen sind auch nicht mehr vorhanden! Seit ihrem 14. Jahre, nach einer schweren Entzündung, deren Behandlung theils vernachlässigt, theils verquacksalbert wurde, sitzt die Arme nun schon volle 17 Jahre in dem Stübchen! Andere körperliche schmerzhafte Leiden lassen sie nie ohne ärztliche Hülfe ruhen. Und trotzdem ist ihr Gesicht nicht allein friedlich, sondern auch ihr Wesen ist ruhig und Frieden ausathmend.

Seit vier Jahren kenne ich die Blinde, doch nie hörte ich sie jammern, nie beklagte sie ihr Geschick. Nur so gelegentlich erfuhr ich einst, daß die drei Personen Wochen und Monate lang kein Fleisch auf dem Tisch hatten. Aus Mangel! Nicht aus Prinzip. Das ist wohl jetzt anders. Die Blinde bezieht jetzt ein Blindengeld von 39 Dollars im Jahr, von der „Gesellschafts-Küche" bekommt sie und ihr kindisches Mütterchen täglich gute Milch, kräftige Fleischbrühe und Suppenfleisch, und an den Feiertagen fehlt auch ihnen das Geflügel nicht, das der eine oder der andere zahlungsfähige Patient des Arztes liefern muß. Hapert es dann mit der Miethe, oder ist keine Arbeit vorhanden für die Schwester, so schreibt der Doktor ein Rezept an die Office der „Gesellschaft" und das Deficit wird immer prompt gedeckt.

Ihr wohlhabenden Frauen, die ihr gelegentlich an Ueberfluß und Langeweile leidet und deßwegen euren Hausarzt konsultirt, und du Mann, der dir das Schicksal Wunden schlug, die wohl vernarbten, aber immer und immer wieder schmerzen — ich rathe euch, geht zu meiner Blinden, schaut ihr in das friedliche Gesicht mit den leeren Augenhöhlen, und ihr werdet euer Schicksal noch erträglich finden!

Eine merkwürdig besänftigende Macht strahlt von den Blinden aus. In meinem Beruf ist es doch nicht gerade selten, daß man diese in ewiger Nacht Lebenden antrifft — aber diesem Zauber habe ich mich nie entziehen können. Erst kürzlich bat mich ein arbeitsloser Mann Abends, seine plötzlich erkrankte Frau zu besuchen; er wolle prompt bezahlen, er habe noch ein paar Dollars. Ich ließ ihn in dem Glauben, bezahlen zu müssen, nun mich dann bei der Ordination als Arzt der „Deutschen Gesellschaft" zu entpuppen und so 'mal wieder eine kleine Freude recht zu genießen. Es fand sich eine Entzündung bei der Patientin, die voraussichtlich bald vorüber sein konnte. Als ich aber mein Thermometer eben in sein Behälter zurückstecken wollte, stieß die Patientin unvorsichtlich daran und das zerbrechliche Instrument rollte, in mehrere Stücke zerbrochen, klirrend auf dem Boden herum.

Das war nun so ein profitabler Gang: Zehn Cents für die Pferdebahn, $2.25 für das Thermometer, eine Stunde Zeit und dabei nicht einmal einen schäbigen Dollar nehmen zu können.

Still, aber innerlich unmuthig ging ich in das Wohnzimmer zurück, um beim Schein der trüben Lampe das Recept zu schreiben, als mein Blick ein etwa vierjähriges Mädchen streifte, das, auf dem Sopha sitzend — mit glanzlosen Augen in das Licht starrte. „Blind?" frug ich erschrocken und betreten leise den Vater. — „Ja, die Elsa ist blind," erwiderte traurig der Mann. — Elsa! — Auch ich habe eine Elsa zu Hause, aber ihre schwarzen Schelmen-Augen können mich, je nach der Laune, lieb oder trotzig anblitzen! Unwillkürlich beschattete ich meine Augen mit der Hand und starrte wohl minutenlang das arme Ding an. Hoffnungslos blind, nach Diphtherie!

Leise gab ich meine Anordnungen, mit einer Handbewegung beschwichtigte ich die Dankesbezeugungen des Mannes, und als ich auf der Straße war, athmete ich tief auf. Das Thermometer war zwar nicht vergessen, aber es war mir eine Genugthuung, den Gang so theuer bezahlt zu haben.

Ihr, die ihr den Armen nur euer Geld gebt, ihr verpaßt viel! Manches Elend existirt, von dem ihr nichts merkt — aber es giebt auch manchen Genuß, den ihr nie kennen lernt.

(Aus der Armenpraxis in New York.)

Ein denkwürdiges Zusammentreffen.

In dem letzten deutsch-französischen Kriege waren mehrere verwundete und gefangene deutsche Offiziere und Soldaten in dem Schlosse einer französischen adeligen Dame untergebracht worden. Die Besitzerin des Schlosses, eine bejahrte Wittwe, ließ ihren Gästen nicht nur durch ihre Untergebenen die liebevollste Pflege angedeihen, sondern überzeugte sich häufig in eigener Person von dem genannten Vollzuge ihrer Anordnungen, reichte ihnen selbst Speise, Trank und andere Gaben, tröstete sie bei ihren Besuchen, die der französischen Sprache Mächtigen

Digitized by Google

durch beruhigende Worte, die Sprachunkundigen durch freundliche Blicke und Gebärden, und unterzog sich auch selbst mancher beschwerlichen Verrichtung am Krankenlager. Die Gefangenen verehrten sie wie eine zweite Mutter. Manch heißes Gebet für das Wohlergehen dieser seltenen Menschenfreundin stieg gen Himmel empor. Ein junger Offizier, welcher ein eigenes Zimmer hatte, fragte sie einst, nachdem sie einen neuen Verband an seine Wunde gelegt, mit unverkennbarer Rührung: „Warum, gnädige Frau, überhäufen Sie gerade die Feinde ihres Vaterlandes mit so viel Güte und Wohlthaten?“

Die Gefragte antwortete wehmüthig:

„Mein Sohn ist französischer Offizier, ward leicht verwundet und gerieth in Kriegsgefangenschaft. Da erbarmte sich seiner eine deutsche Mutter. Den Verwundeten pflegte sie mit Aufopferung, den Gefangenen nahm sie unter ihr gastliches Dach auf, nicht nur für kurze Zeit, sondern für die Dauer seiner Gefangenschaft. Durch die zarteste Schonung, durch die aufmerksamste Behandlung milderte sie sein hartes Loos, fern vom Vaterlande, fern von der Mutter leben zu müssen. Ich handle nur nach dem Vorbilde dieser braven, deutschen Mutter.“

Thränen glänzten in den Augen der Sprechenden. Der Offizier schwieg, seine Gedanken entführten ihn in seine traute Heimath, zu seiner guten Mutter, für welche er im fremden Lande liebevollen Ersatz gefunden hatte.

Da trat ein Diener ein und überreichte der Dame einen Brief. Diese schaute flüchtig auf die Adresse, löste hastig das Siegel. „Gottlob!“ rief sie freudig erregt, „meine und meines Sohnes Wohlthäterin hat meine Bitte erfüllt und mir ihre Photographie gesandt.“

Der Offizier hatte kaum einen Blick auf das Bild geworfen als er in die Worte ausbrach: „Das Portrait meiner Mutter!“

Lebensregeln eines frommen Jünglings.

Der hochverdiente und in weiten Kreisen bekannte Prälat Dr. v. Kapff, der vor wenigen Jahren in Stuttgart starb, schrieb als 17jähriger Jüngling die nachfolgenden Lebensregeln nieder, die er sich täglich zu vergegenwärtigen gelobte. Mögen sie vielen jungen Christen zur Richtschnur ihres Lebens werden.

1. Ich will des Morgens nie ohne Gebet und Dank zu Gott und ohne den Gedanken aufstehen, daß es vielleicht zum letztenmal geschehe.

2. Nie will ich weder des Morgens noch des Mittags an mein Geschäft gehen, ohne vorher wenigstens einige Augenblicke Gott um seinen Beistand und Segen angefleht zu haben.

3. Ich will nichts thun oder vornehmen, das ich nicht thun würde, wenn Jesus Christus sichtbar vor mir stände, nichts, was ich vielleicht in der ungewissen Stunde des gewissen Todes bereuen könnte.

4. Ich will es mir mit Gottes Hülfe heilig angewöhnen, alles ohne Ausnahme im Namen Christi und als sein Jünger zu thun, recht oft zu Gott um den heiligen Geist zu seufzen und in einer beständigen Verfassung zum Gebet zu sein.

5. Ich will täglich in der Bibel, insonderheit im Neuen Testament lesen und mir jeden Tag einen besonderen Spruch aus dem Gelesenen aufzeichnen und denselben oft bei mir wiederholen.

6. Ich will meine der Hülfe bedürftigen Mitmenschen so viel wie möglich mit Rath und That unterstützen.

7. Ich will immer den Spruch vor Augen haben: Was du willst, das dir die Leute thun sollen, thue du ihnen auch, und was sie dir nicht thun sollen, thue du ihnen auch nicht.

8. Ich will in meiner Fürbitte für Andere, die ich keinen Tag unterlassen will, namentlich meiner Eltern, Geschwister und Freunde gedenken.

9. Ich will meine Freunde allezeit von Herzen lieben, ihre Ermahnungen mit Freuden annehmen, von ihnen zu lernen und sie zu belehren suchen, kurz: sie als mich selbst ehren und lieben.

10. Ich will meine Begierden unterdrücken und mir auch erlaubte Genüsse versagen.

11. Wohin ich immer gehe, will ich vorher zu Gott seufzen, daß ich daselbst nicht sündige, sondern immer Gutes zurücklasse.

12. Ich will mich nie ohne Gebet und Dank gegen Gott niederlegen und ohne vorher mich selbst geprüft zu haben.

13. Alle Abend will ich in mein Tagebuch schreiben, was ich bei der Prüfung Anstößiges an mir gefunden, was ich gelesen, verrichtet und gelernt habe.

14. Nie will ich durch Trägheit und schändlichen Müssiggang mich der Wohlthaten der Gesundheit und der Kraft zur Arbeit unwürdig und mich dadurch bei Gott und meinen lieben Eltern und Lehrern verhaßt machen.

Auf dem Leipziger Schlachtfeld.

Nach Tagebuch-Notizen vom Editor.

„Ehe wir Leipzig verlaſſen, müſſen wir hinaus auf's große Schlachtfeld," ſagte mein amerikaniſcher Freund zu mir.

Und wir benützten einige Freiſtunden, jene blutgetränkte Ebene zu beſuchen, wo am 16., 17. und 18. Oktober 1813 die große Völkerſchlacht zwiſchen Napoleon und den Verbündeten geſchlagen wurde.

Schloß zu Dölitz bei Leipzig.

Wie friedlich es jetzt auf dieſen Gefilden iſt. Nirgends ein Merkmal des Kriegs! — Nur das Schloß zu Dölitz zeigt heute noch Kugelſpuren.

Das Dörfchen Probſthayda, der Mittelpunkt der Stellung Napoleons am dritten Schlachttage, liegt in Obſtbäumen gebettet, ſo ſtill und traulich da, als ob hier nie Tauſende geblutet, nie Haufen todter Menſchen als Schanze für die wüthend Kämpfenden gedient hätten. Und doch war es gerade hier, wo in der Stunde der Noth der dämoniſche Schlachtenlenker ſeinen Franzoſen am 18. Oktober zu Hülfe kam und die 150 Kanonen ſelbſt kommandirte, welche den anſtürmenden Ruſſen und Preußen Tod und Verderben entgegen ſandten. „Es war ein Schlachten und kein Schlagen."

Etwas ſüdöſtlich von dieſem Dörfchen, auf der Höhe von Stötteritz, hatte Napoleon I. am 18. Oktober ſeinen Standpunkt bei einer baufälligen Windmühle gewählt. Hier ſteht jetzt ein einfaches Denkmal, der ſogenannte Napoleonſtein. Als am Abend des 18. Oktober der korſiſche Eroberer die Befehle zum Rückzug ertheilt hatte, fiel er hier vor Erſchöpfung in einen kurzen

Schlaf. Erwachend, schaute er seine Treuen, die ihn düster umstanden, verwundert an und sagte: „Ich träumte, und war in einer andern Welt."

Welche Welt er wohl geschaut haben mag?

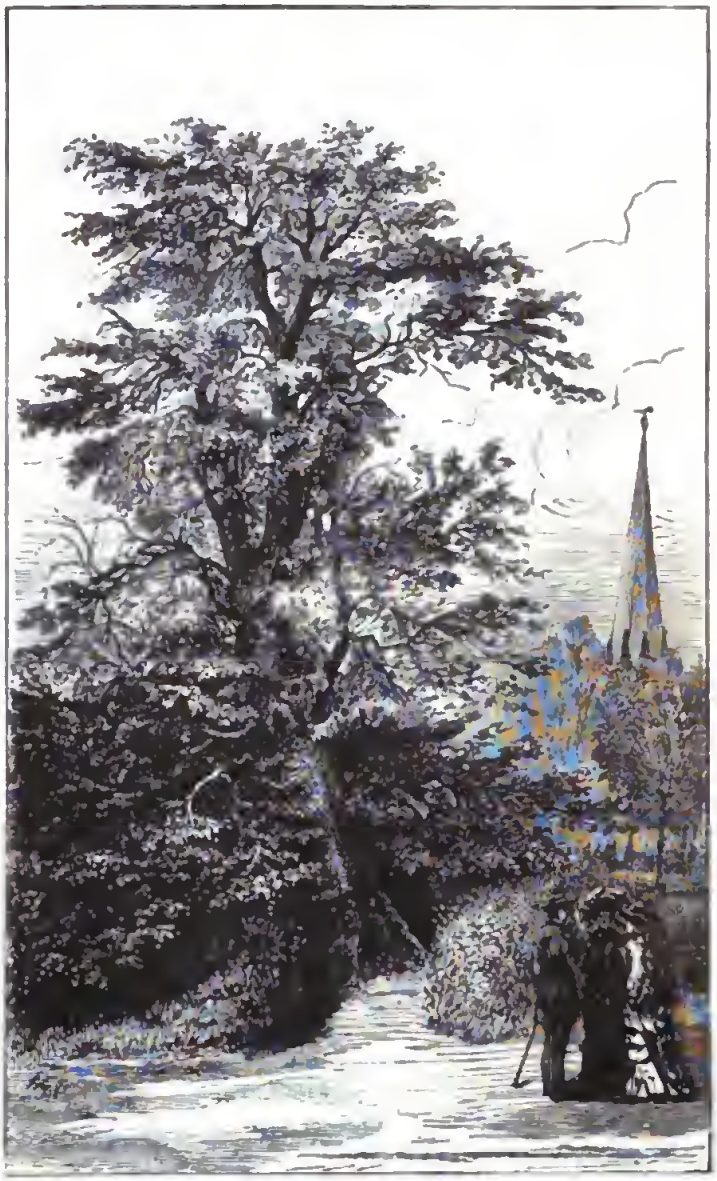
Noch weiter südlich liegt das Dörfchen Wachau und nahe dabei steht die Napoleonslinde, wo der Eroberer am 16. Oktober seinen Standpunkt hatte. Hier war er gegen die Oestreicher an diesem Tage so erfolgreich gewesen, daß er zu seinen Generälen sagte: „Die Welt dreht sich noch einmal für uns."

Ja wohl, sie drehte sich; aber nicht für Napoleon. Hier, bei Leipzig, und nicht bei Waterloo schlug er mit dem Aufgebot seines ganzen Genies die Entscheidungsschlacht. Die Uebermacht war gegen ihn. Dreihunderttausend Preußen, Russen und Oestreicher legten sich wie ein eiserner Gürtel um die 145,000 Franzosen und Rheinbundstruppen, die zurück und endlich über den Rhein gedrängt wurden.

Drüben im Norden, bei der St. Thekla-Kirche hatten die Fürsten der Preußen, Russen und Oestreicher und schließen den heiligen Bund (Allianz).

Auf viele Stunden im Umkreis bluten ihre Völker. 93,000 Todte und Verwundete (50,000 Franzosen und 43,000 Verbündete) bedecken das grausige Schlachtfeld.

Das deutsche Volk ging im Glauben und Vertrauen in diesen furchtbaren Kampf, daß, wenn auch sie, die Kämpfer, die Früchte nicht genießen sollten, über ihrem Grab ihre Kinder und Enkel ein bürgerlich freies Volk sein würden, wie die Engländer.



Napoleonslinde bei Wachau.

Diese Hoffnung wurde zu Schanden. Der östreichische Staatsmann Metternich sprach das Wort, daß es sich vor allem um die Fürsten und nicht um die Völker handle.

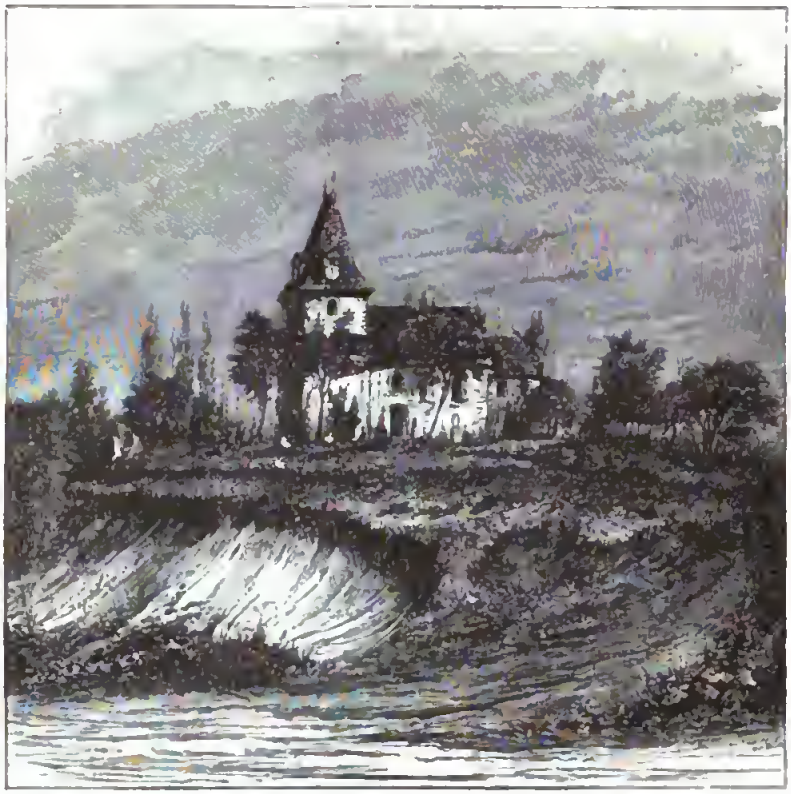
Und so geschah es. Noch fünfzig Jahre lang seufzte unser altes Vaterland unter der Metternich'schen Mißwirthschaft. Jedoch — war denn all dies furchtbare Ringen vergeblich? Sollte die Selbstsucht der Hohen triumphiren? Diente Napoleon I. wirklich seinen eigenen Zwecken?

Mit nichten. Gott sitzt im Regimente. Napoleon I. war der Keil, der die alten, faulen Zustände in Deutschland zerschlug. Die auf ihn folgende Metternich'sche Mißwirthschaft bahnte dem neuen deutschen Reich den Weg. Ohne Napoleon I. und Metternich hätten Bismarck und sein Kaiser kaum erstehen können. Aus Ruinen, blutiger Saat und den Thränen der Staatsweisen entsteht eine neue Schöpfung, und die beiden mächtigsten Länder Europas — Eng-

Digitized by Google

land und Deutſchland — ſind dem Grundton nach proteſtantiſch. Seit der Leipziger Schlacht ſind auf der ganzen Erde Ströme von Blut dazu, die Menſchheit den von Gott gewollten Zielen näher zu bringen.

Wann jedoch, ſo frag ich oft, wird die Zeit



St. Thekla-Kirche zu Cleuden bei Leipzig.

vergoſſen worden. Schrecklich haben die Menſchen unter ſich gehauſt, und oft frägt man: Wozu?

Ueber all dem Wirrſal aber ſitzt Gott, und jedes Ringen, ſo unverſtändlich es oft auch ſcheint, dient in der Hand des Höchſten nach allem kommen, da ſich die Völker fördern und auf der Bahn des Fortſchritts weiter bringen laſſen durch die Wege des Friedens und der Verſtändigung? Dann, wenn die Menſchheit den Ruf des Friedens, die Botſchaft des himmliſchen Vaters in ſeinem Worte hört und darnach thut.

Für träge Leute.

Für Haus und Herd von W. Fotſch.

Es iſt ſo unnütz einem Trägen guten Rath zu geben, als Waſſer in einem Sieb aufzubewahren; und dieſelben zu beſſern, geht ſo ſchwer, als einen Jagdhund zu mäſten.

Obwohl nun die Trägen ſehr langſam gedeihen, ſo werden ſie doch durch dies Recept nicht noch träger. Wer aber guten Verſtand ſäet, deß Korb wird um des Willen nicht weniger leer. Das Herz der Trägen iſt zwar ſo hart, daß deren Ernte ſchmaler ausfällt, als Egyptens ſieben magere Jahre. Leider gerathen die Trägen überall wie das Unkraut von ſelbſt. Wären ſie keine Narren, würden ſie auch nicht der Trägheit zum Opfer fallen. Aber ein Paar hält ſich klüger als ſieben Weiſe, obwohl ihre Narrheit offenbarer iſt, als der helllachende Vollmond.

Zunächſt ſollten die Trägen einen großen Spiegel vor ſich haben, worin ſie ſich beſchauen können; denn ſie würden wohl ſchwerlich den Anblick jenes trägen Weſens lange ertragen können. Der Landſtreicher giebt uns das verkommendſte Bild eines

Trägen, welcher beim ſtärkſten Regen ſchwerlich einen Topf hinſtellt, um etwas Waſſer aufzufangen zur Stillung ſeines Durſtes. Wenn's Bier wäre! Doch ſollte man einen ſolchen Menſchen nach Sibirien verbannen; der ſollte wie die trägen Drohnen von den Bienen aus dem Korbe geſtoßen werden. „Wer nicht arbeitet, ſoll auch nicht eſſen," als Nachruf. Jederman ſollte geduldig und barmherzig gegen die Armen ſein, aber den Trägen würde vielleicht eine tägliche Tracht Prügel kuriren. Nach letzterer Weiſe verfuhr man mit uns im Schweizerland und that ſehr gut! —

Jedes Ding in dieſer Welt dient einem beſtimmten Zweck. Aber weder die fleißigen Leute noch die Philoſophen haben bis heute noch nichts Gutes am Trägen finden können. Da ſagt Jemand: Ich will lieber in's Bett liegen, als Uebels thun oder in ſchlimmer Geſellſchaft ſein. Dieſer lahme Ausſpruch glänzt freilich wie übergoldetes Meſſing, aber es iſt doch kein Gold der Wahrheit d'rin, weil jenes Wort ſo ziemlich ſtark nach Trägheit riecht. Wer Uebles thut, iſt dem diebiſchen Spatz gleich, der Kirſchen ſtiehlt; aber ein träger Menſch iſt einem ſolchen Spatzen gleich, der auf einem Neſt voll Eier ſitzt und das Land mit Dieben füllt. Sage nicht, daß das Unkraut bei den fleißigen Uebelthätern am Beſten gedeihl, denn dies geräth bei den Müſſiggängern am Beſten, in deren Herzen die alte Schlange ſtets „vom Theilen" und gut leben träumt. Das Faullenzen, das ſüße Nichtsthun, iſt das ſchlimmſte Geſchäft, wozu Satanas ſtets ſeine Loblieder ſingt. Maulwürfe und Ratten haben immer noch etwas für ſich, aber des Trägen beſter Platz wäre das Grab; aber auch dort nützt ſein Leib nichts, und ſeine Seele der Hölle noch weniger. Freſſer, Säufer und Faullenzer ſind Drillingsbrüder ſchlimmſter Art; das Gras wächſt unter ihren Füßen, und wollen ſich nur vom Schweiß der Fleißigen nähren.

Wer alſo ſeine Zeit und Kräfte mißachtet, bietet ſich dem Teufel als eine Zielſcheibe dar, welcher ſeit alten Zeiten ein guter Jäger iſt, und mit ſeinem vergifteten Geſchoß wird er die Trägen bald zu Tode kitzeln, denn der Träge verſucht den Teufel zu verſuchen. Wer ſpielt, ſtatt zu arbeiten, hat einen böſen Geiſt als Spießgeſellen bei ſich; und wer weder arbeitet noch ſpielt, der iſt eine Werkſtatt des Teufels ſelbſt. Denn, wenn der Teufel auf ſeinen Streifzügen einen Trägen findet, dem giebt er gleich Werkzeug in die Hand, treibt ihn zur Arbeit, und giebt ihm auch unfehlbar des Teufels Lohn: „Den Tod als Sold der Sünde." Trägheit ſendet dann den Bettler aus; iſt kurz eine Wurzel alles Uebels. Der Träge hat nur einen Magen und ein Maul zum Eſſen und zum Trinken, aber nicht zum Arbeiten. Der Träge tödtet Weib und Kinder, er iſt ein Mörder.

Wenn der Fleißige eine Stunde im Schatten raſtet, ſo iſt ihm das nach Leib und Seele eine Erholung. Aber ſolchen Genuß kennt der Träge gar nicht. Aus dem Trägen bereitet ſich der Teufel ſeine Werkzeuge jeglicher Art und Standes, vom Bettler bis zum Fürſten hinauf. Man muß den Wolf tödten, wenn er noch klein oder in der Falle iſt. Wohl zeigt ſich auch das Unkraut in guten Kindern, denn wo wird ein Reiner von Unreinen geboren? „Eine wilde Gans legt nie ein zahmes Ei." Erziehen wir aber die Kinder mit Gebet und gutem Beiſpiel, ſo werden ſie den Bienen gleich werden und nicht den Drohnen.

Es wird heut zu Tage viel geklagt über Arbeitgeber. Dieſe Herren ſind freilich keine Engel; aber ſind's denn die Arbeiter? Und ſind vielleicht die Trägen die beſten und verträglichſten Menſchen? Sie ſprechen gegenwärtig viel von ihren Rechten, ſie würden ſich beſſer an ihr Unrecht und ihre Trägheit erinnern. Die Herren Trinker und Siebenſchläfer ruiniren ihren eigenen Garten-Zaun. Sie wollen den Braten genießen, bevor ſie das Wild gefangen haben. Wundere mich oft, daß die Arbeitgeber ſo viele Katzen haben, welche doch keine Mäuſe fangen. 'Lebe und laß leben,' wohl, aber den Trägen gilt das nicht; „denn wer nicht will arbeiten, der ſoll auch nicht eſſen," ſagt Gottes Wort.

Auch die ſogenannte „höhere Klaſſe" giebt ihren Untergebenen oft das ſchmachvollſte Exempel. Denn manche der „Großen Leute" ſind gerade ſo träg und faul als reich, und oft noch darüber hinaus. So leſen manche „frommen Leute" eine Predigt, ſtatt daß ſie gehen, um eine zu hören; oder wenn ſie noch träger ſein wollen, laſſen ſie eine vorleſen. Und Mancher predigt oder lieſt eines Anderen Predigt, ſtatt ſelber zu denken, oder friſch von der Leber weg zu ſprechen. Und wieder Andere wiſſen weiter nichts zu thun, als ſich zu putzen, zu promeniren und des lieben Gottes Zeit todt zu ſchlagen. Auch ſagt man, je höher ein Affe klettere, deſto mehr ſehe man ſeinen Schwanz; und je größer jene Leute werden, deſto mehr wird ihre Trägheit bemerkbar, und deſto mehr ſollten ſie ſich auch ſchämen. Ich bedaure dieſe Sommer-Vögel, welche nur in feinen Manieren dreſſirt werden, um dann ihre Lebenszeit in einem dolce far niente zuzubringen.

Man redet im Allgemeinen in dieſer Welt viel zu viel. Das ging ſchon Eva ſo; denn ſie ſchwatzte aus der Schule, als ſie mit der Schlange anband. Die Fortſetzung findet ſich heute noch bei den „Strikern" und Arbeitern, die da zuſammenſtehen und ſchwatzen, ſobald ihr Herr das Auge von ihnen wendet. Und wenn die Chriſten ihre Arme und Füße an ihrer Arbeit mehr gebrauchten, und ihre Zunge mehr ruhen ließen, ſo würde auch beſſer von der Religion geſprochen. Des Schwätzers Garten hat ſicherlich am meiſten Unkraut, und darnach wird's auch in ſeinem Haus und Herzen ausſehen. Einem zehnjährigen Knaben und Mädchen kann man dies wohl ſagen, aber bei den Sechzigjährigen kommt man nicht mehr zu Worten. Sonderbar, daß doch in jedem Garten ein Dornbuſch ſteht, ſogar hin und wieder zwei!

Darum ſollten die Gläubigen fleißige Leute ſein, und je beſſer die Religion, deſto fleißiger und freigebiger werden auch deren Bekenner ſein. Jeſus war ein fleißiger Arbeiter, und auch ſeine Jünger waren keine verweichlichten Fiſcher. Daß Prediger mit einem Stock einen Ball ſchlagen, auf die Jagd gehen und mit gekreuzten Armen, dampfend ſpazieren fahren, urſacht blos in der Trägheit. Jeſus hat in nichts Derartigem uns ein Vorbild gelaſſen! — Die trägſten Soldaten erzählen nachher gewöhnlich ihre größten Heldenthaten, und manches Gemeindelied verräth dieſelbe Sprache. Wenn

Paulus pflanzt und Apollo begießt, so giebt Gott das Gedeihen dazu, und nur stolze und träge Leute schreiben sich den Erfolg zu, der doch allein Gott zukommt.

Doch will ich hier des Trägen Ohren gehen lassen, und nicht länger auf seine Hühneraugen treten. Leider wird ja auch wohl mancher dürre Baum zum Ueberfluß bewässert. Axt und Feuer wird das Nächste sein. Für diesmal genug. „Seid nicht träge, was ihr thun sollt."

In eines großen Königs Armen.

Für Haus und Herd bearbeitet von Henricus.

XVI. Scheiden und Wiederfinden.

Schluß.

Nicht immerdar umstrahlte des Friedens mildes Licht sie, die in jenen festlichen Tagen den Segen der Freundlichkeit empfangen, — nicht immerdar sprach Freude aus ihren Augen und von ihren Lippen, wie zur Zeit ihrer Heimkehr von der Stätte, da sie so Großes gesehen und erlebt.

Wachsen in stetem Kämpfen und Ringen, — das ist in allen Zeiten das Loos derer, die an der Hand der ewigen Liebe hinstreben zur Seligkeit.

Nicht steter Sonnenschein ziemet den Pflanzen des himmlischen Gärtners, und wahrlich, dunkle, bange, friedlose Tage waren jene, da von Jerusalem her die Schreckenskunde sich verbreitete, daß Jesus von Nazareth, der gehoffte Messias des geknechteten Gottes-Volkes, der einige Sohn des Allmächtigen, wie er selbst sich oft genannt, gestorben sei den Tod der Missethäter, — den schrecklichen schmachvollen am Kreuze auf Golgatha's Hügel.

Und wiederum zog Pygmalion von Tyrus mit den Seinen und mit der Familie Jonathans hinauf zum Zionsberge.

Da vernahmen sie noch auf dem Wege die wunderbare Kunde, daß Jesus auferstanden sei von den Todten, — da trat er, der Gekreuzigte, bei verschlossenen Thüren hinein zu der Schar derer, die ihn liebten, und mit leuchtendem Antlitz breitete er segnend die durchbohrten Hände über sie.

Und als der Himmel nach vierzig Tagen seinen Herrn wiederum aufgenommen, als danach der schöne Tag der Pfingsten erfüllet ward, und des heiligen Geistes Feuerzungen die Häupter der Jünger umlodert — da brach mit hellem Glanze die Sonne der Freude, das Himmelslicht des Friedens wieder durch des Zweifels bange Nacht, — da wandelten sich die einfältigen, verzagenden Fischerknechte Galiläas, deren Augen und Ohren gehalten gewesen, daß auch sie, die Auserwählten, nicht völlig verstanden die große Liebesthat des Herrn, dem sie nachgefolgt, — da wandelten sie sich in gottbegnadigte, wunderwirkende Apostel Jesu Christi! — Und das Wort vom Kreuze, es drang unaufhaltsam, segenbringend gleich dem warmen Winde des Frühlings, auch durch die Länder der Heiden, auch zu den Städten am Meere, den großen, — Tyrus und Zidon. *). —

Offen und frei bekannte Pygmalion, „der Königliche", seinen Glauben an Christum, den Gekreuzigten. Offen und frei folgen seinem Beispiele viele Arme der Stadt, heimlich erst manche der Reichen.

Geleitet von der treuen Thimna, welche durch Jesu Wort von ihrer Krankheit genesen war, betrat Ada, des Oberpriesters Tochter, in stillen Abendstunden den Garten Pygmalions. Sie war das Weib eines stolzen Tyrers geworden, aber hart hielt der Mann die bald verblühte, kinderlose, — arm und unglücklich war sie inmitten prunkenden Reichthums, bis Hera ihr den Weg wies zu ihm, der die Mühseligen und Beladenen gerufen.

O, wohl mochte Pygmalions Tochter Andere bitten: „Gehet hin zur Freundlichkeit", — war nicht seit jener Nacht im Walde jede Stunde ihres eigenen Lebens ein gesegnetes Hingehen zu ihm, dem Heilande? — — Und erfuhr sie nicht an ihrem eigenen Herzen, wie der Gottessohn, ob er gleich nimmer auf Erden wandele, doch noch allezeit mächtig sei und willens, mit milder Hand „zu heilen die zerbrochenen Herzen, zu trösten die Betrübten!?"

Nicht zertrümmert und verworfen hatte Jesus die heiße Liebe, welche Hera's Seele erfüllt, doch die Segensmacht der ewigen Liebe, die liebend verblutet am Kreuzesstamm, sie reinigte und verklärte jene irdische Liebe — zu friedvollem, beglückendem Lichte wurde, was vorher eine wilde, verzehrende Flamme gewesen.

Die segnende, helfende Jesus-Hand war es, die Hera aufrecht hielt in der Stunde, da Helios, der Grieche, das Schiff bestieg, welches ihn hintragen sollte zum fernen Strande seiner Heimath.

Ja, Er war es, der Heiland, Er allein, der der Jungfrau Herze nun fröhlich gemacht und stille, — allezeit bereit zu sagen: „Dein Wille, Herr, geschehe."

* * *

„Zieh' hin gen Hellas, mein Sohn! freue dich der Schönheiten deines Vaterlandes, freue dich deiner Jugend, freue dich deiner Freiheit! Und wenn du je zurückkehren willst nach Tyrus, so soll mein Herz dir offen stehen, mein Haus dir eine Heimath bieten!"

Also hatte Pygmalion gesprochen zu Helios, den er lieber und lieber gewonnen in dieser letzten bewegten Zeit.

„Nun kann ich Sklavenarbeit thun und dennoch glücklich sein," rief der Jüngling an jenem Morgen im Walde, da die Worte Jesu Christi so allgewaltig noch durch seinen Sinn zogen. Aber nach Pygmalions Willen fielen auf Heras Bitte auch die Ketten äußerer Knechtschaft von des jungen Griechen edlen Gliedern, — „vom Glücke der Freiheit umfangen" stand Helios, und all die großen, wunderbaren Dinge, die er schaute und erlebte, sie erstickten nimmer den Ruf: „Adon, ich bin ein Grieche!"

Langsam nur keimte die göttliche Saat — schlummernd ruhten viele Gaben der Freundlichkeit in des Jünglings ahnender Seele. Gottgesandte Schicksalsfügungen mochten dereinst wohl sie wecken.

Nun aber rüstete sich Helios zur Meerfahrt, nun zählete er Tage und Stunden, die Zeit der Reise ersehnend. — Pygmalions Hand versorgte den jungen

*) Daß in Tyrus und Zidon frühzeitig Christengemeinden entstanden, beweist die Thatsache, daß der Apostel Paulus auf seiner Durchreise in Zidon christliche Freunde gefunden.

Griechen mit reichem Gut; nicht wie ein Bettler sollte er das Land seiner Väter betreten.

„Willst du mir denn durch eigenwilligen, selbstsüchtigen Stolz die größeste Freude rauben, die mir fortan mein Reichthum gewähret?“ so fragte er vorwurfsvoll, als Helios mit glühendem Antlitz sich weigerte, das gebotene Gold zu nehmen; als er feurig ausrief: „Unter Griechenlands Sonne will ich durch eigene Kraft mir schaffen, was ich bedarf, und schaffend stolz und glücklich sein!“

Da besiegte der Jüngling seinen eigenen Willen, sich dem Pygmalions fügend. Und führwahr, der Grieche, er war kein undankbarer Empfänger der Wohlthaten seines früheren Herrn! Und als der Augenblick erschienen, wo Helios dem phönizischen Strande, den er so leidenschaftlich verabscheut, enteilen durfte, als er hinabsah vom Rande des Schiffes auf Jonathan und Rebekka, die mit ihren Kindern aus dem Walde gekommen waren, dem Scheidenden noch einmal Lebewohl zu sagen, als er hinblickte auf Pygmalion und den innigen Segenswunsch vernahm, den ihm der Kaufmann zurief, als er die Augen ruhen ließ auf Hera, der Jungfrau, welche neben dem Vater stand und die weiße Hand hob zum letzten, letzten Gruße — da durchzuckte ein scharfes Weh, ein Weh, das er selbst wohl nicht völlig zu deuten wußte, das Herz des Jünglings, und in seinen blitzenden Augen erglänzte eine Thräne.

Und dennoch lief das Schiff Pygmalions nach langer Fahrt wieder ein in den Hafen von Tyrus ohne Helios den Griechen . . . . . Er war davongeflogen gleich dem Vogel der Freiheit, den er einstmals beneidet — er war davongeflogen, — auf Nimmerwiederkehr?

Und der phönizische Schiffsführer brachte diese Kunde von Helios: Daß der Grieche glücklich sei im Vaterlande, daß er Verwandte gefunden, daß er sich seiner Freiheit freue, und folgende Botschaft sende:

‘Sage Pygmalion und seiner Tochter, daß ich nimmermehr vergesse, was sie mir gethan, sage ihnen, daß ich gedacht, zurückzukehren gen Tyrus mit diesem Schiffe, und daß ich eines Tages zurückkehren *will*, — doch nicht so bald schon. Denn sieh’ — das sage ihnen: Helios hat seine Heimath gefunden und liebe Menschen, die ihm blutsverwandt, Menschen, die seiner Sorge und Liebe bedürfen! — Wir werden uns wiedersehen, doch noch nicht.’

* * *

Das Meer, das strahlende, tiefblaue Mittelmeer, es singet sein ewig junges, sein uraltes Lied — es singet immerfort, durch Jahrhunderte und Jahrtausende, — es singet heute wie an jenem Tage, da Helios, der Sklave, und Hera, Pygmalions goldhaariges Kind auf der Klippe am Strande weilten. O dieser beglückende, beruhigende Sang von Friede und Freude und kommender, seliger Zeit — wie wecket er so wundersam Erinnerung und Hoffnung in den Herzen der Menschen, die ihm lauschen!

Brausende Sturmnacht und stille, sonnige Tage, — dunkle Tage voller Schmerz und Verzweiflung und Sehnen, und lichte Tage voller Frieden und Glück, sie liegen zwischen dem damals und dem heute, — wahrlich, eine gesegnete Zeit!

Was sagen die wallenden Wellen und Wogen dem Manne, der vom Haupte jenes griechischen Schiffes, das sich der Küste von Tyrus nähert, hinabschaut zu ihnen? — Was singen sie ihm, daß sein Mund lächelt, sein Auge freudig blitzt? . . . . . .

Helios, der freie Grieche, er lauschet dem Liede der Wogen, die ihn hintragen zu dem Strande, den der gefangene Jüngling einst gehaßt und verflucht, — zu dem Strande, den er inmitten seiner schönen Heimath nimmermehr vergessen konnte!

An den weißen, starrenden Klippen haftet Helios’ Blick und er gedenket der Stunden, da er dort oben geweilt, in düstrer Verzweiflung hinblickend auf das blaue Meer zu seinen Füßen — „das Meer, das ihm alles geraubt.“

Und weiter schaut das Auge seines Geistes; hinter dem felsigen Vorgebirge gewahrt er den Wald, sieht er wiederum hinein in das Land der Galiläer, in das Land, darinnen ihm von göttlicher Hand der Weg gewiesen worden zu der „wahrhaftigen Freiheit der Kinder Gottes.“ Das Land, darinnen ihm das Licht aufgegangen, das fortan, stets wachsend und zunehmend, mit hellem Scheine jeden Tag seines Lebens durchleuchtet, — darinnen er den frohen, festen Glauben gefunden, daß nicht der launische, wilde Wind der Menschen Schicksal treibe und regiere, sondern daß über ihnen wache ein liebender Vater und mit Gedanken des Friedens sie leite, daß Er, dessen Name Kraft, Held, Friedefürst ist, den Kriegern seines ewigen Königreiches allezeit zur Seite stehe, mit der Macht, die das Böse überwindet!

Ja, — solches sind die Gaben, welche Helios aus der Hand der Freundlichkeit empfangen und wahrlich, — er hat sie behalten! Nicht auf dornigen Boden, oder steiniges Erdreich war die himmlische Saat gefallen, — fürwahr, ein freier Mann ist er, der jetzt zurückkehret zu der Küste, da er einst unter der Last doppelter Knechtschaft geseufzt!

Und Helios lauschet der Melodie des Meeres, der beruhigenden, beglückenden, — er lauschet dem Sang von Friede und Freude und kommender, seliger Zeit — — wie wecket er so wundersam Erinnerung und Hoffnung in den Herzen der Menschen!

Jetzt ist das Schiff im Hafen; die schweren Ankersteine dannen es zur Stelle, und eine hellbewimpelte Barke trägt in schnellem Flug den ungeduldigsten aller Reisenden zum Lande. Bald auch hat er erfahren, daß Pygmalion und Hera nicht in der Stadt weilen, und wenige Zeit später steht Helios vor dem Landhause des Kaufmanns.

Da öffnet sich die Pforte, — Kinderhände sind’s, die sie bewegt, und Kinder, braune, schwarzlockige Kinder von Tyrus, drängen sich hinaus in’s Freie. Wie freudig strahlen die kleinen Gesichter, wie hell erklingen die frohen Kinderstimmen!

„Hera, Hera —“ tönt es immer wieder aus dem lieblichen Wirrwarr. Doch sieh — der Fremde dort!

Nun wandelt sich das jubelnde Geplauder schnell in leises, eifriges Flüstern, und neugierigen Blickes trippelt die kleine Schaar an Helios vorüber. Nur einer, ein schöner, kecker Knabe bleibt stehen vor dem Griechen und schaut mit großen, dunklen Augen zu ihm auf.

„Fremder Mann, willst du auch zu Hera gehen?“ fragt er muthig.

Helios lächelt. „Wohl will ich’s; und du — kommst du von ihr?“

„Ja, und ich habe ihr all’ meine schönen Palmbüschel gebracht! Hio — sie hat sich so sehr gefreut!“ Und jauchzend schlägt der Kleine die Händchen zusammen.

Im nächsten Augenblick aber spricht er mit ernster Miene stolz und gerichtet: „Hera sagt, wenn meine Palmen so leise rauschen, dann könnten sie ihr viel singen und erzählen, und sie will sie immer behalten, nie, nie fortwerfen!“

„Unsere Blumen behält sie aber auch, und sie können ebenso gut mit ihr sprechen!“ ruft eins der anderen Kinder, welche neugierig nun zurückgekehrt, sich um den Fremden und ihren kecken kleinen Genossen versammelt haben.

„So ſchenktet ihr Hera Blumen?“

„O, viele ſchöne Blumen! Roſen und Veilchen, weiße und blaue, und Lilien, alle Lilien aus meinem Garten — die hat ſie lieb!“

„Warum denn bringt ihr Hera ſo viel Schönes? Warum thut ihr s? —“

Da ſchauen die Kinder einander an und wie erſtaunt ob ſolcher Frage, dann wiederum auf zu Helios. Flüſtern und leiſes Gekicher geht durch die bewegliche Schaar, und der kleine braune Palmenbringer ruft mit zornig blitzenden Augen: „O fremder Mann, du biſt dumm!“

Ein Wirrwarr eifriger Stimmen umſchwirrt nun den Griechen. Einzelnes nur vermag er deutlich zu verſtehen.

„Als ich krank war, iſt ſie jeden Tag gekommen und ſie gab mir weißen Saft und Früchte, und wenn ſie mit mir betete, dann that mir die Stirne gar nicht weh!“

„Sie hat die böſen Männer fortgeſchickt, die meine Mutter immer weinen machten!“

„Und bei meinem Brüderlein, das geſtorben iſt, ſang ſie alle Abend, bis es gar nimmer jammerte und einſchlief.“

„Sie ging auch zu Vater und half ſeinem zerbrochenen Bein, und wenn ſie dageweſen, dann war er freundlich mit uns und er ſang, als wäre er wieder draußen im hübſchen Schiffe.“

„Und von dem lieben Himmelskönig und den Englein erzählt ſie uns!“

„Ja, ſie betet mit uns, und wir dürfen in ihrem großen Garten ſpielen und Trauben eſſen und Aepfel!“

„O, ſie iſt ſo gut und ſo ſchön!“

„Morgen bringen wir ihr wieder Blumen!“

„Und Muſcheln —“

„Ja Muſcheln!“

„Und ich fange einen großen Fiſch für ſie!“

Der Knabe ruft's, der zuerſt mit Helios geredet. Trotzig herausfordernd blickt er den Fremden an. Dieſer aber fährt ihm lächelnd über die glühenden Wangen.

„Thu's, — ja thu's! Bringet Hera, was immer Schönes ihr habt! — Doch jetzt laßt mich durch, daß auch ich zu ihr komme!“

„Du darfſt aber nicht ſogleich zu ihr gehen! Erſt mußt du Mirjam fragen oder Thimna,“ mahnt vorſorglich eins der älteren Mädchen.

„Mirjam? —“

„Ja, Mirjam vom Walde.“

„Des Galiläers Kind unter Pygmalions Dache —“ murmelt Helios verwundert, als er, von den Kleinen immer noch umringt, die Stufen hinaufſchreitet. „Wo iſt Hera?“ fragt er noch einmal innehaltend.

„In der ſchönen Halle, nahe bei dem luſtigen Brunnen!“ künden ihm viel helle Stimmen.

„Und Pygmalion?“

„O weißt du's nicht? Er geht ja Abends immer in den großen Saal, in dem die Leute ſingen und von Jeſu hören!“

„Mein Vater iſt auch da.“

„Ja, und meine Mutter und Arvadi auch!“

„Wenn ich gut bin, darf ich bald mit hineingehen, Hera hat es geſagt!“

So klingt's eifrig durcheinander, dem Griechen zur Antwort, der raſch nun die Pforte öffnet und im Hauſe Pygmalions bald den Blicken der fröhlichen Schaar entſchwindet.

Kein Thürhüter, kein einziger Diener weilt in der Vorhalle, und nicht harret Helios, noch ſuchet er Mirjam oder Thimna, wie ihm das tyriſche Mägdlein es anbefohlen. Nein, zum Eingange des Hofes eilet er mit ſchnellen Schritten.

Unverändert iſt alles — ſchön und lieblich wie vor Jahren, da Hera und Helios hier als glückliche, ſorgloſe Kinder geſpielt, — nur ſo ſtill, ſo ſeltſam ſtill! Nichts von dem geſchäftigen Getriebe, das früher hier geherrſcht, — keine haſtigen, ſchaffenden Sklaven, kein Befehlen, Rufen und Rennen!

Aus den Fenſtern des weiten Saalraumes ſchweben feierliche Pſalmenklänge hin durch die weiche, balſamiſche Abendluft. Leiſe nur rauſchet der nimmer müde Springquell, ſüß duften die Roſen, weiß und roth — und ſieh — dort in der Säulenhalle, da küſſet der letzte, goldene Sonnenſtrahl die lieblichſte, die ſüßeſte aller Blüthen, die Pygmalions Garten umhegt —: dort ruhet Hera ſo bleich und ſo ſtill!

Ja, bleich — gleich den Lilien auf ihrem Schooße.

Des Haares lichtgoldige Wellen, dem verhüllenden Schleier enteilend, ſie umfließen ein ſchmales ſtilles Antlitz, aus dem die wunderſam tiefblauen Augen ſtrahlen wie ein Himmelsgruß.

An der Halle anderem Ende aber ſteht Helios, der Grieche. Regungslos ſteht er und ſchwer athmend; ſchweigend, mit großen, dürſtenden Augen ſchaut er hinüber. — Und in der kurzen, flüchtigen Spanne Zeit, da löſt ſich ihm das Räthſel der eignen Seele, — da kommt es über ihn mit Himmelsklarheit: — das Verſtändniß deſſen, das ſo allgewaltig ihn fortgetrieben aus dem wiedergefundenen Vaterlande, das ihn zurückgeführt zu der einſt verhaßten Stätte ſeiner Knechtſchaft. — Ja — nun weiß, nun verſteht er alles!

Hera hat ihn bemerkt und ruft: „Helios!“ Und er kniet neben ihr und hält ihre zarte Hand.

Es iſt Abend.

Feierliche Pſalmenklänge entſchweben dem weiten Saalraum, Hera und Helios umrauſchend. Dort drinnen preiſen die erſten Chriſten von Tyrus den Herrn, der zu Kindern des Lichts ſie gemacht.

„Horch, Helios, der Fackelgeſang“*) ſagt Hera, ſich emporrichtend.

Gedämpft doch deutlich vernehmbar klingt das Abendlied herüber:

„Heiteres Licht der heiligen Herrlichkeit
Des ewigen Vaters, Jeſus Chriſtus,
Wir kommen beim Untergang der Sonne
Und bei dem Lichte des Abends
Und preiſen den Vater und den Sohn
Und den heiligen Geiſt Gottes.
Du biſt würdig zu allen Zeiten
Geprieſen zu werden mit heiligen Stimmen,
Sohn Gottes, der du das Leben giebſt,
Darum rühmet dich die Welt.“

Und die Jungfrau blickt auf in ſeliger Freude, ſie weiſet gen Himmel und flüſtert: „O Helios — wie hat er uns ſo lieb!“

XVII. Im Frieden — zufrieden.

Das ſind der Seele Sonnentage,
Da dieſer Worte Melodei erklingt:
Im Frieden — zufrieden.

Der Seele Sonnentage — o wahrlich, Helios und Hera durften ſie koſten! — Des Friedens mildes, erwärmendes Licht war ausgegoſſen über Pygmalions Haus und ſeine Bewohner, und der Liebe Wundermacht rief holde Blüthen der Freude.

Unter den Palmen des Hains ruhet Hera, Frieden im Herzen, umgeben von friedvollen, glücklichen Menſchen. In Helios Hand liegt die ihre, Helios Augen grüßen die ihren.

*) Bunſen, Analecta antenicaena III, S. 68. 69.

Und aus dem Walde kamen am Morgen Jonathan, sein Weib und die Kinder, sich des Wiedersehens mit Helios zu freuen.—Aeußerlich vielfach verändert, innerlich gewachsen, gestärkt und gereinigt, doch mit der vorigen, warmen, herzlichen Liebe, so traten die Galiläer dem Griechen entgegen, — mehr gebend, mehr findend, denn in früherer Zeit.

Nun weilen sie alle in froher Vereinigung hier unter den Palmen. Alle?— Nein, einer ist fern noch, einer fehlt — Pygmalion.

„Wo ist der Vater so gar lange? weißt du's Mirjam?" fragt Hera ihre liebliche Freundin und Pflegerin.

„Es ging ein Fremder zu ihm hinein, ich sah, daß er Schriften brachte, die er unter seinem Mantel verborgen."

„Sieh, Hera — dort kommt Pygmalion!" Joseph ruft's, und er eilet dem Nahenden entgegen.

Ja, das ist Pygmalion „der Königliche" — königlich fürwahr in Blick und Bewegung! — Das ist sein edles Antlitz, von tiefem Ernste überschattet, das sind seine Augen — nein — nimmer sind's jene unruhig angstvollen Augen, die suchend und sehnend so oft hinausgeschaut zum Sternenhimmel, seine Wunder und Geheimnisse zu ergründen!

Pygmalion von Tyrus, er hat ja gefunden, wonach seine Seele sich sehnte — in geheiligter Stunde hat er die Hand dessen ergriffen, der da Weg und Wahrheit und Leben ist, und er hat empfangen die Gottesgabe des Friedens, „der höher als alle Vernunft."

Ja — es ist Pygmalion und doch ist's ein anderer, er, der jetzt so freundlich lächelnd zu dem galiläischen Knaben spricht und schnelle seinem eifrigen Führer folgt unter die Palmen des Haines.

Wie liebevoll neigt sich der ernste Mann herab, sein schönes Kind zu küssen! Ein Schatten der Trauer umdunkelt seine Stirn, da er in das durchsichtig bleiche Antlitz schaut, — doch schnell wie er gekommen, weicht der Schatten vor des Friedens mildem Lichte, und mit heiterem Blick und wohlthuenden Worten grüßt Pygmalion die hier Vereinten.

„Warum kommst du so spät erst, mein Vater?" fragt Helios.

„Mein Vater —" immer nun nennet also der Grieche den edlen Mann, der Sohnesrechte ihm geschenket, mit Vaterliebe ihn umfangen.

„Wohl blieb ich lange, aber Herrliches auch bringe ich den Harrenden zum Lohne!"

„Gewiß sind's die Schriften, die Mirjam gesehen!"

„Mirjam? — Sie schaute, was der Fremde mir brachte? — Siehe da! Du unser lieber Hausgeist, allüberall geräuschlos waltend, — du hast mich verrathen?

Lächelnd droht Pygmalion dem tief erröthenden Mädchen. Doch freudig ernst fährt er dann fort, eine Pergamentrolle aus seines Mantels Falten ziehend. „Sehet hier die getreue Abschrift des Briefes, den Johannes, der Apostel, an alle Jünger Jesu Christi sendet.

„Das ist's, was mich aufhielt! Ich fing an zu lesen die Worte dessen, den der Herr liebte, und ich vermochte nicht, mich loszureißen, ehe ich bis zu dem letzten Amen gekommen. — Wahrlich, gottgesandte, heilige Schrift ist diese!"

„Laß uns hören, Vater, o laß uns hören!"

„Wohl, mein Sohn, gerne."

Und Pygmalion von Tyrus saß nieder im Kreise der Seinen, langsam den andächtig Lauschenden jenen wunderbar reichen Brief kündend, welchen Johannes, der Apostel, getrieben vom heiligen Geiste, an alle gläubigen Christen gesandt.

Heller Sonnenschein durchwogte die leise rauschenden Kronen der Palmen.

„So wir aber im Lichte wandeln, wie er im Lichte ist, so haben wir Gemeinschaft unter einander, und das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde,"

Das ist die frohe Botschaft, das ist die beseligende Wahrheit, die aller Herzen nun empfunden!

„Und das ist die Verheißung, die er uns verheißen hat: das ewige Leben."

„Das ewige Leben, — Helios, hörst du?" Glückstrahlend wendet Hera die Augen ihm zu.

Und weiter liest Pygmalion; er liest jene erhabenen Worte über die Liebe, welche der Liebe großer Apostel für alle Zeiten geschrieben.

„Geliebte, lasset uns einander lieben; denn die Liebe ist von Gott, und wer da liebet, der ist von Gott geboren und kennet Gott.

„Wer nicht liebet, der kennet Gott nicht; denn Gott ist die Liebe.

„Daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingeborenen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen."

„O mehr, Vater! lies uns mehr noch!"

Es schweigen die Vögel im Haine; weit öffnen des Grases vielfarbige Blumen die tiefen, duftenden Kelche, als ob auch sie, gleich den harrenden Menschen, einnehmen möchten die himmlische, beglückende Wahrheit: „Und wir haben geglaubt und erkannt die Liebe, die Gott zu uns hat. Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm.

„Darin ist die Liebe völlig bei uns, auf daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts; denn gleichwie er ist, so sind auch wir in dieser Welt.

„Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus, denn die Furcht hat Pein. Wer sich aber fürchtet, der ist nicht völlig in der Liebe.

„Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebet."

„Ja, wahrlich — er hat uns zuerst geliebet —" Die Schrift entgleitet Pygmalions Händen. Schweigend blickt er hinüber zu Hera, die so still und marmorbleich, aber so innig froh und friedvoll das goldhaarige Haupt an Helios Brust lehnt. — Und der Vater gedenket der Stunde, da die segnende Jesus-Hand sein Kind errettet und geheilt — er gedenket der Stunde, da Hera ihm wiedergeschenket und zugleich die Thore zu seligem Christenleben, sich ihm, dem Suchenden, geöffnet. — „Ja, wahrlich — Er hat uns zuerst geliebet."

Und weiter, — weiter! Wort für Wort, bis zu der letzten ernsten Mahnung: „Kindlein, hütet euch vor den Abgöttern", bis zu dem letzten Amen — ja es geschehe. Amen!"

Stille ist's unter den Palmen, als Pygmalion geendet. Mit heiligem Schauer empfindet ein jeder der hier Vereinten des Heilandes Nahesein.

„Furcht ist nicht in der Liebe!" klingt es aus seinem Gottesmund. Und furchtlos, reich an Friede, reich an Freude, gestärkt für kommenden Leides Nacht — so verlassen sie, die diesen Jesus-Gruß in ihre Herzen aufgenommen, den stillen Hain, um in der allabendlichen Versammlung der Christen durch Liebeskraft mitzutheilen von dem Schatze, den sie empfangen.

* * *

Nun sind Hera und Helios allein, — allein und beisammen unter den rauschenden Palmen. Der Abendsonne Gold fluthet wie ein lichtes Meer zwischen den schlanken Stämmen—und Stille,—Feierstille ringsum!

Digitized by Google

Leiſe nur durchſchweben den Hain auf Windesflügeln einzelne Klänge von der verſammelten Chriſten Geſang.

„Macht es dich traurig, zurückzubleiben aus der Abendfeier? Du biſt ſo ſchweigſam, Hera?"

„Traurig? — o nein — die Freude nur, ſie ließ mich ſtumm ſein. Gott iſt ſo gut! — Und du, mein Helios — du bliebſt ja bei mir, du entbehreſt wieder der Verſammlung um meinetwillen —."

„O ſtill, — ſtill! Iſt denn das ein Opfer, was mich ſo glücklich macht? — Aber ich will bei dir bleiben! ich will's, alle Tage, allezeit, bis du wieder leichtfüßig biſt und geſund, wie vordem, und mit mir gehen magſt in der Gemeine dem Heilande ſingen und danken!"

Die Jungfrau ſah ihm ernſt in's glühende Antlitz; ſie ſchloß ſeine Rechte in ihre zarten Hände. „Helios, — nicht hier mehr, im Himmel erſt werde ich wieder ſingen."

„O ſprich nicht alſo, Hera — woher kommen dir Todesgedanken, jetzt, da der Herr uns ſo freundlich?"

„Sie kommen mir nicht jetzt erſt, ich weiß es ja längſt ſchon, daß ich heimgehen darf, — und du ſagſt es, der Herr iſt uns freundlich!

„Sieh, — lang ehe du wieder kamſt, habe ich es gefühlt. Gefühlt an des Fiebers verzehrender Gluth, die allabendlich mich ergreift und langſam, ſtetig meine Kräfte mindert, gefühlt, vor allem, an der ahnenden Freude, die Jeſus meiner Seele geſchenket, wenn ich der Himmelsheimath gedacht, die er mir erworben.

„O Helios, — Anfangs, als ich meiner Krankheit mir bewußt worden, da konnte ich nimmer völlig den Schmerz unterdrücken, daß ich nun ſcheiden ſollte, ohne dir je meiner Liebe reichen Schatz gewieſen zu haben. Ich wollte ja nicht empfangen, ich wollte nur geben, — geben!

„Ich ſehnte mich nach deiner Rückkehr mehr als recht wohl, und doch auch fürchtete ich ſie. Denn was konnte ich dir Liebes thun, jetzt, da du Freiheit und Heimath gefunden und weniger denn je meiner Liebe bedurfteſt?

„Der ſüße Friede, den mir die Jeſus-Hand gegeben, er drohte mir zu ſchwinden in ſolchem Wünſchen, ſolchem Ringen wider den Willen Gottes! — Und was mir die Seele bekümmerte, ich vermochte es keinem Menſchen zu ſagen — auch nicht dem Vater, ſo oft ich es immer verſucht. Aber Ihm, dem Heilande, brachte ich mein Leid, das wiedererwachte — ich war elend, — ja, ich war's! und ich ſchrie zum Herrn, mir zu helfen nach meinem Willen.

„Und ſieh, wie gnädig und barmherzig er iſt —: nicht wandte er zürnend ſich von mir — nein, er ſandte mir Ruhe, immer tiefere Ruhe, trotz meinem ſündigen Flehen! Am Ende lag ich ganz ſtille und ſagte immer nur das eine Wort: Jeſus!

„Seine Liebeshand hat mir geholfen! — Ich hatte mich hineingefunden, ja, ich hatte mich hineingefunden, daß ich dich hier auf Erden nimmer wiederſehen würde, dir nimmer zeigen dürfe, wie heiß ich dich liebe. Und ſtiller, froher ward ich mit jedem Tage, den Sinn erhebend zu dem ewig-ſchönen Leben, deſſen Verheißung wir empfangen.

„Dann — als ich alſo von Herzen Ja und Amen geſprochen zu dem guten Jeſu-Willen, — dann gab der Herr dich mir wieder, — nein, er gab mir mehr, denn je ich beſeſſen! Ich darf dir meine Liebe zeigen und darf die deine empfangen! — Du ſagſt es, — wahrlich, der Herr iſt uns freundlich! —"

Sie ſchwieg und barg ihr Haupt an Helios' Bruſt. Wunderſamen Glückes Schimmer lag über ihrem holden Antlitz.

„O Hera, Hera," ſagte Helios, „es kann ja nicht ſein — nein, es iſt nicht Gottes Wille! Und ich laſſe dich nicht — ich will es nicht glauben!"

„Helios —"

Er ſah ſie an mit heißem, leidvollem Blick.

Alles verſtand er — alles, was dies eine Wort ihm ſagen wollte, und er küßte die bebenden Lippen, denen es entflohen.

Dann ſprach er leiſe: „Du haſt recht — Jeſu Wille iſt der beſte. — Er iſt die Freundlichkeit! — Muß auch ich denn den harten Kampf kämpfen, den du durchſtritten, ſo will ich ſtets der Stunde gedenken, da Jeſus meiner ringenden Seele die Feſſeln gelöſt und mir die Augen öffnete für die herrliche Freiheit der Kinder Gottes — ja ich will's! — Doch Hera, ſieh, ich bin ſchwächer als du — o laß mich noch nicht allein, hilf mir!"

„Nicht ich, mein Helios — nicht ich! Sieh auf zu unſerem treuen Herrn — er ſtrecket ſeine durchbohrten Hände aus für dich wie für mich! — Sieh auf zu Jeſu — Furcht iſt nicht in der Liebe."

Ein langer Blick, ein Blick, der mehr ſagte denn tauſend Worte, war des Griechen ernſte Antwort.

Es gehet ein Rauſchen wie von Engelsflügeln durch den ſtillen Palmenhain, und ſie, die dort fern von der Abendfeier der Chriſten ihre Herzen zum Heiland nun erheben, — ſie ſpüren die freudige Wahrheit ſeines Verſprechens: „Wo zwei oder drei verſammelt ſind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen."

XVIII. In eines großen Königs Armen.

„Hera, ich möchte noch einmal wie in früherer Zeit mit dir am Meere ſein!"

So hatte Helios geſprochen und er ſelbſt dann die Jungfrau, die lächelnd eingewilligt, mit kraftvollen Armen hinaufgetragen den ſteilen Pfad zur Klippe am Strande. Nicht wollte er es leiden, daß andere Hände als die ſeinen der Geliebten ſolchen Dienſt erwieſen.

Und nun hatte er ſeine liebe Laſt ſanft gebettet auf der alten Stelle, da ſie ſo oft geruhet. „Wie in früherer Zeit" lag die ſchlanke, weiß umſchleierte Geſtalt auf dem Sandhügel, den die bunten Falten der koſtbaren Decke verhüllten. „Wie in früherer Zeit" ließ ſie die großen, ſtrahlenden Augen hinſchweifen über des weiten Meeres tiefblaue Fläche, hob ſie froh die Hände und rief mit ſilberheller Stimme:

„O ſchön — wunderbar ſchön!"

„Wie in früherer Zeit" — und doch wie anders, — wie ſo gar anders!

Nicht lehnte Helios, der Grieche, ſtumm und theilnahmlos an der Felswand, in wildem Schmerze lauſchend der Melodei des Meeres, „das alles ihm genommen."

Nicht verfolgte er mit heißen, dürſtenden Blicken den Vogel der Freiheit, den die regſamen Schwingen weit, weit hinwegtrugen von dem Strande, der dem Gefangenen verhaßt. — Nein, neben Hera weilet der Grieche, liebreich ſtützend die ſchnell Athmende umſchlingend, in bitterſüßer Wonne ſeine Augen ſenkend in die ihren, die Augen, die „wie das Meer" — ja wie ein Meer voller Liebe.

Und ſtille ward es auf der weißen Klippe am Strande. Die blauen Wellen, ſie ſingen ihr Lied, ihr beruhigendes, beglückendes. Hera und Helios lauſchen ihm ſchweigend, tief tauchend in die lichten Fluthen verklärter, gotteiniger Liebe.

„Helios, denkſt du noch des Tages, da ich dir hier meines Vaters ſeltſamen Traum erzählt?"

„Da Ethbaal von Tyrus kam und dich fortführen wollte? — Da ich dir zum erſtenmal redete, — ich wußte ſelbſt nicht warum — redete von meiner Kindheit,

meiner Heimath, meinem Sehnen? — O, wohl weiß ich's noch alles, ja, jedes Wort, auch den Traum noch, den du mir kündetest!"

„Und hat er sich nicht wundersam erfüllt, jener Traum, der meinem Vater wahrlich von Gott gesandt?"

Helios schaut fragend in der Jungfrau Antlitz; glänzenden Auges, mit leise bebender Stimme fährt sie fort: „Sieh — die Schlange kam, die mein Leben bedrohte — o, mehr wohl als mein kurzes Dasein auf Erden bedrohten Ethbaal und Mattan-Sydyk! — Sie waren blind und unglücklich.

„Ruhiger denke ich ihrer jetzt, seit der Vater mir sagte, daß Jesus Christus auch für die Feinde gebeten, und mich seine Liebe kosten ließ.

„Die Schlange kam in mein Leben — aber fürwahr, auch der Löwe, der gewaltige, rettende, er ist mir erschienen! Was immer mich bedrohte — es schwand vor seinem allmächtigen Blick!

„Und — — hier noch von sündiger Schwachheit gestöret, dort aber wahrhaftig, mit seligem Frieden werde ich ruhen in eines großen Königs Armen!"

Hera ruft's und deutet zum Himmel, wo goldene, rosige Wolken wunderbar wogen gleich fernen Lichtgefilden. Dann wendet sie sich zu ihm, der an ihrer Seite kniet.

„O Helios, — wie wenig wußten wir beide in früheren Tagen, was wahre Glückseligkeit sei! Wie hat uns der Heiland so viel geschenket! — Sieh, — oft kam mir ehemals die Frage: Was ist der Tod? — Was folgt dem letzten Herzschlag? — Und ich zitterte vor der Antwort, die ich nicht finden konnte. — Nun weiß ich die einzige Lösung, die mir zu wissen frommt. Das Wort ist's, das mich tröstet, wenn ich gedenke jenes großen, jüngsten Gerichtes, davon der Herr uns gesagt — das eine Wort: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt! — Jesus — Seine Liebe wird mich umfangen in alle Ewigkeit!

„Und Helios, nicht wahr, wenn der Heiland mich nun, rufet — du läßt mich ziehen, du läßt willig mich ziehen, du freuest dich mit mir, daß so balde schon ich ruhen darf in unseres großen Königs Armen?

Himmelsklarheit, Himmelsfreude leuchtet aus der Jungfrau holdem Antlitz, und Helios neiget sein Haupt zu dem ihren:

„Ja — Hera, ja! — gelobt sei Jesus Christus!"

* * *

Es fliehen die Stunden, — Stunden der Wonne, wie Stunden des Leides, — sie eilen dahin, unaufhaltsam, sammentragend für die Ewigkeit.

Mildes Mondlicht durchwoget die Halle am Springquell, Heras Lieblingsplatz, — und dort, unter Blumengewinden, welche weinende Kinder von Tyrus gebracht, ruhet die Jungfrau auf ihrem letzten Lager.

Liebkosend verklären die silbernen Strahlen das stille Haupt, darüber des Todes erstarrender Hauch nun geflogen.

Und vor dem Lager kniet Helios, der Grieche, — er weint, und seine heißen Thränen sinken auf Heras lilienweiße Hand. — Pygmalion, „der Königliche", aber stehet neben ihm, die ernsten Augen hingewandt zu ihr, die sein Herzenstrost gewesen — betend regen sich seine Lippen, und über seinen Zügen liegt ein wundersamer Schimmer, — ein Wiederschein des Friedens, der aus der Jungfrau stillem Antlitz leuchtet.

„Helios", spricht der Vater — „Helios, weine nicht mehr, mein Sohn! — Siehe — gesiegt hat der Löwe aus Judas Stamm, — der Tod ist machtlos über sie, die eingeschlafen im frohen Glauben an unsern Jesus, — eingeschlafen, wie ein müdes Kind auf der Schwelle des Vaterhauses.

„Ja, der Tod ist machtlos, gelobt sei Jesus Christ! — Wir werden Hera wiederfinden — er, der Urquell aller Wahrheit, ruft es mir zu! Wir werden sie wiederfinden bei ihm, dem jetzt wir sie übergeben, bei unserem treuen Herrn und Heilande — o wahrlich, in eines großen Königs Armen! —"

Da erhebt sich Helios, und Friede ruht auf seiner Stirn, als er Pygmalion nun anschaut.

„Ich weiß, mein Vater — ich weiß — die Liebe bleibt."

Und er neiget sich über die Todte und küsset ihren stummen Mund.

„Wiederfinden" klingt es leise wie Engelsgruß.

Ja — Wiederfinden — in eines großen Königs Armen!

Segen und Glück des Alters.

Für Haus und Herd von A. Gröbe.

Vor nichts graut den natürlichen Menschen oft mehr als vor dem Altwerden. Diese Wahrnehmung bereitet ihnen viele Sorge und Unruhe. Mit sichtbarem Schrecken begrüßen sie die Vorboten des zwar langsamen, aber sicher heranrückenden Alters. Jede Grabesblume, die sich auf ihrem Haupte entfaltet, jede Furche auf ihrem Angesicht ist ein Pfahl in ihrem Fleisch.

Manche versuchen mit allerlei Mittel gegen das Altwerden anzukämpfen, doch vergebliche Arbeit! Umsonst sind die Anstrengungen, den Stempel des Alters, den die Hand der Zeit den Menschenkindern im Vorübergehen aufdrückt, zu verwischen. Sind erst die Rosen der Jugend verblüht, dann kehren sie, laut Erfahrung, nie wieder. Wohl ist im Menschen ein unverwüstlicher Zug nach ewiger Jugend und jedes Herz hat gewisse Stunden, darinnen diese Sehnsucht unabweisbar hervortritt. Des Greisen Herz schlägt wärmer und schneller, wenn er an die goldenen Tage seiner Kindheit zurück denkt, und wer eben an den Grenzen des Alters herankommt und in's reifere Leben eintreten soll, kann sich eines gewissen wehmüthigen Gefühles nicht entwehren, als ginge das schöne, sonnige Jugendparadies für ihn verloren und möchte lieber hier still stehen bleiben, als sich weiter forttreiben lassen — vom Wellenspiel der Zeit; doch der Wunsch, jung zu bleiben, resp. jung zu erscheinen, wenn man doch bereits alt ist, zeigt sich uns oft in der widerlichsten Form, besonders da so Viele sich, wie es das tägliche Leben offenbart ihrer Jahre schämen.

Wenn die unbekehrten Menschen, denen der

Bauch, oder die Welt ihr höchstes Gut, ihr Gott ist, den Verlust der holden Jugendzeit bitter beklagen, weil sie für immer dahin ist, und ängstlich dem höheren Alter entgegensehen, so braucht uns dies nicht im Geringsten zu wundern, denn für solche kann die Zukunft, wenn sie nicht umkehren, nur Unheil in ihrem geheimnißvollen Schooße bergen; doch wenn selbst Bekenner des Christenthums — und es giebt deren Viele — in ihre Fußtapfen treten und mit fühlbarer Wehmuth rückwärts und vorwärts schauen und ihr Alter beklagen, so stellen sie sich auf die eine oder andere Weise ein testimonium paupertatis aus, denn irgendwo, sei es in ihrem natürlichen, sei es in ihrem geistlichen Leben, muß etwas verkehrt sein. Wohl bringt das Alter, dem wir alle entgegen gehen, mancherlei Gebrechen und Schwachheiten nach Leib und Seele mit sich, schützt nicht vor Thorheit, auch tritt es uns gewöhnlich nicht in schönster Form oder Gestalt vor die Augen und hat an und für sich allerdings oft wenig Anziehendes, besonders wenn die Jahre herbeikommen, wo man mit dem Prediger sagen muß, sie gefallen uns nicht, wo die Hüter im Hause zittern und sich krümmen die Starken und müssig stehen die Müller, weil ihrer so wenige geworden sind, und finster werden die Gesichter durch die Fenster.

Doch das Kind Gottes beklagt und fürchtet es deſſenungeachtet nicht. Freudig und getrost kann es demselben entgegenblicken, weil es innerlich jung ist und jung bleibt und die Schwelle des reiferen Lebens, die es von der trauten Jugendzeit trennt, überschreiten, in dem frohen Bewußtsein, daß wenn auch der äußere Mensch, unter den Stürmen der Zeit, abnimmt und allmählich verwest, der innere Geistesmensch doch täglich erneuert wird.

Wer im Dienste des Allerhöchsten steht, wer für Gott, für die heilige Sache des Herrn kämpft und arbeitet und seine Lebenskräfte für das Wohlergehen der Menschheit aufopfert, — wer in dieser selbstverleugnenden Arbeit alt und grau wird, der braucht sich gewiß seiner Jahre nicht zu schämen, ja, deſſen Silberlocken ſind, wie die Schrift sagt, eine Krone der Ehre, die auf dem Wege der Gerechtigkeit gewonnen wurde.

Alle Ehre vor einem alten, ergrauten Streiter des Herrn, der thätigen Antheil an der Aufbauung Zions nahm und dessen beste Kräfte im Dienste der Kirche verzehrt wurden, seine vielleicht allzu früh gebleichten Haare sind sein schönster Schmuck. Gerne, ja mit dem größten Vergnügen, wollen wir Jüngere zu seinen Füßen sitzen und von ihm lernen in aller Demuth und Bescheidenheit.

Anstatt also mit den Weltkindern das herannahende Alter zu fürchten oder zu beklagen, betrachtet der wahre Christ diese Lebensperiode vielmehr als eine beſondere Zeit des Segens und des Glücks, und dazu ist er gewiß, nach dem Zeugniß der Schrift, Erfahrung und Vernunft, berechtigt. Ist die Jugendzeit schön und lieblich, so ist doch das höhere, reifere Leben für den, der diese Zeit gut ausgekauft hat und dem Herrn angehört, ungleich schöner, wichtiger und nützlicher. Frei von manchen jugendlichen Thorheiten, Gelüsten, Schwachheiten und Versuchungen tritt der ältere Christ in der ihm von Gott vorgezeichneten Lebensstellung auf. Sein Blick ist freier, die Thatkraft größer, der Charakter fester, die Erfahrung reicher. Der Wankelmuth, die Gleichgültigkeit, der Stumpfsinn der Jugend ist dahin und alle seine Worte und Handlungen charakterisiren ihn als einen ernsten Bürger und Pilger Gottes. Sollte er die verblühten Rosen der Jugend beklagen? Nimmermehr.

Dies sind kindiſche Anschläge oder Anschauungen, die er schon längst, da er ein Mann ward, abgelegt hat. Das höhere oder reifere Lebensalter ist gerade die schönste und beste Zeit zur Arbeit, sei es in der Kirche oder außerhalb derselben, denn in diesem Lebensabschnitt erkennt man erst so recht den Ernst, die Wichtigkeit, den Werth und die Flucht der Zeit, was zum Erfolg nothwendig ist. Ja, das Leben ist ernst, und wir haben große, sittliche Aufgaben zu lösen. Knaben- und Jünglingskraft ist dazu noch zu ungeschickt — am Wollen mag's freilich nicht fehlen, wohl aber am Vollbringen. Die zu lösenden Lebensprobleme erfordern die Thatkraft eines Mannes. Je älter wir werden, je völliger wir die Aufgabe unseres Daseins erkannt und erfaßt haben, desto geschickter sind wir, derselben gerecht zu werden.

Schön ist es, von der Höhe des reiferen Lebensalters, als ein Kind des Allerhöchsten, zurückzuschauen auf das, was hinter uns liegt; auf die Wege des Friedens und der Gerechtigkeit, die wir gewandelt; auf die seligen Erfahrungen, die wir im Dienste unseres Gottes gemacht; auf die mancherlei Nöthen nach Leib und Seele, aus denen gerade das höhere Alter — der Herbst des Lebens — den der natürliche Mensch oft so sehr fürchtet und verabscheut, weil er sie unwillkürlich an ihr herannahendes Lebensende ermahnt, ist für das Kind Gottes die schönste und herrlichste Zeit. Der Frühling in seinem Blumenschmuck ist wohl schön, doch die Zeit der goldenen Früchte (der Herbst) ist schöner, ja am schönsten. Der Frühling ist trotz seiner Blüthenpracht — arm; die auf ihn gesetzten Hoffnungen werden hauptsächlich erst im Herbſte realisirt. Was man im Frühjahr säet, das erntet man zur Zeit der Ernte.

Schön, wirklich schön ist der Herbst des Lebens bei den wahren Kindern Gottes. Wie reich ist er bei ihnen an Früchten der Gerechtigkeit! Ihr vergangenes Leben war vielleicht reich an Thränensaat, doch nun kommen sie und bringen mit Freuden ihre Garben. Ein vielbewegtes Leben liegt hinter ihnen; doch nun nahe an den Grenzen der Ewigkeit stehend, schauen sie mit Moses auf Pisgah's Höhe in das gelobte Land des Geistes. Frohe himmlische Ahnungen und Hoffnungen erfüllen ihr Herz und mit Sehnsucht schauen sie nach Oben. Nur noch vielleicht ein paar mühevolle Wanderjahre in dieser Welt und dann öffnet sich ihnen des Himmelsthür; wie könnten sie dieser Zeit anders als erwartungsvoll entgegensehen?

Armselige Menschen oder Christen müssen es in der That sein, die sich fürchten alt zu werden, oder sich ihrer Jahre schämen. Sie bezeugen damit ihre geistliche Armuth und ihr verfehltes Leben, das nutzlos im Dienste der Sünde und der Eitel-

keit aufgeopfert wurde. Dieſe Klaſſe von Menſchen haben alle Urſache, ſich wegen des heranrückenden Alters zu fürchten und mit ſichtbarer Angſt und Schrecken der Zukunft entgegenzuſehen, denn unaufhaltſam, da ihnen der Halt in Gott fehlt, reißt ſie der Strom der Zeit dem ewigen Verderben entgegen.

Der wahre Chriſt bleibt jung, auch wenn der äußere Menſch abnimmt und unter der Laſt der Zeit alt wird. Das Innere und Hauptſächlichſte, was eigentlich zur wahren Kindheit gehört, bleibt doch ſein Eigenthum bei allen äußeren, wechſelnden Erſcheinungen. Alles, was die holde Kindheit ſo ſchön und reizend macht, finden wir bei ihm und ſpiegelt ſich in ſeinem ganzen Leben wieder.

Gott ſei Dank, es giebt glückliche Kinder, die tragen Furchen auf der Stirne und Silberlocken auf dem Haupte, und doch wohnt Kindesfriede in ihrem Herzen und blickt Kindesfreude aus ihren Augen — wer kennt nicht dieſe Gotteskinder? Ja, an ihnen wird die Schrift erfüllt: „Wenn ſie gleich alt werden, werden ſie doch fruchtbar und friſch ſein.“ Wie groß iſt nicht der Segen und wie hoch und köſtlich iſt nicht das Glück eines ſolchen Alters!

Mit Recht kann das Kind Gottes, ſelbſt auf der höchſten Lebenshöhe ſtehend, mit dem Dichter ausrufen:

„So bleib' ich jung; ſo ſprech ich zu den Jahren:
Fahrt hin! mich ſtreift nur euer Flügelſchwung;
Ein Jüngling bin ich noch in Silberhaaren,
Denn Gottes Gnade macht mich täglich jung.“

Was macht den Sonntagſchul-Lehrer erfolgreich?

Für Haus und Herd von E. A. Borchardt.

Bei Beantwortung dieſer Frage kann unmöglich allen Umſtänden, welche in dieſem oder jenem einzelnen Falle den Erfolg erzwingen helfen, Rechnung getragen werden, weil oft das, was ſich bei einem Lehrer erfolgreich erweiſt, bei einem andern, von gerade entgegengeſetzter Wirkung iſt. Wir wollen einige der weſentlichſten Bedingungen des Erfolgs hervorheben.

Die natürliche Fähigkeit zum Lehren. Das Lehren iſt nicht Jedermanns Ding. Wer Andere belehren will, muß ſelbſt gelernt haben. Er muß eine gute Erkenntniß haben von dem, was er lehren will, und er ſollte auch ſeine Schüler kennen. Er ſoll Kinder unterrichten, etwaige von ihnen als Wahrheit aufgefaßte Irrthümer berichtigen, vorhandene Neigung zu beſonderen Sünden ausjäten helfen und den Samen zur Wahrheit pflanzen. Das zu erreichen, bedarf er Klarheit des Verſtandes. Wie ein unbeholfener Gärtner die zarten Sprößlinge eher beſchädigt, als fördert, ſo wird auch der unfähige Lehrer eher hindernd, als fördernd auf die Kinder wirken. Wenn ein Lehrer einem leeren Hauſe gleicht, das keine Schätze in ſich birgt, ſo wird er ſicherlich nicht viel Schätzbares ſeinen Schülern mittheilen können. In der Sonntagſchule ſollten deshalb ſchon um des Erfolgs willen die beſten Kräfte angeſtellt werden.

Außer den Eltern hat Niemand auf das jugendliche Gemüth ſolchen Einfluß, als der Lehrer. Er theilt ſich den Kindern mit. Von dem Seinen nimmt er's und verkündigt's ihnen. Er bildet. Edle Lehrer ſind deshalb wahrlich groß. Wer dürfte ſich nicht rühmen, wenn er Schöpfer eines berühmten Gedichtes oder Denkmals wäre! Tauſendfach größer und bleibender aber iſt der Ruhm deſſen, der einen vollkommenen Menſchen, einen Chriſten bilden hilft. Dies aber erfordert Weisheit.

Zwar werden manche treue Arbeiter und Arbeiterinnen, welche von Hauſe aus nicht die beſte Gelegenheit zur Erwerbung von Kenntniſſen hatten und jetzt die Woche hindurch — ſei es auf dem Acker, in der Werkſtätte, im Laden oder in der Küche und Kinderſtube — im Schweiße ihres Angeſichts arbeiten, ausrufen: „Wer aber, der nicht fünf bis zehn Pfund empfangen hat, iſt dazu fähig?“ Verzage nicht. Auch ein Pfund darf nicht in das Schweißtuch gewickelt werden. Was an guter Schulbildung mangelt, kann oft durch Fleiß und Ausdauer nachgeholt werden. Die Lektion muß während der Woche durchgedacht und die Hülfsmittel (beſonders Haus und Herd) fleißig ſtudirt werden, dann wird der Geſichtskreis ſchon klarer und erweitert werden.

Die Tiefe wird ſich wie von ſelbſt erſchließen, das Band der Zunge wird ſich löſen und feſſelnde Illuſtrationen werden nicht fehlen. Es ſchlummert nämlich in jedem Menſchen eine Gabe, die nur geweckt, gepflegt und ausgebildet zu werden braucht. Wer viel lieſt, wird belesen; wer viel denkt, wird ein Denker; wer viel übt, wird geübt; wer alle Bedingungen des Erfolgs erfüllt, wird Erfolg haben.

Der Lehrer vergeſſe auch nicht, den Geiſt des Verſtändniſſes für ſich zu erflehen. Denn der Geiſt giebt Einſicht in's Wort, er erleuchtet und zündet. Wie das Licht die Nacht, ſo vertreibt das Verſtändniß die Unwiſſenheit. Hat ſich der Lehrer gut vorbe-

reitet, hat er alle ihm zu Gebot stehenden Hülfsmittel ausgebeutet, hat er brünstig um den Geist des Verständnisses gefleht, so wird beim Unterricht sein Auge gewiß nicht matt, seine ganze Haltung nicht so schlaff, seine Sprache nicht so gleichgültig sein. Geistreich, belebend, fast magisch wird er auf die jugendlichen Gemüther wirken und sie für Gotteswerk begeistern und mit sich fortreißen.

Er muß auch den innerlichen Zustand seiner Schüler in Erwägung ziehen. Während das empfindliche Kind mit größter Milde und Vorsicht behandelt werden will, muß das gleichgültige ernst und derb gehandhabt werden. Der rechte Lehrer wird übrigens in jedem Falle wissen, wie er das betreffende Kind zu behandeln hat.

Er muß versuchen, in die höchste Achtung der Schüler zu gelangen. Dies erreicht er unstreitig am besten, wenn er sich mit ihnen auf vertraulichen Fuß setzt und mit ihnen sympathisirt. Es liegt eine wunderbare Kraft in dem Vertraulichen. Daraus entspringt ja das lebendige Interesse für einander. Ein liebevoller Blick direkt in die Augen des Kindes gewinnt schon sein Herz. Wenn aber der Lehrer glaubt, es müsse zwischen ihm und den Schülern ein gewisser Abstand sein, so wird er von vornherein das Ziel verfehlen. Abstand erzeugt immer Kälte und Kälte wiederum Vorurtheil und dieses Gleichgültigkeit. Dadurch schneide sich der Lehrer schon einen der besten Pfade zum Erfolg ab. Aber der vertrauliche Verkehr des Lehrers mit den Schülern öffnet diesen das Herz, erwärmt es, und der Lehrer kann seine kostbaren Wahrheiten in's geschmolzene Herz senken. Und siehe, da ist Erfolg!

Er muß ferner ein Mann von unzweideutigem Wandel sein. Sein Wandel muß ein Wandel in der Wahrheit und nicht im Irrthum, ein Wandel im Glauben und nicht im Eigendünkel, ein Wandel im Licht und nicht in Finsterniß, ein Wandel im Geist und nicht nach dem Fleisch, ein Wandel in Gerechtigkeit und nicht in Ungerechtigkeit, kurz, ein untadelhafter sein. Das Leben darf nicht mit der Lehre in offenem Widerspruch stehen. Denn „wie man in den Wald hineinruft, so schallt es zurück." Kein von uns geäußertes Wort bleibt ohne Echo, und keine That ohne ihr Resultat. Wir können einfach nicht leben, ohne nicht auch zu beeinflussen. Es ist also Jeder schon durch seine Existenz Andern gegenüber verantwortlich gemacht (sofern er mit ihnen in Berührung kommt), wieviel mehr nun Lehrer. Daher muß er seine Worte, die ja in der Regel ein Spiegel des Herzens sind, wohl bewachen. Ein Wort kann, gleich einem reißenden Strome, segensreich, aber auch verheerend und verwüstend wirken. Wenn der Lehrer Lehre und Praxis verbindet, wird der Erfolg nicht fehlen. Ist Kraft in ihm, so wird sie wie ein elektrischer Strom auf den Schüler wirken, daß er nicht widerstehen kann und sich willenlos dem Lehrer ergiebt.

Ist der Lehrer mit Leib, Seele und Geist Gott ergeben, so wird der Geist Gottes ihn vor vielen Irrthümern bewahren und von einer Klarheit zur andern führen. Bei ihm werden sich dann die Früchte des Geistes: „Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Treue, Sanftmuth" kundgeben. Seine reinen Gedanken, seine edeln Triebe, sein unter allen Umständen passendes Wort, sein demüthiger Wandel, seine Liebe, die Alles verträgt, hofft und glaubt, die ihn befähigt zum Wachen, Ringen, Forschen — die führen ihn zum Erfolg. Um bleibend Gutes zu thun, muß der Lehrer selbst gut sein.

Das Geheimniß des Erfolgs ist die innere Wärme. Gaben, wenn noch so brillant, ersetzen die Wärme nicht. Die Worte mögen einfach und ungeschmückt sein, sind sie aber mit Geist begleitet, so zünden sie. Um ein Stück Eisen in ein brauchbares Werkzeug zu verwandeln, muß es zuerst im Schmelzofen glühend gemacht werden, gleicherweise wird der Mensch, wenn von dem Geiste Gottes entzündet, brauchbar in Gottes Hand.

Dem treuen Sonntagschul-Arbeiter kommt eine Zeit, wo er mit Freude auf die Ernte blicken kann. Es folgt, wenn nicht schon hier, in Ewigkeit ein schöner Gnadenlohn. Denn „die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz; und die, so Viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich."

Unsere Jugend und ihre Lektüre.

Für Haus und Herd von J. G. Schaal.

Wenn wir von unserer Jugend und ihrer Lektüre reden, so verstehen wir darunter meistens die Kinder deutscher Einwanderer, und den ihnen angemessenen deutschen Lesestoff. Daß diese Kinder eine eigene Klasse von jungen Leuten in diesem Lande bildet, bedarf keines weiteren Beweises. Obwohl sie ihre Heimath, Erziehung und religiöse Pflege in den Ver. Staaten empfingen, so haftet doch noch Manches an ihrer Denk- und Lebensweise, welches sie vom Yankee

unterſcheidet. Aber deſſenungeachtet ſind ſie doch auch keine Deutſche mehr, wie es ihre Väter und Großväter waren, die von Deutſchland nach dieſem Lande einwanderten. Sie bedienen ſich wohl noch mehr oder weniger der deutſchen Sprache, beſuchen mit Vorliebe unſere deutſchen Sonntagſchulen und Gottesdienſte und fühlen ſich unter Deutſch-Amerikanern zu Hauſe; ſind aber dabei doch durch Schule, Erziehung und ihre bürgerlichen Verhältniſſe vom amerikaniſchen Sinn und Geiſt ſo vollſtändig durchdrungen, daß ſie im beſten Sinne nur noch als Deutſch-Amerikaner bezeichnet werden können.

Sobald der Entſchluß bei einem Deutſchen reift, nach den Vereinigten Staaten auszuwandern, ſo geſchieht dieſes mit dem feſten Vorſatze, ſich daſelbſt heimathlich niederzulaſſen und Mitbürger dieſes Landes zu werden. Er entſagt dem alten Vaterlande und ſchwört dem neuen Treue. Er bietet Alles auf ſich den Verhältniſſen des Neuen anzupaſſen, indem er die Landesſprache erlernt, ſeine Verfaſſung ſtudirt und ſeine Kinder zum Unterricht in die Volksſchule ſendet. Obwohl er ſich theils nothgedrungen, theils aus Vorliebe noch der deutſchen Sprache am Familientiſche und im Hauſe Gottes bedient; ſo betrachtet er ſich doch mit den Seinen nie anders als Bürger der Vereinigten Staaten. Will er ſeine Kinder in der deutſchen Sprache unterrichtet haben, ſo geſchieht dies im Allgemeinen des Vortheils halber, welche dieſe dem Kinde in vieler Hinſicht als amerikaniſcher Bürger bietet.

Gehört dieſer Einwanderer einer Kirche an, in welcher lebendiges Chriſtenthum zu finden iſt, ſo möchte er, daß ſeine Kinder die deutſche Sprache beibehalten, um dadurch behülflich zu werden, die deutſchredenden Mitbürger für wahres Chriſtenthum zu gewinnen. Sonſt aber will er, daß ſeine Nachkommen nicht als ausländiſche Pflanzen erſcheinen ſollen, wie dieſes ausnahmsweiſe bei Manchen der Fall iſt, ſondern daß ſie durch Schule, Erziehung und geſellſchaftlichen Verkehr völlig eingebürgert und mit dem amerikaniſchen Weſen verwoben werden.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß dieſe Jugend bei alle dem, daß ſie der deutſchen Sprache noch einigermaßen mächtig ſein mag und ſich zur deutſchen Kirche hält, doch nicht mehr in dem Sinne Deutſch ſein kann, wie ihre eingewanderten Eltern. Nicht als ob ſie jede Eigenthümlichkeit des Deutſchthums völlig abgeſtreift hätte, im Gegentheil finden wir oft noch manche deutſche Sitte und Unſitte an ihrem Leben haften, trotz ihrer völligen Amerikaniſirung. Wenn aber ihr Leben und Charakter wohlgeartet iſt, ſo zeigt ſich bei ihnen die deutſche Sprache, das deutſche Gemüth, deutſcher Fleiß, deutſche Rechtſchaffenheit und Frömmigkeit mit der engliſchen Sprache, amerikaniſchem Freiheitsſinn und Takt wie in einem neuen Guſſe auf's Vortheilhafteſte verſchmolzen.

Dieſe Thatſache ſollte uns lehren, ſolche eigenthümliche Charaktere zu würdigen und für die richtige Herſtellung derſelben große Vorſicht und Gewiſſenhaftigkeit mit Gottes Hülfe zu gebrauchen. Ihre Stellung zum deutſchen Hauſe und zur deutſchen Gemeinde fordert vor Allem eine rechte Anerkennung und eine rechte Behandlung von Seiten der Eltern, Lehrer und Seelſorger.

Wir dürfen jedoch das Fehlſchlagen unſerer Erziehung nicht in jedem Falle der Kurzſichtigkeit der Eltern und einer mangelhaften Erziehung zur Laſt legen; da ja auch unſere Kinder ihr böſes, verdorbenes Herz beibehalten, bis es durch Gottes Gnade von Neuem geboren wird.

Das Wort Jugend, wenn daſſelbe gebraucht wird in Beziehung auf die Leſeluſt und den Leſeſtoff einer gewiſſen Altersklaſſe, läßt eine bedeutende Ausdehnung zu. Man verſteht im Allgemeinen darunter weder Kinder noch Greiſe. Jedoch mancher Greis findet noch Vergnügen an dem, was den Jüngling ergötzt, und manches Kind hat Verſtändniß für das, was der Greis mit Begierde lieſt. In Anbetracht deſſen verſtehen wir unter Jugend den Leſerkreis, bei welchem wir Reife des Verſtandes und Friſche des Geiſtes finden. Da ſich aber dieſe Merkmale meiſtens bei jüngeren Perſonen finden, ſo wird dieſe Klaſſe mit Recht als die Jugend bezeichnet. So lange dieſe nun unſere Gottesdienſte beſucht, unſere deutſchen Lieder mitſingt und ſich an unſerem Heerde heimathlich fühlt, dürfen und ſollen wir ſie als unſere Jugend bezeichnen. Daß ſie ſich außerhalb des Gotteshauſes der deutſchen Sprache oft nur nothgedrungen im Umgang mit andern Perſonen bedient, ſoll uns nicht irre machen, ſie als einen nützlichen Theil unſeres deutſch-amerikaniſchen Gemeindelebens zu betrachten.

Eine Jugend, die unter ſolchen eigenthümlichen und ſegensreichen Verhältniſſen aufgewachſen iſt, fühlt auch manche geiſtige Bedürfniſſe, welche bei weniger Bevorzugten nicht in dem Maße empfunden werden. Durch unſere Volksſchule und den Verkehr mit den Amerikanern, wurden ſie auf die Geſchichte und Bodengeſtaltung unſeres Landes aufmerkſam gemacht und durch ihre Eltern mehr oder weniger mit dem deutſchen Volk und ſeiner Heimath vertraut. Ihre religiöſe Erziehung führte ſie zur Kenntniß gewiſſer kirchlichen Perſonen und Zeitperioden hier zu Lande und Jenſeits des Meeres. Alle dieſe Umſtände tragen dazu bei in ihnen eine außerordentliche Leſeluſt zu erwecken.

Das Chriſtenthum an und für ſich trägt ſchon ohnehin nicht wenig bei, unter allen Klaſſen einen Sinn und ein Verlangen zu wecken mit eigenen Augen, die großen Heilswahrheiten des Wortes Gottes kennen zu lernen und die Geſchichte ſeiner Helden ſelber zu leſen. Schon die apoſtoliſche Kirche weckte durch die Schriften des alten Teſtaments, die Evangelien und die Epiſteln an die verſchiedenen Gemeinden einen Sinn für religiöſen Leſeſtoff. Und ſo arm übrigens die verſchiedenen Gemeinden Anfangs waren, wurden ſie doch ſchon frühe durch manche treffliche Schriften bereichert. Während der heidniſche Schriftſteller nur für die bevorzugte und höhere Klaſſe ſeines Volkes ſchrieb, wurden die Schriften der Apoſtel und Kirchenväter ſelbſt an Sklaven gerichtet und von dieſen geleſen.

Dieſes Verlangen nach religiöſer und wiſſenswürdiger Literatur wurde von jeher von der Kirche, mit wenig Ausnahme, geweckt und genährt. Die Reformation hat durch die Ueberſetzung der Bibel in die Volksſprache, der Leſeluſt unter den Proteſtanten noch einen weiteren und außerordentlichen

Vorschub geleistet, und jede neue Erweckung der Kirche hat dieselbe unter dem gemeinen Volke verschärft. Am allerdeutlichsten tritt dieses durch den Methodismus in England und Amerika zu Tage. Derselbe schuf eine neue religiöse Volksliteratur in der Gestalt von Traktaten und Jugendschriften, wie man sie vor dem nicht kannte. Und was der Methodismus für England und Amerika that, hat der Pietismus in großem Maße für Deutschland gethan.

Ursprünglich gehörte die volksthümliche Literatur dem Christenthum und der Reformation an, und noch heute trägt sie ihre schönsten Blüthen im Garten der Kirche. Aber auch die Welt, als solche, hat sich bemüht, hierin der Kirche nachzuahmen, und zwar oft mit der Absicht, das Evangelium und die Kirche zu bekämpfen. Es wird vornehmlich der Jugend alles mundgerecht gemacht. Das Beste und das Schlechteste, was der Menschengeist geleistet und geliefert hat, wird in volksthümlicher Weise feil geboten. In Anbetracht all dieser Thatsachen, wirft sich die Frage mit Recht auf: Was soll die Lektüre unserer Jugend bilden?

Unter Lektüre verstehen wir gewöhnlich den unterhaltenden Lesestoff, womit die Mußestunden zu Hause ausgefüllt werden. Derselbe ist nicht zum Studium, sondern zur Erholung und Erbauung bestimmt. Nach H. Steinhäuser, soll er den aus dem Joche der Arbeit ausgespannten Geist — das von Sorgen aufathmende Gemüth zwar beschäftigen, aber so, daß der Mensch auf seiner Stirn nicht mehr den Schweiß und um seine Füße nicht mehr das Dorngestrüpp des Alltagslebens fühlt. Dabei soll dieser Lesestoff so beschaffen sein, daß er dem Lesehungrigen mehr *Lesekräfte* als *Lesesäfte* biete. Im Allgemeinen verlangt man von der Lektüre, daß sie unterhaltend, packend, belehrend und dem Guten förderlich sei.

Da es nun auch eine christliche Lektüre giebt und geben muß, um den Bedürfnissen einer christlichen Jugend entgegen zu kommen, so werden alle diese Eigenschaften bei ihr im höheren Maße gesucht. Sie hat die höchsten Lebensziele zu verfolgen, und diese sind nicht so viel in Wissens- als in Lebensschätzen zu suchen; denn es ist nicht das Wissen, sondern das Sein, was dem Leben den höchsten Werth verleiht. Aus diesem Grunde darf diesem Lesestoff die Benennung „Christlich" nicht als bloßer Beiname anhaften, wie der Name Christ bei manchen Kirchengängern.—Derselbe muß vom Geist des Evangeliums durchdrungen und getragen werden. Während auch diese Lektüre in anziehender und fesselnder Sprache erscheinen soll, verbietet ihr doch der christliche Geist zum gewöhnlichen Roman herabzusinken. Damit ist nicht gesagt, daß eine solche Unterhaltungsschrift alle Dichtung nothgedrungen ausschließen muß; aber der erfinderische Geist des Menschen darf in solchem Falle nur Wahrheit in Dichtung naturgetreu wiedergeben. Daß solches möglich ist, haben Charles Kingsley, Felix Dahn u. A. durch ihre merkwürdigen Geschichtsromane bewiesen.

Der gewöhnliche Roman erhebt Abenteuerer und Verbrecher zum Mittelpunkt seiner Dichtung und verherrlicht indirekt das Laster. Die christliche Dichtung erhebt hohe, christliche Charaktere, wie sie wirklich gelebt, an die Spitze, und läßt Sünder und Verbrechen als abscheuungswürdige Personen nebenbei erscheinen. Da aber die Geschichte so viele wirkliche Persönlichkeiten und interessante Ereignisse kennt, welche von gewandten Federn auf's Fesselndste geschildert werden können, so sollte die Wirklichkeit immer den Vorzug vor der Dichtung haben. Dieses kann allerdings die Poesie und Liederkunst nicht treffen, welche mit zu den schönsten Blüthen des christlichen Geistes gehören; und immer eine passende Stelle in der benannten Lektüre finden sollte.

Christliche Unterhaltungsschriften müssen auch belehren. Sie bilden wohl keine Lehrbücher für die verschiedenen Wissenschaften, aber dabei müssen sie den Leserkreis doch mit wissenswürdigen Gegenständen aus der Geschichte, Natur und dem menschlichen Leben in packender und anziehender Weise bekannt machen, sollen sie anders ihre hohe Bestimmung zweckentsprechend erfüllen. „Kerngedanken müssen im schönen Gewande erscheinen." Mit bloßer Erbauung und landläufigen Ermahnungen kann der Jugend am allerwenigsten gedient sein, welche in einem solchen Lande der Freiheit und in einer solchen aufgeweckten Zeit erzogen wurde.

Diese Kerngedanken dürfen auch nicht, wie der Weizen, erst durch mühsame Arbeit von der Spreu gewonnen werden, sondern müssen uns wie rothbackige Aepfel am fruchtbeladenen Baume sofort in's Auge springen, ehe uns erst der stattliche Baum mit seinem Blätterschmucke zur Erkenntniß kommen mag.

Die höchste Aufgabe der christlichen Lektüre bleibt dabei immer die Anregung zum Guten und Schönen und die rechte Förderung in der Gottseligkeit. Alles Andere muß nun als Mittel zum Zwecke angesehen werden. Erreicht sie dieses hohe Ziel nicht, so sinkt sie zur bloßen Nascherei herab, welche den Magen verdirbt und zur Verdauung kräftiger und gesunder Kost unfähig macht. Hilft sie uns nicht diese unsere hohen Bestimmungen erkennen und mit größerer Geschicklichkeit verfolgen, so führt sie, trotz ihres sonst so artigen Aussehens, in's sichere Verderben.

Eine solche Lektüre herzustellen ist eine weit schwierigere Arbeit, als der christliche Leserkreis vermuthen mag. Unterscheidet sich nun dieser Leserkreis noch vom gewöhnlichen Publikum durch außergewöhnliche Eigenthümlichkeiten der Sprache, Sitten und kirchlichen Verhältnisse, wie dieses bei unserer deutsch-amerikanischen Jugend der Fall ist, so begegnet man fast unüberwindlichen Hindernissen, demselben diesen Lesestoff ordentlich mundgerecht zu machen.

Ob wir nun dieser Jugend ihre Lektüre ausschließlich in deutscher Sprache bieten sollen, bedarf keiner Frage mehr. Sie muß und wird Lektüre in englischer Sprache haben. Und geben wir ihr hierzu nicht die rechte Anleitung, so steht sie in Gefahr, vom Strome verderblicher Unterhaltungsliteratur in den Strudel sensationeller Leserei fortgerissen zu werden, in welchem sie oft nicht wieder zur rechten Besinnung kommt, bis sie an gefährliche Klippen gewirbelt wird und nach Leib und Seele Schiffbruch erleidet. Wir haben hier besondere Wache zu halten, und mögen dann und

wieder in die Lage kommen, heute vor dem zu warnen, was wir ihnen ehedem ſelbſt angeboten haben, wie dieſes nach unſerem Dafürhalten mit den Youth's Companion der Fall iſt, welches immer mehr und mehr einen ſenſationellen Charakter annimmt und rein geſchäftlichen Zwecken zu dienen ſcheint.

Die einzigen zuverläſſigen Schriften derart müſſen unter Aufſicht der Kirche ſtehen — ohne Rückſicht auf den geſchäftlichen Gewinn. In unſerer Kirche ſtehen in engliſcher Sprache "Our Youth" und in deutſcher „Haus und Herd" unübertroffen da. Der Segen, welchen The Ladies Repository und The Golden Hours ſchaffte, wird noch heute in manchen Kreiſen gefühlt.

Damit, daß wir ſagten, unſere Jugend muß und will engliſchen Leſeſtoff haben, iſt nicht geſagt, daß ſie ohne deutſche Lektüre fertig werden kann. So lange ſie unſere deutſchen Kirchen beſucht, in unſeren Sonntagſchulen betheiligt iſt, und noch deutſch ſingt und betet, iſt nicht blos die deutſche Bibel, ſondern auch eine deutſche Unterhaltungsſchrift — und zum allerwenigſtens doch eine deutſche Kirchenzeitung — ein Bedürfniß für ſie. Dieſe Thatſache wird zwar von Vielen verkannt, aber deſſenungeachtet muß ſie dem vorurtheilsfreien Beobachter einleuchten. Würden Eltern, Erzieher und Prediger dieſem Gegenſtande mehr Aufmerkſamkeit ſchenken, und die Jugend noch mehr hierzu anleiten, es könnte nur zum Vortheil und Segen derſelben ausfallen.

Wir ſuchen unſere Jugend nicht blos in unſeren Gemeinden zu halten, um unſere Kirchenſtühle zu beſetzen, ſondern vielmehr, um uns mit zu helfen, unſere große und wichtige Aufgabe unter der deutſchredenden Bevölkerung unſeres Landes zu löſen. Hierzu reichen uns nun unſere kirchlichen Zeitſchriften hilfreiche Hand. Je mehr nun unſere Jugend Deutſch lieſt und ſich mit den Gebrechen und Bedürfniſſen der Deutſchen bekannt macht, deſto geſchickter wird ſie, unter ihnen zu wirken. Es handelt ſich eben hierbei nicht blos um das Vermögen, Deutſch mit dem Deutſchen reden zu können, ſondern auch einigermaßen mit ſeiner Geſchichte und ſeinem Charakter vertraut zu ſein, um die rechte Seite ſeines Herzens rühren zu können, welche für ein heiliges Leben erzittert. Dieſes wird aber am ſicherſten durch die rechte chriſtliche Lektüre erreicht, welche die Kirche der Jugend zu bieten ſucht. Leider wird dieſer Umſtand oft ſelbſt von der Klaſſe unſerer jungen Leute überſehen, die ein Verlangen hat, im Miſſionswerk unter den Deutſchen unſeres Landes mitzuwirken. Weil eben das Deutſche nicht ſo gewohnt vorkommt, wie ihre engliſche Lektüre, unterlaſſen ſie es ganz, Deutſch zu leſen. Selbſt ſolche, die gut Deutſch leſen können, wollen unſere Zeitſchriften mitunter nicht zur Hand nehmen. Dann iſt auch nicht zu verkennen, daß während viele die gewöhnliche Umgangsſprache und auch zum größten Theil die Predigt und das Gebet in der Kirche verſtehen, ihnen doch das rechte Verſtändniß deutſcher Unterhaltungsſchriften nicht geringe Schwierigkeiten bereitet.

Damit ſind wir aber auch am ſchwierigſten Theil unſerer Aufgabe angelangt, welche ſich nicht, wie der gordiſche Knoten, mit einem Schwertſtreich löſen läßt. Die ſchwierige Frage iſt nämlich dieſe: wie muß die Lektüre in deutſcher Sprache für unſere Jugend beſchaffen ſein.

Um dieſe Frage richtig zu beantworten, muß man ſich auf den Standpunkt begeben, auf welchem ſich unſere deutſch-amerikaniſche Jugend befindet. Und ſoll die deutſche Unterhaltungsliteratur ihren Bedürfniſſen und ihrem Geſchmacke einigermaßen entſprechen, ſo muß ſie aus dem Geiſt des deutſch-amerikaniſchen Charakters herausgeboren werden.

Dazu gehört Erſtens, daß ſie ſich hauptſächlich auf amerikaniſchem Boden bewege. Unſer Land und ſeine Geſchichte müſſen Beachtung finden. Ob es auch an den gewandten Federn fehlen mag, dieſe intereſſant zu beſchreiben, ſo fehlt es doch nicht an intereſſanten Stoffen. Und ſelbſt auf die Gefahr hin, Zeit- und Sittengemälde in mangelhaftem Bild und Rahmen darſtellen zu müſſen, iſt es dennoch oft weit vortheilhafter, ſie auf eine ſolche Weiſe zu geben, als dieſelben gänzlich für unſere Jugend zu verlieren. Namentlich aber ſollten die hieſigen deutſch-amerikaniſchen Zuſtände und Eigenthümlichkeiten gehörige Anerkennung finden. Wie manches intereſſante Zeitgemälde ließe ſich hier aus kirchlichen und bürgerlichen Leben entwerfen, das mit großer Bewunderung geleſen würde.

Zweitens muß der mangelhafte Sprachſchatz unſerer Jugend berückſichtigt werden. Dieſe Thatſache kann bei der Zubereitung unſerer Jugendſchriften nicht genug eingeſchärft werden. Man muß ſich ſo weit als möglich ihrer Kenntniß der deutſchen Sprache anbequemen, ohne dabei die Sprache ſelbſt zu verunſtalten. Je weniger Fremdwörter gebraucht werden, und je mehr man ſich an die Sprache der heiligen Schrift anlehnt, mit deſto größerem Verſtändniß werden dieſe Schriften von unſerer Jugend geleſen. Die Sprache iſt doch auch im letzten Grunde nur Mittel zum Zweck und dieſe Schriften nicht Mittel zur Verherrlichung der Sprache. Wohl gehört auch die Pflege der Sprache mit zu den Aufgaben der deutſchen Lektüre; doch bildet dieſes immerhin die Nebenſache. Es iſt auch nicht noth, die Sprache zu verwelſchen, wie dieſes häufig bei der deutſchen Tagespreſſe hierzulande geſchieht. Ob man nun Farmer oder Landmann ſchreibt, bleibt dem Verſtändniß des Deutſch-Amerikaners gleich; aber dabei klingt ihm doch das Wort Landmann viel anmuthiger und der Schrift gemäßer. Jedoch muß dem Leſer immer ein Grad des Verſtändniſſes der deutſchen Sprache, ſowie Liebe zu derſelben vorausgeſetzt werden. Wer die deutſche Sprache nicht verſteht und dieſelbe nicht liebt, für den kann kein Menſch einfach genug ſchreiben.

Drittens muß dieſe Lektüre alles Schwerfällige ſo weit als möglich vermeiden. Lange, gelehrte Aufſätze über die Dichotomie oder Trichotomie, Creatianismus oder Traducianismus werden den Leſer wenig intereſſiren. Ebenſowenig findet er Geſchwack an wortſchwülſtigen und homiletiſchen Behandlungen ſeiner Sonntagſchullektionen. So wenig ihm der deutſche Kanzelſtyl gefällt, kann er ſolcher Behandlungsweiſe lieben. Was er wünſcht, ſind Kerngedanken in bündiger Sprache. Dabei aber ſoll nicht ſeicht darüber hingepflügt, ſondern die verborgenen Schätze ſichtbar und greifbar zu Tage gefördert werden.

Viertens ſollte dieſer Leſeſtoff ſo billig als äu-

ſterſt möglich hergeſtellt werden, ohne dabei ſonſt ſeinem Charakter zu ſchaden. Es dient dem Zwecke weit beſſer, einen Drittel mehr zu demſelben Gewinn abzuſetzen, als zu welchem man ehedem zwei Drittel auf den Markt warf. Denn je größer die Cirkulation, deſto mächtiger iſt die Wirkung unter dem Volke. Und ſo viel man auch von den Koſten reden mag, welche unſere kirchliche Zeitſchriften verurſachen, ſo ſchaut der Amerikaner eben doch auch auf den Preis ſeiner Unterhaltungsliteratur. Er macht hin und wieder darauf aufmerkſam, daß er ſeine Lektüre billiger bekommen kann in engliſcher Sprache, als ſie ihm in der deutſchen angeboten wird.

Sonett an Haus und Herd.

(Auguſtheft.)

Wie ich dein letztes Heft hab' aufgeſchlagen,
Fiel ſogleich mir in's Aug' das hübſche, traute,
So herz'ge Bildchen, das, als ich es ſchaute,
Im Nu verſtummen machte meine Klagen!

Ich fand mich wieder in der Kindheit Tagen,
Vernahm der Mutterliebe ſüße Laute;
Im Herzen ward mir's wohl, mein Glaube baute
Auf ihn, der uns ſammt unſrer Laſt getragen.

Hab' tauſend Dank, daß du mich haſt gelehret
Wie man durch Kindesſinn den Heiland ehret
Und ſich und And're königlich beglücket.

Dein „Huckepack" hat mir das Herz erquicket;
O, fahre fort, zu ſpenden reichen Segen,
Gott ſei mit dir auf allen deinen Wegen!

P., im Auguſt 1886.

J. W. von Hegi.

Frauenzeitung.

Es wird kein Ding ſo ſchön gemacht,
Es kommt ein Spötter, der's veracht't,
D'rum gehe hin und ſchweige ſtill,
Es baut ein Jeder, wie er's will.

Das Dor'le in der Küche. Das Dor'le iſt ein großer Freund von Haus und Herd, und es freut ſich immer herzlich, wenn der Poſtmann mit der nagelneuen Nummer kommt, denn es iſt da ſo viel Schönes und Nützliches zu leſen, und das Dor'le iſt froh, daß es ſo geſcheite Leute giebt, die ſo viel wiſſen und ſo Lehrreiches ſchreiben können.

Auch meint das Dor'le, daß Haus und Herd viel beſſer verbreitet ſein könnte, denn es giebt viele Familien, die ohne Zweifel froh wären es zu haben, wenn ſie nur die Gelegenheit hätten. Laßt jeden Unterſchreiber ſich als Agent betrachten und dann wollen wir einmal ſehen, was ausgerichtet werden kann.

Das Dor'le meint jedoch, daß unſer ſchönes Familienblatt mehr von einer Anſtalt reden ſollte, die bei vielen verachtet iſt. Das iſt die Küche, die ſchreckliche Küche. Alles, was nur möglich kann, flüchtet ſich aus ihr hinaus. „Irgend etwas," ſagen die Ladies, „nur nicht in die Küche!" Nun — was dieſe Küchenangſt noch hervorbringen wird, wird die Zeit lehren. Es iſt ja in den letzten Jahren vieles Wunderbare erfunden worden und wer weiß, ob nicht etwas erfunden wird, daß den armen Magen auf lange Zeit befriedigt! Oder es wird ein rieſig großes Kochhaus erfunden, wo mit Dampf oder natürlichem Gas genug gekocht werden kann, um auf einmal eine ganze Stadt zu füttern. Die Speiſen müßten natürlich durch Röhren u. ſ. w. in die Häuſer geleitet werden. Bis dieſe glückliche (?) Zeit jedoch kommt, wollen wir unſere Küche nicht aus dem Fenſter werfen, ſondern vielmehr lernen, wie wir derſelben viel von dem Schrecken nehmen können. Ich kann ſo Schreckliches nicht in ihr entdecken.

Wir wollen von einer Küche reden, wo die Mutter darin regiert. Eine gut geordnete und weislich regierte Küche iſt mir noch immer der angenehmſte Ort im ganzen Hauſe geweſen. Wir müſſen uns nur hüten, daß wir die Küche regieren und nicht die Küche uns. Und wir wollen als chriſtliche Hausmütter unſern Kindern das gute Beiſpiel ſetzen, daß wir die Arbeit thun, ohne ſo viel zu klagen, und der Arbeit ihren gebührenden Werth geben. Verächtliches Reden davon ſollten wir nie erlauben, denn wer darf mit Verachtung davon reden?

Siehe, die liebe Mutter, wie ſie da ſteht und ein kräftiges und geſundes Eſſen bereitet. Sie iſt vielleicht müde, aber der Gedanke, der Vater und die Kinder kommen heim, und es wird ihnen gut ſchmecken, giebt Muth. Oder es iſt eins der Ihrigen krank und hat keinen Appetit, welche Wohlthat, einen guten Biſſen oder Trank zu bereiten! Wie der Kranke ſo belebt und geſtärkt wird!

Nein, wir wollen dieſe Arbeit nicht verachten, ſondern wollen ſie dadurch ehren, daß wir ſie recht gewiſſenhaft verrichten.

Eine verſtändige und denkende Frau kann ihre

Küchen-Arbeit so eintheilen, daß dieselbe bei Weitem nicht so schrecklich ist, wie Viele glauben.

Wir wollen deshalb von einer einfachen deutsch-amerikanischen Küche lernen, denn für die großartigen Küchen brauchen wir nicht zu schreiben, die haben ihre gelehrten Kochbücher. Leider kann der Arme und Mittelmann nicht viel damit machen. Es könnte ihm da gehen wie jenen armen Schwaben, der seiner Frau ein Kochbuch auf dem Jahrmarkt kaufte, und als er es nach Hause brachte, hieß es darin, nehme so viel Eier und Rahm und Zucker, und weil er es selbst nicht hatte, nahm er es bei seinem Nachbar und wurde dann natürlich eingesteckt. Als er nun verhört wurde, sagte er ganz treuherzig: „In dem Buch steht — nehme, und weil ich es nicht hatte, nahm ich es, wo es war, und" fügte hinzu, „es heißt doch auf dem Titel, mit königlichem Privilegium."

Das Erste soll eine Suppe sein, die zu dieser Jahreszeit sehr gut ist, weil man alles frisch und jung dazu haben kann. Für eine Familie von 5—6 Personen nehme ein Stück Suppenfleisch, ungefähr 20 Cents werth, oder auch einen guten Suppen-Knochen. Das Fleisch setze man in kochendes Wasser auf, den Suppen-Knochen dagegen in kaltes Wasser. Nachdem es gut abgeschäumt ist, so werfe etliche gute Nelken und eine Muskatenblüthe nebst dem Salz hinein und laß es eine Stunde kochen, dann nimm ein kleines Viertel von einem Krautkopf, 3—4 Kartoffeln, eine Suppen-Zwiebel, eine große oder zwei kleine gelbe Rüben, ein kleines Bündchen Suppengrün, auch eine Kohlrabi oder weiße Rübe, thue alles dieses in deine hölzerne Schüssel, hacke es ganz fein und thue es in deine Suppe und laß es dann eine Stunde kochen. Zehn oder fünfzehn Minuten vor dem Auftischen kann man das Korn von zwei Aehren abschneiden und mit 3—4 reifen Tomatoes dazu thun und gerade vor dem Abnehmen kann man eine Hand voll Brosamen und ein wenig Pfeffer dazu thun.

Grüne Bohnen geschmackvoll zu kochen. Nachdem die Bohnen in Salzwasser gut weich gekocht sind, mache eine schöne braune Sauce und thue Essig und braunen Zucker dazu, bis die Sauce einen guten süßsäuerlichen Geschmack bekommt. Dann thue die Bohnen in die Sauce und laß es eine Zeit lang kochen. Bohnen auf diese Art bereitet, sind sehr gesund und schmackhaft.

Ein guter Nachtisch wird jetzt bereitet, sobald die Pfirsiche reif sind: man kann auch gute Koch-Aepfel dazu nehmen. Für 5—6 Personen nimm eine gewöhnliche Brodpfanne, und thue in eine kleine Schüssel etwas über ein Pint Mehl, ein wenig (1½ Theelöffel voll) Backpulver und einen Eßlöffel voll Butter oder Schmalz, reibe dieses tüchtig in das Mehl, dann gieße so viel Milch daran, um einen weichen Teig zu machen. Nun bestreiche die Backpfanne und wälze deinen Teig dünn aus und belege den Boden und die Seiten mit dem Teig. Schneide so viele Aepfel oder Pfirsiche hinein bis die Pfanne über halb voll ist, streue Zucker, kleine Butterschnittchen und Zimmt darüber und gieße ein wenig heißes Wasser hinein. Dann streue ein wenig Mehl darüber, nun nimm deinen übrigen Teig und rolle ihn als Decke auf das Ganze. Man muß viele Einschnitte in die Decke machen. Backe es. Man kann es, mit Milch und Zucker darüber, auftischen.

Da nun die Einmachezeit wieder da ist, wäre es vielleicht gut, etliche Winke zu geben, wo es immer möglich ist, sollte man die Frucht selbst einmachen, es ist viel billiger und gewöhnlich auch besser. Zu allem Einmachen gebrauche einen Porzellan-Kessel. Mache die gläsernen Kannen gut heiß, mache einen guten Syrup an jede Frucht, wenn du sie einmachst. Sie hält sich besser und schmeckt besser und ist auch billiger, als wenn der Zucker erst dazu kommt, wenn man die Frucht gebraucht. Halte die eingemachte Frucht dunkel, das Licht schadet.

Heimweh. Zu meinem Bekanntenkreise zählen zwei junge Frauen. Beide sind ihren Gatten in die Fremde gefolgt, und es zieht mich an, zu beobachten, in wie verschiedener Weise diese beiden jungen Frauen die Trennung vom trauten Elternhause tragen. Die eine, deren Heimathsort nur eine Tagereise entfernt liegt, reist in jedem Jahre 2—3 mal nach Hause. Als ich sie jüngst fragte, ob das böse Heimweh nun überwunden sei, da sie wieder einmal recht lange daheim gewesen, meinte sie klagend: „Ach nein, so oft ich an's Elternhaus und an mein Mutterl denke, muß ich weinen! Der Abschied fiel mir jetzt noch eben so schwer, wie beim ersten Fortgang." — „Und was sagt Ihr Gemahl zu diesem hartnäckigen Heimweh?" konnte ich mich nicht enthalten zu fragen.

„Je nun," meinte sie leichthin, „freuen thut er sich über meine Thränen nicht, wenn die Sehnsucht eben gar zu heftig über mich kommt — dann giebt er mir die Erlaubniß zur Heimreise!"

„Vermißt er denn Ihre Abwesenheit nicht sehr schmerzlich?"

„O ja, aber ein paar Wochen kann er schon ohne mich durchkommen! Das Mädchen bereitet ihm den Kaffee, Mittags und Abends geht er in den Gasthof. Ich bin so herzlich froh, wenn ich einige Wochen nicht selbst zu kochen brauche und fühle mich so geborgen — so ganz noch Kind an Mutterl's stets gedecktem Tisch!"

Tags darauf ging ich zu der andern jungen Frau. Sie war vor ihrer Verheirathung Erzieherin gewesen und gestand mir einmal lächelnd, daß sie bei ihrem Eintritt in die Ehe keinen blassen Schimmer von der Kochkunst gehabt. Ich traf sie emsig beschäftigt beim Pflaumen-Einlegen. Auf meine dringende Bitte, sich nicht stören zu lassen, fuhr sie plaudernd in ihrer Beschäftigung fort, während ich mit Vergnügen den geschickten Bewegungen ihrer schlanken Hände folgte.

„Sagen Sie mir nur," fragte ich bewundernd, „wie Sie alles so geschickt machen können? Es sind doch kaum drei Jahre her, seitdem Sie heiratheten!"

Sie lächelte und sagte: „Mir schwebt bei allem, was ich vornehme, ein Ausspruch meines Mannes vor, der meinem Denken einst eine ganz neue Richtung gab. Im Kreise meiner Freundinnen, auch meist Erzieherinnen gleich mir, sprachen wir einmal darüber, welche Kenntnisse ein Mensch besitzen müsse, um auf die Eigenschaft „gebildet" Anspruch erheben zu können. Da sagte mein Gatte: „Der wirklich allseitig gebildete Mensch ist nicht Der-

jenige, der die Fähigkeiten seines Geistes, sein Wissen bis zu einem gewissen Grade erweitert und vervollkommnet hat, sondern Derjenige, welcher Geist, Herz und Gemüth gebildet und veredelt, aber auch alle seine physischen Kräfte bis zur Vollkommenheit auszunützen versteht."

Ich strebte daher meine Fähigkeiten nach jeder Richtung hin auszubilden und ruhte nicht eher, als bis ich auch die geringste Verrichtung in meiner Häuslichkeit tadellos ausführen konnte. Mit demselben Muth ging ich daran, den Besen regelrecht führen zu lernen, wie ich die Rezepte meiner Kochbücher so lange erprobte, bis mich deren Ausführung befriedigte. Dann versuchte ich mir selbst die Kleider zu machen, und als mir trotzdem noch freie Zeit blieb, bat ich meinen Mann um Beschäftigung für Kopf und Hände. Wie glücklich bin ich, wenn meine Hülfe ihm manche freie Stunde verschafft, die wir zusammen im Freien verbringen können! So lerne ich täglich noch zu und dieser unverwüstliche Lerneifer ist mir zu einem wahren Trostquell geworden. Bei reger Thätigkeit bleiben mir die unnützen Gedanken, die kopfhängerischen Grübeleien und auch das — Heimweh fern!" Wie anders klang das, als das Klagelied der andern jungen Frau: „Ach bei Mutterl ist's so schön!" welche an dem „feetig gedeckten Tisch" des Mutterl's ganz und gar des einsamen Gatten und der eigenen vernachlässigten Häuslichkeit vergaß!

Mitly.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 3. Oktober. **Jesus, der Verrathene.** Joh. 18, 1—14.

1. Da Jesus solches geredet hatte, ging er hinaus mit seinen Jüngern über den Bach Kidron; da war ein Garten, darin ging Jesus und seine Jünger.
2. Judas aber, der ihn verrieth, wußte den Ort auch; denn Jesus versammelte sich oft daselbst mit seinen Jüngern.
3. Da nun Judas zu sich hatte genommen die Schaar, und der Hohenpriester und Pharisäer Diener, kommt er dahin mit Fackeln, Lampen und mit Waffen.
4. Als nun Jesus wußte alles, was ihm begegnen sollte, ging er hinaus und sprach zu ihnen: Wen suchet ihr?
5. Sie antworteten ihm: Jesum von Nazareth. Jesus spricht zu ihnen: Ich bin's. Judas aber, der ihn verrieth, stund auch bei ihnen.
6. Als nun Jesus zu ihnen sprach: Ich bin's, wichen sie zurück und fielen zu Boden.
7. Da fragte er sie abermal: Wen suchet ihr? Sie aber sprachen: Jesum von Nazareth.
8. Jesus antwortete: Ich hab's euch gesagt, daß ich es sey. Suchet ihr denn mich, so lasset diese gehen.
9. Auf daß das Wort erfüllet würde, welches er sagte: Ich habe der keinen verloren, die du mir gegeben hast.
10. Da hatte Simon Petrus ein Schwert, und zog es aus, und schlug nach des Hohenpriesters Knechte, und hieb ihm sein recht Ohr ab; und der Knecht hieß Malchus.
11. Da sprach Jesus zu Petro: Stecke dein Schwert in die Scheide. Soll ich den Kelch nicht trinken, den mir mein Vater gegeben hat?
12. Die Schaar aber und der Oberhauptmann, und die Diener der Juden nahmen Jesum und banden ihn.
13. Und führeten ihn auf's erste zu Hannas; der war Caiphas Schwäher, welcher des Jahrs Hoherpriester war.
14. Es war aber Caiphas, der den Juden rieth, es wäre gut, daß Ein Mensch würde umgebracht für das Volk.

Biblischer Grundgedanke: „Siehe, des Menschen Sohn wird überantwortet in der Sünder Hände." Mark. 14, 41.

Die ersten sieben Lektionen dieses Viertels sind dem Evangelium nach Johannes und die letzten fünf den andern Schriften desselben Apostels entnommen, nämlich eine aus dessen erster Epistel und vier aus der Offenbarung. Unsere heutige Lektion beginnt mit der Leidensgeschichte des Herrn. Etwa ein Sechstel des Gesammtraumes der vier Evangelien ist den letzten 24 Lebensstunden Jesu, in die sein sühnendes Leiden und Sterben fallen, gewidmet. Diese Umstand schon beweist, daß das Sühnopfer Christi die Centealthatsache des Evangeliums ist. Die Geschichte unserer Lektion fällt in die Mitternachtstunde zwischen dem Donnerstag und Freitag der Passionswoche des Jahres 29 n. Chr. Damit ist jedoch nicht gesagt, Jesus sei im 29. Lebensjahre gestorben. Er war 33 Jahre alt, als er gekreuzigt wurde. Unsere christliche, im sechsten Jahrhundert entstandene Zeitrechnung beginnt vier Jahre zu spät. Begänne dieselbe wirklich mit der Geburt Christi, so fiele die Geschichte der Lektion ins Jahr 33 n. Chr. Da sie aber vier Jahre zu spät beginnt, so müssen wir vier Jahre zurückdatiren, um das Jahr in unserer christlichen Zeitrechnung zu finden, in welchem Christus am Kreuze starb. Das bringt uns auf 29 n. Chr.

I. Die Stätte des Verraths. V. 1. 2.

V. 1. Nachdem Jesus das hohepriesterliche Gebet gesprochen hatte, verließ er mit seinen Jüngern die Stadt und trat den Weg nach dem östlich von Jerusalem gelegenen Oelberg an. Zwischen der Stadt und dem Oelberg liegt das Kidronthal mit seinem Bach gleichen Namens. „Kidron" stammt von einem hebräischen Wort, welches „schwarz" bedeutet — also Schwarzbach. Ein Gießbach war's, der nur in der winterlichen Regenzeit Wasser hatte. Durch dieses Thal und über diesen Bach scheint Jesus mit seinen Jüngern. Das Ziel des nächtlichen Ganges ist der am Oelberg gelegene Garten Gethsemane. Dieser Gang bezeichnet den Anfang der Passionsgeschichte.

V. 2. Johannes übergeht den heißen Gebetskampf Jesu in Gethsemane. Von dem Verräther Judas Ischarioth spricht er zunächst. Derselbe war einer der zwölf Apostel. Sein Beiname „Iskarioth" bedeutet: „Mann (Bürger) von Karioth." Dies ist der Name einer Stadt im südlichen Theile Judäas. Der Verräther war also ein Judäer — der einzige im Jüngerkreise. Die Anderen waren Galiläer. Gethsemane war dem Judas bekannt. In Begleitung des Meisters und der Mitapostel ist er oft dort gewesen. Es war ihr gewöhnlicher Ruheplatz, wohin sie sich aus Jerusalem zurückzogen. Diesen Ort wählte Judas als Stätte des Verraths.

II. Der Ueberfall. V. 3—9.

V. 3. In der Burg Antonia lag gewöhnlich eine römische Cohorte. Von dieser verwilligte Pilatus dem Judas und den jüdischen Gerichtsdienern eine Abtheilung als militärische Bedeckung. An der Spitze dieser

gemischten Schaar kommt der Verräther herangezogen. Nicht mit Waffen nur, sondern auch mit Fackeln nahen sie sich, ungeachtet des Vollmondes, der in jener Osternacht am Himmel stand. Sie erwarten, Christus werde vor ihnen sich verbergen wollen und solchen Falls würden die Fackeln zu Nachsuchungen in den dunkeln Schattengängen des Gartens oder in den Grotten und Gebäuden des Kidronthales erforderlich sein.

V. 4. Jesu Vorherwissen ändert nichts in seiner Handlungsweise. Diese vollständige Freiwilligkeit macht die Einwürfe gegen den Opfertod Christi zu nichte. Der Herr denkt nicht an's Fliehen. Furchtlos tritt er aus dem Jüngerkreis heraus, geht den Häschern entgegen und frägt: „Wen suchet ihr?" Der Zweck der Frage war: theils der Feinde Aufmerksamkeit allein auf sich selbst zu lenken und dadurch seiner Jüngern freien Abzug zu sichern, theils durch ihre Ueberschrockenheit und Plötzlichkeit die Bahn für das nachfolgende Wunder zu brechen. Wen oder was suchest Du?

V. 5. 6. Die Betäubung war ein durch göttliche Allmacht bewirktes Wunder. Da steht Jesus vor der großen, bewaffneten Schaar! In dieser seiner Herrlichkeit gleicht er der Sonne, welche, obgleich dem Untergange nahe, noch einmal strahlend das Gewölk durchbricht, das schon dem Auge sie entzieht.

V. 7—9, Nach dieser Betäubung erhalten sie Zeit, sich zu erholen. Dann stellt der Herr die vorige Frage und erhält die vorige Antwort. Nun bietet er sich der Schaar zum Binden dar. Die Jünger aber errettet er durch sein gebieterisches Wort aus der Feinde Hände. Er giebt sich also nicht ihren Händen preis, ohne zugleich diese Hände zu binden, damit sie nicht weiter greifen, als er's gestattet.

III. Die Gefangennahme. V. 10—12.

V. 10. Die Vorsicht forderte, daß Petri Name anfänglich nicht öffentlich genannt werde. Deshalb verschweigen ihn Matthäus, Markus und Lukas. Als Johannes schrieb, lebte Petrus wahrscheinlich nicht mehr, und daher konnte die Nennung seines Namens ihm keine Unannehmlichkeiten mehr bereiten.

V. 11. Mit seinem Schwertstreich hat Petrus nicht nach dem Sinne Christi gehandelt. Deshalb gebietet der Herr ihm, das so unbesonnene gezogene Schwert in die Scheide zu stecken. Petrus soll ihm den Kelch nicht aus der Hand schlagen. Er will ihn trinken. Wollte er's nicht, so könnte keine Gewalt den Kelch des Todes an seine Lippen zwingen. Durch ein Wunder heilt er sodann dem Malchus das Ohr. Damit verwischt er jede Spur der Gewaltthat aus dem Ursprunge des Christenthums. Wäre die Heilung nicht erfolgt, so hätte die Zerstümmelung des Malchus einen Klagegrund wegen Aufruhrs geben können.

V. 12. Johannes Huß soll auf dem Scheiterhaufen sterben. Eine Kette wird ihm um den Hals gelegt. Da ruft der Märtyrer aus: „O Herr Jesu, mein Erlöser und Heiland, auch du wurdest mit schweren Banden gebunden, so will ich Sünder diese Kette willig tragen um deines Namens willen."

IV. Jesus vor Hannas. V. 13. 14.

V. 13. Der Gefangene wird vorerst zu Hannas geführt. Dieser war früher Hoherpriester geweseu. Zur Zeit bekleidete er wahrscheinlich das Amt eines Vorstehers im hohen Rath. In dieser Amtseigenschaft will er ein Vorverhör mit Jesum vornehmen, während die Mitglieder des hohen Rathes zusammenberufen werden. Hannas war der Schwiegervater des Kaiphas. Der Letztere bekleidete derzeit das hoheprieſterliche Amt.

V. 14. Dieses Wort des Kaiphas ist ein Bibelausspruch. 4 Mos. 24, 36. Bileam muß Worte des Segens sprechen; Kaiphas muß das tiefe Geheimniß des göttlichen Rathschlusses verkündigen. So wird der ungerechte Kaiphas unbewußt ein Prophet.

Praktische Gedanken.

Jesus der Verrathene:

I. Ruhig Angesichts der Feinde. V. 1—6. Jesus wußte, was seiner in den nächsten Stunden harre. Die edelsten Märtyrer wußten bis zum letzten Augenblicke nicht bestimmt, ob sie als Blutzeugen sterben würden. Sie konnten nicht wissen, ob die Verfolger nicht noch ihren Sinn ändern und sie in Freiheit setzen würden. Jesus aber wußte bestimmt, daß unsägliche Martern und der qualvolle Kreuzestod seiner harren. Wie ruhig tritt er trotzdem der bewaffneten Schaar entgegen! Er erbleicht nicht bei ihrem Anblicke. Er flieht nicht. Er wartet nicht, bis sie ihn aus des Gartens dunkeln Schattengängen hervorschleifen. Nein, würdevoll und ruhig tritt er vor seine Feinde hin und sagt: „Ich bin's, den ihr suchet." Er weiß, der Marterweg ist die Heerstraße zum endlichen Sieg. Von der Gerechtigkeit seiner Sache und ihrem schließlichen Triumph ist er überzeugt. Auch uns schenkt er, wenn wir in seinem Dienste stehen und für Wahrheit und Gerechtigkeit in die Schranken treten, diese Ruhe. Er schenkte sie dem Luther auf seinem Gang nach Worms und vor dem Reichstag. Er gab sie dem Wesley Angesichts des steinewerfenden Pöbels.

II. Liebevoll besorgt um Andere. V. 7—10. „Suchet ihr denn mich," sagte Jesus zu seinen Feinden, „so lasset diese gehen." Welch' liebevolle Fürsorge wehet uns aus diesen Worten an! Nicht an seine Martern scheint er zu denken, sondern an die Rettung seiner Apostel. Sich selbst giebt er den Feinden preis, verbietet ihn aber Hand an seine Jünger zu legen. Dies „lasset sie gehen," war noch zu allen Zeiten der Christen Freibrief. Vom Hofprediger Hedinger in Stuttgart († 24. Dez. 1704) berichtet die Volkssage, daß ein unsichtbarer Begleiter ihm in das Kabinet des Herzogs Eberhard Ludwig gefolgt sei. Dreimal befahl der Herzog, denselben zu entfernen. Da sprach der Gottesmann: Euer Durchlaucht! ich bin allein; hat es aber Gott gefallen, mir einen Engel zum Geleitsmann zu geben, so weiß ich es nicht." — Nebukadnezar sah ja auch vier Männer im Feuerofen, obwohl er nur drei hineinwerfen ließ. Der Vierte erschien ihm, wie „ein Sohn der Götter." Dan. 3, 23—52.

III. Nimmt den Kelch der Leiden willig. V. 11—14. „Soll ich den Kelch nicht trinken, den mir mein Vater gegeben hat?" So spricht er zu Petro. Dies herrliche Wort bekundet, mit welcher Bereitwilligkeit er den bittern Leidenskelch hinnahm und trank. Zuerst bat er: „Ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir." Dann sprach er mit Ergebung: „Mein Vater, ist's nicht möglich, daß dieser Kelch von mir gehe, ich trinke ihn denn, so geschehe dein Wille." Jetzt wehrt er dem Petrus, der diesen Kelch aus seiner Hand schlagen will und frägt: „Soll ich diesen Kelch nicht trinken?" Dr. Krummacher sagt: „Ja, trink' ihn, Jesu; denn du trinkst ihn oder wir, und für uns hat der Kelch nicht Grund, nicht Boden: denn Ewigkeit ist unsers Fluches Maß."

Andeutungen für die Kleinkinderklasse.

1. Schildere Jesu Gang über den Bach Kidron nach Gethsemane. 2. Rede auf eine den Kindern faßliche Weise vom Gebetskampf im Garten. 3. Schildere in lebhafter Weise das Heranrücken der bewaffneten Schaar, geführt von dem Verräther Judas. 4. Beschreibe, was sich bei der Gefangennahme Jesu zutrug: Das Zurückweichen und Niedersinken der feindlichen Schaar; wie Petrus dem Malchus das Ohr abschlug u. s. w. Hier ist Stoff genug, um die Lektion für die Kleinen anziehend und auch lehrreich zu machen.

Digitized by Google

Sonntag, 10. Oktober. **Jesus vor Pilatus.** Joh. 18, 28—40.

28. Da führeten sie Jesum von Caiphas vor das Richthaus. Und es war frühe. Und sie gingen nicht in das Richthaus, auf daß sie nicht unrein würden, sondern Ostern essen möchten.
29. Da ging Pilatus zu ihnen heraus und sprach: Was bringet ihr für Klage wider diesen Menschen?
30. Sie antworteten und sprachen zu ihm: Wäre dieser nicht ein Uebelthäter, wir hätten dir ihn nicht überantwortet.
31. Da sprach Pilatus zu ihnen: So nehmet ihr ihn hin, und richtet ihn nach eurem Gesetz. Da sprachen die Juden zu ihm: Wir dürfen niemand tödten.
32. Auf daß erfüllet würde das Wort Jesu, welches er sagte, da er deutete, welches Todes er sterben würde.
33. Da ging Pilatus wieder hinein in's Richthaus, und rief Jesu und sprach zu ihm: Bist du der Juden König?
34. Jesus antwortete: Redest du das von dir selbst? oder haben dir andere von mir gesagt?
35. Pilatus antwortete: Bin ich ein Jude? Dein Volk und die Hohenpriester haben dich mir überantwortet; was hast du gethan?
36. Jesus antwortete: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich von dieser Welt, meine Diener würden drob kämpfen, daß ich den Juden nicht überantwortet würde, aber nun ist mein Reich nicht von dannen.
37. Da sprach Pilatus zu ihm: So bist du dennoch ein König? Jesus antwortete: Du sagst es, ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt kommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.
38. Spricht Pilatus zu ihm: Was ist Wahrheit? Und da er das gesagt, ging er wieder hinaus zu den Juden, und spricht zu ihnen: Ich finde keine Schuld an ihm.
39. Ihr habt aber eine Gewohnheit, daß ich euch einen auf Ostern los gebe; wollt ihr nun, daß ich euch der Juden König los gebe?
40. Da schrieen sie wieder allesammt und sprachen: Nicht diesen, sondern Barabbam. Barabbas aber war ein Mörder.

Biblischer Grundgedanke: „Ich finde keine Schuld an ihm." Joh. 18, 38.

Zeit: Etwa 5 Uhr am Freitag Morgen in der Passionswoche.

Ort: Der Palast des Pilatus.

Ereignisse zwischen der vorigen Lektion und dieser: Verhör vor dem hohen Rath; Petri dreimalige Verläugnung; Verhöhnung Jesu vor dem hohen Rath.

I. Im Richthause. V. 28—32.

V. 28. Judäa war zu dieser Zeit kein Königreich mehr, sondern eine Provinz des römischen Weltreiches. Es wurde von Statthaltern (Luther: Landpfleger) regiert. Pontius Pilatus war der sechste römische Statthalter über Judäa. Diese Würde bekleidete er 10 Jahre lang unter dem Kaiser Tiberius. Um Jesu Todesurtheil zu erwirken, mußten die Juden ihn vor Pilati Richterstuhl führen. Unter römischer Herrschaft stehend, war's ihnen untersagt, Todesurtheile zu fällen. Etwa fünf Uhr Morgens führte man ihn dem Pilatus vor. Verhöre wurden nämlich bei den Römern nicht selten unmittelbar nach Sonnenaufgang vorgenommen. Das Richthaus (Prätorium) war ein Theil der Römerburg Antonia. Es war der ehemalige Palast des Herodes und derselbe lag an dem einen Ende des Tempelberges. Residenz und Hauptquartier der Statthalter waren in Cäsarea am Meere. Während des Osterfestes wohnten sie jedoch in Jerusalem, um mit der Ordnung auch die römische Macht aufrecht zu erhalten. Die Mörder Christi gingen nicht ins heidnische Richthaus, weil Sauerteig darin war. Nicht ein mosaisches Gesetz, sondern eine pharisäische Satzung verbot es ihnen.

V. 29. Pilatus wird aus seinem Palaste herausgerufen. Er kennt die religiösen Bedenken der Juden. Staatsklugheit gebietet ihm, dem Rufe zu folgen. Der Gefangene wird ihm vorgestellt. Der schlaue Römer merkt bald, um was es sich hier handle. Daher die Frage.

V. 30. Nach bestehendem römischen Rechte konnte der Statthalter das Todesurtheil des hohen Rathes bestätigen, oder aber das Urtheil sich vorbehalten. Im ersteren Falle konnten die Juden ihrem Gebrauche gemäß den Verurtheilten steinigen; im letzteren Falle wurde derselbe römischer Sitte gemäß hingerichtet. Den hohen Rath scheint's überrascht zu haben, daß Pilatus im vorliegenden Falle die letztere Verfahrungsweise einzuschlagen sich entschloß. Das jüdische Todesurtheil will er nicht ohne Weiteres bestätigen. Er gedenkt Jesum selbst zu verhören. Daher ihre gereizte Entgegnung in diesem Verse.

V. 31. Pilatus ist nicht bereit, dem hohen Rath sofort als Scharfrichter zu dienen. Vielmehr läßt er die Juden ihre ganze Abhängigkeit fühlen. Er will gleichsam sagen: „Soll ich nicht wissen, um was es sich hier handle, so mögt ihr thun, was in eurem Vermögen steht. Ich werde meine Würde als römischer Richter zu wahren wissen." Was er dadurch erzielen wollte, das wird erreicht. Kleinlaut sprechen sie: „Wir dürfen ja Niemand tödten." So entringt er ihnen das Geständniß ihrer Ohnmacht und Abhängigkeit vom römischen Regiment." Seit der Absetzung des Herodes Archelaus und dem Heradsinken Judäas zu einer Provinz hatte der hohe Rath die Befugniß, das Todesurtheil fällen zu dürfen, verloren.

V. 32. Hier weist Johannes wiederum auf den Rath des Vaters hin. Nicht von den Juden, sondern von den Römern sollte Jesus getödtet werden. Am Marterholze sollte er gekreuzigt werden. Die Kreuzigung aber war eine römische Todesstrafe. Er sollte nicht nach jüdischer Weise gesteinigt werden. Sein heiliger Leib mußte vor jeder Verstümmelung bewahrt bleiben.

II. Das erste Verhör. V. 33—38.

V. 33. Auf einem freien Platze vor dem Richthause stand der Richtstuhl des Pilatus, von dem aus er mit den Juden unterhandelte. Dieser Platz hieß Gabbatha, d. h. Hochpflaster. Von da führte ein Säulengang zu dem Hofe des Richthauses. Auf diesen Hof zog sich Pilatus nun zurück und rief den Gefangenen zu sich hin. Ihm gegenüberstehend, frägt er: „Bist du der Juden König?" Diese Frage zeugt von richterlicher Weisheit; denn Pilatus wendet sich rasch von den Anklägern zum Angeklagten. Drei Klagepunkte machte der hohe Rath wider Christum anhängig. Sie beschuldigten ihn, 1) daß er Aufruhr unter dem Volke errege; 2) daß er verbiete, dem Kaiser die Steuer zu bezahlen; 3) daß er beanspruche, „König der Juden" zu sein. Auf den letzteren Klagepunkt hat Pilati Frage Bezug.

V. 34. Jesus antwortet mit einer Gegenfrage. Der richtige Sinn der Frage muß zuerst festgestellt werden, ehe er darauf antworten kann. Denkt Pilatus an ein weltliches Königthum, so muß er dessen Frage verneinen. Denkt er jedoch an ein messianisches Königthum, so muß er dessen Frage bejahen.

V. 35. Gereizt und spöttisch frägt der stolze Römer: „Bin ich ein Jude?" Er will wohl sagen: „Ich bin doch kein Jude; was gehest du mich an, daß ich nach dir fragen sollte? Der hohe Rath hat die Angabe gemacht. Was hast du gethan, daß dein eigenes Volk, ja sogar die Obersten desselben dich als Empörer verklagen?

V. 36. Nicht im weltlichen Sinn ist Jesus ein König. Wäre sein Reich ein irdisches, dann sähe Pilatus nicht einen König in Banden, sondern einen König im Siegeswagen. Die Reiche dieser Welt können des Schwertes nicht entbehren. Durchs Schwert werden sie gegründet, beschützt, überwunden und zerstört. Christi Reich jedoch bedarf des Schwertes nicht.

Weltliche Waffen können es weder bauen noch zerstören.

V. 37. Pilatus schaut ihn befremdet an. Dreimal hat Jesus von seinem Reich geredet. Giebt es denn noch ein anderes Reich als das Weltreich des Tiberius. Giebt es denn noch eine andere Welt als die Römerwelt? Von solchen Fragen erfüllt, ruft Pilatus aus: „So bist du also doch ein König?" Jesus bejahets. Hat er vorhin gesagt, was sein Reich nicht sei; so bezeugt er jetzt, worin es wirklich bestehe und welche Königsgeschäfte er in demselben treibe. Christus ist ein König der Wahrheit. Wer die Wahrheit liebt und in derselben wandelt, der ist ein Bürger seines Reiches.

V. 38. Im Römerleichtsinn stellt Pilatus diese Frage. Er erwartet keine Antwort. Sinnig sagt Augustinus: „Pilatus frägt: Quid est veritas? d. h. was ist Wahrheit? In denselben Buchstaben liegt die Antwort: Est vir qui adest, d. h. der Mann ist's, der vor dir steht." Ja, die verkörperte Wahrheit stand vor Pilato. — Nach gestellter Frage eilt er zu den harrenden Juden hinaus und bezeugt: „Ich finde keine Schuld an diesem Menschen." Jesu würdevolle Haltung nöthigt ihm dies Bekenntniß ab.

III. Jesus oder Barabbas. V. 39. 40.

V. 39. Wie lange diese Sitte schon herrschte, ist unbekannt. Man warb dadurch um der Juden Gunst. Es lag in dieser Sitte zweifelsohne eine Anspielung auf die Bedeutung des Osterfestes — die Verschonung der Erstgeburt. Pilatus hoffte jedenfalls, das Volk werde sich für Jesum, der es vor etlichen Tagen noch mit stürmischem Jubel als seinen König begrüßte, losbitten.

V. 40. Nur zwischen Jesum und Barabbam gestattete Pilatus dem Volke die Wahl. Der Letztere war ein Aufrührer und Raubmörder. Absichtlich schlug er diesen großen Verbrecher vor. Er täuschte sich gewaltig, als er wähnte, das Volk werde sich für Jesum und wider Barabbam entscheiden. Wuthentflammt brüllt es: „Hinweg mit diesem! Gieb uns Barabbam los!" In Sebastian Bach's Oratorium ist der Ruf so gesetzt, daß er schauerlich ertönt, als ob höllische Geister ihn mit rasendem Gebrülle schrieen. — Jedweder muß heute noch entscheiden, ob er Christum annehmen oder verwerfen wolle.

Praktische Gedanken. Das Königreich Christi.

I. Ein geistliches Reich. Jesus sagte dem Pilatus: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Damit ist das innerste Wesen dieses Reiches und sein Vorzug vor allen Weltreichen beschrieben. Christi Thron ist in den Herzen errichtet; sein Scepter ist der Wille; seine Krone ist die Liebe; seine Minister heißen: Güte, Barmherzigkeit und Treue; seine Gesetze lauten: Glaube und Gehorsam; seines Reiches Schutzwehr ist Gottes Wort und Gebet; dessen Ziel ist Wahrheit und Freiheit. In diesem Reiche vollzieht sich Gottes ewiger Rathschluß der Erlösung zur Beseligung der Menschen. Es herrscht vorzüglich auf dem Gebiete des Geistes und nur indirekt auf dem der Materie. Nicht die Wogen des Meeres und die Winde des Himmels, sondern den verkehrten Willen des Menschen will es besiegen und beherrschen. Christi Reich auf Erden ist seine Kirche, die er sammelt, in der sein Geist regiert und die er mächtig beschützt.

II. Ein auf Blut gegründetes Reich. Wie die meisten Weltreiche, so wurde auch dieses Reich durch Blutvergießen gegründet. Es wurde aber nicht wie jene auf das Blut getreuer Unterthanen, sondern auf das seines Königs gegründet. Alexander und Napoleon führten große Reiche auf, eroberten viele Länder und brachten viele Völker unter ihre Botmäßigkeit. Sie thaten's jedoch durch die unbarmherzige Aufopferung ihrer getreuen Krieger. Christus aber opferte sein eigenes Leben, vergoß sein eigenes Blut, um auf diesem blutigen Grund sein Reich zu erbauen.

III. Ein seine Bürger beglückendes Reich. Hier herrscht keine Bedrückung, keine Tyrannei. „Im Reich dieses Königs hat man das Recht lieb." König und Bürger lieben und üben das Recht. Liebe ist die Luft, welche da wehet. Glückseligkeit ist die Sonne, welche da leuchtet. Ein alter, frommer Heiden-Christ auf der Insel Rarotonga bekannte auf einem Missionsfeste: „Ich habe unter vier Königen gelebt. Unter dem ersten König war beständig Krieg, das war eine schreckliche Zeit. Unter dem zweiten König kam eine große Hungersnoth. Unter dem dritten König wurden wir besiegt und fielen den Feinden in die Hände. Jetzt leben wir unter dem vierten König. O, ein großer, ein guter, ein mächtiger König! Ein König der Liebe! Jesus, der König Himmels und der Erde!"

IV. Ein ewiges Reich. Sein Reich kann und wird nicht untergehen, wie die Weltreiche und falsche Religionssysteme. Der römische Kaiser Diokletion, unter welchem die letzte blutigste Christenverfolgung stattfand, ließ Münzen prägen, welche die Aufschrift trugen, der Christenname sei erloschen. Im vorigen Jahrhundert aber konnte ein Eduard Gibbon seine berühmte Geschichte vom „Verfall und Untergang des Römerreiches" schreiben. Das Christusreich hat aber seitdem immer größeren Umfang gewonnen und festeren Fuß auf Erden gefaßt. Auf der Insel St. Helena sprach der sterbende Napoleon zu seinem General: „Ich werde bald im Grabe schlummern. Das ist das Loos der Alexander und Cäsare. Man wird mich vergessen und der Sieger von Marengo wird nur noch in der Schule genannt werden. Sehen Sie, das ist das nahe Loos dessen, den man immer „Napoleon den Großen" nannte. Welche Kluft zwischen meinem Elend und der ewigen Herrschaft Christi, welcher verkündigt, geliebt und angebetet wird und dessen Reich sich über die ganze Erde verbreitet."

Andeutungen für die Kleinkinderklasse.

1) Beschreibe, ins Einzelne eingehend, einen irdischen König und seine prunkende Umgebung. In schillernden Farben male den Kleinen es aus, wie dieser König seinen Thron verläßt, in ärmliche Kleidung sich hüllt und unerkannt eine Zeit lang unter seinem Volke lebt. Erzähle dann, wie Jesus die Himmelsherrlichkeit verließ, Knechtsgestalt annahm, in Armuth, Schmach und Leiden auf Erden lebte, trotzdem er „König aller Könige" war. Rede vom Grunde dieser Erniedrigung, vom Wesen seines Reiches und wie man Bürger desselben wird. 2) Schildere den Heiland dort im Pilati Richthause. Male dann im Gegensatze das in Offenb. 1, 11—18 enthaltene Bild.

Sonntag, 17. Oktober. **Jesu Verurtheilung.** Joh. 19, 1—16.

1. Da nahm Pilatus Jesum, und geißelte ihn.
2. Und die Kriegsknechte flochten eine Krone von Dornen, und setzten sie auf sein Haupt und legten ihm ein Purpurkleid an,
3. Und sprachen: Sey gegrüßet, lieber Judenkönig; und gaben ihm Backenstreiche
4. Da ging Pilatus wieder heraus und sprach zu ihnen: Sehet, ich

führe ihn heraus zu euch, daß ihr erkennet, daß ich keine Schuld an ihm finde.

5. Also ging Jesus heraus, und trug eine Dornenkrone und Purpurkleid. Und er spricht zu ihnen: Sehet, welch ein Mensch!

6. Da ihn die Hohenpriester und die Diener sahen, schrieen sie und sprachen: Kreuzige, kreuzige! Pilatus spricht zu ihnen: Nehmt ihr ihn hin und kreuziget; denn ich finde keine Schuld an ihm.

7. Die Juden antworten ihm: Wir haben ein Gesetz, und nach dem Gesetz soll er sterben; denn er hat sich selbst zu Gottes Sohn gemacht.

8. Da Pilatus das Wort hörete, fürchtete er sich noch mehr.

9. Und ging wieder hinein in das Richthaus, und spricht zu Jesu: Von wannen bist du? Aber Jesus gab ihm keine Antwort.

10. Da sprach Pilatus zu ihm: Redest du nicht mit mir? Weißt du nicht, daß ich Macht habe, dich zu kreuzigen, und Macht habe, dich los zu geben?

11. Jesus antwortete: Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht wäre von oben herab gegeben; darum, der mich dir überantwortet hat, der hat's größere Sünde.

12. Von dem an trachtete Pilatus, wie er ihn los ließe. Die Juden aber schrieen und sprachen: Lässest du diesen los, so bist du des Kaisers Freund nicht; denn wer sich zum Könige macht, der ist wider den Kaiser.

13. Da Pilatus das Wort hörete, führete er Jesum heraus, und setzte sich auf den Richtstuhl, an der Stätte, die da heißt Hochpflaster, auf Ebräisch aber Gabbatha.

14. Es war aber der Rüsttag in Ostern um die sechste Stunde. Und er spricht zu den Juden: Sehet, das ist euer König.

15. Sie schrieen aber: Weg, weg mit dem, kreuzige ihn! Spricht Pilatus zu ihnen: Soll ich euren König kreuzigen? Die Hohenpriester antworteten: Wir haben keinen König, denn den Kaiser.

16. Da überantwortete er ihn ihnen, daß er gekreuziget würde. Sie nahmen aber Jesum, und führten ihn hin.

Biblischer Grundgedanke: „Da überantwortete er ihn, daß er gekreuzigt würde." Joh. 19, 16.

Zeit: Am Freitag Morgen der Osterwoche im Jahre 29 n. Chr.

Ort: Jerusalem. Verhörsgang: Vorverhör vor Kaiphas; Verhör vor dem hohen Rath; erstes Verhör vor Pilatus; dieser sendet Jesum zu Herodes; Herodes weigert sich, ihn zu richten und sendet ihn wieder dem Pilatus; dieser hält ein zweites Verhör und verurtheilt Christum, wenn auch widerstrebend, zum Kreuzestode.

I. Geißelung und Krönung. V. 1—3.

V. 1. Die Geißelung ging der Kreuzigung voran. Daher mochten die Juden denken, als Pilatus den Heiland geißeln ließ, er werde ihn auch kreuzigen lassen. Allein Pilatus war dazu noch nicht bereit. Durch die Geißelung hoffte er dem Haß der Juden in Etwas zu steuern, ihr Mitleid zu erregen und die Freilassung Jesu dadurch anzubahnen. Die Geißelung war eine schon im grauen Alterthume übliche Leibesstrafe. Denkmäler liefern den Beleg, daß sie bei den alten Egyptern Sitte war. Das mosaische Gesetz schrieb sie als eine Körperstrafe vor, beschränkte sie jedoch auf 40 Streiche. Rabbinische Weisheit verordnete später, der Richter solle nie mehr als 39 Hiebe diktiren, damit der Gefahr, durch's Verzählen das Gesetz zu übertreten, vorgebeugt werde. Bei den Römern war sie eine der härtesten und schmachvollsten Körperstrafen, die an keinem römischen Bürger wissentlich vollzogen wurde. Der Verurtheilte wurde mit entblößtem Rücken an eine Säule gefesselt. Die Geißel bestand aus zusammengeflochtenen Riemen, deren Ende mit Blei beschwert wurden. So grausam war diese Strafe bei den Römern, daß sie nicht selten den Tod zur Folge hatte. In jedem Fall wurde der Rücken schauderhaft zerfleischt.

V. 2. 3. Auf die Geißelung folgte die Verspottung des Königthums Christi. Aus Dornen flechten die Soldaten eine Krone. Viele halten den s. g. Christdorn für den Strauch, aus dem die Dornenkrone geflochten wurde. Es ist dies ein baumartiger Strauch, welcher weißliche Aeste und gekrümmte Stacheln hat. Er ist in Palästina sehr häufig. Wie schmerzhaft muß diese Dornenkrönung gewesen sein! Das Purpurkleid war jedenfalls ein carmesinener Mantel; mithin nicht ächt purpurfarbig, sondern purpurähnlich. Es war zweifelsohne ein abgetragener Officiersmantel, den sie aus einem Winkel des Richthauses hervorgesucht hatten. Wie der Dornenkranz, so war auch diese Umhüllung mit einem abgeschabten Officiersmantel ein Hohn auf sein Königthum. Kriegsknecht um Kriegsknecht naht sich ihm nun und beugt spottend das Knie vor ihm. Im nächsten Augenblick versetzten sie ihm Backenstreiche. Dies war der Höhepunkt der Verspottung. Sie behandelten ihn wie einen Verrückten, der im Wahnsinn sich für einen König hält.

II. Jesu Kreuzigung gefordert. V. 4—7.

V. 4. Bisher gestattete Pilatus das grausige Schauspiel. Nun aber dünkt's ihm genug zu sein. Er führt Jesum in seiner Jammergestalt den Juden vor. Er hofft, daß dieser Anblick ihr Mitleid erregen werde. Um die Wirkung dieses Anblicks zu verstärken, legt er auf's Neue das Zeugniß ab, daß er keine Schuld an ihm finde.

V. 5. Jesus tritt, die Dornenkrone und das Purpurkleid tragend, bleich und blutig durch das Thor heraus. Da steht er vor ihnen als der Allerverachtetste und Unwerthste! Auf ihn deutend, ruft Pilatus: „Sehet, welch' ein Mensch!" Sie sollen sich seiner erbarmen. Sie sollen das Leben ihm nun schenken.

V. 6. Pilati Versuch, das Mitleid der Juden zu erregen, mißlang. Es hatte zuerst den Anschein, als würde er seine Absicht erreichen. Die Volksmenge verstummte einen Augenblick. Das Mitleid hatte vielleicht den Sieg bei demselben davon getragen. Allein die Hohenpriester und ihre Diener begannen zu schreien: „Kreuzige, kreuzige!" — Pilatus entsetzt sich vor der Hohenpriester roher Wuth. Er ist aber entschlossen, keinen Schritt weiter zu thun. Zum dritten Male erklärt er, daß er keine Schuld an ihm finde. Ihren Händen will er sich nun entwinden. Deshalb sagt er spottend: „Nehmet ihr ihn hin und kreuziget ihn." Die Juden durften ja Niemand hinrichten.

V. 7. Es war ihnen mißlungen, Christum als Rebellen an's Kreuz zu liefern. Sie rücken nun mit der Anklage der Gotteslästerung hervor. Dieses Vergehens hatte der hohe Rath ihn schuldig erklärt, weil er Gottes Sohn zu sein beanspruchte. Nach dem mosaischen Gesetze mußte der Gotteslästerer sterben. 3 Mos. 24, 16. Sie bauen fest darauf, Pilatus werde ihr Gesetz achten und das vom hohen Rath gefällte Urtheil bestätigen.

III. Das zweite Verhör. V. 8—12.

V. 8. 9. Als Pilatus das Wort „Sohn Gottes" hörte, da fürchtete er sich noch mehr. In's Richthaus gehend, frägt er Christum: „Von wannen bist du?" In ihm stieg wohl die Frage auf: Sollte er wirklich der Göttersöhne Einer sein, von denen die Sage erzählt, daß sie zu Zeiten vom Himmel herabstiegen, um in Menschengestalt auf Erden zu wandeln? Zur Gewissensscheu gesellt sich nun auch noch religiöse Scheu. Die bereits erfolgte Botschaft seiner Frau mag auch mitgewirkt haben, daß es dem zweifelnden Heiden unheimlich zu Muthe wurde. Warum schwieg Jesus auf des Pilatus Frage? Pilatus kehrte erst vor Kurzem dem König der Wahrheit den Rücken, als dieser ihm die Wahrheit enthüllen wollte. Jetzt wendet sich Jesus von ihm ab. Das ist des Pilatus gerechtes Gericht.

V. 10. In dem Schweigen Jesu sieht der stolze Römer einen Mangel an Ehrerbietung. Der eingebildete Beamte giebt dem Gottessohne zu bedenken, daß von seinem Worte Leben oder Tod abhänge. Diese Drohung enthält die größte Ungerechtigkeit. War Jesus unschuldig, wie Pilatus wiederholt bezeugte, so

hat er keine Macht, denselben kreuzigen zu lassen. War er aber schuldig, so hatte er als Richter kein Recht, ihn loszulassen.

V. 11. Jesus bricht das Schweigen, um die Ehre seines himmlischen Vaters vor diesem hochmüthigen Richter zu retten. „Von Oben" deutet nicht auf den römischen Kaiser. Nicht seine Statthalterschaft, auch nicht die Ueberantwortung Seitens der Juden verlieh dem Pilatus Macht über Jesum. Dieselbe kam von Gott.— Die Sünde des Kaiphas und hohen Rathes war größer als die des Pilatus. Bei Jenen war es weder die Unwissenheit noch die Unböswilligkeit in dem Maße vorhanden, wie beim Pilatus. Die Sünde des Letzteren wird aber dadurch nicht abgeschwächt.

V. 12. Pilati Angst verdoppelt sich. Er faßt den festen Entschluß, Christum durch einen Machtspruch freizugeben. Als er jedoch vor der tobenden Menge steht, da findet er zu solch' energischem Eingreifen nicht den Muth. Als die Juden seine Absicht merken, da kommen sie rasch von der religiösen Anklage auf die politische zurück. Das giebt den Ausschlag. Sie haben den wunden Fleck getroffen. Der Ehrentitel, „des Kaisers Freund" zu heißen, überwiegt bei ihm alle bisherigen Bedenken.

IV. Das Todesurtheil. V. 13—16.

V. 13. Das griechische Lithostróton (hebr. Gabbatha) übersetzt Luther mit Hochpflaster. Das griechische Wort bezeichnet ein Mosaikpflaster aus kleinen Steinwürfeln von verschiedener Farbe. Solches Mosaikpflaster hatte man damals in Zimmern, Höfen und auf Terrassen. Gabbatha bezeichnet einen erhöhten Ort. Auf diesem erhöhten, gepflasterten, vor dem Richthause gelegenen Ort stand Pilati Richtstuhl.

V. 14. 15. Dies war der entscheidende Augenblick. Daher bezeichnet Johannes Tag und Stunde. „Rüsttag" war eine gewöhnliche Benennung unseres Freitags. Johannes sagt, es war um die sechste Stunde. Markus sagt, die Kreuzigung fand um die dritte Stunde statt. Der Erstere bedient sich offenbar der römischen Stundeneintheilung, mit Mitternacht beginnend. Demnach wurde das Todesurtheil zwischen 6 und 7 Uhr Morgens gefällt. Markus bedient sich der jüdischen Stundenrechnung. Mithin fand die Kreuzigung etwa um 9 Uhr Vormittags statt. Jedenfalls mußten die Kreuze für die drei Verurtheilten in der Zwischenzeit gezimmert werden. Diese und andere Zurüstungen und der Gang nach Golgatha nehmen die paar Stunden vollauf in Anspruch.

V. 16. Pilatus giebt das Schlachtopfer des Priesterhasses nicht dem Willen des Richters, nicht den Forderungen des Gesetzes, sondern der Willkür des Volkes preis.

Praktische Gedanken.

Sehet, welch' ein Mensch!

I. Wie grausam gemartert. V. 1. Vergegenwärtigen wir uns den schauerlichen Auftritt der Geißelung. Sehet ihr die niedere Säule dort, an der ein Halseisen und eiserne Ringe angebracht sind? An diese Säule befestigen sie den Heiland. Die Hände knebeln sie ihm auf den Rücken. Sein bleiches Antlitz pressen sie gegen die Schandsäule. Sie umwinden ihn mit Stricken, daß er sich weder regen noch bewegen kann. Jetzt treten zwei Kriegsknechte mit ihren Geißeln vor. Hieb auf Hieb fällt auf den entblößten Rücken. Das Blut rinnt. Im namenlosen Weh zuckt jeder Nerv. Fast bis in's Mark bringen die zerfleischenden Geißeln. Warum erduldet Jesus diese Marter? Frägst du die Kriegsknechte: „Was hat denn dieser Mann mit dem blutig gegeißelten Rücken gethan?" so antworten sie: „Wir wissen's nicht." Frägst du den Pilatus: „Was hat denn dieser Schmerzensmann verschuldet?" so erwidert er: „Ich finde keine Schuld an ihm." Jesaias allein giebt uns die rechte Antwort auf diese Frage. (Siehe Jes. 53, 5.) Unsere Sünden haben diese Geißeln ihm geflochten. So wären wir in alle Ewigkeit gegeißelt worden, hätte er sich für uns nicht geißeln lassen. So wird's allen unbußfertigen Seelen gehen im Abgrund der Hölle. Mit den Geißeln der Reue, mit den Ruthen des bösen Gewissens werden sie in Ewigkeit gepeitscht werden. Aber, gottlob, durch seine Wunden und Striemen können wir heil und selig werden.

II. Wie schmählich verhöhnt. V. 2. 3. Mit einem Dornenkranz krönen sie ihn. Es ist eine Verspottung seines Königthums. Und doch, wer wüßte unserm Jesuskönig eine Krone zu erdenken, die ihm besser stünde, höher zierte, als dieser Dornenkranz? Eine Dornen- und Distelsaat brachte die Sünde über die Erde. Jesus kam, um diese Dornensaat auszurotten. Vara, ein bekehrter Heide auf der Insel Tahita, verstand es, Trost aus Jesu Dornenwunden zu schöpfen. Auf seinem Sterbebette liegend, sprach er: „Das Blut Jesu ist meiner Hoffnung Grund. Jesus ist der beste König. Er giebt mir ein Kopfkissen ohne Dornen." — Am 22. Juli 1099 wurde Herzog Gottfried von Bouillon einstimmig zum Könige von Jerusalem erwählt. In der „Kirche des heiligen Grabes" sang man Lobgesänge. Eine feierliche Salbung und Krönung aber fand nicht statt. Der Herzog weigerte sich an dem Orte, wo man dem König des Himmels nur Dornen um die Schläfe gewunden habe, eine goldene Krone zu tragen.

III. Wie schuldlos verurtheilt. V. 4—16. Dreimal bezeugt Pilatus, daß er keine Schuld an Jesum finde — einmal in Joh. 18, 38 und zweimal in dieser Lektion. Trotzdem verurtheilt er ihn zum martervollen Kreuzestod. Für uns, die Schuldigen, litt und starb er, der Schuldlose. Die Wetterwolken des Gerichtes, die unsre Sünden heraufbeschworen hatten, entluden sich auf sein schuldloses Haupt.

Andeutungen für die Kleinkinderklasse.

Schildere anschaulich und gefühlvoll: 1. Die Geißelungsscene; 2. die Verhöhnungsscene — Dornenkrönung, Purpurkleid, Kniebeugung; 3. die Darstellungsscene vor dem Volk — Pilatusruf: „Sehet, welch' ein Mensch!" Wie er dort vor dem Volke steht — blutig, vor Schmerz zitternd, mit Dornenkranz auf dem Haupte, Soldatenmantel umgeworfen, Rohrstab in der Hand. 4. Die Verurtheilungsscene— Pilatus setzt sich auf den Richtstuhl und verurtheilt ihn.

Sonntag, 24. Oktober. **Jesus Kreuzigung.** Joh. 19, 17—30.

17. Und er trug sein Kreuz, und ging hinaus zur Stätte, die da heißt Schädelstätte, welche heißt auf Ebräisch Golgatha.
18. Allda kreuzigten sie ihn, und mit ihm zween andere zu beiden Seiten, Jesum aber mitten inne.
19. Pilatus aber schrieb eine Ueberschrift, und setzte sie auf das Kreuz; und war geschrieben: Jesus von Nazareth, der Juden König.
20. Diese Ueberschrift lasen viele Juden; denn die Stätte war nahe bei der Stadt, da Jesus gekreuziget ist. Und es war geschrieben auf ebräische griechische und lateinische Sprache.
21. Da sprachen die Hohenpriester der Juden zu Pilato: Schreibe nicht: Der Juden König; sondern, daß er gesagt habe: Ich bin der der Juden König.
22. Pilatus antwortete: Was ich geschrieben habe, das hab ich geschrieben.

23. Die Kriegsknechte aber, da sie Jesum gekreuziget hatten, nahmen sie seine Kleider, und machten vier Theile, einem jeglichen Kriegsknecht ein Theil dazu auch den Rock. Der Rock aber war ungenähet, von oben an gewirket durch und durch.
24. Da sprachen sie unter einander: Lasset uns den nicht zertheilen, sondern darum loosen, weß er sein soll, auf daß erfüllet würde die Schrift, die da sagt: Sie haben meine Kleider unter sich getheilet, und haben über meinen Rock das Loos geworfen. Solches thaten die Kriegsknechte.
25. Es stund aber bei dem Kreuze Jesu seine Mutter, und seiner Mutter Schwester, Maria, Cleophas Weib, und Maria Magdalena.
26. Da nun Jesus seine Mutter sahe, und den Jünger dabei stehen, den er lieb hatte, spricht er zu seiner Mutter: Weib, siehe, das ist dein Sohn.
27. Darnach spricht er zu dem Jünger: Siehe, daß ist deine Mutter. Und von der Stund an nahm sie der Jünger zu sich.
28. Darnach, als Jesus wußte, daß schon alles vollbracht war, daß die Schrift erfüllet würde, spricht er: Mich dürstet.
29. Da stund ein Gefäße voll Essiges. Sie aber fülleten einen Schwamm mit Essig, und legten ihn um einen Ysop, und hielten es ihm dar zum Munde.
30. Da nun Jesus den Essig genommen hatte, sprach er: Es ist vollbracht; und neigete das Haupt, und verschied.

Biblischer Grundgedanke. „Es ist vollbracht." Joh. 19, 30.

Zeit. Von 9 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags am Osterfreitag im Jahre 29 n. Chr.

Ort. Der Hügel Golgatha, in der Nähe der Stadt gelegen. Diese Lektion beginnt, wo die vorige abbrach.

I. Die Kreuzigung. V. 17. 18.

V. 17. Nach römischer Sitte mußte der Verurtheilte sein Kreuz selber tragen. Plutarch sagt ausdrücklich: „Auf seinem Leibe trägt jeder der verurtheilten Missethäter sein Kreuz hinaus." Auch Jesus trug's, bis er unter dessen Last zusammenbrach. Dann zwang man, wie die andern Evangelienschreiber berichten, einen gewissen Simon von Cyrene, Jesu das Kreuz zu tragen. Das Ziel des Marterganges ist Golgatha. So hieß die Stätte, an welcher die Kreuzesstrafe vollzogen wurde. Diesen Namen verdankte die kleine Erhöhung dem Umstande, daß sie die Form eines Schädels hatte. Es war nur ein kleiner, runder und kahler Hügel. Er lag etwa 1220 Schritte von dem Richthause entfernt. 60 Jahre nach der Zerstörung Jerusalems errichtete Kaiser Hadrian, um die Christen zu kränken, einen Venustempel auf Golgatha. Kaiserin Helena ließ jedoch an die Stelle des Heidentempels die Kirche des heiligen Grabes erbauen.

V. 18. Die Kreuzigung war eine grausame Todesweise. Des Missethäters Hände und Füße wurden ans Kreuz geschlagen. Da hing er dann oft Stunden lang, bis Schmerz und Wundfieber seinen Leben ein Ende machten. So langsam und qualvoll war derselbe, daß barmherzige Fürsten die Missethäter zuerst zu erwürgen befahlen, ehe dieselben an's Kreuz geschlagen wurden. So lautete der Befehl des Julius Cäsar in Betreff gewisser Piraten. Konstantin der Große schaffte die Kreuzesstrafe ab. Diesen qualvollen Tod starb Jesus, damit das alte, auf ihn zielende Vorbild der in der Wüste erhöhten Schlange in Erfüllung ginge. Zwei Mörder hatte der Herr zu Todesgefährten, Einen zur Rechten, den Andern zur Linken. Luk. 23, 39—43.

II. Des Kreuzes Ueberschrift. V. 19—22.

V. 19. 20. Es war römische Sitte, die Ursache des Todes auf eine Tafel zu schreiben. Diese Tafel wurde gewöhnlich den Verurtheilten vorangetragen und dann oben am Kreuze angeheftet. Die Ueberschrift über dem Haupte Jesu hatte Pilatus verfaßt. Sie war in drei Sprachen aufgesetzt: in Lateinisch, die Sprache der damaligen Machthaber der Welt; in Griechisch, die Sprache der hellenistischen Juden, welche zum Feste nach Jerusalem gekommen waren; in Aramäisch, die damalige Sprache Palästina's. Mit dieser Ueberschrift wollte Pilatus die Juden verhöhnen. Wir erkennen aber darin auch eine besondere Fügung Gottes. Am Kreuze sollte Jesus den Titel bekommen, den man ihm im Leben verweigert hatte.

V. 21. 22. Den Hohenpriestern war die Inschrift zuwider. Sie fühlten ihren spitzigen Stachel. Durch die bisherigen Erfolge kühn gemacht, fordern sie von Pilato die Abanderung der Inschrift nach ihrem Sinn. Was sie sagten, hatte allerdings volle Richtigkeit. Für einen König hatte sich Jesus unumwunden erklärt. Aber durch die von ihnen geforderte Wortstellung wäre das Wahre leicht mißverstanden und ein Schein der Schuld auf Jesum geworfen worden. Doch ihr Protest ist erfolglos. Der schwankende Pilatus ist mit einem Mal unerschütterlich wie ein Fels. Nicht ein Buchstabe wird verändert. Nein, keine Weltmacht, keine falsche Lehre vermag Christi Ehrentitel und seine Herrlichkeit hinwegzuräumen. Er ist und bleibt ein König allem Wüthen der Feinde zum Trotz.

III. Verloosung der Kleider. V. 23. 24.

V. 23. Zu der Schmach, die Christus noch am Kreuz erduldete, gehört die Theilung seiner Kleider. Die römischen Wachmannschaften waren in Quaternionen eingetheilt, d. h. in vier Wachen von je vier Mann, die einander regelmäßig ablösten. Die vier Kriegsknechte, welche die Kreuzigung Ch isti vollzogen hatten, beanspruchten nach römischem Rechte dessen Kleider. Sie theilten die Oberkleider in vier Theile. Diese bestanden wahrscheinlich aus Obergewand, Gürtel, Sandalen und dem leinenen Hemd.

V. 24. Der ungenähte Rock, von dem hier die Sprache ist, war die Tunika, ein mit Aermeln versehener Leibrock. Um diesen loosten die Kriegsknechte. Dadurch wurde die in Psalm 22, 19 enthaltene Weissagung buchstäblich erfüllt. Von Jesu Kleidung blieb also nichts erhalten und somit ist der s. g. „heilige Rock von Trier," den der Erzbischof Richard von Greiffenklau 1512 zum ersten Mal ausstellen ließ, der reinste Schwindel. Nicht die Kleidung Jesu, sondern sein Geist, nicht der Rock Jesu, sondern die Kraft seines Verdienstes macht selig.

IV. Jesu Mutter. V. 25—27.

V. 25. Unter dem Kreuze stehen nicht nur Feinde, sondern auch mit treuer Liebe erfüllte Freunde. Es sind die vier Frauen, die unser Vers namhaft macht, und Johannes, der seinen Namen bescheiden verschweigt. Die Frauen sind 1) Maria, Jesu Mutter; 2) deren Schwester Salome, die Mutter des Johannes; 3) die Frau des Kleophas; 4) Maria Magdalena. Unter allen Jüngern war Johannes der einzige, der mit den Weibern beim Kreuze stand.

V. 26. 27. Nicht „Mutter", sondern „Weib" redet Jesus die Maria an. Er will sie nicht dem Spott oder der Verfolgung der Feinde preisgeben. Aus demselben Grunde nennt er auch den Johannes nicht mit Namen. Sein sterbender Blick ruht liebevoll auf der Mutter und dem neben ihr stehenden Jünger. Sie waren, menschlich geredet, die zwei Personen, welche unter allen Menschen ihm am nächsten standen. Jesu Kindesverhältniß zur Maria hört nun auf. Daher giebt er sie in die Obhut des Johannes. Derselbe soll fortan ihr Sohn sein. Er soll für sie sorgen und sie schützen. Johannes übernimmt diese Aufgabe alsogleich. Er nahm sie zu sich. Das Vermächtniß des sterbenden Meisters ist ihm heilig. Maria soll 12 Jahre später gestorben sein.

V. Jesu Sieg und Tod. V. 28—30.

V. 28. 29. Dieses „mich dürstet" war Jesu fünftes

Digitized by Google

Wort am Kreuz. Zwischen jenem Worte, durch welches er seine Mutter in die Obhut des Johannes gab und diesem fällt die dreistündige Finsterniß. Während dieser Finsterniß entrang sich seiner Brust der Schmerzensschrei: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Dies war das vierte Wort am Kreuze. Es bezeichnet den Gipfelpunkt seines innern Leidens. Nach Verlauf der drei Stunden verging die Finsterniß, die Sonne schien wieder. Sich von Gott verlassen fühlend, hielt Jesus dennoch an demselben fest und rang sich siegreich durch die schwere Anfechtung durch. Innerlich schien auch ihm nun die Sonne wieder. Aber ein peinlicher Durst quälte ihn. Das kann uns auch nicht Wunder nehmen. Nach der schlaflosen Nacht, dem blutigen Schweiß, der martervollen Geißelung, der Dornenkrönung und der durch die Kreuzigung verursachten Fiebergluth — nach alledem ist's fürwahr kein Wunder, daß er vor Durst schier verschmachtete. Was dem Heilande zur Durststillung hier geboten wurde, war ein saurer Wein. Dieser wurde von den untersten Volksklassen und namentlich von den römischen Soldaten gewöhnlich getrunken.

V. 30 Der ihm hier gebotene Trank nahm Jesus. Es war nicht jener berauschende, mit Bitterkräutern vermischte Trank, der ihm Anfangs gereicht und von ihm verschmäht wurde, weil er bei klarem Bewußtsein sterben wollte. Nun war's genug. Seine Arbeit war zu Ende. Die Ewigkeitsschlacht war geschlagen. Der Ewigkeitssieg war errungen. In diesem Siegesbewußtsein jubelt er: „Es ist vollbracht“ — neigt sein Haupt und stirbt.

Praktische Gedanken.

Es ist vollbracht.

I. Sein Leiden ist überstanden. Der Leidenskelch, vor dem ihm zuerst in Gethsemane graute, den er aber mit Ergebung in des Vaters Willen hinnahm, ist völlig geleert. Die Bluttaufe, mit der er sich taufen lassen mußte und vor der ihm bangte, ist endlich vollzogen. Wie später sein Apostel, so kann er im vollsten Sinne sagen: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet.“ Das Leben voller Armuth und Schmach, voller Leiden und Schmerzen ist vollbracht. Der Sturm des Gerichtes, welcher um unsertwillen über ihn hereinbrach und den Marterstamm auf Golgatha umbrauste, hat ausgetobt. Die Schwermuth weicht von seiner Seele. Himmelsfriede zieht wieder in sein Herz ein. Seine Lippen jubeln das Siegeswort: „Es ist vollbracht.“ Unbeschreibliche Siegeswonne durchwogt des Heilandes Herz, als er sich nun am Ziele seiner Leiden sieht.

II. Sein Werk ist vollendet. Jesus hat nun, wie es Daniel etwa 600 Jahre vorher weissagte, „dem Uebertreten gewehret, die Sünde zugesiegelt, die Missethat gesühnet und die ewige Gerechtigkeit gebracht.“ Dan. 9, 24. Während seines Erdenwaltens hat er Alles gethan, Alles bezahlet, Alles gelitten und Alles vollbracht, was zur Tilgung der Sündenschuld und zur Rettung und Beseligung der Sünder erforderlich war. Was die Weisheit der Egypter nicht gewußt, was die Kunst der Griechen nicht gekonnt, was die Macht der Römer nicht vermocht — der Menschen Wunden heilen und ihre Schulden tilgen, der Welt den Frieden geben und sie mit Gott versöhnen — das hat der dornengekrönte Schmerzensmann am Kreuze dort vollbracht. Kurz vor seinem Tode sagte Herder, daß der Zweck seines Lebens trotz seiner vielen Schriften verfehlt sei. So lange die Welt steht, wird kein Anderer am Schlusse seines Lebens das Wort dem Heilande im vollsten Sinne nachsprechen können: „Es ist vollbracht.“ Auch der Beste kann keinen Blick auf sein Leben thun, ohne mit tiefer Beschämung zu erkennen, daß er Manches hätte vollbringen können, was er nicht vollbrachte.

III. Die Seligkeit ist erworben. „Christus ist des Gesetzes Ende, wer an den glaubet, der ist gerecht“ — der wird selig. Du kannst durch eigenes Thun nicht selig werden. Du kannst nicht dein eigener Arzt und Retter sein. Durch eigene Kraft kannst du den Himmel dir nicht verdienen, die Seligkeit dir nicht erwerben. Die altgriechische Götterlehre erzählt von einem Missethäter. Sisyphus hieß er. Laut der Fabel soll er in Ewigkeit dazu verurtheilt sein, einen schweren Felsblock auf den Gipfel eines steilen Berges hinaufzuwälzen. Er arbeitet, bis der Schweiß ihm auf der Stirne perlt. Schritt um Schritt bringt er die Last vorwärts. Schon meint er, sie oben zu haben — da gleitet der Stein im letzten Augenblicke noch tückisch aus seinen Händen und rollt donnernd den Berg hinab. Solche Sisyphusarbeit verrichtet der, welcher durch eigenes Thun selig zu werden sich bemüht. Wer selig werden will, der muß einfach das erworbene Heil durch den Glauben an Christum sich aneignen.

Andeutungen für die Kleinkinderklasse.

Entwerfe folgende Bilder unter dem Kreuze: 1. die Kreuzigungsscene; 2. die Anschlagung der Ueberschrift; 3. die Kleidervertheilung; 4. die Fürsorge Jesu für seine Mutter; 5. den quatvollen Durst; die Sterbescene.

Sonntag, 31. Oktober.

Jesu Auferstehung.

Joh. 20, 1—18

1. An der Sabbather einem kommt Maria Magdalena frühe, da es noch finster war, zum Grabe, und siehet, daß der Stein vom Grabe hinweg war.

2. Da läuft sie, und kommt zu Simon Petro, und zu dem andern Jünger, welchen Jesus lieb hatte, und spricht zu ihnen: Sie haben den Herrn weggenommen aus dem Grabe; und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben.

3. Da ging Petrus und der andere Jünger hinaus, und kamen zum Grabe.

4. Es liefen aber die Zween mit einander, und der andere Jünger lief zuvor, schneller denn Petrus, und kam am ersten zum Grabe;

5. Guckt hinein, und siehet die Leinen gelegt; er ging aber nicht hinein.

6. Da kam Simon Petrus ihm nach, und ging hinein in das Grab, und siehet die Leinen gelegt,

7. Und das Schweißtuch, das Jesu um das Haupt gebunden war, nicht bei die Leinen gelegt, sondern beiseits, eingewickelt, an einen sondern Ort.

8. Da ging auch der andere Jünger hinein, der am ersten zum Grabe kam, und sahe, und glaubete es.

9. Denn sie wußten die Schrift noch nicht, daß er von den Todten auferstehen müßte.

10. Da gingen die Jünger wieder zusammen.

11. Maria aber stund vor dem Grabe, und weinete draußen. Als sie nun weinete, guckte sie in das Grab;

12. Und siehet zween Engel in weißen Kleidern sitzen, einen zu den Häupten, und den andern zu den Füßen, da sie den Leichnam Jesu hingelegt hatten.

13. Und dieselben sprachen zu ihr: Weib, was weinest du? Sie spricht zu ihnen: Sie haben meinen Herrn weggenommen; und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben.

14. und als sie das sagte, wandte sie sich zurück, und siehet Jesum stehen, und weiß nicht, daß es Jesus ist.

15 Spricht Jesus zu ihr: Weib, was weinest du? wen suchest du? Sie meinet, es sey der Gärtner, und spricht zu ihm: Herr, hast du ihn weggetragen, so sage mir, wo hast du ihn hingeleget? so will ich ihn holen.

16. Spricht Jesus zu ihr: Maria. Da wandte sie sich um, und spricht zu ihm: Rabbuni, das heißt, Meister.

17. Spricht Jesus zu ihr: Rühre mich nicht an; denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater. Gehe aber hin zu meinen Brüdern, und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater, und zu eurem Vater, zu meinem Gott, und zu eurem Gott.

18. Maria Magdalena kommt, und verkündiget den Jüngern: Ich habe den Herrn gesehen, und solches hat er zu mir gesagt.

Biblischer Grundgedanke. „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden und dem Simon erschienen." Luk. 24, 34.

Zeit. Am Sonntag Morgen nach dem Passahfest im Jahr 29 n. Chr.

Schauplatz der Hauptereignisse Der Garten Joseph's von Arimathia. Das Begräbniß Jesu fand statt am Freitag Abend um Sonnenuntergang. Joseph von Arimathia stellte seine eigene, noch ungebrauchte Felsengruft zur Verfügung. Nikodemus wagt's, den Pilatus um den Leichnam Jesu zu bitten. Der hohe Rath fordert die Versiegelung und Bewachung des Grabes. Das Begräbniß Jesu ist der Beweis des wirklich eingetretenen Todes.

I. Die leere Gruft. V. 1. 2.

V. 1. Der Herr hatte, von seinem Erlösungswerke ruhend, den Sabbath in Joseph's Gruft gefeiert. Nun ist der Sabbath vergangen. Der erste Tag der Woche ist angebrochen Im Kampfe mit dem Tode bleibt Jesus Sieger. Darum kann das Grab ihn nicht halten. Triumphirend geht er in der Frühe des Sonntagmorgens aus demselben hervor. Christus lebt! Die Wahrheit siegt. Die Gerechtigkeit geht auf wie die Sonne. Der Sonntag ist der Auferstehungstag Christi. Deshalb machte die durch die Predigt von der Auferstehung gesammelte Kirche denselben zum Tage ihrer schönen Gottesdienste. — Eben dammert der Morgen, da kommt Maria Magdalena an die Gruft. Sie findet den schweren Siegelstein hinweggewälzt.

V. 2. Das Grab leer findend, eilt Maria Magdalena bestürzt davon, um die Kunde dem Petrus und Johannes mitzutheilen. Daraus, daß sie sagt: „Wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben" — erhellt, Johannes widerspreche den andern Evangeligenschreiber nicht, wenn er unter den miteinander zur Gruft kommenden Weibern nur die Magdalena namhaft macht. Er will nur ihre Geschichte erzählen. Das „wir" beweist, daß noch Andere bei ihr waren. Wer diese andern Weiber waren, das sagen uns die übrigen Berichterstatter.

II. Die Jünger an Jesu Grab. V. 3—10.

V. 3. 4. Der „andere Jünger", dessen Johannes hier erwähnt, ist er selbst. Als Petrus und Johannes hörten, die Gruft sei leer, da begaben sie sich in Eile nach dem Garten. Sie wollen prüfen, ob es sich also verhalte. Ehedem war Petrus stets seinen Mitjüngern voraus. Heute aber bleibt er hinter dem Johannes zurück. Warum wohl?

V. 5. Johannes kommt zuerst an's Grab, aber er geht nicht hinein. Die Gruft Jesu war in einen Fels gehauen, nicht in die Erde gegraben, wie bei uns üblich. Johannes bückt sich und blickt in den schmalen Gruftgang hinein. Er sieht die Binden, mit denen Jesu Leib umhüllt worden war. Zuerst scheint ihn die Angst vor einer traurigen Entdeckung, dann die Ehrfurcht und sein Staunen über die ordnungsgemäß bei Seite gelegten Linnen zu fesseln. Er mochte ahnen, daß es sich hier nicht um einen Leichenraub handle, wie die Magdalena voraussetzte.

V. 6. 7. Petrus ist beherzter als Johannes. Das muthige Eintreten in die Felsengruft ist dem Petrus ebenso charakterisch, wie dem Johannes das Zögern am Eingange. Das eingewickelte und an einen besondern Ort gelegte Schweißtuch verrieth nicht beraubende, sondern dienende Hände. Ein dreifaches bemerkt Petrus im Grabe: 1) die Leichentücher sind alle vorhanden; 2) Leintuch und Schweißtuch liegen an besondern Orten; 3) das Schweißtuch ist sorgfaltig zusammengelegt. Diese Umstände zeugen gegen einen Leichenraub.

V. 8. 9. Als nun Johannes dem Petrus in's Grab folgte — sah er's und glaubte. Was aber glaubte er? Augenscheinlich, daß Jesu Leichnam nicht geraubt wurde, sondern daß der Herr auferstanden sei. Beschämt schaltet er seinem Bericht ein Geständniß seiner und der Mitjünger Schwachheit ein. Erst die zusammengelegten Grabtücher und das eingewickelte Schweißtuch mußten ihnen verständlich machen, was die Schrift und was der Herr mit seinem eigenen Munde ihnen verkündigt hatten.

V. 10 Die Jünger kehren nun zu den Brüdern zurück. Johannes giebt zu verstehen, daß auch Petrus „geglaubt" habe. In Petro kämpfte noch Furcht und Hoffnung, Traurigkeit und Friede, Dunkelheit und Licht. Deshalb blieb er auch auf dem Heimwege hinter dem Johannes zurück. Da erschien ihm der Auferstandene. Luk. 24, 34.

III. Die suchende Maria. V. 11—13.

V. 11. 12. Die Magdalena war zur Gartengruft zurückgekehrt. Ihr Schmerz übermannt sie. Als daher Petrus und Johannes die Stätte verließen, blieb sie am Grabe allein zurück, um sich recht auszuweinen. Sie kann's nicht lassen, sie muß wieder in's Grab blicken. Da sieht sie zwei lichte Engelsgestalten. Wo solche Wachter wachen, da kann der Leib des Herrn nicht geraubt worden sein.

V. 13. Die Engel kannten die Ursache ihrer Thränen wohl. Sie wollen aber, daß sie diesen Grund angebe, um sie desto leichter und fester überzeugen zu können, daß sie unnöthigerweise Thränen vergieße. Es wäre zum Weinen gewesen, wenn sie ihren Herrn an jenem Ostermorgen leblos im Grabe gefunden hätte. Sie glaubt noch immer, man habe den theuern Leichnam auf die Seite geschafft.

VI. Maria erkennt den Auferstandenen. V. 14—18.

V. 14. 15. Dies war die erste Erscheinung des Auferstandenen. Maria erkennt ihn nicht alsogleich. Den Gartner Joseph's von Arimathia wahnt sie vor sich zu haben. Sie suchte ja nicht einen Lebendigen, sondern einen Todten. Darum wirft ihr thranenumnebeltes Auge nur einen flüchtigen Blick auf den vor ihr Stehenden. Vor ihrem Gemüthe schwebt der bleiche, kalte Leichnam des Erlösers, wie sie denselben am Freitag Abend zuletzt sahe. Deshalb erkennt sie ihren Herrn nicht. Auch da, als er sie fragend anredet, erkennt sie die Stimme des geliebten Meisters nicht. So sehr ist sie in ihren Schmerz vertieft. Sie mochte denken, der vorihr stehende, vermeintliche Gärtner habe aus irgend einem Grunde den Leichnam an einen andern Ort bringen lassen. Er soll ihr sagen, wohin er denselben gelegt habe. Sie will hin und ihn holen. Sie glaubt sich stark genug, um die mit hundert Pfund Specereien umwickelte Leiche tragen zu können. Joh. 19, 39.

V. 16. 17. „Maria!" so klingt's aus des Herrn Munde; so dringt's an Maria's Ohr; so fährt's ihr in's Herz in unbeschreiblichem Wonnegefühl. Das ist ja die alte wohlbekannte Stimme, der sie so oft entzückt gelauscht hatte. Was die Freiheit dem Gefangenen, was die wiedererlangte Gesundheit dem langjahrigen Kranken, was das Morgenlicht dem die Nacht durchirrenden Wanderer — das war in diesem Augenblicke für Maria der Herr. Sie sinkt in's Kniee und ruft nur das kurze, aber vielsagende Wort: Rabuni d. h. mein Meister! Jesus sieht, daß sie ihn anrühren will. Er gestattet's ihr nicht. Es war nicht nothwendig, ihn anzurühren. Schon hatte ihr Glaube ihn erfaßt. Jesus will damit der Ueberschwenglichkeit ihres Gefühls Schranken setzen. Er will diesem Gefühl eine praktische Richtung geben. Daher ertheilt er ihr den Auftrag, seinen „Brüdern"

die jubelreiche Osterbotschaft von seiner wahrhaftigen Auferstehung zu bringen.

V. 18. Maria gehorcht. Jesus ist nun wieder ihr Gebieter. Sein will sie sein mit Leib und Leben, Herz und Sinn. Auf beflügelten Füßen eilt sie zu den Jüngern und verkündet ihnen: Jesus lebt!

Praktische Gedanken.

Jesu Sieg über den Tod.

I. Das dunkle Felsengrab ist leer. Maria Magdalena, Petrus und Johannes fanden ihren geliebten Meister nicht mehr in demselben gebettet. Nur die Schweiß- und Leintücher sahen sie darin liegen. Das Grab konnte den Lebensfürsten nicht halten. Er sprengte dessen Pforten. Siegreich drang er aus demselben hervor. Als die zwei Jünger hinweggingen, als die zurückbleibende Magdalena einen thränenschweren Blick ins Grab warf; da sah sie nicht mehr blos die Leintücher, sondern zwei lichte Engelsgestalten. O, wie wird doch die leere Gruft des Auferstandenen durch diesen himmlischen Besuch zu einer geweihten, seligen Stätte! Sie sind gekommen, um das Fest des Auferstehungs-Triumphes zu feiern. Zur Ehre des auferstandenen Siegesfürsten tragen sie weiße Feierkleider. — Für die Ungläubigen ist das Grab eine düstere Stätte. Für sie ist's der Schauerort des Moders und der Verwesung, die Thüre, welche in das grauenhafte Nichts hineinführt. Keine Engel sitzen in ihren Gräbern. Aber in Christengräbern sitzen Engel Gottes und verkündigen die Osterbotschaft: „Er ist auferstanden, er ist nicht hier."

II. Erstanden ist der Held. Als Auferstandener erschien er zuerst der Magdalena, dann dem Petrus, den Emmausjüngern und den andern Aposteln und Jüngern zu verschiedenen Zeiten. In der morgenländischen Kirche grüßt man sich am Ostersonntage mit dem Gruße: „Er ist auferstanden!" Der Gegrüßte antwortet darauf: „Er ist wahrhaftig auferstanden!" Giebt es irgend eine historische Thatsache, die hinlänglich durch glaubwürdige Zeugen begründet ist, so ist's die Auferstehung Christi. Scheintodt hat ihn der alte Rationalismus genannt. Das ist eine schmähliche Lüge. Der wirkliche Tod ist durch die wirkliche Auferstehung überwunden Vision, so haben es Viele bezeichnet, als seine Jünger ihn wiedersahen. Können zwölf Menschen, können Fünfhundert auf einemal eine Vision haben? Nein, der Herr ist wahrhaftig auferstanden. Diese Thatsache kann der Unglaube aus der Weltgeschichte nicht wegstreichen.

III. Das Leben ist des Todes Herr. Im Kampf mit dem Tode bleibt Jesus Sieger. Welche Macht liegt in dem Siege Jesu über den Tod! Ein großer Weltweise und Führer des Unglaubens sagt: „Wenn mir Jemand beweisen kann, daß Christus den Lazarus wirklich auferweckte, dann nehme ich den christlichen Glauben an." Aber hier ist mehr als der auferweckte Lazarus. Hier ist der auferstandene Christus. Hier ist „die Auferstehung und das Leben," denn hier ist der Sieg des Lebens über den Tod. Wer an Christum glaubt, der zweifelt nicht am Jenseits. In Christo hat er die Auferstehung persönlich vor Augen. Christi Auferstehung verbrieft seine Auferstehung. In dem Gläubiger siegt das Leben auch über den Tod. Der Tod ist für ihn der Durchgang zum ewigen Leben. Der sterbende Sczener befiehlt: „Keinen schwarzen Faden will ich an meinem Leibe tragen, wenn ich sterbe. Man soll mich in Weiß kleiden." Die Schwester des Liederdichters Thilo spricht sterbend: „Gute Nacht, ihr Todten, ich gehe zu den Lebenden. Streut mir Blumen auf den Weg und setzt mir eine Siegeskrone auf." Dorothea, die Martyrerin, wird zum Scheiterhaufen geführt. Sie streut Blumen auf den Weg und jubelt: „Es geht zur Hochzeit." — „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?" Das ist der Siegesjubel der Kinder Gottes Angesichts des Todes.

IV. Gerettet ist die Welt. Die Auferstehung ist der Schlußstein in dem herrlichen Bogen des Erlösungswerkes Christi. Sie ist der Eckstein, an der die ungläubige Kritik sich den Kopf zerstößt. Sie in der Grundstein, auf dem heute noch die christliche Religion ruht. Sie hat den Sündenstein hinweggewälzt, der vor dem Riesengrabe der Sünderwelt lag. An diesem Steine hoben und wälzten die Weisen aller Zeit. Umsonst jedoch war alle ihre Mühe. Sie konnten den Sündenstein nicht einmal vom eigenen Herzen wälzen. Aber Christus wurde nicht nur um unsrer Missethat willen dahingegeben, sondern auch um unsrer Gerechtigkeit willen auferweckt. An dem Morgen, wo der Herr das Siegel von seinem Grabe riß, besiegelte er unsre Erlösung.

Andeutungen für die Klinkinderklasse.

1. Erzähle den Zusammenhang zwischen der letzten und dieser Lektion. Die Abnahme des Leichnams vom Kreuz; wer's gethan; das Begräbniß; wo das Grab war und wem es gehörte; der Unterschied zwischen jenem Grabe und unsern Gräbern. Rede vom großen Stein, dem Siegel und die Wache. 2. Schildere die Ereignisse der Lektion: Das Kommen der Magdalena, da es noch nicht ganz helle war u. s. w. Johannes berichtet die Thatsache sehr lebendig und anschaulich. Folge seinem Beispiele und du wirst die Kleinen interessiren und betehren.

Aus der Zeit.

Daß die Aufwiegler, Sozialisten und Anarchisten die Geduld des amerikanischen Volkes nicht auf zu harte Probe stellen sollen, und daß der Geduldsfaden einmal reißen werde, das hat Haus und Herd schon vor Jahren gesagt.

Jetzt ist der Fall eingetreten. Sieben Anarchisten in Chicago sind zum Tode verurtheilt, einer, Neebe — zu 15 Jahren Zuchthaus.

Das amerikanische Volk hat diesen Aufwieglern lange ruhig zugesehen; sie unerhörte Reden halten lassen, und Gewaltthätigkeiten erlaubt, die in andern Ländern längst mit Zuchthaus bestraft worden wären. Dadurch sind diese Gesellen immer frecher geworden und es hatte wirklich einmal den Anschein, als ob sie jedem Bürger noch diktiren würden, wie viele Röcke er haben, und mit welchem Fuß er aus dem Bett treten dürfe. Aber der Krug geht so lange zu Brunnen bis er bricht. Ganz den Gesetzen des Staates Illinois gemäß, ist der Stab über die Mörder gebrochen worden und das Urtheil wird wohl auch ausgeführt werden.

Digitized by Google

„Nimmermehr," höre ich meinen Freund sagen.

Und warum denn nicht? Warte nur einmal. Die Advokaten mögen ihre Kniffe gebrauchen; es wird appellirt; und dazu hat man ein Recht. Aber am Ende wird der Gerechtigkeit kein Hinderniß mehr in den Weg gelegt werden können.

Und gerecht ist das Urtheil trotz allem Geschrei der Aufwiegler. Diese Verurtheilten haben überwältigendem Zeugniß gemäß den Untergang einer großen Stadt beabsichtigt. Wie viele Menschenleben darob zu Grunde gingen, ob sie in Blut wateten, darüber bekümmerten sie sich nicht. Sie waren dabei und haben mitgeholfen, acht Diener des Gesetzes auf hinterlistige, schreckliche Weise zu tödten und 60 Personen zu verwunden. Darauf steht den Staatsgesetzen von Illinois gemäß der Tod.

Angenommen aber auch — daß sie dem Galgen entrinnen, so hätte der Anarchismus schon durch das Urtheil einen gewaltigen Stoß, wenn nicht den Todesstoß erhalten, und zweierlei kann aus demselben gelernt werden:

1) Die Hetzer, die Schreier, die Aufwiegler mögen sich merken, daß es selbst in unserem bis zur Zügellosigkeit freien Lande Grenzen giebt, die man nicht ungestraft übertreten darf, und daß sich das amerikanische Volk durch ihre Unverschämtheit und durch die Losung — „Schrecken muß sein" — nicht einschüchtern läßt. Der von dem Gesetz gehandhabte „Schreck" ist vielmal stärker als der, welcher von Most und Consorten ausgeht. Und wenn es nothwendig ist, wird das amerikanische Volk wieder und wieder mit nerviger Faust zugreifen, um Schurken zu packen, die mittelst Blut und Zerstörung Reform bezwecken wollen, und ihre Mitmenschen durch Dynamit-Bomben abschlachten.

2) Sollte man sich, und das dürfen sich vor allem alle deutsche Zeitungsschreiber merken, etwas mäßigen, wenn man die Maßregeln der europäischen Regierungen gegen den Sozialismus bespricht.

„Er ist eben ein Tyrann, ein gewaltiger zwar, aber doch ein Tyrann," so hört man oft, wenn Bismarck sein Volk vor diesem Pöbel durch strenge Maßregeln schützen will. „Er bleibt eben der Kartätschenprinz", so ruft man, wenn der greise Kaiser Wilhelm seinem Kanzler Recht giebt.

Das amerikanische Volk ist weder Tyrann noch Kartätschenprinz und doch mußte es mit eiserner Strenge zu seinem Schutze eingreifen. Wenn das freieste Volk, welches oft das zügellosefte Treiben gestattet, gezwungen ist, so ernst gegen den Anarchismus aufzutreten, dann wollen wir es dem deutschen Reichskanzler doch auch nicht verdenken, wenn er von Zeit zu Zeit die Erneuerung des deutschen Sozialisten-Gesetzes fordert. Argumentation nützt den Anarchisten gegenüber nichts. Sie wähnen im Recht zu sein, und da nützt hüben und drüben nichts als das Einschreiten, wenn der Staat bestehen soll. Das kräftige Einschreiten des amerikanischen Volkes gegen die Mörder in Chicago wird zur Folge haben, daß man kein so großes Geschrei erhebt, wenn anderswo strenge Maßregeln ausgeführt werden — ja — dieses Einschreiten in Chicago hat den Anarchisten der ganzen Welt einen solchen Schlag versetzt, daß sie wenigstens für längere Zeit die Faust in der Tasche machen werden.

Das Jubiläum der neuen Welt. Im Jahre 1892 werden es vierhundert Jahre seit Entdeckung Amerika's durch Christoph Columbus sein. Man denkt in verschiedenen Theilen der Welt schon jetzt daran, großartige Feste zur Feier des Jahres zu veranstalten. In St. Louis plant man die Abhaltung einer Weltausstellung im Jahre 1892, im Madrid will man eine Reihe von Gedenktagen veranstalten, damit die Welt sich daran erinnere, was sie Spanien zu verdanken habe. In Genua, der Vaterstadt des kühnen Entdeckers, hat, wie aus den letzt eingetroffenen europäischen Blättern zu ersehen ist, der Stadtrath beschlossen, im Jahre 1892 eine amerikanische Ausstellung zu veranstalten und sie am 3. August, an welchem Tage Columbus vor 400 Jahren seine Entdeckungsfahrt unternahm, die solche epochemachende Folgen haben sollte, zu eröffnen. Das sind die ersten Anfänge der Bewegung zu einer Feier, welche die alte und die neue Welt wahrscheinlich auf's Imposanteste begehen werden. Daß in den Jahren 1592 und 1692 keine Jubiläen der Entdeckung Amerika's gefeiert wurden, ist begreiflich. Die Völker hatten damals keinen triftigen Grund, die Entdeckung zu feiern, da die neue Welt nur zum Streitobjekt unter den Königen geworden war. Im Jahre 1792 befand sich unsere Republik erst in ihrer Kindheit. Die Zukunft beschäftigte die Gründung Washington's, Jefferson's, Franklin's und Payne's mehr als die Vergangenheit. Im Jahrhundert aber, das seit damals verflossen, ist diese Republik zum Riesen angewachsen und die ganze Welt würdigt vollauf den Werth der Entdeckung Amerika's für den menschlichen Fortschritt und die menschliche Freiheit. Mit der Entdeckung Amerika's begann ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Welt, der lichteste und freudigste in der Kultur-Entwicklung der Menschheit.

Daß Columbus nicht der erste Fremde gewesen ist, dessen Fuß den Boden dieses Kontinents betreten, ist gewiß. Es ist zwar kaum viel an der Ansicht, daß schon die alten Phönizier und Karthager von der Existenz dieses Kontinents gewußt, oder daß egyptische Priester dem weisen Solon bei dessen Besuch in Egypten mitgetheilt hätten, daß weit, weit westlich über's Meer ein großes Land sich befinde, aber es ist sehr wahrscheinlich, daß sowohl die Chinesen im 5. als die Normannen im 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung diesen Kontinent besucht haben. Der Chinese Hwui Shan hat im 5. Jahrhundert mit einer Gesellschaft buddistischer Mönche ein überseeisches Land besucht, dessen Beschreibung ziemlich auf Mexiko paßt. In China ging dann die Sage von der Existenz eines Landes Fusang, wie einst im Alterthum die Sage von der westlich von den Meerengen des Herkules gelegenen Insel Atlantis. Ob aber der Chinese Hwui Shan schon vor vierzehnhundert Jahren, oder des Normannen Eriks des Rothen Sohn, Leif der Glückliche, vor tausend Jahren diesen Kontinent gekannt haben, für die Welt hat er nicht existirt, die Menschheit hatte dadurch nichts gewonnen. Die Kenntniß dieses Erdtheils ging mit dessen früherer Entdeckung in's Grab. Erst Christoph Columbus hat die neue Welt für die Menschheit entdeckt und sie der Kultur erschlossen. Um die Zeit, in der Columbus geboren wurde, war der Glaube an die Existenz des neuen Welttheiles ein ziemlich starker. Ja, der Engländer Sir John Mandeville, welcher im 13. Jahrhundert lebte, hatte einmal erklärt, daß, wenn er Schiffe hätte und Matrosen, die sich nicht vor Dämonen fürchten würden, er gewiß wäre, neue Länder entdecken zu können, und ferner, daß er glaube, die Erde sei eine Kugel, um die eine Reise drei Jahre dauern würde, — aber Columbus war es, der die Menschheit nach dem neuen Kontinente geführt hat, welcher 1492 so gut wie gar nicht existirte.

GERETTET!

Digitized by Google

t.

über
dicht
nuck
auf
lät-
wa-
uch
letzt
noch
die
mit
uck

hn-
rer
var
llt.
en
ste
ne
n-
ge-
b-
en
il,
er
ne
n
th
se
s
e.
r

e
e
e
r

Digitized by Google

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Vierzehnter Band. November 1886. Elftes Heft.

Clara Fink,

oder

„Willenskraft — Wege schafft“

Für Haus und Herd mitgetheilt von Gregorius.

Es war so ein rauher und trüber Wintertag, wie man sich denselben nur vorzustellen vermag. Der Decembermonat befand sich auf der Neige und die Abenddämmerung stellte sich ungewöhnlich frühe ein. Farmer Fink, welcher sich schon beim Anbruch des Tages auf den Weg zum nahen Landstädtchen gemacht hatte, um dringende Geschäfte zu besorgen, fuhr langsam seinem Landgute zu. Nach dem Ausdruck seines Gesichtes zu urtheilen, müssen seine Geschäfte nicht sehr zufriedenstellend ausgefallen sein. Offenbar war es mehr als die naßkalte, vom Nordwesten herwehende Luft, die ihm zusetzte, und ihm ein so verstimmtes Aussehen gab. Er war in Gedanken vertieft und schien auf den treuen Schimmel nicht zu achten, welcher den leeren Wagen mit dem Fuhrmann über den rauhen, hartgefrorenen Weg heimwärts zog. Die schwere Büffelhaut, welche Farmer Fink vor der Kälte schützen sollte, hatte sich, ohne daß er es merkte, verschoben und hing auf der einen Seite über den Wagen herab. Er wußte kaum, daß er die Zügel in der Hand hielt und kalt und durchfroren wie er war, schien es ihm nicht einzufallen, seinen Schimmel zum schnelleren Trabe anzuhalten. Warum auch sollte er eilen beim zu kommen, hatte er ja doch seinem harrenden Weibe keine gute Botschaft zu überbringen! Hie und da entfuhr ein Seufzer seiner beklommenen Brust und eine Thräne stahl sich aus dem Auge und rollte über die hohle Wange herab, während er zum Himmel aufschaute und seinem himmlischen Vater inständig bat, ihm Kraft und Gnade zu schenken, sich in seine traurige Lage geduldig ergeben zu können.

Clara Fink, die einzige Tochter des Landmannes, die sich ebenfalls von der entgegengesetzten Richtung her auf dem Heimwege befand, hatte heute, wie ihr Vater, die niederschlagendste Erfahrung gemacht. Sie war ein aufgewecktes, gutmüthiges Kind, die Freude und Hoffnung ihrer Eltern. Sie mochte zwanzig Jahre alt sein, allein sie sah augenblicklich viel älter und von Sorgen beschwert aus. Sie war einfach aber standesgemäß gekleidet. Sie war so vollständig in Gedanken versunken, daß sie kein Auge hatte für irgend einen Gegenstand des Weges entlang. Als aber die Wolken am Himmel sich für kurze Zeit theilten und der eben untergehenden Sonne gestatteten, ihre matten Strahlen über die Erde zu verbreiten, da gewahrte Clara wie ein dicht am Wege stehender Berberitzenstrauch im Farbenschmuck der Sonnenstrahlen wie verklärt erschien, während auf der entgegengesetzten Seite die noch vorhandenen Blätter und Beeren des Strauches farb- und glanzlos waren. Clara blieb stehen. Sie betrachtete den Strauch von beiden Seiten mit sichtbarem Interesse. Zuletzt sagte sie halblaut vor sich hin: „Es giebt gewiß noch andere Gegenstände und Verhältnisse in der Welt, die ihre Licht- und Schattenseiten haben!“ worauf sie mit festerem Schritt und entschiedenem Gesichtsausdruck weiter eilte.

Daheim im ländlichen Hause wartete Frau Fink sehnsüchtiglich auf die Heimkehr ihres Mannes und ihrer Tochter. Sie hatte seit Stunden gewartet und war bereits müde, hungrig und von banger Sorge erfüllt. Es schien ihr dies der längste Tag ihres Lebens werden zu wollen. Sie befürchtete sehr, ihrem Manne möchte etwas Böses zugestoßen sein, und daß ihre Clara eine abschlägliche Antwort vom Vorstand der Schule bekommen hatte. Seit Jahren war es Farmer Fink nicht gelungen, seine Ausgaben durch den Ertrag seiner Feldprodukte zu decken, und wäre es nicht für die Zinsen gewesen, die er jährlich von seinem väterlichen Erbtheil, welches er in einer Bank angelegt hatte, bezog, hätte er sich längst in Schulden stecken müssen. Clara hatte eine Applikation eingereicht, um eine Anstellung als Lehrerin in einer Distrikt-Schule ganz in der Nähe ihrer Heimath zu erhalten. Sie konnte als Lehrerin im elterlichen Hause in die Kost gehen, und es schien der Mutter, als ob Alles davon abhinge, daß ihre Clara diese Anstellung bekame. Sie war gewiß, daß sie in diesem Falle keine Nahrungssorgen haben würden und sollte auch das Geld in der Bank unsicher stehen.

Unsere Heldin hatte sich von Kind auf in der Schule ausgezeichnet. Ihre Eltern wurden von den verschiedenen Lehrern förmlich überredet, der Clara eine weitere Schulbildung zukommen zu lassen, damit diese sich für das Lehrerfach ausbilden und späterhin ein unabhängiges Leben führen und ihren Eltern eine große pekuniäre Hülfe werden könne. Obgleich Clara sich in der Normalschule ebenfalls auszeichnete, hatte sie doch im Stillen ihre Bedenken, ob sie für das Lehrerfach tauge. Dessenungeachtet aber war es keine kleine Probe für sie, daß

sie keine Anstellung empfing in den größeren Schulen, wozu sie doch nach ihren Fähigkeiten berechtigt gewesen wäre, und sich zuletzt genöthigt sah, in der geringen Distriktschule in der elterlichen Heimath um eine Anstellung zu bitten.

So demüthigend es auch immerhin für sie gewesen sein mochte, um diese bescheidene Lehrerstelle Applikation einzureichen, um so niederschmetternder war es für sie, nun nach Hause zu kehren und den besorgten Eltern die Mittheilung machen zu müssen, daß die Wahl auf eine andere Person gefallen sei.

Frau Fink schaute bald in's Feuer, bald wieder zum Fenster hinaus; sie nahm ihr Strickzeug zur Hand, um damit die langen Stunden zu vertreiben, allein sie schien zum Stricken nicht aufgelegt zu sein. Mit jeder Stunde nahm ihre Besorgniß zu, bis sie zuletzt unverrückt zum Fenster hinausschaute, ob ihr Mann nicht bald heim komme. Sie war eine stattliche Person, von schönem Körperbau und intelligentem Aussehen. Wohl hatte sich ihr Haar gebleicht und waren Spuren des Alters im Gesichte nicht zu verkennen, doch war sie noch viel rüstiger als ihr Mann. Zur Zeit ihrer Hochzeit hatte man im Stillen bedauert, daß sie Farmer Fink ihre Hand zum Ehebund reichte, der in mehr als einer Beziehung ihr nicht ebenbürtig zu sein schien. Von Jahr zu Jahr sah sie mehr ein, daß ihr Leben kein besonders erfolgreiches sei. Als daher ihr einziges Kind heranwuchs und zu besonderen Hoffnungen Anlaß gab, vergaß Frau Fink sich selber immer mehr und mehr und lebte nur in den Interessen ihrer lieben Clara. Sie hatte nicht im Geringsten gezweifelt, daß Clara ohne Schwierigkeiten eine bedeutende Lehrerstelle mit großem Salair bekommen würde. Zuerst wollte sie sich gar nicht mit dem Gedanken versöhnen, daß ihre Tochter in dem aus rauhen Brettern aufgeführten kleinen Schulhause im Lande, wo sie im besten Falle nur eine Hand voll Kinder zum Unterricht einfinden würden, als Lehrerin angestellt sein sollte, doch war sie zu vernünftig, um sich hartnäckigerweise dagegen zu stämmen — sie schickte sich nicht blos zuletzt in das Unvermeindliche, sondern es war ihr sogar daran gelegen, daß ihre Tochter diese Stelle betäme.

Endlich kam ihr Mann langsam des Weges. Beim ersten Blick glaubte sie schon errathen zu haben, daß er ihr keine gute Neuigkeit bringen würde. Er zog die Büffelhaut über seinen Schooß und fuhr mit einem gezwungenen Blick der Gleichgültigkeit in den Hof; es währte jedoch geraume Zeit, bis er in's Haus trat. Er besorgte zuerst den Schimmel, brachte den Wagen an Ort und Stelle und futterte das Vieh, ehe er den Stall verließ. Unterdessen war auch Clara heimgekehrt, die am Fenster saß und kein Wort zu sagen hatte, als ihr Vater in das Zimmer eintrat.

„Setze dich hierher zum Feuer, war das erste Wort, welches Frau Fink beim Eintritt ihres Mannes aussprach, „ich will sogleich dir und Clara ein warmes Essen bereiten. Du hast am Ende nicht einmal ein Mittagsmahl eingenommen!"

„Es wird kaum nöthig sein, dir die Mittheilung zu machen, daß ich böse Nachrichten bringe," sprach Fink. „Die Bank hat fallirt und wird nicht im Stande sein mehr als zehn Cents am Dollar zu zahlen. Es ist viel schlimmer als man anfänglich glaubte. Der Kassirer hat mit dem Gelde der Bank spekulirt und ist mit dem noch übrigen Gelde durchgebrannt."

Das war ein schwerer Schlag für die Mutter und Tochter, welche den armen Mann mit weiteren Fragen formlich bestürmten. Anfänglich gelang es ihm, die Gefuhle seines Herzens verdorgen zu halten und die Fragen in Ruhe zu beantworten. Es zeigte sich jedoch bald, wie sehr dieser Verlust Farmer Fink zu Herzen ging. Sein Vertrauen in die Bank war unbegrenzt. Nur mit Hülfe der jährlichen Dividenden konnte er seine Unkosten bestreiten. Sein Landgut war nicht besonders ergiebig. Zudem hatte er öfters große Verluste zu erleiden. Einmal z. B. brannte ihm der ganze Wald, von dem er manchen Dollar zu lösen hoffte, total ab. Fink war alt und schwach, wie sollte er nun sein Auskommen finden. So saß die Familie längere Zeit in der Küche. Die Mutter theilte dem gedrückten Vater mit, wie es Clara mit der in Aussicht stehenden Lehrerstelle erging. Der Agent des Distrikts hatte die Stelle seiner Nichte zukommen lassen, welche bei ihm in die Kost gehen und zugleich seiner kränklichen Frau des Morgens und Abends in der Hausarbeit eine Aushülfe sein sollte. —

„Dies ist ein Unglückstag für uns," erwiderte Farmer Fink. „Es thut mir herzlich leid um dich, Clara!"

„Sie mag doch noch eine gute Anstellung bekommen," meinte Frau Fink. „Du weist ja, sie haben ihren Namen in der Lehrerliste in der Normalschule, wo beständig Nachfrage nach guten Lehrern ist."

„In der That," seufzte Farmer Fink, „ich weiß nicht, wie es uns ergehen wird. Wir sind mitten im Winter, und es ist möglich, daß mich der Rheumatismus bald an das Bett fesselt. Unsere Kasse ist so kurz, daß wir nicht einmal einen Knaben zur Aushülfe dingen können. Ich habe wohl noch eine Kuh zu verkaufen, allein die Taxen sind zu entrichten und unserem Prediger haben wir noch keinen Cent Gehalt in diesem Kirchenjahre zukommen lassen. Zudem hat uns die Erfahrung vergangener Jahre gelehrt, daß wir nicht im Stande sind, von unserem Landgut allein uns zu ernähren."

„Ich glaube, wenn wir unser Abendbrod einnähmen, würden wir nicht ganz so muthlos sein," entgegnete Clara. „Ich wenigstens bin hungrig."

Nachdem die Familie sich um den Tisch gesetzt hatte, fuhr Clara fort: „Nun will ich euch, meine lieben Eltern, mittheilen, was ich zu thun mich entschlossen habe. Ich werde mich sofort an die Landarbeit machen und meinem Vater im Felde behülflich sein, als ob ich ein junger Mann wäre. Daß ich die Schullehrerstelle nicht bekommen habe, ist gewiß nicht von ungefähr. Ich habe meinen starken Zweifel, ob ich überhaupt für das Lehrerfach tauge. Vorliebe zu demselben habe ich noch nie empfunden, obwohl es mich durchaus nicht reut, daß ich so viele Jahre zur Schule ging. Was ich in der Schule gelernt habe, wird mir durch mein ganzes Leben trefflich zu statten kommen, wenn ich auch keine Schulmamsell bin. Und nun, was unsere Landwirthschaft anbetrifft, sehe ich nicht ein, warum wir so niedergeschlagen sein sollten. Wir haben reichlich Futter zur Ueberwinterung des Viehes. An Aepfeln, Kartoffeln und Rüben fehlt es uns nicht. Die fetten Schweine liefern Fleisch und Schmalz zum Ueberfluß. Unsere Hühner sind nicht müssig und mit Eier und Butter läßt sich Manches im Markt besorgen. Verhungern werden wir vor der Hand noch nicht. Ich bin gesund und so stark wie ein Mann und will nach Kräften arbeiten. An treuen Freunden in der Noth fehlt es uns nicht und der alte Gott lebt ja noch. Warum sollten wir nicht alle unsere Sorgen auf ihn werfen. Er sorgt für uns." Farmer Fink schaute verwundert auf, als er seine Tochter so reden hörte und die Mutter wischte sich die Augen während sie antwortete: „An Unternehmungsgeist hat es dir von Kind auf nie gefehlt, Clara, du bist willig dem Vater Mannesstelle in der Feldarbeit zu versehen. Allein bedenke doch, du bist ein Mädchen, wie kannst du Pflügen und Saen und Dreschen. Dein Wille ist schon anerkennungswerth und den wird dein Vater für die That nehmen müssen."

„Nun, lieb Mütterchen, ich bin fest entschlossen, mich

vor der Hand der Landwirthſchaft zu widmen und mein Motto ſoll ſein: „Willenskraft — Wege ſchafft!“ So redete Clara im ernſten Tone.

Der Vater ſchien an der weiteren Unterhaltung keinen Antheil zu nehmen. Er rückte mit dem Stuhl nach gehabten Abendeſſen hinter den Ofen. Es fror ihn immer noch. Längere Zeit ſaß er ſtillſchweigend da und ſah vor ſich hin.

„Ach,“ rief er plötzlich aus: „Ich habe ja in meiner Sorgennoth vergeſſen die Kühe zu melken!“

„Dieſe Arbeit werde ich von jetzt ab beſorgen, lieber Vater,“ entgegnete Clara, die ſofort ſich anſchickte und mit der Laterne und dem Milchkübel in der Hand in den Stall ging. Im Stalle angekommen, fiel ihr Blick auf die Hühner, welche verlorenerweiſe umher niſteten, als ob ſie keine Heimath hätten. „Das muß anders werden,“ ſagte ſich Clara. „Im Amerikaniſchen Agriculturuit erſchienen einige Artikel über Hühnerzucht, welche ich ſofort durchſtudiren werde. Warum ſollten nicht unſere Hühner Geld bringen. Eier und junges Geflügel ſind theuere Artikel im Markt das ganze Jahr hindurch. Und jenes Feld an der Südſeite des Berges, das nun ſchon jahrelang brach gelegen, weil es zu mager iſt, etwas zu produziren, würde ſich vortrefflich eignen für Erdbeeren. Auch glaub ich, daß wir durch Gartenfrüchte mehr erzielen würden als durch Feldbau. Die Felder könnte man ja mit Gras beſäen und für das Gartengemüſe bekommen wir gute Preiſe, namentlich wenn wir die erſten mit im Markte ſind.“ Das war die Unterhaltung, die Clara mit ſich ſelber pflog. Ehe ſie den Stall verließ war der Plan entworfen für die Beſtellung des Landes für das kommende Jahr. Das größte Hinderniß in der Ausführung dieſer Plane ſchien ihr in der Richtung und Geſinnung ihres Vaters zu liegen, der von jeher gerade dieſen Theil der Landwirthſchaft verkannte und oft erklärt hatte, es lohne nicht, ſich mit ſolchem Gerümpelzeug abzugeben.

„Wie fange ich es an, daß ich die Zuſtimmung meines Vaters in der Ausführung meines Planes bekomme?“ Das war die Frage, die ſich Clara machte, als ſie mit gefülltem Milchkübel in die Küche trat.

Während Clara im Stalle war, ſuchte Frau Fink ihren Mann zu tröſten. Es wollte ihr aber nicht gelingen. „Es nützt nichts, ſo zu mir zu reden, Frau. Ich weiß am Beſten, wo uns der Schuh drückt. Ich bin ein ruinirter Mann. Ich habe dir ſchon oft geſagt, daß wir uns vom Lande allein nicht ernähren können. Mit den Zinſen unſeres Geldes haben wir uns noch helfen können. Nun aber iſt unſer baares Kapital fort. Wir haben ſo viel Geld an unſere Clara gewandt, die, wie es ſcheint, keine Schullehrerin werden wird und uns ſomit keine Hülfe leiſten kann, wie wir uns vorgeſtellt haben. Ich bin alt und zuſammengebrochen. Es geht Alles wider mich.“ Mit dieſen Worten brach Farmer Fink in lautes Weinen aus.

Clara, die eben ins Zimmer eintrat, war überraſcht, ihren Vater weinen zu ſehen. Sie fiel ins Wort und meinte, es ſei nicht nöthig, noch recht, ſo muthlos zu ſein. „Sieh', lieber Vater, es hatte uns ein noch größeres Unglück, als der Verluſt des Geldes treffen können. Ich bin ja noch hier und werde euch helfen. Wenn es uns nicht gelingt auf dem alten Wege unſeren Unterhalt aufzubringen, ſo ſchlagen wir einen anderen Weg ein. Willenskraft — Wege ſchafft. Wie viele Schulden haben wir, Vater?“

„Dreihundert Dollars. Es iſt rein unmöglich für uns dieſe Summe zu zahlen.“ Während Vater und Tochter ſich noch weiter unterhielten, räumte die Mutter den Tiſch ab, griff nach der alten Hausbibel, um die Familienandacht zu leiten. Sie las langſam und mit Nachdruck die Bergpredigt des Herrn Jeſu. Als ſie zur Stelle kam, welche folgendermaßen lautet: „Darum ſage ich euch: Sorget nicht für euer Leben, was ihr eſſen und trinken werdet, auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Iſt nicht das Leben mehr, denn die Speiſe? Und der Leib mehr, denn die Kleidung? Sehet die Vögel unter dem Himmel an, ſie ſaen nicht, ſie ernten nicht, ſie ſammeln nicht in die Scheunen, und euer himmliſcher Vater nähret ſie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr, denn ſie?“ las ſie noch langſamer und nachdrucksvoller. Nach dem Leſen des Kapitels leitete die Mutter ebenfalls im Gebet. Der Herr ſchenkte ihr den Geiſt der Gnaden und des Gebets. Sie ſchüttete ihr Herz aus vor dem Herrn. Sie betete ungewöhnlich lange und inſtändig. Sie konnte ſich und Alles, das ihr Gemüth beſchäftigte, dem Herrn darbringen. Dem Vater und der Tochter war es klar, daß ſie dem Herrn vertraute. Nicht ohne Segen war jene Familienandacht für Farmer Fink, der ſich bald darauf zur Ruhe niederlegte.

Kaum hatte ſich Clara ebenfalls zur Ruhe begeben, als ihre Mutter ſie mit den Worten aufweckte: „Der Vater iſt plötzlich krank geworden. Rufe den nächſten Nachbar, daß er nach der Stadt zum Arzt gehe.“ „Der Nachbar iſt nicht zu Hauſe,“ antwortete Clara. „Ich werde ſelber zum Arzt eilen.“

Clara kleidete ſich raſch an und eilte in die Nacht hinaus, um den zwei Meilen entfernt wohnenden Arzt zu rufen. Die Wolken waren vorübergezogen und es war eine kalte ſternenhelle Nacht. Clara war ſo beſorgt um ihren Vater, an dem ihr ganzes Herz hing, daß es ihr nicht einfiel, wie gefährlich es iſt, für ein Mädchen in der Nacht auf der Landſtraße ohne allen Schutz zu gehen. Sie erreichte jedoch ihren Beſtimmungsort ohne einem Unfall zu begegnen. Der Arzt ließ ſich nicht lange rufen. In wenigen Minuten war ſein Pferd eingeſchirrt und ſtand zur Abfahrt bereit vor der Thür. Der Arzt nahm Clara im Gefährt mit ſich und eilte der Wohnung des Farmers Fink zu. Unterwegs meinte der Arzt: „Dein Vater hat ein böſes Herzleiden, das ihm gefährlich werden könnte. Doch nach dem zu urtheilen, das du mir geſagt haſt, wird ſich eine Lungenkrankheit einſtellen, die deinen Vater Wochen, ja Monate lang an das Bett feſſeln mag. Auf jeden Fall kann er im kommenden Frühling die Feldarbeit nicht übernehmen.“ „Ich bin Ihnen ſehr dankbar für dieſe Mittheilung, Herr Doktor. Ich bin nun in meinem Entſchluß zu Hauſe zu bleiben und Landwirthſchaft zu treiben nur geſtärkt.“

„Was zu treiben?“ frug verwundert der Arzt. „Landwirthſchaft. Sehen Sie, Herr Doktor, es iſt mir bis jetzt nicht gelungen eine Lehrerſtelle zu bekommen. Unſer Vater erfuhr heute, daß das Geld in der Bank verloren ſei. Er kann weder ſelber das Land beſtellen noch die dazu nöthige Hülfe dingen. Es bleibt alſo nur dies Eine übrig, daß ich die Lucke fülle und Farmer werde. Meine Pläne ſind ſchon gelegt und mit Gottes Hülfe werden ſie ausgeführt.“

„Du biſt ein heldenmüthiges Mädchen, Clara,“ rief der Arzt aus. „Wer ſo reſolvirt iſt, wie du zu ſein ſcheinſt, dem wird es gelingen. Sollteſt du je in Geldverlegenheit kommen, laß mich es wiſſen, ich ſtehe jederzeit zu Dienſten bereit.“

Clara dankte dem Arzt auf's Herzlichſte und im Stillen dankte ſie dem Herrn, der ihr ſchon einen Weg der Aushülfe in der Noth gezeigt hatte.

Der Arzt hatte Recht geredet. Farmer Fink hatte das Lungenfieber. Wochenlang ſchwebte er zwiſchen Leben und Tod. Endlich war die Kriſis vorüber und der Kranke fing an zu geneſen. Die Kräfte aber kehrten

Digitized by Google

langsam zurück. Der Maimonat hatte sich bereits eingestellt, ehe er mit Hülfe eines Stockes es wagen konnte, über die Thürschwelle zu treten. Der Arzt hielt sein Versprechen. Mit Rath und That stand er Clara und ihren Eltern zur Seite. Er stand ihnen bei in ihrer Geldverlegenheit, indem er ihnen dreihundert Dollars auf längere Zeit vorstreckte. Um den Vater der Familie war er sehr besorgt. Er that sein Möglichstes für ihn und war nicht wenig erfreut, ihn endlich auf gutem Wege der Besserung zu finden.

Der Winter war ein ungewöhnlich langer und kalter. Erst im Märzmonat fing der Schnee an zu schmelzen. In den langen Winterabenden studirte Clara die letzten Jahrgänge des Amerikanischen Agriculturisten mit dem größten Interesse. Sie konnte es kaum erwarten, bis sich der Frühling einstellte, um mit ihrer Arbeit im Felde zu beginnen. Die Frage, die sie sich anfänglich vorlegte, wie sie ihren Vater bewegen könnte, in ihre Pläne einzuwilligen, hatte sich längst gelöst; er war viel zu schwach, um sich um die Landwirthschaft zu bekümmern. Clara hatte bereits Pflügen lassen und einige Felder waren mit Gartengemüse bepflanzt, ohne daß Farmer Fink es ahnte, daß man heuer nach einem andern Plan wirthschafte. Als er, an einem warmen Tage im Mai, es wagte, mit Hülfe seines Stockes ins nächste Feld zu gehen, wo Clara beschäftigt war, konnte er anfänglich seinen Augen kaum trauen, als er die feldlangen Reihen Gemüse sah. Er war bitter getäuscht und wollte ohne Weiteres seinen Unwillen seiner Tochter gegenüber ausdrücken. Ehe er aber in die Nähe seiner emsigen Tochter kam, legte sich der Unwillen und er dachte bei sich selber: „Am Ende hat Clara das Rechte getroffen und versteht es besser als du, diesem Boden eine Ernte abzugewinnen. Jedenfalls ist es weise für dich stille zu sein und die Zeit reden zu lassen."

Kaum hatte sich der Sommer eingefunden, als Clara schon neue Kartoffeln auf den Markt brachte. Sie hatte das Kartoffelfeld sehr frühe bestellt. Es wurde ihr von vielen Leuten prophezeit, daß sie in dem naßkalten Boden keine Kartoffeln ziehen könne. Allein sie hatte gut Glück. Keine Kartoffeln waren so gesucht und wurden so theuer bezahlt wie die der Clara Fink. Der Erlös von diesem Felde allein war größer als Farmer Fink in anderen Jahren gewöhnt war vom ganzen Landgute zu realisiren. Alle Gartenfrüchte gediehen vortrefflich und wurden die höchsten Marktpreise erzielt. Clara stand in der Arbeit von früh bis spät, sie war gesund und Alles, was sie unternahm, das gerieth wohl. Mit der Hülfe eines starken Jungen, den sie auf den Rath des Arztes gedungen hatte, war sie im Stande alle Arbeit des Landgutes zu besorgen. Der Hühnerzucht schenkte sie ganz besondere Aufmerksamkeit, und zwar nicht ohne Erfolg. Im nahen Teich wimmelte es von Gänsen und Enten, die zu ziehen dem Vater nie eingefallen war. Sie trieb ebenfalls Bienenzucht mit außerordentlichem Erfolg. Die Butter, welche Clara Fink auf den Markt brachte, war bekannt als die vorzüglichste und wurde theuer bezahlt. Sie verkaufte das Ochsengespann, womit ihr Vater sich jahrelang geplagt hatte und kaufte mit dem Erlös ein zweites Pferd nebst leichtem Wagen, um schnell auf den Markt fahren zu können.

Clara war glücklich und freute sich in ihrem Berufe wie eine Königin. Sie ging allsonntäglich in die Kirche und stärkte ihr Herz an dem verkündigten Wort Gottes. Niemand, ohne nähere Bekanntschaft, würde geahnt haben, daß sie an ihres Vaters Stelle Landwirthschaft treibe, so anständig und edel war ihr Aussehen. Sie bewahrte die Eigenschaften, welche das weibliche Geschlecht besonders zieren, und war in ihrem Benehmen durchaus sanft und bescheiden, in Folge dessen sie auch von Jedermann geachtet wurde. Der Arzt war ein regelmäßiger und fleißiger Besucher des Farmers und es bereitete Clara das größte Vergnügen ihm eines Tages die volle Summe des geliehenen Geldes nebst Interessen zurückzahlen zu können.

Farmer Fink hatte sich im Lauf der Sommermonate ordentlich erholt und kehrten die Kräfte allmählich wieder. Am Danksagungstage fuhr er zum ersten Mal wieder mit seinem Weibe und Tochter zur Kirche. Die Predigt über die Worte: „Seid dankbar in allen Dingen, denn das ist der Wille in Christo Jesu an euch," machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Tief im Herzen sprach er Ja und Amen zu dem, was über die Dankbarkeit verkündigt wurde. Am Abend des genannten Tages hielt Clara Abrechnung über ihre Landwirthschaft vor den Eltern, welche folgendes Resultat ergab. Alle Schulden bezahlt nebst einem namhaften Ueberschuß an baarem Gelde in der Kasse. Futter, Getreide und Obst in Hülle und Fülle vorhanden. Zunahme an Viehstand und Geflügel.

Wie sich's leicht denken läßt, war Farmer Fink überglücklich ob diesem Ergebniß. Sein Kleinglaube war beschämt worden, denn der Herr hatte über Bitten und Verstehen an ihm und den lieben Seinen gethan. Er nahm die Bibel zur Hand und las den 103. Psalm. „Lobe den Herrn meine Seele, und Alles was in mir ist seinen heiligen Namen." Er hatte buchstäblich erfahren, daß der Herr sein Leben vom Verderben erlöset und ihn mit Gnade und Barmherzigkeit gekrönet hat. Er blätterte weiter in der Bibel. Sein Auge fiel auf dem 95. Psalm, welchen er zur Abendandacht vorlas. Thränen perlten in seinen Augen als er die Worte las: „Lasset uns mit Danken vor sein Angesicht kommen und mit Psalmen ihm jauchzen, denn in seiner Hand ist, was die Erde dringet, und die Höhen der Berge sind auch sein." Farmer Fink schloß die Bibel und stimmte das Lied des sel. Paul Gerhard an:

„Befiehl du deine Wege." Aus vollem Herzen sang er:

„Weg' hast du allerwegen,
An Mitteln fehlt's dir nicht;
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht;
Dein Werk kann Niemand hindern,
Dein Arm wird niemals ruhn,
Um das, was deinen Kindern
Ersprießlich ist, zu thun."

Nach Absingen des Liedes knieeten die dankbaren Eltern mit der Tochter im Gebete nieder und gaben Gott die Ehre, der ihre Zuflucht und Hülfe war in den Nöthen, die sie getroffen hatten, und daß er sie so reichlich gesegnet nach Leib und Seele. Es war ein glücklicher Danksagungstag für Farmer Fink und die Seinen.

Clara war noch viele Jahre hindurch die Freude und Stütze ihrer betagten Eltern. Schullehrerin ist sie nicht geworden, aber eine tüchtige Bauersfrau, die als Muster in der Umgegend galt. Sie hielt unverbrüchlich fest am Grundsatz: „Willenskraft — Wege schafft," und ihren Kindern schärfte sie dieses Motto ein, indem sie oft erklärenderweise hinzufügte: „Gott hilft Denen, die im Vertrauen auf ihn versuchen, sich selber zu helfen, und die in dieser Selbsthülfe weder Mühe noch Schweiß scheuen."

Will nicht gewaschen sein.

Editor.

Wer dem Kleinen auf dem Bilde sagt, er sei schmutzig und gar nicht lieblich anzusehen, der kömmt schön an und kriegt ein unfreundliches Gesicht zu sehen.

Wenn aber Fritzchen rein ist und man sagt: „Hübscher Junge, wie siehst du doch so blank aus," da lacht er mit dem ganzen Gesicht und schaut d'rein, als ob das Lob sich ganz von selbst verstünde.

Die Waschlur jedoch haßt und scheut er wie das Feuer. Das ist ja ganz abscheulich, wenn man so eingeseift und abgerieben wird, denkt er, und flüchtet, so lang es geht, bis in die äußersten Winkel, obwohl er so schmutzig ist, daß ein so großer Besen, wie der, welcher neben ihm steht, zur Reinigung nöthig wäre.

Doch — was lachen wir über den Jungen! Machen wir Alten es etwa viel besser? So lange man uns über den alten Kaiser lobt und beweihräuchert, da sagen wir: „Guter Mann, gescheite Frau, braves Herz!"

Langt jedoch eine energische Hand zur nothwendigen Waschung aus; giebt ein aufrichtiger Mund auf die Frage — „was fehlet noch" — ehrliche, muthige Antwort, da haben wir's kein Dank, flüchten uns in den äußersten Winkel unseres Selbstbewußtseins, und schreien aus vollem Halse: „Hand ab!"

Weßhalb aber sind wir am letzten Ende beieinander; warum hat uns Gott der Herr in Familie, Kirche, Schule und Staat nebeneinander gesetzt?

Unser Heiland sagt es uns: „Ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr thut, wie ich euch gethan habe." Und was hat er denn gethan? Er hat die Waschung vollbracht. Freilich vollzieht er die Reinigung in Demuth und Liebe, indem er das Kleid der Gottherrlichkeit ablegt, und den Knechtsschurz

umbindet. Nichtsdestoweniger jedoch will er die Reinigung vollziehen, von der Tausende nichts wissen wollen.

So sind wir einander zur Läuterung, zur Charakterveredelung beigegeben. Und falls nun Jemand kommt und im Namen Jesu Christi sagt, wo es — trotz aller etwaigen Vorzüge — noch fehlet, so lasset nicht von uns gesagt sein: „Will nicht gewaschen sein."

Aus den Briefen einer Frühvollendeten.

1. Aus den Jugendjahren.

Noch eine Stunde, und wir treten hinüber in ein neues Jahr; dunkel liegt es vor uns, und so manche bange Sorge, so manche Frage drängt sich dem Herzen auf; wir möchten gern wandeln nach dem Willen des Herrn, gern von ihm uns führen lassen. O Vater im Himmel, blicke gnädig auf deine Kinder herab, lenke unser Leben nach deinem Rath, und gieb uns Willen und Kraft, alles als deine Schickung gern hinzunehmen. — Wecke mich auf, treuer Heiland, und binde du in mir mein eigenes Selbst; gieb mir ein einfältiges Herz, das nur nach deinen Geboten sich richte, nicht nach der Menschen Urtheil; und laß die Liebe eindringen in mein kaltes Herz, die Liebe, die nicht das Ihre sucht, sondern das, was des andern ist.

In den wenigen Gesellschaften, in denen ich diesen Winter war, schmerzte mich das fade, gehaltlose Wesen immer sehr, das dort so vielfach herrscht, und das Bewußtsein, daß ich etwas Besseres nicht nur kenne, sondern besitze, machte mich dann im Herzen wieder froh.

Eben läutet die Spätglocke, sie trifft uns noch in der gemeinschaftlichen Bitte: „Ach bleib mit deiner Gnade" —. Bleiben wir nur stets in ihm, dem himmlischen Erlöser, ruft jeder Ton des innern und äußern Lebens uns stets diese Bitte in die Seele zurück, dann können wir auch freudig an die fernen Freunde denken, die in ihm mit uns verbunden sind.

Sich verstehen ist mehr, als sich sehen, doch das Sich-sehen ist auch etwas gar Schönes, und man lernt dabei sich immer besser verstehen. Darum hat Gott uns beides verliehen, so wollen wir um so dankbarer sein.

O, wenn der Mensch keine Heimath hätte! — Doch sollen wir Pilgrime sein auf Erden. Ich glaube aber, daß der, der keinen Sinn hat für eine irdische Heimath und kein Bedürfniß nach innigem Anschließen an einen kleinen Kreis liebender Menschen auch nicht fähig ist, mit Ernst die himmlische Heimath zu suchen. Freilich volle Befriedigung finden wir nur bei dem einen Freund, der verheißen hat: „Ich will bei euch sein alle Tage bis an der Welt Ende. Aber wer den gefunden hat, wird auch den kleinen Kreis, der hier auf Erden ihn umgiebt, veredeln und heiligen, daß er zu einer Wohnstätte wird, in der wir uns vorbereiten für die Wohnungen der Seligen, wo Freude die Fülle ist und lieblich Wesen immerdar.

2. Aus der Zeit des Brautstandes.

Wie allgemein ist doch die gewöhnliche Ansicht von Versorgtsein, und wie wenige Menschen sind durchdrungen davon, daß, wenn wahre himmlische Liebe die Eheleute einander zugeführt hat, sie auch alle Noth der Erde mit Freudigkeit ertragen können.

O, wie spielen die Menschen mit dem Heiligsten, was Gott uns gegeben hat, wie ziehen sie sich selbst das tiefste Leiden aus der Quelle zu, die Gott uns zu den reinsten Freuden erschuf!

Eine Pfarrfrau sein, — dies Wort ist mir mit seiner ganzen Wichtigkeit auf die Seele gefallen. — Fordert der Beruf nicht ein geläutertes Christenherz? — Ach, wie reich sind wir doch, daß wir im Herzen uns lieben! Durch ihn sind die Schätze des Himmels uns geöffnet; denn alles, was wir bitten in seinem Namen, das will er uns thun; alles, was du an mir vermissest, erflehen wir gemeinsam vom Herrn und es muß uns werden; alles, was mein besseres Wesen in dir sucht, alles, was ich bei dir, als dem Diener des Wortes finden möchte zum Segen für deine Gemeinde und für mich, wir erbitten es von oben, und unser Gebet wird erhört. Wir wollen nicht bitten um eitle Gaben, auch nicht um hohe Geistesgaben, die oft gefährlich sind, sondern um den Heiligen Geist, damit er uns in alle Wahrheit leite.

O wie leicht spricht sich's von der Liebe und Selbstverleugnung und wie schwer führt es sich aus! Fürchte dich nicht, ich male mir kein ideales Landleben aus, wie es in Büchern beschrieben ist, ich will mit Gottes Hülfe deine treue, thätige, umsichtige Hausfrau werden, aber ein Blick der Liebe, ein stilles Ausruhen an deiner Seite versüßt mir alles, macht mir die Geschäfte leicht.

Der wichtigste Schritt in dem Leben eines Mädchens ist doch der, wo sie ihr ganzes Leben, ihr ganzes Sein, ihr Wünschen und Hoffen in die Hand eines Mannes legt; alles Andere jeder nachfolgende Lebensabschnitt fließt aus diesem, hängt mit diesem zusammen. O wohl dem, dem dieser erste, dieser folgenreiche Schritt eine Thür ist zur ewigen Glückseligkeit!

Wie zerstreut bin ich oft, wie es im Liede der Anna Schlatter heißt: Ein Kleidungsstück, ein Essen macht mich den Herrn vergessen", — ach, warum den Herrn so oft vergessen, und sich selbst so gar nicht vergessen können, das liebe Ich; — o dann erst will ich es meinem eigenen Herzen glauben, daß ich dich recht liebe, wenn ich mit dir, für dich gelebt habe. Ich weiß es, viel, viel habe ich noch zu lernen, mich ganz vorzubereiten zu dem großen Berufe einer Pfarrfrau, aber — darf ich es sagen? ich meine immer, das wäre mehr Aeußerliches, das eigentlich Innerliche könnte ich nur durch das Leben lernen, — und das nur flehe ich von Gott, daß er mein Herz reinigen möge von aller Unlauterkeit, damit es immer offen und wahr vor dir daliege.

Digitized by Google

Wahrheit war unser Panier, so lange wir Freunde sind, Wahrheit hat uns hineingeführt in diesen seligen Bund, Wahrheit stehe über der Pforte unserer Ehe!

O, wenn ich Ostern erst bei dir feiern darf, mit welch' anderm Klang werden da die Glocken das Fest mir anläuten! Ist es nicht das Pfarrhaus vor allen andern, in welches sie die Osterfreude hineinläuten sollen, damit sie aus ihm übergehe auf alle Häuser? O, mir müßte bangen, auf solcher Höhe zu stehen, wenn er nicht bei uns stünde, der Hirte seiner Kirche, und uns zuriefe: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig!"

3. Aus dem ehelichem Leben und aus dem Pfarrhause.

An die Geschwister. Betet für eure schwache Schwester, daß der Herr mit seinem Heiligen Geist einen Sieg erringe über mein zerstreutes Wesen, daß ich mich mehr still sammle im Gebet, und alles zu seiner Zeit thue, damit ich mich auch ganz und ungetheilt dem geistigen Leben mit meinem Kinde hingeben kann, das so lieb und dankbar ist, wenn man sich mit ihm beschäftigt. Wie ist auch darin das Wort von Rückert so wahr:

So du willst empfangen, muß du geben,
Willst du ein ganzes Herz, so gieb ein ganzes Leben.

Einem jungen Ehepaar an seinem Hochzeitstag. Das Herz ist mir so voll, und doch kann ich die Worte nicht finden. Soll ich mit euch mich in Erinnerungen ergehen? oder soll ich der Zukunft gedenken, vor der ihr heute wie vor dem verschlossenen Kelche einer schönen Blume andächtig sinnend still steht? — Statt aller Worte laßt mich im Dankgebet zu Gott mit euch vereint sein, zu ihm, der alles herrlich hinausführt. Ihr habt gewiß seinen Segen bisher schon reichlich erfahren, und ich darf auch euch nur sagen, was meine liebe Mutter zu mir sagte: „Es wird immer schöner." Laßt nur nie etwas zwischen euch treten, seht euch alle Abend wieder frei und offen in's liebende Auge und verwischet schnell wieder jedes Wölkchen, das am Tage aufgestiegen sein könnte. Dann werdet ihr jeden Morgen zu neuem Glück erwachen. O, ich kann euch sagen: Mit stets wachsender Liebe können wir nach einem kleinen Mißverständnisse den Geliebten wieder in's Herz schließen, wenn unsere ganze Seele offen vor ihm daliegt, und keine Falte des Herzens verborgen bleibt. Freilich dieses ineinander sich Einleben, dieses aneinander sich Hingeben ist keine leichte Sache, es ist aber eine große Hülfe zu dem ernsten Ziele der völligen Hingabe an Gott.

Im Frühling vor dem Abschiede von der ersten Pfarrstelle. Die Sonne scheint so lieblich, der Himmel leuchtet im reinsten Blau, die Vöglein preisen ihren Schöpfer mit ihrem Gesange, die Bäume prangen in dem jungen köstlichen Maigrün, und in der Seele lebt eine tiefe Abschiedswehmuth, die von der irdischen Heimath aufsteigt bis zu dem festen Glauben: „Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir." Es verläßt freilich keines von uns hier seine eigentliche Heimath, wir kommen unseren Geschwistern näher, — aber es ist doch etwas um so ein erstes Plätzchen, das wir zum erstenmal vereint unser Daheim nannten, an welches die ersten Erinnerungen unseres gemeinsamen Lebens sich knüpften, an welchem wir viel, viel erlebten, und wo wir, wenn auch mit tiefer Beschämung im Blick auf die Dächer um uns herum doch hier und da eine Seele finden, die anhänglicher an uns ist, als es vielleicht den Anschein hat; es ist etwas, um all die lieben Plätzchen im Garten, auf denen so mancher liebe Freund mit uns gesessen hat, und die alle durch uns nach unserm Sinne entstanden sind. Ihr Lieben werdet das wohl auch noch erfahren, und dann könnt ihr uns auch noch besser verstehen, wenn ihr einmal euer liebes Heim verlassen müsset, und sei es auch nach noch so reiflicher Ueberlegung und innigstem Gebet im festen Glauben an Gottes Willen.

Vom Abschied aus dem Pfarrhaus. Wenn wir nicht die feste Ueberzeugung hätten, der Herr hat uns heißen gehen, — das arme Menschenherz wäre wankend geworden in den Tagen des Abschiedes, denn erst da hat sich so manches Liebesband gezeigt und fester geschlungen, das mehr in der Stille geblieben. — Als sie gegen Abend die reich mit Kränzen geschmückte Kutsche aus der Scheune herausführten und ich hinunter schaute in die dichte Menschenmenge, die herumstand, da ergriff mich ein mächtiger Abschiedsschmerz, von dem ich nicht ohne Thränen euch schreiben kann; es war mir, als könnte es nicht möglich sein, daß wir scheiden; und als wir nun nach einem kurzen Abschiedsgebet in der verödeten Studierstube hinuntergingen durch die weinende Kinderschaar, die liebe Thür hinaus, als ich zum letztenmal hinauf schaute zu den theuern Worten über der Thür: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen", o, ihr Lieben, da meinte ich, das Herz müsse mir brechen vor Traurigkeit! — Nur das *eine*: Es ist des Herrn Wille! strahlte immer wieder wie ein leuchtender Stern durch alle dunkeln Wolken hindurch. — Ja, wir wollen uns ziehen lassen von unserm treuen Erzhirten, seine Wege sind doch lauter Segenswege.

Aus der neuen Gemeinde. Wenn ich auf die vergangenen Tage zurückschaue, o, wie so gnädig hat uns der Herr geführt! Es ist ein gar köstliches Plätzchen, das der Herr uns hier bereitet hat; unser klein Häuschen ist jetzt so nett und freundlich hergerichtet, daß wir uns täglich daran ergötzen.

4. Aus den Leidenstagen.

Ich komme an einen neuen Lebensabschnitt. — Ich wurde Ende Oktober *krank*, ich erholte mich allmählich ziemlich ordentlich, doch gegen das Frühjahr stellten sich wieder mancherlei Schwächen ein; die lieben Meinen schonten mich sehr, und ich selbst mußte endlich den mir so ganz fremden Gedanken fassen, daß ich kränklich sei und der sorgfältigsten Schonung bedürfe. Wer mich als Mädchen und als thätige Hausfrau früher kannte, nur der kann begreifen, welche ganz andere Wendung nun mein Leben nahm. Der liebe Heiland erhob seinen mahnenden Finger gegen die Martha in mir. Er hatte mir viel, viel zu sagen und ich stehe fort und fort in seiner Schule und harre, wo er mit mir hinaus will.

Gott weiß am besten, was uns gut ist, — und seine Wege sind doch lauter Gnadenwege, wenn sie uns auch manchmal dunkel erscheinen. Das sage

ich mir auch, wenn ich manchmal recht schwer an meinem Zustande trage, der mich zu allen häuslichen Pflichten unfähig macht, jede gesellige Freude so erschwert und mir in dieser köstlichen Jahreszeit nicht erlaubt, wie sonst mit den Meinen in unserer lieblichen Gegend mich zu ergehen. Doch: „Wenn du Gott wolltest Dank für jede Wohlthat sagen, du hättest gar nicht Zeit, noch über Weh zu klagen.“

Ich schreibe dir, euch und uns zum Trost aus Vater Köllner's Leben, was so ganz auf unsere Lage paßt: „Die Last ist groß von einem Tag zum andern. — Oft wollte der Blick nach der Barmherzigkeit Gottes, von welcher uns die Hülfe kommt, sich ganz verdunkeln, aber seine Tröstungen ergötzten doch immer wieder unsere Seelen; wie noch nie, schmeckten sie uns so süß, aber auch nie habe ich so beten können, wie ich es in diesen Nöthen lernte. Möge er uns nur recht verstehen lehren, was er mit uns will. Er richte immer unsere Herzen auf das eine, was noth thut, und ziehe uns recht vom Irdischen ab, damit wir von ganzem Herzen sagen können: 'Nichts können und nichts wissen, nichts wollen und nichts thun, als Jesu folgen müssen, das heißt in Frieden ruhn.'“

O, wenn wir von so manchen schweren Prüfungen hören, da schämt sich wohl das Herz seines Kleinmuths und gedenkt der vielen großen Barmherzigkeit seines Gottes. Auch an mir hat er sie wieder erwiesen und mich reichlich getröstet und aufgerichtet durch seine Gnade.

Der Herr führt in die Enge, aber er führt auch wieder heraus. Solche Zeiten führen uns tief in's eigene Herz und decken uns die verborgensten Schäden auf. Unser treuer Heiland mache es mit uns nach seinem heiligen Willen! Je älter wir werden, desto mehr verlernen wir das Wünschen. Er weiß allein, was uns gut ist, und will es uns geben nach seinem unerforschlichen Rath.

Wird auch täglich, stündlich weher,
Alles Trostes ganz beraubt,
Kommt uns auch der Tröster näher,
O, viel näher, als man's glaubt,
Denn es bricht ihm ja sein Herz
Ueber uns und unserm Schmerz.

Hat man's doch mit keinem harten,
Unbarmherz'gen Herrn zu thun;
Kann man in Geduld nur warten
Und in stillem Glauben ruhn,
So erkennt, erfährt man dies:
Seine Stunde kommt gewiß.

Fragst du, Herz, wann kommt die Stunde?
Dann, wenn's dir am meisten frommt.
Trau dem Wort aus seinem Munde,
Bis einst seine Stunde kommt;
Leide, glaube, hoffe still,
Bis sich's herrlich enden will. (Spitta.)

(Pfarrhaus.)

Auf den Schlachtfeldern bei Metz.

Von Opusculum.

Es war ein grauenvolles Bild, das die Sonne des 19. August 1870 auf der Höhe von Gravelotte beleuchtete. So weit das Auge reichte, nichts als Tod und Zerstörung! Des Himmels Wolken schauten hoch hinein in Hunderte von leergebrannten, rauchenden Ruinen, deren Besitzer jammernd das Grab ihrer Habe umstanden.

Sonst alles still und stumm; dem geräuschvollen Toben der Schlacht war Stille, die Stille des Kirchhofes gefolgt. Kein Vogel unterbrach dieselbe. Die gefiederten Sänger waren durch den Schlachtendonner verscheucht worden, um sich wochenlang von den blutgetränkten Gefilden fernzuhalten.

Groß war zwar der Sieg in dem gewaltigen, wohl einzig in der Geschichte dastehenden dreitägigen Schlachtendrama, das mit Einschließung und Gefangennahme der französischen Hauptarmee endigte; groß und schmerzlich waren aber auch die Opfer, die deutscherseits gebracht werden mußten, um dieses Ziel zu erreichen: zahlreich, wie zur Erntezeit die Garben, war die Wahlstatt mit Todten bedeckt; in langen, langen Reihen wurden sie zusammengetragen, und immer noch nahm es kein Ende. Tausende und aber Tausende von Verwundeten lagen noch auf den Feldern umher oder waren in den von der Kriegsfurie verschont gebliebenen Gehöften untergebracht worden, in denen die Aerzte ihre Thätigkeit entfalteten.

Wie ganz anders ist das Bild, das sich heute dem Beschauer bietet, wenn er von Metz aus den Abhang des Moselthales ersteigt und das Plateau von Gravelotte beleitt! Reges, munteres Leben pulsirt auf allen Landstraßen; üppiges, frisches Grün bedeckt die sorgfältig angebauten Fluren, auf denen die Landleute ihren friedlichen Beschäftigungen obliegen, während die Lerchen in die frische Morgenluft hinein trillern. Die zerstörten Kirchen und Häuser sind längst wieder aus dem Schutte erstanden, und zwar — dank den ausreichend bemessenen Entschädigungen — stattlicher, als sie zuvor waren. Aus der Ferne tönt liebliches Glockengeläute herüber; dasselbe Erz, das vor einem Jahrzehnt Tod und Verderben in die Reihen der Streitenden sandte, schickt heute seine Frieden verkündenden Klänge in das Land hinaus.*)

Die Straße wird durch prachtig gedeihende Baum-Anpflanzungen geschmückt. Aus dem Hintergrunde schaut der rebenbepflanzte St. Quentin herüber, einem schlafenden Löwen ähnlich, während sich tief unten im Thale die Mosel, welche kurz vorher deutschen Boden betreten hat, gleich einem Silberfaden an dem Vororte Montigny mit seinen rauchenden Kaminschlöten vorbeischlängelt, um dann in vielen Armen das alte, undeutlich im Nebel verschwimmende Metz zu durchfließen.

*) Die Glocken von Rezonville und St. Privat sind aus Kanonen gegossen, welche der Kaiser diesen Gemeinden zum Geschenk machte.

Das Ganze vereinigt sich zu einem wunderschönen Gesammtbilde von überaus friedlichem Charakter.

Man braucht aber nur wenige Schritte weiter zu gehen und den Blick links und rechts in die Felder zu werfen, um tausendfach an den Krieg erinnert zu werden. Zuerst zeigen sich nur vereinzelte Gräber, je mehr man sich aber der oft genannten Ferme St. Hubert und der dahinter gelegenen Schlucht von Gravelotte nahert, desto dichter liegen sie neben einander. So weit das Auge sehen kann, blinken die weißen Kreuze aus den Getreidefeldern hervor, und immer wieder entdeckt das Auge neue Grabhügel. Fürwahr, eine blutige Saat, die hier ausgesäet!

Zahlt doch die Graberliste nicht weniger als 1808 Nummern von Einzel- und Massengräbern auf, letztere bis zu 2000 Mann und darüber enthaltend, mit 492 größeren und kleineren Steindenkmälern; — kein Wunder, wenn Touristen, welche die Umgebung der alten Moselveste besuchen, den Eindruck empfangen, einen kolossalen Kirchhof zu durchwandeln.

Jeder Hügel trägt ein einfaches weißes Holzkreuz mit der schlichten Inschrift: „Hier ruhen tapfere Krieger, gefallen am 18. August 1870.“ Manchmal ist auch noch die Zahl der Leichen, welche das Grab enthält, angegeben. Bisweilen findet man die Inschrift: „Hier ruhen tapfere Preußen und Franzosen.“ Die im Leben sich erbittert bekämpften, ruhen im Tode friedlich in einem Grabe beisammen, und nicht selten konnte man in den ersten Jahren nach dem Kriege schwarzgekleidete Frauengestalten deutscher und französischer Nationalität gleichzeitig an einem und demselben Grabe knieen und den erlittenen Verlust beweinen sehen.

Bei St. Hubert, einem Hauptkampfobjekte am 18. August, erhebt sich eine Anzahl von größeren Monumenten, meist in den Jahren 1871 bis 1873 von den betreffenden Regimentern zum ehrenden Andenken der gefallenen Kameraden gesetzt.

Hinter St. Hubert fällt links von den Steinbrüchen die Straße plötzlich steil ab, um als hoher, von Pappeln eingefaßter Damm die wild eingerissene „Schlucht von Gravelotte“ zu überschreiten und als allmählich ansteigender düsterer Hohlweg in die gegenüberliegende Höhe einzuschneiden.

Wie heftig der Geschützkampf an diesem von den Franzosen für uneinnehmbar gehaltenen Defilé wüthete, ist heute noch daran ersichtlich, daß manche Bäume förmlich mit Flintenkugeln gespickt wurden; auf diese Erinnerungszeichen aus einer stürmischen Zeit treibt die heutige Jugend mit Messer und Bohrer Jagd.

Die ganze Oertlichkeit macht auf den Beschauer den Eindruck des Düstern und Schauerlichen, wozu noch die nur durch das Rauschen der wenigen verschont gebliebenen Pappeln unterbrochene unheimliche Stille kommt. Am linken Abhange der Schlucht heben sich drei große durch dunkleren Pflanzenwuchs gebildete Kreise ab, eine Erscheinung, welche uralt sein soll, deren Ursache aber bis jetzt noch nicht aufgeklärt ist. Der Volksmund nennt sie Hexenringe und verlegt hierher den Schauplatz der Zusammenkunft nächtlicher Unholdinnen. Neuerdings will man in bestimmten Nächten

Zwölfte Infanterie-Brigade. 48. Infanterie-Regiment. | Garde Regiment Alexander. 8. ostpreußische Inft.-Reg. 45, 5. Division. | 18. Division, Garde-Korps.

Denkmäler bei Metz.

die Schlucht auch mit luftigen den Gräbern entstiegenen Gestalten bevölkert gesehen haben, welche lautlose Kämpfe ausführen. In der That ist die ganze Umgebung dazu angethan, die Phantasie zu ungebundenem Schaffen anzuregen.

An den in stiller Waldeseinsamkeit im blumenübersäeten Grunde der Schlucht liegenden Gräbern vorbei, in denen mehrere Officiere des achten Jägerbataillons den ewigen Schlaf schlafen, erreicht man in einer starken Viertelstunde das oft genannte Gravelotte.

Das Dorf, das der Schlacht vom 18. August den Namen gegeben, war kein eigentliches Kampfobjekt, und hat daher fast gar nicht gelitten; einige vom Fort St. Quentin herübergeworfene Granaten haben nur unbedeutende, längst ausgebesserte Beschädigungen verursacht.

In einer starken halben Stunde erreicht man auf gut erhaltener Chaussee Rezonville. Hier war es, wo die französischen Truppen am 16. August durch die in unerwarteter Weise auf der Höhe von Gorze erscheinende fünfte Cavallerie-Division im Bivouak überrascht wurden.

Links von der Straße gegen das Ende des Dorfes zu liegt eine kleine, nicht gerade durch Sauberkeit sich auszeichnende Herberge, das „Hotel Bismarck," von der Bevölkerung allgemein so genannt, weil Bismarck, nachdem er vergeblich in den mit Verwundeten angefüllten Häusern Unterkunft gesucht hatte, trotz der Proteste des Besitzers mit dem Erbgroßherzog von Mecklenburg und dem amerikanischen General Sheridan in einer unbesetzt gefundenen, allerdings mehr als bescheidenen Kammer nach der Schlacht bei Gravelotte sein Nachtquartier aufschlug.

Diese Kammer ist für den Besitzer eine wahre Goldgrube geworden. Viele Tausende von Fremden sind zur Besichtigung derselben in die unscheinbare Wirthschaft eingetreten. Raritätensüchtige Engländer haben es sich nicht nehmen lassen, alles, was in der Kammer nicht niet- und nagelfest war, für hohe Preise zu erstehen. Hätte man sie gewähren lassen, so würde von dem ganzen Häuslein kein Stein auf dem andern geblieben sein, ebenso wenig wie von dem unweit davon am Ausgange des Dorfes gelegenen „Kaiserhaus."

Ueber der Thür dieses einfachen, zweistöckigen Bauernhauses hat der Kriegerverein in Metz eine Marmortafel anbringen lassen, welche besagt, daß der Kaiser hier die Nacht vom 18. auf den 19. August 1870 zugebracht habe. Ueber eine steile, finstere Treppe gelangt man in eine Art Vorzimmer und durch dieses in das eigentliche Kaiserzimmer.

Hinter Rezonville befindet sich das Terrain, auf welchem am 16. August der von Freiligrath in seinem herrlichen Gedichte besungene Todesritt der Brigade Bredow dahindauste. Es wird auf der einen Seite durch die nach Mars-la-Tour führende Straße begrenzt, während sich auf der andern in einer Entfernung von etwa einem Kilometer ein Wäldchen erhebt, an dessen Rande sich die alte, streckenweise noch gut erhaltene Römerstraße hinzieht, um sich in dem Tronviller Gebüsche zu verlieren.

Es gehört nur eine geringe Erregung der Einbildungskraft dazu, um sich das hier abgespielte Drama zu vergegenwärtigen und die schwarz-weißen Lanzenfähnchen der altmärkischen Ulanen im Verein mit den weißen Waffenröcken der Halberstädter Kürassiere in dem welligen Terrain aus den Getreidefeldern, in denen zahlreiche Klatschrosen wie große Blutstropfen hervorleuchten, auftauchen und gegen den übermächtigen Feind und dessen todbringende Batterien anstürmen zu sehen, alles vor sich niederwerfend, bis das todesmuthige Häufchen, von allen Seiten bedrängt, sich unter den entsetzlichsten Verlusten wieder rückwärts durchschlagen muß.

Doch was ist das? In Frankreich hat
Es im August geschneit;
Da liegt das halbe Halberstadt
Im weißen Waffenkleid.

Eine lange Reihe von Soldaten- und Pferdegräbern bezeichnet den blutigen Weg, den die tapferen Reiter genommen. An der Stelle, wo der Sturm endigte, erhebt sich ein weithin sichtbares Denkmal.

Bei dem nun folgenden, ungefähr im Mittelpunkte des Schlachtfeldes vom 16. August gelegenen freundlichen Dorfe Vionville steht das in massenhaften Verhältnissen aufgeführte, thurmartige Denkmal des Brandenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 20, an derselben Stelle, von welcher aus eine französische Batterie den aus dem Moselthal heraufkommenden deutschen Truppen ihren ehernen Todesgruß entgegensandte. Im Hintergrunde hebt sich in dominirender Lage das Denkmal der 5. Division ab, eine gewaltige, aus Felsblöcken hergestellte Pyramide, welche einen kolossalen fliegenden Adler trägt, genau auf dem Platze errichtet, wo der von Pont-a-Mousson herbeigeeilte Prinz Friedrich Karl am 16. August, Nachmittags 3¾ Uhr den General von Stülpnagel begrüßte und sodann das Commando übernahm.

Bei Vionville, in dessen Gebäuden noch viele Granaten stecken, erblickte man dicht an der Straße das Monument des Infanterie-Regiments No. 35. An zahlreichen Gräbern und den Denkmälern des Oldenburgischen Regiments No. 91 und der 12. Infanterie-Brigade (24. und 64. Regiment) vorbei, gelangen wir an die französische Grenze, letztere nur durch einen kleinen, leicht zu übersehenden Stein bezeichnet. Von hier ab, die Ruinen eines am 16. August in Flammen aufgegangenen Gehöftes abgerechnet, erinnert nichts mehr an die blutigen Kämpfe, deren Schauplatz die Umgegend von Mars-la-Tour war. Die Hunderte von Kreuzen und Grabhügeln sind etwa seit Jahresfrist verschwunden. Die französische Regierung hat nämlich, um den Besitzern der Grundstücke, auf welchen sich Gräber befanden, nicht länger Entschädigungen zahlen müssen, sämmtliche Soldatengräber öffnen und die darin vorgefundenen Ueberreste in einer bei Mars-la-Tour gelegenen großen Gruft vereinigen lassen.

Ueber dieser Gruft, welche im Ganzen etwa 6000 Leichen enthält, erhebt sich auf einem mit zwei Reliefs geschmückten Sockel eine in Erz aufgeführte Kolossalgruppe: Frankreich, in Gestalt einer weiblichen Figur, setzt einem todtlich verwundeten Krieger einen Lorbeerkranz auf das Haupt. Die dem Sterbenden entfallenden Waffen werden von zwei Kindern, welche die heranwachsende Generation darstellen, aufgenommen. Das Ganze ist offenbar nichts Anderes als die Verkörperung der Revanche-Idee. Die Taktlosigkeit, ein solches Standbild in unmittelbarer Nähe der deutschen Grenze und dieser zugewandt, auf einer Franzosen und Deutsche als Friedhof umschließende Gruft aufzustellen, ist theilweise selbst von der französischen Presse gerügt worden. Auch über den Kunstwerth des von einem Pariser Künstler ausgeführten Denkmals gehen die Ansichten weit auseinander.

Hinter Mars-la-Tour erhebt sich die ausgedehnte Hochfläche von Ville-sur-Yron, auf welcher sich die großartigste Reiterschlacht des ganzen Feldzuges abspielte.

Die Bevölkerung in Mars-la-Toue, ebenso auch in den übrigen französischen Grenzorten, ist gegen die aus Deutschland kommenden Touristen äußerst zuvorkommend. Unfreundlichkeiten oder gar Mißhandlungen

Digitized by Google

kamen überhaupt nur unmittelbar nach dem Kriege vor. Seitdem haben sich die Gemüther so weit beruhigt, daß man ungehindert überall verkehren kann.

Die in den letzten Jahren hauptsächlich aus strategischen Gründen erbaute, in die Linie Verdun-Metz einmündende französische Grenzbahn bringt uns in kürzester Zeit auf das Schlachtfeld von St. Privat. Das düster daliegende, von Massengräbern eingefaßte Amanweiler, wo wir den Zug verlassen, war bis 1870 ein unbedeutendes Dörflein. Zur Grenzstation erhoben, ist es aber in raschem Aufschwunge begriffen. Hinter dem Bahnhofe und den ausgedehnten Lagerräumen zieht sich eine Reihe neuer, von Gärten umgebener Häuser hin; es sind dies die Wohnungen, welche für die hier angesiedelte zahlreiche Beamten-Colonie errichtet werden mußten.

An denselben vorbei erreicht man auf der mit Pappeln begrenzten Straße in etwa einer halben Stunde St. Privat, unter den Schlachtorten um Metz wohl denjenigen, der am meisten gelitten hat. Die Kirche sowie eine Reihe von Privathäusern ging bei der dem Sturme vorausgegangenen Beschießung in Flammen auf. Gegenwärtig ist jedoch von der damaligen Zerstörung, einige nicht wieder aufgebaute Gartenmauern und verschiedene von den Granaten gerissene Löcher abgerechnet, nichts mehr zu bemerken. Die frühere kleine Kirche ist durch einen stolzen, geräumigen Bau, der an einer anderen geeigneten Stelle errichtet wurde, ersetzt worden. Auch die neu aufgebauten Häuser haben ein äußerst stattliches Aussehen, wie überhaupt das ganze Dorf den Eindruck der Wohlhabenheit macht.

Hinter St. Privat gewahrt man auf den sanft gegen das Dorf Roncourt ansteigenden Feldern eine breite Bahn von Gräbern; es ist dies der Schritt für Schritt mit Blut getränkte Weg, den das zwölfte (sächsische) Corps bei dem Sturme auf St. Privat einschlug. Dicht beim Dorfe, wo die Anstürmenden von dem hinter den Mauern verschanzten unsichtbaren Feinde mit einem wahren Kugelregen überschüttet wurden, zeugen die dicht nebenanliegenden Grabhügel von den entsetzlichen Verlusten der Sachsen.

Wenige Schritte von St. Privat befindet sich, umgeben von einem durch neun französische Kanonen schwersten Kalibers gestützten Eisengitter, das Denkmal des Gardecorps, das hier seinen blutigsten Tag sah. Das Denkmal besteht aus einem auf gewaltigem Unterbaue ruhenden Thurme, auf dessen durch eine im Innern angebrachte Wendeltreppe zu ersteigender Plattform man eine gute Uebersicht über das Schlachtfeld des linken Flügels genießt. Das festungsähnliche Amanweiler, ferner Berneville mit dem Denkmale der achtzehnten Division, das jenseits der mitten durch einen Wall von Gräbern gehenden Grenze befindliche Habonville, in dessen Nähe das schleswig-holsteinische Regiment No. 84 und das Kaiser Alexander-Garde-Grenadier-Regiment ihren in französischer Erde ruhenden Waffenbrüdern Denkmäler gesetzt haben, weiterhin St. Ail, St. Marie-aux-Chênes und Roncourt — lauter Namen, die in den Kämpfen vom 18. August eine hervorragende Rolle spielten und welche die Geschichte der Nachwelt aufbewahren wird — liegen im großen Bogen um das auf der Höhe gelegene citadellenähnliche St. Privat, während im Hintergrunde die lange Reihe der Maasberge auftaucht. Gleichzeitig gewährt unser Standort ein anschauliches Bild der Hindernisse, welche zu überwinden waren, ehe es gelang, St. Privat zu nehmen und damit das Schicksal des Tages zu entscheiden. Glatt, einem Glacis gleichend, steigt das Terrain an, ohne die geringste Deckung zu gewähren. Offen, die Brust dem feindlichen Blei preisgegeben, müssen die Tapfern vorwärts stürmen, ohne dem Gegner etwas anhaben zu können, ja sogar ohne ihn zu sehen. Ueber die Gefallenen weg, gelangen die gelichteten Bataillone bis an die Stelle, auf der das Garde-Denkmal steht. Hier kommt der Ansturm zum Stillstande; bald darauf unter Beihülfe des zwölften Corps wird der Versuch wiederholt, der dann auch gelingt, freilich nicht ohne entsetzliche Opfer: die großen Massengräber bei St. Privat wissen davon zu erzählen.

Patriarchen der Neuzeit.

Für Haus und Herd von Seb. Steinacher.

Psalm 90. 10. „Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen; denn es fähret schnell dahin, als flögen wir davon."

Gewiß! mit vollster Sympathie stimmen obgenannte Patriarchen mit dem Psalmist in die oben citirte Schriftstelle überein. Denn ihre Erfahrung hat sie gelehrt, daß er hierin die Wahrheit predigt, und nur hie und da eine Ausnahme stattfindet, wo eines unter den Menschenkindern sich zu den hundert-, ja zweihundertjährigen zählen kann. Aber dennoch sind solche Ausnahmen als thatsächlich bewiesen zu verzeichnen, und können Denjenigen, die an dem Altar der Erzväter Abraham, Isaak und Jakob zweifeln, zur Lehre dienen.

Ich zweifle nicht, daß wir weit mehr in das zweite Jahrhundert reichende menschliche Lebensalter aufzählen könnten, wenn nicht eine Menge physischer und moralischer Umstände den Lauf des menschlichen Lebens beschleunigten, besonders in einer Civilisation wie die unserige, wo die ungezügelten Leidenschaften die Gesundheit des Körpers untergruben und die Seele vertrocknen. Trotzdem sind die bereits erwähnten Ausnahmen der in das zweite Jahrhundert reichenden menschlichen Lebensalter heute noch zahlreich genug, um durch eine Reihe unbestreitbar historischer Thatsachen nachzuweisen, daß die Neuzeit auch ihre Patriarchen hat. Und, um mit ihnen bekannt zu werden, lassen wir sie der Reihe nach an uns vorbeimarschiren.

Im Jahre 1825 lebte im Stato della Chiesa ein gewisser Joseph Binder, der 119 Jahre alt und noch von merkwürdiger Fröhlichkeit war. Dieser Mann blieb im Besitze der Fähigkeiten seines Geistes und seiner Füße.

Digitized by Google

La Haye, welcher einen Theil seines Lebens damit zubrachte, Indien, China, Persien und Egypten zu Fuß zu durchreisen, hatte im 70. Jahre geheirathet und starb in seinem 121. Jahre.

Simon Cleophas starb mit 120 Jahren. Eleonore Spizer, eine Amerikanerin, mit 121 Jahren, Johann Bayles mit 130, Margaretha Potters, in England, mit 138, Jakob Laurenze, in Schottland, mit 140, Simon Sack, von Trionia, mit 141, die Gräfin Ecleston, auf Island, mit 143, ein gewisser Effingham mit 144, der Oberst Thomas Winstow mit 146, Franz Coasist mit 150 und Thomas Parre mit 152 Jahren. Joseph Surrington starb mit 160 Jahren und hinterließ einen Sohn mit 103 und einen andern Sohn mit 109 Jahren.

Im Jahre 1772 lebte in der Stadt Dieppe eine 150 Jahre alte Frau, Anna Couchie. Ihr Vater hatte 1½ Jahrhundert gelebt und ihr Onkel ging in's 173. Jahr.

Haller führt in seiner Physiologie einen am 6. December 1670 gestorbenen Heinrich Jenkins auf, der 169 Jahre alt war. Seine schwere Beschäftigung als Fischer hatte ihm keinerlei Gebrechlichkeit zugezogen und mit 100 Jahren fuhr er noch mit dem Kahn über die Flüsse. Er wurde als Zeuge über eine vor 140 Jahren stattgehabte Thatsache aufgefordert und erschien mit seinen beiden Söhnen, von welcher der eine 102 und der andere 100 Jahre alt war.

Luise Truxo, in Süd Amerika erreichte ihr 175. Jahr und starb durch einen Zufall. (So nennt es die Welt.)

Professor Neanovius zu Danzig führt einen Greis von 188 und einen andern von 190 Jahren an.

Einer der seltensten Fälle eines langen Lebens ist der, welchen die St. Petersburger Französische Zeitung vom 8. Juni 1825 berichtet. Sie giebt den Namen und einige Einzelheiten aus dem Leben eines Greises, der sich des Todes des Königs Gustav Adolph von Schweden erinnerte, welcher in der Schlacht bei Lützen den 16. Nov. 1632 gegen Wallenstein als Sieger den Heldentod fand.

Dieser Mann zählte bei der Schlacht bei Pultawa, die den 27. Juni (8. Juli) 1709 geliefert wurde, 86 Jahre.

Von da an bis 1825 liegt ein Zeitraum von 116 Jahren, und wenn man zu diesen jene 86 Jahre hinzurechnet, so ergiebt sich als Lebensdauer dieses modernen Patriarchen die Zahl von 202 Jahren, und übersteigt also das Alter Abrahams um 27, Isaaks 22 und Jakobs um 55 Jahre.

Ebenso wie die andern physischen und moralischen Eigenschaften erblich sind, so ist auch die lange Lebensdauer in gewissen Familien erblich. In den Etrennes Historiques de Gessey ist folgende Thatsache erwähnt:

Am 31. Juli 1554 sah der durch eine Straße gehende Cardinal Armagnak einen Greis von 81 Jahren, der auf der Schwelle seines Hauses weinte. Seine Eminenz fragte ihn nach der Ursache seiner Thränen und der Achtziger antwortete ihm, daß ihn sein Vater geschlagen habe. Erstaunt über diese Antwort, verlangte der Cardinal sogleich den Vater zu sehen, und man stellte ihm einen Greis von 113 Jahren vor, der sich sehr gut erhalten hatte. Nach einigen anderen Fragen erkundigte sich der Cardinal bei dem hundertjährigen nach dem Fehler, den sein Sohn begangen und der ihm die Züchtigung zugezogen habe und erhielt zur Antwort: Er ist an seinem Großvater vorübergegangen und hat ihn nicht gegrüßt. (Merke dieses, Jung-Amerika.)

Der Cardinal wurde noch unruhiger als das erste Mal und bat den Greis, ihn zum Großvater zu führen. In ein reinliches Zimmer eingetreten, sah der Cardinal einen kleinen Greis von 143 Jahren und gab ihm, nachdem er einige wohlwollende Worte an ihn gerichtet hatte, den Segen.

Nach Berichten öffentlicher Blätter starb am 27. Januar 1866 zu Caledonia, Staate Wisconsin, der bei Detroit geborne Joseph Crele im 141. Jahre. Die Erstürmung der Bastille, am 14. Juli 1789, hatte er erlebt als er 64 Jahre alt war.

Schreiber dieses hatte sich betreffs J. Crele's Alter selbst in Caledonia erkundigt und gefunden, daß diese Angabe richtig ist. Die jetzt noch daselbst wohnhaften Gebrüder Georg und Heinrich Geymann haben Crele sehr gut gekannt und Br. Hegethier sagte mir, daß Crele trotz seines hohen Alters immer noch beschäftigt sei, die kleinern Baumstöcke von den Wegen zu entfernen.

München hatte im Jahre 1866 eine lebende Frau aufzuweisen im Alter von 102 Jahren. Ihr Name ist Margaretha Schoner, geb. Göbel, aus Pietenfeld bei Eichstätt, ist am 21. März 1764 geboren. Als österreichische Marketenderin hatte sie die Feldzüge gegen die Türken 1788 und 1789, die Feldzüge der Oesterreicher gegen die französische Republik bis 1800 mitgemacht. Von da an mit ihrem Manne, welcher baierischer Unteroffizier geworden, an den Feldzügen von 1805, 1806, 1807 und 1809, dann an dem ersten französischen Feldzuge Antheil genommen. Von ihrem ersten Manne hatte sie 19 Kinder. Ihre zweite Ehe war kinderlos. Von den 19 Kindern der ersten Ehe waren im Jahre 1866 noch drei am Leben, ferner lebten zu der Zeit 17 Enkel und 7 Urenkel. Die Frau hatte noch ein gutes Gedächtniß und war stets heiteren Muthes, trotz der ärmlichen Verhältnisse, in welchen sie lebte. Von ihren Sinnen war nur das Gesicht etwas

geschwächt, aber dennoch ging sie des Tages mehrere Stunden lang in den Straßen und Kirchen umher und war in ihrem kleinen Hauswesen voller Geschäftigkeit.

In Mengen, O. A. Saulgau, Königreich Württemberg, starb Anfangs 1860 ein Mann im Alter von 102 Jahren.

In Bechhofen, einem Marktflecken im baierischen Bezirksamte Feuchtwangen und Landgericht Herrieden, lebte ein Israelite, Isaak Bechhöfer, welcher zu Anfang des Jahres 1759 geboren und hatte zur Zeit der Entscheidungsschlacht bei Königgrätz oder Sodowa das 107. Jahr hinter sich. Derselbe war noch ganz gesund und rüstig und fand noch Vergnügen daran, täglich einige Pfeifen starken Taback zu rauchen.

Wir werden jetzt 20 Jahre überschreiten, aus welcher Zeit noch mehrere Beispiele von einer langen menschlichen Lebensdauer zu berichten wären, aber das Sprichwort: Zu Litzel und zu Viel verderben das Spiel, hat auch bei uns seine Geltung.

Doch um der Ueberschrift (Patriarchen der Neuzeit) völliger zu entsprechen, will ich noch einige glaubwürdige, nagelneue Berichte, die gegeben im Erntemonat 1886 anführen.

Denselben zufolge starb im Maryland kürzlich ein Farbiger, Namens William Skot, im Alter von 153 Jahren. Das Alter war im Todesschein angegeben.

In Jowa, zu Wiota, in Caß County, starb eine Frau Jordan im Alter von 111 Jahren. Sie soll die älteste Person im Staate gewesen sein und lebte bei ihrem Sohne, der 80 Jahre alt ist.

In Georgia, nahe bei Athens, ist kürzlich „Tante" Nellie Dean im Alter von 110 Jahren gestorben. Sie wurde als Sklavin im Juni 1776 auf einer Pflanzung bei Petersburg in Virginien geboren, und im Jahre 1810 nach Hart County, im nordöstlichen Georgia verkauft, wo sie seitdem gelebt hat. Ihre Nachkommenschaft erstreckt sich schon bis zur sechsten Generation und soll ungefähr 500 Köpfe stark sein.

Jowa. — In Dallas County wohnt John O. Malley, ein Irländer von 112 Jahren, der noch im Vollbesitz seiner Geisteskräfte ist. Er kam im Jahre 1864 nach Clinton, Jowa, und richtete sich mit Hülfe seiner Söhne eine Farm ein. Er hat 7 Kinder, 40 Enkel und 14 Urenkel.

In Green Bay, Wis., starb 94 Jahre alt Dr. Israel Greene. Er hatte unter allen Präsidenten gelebt, kannte Aron Burr und Gen. Lafayette.

Weiter von Wichtigkeit ist, daß Charles Carroll von Carrollton, der letzte noch lebende Unterzeichner der Unabhängigkeitserklärung, im Alter von 96 Jahren starb. (Im Jahre 1832.)

Franklin starb als 84jähriger Greis allgemein betrauert.

Von dem ehrwürdigen Johann Wesley lesen wir, daß er, nachdem er nur wenige Tage geschmachtet hatte, endigte er am 2. März 1791 im 88. Jahre seinen Lauf und sein Leben durch einen ruhmwürdigen Triumph über den Tod.

Wir dürfen nicht vergessen, daß der ruhmwürdige deutsche Kaiser Wilhelm auch zu den Patriarchen der Neuzeit gehört, denn er nähert sich schon zur Hälfte seines 90. Jahres.

In Louisiana entdeckt: Der älteste Patriarch der Neuzeit mag wohl Henry Meyers sein. Die „N. O. deutsche Ztg." schreibt über ihn: „Er wurde am 31. August 1760 getauft, im Jahre 1775 comunicirte er das erste Mal und war bei Erklärung der Unabhängigkeit Amerikas sechszehn Jahre alt. Die sämmtlichen Papiere sind vorhanden, wurden vor Kurzem vom Parish-Assessor Robert Brown geprüft und unzeifelhaft richtig gefunden. Henry Meyers erfreut sich also heute des schönen Alters von 125 Jahren und 10 Monaten. Er ist in Holland geboren und wohnt in St. Mary Parish, unweit New Iberia, in der Nähe von Weeks Pasture.

Für heute nehmen wir Abschied von diesen alten ehrwürdigen Häuptern. Wolle der Herr den geehrten Leser auch ein recht langes Leben schenken und mögen sie dasselbe so führen, daß sie alle mit dem Apostel (Röm. 14, 7. 8) ausrufen können: Denn unser keiner lebt ihm selber und keiner stirbt ihm selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.

Wie man vor einigen hundert Jahren „eingebildete Kranke" kurirt hat.

Beim Durchstöbern einer ganzen Bodenkammer voll „Urväterhausrath" fanden meine Freunde kürzlich ein interessantes Schriftstück. Wie ein demselben angehefteter Bogen besagt, ist jenes drastische Reskript vom Ehemann der glücklich Geheilten lebenslang dankbar aufbewahrt worden, da es wahrscheinlich mit einem Schlage bei seiner kränkelnden Frau das „Sich-

zusammennehmen“, durchgesetzt hat, das all' seine Nachsicht nicht zu entwickeln vermocht hatte.

Unter Weglassung des Namens haben mir die Nachkommen die Mittheilung des seltsamen Aktenstückes gestattet, das ich hiermit wortgetreu wiedergebe:

„An die ehrbarn Väter unsrer Stadt ist große Klag gelangt von Wegen eyn Ungebühr, so sich seither in der vorstadt häuffig zugetragen. Und beklagen sich die Arbeitsamen Weiber daselbst, daß dorten vorbey dem Spital jeden morgen eyn Frau auf und ab lauffet mit zwey Stöck, was gefährlich anzusehen, auch dem friedsamen Ruf unsrer Stadt übel Eintrag thut. Von ehrenfesten personae haben wir aber erkundet, daß besagte Frau, so bey ihrem Herrn Vetter im Harrachshof zu Gast, im Hauß gar schnell gehen kann, es also schier verwunderlich, daß sie sich auff der Straßen so mühsam bewegel. Dies aber, Gott seys geklagt, noch nicht einmal die Hauptsach sey, so öffentlich Aergernis anricht, sondern, daß die Fremde Frau ein Getüch und Kopfzeug trägt, so die arbeitsuchenden Leut zur Beschwer getrieben hat: Indem daß solch vier Zipflich tuch dem geringen Standt angehört so auf seine Nahrung und verdienst ausgehet. So vermeynen die Armen Weiber unsrer Stadt mit wohlbegründter Befürchtung und Aussicht, sie werden hinfürder von den Reichen wo sie allerley hantierung thun, übel im Verruf gebracht, als ob Eyn von ihnen zur Arbeits-Zeyt spazierenlauffet und des lieben Herrgotts Ordnung verkehrt, was sich doch für eyn arm Arbeitsfrau nicht ziemet. Und fürchten solthane arme weiber Einbuß zu erleyden an ihrer geringen Löhnung.

„So wollen wir hiermit wirksamlich darthun, der von Gott und Odrigkeit verordnete Unterschied müß festgehalten werden: indem daß die Vornehmen leutt auf ihren Kopf thun was ihnen zukommt, und die Geringen ihren Unterscheid so ihnen zukombt. Uns aber hinterbracht ist, daß die obenbenamjete Frau gar kein arm Arbeitsfrau ist, sondern sich nur so verkleidt, wir aber in gewisse Erfahrung gebracht, daß sie eyn guten Haus und Stand zugehört. Im novembris wollen wir aber keinerley Mummenschanz leiden noch erlauben, sondern die Frau so ja sonst mit gutem Fug und Recht herumlauffel als auf Befehl von eyn Arzt, ernsthaft ermahnen, das Gelüch abzuthun so sich ihr nicht schickt zu tragen. Es aber bey vornehme leutt gar mannichfach Warmzeug giebt, womit sie das Haupt verhüllen mögen ohn Verleugnung wem sie zugehören, Und ohn daß Unschuldige Leut im Umschaun sich entsatzen und grausamen Schrecken erleyden.

„Also wir hiermit kund thun, daß wir weder am frühen Morgen noch einiger Tages-Zeyt diessen Unfug sich ereignen lassen wollen, aber durch den Eyldot der Fremden Frau Befehl thun:

„„Ehe 3 Tag umb und vorbey seind, eyn ansehnlich wollen Geweble Haub vom Kaufmann einzuhandeln.““

„Womit sie ihr Haupt verhüllen mag nach Belieben, ohn ihr selbsten und unsre Stadt um Ansehn zu bringen bey allen so des Weges kommen zu Fuß, oder reiten auf Rossen, oder in Kutschen einherfahren.“

„So aber die Frau unsrem Befehl durch Ungehorsam trotzel, soll sie Buß und Strasse zahlen jogleich nach diessen dreyen Tagen. Und zwar 2 Gülden besagtem Hospital zum Nutz, und so sie abermalen Aergernuß giebt, 4 Gülden. Aus besondrer veneration für den lobtichen und ehrenwerthen Herrn Vetter unsern Mitbürger, schicken wir diessen unsern Beicht an ihn, der wohl zusehn mag, daß die Base so seine Gastfreundschaft genießt, unsrem Willen ohn Verzug nachkomme.“

Der Stadtväter Sekretarius
Rally.

Auf dem angehefteten Bogen steht von derselben Hand, welche die Aufbewahrung des vorstehenden Schriftstückes gelobt, 26 Jahre später folgendes nachgetragen:

„Da der große Verdruß heilsam gewirket und mein liebes Eheweib nach der Reise zu ihrer Verwandtschaft alle döien Launen und unnöthiges Krankseyn abthun gelernt hat, womit sie mir in den Ersten 4 Jahren unsres Ehestands das leben oft sehr bitter gemacht hat: So habe ich mir vorgesetzt, mich für das größere Glück dankbar zu erzeigen, was ich dem Herrn im Himmel auch gar wohl schuldig bin, da meines Weibes Gesundheit nach und nach ganz fest geworden ist. Wie ich es die vergangenen 26 Jahr gehalten, so will ich auch die Zeyt so mir noch zu leben gegeben, jeden winter 6 Gulden an Noth-Leidende wenden, so wirklich krank sind, habe auch niemalen erledt, keine solchen zu finden. Ich achte auch, es sey dem Herrgott nicht zu theuer bezahlt, so ich mir dies und das abbrechen muß um mein Gelöbniß zu halten, nach dem er mir Frieden im Haus und ein fröhlicher dabeysein geschenkt hat, als vordem mein Theil gewesen ist.“

Damit schließt der Bericht, und meine Aufgabe wäre eigentlich zu Ende. Der liebe Leser möge mir aber noch zu fragen erlauben, ob bei dem „Nachtrag“, den er eben gelesen, nicht sein Gewissen leise oder laut angeklopft hat? Wer von uns hätte nicht schon erfahren dürfen, daß Jemand, der ihm theuer und krank war, dem Leben wiedergeschenkt wurde, oder langes Siechthum in Genesung überging, oder ein halb zu Tode Gearbeiteter neue Kräfte in Berg und Wald wiederfand? Bist nicht vielleicht du selbst den Banden der Krankheit entronnen, die dein Leben elend gemacht hat, kannst den Deinigen zu ihrem und deinem Glücke wieder leben, Brod für sie verdienen und deinen Berufspflichten nachkommen? Hast du es mit einem lauten „Gott sei Dank!“ bewenden lassen, als du genesen heimkehrtest, oder hast du auch etwas gethan, dich dem lieben Gott an seinen Armen und Elenden überhaupt einmal, oder dauernd dankbar zu beweisen? — Sodann besinne dich einmal, als vor vielleicht zehn oder fünfzehn Jahren dein Theuerstes darniederlag, welche (damals ernstgemeinte) Vorsätze ewiger Dankbarkeit im Genesungsfall du gegen Gott und alle Welt aussprachst! Hast du einen einzigen davon gehalten? Deine Mittel erlauben wahrscheinlich nicht, irgend etwas recht Großes, Nennenswerthes zu thun, etwa eine milde Stiftung zu machen. Du konntest das nicht und hast dich dabei beruhigt. Ich glaube aber, daß eine öffentliche Spende, welche die ganze Stadt preist, vor Gott kaum so viel gilt, als der stille Sinn des obenerwähnten treuen Mannes, der hielt, was er Gott gelobt hatte.

Seine Familiengeschichte hat mir gezeigt, daß er bei den kleinen Entbehrungen, die er sich freudig auferlegt, ein hochangesehener Mann war, der ein schwieriges Amt bekleidete. Ich bezweifle, ob er in so großem Segen hätte wirken können, wie es die Aufzeichnungen zweier Söhne ersichtlich machen, wenn er nicht Selbstverleugnung und die Kunst gelernt hätte, einzelne Kreuzer und zwar an sich persönlich zu sparen.

Wie steht es damit bei dir, lieber Leser, liebe Leserin? Weiche der Frage nicht aus. Hast du jemals probirt, dir „dies und das abzubrechen", um dein altes Gelübde ganz oder theilweise zu erfüllen? Fürchtest du in der guten Meinung deiner Bekannten zu sinken, wenn du von jetzt an täglich eine einzige Cigarre weniger rauchst, einen einzigen Schoppen weniger trinkst, als du gewöhnt bist, — wenn du nicht in jede neuangekündigte Schaustellung läufst, nicht auf Gartenkonzerte abonnirst? Warum gehst du eigentlich hin, da du nicht einmal sehr musikalisch bist? Um deine Freunde zu treffen? Nun, die Unterhaltung, bei welcher ihr eure Lunge mächtig anstrengt, um die Musik zu überschreien, ist doch recht theuer bezahlt! Das sagst du selbst, fürchtest aber, man sieht auf dich herab, wenn du nicht hingehst. — Wer dich weniger hochhält, weil deine Frau, die kräftig genug dazu ist, selbst kocht, und auch die schweren Marktkörbe selbst heimträgt, oder weil sie ihr vorjähriges Kleid gewendet hat und dies Jahr einen einfachen Hut trägt — ich wiederhole: Wer dich darum weniger hochhält, an dessen Bekanntschaft und guter Meinung hast du wirklich nichts verloren! Mag er dich immerhin über die Achsel ansehen, wenn du jetzt noch anfängst, sparsamer zu werden, und geb' einmal mit dir zu Rathe, wo du dir „dies und das abbrechen" könntest. Du ahnst gar nicht, wie glücklich du dich und andere mit dem machen kannst, was du dir fünf- und zehnpfennigweise „abgebrochen". Mit gar wenig kann man so viel thun! Glaubst du, mit einzelnen Pfennigen und Dreiern sei nichts anzufangen, so frage mich nur, ich weiß, wie man's macht und will es dir gern sagen.

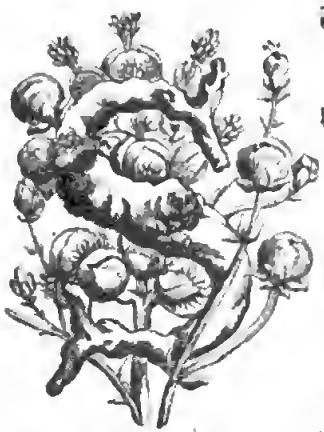
Als du die Ueberschrift dieses Aufsatzes lasest, freutest du dich gewiß auf etwas recht Lustiges, und du hast über das Mitgetheilte vielleicht so sehr gelacht wie ich selbst, als ich es mühsam und langsam entzifferte. Jetzt legst du aber das Blatt vielleicht recht ernst und nachdenklich aus der Hand. Das freut mich an dir. Ja, denke nur nach, und gesegn' es Gott!

(Nachbar.)

Auf, nach dem Nordpol!

Für Haus und Heed bearbeitet von Opuseulum.

(Schluß.)



pitzenbergen und Grönland gehören, Dank den neueren Untersuchungen der Schweden und Dänen auch zu den wissenschaftlich am meisten erforschten. Die über vier Breitengrade (76° bis 80° n. B.) sich erstreckende vielfach ausgebuchtete und von zahlreichen kleinen Eilanden umgebene Inselgruppe wurde Jahrhunderte lang des Fischfangs wegen von Niederländern, Engländern, Deutschen, Schweden, Norwegern und Russen besucht, eine jede dieser Nationen hat in der Benennung von Baien und Straßen, Kaps und Inseln ihre Spur zurückgelassen.

Aber erst im Jahr 1858 begannen drei schwedische Gelehrte: Torell, Nordenskjöld und Quennerstedt die wissenschaftliche Erforschung, welche seitdem in einer Reihe von Reisen noch bis dieses Jahr fortgesetzt wurde. 1872—73 überwinterte Nordenskjöld hoch im Norden an der Mosselbai. Hier sollte auch die schwedische Polarbeobachtungsstation errichtet werden, allein die Mosselbai war wenigstens im Juli d. J. durch Eis unzugänglich und daher fand die Station ihren Platz weiter südlich in dem prachtvollen, auch von Sommertouristen im Jahre 1881 besuchten Eisijord und zwar an der Nordseite bei Kap Thordsen.

Es gelang über viele geographische, naturwissenschaftliche und besonders geologische Verhältnisse Licht zu verbreiten, selbst in das Innere einer der größeren Inseln des Nordostlandes wagten sich Nordenskjöld und Kapitän Palander, indem sie im Juni 1873, vor der Schneeschmelze, auf gefahrvoller Wanderung über Klüfte und Risse das sogenannte Inlandseis durchquerten. Hochbedeutend war aber besonders die Ausbeute fossiler Pflanzenabdrücke auf Spitzbergen Seitens

der ſchwediſchen Expeditionen. Das Meer im Oſten von Spitzbergen, jetzt nach dem Entdecker von Spitzbergen Barentsſee genannt. — Barents ereilte auf Nowaja Semlja in „Noth und Elend, Kummer und Kälte“ der Tod und ſein Winterhaus fand 1870, faſt 300 Jahre ſpäter, ein norwegiſcher Wallroßfänger unverſehrt auf — iſt uns nur unvollkommen bekannt, im Spätſommer ſcheint es eine kurze Zeit ſchiffbar zu ſein. Die ſüdöſtlich von der Barentsſee gelegene Doppelinſel Nowaja Semlja, in halbmondförmiger Geſtalt ſich bedeutend ſüdlicher als Spitzbergen erſtreckend, wird an ihrer Weſtküſte vom warmen Strom nur ſchwach berührt, ſie zeigt darum die arktiſche Natur in ihrer ganzen Oede. Das Kariſche Meer, welches die Oſtküſte Nowaja Semljas beſpült oder richtiger mit Treibeis beſetzt, galt lange Zeit wegen dieſes Eiſes für unzugänglich, ja der ruſſiſche Akademiker von Baer, der es im Frühjahr geſehen hatte, bezeichnete es als den „Eisteller Europas.“ Auguſt Petermann dagegen behauptete die Schiffbarkeit deſſelben, mindeſtens im Spätſommer und die norwegiſchen Fiſcher, welche ſich verſuchsweiſe hineinwagten, um neue Wallroßgründe zu finden, ſahen die

Haus der ſchwediſchen Polarſtation bei Kap Thordſen (ſüdweſtl. Spitzbergen.)

Vorausſagung des deutſchen Geographen in vollem Umfang beſtätigt. Drei Straßen führen von Weſten her in das Kariſche Meer: Matoſchkin, eine Meerenge, welche Nowaja Semlja zur Doppelinſel macht, die andern beiden zwiſchen dem Südende Nowaja Semljas und der Inſel Waigatſch (die Kariſche Pforte) und zwiſchen dieſer letzteren und dem ruſſiſchen Feſtland (die Jugorſtraße). Durch die Jugorſtraße fuhr zuerſt Nordenſkjöld im Sommer 1875 mit einer kleinen Jacht zur Mündung des Jeniſſej; damit war die von ihm ſpäter glücklich durchgeführte Nordoſtdurchfahrt begonnen. Eine von Nordenſkjöld an der Mündung des Jeniſſej entdeckte Inſel, die Dickſons Inſel, ſollte der Standort der niederländiſchen Polarbeobachtungsſtation ſein. — Dieſer Pionierfahrt der kleinen Jacht Pröven folgten ſeitdem in jedem Sommer einige Dampfer, welche den Handelsverkehr durch das Eismeer nach Sibirien, namentlich auch nach der Mündung des verkehrsreichen und wichtigen Ob eröffneten; nur beim Paſſiren der Straßen bereitet das Eis Schwierigkeiten.

Szenerie um die ſchwediſche Polarſtation bei Kap Thordſon.

Das Franz-Joſeph-Land, dieſes, ſo weit

unsere Kenntniß reicht, nördlichste Polarland, östlich von Spitzbergen und nordwestlich von Nowaja Semlja gelegen, erstreckt sich mit seiner Südküste am 80. Breitengrad, der die nördlichsten Theile Spitzbergens schneidet. Es wurde am 13. Juni 1872 von der österreichisch-ungarischen Nordpolexpedition unter Weyprecht und Payer entdeckt und von dem letzteren mit seinen Tyrolern im März und April 1874 nach verschiedenen Richtungen hin durchforscht. Payer schildert es uns als ein großes Alpen- und Gletscherland, durch Sunde und Straßen in eine östliche, westliche und südwestliche Gruppe getheilt. Es schien zu jener Jahreszeit alles Lebens entblößt, die Vegetation äußerst dürftig; überall starrten ungeheure Gletscher von den Gebirgseinöden herab, dessen Massen sich in schroffen Kegelbergen erhoben. Etwas weniger unwirthlich fand es im Sommer 1880 der Engländer Leigh Smith, ein reicher Herr, der seine Freude an dem arktischen Sport findet und der mit seiner schönen Dampfjacht Eira, ohne große Schwierigkeiten durch das Eis, die Küsten von Franz-Joseph-Land erreichte.

Felsenschlucht nahe der Gubinabai (Nowaja-Semlja).

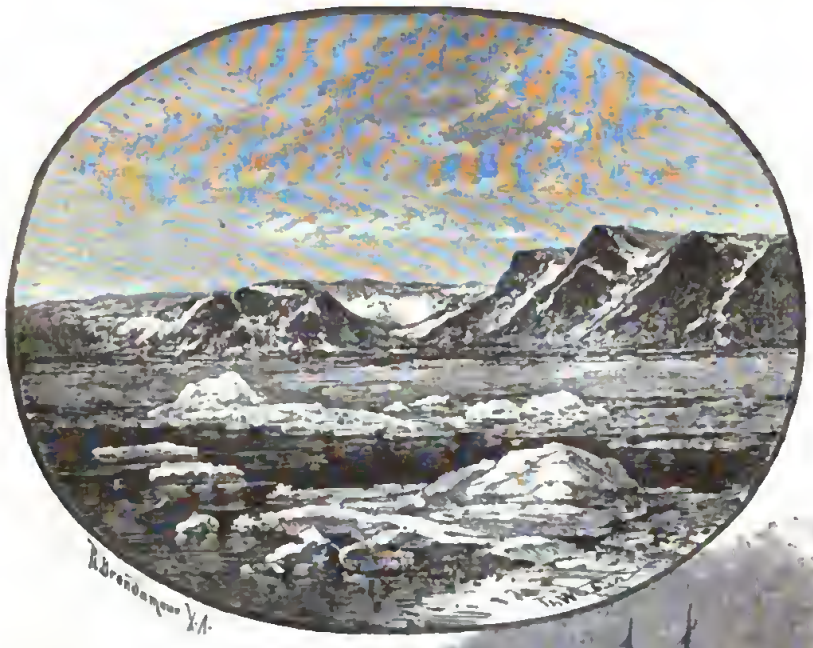
Einen tragischen Ausgang hatte das amerikanische Expeditionsschiff „Jeannette." Herr Bennett, der große amerikanische Zeitungskönig, hat sich bekanntlich durch die Ausrüstung der Stanleyexpeditionen große Verdienste um die Entdeckung des Inneren von Afrika erworben. Er beschloß, nun auch womöglich das Geheimniß des Nordpols entschleiern zu helfen und sandte auf seine Kosten unter tüchtiger Führung und Bemannung die „Jeannette" aus. Dieses Schiff nahm einen für das Vordringen polwärts bisher so gut wie gar nicht benutzten Weg: durch die Beringsstraße. Allein kaum war es aus den gewöhnlichen Kursen der Wallfischfänger gewichen, so wurde es vom Eise eingeschlossen, „besetzt," in dem es dann, eingekeilt wie in einen gigantischen Schraubestock, über 21 Monate, ein Spiel der Winde und der von diesen durch das sibirische Eismeer vorzugsweise in der Richtung nach Nordwest bewegten Eismassen trieb.

Zwei Winter brachten die Armen auf ihrem Schiff im Sibirischen Eismeer zu; wäre dieses den Eispressungen zuletzt nicht unterlegen, so würden sie schließlich wahrscheinlich Franz-Joseph-Land erreicht haben! Aber am 13. Juni 1881 wich das Schiff aus seinen Eisklammern und sank; die Schiffbrüchigen mußten so gut, wie es eben ging, mit ihren Kranken und dem nöthigsten Gepäck, bald zu Schlitten über das Eis, bald zu Boot durch sturmbewegtes Meer, sich den Weg zunächst zu den wenig bekannten, wegen der dort lagernden Reste des Mammuths zuweilen von russischen Jägern besuchten Neusibirischen Inseln, dann zum russischen Festlande bahnen.

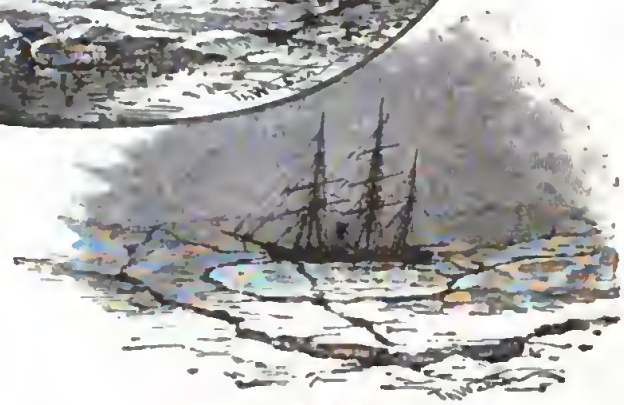
Eines der drei Böte erreichte die Küste nicht und die acht Mann, welche es besetzten, sind ohne Zweifel verloren, einem zweiten gelang es, zu bewohnten Stätten nahe der Mündung des Hauptarmes der Lena zu kommen, das dritte, welches den Befehlshaber der Expedition, Kapitän De Long und 13 Leute trug, landete zwar, aber an der weithin unbewohnten Nordseite des Lenadeltas. Erschöpft, entblößt von allen Hilfsmitteln, ohne Nahrung, starben alle

nach vierzehntägiger Wanderung durch die Tundraniederung den Hungertod.

Der mit jenem zweiten Boot gerettete Schiffs-Ingenieur der „Jeanette", Melville, hatte vergeblich mit einer Schaar Eingeborener das ganze Gebiet durchsucht, um Hülfe und Rettung zu bringen. Er kam fünf Monate zu spät, denn



Mosselbai (Nordspitzbergen).



„Jeannette im rissigen Eis besetzt."

er erreichte den Ort, wo Lieutenant De Long und die mit ihm noch am Leben gebliebenen Gefährten, wie der „Herald" sich ausdrückt, „in den Händen Gottes" starben, erst am 23. März d. J., während die Tagebuchblätter bis zum 30. Oktober reichten und muthmaßlich bald nach diesem Tage der letzte der 12 Unglücklichen verschied.

Auf jener Eistrift und während der Bootreise wurden drei Inseln entdeckt, die Jeannette-, die Henrietta- und die Bennett-Insel, die beiden letzteren wurden besucht und dort unter anderen die Brutstätten zahlloser Vögelschwärme angetroffen. Dies sind einige Hauptzüge aus den bisherigen Berichten zweier Theilnehmer der Jeannette-Expedition, deren genauer zu schildernder Verlauf eines der denkwürdigsten Blätter in den Annalen der Polarreisen bilden wird.

Dank den neuesten Untersuchungen dänischer Naturforscher an der Westküste Grönlands wissen wir jetzt etwas mehr von der physischen Geographie dieses großen arktischen Kontinents, als uns die Berichte von Wallfischfängern, Missionaren und selbst die Studien des kenntnißreichen deutschen Mineralogen Giesecke zu bieten vermochten. Die Ausdehnung Grönlands nach Norden hin kennen wir nicht. Der dänische Gelehrte Kornerup schätzt die Oberfläche Grönlands auf 30—40,000 Quadratmeilen, wovon 20,000 bis 30,000 mit ewigem Eise bedeckt sind!

Grönland ist ein gewaltiges Massiv aus Granit und Gneis, das eine nach der Schätzung bis zu 1000 Fuß mächtige Eisdecke überlagert. Die gewaltige Eis- und Gletschermasse rückt langsam nach dem 1000 bis 4000 Fuß vom Meer aufsteigenden Meeresrande.

Den weitesten Zug in das eisbedeckte Innere machte vor einigen Jahren der dänische Lieutenant Jensen, von der Südwestküste aus; in gefahrvoller Wanderung kam er nur etwa zehn Meilen weit bis zu Felsklippen, die um etwa 300 Meter aus dem umgebenden Eise hervor-

In der Cumberlandbai (Süd-Georgien).

ragten. Von dem Gipfel eines dieſer ſogenannten Nunataks bot ſich der großartige Blick auf das unabſehbare, an den dunklen Felsköpfen ſich gleichſam aufſtauende Binneneis. Von Oſten her erſchloß die Deutſche Polarexpedition 1869—70 die Alpen- und Gletſcherſcenerie großer Fjorde; ſie fand auf den Berghalden in Herden den an der Weſtküſte längſt ausgeſtorbenen, bis dahin nur im arktiſchen Amerika bekannten Moſchusochſen.

Die Beſiedelung der Weſtküſte, die Chriſtianiſirung der dort lebenden Eskimos iſt, wie bemerkt, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts jenem norwegiſchen Prediger Hans Egede zu danken, der die nordiſche Miſſion des Mittelalters wieder in's Leben rief und wie einſt die Apoſtel von Bremen den Heiden das Evangelium kündete.

Ananito-Hafen (Cumberlandſund).

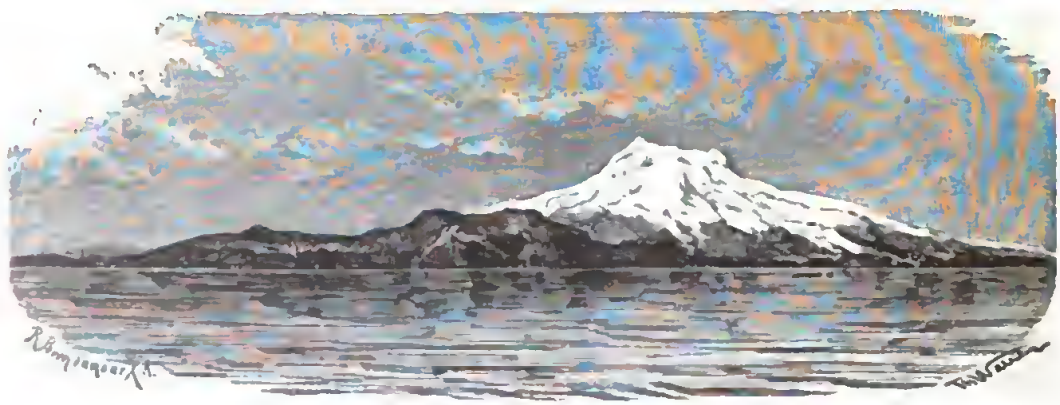
Durch die „Grönländiſche Companie", deren Agenten und Vertreter längs der ganzen Küſte bis zur nördlichſten Niederlaſſung Upernivik (auf 72° 48' n. B.) in den ſogenannten Handelspoſten vertheilt ſind, verwaltet die däniſche Regierung ihre Kolonieen in Weſtgrönland. Die Herrnhuter Gemeinde hat hier, wie an der gegenüberliegenden Küſte von Labrador, Miſſionsſtationen gegründet. Der Däne, Doktor Rink, langjähriger Oberinſpektor der Kolonieen, hat uns in einem eignen Werk die grönländiſchen Eskimos geſchildert. Es iſt ein Fiſchervolk, das, in Seehunds- und Rennthierfelle gekleidet, im Winter in halb unterirdiſchen Hütten aus Stein und Erde, den Iglus, im Sommer in Fellzelten haust, im Kajak, dem geſchloſſenen, in der Mitte mit einer runden Oeffnung für den Sitz ſeines einzigen Inſaſſen verſehenen Fellboot den Stürmen und der See trotzt, oder in dem von Weibern geruderten Umiak in den Küſtenrevieren verkehrt. Uebrigens hat ſich der

Die Eira im Eiſe bei Franz-Joſeph-Land.

Grönländer der Civiliſirung durchaus fähig erwieſen, wenn er auch noch immer in der Stille ſeinen heidniſchen Prieſter, den Angekok, verehrt und befragt. In jenem eben erwähnten Upernivik reicht die Civiliſation wohl am weiteſten nach Norden. Der Amerikaner Hayes, welcher im Sommer 1860 hierher kam, zeichnet uns ein hübſches Genrebild. Er ſagt u. a.:

„Zu dem bei der netten kleinen Kirche gelegenen Pfarrhaus fand ich ſchnell den Weg. Ich wurde von dem ſeltſamſten Exemplar eines Frauenzimmers, das je auf den Zug der Klingel erſchien, in ein trauliches Zimmerchen geführt, deſſen eigenſinnige Sauberkeit über das Geſchlecht ſeiner Bewohner keinen Zweifel ließ. Das Mädchen war eine in voller Blüthe ſtehende Eskimo mit kupferfarbigem Geſicht und ſchwarzem Haar, das auf dem Scheitel des Kopfes zuſammengeflochten war. Sie trug eine Jacke, die bis zur Taille reichte, Hoſen aus Seehundsfell und bis über die Kniee heraufreichende Stiefel, die ſcharlachroth gefärbt und auf eine Weiſe geſtickt waren, daß die Mädchen des Erzgebirges darüber erſtaunen würden. Durch das Zimmer verbreitete ſich der Wohlgeruch duftiger Roſen, Reſeda und Heliotrop, die ſich im Sonnenlicht unter den weißen Vorhängen pflegten. Ein Kanarienvogel zwiſcherte auf ſeiner Stange über der Thür und eine Katze ſchnurrte auf dem Kaminteppich . . .“

In Godthaab, einer der Niederlaſſungen der Weſtküſte, iſt die däniſche Polarſtation, während die nördliche Station der deutſchen gegenüber an dem amerikaniſchen Ufer der Davisſtraße und zwar am Ende des tief in's Land nach Norden eingreifenden Hogarth- oder Cumberlandſundes jetzt glücklich errichtet iſt. Für die Einrichtung von Zweigſtationen auf Labrador, mit Unter-



Beerenberg (Jan Mayen).

ſtützung der Herrnhuter Miſſionare, hat die deutſche Polarkommiſſion überdem noch einen Gelehrten entſandt.

Die Vereinigten Staaten von Amerika haben ſchon im vorigen Jahre ihre beiden Stationen errichtet, die eine auf der niedrigen ſandigen Landzunge „Point Barrow“, welche ſich öſtlich von der Beringsſtraße nach Norden hin erſtreckt, die andere in der „Lady-Franklin-Bai“, wo die engliſche Polarexpedition mit dem Schiff „Discovery“ den Winter 1875—76 zubrachte, jene großartige mit gewaltigen Koſten in Scene geſetzte Unternehmung, die ihren Hauptzweck, die Erreichung des Nordpols, vollſtändig verfehlte, da ſie auf der Breite von 82° 50′ n. Breite den Zugong nach Norden durch mächtige Eismaſſen, ſelbſt für Schlitten, verſperrt fand. Ein im Sommer 1882 von Amerika mit dem Dampfer „Neptun“ ausgeſandter Sukkurs hat wegen der Eisbarrieren nicht bis zur Lady-Franklin-Bai vordringen können und ſeine Vorräthe weiter ſüdlich deponirt. In England intereſſirte man ſich anfänglich nicht beſonders für die Idee der Polarſtationen, zuletzt hat man ſich doch noch zur Mitwirkung entſchloſſen und eine Station bei Fort Rae, am großen Sklavenſee, Canada, errichtet. Außer der Station auf Nowaja Semlja hat Rußland in Sodankylä im nördlichen Finnland und an der Lenamündung Stationen errichtet.

Die norwegiſche Station wurde bei Boſſekop am Altenfjord am 1. Auguſt in Thätigkeit geſetzt, die öſterreichiſche Station am 13. Juli auf Jan Mayen gelandet.

Der Gedanke, das Beobachtungsſyſtem auch auf die Südpolarregion zu erſtrecken, konnte nur in unvollkommener Weiſe zur Ausführung gebracht werden. Das Eindringen in das Südpolareis iſt mit großen Schwierigkeiten und Gefahren verbunden, auch verläuft hier die Küſte nicht, wie dort, aus der Region der gemäßigten Zonen polwärts; das Vordringen iſt in jeder Beziehung bedeutend ſchwieriger. So iſt denn nur eine franzöſiſche Station bei Kap Horn und eine deutſche auf der Inſel Süd-Georgien vorgeſehen.

Das Haben.

„Haben, haben,“ ſagte uns einmal ein Freund, ſei das erſte Wort ſeines kleinen Stammhalters geweſen, das er gelernt. Und Beſitz haben iſt wie ein kleines Königreich, in dem der Menſch eben ganz allein die letzte oberſte Entſcheidung hat; er will einen Lebenskreis haben, dem er als das königliche Geſchöpf den Stempel ſeines Geiſtes, das Gepräge ſeines Denkens, Wollens und Fühlens aufdrückt.

Wer wie Schreiber dieſes geſehen hat, daß arme ſittlich herabgedrückte, ja zum Theil kriminell beſtrafte Leute in einem Coloniſationsland durch Beſitz von Land, wo ſie ſich einen angemeſſenen freien Lebenskreis ſchaffen konnten, ſittlich gehoben, wieder ſelbſtbewußt und für Ehrgefühl empfänglich wurden, der ſieht den menſchlichen Trieb nach Beſitz als berechtigt und von ſittlicher Bedeutung an. Das Herrſcherverhältniß des Menſchen gegenüber der lebloſen Natur iſt ſogar ein göttlich geordnetes. 1 Moſ. 1, 26. 28: „Laſſet uns Menſchen machen in unſerem Bilde, nach unſerem Gleichniß, die da herrſchen über die Fiſche des Meeres .... und über die ganze Erde.“

Und wer von Eltern weiß nicht noch ſich zu erinnern, als wir zum erſten Mal in unſere eigene Häuslichkeit eingezogen ſind, am eigenen Tiſch, aus eigenen Tellern und der eigenen Küche gegeſſen, auf unſere eigenen Stühlen uns niedergelaſſen haben, wie doch ein eigenthümlich behagliches Gefühl von höherer Würde und Stellung uns begleitet und durchdrungen hat.

So macht auch das Kind, etwas ſein Eigen nennen zu dürfen, glücklich. Dieſes Beſitzthum iſt ſein Staatsrecht. Da darf Niemand ſich vergreifen, ohne mit einem beſtehenden Recht des Kindes in Conflict zu kommen. Mit Recht darf es ſich da auflehnen, und wie es ſo Vieles nicht darf, ſo darf man auch ſeinen Sachen gegenüber nicht Alles. Wer das Eigenthum des Kindes, ſei es ſeine Spielſachen, ſei es ſein Kätzlein, ſei es irgend etwas vom Onkel oder Tante Geſchenktes nicht achtet oder es ihm entreißt, um es einem jüngeren Geſchwiſter zu geben, der verletzt ein durchaus berechtigtes Gefühl des Kindes. Freiwillig verzichten die Kinder gern auf manches Recht und bringen ein Opfer, das ihnen unerträglich iſt, ſobald man es befehlend von ihnen verlangt, — ganz wie wir Alten.

Aber Sorgfalt und Aufmerkſamkeit iſt anzuwenden, wenn Geiz, Habſucht, zu viel Trieb nach Beſitz ſich geltend machen wollen. Wenn die Mutter das kleine zweijährige Bürſchchen dadurch, daß ſie oder ein anderes Kind einen Schluck aus der Milchflaſche, ein Stückchen von ſeinem Apfel, einen Biſſen von ſeinem Stück Brod abverlangt, auf ein Abgebenkönnen hinwirken will, ſo hat ſie Recht.

In kleinen Dingen muß man anfangen und die Habſucht nie als eine Tugend wohlgefällig

anſehen. Der Beſitz muß einen menſchenwürdigen Zweck haben und der liegt immer darin, Anderen mit dem Seinen Freude zu bereiten. Das ſoll das Kind nicht zwangsweiſe, ſondern, ſein Wohlwollen weckend, in konſequenter Weiſe und, wenn es Noth thut, auch mit Bezeigen des ernſtlichen Mißfallens im Falle der Verweigerung gelehrt und gewöhnt werden. Es giebt gute Gewöhnungen, die angelernt, aber nichtsdeſtoweniger von großen Segen ſind.

In ſeinem Beſitzthum Ordnung und Sorgfalt zu haben, verlangt das einfache natürliche Gefühl des Reſpektes. Eine Mißachtung deſſen, was es hat, iſt es, die Sache wirr durcheinander in die Schublade hinein zu werfen. Ordnungsliebe und Werthſchätzung von Dingen, die Menſchen mit Mühe, Geſchick und Sorgfalt gemacht und aus Liebe ihm zur freien Verfügung gegeben haben, werden damit im Kinde erſtickt und der Leichtſinn, mit dem es ſein Rößlein traktirt und zerbricht, iſt der gleiche, mit dem es ſpäter ein Buch beſudelt oder zerreißt. Freilich wollen manche Eltern nicht einſehen, daß alle Freude an ſeinen Sachen dem Kinde damit verdorben worden iſt und es dieſe darum auch in den erſten beſten Winkel wirft, weil ihm ſein kleines Recht in ſeinem Eigenthum aus Bequemlichkeit oder Mißachtung nie iſt reſpektirt worden.

Wohl recht, ſagt Dr. Palmer, daß ſich das Kind mit ſeinen Sachen in einer Art Kriegszuſtand verſetzt glaubt, wo Raub und Gewalt gilt. „Zuverläſſig rühren eine Menge von Liebloſigkeiten unter kleinen Geſchwiſtern daher, daß ſie ihre Rechte nirgends geſchützt ſehen und darum die Gewalt für das einzige Mittel halten, das Ihrige zu wahren. Für ein Kind iſt das ſchon ein wichtiges Recht, dieſen Platz, dieſen Teller, dieſes Beſteck bei Tiſche zu haben. Wenn nun die Erziehung nicht darauf achten und das als kindiſche Dummheit mit Scheltworten zurückweiſen will, was doch aus dem kindiſchen Rechtsbegriff kommt, ſo wird zuverläſſig nicht liebevollere Nachgiebigkeit, ſondern ungeſtümere Gewaltthätigkeit die Folge ſein.“

(Nach Tiſchhauſen.)

Eine amerikaniſche Braut.

Lord Berriner war in ſeinen jüngeren Jahren durch die halbe Welt gewandert, im hohen Norden und in den Tropen; Japan und Timbuktu hatte er durchforſcht, den Hymalaja überſtiegen. Was ihn ſo in die weite Welt getrieben? Er hatte das unbeſtimmte Gefühl gehabt, als müſſe er auf ſeinen Kreuz- und Querzügen ein weibliches Weſen finden, das er als Gattin heimführen könne. Dieſes Ziel hatte er durch ſeine Brautfahrt zwar nicht erreicht, aber doch dadurch in den weiteſten Kreiſen eine nicht geringe Berühmtheit erlangt.

Seit er dann ſeine Lordſchaft angetreten, waren die Heirathspläne einſtweilen aufgegeben worden, und er hatte ein tolles Leben begonnen; infolgedeſſen war ihm zu der Zeit, von der wir ſprechen, von ſeinem Titel und Beſitzthum eigentlich nur noch der erſtere verblieben.

Er hatte Schulden beim Schuhmacher, beim Schneider, bei den Juwelieren, beſonders ſeitdem die lange Zeit menſchenfreundlich hülfebereiten Hände der Wucherer ſich ihm verſchloſſen hatten; hohes Spiel, ſinnloſe Wetten und alle erdenklichen Vergnügungen hatten den leichtſinnigen Lebemann thatſächlich zu Grunde gerichtet. Nichtsdeſtoweniger genoß er infolge ſeines Titels und ſeiner Stellung noch immer ein beträchtliches Anſehen, gehörte er doch einer der hervorragendſten und edelſten Familien des Landes an.

Aber dieſes Anſehen war für ihn bedauerlicherweiſe doch nur von idealem, nicht aber von praktiſchem Werthe. Die Wucherer und die Schuſter wollten ihm nicht länger borgen, obwohl er ein vollendet ſchöner Mann und von echt ritterlichem Auftreten war und zu den Lieblingen der hohen Ariſtokratie gehörte.

Trotz ſeines verlorenen Kredits bei den Geldverleihern war es doch noch immer ein verzogener Günſtling der Frauen; und ſo iſt es nicht verwunderlich, daß ihm eines Tages plötzlich einfiel, hier ein Geſchäft zu machen, bei welchem er Behaglichkeit und Schuldenloſigkeit erhalten könne. War es nicht Brauch von Alters her, daß Geld den Titel heirathete? Als er die Sache weiter überdachte und ſich im Geiſte viele ſeiner Bekannten vorführte, die auf gleiche Weiſe ihr Glück gemacht hatten, fand er, daß es in den meiſten Fällen Amerikanerinnen geweſen ſeien, welche ihr Vermögen dem Lordstitel hatten antrauen laſſen. Ein gleiches Ziel zu erreichen, ſagte er ſich, könne ihm nicht ſchwer werden. Engländerinnen, meinte er, verlangten mehr liebevolle Hingebung; ſie betrachteten das Heirathen weniger von der geſchäftlichen, als von der Gefühlsſeite. Kurz, der Entſchluß ſtand bei ihm feſt, nach einer Amerikanerin auszuſchauen.

Berriner glaubte die Frauen genugſam zu

kennen; er war ein ausgezeichneter Schauspieler und konnte eine sanfte, und tiefehrerbietige Miene annehmen, was ja immer bei den Frauen seiner eigenen gesellschaftlichen Stellung von großem Erfolge gewesen war. Er bewahrte stets eine vornehme Gelassenheit, wenn er in Gesellschaft war — außer im Rauchzimmer —, denn er wußte, diese weltmännische Ruhe verfehlte ihren Eindruck nicht. Vor allem ersparte sie ihm heftige Gemüthsaufwallungen, denn unter der ruhigen Oberfläche glühte unheimlich ein Vulkan; Verriner war von einer unglaublichen Leidenschaftlichkeit, die er an seinen Dienern, Pferden und Hunden auszulassen die Gewohnheit hatte. Die Diener verließen ihn, die Pferde und Hunde aber pflegten ihren Empfindungen für ihn jedes auf besondere Weise Ausdruck zu geben. Im Pferdestalle war er nie sicher vor einen Biß, und seine Hunde mieden seine Nähe.

Von solcher Beschaffenheit war also der Freiersmann. Kaum waren zwei Monate vergangen, seitdem er jenen Entschluß gefaßt, als er eine neue amerikanische Schönheit entdeckte, welche erst vor Kurzem von den Vereinigten Staaten herübergekommen war, um die Londoner Geselligkeit zu genießen. Mit blanken Dollars und den bekannten grünen Kassenscheinen war sie so reichlich versehen, daß sie mehr als eine zerrüttete Lordschaft hätte wiederherstellen können.

Verriner fand sie wirklich ganz angenehm, und ihr zwangloses und lebhaftes Wesen, welches so sehr von seiner zur Schau getragenen Gleichgültigkeit abstach, bereitete ihm viel Vergnügen. Auch Hetty Leigh, so hieß die junge Dame, fand lebhaftes Gefallen an seiner männlich schönen Erscheinung, seinem gemessenen, sicheren Auftreten; vor allem aber sagte ihr die Stellung zu, welche er ihr geben konnte, und deshalb willigte sie, als er ihr vornehm gelassen, aber ehrerbietig seinen Antrag machte, in heller und unverstellter Freude ein. Ja, als er sie dann verlassen hatte, klatschte sie lustig in die Hände und rief: „Was werden die Mädchen daheim große Augen machen!" Ihre Mutter aber fiel beinahe in Ohnmacht, als sie die Freudenbotschaft hörte, d. h. soweit eine steife, mittelalterliche amerikanische Dame in Ohnmacht fallen kann.

Allerdings war sie ja mit dem Vorsatz herübergekommen, ihre Hetty an einen Lord zu verheirathen; aber daß sich die Sache so schnell machte, noch bevor die Gesellschaften recht begonnen hatten, und vor allem, daß Hetty's Bräutigam ein so vorzüglicher, stattlicher, schöner und gesetzter Mann war — das betrachtete sie als ein ungewöhnliches Glück.

Die Vermählung Hettys mit Lord Verriner versprach das hervorragende Ereigniß der Saison zu werden. Man begann, Vorbereitungen zu treffen; und es ging alles zur Zufriedenheit. Hetty und ihre Mutter erhielten Einladungen von den ersten Familien, und das junge Mädchen, als die künftige Lady Verriner, wurde überall mit Liebeswürdigkeiten überschüttet, wenn schon manche Damen viel lieber ihrem heimlichen Grolle durch Thätlichkeiten Luft gemacht hätte, welche jenen Liebkosungen nichts weniger als ähnlich gewesen wären.

Und wie kleidete sich Hetty! Schon ihre Anzüge boten genug Anlaß für neidische Frauenseelen, die schöne Braut zu hassen, auch wenn sie noch außerdem das unverzeihliche Glück gehabt hätte, reich zu sein.

Die Zeit der Hochzeit kam unterdessen heran. Man befand sich auf der Höhe der Geselligkeit und Mrs. Leigh hatte ganz richtig vorausgesehen, daß die Vermählung das hervorragende Ereigniß derselben sein werde.

Mehr als eine hohe Persönlichkeit hatte ihr Erscheinen zugesagt, die allerhöchste, welche in der englischen Gesellschaft den Ton anzugeben pflegt, nicht ausgeschlossen. Alles, was Anspruch auf Rang und Titel hatte, war gebeten. Die Ausstellung der Hochzeitsgeschenke war glänzend, der Brautschatz ein Wunderwerk, so daß er auch die anspruchsvollste Dame befriedigt hätte.

Verriner war ganz zufrieden. Wenn er denn einmal heirathen sollte, so sollte es auch in glänzender, durchaus befriedigender Weise geschehen. Und so ließ es sich ja auch an. Er war bemüht gewesen, jene hohen und höchsten Personen und solche, welche von ihnen gern gesehen wurden, einzuladen. Keine andere Hochzeit des Jahres konnte dieser das Wasser reichen, dessen war er sicher. Er war sich vollkommen seines Werthes, seiner prächtigen Erscheinung bewußt und mit Frau Fortuna sehr zufrieden, daß auch ihr für diese Vorzüge das Verständniß nicht gefehlt hatte.

Der Morgen kam. Schon beim Aufstehen fühlte sich Verriner nervös, das erste Mal in seinem Leben. Er nahm kein Frühstück zu sich, statt dessen aber begann er, noch bevor er sich zur Kirche ankleidete, Champagner zu trinken, und setzte dies den ganzen Morgen fort.

Der Herzog von Broadland, einer seiner besten Freunde, trat zu ihm in's Zimmer. Er fand Verriner zitternd. Das hatte er nie an ihm gesehen, weder am Morgen eines Duells, noch nach einer durchspielten Nacht, noch vor einem Wettrennen, selbst wenn Verriner ein Vermögen auf's Spiel gesetzt hatte.

„Was fehlt dir, Verriner?" forschte der junge Herzog erstaunt.

„Wenn nun der Prinz nicht käme!" erwiderte er hastig.

„Was fällt dir ein! Er hält immer Wort! Spute dich, sonst kommen wir zu spät."

Verriner stürzte ein neues Glas hinunter. Dann fuhren sie zur Kirche.

Dieselbe begann sich bereits mit einem auserwählten Zuschauerkreise zu füllen, was Verriners Eitelkeit sehr schmeichelte. Bald nach ihrer Ankunft erschien auch der Prinz, und bald waren Alle versammelt — bis auf die Braut.

Das Hochzeitskleid war erst in der letzten Minute angekommen und dann hatte sich herausgestellt, daß die weiße Silberspitze, welche das Oberkleid schmückte, theilweise falsch angenäht war.

Hettys Zofe eilte hastig zur Schneiderin und endlich war alles in Ordnung. Die Braut war glückstrahlend und heiter und ohne jede Aufregung, obgleich es so spät geworden war; denn sie konnte trotz ihrer Lebhaftigkeit nie ungeduldig oder heftig werden.

Die Verspätung war allerdings unpassend gegenüber der hochansehnlichen Versammlung, welche in der Kirche wartete. Das war aber nun einmal nicht zu ändern, und sie glaubte, Verriner schätze sie hoch genug, um ihr dieses kleine Versäumniß gern zu verzeihen.

Verriner war jedoch außer sich. Er empfand es als eine empörende Beleidigung, was man ihm angethan — und das vor dem einzigen Publikum der Welt, auf dessen Meinung er noch einigen Werth legte. Er schäumte vor Wuth.

Broadland, der seine Launen kannte, war auf den Ausgang gespannt und sehr besorgt. Beide warteten im Hintergrunde der Sakristei. Endlich ging ein Murmeln durch den Raum — die Braut war gekommen. Verriner raste hinaus, und in dem Augenblicke, wo sie den Säulengang betrat, raunte er ihr ins Ohr: „Wie durftest du mir das anthun, du, die Tochter eines schmierigen Oelkrämers! Bei Gott, du sollst mir's büßen!"

Hetty schaute ihm ruhig und ohne eine Miene zu verziehen, ins Gesicht. Es war nur ein Augenblick — Niemand außer ihr hatte gehört, was er gesagt.

Broadland ergriff seinen Arm und führte ihn weg, während die Braut von den Ihrigen nach ihrem Platze geleitet wurde.

Braut und Bräutigam trafen sich am Altar. Hettys graue Augen schauten kühl und theilnahmlos darein; Verriner hatte sich gewaltsam aufgerafft und zeigte seine gewöhnliche sanfte Miene.

Und als dann der Geistliche an ihn die bedeutungsvolle Frage richtete, antwortete er ruhig und klar sein „Ja!"

Der Prediger wandte sich nun zu Hetty. Fest und bestimmt, die Stimme hatte einen unheimlich scharfen Klang, drang es durch die Kirche:

„Nein!"

Versteinert, entsetzt war für einen Augenblick die Versammlung; dann aber stürzte ihre Mutter auf die Braut zu und rief: „Hetty, bist du von Sinnen?"

"Nein," sagte sie mit demselben eisigen Tone, „ich weiß, was ich thue. Ich habe nicht die mindeste Lust, einen Mann zu heirathen, der von dem Augenblicke, wo er meiner sicher zu sein glaubt, mich behandelt wie eine Negersklavin. Er nannte meinen Vater einen schmierigen Oelkrämer! Nein, mein Herr, ich danke Ihnen, geben Sie Ihren Titel sammt Zubehör einem sanftmüthigeren Mädchen. Wenn ich heirathen werde, soll es ein Edelmann sein."

Jedes Wort wurde von den Anwesenden gehört. Hetty verbeugte sich spöttisch vor Verriner und rauschte dann stolz dem Ausgange zu, gefolgt von ihren betroffenen Brautjungfern und ihrer weinenden Mutter.

„Was für ein Blitzmädchen!" sagte Broadland zu sich selbst. „Die möchte ich heirathen!" Aber seine Aufmerksamkeit wurde durch Verriner abgezogen, der nur einen einzigen verglasten Blick in die Runde sandte und bemerkte, wie die Zuschauer sich achselzuckend entfernten. Er stürmte durch die Sakristei, und Broadland folgte ihm.

Statt des Hochzeitsmahles gab es an diesem Tage eine ganze Anzahl von Nachmittags-Kaffeekränzchen, zu denen das unglaubliche Ereigniß den mannigfaltigsten Stoff lieferte.

Verriner verließ mit dem nächsten Zuge die Stadt, um nach Dover zu fahren. Man erfuhr später von ihm, daß er seinen Aufenthalt fern unter den Wilden genommen habe.

Hetty aber ertrug die Thränen ihrer Mutter und die Vorwürfe ihrer Freundinnen mit Geduld. Sie war überzeugt, richtig gehandelt zu haben — und am Ende glaubten ihre Freundinnen dasselbe, als sie im nächsten Frühjahre die Einladung zu einer ländlichen Hochzeit erhielten, welche „dieses Blitzmädchen" zu einer Herzogin von Broadland machte.

(Für's Haus.)

Chineſiſche Lands-, Orts- und Sachnamen.

Für Haus und Herd von F. Ohlinger, Miſſionar in China.

Was bedeutet der Name China? Wie entſtand er? Darüber hat ſich ſchon mancher viel Kopfbrechens gemacht. Ich verſpreche denn auch keine originelle Löſung der Frage. Williams (Middle Kingdom I., 2. 3.) citirt D'Herbelot: „Tayé, Sohn des Kaiſers Chuen Hu, wurde Gründer des Hauſes Tſin. Vor mehr als Tauſend Jahren hatte es ſich ſchon zu großem Anſehen und Macht herangeſchwungen und ſtand nur dem kaiſerlichen Haus an Glanz und Herrlichkeit nach.

Ein Prinz dieſes Hauſes wurde als Machthaber über die Stadt Tſinchau geſetzt und erhielt einen hohen Titel. Fernere Nachkommen zeichneten ſich durch Tapferkeit aus und machten ſich um Land und Regierung verdient. Belohnung blieb nicht aus, aber obwohl ſich die Herrſchaft des gewaltigſten derſelben endlich über die ganze Provinz Shenſi erſtreckte, behielt er dennoch den mehr beſcheidenen Titel, König von Tſin (d. h. von der Stadt Tſinchau) bei, und indem europäiſche Reiſende zunächſt nur mit dieſem Theil des Landes bekannt wurden, nannten ſie das ganze Tſin oder Chin.

Die Malayen, Hindus, Perſer, Araber und andere aſiatiſchen Völker nennen Land und Volk noch immer Jin, Chin, Sin, Sinae, Tſiniſtae ꝛc. und glaubt man daraus ſchließen zu können, von dieſem Land ſei in Jſaia 49, 12 die Rede."

Die Chineſen haben wie die meiſten Völker mehrere Namen für ihr liebes Heimathland. Für den alltäglichen Gebrauch haben ſie das Reich der Mitte (Tüng Kwok)- oder für Chineſe, Reich-der-Mitte-Mann (Tüng Kwok Nëng). Der Name Hang-Dynaſtie-Mann klingt ſchon mehr pedantiſch. Innerhalb der vier Seen zeigt einen gerechten Stolz auf den ungeheuren Flächenraum des Landes, wenn auch der Geographie dabei ein kleines Unrecht geſchieht. Unter dem Himmel (Tieng Ha) will man ihnen durch Schulweisheit, Diplomatik und unlängſt auch wieder durch franzöſiſche Mitrailleuſſen abgewöhnen. Doch das geht langſam.

Nach der Hang-Dynaſtie (v. C. 202 bis 220 n. C.) belieben ſich die eigentlichen Chineſen zur Unterſcheidung von den Manchus zu nennen; letztere, und auch der Chineſe, wenn er dazu aufgelegt iſt, nennen ſich gerne nach der Ching (Tsing) d. h. der gegenwärtigen oder Manchu-Dynaſtie. Hier bedeutet Ching rein, klar; Tai Ching Kwok hieße ſomit das große, reine (!) Reich. Tüng Hwa iſt eine unſchuldige oratoriſche Flauſel, die man gerne vom Miſſionar entgegennimmt und heißt das „Mittlere Blumenreich." Blume ſteht hier für allerherrlichſt, vollkommen, unübertrefflich. So viel über den Namen des großen Reiches. Jetzt dann geringere Namen. Unſer Fuhlkien (hier, Hok Kiong) heißt gegründetes Glück; Kiangsi, Kiang heißt Fluß, Si Weſt, alſo Weſtſeite des Fluſſes; Hupeh, Hu heißt See, peh heißt nördlich; Hunang, Hu heißt See, Nang ſüdlich. Wir ſehen hier ſchon wie viel mehr die geographiſche Lage als irgend ein anderer Umſtand bei dem Namengeben von den älteren Culturvöllern in Betracht genommen wurde.

Peking heißt nördliche Hauptſtadt; Nanking, ſüdliche Hauptſtadt; Shanghis, oberes Meer; Amoy, untere Thür; Han Kow, Han-Mündung; Fuhchau (Foochow) glückliche Gegend.

Wir haben es hier überhaupt mehr mit Fuh (Volksſprache, Hok) Glück zu thun als in irgend einem anderen Theil des Landes; da haben wir Hok Chiang, glückliche Klarheit, Ing Hok, ewiges Glück u. ſ. w. Wir haben eine Stadt die ewiger Friede (Ing Ang), eine die ewiger Frühling (Ing Chung) heißt.

Ku Cheng, altes Feld, hatte früher den ſchönen Namen Ngük Cheng (Perlenfeld.)

Dieſer Namenwechſel ſoll auf folgende Weiſe geſchehen ſein: Der Diſtrikttbeamte hatte einen ſchrecklichen Traum; er ſah ein Heer böſer Geiſter, die ſich vereinigt hatten zur Zerſtörung des Diſtrikts Ngük Cheng. Er konnte jedoch nicht ermitteln, auf welche Weiſe das Unglück kommen ſollte. Da regnete es eine Nacht ganz furchtbar, der kleine Fluß, an deſſen Ufer das Amthaus (yamun) ſtand, ſtieg zu einem raſenden Strom und riß das Amtsſchild, Ngük Cheng ſchon vor Tagesanbruch fort. Da wurde dem Beamten klar, daß es eine Ueberſchwemmung ſei, die der Gegend drohe, und daß der Verluſt des Schildes beides Urſache und Wehrmittel andeute — der allzu ſchöne Name — Perlenfeld, mußte dem ganz beſcheidenen altes Feld auf dem neuen Schild Platz machen.

Betrachten wir jetzt einige Sachnamen. Im Mandarin-Dialekt iſt das Wort Sache (Gegenſtand) ſchon ſehr ſinnreich: Tung Si, Oſt, Weſt-Sache.

Der Kaiſer fuhr mit ſeinem Miniſter aus und ſah Körbe an, oder neben den Thüren der Häuſer hängen. Er frug den Miniſter: Was ſollen dieſe Körbe? Dieſer antwortete: Um Sachen (Tung Si, Oſt, Weſt) hineinzulegen. Jener war gerade zum Recken aufgelegt und frug: Warum nicht auch Nang Peh, Süd, Nord. Da nahm dieſer bei der Naturlehre Zu-

flucht und erwiderte: Ost ist das Holzelement; West das Metallelement, da versteht es sich denn, daß man Ost und West in diesen Körben sammeln kann; hingegen Süd ist Feuer und würden die Körbe verbrennen, Nord, Wasser und würde durchrinnen. Daher sammelt man denn Tung Si (Sachen), aber nicht Nang Peh (Feuer, Wasser) in diesen Körben. Das Mandarin-Wort für Kopf ist ebenso ausdrucksvoll als das altdeutsche, an welches es erinnert — Nau dai, d. h. Gehirnsack, oder deutsch — Hirnschale.

Interessant sind die Namen, welche sie Gegenständen aus dem Westen, d. h. aus Europa und Amerika geben. Das Fernrohr ist ein Tausend-Meilen-Glas, das Dampfschiff ein Feuerdrachen-Boot, der Telegraph ein Blitzdraht, die Uhr eine selbstschlagende Glocke, die Taschenuhr ein Stundenzeiger, das Schwefelholz ein selbst kommendes Feuer.

Zu den wenigen Sachnamen, die wir von den Chinesen entlehnt haben, gehört der Name eines gewissen Sturmwindes — Typhoon — chinesisch Ta Fung, d. h. großer Wind. Damit soll beides die Kraft sowohl als die Dauer des Windes bezeichnet sein.

Höchst auffallend bezeichnend sind aber ihre Synonyme oder bildliche Namen. „Der Wind biegt die Weiden" heißt der, der zu allem ja sagt. „Wind und Wasser (d. h. Glück) Ende." Hung-Chwi-Mwi nennt man den nichtswürdigen Knaben. „Die Zehntel und die Zolle sind gemischt," so heißt der confuse Kopf.

Sir Isaak Newton, der christliche Philosoph.

Für Haus und Herd von A. Gröbe.

Die freche Tonart, mit welcher in den letzten Jahrzehnten die Dilettanten der Naturwissenschaft vom Christenthum und den Christen redeten und die bei allen Gelegenheiten zum Vorschein kommende Verachtung und Geringschätzung, mit welcher sie die Männer behandelten, welche noch am guten alten Bibelglauben festhalten, macht es zu dieser Zeit des Widerspruchs besonders wichtig und interessant, das Leben und den Charakter großer christlicher Philosophen unserem heranwachsenden Geschlechte, das in religiöser Hinsicht sehr frivol und indifferent ist, als ein Vorbild entgegenzuhalten.

Viele Männer, welche in den Augen der Welt hoch zu stehen wünschen und auch Jünglinge, denen das Attribut der Gelehrsamkeit von hohem Werthe ist, schämen sich nicht selten ihren christlichen Glauben zu bekennen. Die Furcht vor Spott und Hohn und am Ende gar als leichte oder aber gläubig verschrieen zu werden, hält sie oft ab ein derartiges Bekenntniß abzulegen. Diesen wie andern, die aus Mangel an moralischem Muthe entweder den Herrn verleugnen oder doch nicht entschieden genug für Christum auftreten, mag es gut thun, etwas näher mit der Lebensgeschichte des oben genannten Mannes bekannt gemacht zu werden, dessen Name in allen Theilen der Welt mit der allergrößten Achtung und Ehrfurcht genannt wird.

Sir Isaak Newton, dieser berühmte christliche Philosoph, erblickte das Licht der Welt am 25. Dezember 1642 zu Woolsthorpe, in der Grafschaft Linkolnshire, England. Newtons Vater war ein armer Landwirth, der etwa drei Monate vor der Geburt des Sohnes starb. Da das Kind sehr klein und ungewöhnlich schwach und zart war, so schien es kaum möglich, daß es am Leben bleiben würde. Aber trotz den Aussagungen derer, die dem vaterlosen Kinde ein frühes Ende prophezeiten, blieb es nicht nur am Leben, sondern entwickelte es sich auch rasch nach Leib wie Seele.

Etwas später verheirathete sich seine Mutter zum zweiten Mal und das Kind der ersten Ehe wurde den Verwandten seiner Mutter zur Erziehung übergeben. Es mag Knaben und Jünglingen zur Ermuthigung gereichen, die wegen ihrer natürlichen Stumpfsinnigkeit oder geringen Fassungskraft am Verzweifeln sind, und das ganz besonders, wenn sie die Wahrnehmung machen, wie ihre Altersgenossen und Collegen sie in intellektueller Hinsicht überflügeln und den Ehrenpreis davon tragen, zu hören, daß der große Newton in seiner Jugend für außerordentlich beschränkt oder dumm erklärt wurde.

Newton bedurfte, wie es schien, eines besonderen Impulses, um aus seiner geistigen Trägheit geweckt und zur Thatkraft angespornt zu werden, und dieser „Impuls" kam auch endlich, und zwar auf eine eigenthümliche, höchst originelle Weise. Ein größerer und boshaftiger Knabe, der eine höhere Stufe in der Schule einnahm, behandelte den kleinen Isaak mit sichtbarer Verachtung und beleidigte ihn, wo er konnte.

Newton erduldete seine Neckereien und Schmähungen eine geraume Zeit auf eine ächt stoische Weise und ging ihm, wo er konnte, aus dem Weg, bis sein Beleidiger zu dem falschen Schlusse kam, daß die Ruhe, Geduld und Sanftmuth seines Opfers nichts als Beweise seiner Feigheit seien, und daß er in Folge dessen, auch ohne Gefahr seine Hand an ihn legen dürfe. Gedacht — gethan. Aber der Faustschlag des Grobians in das Angesicht Newtons weckte diesen aus seiner gleichgültigen Ruhe und mit der größten Lebhaftigkeit, die ihm Niemand zugetraut hätte, warf er sich auf seinen Quatgeist, der ihm an körperlicher Größe und Stärke überlegen war, und jagte ihm durch die wohlverdienten und wohl beigebrachten Ohrfeigen und Backenstreiche solchen Schrecken und Respekt ein, daß er von nun an von ihm in Frieden gelassen wurde; der Störenfried hatte seinen Meister gefunden.

Newtons Sieg auf dem Spielplatze ermuthigte ihn auch sein Glück auf der intellektuellen Arena zu versuchen, um womöglich noch einen größeren Feind zu überwinden. Mit dem größten Fleiß und der größten Ausdauer lag er nach diesem Vorfall seinen Studien ob und offenbarte einen solchen Scharfsinn und Enthusiasmus, daß sich seine Lehrer mit Recht über die schnellen und großen Fortschritte des hoffnungslosen Dummkopfes verwunderten. Es währte nun

nicht mehr lange, so hatte er sich zum höchsten Ehrenplatz in der Schule emporgeschwungen.

Um diese Zeit fing Newton an, sich von den gewöhnlichen Spielen der Knaben seines Alters zurückzuziehen und gebrauchte seine freie Zeit mit dem Studium der praktischen Mechanik. Die Verfertigung einer Windmühle, Wasseruhr und einer Kutsche, die durch eine in ihr sitzende Person bewegt wurde, gehörten zu seinen Hauptwerken als jugendlicher „Tausendkünstler". Etwas später wurde die Bewegung der Himmelskörper: Sonne, Mond und Planeten der Gegenstand seines Studiums.

Einmal wurde der Versuch gemacht, den jungen Newton für die Landwirthschaft zu erziehen. Doch dies wäre jedenfalls kein seinen großen Geistesgaben entsprechender Lebensberuf gewesen und nachdem er einmal aus dem unerschöpflichen Born des Wissens getrunken und eine edle Begeisterung für die schönen Künste ihn erfaßt hatte, so war es vergebliche Mühe und Arbeit ihn dafür zu gewinnen. Gott hatte ihn zu etwas Höherem bestimmt, als den Acker zu bebauen.

Dieser Plan wurde deßhalb schnell wieder fallen gelassen und Newton überredete seine Mutter, die um diese Zeit zum zweiten Mal Wittwe geworden war, ihm eine Universitäts-Ausbildung zu geben. Die Universitäts-Urkunden von Cambridge, England, weisen nach, das Newton im Juni des Jahres 1661 als Beneficiat in das Trinitäts-Collegium derselben Stadt aufgenommen wurde.

Er studirte hier so fleißig und mit solchem Erfolge, daß er in schneller Reihenfolge die Grade eines Baccalaureus und Magister der Künste erhielt und im Jahre 1680 zum Universitäts-Mitglied und zum Professorat der höheren Mathematik erwählt wurde.

Obgleich Newton immer fleißig und ununterbrochen an dee Arbeit war, die „Höhen der Wissenschaft" zu erklimmen, so fand er doch Zeit, ein recht zärtliches Verhältniß mit einer sehr achtbaren jungen Dame, Namens Storey, zu unterhalten. Doch da ee ein armer Professor war, dessen geringer Gehalt nicht ausreichte, um eine Frau anständig zu ernähren, so wagte er es nicht, den Gegenstand seiner Liebe zu ersuchen, seine Armuth mit ihm zu theilen. Später verehelichte sich das genannte Fräulein mit einem reicheren Manne und ihr früherer Liebhaber führte sein einsames, aber thätiges Junggesellenleben weiter, ohne sich durch dieses Intermezzo im Geringsten stören zu lassen.

Durch die Erfindung von optischen Instrumenten, welche füe das Studium der Astronomie von unschätzbarem Werthe waren, wurde zuerst Newton's Name weit und breit bekannt und gerühmt. Als es der königlichen Gesellschaft in London bekannt wurde, daß er ein reflektirendes Teleskop erfunden habe, ersuchte sie ihn um die Zusendung desselben. Dies geschah und gegen das Ende des Jahres 1671 wurde dies Instrument der genannten Gesellschaft zum Geschenk gemacht. Gegenwärtig liegt es als ein werthvoller Kunstschatz in dem Museum der königlichen Gesellschaft mit einer bezeichnenden Inschrift.

In seinen phisikalischen Studien und Expeeimenten hatte er manche Erscheinungen wahrgenommen, die durch keine damals bekannte Gesetze erklärt werden konnten. Doch er sollte bald ein neues Gesetz entdecken, um diese Räthsel, vor benen die größten Naturforscher seit Jahrhunderten sinnend stille gestanden haben, auf eine einfache abee befriedigende Weise zu lösen.

Als Newton im Herbst des Jahres 1665 allein und in Gedanken vertieft im mütterlichen Garten zu Woolsthorpe spazieren ging, fiel zufälliger Weise ein Apfel zu seinen Füßen nieder. Der berühmte Naturforscher erkannte sogleich, daß soweit kein ihm bekanntes Gesetz das Fallen des Apfels zu erklären vermochte und er fing an, darüber nachzudenken, daß, da die Kraft, die ihn angezogen hatte, nicht merkbar in der größten Entfernung von dem Centrum der Erde aus, welche man erreichen kann, verringert wird, diese sich am Ende bis zum Monde und noch weiter erstrecke und ihn in seiner Bahn erhalte und zwar auf dieselbe Weise, wie sie einen Stein oder eine Kanonenkugel in einem Bogen hält, die in einer geraden Linie von der Oberfläche der Erde in die Höhe geschleudert wird.

Wenn der Mond, folgerte Newton, durch die Anziehungskraft der Erde in seiner Bahn gehalten wird, so ist es sehr wahrscheinlich, daß auch die Planeten durch dasselbe Gesetz der Schwere in ihrer Bahn gehalten werden.

Nach Jahre langen Untersuchungen und Berechnungen, wobei es nicht an großen Entmuthigungen von allen Seiten her fehlte, gelang es Newton die wissenschaftlichen Beweise für die große Wahrheit zu liefern: daß der Mond und andere Himmelskörper durch diefelbe Kraft in ihren respektiven Bahnen gehalten werden, durch welche irgend ein Gegenstand auf die Oberfläche der Erde fällt.

Durch diese große Entdeckung wurde die Quantität des Stoffes im Sonnenkörper festgestellt, die Größe und Dichtigkeit der Planeten berechnet und ein wunderbares Phänomen nach dem anderen auf dem Gebiete der Natur erklärt.

Durch das allgemeine Gesetz der Schwere, die sich wie eine Kette um das Weltall schlingt und es zu einem Ganzen verbindet, wird, wie dieser berühmte Forscher zuversichtlich glaubte und lehrte, die ununterbrochene Bewegung aller Himmelskörper hervorgebracht. Alles scheint genau gegeneinander abgewogen zu sein, aber die Wage ruht in der Hand des großen Schöpfers, dessen Allmacht und Weisheit allein, ein ewiges Gleichgewicht zu erhalten weiß.

Durch Newton's großartige Entdeckungen erscholl sein Name und Ruhm nach und nach duech ganz Europa. Die von England kommenden Reisenden wurden in Deutschland und Frankreich mit Fragen über den Cambridger Peofessor überhäuft und sollten alle nur mögliche Auskunft über ihn geben. Einer von diesen wurde von einem französischen Marquis allen Ernstes gefragt, ob Sir Newton, wie andere Menschen auch Bedürfniß zum Essen, Trinken und Schlafen habe, „denn," setzte er zur Erklärung seiner befremdenden Frage hinzu, „ich stellte mir ihn immer als einen himmlischen Genius vor, der in vielen Stücken mit anderen Steeblichen nichts gemein habe.

Obgleich Newton einerseits vielleicht weniger leibliche Bedürfnisse hatte als viele Andere, was sein stilles zurückgezogenes Leben als Junggeselle und Gelehrter am Ende mit sich brachte, so war er doch andererseits nicht nue ein Menich wie andere Adamskinder, sondern auch mit vielen menschlichen Schwachheiten und Unvollkommenheiten behaftet und dabei sehr excentrisch. Vom Himmel war er nicht gefallen. Aus Beiefen, die sein Vetter, De. Humphrey Newton, der eine Reihe von Jahren als Schriftführer im Dienste des Philosophen stand, an Bekannte richtete und mit Hülfe einiger von seinen Freunden erzählten Anneldoten, ist es uns möglich gemacht, ein lebendiges und getreues Bild von Sir Isaak Newtons täglichem Leben zu entwerfen.

Gar oft fand die Matrone, die ihm während seines Professorats in Cambridge den Haushalt besorgte, daß sein Mittagessen und Abendbrod beinahe unoersucht waren, und er, da sein Lager des Morgens noch unberührt war, die ganze Nacht hindurch bei der Studirlampe gesessen

Digitized by Google

hatte. Sein Schreibgehülfe erzählt, daß, wenn er ohne Gesellschaft war, er sich nie die Mühe gab, seine Mahlzeiten sitzend einzunehmen. In der Regel nahm er dann und wann einen Bissen, und zwar in größter Eile, und war schnell wieder an seiner Arbeit. Oft vergaß er es, etwas zu sich zu nehmen, bis er daran erinnert wurde, daß das Essen schon lange auf ihn warte und kalt werde. Auch konnte ein humoristischer Freund ihn leicht glauben machen, daß er schon gespeist habe, obgleich in Wirklichkeit noch kein Bissen über seine Lippen gekommen war.

Newtons Vergeßlichkeit hinsichtlich äußerer Dinge brachte ihn nicht selten in die größte Verlegenheit. Einmal auf der Reise nach Colsterworth begriffen, stieg Newton, da ihm das Reiten beschwerlich wurde, vom Pferde ab, um eine Strecke per pedes apostalorum zu machen und führte das Roß am Zaumriemen, doch endlich gelang es dem Thier sich vom Zaume zu befreien und suchte das Weite, während sein Herr in Gedanken versunken, nichts davon gewahr wurde und ruhig mit dem Zügel in der Hand den Weg zum genannten Orte zurücklegte, ehe er seinen Irrthum einsah.

Zuweilen erschien Newton auch in den Straßen von Cambridge so nachlässig gekleidet, daß er sich schnell und beschämt, wenn er's bemerkte, nach seiner Wohnung zurückzog. Wenn er sich nach einer Restauration begab, um seine Mahlzeiten einzunehmen, was zwar selten geschah, so erschien er gewiß entweder mit niedergetretenen Schuhen, herunterhängenden Strümpfen oder mit ungekämmten Haaren. — Manchmal, wenn es seine Kasse erlaubte, gab er auch Gastmähler, die nichts zu wünschen übrig ließen, und zu welchen fast ausschließlich die Vorsteher und Professoren der höheren Lehranstalten geladen wurden. Aber welche Verstöße gegen die Etiquette ließ sich bei diesen Festlichkeiten unser Philosoph nicht zu Schulden kommen! Wenn er sich nach seinem Studierzimmer begab, um etwas für die Gesellschaft zu holen, so war es immer sehr zweifelhaft, ob er auch zurückkommen würde, da er, sobald sich sein Geist mit einer plötzlich in ihm auftauchenden Idee beschäftigte, alles Andere um sich her vergessen hatte. Seine Morgentoilette war aus diesem Grunde zuweilen auch recht unvollkommen. In Gedanken vertieft, letzte er sich nicht selten nur halb angekleidet auf sein Lager und verharrte in dieser Stellung oft etliche Stunden. Eines Tages entschloß er sich bei der Zubereitung seines Frühstücks behülflich zu sein und ein Ei zu kochen. Er stellte sich demgemäß, mit seiner Taschen-Uhr in der Hand, vor das Feuer und wartete in aller Geduld auf das Kochen des Wassers. Als endlich dieser Moment kam, da war er aber wieder so sehr in einen wissenschaftlichen Gegenstand vertieft, daß er anstatt das Ei, die Uhr in das kochende Wasser fallen ließ, und erst etliche Minuten später seinen Irrthum bemerkte.

So sehr Newton auch an seine Bücher gebunden war, so konnte er sie doch, wenn die Noth es erfordeete und die Pflicht ihn rief, auf die Seite legen. Im Jahre 1689 wurde sein Stiefbruder von einem bösartigen Fieber überfallen. Seine Mutter begab sich zu ihm, um ihn zu pflegen, wurde aber bald darauf von derselben Krankheit ergriffen. Als Newton Kenntniß davon bekam, gab er sogleich seine Studien auf und eilte an ihre Seite. Er wachte nun Tag und Nacht mit der größten und zärtlichsten Sorgfalt an ihrem Lager und that mit der größten Selbstverleugnung Alles, was in seinen Kräften stand, bis der Tod sie von ihren Schmerzen befreite und weitere Liebesdienste unmöglich machte.

Daß Newton, wie alle großen Männer, sich vollständig beherrschen konnte und seine Gemüthsruhe durch nichts aus dem Gleichgewicht gebracht werden konnte, zeigt folgender Vorfall, der wohl begründet ist. Eines Abends wurde er aus seinem Studierzimmer gerufen, in welchem jedoch sein kleiner Lieblingshund „Diamond" genannt, welcher sein beständiger Gesellschafter war, zurückblieb.

Als sein Herr sich entfernt hatte, sprang er auf dessen Schreibtisch und warf das Licht um und die Folge war, daß die schnell um sich greifende Flamme ein werthvolles Manuskript — die beinahe vollendete und mühevolle Arbeit vieler Jahre — total zerstörte. Als Newton zurückkehrte und das Zerstörungswerk erblickte, da rief er betrübt aus, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend: „O, Diamond! O, Diamond! Du weißt nicht, was du für Unheil angerichtet hast," ohne dem Brandstifter auch nur einen Streich zu versetzen. Andere hätte ein solches Unglück gänzlich entmuthigt und außer sich gebracht. Bei diesem christlichen Philosophen war gerade das Gegentheil der Fall. Er beherrschte sich und ging mit frischem Muthe an die Arbeit, das Zerstörte zu ersetzen.

In seinem Bestreben, ein gewisses Ziel zu erreichen, scheute er keine Hindernisse. Zu verschiedenen Zeiten, unter der Herrschaft Jakob II. von England, leistete Newton sowohl seinem Vaterlande, als auch der Lehranstalt, in welcher er wirkte, die größten Dienste. Einmal, als dieser Tyrann die Universität zu Cambridge zwingen wollte, von ihren Statuten abzuweichen, erwies sich dieser berühmte Denker als der rechte Helfer in der Noth, der, als der Wortführer einer Deputation, ihre vom Staat verbrieften Rechte unerschrocken und mit dem bestem Erfolge vor dem Könige vertheidigte.

Der große Ruf, den Newton genoß, brachte ihm aus allen Ländern Ehrenbezeigungen ein. Er wurde 1699 auswärtiges Mitglied der Pariser Akademie, 1701 von der Universität von Cambridge wieder zu ihrem Parlaments-Deputirten gewählt und 1703 Präsident der Londoner Societät. Wenn irgend ein Mann solche Auszeichnungen verdiente, so war es gewiß dieser christliche Philosoph, der mit Fug und Recht als einer der größten Heroen der Wissenschaft und des christlichen Glaubens bezeichnet wird, die je gelebt haben. Newton entfaltete auch in seinen späteren Lebensjahren eine große schriftstellerische Thätigkeit und verfaßte viele berühmte wissenschaftliche Werke.

Auch beschäftigte er sich mit besonderer Vorliebe mit religiösen Gegenständen und schrieb sogar Abhandlungen über das Buch Daniels und über die Offenbarung Johannes. Obgleich er außerordentlich viel auf allen Gebieten des Wissens geleistet hatte, so erkannte er nicht nur, wie alle wahren Weisen, daß alle menschliche Erkenntniß Stückwerk ist und seine Grenzen hat, sondern war er auch ein sehr demüthiger Jünger der Wissenschaft, der kurz vor seinem Tode bekannte: „Die Arbeit meines Lebens war nur ein Spiel mit Muscheln an der Küste des Meeres, während der Ocean der Wahrheit sich noch unerforschlich vor mir ausbreitet."

Unter anstrengenden, wissenschaftlichen Arbeiten wurden Newtons geistige Kräfte allmählich erschöpft und nach kurzer Krankheit starb er sanft und selig im Herrn am 20. März 1727. König Georg ließ ihn mit Pomp in der berühmten Westminsterabtei — der Begräbnißstätte der großen Todten — bestatten. Seine Angehörigen ließen ihm 1731 ein prächtiges Denkmal errichten.

Der rothe Kaſpar,

oder:

Sünde und Gnade.

Eine Dorfgeſchichte für Haus und Herd von J. W. von Hegi.

1.

Unſere Erzählung führt uns in ein kleines, ſtilles Dorf in einem der Oſt-Kantone des freien Schweizerlandes. Waldeck, ſo wollen wir daſſelbe nennen, bietet dem Wanderer zur Sommerszeit einen lieblichen Anblick dar. Wie ein Schwalbenneſt klebt es am Abhange eines Berges, und ſchon von Weitem ſchimmern einem die weißen Häuſer mit grünen Fenſterläden entgegen. Hinter denſelben erhebt ſich ein üppiger Tannenwald, während ſich unten durch ein anmuthiges Wieſenthal ein klarer Bach ſchlängelt, deſſen Waſſer das Räderwerk einer ſtolzen Mühle in Bewegung ſetzt. Wir werden indeſſen von alledem wenig gewahr, denn zur Zeit, da wir uns Waldeck nahen, hat die Erde ihr Winterkleid angezogen und der gute Vater Mond wandelt mit ſeinen vielen Kindern ſchon einige Stunden ſtille ſeine Bahn am Firmament.

In einem allein ſtehenden Hauſe am Ende des Dorfes kehren wir ein. Ein großer Kachel-Ofen verbreitet eine behagliche Wärme in der heimeligen Stube. Dicht vor demſelben ſitzt ein Großmütterchen mit ſchneeweißen Haaren und läßt luſtig das Spinnrädchen ſchnurren. Am obern Ende des Tiſches lieſt der Vater, ein rüſtiger Fünfziger, den Kopf nachdenklich auf die Hand geſtützt, in einem Buche, während ſeine einige Jahre jüngere Gattin ſich mit Aushülſen von Bohnen zu ſchaffen macht. Der Großmutter gegenüber ſitzt eine jugendliche Spinnerin, das treue Ebenbild ihrer Mutter. Auf ihren Wangen glüht ein roſiges Roth, und nicht ſelten ſchlägt ſie beſchämt ihre ſchönen Augen nieder, denn ſie kann den ſtrengen Blick der Alten nicht ertragen. Dieſer gilt eigentlich weniger ihr, als dem neben ihr ſitzenden Burſchen, deſſen Züge uns eben ſo wenig gefallen, als der betagten Großmutter. Seine ganze Erſcheinung, namentlich ſein ſtruppiges, rothes Haar, ſagt uns, daß er jedenfalls nicht zur Familie gehört; doch wir ahnen, daß es ihm darum zu thun iſt, in nähere Verbindung mit derſelben zu treten.

Vom Thurme der Dorfkirche her ertönt der Glockenſchlag; der Nachtwächter ruft die zehnte Stunde ab und der Vater ſchließt ſein Buch zu. Kaſpar, der junge Freier, merkt, daß es Zeit zum Aufbruch iſt, wünſcht „gute Nacht“ und verläßt die Stube mit den Worten: „Auf's Wiederſeh'n!“

„Lieber auf's Nimmerwiederſehn,“ ſpricht halblaut die Großmutter, während Mutter und Tochter dem Burſchen das Geleite geben bis zur Hausthüre. Draußen flüſtert ihm die Erſtere noch in's Ohr: „Sei nur gutes Muthes, Kaſpar, du ſollſt unſere Marie haben; ich werde die Sache ſchon ordnen.“ Sodann kehrt ſie in die Stube zurück und Marie begiebt ſich in ihre Kammer.

„Habt doch dem Kaſpar wieder giftige Blicke zugeworfen,“ redete die Hausfrau ihre Schwiegermutter an, als ſie kaum zur Thüre herein gekommen war.

„Der verdient's auch nicht beſſer, denn er iſt ein gottloſer Bub', der ſicher die Marie in's Unglück bringt, wenn er ſie kriegt,“ war die Antwort.

„Macht's nur nicht ſo ſchlimm, die Leute reden ihm viel Böſes nach, woran kein Wort wahr iſt. Des Gemeinderathsſchreibers ſorgen ſchon dafür, daß er einen ſchlechten Leumund bekommt, weil er ihre Tochter nicht haben will. Ich meine aber, Einer, der ſo einen wackern Vater gehabt hat, wie der Kaſpar, kann nicht ſo ſchlecht ſein, wie Ihr thut.“

„Dem mag ſein, wie es will,“ nahm der Vater das Wort, „mir gefällt der Burſche auch nicht, und ich habe nicht im Sinne, ihm mein Kind zu geben.“

„Nun, dann mag's die Marie machen, wie ich's auch gemacht habe. Du wirſt wiſſen, daß ich dich heirathete, trotzdem es mir mein Vater verboten hatte. Uebrigens ſei vernünftig, Alter, und bedenke, daß der Kaſpar mindeſtens dreimal ſo reich iſt, als wir. Wenn du kein Narr wäreſt, ſo hätteſt du nichts dagegen, daß unſere Tochter die reiche Müllersfrau werden will,“ entgegnete in gereiztem Tone die Mutter.

Unterdeſſen hatte die Großmutter ihr Lager aufgeſucht. Es lag ihr wie Bergeslaſt auf dem Herzen, daß Marie den Kaſpar heirathen wollte. Sie wiſchte ſich eine Thräne aus dem Auge und flehte zu Gott, er möge Alles zum Beſten lenken.

In der Stube wurde das Geſpräch immer lebhafter. Wie ſchon ſo oft, zog auch diesmal der Vater den Kürzeren, denn wenn Frau Holder einmal im Zuge war, hätte der beredteſte Advokat Mühe gehabt, mit ihr fertig zu werden.

Digitized by Google

2.

Die Waldecker Mühle stand im Umkreise von vielen Stunden in sehr gutem Rufe, und von weit her kamen die Bauersleute gefahren, um in derselben ihr Getreide mahlen zu lassen. „Nirgends," hieß es, „erhält man so viel und so feines Mehl, wie beim Müller Ehrsam in Waldeck; der giebt Jedem das Seine und bereichert sich nicht durch fremdes Gut." Und in der That, Ehrsam war ein Mann, wie es wenige giebt; ehrlich und redlich durch und durch und dabei ein guter Wirthschafter. Im Dorfe war er bei Jung und Alt angesehen und beliebt und lange Jahre bekleidete er das Amt des Gemeinde-Präsidenten. Seine Mühle war der Stolz Waldecks.

Seit einem halben Jahre aber ruhte der gute Mann im Grabe, und es stand sehr in Frage, ob die Mühle, die auf den einzigen Sohn übergegangen war, auch in Zukunft ihren alten, guten Ruf behalten werde. Der junge Ehrsam schien nicht in seines Vaters Fußstapfen treten zu wollen. Seinem Aeußeren nach kennen wir ihn bereits; er ist der junge Freier, dem wir im Hause Holders begegneten. Zwar hatte er am Sterbebette seines Vaters heilig und theuer geschworen, ein anderer Mensch zu werden und dem Wirthshaus den Abschied geben zu wollen. Die guten Vorsätze waren aber von kurzer Dauer. Wir sahen ihn von Holders weg direkt nach dem goldenen Ochsen wandern, und erst nach Mitternacht taumelte er seiner Mühle zu.

Am andern Morgen hatten Knechte und Mägde längst gefrühstückt, als sich der Kaspar blicken ließ. Verdrießlich betrat er die geräumige, sonnige Wohnstube. Seinen blinden Großvater auf der Ofenbank sah er nicht, wenigstens wünschte er ihm keinen „guten Tag." Das Morgenessen wollte ihm nicht schmecken, trotzdem ihm seine Mutter alles Gute aufgetischt hatte.

„Bist gewiß gestern Abend wieder nicht zum Ziele gekommen," redete die Wittwe ihren Sohn an.

„Mit der Marie und ihrer Mutter bin ich längst im Reinen, aber mit dem Holder wage ich nicht zu sprechen; der Brummbär würdigt mich keines Wortes. Und die alte Hexe ist giftiger, als des T . . . Großmutter," polterte Kaspar heraus.

Der blinde Großvater seufzte tief auf, es that ihm im Herzen weh, seinen Enkel so reden zu hören. Hätte er erst den Zornesblick wahrnehmen können, der ihn traf, er hätte gezittert und gebebt. Schon oft hatte er den Kaspar gewarnt, aber längst wagte er es nicht mehr, denselben zur Rede zu stellen. Seit sein Sohn gestorben, fühlte er jeden Tag mehr, daß er seiner Schwiegertochter und ihrem würdigen Sohne überdrüssig sei. Dennoch liebte er dieselben und ertrug die ihm zugefügte Unbill in stiller Geduld.

Wittwe Ehrsam war eine rüstige Frau, die noch nicht lange ihr 45. Lebensjahr zurückgelegt hatte. Wer den Kaspar gesehen, wußte sogleich, daß sie die Mutter desselben sei, denn er war ihr wie aus dem Gesicht geschnitten. Die rothen Haare, derselbe lüsterne Blick, eine stumpfe, klotzige Nase und die breiten, schwulstigen Lippen kennzeichneten Beide.

Von Jugend auf war Kaspar der Mutter Abgott und nicht selten war das verzogene Bürschchen die Ursache zu allerlei Zwistigkeiten zwischen ihr und dem verstorbenen Gatten gewesen. Stets hatte sie dem Buben seinen Willen gelassen und so war der kleine süße Engel zu einem großen, faulen Bengel herangewachsen.

Kein Wunder, daß Holder, obwohl er mit Kaspar's Vater innig befreundet gewesen war, dem Burschen seine Marie nicht zum Eheweibe geben wollte; er ließ sich durch den Reichthum des Müssiggängers nicht blenden.

Das wurmte die Müllerin und ihren Liebling immer mehr. In allerlei Schmähworten machten sie ihrem Aerger über Holder und dessen ergraute Mutter Luft, bis ein Streit, der zwischen dem langjährigen Obermüller und einem vor einigen Wochen angestellten Mahlknechte ausgebrochen war, den verdrießlichen Kaspar in den Hof rief.

3.

Der strenge Winter hatte seinen Reisepaß erhalten und mußte dem jugendlichen Lenz das Feld räumen. Lustig zwitscherten die Vögel in den Sträuchern und auf den Bäumen. Der mit schwarzem Frack und rother Hose bekleidete Storch stolzirte im Wiesenthal. Ueberall herrschte reges Leben und die fleißigen Landleute waren rüstig daran, ihre Felder mit Sommerfrüchten zu bestellen.

In Waldeck aber war eine kleine Pause eingetreten. Am 28. April 18 . . wurde dort ein besonderes Fest gefeiert, an dem beinahe das ganze Dorf Theil nahm. Am Vormittag verließ ein stattlicher Zug die Kirche, in welcher der Pfarrer ein junges Paar in den Ehestand eingesegnet hatte. Kaspar Ehrsam und Marie Holder hatten einander vor dem Altar die Hände gereicht und sich Liebe und Treue zugeschworen.

Ein Ausflug wurde gemacht und gegen Abend kehrte das Hochzeitspaar mit den Gästen nach Waldeck zurück, wo im goldenen Ochsen das eigentliche Hochzeitsfest gefeiert wurde. Der „Goldene" über der Hausthüre des Gasthauses war mit Blumengewinden bekränzt und über demselben flatterte lustig eine roth-weiße Flagge.

Kaum vermochten die Räumlichkeiten des Wirthshauses all' die Hochzeitsgäste zu fassen. Der Kaspar ließ sich nicht lumpen, mit Ausnahme einiger Wenigen hatte er seine Mitbürger, junge und alte, zum Feste geladen; sie sollten wissen, daß der junge, reiche Müller kein Knauser sei. Ein Ochse und einige Kälber hatten das Leben lassen müssen und der Duft des Bratens erfüllte die Nachbarschaft. Der Wein floß in Strömen. Die ganze Nacht hindurch und den darauf folgenden Nachmittag bis wieder zum Morgen wurde gejubelt, getanzt, gesungen und gelärmt. Von allen Seiten regnete es Hochzeitsgeschenke und Glückwünsche auf das junge Ehepaar. Der Schulmeister dellamirte gar ein selbstverfertigtes Gedicht in Schweizer Mundart, in welchem er das Eheleben als eine Reise schilderte, und nachdem er seinen Vortrag beendigt, überreichte er das Poem in zierlicher Schrift in Glas und Rahmen eingefaßt der schmucken, jungen Frau. Solche Ehre war noch Niemandem im Dorfe zu Theil geworden. Außer sich vor Freude flüsterte die Müllerswittwe ihrer Tischnachbarin zu: „Wie schade, daß dein Mann nicht da ist, Lisbeth, da könnte er sehen, wie glücklich unsere Kinder sind und wie sie nicht besser zusammen passen könnten."

„Er hat eben so seine Eigenheiten," versetzte die also Angeredete etwas verlegen, „im Grunde genommen ist ihm die Heirath aber doch recht, er will's nur nicht zeigen, denn er schämt sich, das er seine Einwilligung zu der Verbindung nicht gegeben hat."

Daß dem nicht so sei, wußte Niemand besser, als die Sprecherin selbst. Holder hatte, nachdem die Trauung in der Kirche vorüber war, seinen Hochzeitsrock, in dem er einst die Lisbeth zum Altar geführt hatte, wieder abgelegt und blieb der Hochzeitsfestlichkeit beharrlich fern. Grollend ging er im Hause umher und machte sich in Scheune und Stall zu schaffen. Daß die Marie den Kaspar gegen seinen väterlichen Willen geheirathet, das konnte er nicht verschmerzen. Obwohl er es nicht wünschte, war es ihm doch, als müßte seine Tochter ihren Ungehorsam bitter büßen.

Derselben Meinung waren die beiden Alten, die im Garten hinter dem Holder'schen Hause mit einander plauderten. Der blinde Ehrsam hatte sich zu Marie's Großmutter führen lassen, um ihr sein übervolles Herz auszuschütten. Thränen rollten ihm aus den Augen, als er seinen Befürchtungen betreffs des Looses der jungen Müllerin in Worten Ausdruck gab.

„Hör'," sprach nach einer Weile die Großmutter zu ihm, „wir beide können die Sache nicht ändern; es wird schlimm werden, aber wir wollen's dem lieben Gott anheimstellen."

Und sie machten einen Bund miteinander, jeden Tag, der ihnen noch beschieden sei, ihre Angehörigen, namentlich ihre Enkelkinder, in herzlicher Fürbitte dem Herrn zu befehlen, „denn," sagten sie sich, „der kann Alles zum Besten wenden."

4.

Wieder war der Winter in's Land gezogen und hatte die Fensterscheiben mit Blumen bemalt. In Waldeck ist Alles in tiefer Ruhe, nur im goldenen Ochsen und in der Müllerswohnung brennt noch Licht. Hier sitzt ein junges Weib; das frische Roth, das einst auf ihren Wangen prangte, hat den Spuren des Kummers und des Grames Platz gemacht. Ihre Augen sind geröthet und Seufzer um Seufzer entringt sich ihrer gepreßten Brust. Ach, die Flitterwochen und Honigmonate des jungen Eheglückes waren so kurz gewesen. Anfangs schien es, als ob der Kaspar wirklich ein Anderer geworden sei. Fleißig arbeitete er in der Mühle und auf dem Felde, und die alten, treuen Dienstboten hatten ihre Freude daran, daß der junge Herr seinen verstorbenen Vater zum Vorbilde nahm. Leider währte es nur einige Wochen, dann gerieth Kaspar wieder in den alten Schlendrian hinein. Und als vollends der Winter herangekommen war und die Arbeit weniger drängte, da war er mehr im goldenen Ochsen zu finden, als daheim.

Auch heute sitzt er wieder da mit einigen Gleichgesinnten. Schon um drei Uhr kehrte er ein; nun ist's Mittermacht, aber er denkt noch nicht an's Nachhausegehen. Trumpf auf Trumpf wird ausgespielt; ein halbes Fränklein nach dem andern wandert aus der Tasche; ein Schöpplein nach dem andern wird hinter die Halsbinde geschüttet und der dicke Wirth schmunzelt und reibt sich unter dem Tisch die Hände. So schlägt der Kaspar seine Zeit, sein Geld, sein Eheglück, seine Ehre und sein Gewissen todt. Ach du armer Sklave deiner Leidenschaft! Du Treuloser, der du die Eide an deines Vater's Sterbebett und vor dem Altare geschworen, so schnöde gebrochen hast!

Endlich um ein Uhr Morgens wankt der vom Wein und Spiel Erhitzte nach Hause. Seine Gattin hört schon aus der Ferne seinen schweren Tritt und erschrickt. Was wird's wieder absetzen?! Polternd stürzt er zur Thüre herein. Sie giebt ihm freundliche Worte, er aber wüthet und tobt, daß ihr das Blut in den Adern gerinnen möchte. Mit Mühe bringt sie ihn zu Bett; ein Fluch ist sein Gebet und darüber schläft er ein. Sie aber kann den Schlaf noch nicht finden, Schreckensbilder ziehen an ihrem Auge vorüber; morgen und übermorgen wird sich ja derselbe Auftritt wiederholen. Sie gedenkt der alten Zeiten, der vorigen Jahre, die sie in ihres

Vater's Hauſe verlebte. Welch ein Unterſchied zwiſchen Einſt und Jetzt; einſt Jubel, jetzt Klage. Aber nein, ſie darf nicht klagen, ſie hat es ja ſelbſt ſo gewollt, hat ſich ſelbſt die Ruthe gebunden, die ſie nun fühlen muß. Das gerade vermehrt ihre Qual. Die väterlichen Mahnungen und Warnungen, die ſie einſt in den Wind geſchlagen, dringen wie zweiſchneidige Schwerter durch ihre Seele. Sie netzt ihr Lager mit Thränen, bis ſie endlich der Schlaf übermannt und ihr für einige Stunden Ruhe bringt.

Schon hatte die Sonne ein gut Theil ihrer Tagesreiſe zurückgelegt, als Kaſpar am Morgen finſteren Blickes aus der Nebenkammer in die Stube trat. Er entbot weder der anweſenden Mutter noch dem Großvater den Morgengruß.

„Haſt du keinen 'guten Morgen' mehr für mich?“ redete ihn Erſtere an. Sie fühlte ſich ſchon ſeit einiger Zeit gekränkt durch das Betragen ihres Sohnes, der auch nach ihr nichts mehr frug.

„Halt's Maul, oder ich ſchlage dir's zu!“ brauſte der Ungerathene auf.

Doch jetzt brach der Sturm erſt recht los, und hätte nicht zur rechten Zeit Marie, die eben den Kaffee aufgetragen hatte, den erhobenen Arm ihres Gatten aufgehalten, ſo würde ein wuchtiger Schlag die Mutter getroffen haben. So konnte ſie entrinnen und lief weinend durch's Dorf zu Holder's, um den Vater ihrer Schwiegertochter zu Hülfe zu rufen. Nach langem Sträuben ließ dieſer ſich endlich bewegen, dem Rufe Folge zu leiſten. Er redete dem Kaſpar in's Gewiſſen und hielt ihm ſein ſchändliches Benehmen vor.

Marie, die das Schlimmſte befürchtete, ſuchte ihren Gatten zu entſchuldigen, indem ſie bemerkte, die Mutter hätte die Veranlaſſung zu dem Streite gegeben.

Gleich einer Furie entbrannte dieſe in hellem Zorn und häufte Schmähwort auf Schmähwort. Plötzlich wurde ſie leichenblaß und—ſank vom Schlage gerührt zuſammen.

5.

Fünf Monate ſind ſeit dem Auftritt verfloſſen. Die Frühlingsſonne ſendet ihre warmen Strahlen in's Thal. Auf der Bank vor dem ſtattlichen Wohnhauſe der Waldecker Mühle ſitzt, die Hände auf dem Schooß gefaltet, Wittwe Ehrſam. Wochenlang hatte ſie zwiſchen Leben und Tod geſchwebt; doch unter der ſorgſamen Pflege ihrer Schwiegertochter iſt ſie endlich ſo weit geneſen, daß ſie mit Hülfe eines Stockes kleine Ausgänge machen kann. Wer ſie früher geſehen, erkennt ſie kaum wieder. Sie iſt ſtille geworden und über ihr Antlitz breitet ſich ein Schleier der Traurigkeit. Heute iſt ſie beſonders bekümmert, und wer nach der Urſache ihres Kummers forſcht, den weiſ't ſie mit lallenden Worten in's Haus.

In der Stube ſtehen einige Weiber und reden im Flüſtertone mit einander.

„Es wird wohl nicht mehr lange mit ihr gehen“, ſpricht die eine.

„Vielleicht packt ſie's doch noch“, meint die andere.

Und eine Dritte fragt: „Wird ſich der Kaſpar nun wohl beſſern?“

In der Nebenkammer ſind die Glieder der Holder'ſchen und der Müllersfamilie verſammelt bis auf Kaſpars Mutter, die es in dem Gemache nicht länger hatte aushalten können. Neben einer Wiege ſteht der Kaſpar, die Hände vor dem Geſicht und heftig ſchluchzend. In dem Bettchen liegt ein ſchwächliches Knäblein, ganz ſeines Vaters Züge tragend — aber blind. Etwas ſeitwärts umſtehen Holder und ſeine Gattin, ſowie die Großmutter und der blinde Großvater weinend das Bett der Marie. Dieſe kennt Keins ihrer Lieben, denn ſie liegt im heftigen Fieber und geht ſcheinbar ihrer Auflöſung entgegen.

„Des Herrn Wille geſchehe,“ ſpricht die Großmutter, „wir wollen unſere Zuflucht zu ihm nehmen.“ Und mit Inbrunſt fleht ſie zu Gott, dem Herrn über Leben und Tod.

— — — — — — — — — —

Sechs Wochen ſpäter treffen wir den Kaſpar mit ſeiner Gattin, die wie eine vom Tode Erſtandene ausſieht, auf dem Kirchhofe vor einem kleinen Hügel, der mit einem welken Kranze von Immergrün und weißen Roſen bedeckt iſt. Darunter ruht ihr Erſtgeborener, dem ſie ſtille Thränen nachweinen.

„Es iſt Zeit, Kaſpar, daß wir nach Hauſe gehen“, bricht Marie das Schweigen. Da reicht ihr der Gatte die Hand, ſchaut ihr in's Auge und ſpricht: „Marie, ich habe mich ſchwer verſündigt an Gott, an dir und an unſern Eltern; hier am Grabe unſeres Kindes gelobe ich dir's auf's Neue, ein anderer Menſch zu werden. Keine Karte werde ich mehr anrühren, keinen Tritt mehr thun in den goldenen Ochſen, darauf kannſt du dich verlaſſen. Ich will mit allem Fleiß das Verſäumte nachholen, will ehrlich und redlich arbeiten und das Unrecht, das ich dir zugefügt, wieder gut machen.“

(Schluß folgt.)

Der eiſerne Kanzler.

Für Haus und Herd bearbeitet von Fr. Kopp.

Vor etwa fünfundzwanzig Jahren war der „Junker Bismarck“ der gehaßteſte Mann in Deutſchland, und der verrufenſte in allen Ländern, in denen die Freiheitsideen herrſchten; und gegenwärtig iſt „Fürſt Bismarck“ der bewundertſte und meiſtgenannte Mann in der civiliſirten Welt, deſſen Wink über Krieg und Frieden entſcheidet.

Daß der „eiſerne Kanzler“ ein großer Mann iſt, beſtreitet heute kein Menſch mehr, der ein geſundes Urtheil hat; daß er aber auch ein guter und chriſtlicher Mann iſt, ſoll hauptſächlich durch dieſe Skizze nachgewieſen werden.

Aber ſeine Aufgabe war nicht, ruhig und friedlich ſein Leben dahinfließen zu laſſen, ſondern er war gleich einem andern großen Deutſchen, der 400 Jahre vor ihm lebte, zum Kampf beſtimmt, und zwar zum heißen Kampf gegen mächtige Gewalten und Kräfte. Er hatte zu kämpfen gegen wilde und unreife Freiheitsideen, die alle beſtehenden Geſetze und Ordnungen umzuſtürzen drohten. Er hatte die Kirche und Religion vor den dreiſten Uebergriffen und Angriffen der Ungläubigen zu ſchützen, und ſeit dem Jahr 1847 ertheilte er den getauften und ungetauften, den beſchnittenen und unbeſchnittenen Ungläubigen wuchtige Hiebe, und zeigte deutlich, daß die Feinde des Chriſtenthums auch die Feinde Deutſchlands ſind.

Er kämpfte gegen die Zerriſſenheit des Vaterlandes, und es verkörperten ſich ſozuſagen in ſeinem Streben die Wünſche und Ideen aller edeln deutſchen Geiſter ſeit dem Befreiungskriege, und ſtellten ein einiges Deutſchland her. Hier wurde verwirklicht, was der patriotiſche Dichter A. Knapp im Jahr 1842 ſeinen deutſchen Brüdern mit Begeiſterung zurief:

„Lernt als eins euch doch erkennen,
Stämme, die Gott eins gemacht!
Lernet für das Ganze brennen
In dem Frieden, in der Schlacht!
Lernet muthig niederrennen
Schlingen, die der Feind erdacht! —
Wenn die Deutſchen eins ſich nennen,
Bilden ſie erſt eine Macht.“

Er hatte zu kämpfen mit der römiſchen Hierarchie, und iſt nicht — wie einige oberflächliche Leute meinen — „nach Canoſſa gegangen.“ Der unnatürliche Bund der feurigſten Fortſchrittler mit dem conſervativen Rom in der Geſetzgebung zwang ihn aber, ein für Deutſchland ehrenvolles Compromiß mit Rom zu machen.

Es lacht daher jedem ächten Deutſchen, in welchem Theile der Welt er ſich auch befindet, das Herz, wenn er den Namen Bismarck's nennen hört; denn obwohl dieſer ohne das unwandelbare Vertrauen des edeln Kaiſers, und ohne die Heldenthaten des deutſchen Heeres unter der Oberleitung Moltke's ſeinen Zweck nicht hätte erreichen können, ſo iſt doch die Einigung Deutſchlands und der Sieg über das ſtolze Frankreich hauptſächlich das Werk Bismarcks.

Eine anziehende Biographie von Bismarck iſt zwar ſchon vor elf Jahren im dritten Band von Haus und Herd erſchienen, und ſcheint ſomit dieſe Skizze entbehrlich zu ſein. Jedoch findet ſich ein Artikel in der Auguſt-Nummer of the North American Review, von dem früheren Geſandten der Vereinigten Staaten in Berlin, John A. Kaſſon, aus Jowa, den wir hier in freier Ueberſetzung mit Uebergehung etlicher Paragraphen ſotgen laſſen. Das Urtheil eines Amerikaners, der genau mit dem großen Kanzler bekannt iſt, wird meines Erachtens mit beſonderem Intereſſe geleſen werden.

„Haſt Du Bismarck perſönlich kennen gelernt? Was iſt Dein Urtheil über ihn? Das ſind Fragen, welche an jede einigermaßen bekannte Perſon gerichtet werden, die aus Deutſchland nach dem weſtlichen Continente zurückkehrt. In den Städten und auf dem Lande, im Süden und im Norden, bis hinauf nach Dakota, deſſen Kapitol ſeinen Namen trägt, denkt man ſich Deutſchland und Bismarck ſo unzertrennlich miteinander verbunden, wie die Zwillinge von Siam.

Von jenem Tage an im Monat September 1862, wo er als preußiſcher Geſandter von Paris zurückkehrte und in das Cabinet zu Berlin eintrat, war er ein Faktor in den Begebenheiten der Welt, von welchem zuerſt die benachbarten Regierungen und ſpäter alle Nationen Notiz nehmen mußten. Kein lebender Mann erweckt, wie er, in ſo hohem Grade das nationale wie inteenationale Intereſſe. Gründliche perſönliche Ueberzeugung von ſeiner Pflicht gegen König und Vaterland, verbunden mit moraliſchem Muth der zur Bewunderung hinreißt, hat dieſe geſchichtliche Größe geſchaffen, die beſtimmt zu ſein ſcheint, durch viele Generationen in populärer Erinnerung zu bleiben. Die Welt hat endlich einen Mann gefunden, und ſie blickt zu ihm empor mit Erſtaunen.

Bismarck iſt nicht zu beurtheilen nach den Grundſätzen der Unabhängigkeits-Erklärung, denn er iſt kein Amerikaner. Die Wage, in welcher Waſhington und Jefferſon und Lincoln gewogen werden, iſt nicht für ihn. Er iſt geboren und erzogen als Preuße. Er iſt ein Deutſcher und ein Monarchiſt. Er glaubt, daß Könige von Gottes Gnaden regieren. Wollen wir ihn meſſen, ſo muß es mit deutſchem Maßſtab geſchehen. Sein Portrait muß einem deutſchen Rahmen angepaßt werden.

Ein ſtarker Wille und perſönliche Unabhängigkeit ſcheinen in dem Blut der Familie Bismarcks zu liegen, denn das erſte Glied derſelben, das in dem Familien-Regiſter gefunden wird, „Rulo von Bismarck,“ ſoll mit ſolcher Entſchiedenheit zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts — um der Leitung der Schuten in Stendal willen — mit der römiſchen Geiſtlichkeit gekämpft haben, daß er excommunicirt wurde. Man findet auch keinen Bericht von einem Widerruf. Und in den folgenden Generationen fand noch zweimal Excommunication in der Familie ſtatt. Dieſe Berichte von den Ahnen des Fürſten wurden in einer Debatte gegen Bismarck's miniſterielle Politik gebraucht. In ſeiner Antwort hielt er plötzlich in ſeiner Rede inne und rief laut: „Seid einer Sache gewiß, meine Herren, nach Canoſſa gehen wir nicht.“ Das ganze proteſtantiſche Preußen fühlte damals, als wäre Luther wieder erſchienen und hätte einen andern Proteſt an die Thore zu Wittenberg angeſchlagen.

Bismarck's Stammväter waren Vaſallen des Fürſten der Mark von Brandenburg ſeit hunderten von Jahren. Doch erreichten nur Wenige beſondere Auszeichnung, Sie waren meiſtens Liebhaber vom Landleben und der Jagd; und dieſe Neigung hatte Otto von Bismarck geerbt und in ſeiner Jugend auch eifrig geübt.

Der große Staatsmann ward geboren auf dem Gut von Schönhauſen am 1. April 1815. Ganz Europa war zu jener Zeit in einem Sturm der Aufregung. Napoleon war am 1. des vorherigen Monats von Elba zurückgekehrt und die franzöſiſche Armee hatte ſich mit ihm vereinigt. Rußland, Preußen und England

Digitized by Google

beeilten sich, ihn zu zermalmen. Europa zitterte unter dem Marsche bewaffneter Schaaren, die den Grenzen Belgiens zu marschirten, wo im Juni die Schlacht bei Waterloo stattfand. Preußen mit seiner Hauptstadt hatte sich kaum erholt von der Demüthigung, die ihm durch die Gegenwart und Gewaltthätigkeiten der französischen Eindringlinge zu Theil geworden. Der Tugendbund war durch Herrn von Stein gegründet, um Deutschland von seiner französischen Sittenverderbniß zu befreien, und die edelsten Seelen verbanden sich zu einem patriotischen Bund der Tugend, der bald eine Macht wurde in der politischen Befreiung Deutschlands. Im Jahr 1813 hatten sich die Massen erhoben zum Kampf „für König und Vaterland."

Durch diese wunderbare Erhebung, die eine Epoche in der Geschichte Deutschlands machte, wurde Deutschland von den Franzosen gesäubert. Wir können daher annehmen, daß die ersten Eindrücke auf das jugendliche Gemüth Bismarcks die des muthigen und selbstverläugnenden preußischen Patriotismus waren, und die Erinnerung an die glorreichen Dienste einer tapferen Armee, deren letzte Thaten kurz nach seiner Geburt vollbracht wurden, wo Blücher mit 50,000 Mann und 100 Kanonen plötzlich bei Waterloo erschien, und mit Blut und Eisen die Linien Napoleons brach und den Frieden Europas sicherte.

Mit solchen Eindrücken wurde er im Alter von sechs Jahren nach Berlin zur Schule gesandt. Er ging seinen Studien nach bis ins Jahr 1832, zu welcher Zeit er an seinem sechszehnten Geburtstage durch den berühmten Theologen Schleiermacher confirmirt wurde.

Jetzt war für ihn die Zeit gekommen in die Universität einzutreten, um die Rechte zu studiren. Er hatte sich in seinen Schuljahren ausgezeichnet durch seine Anhänglichkeit an die Heimath, durch klaren Verstand, durch sein besonderes Interesse an dem Studium der Geschichte und durch seine Gabe, die französische und englische Sprache schnell und gründlich zu erlernen. Im Lateinischen war er nicht polirt genug, eine Qualifikation, die Lehrer der Beredtsamkeit auf alle seine parlamentarischen Reden anwenden würden. Seine Zuhörer dagegen beschwerten sich nie, daß er nicht verständlich sei.

Bismarck war ein Liebhaber von Pferden und Hunden, und war ein guter Schwimmer, Tänzer, Reiter und Fechter. Seiner Person nach war er groß und schlank, und sein Gang war gerade und stolz; doch war er nie abstoßend, wenn man ihm mit Anstand und Achtung entgegen kam.

Im Alter von siebenzehn Jahren trat er als Student in die Universität zu Göttingen ein. Er hätte Heidelberg vorgezogen, aber seine Mutter, die der leitende Genius im häuslichen Kreise war, glaubte, daß das Biertrinken, das ihr zuwider war, in Heidelberg zu sehr eingerissen sei, somit ging er nach Göttingen.

Aber er fand leider auch dort viele dem Gambrinus geweihten Orte, und er besann sich nicht lange, die stark betretenen Wege dorthin zu gehen. Das leichtfertige Studentenleben nahm den jungen Bismarck gefangen. Er versäumte die Vorlesungen; dagegen focht er in den ersten drei Terminen zwanzig Duelle, und wurde nur ein Mal leicht verwundet.

Als die Examination nahete, nahm er sich zusammen, wohnte etlichen Vorlesungen bei und bestand glücklich das Examen. Noch etliche Jahre lebte er in seinem Studentenleichtsinn fort, wovon man allerlei Streiche erzählt.

In dieser Zeit ging es rückwärts mit den Finanzen der Familie, und er war gezwungen, eins der verwahrlosten Güter in Pommern selbst zu verwalten. Mit Eifer und etwas Erfolg besorgte er diese Arbeit. Doch bald war für ihn der Unterschied zwischen dem stillen Landleben und der früheren Ungebundenheit zu groß, und der 23-jährige Jüngling fing an mißmuthig und melancholisch zu werden.

Darauf folgten wilde Abenteuer mit einigen Kameraden, die er in seiner Junggesellen-Einsamkeit um sich sammelte, daß die Nachbarschaft beunruhigt wurde durch die Ausgelassenheit des tollen Junkers. Bald aber nahm auch dieses wilde Treiben eines unbefriedigten Lebens ein Ende, und Bücher, Reisen und etliche Arbeiten nahmen die Stelle ein. Im Jahr 1845 kam er in den Besitz von Schönhausen, da in der Zwischenzeit seine beiden Eltern gestorben waren.

Aber während der ganzen Zeit der Wildheit und des Leichtsinns im Leben Bismarck's leuchtete ein heller Stern über ihm. Es war einer Schwester Liebe. Die Liebe zwischen ihm und seiner noch einzigen lebenden Schwester war so schön und zart, wie zwischen Bräutigam und Braut. Seine wahre Natur erblühte prächtig, wenn er offen und zärtlich an diese vielgeliebte Schwester schrieb. In diesen Briefen sprudelt sein Witz und erglüht seine Seele. Sie eröffnen reizende Blicke in einen Charakter, der nur eine intimere Freundschaft bedarf, um alle Wolken und Unzufriedenheit aus dem Innern zu verbannen, und ihm einen dauernden Impuls zu geben, seinen hohen und nützlichen Beruf zu erfüllen für den ihn die Vorsehung bestimmte.

„Ich fühle einsam und verlassen," sagte er im Alter von 30 Jahren, „und dieses dumpfe, nasse Wetter macht mich melancholisch. Ich verlange nach Liebe, und kann es nicht ändern; am Ende sollte ich heirathen." Während er sich nach einer liebenden Seele sehnte, die er für unentbehrlich hielt für die rechte Gestaltung seines Lebens, fanden seine Gefühle einen Ausfluß der geliebten Schwester gegenüber, die er „mein Engel", „liebe Kleine", „kleiner Liebling", „theure Malwine" nennt, und ihr viele andere zärtliche Titel giebt. Unter Männern hatte sein Witz stets etwas Scharfes, Ironisches, Beißendes. Der Schwester Ohr jedoch vernimmt nur liebliche Töne.

Vom Seebad schreibt er an sie: „Ich habe große Freundschaft mit dem Meer gemacht. Täglich segle, fische und schieße ich etliche Stunden; habe erst einen Seehund getroffen; aber welch sanftes Hundegesicht mit großen, schönen Augen; es that mir wirklich leid." Dies ist gewiß kein grausamer Zug bei einem jungen Mann.

Als er im Jahre 1842 in der Ulanen-Cavalerie diente, ritt sein Reitknecht, der Sohn eines Försters, auf einem seiner Güter, mit dem Pferd in die See, um dasselbe zu baden. Es verlor Boden; der Reiter fiel ins Wasser und sank in die Tiefe. Ein Schreckensruf erscholl. Bismarck befand sich mit etlichen Officieren auf der Brücke. In einem Augenblick lag sein Schwert und seine Uniform auf dem Boden. Er sprang in den See und hatte bald den Ertrinkenden gefaßt. Aber derselbe umklammerte seinen Herrn in der Todesangst so fest, daß er nichts machen konnte, und um von ihm loszukommen, taucht Bismarck in die Tiefe. Beide scheinen verloren. Doch bald erscheint Bismarck wieder, er hat nun einen guten Halt genommen und schwimmt mit dem Leblosen an's Ufer. Derselbe wird wieder zum Bewußtsein gebracht und kann den folgenden Tag Dienst thun. Hier sehen wir Edelsinn, Geistesgegenwart und Muth bei dem wilden Junker.

Für diese That empfing Bismarck den Orden, „für Rettung aus Gefahr", sein erstes Ehrenzeichen, das er mit Stolz trug, und auch jetzt noch neben seinen fast unzähligen Orden trägt.

Seine Freunde erzählen gerne, welche Antwort er einst

einem mit vielen Orden geſchmückten Diplomaten gegeben habe, der ihn ſpöttiſch fragte, was wohl ſein Orden bedeute. Bismarck ſoll darauf geantwortet haben: „Ich habe es im Gebrauch, hie und da einem Menſchen das Leben zu retten.“

Das Verlangen Bismarck's nach einer paſſenden Lebensgefährtin, wie er es im Jahr 1845 ſeiner Schweſter kund gethan, ſollte zwei Jahre ſpäter befriedigt werden. Seine Johanna, aus der Familie von Putkammer, hat immer noch die ſympathetiſchen Reize edler Haltung, verbunden mit Klugheit und weiblicher Milde, was in ihrer Jugend ihrem Gatten ſtets ein Beweis ſeiner glücklichen Wahl ſein mußte.

Doch waren die frommen Eltern der Braut nicht ſo ſehr verſichert von der guten Wahl ihrer Tochter. Denn als das Fräulein ihre Liebe zu dem Junker Bismarck bekannte, ſagte der Vater: „Es war mir, als ob ich einen Schlag mit der Axt auf den Kopf bekommen hätte.“ Sie hatten die Berichte von den Streichen des wilden Bismarck vernommen, und waren beſorgt für die Zukunft ihrer Tochter. Endlich aber willigten ſie ein, und wurden ſpäter ſeine vertrauteſten Freunde.

Die Hochzeit wurde im Juli 1847 gefeiert, als Bismarck zum erſten Mal ſeinen Sitz im vereinigten Landtag eingenommen hatte. Von jetzt an hört man nichts mehr von dem Leichtſinn des Studenten und den tollen Streichen des Junkers. Seine Segel waren jetzt geſchwellt von günſtigen Winden, ſeine Barke trieb von nun an ruhig und ſicher durch's Leben, auf unbewußte Weiſe mit ſich tragend das Glück des Königs und Vaterlandes, das Glück Deutſchlands und der Deutſchen, ja ſelbſt der benachbarten Fürſten und Fürſtenthümer, der König- und Kaiſerreiche. Millionen bewunderu ſeitdem den Lauf des mit koſtbaren Gütern beladenen Schiffes, und Millionen flehen auf daſſelbe den Segen Gottes vom Himmel herab.

Ehe wir aber auf den intereſſanten Lauf Bismarck's als Staatsmann weiter eingehen, ſollten wir ſeine Perſönlichkeit noch genauer kennen lernen. Nach ſeiner Heirath finden ſich noch etliche Punkte, die uns in der richtigen Beurtheilung behülflich ſein können.

Wir entdecken in ſeinem Leben keine beſondere und intime Freundſchaft mit irgend einer männlichen Perſon, weder in ſeinem Studentenleben noch ſpäter. Er lehnte ſich auch nie auf einen ſolchen, um befördert zu werden. Er fand in Geſellſchaft von Männern Unterhaltung und Erholung, weiter nichts. Nach einer Damon und Pythias Epiſode ſucht man vergebens in ſeinem Leben. Von Jugend auf war er jeder Zeit bereit mit Männern ebenſo ſchnell ein Duell auszufechten als einen Freundſchaftsbund zu ſchließen. Er wurde ſelten von den Gedanken Anderer beeinflußt. Seine eigenen Gedanken leiteten ihn. Er war ſich ſelbſt genug. Seine Seele war ein Einſiedler unter den Seelen Anderer. Und ſoviel man weiß, kam ſie ſelten aus ihrer Klauſe heraus, ausgenommen unter dem liebenden Einfluß von Schweſter und Weib.

Im Alter von 36 Jahren, 4 Jahre nach ſeiner Hochzeit, ſchreibt er an ſeine Frau aus der Rheingegend, wo er 14 Jahre zuvor ſein wildes Leben geführt hatte:

„Vorgeſtern ging ich nach Wiesbaden, und blickte mit einer Miſchung von Wehmuth und frühreifer Weisheit zurück auf die Scenen meiner früheren Thorheiten. Möchte es doch Gott gefallen, dieſes Gefäß mit reinem Wein zu füllen, in dem mit 21 Jahren der nur eine Moſt der Jugend ſchäumte zu Niemandes Nutzen. — Welche Veränderungen ſind in meinem Leben vorgegangen ſeit den 14 Jahren, die ſeitdem verfloſſen ſind; wie Vieles, das mir damals groß vorkam, erſcheint mir jetzt klein; wie Vieles iſt mir jetzt ehrwürdig, das ich damals verachtete! Wie viele Blätter mögen aus unſerem Innern herauswachſen, die Schatten geben, dann wieder verdorren, im Winde raſſeln und werthlos werden, bis wieder 14 Jahre vergangen ſind! Ich kann mir nicht denken, wie ein Menſch, der überhaupt über ſich nachdenkt, ſich aber weigert mit Gott und göttlichen Dingen ſich zu beſchäftigen, das Leben ertragen kann ohne Ueberdruß und Abſcheu vor ſich ſelbſt. Ich weiß nicht, wie ich es früher ertragen konnte. Sollte ich jetzt ſein ohne Gott, ohne dich und die Kinder, ſo weiß ich nicht, warum ich nicht ſollte dieſes Leben abſtreifen wie ein ſchmutziges Kleid.“

Noch ein kurzer Auszug aus einem Briefe an ſeine Frau: „Eine Zeitlang ſaß ich rauchend mit Herrn L. auf dem Balkon, den Rhein unter uns und den Sternenhimmel über uns. Mein kleines Teſtament brachte uns auf religiöſe Themata, und ich verſuchte ernſtlich, die Tendenz der moraliſchen Lehren Rouſſeaus aus ihm herauszubringen, doch mit keinem andern Erfolg, als daß er ſchwieg.“

Zehn Jahre ſpäter trieb das „friſche Laubwerk“ ſeiner religiöſen Gefühle noch viel ſtärker hervor aus ſeinem innern Menſchen; denn in ſeinem gereiften Mannesalter, mit 46 Jahren ſchreibt er an den Gatten ſeiner Schweſter, der ſich ſehr grämte über den Verluſt eines heiß geliebten Kindes; „Eine ſchwerere Prüfung hatteſt du kaum haben können; ein ſo liebenswürdiges Kind zu verlieren, und mit ihm alle Hoffnungen auf die Freude deines Alters begraben zu müſſen. Solche Trauer bleibt ſo lange wir leben. Ich fühle dieſes mit dir in tiefem, herzlichem Mitleid. Wir ſind in Gottes allmächtiger Hand, ohne Ihn ohne Hülfe und Rath. Wir können nichts thun, als uns in Demuth Seinem Walten überlaſſen. Er kann uns Alles nehmen was Er uns gab; kann uns ganz allein laſſen, und unſer Schmerz würde ſo viel herber, je mehr er entarten würde zu einer Empörung gegen Seinen heiligen Willen. Wie ſchwinden doch alle unſere kleinen Sorgen und Unannehmlichkeiten, die mit unſeeem täglichen Leben unzertrennlich verbunden ſind, in der Gegenwart von wirklichen Leiden dahin; ja es ſchmerzen mich die Erinnerungen an die vielen Klagen und eiteln Wünſche, deren ich mich ſchuldig machte, dabei überſehend die vielen Segnungen, die uns Gott ſchenkte und die vielen Bewahrungen in Gefahren. Wir dürfen nicht an der Welt hangen, und uns nicht zu ſehr in ihr heimiſch machen. Zwanzig oder dreißig Jahre mehr, und wir Beide ſind den Sorgen dieſer Welt enthoben, und unſere Kinder haben unſern jetzigen Standpunkt erreicht, und ſehen mit Staunen, daß ihr Leben, das ſie ſo rüſtig begonnen, ſchon wieder bergab geht. Wäre aber dieſes Leben das Ende von Allem, dann lohnte es ſich nicht, ſich an- und auszukleiden. Doch der Gedanke, daß der Tod nur ein Uebergang in das beſſere Leben iſt, wird die Wunde deines Herzens nicht heilen. In unſerem Alter knüpfen wir kein Band das uns entſchädigt für das, welches aufgelöſt wird. Darum laßt uns mit deſto ſtärkerer Liebe zuſammenhalten, bis uns der Tod ſcheidet, wie er deinen Sohn von uns geſchieden hat. Wer weiß wie bald!“

Folgendes iſt aus einem Briefe, den er ſchrieb, als er bereits Jahre lang im Parlament geweſen, und zwei Mal die Stelle eines Geſandten gefüllt hatte:

„Meine Gefühle der Dankbarkeit für den ſo reichlich erfahrenen Beiſtand Gottes erheben mich zu der Ueberzeugung, daß Er ſelbſt unſere Irrthümer zum Guten wenden kann; dieſes empfinde ich täglich, und werde dadurch zugleich gedemüthigt und getröſtet.“

„Vertraue auf Gott, meine Theure,“ iſt der Zuſpruch, womit er in den Stunden der eigenen Gefahr die

Digitized by Google

Aengstlichkeit seiner Frau beschwichtigt. — Es giebt Leute, welche in diesen Aeußerungen nichts als fromme Redensarten äußerlicher Formalität sehen. Ich dagegen sehe darin die aufrichtige Ueberzeugung von einer gütigen Vorsehung, die die Basis aller großen und edeln christlichen Charaktere aller Zeiten ist. Heuchelei, Oberflächlichkeit und blinde Uebereinstimmung mit den Meinungen Anderer sind Eigenschaften, für welche ein verständiger Kritiker auch nicht den kleinsten Platz in dem Charakter Bismarck's findet. Wenn er nicht offen ist selbst bis zur Keckheit, nicht gründlich bis in's Mark, nicht persönlich unabhängig, selbst wenn er allein stehen müßte, dann ist Bismarck gar nichts. Es findet sich in seiner Natur kein Winkel und keine Falte, worin sich Feigheit verbergen könnte.

Wenn Bismarck mit dem Testament in der Hand dort in der Nähe des Mäusethurms bei Bingen am Rhein, einen irre geleiteten belehrt; wenn er in der Gegenwart Gottes die eigene Schwachheit bekennt und den trauernden Schwager so köstlich tröstet, so ist es nicht mehr der lustige Student und der wilde Lieutenant, der da redet; sondern es ist der gereifte Mann, der seine Füße wund gelaufen hatte auf den Wegen der Sünde, aber nun auf dem Weg der Pflicht, in dem Gefühl seiner Verantwortlichkeit und in dem Glauben an eine gütige Vorsehung festen Boden gefunden hat, worauf er sicher gehen kann.

Dieses trat am deutlichsten in der gefährlichsten Periode seines amtlichen Lebens, im Jahr 1866 hervor, als fünf Schüsse eines Meuchelmörders ihm zwei kleine Wunden beigebracht hatten; wo er den Mörder selber gefaßt und während den letzten drei Schüssen festgehalten und dann ruhig einigen Officieren übergeben. Darauf ging er ruhig heim, grüßte die Gesellschaft die zur Mahlzeit geladen war, sprach das Tischgebet, neigte sich gegen seine Frau, küßte sie auf die Stirne und sprach: „Mein Kind, sie haben auf mich geschossen, aber es ist nichts." Den nächsten Tag waren seine Bedenken wegen einem entschiedenen Vorgehen gegen Oesterreich verschwunden, denn er sah in dieser göttlichen Bewahrung die Genehmigung des Höchsten.

Bismarck ist mit Recht der „eiserne Kanzler" genannt, denn er ist unerschüttertich fest in seinen religiosen wie politischen Grundsätzen. Er scheut sich auch nie, sie frank und frei kund zu thun. Diese offene Darlegung seiner Ueberzeugung, seine völlige Ergebenheit an den König die nirgends eine Beleidigung der Krone erlaubt, und seine immer entschlossene und muthige Haltung machen ihn zu einem gebornen Führer.

Mit welcher eisernen Ruhe er seinen Gegnern entgegenzutreten vermag, bewies er schon in seinen ersten Debatten mit den Liberalen im preußischen Landtag. Während die fließenden und feurigen Reden seiner Gegner mit Jubel begrüßt wurden, versuchte man die bescheidene aber feste Rede des 32-jahrigen Bismarck mit Gemurmel und Zischen zu unterbrechen. Als nun einmal der Lärm und Aufruhr so groß wurde, daß Bismarck nicht mehr gehört werden konnte, zog er kaltblütig eine Zeitung aus der Tasche und las dieselbe. Mittlerweile stellte der Präsident die Ordnung wieder her. Als dies geschehen, legt Bismarck die Zeitung bei Seite und fährt in seiner Rede fort.

Dieser im Anfang seiner Laufbahn so furchtbar gehaßte und auch später oft sehr verlästerte, und wegen seinen großen Plänen häufig mißverstandene Mann, wird heute von Freund und Feind als der größte Mann des 19. Jahrhunderts betrachtet.

Nulla dies sine linea!

Kaufet die Zeit aus!

Ein Lehrgedicht — auch für die Alten.

a. Die Lehre.

„Nulla dies sine linea, —
Keinen Tag will leben ich vergebens",
Machte sich zum Wahlspruch seines Lebens
Kaiser Titus. Und wenn er's versah,
Sprach er: „Diem perdidi, —
Diesen Tag verlor ich hie."

Gleiche Regel gilt auch dir, o Christ!
Dir auch darf kein Tag umsonst verlaufen,
Du, auch du sollst günst'ge Zeit auskaufen,
Wie durch Paulum dir geschrieben ist.
Sonst, was immer du erstrebt,
Hast du sie umsonst verlebt.

Sprichst du: Ja, wenn täglich ein Beruf
Mir mit seinen Pflichten ist gegeben,
Ist's wohl leicht, der Regel nachzuleben—.
O bedenke, wozu Gott dich schuf!
Jeder Tag bringt seine Pflicht.
Du — versäume sie nur nicht!

Selbst, wenn vom Beruf man dich entband,
Darfst von jener Regel du nicht weichen,
Dann auch darf kein Tag dir leer verstreichen.
Wiederfordern wird ihn Gottes Hand.
D'rum besinn' dich, daß dir nie
Ungenützt ein Tag entflieh'!

Ein Beruf ist's, der steht immer fest:
Lieben sollst du, Gott und Menschen lieben!
Darin müssest du dich täglich üben;
Diese Pflicht ist's, die dich nie verläßt.
Dulden auch ist Arbeitsmüh';
Lieb' und dulde spät und früh.

Unser keiner lebe sich allein!
Wer dem Herrn lebt, der sein theures Leben
Für uns alle hat dahingegeben,
Muß dem Nächsten seine Kräfte weih'n.
Selbstverleugnung ist der Lohn
Für den großen Gottessohn.

b. Die Anwendung.

Nulla dies sine linea!
Täglich giebt's hienieden noch zu lernen,
Weiter ſich vom Böſen zu entfernen.
Wer darf ſagen, daß ſein Ziel ihm nah?
Wer: nun bin ich endlich da?
Linea nulla ultima.

Born der Wahrheit, wann ſchöpf' ich dich aus?
Täglich muß ich mich bei dir befragen;
Täglich, Höchſter, Lob nnd Dank dir ſagen,
Daß du mit mir warſt in Amt und Haus;
Täglich flehen: Heil'ge mich,
Bis ich ſelig ſchaue dich!

Heut ein Brieflein, morgen ein Beſuch,
Tröſtung einem Trauernden zu ſchicken,
Durſt'ge durch ein Tröpflein zu erquicken,
Abzuwenden der Verleumdung Trug —
Täglich etwas giebt's zu thun,
Und erſt dann davon zu ruhn.

Gilt's denn aber ſtets nur That um That?
Kannſt du nicht mehr in die Arbeit treten,
Doch vor Gott noch! Beten kannſt du, beten
Sollſt du, daß, wo's noth, er ſchaffe Rath.
Für dich bitte und zugleich
Für die Deinen um ſein Reich!

Nur auch merke auf den Werth der Zeit!
Schwinden wird ſie, ach, wie ſchnell entſchwinden.
Soll von ihr ich den Gewinn dir künden?
Nütze ſie für deine Ewigkeit!
Nulla, ſteht für ſie dir da,
Dies sine linea.

So ermunt're dich, mein ſchwacher Geiſt!
Nicht die Zeit nur, auch die Kräfte ſchwinden.
Bleibt, was irdiſch iſt, zuſammt dahinten,
Wo bisher du, Pilgrim, durchgereiſt,
Und vollendet ſich dein Lauf:
Schau' zu dem Vollender auf!

(Pfarrhaus.)

Deutſcher und engliſcher Styl.

Wir gerathen mit unſerm Periodenbau oft in Dunkelheit und werden ſchwerfällig, die Engländer dagegen zerbröckeln und zertrümmern mit ihren kurzen Sätzen die Gedanken oft ſo, daß dabei der Reiz, welcher ein ſchöner Periodenbau, der der Entwickelung des ganzen Gedankenbildes folgt, oft ganz verloren geht.

Es giebt freilich auch in England Schriftſteller, welche lange Perioden bilden, allein im Allgemeinen kennt der gute engliſche Styl faſt gar keine langen Perioden.

Ein deutſcher Gelehrter ſpricht von dem hervorragenden Sir James Mackintoſh, welcher eine Geſchichte von England zu ſchreiben beabſichtigt, etwa folgendermaßen: „Das Studium der Philoſophie und der Rechte Europas und Aſiens, ein hohes Richteramt in Calcutta, ein wahrhaft bedeutender Antheil an der europäiſchen Politik durch Erzeugung und Verbreitung der ſchaffenden, fördernden, weiterbildenden Gedanken im innern Nationalleben, ſowie der rückblickenden, erhaltenden, grundſtützenden in dem Völkerrechte und Staatenſyſteme beider Hemiſphären, die Gunſt der leicht ſcherzenden Muſen, die anerkannte Meiſterſchaft edler, anmuthiger Hofſitte, der viel empfangende, doch nicht minder ſpendende Verkehr mit den vorzüglichſten Zeitgenoſſen, dies alles, mehr als Sir Walter Raleigh und der große Baco umfaßten, genügten dem Sohne eines dürftigen Schotten nicht, und ſelbſt die dem von eigenem Feuer ſtets glühenden Genius ſchwer zu überwindende Abneigung gegen mühſames Verarbeiten gegebener, roher Stoffe hielt den ſeltenen Mann nicht ab, faſt vielen Jahren an einer Geſchichte Englands zu arbeiten, welcher die Zeitgenoſſen ſchon im voraus den Lorbeerkranz willig zuerkannten."

Welche unbehülfliche Phraſeologie, welche ſchleppende Häufung müſſiger Beiwörter, welche Zuſammenballung von Gedanken, die alle in kleinen, kurzen Sätzen viel beſſer neben einander ſtehen würden!

Wie würde wohl ein Engländer dieſe Gedanken ausgedrückt und dieſe Periode abgekürzt haben?

Etwa ſo: „Sir James Mackintoſh arbeitete ſeit vielen Jahren an einer Geſchichte Englands. Fleißiges Studium der Philoſophie und der Rechtsverhältniſſe Europas hatten ihn zu dieſem Werke vorbereitet. Da er ein hohes Richteramt zu Kalkutta bekleidet hatte, ſo war er ſelbſt mit den Geſetzen Aſiens vertraut. Er hatte ſogar praktiſchen Antheil an der europäiſchen Politik genommen und war Meiſter in edler, anmuthiger Hofſitte. Mit den Vornehmſten ſeiner Zeitgenoſſen hatte er vertrauten Umgang gepflegt und ihnen ſo viel gegeben, als er von ihnen empfangen. Er war daher aus eigener Anſchauung mit dem Nationalleben vertraut und kannte ſowohl die fördernden als die erhaltenden Prinzipien in dem Leben der Staaten und Völker. Sogar um die Gunſt der leicht ſcher-

Digitized by Google

zenden Musen hatte er geduhlt. Und man kann behaupten, daß sein Geist auf diese Weise mehr umfaßte und mehr leistete, als der des Sir Walter Raleigh und des großen Baco. Sein Genius erglühte von dem Feuer eigener Begeisterung, und das mühsame Verarbeiten gegebener, roher Stoffe mußte ihm daher besonders schwer werden. Nichtsdestoweniger überwand er aber die Abneigung dagegen und begann sein geschichtliches Werk. Seine Zeitgenossen erkannten ihm schon im voraus den Lorbeerkranz zu."

Bescheidenheit.

Von Gottes Gnaden bin ich, das bin ich; und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen, sondern ich habe viel mehr gearbeitet, denn sie alle, nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist. 1. Kor. 15, 10.

An diesem Worte des Apostels, das so stolz klingt und doch im letzten Grunde so demüthig ist, können wir einmal den Unterschied zwischen falscher und echter Bescheidenheit lernen. Was nämlich in der Welt gewöhnlich als Demuth und Bescheidenheit ausgegeben wird, das ist, wenn man genauer zusieht, doch nichts weiter, als eine undankbare Lüge; — eine Lüge, weil es mit der Wahrheit nicht stimmt, wenn du von dir selbst leugnest, zu können, was du doch kannst, zu wissen, was du doch weißt, zu sein, was du doch bist; — und eine Undankbarkeit, weil du schließlich alles, was du bist, weißt und kannst, von dem himmlischen Vater hast und so thust, als habest du es gar nicht. Wer aber eine Gabe ableugnet, die er empfangen hat, der ist undankbarer noch, als wer sie schweigend empfängt und danklos gebraucht.

Hier höre einmal St. Paulus. Was er ist, ein bekehrter Verfolger der Gemeinde Jesu Christi, ein Apostel des Herrn, das weiß er, ist er nicht durch sich selbst. Es ist seine Freude und sein Ruhm, daß ihn die freie Gnade der ewigen Erbarmung dazu berufen hat, und es ist der ewige Ruhm der Gottesgnade, daß sie auch aus ihm, der so ferne war, ein so starkes Rüstzeug des Gottesreiches gemacht hat. Und er ist weit davon entfernt, sie zu verkleinern. Es ist nicht umsonst gewesen, was Gottes Geist an ihm und durch ihn gewirkt. Er weiß und verbirgt es nicht, kein anderer Apostel hat mehr gearbeitet als er. Keinen nennen so viele Städte, so zahlreiche Gemeinden ihren geistlichen Vater. Keiner hat so viel und so tief die Lehre des Glaubens in Schriften niedergelegt. Der sich selbst eine unzeitige Geburt nennt, den geringsten unter den Aposteln, er ist doch, sein Arbeiten und Wirken angesehen, der größte unter den Aposteln geworden durch die Gnade, die mit ihm war.

Es ist kein Zweifel, daß die Welt jeden Menschen, der so von seinem Wirken und Schaffen reden wollte, hochmüthig schelten würde, wie das Volk dem Heilande geantwortet hat, da er von der Kraft seines Wortes redete: Was machst du aus dir selbst? Es ist die Sitte in ihr, daß man verbirgt, was man leistet und kann, — daß man sich selbst herabsetzt unter das Maß, das einem gebührt, — daß man für schlecht und ungenügend hält oder doch erklärt, was dennoch gut und genügend heißen sollte. Das nennen sie dann Bescheidenheit und Demuth.

Der Herr, der demüthigste unter den Menschenkindern, weiß davon eigentlich nichts. Wenn er mahnt: Wer sich selbst erniedriget, der soll erhöhet werden, so meint er damit doch nicht, was du kannst und vermagst, sondern er denkt an die Pharisäerart, die sich für vollkommen achtet, wo sie unvollkommen ist. Er will, du sollst in deiner Heiligungsarbeit mehr daran denken, wie viel dir fehlt, als daran, was du etwa erreicht. Du sollst dich messen an dem vollkommenen Maße seiner Heiligkeit, nicht an dem Maße deiner Gedanken oder der Menschen um dich her.

Diesem Gebote folgt Paulus, wenn er sich den geringsten unter den Aposteln nennt, der nicht werth sei, daß er ein Apostel heiße, darum, daß er die Gemeinde Gottes verfolgt habe. Dieses Wort erfüllt Paulus, wenn er von sich als von den vornehmsten unter allen Sündern spricht.

Aber wenn es sich um die Thaten unsers Lebens handelt, um unser Wirken und Schaffen im Reiche Gottes, da gebietet der Herr: Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen. Da sagt er: Wer die Wahrheit thut, der kommt an das Licht, daß seine Werke offenbar werden, denn sie sind in Gott gethan.

Darum hat Paulus wohl recht, wenn er frei und freudig bekennt: Gottes Gnade ist an mir nicht vergeblich gewesen, sondern ich habe viel mehr gearbeitet als sie alle. Und wenn der barmherzige Gott dir Gaben des Geistes und des Glaubens verliehen hat, mit denen du zu seiner Ehre und der Gemeinde Segen wirken kannst, so sollst du sie nicht abstreiten und ableugnen, vielleicht gar blos, damit sie dir erst recht zugesprochen und anerkannt werden, sondern du sollst die Gabe erwecken, die in dir ist, daß seine Gnade an dir nicht vergeblich werde. Und wenn er seinen Gnadensegen auf dein Thun gelegt und dir gelingt, was du unter deinen Händen hast, sei es im irdischen, sei es im himmlischen Beruf, so sollst du es nicht verkleinern noch herabsetzen. Gewiß, es könnte mehr sein. Es könnte vollkommener sein. Auch in den Gemeinden des Apostels hätte mehr Glauben sein können. Auch in ihnen hätte das Leben völliger sein können in Gott. Aber freue dich doch, daß Gottes Gnade, die dir gegeben ist, nicht vergeblich dich zu ihrem Werkzeuge gemacht.

Er giebt des Segens Maß nach der Weisheit seines Herzens, und du setzest seine Weisheit herab und verkleinerst seinen Segen, wenn du das nicht erkennst, was er durch dich wirkt. Das ist kein Hochmuth, der mit dem, was er von seinem Kön-

Digitized by Google

nen und Thun aussagt, innerhalb der geheiligten Grenzen der Wahrheit bleibt. Das erst wird Einbildung, wenn du dir und andern einbilden willst, daß du mehr vermagst, als dir gegeben ist. Niemand halte weiter von sich als recht ist. Wer aber mehr gearbeitet hat als sie alle, wer will den des Hochmuthes zeihen, wenn er die Wahrheit redet? Das ist noch kein Stolz, wenn du weißt, was du bist und was dir gegeben ist. Dann erst wird es zur Sünde, wenn du vergißt, von wem du es bist, und von wem du es empfangen hast. Die Arbeit ist dein, aber die Ehre gehört dem Herrn. Die Gaben verlieh er dir; aber der einzige Ruhmeskranz, den du tragen darfst, ist der, daß du alle damit erworbenen Kränze ihm zu Füßen legst.

Das ist die andere Seite. Von Gottes Gnaden sind wir, was wir sind. Ja, was einer leistet und ausrichtet in der Welt, es ist zuletzt und zuerst doch nur die Gnade Gottes, die durch ihn wirkt. Von ihm leben wir, von ihm haben wir Kraft und Macht, von ihm Platz und Beruf im weiten Felde der Welt, und wenn er nicht so gnädig wäre, alle unsere Sünde und Schwachheit uns vergebend abzunehmen in Christo dem Herrn, wenn er um des großen Fürbitters an seinem Throne willen das Sodom der Welt nicht immer noch verschonte, was wären wir denn? Das wirft wohl allen Hochmuth nieder, wie es allen Kleinmuth bannt. Von Gottes Gnaden: dann hilft uns Gott um seiner Gnade willen. Aber dann ist auch all' unser Wollen und Vollbringen einzig von ihm, und es wäre, als wolle sich der Meißel rühmen wider den Bildhauer und der Pinsel wider den Maler, wollten wir unsere Kraft rühmen wider den allmächtigen und gnädigen Gott.

Darum, wenn einer deine Gaben, Klugheit oder Kraft oder Talente rühmen will dir in's Angesicht, dann brauchst du sie nicht zu leugnen, wenn du sie hast. Aber sprich nur: Was kann ich dafür? Von Gottes Gnaden bin ich nur, was ich bin, und wenn sie nicht vergeblich an mir gewesen ist, so danke ich es doch wieder nur der Gnade, die in mir ist.

Und wenn in deinem Leben irdisches Werk oder himmlische Arbeit dir gelingt und es ausgeht, daß du dich daran freuen kannst, so brauchst du dich deiner Freude nicht zu schämen, hast auch nicht nöthig, sie zu verbergen, es sei denn vor neidischen Augen, daß du ihnen die Sünde sparest. Aber vergiß nicht dabei, woher es dir kommt. Magst du gesäet haben, geregnet hat Gott. Sei kein Nebukadnezar: „Diese stolze Babel habe ich erbaut!“ Sei ein Jakob: „Ich bin viel zu geringe der Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte gethan hast!“

Ich weiß es, diese Bescheidenheit, wie sie aus diesem Apostelworte hervorgeht, ist sehr selten in der Welt, denn der schmale Weg, den sie zwischen Hochmuth und Unwahrheiten mitten hindurchführt, ist schwer zu finden und schwer zu gehen. Dennoch sagt der Herr: Gehet ein durch die enge Pforte. Dennoch ist sie allein wirklich echte, christliche Bescheidenheit. Sie glänzt weniger als die unechte. Aber unechte Diamanten glänzen auch oft mehr als echte und sind darum doch nur Schein. Du sollst aber nichts scheinen, sondern sein, was du bist, wenn du es bist, ein echter Christ.

(Nachbar.)

„Vergeben“ und „Vergebens.“

Auf dem Friedhofe einer norddeutschen Handelsstadt liegen zwei Gräber nahe an einander, deren Denksteine eine wunderbare beredte Bußpredigt halten. Auf dem einen Leichenstein ist ein Kreuz eingemeißelt, und auf diesem steht das eine Wort „Vergeben.“ Weiter ist darauf nichts zu lesen. Dies eine Wort enthält, wie wir uns haben erzählen lassen, die Lebensgeschichte einer armen, unglücklichen Frau, die einst, von den Launen des Glückes verwöhnt, in Schönheit und Glanz gelebt hatte, dann aber in Sünde gefallen war und namenloses Unglück über ihren Gemahl und ihre beiden kleinen Kinder gebracht hat. In der einsamen Zelle des Strafgefängnisses aber hat sie den kennen gelernt, der die Gebundenen los und ledig spricht und auch ihr aus ihrer großen Verirrung den Weg des Friedens gewiesen hat. Es ist alles wieder anders, und ihr Leben, das verloren schien, noch einmal wieder neu geworden. Als sie aber ihren Lauf vollendet hatte, da hat die Sterbende gewünscht, ihre Kinder möchten ihr dies eine Wort auf ihren Leichenstein setzen: Vergeben.

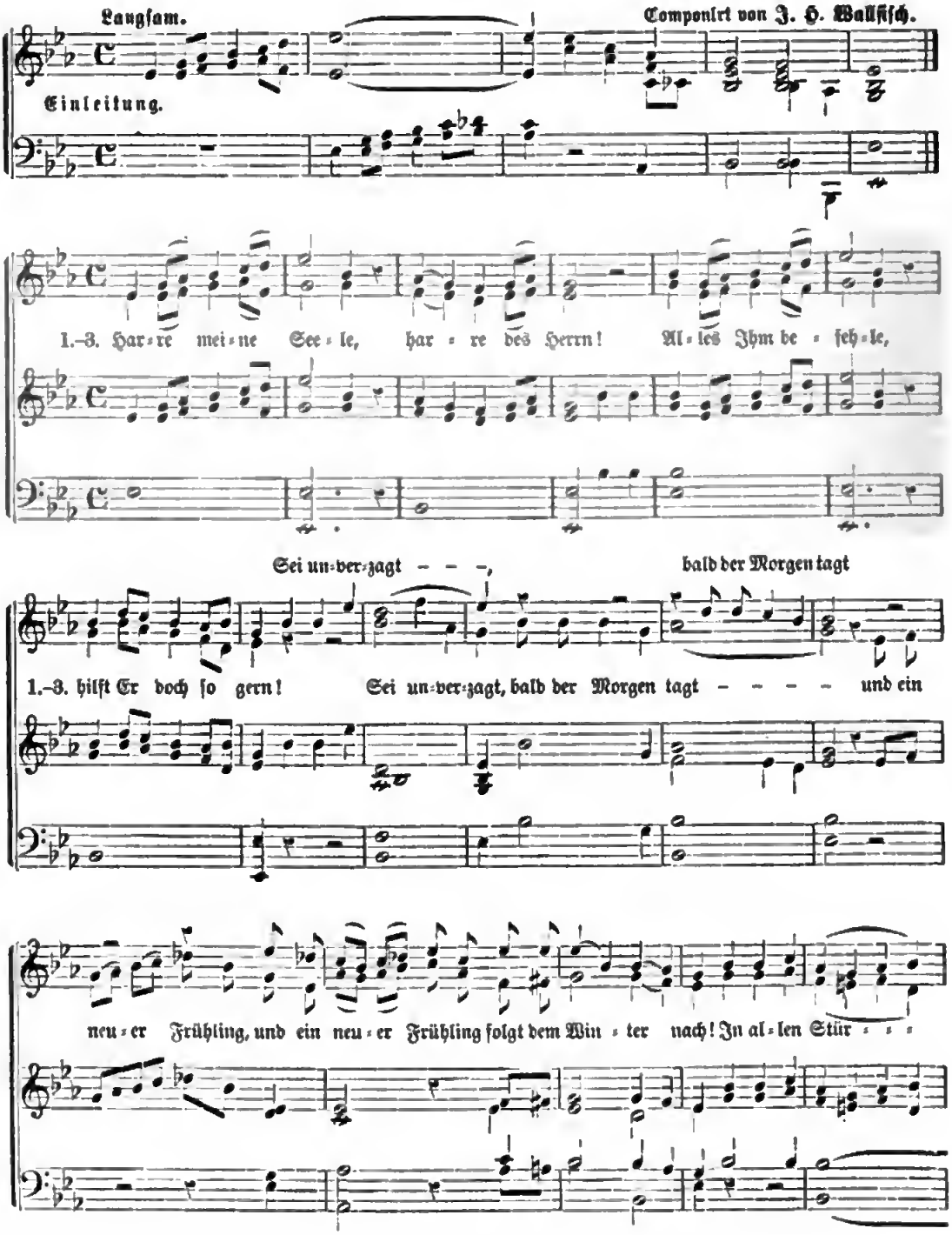
Und dicht daneben ein anderes Grab. Der Denkstein zeigt, daß es viel jünger ist, denn er ist noch nicht verwittert, und die Schrift darauf ist noch scharf und deutlich erkennbar. Auch auf diesem Steine steht kein Name, sondern auch nur ein einziges Wort, und das Wort lautet: Vergebens.

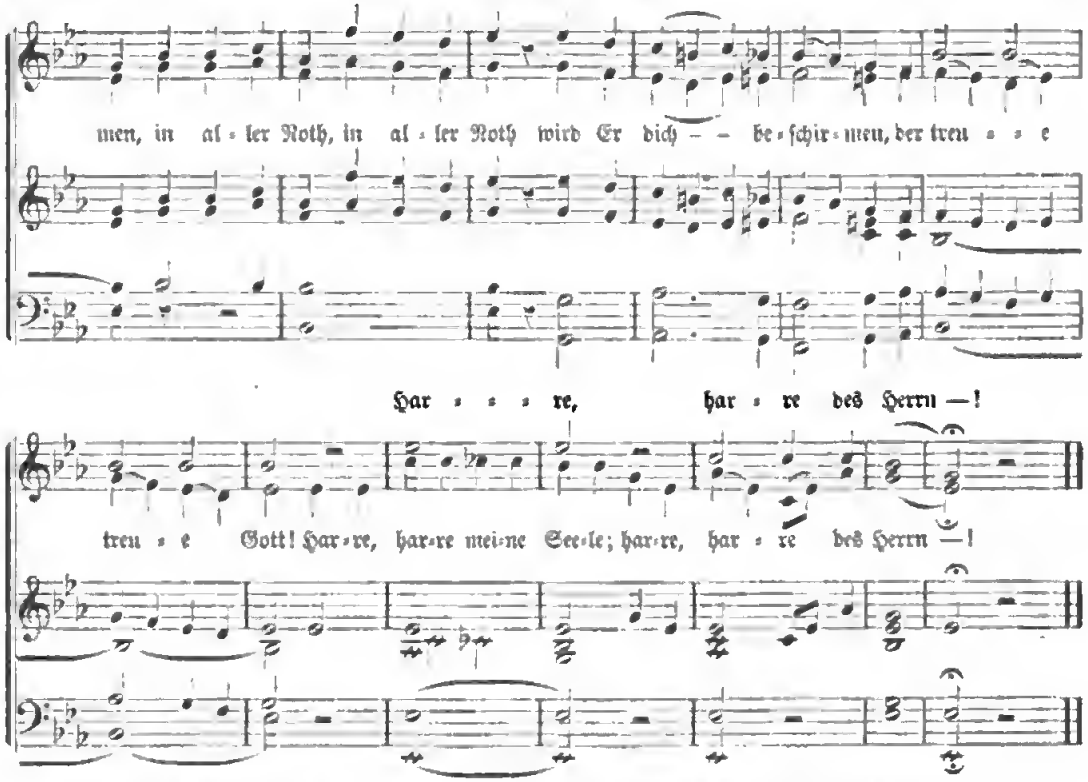
Die beiden Inschriften „Vergeben“ und „Vergebens“ sind nur durch einen einzelnen Buchstaben verschieden und doch verschieden wie Glaube und Verzweiflung, wie Jubelgesang und Todtenklage, wie Morgenroth und Mitternacht! — Auch wer die Geschichte dessen, der in dem andern Grabe ruht, nicht kennt, der ahnt sie doch und hört die Steine reden, und das Gras auf dem Todtenhügel predigt: Sehet zu, daß nicht Jemand Gottes Gnade versäume! (Hebr. 12, 15). Denn so wir muthwillig sündigen, nachdem wir die Erkenntniß der Wahrheit empfangen haben, haben wir fürder kein ander Opfer mehr für die Sünde, sondern ein schreckliches Warten des Gerichts und des Feuereifers, der die Widerwärtigen verzehren wird.“ (Hebr. 10, 26.)

Lieber Leser, gedenke der beiden Worte: Vergeben und Vergebens!

Harre meine Seele.

Duett mit Piano- oder Orgelbegleitung.





2. Harre meine Seele, harre des Herrn,
Alles Ihm befehle, hilft Er doch so gern!
Wenn Alles bricht, Gott verläßt dich nicht;
Größer, als der Helfer, ist die Noth ja nicht.
Ewige Treue, Retter in Noth,
Rett' auch meine Seele, du treuer Gott!
Harre (meine Seele), harre des Herrn!

3. Harre meine Seele, harre des Herrn,
Alles Ihm befehle, hilft Er doch so gern!
Bald höret auf unser Pilgerlauf,
Und die Klagen schweigen, nimmt uns Jesus auf.
Nach allen Leiden, nach aller Noth
Folgen ew'ge Freuden, du treuer Gott!
Harre (meine Seele), harre des Herrn!

Der bekannte Sultan.

Saladin hatte viel gehört von dem Hospital des jungen Johanniterordens in Jerusalem, der ursprünglich nur dem Dienst der Armuth und Krankheit sich widmete und in seinen ersten Satzungen vom Waffendienst nichts wußte.

Tapfere, stolze Ritter, welche die Begeisterung für die Sache Christi in den heiligen Krieg nach Palästina geführt hatte, waren als dienende Brüder in das Johanniterspital getreten, um in großer Selbst- und Weltverleugnung die Armuth brüderlich zu pflegen. Sie ließen alles dahinten, was ihnen das Leben bisher an Glanz und Pracht, an Genuß und Ehre geboten. Das Johanniterhaus gewährte ihnen nichts als Brod, Wasser und ein einfaches Kleid. Wurde bei einem von ihnen Eigenthum gefunden, dann hängte man ihm einen Denar um den Hals und führte ihn so durch's Haus. Dann wurde er gegeißelt und mußte vierzig Tage lang auf der Erde sitzend essen. Denn, sagte die Regel, unsere Herren, die Armen, deren Diener zu sein wir bekennen, kommen nackt und schmutzig in's Haus, und schändlich wäre es, wenn der Knecht stolz wäre und sein Herr geringe.

Das Johanniterhaus mit allem, was es besaß, die Kraft und Zeit seiner Brüder gehörte nach der damaligen Anschauung des Ordens den Armen als den eigentlichen Herren. Deshalb brachten auch die Brüder, welche zur Sammlung milder Gaben ausgesandt waren, den Ertrag in den Krankensaal und legten ihn hier vor den Augen der Kranken nieder. Die Statuten des Hauses zeigen, mit welcher Umsicht und Sorgfalt auf die Pflege der Kranken Bedacht genommen

wurde. Wenn ein Kranker aufgenommen wurde, wusch man ihn, dann beichtete und communicirte er. Hierauf brachte man ihn in ein reines Bett, das immer saubere Wäsche haben sollte. Das Brod, aus gutem Korn gebacken, war Weißbrod. Dreimal in der Woche bekamen die Kranken Fleisch, Schweinefleisch oder Hammelfleisch, und wenn sie das nicht essen durften, worüber die vier Hausärzte zu entscheiden hatten, gab man ihnen Hühnerfleisch. Dem Gestorbenen ward ein christliches Begräbniß. War er noch so geringen Standes, seine Bahre deckte ein rothes Tuch mit weißem Kreuz, dem Ordenskreuz. So wurde er im Tode als Bruder, als Glied, ja als Herr des Hauses behandelt.

Von dieser Liebe und Sorgfalt, welche den Kranken im Johanniterspital zu Jerusalem zu theil ward, hatte Saladin gehört. Es klang ihm als wundersame, unglaubliche Mähr. Darum beschloß er, sich selbst von der Wahrheit zu überzeugen. Er wanderte nach Jerusalem; verkleidet klopfte er an der Pforte des Spitals und begehrte Aufnahme. Liebevoll gewährte man seine Bitte. Er wurde, als wäre er krank, zu Bette gebracht. Die Brüder erkundigten sich nach seinen besondern Wünschen. Saladin antwortete in verstelltem Mißmuth, er wünsche etwas, was sie ihm doch nicht schaffen könnten. Das betrübte die Brüder; sie drangen in ihn, seinen Wunsch doch nur auszusprechen, denn ihr Hospital sei so liebreich, daß dem Kranken gegeben werde, was er wünsche, wenn es überhaupt für Gold und Silber zu haben sei. Da faßte sich Saladin das Herz und that den Brüdern kund, er glaube nur genesen zu können, wenn man ihn den rechten Fuß Moriels, des Lieblingspferdes des Großmeisters, brate und zu essen gebe. Die Brüder erschraken über den seltsamen Wunsch, aber sie brachten ihn doch, wenn auch mit Zagen, zur Kenntniß des Großmeisters. Dieser antwortete ohne Zögern: Nehmt mein Pferd und erfüllet seinen Wunsch; es ist besser mein Pferd sterbe, als ein Mensch. Als Saladin diesen Bescheid hörte, war er tief gerührt und erklärte sich zufrieden mit Hammelfleisch. Genesen von seiner vorgeblichen Krankheit, kehrte er heim und statlete dem Hause, dessen Liebe und Opferfreudigkeit er nun selbst kennen gelernt hatte, seinen Dank damit ab, daß er ihm jährlich tausend Goldbyzantiner aussetzte mit der ausdrücklichen Bestimmung, diese Summe soll auch in Kriegszeiten bezahlt werden.

Dies die Sage, die nur entstehen konnte, weil die christliche Liebe, wie sie in der ersten Zeit der Kreuzzüge dem Morgenlande entgegentrat, sich das größte Vertrauen erworben hatte.

Frauenzeitung.

Das Dor'le in der Küche. Das Dor'le ist jetzt sehr beschäftigt, denn dieses ist eine geschäftige Zeit in der Küche. Das Frucht-Einmachen und die vielen andern guten Sachen, die jetzt für den kommenden Winter bereitet werden müssen, erfordern viele Zeit und Arbeit. Doch ist das Dor'le immer zugänglich und es fühlt sich ganz heimlich bei ihr in der Küche; sie arbeitet immer ruhig fort und unterhält dabei ihre Nachbarn und Freunde auf's Allerbeste, ertheilt Rath und thut in ihrer Küche manches gute Werk. Auch manche gute Lehre wird in dieser Küche ertheilt; hauptsächlich wird zu jungen Männern, die Verschiedenes in diese Küche tiefern, oft ein ernstes Wort geredet und ihnen etwas Nützliches zu lesen angeboten. Die Sonntags-Frage wird hauptsächlich oft ein Gegenstand des ernsten Gesprächs, denn das Dor'le ist ein entschiedener Feind der Sonntags-Entheiligung unserer Zeit und es sieht recht possierlich aus, wenn sie mit dem Kochlöffel in der Hand die feste Behauptung aufstellt, daß, wenn die Männer uns unsern Sonntag rauben lassen, es die Pflicht der Weiber sein wird, dafür — wenn es nöthig — in den heiligen Krieg zu ziehen; denn das Wohl unseres Landes und das Wohl unserer Kinder steht in großer Gefahr, und wo ist die Mutter, die nicht Alles wagen wollte, um unsern Kindern als Erbgut einen stillen christlichen Sonntag zu hinterlassen.

Wenn ich nun das Dor'le so betrachte, wie sie Tag für Tag unverdrossen darauf losarbeitet und dabei noch so manch Gutes bezweckt und unbewußt einen Einfluß auf ihre Freunde und Nachbaren ausübt, die nur Gutes wirken kann, so konnte ich nicht umhin, sie den andern Tag zu fragen, ob sie denn nie müde werde, und wie es käme, daß sie die Küche so liebe?

Sie sah mich verwundert an ob solcher Frage und sagte endlich: „Nun, wenn ich dir sagen soll, warum ich die Küche liebe, so müßte ich dir beinahe meine ganze Lebensgeschichte erzählen und das wäre zu lang. Ich will dir aber in der Kürze so viel erzählen, daß es dir klar werden wird, warum ich die Küche liebe.

„Wenn ich dir sage, daß ich eine der besten Mütter hatte, so sage ich dir kein Wort zu viel, ich war das einzige Töchterlein und hatte nach menschlicher Ansicht, Aussicht auf ein recht glückliches Leben; aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Meine Mutter war eine weise Frau. Anstatt mich zu verzärteln, wurde ich in der allerfrühesten Jugend zur Arbeit angehalten. Drei Dinge waren die Grundlage meiner Erziehung: 1) Gehorsam und

ganz unbedingter Gehorsam, da war kein Ausweichen und kein Entschuldigen. 2) Ordnung; meine Mutter war ein Muster von Ordnung und sie drang ganz entschieden darauf, daß Ordnung gehalten wurde. 3) Fleiß; kaum konnte ich die Nadeln halten, so mußte ich Stricken lernen und mußte neben dem Herd stehen und aufpassen, wie die Speisen zubereitet wurden, was ich auch gerne that.

„Nun wandte sich aber mein Glück. Die Mutter starb und ich stand in ganz kurzer Zeit als armes Waisenkind in der Welt. Nun erkannte ich den Werth meiner Erziehung, und da ich nun in der Küche meinen Lebensunterhalt verdienen mußte, wie kam mir das Gelernte jetzt zu Gute! Ich gewann mir die Herzen Derer, für die ich arbeitete, und war so glücklich wie nur ein Mensch sein kann, denn ich fand Freunde und Gönner, wo immer ich war. Dank der vernünftigen Erziehung meiner Mutter.

„Und wenn ich heutzutage das viele Gerede höre und das Klagen über die Dienstmädchen, daß sie gar nicht geachtet sind und daß es gar so eine geringe Stellung ist in der Welt, so möchte ich ihnen einfach sagen, thut einmal eure Arbeit gewissenhaft und erfreut das Herz eurer Frauen, dadurch, daß sie sich auf euch verlassen können in allen Stücken und die Ehre wird nicht auf sich warten lassen. Ein jeder Stand, den ein Mensch einnimmt, wird nur durch erwiesene Gewissenhaftigkeit geehrt. Daß die Küchenarbeit und das Dienen der Mädchen in unserem Lande so verachtet ist, das liegt in der verkehrten Erziehung der Töchter. Man erzieht ein Geschlecht heran, das es unter seiner Würde hält, in Küche und Haus zu wirthschaften. Auch bringt die ungesunde Kost schon frühzeitig die Dyspepsia herbei und macht Viele zur Arbeit untauglich. Man könnte eigentlich über dieses ganze Land mit großer Schrift: Dyspepsia schreiben. Vielleicht kommt gerade deshalb die Zeit, da es "craze" sein wird, in der Küche zu arbeiten, denn ohne "craze" kann dieses Volk nicht leben. Es muß von einem Extrem zum andern gehen. Auch wird die Noth sie dazu treiben, denn es giebt kein Mittel gegen dieses schreckliche Uebel, Dyspepsia, als einfache und vernünftige Zubereitung der Speisen und sterbend wird dieses amerikanische Volk ausrufen: Küche!

Dieser Tag wäre ein glücklicher zu nennen, auch für die Temperenz-Sache, denn ungesunde Kost macht Trinker.

Essig zu machen. Man nimmt große steinerne Töpfe, füllt sie mit Regenwasser an, stellt sie in die Sonne und deckt sie mit einem dünnen Tuch zu. Nun wirft man alle Aepfel-, Birnen- und Pfirsichschalen hinein. Auch was man übrig behält von dem Ausdrücken irgend einer Frucht, wie Trauben. Man läßt dieses stehen, drückt von Zeit zu Zeit die alten Schalen heraus, um Platz für die frischen zu machen. Im Herbst läßt man es durch ein Tuch laufen und bringt es in den Keller in das Essigfaß.

Ueber Kleiderbrände. Unter den Unglücksfällen, die dadurch entstehen, daß man mit brennenden oder doch feuersgefährlichen oder explodirbaren Stoffen nicht vorsichtig genug umgeht, und daß man dann, wenn das Unglück da ist, den Kopf verliert und eine Beute des Todes wird, sind die Kleiderbrände nicht die geringsten. Sie kommen auch bei uns häufig vor und selten gelingt es, ohne großen Schaden davon zu kommen. Wir wollen nur einige flagrante Fälle citiren. Eine Person handthiert ungeschickt mit der Petroleum-Lampe, oder mit dem Petroleum und andern Brenn- und Beleuchtungsstoffen selbst, es explodirt der Behälter; die flammende Flüssigkeit überströmt die Person natürlich und wenn sie nicht geistesgegenwärtig genug ist, so ist es um sie geschehen. Wieder Andere wollen mit Petrol, Spiritus, Terpentin ꝛc. ein Feuer anmachen; dabei gerathen, weil man zu viel des Stoffes nimmt und die Flamme hoch aufschlägt, wieder die Gewänder in Brand. Die offenen Gasflammen sind ebenfalls schon Ursache von Kleiderbränden gewesen, besonders in Theatern, bei Bällen ꝛc. Nicht selten geschieht es, daß Kinder beim flackernden Herdfeuer auf der Wiese oder beim Spielen mit Zündhölzchen und Feuer an ihren Kleidchen entzündet werden und in den meisten Fällen an den Brandwunden sterben. Daß der Tod durch Verbrennung resp. Brandverletzungen ein schmerzhafter ist, bedarf wohl keines weitern Beweises.

Die Frage ist, wie sollen solche Vorkommnisse abgewendet, resp. in ihren Folgen gemildert werden? Vor Allem handelt es sich darum, Kleiderbrände überhaupt seltener zu machen, d. h. ihnen vorzubeugen. Dazu ist eben große Vorsicht im Umgange mit Brenn- und Leuchtapparaten und den dazu verwendeten Stoffen erforderlich. Tritt ein Unglück dennoch ein, so handelt es sich darum, die richtigen Mittel zur Bekämpfung des Brandes anzuwenden. Bei obigen Brennstoffen wäre Wasser bekanntlich kein Löschmittel. Da ist es am besten, wenn sich der Mensch sofort auf den Boden legt und man ihn mit Decken, welche nicht Feuer fangen, zudeckt oder einhüllt. Damit kann der Flamme der Zutritt von Sauerstoff verwehrt werden, in Folge dessen jene erstickt. Je länger man mit diesem Mittel wartet, desto schwieriger und gefährlicher gestaltet sich der Fall. Man muß also bei solchen Eventualitäten nur Geistesgegenwart haben. Ist Spiritus der anzündende Stoff, dann kann man auch mit Wasser löschen, oder die Flamme ausblasen, letzteres ist aber nur dann erfolgreich, wenn die brennende Fläche noch nicht groß ist.

Am meisten Kleiderbrände giebt es bei Frauenspersonen und bei Kindern, die ersteren tragen in der Regel bauschige, leicht entzündliche Stoffe an ihren Gewändern. Fangen sie Feuer, so ist in kurzer Zeit eine große Fläche bedroht, und wollten die Frauen ihre brennenden Kleidungsstücke abziehen, so ginge das viel zu lange. Bei Herrenkleidern ist das ganz anders. Kommen solche auf dem Leibe in Brand, so ist am leichtesten zu helfen, wenn man sie sofort wegwirft.

Seidene Handschuhe, an denen die Fingerspitzen schadhaft geworden sind, kann man mit Leichtigkeit in Halbhandschuhe verwandeln, indem man die Finger abschneidet und den Rand mit Seide von der gleichen Farbe der Handschuhe säumt.

Digitized by Google

Am Kamin.

Der Weg znm Reichthum. (Ausgewählte Sprüche aus dem Pennsylvania-Almanach vom Jahre 1758, betitelt: „Der arme Richard" von Benjamin Franklin.)

1) Ein Wort zu dem Weisen ist genug, und viele Worte füllen keinen Scheffel.

2) Gott hilft denen, die sich selbst helfen.

3) Faulheit gleicht dem Roste, der weit mehr angreift, als die Arbeit; der Schlüssel, den man oft braucht, ist immer blank.

4) Der schlafende Fuchs fängt kein Huhn.

5) Fleiß hat keine Wünsche nöthig.

6) Wer ein Gewerbe hat, der hat ein Kapital; wer Kopf hat, der hat ein einträgliches Ehrenamt.

7) Dem fleißigen Mann sieht der Hunger ins Haus; er läßt ihn aber nicht hinein.

8) Fleiß bezahlt Schulden, Muthlosigkeit vermehrt sie.

9) Laß deine Arbeiter ohne Aufsicht, und du läßt ihnen deinen Beutel offen.

10) Eine fette Küche macht ein mageres Testament.

11) Mit dem, was ein einziges Laster kostet, kann man zwei Kinder auferziehen.

12) Viele Wenig machen ein Viel.

13) Der Leckermund hat nicht weit zum Bettelstabe. Thoren bezahlen den Schmauß, und kluge Leute verzehren ihn.

14) Nichts ist thörichter, als die Reue theuer bezahlen.

15) Seide und Atlas, Scharlach und Sammet löschen den Herd aus.

16) Ein leerer Sack kann nicht aufrecht stehen.

17) Lege für Alter und Noth zurück, so lange du kannst, denn die Morgensonne scheint nicht den ganzen Tag.

18) Große Schiffe können wagen; kleine Boote müssen sich am Ufer halten.

19) Es ist leichter zwei Herde bauen, als auf einem Herd Feuer zu unterhalten.

20) Geh lieber ohne Abendbrod zu Bett, als daß du mit Schulden aufstehst.

21) Es ist leichter, das erste Gelüste zu unterdrücken, als alle folgenden zu befriedigen.

22) Die fleißige Spinne hat ein großes Netz; seit ich ein Schaf und eine Kuh habe, wünscht mir Jeder einen guten Morgen.

23) Drei Mal ausziehen ist ebenso schlimm als einmal abbrennen; bleibe in deiner Werkstätte, so wird deine Werkstätte dir bleiben.

24) Erwirb, was du kannst, und bewahre, was du erworben hast. Das ist der wahre Stein der Weisen, der dein Blei in Gold verwandelt.

Aus der Kinderstube. Ein vermögender Universitätsprofessor hat einen Sohn von zehn Jahren, der nicht lernen will. Zu Ostern bringt er eine schlechte Censur nach Hause und wird natürlich auch nicht versetzt. Die Eltern sind sehr betrübt darüber; die Mutter macht ihm heftige Vorwürfe. Da schmiegt sich der junge plötzlich an die Mutter an und sagt: Nicht wahr, Mütterchen, wenn ich auch nicht so berühmt werde wie Vater, so kann ich doch immer noch Stadtrath werden. — Aber, Junge, wie kommst Du denn darauf? forscht die Mutter. Na, Onkel Ernst sagt doch immer, so dumm und faul kann gar kein Mensch sein, daß er nicht mindestens Stadtrath werden könnte.

In einem der neuen „Flat"-Thürme des oberen New York fand kürzlich zwischen einem Wohnungs-Sucher und dem Haus-, resp. Thurm-Besitzer, das nachfolgende Gespräch statt.

Wohnungs-Sucher (nachdem er das oberste Stockwerk inspizirt): Recht schön,—aber ich glaube, ich bekomme meine Frau nicht so hoch hinauf. Es ist die zwölfte Etage, — nicht?

Haus-Besitzer: Ja, die zwölfte Etage mit Einrechnung des Keller-Geschosses. Bringen Sie Ihre Frau nur erst einmal her,— es wird ihr schon gefallen. Die letzte Partei, die hier den vorigen Sommer über wohnte, war ganz entzückt davon. Sie versicherte mich, sie hätte es den Catskills vorgezogen.

Eine Stiefetwichsmaschine — das ist das Neueste auf dem Gebiete der Erfindung. Der Apparat besteht im wesentlichen aus einem Fußgestell, einem darauf befestigten kleinen Schwungrad mit Handgriff und einem übereinanderliegenden cylinderförmigen Bürstenpaar, welche so auf ihre Wellen horizontal gelagert sind, daß sie bei einer Umdrehung des Schwungrades 10—12 Umdrehungen machen. Die unterste Bürste sitzt fest, während die obere sich je nach dem Andrücken der zu putzenden Lederfläche nach oben, etwas rückwärts, oder schräg nach unten rückwärts bewegen kann. Es ist ein Paar Reservebürsten vorhanden, welche leicht an Stelle der Glanzbürsten eingesetzt werden können, die dazu dienen, den Schmutz vom Schuhwerk vorher abzureiben. Außerdem ist dem Apparat ein Filzhandschuh beigegeben, mit welchem man die linke Hand bekleidet, um den zu reinigenden Stiefel zwischen und gegen die Bürsten nach Bedürfniß anzudrücken. Ein englisches Haus hat die Fabrikation des Artikels übernommen; damit hat nunmehr die Industrie begonnen, auch dem "Bootblack" ins Handwerk zu pfuschen.

Folgende Anekdote, Joseph Bonaparte betreffend, macht die Runde durch die anglo-amerikanischen Zeitungen. Als Joseph Bonaparte sich im Staate New Jersey aufhielt, machte er eines Tages eine Reise per Wagen nach New York, begleitet von seiner Suite. Den Sonntag über machte die Gesellschaft in einem Dorfwirthshaus Halt, und als man bei der Abreise am Montag Morgen die Rechnung verlangte, erschien der Wirth nicht. Bonaparte wurde ungeduldig und schickte einen seiner Begleiter ab, den Wirth zu suchen, und der Abgesandte fand denselben denn auch richtig in seiner Kammer, damit beschäftigt, die Rechnung aufzustellen. Dieselbe belief sich jedoch nur auf zweiundneunzig Dollars, und der Wirth sann ver-

geblich darüber nach, wofür er weitere acht Dollars notiren könne, um das Hundert voll zu machen. Der Bote trieb den Wirth an, schleunigst zu erscheinen, und derselbe schrieb schließlich ärgerlich folgenden Posten auf die Rechnung:

„Für Hetzereien und Verursachung von allerhand Unannehmlichkeiten acht Dollars."

Ein originelles Auskunftsmittel. — Der Ende der dreißiger Jahre zu Mannheim verstorbene Oberhofgrichter Freiherr v. Draisberg verband mit hohem Edelmuthe und seltenem Verstande eine entsetzliche Menge von lächerlichen Sonderbarkeiten. So hatte er unter seinen unzähligen Eigenheiten auch die sonderbare Idee, durch keine andere, als durch eine Flügelthüre in einen Saal oder ein Zimmer, in welchem er Amtsgeschäfte zu verrichten hatte, treten zu wollen, wobei jedesmal zwei Bediente in großherzoglicher Hoflivree — ein Vorrecht seiner Stellung — die beiden Flügel öffneten und schlossen. Als er nun einstmals in Freiburg ein wichtiges Amtsgeschäft zu verrichten hatte, zeigte man ihm an, daß in den dazu bestimmten Saal keine Flügelthüren führten. Seine Funktion, die er hier zu verrichten hatte, war wichtig. Der Oberhofrichter hielt deshalb eine Flügelthüre für doppelt nöthig und bahnte sich einen drolligen Ausweg. Auf seinen Befehl wurde ein alter, ungeheuer großer Kleiderschrank gemiethet, dessen Hinterwand man herausnahm und ihn dann im Sitzungssaale dergestalt vor die Thüre des anstoßenden Zimmers des Hofrichters stellte, daß derselbe bequem in den Schrank treten konnte. Der wichtige Tag erschien. Man erwartete nur noch den Hofrichter und zerbrach sich die Köpfe darüber, weshalb seine Diener vor einem Kleiderschranke Wache hielten. Da ertönte plötzlich ein Schlag und gleichzeitig öffneten sich beide Flügelthüren des Kleiderschrankes und der Herr Oberrichter trat schnell, aber mit Würde in den Saal durch den Kleiderschrank, dessen Thüren die Bedienten sogleich wieder schlossen, um davor dann bis zu seinem Austritte stehen zu bleiben.

Doch noch Widerspruch. — Junge Frau: Ich gebe ja gern zu, ich habe auch meine Fehler. — Er: Oh ganz gewiß. — Sie: So? Dann sage mir doch auch nur einen einzigen, wenn Du einen weißt.

Der prompte Statistiker. — „Napoleon I. legte auf Statistik einen hohen Werth und man konnte sich als Verwaltungsbeamter kaum besser bei ihm in Gunst setzen, als durch den Ruf, ein tüchtiger Statistiker zu sein. Eines solchen Rufes erfreute sich der Präfekt de Beugnot, und als einst der Kaiser seine Reise durch dessen Departement lenkte, war seine Umgebung schon im Voraus voll Lobes über den ausgezeichneten Statistiker, der für einen Liebling des Kaisers galt. „Nun, nun!" meinte Napoleon, „er wird auch seine schwachen Seiten haben und auf wichtige Fragen die Antwort schuldig bleiben. Wir werden ja sehen!" Und als Beugnot unter ehrfurchtsvoller Neigung an des Kaisers Wagen herantrat, rief ihm dieser malitiös lächelnd die Frage entgegen: „Wie viel Zugvögel haben dies Jahr Ihr Departement passirt, Herr Präfekt!" — „Nur Einer!" erwiderte Beugnot sich tief verbeugend mit Betonung: „aber ein Adler!"

Friedrich der Große und sein Kutscher — Friedrichs des Großen Leibkutscher, Pfund, stand bei seinem königlichen Herrn sehr in Gunsten und Ansehen. Der König besprach alle Reisen nur mit Pfund. Einst hieß es: „Pfund! in einer halben Stunde geht es fort zur Revue nach Preußen." — „Nun ja! Daß sich Gott erbarme! In einer halben Stunde fortreiten! Das geht nicht, Majestät." — „Und weshalb nicht, wenn's Herrn Pfund gefällig ist?" — „Weil ich in einer Stunde ein christliches Werk verrichten und bei dem Jungen meines Nachbars Gevatter stehen will." — „Nun, dann muß ich seines christlichen Werkes wegen schon eine Stunde länger warten." — „Soll auch nichts ausmachen, Majestät; es kann nachher desto geschwinder gehen."

Der kürzlich heimgegangene Ludwig Richter war in den Jahren seines hohen Alters des Augenlichts beraubt. Vielfach wurde er deshalb von Freunden bemitleidet. So meinte einmal einer derselben, als der Meister im Garten auf und abging: ob es ihm, der so viel Sinn für die Herrlichkeit Gottes in seinen Werken gehabt, nicht zu hart sei, alle die Blumenpracht jetzt nicht mehr bewundern zu können? „Oh," sagte der edle Mann lächelnd, „wenn ich mich so in der schönen Natur ergehe, finde ich stets gar mancherlei lieblich blühende Blumen. Ich überdenke mein langes Leben und pflücke in so viel herrlichen Erfahrungen ein Blümlein ums andere, bis es am Ende ein großer Strauß wird — lauter Gnadenerweisungen meines Gottes und Heilandes — an dem sich mein inneres Auge nicht satt sehen kann."

Vorsicht ist die Mutter der Weisheit. Berühmter Advokat: Sie haben nun bereits drei Advokaten in diesem Erbschaftsfalle angenommen, mein Herr, haben Sie auch wohl bedacht, daß die von Ihnen beanspruchte Erbschaft nur einen Werth von 100,000 Dollars hat?

Klient: Gewiß; ich habe aber selbst die Rechte studirt und bin soeben zum Advokaten zugelassen worden. Ich habe mich entschlossen selbst der vierte Anwalt zu sein.

Berühmter Advokat: Ja, aber was begehren Sie damit?

Klient: O das ist einfach genug. Ich will, für den Fall, daß wir den Prozeß gewinnen, wenigstens zu einem Antheil an dem Gelde berechtigt sein.

Sonntagsſchul-Lektionen.

Sonntag, 7. November. **Jeſus und Thomas.** Joh. 20, 19—29.

19. Am Abend aber deſſelbigen Sabbaths, da die Jünger verſammelt, und die Thüren verſchloſſen waren, aus Furcht vor den Juden, kam Jeſus, und trat mitten ein, und ſpricht zu ihnen: Friede ſei mit euch!

20. Und als er das ſagte, zeigte er ihnen die Hände, und ſeine Seite. Da wurden die Jünger froh, daß ſie den Herrn ſahen.

21. Da ſprach Jeſus abermal zu ihnen: Friede ſei mit euch! Gleichwie mich der Vater geſandt, ſo ſende ich euch.

22. Und da er das ſagte, blies er ſie an, und ſpricht zu ihnen: Nehmet hin den heiligen Geiſt.

23. Welchen ihr die Sünden erlaſſet, denen ſind ſie erlaſſen; und welchen ihr ſie behaltet, denen ſind ſie behalten.

24. Thomas aber, der Zwölfen einer, der da heißet Zwilling, war nicht bei ihnen, da Jeſus kam.

25. Da ſagten die andern Jünger zu ihm: Wir haben den Herrn geſehen. Er aber ſprach zu ihnen: Es ſei denn, daß ich in ſeinen Händen ſehe die Nägelmale, und lege meinen Finger in die Nägelmale, und lege meine Hand in ſeine Seite, will ich's nicht glauben.

26. Und über acht Tage waren abermal ſeine Jünger drinnen, und Thomas mit ihnen. Kommt Jeſus, da die Thüren verſchloſſen waren, und tritt mitten ein, und ſpricht: Friede ſei mit euch!

27. Darnach ſpricht er zu Thoma: Reiche deinen Finger her, und ſiehe meine Hände; und reiche deine Hand her, und lege ſie in meine Seite; und ſei nicht ungläubig, ſondern gläubig.

28. Thomas antwortete und ſprach zu ihm: Mein Herr, und mein Gott!

29. Spricht Jeſus zu ihm: Dieweil du mich geſehen haſt, Thoma, ſo glaubeſt du. Selig ſind, die nicht ſehen, und doch glauben.

Bibliſcher Grundgedanke: „Thomas antwortete und ſprach zu ihm: Mein Herr und mein Gott!" Joh. 20, 28.

Zeit: Theils am Abend des erſten Oſterſonntags, theils am Abend des darauffolgenden Sonntags im Jahr 29 nach Chr.

Ort: Jeruſalem. Von den zehn berichteten Offenbarungen des Auferſtandenen fallen fünf auf den Auferſtehungstag. An dieſem Tage offenbarte er ſich folgenden Perſonen in genannter Reihenfolge: 1) der Maria Magdalena; 2) den andern Weibern; 3) dem Petrus; 4) den Emmausjüngern; 5) den im erſten Theil unſrer Lektion genannten Jüngern.

I. Thomas der Abweſende. V. 19—23.

V. 19. Am erſten Oſterſonntage waren die Jünger noch ſpät Abends beiſammen. Der Verſammlungsort war jedenfalls „der große gepflaſterte Saal" zu Jeruſalem, in dem Chriſtus das Oſtermahl am Vorabend ſeines Todes mit ſeinen Jüngern genoſſen hatte. Die Thüren ſind verſchloſſen. Furcht vor den Juden erfüllt die Jünger. „Friede ſei mit Euch." Das war allerdings der übliche Gruß im Morgenlande. So begrüßen ſich heute noch die Wanderer in den Saudwüſten Arabiens. Aus dem Munde des Friedefürſten klang dieſer Gruß an jenem Oſterabend doch ganz anders.

V. 20. Nicht den verſtockten Feinden, nicht dem blinden Volke offenbart ſich der Herr. Nur einzelnen Gläubigen und im Kreiſe der Seinen iſt er noch erſchienen. Die durchbohrten Hände und durchgrabene Seite zeigt er ſeinen Jüngern. Sie ſollen daran erkennen, daß er ihr gekreuzigter und auferſtandener Meiſter ſei. Da wurden die Jünger froh. In Freude verwandelte ſich deren Traurigkeit. So iſt's noch heute. Wo man den Heiland im Glauben ſieht, ſeine Nähe fühlt und ſeinen Frieden empfängt — da wird man froh, froh auch mitten im Trübſal.

V. 21, 22. Dieſe Erſcheinung am Oſterabend im Jüngerkreiſe iſt der Höhepunkt aller Offenbarungen des Auferſtandenen. Denn hier findet die Ausrüſtung derſelben mit dem heil. Geiſte zum Apoſtelamte ſtatt. Wie ihn der Vater ſandte, ſo ſendet er ſie. Sein Tagewerk auf Erden war vollbracht. Die Arbeit der Apoſtel begann nun erſt. Bisher waren ſie Schüler, nun ſollen ſie Lehrer ſein.

V. 23. Vom Herrn empfingen die Apoſtel Vollmacht, das Evangelium zu predigen. Wer nun in Folge ihrer Predigt an Chriſtum glaubte, dem wurden „die Sünden erlaſſen"; wer aber trotz ihrer Predigt nicht glaubte, dem wurden „die Sünden behalten."

II. Thomas der Zweifler. V. 24, 25.

V. 24. Warum war Thomas nicht im Jüngerkreiſe am Abend des erſten Oſterſonntags? Es giebt bekanntlich erregte Naturen, die ſtets auf den äußerſten Grenzen wandeln. Bei ihnen heißt's immer: „Alles oder Nichts." Thomas war eine ſolche Natur. Er ſah immer durch eine ſchwarze Brille. Er war zur Schwermuth geneigt. „Alles oder Nichts" war auch ſein Shibboleth. Er glaubte, als Jeſus am Kreuze ſtarb, nun ſei Alles verloren. Er handelte demgemäß. Mit Chriſtum und dem Chriſtenthum war's aus.

V. 25. Thomas war eine zweifelnde, aber grundehrliche Natur. Als Jeſus hinausging, um den Lazarus zu erwecken, da rief er aus: „Laßt uns mit ihm ziehen, daß wir mit ihm ſterben." Mit ſolcher Treue hing er am Meiſter. Trotzdem zweifelt er. Er traut den Augen der zehn Mitjünger nicht. Er will die Nägelmale ſehen und die Finger hineinlegen. Du haſt ein leichtbewegtes Herz, eine lebendige Phantaſie, welche von Natur das Ueberirdiſche ſucht. Deshalb kannſt du dieſen zweifelnden Thomas nicht verſtehn. Wiſſe aber, es giebt Verſtandesmenſchen. Dieſe ſtehen auch der unſichtbaren Welt prüfend gegenüber. Sie wollen das Göttliche nicht blos fühlen, ſondern auch ausdenken. Bricht jedoch ihr Zweifelsbau einmal zuſammen, dann wird ihr geheiligtes Denken gewöhnlich auch ein Gottesfeuer. Durch alle Bedenken dringt dann ihr Glaube hindurch. Ein Solcher war Thomas.

III. Thomas der Ueberzeugte. V. 26, 27.

V. 26. Die Jünger ſind am Abend des nachſten Sonntags wieder in demſelben Saal beiſammen. Thomas weilt diesmal in ihrer Mitte. Da — plötzlich ſteht Jeſus wieder vor ihnen mit ſeinem: „Friede ſei mit euch!" Weil Thomas bei jener erſten Offenbarung im Jüngerkreiſe nicht zugegen war, daher findet eine Wiederholung derſelben an dieſem Abend ſtatt.

V. 27. Leutſeliger wurde wohl niemals ein Sünder gerügt, als der zweifelnde Thomas in dieſen Worten. Die Worte, welche er in ſeiner zweifelnden Schwermuth ſprach, tönen ihm jetzt aus dem Munde des Allwiſſenden entgegen. Ein Vorwurf klingt allerdings aus ihnen hervor — aber ein Vorwurf zarteſter Liebe.

IV. Thomas der Bekennende. V. 28.

Nicht nur die Wirklichkeit der Auferſtehungsthatſache, ſondern auch Chriſti Gottheit erkennt Thomas an. Er ſinkt anbetend in's Knie. Aus ſeiner Seele quillt, aus ſeinem Munde

Digitized by Google

fließt das herrliche Bekenntniß: „Mein Herr und mein Gott.“ Nicht ein Zweifel nur, nein, alle sind ihm getöst. Welch ein Beweis für Christi Gottheit!

V. Thomas der Bekehrte. V. 29.

Jesus nimmt sein Bekenntniß an. Er nennt's Glauben, obschon es aus dem Sehen geboren wurde. Das Mitaugesehen war ja ein nothwendiger Charakterzug des apostolischen Glaubens. Nicht in dem Sehenwollen bestand die Sünde des Thomas. Ohne den Auferstandenen mit Augen zu sehen, hätten die Jünger nicht an ihn glauben können. In seiner Zweifelsucht lag die Sünde. Daher enthalten Jesu Worte hier eine Rüge. Uns ist aber dadurch der Glaube an Christi Auferstehung nur unerschütterlicher geworden. Seine Ueberzeugung stärkt unsre Ueberzeugung. „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.“ Diese letzte Seligpreisung gilt der zahllosen Menge der Gläubiger, die Jesum im Fleische nicht sehen und doch an ihn glauben.

Praktische Gedanken.

Der auferstandene Friedefürst.

I. Sein Friedensgruß. V. 19, 21 und 26. Dreimal haben wir also aus dem Munde des Auferstandenen ein und denselben Friedensgruß. Muß denn derselbe nicht eine hohe, herrliche Bedeutung haben? Jesus allein bringt der Welt den rechten Frieden. Oder hätte schon Jemand anderswo als in Christo wahren Frieden gefunden? Der reichbegabte Göthe schrieb einmal in seiner Jugend den schönen Vers: „Der du von dem Himmel bist, Alles Leid und Schmerzen stillest, Den, der doppelt elend ist, Doppelt mit Erquickung füllest, Ach, ich bin des Treibens müde, Was soll all der Schmerz und Lust? Süßer Friede, Komm, o komm in meine Brust!“ Dieser Seufzer entrang sich aus einem Herzen, das alle Weltlust nicht befriedigen konnte. Das diesen Vers enthaltende Blatt fiel in die Hände einer ihm befreundeten Frau. Sie war eine Christin. Unter jenen schönen Vers schrieb sie die noch schönere Antwort: „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt giebt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht. Jesus Christus.“ Als beide bereits gestorben waren, fand man dieses vergilbte Blatt.

II. Seine Friedensboten. V. 21—25. Wie ihn der Vater als Friedensfürsten in die Welt sandte, so sendet er seine Jünger als Friedensboten in die Welt hinaus. Als Solche gingen sie in die kaiserliche Residenzstadt Rom, in das reiche Corrinth, in das dianaverehrende Ephesus, in das gelehrte Athen. Den Juden und Heiden verkündigen sie die Friedensbotschaft. Wo aber ein Herz nach diesem Frieden verlangte, war's ein vornehmer Cornelius, ein reicher Philemon, ein geringer Onesimus oder eine handelnde Lydia, dem zeigten sie den Friedensweg. Als seine Friedensboten ziehen heute noch die Missionare hinaus zu den Hindus, Chinesen, Neger, Eskimos und Indianern. Friedensboten sollen alle ordinirten Prediger, sollen aber auch alle Christen sein.

III. Seine Ueberzeugungsmacht. V. 25—29. Wie gründlich hat er den Thomas überzeugt. Wie vor der aufgehenden Sonne die Nebel fliehen, so flohen vor dem Sonnenblick des Auferstandenen alle Zweifel, die den Thomas beunruhigten. Diese Ueberzeugungsmacht übt der auferstandene Friedefürst schon mehr als 1800 Jahre. Ungezählte Millionen brachte er wie den Thomas auf die Kniee und entrang ihnen das freudige Bekenntniß: „Mein Herr und mein Gott.“ De Wette war bekanntlich lange der Wortführer des Rationalismus in Deutschland. Sterbend sagte er: „Das Faktum der Auferstehung, wenn auch ihre Art und Weise in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt ist, kann ebensowenig in Zweifel gezogen werden, wie die Ermordung Cäsars.“ — Als Neander, der Kirchenhistoriker, dieses Zeugniß in dem letzten, von De Wette herausgegebenen Buche las, thränte ihm das Auge. De Wette's Geständniß war ein Zeugniß von der Ueberzeugungsmacht, welche der Auferstandene über alle ehrlichen Forscher nach Wahrheit ausübt.

Sonntag, 14. November.

Jesus und Petrus.

Joh. 21, 4—19.

4. Da es aber jetzt Morgen ward, stund Jesus am Ufer; aber die Jünger wußten nicht, daß es Jesus war.

5. Spricht Jesus zu ihnen: Kinder, habt ihr nichts zu essen? Sie antworteten ihm: Nein.

6. Er aber sprach zu ihnen: Werfet das Netz zur Rechten des Schiffes, so werdet ihr finden. Da warfen sie, und konnten's nicht mehr ziehen vor der Menge der Fische.

7. Da spricht der Jünger, welchen Jesus lieb hatte, zu Petro: Es ist der Herr. Da Simon Petrus hörete, daß es der Herr war, gürtete er das Hemde um sich, (denn er war nackend) und warf sich ins Meer.

8. Die andern Jünger aber kamen auf dem Schiffe (denn sie waren nicht fern vom Lande, sondern bei zwei hundert Ruten), und zogen das Netz mit den Fischen.

9. Als sie nun austraten auf das Land, sahen sie Kohlen gelegt, und Fische darauf, und Brod.

10. Spricht Jesus zu ihnen: Bringet her von den Fischen, die ihr jetzt gefangen habt.

11. Simon Petrus stieg hinein, und zog das Netz auf das Land voll großer Fische, hundert und drei und fünfzig. Und wiewohl ihrer so viele waren, zerriß doch das Netz nicht.

12. Spricht Jesus zu ihnen: Kommt, und haltet das Mahl. Niemand aber unter den Jüngern durfte ihn fragen: Wer bist du? Denn sie wußten, daß es der Herr war.

13. Da kommt Jesus, und nimmt das Brod, und gibts ihnen, desselbigen gleichen auch die Fische.

14. Das ist nun das dritte Mal, daß Jesus offenbaret ist seinen Jüngern, nachdem er von den Todten auferstanden ist.

15. Da sie nun das Mahl gehalten hatten, spricht Jesus zu Simon Petro: Simon Johanna, hast du mich lieber, denn mich diese haben? Er spricht zu ihm: Ja, Herr, du weißest, daß ich dich lieb habe. Spricht er zu ihm: Weide meine Lämmer.

16. Spricht er zum andern Mal zu ihm: Simon Johanna, hast du mich lieb? Er spricht zu ihm: Ja, Herr, du weißest, daß ich dich lieb habe. Spricht er zu ihm: Weide meine Schafe.

17. Spricht er zum dritten Mal zu ihm: Simon Johanna, hast du mich lieb? Petrus ward traurig, daß er zum dritten Mal zu ihm sagte: Hast du mich lieb? und sprach zu ihm: Herr, du weißest alle Dinge; du weißest, daß ich dich lieb habe. Spricht Jesus zu ihm: Weide meine Schafe.

18. Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, da du jünger warest, gürtetest du dich selbst, und wandeltest, wo du hin wolltest; wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürten, und führen, wo du nicht hin willst.

19. Das sagte er aber, zu deuten, mit welchem Tode er Gott preisen würde. Da er aber das gesagt, spricht er zu ihm: Folge mir nach.

Biblischer Grundgedanke: „Spricht er zu ihm: Weide meine Lämmer.“ Joh. 21, 15.

Ort: Das galiläische Meer, auch See Genezareth oder Tiberias genannt. Eine der lieblichsten Stätten auf Erden.

Zeit: An einem Morgen zwischen der Himmelfahrt und Auferstehung Christi. Die zwischen diesen zwei Zeitpunkten liegenden 40 Tage zerfallen in drei Abschnitte. Während der ersten acht Tagen erscheint Jesus den Jüngern in und bei Jerusalem. Später offenbart er sich ihnen in Galiläa und zuletzt noch einmal in der Nähe der heiligen Stadt. Diese Lektion fällt also in den zweiten dieser drei Zeitabschnitte.

I. Am Meeresstrande. V. 4—8.

V. 4. Am galiläischen Meer, wahrscheinlich in Bethsaida, waren sieben Jünger versammelt. Johannes macht sie in V. 2 namhaft. Petrus erklärt: „Ich will fischen gehen." Die Andern sagen: „Wir wollen mit dir gehen." Das war am Abend. Wie schon einmal vor drei Jahren, so arbeiten sie auch diesmal die ganze Nacht vergebens.

V. 5. 6. Nicht an seiner Gestalt, sondern an seinem Werke sollen sie ihn diesmal erkennen. „Kinder" nennt er sie. Er heißt ja Ewig-Vater. Die Frage, ob sie was zu essen haben, soll den Mißerfolg ihrer Arbeit ihnen recht klar machen. Sie ist eine Vorbereitung auf den Befehl, welchen er nun ertheilt. Vor drei Jahren befahl er dem Petrus, auf die Höhe zu fahren. Luk. 5, 4. Jetzt befiehlt er, das Netz zur Rechten des Schiffleins auszuwerfen. Sie gehorchen seinem Worte, obschon sie ihn noch nicht kennen.

Sein Rath ist ja immer der beste. Sein Gebot birgt Segen für den Gehorsamen in sich.

V. 7. 8. Die Jünger des Herrn sind nicht alle, über einen Leisten geschlagen." Ihre Verschiedenartigkeit tritt hier trefflich zu Tage. Der nachdenkliche, sinnende Johannes erkennt den Meister zuerst. Er ist aber nicht der Erste, welcher zu ihm eilt. Zu Petro spricht er: „Es ist der Herr!" Petrus, das heiße Blut, fährt auf. Er will zuerst bei Jesu sein. Seiner Liebe fährt das Schiff zu langsam. Wie die Samariterin einst ihren Krug, so vergißt Petrus das Schiff, Netz und Fische im Feuer der Liebe. Er wirft sich ins Meer. Theils schwimmend, theils watend eilt er den Mitjüngern voraus an's Ufer. Die Andern sehen wohl nicht so hell wie Johannes; sie stürmen nicht so rasch vorwärts wie Petrus; sie folgen aber dem Zuge ihrer Herzen und kommen doch, wenn auch langsamer, zu Jesu.

II. Das Frühmahl. V. 9—14.

V. 9. 10. Als die Jünger landen, sehen sie ein Kohlenfeuer, auf dem ein Fisch bratet. (Opsarion heißt nicht „Fische", sondern „ein Fisch.") Auch Brod war vorhanden. Wer zündete das Feuer an? Wer schaffte Brod und Fisch herbei? Wer kann absolut entscheiden? 1) Hat Jesus hier ein Wunder gewirkt? 2) Waren Engel hier thätig gewesen? 3) Haben Freunde Jesu, am See Genezareth wohnend, diese Dinge herbeigeschafft? Schreiber hält das Erstere für das Wahrscheinlichere.

V. 11—13. Den Jüngern war bei dieser Offenbarung der Zug neu, daß er das Mahl wie ein Hausvater mit ihnen hält. Er theilt Brod und Fische unter sie aus. Das Mahl selbst scheint schweigend genossen worden zu sein. Die Jünger haben nicht nöthig, ihn zu fragen, wer er sei. Sie wissens: „Es ist der Herr!" Aber sie fühlen auch, er ist anders wie ehedem. Die Ehrfurcht vor ihm währt allen neugierigen Fragen.

V. 14. Johannes sagt nicht, dies sei überhaupt das dritte Mal, daß der Auferstandene sich offenbarte. Es war das dritte Mal, daß er im Jüngerkreise erschien. Er ist erschienen: 1. den zehn Jüngern am ersten Osterabend: 2. den elf Jüngern am Sonntag darauf; 3. den sieben Jüngern hier am See Genezareth.

III. Petri Liebe geprüft. V. 15—17.

V. 15. Nach dem Mahle wendet sich Jesus an den Petrus. Der Blick des Herzenskündigers ruht auf ihm. „Simon Johanna!" so klingt die Anrede aus Jesu Munde. Nicht „Simon Petrus!" heißt es heute. Nicht mit dem Felsenmann, sondern mit dem Menschen von Fleisch und Blut hat's der Herr diesmal zu thun. „Hast du mich lieber, denn mich diese haben?" frägt Jesus ihn. Vor Kurzem wollte er besser, stärker und treuer sein als seine Mitjünger. Der Mensch mißt sich so gern an Andern. In Petri Antwort fällt alles Vergleichen mit und Messen an Andern hinweg. Schlicht und einfach betheuert er, daß er Jesum liebe. In seinem tiefen Falle lernte er sich selbst erst recht kennen. „Weide meine Lämmer," spricht Jesus und schenkte ihm durch diesen Auftrag sein volles Vertrauen wieder. Welche Weisheit und Liebe des großen Seelsorgers!

V. 16. 17. Zum zweiten und dritten Mal frägt Jesus den Petrus, ob er ihn liebe. Die zweite Frage überrascht ihn noch nicht. Er freut sich vielmehr, daß der Meister das vergleichende „lieber als diese" hinwegläßt. Aber die zum dritten Mal gestellte Frage stimmt ihn traurig. Dies dreimalige Fragen erinnert ihn an seine dreimalige Verleugnung. Er hütet sich deshalb auch, große Versprechungen zu machen, wie er's vor seinem Falle that. In Betreff des dreifachen Auftrags diene noch Folgendes zur Erklärung. Der Herr gebraucht zwei Worte, nämlich boskein und poimainein. Ersteres hebt die speisende Thätigkeit des Hirten hervor und letzteres entspricht unserm Hüten. Jesus sagt: 1) Speise meine Lämmer. 2) Hüte meine Schäflein. 3) Speise meine Schafe. Die Kindlein (Lämmer) bedürfen der Milch. Die heranwachsenden Jünglinge (Schäflein) bedürfen der Hut. Die gereiften Väter (Schafe) bedürfen starke Speise.

IV. Petri Todesart verkündet. V. 18. 19.

V. 18. In der Erfüllung des ihm soeben angewiesenen Auftrags sollte Petrus auf Wege geführt werden, die seiner Natur schnurstracks zuwider waren. Vorhin noch „gürtete er das Hemd um sich und warf sich ins Meer." (V. 7.) Das war ein treffliches Sinnbild seines Thuns in jüngeren Jahren. Da „gürtete er sich noch selbst und wandelte, wo er hin wollte." So konnte es aber nicht fortgehen. Im Christenalter vorgerückt, soll seine Liebe mehr im Leiden als im Thun, mehr im Dulden als im Wagen geübt werden.

V. 19. Petrus erlitt den Märtyrertod unter Nero zu Rom, wahrscheinlich im Jahr 64. Johannes sagt, daß Jesus hier bezeuge, Petrus werde ihn durch diese Todesart preisen oder verherrlichen. Der Sage nach wurde er kurz vor seinem Tode zu Rom ins Gefängniß gelegt. Er entrann aus demselben. Auf der Flucht begegnete ihm Jesus. Petrus frägt: „Herr, wo gehest du hin?" „Nach Rom," antwortet der Herr, „um mich abermals kreuzigen zu lassen." Beschämt kehrte Petrus freiwillig nach Rom zurück nnd wurde, mit dem Haupt zur Erde gekehrt, gekreuzigt.

Praktische Gedanken.

Es ist der Herr!

I. Gehorchet seinem Worte. V. 4—8. Die Jünger gehorchen dem Wort des noch unerkannten Meisters. Sie werfen ihr Netz zur Rechten aus. Sie haben diesen Gehorsam nicht zu bereuen. Vor der Menge gefangener Fische konnten sie das Netz nicht ziehen. Es waren 153 große Fische. Jesus ist auch unser Herr. Wir schulden ihm Gehorsam. Er sagt: „Ihr seid meine Freunde, so ihr thut, was ich euch gebiete." Joh. 15, 14. General Wellington ertheilte einem Obersten einen Befehl. Der Oberst aber erhob Einwand dagegen. Er behauptete, der Befehl könne nicht ausgeführt werden. „Herr Oberst!" sprach Wellington, „ich erkundigte mich nicht nach Ihrer Ansicht. Einen Auftrag gab ich Ihnen und erwarte, daß Sie sich desselben ohne Weiteres erledigen." Jesus ist unser General. Wir sind seine Streiter. Er giebt uns seine Befehle und er-

wartet, daß wir sie ausführen. Wir werden solchen Gehorsam nie zu bereuen haben. Der Ungehorsam aber hat die Reue stets zur Folge.

II. Genießet nur sein Mahl. V. 9—14. Jesus ist der Gastgeber. Die Jünger sind die Gäste. Er bereitet ihnen dort am schönen grasbewachsenen Ufer des galiläischen Meeres ein Frühmahl. Auch uns hat er ein großes Mahl bereitet—das Heil. Jedwedem ruft er zu: „Kommt und haltet das Mahl." Wenn ein irdischer König ein Festmahl veranstaltet, so sendet er Einladungen an höchstens vier- oder fünfhundert Gäste. Mehr kann er, selbst in seinem geräumigen Palaste, nicht bequem bewirthen. Der Himmelskönig aber ladet die ganze Menschenwelt zu seinem Heilstische. Er ruft mit Donnerstimme, die heute durch Nord- und Südamerika, durch Europa, Asien und Afrika hallt: „Kommt, denn es ist alles bereit." (Erläutere weiter mit dem Gleichnisse in Lukas 14, 16—24. Vergiß die Anwendung nicht.)

III. Bezeugt ihm eure Liebe. V. 15—17. Dreimal bezeugte Petrus, daß er Jesum liebe. Der Herr frägt auch dich: „Hast du mich lieb?" Heil dir, wenn du mit Petro in Wahrheit bezeugen kannst: „Herr, du weißt alle Dinge; du weißt, daß ich dich liebe." Bekenne diese Liebe vor den Menschen durch Wort und That. Auch von uns verlangt der Herr Liebesproben. Er läßts an Aufträgen nicht fehlen. Er hat Arbeit für Jedermann. Zu Allen spricht er: „Liebet mich in meinen Brüdern." Bezeuge deine Liebe zu ihm durch treue Arbeit am zeitlichen und ewigen Wohl deiner Mitmenschen.

IV. Verherrlicht ihn im Tode. V. 18. 19. Petrus durfte durch den Märtyrertod am Kreuze den Herrn noch preisen. So verherrlichte auch der greise Bischof Polykarp den Heiland durch einen Märtyrertod. Freudig bestieg er den Scheiterhaufen. Als man in ihn drang, Christum zu verleugnen und sein Leben zu retten, erwiderte er: „Vierundachtzig Jahre diene ich nun meinem Herrn und hatte es immer gut in seinem Dienste; sollte ich so nahe am Ziele ihn noch undankbar verlassen?" Wenn auch nicht durch einen Märtyrertod, so können wir doch unsern Heiland durch geduldiges Leiden und seliges Sterben verherrlichen. Wenn wir sterbend mit Paulo bezeugen: „Sterben ist mein Gewinn," mit Bischof Janes sprechen: „Ich bin nicht getäuscht," mit Vater Mutsinger sagen: „Ich gehe heim zu Jesus;" dann preisen wir ihn durch unsern Tod.

Andeutungen für die Kleinkinderklasse.

Schildere 1. das „Fischengehen" der sieben Jünger. Das wird namentlich die Knaben interessiren. Sie gingen am Abend. Fingen die ganze Nacht Nichts. 2. Jesu Erscheinen am Ufer des Morgens. Seine Frage und der Jünger Antwort. Sein Befehl und der Jünger Gehorsam. Der Erfolg. 3. Das Kommen ans Land. Petrus wadet durchs Wasser. Die Andern auf dem Boote. 4. Das Mahl. 5. Die Prüfung des Petrus. Mache Anwendungen auf Herz und Leben.

Sonntag, 21. November.

Der Wandel im Licht.

1 Joh. 1, 5—10; 2, 1—6.

5. Und das ist die Verkündigung, die wir von ihm gehöret haben, und euch verkündigen, daß Gott ein Licht ist, und in ihm ist keine Finsterniß.

6. So wir sagen, daß wir Gemeinschaft mit ihm haben, und wandeln im Finsterniß; so lügen wir und thun nicht die Wahrheit.

7. So wir aber im Licht wandeln, wie er im Lichte ist; so haben wir Gemeinschaft unter einander, und das Blut Jesu Christi, seines Sohns, macht uns rein von aller Sünde.

8. So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns.

9. So wir aber unsere Sünde bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünde vergibt und reiniget uns von aller Unzugend.

10. So wir sagen, wir haben nicht gesündiget; so machen wir ihn zum Lügner, und sein Wort ist nicht in uns.

1. Meine Kindlein, solches schreibe ich euch, auf daß ihr nicht sündiget. Und ob Jemand sündiget, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater, Jesum Christum, der gerecht ist.

2. Und derselbige ist die Versöhnung für unsere Sünde; nicht allein aber für die unsere, sondern auch für der ganzen Welt.

3. Und an dem merken wir, daß wir ihn kennen, so wir seine Gebote halten.

4. Wer da sagt: „Ich kenne ihn, und hält seine Gebote nicht, der ist ein Lügner, und in solchem ist keine Wahrheit.

5. Wer aber sein Wort hält, in solchem ist wahrlich die Liebe Gottes vollkommen. Daran erkennen wir, daß wir in ihm sind.

6. Wer da sagt, daß er in ihm bleibet, der soll auch wandeln, gleichwie er gewandelt hat.

Biblischer Grundgedanke: „So wir aber im Lichte wandeln, wie er im Lichte ist, so haben wir Gemeinschaft unter einander; und das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde." 1 Joh. 1, 7.

Der Verfasser dieses Briefes ist der bereits schon ergraute Johannes. Nach Braune und Ewald wurde derselbe etwa ums Jahr 90 n. Chr. abgefaßt. Er wurde wahrscheinlich zu Ephesus in Kleinasien geschrieben. Johannes war der einzige Apostel, welcher zu der Zeit noch auf Erden weilte. Die übrigen Apostel waren schon zur Ruhe des Volkes Gottes eingegangen. Deshalb ist dieser Brief gleichsam der Abschiedsgruß der Apostel an die Schaar der Gläubigen aller Zeiten. Dieser Umstand verleiht demselben einen eigenthümlichen Reiz und besondere Wichtigkeit.

I. Kennzeichen der Gemeinschaft mit Gott. V. 5—7.

V. 5. Hier faßt Johannes das, was er von Jesu hörte, in einem Satz zusammen: „Gott ist Licht." Dieses Thema beherrscht die ersten zwei Kapitel dieses Briefes. Licht ist in der heiligen Sprache der Bibel ein Sinnbild der Reinheit. Im Grundtext heißt es nicht: „Gott ist ein Licht oder das Licht," sondern: „Gott ist Licht." Licht ist sein Wesen. Er ist absolut rein und heilig. Darum haßt er das Böse. Darum ist er der unerbittliche Feind der Sünde. Die Menschen liebäugeln oft mit der Sünde. Gott nie. Er ist voll Liebe zum versunkensten Sünder. Die Finsterniß der Sünde aber ist seinem Wesen zuwider.

V. 6. Um Gemeinschaft mit Gott zu haben, müssen wir die Finsterniß der Sünde fliehen, das Licht der Herzensreinheit suchen und in demselben wandeln. Stehen wir in Gemeinschaft mit Gott? Das bloße Sagen und Bekennen: „Wir stehen in dieser Gemeinschaft," genügt noch nicht. Im Wandel liegt der Beweis.

V. 7. Ohne den Wandel im Licht, giebt es keine rechte Gemeinschaft der Menschen unter einander. Wo aber dieser Lichtwandel ist, da verbindet die Liebe Gottes die Herzen. Da feuert dann Einer den Andern zur Heiligung des Wandels, zur Arbeit im Reiche Gottes, zur Selbstverleugnung und Weltüberwindung an. Innerhalb dieser zur Erlösung gehörigen Gemeinschaft vollzieht sich die fortgehende Reinigung durch das Blut Christi. Wörtlich gefaßt, handelt es sich hier nicht um Sündenvergebung oder Erlassung der Schuld und Strafe, sondern um Befreiung von der Sünde selbst. Hier ist nicht die Rede von der Rechtfertigung, sondern von

der Heiligung. Im Uebrigen ist es jedoch auch wahr: „Wir haben die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden."

II. Bedingung der Sündenvergebung. V. 8—10.

V. 8. Ohne Zweifel gab's schon zu Johannes' Zeiten Menschen, welche mit dem Munde und im Herzen sprachen: „Wir haben keine Sünde." In unsern Tagen fehlt es jedenfalls an Solchen nicht. Sie betrügen sich selbst. Sie sind die Betrogenen und zugleich die Betrüger. Schließt sich ein Mensch in ein dunkles Gewölbe ein, so kann er wegen Lichtmangel nicht sehen, obschon die Sonne lichtvoll scheint. So schließen die hiergenannten Selbstbetrüger sich vom Licht der Wahrheit aus.

V. 9. Nicht nur erkennen, sondern demüthig und bußfertig bekennen müssen wir unsre Sünden, wollen wir Vergebung derselben erlangen. Homologein, welches Luther mit „bekennen" übersetzt, bedeutet ein Zusammensprechen, Zugeben, Einstimmen. Es deutet mithin auf ein Zwiegespräch. Im Innern des Bußfertigen findet es Statt. Gott spricht zum Sünder durch seinen Geist und sein Wort. Er klagt ihn der Sünde an. Der Bekennende geht in Demuth und innerer Zerknirschung darauf ein. Er giebt die Anklage zu und stimmt in dieselbe ein. So entsteht das im griechischen Wort angedeutete Zwiegespräch zwischen Gott und dem Menschen. Auf das bußfertige Sündenbekenntniß folgt Vergebung. Denn Gott ist treu und gerecht. Er hält, was er zugesagt hat. Er vergiebt aber nicht nur dem Bekennenden die Sünde, d. h. nicht nur tilgt er die Schuld, erläßt die Strafe und hebt das Schuldbewußtsein auf, sondern er reinigt ihn auch von aller Untugend. Der Unterschied zwischen Vergebung und Reinigung ist zu betonen. Die Vergebung spricht: „Dir sind deine Sünden vergeben." Die Reinigung spricht: „Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr."

V. 10. Gott spricht in seinem Worte: „Alle Menschen sind Sünder." Sagt nun der Mensch: „Ich bin kein Sünder," so erfrecht er sich, Gott als Lügner zu stempeln. Dies beweist, daß er nicht vom Geist der Wahrheit, sondern vom Lügengeist beseelt ist.

III. Der Fürsprecher beim Vater. V. 1. 2.

V. 1. Der Zweck seines bisherigen Schreibens ist nicht der, den Christen ein Ruhekissen unter den Kopf zu legen, ihrer Trägheit Vorschub zu leisten. Er will sie vielmehr zum ernsten Kampf, zur heiligen Wachsamkeit wider die Sünde anfeuern. Seine Leser — zu denen auch wir gehören — sollen durch's Geschriebene zu dem Entschluß kommen: „Wir wollen nicht sündigen." Der Forderung zum Nichtsündigen fehlt aber auch der Trost nicht, falls wir sündigen. Denn wir haben einen mächtigen Fürsprecher beim Vater. Hier wird die Fürbitte Christi für seine Gläubigen ausdrücklich gelehrt.

V. 2. Jesus ist unser Advokat beim Vater. Seine Fürsprache für uns vor Gott hat unendlichen Werth. 1. Es ist ja die Fürbitte des Gerechten, des völlig Sündlosen. Er darf's getrost wagen, bei Gott zu bitten. 2. Er ist ja der Versöhner, welcher den Tod für alle Menschen erlitt und durch denselben ein Sühnopfer für die Sünden Aller wurde. Köstliche Wahrheit: „Vor Gottes Thron dein Bürge steht, Und für dich um Vergebung fleht."

IV. Merkmal der Gotteserkenntniß. V. 3—6.

V. 3. 4. In diesem Briefe werden viele Merkmale der Gotteskindschaft namhaft gemacht. Hier giebt uns Johannes ein Kennzeichen der wahren Gotteserkenntniß. Es besteht im Halten der göttlichen Gebote. Das ist eine kräftige Widerlegung der Gnostiker, welche sich viel auf ihr Wissen zu Gute thaten, jedoch nach dem Gehorsam nichts fragten. Gott erkennen ist nicht blos Sache des Verstandes, sondern des ganzen Menschen. Es ist ein inneres, im Verstande, Willen und in der Gesinnung wurzelndes Leben, welches sich äußerlich durch das Thun der Gebote Gottes bekundet. Mithin ist der ein Lügner, welcher Gott zu erkennen vorgiebt, aber dessen Gebote nicht hält. Sein Leben überführt sein Bekenntniß der Lüge.

V. 5. Unter „Wort" hier haben wir die Offenbarung des göttlichen Willens als eine Einheit zu verstehen. Unter „Liebe" hier ist „unsre Liebe zu Gott" und nicht, wie Manche behaupten, „Gottes Liebe zu uns" gemeint. Johannes redet vom idealen Standpunkt aus. Ein solches Halten der Gebote bewiese in der That eine vollendete Liebe zu Gott.

V. 6. In Gott bleiben heißt, ohne Unterlaß in seiner Gemeinschaft leben. Wer aber in Gott bleibt, in dem bleibt Gott. Sein Wandel leuchtet von diesem in ihm wohnenden Lichte. Wo Licht ist, da leuchtet es. Wie Christus, der von Gott Gekommene und ewig in Gott Bleibende, hienieden wandelte, so sollen auch die wandeln, welche bekennen, daß sie in Gott bleiben. Jesu Lichtwandel soll unsers Wandels Vorbild sein.

Praktische Gedanken.

Der Wandel im Licht sichert:

I. Gemeinschaft unter einander. V. 5 bis 7. Wenn wir im Lichte wandeln, so haben wir Gemeinschaft unter einander. Wir sind Kinder eines Vaters. Wir sind Jünger eines Meisters. Wir sind Pilger auf einem Wege. Wir sind Streiter unter einer Fahne. Wir sind Arbeiter an einem Baue. Wir sind Gäste an einem Tische. Ein Geist beseelt uns. Eine Liebe verbindet uns. Ein Glaube belebt uns. Eine Hoffnung erfüllt uns. Eine Heimath winkt uns. Sollten wir da nicht Gemeinschaft unter einander haben? Schon die Sonne ist ein wunderbares Gemeingut der Menschen. Schon sei bewirkt für Zeit und Stunde, Tag und Nacht eine große Uebereinstimmung und Gemeinschaft. So ist Gott, die ewige Sonne der Geister, das Gemeingut derer, die in seinem Lichte wandeln.

II. Reinigung von der Sünde. V. 7—10. Zuerst kommt die Erleuchtung durch dieses Licht. Wir erkennen unsre Sünden. Sie bußfertig bekennend, werden sie uns um Jesu Christi willen vergeben, in seinem Blute hinweggewaschen. Im Lichte wandelnd, erfahren wir aber auch täglich die reinigende Kraft des Blutes Jesu. Auch die Pilger nach dem himmlischen Jerusalem haben Staub an den Füßen. Doch Jesus wäscht sie seinen Jüngern noch heute. Die Reben, die da Frucht bringen, reinigt der himmlische Weingärtner, daß sie mehr Frucht bringen. Je tiefer wir in den Blutborn steigen, je völliger die heilige Fluth über uns fließt — desto reiner wird das Herz. In dieser fortgehenden stetigen Reinigung soll sich unser Glaube bewähren.

III. Die Fürbitte des Fürsprechers. V. 1. 2. Im Lichte wandelnd, haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater. Die Thätigkeit des erhöhten Erlösers ist ein Fürbitten für die Seinigen. Es ist ein wirkliches Thun des Herrn. Er wartet nicht etwa stillschweigend nur die Wirkung seines Sühnopfers ab, sondern macht sein Verdienst bei dem Vater auf eine thätige Weise geltend. Seine Fürsprache schlägt immer durch. (Ein treffliches Bild findet man im „Buch der Gleichnisse," Seite 167, von Aeschylus und dessen Bruder.)

IV. Christi leuchtendes Vorbild. V. 3 bis 6. Im Lichte wandelnd, haben wir den auf Erden geführten Lichtwandel Jesu zum Vorbilde. Wir sollen wandeln, wie er gewandelt hat. Er hat uns ein Vorbild gelassen, daß wir sollen nachfolgen seinen Fußtapfen. Wer in seinen Fußtapfen wandelt, wird sich nie verirren. Von Plato's Schülern wird gesagt, sie hätten's in der Nachfolge ihres Meisters so weit getrieben, daß sie sogar seinen Gang nachäfften. Von einem berühmten Prediger wird erzählt, die jungen Geistlichen seines Distriktes hätten den Kopf auf einer Seite getragen, um nur dem Dr. Bangs zu gleichen. Ahmen wir einem menschlichem Vorbilde nach, so sind wir geneigter, dessen Fehler zu copiren, als dessen Tugenden. In Christo aber haben wir ein fehlerloses Vorbild. Aus ihm strahlen nur Tugenden hervor.

Andeutungen für die Kleinkinderklasse.

1. Schildere den Unterschied zwischen dem Wandeln am Tag und demjenigen bei finsterer Nacht. Hebe den Gegensatz stark hervor. Dann weise nach, wie das Leben in der Sünde ein Wandel in der Finsterniß ist, das Leben in der Gnade Gottes aber ein Wandel im Lichte. 2. Erläutere dann anschaulich die vier Punkte unter den „praktischen Gedanken." Nehme z. B. den ersten Gedanken: Gemeinschaft unter einander. Weise nach, wie die Sünde Haß und Zorn, Neid und Feindschaft erzeugt. Da ist keine rechte Gemeinschaft der Menschen möglich. Dann erweitere die angedeuteten Bilder. Z. B. „Kinder eines Vaters." Sind Geschwister. Lieben einander. Verfahre auf dieselbe Weise mit den andern Punkten.

Sonntag, 28. November. **Christus erscheint dem Johannes.** Offenb. 1, 4—18.

4. Johannes den sieben Gemeinen in Asien: Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt, und von den sieben Geistern, die da sind vor seinem Stuhl.
5. Und von Jesu Christo, welcher ist der treue Zeuge und Erstgeborne von den Todten und der Fürst der Könige auf Erden, der uns geliebet hat und gewaschen von den Sünden mit seinem Blut.
6. Und hat uns zu Königen und Priestern gemacht vor Gott und seinem Vater; demselbigen sei Ehre und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.
7. Siehe, er kommt mit den Wolken, und es werden ihn sehen alle Augen, und die ihn gestochen haben, und werden heulen alle Geschlechter der Erde. Ja, Amen.
8. Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende, spricht der Herr, der da ist und der da war und der da kommt, der Allmächtige.
9. Ich Johannes, der auch euer Bruder und Mitgenoß an der Trübsal ist und am Reich und an der Geduld Jesu Christi, war in der Insel, die da heißt Patmos, um des Wortes Gottes willen und des Zeugnisses Jesu Christi.
10. Ich war im Geist an des Herrn Tag, und hörete hinter mir eine große Stimme als einer Posaune.
11. Die sprach: Ich bin das A und das O, der Erste und der Letzte; und was du siehest, das schreibe in ein Buch, und sende es zu den Gemeinen in Asien, gen Ephesus und gen Smyrna und gen Pergamus und gen Thyatira und gen Sardes und gen Philadelphia und gen Laodicea.
12. Und ich wandte mich um zu sehen nach der Stimme, die mit mir redete. Und als ich mich wandte, sahe ich sieben güldene Leuchter.
13. Und mitten unter den sieben Leuchtern einen, der war eines Menschen Sohn gleich, der war angethan mit einem langen Gewand, und begürtet um die Brust mit einem güldenen Gürtel.
14. Sein Haupt aber und sein Haar war weiß wie weiße Wolle als der Schnee, und seine Augen wie eine Feuerflamme.
15. Und seine Füße gleichwie Messing, das im Ofen glühet, und seine Stimme wie groß Wasserrauschen,
16. Und hatte sieben Sterne in seiner rechten Hand, und aus seinem Munde ging ein scharf zweischneidig Schwert, und sein Angesicht leuchtete wie die helle Sonne.
17. Und als ich ihn sahe, fiel ich zu seinen Füßen als ein Todter; und er legte seine rechte Hand auf mich, und sprach zu mir: Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte.
18. Und der Lebendige. Ich war todt; und siehe, ich bin lebendig von ewigkeit zu Ewigkeit, und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes.

Biblischer Grundgedanke: „Ich bin der Lebendige. Ich war todt; und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit." Offenb. 1, 18.

Im 14. Jahre der Regierung des Kaisers Domitian, also um's Jahr 95 nach Chr., wurde Johannes auf die unfruchtbare Felseninsel Patmos im ägäischen Meere verbannt. Während dieser Zeit und an diesem Orte hatte Johannes die Erscheinung des verklärten Jesus, unter den sieben Leuchtern wandelnd, und empfing von ihm die Offenbarungen über die Zukunft der Kirche auf Erden, wie sie in diesem Buche beschrieben sind. Die Abfassung des Buches mag erst später in Ephesus stattgefunden haben.

I. Widmung und Gruß. V. 4—6.

V. 4. Das Wort Asien bezeichnet hier weder den heutigen, unter diesem Namen uns bekannten Welttheil (Continent), noch das ganze Kleinasien im weiteren Sinne, sondern das Asia proconsularis. Es erstreckte sich der Küste entlang von Pergamus bis Caria, und ins Innere bis zur äußersten Grenze Phrygien's. Die sieben Gemeinden, deren Erwähnung hier geschieht, sind die kleinasiatischen Gemeinden zu Ephesus, Smyrna, Thyatira, Pergamus, Sardes, Philadelphia und Laodicea. Ihnen wurde dieses Buch gewidmet. Es ist aber Eigenthum der ganzen Kirche für alle Zeiten. Der Gruß ist paulinisch und war mithin den kleinasiatischen Gemeinden aus den paulinischen Schriften bekannt. Unter den sieben Geistern haben wir den heiligen Geist in der Mannigfaltigkeit seiner Wirksamkeit auf die Welt zu verstehen. Wie sich das innere Leben Gottes in der Dreizahl abschließt, so vollendet sich das Wirken des Geistes nach außen in der Siebenzahl, als der göttlichen Entfaltung und Erschließung.

V. 5. 6. Christus ist ein treuer Zeuge. Treulich hat er das vom Vater Empfangene verkündigt. Sein Zeugniß hat er auch mit seinem Tode besiegelt. Christus ist der Erstgeborene von den Todten. Im zweifachen Sinne ist er das. Er ist's einmal dem Range nach. Von Allen, die im Grabe liegen und auferstehen werden, ist er der höchste und größte. Sodann ist er's auch in Betreff der Zeit. Lazarus, der Jüngling zu Nain und Jairi Töchterlein sind wieder gestorben. Jesus aber ist der Erstling unter denen, die da schlafen.

II. Verkündigung der Zukunft. V. 7. 8.

V. 7. Christi zweite Zukunft, von der hier die Sprache ist, bildet das Thema des ganzen Buches. Sie ist auch die Summe der ganzen Christenhoffnung. Wann er einst in Herrlichkeit zum Weltgerichte kommt, dann wird ihn die ganze Menschenwelt sehen. Die Todten werden alle auferstehen und sammt den dann Lebenden vor Christi Richterstuhl erscheinen. Sie werden ihn dann alle sehen, aber heulen werden nur die trotzigen Sünder, welche seine Gnade verschmähten. Die Erlösten des Herrn werden sich freuen. Der Anblick des Richters wird für die Ersteren entsetzlich, für die Letzteren aber entzückend sein.

V. 8. Johannes schrieb in der griechischen Sprache. Im griechischen Alphabet ist das Alpha (A) der erste und das Omega (O) der letzte Buchstabe. Mithin will der Herr sagen: „Ich bin der Erste und Letzte," oder wie's im erklärenden Beisatz heißt: „Der Anfang und das Ende."

III. Johannes im Geiste. V. 9—11.

V. 9. Man beachte hier die Ordnung folgender Worte: Trübsal, Reich und Geduld. Treffend bemerkt Dr. Luthardt: „Das Kreuz ist die Gegenwart der Kirche, durch das wir auch dies Buch verstehen und werthschätzen lernen, denn für die Kreuzgemeinde ist es geschrieben. Das Reich Christi — das ist die Zukunft, welche dies Buch uns hoffen lehrt. Die Geduld ist der Weg dazu, den nicht zu verlassen dies Buch uns ermahnt." Johannes weilte zu dieser Zeit als Verbannter auf der Felseninsel Patmos. Jetzt heißt sie Patino oder Palmosa. Sie liegt 24 Meilen von der Küste Kleinasiens entfernt im ägäischen Meere. Sie mißt 25 Meilen im Umfange und zählt gegenwärtig 600 Einwohner.

V. 10. 11. Die ersten christlichen Schriftsteller nennen den Samstag „Sabbath" und den christlichen Sonntag des „Herrn Tag." An einem gewissen Sonntage gerieth Johannes in einen Zustand der Verzückung. Er wurde aus dem Bewußtsein des Alltaglebens entrückt. Da kündigt sich ihm durch eine Stimme, wie eine Posaune, die Offenbarung des Herrn an. Das ihm im Gesichte Enthüllte soll er in ein Buch schreiben, damit es für die Kirche aller Zeiten bewahrt bleibe. Zunächst soll er das Buch den hier genannten sieben kleinasiatischen Gemeinden schicken. Sie standen unter des Johannes besonderer Leitung und sind Vertreter hier der Gesammtkirche.

IV. Erscheinung des verklärten Christus. V. 12—16.

V. 12. 13. Die sieben goldenen Leuchter sind ein Sinnbild der Vers 11 namhaft gemachten Gemeinden. Die Leuchter standen im Kreise. In der Mitte dieses Kreises erblickt Johannes den Heiland. Selbst in dieser Herrlichkeitsgestalt des Herrn erkennt er die Identität des Menschensohnes. So werden unsere Auferstehungsleiber die Identität mit den Irdischen bekunden. Christus war mit einem Talar (Kittel), dem Abzeichen priesterlicher Würde, bekleidet. Der goldene Gürtel ist Abzeichen königlicher Würde. Er ist Priester und König im höchsten Sinne dieser Worte.

V. 14—16. Das weiße Haupthaar ist Bild seiner ewigen Weisheit und Heiligkeit. Christus wird in dieser Beziehung hier beschrieben, wie Daniel (7, 9.) Gott beschreibt. Die feuerflammenden Augen versinnbildlichen seine Alles durchdringende Allwissenheit. Seinem Flammenblicke entgeht nichts in meinem und deinem Leben. Anstatt: „gleich wie Messing" lese man: „gleich dem lautersten Erz." Die ehernen Füße sind Bild seiner Standhaftigkeit und Kraft. Seine Stimme, ob sie zum Trost der Seinigen oder zum Schrecken der Feinde ertönt, ist mächtig wie eine Stimme vieler Wasser. Sie wird gehört. Die rechte Hand ist Bild seiner Gewalt. Die sieben Sterne bedeuten die sieben Gemeinden mit ihren Vorstehern. Er hält sie in der Hand, um anzuzeigen: 1) sie seien sein Eigenthum; 2) sie seien in sein Walten eingeschlossen. Das scharfe zweischneidige Schwert ist das Alles durchdringende Wort. Hebr. 4, 16.

Praktische Gedanken.

Christi majestatische Erscheinung.

1. Der Seher. 1. Weilte in der Verbannung. V. 9. Um Christi willen wurde Johannes auf die kahle Felseninsel inmitten des ägäischen Meeres verbannt. Da erschien ihm Jesus. Da wurde ihm eine herrliche Offenbarung zu Theil. So offenbart sich der Herr noch heute den Seinen. Fühlen sie sich vereinsamt, müssen sie durch Trübsale gehn, werden sie verachtet oder verfolgt, müssen sie die Versammlungen entbehren; so kommt der Herr zu ihnen, giebt ihnen den Trost seiner Gnade und ergießt Friede und Freude in ihr Herz.

2. Er war im Geist an des Herrn Tag. V. 10. 11. Er hielt den Sonntag heilig. Er fischte nicht. Er streifte nicht über die felsigen Gebirge hin, um die „Zeit todtzuschlagen." Er betete und meditirte. Er war in gehobener sabbathlicher Stimmung. So heitige auch du den Tag des Herrn. Spiele nicht Ball. Mache keine Luftfahrt auf dem Flusse. Mache keinen Ausflug auf dem Exkursionszuge. Gehe zur Sonntagschule. Besuche die Kirche. Heilige den Sonntag, auch wenn du auf dem Siechbette liegst, in der Fremde weilest oder auf ein Patmos verschlagen bist, wo's keine Gottesdienste giebt. Pflege persönlichen Gottesdienst. Der Herr wird dich segnen. Du wirst, wie Johannes seine Stimme hören. Durch seine Nähe wird er dich erfreuen.

„ 11. Das Gesicht. 1. Johannes sah sieben goldene Leuchter. V. 12. Sie sind ein Bild der Kirche. Dieselbe hat den Beruf, nicht nur „das Salz der Erde," sondern auch „das Licht der Welt" zu sein. Der Leuchter ist aber streng genommen nur ein Lichtträger. In dieser Beziehung ist derselbe ein treffendes Sinnbild der Kirche. Sie ist Lichtträgerin. Christus ist das eigentliche „Licht der Welt." Die Kirche soll dieses Licht in die Welt hinaustragen. Sie soll Christum allen Völkern der Erde verkündigen. Sie soll das ihr anvertraute Licht der Wahrheit verbreiten. Aber auch jedweder Gläubige soll ein Lichtträger sein. Nur dann wird die Kirche im vollsten Sinne ein Leuchter, wie sie's sein soll. Deshalb ermahnt der Sänger: „Laßt die kleinen Lichter brennen" u. s. w. Darum sagt Moody: „Brüder, unser Meister sorgt für den großen Leuchtthurm; unsere Aufgabe ist's, die kleinen Lichter brennend zu erhalten.

2. Johannes sah den Herrn in seiner Majestät. V. 13—16. (In Betreff der Bedeutung dieser Sinnbilder siehe die Erklärung zu diesen vier Versen.) In diesen Sinnbildern wird das Verhältniß Christi zu seiner Kirche für alle Zeiten veranschaulicht. Er ist schützend und segnend in ihrer Mitte. Er ist der Urheber und die Stütze ihres Predigtamtes. Er ist die Quelle und der Mittheiler ihres Lichtes, wie die Planeten ihr Licht von der Sonne empfangen. Er ist ihr allmächtiges Haupt, welches sie stärkt und leitet im Kampf wider die Sünde und in der Verbreitung des Wahrheits- und Heiligungslichtes über die gesammte Menschenwelt.

Andeutungen für die Kleinkinderklasse.

1. Beschreibe den Aufenthaltsort des Johannes. Was ist eine Insel? Mache diese Frage sammt deren Antwort klar. Erkläre, wie Johannes auf diese Insel kam. Erzähle etwas von den christlichen Märtyrern, welche unter den heidnischen Kaisern gemartert und getödtet wurden. 2. Betone den Tag, an dem Johannes das Gesicht hatte. Es war am „Tag des Herrn," d. h. am Sonntage. Nehme hier Anlaß, von der Heiligung des Sonntags zu reden. Zeige, wie derselbe entheiligt und wie geheiligt wird. Erzähle die Geschichte im „Buch der

Gleichniſſe" unter: „Du ſollſt den Sabbath heiligen," S. 379. (Jeder Sonntagſchul-Lehrer, namentlich aber der Kleinkinderklaſſe, ſollte dieſes Buch haben. Die Prediger werden's gern beſorgen. Es koſtet nur $2.50.)

3. Schildere, was Johannes ſahe. Zuerſt in Betreff der Kirche, ſodann die majeſtätiſche Geſtalt Jeſu. (Siehe Erklärungen über V. 13 bis 16 und „praktiſche Gedanken," Theil II.)

Aus der Zeit.

„Es wird Ihnen eine Erinnerung" ſein, hat Bismarck einſt zu Alexander von Heſſen (dem Battenberger) geſagt, als dieſer den eiſernen Kanzler frug, ob er die bulgariſche Krone annehmen ſolle oder nicht.

Und ſo iſt es auch gekommen. Der frühere Fürſt Alexander von Bulgarien kann ſich jetzt in ſeiner Einſamkeit, die ihm zu gönnen iſt, daran erinnern, daß die Mächtigen in Europa nicht nach ſittlichem Recht fragen, ſondern nur nach ihrem Vortheil, daß die kleinen Leute mit Rußland nicht Kirſchen eſſen können, daß Vertragsbeſtimmungen Null ſind, wenn es gilt einen Großen noch fetter zu machen, und daß die Großmächte nur ſo lange garantiren, als ſie für ſich alle Garantie haben. — Ach, was iſt dies doch für eine eigennützige, verſchmitzte, hohle Menſchenwelt!

Jedoch — das Rad der Geſchichte dreht ſich unaufhaltſam. Und der es im letzten Grunde dreht, das iſt der Allmächtige. Er ſitzt im Regimente und läſſet kommen und geben wen er will.

Wer weiß, ob über kurz oder lang die, welche dem Battenberger „Erinnerungen" gemacht haben, nicht auch bittere Erinnerungen haben mögen, die ſie vielleicht nicht mit dem Gleichmuth tragen wie der entthronte Fürſt von Bulgarien die ſeinen hinnimmt.

Geronimo. Endlich iſt Geronimo ſeiner Freiheit nicht mehr froh! Was der tapfere, aber an einer gänzlich verkehrten Feldzugsmethode feſthaltende Gen. Crook im Laufe mehrerer Jahre verdorben hatte, das haben nun in einigen wenigen Monaten Gen. Miles und ſein Oberſt Lawton gut gemacht. Dieſer Apachenkrieg war oft genug für unſer Heer eine wahre Blamage und Farce, auf Seiten der Indianer aber nichts als äußerſt geſchicktes Manöver und Meuchelmorden; es iſt daher ſehr gut, daß dieſer Wirthſchaft endlich der Garaus gemacht worden iſt, und dabei verdienen jene beiden braven Offiziere alles Lob. Denn die fürchterlichſten aller Indianer, die Chiricahua-Apaches, und das Haupt der ſich immer wiederholenden Ueberfälle und Aufſtände, der gräßliche Gurgelabſchneider, aber auch allergeſchickteſte Meuchelmörder Esk-it-ti-ſi-la (Ton auf der letzten Silbe,) wie er in der Sprache ſeines Stammes heißt, oder Geronimo (Hieronymus), wie er bei den Weißen heißt, — ſie befinden ſich jetzt alle in den Händen unſerer Soldaten, und die heimgeſuchten Territorien Arizona und New Mexico, ſowie die mexikaniſchen Grenzländer athmen dankerfüllt auf.

Was wird nun, nachdem die Nürnberger ſie haben, mit dieſen rothen Scheuſalen geſchehen? Ungeſtraft werden dieſe ſchlimmſten aller indianiſchen Blutdürſtigen nicht davonkommen; ein Schrei der Empörung würde durchs ganze Land hallen. An ihnen haben die Ver. Staaten nicht die Schuld, wie z. B. Großbritannien an den Indianern im Nordweſtgebiet, die zum Aufſtande großentheils förmlich gedrängt wurden. Hier war es reiner Blutdurſt. Ihre Schuld kann nicht einen Moment bezweifelt werden.

Auf Bajonette kann man ſich nicht ſetzen, ſagte einſt der alte Talleyrand und hatte damit gewißlich recht, nicht nur buchſtäblich—ſondern auch bildlich.

Die großen Herren in Europa machen dieſe Entdeckung täglich. Sie haben keine Ruhe zum Niederſetzen, denn ihre Macht iſt das Bajonet, und das läßt keinen Ruhetag zu.

Immer will und weiß der eine dieſer großen Herren den andern in Erfindung einer neuen Mordwaffe zu überbieten.

Die Franzoſen haben in wahrhafter Fieberhitze gearbeitet, ebenſo gute Kanonen oder beſſere herzuſtellen, als die waren, mit denen ſie im deutſch-franzöſiſchen Kriege bekämpft wurden. Deutſchland, England, Rußland, Oeſtreich — Niemand darf dahinten bleiben. Und die Löſung des großen Welträthſels ſcheint in der Antwort zu beſtehen: Wer hat die Kanone, welche in kürzeſter Zeit die meiſten Leute todt macht?

Das iſt aber nicht alles. Auch die Gewehre ſollen mörderiſcher werden. Frankreich hat ein Repetirgewehr in das man 8 oder 10 Schüſſe auf einmal laden kann. Da muß der Deutſche auch einen zehnfachen Mehrlader haben, und der Ruſſe und Türke und Engländer muß mit.

Das arme Volk aber muß bezahlen und das Ende iſt — Bankrott.

O, du übertünchte Civiliſation des viel gerühmten neunzehnten Jahrhunderts! Inwendig biſt du voller Todtengebeine!

Die Mexikaner haben ſich die Cutting-Frage vom Halſe geſchafft und nach der alten Regel gehandelt, wonach der Klügſte nachgeben ſoll. Und nachdem unſer Herr Staatsſekretär einen recht überflüſſigen Lärmen in einer Angelegenheit geſchlagen hatte, in der das Recht nicht auf ſeiner Seite war, gehörte nicht gerade viel dazu, um der Klügſte zu ſein.

Immerhin aber haben die Mexikaner die Angelegenheit ganz geſchickt behandelt. Cutting hatte bekanntlich an das Obergericht des Staates Chihuahua appellirt. Dieſes Gericht ſcheint nun dem Kläger Medina einen Wink mit dem Zaunpfahl gegeben zu haben, denn Medina zog die gegen

Cutting erhobene Klage zurück und daraufhin beschäftigte das Obergericht sich gar nicht mehr mit der Rechtsfrage, sondern strich den Fall einfach von seiner Tagesordnung und ordnete die Freilassung Cuttings an.

Bei dieser Behandlung der Angelegenheit bleibt der Grundsatz gewahrt, daß die mexikanischen Gerichte das Recht hatten, einen Ausländer wegen eines zum Theil in Mexiko begangenen Vergehens zur Verantwortung zu ziehen, gleichzeitig aber werden alle unliebsamen Weiterungen mit den Vereinigten Staaten vermieden, denn selbst Herr Bayard wird sich nun in das Unvermeidliche fügen und die Freilassung Cuttings als vollendete Thatsache gelten lassen müssen.

Umschau in fernen Landen. Während eines längeren Aufenthaltes in Mexico hat der aus Hamburg stammende Herr Hermann Strebel es sich angelegen sein lassen, die Ueberreste des alten Reiches Totonacapan zu erforschen. Mexico war zur Zeit seiner Eroberung durch die Spanier von sehr verschiedenen Völkern bewohnt und zu diesen gehörten auch die Totonaken; ihr Reich lag im Osten des Landes, im heutigen Staat Vera Cruz und ihre Hauptstadt war Cempoallan. Im tiefen Urwalde liegen die Ruinen derselben: alte Tempel und Terrassenbauten, sowie zahlreiche Gräber. Strebel ist ihr Wiederentdecker und er hat in preiswürdigee Art Zeit und Geld darauf verwendet, jene alte Kultur, die einst unter den Totonaken herrschte, durch Ausgrabungen in den Tempelruinen, sowie an anderen Orten wieder an das Tageslicht zu fördern. Dieses ist ihm denn auch in überraschender Weise gelungen und er hat nach Hamburg eine Sammlung von Alterthümern mitgebracht, wie sie in ähnlicher Art kein europäisches Museum birgt. Diese Sammlung hat Strebel jetzt mit beschreibendem Texte in zahlreichen Lichtdrucktafeln veröffentlicht unter dem Titel: Alt-Mexico. Archäologische Beiträge zur Kulturgeschichte seiner Bewohner (Hamburg und Leipzig, L. Voß 1885.) Es ist eines jener grundlegenden Werke von bleibendem Werthe, auf welche spätere Geschlechter immer wieder zurückgreifen müssen, wenn sie sich mit der Kunde der altmexikanischen, durch die Spanier vernichteten Kultur beschäftigen wollen. In der nach Tausenden von Gegenständen zählenden Sammlung Strebels finden wir die verschiedensten Materialien vertreten. Aus Stein sind manche interessante Figuren, die zahlreichen Messer aus dem glasartigen Obsidian und die interessanten Todtenmasken, welche den Leichen über das Gesicht gelegt und mit ihnen begraben wurden. Von Metall sind verhältnißmäßig wenig Gegenstände, denn die alten Mexikaner kannten das Eisen nicht, sie behalfen sich mit Bronze, Kupfer und Gold. Sehr schön sind nun die von Strebel gefundenen und abgebildeten Kupferringe, welche ganz den merkwürdigen altmexikanischen Styl offenbaren. Auch aus Muschel- und Schneckenschalen findet man Ringe und Halsbänder hergestellt, zwischen denen einzelne Perlen europäischen Ursprungs darauf deuten, daß sie aus verhältnißmäßig junger Zeit stammen.

Am wichtigsten sind die zahlreichen von Strebel aufgefundenen und beschriebenen Thongefäße und Figuren. Da finden wir Götter, Menschen und Thiere, Opferpriester, Krieger von durchaus eigenartig stilisirter Darstellung, die aber himmelweit verschieden von dem ist, was wir künstlerische Auffassung nennen. Ungeheure Köpfe mit viel Zierath und vernachlässigte Körper kennzeichnen die Menschenfiguren, während die Gefäße einen gut entwickelten Formen- und Farbensinn, sowie geschmackvolle Verzierung zeigen. Sie sind, wie die Untersuchung ergiebt, auf der Drehscheibe angefertigt und mit bunten Farben dekorirt. Durch Strebels schönes Werk stehen die alten Totonaken, die eine von den Mexikanern verschiedene Sprache redeten, wieder auf und wir können nun an der Hand seiner Funde und mit Zuhülfenahme der spanischen Berichte aus der Zeit der Eroberung uns wieder ein Bild von jenem alten Kulturvolke machen, dessen Nachkommen in spärlichen Resten noch heute im östlichen Mexiko (namentlich in der Gegend von Misantla) in einem halbwilden Zustande leben.

Kulturfortschritte in Egypten. Die Erbauung des Suezkanals kostete dem Exkhedive Ismail Pascha 17,000,000 Pfund Sterling. Derselbe hat 8400 englische Meilen andere Kanäle, 420 Brücken, unter anderen die schöne, eiserne Brücke über den Nil bei Kairo, 971 englische Meilen vollständig ausgerüstete Eisenbahnen, 5600 englische Meilen Telegraphenlinien, Leuchtthürme am Rothen und Mittelländischen Meere, die Rhede, den Hafen und die Wasserleitung in Alexandrien gebaut, 64 große Zuckerfabriken und die dazu gehörigen Zuckerplantagen geschaffen. Dies alles zusammen kostete 51,000,000 Pfund Sterling, welchen gegenüber zu bemerken ist, daß die acht Anleihen von 1862 bis 1873 43,000,000 Pfund Sterling betragen, für welche das Land mit einer Schuld von 68,000,000 Pfund Sterling belastet wurde.

Ich bin mein eigener Herr! Ein junger Mann entgegnete einst seinem Freunde, der ihn von einem schlechten Wege abzuleiten versuchte, in hochfahrendem Tone: „Ich bin mein eigener Herr!“— Aber sein Freund antwortete ihm: „Das ist unmöglich! Du kannst nicht Herr deiner selbst sein, ehe du Herr über alles in und außer dir bist. Siehe in dich hinein. Da ist dein Gewissen, das sollst du unbefleckt erhalten; da ist dein Herz, das sollst du reinigen; dein Temperament, das sollst du beherrschen; dein Wille, den sollst du in Schranken halten; dein Urtheil, das muß gebildet werden. Und dann siehe um dich. Da sind Stürme, Anfechtungen, Unglücksfälle, Gefahren; eine Welt voll böser Menschen und böser Geister. Was kannst du gegen diese machen? Und doch, wenn du sie nicht beherrschen kannst, so werden sie dich beherrschen.“

„Das ist allerdings wahr,“ sagte der junge Mann.

„Nun sieh,“ sprach der Freund, „ich versuche gar nicht so etwas. Saul, der erste König in Israel, wollte sein eigener Herr sein und ward damit zu schanden, ebenso Herodes und Judas. „Einer ist euer Meister, Christus,“ spricht der Apostel. Unter seiner Leitung arbeite ich. Er regiert, und wenn er regiert, so geht alles recht. Hallet diese Worte fest: „Einer ist euer Meister, Christus.“ Gebt euch getrost in allen Dingen seiner Leitung hin.

Digitized by Google

Offene Post.

Aus Kiel, Deutschland. „Daniel Webster's Rede allein wäre, (Julibeft) selbst für einen monarchistisch gesinnten Deutschen, den Preis eines Jahrgangs werth." Gustav Kaiser.

Good Tidings Day, welcher am 3. Sonntag im Oktober gefeiert werden soll, führt keine neue Collekte ein. Die Ordnung der Kirche schreibt vor, daß jedes Jahr in jeder Gemeinde eine Collekte für die Sonntagschul-Union und eine solche für die Traktat-Gesellschaft erhoben werden soll.

Good Tidings Day (Tag der guten Botschaft), ist ein Fest im Interesse dieser beiden Gesellschaften, an welchem für beide eine Collekte erhoben und gleichmäßig vertheilt werden soll.

An Festthemata zu Predigten und Ansprachen kann es nicht fehlen. Ist doch die Sonntagschule der Ort guter Botschaft für viele Tausende geworden, und wird doch jeden Sonntag in unsern Sonntagschulen die gute Botschaft verkündet.

Auch die Traktate bringen gute Botschaft. Man bereite Gemeinde und Sonntagschule ein solches Fest, und wenn es gerade nicht am 3. Sonntag im Oktober stattfinden kann, so kann es ja an einem andern Datum gefeiert werden.

Dies (3. Sonntag im Oktober) ist auch der Tag, an welchem in der ganzen Welt für die Sonntagschulen gebetet werden soll. Möge Gott der Herr seinen Geist über dieselben ausgießen, damit Söhne und Töchter weissagen, und Aelteste Träume haben und Jünglinge Gesichte sehen.

Aus Newark, N. J. „Der Herr segne dich in deiner so schwierigen Arbeit. Haus und Herd wird mir zum reichen Segen. Ich lese es regelmäßig ganz. Hoffentlich gelingt es mir, noch manche Freunde und Abonnenten für dein Blatt zu bekommen." Carl Stöcker.

Unsere Buchagenten thun für die Ausstattung unseres „Haus und Herd" das Möglichste. Sie schaffen das beste Papier an, sind liberal im Ankauf guter Bilder, sehen dazu, daß der Druck hübsch und gut ist und stellen jeden Monat ein Heft, und jedes Jahr ein Buch her, das sich den besten derartigen Sachen zur Seite stellen darf.

Deshalb erwarten sie aber auch, und zwar mit Recht, daß Haus und Herd überall, und nicht blos da und dort, weit verbreitet werde. Sie können es gar nicht begreifen, wie sie finden, daß auf großen wohlhabenden Bezirken nur 4, 6 oder 10 Haus und Herd-Leser sind. Sie vergleichen damit die Liste mancher anderer Gemeinden, die keine größere und keine wohlhabendere Gliederschaft haben, aber 25 bis 50 Haus und Herd-Leser aufweisen, und fragen: Woher dieser Unterschied?

Wenn unsere Monatsschrift im Verhältniß überall so viele Abnehmer hätte, wie auf vielen Arbeitsfeldern, die durchaus nicht besser gestellt sind als andere, woselbst sich blos von 5 zu 10 Unterschreiber finden, so stiege die Zahl der Abonnenten plötzlich auf 10,000, und wir könnten aus Haus und Herd ein noch viel wirksameres Mittel für Familie und Sonntagschule, sowie für die Mission unter dem deutschen Volke machen.

Wie lange man in einem Staat gewohnt haben muß, bis man stimmen darf?

Folgende mit großem Fleiße angefertigte Tabelle giebt Antwort. Dieselbe ist des Aufhebens werth.

	Staat.	County.	Town.	Ward oder Precinct.
Alabama	1 J.	3 M.	.....	30 T.
Arizona	1 „	10 T.	.....	.....
Arkansas	1 „	6 M.	.....	30 T.
California	1 „	90 T.	.....	30 „
Colorado	6 M.	.....	.....	.....
Connecticut	1 J.	.....	6 M.	.....
Dakota	90 T.	.....	.....	.....
Delaware	1 J.	1 M.	.....	.....
Florida	1 „	6 „	.....	.....
Georgia	1 „	6 „	.....	.....
Idaho	4 M.	30 T.	.....	.....
Illinois	1 J.	90 „	.....	30 T.
Indiana	6 M.	.....	60 T.	30 „
Iowa	6 „	60 T.	.....	10 „
Kansas	6 „	.....	.....	30 „
Kentucky	2 J.	1 J.	.....	60 „
Louisiana	1 „	.....	.....	10 „
Maine	3 M.	.....	.....	.....
Maryland	1 J.	6 M.	6 M.	.....
Massachusetts	1 „	.....	6 „	.....
Michigan	3 M.	.....	.....	10 T.
Minnesota	4 „	.....	.....	10 „
Mississippi	6 „	1 M.	.....	.....
Missouri	1 J.	60 T.	60 T.	.....
Nebraska	6 M.	40 „	.....	10 T.
Nevada	6 „	30 „	.....	.....
New Hampshire	.....	.....	6 M.	.....
New Jersey	1 J.	5 M.	.....	.....
New Mexico	6 M.	3 „	.....	30 T.
New York	1 J.	4 „	.....	30 „
North Carolina	1 „	30 T.	.....	.....
Ohio	1 „	30 „	.....	20 „
Oregon	6 M.	90 „	.....	.....
Pennsylvania	1 J.	.....	.....	2 M.
Rhode Island	1 „	.....	6 M.	.....
South Carolina	1 „	60 T.	.....	.....
Tennessee	1 „	9 M.	.....	.....
Texas	1 „	6 „	.....	.....
Utah	6 M.	.....	.....	.....
Vermont	1 J.	.....	3 M.	.....
Virginia	1 „	6 M.	6 „	.....
West Virginia	1 „	30 T.	.....	30 T.
Wisconsin	1 „	.....	.....	.....
Wyoming	90 T.	.....	.....	.....

NB. J. bedeutet Jahr, M. Monat, T. Tage.

Fünfzehn Hefte anstatt zwölf für den Preis eines Jahrgangs. Siehe das Anerbieten der Agenten und sende recht bald die Namen vieler neuen Abonnenten ein!

Unsere alten Freunde denken selbstverständlich nicht daran, Haus und Herd im Jahr 1887 nicht zu halten. Sie haben die Schrift ein oder zehn Jahre gelesen und dieselbe so lieb gewonnen, daß sie nicht mehr ohne dieselbe sein möchten.

Baldige Erneuerung der Unterschrift ist höchst wünschenswerth.

Wenn zwei dasselbe thun, ist es deshalb doch nicht dasselbe. Wenn die katholische Kirche die soeben von einem ihrer Diener vor einem französischen Gerichtshof aufgestellte und von der Jury gebilligte Behauptung, daß ein Priester am Kirchenvermögen niemals einen Diebstahl begehen könne, auch wenn er als nächtlicher Dieb einbreche und sich durch Nachschlüssel in den Besitz seines Raubes setze, weil er einfach etwas nehme, woran auch er einen Antheil besitze, gut heißen wollte, so würde sie damit einen für sich selbst, wie für die Rechtspflege im Allgemeinen höchst gefährlichen Grundsatz aufstellen, betreffs dessen wohl übrigens auch gar nicht anzunehmen, daß er je die Billigung ihrer eigenen höchsten Autoritäten zu erlangen vermöchte. Vor den Assisen der Gironde zu Bordeaux wurde in verwichener Woche ein in seiner Art höchst merkwürdiger Prozeß verhandelt. Anfangs Mai d. J. hatte man an der Küste von Arcachon, in der Nähe des Dominikaner Klosters von Moulleau einzelne Stücke einer Priesterkleidung gefunden, die einem Bewohner des Klosters, Vater Brochaud, gehört hatten, der gleichzeitig verschwunden war. Nichts lag näher, als die Vermuthung, daß der Priester beim Baden in der See seinen Tod gefunden. Im Kloster las man Todtenmessen für ihn, und die ganze Gegend betrauerte seinen Verlust, denn Vater Brochaud war einer der beliebtesten Mönche des Klosters, ein bildschöner junger Mann von nur 33 Jahren, der durch sein einnehmendes Wesen längst alle Herzen, ganz besonders die der Frauen, gewonnen hatte. Wenige Tage nach dem Verschwinden des Paters erschien im Wechsel-Comptoir des Börsenmaklers Malina zu Bordeaux ein elegant gekleideter junger Herr, der eine Anzahl Coupons österreichischer Papiere einzuwechseln wünschte. Wie es die Geschäftsregeln vorschreiben, wurde zuerst die Liste der kassirten Papiere, deren Auszahlung einstweilen sistirt worden, verglichen, und siehe da: sämmtliche Aktien, deren Coupons hier zur Einlösung präsentirt wurden, waren am 31. März desselben Jahres aus der Kasse eines Klosters zu Lille entwendet worden. Man ersuchte den eleganten Fremden unter einem Vorwand, binnen einer Stunde wieder vorzusprechen und benachrichtigte mittlerweile die Polizei. Der Fremde kam zurück und wurde prompt verhaftet. Zum nicht geringen Erstaunen Aller entpuppte er sich bald als der für todt gehaltene Vater Brochaud. Man ermittelte ohne Mühe, daß er Ende März im Auftrage seiner Oberen eine Reise nach Lille gemacht und zur Zeit des Diebstahls sich in diesem Kloster aufgehalten hatte. In die Enge getrieben, gestand er bald, daß der Diebstahl von Niemandem, als ihm selbst verübt worden, und daß er damals aus der Klosterkasse 10,000 Frcs. in französischem Papiergelde und 30,000 Frcs. in österreichischen Papieren entwendet hatte. Er war darauf nach Arcachon zurückgekehrt, hatte aber die erste Gelegenheit benutzt, mit seiner Beute das Weite zu suchen. Da der Angeklagte selber ein umfassendes Geständniß ablegte, wäre der Prozeß sehr kurz ausgefallen, hätte jener nicht einen ganz unerwarteten Vertheidiger in Pater Lefèbre, dem Prior des bestohlenen Klosters gefunden. Seine Rede war eine höchst absonderliche, wie sie wohl bis dahin in einem Gerichtshof noch nie vernommen worden. Er wisse nicht, äußerte er, wie die Welt über die Handlungsweise des Vater Brochaud denke, und welche Strafe menschliches Gesetz über das angebliche Verbrechen verhänge; was jedoch ihn selber anlange, so halte er die Sache für einen ganz unbedeutenden Zwischenfall. Es sei freilich richtig, daß man den vermeintlichen Diebstahl bei den weltlichen Behörden angezeigt, und die Auszahlung der Papiere verhindert; allein, man habe damals geglaubt, daß das Geld von einem Laien genommen worden sei. Hätte man gewußt, daß es in die Hände eines Priesters gelangt, so würde man von der Sache kein weiteres Aufhebens gemacht haben, denn in diesem Falle könne von keinem Diebstahl in gewöhnlichem Sinne die Rede sein. Was Vater Brochaud gethan, sei eben nichts Anderes, als daß er, allerdings in etwas gewaltthätiger und ungewöhnlicher Weise, sich in den Besitz von Eigenthum gesetzt, welches allen Mitgliedern der Kirche gemeinsam, mithin auch ihm selber, angehöre. Nach dem Kirchengesetz sei daher eine Verurtheilung desselben nicht statthaft. Damit war jedoch die Geduld des vorsitzenden Richters vollständig erschöpft. In nicht sehr gewählter Weise erklärte er dem ehrwürdigen Herrn, daß er sich um kein Kirchengesetz scheere, da das Strafgesetz den vorliegenden Fall vollständig decke. Ihm beweisen zu wollen, daß die Aneignung fremden Gutes, nächtlicherweile und mit Nachschlüsseln, nicht als Diebstahl aufzufassen, sei ein sehr vergebliches Bemühen. Trotz dieses energischen Einschreitens des Richters sprach jedoch die Jury, nach einer Berathung von nur zehn Minuten, ihr „Nicht schuldig!" und jener sah sich genöthigt, den ehrwürdigen Spitzbuben frei seiner Wege ziehen zu lassen. Ein solches Verdikt hätte wohl in keinem andern Lande der Welt, als gerade nur in Frankreich gefällt werden können. Aber merkwürdig bleibt es immerhin, daß es sogar von einer städtischen, nicht etwa von einer ländlichen Jury gefällt wurde. Die Kirche kann auf diese Errungenschaft kaum stolz sein, denn mit der Sicherheit ihrer geistlichen Kassen möchte es fortan höchst mißlich bestellt sein.

KOMM'T PAPA NOCH NICHT?

Digitized by Google

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Vierzehnter Band. Dezember 1886. Zwölftes Heft.

Karl Mez, der Vater der Arbeiter.

Ein Beitrag zur Arbeiterfrage.

Editoriell.

Da ist noch nicht lange her zu Freiburg im Badischen ein Mann heimgegangen, welcher in seiner Weise an der Lösung der Arbeiterfrage gearbeitet hat wie wenige.

Er hat keine Bücher geschrieben, noch viele Reden gehalten, sondern Thaten vollbracht. Er hat vom Arbeiter Arbeit verlangt und erwartete mit Recht von seinem angelegten Kapital Zinsen. Aber er hat auch für die Arbeiter gesorgt und sie als Menschen würdig behandelt, und starb von Tausenden als Vater der Arbeiter tief betrauert.

Arm ist er dabei nicht geworden, sondern reich, was ja kein Verbrechen ist.

Seine Grundsätze legte er in einem seiner Jahresberichte nieder, in welchem er sagt:

„Unser Bestreben war von Anfang dahin gerichtet, die sittliche Gefahr zu vermeiden, welche für Mädchen darin besteht, daß sie von ihrer Heimath entfernt sind und nicht so untergebracht werden, daß sie sich unter guter Aufsicht befinden. Dies ist der Fall, wenn Mädchen in auswärtige Fabriken kommen, wo sie nur während der Arbeit und oft auch nur für die Arbeit beaufsichtigt und dagegen die Abend-, Nacht- und Sonntagszeit sich selbst überlassen bleiben, insofern sie ihre Wohnung suchen können, wo sie wollen. Weil wir einerseits die hieraus entstehenden sittlichen Schäden erkannten und sich uns andererseits der Gedanke aufgedrängt hatte, Fabriken könnten, wenn recht betrieben, nicht nur in ökonomischer, sondern auch in sittlicher Beziehung höchst wohlthätig auf ihre Arbeiter und deren Familien wirken, so bekamen wir die Ueberzeugung, daß bezüglich der Art des Betriebes eine schwere Verantwortung auf den Fabrikeigenthümern lasten müsse und fühlten uns zu Verbesserungsversuchen ermuthigt und innerlich angetrieben.

Uns schien es, daß Fabriken in gewisser Hinsicht die Erziehungsanstalten der Armen werden könnten. Wenn sie diesen höheren Zweck nicht erreichen, so sollten sie zum wenigsten als Bewahranstalten dienen. Solches Ziel muß gesteckt werden, wenn etwas Größeres erreicht werden soll als nur ökonomische Vortheile, welche allemal von sehr zweifelhaftem Werthe sind, wenn die Sittlichkeit dabei Noth leidet. Der Mensch muß höher geachtet werden als die Materie, Waare oder Maschine. In dem Menschen wohnt eine Seele, welche zum ewigen Leben und zu unendlicher Ausbildung fähig und bestimmt ist, und zu solcher Seligkeit muß in diesem gegenwärtigen Leben der Grund gelegt werden. Nur wer von dieser Seite auch den geringsten Arbeiter als zu ganz gleichem Berufe bestimmtes Mitgeschöpf betrachtet, wird die rechte Fürsorge haben können für seine Mitarbeiter. Hauptsache ist, daß das richtige Ziel und der Gedanke an die Pflicht des Strebens nach diesem Ideal in der eigenen Seele feststeht."

Wie hat nun Mez dieses ihm vorschwebende Ziel zu erreichen gesucht? Auf einem doppelten Wege: einmal suchte er soviel Arbeiterinnen als möglich in ihren Heimathsorten zu beschäftigen, und dann sorgte er in Freiburg für die fremden Mädchen dadurch, daß er ihnen eine neue Heimath gründete.

Also in erster Reihe suchte er die Arbeiterinnen in ihrer Heimath zu belassen. Zu diesem Zwecke gründete er Filialfabriken in der näheren und ferneren Umgebung von Freiburg.

Mit größter Sorgfalt suchte er die dazu geeigneten Orte aus, indem er solche vermied, in denen Landwirthschaft, Handel und Gewerbe alle Kräfte schon in Anspruch nehmen, und nur

fatche wählte, in der sich überflüssige Arbeitskräfte vorfanden. Er selbst sicherte sich dadurch einen festen Stamm von ansässigen Arbeitern; diesen aber, insbesondere den Mädchen, erwuchs — außer ihrer besseren sittlichen Bewachung in der eigenen Familie — der weitere große Vortheil, daß sie den häuslichen Geschäften nicht in ungesunder Weise entfremdet wurden, sondern dieselben Morgens und Abends mitmachen konnten. Ja, im Sommer und Herbst, also zur Zeit der wichtigsten Feldarbeiten, erhielten sie ganze Tage frei, um sich daran zu betheiligen. So wurden sie von der Einseitigkeit bewahrt, welche sonst die Fabrikarbeit mit sich bringt. Und da in allen Mez'schen Filialfabriken streng auf gute Sitten, namentlich auf strenge Nüchternheit, gehalten wurde, drangen dieselben von da auch in die Häuser und in die Ortschaften.

Ja, das Vertrauen zu dem sittlichen Einfluß seiner Fabriken war so groß, daß nicht nur ganz arme Leute ihre Töchter dahin schickten, sondern auch solche, welche eines Verdienstes nicht gerade benöthigt waren.

Der zweite Theil kam in den Freiburger Fabriken, welche viele auswärtige Mädchen nothwendigerweise beschäftigen mußten, zur Ausführung. Hier galt es, den von ihren Familien Entfernten das Familienleben mit seinen segnenden und bewahrenden Einflüssen zu ersetzen, ihnen eine neue Heimath zu schaffen; das führte er nun mit einem wahrhaft väterlichen Herzen aus. Dicht neben seiner eigenen Wohnung errichtete er eine große Pensionsanstalt, an deren Spitze eine Hausmutter stand, die für das leibliche und geistige Wohl der jungen Arbeiterinnen zu sorgen hatte.

Da wurde ihnen eine gute, nahrhafte Kost um einen sehr billigen Preis geliefert. Nach der alten Geldwährung hatten sie nur 9 Kreuzer für sämmtliche Mahlzeiten, erstes und zweites Frühstück, Mittag-, Vesper- und Abendbrod zu bezahlen. Um das zu ermöglichen, schaß Mez für jedes Mädchen täglich 2 Kreuzer, also 18 Prozent, aus seiner eigenen Tasche zu, was ihm jährlich 3—4000 Gulden kostete.

Da war und ist noch heute auf das Trefflichste für die Gesundheit der Mädchen gesorgt. In den Schlafsälen herrscht eine ebenso gute, reine Luft, wie in sämmtlichen Fabrikräumen. Ohne etwas dafür zu zahlen, hat ein jedes sein eignes gutes Bett. Dagegen liegt den Pensionären ab, in den Freistunden die Schlafsäle zu reinigen, die Betten zu machen, das Bettzeug in gutem Stand zu halten. Für das Waschen des letzteren sorgte der Fabrikherr.

Aber noch mehr: Um die Erwachsenen und Krüppelhaften vor einer Verschlimmerung ihres Zustandes zu schützen, die Gesunden zu stärken, enthalten die Schlafsäle Turnapparate, insbesondere Recke, an denen die Mädchen angeleitet werden, regelmäßige Uebungen anzustellen. Da steht ferner eine treffliche Badeanstalt zu ihrem täglichen unentgeltlichen Gebrauch, die Karl Mez eigens dazu errichtet hatte.

Außer der Fürsorge für die Gesundheit seiner Arbeiterinnen hatte Mez auch der Krankheitsfälle sorglich gedacht. Alle Mädchen, die in der Pensionsanstalt Aufnahme gefunden, mußten auch in dem Spital abonnirt sein. Um ihnen das zu erleichtern, zahlte er selbst zwei Fünftel, also 40 Prozent, des Abonnementsgeldes dazu.

Doch die Gesundheit des Leibes ist nicht das höchste und wichtigste im Leben, wie oft thörichter Weise behauptet wird, und nimmer vermag sie das wahre Glück des Menschen zu begründen. Darum ließ sich Mez nicht minder das Seelenheil seiner Untergebenen angelegen sein. In den Arbeiterfamilien herrschte eine geregelte christliche Hausordnung; Morgens und Abends wurde eine Andacht gehalten, vor den Mahlzeiten ein Tischsegen gesprochen. Alles, was Streit zwischen den dort vertretenen Confessionen hätte veranlassen können, wurde vermieden. In der That herrschte auch Frieden in dieser großen Gemeinschaft, Frieden unter den Mädchen, Frieden zwischen Arbeitgeber und Arbeitern. Niemals hat Karl Mez mit einem seiner Arbeiter oder einer seiner Arbeiterinnen vor Gericht gestanden; manche waren in seiner Fabrik über 35 Jahre thätig gewesen, als er starb; ebenso hatten zwei seiner Hausmägde 40 Jahre in seiner Familie gedient.

Eine besondere Freude machte es ihm aber, wenn seine Arbeiterinnen sich in angemessener Weise verheiratheten. Sie dafür tüchtig zu erhalten, war seine fortwährende Sorge. Darum hielt er sie zur Sparsamkeit an. Am Zahltag mußte jede Arbeiterin von ihrem Verdienst eine Einlage in die von ihm verwaltete Sparkasse machen, welche mit 5 Prozent vergütet ward. So hatte manche sich dann ein paar hundert Gulden erspart, wenn sie ihr eigenes Hauswesen begründete. Darum ließ er sie nicht nur die Haushaltungsarbeiten abwechselnd verrichten, im Sommer wurden sie auch im Garten beschäftigt. Im Winter saßen sie Abends beisammen, nähend, strickend, ausbessernd, während eine von ihnen eine gute Erzählung las oder sie auch alle zusammen ein Lied sangen. Ein fröhlicher Geist herrschte dabei unter ihnen, und dazu trug der auch in der Fabrik eifrig gepflegte Gesang nicht wenig bei. So fühlten sich die Mädchen denn wirklich wie zu Hause in dieser so trefflich organisirten Pensionsanstalt; und nirgends schickten Eltern ihre Töchter so gern hin, als in dieselbe.

Auch für die Aufseher und Arbeiterfamilien

seiner Fabrik hatte Mez auf das Trefflichste gesargt. Zu ihrer Aufnahme hatte er Häuser errichtet, in denen sie eine gesunde und freundliche Familienwahnung nebst Garten gegen billigen Miethszins erhielten. Für eine aus fünf Zimmern, Küche, Keller, Holzschuppen und einem hübschen Stück Gartenland bestehende Wahnung hatten sie jährlich nur 100 Gulden (170 Mark) zu bezahlen. Natürlich war und ist ihre Aufnahme an gewisse Bedingungen geknüpft. Gewiß wird man billigen müssen, wenn es darin heißt: „Nur solche Familien oder einzelne Personen können da wahnen, welche ernstlich sich bestreben, ein christliches, tugendhaftes, friedfertiges, stilles Leben zu führen und welche trachten, ihre Zustände in jeder Weise wahrhaft zu verbessern.“ Auch wird sich nichts einwenden lassen gegen einen anderen Paragraphen, der anhebt: „Auf Erhaltung der Gesundheit, der Körper- und Geisteskraft muß eifrig gesehen werden, ebenso auf vernünftige Sparsamkeit und strenge Nüchternheit.“

Es ist gewiß eine verständige Einrichtung, wenn den dort logirten Familien auferlegt wird, eines ihrer Zimmer für einige Fabrikmädchen zum Schlafgelaß — gegen angemessene Entschädigung, die ihren Miethszins fast ganz deckt — zu vermiethen, oder wenn es gern gesehen wird, daß die Familien gegen Entschädigung Waisenkinder zu sich nehmen, um dieselben christlich zu erziehen.

Aber noch viel weiter gingen unsers Freundes Absichten für das Wahl der Arbeiter. Er erstrebte eine völlige neue Verfassung der Fabriken. Den vom Kapital allein beherrschten Fabriken wollte er „Bundesfabriken“ gegenüberstellen, d. h. eine Art Aktienfabriken, in welchen die besten unter den Arbeitern in ein Genossenschaftsverhältniß mit dem Fabrikherrn traten. In einem handschriftlichen Entwurf heißt es:

„An der Herrschaft sollen die ständigen Arbeiter und die Angestellten (Aufseher, Verwalter, Kammis, Direktaren) einen gebührenden Antheil bekammen, so daß dieselben nicht ausschließlich dem Kapital zustehen soll.“

„Die Herrschaft wird ausgeübt durch einen Verwaltungsrath, welcher die verantwartliche Geschäftsleitung an einen kaufmännischen und technischen Direktar mit aller Verfügungsgewalt nach Maßgabe der Statuten überträgt.“

An den Ergebnissen des Geschäftes, sei es Gewinn oder Verlust, sallen die Angestellten und die ständigen Arbeiter billigen Antheil nehmen.“

„Die Bundesfabriken sallen insofern den Aktienfabriken gleichen, als ihr benöthigtes Kapital auch in Bruchtheilen-Aktien gesammelt wird, aber in so kleinen Aktien, daß auch Arbeiter Besitzer davan werden können.“

Der Entwurf ist nicht in der Theorie stecken geblieben. In der mechanischen Baumwall-Weberei zu Hasel bei Schopfheim im Wiesenthal trat er 1872 in praktische Ausführung. Die Betheiligung der Arbeiter fand insofern statt, als 100 Aktien à 100 Gulden nur van Arbeitern des Geschäftes gekauft werden konnten, wafür sie je eine Stimme in der Generalversammlung erhielten. Leider scheiterte dieser immerhin anerkennenswerthe Versuch zur Lösung der sozialen Frage nach fünf Jahren (1877) an der Unredlichkeit des Direktars und des Buchhalters. Den sehr beträchtlichen Verlust trug Mez ganz allein.

Allen seinen Arbeitern leuchtete ihres Herrn Leben als ein Muster var. Karl Mez liebte es, sich selbst einen Arbeiter zu nennen, und er war es in der That. Mit kurzen Pausen war er van Margens 5½ bis Abends 7½ Uhr auf seinem Posten und schaffte rastlas allen voran. Er hatte einen haben Begriff van der Arbeit, die er gern durch Sprüche und Beispiele aus Gattes Wort beleuchtete. „Rechte Arbeit ist Gattesdienst,“ pflegte er zu sagen, „denn sie geschieht zur Ehre Gattes und zum Nutzen der Menschheit!“ Gebet nnd Arbeit nannte er Zwillignge und citirte aft:

„Zu Beten und zu Fleißigsein
Giebt Gott bald Segen und Gedeihn!“

Wie man sich die Angst vor dem Tode vertreiben kann.

Von Herzog Karl von Württemberg wurde einmal der Herr von Leiningen mit vielen andern Herren von Adel zur Tafel geladen. Da ging's hoch her. Einer suchte den andern mit Witzen und Scherzen zu überbieten. Herr von Leiningen, ein bewährter Christ, saß wie auf Nadeln. Sein heiliger Ernst, seine innere Sammlung, der Schein der Ewigkeit, der aus seinem hellen Auge leuchtete, stachen sonderbar ab gegen das leichtfertige, weltliche Wesen der Tischgenossen. Das bemerkte Niemand schneller als der Herzog. Er muß davon einen tiefen Eindruck bekommen haben. Aber auch in der ganzen Versammlung trat plötzlich ein Umschlag in der Stimmung ein. Der Herzog fing an zu fragen: „Herr von Leiningen, warum hat man solche Angst vor dem Tode?“ Alle schwiegen, auch Leiningen. Dann lief der Herzog an der Tafel auf und ab, sah den Herrn von Leiningen an und fragte mit milderer Stimme: „Leiningen, warum hat man solche Angst vor dem Tode?“ Auch jetzt noch schwieg der Gefragte. Als aber bald darauf ganz dittweise der Herzog zum dritten Mal fragte: „Herr von Leiningen, warum hat man solche Angst vor dem Tode?“ antwortete dieser: „Euer Durchlaucht, bei mir heißt es: Herr, laß mich sterben, eh' ich sterb', daß ich im Tode nicht verderb'.“ — Durch dieses Wort fühlten sich die Gäste des Herzogs so getroffen und geschlagen, daß sie still und beschämt auseinander gegangen sind.

Engelwacht.

Schlummerlied vor Weihnachten.

Engel vom Himmel, ſo lieblich wie du,
Schweben ums Bettchen und lächeln dir zu.
Wiegenlied, componirt von Carl Maria v. Weber.

Schlafe mein Kind, haſt dich müde gefreut,
Röckchen und Schühchen ums Bettchen verſtreut.
Still iſt's im Stübchen und finſter die Nacht,
Vögelchen ſchläft und das Mäuschen nur wacht.

Engel vom Himmel, ſo lieblich wie du,
Schweben ums Bettchen und lächeln dir zu,
Lächeln und ſegnen im Schlummer dich ein:
„Selig, o ſelig, ein Kind noch zu ſein!“

Hörſt du im Schlummer den ſüßen Geſang?
Iſt's ja zur heiligen Nacht nicht mehr lang,
Prächtige Sachen bereiten ſie ſchon,
Artigen Kindern zu Lieb und zu Lohn.

Siehſt du im Traume den goldenen Stern?
Iſt ja der heilige Abend nicht fern;
Wart' nur, dann funkelt von Lichtern der Baum,
Herrlich erfüllt ſich der ſelige Traum.

Kennſt du, mein Kindlein, das lieblichſte Kind?
Schlief nicht im Bettchen ſo weich und ſo lind,
Lag nur im Kripplein im Heu und im Stroh,
Machte doch Menſchen und Engelein froh.

Engel vom Himmel, ſie grüßten's mit Schall,
Hirten vom Felde, ſie eilten zum Stall,
Mütter ſie brachten die Kindlein ihm zu,
Dank' ihm und ſing' ihm und folg' ihm auch du!

Karl Gerok.

Carl Maria von Weber,

der deutscheste Musiker.

Für Haus und Herd von Theo. Odinga.

Hundert Jahre werden es in diesem Jahre, seit der Mann, welcher die Volksmusik zur socialen und nationalen Culturmacht erhob, das Licht der Welt erblickte, um kurze Zeit auf dieser Erde zu verweilen, um seine großartigen Werke zu schaffen und dann nach kaum vierzigjährigem Lebenslauf mitten aus seiner glänzenden Laufbahn herausgerissen zu werden.

Carl Maria von Weber wurde geboren am 18. Dezember 1786 zu Eutin, als der Sproß einer der Tonkunst leidenschaftlich ergebenen Familie. Seinen ersten regelmäßigen Unterricht erhielt der Knabe von seinem Vater, der zwar Musikdirektor war, aber doch von der Musik nicht viel mehr hatte als den Titel. Demzufolge war auch dieser erste Unterricht in jeder Beziehung sehr mangelhaft, und war es ein Glück für den Knaben, daß er in J. P. Heuschkel und in Michael Haydn, dem Bruder des berühmten Joseph Haydn, tüchtige Lehrer fand.

Auf die Empfehlung des in musikalischen Kreisen bekannten Abbés Vogler erhielt der 18jährige Weber eine Kapellmeisterstelle in Breslau, wo er indessen nur zwei Jahre (bis 1800) blieb. Die nächsten Jahre waren Jahre des Unglücks. Weber ward Sekretär des Prinzen Ludwig von Würtemberg, der in der Geschichte der Verschwendung und Luxuriosität eine bedeutende Rolle spielt, und verfiel hier in ein tolles Hoftreiben, das damit endigte, daß Weber, hauptsächlich durch Verschulden seines leichtsinnigen Vaters, vom König aus Würtemberg verwiesen wurde.

Diese Katastrophe war das Läuterungsfeuer für den bisher so sorglosen und leichtlebigen Jüngling; über Nacht war aus ihm ein ernster Mann geworden.

Nach langem Umhertreiben fand Weber endlich ein Heim in Dresden als Direktor der neugegründeten deutschen Oper. Hier vermählte er sich im Jahre 1817 auch mit Caroline Brandt, die ihm in der Folgezeit ein wirklich treues Weib war und die bei seinen großen Schöpfungen eine nicht unbedeutende Rolle spielt.

Wir stehen vor der letzten Epoche des Künstlerlebens, sie ist aber zugleich die glanzvollste, denn in ihr enthüllt sich der Grundzug seines reindeutschen Wesens in den lieblichsten und tiefsten Tönen. Zunächst entstand die Musik zu Wolffs Schauspiel, Preciosa (1821), und noch in demselben Jahre wurde der schon 1817 begonnene Freischütz vollendet. Mit diesem Werk trat Weber plötzlich in die Reihen der ersten Tondichter aller Zeiten ein; sein „Freischütz" wurde die populärste Oper, welche die Geschichte der neueren Musik aufzuweisen hat; er ist der Sieg des deutschen Geistes über die italienische Oper, die mit ihren faden Texten bisher ihren Einfluß aufrecht zu erhalten gewußt hatte und der selbst Mozart und Beethoven immer noch gehorsamst den schuldigen Tribut zahlten. Und hierin ist der Angelpunkt von Webers Wirken und Schaffen: Das deutsche, das deutsche will er hochheben und es ist ihm und seinem großen Nachfolger auf's Beste gelungen. 1823 folgte sodann die Vollendung seiner Euryanthe, in der Weber als in seinem Lieblings- und Schmerzenskinde zugleich, sein Bestes der Welt geoffenbart hat. 1824 schloß Weber einen Vertrag ab, der ihn verpflichtete, für London eine Oper zu schreiben, und 1825 begann er die Arbeit an der letzten seiner drei herrlichsten Opern, an Oberon, der sein Schwanengesang werden sollte. Im Januar 1826 wurde Oberon zu Ende geführt; am 16. Februar verließ Weber Dresden, am 5. März traf er in London ein, wo sich seine Freunde, die ihm mit Sehnsucht erwartet hatten, um den todtkranken Meister versammelten, der mit Hast und Eile seine Aufführungen und Concerte betrieb, denn eine Ahnung sagte ihm, daß seine Lebenszeit abgelaufen sei, und es trieb ihn, nach Hause zurückzukehren, um die Seinigen noch einmal zu umarmen.

Allein es sollte nicht sein. Sein schwacher, morscher Körper war zerbrochen von den ungeheuren Anstrengungen der letzten Zeit, die verbunden waren mit mannigfachen seelischen Aufregungen und einer unstillbaren Heimathssucht; am 5. Juni 1826 starb Weber zu London. „Weber todt im vierzigsten Jahre," schrieb noch in demselben Monat Juni der erlaubte Beethoven in sein Conversationsheft. Er selbst sollte dem Meister der deutschen Musik im nächsten Jahre folgen.

Um Weber's Bedeutung für die Volksmusik voll zu würdigen, wäre eine Analyse seiner bedeutendsten Werke erforderlich, die uns über die uns gesteckten Rahmen hinausführen würde. Doch einige kurze Blicke auf seine Werke oder vielmehr auf die Wirkung, die seine Werke her-

vorgebracht, können wir uns nicht versagen. Weber ist der nationale Dichter des deutschen Volkes. Aus dem volksthümlichen Elemente heraus, das in der Bewegung der Freiheitskriege alle Seelenkräfte der Nation entfaltete, schuf er die bleibenden Meisterwerke, in denen die romantischen Empfindungen der Deutschen verkörpert wurden. Ihm allein gelang es in der Musik, was die romantischen Dichter seiner Zeit vergeblich erstrebt hatten. Seine Volksmelodien, die er zu Theodor Körners Leyer und Schwert componirt hatte, (Lützows wilde Jagd; Hör' uns, Allmächtiger, Schwertlied); ferner seine Lieder, wie: „Das Mädchen an das erste Schneeglöcklein", sind dem deutschen Volk in Fleisch und Blut übergegangen.

Aus allen Arbeiten Weber's tönt jener markige, kecke deutsche Ton, der seiner Tonsprache eine so unvergleichliche Gewalt verleiht. Dabei ist sein ganzes Wesen voll kühner Originalität, keuscher, tiefer Empfindung, Einfachheit und Wahrheit des Ausdruckes; einzig seine Meisterschaft der Charakteristik.

Als am 14. Dezember 1844 Weber's Leiche, die bis dahin in London geruht hatte, nach Dresden überführt und dort bestattet wurde, da hat Richard Wagner eine Bestattungsrede gehalten, die jedem Deutschen aus der Seele gesprochen war. Er sagte darin: „Wohin dich auch dein Genius trug, in welches ferne, bodenlose Reich der Phantasie, immer doch blieb er mit jenen tausend zarten Fäden an dieses deutsche Vollsherz gekettet, mit dem er weinte und lachte, wie ein gläubiges Kind, wenn es den Sagen und Märchen der Heimath lauscht. — Sieh', nun läßt der Brite dir Gerechtigkeit widerfahren, es bewundert dich der Franzose, aber lieben kann dich nur der Deutsche. Du bist sein, ein schöner Tag aus seinem Leben, ein warmer Tropfen seines Blutes, ein Stück von seinem Herzen." — So sprach Richard Wagner; auch er ist todt. Und welches ist die Stimmung, die heute das deutsche Voll C. M. von Weber entgegenbringt? Es ist dieselbe, aus der obige Worte Wagner's entsprungen sind, nur ist sie bedeutend geklärt, und bestätigt sich heute mehr denn zuvor das schöne Wort, welches Wagner der heimgekehrten Asche Weber's in die Gruft nachrief: „Nie hat ein deutscherer Musiker gelebt als du!"

Die Liebesmahle der ersten Christen.

Für Haus und Herd von G. Guth.

Die Schilderung des Charakters der ersten Christengemeinde zu Jerusalem, wie wir dieselbe in der Apostelgeschichte Kapitel 2, 42 — 47 finden, hebt namentlich hervor, daß jene Gemeinde durchaus den Charakter der Familie trug, und daß sich ihre Lebensweise nach dem familienartigen Kreis, der den Herrn auf Erden umgab, gestaltete. Hervorgehoben wird, daß in diesem Kreise Gütergemeinschaft herrschte. Jeder steuerte von dem Seinen bei, um das zum gemeinsamen Unterhalt Nöthige aufzubringen, ohne sich darum jedes Eigenthums zu entäußern, noch weniger wurde irgend Jemand dazu gezwungen. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das familienhafte Gemeingefühl war so stark vorhanden, „daß keiner von seinen Gütern sagte, daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemein."

Wie nun in der Familie die Gemeinschaft vor Allem in der gemeinsamen Mahlzeit hervortritt, so war es auch hier in dieser Gemeindefamilie. Täglich wurden gemeinsame Mahlzeiten gehalten, die sich anfänglich an die Feier des heiligen Abendmahles anschlossen. Es sind dieses die sogenannten Agapen oder Liebesmahle. Anfänglich hatte die ganze Leitung der Gemeinde in den Händen der Apostel gelegen. Sie dienten „am Wort" und zugleich dienten sie „zu Tische." Auf die Dauer aber ließ sich beides nicht vereinigen. Die Hauptaufgabe der Apostel mußte unter den mancherlei Arbeiten, welche das zu Tische Dienen mit sich brachte, leiden, und es ist nicht zu verwundern, daß bei der täglichen Handreichung in der Armenpflege dieses oder das übersehen wurde. Deßhalb wurden auf Vorschlag der Apostel sieben Männer erwählt „zu dieser Nothdurft."

Bei den Liebesmahlen der ersten Christen handelte es sich zum großen Theil um die Unterstützung der ärmeren Gemeindeglieder. — Agapen wurden zu Anfang in der jerusalemitischen Gemeinde täglich gehalten, später aber nur noch an einzelnen bestimmten Tagen, wahrscheinlich schon in früher Zeit am ersten Tage der Woche, Sonntags. In Troas finden wir die Gemeinde am Sonntage zu einem Liebesmahl versammelt und aus 1 Cor. 11, 34 läßt sich's schließen, daß die Gemeindeglieder ihre regelmäßigen täglichen Mahlzeiten in ihren Häusern hielten. Zu dem Liebesmahl brachten die Gemeindeglieder Speise und Trank mit, die Besitzenden mehr, die Armen weniger oder nichts.

Dann wurde von den Vorräthen gemeinsam gegessen und daran schloß sich die Feier des heiligen Abendmahles. In Korinth waren nach 1 Cor. 11 bei den Liebesmahlen allerlei Unordnungen eingerissen. Statt das Mitgebrachte gemeinsam zu verzehren, nahm jeder das von ihm Mitgebrachte vorab und hielt ein Mahl für sich. So waren denn die Armen auch nur auf ihr Mitgebrachtes angewiesen und gingen oft leer aus, hungrig und beschämt. Das tadelt der Apostel aufs Strengste und ordnet an, daß einer auf den andern warten und dann ein gemeinsames Mahl gehalten werden soll, bei dem nicht der Eine Ueberfluß, der Andere Mangel hat, sondern der Ueberfluß des Einen den Mangel des Andern ausgleicht. So wurden die Liebesmahle ein Band, das die ganze Gemeinde ohne Unterschied vereinigte und dienten zugleich den Armen als Unterstützung, dieses wohl um so mehr, als ihnen gewiß auch die übrig bleibenden Reste zufielen. Die Sitte, bei der Feier des Abendmahles Gaben darzubringen, hängt offenbar mit der ursprünglichen Form der Abendmahlsfeier zusammen. Diese bildete keinen Theil des Morgengottesdienstes, sondern war mit einer am Abend gehaltenen gemeinsamen Mahlzeit verbunden. Dies scheint bis ins zweite Jahrhundert allgemeine Sitte geblieben zu sein. Dann aber wurde die Abendmahlsfeier von der allgemeinen Mahlzeit abgelöst und in den Morgengottesdienst verlegt, während die Mahlzeiten am Abend als Agapen der ganzen Gemeinde fortdauerten. Zu diesen Mahlzeiten hatte jedes Gemeindeglied nach Vermögen beigesteuert, und diese Sitte blieb auch, als die Abendmahlsfeier in den Morgengottesdienst verlegt wurde. Beim Beginn derselben brachten die Gemeindeglieder Naturalgaben dar, die von den Diakonen eingesammelt wurden. Ueber den Gaben wurde ein Dankgebet gesprochen. Zugleich wurde Derer, welche Oblationen dargebracht hatten, im Gebet unter Nennung ihrer Namen gedacht. Das Gebet lautete: „Und auch deren Opfer, welche heute ein Opfer bringen, nimm an, Herr, wie Du angenommen hast das Opfer des gerechten Abel, das Opfer unseres Vaters Abraham, das Rauchwerk des Zacharias, die Almosen des Cornelius und die zwei Scherflein der Wittwe, so nimm auch ihr Dankopfer an und gieb ihnen wieder für das Zeitliche das Ewige, für das Irdische das Himmlische."

Hauptzweck der Liebesmahle scheint die Armenunterstützung gewesen zu sein. Auch nachdem die Abendmahlsfeier davon getrennt war, blieben diese als von Zeit zu Zeit gefeierter Agapen der ganzen Gemeinde bestehen, zu denen jeder nach Vermögen beisteuerte. So waren sie zugleich eine Unterstützung der Armen in der würdigsten Form, die den Armen so recht das Bewußtsein der Zugehörigkeit zur Gemeinde gab. Tertullian hebt das ausdrücklich hervor, wenn er auf den Vorwurf der Verschwendung, den die Heiden gegen diese Mahlzeiten erhoben, antwortet: „Was sie auch kosten, es ist Gewinn, sich's im Namen der Nächstenliebe etwas kosten lassen, denn allen Armen kommt diese Erquickung zu gut; aber freilich nehmen wir sie auf, nicht wie ihr die Schmarotzer, die sich's zur Ehre rechnen, selbst ihre Freiheit zu verkaufen und sich allerlei Entwürdigung gefallen lassen, um den Preis, ihren Bauch mästen zu dürfen, sondern weil bei Gott die Berücksichtigung der Armen hochgeachtet ist." Darauf läßt Tertullian eine Schilderung des Mahles folgen, die uns so recht einen Blick gestattet in die lebendige brüderliche Gemeinschaft aller Christen, der Reichen und Armen, die sich an der gemeinsamen Tafel zusammenfanden. „Wie der Beweggrund zu der Mahlzeit ein ehrbarer ist, so mögt ihr darnach auch die übrige Ordnung unseres Verhaltens ermessen, wie sie unserer religiösen Pflicht entspricht, die nichts Gemeines, nichts Uebermäßiges gestattet. Wir setzen uns nicht eher zu Tische, als bis das Gebet zu Gott vorgekostet ist; wir essen so viel als die Hungrigen bedürfen, wir trinken nicht mehr als den Schamhaften dient. Wir sättigen uns in dem Bewußtsein, daß wir auch während der Nacht zu Gott beten müssen, wir reden in dem Bewußtsein, daß der Herr uns hört. Nachdem man sich die Hände gewaschen hat und die Lampen angezündet sind, ergeht an alle die Aufforderung zum Lobe Gottes, und wer aus den heiligen Schriften oder aus seinem eigenen Geiste etwas mitzutheilen vermag, der thut es. Darin liegt die Probe, wie wir getrunken haben. Mit Gebet wird die ganze Versammlung geschlossen und wir gehen nicht auseinander, um auf den Straßen Unfug zu treiben, sondern um unsere Uebung der Sittsamkeit fortzusetzen, weil wir nicht von einem Trinkgelage, sondern von einer Uebung in der Zucht und Ehrbarkeit kommen."

Später wollte Tertullian von dem so lieblich geschilderten Agapen nichts mehr wissen. Er wendet auf sie Röm. 13, 13 an: „Lasset uns ehrbarlich wandeln als am Tage; nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Neid," und spottet sogar: „Bei dir glüht die Agape (die Liebe) in den Kesseln, ist der Glaube in der Küche heiß, ruht die Hoffnung in den Schüsseln."

In der That scheinen bei den Agapen allerlei Unordnungen vorgekommen zu sein, die Tertullian bestimmte sie völlig zu verwerfen. Auch Clemens Alexandrinus redet mißbilligend von den kleinen Mahlzeiten, „bei denen Braten und Saucen duften" und beklagt es, daß man „die schöne und heilsame Einrichtung des Logos,

Digitized by Google

das gemeinsame Liebesmahl schändet mit umgeschüttelten Brühnäpfen." Aber er verwirft sie doch um des Mißbrauchs willen nicht völlig, sondern fordert nur, „daß das Mahl einfach und frugal sei." Dann aber gesteht er zu, daß das Liebesmahl eine treffliche Amme ist für den Gemeinsinn, wenn Genügsamkeit dabei ist als reichgefüllte Armenbüchse. „Die Freuden des gemeinsamen Mahles besitzen eine gewisse Anregung für die christliche Liebe und sind eine Erinnerung an die ewigen Freuden. Das Wesen der christlichen Liebe liegt demnach nicht in der Mahlzeit, die Mahlzeit ist nur etwas Hinzukommendes."

Dennoch waren derartige Unordnungen, wie sie Clemens voraussetzt, Ursache, daß die Agapen als gemeinsame Mahlzeiten der ganzen Gemeinde in Abgang kamen. Sie wurden später Armenspeisungen, die irgend ein wohlthätiges Gemeindeglied veranstaltete, und zu denen nur die Armen geladen wurden. Diese Mahlzeiten beschreibt Clemens wie folgt: Die Mahlzeiten werden Sonntags gegen Abend gehalten. Wenn der Diakon das Licht angezündet hat, betet der Bischof für die Armen und für den, der sie geladen. Dann beginnt das Mahl, doch soll keiner eher anfangen zu essen, als der Presbyter. Alle sollen in Ruhe essen und nichts reden, es sei denn, daß der Bischof oder ein Presbyter sie fragt. Beim Mahle werden Psalmen gesungen und ehe die Finsterniß hereinbricht, sollen sich alle entfernen.

Das war ja freilich nicht mehr das alte Liebesmahl, bei welchem die ganze Gemeinde wie eine Familie um den gemeinsamen Tisch versammelt war. Die Zeiten solcher Gemeinschaften waren vorüber. Asketisch gerichtete Gemüther hatten an diesen Mahlzeiten in den Kirchen schon öfters Anstoß genommen. Gegen sie schirmte noch die Synode von Gangra im Jahre 360 die Agapen. Gefährlicher wurde ihnen der Anstoß, den man an der Verbindung des Abendmahls mit diesen Mahlzeiten, wie es anfänglich der Fall war, nahm. Es schien unwürdig, daß die Communion nach der Mahlzeit gehalten wurde, und vorgekommene Unordnungen mochten das wohl bestätiget haben. Zuerst wurde verordnet, daß die Abendmahlsfeier der Agape vorangehen sollte. Nur am Grün-Donnerstag machte man eine Ausnahme zur Erinnerung daran, daß der Herr das Sakrament nach dem Ostermahle eingesetzt. Das Concilium Trullanum beseitigte auch diese Ausnahme. Die streng fest gehaltene Regel, das Sakrament müsse nüchtern genossen werden, duldete überhaupt keine Verbindung der Agapen, die Abends gehalten wurden, mit der Abendmahlsfeier. Später wurde die Abhaltung der Agapen in den Kirchen überhaupt verboten. Zuerst hat das Concil von Laodicea die Bestimmung, „daß man in den Kirchen die sogenannten Agapen nicht halten und im Hause Gottes nicht essen oder Lager zurüsten soll." Im Abendlande waren es, wie uns die Geschichte sagt, besonders Ambrosius und Augustin, welche die Beseitigung der Agapen durchsetzten. Das Concilium Trullanum sagt ganz kurz: „Die Agapen innerhalb der Kirche sind verboten."

Damit ist eine Institution zu Grabe getragen, deren Bestand für das Gemeindeleben der ersten Christengemeinde ebenso bezeichnend ist, wie ihr Untergang dafür, daß ein derartiges Gemeindeleben selbst nicht mehr vorhanden war.

Königin Luise und Kaiserin Eugenie.

Das ist eine seltsame Zusammenstellung, und doch haben Gottes heilige und gerechte Gerichte diese beiden Fürstinnen im Jahre 1870 dergestalt mit einander in Verbindung gebracht, daß man anbetend bekennen muß: Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber ganz entsetzlich klein!"

Der edeln Königin Luise ist das Herz gebrochen über den Jammer, den Napoleon über ihr Vaterland gebracht. Am 19. Juli 1810 ist sie heimgegangen. Sechzig Jahre später, an ihrem Todestage, den 19. Juli 1870 empfing ihr Sohn, Kaiser Wilhelm die französische Kriegserklärung und betete am Abend dieses Tages an ihrem Sarge. Kaum zwei Monate später, am 2. September mußte sich Napoleon III. bei Sedan dem siegreichen Sohne Luisens als Kriegsgefangener übergeben, und seine Gemahlin, die stolze Eugenie, mußte bei Nacht und Nebel aus Frankreichs Hauptstadt flüchten. „Welch' eine Wendung durch Gottes Fügung!"

Das eine Stücklein von der Königin in Luise entnehmen wir dem schlesischen Volkskalender von 1887. Daselbst schreibt Armin Stein:

„Man schrieb die Jahreszahl 1798. Luise saß in ihrem Cabinet an der Wiege ihres jüngsten Kindleins, der Prinzeß Charlotte. Friedlich schlummerte die Kleine, und mit still glückseligem Lächeln ruhte das Auge der Mutter auf der lieblichen Gestalt. Da öffnete sich leise die Thür, und eine Zofe sagte schüchtern: „Draußen steht eine arme Frau, die ein Anliegen an Ew. Majestät hat."

„Sie mag hereinkommen!" befahl die Königin nach einigem Besinnen. Und gleich darauf erschien ein Weib in ärmlicher Kleidung und mit einem Gesicht, auf welchem eine lange Passionsgeschichte zu lesen war. Sie klagte mit vielen Worten ihre Noth daher und wurde geduldig bis zu Ende angehört. Dann trat die Königin ihr näher, legte ihr die Hand auf die Schulter und erwiderte in dem Tone der herzlichsten Theilnahme: „Liebe Frau, Ihr Unglück rührt mich, daß ich Ihnen auf der Stelle helfen möchte; doch geht das nicht an.

Sehet hier!" Sie langte aus dem Schreibtiſch eine Schatulle, öffnete ſie und kehrte ſie um; da fiel nicht ein Geldſtück heraus.

„Sie ſehen," fuhr die Königin fort, „ich bin in dieſem Augenblick ſo arm wie Sie. Aber kommen Sie Abends wieder!"

Die arme Frau empfahl ſich dankend, und die Zofe erhielt den Auftrag, den Kämmerer Wolter zu rufen.

Der Geforderte erſchien gar bald und wurde von der Königin mit den Worten empfangen: „Lieber Wolter, ſeien Sie mein rettender Engel! Helfen Sie mir, daß ich andern helfen kann — ich habe keinen Groſchen mehr!"

Der Kämmerer zog den kahlen Kopf zwiſchen die Schultern und kniff verlegen die Augen zuſammen. „Aber Majeſtät, wir haben heute erſt den neunten, und das Monatsgeld iſt ſchon verbraucht? Ich fürchte, die große Güte Eurer Majeſtät wird von der Armuth ſo ſehr ausgebeutet — halten zu Gnaden!"

Die Königin drohte lächelnd mit dem Finger. „Wolter, Sie ſind ein Schelm; Sie wollten eigentlich ſagen: Die Königin von Preußen verſteht nicht hauszuhalten und wirft das Geld zum Fenſter hinaus. Iſt es nicht ſo?"

Dem Kämmerer ſchoß das Blut in's Geſicht; es wurde ihm brühfiedendheiß um's Herz herum, und mit Mühe brachte er heraus: „Gott ſoll mich bewahren! Majeſtät, halten zu Gnaden, ich — ich — der König —"

Die hohe Frau bemühte ſich, eine geſtrenge Miene anzunehmen, und ſagte: „Schon gut, Herr Kämmerer! Alſo Sie wollen nicht?"

Des Kämmerers Noth ſtieg immer höher. Er rang die Hände und antwortete im kläglichſten Ton: „Majeſtät wollen mich nicht verkennen! Majeſtät wiſſen, daß ich für meine Königin mein Leben laſſe!"

„Wirklich?" fragte die Königin. „Ihr Leben ſind Sie für mich zu laſſen bereit? Das iſt viel! Aber ſo viel fordere ich ja gar nicht; ich brauche nur zweihundert Thaler und dieſe nicht einmal aus Ihrer eigenen Taſche! Habe ſoeben einer armen Frau verſprochen, ihr heute noch zu helfen. Können Sie wollen, daß man im Volk ſage: Unſre Königin iſt eine wortbrüchige Frau? Ich will ja nichts geſchenkt haben; ich bitte nur um Vorſchuß!"

Der Kämmerer war inzwiſchen wieder in's Gleichgewicht gekommen und verneigte ſich ehrerbietig. „Zu dienen, Majeſtät! Ich bitte unterthänigſt, Hochdieſelben wollen mir meine unziemlichen Worte nicht entgelten laſſen!" Damit empfahl er ſich.

Am Abend kam die arme Frau wieder und ging nach wenigen Minuten beglückt von dannen. Die Königin, deren Schatulle ſich inzwiſchen mit zweihundert Thalern gefüllt hatte, hatte ihr fünfzehn Thaler in die Hand gedrückt. —

Es war ungefähr eine Woche vergangen, da mußte der geheime Kämmerer Wolter abermals vor Ihrer Majeſtät erſcheinen.

„Es thut mir ſehr leid," redete die Königin ihn an, „daß ich Sie abermals bemühen muß. Habe jüngſt recht ohne Ueberlegung geſprochen, oder richtiger: ich habe nicht ſehen können, daß in dieſer Woche der Zulauf Seitens der lieben Armuth ſo groß ſein würde. Kann Ihnen nicht helfen; Sie müſſen noch einmal ihre milde Hand aufthun und mir einen weiteren Vorſchuß von hundert Thalern gewähren. Gebe Ihnen zugleich das Verſprechen, im nächſten Monat deſto ſparſamer zu ſein."

Der Kämmerer ſtand wie auf Kohlen und wußte nicht, wo er die Augen laſſen, wie er die Worte ſetzen ſollte. Was er von Entſchuldigungen zu Tage brachte, ging ſo kraus durcheinander, daß kein Menſch daraus klug werden konnte.

Die Königin unterbrach ihn endlich: „Ich bitte, reden Sie deutſch, ſagen Sie ihre Antwort gerade heraus; Sie verſchweigen mir etwas!"

Da faßte ſich Wolter und erwiderte: „Wenn ich's denn gerade herausſagen ſoll: Seine Majeſtät der König hat eine große Abneigung gegen Vorſchüſſe und d ſelben ſtrengſtens unterſagt."

„Auch wenn i ch einen fordere?" fiel die Königin ſchnell ein.

Der Kämmerer ſchwieg einen Augenblick und kaute an der Unterlippe. Er ſuchte vergebens nach einer Antwort, bis er endlich ſeine Zuflucht zu einer Ausweichung nahm: „Halten zu Gnaden, Majeſtät, das geht nicht ſo länger mehr; Hochdieſelben geben ſich noch ganz arm."

Die Königin trat dicht vor den Kämmerer und fragte raſch: „Wie viel Kinder haben Sie, lieber Wolter?"

Der Kämmerer ſtotterte verblüfft: „Sieben, Majeſtät!"

„Das iſt nicht viel," verſetzte die Königin. „Ich habe mehr; ich kann ſie gar nicht zählen, die Kinder, die ſich um ihre Landesmutter ſchaaren. Verlangen Sie, ich ſolle gegen dieſe eine Stiefmutter ſein? Das geht nicht an! Das Wort „Landeskind" hat für mich eine ſo magnetiſche Kraft, daß ich's nicht laſſen kann; ich muß helfen, wo es Noth iſt."

Den Kämmerer wandelte es bei dieſen Worten wie Ehrfurcht an, und die Thränen wollten ihm in die Augen ſchießen; aber da kam wieder ein anderer Gedanke geſchlichen, der die weiche Stimmung verdrängte. „Ja," ſagte er, „Ew. Majeſtät ſind wie ein Engel Gottes, aber mit der Armuth hat's doch auch ſein Bedenken; es laufen ſo viele Unwürdige mit unter."

Die Königin ließ ihre Augen durchdringend auf dem Kämmerer ruhen und ſprach: „Ob der Arme die Hülfe verdient, das dürfen wir nicht unterſuchen, die Grenzen zwiſchen verſchuldetem und unverſchuldetem Elend ſind ſehr fein gezogen und laufen in einander. Und wie macht es denn der liebe Gott mit uns? Ich frage Sie: Wie viel würden wir wohl empfangen, ginge es nur nach unſerm Verdienſt und Würdigkeit?"

Jetzt war der Kämmerer geſchlagen und gab zur Antwort: „Ich werde es dem König ſagen."

Luiſe nickte ihm zu. „Thun Sie das; aber ſetzen Sie Ihre Worte ſo, daß der König nicht bös wird!"

Nach Wolters Entfernung ging die Königin nachdenklich in dem Zimmer auf und nieder. „Es iſt ſeltſam," ſagte ſie vor ſich hin, „bin ich denn noch Kronprinzeſſin? Der König ſcheint ganz vergeſſen zu haben, daß ich inzwiſchen Königin geworden bin. Das iſt doch nicht in der Ordnung, daß die Königin nicht einen Thaler mehr in die Schatulle bekommt als die Kronprinzeſſin! Ich muß mit ihm darüber reden."

Ueber Tiſch hatte ſie das Wort ſchon mehrmals auf der Zunge, niemals aber kam's zur Ausſprache. So ging ſie nach dem Mahl bekümmert und gedrückt in ihr Gemach zurück. Sie hätte gern einer armen Schneiderfamilie die erbetene Unterſtützung angedeihen laſſen und ſah ſich nun auf's Warten geſetzt bis zum erſten des folgenden Monats. Konnte es da mit der Hülfe nicht vielleicht zu ſpät ſein? — Als ihr Auge von ungefähr auf den Schreibtiſch fiel, bemerkte ſie, daß die eine Schublade, in welcher der Schlüſſel ſteckte, nur loſe zugeſchoben war. Das fiel ihr auf; es war dies ganz gegen ihre Gewohnheit. Sie öffnete den Kaſten — da that ſie einen kurzen Schrei freudiger Ueberraſchung: aus dem Schubfach blickte ihr ein Haufe nagelneuer Goldſtücke entgegen. Ohne daran zu denken, den Schatz zu zählen, eilte ſie auf der Stelle zu ihrem Gemahl. „Fritz, wer hat mir das gethan? Wer hat mir heimlich das Gold in die Schublade gelegt?"

Digitized by Google

„Welches Gold?“ fragte der König mit heuchleriſchem Erſtaunen.

„In meinem Schreibtiſch liegt ein Haufe neuer Friedrichsdore; ich weiß noch gar nicht wie viele!“ berichtete die Königin.

Da lächelte Friedrich Wilhelm ſchalkhaft: „Weißt du's noch nicht, Luiſe? Seinen Freunden giebt's der Herr im Schlaf!“

„Ja, das weiß ich!“ erwiderte Luiſe glückſelig; „aber ich weiß jetzt auch, wer der Engel iſt, deſſen ſich der Herr bedient hat, um einer armen, verſchuldeten Königin aus der Noth zu helfen.“ Damit umſchlang ſie den Gemahl und dankte ihm.

„Iſt alles recht gut und ſchön,“ fuhr der König in guter Laune fort; „aber weißt du, was ich eigentlich vorhatte? Wollte dir eigentlich den Polizeipräſekten ſchicken und dir ein wenig mit dem Schuldthurm drohen laſſen. Du weißt, die Leute machen dir alles nach; ſie kleiden ſich nach deiner Farbe und Geſchmack u. ſ. w. — ſo werden ſie ſich auch noch das Schuldenmachen angewöhnen und ſich auf das Vorbild ihrer lieben Landesmutter berufen.“

„Halt ein, Fritz!“ rief Luiſe lachend, „das können ſie nicht, denn keiner von ihnen hat für ſo viele zu ſorgen als ich. Was kann ich dafür, daß ich ſo viele Kinder habe — und —“

„Und ſo wenig Geld in Händen, willſt du ſagen,“ fiel der König ein. „Nun Scherz beiſeite! Werde das ändern; hatte ganz vergeſſen, daß die Kronprinzeſſin mittlerweile Königin geworden iſt.“

* * *

Etliche Tage ſpäter ſaß die Königin Luiſe abermals allein in ihrem Gemach, deſſen Tiſch mit Eßwaaren bedeckt war, und wartete des Königs, der das Frühmahl an der Seite ſeiner Gemahlin einzunehmen pflegte. Punkt zehn Uhr rauſchten die Vorhänge und Friedrich Wilhelm trat ein.

„Guten Morgen, Luiſe! — Nun, iſt der Nimmerſatt jetzt zufrieden? Hörte eben von dem Kabinetsrath Beyme, daß die beſondere Schatullenangelegenheit geordnet iſt.“

Die Königin bezeugte auf's Neue ihre Dankbarkeit, während der König, einen Apfel ſchälend, trocken vor ſich hinſagte: „Nun aber haushalten, Madame, und bei ſich ſelbſt anfangen! Ich ſehe, daß du viel zu viel Staat und Aufwand machſt! Was koſtet zum Beiſpiel dieſe Haube da?“

„Warum fragſt du danach?“ ſcherzte Luiſe. „Es iſt nicht immer gut, wenn die Männer wiſſen, was der Putz der Frauen koſtet. Sie verſtehen das nicht und finden dann alles zu theuer.“

„Alles mit Unterſchied!“ erwiderte der König zäh. „Von dieſer Haube möchte ich wirklich gern wiſſen, was ſie koſtet.“

„Nun, ich denke wohlfeil genug für mich gewählt zu haben!“ ſagte die Königin. „Sie koſtet nur vier Thaler!“

Der König riß die Augen weit auf, ließ die Hand mit dem Apfel, den er zum Munde führen wollte, ſinken und trat an's Fenſter. „Da haben wir's! Nur vier Thaler! Das iſt ja ein wahres Heidengeld für ſo ein Ding! Aber ich ſage es ja: Die Töchter Evas ſind alle nach ihrer Mutter geartet. Was ſollte aus der Welt werden, wenn die Söhne Adams in dieſer Hinſicht mit ihren Schweſtern einen Strang zögen!“

„Die Söhne Adams haben wieder andere Hinſichten, die vielleicht noch koſtſpieliger ſind,“ gab Luiſe zurück.

Der König ſchien das überhört zu haben. Er riß plötzlich das Fenſter auf und rief: „Heda, Alter, mal herauskommen!“

Bald darauf trat ein alter Invalide von der Garde ein. Der König ging auf ihn zu und ſagte: „Dieſe Dame hier hat viel Geld; denn was meinſt du wohl, daß ſie für die Mütze dort auf dem Nähtiſch gegeben hat?“

Der alte Kriegsmann nahm den Gegenſtand prüfend in Augenſchein und meinte nach einer Weile mit Kennermiene: „Na, Majeſtät, ihre vier Groſchen wird ſie wohl gekoſtet haben.“

„Da haſt du's!“ wandte ſich der König an ſeine Gemahlin und dann an den Invaliden: „Ei was, vier Groſchen! Sage vier Thaler! Nun, geh' einmal hin zu der ſchönen Frau und laß dir von ihr ebenſoviel geben!“

Der Kriegsmann machte ein ängſtlich verlegenes Geſicht, trat aber dann auf einen ermunternden Wink des Königs zu dem Sopha und ſtreckte der hohen Frau die Hand entgegen. Luiſe gab ſich alle Mühe, Verdruß zu heucheln, griff aber ſchließlich in die Taſche und zählte dem Invaliden vier blanke Thaler in die Hand. Ehe aber indeß der Kriegsmann ſeinen Dank hervorbringen konnte, fühlte er ſich am Arm gepackt. Die Königin führte ihn zum König und ſprach: „Sieh' dir nun einmal den hohen Herrn da an, Alter, der hat viel mehr Geld als ich. Alles, was ich habe, iſt nur allein von ihm, und er giebt gern, das kannſt du glauben. So ſprich ihn an und laß dir von ihm das Doppelte geben.“

Der Alte wußte nicht, wie ihm geſchah, und der König auch nicht; ſolche Wendung des Handels hatte er ſich nicht träumen laſſen. „Weiberliſt! Weiberliſt!“ murmelte er vor ſich hin. „Hab's ja immer geſagt: Es iſt nicht auszukommen mit den Töchtern Evas.“

Aber nun war es ihm auch nicht länger möglich, den Ernſt zu bewahren. Mit herzlichem Lachen griff er in die Börſe, und der Alte ging mit zwölf Thalern von dannen.

Nun auch noch ein zweites Stücklein.

Beſonders reich an Freuden war der Aufenthalt des königlichen Paares im Auguſt 1800 in Schleſien. Das Rieſengebirge wurde beſucht, der Kynaſt beſtiegen und dann ging es höher hinauf zur Schneekoppe. An einem ſchönen Auguſtmorgen ſetzte ſich der Zug in Bewegung, voran der König und die Königin, bald neben, bald hinter einander reitend; mit jedem Schritte wurde die Ausſicht freier und weiter. Der König wünſchte, die Gemahlin möge ſich nicht umſehen, auf dem Gipfel würde dann mit einemmal die volle, unermeßliche Ausſicht ſich ihnen darbieten. „Laß mich doch,“ ſagte ſie glücklich lächelnd, „ich muß dich bisweilen anſchauen, und dann ſchau' ich neugierig nur ein wenig „nebenher.“

Endlich war der Gipfel erreicht. Da ſtand nun Friedrich Wilhelm, ernſt das Haupt entblößt, neben ihm, die Hände gefaltet, die Gemahlin, und rings umher eine ungezählte Menge Menſchen von nah und fern, die Augen auf den Landesherrn und ſeine jugendliche Gemahlin gerichtet, aber die Herzen erhoben zu dem Herrn aller Herren. „Dieſer Augenblick,“ ſagte ſpäter die Königin oft, „iſt einer der ſeligſten meines Lebens; es war mir, als wäre ich, erhoben über die Erde, Gott näher.“

Als das ſtille Morgenopfer dem Herrn aller Herren dargebracht war, wurde die Freude des treuen Volkes laut; freundliche Hirten überreichten unter lieblichen Geſängen der verehrten Landesmutter Blumenſpenden, Schleſiens biedere Bergleute kamen mit wehenden Fahnen daher, das geliebte Herrſcherpaar mit einem herzlichen „Glück auf!“ zu begrüßen.

„Zu viel, zu viel auf einmal, mehr als das Herz faſſen konnte,“ ſagte die Königin nachher mit dankerfülltem Sinn.

An einem folgenden Tage wurde dem verehrten und geliebten Königspaare in dem freundlichen Bergſtädtchen Waldenburg ein Feſt ganz eigenthümlicher Art bereitet; von Bergeshöhen ging es in Bergestiefen, dort wie hier wunderbare Gottesnatur und herzerquickende Menſchenliebe. Von einem großen Baſſin aus führen unterirdiſche Waſſerſtraßen aus einer Abtheilung des Bergwerks in die andere. Fünfhundert neu uniformirte Bergleute empfingen das hohe Königspaar mit einem friſchen, bergmänniſchen „Glück auf!“ Friedrich Wilhelm und Luiſe beſtiegen das bereit gehaltene, reichgeſchmückte Schiff, die Begleitung andere daneben liegende, und hin glitten die Fahrzeuge auf dunkler Waſſerſtraße, die von dem Schimmer der Grubenlaternen nur matt erleuchtet war. Wie aus weiter Ferne vernahm man einen vierſtimmigen Chorgeſang. „Lobet den Herrn, den mächtigen König der Ehren,“ hallte es feierlich durch die Nacht, ſonſt ein wunderbares, tiefes Schweigen rings umher. So ging die Fahrt ohne Unterbrechung eine lange Strecke dahin. Da wenden die Schiffe, ſie biegen in eine großartige Grotte ein, aus der ein hellerleuchtetes Transparent den Ankommenden entgegenſtrahlt. „Glück auf! Glück auf!“ und ein froher Bergmannsgeſang tönt ihnen entgegen. Der König konnte vor ſtiller Bewunderung lange nicht das Wort des Dankes finden, dann ſtrömte es ihm bewegt über die Lippen. Die Königin rief wiederholt aus: „Ja, ja, auch unter der Erde iſt's ſchön und prächtig. Tauſend Dank! Nein, das kann und werde ich nie vergeſſen!“ Und auch ſie iſt nicht vergeſſen worden.

Einundzwanzig Jahre ſpäter war Biſchof Eylert in Salzbrunn. Der in der Nähe wohnende Fürſt Radziwill lud ihn zur Befahrung der ſchiffbaren Stollen bei Waldenburg ein. Als ſie dahin fuhren, fragte der Fürſt die rudernden Bergleute, ob welche unter ihnen wären, die im Auguſt 1800 den König und die Königin gefahren hätten? „Ja, Durchlaucht,“ antwortete ein alter, biederer Bergmann, „von uns, denen dieſe Ehre zu Theil wurde, leben noch über die Hälfte, und drei davon ſind hier mit mir gegenwärtig. Ich ſaß am Ruder und konnte der Königin beim Lampenlicht ganz nahe in's Geſicht ſehen. Mein Lebtag habe ich ſo ein Frauengeſicht nicht mehr geſehen! Sie ſah prächtig aus wie eine Königin, und doch dabei ſo gut und freundlich wie ein Kind, und um den Mund hatte ſie im Lächeln einen ſo liebenswürdigen Zug, akkurat ſo wie meine ſelige Mutter.“

Der König und die Königin beſchenkten uns alle, mir aber drückte ſie, als ſie aus dem Schiffe ſtieg, noch abſonderlich ein Papierchen in die Hand. Als ich's öffnete, lagen zwei neue, blanke Dukaten darin; die habe ich meiner Frau geſchenkt, und ſie trägt ſie als Halsſchmuck, wenn ſie zur Kirche oder zum heiligen Abendmahl geht. Was für eine Frau war die Königin! Warum hat der liebe Gott die wohl ſo frühe ſterben laſſen?“ Als der Alte ſo erzählte, liefen ihm die hellen Thränen über die Backen, auch die andern konnten ſich derſelben nicht enthalten.

„Warum?“ Unerforſchlich ſind die Wege Gottes.—

Und nun von der Kaiſerin Eugenie.

Es giebt nichts Unwahrſcheinlicheres als — was geſchieht, nichts Romanhafteres als die wirkliche Welt. Welcher Dichter wäre kühn genug geweſen, den Lebensweg zu erfinden, auf den die Ex-Kaiſerin Eugenie zurückblickt? Mademoiſelle Eugenie de Montijo, ſo lautet ihr Mädchenname. Ihr Vater war ein ſpaniſcher Edelmann, ihre Mutter Miß Manuela, Tochter eines engliſchen Konſuls in Malaga. Eugenie war eine Schönheit, viel bewundert in den Salons zu Madrid. Auch in Paris war die junge Spanierin mit dem herrlichen goldblonden Haar, den edeln, feinen Zügen und der zarten Geſtalt auf den Bällen, die der Prinz Präſident Louis Bonaparte im Elyſee gab, der Gegenſtand warmer Bewunderung. Um die Jahreswende 1852 auf 1853 zeigte der inzwiſchen „durch den Willen des franzöſiſchen Volkes“ zum Imperator der Franzoſen ernannte Louis Bonaparte der erſtaunten Welt ſeine bevorſtehende Vermählung mit Mademoiſelle Eugenie de Montijo, Gräfin von Theba an!

In den nächſten Jahren war die junge, ſchöne, hinreißend liebenswürdige Kaiſerin die Herrin aller Herzen in Paris und — die Herrin der Mode in ganz Europa. Ein Graf d' Heriſſon, welcher nach der Flucht der Kaiſerin im Jahre 1870 beauftragt wurde, ihre Kleidung nach England nachzuliefern, hat uns ein Bild des Reichthums, den dieſelbe zu jener Zeit an Kleidern hatte, anſchaulich gemacht. Ueber den Gemächern der Kaiſerin befanden ſich die Zimmer ihrer Kammerfrauen, rings herum eingefaßt mit großen Schränken von Eichenholz. Darin befanden ſich Kleider aller Art, Mäntel, Weißzeug, Spitzen, chineſiſche Seidenſtoffe und dergleichen. Dazu kam ein beſonderes Zimmer für Hüte, Fußbekleidung und Pelzwerk. Ueber dem Schlafzimmer war in einem Gemach eine lebensgroße Puppe in der Geſtalt der Kaiſerin. So oft nun dieſelbe ihre Kleidung wechſeln wollte, ward den Kammerfrauen durch ein Sprachrohr nach oben der Befehl ertheilt, die Puppe zu kleiden und auf einem Fahrſtuhle herabzulaſſen, damit die Kaiſerin ſich entſcheide, ob ſie ſo gekleidet ſein wolle. Wenn es ihr gefiel, wurde die Puppe entkleidet, und die Sache war erledigt; gefiel ihr's nicht, ſo kam eine zweite und dritte und vierte Puppe von oben, um dem Geſchmacke der ſtolzen Fürſtin zu dienen. Drei bis vier Millionen ſoll dieſes Heer von Kleidungsſtücken werth geweſen ſein.

Bewundernd ſah alles damals die Kaiſerin Eugenie nach, wenn ſie ſtrahlend von Schönheit und Lebensfreudigkeit in koſtbarer Kleidung mit ihrem feurigen Viergeſpann durch das bois de Boulogne dahinjagte. — Bei der Einweihung des Suezkanals feierte ſie wahre Triumphe.

Bald wußte ſie ſich auch den Einfluß auf die Politik zu verſchaffen und zeigte ſich als treue Tochter der katholiſchen Kirche. Unſerer Erhebung und der Einigung Deutſchlands war ſie eine unverſöhnliche Gegnerin. Daß die Kaiſerin eine der hervorragendſten unter den mannigfachen Triebfedern war, die Frankreich 1870 zum Kriege drängten, iſt bekannt. Nun kam in furchtbar raſcher Folge der Sturz. Die ganze bonapartiſche Herrlichkeit brach mit der Schlacht bei Sedan über Nacht zuſammen. So wenig hatte dieſes Kaiſerpaar die Liebe ſeines Volkes ſich erworben, daß als in Paris der Lärm des Pöbels zu den Fenſtern der Tuilerien heraufbrauſte, — die Kaiſerin hilflos und verlaſſen durch die Säle des Palaſtes irrte, und Ritter Nigra (der italieniſche Geſandte) ſie in das Haus des amerikaniſchen Zahnarztes Dr. Evans flüchtete. Man ſagt, ſie habe unterwegs an den Thüren verſchiedener Hofherren um Aufnahme angeklopft. Man ließ ſich verleugnen und erklärte achſelzuckend, man könne nichts für Ihre Majeſtät thun. Vierzehn Tage lang war Stunde auf Stunde eine fortlaufende Qual für die arme Kaiſerin. Keine Stunde verging, wo nicht eine Nachricht eintraf, welches neues Unglück meldete und altes beſtätigte. Sie hatte ſich nur durch ſtarken Kaffee wach und aufrecht erhalten und war zur Ruhe nur durch ſtarke Mittel von Chloral gekommen. Dadurch war ſie aber ſo zermartert, daß ſie mit offenen Augen nichts ſah und mit hörenden Ohren nichts verſtand. So

Digitized by Google

ging's auf die Flucht. In Dr. Evans Wagen verließ ſie die Hauptſtadt. Nach einer ununterbrochenen Fahrt von 36 Stunden kam man in Dronville an, von wo die Ueberfahrt nach England geſchehen ſollte. Erſt nach langem Zaudern gab Sir Burgvone, ein Freund Napoleons, die Erlaubniß, ſein Schiff, die „Gazelle," zur Ueberfahrt zu benutzen. Es war ein Segelſchiff von 45 Fuß Länge mit einer einzigen Kabine von 2,50 Meter Größe. In dieſem Loche ſaßen nun 23 Stunden lang die Kaiſerin mit ihrem Vorleſer, Dr. Evans, und dem Schiffsherrn. Das Wetter war ungemein ſtürmiſch; der Schiffsherr glaubte, ihr letztes Stündlein ſei gekommen. Im Hafen von Ryde landeten ſie; ihr Ausſehen war aber ſo heradgekommen, daß man ſie im erſten Hotel gar nicht aufnahm.

Später fand die Kaiſerin ihr Aſyl in Chiſelhurſt in England, aber das Unglück verfolgte ſie auch dort. Ihr einziger, heiß geliebter Sohn Louis (geb. den 16. März 1856) entſchloß ſich — man ſagt aus unglücklicher Liebe — den Feldzug gegen die Zulukaffern in Afrika im engliſchen Dienſte mitzumachen (1878.) Er geht und — endet unter den mörderiſchen Kaffern. Seitdem iſt die Kaiſerin Eugenie eine gebrochene Frau. Vor zwanzig Jahren auf dem Gipfel ihrer Macht und Herrlichkeit, und nun vor Kummer und Thränen vor der Zeit gealtert. Auf einen Stab geſtützt, langſam einherſchwankend, in tiefes Schwarz gehüllt, — ſo ſieht man ſie in Ems und andern Orten. An Stelle des früheren Toiletlenreichthums iſt größte Einfachheit getreten.

Ihr Herz trieb ſie, am Grabe ihres unglücklichen Kindes ſich auszuweinen. So machte ſie im Jahre 1879 die beſchwerliche Reiſe nach Afrika und ſtand am Jahrestage des Todes ihres Sohnes an ſeinem Grabe, bleich, abgehärmt, die Augen voll Thränen, den Mund voll Klagen, und hat hier einen Tag lang geweint und gebetet. Welch' eine Wendung! — Es iſt dieſe Lebensgeſchichte eine eindringliche Predigt von dem Gotte, der bald erhöhen, bald ſtürzen kann. (Nachdar.)

Der rothe Kaſpar,

oder:

Sünde und Gnade.

Eine Dorfgeſchichte für Haus und Herd von J. W. von Hegi.

(Schluß.)

An einem trüben Novembertage kehren wir wieder in Waldeck ein. Seit unſerm letzten Beſuche ſind bereits fünf Jahre ins Meer der Vergangenheit geſunken und Manches hat ſich geändert. Marie's Großmutter und der blinde Ehrſam ſind in die kühle Erde gebettet. Bis zum letzten Augenblicke waren ſie ihrem Verſprechen treulich nachgekommen; aber faſt möchte es ſcheinen, als ob alle ihre Gebete fruchtlos blieben, denn in der Mühle ſieht's traurig aus. Von dem alten Dienſtperſonal iſt Niemand mehr da, lauter fremde Geſichter treten uns entgegen. An Stelle der vier ſtattlichen Braunen, die einſt im Stalle wieherten, finden wir zwei alte Klepper. Wenn ſie den Wagen durch's Dorf ziehen, ſpotten die Leute: „Der Kaſpar füttert ſeine Pferde mit Leitern, man ſieht ihnen ja die Sproſſen durch die Haut gucken." Das ſchöne Grundeigenthum, welches der alte Ehrſam ſeinem Sohne hinterließ, iſt bis auf einige magere Aeckerlein in fremde Hände übergegangen. Auf der Mühle ſelbſt ruht eine Hypothek, und als ob das Mühlwerk es wüßte klappert's traurig:

„Verſchuldet, verſchuldet
Durch eigene Schuld."

Selten ſieht man ein fremdes Fuhrwerk in den Hof fahren, denn die Bauern wollen nicht betrogen ſein.

In der Wohnſtube ſitzt die Marie. Wie hat ſie gealtert! Auf ihrem Schooße ſpielt ein Säugling mit ſeiner Milchflaſche, während ein kleiner Junge ſeiner Großmutter, die jetzt mehr weißes, als rothes Haar hat, zu ſchaffen macht. Die Augen der jungen Frau ſtieren in's Weite. Wie gewöhnlich weilt ſie mit ihren Gedanken in der Vergangenheit. In ihrem Herzen ſteigt der Wunſch auf: „Ach, daß doch der Vater wieder einmal käme und dem Kaſpar Vorſtellungen machte, vielleicht würde es doch etwas helfen." Aber der Vater kommt nicht, das weiß ſie, denn ſeit ihm ſein Schwiegerſohn die Naſe blutig geſchlagen hat, betritt er deſſen Haus mit keinem Fuß mehr.

Und wo iſt der Kaſpar? Der ſitzt wieder im goldenen Ochſen und huldigt dem Kartenkönig. Er merkt nicht, wie ihm der „Schaufelbub" das Grab ſeiner Ehre immer tiefer gräbt und wie der „Schellenober" ihm zuruft: „Du biſt verloren!" Schon den ganzen Nachmittag, bis Abends 10 Uhr, hat er geſpielt und getrunken." Jetzt iſt ſein Geld fort und er will „pumpen." Aber der Ochſenwirth ſagt: „Du biſt mir ſchon genug ſchuldig, ich borge nicht mehr."

„So, du dieſer und jener, nicht einmal ſo viel Zutrauen ſchenkſt du mir, daß ich dich bezahlen werde," brauſ't der Kaſpar auf.

Ein Wort giebt das andere, bis der Wirth den Kaſpar am Kragen faßt und ihn mit den Worten: „Hinaus mit dir, du Lump!" an die Luft ſetzt.

Schimpfend wie ein Rohrſpatz geht der Müller in Geſellſchaft des Nachtwächters der Mühle zu. Aber er geht nur zur Vorderthüre ſeines Hauſes hinein, um zur hintern hinaus zu ſchlüpfen. In ſeinem Innern kocht es vor Aerger und Wuth.

„Alſo ſo weit iſt es gekommen, daß dich die Leute für zahlungsunfähig hatten.“ Von dieſem Gedanken getrieben, läuft er, dem Sturm und Regen trotzend, quer über's Feld dem Walde zu. Hier ſetzt er ſich unter eine Rothtanne und faßt einen böſen Plan. Oft ſchreckt er zuſammen, wenn ein Windſtoß durch die Wipfel der Tannen fährt. Aber immer wieder leiht er der Stimme des Verſuchers ſein Ohr, der ihm zuflüſtert: „Die Mühle iſt gut verſichert, wenn ſie abbrennt, trägt ſie eine ſchöne Summe Geldes ein. Daraus kannſt du eine neue bauen und behältſt noch ein Kapitälchen übrig. Sei kein Narr, thu' was mancher Andere vor dir gethan hat, und du biſt ein gemachter Mann. Wirf die Gewiſſensſcrupel von dir, dann iſt dir geholfen.“

Ueber zwei Stunden kämpft er gegen die Regungen des Gewiſſens. Dann macht er ſich auf und lenkt ſeine Schritte heimwärts. Vom Hauſe aus geht er über den gepflaſterten Hof in die Mühle und durch dieſelbe in einen anſtoßenden Schuppen, der mit Stroh und Reiſig gefüllt iſt. Einen Augenblick zaudert er, dann greift er in die Weſtentaſche nach einem Streichholz und wirft daſſelbe brennend in den Strohhaufen. Ohne ſich umzuſehen, eilt er auf demſelben Wege, den er gekommen iſt, in's Haus zurück. Niemand hat ihn geſehen, auch in der Kammer liegt Alles im tiefſten Schlaf. Er ſelbſt ſchnarcht im andern Augenblicke, als ob er, wer weiß wie feſt, ſchliefe.

Kaum eine Viertelſtunde ſpäter rief die Sturmglocke die Bewohner Waldeck's aus ihrer nächtlichen Ruhe. So ſchnell, wie möglich, wurde die Spritze aufgefahren und Löſchverſuche angeſtellt. Lichterloh ſchlugen die Flammen dur'chs Dach der Mühle und man ſah bald ein, daß bei dem ſtarken Luftzuge dieſelbe nicht zu erhalten ſei. Man beſchränkte ſich deshalb darauf, das Wohnhaus außer Gefahr zu halten. Händeringend ſtand Kaſpar auf dem Schauplatze und geberdete ſich wie ein Wahnſinniger. Man hatte ihn und die Seinen wecken müſſen, denn als die Feuerſpritze ſchon auf dem Platze war, hatte ſich im Hauſe noch kein Bein geregt.

Am Tage nach dem Brande erſchienen Gerichtsperſonen in Waldeck, um den Thatbeſtand der Feuersbrunſt aufzunehmen. Kaſpar und die Seinen wurden in ein ſcharfes Verhör genommen. Man hegte ſtarken Verdacht, daß der liederliche Müller der Brandſtifter ſein könnte. Er leugnete indeſſen Alles und man konnte keine Beweiſe gegen ihn aufbringen. Im Gegentheil bezeugte der Nachtwächter zu ſeinen Gunſten, daß er ſchon um 10 Uhr ziemlich betrunken nach Hauſe gegangen ſei, und der tiefe Schlaf, in dem man ihn vorgefunden, war ein Beleg dafür, daß er ſich auch gleich zur Ruhe begeben habe.

7.

Ein ſchöner Herbſttag nahte ſeinem Ende. Auf der Straße nach Waldeck fuhren viele Fuhrwerke dahin. In X., dem benachbarten Bezirksorte, war Jahrmarkt geweſen und die Waldecker hatten ihre Einkäufe beſorgt. Unter den Heimkehrenden war auch Kaſpar, zu dem ſich der Gemeinderathsſchreiber geſtellt hatte.

„Biſt ja ſo leutſcheu geworden,“ redete dieſer den Müller an. „Komm heute Abend wieder einmal in den goldenen Ochſen; es iſt Markttag, da kannſt du ſchon eine Ausnahme machen.“

„Seit mich der Ochſenwirth zum Hauſe hinausgeworfen hat, habe ich keine Luſt mehr, von ſeinem Wein zu trinken,“ entgegnete Kaſpar.

„Sei nicht ſo einfältig, der hat's ſchon lange bereut, daß er dir ſo übel mitgeſpielt hat,“ bemerkte der Andere.

Beim Dorfe angekommen, konnte Kaſpar dem freundlichen Schreiber nicht widerſtehen, er mußte ihm verſprechen, ſich im Wirthshauſe einzuſtellen. Dann ging er der neuerbauten Mühle zu, die ein Bedeutendes weniger gekoſtet hatte, als er von der Feuerverſicherungs-Geſellſchaft für die alte erhalten hatte.

Zwei Stunden ſpäter ſaß eine Geſellſchaft im Ochſen beiſammen, zu der auch Kaſpar und der Gemeinderathsſchreiber gehörten. Man plauderte über Allerlei und wie von ſelbſt kam man auch auf die abgebrannte Mühle zu ſprechen. Jeder wunderte ſich, daß man noch nicht die geringſte Spur von dem Brandſtifter entdeckt habe.

„Ja, wenn ich den ausfindig machen könnte,“ meinte Kaſpar, „dann ſollte es ihm nicht gut bekommen.“

Der Gemeinderathsſchreiber, der längſt froh war, daß ſeine Tochter nicht Kaſpars Weib geworden, aber es doch nicht verwinden konnte, daß dieſer Holder's Marie ſeiner Suſette vorgezogen hatte, bemerkte trocken: „Du haſt eigentlich doch recht gehabt, Ehrſam, daß dir deine Mühle abgebrannt iſt.“

Kaſpar wurde feuerroth und drohte mit Klage wegen Beleidigung.

Der ſchlaue Fuchs beſchwichtigte ihn und verſprach, einige Maß Wein zu bezahlen, wenn er die Sache auf ſich beruhen laſſe; er habe ihn gewiß nicht beleidigen wollen.

Der Ochſenwirth ſtellte auf den Wink des Gemeinderathsſchreibers eine Flaſche nach der andern auf und Kaſpar mußte trinken, ob er wollte

oder nicht. Stunde um Stunde verrann; die Meisten waren nach Hause gegangen. Der Gemeinderathsschreiber blieb gegen seine Gewohnheit länger, als sonst. Sein Gegenüber, der Kaspar, war eingeschlafen und fing an zu träumen. Unzusammenhängende Worte entschlüpften seinen Lippen, wie: Feuer, Landjäger, Zuchthaus u. s. w.

Als der Schreiber genug gehört hatte, weckte er den Müller und brachte ihn nach Hause. Des andern Tages machte er sich in aller Frühe auf den Weg nach X. Was er dort that, hat er Niemanden verrathen; aber am Nachmittag kam ein Landjäger*) in die Waldecker Mühle, verhaftete den Kaspar und führte ihn trotz des Jammerns und Wehklagens der Mutter, Gattin und Kinder gefesselt in das Bezirksgefängniß nach X.

8.

Bis zum Frühjahr saß Kaspar in Untersuchungshaft. Erst hatte er sein Verbrechen hartnäckig geleugnet, als man ihm aber gesagt, wie er sich selbst im Wirthshause verrathen, da bekannte er Alles. Im April tagte das Schwurgericht, das über Kaspars Angelegenheit entscheiden sollte. Der Richter verurtheilte ihn zu fünf Jahren Zuchthausstrafe, und nach Beendigung der Gerichtssitzungen wurde er mit andern Sträflingen nach der kantonalen Strafanstalt in der Hauptstadt transportirt.

Nicht lange darnach kam die Mühle in Waldeck unter den Hammer. Die Feuerversicherungs-Gesellschaft machte Anspruch auf Rückvergütung ihres Geldes. Um einen verhältnißmäßig geringen Preis steigerte der Gemeinderathsschreiber die Mühle nebst Wohnhaus und den dazu gehörigen Ländereien. Mit teuflischer Schadenfreude feiert er den Tag, an welchem die unglückliche Marie mit ihren Kindern und der gebeugten Schwiegermutter ihr bisheriges Heim verlassen mußte, um seinem Schwiegersohne — einem jungen Müller — und seiner Tochter Platz zu machen.

Der Erlös, den die Auktion abwarf, reichte gerade aus, um die Schulden und die Gerichtskosten zu bezahlen. Bettelarm mußte die vor wenigen Jahren so reiche Müllerin von Haus und Hof ziehen. Ihr Vater hatte ihr ein kleines Häuschen gemiethet, in welchem sie fortan mit den Ihrigen wohnen sollte. Wohl hatte Lisbeth ihren Gatten zu bewegen versucht, die Tochter in's elterliche Haus aufzunehmen, aber er gab ihr immer wieder zur Antwort: „Ihr beide, du und die Marie, habt es nicht besser gewollt, nun müßt ihr auch wissen, daß ihr Unrecht gethan habt. Die mir zugefügte Kränkung ist zu groß, als daß ich sie der Marie vergeben könnte. Sie soll sich von ihrer Hände Arbeit ernähren und wenn's nicht ausreicht, will ich ihr helfen. Aber in mein Haus soll sie nicht kommen."

Und dabei blieb's. Marie mußte sich selbst helfen. Während sie bei Fremden im Tagelohn arbeitete, verwahrte Wittwe Ehrsam zu Hause die Kinder. Sie verstand es jetzt besser, ihre Enkel zu erziehen, als einst ihren Sohn.

9.

Ungefähr drei Jahre nach der Versteigerung der Mühle herrschte in Waldeck große Aufregung. Es war bekannt gemacht worden, daß am Abend ein fremder Prediger im Tanzsaal des goldenen Ochsen einen Gottesdienst abhalten werde. Jung und Alt strömte herzu, um den Mann zu hören. Zur bestimmten Zeit erschien er im Saale und ließ ein bekanntes Kirchenlied singen. Alsdann betete er, nicht aus einem Buche, sondern frei von Herzensgrund. Hierauf verlas er die beiden Gleichnisse vom verlarenen Schaf und vom verlorenen Groschen. Luk. 15, 1—10.

„In diesem Schriftabschnitt," begann er seine Rede, „haben wir ein Evangelium der Liebe. Ich weiß zwar wohl, daß es Vielen gehen wird, wie den Pharisäern und Schriftgelehrten, die wider Jesum murreten, weil er bei Sündern und Zöllnern einkehrte. Sie werden etwas Anstößiges an dem Evangelium finden, weil der Heiland durch diese Gleichnisse unsern Zustand als einen verlarenen bezeichnet. Niemand will zu den Verlarenen gehören, zu den Lasterhaften, welche sich selbst weggeworfen haben. Aber unser Gewissen und die Bedürfnisse unserer Herzen bezeugen uns doch, daß wir auf den Wegen, auf welchen wir unser Glück und Heil suchen, nicht zum gewünschten Ziele kommen können. Wir sind von Natur auf dem Irrwege, weil wir der Stimme Gottes nicht Folge leisten. Nun ist es Liebe, daß uns der Herr Aufschluß über unsern Zustand giebt und uns auf die Gefahr, in der wir schweben, aufmerksam macht. Er thut aber noch mehr. Wie der Hirte das verlarene Schaf vor dem Tode bewahrt, so will uns Christus ein Leben geben, dem kein Tod ein Ende machen kann; ewiges Leben, das hienieden schon beginnt und uns beglückt und beseligt. Ferner haben wir hier ein Evangelium der Liebe, weil es uns zeigt, daß der Herr uns nachgeht und uns mit vieler Mühe sucht, obwohl wir ihn nicht darum gebeten haben, sondern in unserm Ungehorsam uns immer weiter von ihm entfernen. Auch sagt uns diese Botschaft der Liebe, welch einen hohen Werth jeder einzelne Mensch in Gottes Augen hat und wie er nicht will, daß Einer verlaren gehe."

*) In der Ostschweiz werden die Gensd'armen Landjäger genannt.

In dieser Weise fuhr der Prediger fort und forderte dann zum Schluß die Leute auf, Buße zu thun, damit die Engel im Himmel sich über ihnen freuen könnten. In manchem Auge glänzten Thränen; Andere aber spotteten über den Seltenprediger.

Noch einmal predigte der Fremde im goldenen Ochsen, als er aber zum dritten Mal kam, wies ihm der Wirth mit barschen Worten die Thüre. Er habe kein Haus für Faullenzer und Tagediebe, der Mucker solle arbeiten und sein Brod auf ehrliche Weise verdienen, meinte er. Betrübt ging der Diener Gottes von dannen und betete im Stillen: „Herr vergieb ihm, denn er weiß nicht was er thut.“ Hinter ihm her folgte ein kleines Häuflein und Einer aus demselben holte ihn ein und frug ihn, ob er nicht geneigt wäre, in seinem Hause das Wort Gottes zu verkündigen.

„Von Herzen gern,“ lautete die Antwort, und sogleich folgte der Prediger dem Manne bis an's Ende des Dorfes, wo beide im Holder'schen Hause einkehrten. Das Evangelium der Liebe hatte auf Holder und seine Gattin einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt, so daß sie entschlossen waren, dem Manne Gottes ihr Haus zu öffnen.

Von der Zeit an hielt der Prediger regelmäßig Gottesdienst in demselben. Freilich rief dies einen gewaltigen Sturm hervor unter den Waldeckern, und mehr als einmal mußte Holder neue Scheiben in seine Fenster einsetzen lassen. Dennoch hielt er mit seiner Gattin und einigen Gleichgesinnten Stand. Die Erlebnisse der vergangenen Jahre hatten das Ehepaar empfänglich gemacht für das lautere Wort Gottes. Dasselbe offenbarte ihnen ihre Sündhaftigkeit, zeigte ihnen aber auch den Weg zum Frieden. Freilich wurde es Holder schwer, sich seinen Forderungen zu unterwerfen, und lange dauerte es, bis er durch die Gnade Gottes den Sieg über sein unversöhntes Herz erlangte. Doch als er nach ernstlichem Ringen sprach: „Herr, ich will vergeben,“ da ward auch ihm vergeben und der Friede Gottes beseelte sein Inneres.

Nicht lange darnach zog Marie mit ihren Kindern und der Schwiegermutter in's elterliche Haus, von welchem man bald sagen konnte: „Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschenkindern.“

Es würde zu weit führen, wollten wir der Bekehrungsgeschichte eines jeden Einzelnen in der Holder'schen Familie nachforschen; genug, an Allen erwies sich das Evangelium als eine Kraft Gottes, selig zu machen, die daran glauben.

10.

Es wird Zeit, daß wir uns nach Kaspar umsehen. Einsam sitzt er in seiner engen Zelle an einem kleinen Ambos und klopft ganz dünne Drahtstiften gerade, welche später wieder in einer großen Eisengießerei beim Formen verwendet werden sollen. Es ist ein langweiliges Geschäft und keineswegs dazu angethan, dem armen Gefangenen die Zeit zu verkürzen. Die Gedanken Kaspars spinnen ihre langen Fäden zurück in die Vergangenheit. „Wie wird es meinem guten Weibe, meinen Kindern, der Mutter und den Schwiegereltern gehen?“ so fragt er sich Tag für Tag unzählige Mal. Schon sind beinahe drei und ein halb Jahre seiner Haftzeit verflossen und noch hat er nicht die geringste Nachricht von Waldeck erhalten. Mit jedem Tage wird sein Schmerz größer; er weiß wohl, daß er verdient hat, von den Seinen verstoßen zu werden, aber er kann sich mit dem Gedanken nicht vertraut machen. Tiefes Weh durchzieht seine Seele, das zeitweise in Bitterkeit und Groll umschlägt.

So saß er auch eines Tages von schmerzlichen Gefühlen überwältigt an seiner Arbeit, als unverhofft der Gefängnißwärter eintrat und ihm zum ersten Male Besuch anmeldete. Ein freundlicher wohlwollender Herr erschien unter der Thüre, der sich dem Kaspar, nachdem der Wärter sich entfernt und das Gemach verschlossen hatte, als Prediger zu erkennen gab. Er richtete einige Fragen an ihn und wickelte dann aus einem Papier eine schöne, neue Bibel, aus der er ihm das Gleichniß vom verlorenen Sohne vorlas. „Ihre Lebensgeschichte lautet ähnlich, nicht wahr?“ frug er den Sträfling.

Kaspar schlug beschämt seine Augen nieder.

„Ich weiß Alles,“ fuhr der Prediger fort, „mein College in X., der seit einiger Zeit das Wort Gottes in Waldeck verkündigt, hat mir Aufschluß über ihre Verhältnisse gegeben und mich gebeten, Sie zu besuchen. Denken Sie nicht, daß ich Sie verachte; ich bin gekommen, um ihnen den Weg des Heils zu zeigen und werde Sie öfters besuchen, wenn es Ihnen angenehm ist.“

Er sah nach der Uhr und fand, daß die Viertelstunde, die er bei Kaspar bleiben durfte, beinahe abgelaufen war. Die wenigen Minuten benützte er noch zum Gebet und übergab dann die Bibel dem Gefangenen mit den Worten: „Das Buch sendet Ihnen Ihr Schwiegervater Holder, lesen Sie recht oft darin. Ueber alles Weitere wird Ihnen der Brief Ihrer Gattin, der darin liegt, Aufschluß geben. Und nun leben Sie wohl bis auf's Wiedersehen.“

Der Schließer hatte geöffnet und im andern Augenblicke war Kaspar wieder allein zwischen den vier Wänden. War's Wirklichkeit, oder war's ein Traum? Doch nein, er hatte ja die Bibel in Händen und auf dem Boden lag der aus dem Buche gefallene Brief.

Digitized by Google

Eine Stunde ſpäter hielt er denſelben noch in den Händen; die beiden Bogen waren ganz naß von Thränen. Marie hatte ihren Gatten von all' dem Geſchehenen benachrichtigt und ſchloß ihren Brief folgendermaßen: „Nun weißt du, Kaſpar, daß wir glücklich ſind. Du kannſt es auch werden; der Herr Jeſus vergiebt auch dem größten Sünder, wenn er Buße thut und an ihn glaubt. Herr N., der Freund unſeres Predigers, wird dir den Weg zu Chriſto zeigen. Folge ſeinen Rathſchlägen, dann werden wir, ſo Gott will, in ſpätern Jahren zuſammen glücklich ſein. Wir haben dir Alles vergeben und werden dich, wenn du heimkommſt, mit Freuden aufnehmen."

Was in den kommenden Wochen und Monaten mit Kaſpar vorging, kann ſich jeder Leſer leicht denken. Er durchlebte eine Zeit tiefer Buße. Lange währte es, bis es in ſeinem Herzen ſtille wurde, aber endlich ſiegte die Gnade über die Sünde, die Zelle des Verbrechers wurde zur Geburtsſtätte eines Kindes Gottes.

Die Kunde davon brachte Herr N. perſönlich mit ſeinem Freunde nach Waldeck. Im Holder'ſchen Hauſe wurde ein Dankfeſt gefeiert. Mit den Thränen der Freude und des Dankes miſchten ſich auch diejenigen wehmüthiger Erinnerung an die lieben Heimgegangenen. Es lag ja ſo nahe, an ſie zu denken, da ihre Gebete ſo wunderbar erhört waren.

11.

Am Nachmittage des 24. Dezembers 18... wartete auf dem Perron des Bahnhofes zu X. ein Bauersmann faſt mit Ungeduld auf die Ankunft eines Zuges. Endlich ließ ſich die Lokomotive hören und eine Minute ſpäter drängten die angekommenen Paſſagiere dem Ausgange des Bahnhofes zu. Einer der vorderſten, mit einem Buche unter dem Arm, eilte der Straße nach Waldeck zu. Ein Anderer holte ihn bald ein, klopfte ihm auf die Schulter und — Holder und Kaſpar lagen einander in den Armen.

Freudig ſchritten die Beiden der Heimath zu.

„Woher wußteſt du, Vater, daß ich komme?" frug Kaſpar unterwegs. „Ich ſelbſt habe doch erſt heute Morgen erfahren, daß mir in Folge guter Aufführung im Gefängniß vier Monate meiner Strafzeit erlaſſen ſeien."

„Herr N. hat es uns bereits vor vierzehn Tagen geſchrieben; der Direktor der Strafanſtalt hat ihm die Sache mitgetheilt," lautete die Antwort.

In Waldeck harrte man mit Spannung auf die Ankunft Kaſpars. Plötzlich ſtürmte ein Junge in die Stube und rief in freudiger Aufregung: „Mutter, Mutter, ſie kommen!"

„Schnell die Fenſterläden zu!" beauftragte ihn Marie. Sie ſelbſt zündete die Lichter des Chriſtbaumes an und kaum war ſie fertig, da öffnete ſich die Thüre und Kaſpar hielt ſeine Gattin feſt umſchlungen.

Wohl ſelten wurde der heilige Abend ſo freudig gefeiert, wies diesmal im Holder'ſchen Hauſe geſchah. Ein Loblied nach dem andern wurde geſungen; eines aber wurde immer wieder angeſtimmt, das ſchöne Lied Erdm. Neumeiſter's:

„Jeſus nimmt die Sünder an,
Sag't doch dieſes Troſtwort Allen,
Welche von der rechten Bahn
Auf verkehrten Wegen wallen.
Hier iſt, was ſie retten kann;
Jeſus nimmt die Sünder an!"

* * *

Wir ſind am Ende unſerer Erzählung. Es bleibt nur noch zu erwähnen übrig, daß ſich Holders des vorgerückten Alters wegen bald in's Altentheil zurückzogen. Kaſpar erweiſt ſich als guter Wirthſchafter und frommer Chriſt. Sein Haus iſt ein Bethaus und wurde ſchon mancher bekümmerten Seele zum Pniel, wo ſie ihren Gott fand. Ueber der Thüre der heimlichen Wohnſtube, in der einſt der junge Freier neben der jugendlichen Spinnerin ſaß, hängt der Spruch: „Wo aber die Sünde mächtig geworden iſt, da iſt doch die Gnade viel mächtiger geworden." Röm. 5, 20. Was er zu bedeuten hat, das wiſſen wir.

Das Anarchiſten-Gefängniß in Chicago.

Welche Rufe von dort her an uns ergehen.

Editor.

1) Demüthigt euch, ihr Deutſch-Amerikaner.

Wohl iſt es wahr, daß jene kleine Zahl elender Menſchen nicht die Mitbürger deutſcher Abkunft repräſentiren, ſondern dieſe ſich mit Abſcheu von jener mörderiſchen Rotte abwenden. Wohl machen tauſende eingewanderte Deutſche ihrem Adoptivvaterlande Ehre und haben ſich hier eine hochgeachtete Stellung errungen.

Dennoch aber kann ich mich bei dem Gedanken, daß die meiſten jener verurtheilten Anarchiſten Deutſche ſind, des Gefühls der Scham und der Demüthigung nicht erwehren.

Deutſchland, das Land der Ordnung und des

Rechts, woselbst die amerikanische „Zügellosigkeit" so oft an den Pranger gestellt wird, hat uns solche Gesellen geschickt! Deutschland, das Land der Reformation, bringt derartige Früchte hervor! Deutschland, in manchen Beziehungen der Schulmeister der Welt, sendet uns solche Mordmenschen, die in ihren Vertheidigungsreden vor dem Gericht beinahe nichts vorzubringen wissen als einen Mischmasch von Unverschämtheit, Redensarten und Behauptungen!

Wird gesagt, daß jene in Chicago Verurtheilten keine ächte, sondern *entartete* Deutsche seien, und das alte Deutschland Millionen ruhiger, verständiger Bürger zähle, so bleibt die Thatsache immer nach unverrückt, daß die Wiege jener Menschen auf deutschem Boden gestanden und sie ihre Erziehung und Bildung im deutschen Haus, in der deutschen Schule und in der deutschen Kirche genossen.

Wirft man ein, daß die europäischen Zustände nothwendigerweise derartige Bestrebungen erzeugen müßten, so wird uns, abgesehen von diesem falschen Vordersatz, *die* Demüthigung nicht erspart, daß die hochgerühmte deutsche Schule und Bildung die Menschen nicht derartig *erleuchtet*, um zwischen *europäischen* und *amerikanischen* Zuständen unterscheiden zu können.

Stünden jene verurtheilten Anarchisten in Chicago ganz vereinzelt da, so könnte man sagen, es sind ein paar Mißgeburten, und damit fertig. Sie haben jedoch unter den deutschen Arbeitern unserer Großstädte einen viel größeren und verwilderteren Anhang, als man zuzugeben bereit ist. Mag dieser Anhang, aus diesen und jenen Gründen, auch nicht so weit gehen, wie die Führer, im Ganzen stimmt er mit denselben überein. Viele Hunderte tragen bitteren Grimm im Herzen, besitzen jedoch nicht den Muth, ihr Leben zu wagen.

Wer da wähnt, diese Zeichnung sei etwas dick aufgetragen, der riskire es ein- oder zweimal und besuche die Versammlungen der äußersten Linken der deutsch-amerikanischen Sozialdemokratie, und er wird Gestalten sehen, Reden hören und ein umstürzendes Treiben wahrnehmen, daß er sein deutsches Volk nicht mehr kennt. Denn nota bene — den Böhmen und den Polen braucht man die Umsturzideen nicht meistens in die Schuhe zu schieben. Diese Nationen stellen ihr Theil zu der Umsturzpartei. Aber der Kern derselben sind Deutsche, die durch ihre Zahl, bessere Bildung und ihre teuflischen anarchistischen Zeitungen hundertmal mehr Einfluß ausüben als die eingewanderten Böhmen und Polen.

2) *Seid unermüdlich thätig in der Missionsarbeit unter den Deutschen.*

Kürzlich hörte ich eine feurige Rede im Interesse der „Freedmans-Aid-Sache." Der Redner malte unter Anderm aus, wie drei Mächte die freigelassenen Neger zu umgarnen suchten: der Branntweinfluch, der Ramanismus und der Anarchismus. „Gelingt es uns nicht," rief er aus, „diese acht Millionen Neger zu christianisiren und zu bilden, so werden sie den Anarchismus über uns bringen. Ich erinnere hierbei nur an die Thatsache, daß die Frau eines der in Chicago verurtheilten Anarchisten — Frau Parson — eine Mulattin ist."

Dem Redner Gottes reichen Segen zu seinem großen Werke wünschend und beschließend, mich mehr als je daran zu betheiligen, konnte ich nicht umhin, sogleich daran zu denken, daß die gleichen Mächte hinter meinem deutschen Volke her, und *die meisten verurtheilten Anarchisten Deutsche* seien.

Welch riesige Aufgabe thut sich uns da auf!

Die Welt wird entweder vermittelst göttlicher Grundsätze, oder durch rohe Gewalt regiert; entweder giebt die Bibel oder aber das Bajonet den Ausschlag. Wer daran zweifelt, der mag sich in der Weltgeschichte Belehrung holen.

In den Ver. Staaten haben wir, Gott sei Dank, keinen Wald von Bajonetten, um Ruhe, die erste Bürgerpflicht, zu erhalten. Das Volk selbst hat das hohe Vorrecht auf dem Wachposten zu stehen. Es wird aber ein gar schlechter Wächter sein, wenn es nicht von göttlichen Grundsätzen durchdrungen ist, denn daß die Kultur, die Bildung, die Schule, die Civilisation ꝛc. — auch ohne Gott das Volk auf solche Stufe bringen könnten, wo es die heiligsten Güter treu bewacht — dieser Wahn wird von der ganzen Weltgeschichte zu Boden geschlagen. Und so oft ich derartige Faseleien in unseren deutschen Zeitungen lese, geht mir die Geduld aus, und ich denke — da hat auch 'mal wieder ein unreifer Geist Seifenblasen fabricirt.

So gewiß als Griechenland und Rom untergegangen sind, so gewiß werden die Ver. Staaten dem Despotismus oder der Anarchie verfallen, wenn es nicht gelingt, die Mehrzahl des Volkes bei göttlich-biblischen Grundsätzen zu erhalten.

Die innere Mission ist somit — abgesehen von anderm — auch ein patriotisches Werk.

Zu uns deutschen Christen sagt der Herr: „Du Menschenkind, ich habe dich zum Wächter gesetzt; du sollst aus meinem Munde das Wort hören, und das deutsche Volk von meinetwegen warnen."

Dies ist unsere erste und höchste Missionsaufgabe.

„Aber sie hören nicht," wird eingewandt, „am wenigsten die deutschen Sozialdemokraten."

Hast du's denn auch schon ernstlich versucht? Probir's einmal; vielleicht findest du doch noch einen Schlüssel auch zum verhärtetsten Herzen.

Jedenfalls könnten Tausende, ehe sie den Verführern in die Hände fallen, gleich anfänglich ihres Hierseins gerettet werden.

Und Tausende sind durch die deutsche Mission in den Ver. Staaten gerettet warden. Derjenige Mann z. B., der sich mehr wie ein anderer der Brandung des Anarchismus in Chicaga entgegensetzte — der jetzige Polizeidirektor jener Stadt — ist eine Frucht deutsch-amerikanischer Mission. Diejenigen Deutschen, die bei allen Kämpfen um göttliche Güter in den Vorderreihen stehen und sich oft in die Höhle des Löwen wagen, sind meistens Früchte deutsch-amerikanischer Missionsthätigkeit. In Vereinigung mit ihren Gesinnungsgenossen aller Zungen sind sie ein Salz gegen Umsturz und Zersetzung.

3) Sargt für **christliche** und **tüchtige** Erziehung und Bildung.

Einige der verurtheilten deutschen Anarchisten haben eine mehr als gewöhnliche Volksschulbildung genossen. Aber ihre Erziehung hatte offenbar von vornherein aber in der entscheidenden Zeit jene materialistische Richtung, die den Menschen für sein Verhalten nicht verantwortlich macht. Gott ist für diese Richtung ein Wahnbild, die exakte Wissenschaft gilt als Evangelium und die Bibel ist ein Mährchenbuch.

In vorliegendem und vielen andern Fällen ist die vermeidete Frucht falsch' gottloser Schulbildung nichts Anderes als unsagbares Elend.

Die niederen und höheren Staats- und Stadtschulen der Ver. Staaten stehen in Gefahr gänzlich entchristlicht zu werden. Indem wir nun einerseits die Verpflichtung haben, dieser Entchristlichung unserer staatlichen Bildungsanstalten auf's Kräftigste entgegenzuwirken, tritt auch die große Aufgabe an uns heran, in Haus, Kirche und eigens dazu gegründeten Schulen allen Ernstes für **christliche** Erziehung und Bildung zu sorgen.

Einige jener Anarchisten gehören zu den sogenannten „Halbgebildeten," ein Ausdruck, der mir nie recht gefallen wollte, und welchen der Rheinländer mit „Buchschmiß" bezeichnet.

Beklagenswerthere Menschen, erbärmlichere Figuren giebt es kaum als die, welche also mit den Büchern „geschmissen" worden. Sie sind weder Gelehrte, noch kenntnißreiche, weise Menschen, noch geschickte Handwerker, noch fleißige Taglöhner; weder Fisch noch Fleisch; es haut nicht und es sticht nicht. Sie haben z. B., wie jene im Anarchisten-Gefängniß, ein paar Bücher über National-Oekonomie, Sozialismus und Communismus gelesen, und jetzt schwirrt ihnen Alles in buntem Durcheinander im Kopf herum — und sie sind wenigstens verdorben für den nützlichen, praktischen Beruf, wenn es nicht, wie bei denen in Chicaga, einen viel schlimmeren Ausgang nimmt.

Auch auf positiv christlichem Boden mag es eine Schulbildung geben, die man mit „Buchschmiß" bezeichnen kann. Falsch' kindischem Unterfangen gegenüber ist es unsere Aufgabe, jeden Menschen je nach der ihm gewordenen Anlage und des vorschwebenden Lebensberufs so tüchtig zu machen als möglich.

Nicht aus jedem Marmorblock vermag der Künstler ein sehr feines Gebilde zu meißeln, und nicht jedes Menschenkind taugt zum Gelehrten. Wie wollte denn die Welt und die Menschheit bestehen, wenn alle Leute so überaus gelehrt wären! Darum ist es auch ein Unrecht an der Menschennatur und an Gottes Ordnung, wenn junge Leute aus der durch natürliche Anlage bezeichneten Bahn gedrängt werden, aber sich selbst daraus drängen, um mit Gewalt — Buchhalter, Professor, Arzt, Advokat, Lehrer werden zu wollen. Daraus entstehen gewöhnlich die mit den Büchern geschmissenen unbrauchbaren Menschen.

Christliche Tüchtigkeit im Kleinen wie im Großen, in der Gelehrten- wie Arbeiterwelt, beim Kaufmann, Landwirth und Schuhmacher — dies muß unser Ziel in der Erziehung sein; und Gott der Herr möge uns mehr und mehr in allen Fächern und Kreisen vor diesen mit Büchern geschmissenen Menschenkindern, die sich und Andern eine Last sind, und nicht selten einen schlimmen Ausgang nehmen, in Gnaden bewahren.

Durch Erdensturm zum Himmelsfrieden.

Wie man Geld verdienen kann.

Damen-Arbeit.

Für Haus und Herd bearbeitet von J. Kern.

Also besonders für Mädchen. Aber auch Knaben werden manche für sie nützliche Lehren angedeutet finden.

Damen-Arbeit! Wie seltsam das klingt. Eine Dame soll arbeiten? Jawohl! eine Dame darf arbeiten, und zwar ohne dadurch irgendwie an Würde zu verlieren. Nennest du dich eine Lady, Fräulein? Auf was gründest du den Anspruch auf diese Auszeichnung? Genügen zarte Händchen, eine gewisse Fertigkeit in der Musik, oder vollendete Höflichkeit als Kennzeichen einer Lady? Oder wähnst du gar, daß Geld und schöne Kleider hinreichend sind? Wie thöricht!

Zur Illustration, daß Arbeit nicht entwürdigt, diene folgende Geschichte einer Dame im Staate New York:

Sie wurde in der Stadt geboren und erzogen, genoß gute Schule und studirte fleißig. Als sie das zwanzigste Lebensjahr erreichte, fand sie sich genöthigt für ihren eigenen Lebensunterhalt zu sorgen. Zuerst versuchte sie es für einige Zeit mit einem Geschäft, überzeugte sich aber sehr bald, daß sie für ein anderes Fach bestimmt sei. Hierauf erwählte sie einen Beruf, vor welchem die meisten Mädchen, als mit der Würde einer Lady unvereinbar, zurückschrecken würden. Auch ihre Anverwandten versuchten durch allerlei Einwendungen sie von ihrem Vorhaben abzubringen, aber ohne Erfolg. Sie selbst erkannte, daß in dem neuerwählten Beruf, ihr sehr viel Unangenehmes begegnen werde, ließ sich aber dadurch nicht abschrecken. Sie wollte selbstständig werden — ein Kennzeichen, daß sie eine Lady war.

Zuerst suchte sie den Familien-Arzt auf und ersuchte ihn, ihr eine Bescheinigung bezüglich ihrer Gesundheit und hinreichender Kräfte, zu bedeutender Arbeitsleistung, auszustellen. Als dieses geschehen war, ging sie zu ihrem Prediger und ersuchte diesen, ihr ein Zeugniß bezüglich ihres guten sittlichen Charakters zu geben, welches auch geschah. — Zweites Zeichen einer wahren Lady; physisch und moralisch stark.

Ausgerüstet mit diesen Zeugnissen, sowie mit der nöthigen Kleidung und einigen Büchern, begab sie sich nach einem neuen Schulgebäude auf der Ostseite, gegenüber dem öffentlichen Hospital, um sich auf einen Monat Probezeit, als Krankenpflegerin, einschreiben zu lassen. Sie setzte eine weiße Haube auf, band eine reine Schürze vor und die Probezeit als Pflegerin begann. Aber wen pflegen? Etwa nur wohlhabende und anständige Leute? O nein! Die Armen, die Verkommenen und Trunkenbolde — lahm, krank, verwundet, sterbend — von den Lasterhöhlen der Stadt hereingebracht, diese sollte sie pflegen, an dem Krankenbett dieser Verwahrlosten sollte sie wachen, ihre oft schrecklichen Wunden verbinden, ihre Schmerzen zu lindern suchen, und womöglich ihnen einen Wegweiser zum Himmel zu werden.

Es ist nicht nöthig die Einzelheiten ihrer opferwilligen Liebesthätigkeit anzuführen, und wir fragen: Wie lohnte es sich in finanzieller Beziehung? Wie hoch belief sich der Einsatz und wie viel der Gewinn? Vor allem Andern waren zwei Dinge nöthig, um Aufnahme zu finden, eine gute Gesundheit und ein guter sittlicher Charakter. Nebst diesen nur noch die nöthigen Kleider und Bücher. Sodann erforderte es zwei Jahre anstrengender Arbeit und anhaltenden Studiums, um in den Besitz eines Diploms zu gelangen. Die ersten Monate hatte sie zehn Stunden den Tag, dann einen Monat lang zwölf Stunden während der Nacht, und dann wieder einige Monate zehn Stunden bei Tag, zu arbeiten. Nebst dieser Arbeit war tägliches Studium nothwendig, um die bevorstehende Prüfung bestehen zu können. Für ihre Dienstleistung bekam sie, während dem ersten Jahr, zehn Dollars den Monat.

Nach Ablauf des ersten Jahres kam eine Prüfung vor mehreren Aerzten, und nachdem diese zur Befriedigung bestanden war, wurde sie als geübte Krankenpflegerin anerkannt. Im zweiten Jahre mußte sie oftmals außerhalb dem Hospital, in Privatfamilien, die Pflege von Kranken übernehmen, wofür die Anstalt zwanzig Dollars die Woche, sie hingegen auch im zweiten Jahre nur fünfzehn Dollars den Monat bekam. Am Schluß des zweiten Jahres bekam sie ein Diplom als autorisirte Krankenpflegerin, deren Beruf ihr jederzeit zwanzig Dollars die Woche sicherte, eine wahre Lady in jeder Beziehung, die vermögend war, für ihren eigenen Lebensunterhalt zu sorgen.

Zwei Jahre arbeitete sie beständig als Pflegerin, mit nur kurzen Unterbrechungen, und man sagte von ihr, daß sie den ihr anvertrauten Kranken nicht nur Pflegerin, sondern auch eine hochgeschätzte Freundin sei, und daß diese nach ihrer Genesung zu irgend einer Dienstleistung für die Wohlthäterin bereit seien. Nach zwei Jahren anhaltender Thätigkeit, gab sie für mehrere Jahre die Krankenpflege auf. Während

dieser Zeit bewegte sie sich in der vornehmsten Gesellschaft, und obgleich Vielen bekannt war, daß sie eine Krankenpflegerin sei, war sie doch überall willkommen und allgemein geachtet. Ueberhaupt würden nur sehr einfältige Menschen sich einbilden, eine Person, ihres Berufes wegen, nicht anerkennen zu wollen. Später kehrte sie von Zeit zu Zeit wieder zu ihrer früheren Beschäftigung zurück, und geschah es häufig, daß sie während des Tages mit Krankenpflege beschäftigt war, und den Abend in vornehmer Gesellschaft zubrachte.

Eine wahre Lady zu sein, erfordert nicht nur äußerlichen Anstand, sondern auch einen festen Charakter, ein frommes Herz, einen milden Sinn, eine mitleidsvolle Seele und ein freundliches Benehmen. Wo immer diese vorhanden sind, wird auch die Achtung nicht fehlen.

Als ein Mittel Geld zu verdienen, bietet die Krankenpflege viele Vortheile. Erstens erfordert es nur geringe Kosten zur gründlichen Vorbereitung für diesen Beruf, und sichert den Lernenden schon während der Vorbereitung Kleidung, Nahrung und Obdach. Sodann ist das in den zwei Jahren durch systematisches Studium und praktische Anwendung Erlernte für jede Hausfrau durch's ganze Leben von großem Werth. Einer gründlich geschulten Krankenpflegerin wird es niemals an Arbeit, noch an guter Belohnung ihrer Dienste fehlen. Aber um erfolgreich zu sein, muß die Person körperlich gesund, sittlich rein, entschlossen, selbstbeherrschend, ausdauernd, unerschrocken und zartfühlend sein, weil ohne diese Eigenschaften sie weder erfolgreich noch beliebt sein wird. Sie muß eine Lady sein und darf die Arbeit nicht scheuen, wenn sie Geld verdienen will.

Wie Einer seinen Nachbar unschädlich machte.

Eine auf Thatsachen begründete amerikanische Erzählung.

Für Haus und Herd bearbeitet von A. Gröbe.

In einem der östlichen Staaten unseres Landes lebte vor einer Reihe von Jahren ein Mann, Namens Ruben Black, der eine wahre Plage für seine ganze Umgebung war. Seine Frau und Kinder waren in beständiger Furcht vor ihm. Die Kühe geriethen in Unruhe, sobald er das Hofthor öffnete; der Hund nahm den Schwanz zwischen die Beine und blickte ihn scheu von der Seite an, als ob er ausforschen wollte, in welcher Laune sein Herr sei, und die Katze sah man in wilder Flucht den Kamin hinaufklettern, wenn er auf sie zuging. Seine Pferde waren durch beständiges Schlagen und Peitschen so unempfindlich geworden, daß keine Hiebe mehr ihren Schritt beschleunigen, kein Zuruf sie munter machen konnte. Selbst die Bäume auf Ruben's Land hatten ein ödes vernachlässigtes Aussehen. Seine Felder waren voll Unkraut. Kurz, Alles um ihn her sah so düster und freudenlos aus, wie er selber. Tag für Tag verwünschte er alle seine Nachbaren, weil sie — so behauptete er — seine Katzen vergifteten, seine Hühner mit Steinen warfen und seine Hunde todtschossen. Endlose Prozesse verwickelten ihn in so viel Mühe und Kosten, daß ihm weder Zeit noch Geld übrig blieb, um sein Land gehörig anzubauen.

Gegen Joseph Smith, einen armen Arbeiter in seiner Nähe, hatte er drei Klagen nach der Reihe anhängig gemacht. Joseph hatte einst einen Spaten von ihm geborgt und bestand darauf, ihn richtig zurückgebracht zu haben. Ruben beschwor das Gegentheil, und das Gericht erkannte ihm Schadenersatz zu, den er sich dadurch verschaffte, daß er ihm ein Schwein wegnehmen ließ. Dieser gerieth darüber in Wuth und nannte ihn einen alten Betrüger, der ein Fluch für die ganze Umgebung sei. Ruben verklagte ihn hierauf als Verläumder; das Gericht legte jedoch Joseph eine leichte Geldstrafe auf, so daß Ruben sich nur lächerlich machte. Darüber erbittert, lauerte er Joseph auf und hetzte seinen Hund auf ihn, indem er wüthend ausrief: „Nun nenne mich wieder einen Betrüger, wenn du es wagst!"

Eine solche Gemüthsart ist ansteckender als die Pest. Joseph ging nach Hause, zankte mit seiner Frau, ohrfeigte seine Kinder, gab der Katze einen Fußtritt und geberdete sich wie ein Rasender und Niemand wußte warum. Vierzehn Tage nachher fand Ruben seinen Hund vergiftet. Nun verklagte er Joseph auf's Neue; da er aber nicht im Stande war, seine Anklage zu begründen, rächte er sich dadurch, daß er ein Lamm vergiftete, das der Frau Smith gehörte und ihr besonders lieb war.

Joseph's Gemüth ward durch die Verwickelungen mit Ruben Black immer mehr gereizt und erbittert; um seinem Grimme Luft zu machen, ging er immer häufiger in's Wirthshaus und erzählte da, wie viel Verdruß ihm sein Nachbar bereite. Seine arme Frau weinte und sagte, das sei allein Ruben's Schuld; es habe keinen gutmüthigeren Mann gegeben, als ihren Joseph, da sie ihn heirathete, aber Ruben habe ihn total verdorben.

So standen die Sachen als Simeon Green das Landgut kaufte, das an Ruben's angrenzte. Es war lange vernachlässigt worden, das Unkraut der benachbarten Felder hatte sich dahin verbreitet und wucherte üppig umher. Aber Simeon war ein fleißiger Mann und wußte sich selbst zu beherrschen. Er war bei dem in die Schule gegangen, welcher gesagt hat: „Lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig." Durch die Erleuchtung des heiligen Geistes hatte er sich selbst und seine Sünden kennen gelernt, hatte beim Heiland Gnade gesucht und gefunden und

suchte nun durch seinen Beistand sich zu reinigen von aller Befleckung des Fleisches und des Geistes und zu wandeln wie es einem Christen geziemt, „mit aller Demuth und Sanftmuth, mit Geduld und Andere vertragend in der Liebe."

Sein Land gewann unter seiner fleißigen Hand schnell ein andres Aussehen. Die früher von Moos und Ungeziefer bedeckten Bäume reinigte und beschnitt er, so daß sie ein frisches Wachsthum erlangten. Korn- und Weizenfelder wogten da, wo früher nur Unkraut wuchs. Rosen und Weinreben zierten den Eingang des Hauses. Sein in dichtem Kleefeld weidendes Reitpferd wieherte zutraulich, so oft sein Herr sich näherte. Der Hahn, der mit den Hennen und ihren Küchlein auf den Hofe herumspazierte, nahm sich nicht die Mühe, ihm aus dem Wege zu gehen, sondern schlug seine glänzenden Flügel und krähte ihm seinen Willkomm gerade in's Gesicht. Hatte Simeon einen Ausgang gemacht und kehrte nach Haus zurück, so riefen seine Knaben schon von Weitem: „Vater kommt!" und rannten ihm voll Freude entgegen; die kleine Marie stolperte hinter ihnen her, um ihm Blumen zu bringen. Seine Frau pflegte wenig Worte zu machen, doch konnte sie's nicht lassen, manchmal zu ihren Nachbarinnen zu sagen: „Ich meine, wer meinen Mann kennt, muß ihn lieb haben."

Simeon's Freunde wußten, daß er noch nie in seinem Leben einen Prozeß gehabt hatte; aber sie sagten ihm vorher, er würde jetzt bald einen bekommen; sein nächster Nachbar sei einmal entschlossen, mit Jedermann anzubinden, er möge wollen oder nicht. „Ist das sein Charakter," sagte Simeon, „nun, wenn er den an mir ausläßt, hoffe ich ihn bald unschädlich zu machen."

Ueberall in der Welt gibt es Leute, welche gerne Streit erregen und nähren, sei's auch nur um sich dadurch ein wenig Unterhaltung zu verschaffen. Solche fanden sich auch hier und erzählten dem Ruben Black Simeon's Worte wieder. „Unschädlich machen will er euch?" rief Ruben voll Ingrimm aus. Mehr sagte er nicht, aber er preßte die Lippen so heftig zusammen, daß sein Hund ihm erschrocken aus dem Wege ging.

Jene Nacht ließ er seinen hungerigen Gaul auf die Landstraße hinaus, in der Hoffnung, er werde sich in Green's Federn sein Futter suchen. Allein Joseph Smith, der das Thier frei herumlaufen sah, machte heimlich die Heckenthür zu Ruben's eigenem Kornfeld auf; der arme Gaul ging hinein und that sich so gütlich, wie er es seit Jahren nicht gethan. Gern hätte Ruben jetzt mit seinem eigenen Pferde einen Prozeß angefangen; allein wie die Sachen standen, mußte er sich damit begnügen es durchzuprügeln.

Seine nächste Heldenthat war, Green's schönen Hahn todt zu schießen, weil er auf der Grenzmauer stand und krähte und zwar unglücklicher Weise in der Freude seines Herzens ein paar Zoll über der Grenzlinie, welche die beiderseitigen Grundstücke schied.

Simeon sagte, es thue ihm leid um das arme Thier, seine Frau und Kinder hätten soviel Vergnügen an ihm gehabt; übrigens sei es keine große Sache; er habe schon längst vorgehabt, einen Hühnerhof mit einer gehörigen Einfriedigung anzulegen, damit sein Federvieh seine Nachbaren nicht belästigen könne; dies sei eine Erinnerung für ihn, es nicht länger aufzuschieben. Wirklich baute er bald darauf ein festes Hühnerhaus, in hinlänglicher Entfernung von seines Nachbars Lande; an Sand auf dem Hofe, sowie an Hafer ließ er's nicht fehlen; so konnten seine Hühner hinfort nach Herzenslust herumspazieren, krähen und gackern nach Gefallen ohne Jemand im Weg zu sein.

Ruben fuhr jedoch in seinen Versuchen, Streit zu erregen, fort. Er legte dabei einen Erfindungsgeist und eine Ausdauer an den Tag, womit er hätte seinen Mitmenschen sehr nützlich werden können, wenn er diese beiden Eigenschaften zu besseren Zwecken angewandt hätte.

Ein Pfirsichbaum in seinem Garten streckte ordnungswidriger Weise einen Ast nach Simeon's Grundstück hinüber. Zufällig traf es sich, daß dieser überhängende Zweig besonders reich mit Früchten beladen war. Eines Tages hüpfte der kleine Georg Grün munter im Garten umher und pfiff ein Liedchen; da sah er eine Pfirsische daliegen, die von Ruben's Baum gefallen war. Arglos hob er sie auf, allein augenblicklich fühlte er etwas auf seinem Nacken wie ein Wespenstich. Es war Ruben's Peitsche, begleitet von einem solchen Sturm von zornigen Worten, daß das arme Kind, zu Tode erschrocken, in's Haus stürzte. Aber auch dieser Versuch schlug fehl. Die Mutter tröstete ihren Kleinen und warnte ihn, dem Pfirsichbaum nicht zu nahe zu kommen; damit war die Sache zu Ende.

Diese unerschütterliche Gelassenheit ärgerte Ruben mehr als alle Kränkungen, die er von anderen Nachbaren erfahren hatte. Beleidigungen verstand er zu würdigen und mit Zinseszinsen zu bezahlen; aber was er hieraus machen sollte, wußte er nicht. Es schien ihm endlich, als liege Verachtung darin. Er haßte Simeon mehr als alle seine Nachbarn zusammen, weil er ihm so unangenehme Gefühle auf seinen bösen Wegen verursachte, und doch nicht den leisesten Vorwand zu einer Klage gab. Es war ihm unausstehlich, daß in seines Nachbarn Haus und Hof und Aeckern Alles den Ausdruck der Zufriedenheit und des Gedeihens hatte, was von dem düstern Anstrich seiner eigenen Wirthschaft so auffallend abstach. Wenn ihre Wagen sich auf der Landstraße begegneten, so dünkte es ihm, als ob Simeon's Pferd den Kopf so hoch trüge und die Mähen so muthig schüttelte, blos um seinen alten Gaul eins abzugeben. Ebenso meinte er, Simeon Green lasse nur deshalb Rosen und Geisblatt um Thür und Fenster hinranken, damit seine nackten Wände dadurch um so schlechter in's Auge fielen. „Allein er braucht nicht zu denken," sagte er brummend, „ich mache mir was daraus. Nein, noch lange nicht. Ich will so ein Narr nicht sein, daß ich mit solchen Kindereien mein Haus verderbe."

All' diese bitteren Bemerkungen aber waren völlig in den Wind geredet. Niemand schien sich dadurch beleidigt zu finden. Die Rosen blühten, das Pferd wieherte und das Kalb blöckte — ohne daß ihnen Ruben's Schalten irgendwie weh gethan hätte. Das war nicht zum Aushalten! Sogar der Hund hatte keinen Haß gegen ihn, wenngleich er eines Abends hinter Ruben's Gänsen herjagte und bellte. Ruben sagte seinem Herrn gleich am Tage darauf, wenn er den Hund nicht im Hause halte, werde er ihn verklagen: Allein Simeon antwortete ganz gelassen, er wolle zusehen, daß der Hund ihm nicht wieder lästig werde.

Mehrere Tage lang hielt nun Ruben sorgfältig Wache, in der Hoffnung, Wauwau werde noch einmal die Gänse anbellen — umsonst, sie kamen ungestört nach Hause, so daß es rein unmöglich war einen Vorwand zur Klage zu finden.

Ruben's neue Nachbarn begnügten sich jedoch nicht damit, keinen Streit anzufangen, sondern gingen auch ernstlich an's Werk, in freundschaftlichen Verkehr mit ihm zu kommen. So schickte z. B. Frau Green der Frau Black einen großen Korb mit schönen Pflaumen. Erfreut darüber, sagte diese zu den Knaben: „Sag deiner Mutter, ich danke ihr herzlich für ihre Güte, sowie für ihr schönes Geschenk." Ruben saß unterdeß

in der Ecke und rauchte seine Pfeife, deren Rauchwolken er schneller und dichter als sonst in der Luft blies. Sobald der Knabe aus der Thür war, rief er: „Frau! sei doch keine Närrin! sie wollen blos einen Korb von unseren schönen Birnen haben, das ist Alles. Wenn sie reif sind, so schick' ihnen einen Korb voll; denn ich habe keine Lust, Jemanden Dank schuldig zu sein, und am Wenigsten diesem glattzüngigen Volke."

Die arme Frau! Ihr Herz war einen Augenblick erfrischt und aufgeheitert gewesen; nun ward ihr sogleich wieder Mißtrauen eingeflößt, und alle Freude über der Nachbarin Geschenk war weg.

Nicht lange hiernach trug es sich zu, daß Simeon's Knechte mit einem schwerbeladenen Wagen heimkehrend, an einer durch wiederholte Regengüsse grundlos gewordene Stelle des Weges stecken blieben. Die armen Ochsen vermochten sich nicht loszuarbeiten und Simeon wagte es, seinen mürrischen Nachbarn, der eben in der Nähe arbeitete, um Hülfe anzusprechen. Ruben antwortete barsch: „Ich habe genug für mich selber zu thun!" und Simeon ging schweigend weiter, um einen anderen und gefälligeren Nachbar aufzusuchen. Die Knechte schalten auf Ruben's Grobheit und äußerten den Wunsch, er möge selbst auch einmal hier stecken bleiben. „Sollte dies der Fall sein," sagte Simeon, „so wollen wir unsre Pflicht thun und ihm heraushelfen." Die Knechte meinten: „Man kann auch zu gutmüthig sein; wenn Ruben Black sich erst einbildet, daß die Leute sich vor ihm fürchten, tritt er sie vollends unter die Füße." „O, wartet nur eine Weile," erwiderte Green lächelnd, „mache ihn doch noch zuletzt unschädlich. Gebt nur Achtung, ob ich es nicht fertig bringe."

Bald nachher traf es sich wirklich, daß Ruben's Gespann an derselben Stelle feststaß. Simeon sah es von einem benachbarten Felde aus und gab Befehl, seine Ochsen und Ketten sogleich zum Beistand hinzuführen. Die Knechte lachten und schüttelten die Köpfe, doch gehorchten sie ihrem Herrn. „Nachbar, Sie sind in übler Lage," sagte Simeon, als er zur Stelle kam, „aber meine Leute werden gleich mit zwei Joch Ochsen hier sein, da wollen wir den Wagen schon herausbringen."

„Lassen Sie nur ihre Ochsen zu Hause," gab Ruben zur Antwort, „ich brauche keine Hülfe von Ihnen."

In dem freundlichsten Tone erwiderte Simeon: „Ich kann's nicht über's Herz bringen, das zu thun; es wird schon dunkel und Sie haben wenig Zeit zu verlieren. Es ist ein schwierig Stück Arbeit bei Tag, aber bei Nacht vollends."

„Tag oder Nacht," entgegnete Ruben, „ich verlange ihre Hülfe nicht. Ich wollte Ihnen auch nicht aus dem Morast helfen, als Sie mich neulich baten."

„Eben darum weiß ich," sagte Simeon, „wie einem in solcher Lage zu Muthe ist. Lassen Sie uns keine Worte mehr darüber verlieren, Nachbar! Ich kann unmöglich nach Hause gehen und Sie hier im Koth stecken lassen und das während die Nacht hereinbricht. An die Arbeit ihr Leute!"

Der Wagen war bald herausgezogen und Simeon und seine Knechte gingen fort ohne den Dank abzuwarten.

Als Ruben an diesem Abend nach Hause kam, war er ungewöhnlich nachdenkend. Nachdem er eine Weile in tiefer Betrachtung, seine Pfeife rauchend, am Kamin gesessen hatte, sagte er endlich zu seiner Gattin: „Höre, dem Simeon ist es wirklich gelungen, mich unschädlich zu machen!"

„Was meinst du damit?" sagte sie, indem sie überrascht von ihrem Strickzeuge aufblickte.

„Du weißt," antwortete Ruben, „als er zuerst in die Gegend kam, sagte er, er wolle mich unschädlich machen, und er hat's nun gethan. Neulich bat er mich, sein Gespann aus dem Morast zu ziehen und ich gab ihm zur Antwort, ich hätte genug für mich selbst zu thun. Heute blieb mein Gespann an derselben Stelle stecken und er kam mit Ochsen und Knechten, um es herauszuziehen. Ich schämte mich, daß er mir helfen sollte, so sagte ich, ich brauchte seine Hülfe nicht. Aber er ließ sich nicht abweisen, und er antwortete so freundlich, als ob nichts vorgefallen wäre: Die Nacht käme heran und er könne mich so nicht verlassen."

„Ja, er ist ein freundlicher Mann," sagte Frau Black, „er ist immer so gut gegen die Kinder. Auch seine Frau beträgt sich immer so nachbarlich."

Ruben antwortete nichts darauf, aber nach einigem Nachdenken sagte er ungewöhnlich zärtlich: „Gretchen! Du kennst die dicke, reife Wassermelone unten im Garten, du magst sie wohl morgen früh hinüber tragen." Die überglückliche Frau sagte, sie wolle es gerne thun, ohne zu fragen: „Wohin aber?"

Als der Morgen kam, ging Ruben hierhin und dahin, rückwärts und vorwärts, mit einer Art zweckloser Geschäftigkeit, wie sie Menschen eigen ist, die sich unruhig fühlen und nicht wissen, wozu sie greifen sollen. Zuletzt erklärte sich die Ursache seiner Unruhe. „Ich kann am Ende die Melone ebensogut selbst hintragen," sagte er, „und ihm für die Hülfe danken. In der Eile habe ich es gestern Abend vergessen."

Damit ging er fort und seine Frau trat vor die Thüre, die eine Hand in die Seite stemmend, und mit der andern die Augen vor den Sonnenstrahlen bedeckend, um sich vollständig zu überzeugen, ob er wirklich die Gartenfrucht nach Simeon's Green's Hause hinübertragen würde. Es war die merkwürdigste Begebenheit, die sich bis dahin in ihrem Ehestande zugetragen hatte. Sie konnte kaum ihren eigenen Augen trauen. Er ging rasch, als ob er fürchtete, es möchte ihn gereuen, wenn er die Sache noch einmal überlegen würde.

Als er sich in Green's Hause befand, fühlte er sich in großer Verlegenheit und beeilte sich zu sagen: „Frau Green! hier ist eine Melone, die meine Frau Ihnen schickt, wir denken, sie ist reif."

Ohne die geringste Ueberraschung bei dieser unerwarteten Höflichkeit zu zeigen, dankte ihm die freundliche Frau und lud ihn ein sich zu setzen. Aber er blieb an der Thüre stehen, die Klinke in der Hand und sagte, ohne die Augen aufzuheben: „Ihr Mann ist heute Morgen wohl nicht zu Hause?" „Er ist am Brunnen und wird gleich hier sein," antwortete sie und fast in demselben Augenblick trat auch der wackere Mann herein mit einem Antlitz so frisch und hell, wie ein Junimorgen. Er ging gerade auf Ruben zu, schüttelte ihm treuherzig die Hand und sagte: „Ich freue mich, Sie zu sehen, Herr Nachbar! Setzen Sie sich, setzen Sie sich!"

„Ich danke Ihnen, ich kann mich nicht aufhalten," erwiderte Ruben verlegen. Er schob seinen Hut auf eine Seite, kratzte sich den Kopf, sah zum Fenster hinaus und brachte endlich mit großer Anstrengung die Worte heraus: „Die Sache ist Herr Grün! ich habe nicht Recht gethan von wegen der Ochsen."

„Lassen Sie das gut sein," unterbrach dieser seine Rede, „vielleicht bleibe ich in diesen regnerischen Tagen noch einmal stecken, und ich weiß dann, an wen ich mich zu wenden habe."

„Wohl, sehen Sie," sagte Ruben, noch immer sehr verlegen und Simeon's mildem, klarem Blicke ausweichend, „sehen Sie, die Nachbaen sind hier so schlecht. Hätte ich immer mit einem solchen zusammengelebt, wie Sie sind, dann würde ich nicht so sein, wie ich bin."

„Wohl,“ sagte Simeon, „wir müssen suchen gegen Andere so zu sein, wie wir wollen, daß sie gegen uns sind. Sie wissen, die liebe Bibel sagt das. Ich habe aus Erfahrung gelernt, daß ein gutes Wort immer eine gute Statt findet. Wenn wir Andere gefällig zu sein suchen, erfüllt es sie mit dem Wunsche, uns wieder gefällig zu sein. Vielleicht können wir Beide mit der Zeit alle unsere Nachbarn auf diesen Weg bringen. Wer weiß? Lassen Sie's uns versuchen, Herr Black.“

Als Ruben heimkam, machte er keine Bemerkungen über seinen Besuch, denn er konnte noch nicht soviel Selbstüberwindung aufbringen, um seiner Frau zu erzählen, daß er sein Unrecht bekannt habe.

Eine Flinte stand geladen hinter der Küchenthüre, um Green's Hund gelegentlich todt zu schießen, weil er sein Pferd angebellt hatte. Ruben feuerte sie jetzt in die Luft ab und stellte sie weg. Von dem Tage an suchte er nie wieder einen Vorwand, dem Hunde oder seinem Herrn zu schaden. Ja, kurz darauf sah Joseph Smith zu seiner großen Verwunderung, daß Ruben den Hund streichelte und ihn einen braven Wauwau hieß.

Simeon Green war zu klug und zu großmüthig, um irgend Jemanden zu erzählen, daß sein böser Nachbar sein Unrecht bekannt habe. Nur zu seiner Frau sagte er lächelnd: „Ich dachte es wohl, wir würden ihn mit der Zeit noch unschädlich machen.“

Gehe hin und thue desgleichen.

Das „Weiße Haus.“

Für Haus und Herd von H. Seibert.

Der Vorwuf, den man oft den nordamerikanischen Städten gemacht, daß sie alle mehr oder minder über einen Leisten geschlagen und eine aussehe wie die andere, findet auf unsere Bundeshauptstadt Washington keine Anwendung. Ueberwiegt in den meisten anderen Städten der Union der commercielle und industrielle Charakter so sehr, daß man am Ende die eleganten Schaufenster, die gewaltigen Waaren- und Packhäuser, die engen Offices und rauchenden Fabrikschlote als ihre größten Sehenswürdigkeiten bezeichnen kann, so ist dagegen die Signatur Washingtons eine von dieser durchaus verschiedene. Washington ist die Bundeshauptstadt, das pulsirende Herz des eigenartigen politischen Lebens unseres Volkes, und das ist's gerade, was ihr das, allen anderen ungleiche, dem denkenden Beschauer jedoch, höchst interessante Gepräge giebt.

Auch der Vorwurf, den man landwirthschaftlichen wie architectonischen und allen anderen Sehenswürdigkeiten Amerikas gemacht, daß sie des Alters entbehren, daß sie, wie Gemälde ohne Hintergrund, historische Vergangenheit, keinen mythologischen „Pedigree“ aufzuweisen haben, dessen sich doch in Deutschland z. B. fast jeder blasirte Lieulenant rühmen kann, fällt, wenigstens bei den meisten Sehenswürdigkeiten Washington's, als unbegründet hin.

Jeder deutsche Gelehrte, der die Früchte am „goldenen Baum des Lebens“ der Gegenwart als sauer und unreif verschmäht, und lieber in der Rumpelkammer der Geschichte nach verstaubten Alterthümern, oder auf dem Misthaufen vergangener Geschlechter nach vergrabenen Schätzen sucht, würde auch in Washington für seine Bohrwurmsneigung reiche Nahrung finden.

Da ist z. B. das weiße Haus, dem wir heute unsere Aufmerksamkeit für ein Weilchen schenken wollen, das sich in Bezug auf historische Denkwürdigkeit, trotz, oder besser gerade wegen seiner verhältnißmäßigen Jugend, wohl mit irgend einem anderen Gebäude der Welt messen kann.

Einundzwanzig Präsidenten haben darin gewohnt und zwei sind darin gestorben.

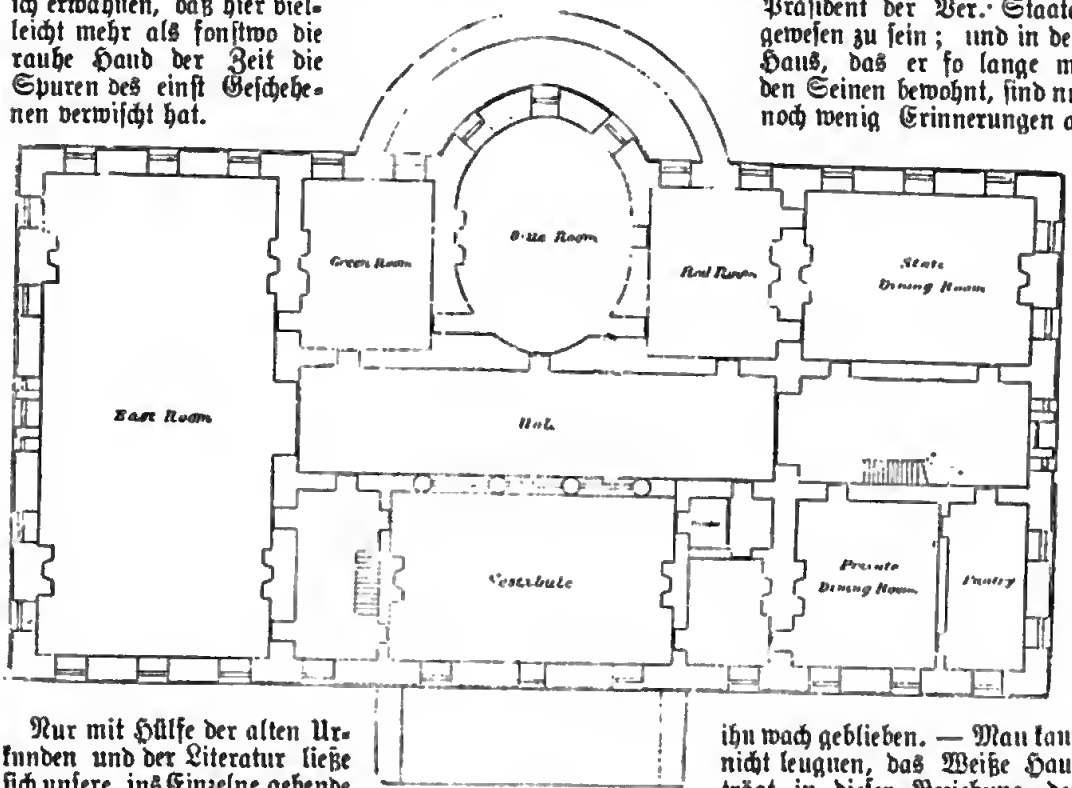
Einer, dem die Nation mit am meisten verdankt, verließ am Schlusse des vierjährigen Bürgerkrieges das bekannte „Rothe Zimmer,“ um nie wieder dahin zurückzukehren. Die Kugel des Meuchelmörders warf ihn auf's Sterbelager in einem fremden Hause. Einen Anderen, den in der Blüthe und Kraft seiner Jahre auch die Kugel des Mörders getroffen, trugen sie die weinumrankte Treppe hinauf in sein stilles Gemach, wo er noch lange schmerzvolle Wochen männlich mit dem Tode rang, während seine Nation, ja die ganze civilisirte Welt seiner mit einer Trauer und Theilnahme gedachte, wie man sie in solchem Maße wohl nie zuvor einem Sterblichen erwiesen.

Die alten Mauern dieses Hauses waren die stummen Zeugen manches fröhlichen und manches tiefernsten Ereignisses von historischer Bedeutung. Sie sahen Hochzeiten und fröhliche Feste, wie gewichtige, das Wohl und die Zukunft des Landes bestimmende, Rathsversammlungen. Auch manche Intrigue ward in ihnen gesponnen und mancher heimliche Bund zu Gunsten oder Ungunsten der einen oder anderen politischen Partei ist hier geschlossen. Kriegsrath wurde hier gepflogen; Befehle gingen von hier aus, die durch den Blitz des elektrischen Funkens getragen, in wenigen Augenblicken Tausende zum Sieg oder zum Tode führten.

Die Geschichte des Weißen Hauses hat einen national-politischen, ja einen weltgeschichtlichen

Charakter. Auf der anderen Seite aber umfaßt sie auch die ganze Lebensgeschichte jedes einzelnen der einundzwanzig Präsidenten, ihrer Familien und ihrer nächsten Freunde; sowie die charakteristische Eigenart und Bedeutung ihrer Administration.

Wir können selbstredend diesen reichen historischen Stoff, von welchem das Weiße Haus den Mittelpunkt bildet, hier nur andeuten, da er außerhalb des Bereiches unserer Besprechung liegt. Nur dies noch möchte ich erwähnen, daß hier vielleicht mehr als sonstwo die rauhe Hand der Zeit die Spuren des einst Geschehenen verwischt hat.



Grundplan des weißen Hauses.

Nur mit Hülfe der alten Urkunden und der Literatur ließe sich unsere, ins Einzelne gehende Wißbegierde befriedigen. Die wenigen Ueberlieferungen in Bezug auf die Oertlichkeit des Geschehenen bilden in der That ein komisches Mosaik von heiteren und ernsten Stücken.

„Hier,“ sagt der uns begleitende Führer, indem er auf eine bestimmte Stelle des Teppichs im sogenannten Ostzimmer zeigt, „hier stand der Sarg Lincolns, und hier“ — indem er ein paar Schritte weiter geht — „stand Nellie Grant, als sie mit dem jungen Engländer Sartoris getraut wurde.

Man macht uns aufmerksam auf die blaue Farbe der Möbelüberzüge im s. g. Blauen Zimmer und erklärt uns im selben Athem, dies sei das Fenster, durch welches sie den verwundeten Garfield hereinhoben, da man sich durch das erregte Volk vor dem Hause den Zugang nicht bahnen konnte.

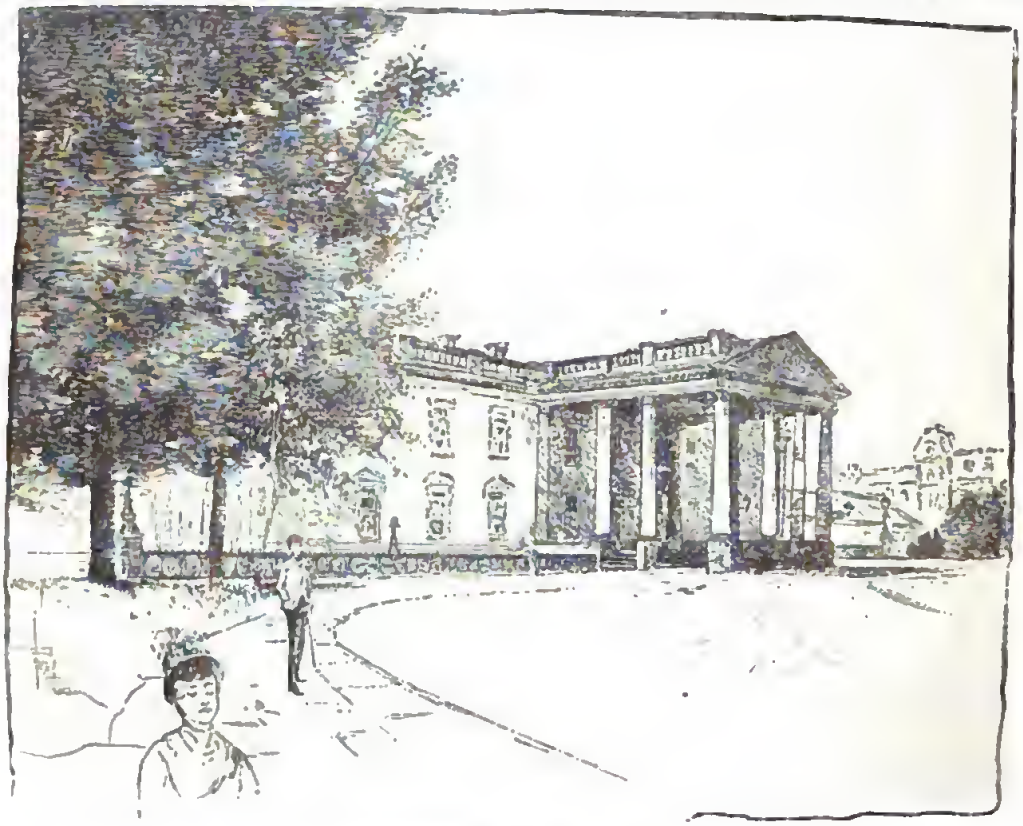
Es scheint wirklich, als ob nur die zwei ermordeten Präsidenten in der Tradition des Weißen Hauses fortleben. Von Jackson, Van Buren, Taylor und den meisten anderen, die doch auch seiner Zeit dem Weißen Hause ihren Charakter mitgetheilt, findet man keine Spur. Selbst Grant verdankt seine dauernde Berühmtheit weit mehr seiner Tüchtigkeit als General, als der Ehre, acht Jahre lang Präsident der Ver. Staaten gewesen zu sein; und in dem Haus, das er so lange mit den Seinen bewohnt, sind nur noch wenig Erinnerungen an ihn wach geblieben. — Man kann nicht leugnen, das Weiße Haus trägt in dieser Beziehung den Charakter eines Hotels. Die Gäste kommen und gehen, und mit ihrem Gepäck nehmen sie auch zugleich alles mit, was sie, während ihres Daseins an charakteristischer Eigenart in seinen stattlichen Räumen entfaltet hatten.

Die allerwenigsten Präsidentenfamilien haben sich darum auch recht wohl und heimisch im Weißen Hause gefühlt. Bezeichnend hierfür ist die Aeußerung einer Tochter des Präsidenten Jackson: „Wir sind einfache Leute aus den Bergen von Tennessee, hierherberufen für kurze Zeit in einer großen nationalen Bedrängniß! Wir hoffen nur, man wird nicht zu viel von uns fordern.“

Berühmt oder nicht, geliebt oder gehaßt, geehrt oder verachtet, hat einmal der Präsident die Zügel seiner offiziellen Macht aus der Hand

gegeben, fällt er auch bald zurück aus der Beachtung des öffentlichen Lebens, um sich dem graudämmrigen, geisterhaften Zuge seiner, schon halbvergessenen, Vorgänger anzuschließen.

Am Nachmittag des berüchtigten 4. März hat der abgehende Präsident und seine Familie nicht mehr Recht im Weißen Hause, als der Fremde, der unter seinen Fenstern vorbeigeht. Während mit Kanonendonner der neue Präsident begrüßt wird, und die jubelnde Menge in langer Prozession dem Capitol zustrebt, der Inaugurationsfeierlichkeit beizuwohnen, packen die alten Bewohner des Weißen Hauses ihre Koffer und Kisten, und durchwandern noch einmal, abschiednehmend, die leeren Räume, wo man sie so lange hochgeehrt, sie mit der ausgesuchtesten Höflichkeit bedient, ihnen die bestrickendsten Schmeicheleiln zugeflüstert, um im nächsten Augenblick von der stolzen Höhe souveränen Machtbewußtseins zu der Mittelmäßig- und Ebenbürtigkeit aller Andern herabzuschreiten.

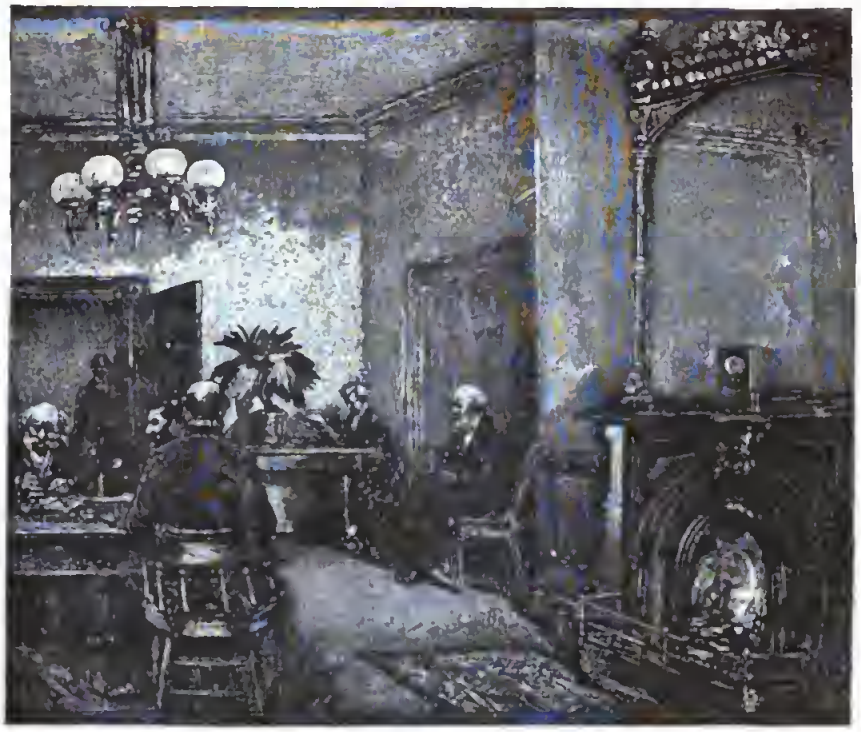


Vorderansicht des Weißen Hauses.

Das Weiße Haus ist in Bezug auf seine Bauart im höchsten Grade einfach. Es macht den Eindruck solider Behäbigkeit. Da ist nirgends solch ungesundes Streben nach Absonderlichem, ein solches Haschen nach Effekt, wie es sich nur zu sehr bei unsern modernen Bauten breit macht. — Das Weiße Haus will offenbar für nichts Anderes gehalten werden, als was es wirklich ist; ein geräumiges, zwar nicht übermäßig schönes, aber höchst respektables Wohnhaus.

Als James Hoban, der irische Architekt in Charleston, der bislang seine Kunst an den soliden Häusern erprobt, die er den Kaufleuten und Plantagenbesitzern in Süd-Karolina zu bauen hatte, die Nachricht erhielt, daß sein Plan für das Haus des Präsidenten angenommen sei, eilte er sofort nach Washington, um zuerst den ausgesetzten Preis von 500 Dollar in Empfang zu nehmen, sodann aber auch sofort selbst die Leitung des Baues zu übernehmen. Das war im Jahr 1792.

Hoban war gerade kein Künstler, auch hatte er noch nicht viel von der Welt gesehen, und so fertigte er den Plan des Weißen Hauses genau nach dem des Herzogs von Leicester in Dublin, ein's der besten Häuser, die er kannte. Und dieses wieder war eine Nachbildung der alten italienischen Villen, die man dort im Mittelalter zu bauen pflegte und die gewiß in Bezug auf Solidität und bequeme Weitschichtigkeit vor unseren modernen Zierkäfigen den Vorzug verdienen.



Wartezimmer im Weißen Haus.

Die innere Einrichtung entſprach anfänglich ganz dem ſchlichten Aeußeren. Starke Möbel, dicke Teppiche und einige wenige Dekorationsſtücke war Alles, was man in den Zimmern finden konnte. In der neueſten Zeit jedoch hat das Innere des Weißen Hauſes von der geſchickten Hand des Dekorateurs L. C. Tiffany eine ſolch totale Umwandlung erfahren,

Das Weiße Haus vom Oſten.

daß sein: früheren Bewohner es gewiß kaum wieder erkennen würden. Besonders die kleineren Räume sind mit luxuriösester Eleganz und allem Comfort unserer modernen Einrichtungen ausstaffirt.

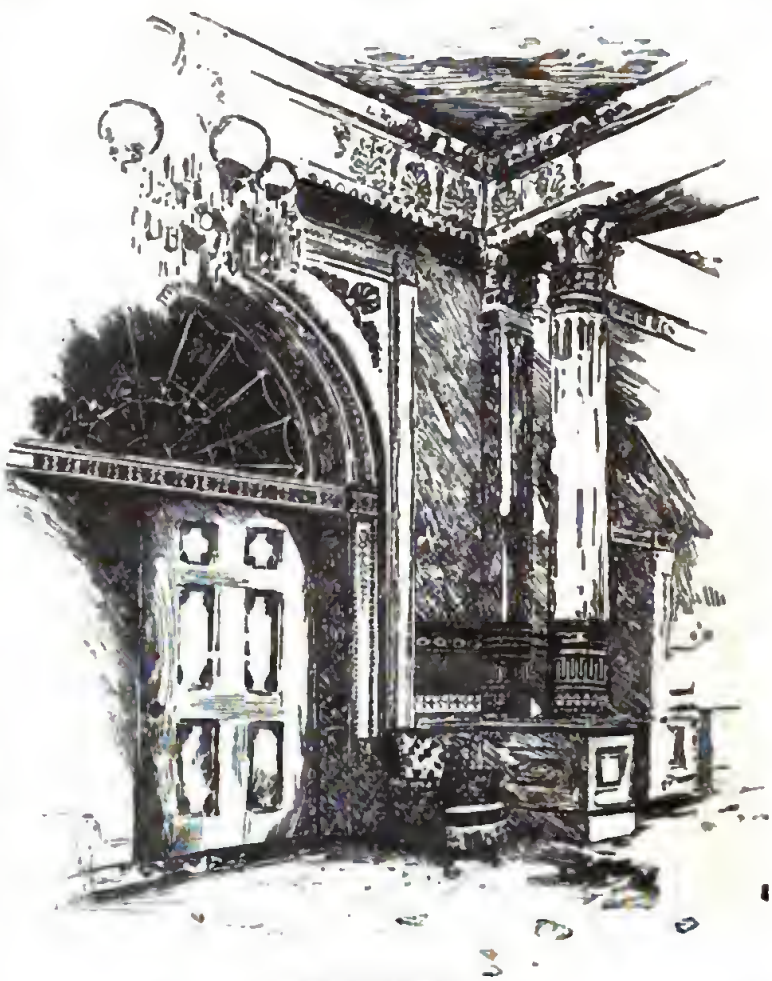
Daß hierbei der Kostenpunkt wenig oder gar nicht in Betracht kommt, kann man auch schon daraus ersehen, daß allein für das Reinigen und die Instandhaltung des Weißen Hauses vom Congreß jährlich weit über 16,000 Dollars bewilligt wird.

Es lag durchaus nicht im Plan der Erbauer, daß die Räume des Weißen Hauses in so ausgedehnter Weise, als es geschieht, zu Bureau- und Office-Zwecken gebraucht werden sollten. Jedoch diese Unsitte ist einmal eingerissen, und es wird schwer halten sie wieder auszurotten, obgleich sich schon oft genug in der Presse Stimmen haben hören lassen, die befürworten, daß entweder alle Officen aus dem Weißen Hause verlegt werden sollten, oder daß der Congreß dem Präsidenten eine neue Wohnung bauen und einrichten möge. Beides aber hat allem Anschein nach gute Weile.

So wie's ist, ist der Präsident verhältnißmäßig sehr beschränkt im Raum und darf sich z. B., weil es an Schlafgemächern fehlt, kaum den Luxus erlauben, je einen Freund, einen ausländischen Gesandten oder berühmten Reisenden mit seiner Familie über Nacht zu behalten.

Fremde, die in Geschäften den Präsidenten sehen wollen, müssen im Vorzimmer warten. An der Thür des Privat-Cabinets ist ein grauhaariger Alter postirt, der es so zu sagen im Griff hat, aus der bunten Menge der Wartenden sofort die Leute von Distinction herauszufühlen. Senatoren, Richter, Gouverneure und andere Würdenträger werden meist ohne Weiteres vorgelassen, während die Uebrigen sich zunächst einer Art Examen des Privat-Setretärs zu unterziehen haben, der entscheidet, ob ihre Sache wichtig genug ist, um vor den Präsidenten selbst gebracht zu werden.

Es ist, so sehr es auch einerseits den Begriffen republikanischer Freiheit entsprechen mag, sehr zu beklagen, daß der Präsident gut neun Zehntel seiner Arbeitszeit dem Anhören der verschiedensten Petitionen, besonders der Stellenjäger, widmen muß. Er verliert dadurch die Muße, sich mit Ernst der Erwägung wichtiger, politischer Fragen zu widmen, oder sich mit Männern von Geist und hervorragender Bedeutung über das



Ecke des Ostzimmers.

Wohl des ganzen Volkes zu berathen. Das schwierige und zeitraubende Geschäft der Ernennungen für die vielen untergeordneten Aemter sollte den Mitgliedern des Cabinets zufallen, damit er Zeit und Kraft habe in der Zeit ein Präsident des Volks und nicht nur Präsident der Stellenjäger und Amtsinhaber zu sein. Hoffentlich wird auch hier einst ein energischer Charakter eine durchgreifende Reform einführen.

Es ist uns leider des Raumes wegen versagt, noch näher auf das mannigfaltige Leben und

Bibliothekzimmer im Weißen Haus.

Treiben im Weißen Hauſe einzugehen, oder auch die innere Anlage und Einrichtung der einzelnen Räume in anſchaulicher Beſchreibung unſern Leſern vorzuführen.

Das Geſagte mag genügen. Wir hoffen dadurch das Intereſſe an der einzigartigen Bedeutung dieſes Ortes geweckt, und unſere Behauptung, daß es auch in Amerika Sehenswürdigkeiten von echt hiſtoriſchem Werthe giebt, genügend bewieſen zu haben.

Das naturwiſſenſchaftliche Zeitalter.

Editor.

Im September wurde die Jahres-Verſammlung der Naturforſcher in Berlin gehalten, welche diesmal außerordentlich gut beſucht war. Fünftauſend oder mehr gelehrte Herren ſind beieinander geweſen. Zu einem von der Stadt Berlin gegebenen Abendeſſen ſetzten ſich 7000 Gäſte nieder, und die Berliner haben es wirklich fertig gebracht, eine ſolche Menge auf einmal ordentlich und anſtändig zu ſpeiſen, indem für 7000 Menſchen Sitze, Teller, Beſtecke und ſelbſtverſtändlich auch Gläſer und Kellner zum Dienſte bereit waren.

Wenn ſo viele berühmte und gelehrte Leute zuſammenkommen, wird gewiß viel Wichtiges berathen und manches Gute geſagt. Nebenbei aber kommt auch viel Uebertreibung und manchmal ſogar Blech vor.

So zum Beiſpiel iſt es die reinſte Uebertreibung und muß junge Leute und andere, die noch kein feſtes Urtheil haben, zu groben Irrthümern verleiten, wenn auf dieſem Congreß die Naturwiſſenſchaft als das große Heilmittel für alle Schäden der Menſchheit bezeichnet, und ſo zu ſagen das naturwiſſenſchaftliche Zeitalter proklamirt wurde.

„Dies Zeitalter," rief einer der Herren (Siemens) aus, „wird die Lebensnoth und das Siechthum der Menſchheit lindern, ihren Lebensgenuß erhöhen, ſie beſſer, glücklicher und mit ihrem Geſchick zufrieden machen." — Ein Herr Cohn ſtellte geradezu das goldene Zeitalter in Ausſicht und proklamirte: „Wenn es demnächſt der Naturwiſſenſchaft gelingen wird, Stärke und Zucker,

Milch und Fleisch künstlich darzustellen, dann wird das goldene Zeitalter der Erde anbrechen und aller Noth ein Ende gemacht werden."

„Na — das ist aber doch arges Blech," sagte mein Nachbar, als ich ihm das vorlas, „Ochsen können die Herren doch nicht schaffen und ich möchte das Fleisch nicht kauen, das sie uns fabriziren."

Mein Nachbar ist derb, hat jedoch recht. Solche Uebertreibungen werden sich gewiß rächen. Die Naturwissenschaft hat ja Großes geleistet, wofür die Menschheit dankbar ist. Aber aller Noth — allem Menschen-Elend wird sie niemals ein Ende machen. Glaubte man zwar Alles, was uns manche „Naturwissenschaftliche" vormachen, so könnte man auf den Gedanken kommen, daß die Naturlehre wirklich das einzig Wahre wie das Ewige sei, während alle anderen Lehren und Systeme, nur aus Trug und Täuschung aufgebaut, zusammenstürzen werden; die Naturlehre aber als Königin des Himmels und der Erde auf nie wankendem Throne strahlen wird von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Also könnte man wähnen, nähme man Alles für baare Münze an, was diese Vergötterer der Naturwissenschaft einem vorschwatzen. Spricht man zum Beispiel vom biblischen Schöpfungsbericht, so fallen sie in's Wort: „Ueberwundener Standpunkt, die Ergebnisse der Wissenschaft sagen anders." — Redet man von des Menschen Geist und der Unsterblichkeit, so kommen solche Naturwissenschaftliche mit „Hirn, Nerven und chemischer Mischung."—Spricht man von Sünde und Elend der Menschheit und ihrer Rettung, so weisen diese Klugen auf die glorreich vor sich gehende Entwickelung hin, welche die Erlösung zu Stande bringen werde. — Kurz, für jede Frage, für alle Noth, für jede Sünde und am Ende selbst für den Tod haben manche dieser gescheiten Menschen eine Antwort, ein Mittel, eine Rettung!

Und, wie wenig weiß im letzten Grunde, trotz all dem riesigen Fortschritt, die Naturwissenschaft! Sie liegt mit sich selbst im Streit über die Entstehung der Erde; sie hat weder über den Ursprung des Lebens, noch über das Licht, noch über die Elektrizität, noch über das Gewitter, noch über das Erdbeben, noch über hundert andere Fragen befriedigende Antwort gegeben und sich erst kürzlich wieder ordentlich blamirt, indem ein Wissenschaftlicher — Herr Falb aus Oesterreich — aus Gestirnstellungen heraus auch auf den 27. oder 29. September 1886 ungeheure Erdbeben und Stürme prophezeite, die aber nicht eingetreten sind. Wiggins aus Canada hat ihm nur nachgeschwätzt.

Die Naturwissenschaft kann kein Grashälmchen, oder ein Würmchen, geschweige ordentliches Ochsenfleisch herstellen. Sie hat Großes geleistet, ist aber nicht unfehlbar, noch allmächtig, noch wird sie ewig leben, noch kann sie das Elend aus der Welt schaffen.

Im Gegentheil — sind heute schon Viele der Meinung, daß gerade die moderne Naturwissenschaft mit ihren chemischen Entdeckungen und Maschinen, die moderne Massenproduktion mit ihrem Massenproletariat und mit ihm die großen sozialen Nothstände hervorgerufen hat, während sie gleichzeitig durch ihre Verbreitung der naturalistischen Bekämpfung der christlichen Weltanschauung dem Sozialismus und Anarchismus den Boden bereitet und die Waffen gegeben hat.

Vor fünfzig, oder meinetwegen auch hundert Jahren hörte man viel Faseleien von dem goldenen Zeitalter der Philosophie, und den wahrhaft göttlichen Zuständen, welche dasselbe bringen werde. So lächerlich hatten sich die Philosophie-Anbeter gemacht, daß Schiller spöttisch schrieb:

„Ihr Herren, bis sich diese Welt
Durch Philosophie zusammenhält,
Erhält sich das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe."

Freilich nannte und kannte auch Schiller nicht die Urquelle, welche das Getriebe im letzten Grunde erhält. Aber er sagt mit seinem Reim voraus, daß das goldene Zeitalter der Philosophie nie kommen werde.

Es ist nie gekommen. Diese „Königin der Wissenschaften," „die Wissenschaft der Wissenschaften", wie man die Philosophie nannte, ist von ihrer Höhe herabgestürzt worden und vielfach in Vergessenheit gerathen. Ihre vereinzelten Vertreter bemühen sich vergeblich, das allgemeine Interesse wieder für dieselbe zu erregen.

Dies sollten sich die Anbeter der Naturwissenschaft merken. Dieselben Uebertreibungen, welche früher die Philosophen begingen, begehen jetzt die Naturforscher. Ihre Wissenschaft soll Universal- und Ersatzmittel für alles Andere, sogar für die Natur selbst und ihre Funktionen sein. Sie soll Milch, Brod, Fleisch und am Ende noch Menschen hervorzaubern.

Solcher Wahn ist ungeheuer lächerlich, und die Zeit wohl nicht mehr ferne, da den Trunkenen das alte „Mene Tekel" zugerufen wird.

Die Naturwissenschaft hat ihr Gebiet und deßhalb auch ihre Grenzen. Hält sie sich in denselben, so wird sie der Menschheit Nutzen schaffen. Sobald sie aber über dieselben hinausweicht und an die Stelle der Religion, der Moral, der Philosophie und der Politik treten will, richtet sie Unheil an, und macht sich lächerlich.

Digitized by Google

Fräulein X.

Für Haus und Herd von J. W. R.

Fräulein X. iſt hübſch. Damit will man ſagen: Sie hat ein hübſches Angeſicht, große, glänzende Augen mit langen Wimpern, mit wohlproportionirter Naſe, feingeſchnittenem Mund, zierlich geformtem Kinn, guter Geſichtsfarbe, weiches braunes, zum Locken geneigtes Haar, welches beim geringſten Verſuch ſich kräuſelt.

Für ein Mädchen von achtzehn Jahren iſt ſie von rechter Größe und hat eine feſte Geſtalt.

Jedermann ſagt: X. iſt hübſch. Oftmals ſagen Mädchen von ihr: „X. iſt höchſt liebenswürdig," welche Bezeichnung bisweilen etwas ausdrückt, obgleich ſie oft nichts ſagt.

Jedermann erhält den Eindruck, daß ſie ein ſehr, ſehr hübſches Mädchen iſt. Es iſt jedoch häufig ein Unglück ein „hübſches Mädchen" zu ſein.

Die menſchliche Natur iſt ſchwach und kann nicht mit zu vielen Vorzügen und Gaben betraut werden. Dem Reichen wird ſein Vermögen, welches er beſitzt, dem Begabten ſeine geiſtigen Anlagen, dem Politiker ſeine Befähigungen und ſein Einfluß über ſeine Mitmenſchen gefährlich. So iſt Schönheit eine Gabe, welche leicht ein Fluch ſein und werden mag.

Es iſt wohlthuend, ein ſchönes Geſicht anzublicken, jedoch der Blick mag ein Blick der Bewunderung ſein, welcher der ſtolzen Beſitzerin ſagt, wie hübſch und liebenswürdig ſie iſt, und dieſer Eindruck mag die Feuer der Eitelkeit entzünden, welche ſofort ein trübes Licht in ihr Auge werfen, in die Geſichtsmuskeln fahren und die Linien wahrer Schönheit verderben, wie ſie im Innern zum Stolz und Selbſtbewußtſein führen.

Die Einfachheit iſt bald verloren. Die Natürlichkeit wird verdrängt durch gezwungenes, künſtliches Betragen, und ſtatt des reizenden und bewunderungswürdigen Mädchens, welches wir zuerſt ſahen, finden wir zum großen Schmerz, Schwachheit, Dünkel, Albernheit.

Dies iſt die Geſchichte des Fräulein X. Sie war hübſch. Sie fand es aus. Sie hat es nie vergeſſen. Die Eitelkeit ward entflammt und nun iſt ſie die Verkörperung von Künſtelei und Lächerlichkeit. Sie weiß es nicht, und man kann ſie auch nicht zur Einſicht und Ueberzeugung bringen. Rohe Menſchen verlachen ſie, und gebildete Leute ſagen in gedämpftem Tone: „Ach, es iſt Jammerſchade!"

X. iſt eine verdorbene Schönheit. Das Alter hat ſie nicht verdorben, denn ſie iſt immer noch jung. Aber die Linien, welche ihr der Hochmuth und die Eitelkeit ins Geſicht zogen, ſind tiefer, ſchwerer und unangenehmer, als die Runzeln, welche die Jahre aufprägen.

Welch einen melancholiſch-düſtern Anblick gewährt ſie dem Beobachter, wenn ſie ſich in den Beſuchszimmern und auf den Straßen bewegt, mit kokettiſchem Lächeln ihren Mund in allerlei widerliche Formen drehend und zwängend, gleich dem Geſicht einer Gummi-Puppe, und das Alles mit der Abſicht, anziehend und ſchön zu ſein! Armes, einfältiges Mädchen!

Junge „Geſellen" ſind ſchuld an des Mädchens Koketterie. Sie ſchmeichelten ihr und prieſen ſie, bis ſie ſchließlich glaubte, daß das, was ſie über ihre Schönheit und Macht in der Geſellſchaft ſagten, wahr ſei.

Sie verglichen ſie mit anerkannten Schönheiten und dann lachten ſie ſich in's Fäuſtchen ob ihrer Eitelkeit, womit ſie den Unſinn verſchlang.

Das Verfahren ſolcher jungen Burſche iſt verabſcheuungswürdig. Keine Sprache iſt ausreichend, um das Unmännliche ſolchen Betragens gebührlich auszudrücken. Sie ſehen die Schwachheit des armen Kindes und machen Kapital daraus. Das arme Kind iſt betrogen. Sie dünkt ſich eine feine Dame. Mit Selbſtgefallen ſchaut ſie auf weniger begünſtigte Mädchen herab, und weiß nicht, daß ſie ſich allgemeinem Spott preisgiebt, wenn ſie ihren ſchönen Kopf hin- und herbewegt, ihre Lippen verdreht, mit den Augen blinzelt und durch eine Menge von Fratzen und Bewegungen die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen ſucht.

Herrlich und gewaltig iſt die Macht der Selbſterkenntniß! Sie würde das Mädchen vor der Demüthigung retten, welche ſie zu erleiden hat.

Noch eins — ſie bildet ſich ein, es ſei eine gar ſchöne Sache, ein weltluſtiges Mädchen zu ſein. Sie wechſelt Briefe mit jenem jungen Burſchen, welcher ein lockerer junger Mann zu ſein begehrt. Sie begehrt ein leichtfüßiges Frauenzimmer zu ſein, ohne ſich jedoch den Haß zuzuziehen, welcher ausgeſprochenen ſchlimmen Charakteren gehört.

Sie theilt andern Mädchen die Dinge mit, welche ſie bei ihrem letzten Beſuch in der Stadt lernte. Erzählt von dem jungen Burſchen, dem ſie begegnete — den Lorbeeren, welche ihr ihre königliche Schönheit eintrug; von den Plätzen, die ſie beſuchte, den Bemerkungen, welche gegen ſie gemacht wurden und den treffenden Antworten, welche ſie zurückgab. Sie rühmt ſich ihrer Schande. Die Sachen, die ſie erzählt, wenn wahr, ſollten die Schamröthe auf ihre ſonſt ſchönen Wangen treiben. Ein „böſes Mädchen" im ſchlimmſten Sinne iſt ſie nicht, allein ſie iſt auf der Heerſtraße zum Verderben, obwohl ſie mit Empörung gegen ſolche Prophezeihung proteſtirte.

Etwas möchte das Fräulein retten. Wenn die Mutter, der Bruder, der Paſtor oder ein vertrauter Freund ihr in kühnen Farben die Schwachheit, Thorheit und die Sünde ihres verkehrten Verhaltens vorhalten könnte, ſo möchte ſie gerettet werden. Jedoch — dies wurde verſucht. Ein höhniſches Lächeln umſpielte ihren ſonſt hübſchen Mund und ſie ſcheint Vergnügen zu finden in dem „Unſinn" — wie ſie es zu nennen beliebt — welchem ihre Rathgeber anhangen. Sie fühlt ſtolz ein Sorgenkind zu ſein. Leute, welche ſich Kummer über ſie machen — bezeugen damit, daß ſie die Welt nicht kennen. Sie ſind „fromm" und „fanatiſch" und „Finſterlinge, und würden beſſer „zur Betſtunde gehen," als zu ihr zu reden. Darauf klingt ihre Stimme in abgebrochenen Stücken närriſcher Geſänge, wobei ſie für ſich ſelbſt denkt:

„Welch ein entzückendes und bezauberndes Geschöpf bin ich doch!" Ist sie ein Narr? Laßt's Echo antworten.

Die Mutter des Mädchens schadete ihr durch frühzeitige Ueberschätzung und Nachsicht. Mit einem schönen Gesicht und einem starken Willen kam das Kind zur Welt. Das Gesicht wurde gepriesen und der Wille genährt. Ehe sie fünf Jahre alt war, wußte sie, daß sie hübsch sei. Auf diese Weise entwickelte sich das Selbstbewußtsein rasch und nun ist sie die Kokette unserer Feder eine aus dem wirklichen Leben gegriffene Zeichnung. Ihr Wille wurde nicht sorgfältig bewacht. Sie hatte ihren eigenen Weg. Bald verweigerte sie Gehorsam. Ueber dreiste Antworten von solch hübschem Gesichte lächelte die Mutter und so prägte sich der Eigenwille Hand in Hand mit dem Selbstbewußtsein und Stolz aus, bis heute keine Vorstellung irgendwelche Wirkung hat. Sie ist eine schwache, eitle, alberne, steifsinnige, eigenwillige Schönheit, die auf dem Weg zum Verderben wandelt. Ihre Kammerädinnen machen sich lustig über sie. Die Alten bedauern sie. Keine lebende Seele beneidet sie. Die Thür der Finsterniß und Entwürdigung steht für sie offen.

Wer kann und will uns helfen, sie zu retten? Lasset uns ernstlich versuchen, der Heranbildung solcher Mädchen vorzubeugen.

Religiöse Blüthen deutscher Socialdemokratie.

Für Haus und Herd von Gust. Adam Kaiser in Kiel, Deutschland.

Das Verhältniß der Socialdemokratie zur Religion ist bei Weitem das gefährlichste Kapitel in ihrer Geschichte.

Die socialdemokratischen Führer sind Diener und Anbeter des Materialismus in seiner abschreckendsten Gestalt. In der That können sie auch nur hoffen, den communistischen Zukunftsstaat „Bebel" errichtet zu sehen, wenn die „Idee" Gott aus der Welt geschafft — und die Ausrottung des positiven Glaubens aus den Herzen der Menschen dieselben zum Thier herabgewürdigt — und zum Umsturz aller bestehenden Ordnung reif gemacht hat.

In den meisten ihrer Schriften wird die Religion und der Glaube an das, was uns als das Höchste und Heiligste gilt, mit einem Hochmuth und Frechheit angegriffen, daß — diesmal abgesehen von der Religion — sogar jedes Empfinden des noch rechtschaffenen Mannes tief verletzt werden muß.

Indeß wissen diese Herren „Volksmänner", daß auch unter unserem Volke noch ein gesunder Kern ist, der ihre Lehren mit Abscheu verdammen würde, wenn sie allenthalben offen und rückhaltslos damit hervortreten wollten. Die socialdemokratischen Führer lassen daher ihre officielle Stellung zu den religiösen und kirchlichen Fragen am liebsten in einem gewissen Halbdunkel und ihre Agitatoren hüten sich, solche Grundsätze zu verlautbaren, wenn sie beim Volk um Anhang und Stimmen werben.

Auf dem Kopenhagener Congreß 1883 beschloß man, jeden Angriff auf die Religion vorläufig zu vermeiden, um besser die ländliche Bevölkerung für die Socialdemokratie zu gewinnen. Man thut dies, wohl wissend, daß der Mühselige und Beladene erst dann ein ächtes Kind dieses Geistes wird, wenn er jenen Glauben, der ihm des Lebens Lasten etwas erleichtert, durch gänzlichen Abfall von Gott aufgegeben hat. Also: Wir geben der Religion — wie auch den Fürsten und Regierungen — noch ein wenig Galgenfrist! — aber nur dies, denn „wir wollen die grundstürzende Umgestaltung der heutigen Verhältnisse." (Liebknecht im Reichstag 11. Jan. 1883).

Doch scheint Letzterer selbst noch nicht ganz sicher zu sein mit seinem Unglauben, denn z. B. schrieb er in seinem Leiborgan „Volksstaat" — allerdings roh und brutal genug — Entweder gibt es einen Gott und dann wären wir freilich geleimt, oder es gibt keinen, und dann können wir anheben, was wir wollen!" — ein Grundsatz, mit dem sich Hödel'sche und Niederwald'sche Attentate sowie Verbrechen aller Art rechtfertigen lassen.

Auch die Erklärung der Religion zur Privatsache, wie es das bekannte Gothaer Programm thut, ist ein lediglich tactisches und tendenziöses, d. h. ein höchst unehrliches Mittel; denn der wahre Socialdemokrat will keine Religion und kann sie nicht wollen.

Am consequentesten ist jedenfalls Bebel, der Führer der Partei.

Zwar hat ihm seine persönliche Geschichte sogar auf Seiten seiner Gegner manchen Respekt gewonnen. Keine hohe Geburt hat ihn gemacht zu dem, was er ist. Er hat es, und wie man annimmt, auf ehrlichen Wegen, von einem armen Drechslergesellen bis zu einem reichen diesbezüglichen reichen Fabrikbesitzer in Dresden gebracht. Man spricht von seinen bedeutenden parlamentarischen Fähigkeiten und von kühner Offenheit, die immerhin Anerkennung verdiene.

Aber nicht ohne Entsetzen sind seine religion-

haſſenden Ausdrücke in ihrer ganzen Pöbelhaftigkeit wieder zu geben. Schon 1872 erklärte er im Reichstage: Wir erſtreben auf dem, was man heute das religiöſe Gebiet nennt, den Atheismus! In ſeinem Buche: „Die mohamedaniſch-arabiſche Kulturperiode,“ einem Gemiſch von Hochmuth und Verleugnung aller geſchichtlichen Wahrheit, bekennt Bebel offen, daß für ihn die Entwicklung der Religion auf die Abſchaffung aller Relion hinauslaufe und die höchſte Stufe der Kultur des Atheismus, die vollſtändige Gottloſigkeit ſei!

Gelegentlich kommt dieſe teufliſche Geſinnung auch in dem offiziellen Parteiorgan zum Vorſchein. Der „Socialdemokrat“ (Zürich) nannte im Jahr 1880 „das Chriſtenthum eine blödſinnige Religion“ und — an ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen — die ruchloſe Ermordung Kaiſer Alexanders II. von Rußland „eine gerechte Hinrichtung.“

Und damit wir uns nicht irren und von einer weſentlichen Beſſerung dieſer grundſtürzenden Partei träumen laſſen — weiſen wir auf folgende nagelneue Bebel'ſche Macht- und Drohſprüche hin: „Wir ſtehen in Bezug auf den Atheismus einfach auf dem Standpunkt der wiſſenſchaftlichen materialiſtiſchen Weltanſchauung.“ (Im Reichstag 12. März 1884.) „Je raſcher dieſe Illuſionen zerſtört werden, um ſo beſſer für uns; wir wollen möglichſt reinen Tiſch haben.“ (Im Reichstag 20. März 1886.)

Ein weiteres Schlagwort iſt: „Wir ſind international!“ — international, wie überhaupt das ganze Reich der Finſterniß. Dieſe erſchreckende Wahrheit hat ſich in ſo blutiger Weiſe bei den ſocial-demokratiſchen Aufſtänden in Frankreich, Belgien, Holland und Chicago in jüngſter Zeit beſtätigt.

Aber Gottlob! ihnen gegenüber ſteht außer dem der Säbel und Bajonette, noch ein anderes Heer: die Gläubigen. Auch ſie ſind international, mehr noch mit Geiſtesſchwertern angethan. Wir werden nicht verſäumen, dieſem Feind aus dem Abgrund mit dem ſchneidigen Schwert von Gott geoffenbarter Wahrheit und der Geiſtesmacht gläubigen Gebets rechtzeitig entgegenzutreten.

Daß übrigens dies Geiſteskind auch in andern Kreiſen, die wir keineswegs mit „chriſtlich-gläubig“ zu bezeichnen wagen, weil ſie es nicht ſind, erkannt, beurtheilt und beim richtigen Namen genannt wird, erfahren wir und damit abſchließend, auch bei dem Schriftſteller Joh. Scherr. Er ſagt: „Von dem, was in der Seele des Volks vorgeht — des wirklichen und weſenhaften Volkes, welches mit dem in der „Sudellüche“ kommuniſtiſch-anarchiſtiſcher Hetzerei zurechtgemachten Abſtraktum „Volk“ nichts gemein hat — ja, davon haben die Herren Materialiſten nicht die entfernteſte Vorſtellung, kümmern ſich auch nicht darum. Sie wähnen dem Fortſchritt zu dienen, wenn ſie die Erde entgöttern. Aber ohne Götter, Ideale und Illuſionen iſt der Menſch nur ein zweibeiniges, federloſes Stück Vieh.“

Dies iſt trefflich auf die materialiſtiſche, ſocial-demokratiſche Doktrin angewandt.

Luiſe Michel, „die rothe Jungfrau.“

„Für die große Menge des Publikums iſt L. Michel eine Art von Schreckgeſpenſt; ein erbarmungsloſer Satan in Frauengeſtalt, Menſchenfreſſerin, ein Ungethüm mit menſchlichem Angeſicht. Allenfalls würde man ſie anklagen, daß ſie kleine Kinder mit Haut und Haaren verzehee. Wie verſchieden iſt von dieſer Legende die Wieklichkeit! Diejenigen, welche ihr nahen, ſind erſtaunt, ſich einer Frau gegenüber zu befinden von ſympathiſchem Aeußeren mit ſanfter Stimme, mit klugen, lebendigen Augen, die von Herzensgüte beredtes Zeugniß ablegen. Sobald man eine Viertelſtunde mit ihe geredet, ſind alle Voeurtheile verflogen. Man fühlt ſich von ihe entzückt, gefeſſelt, bezaubert. Sie iſt ein dichteriſch begabtes, inniges Gemüth, das ſich in Idealen verzehrt. Es iſt in Wahrheit etwas von einer barmherzigen Schweſter in ihr. Sie iſt die verkörperte Entſagung und Seldſtwerleugnung. Ohne es zu wollen, ſpielt ſie in ihrer Umgebung die Rolle der Vorſehung!“

So beſchreibt die geoße Bürgerin dee Herausgeber der von ihr ſeldſt geſchriebenen Erinnerungen in der Vorrede. — Wer ſollte nicht begierig ſein, die auf der einen Seite ſo Gefeierte, in den Himmel Erhobene, auf der anderen Seite ſo Verabſcheute perſönlich kennen zu lernen, aus eigener Anſchauung ein waheheitsgetreues Bild zu gewinnen von der Vielgeprieſenen und viel — Verlachten und Verſpotteten.

Die Gelegenheit läßt nicht auf ſich warten. Maueranſchläge fordern die Sozialiſten aller Schattirungen auf zu einer feierlichen Prozeſſion auf den berühmten Kirchhof Père Lachaise, um doet den Manen der vor fünfzehn Jahren gefallenen Barrikadenkämpfer Kränze zu dringen und dann in einem großen Ballokale ihr Gedächtniß durch Reden über die großen Freiheitskämpfe der Kommune zu ehren.

Nachdem wir 25 Centimes Eintrittsgeld bezahlt, kommen wir in einem ungeheuren, wenigſtens ſeit zwanzig Jahren nicht angeſtrichenen Saal, in dem weder Stuhl noch Tiſch zu ſehen iſt, ſondern nue zwiſchen den Ankündigungen: „Bier und Liqueur à 25 Centimes“ — und auf der anderen Seite: „Schinken und Sauer-

kraut“ eine Art Rednertribüne. — Auf dieser befindet sich ein Bürger, der sich alle Mühe giebt, die Aufmerksamkeit der anderen Bürger und Bürgerinnen auf sich zu ziehen, indem er mit einem handfesten Spazierstock die Tischplatte bearbeitet. Endlich gelingt es seinem Klopfen und Rufen: „Ruhe, wenn ich bitten darf,“ die harmlos sich unterhaltende Menge, in deren Mehrzahl kein Mensch Umsturzmänner und zum Petroleum greifende Furien erwarten sollte, zu bewegen, daß sie ihre Unterhaltung abbricht. „Wollen die Bürger und Bürgerinnen Präsidenten und Sekretäre ernennen,“ bittet der Mann mit dem Spazierstock. Sofort beleben sich die Augen, die Hände fangen an zu gestikuliren und aus Hunderten von kraftigen Männerkehlen erschallt der Ruf: „Wir sind Anarchisten, wir wollen keinen Präsidenten, volle Redefreiheit muß hier herrschen.“ Wieder rührt der Mann seinen Spazierstock und verkündet, daß er sich dem Willen des souveränen Volkes füge. Es werde also keinen Präsidenten geben. Doch müsse einer da sein, welcher die sich zum Wort meldenden Redner notire. Ob die Versammlung ihm dieses Ehrenamt lassen wolle? Mit Bravorufen wird seinem Gesuch gewillfahrt.

„Bürger Allemane wird über die Kommune und die Revolution als erstes Thema reden. — Bürger Allemane, der im Schnitt seines Gesichtes und Bartes merkwürdig an Napoleon III. erinnert, beginnt eine Verherrlichung der Kommune und ihrer Anhänger, wird aber sofort durch heftiges Gebrüll: „Feigling, du hast mit den Versailler Banditen verhandeln wollen“ unterbrochen. Die Uneinigkeit der gemäßigten Sozialisten und der wirklichen Anarchisten, die mit Mord und Brand vorgehen wollen, trat hier in noch grellerer Weise hervor als schon am Morgen und Nachmittage bei der Prozession auf den Kirchhof.

Umsonst versuchte der arme Allemane sich von dem Vorwurf zu reinigen, umsonst immer wieder und wieder um Einigkeit zu bitten an solchem Tage, umsonst seine Zuhörer zu fesseln durch rührende Schilderungen von dem Hunger des armen Volkes und der Schwelgereien eines Jules Favre, Trochu und Gambetta, umsonst mit Anstrengung aller rhetorischen Mittel, also daß der Knoten seiner Kravatte sich löst, das Hemd auf der Brust sich öffnet, seine Zuhörer zu begeistern mit dem Ruf: „Wie Kato im römischen Senat stets wiederholte: Endlich sage ich, Karthago muß zerstört werden, so sage ich: Das Privatkapital muß aufhören und den hungernden Arbeitern werden!“ Immer wieder wurde der Redner unterbrochen und mußte minutenlang aufhören. Aber war das Zufall oder Absicht — die letzten Worte wurden begleitet von dem kläglichen Geheul eines Hundes, und der Redner — oder war es der Hund — wurde belohnt mit jauchzendem Beifallsklatschen.

Der Bürger Chabert, Mitglied des Pariser Stadtrathes, erhebt sich und beginnt. „Wie vielerlei uns auch trennt, zu welcher sozialen Schule wir uns auch bekennen, wir sind einig in dem unversöhnlichen Haß gegen die Bourgeoisie.“ Dieser Eingang scheint ihm einmüthige Zustimmung vom souveränen Volk einzubringen. Doch nein, den donnernden Beifall unterbricht ein kleiner Bürger in grauem Anzug und mit grauem Haar durch den Ruf: „Wir wollen keine Munizipalräthe, wir sind Anarchisten.“ Man gebietet ihm Schweigen, drohende Fäuste erheben sich gegen ihn, aber für ihn erheben sich andere, und einen Augenblick scheint es, als ob es zu allgemeinem Handgemenge kommen werde. — Doch das scheint bei den heißblütigen Franzosen manchmal nur so. Im Nu hat sich der Spektakel auch in Wohlgefallen aufgelöst, dadurch, daß man den kleinen Herrn — bitte um Verzeihung — Bürger, wollte ich sagen, auf die Tribüne hebt und ihm befiehlt: „Jetzt rede!“

Mit einer selbst für die Romanen ungewöhnlichen Gestikulation die Arme bewegend, als wolle er alle niedermähen, ruft er: „Wir sind Anarchisten, wir wollen keine Stadträthe, wir wollen keine Minister, wir wollen keine Regierung. Alle Beamten, alle Stadträthe sind Diebe wie die anderen.“ Allgemeines Halloh; hier Bravorufen, dort Pfeifen und der Ruf: „Vor die Thür.“ Da ruft einer mit Stentorstimme: „Gebt ihm ein Glas Wasser“ und — vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt — im Nu wird dem Bürger mit dem vom Wein gerötheten Gesicht vor den noch offenen Mund ein Glas Wasser gehalten und was dieser nicht zu fassen vermag, ihm über das Gesicht geschüttet. Unter nicht endenwollendem Jauchzen verschwindet der kleine Herr von der Bildfläche.

An seinen Platz tritt nach einer im Ganzen mit Beifall gehörten, in der Form geschickten, dem Inhalte nach unsinnigen Rede des Bürgers Chabert, „die rothe Jungfrau“ Luise Michel; eine hagere Gestalt von kaum mittlerer Größe, im Alter von etwa fünfzig Jahren, mit sehr ausgebildeter Stirn, die dann mit einemmale scharf zurücktritt. Die Nase und der untere Theil des Gesichtes stehen weit vor. Ihre Züge sind außerordentlich hart. Von dem milden Ausdruck, der an die barmherzige Schwester erinnert, konnte ich mit dem besten Willen nichts finden. Sie ist das Mannweib in einer das Abstoßende mit dem Lächerlichen wundersam verbindenden Form, wie man es nicht besser als Typus finden könnte. „Es lebe Luise Michel, es lebe die soziale Revolution,“ so wird ihr Auftreten fast einstimmig begrüßt.

Auch sie bittet zunächst um Eintracht, da man ja in der Hauptsache eins sei, im Haß gegen die besitzenden Klassen, in der Hoffnung, daß jetzt bald der große Tag anbrechen werde, wo auch die Frauen, die Kinder die mageren Hände bewaffnen und ohne Angst vor den Kanonen die Barrikaden vertheidigen werden. „Dann werden wir uns nicht mehr begnügen, einige Spione, einige heuchlerische Jesuiten niederzuschießen, da wird es sich nicht darum handeln, einige wenige Häuser niederzubrennen, nein, da gilt kein Zaudern mehr, du hast durch das Blutbad unter unseren Brüdern jede Versöhnung unmöglich gemacht, du mußt *ganz* sterben, feige Bourgeoisie! Die Reaktion ist nur noch ein todter Leichnam, der von der gegenwärtigen Regierung aufgenommen ist, aber diese wird gleich einem giftigen Gewürme zertreten werden, wenn das Volk, das noch wie ein Straßengefangener seine Ketten schleppt, uns befreien wird von den Menschen, die uns (die Mitglieder der Kommune) ins Verderben gestürzt haben. — Die Religionen verschwinden wie Spreu vor dem Winde, und wir sind von jetzt an die Herren unserer Geschicke. Wir wollen die Freiheit, d. h. wir verlangen für jedes menschliche Wesen das Recht und die Mittel, zu thun, was ihm beliebt. Mit dieser Freiheit halten wir für unverträglich die Existenz irgend einer Gewalt, welches auch ihr Ursprung, ihre Form sei, ob sie monarchisch oder republikanisch, ob von Gottes- oder von Volkesgnaden sei. Auch wenn unsere Partei morgen ans Ruder käme, würden wir keine Regierung wünschen, denn diese würde Manches wollen, was andere nicht wollen, würde gerade wie jetzt mit Gewalt ihren Willen durchzusetzen suchen und das wäre der Tod der Freiheit. — Das Hauptübel liegt in der Idee, daß man eine Regierung haben müsse, in dem Autoritätsprinzip.“

Mit donnerndem Applaus wurde die Rednerin öfter unterbrochen. Man hatte das Gefühl, daß sie aus Ueberzeugung spricht und nicht eigennützige Interessen verfolgt. Manchmal erinnerte ihre Haltung und das

Feuer ihrer Rede „an die blutlechzende Wölfin,“ womit ſie einmal der Staatsanwalt verglichen hat, und einer ihrer Genoſſen hat nicht ſo unrecht, wenn er in ihr das Prinzip des Haſſes zu ſehen meint, das allein fähig iſt, große Revolutionäre zu ſchaffen.

Fürſten und republikaniſche Miniſter, die ihre Umſturzideen nicht theilen, nicht jeden thun laſſen wollen, was ihm beliebt, ſind für ſie gleichermaßen vom Uebel und müſſen abgethan werden ſobald wie möglich. „Als Kind,“ erzählte ſie, „bat ich einſt für eine Wölfin, die man gefangen hatte und zu Boden ſchlug. Nimmer würde ich dies thun für Menſchen, wie die Zaren, welche die Sklaverei und den Tod einer Nation bezeichnen. Nein, ich würde ſie zu tödten nicht mehr zögern, nicht mehr Mitleid haben, als wenn ich eine gefährliche Schlange, die über meinen Weg kröche, umbrächte.“ — Unſere republikaniſchen Staatsmänner, die ſich damit genügen laſſen, das Volk ſtets mit politiſchen Freiheiten und mit leeren Verſprechungen bezüglich ernſter ſozialer Reformen zu füttern, ſind in ihren Augen nicht beſſer als die fluchwürdigſten Fürſten. „Wozu die Namen ändern,“ ruft ſie aus, „wenn die Sache dieſelbe bleibt? Endlich erhebe ſich das Volk. Lange genug hat man den alten Löwen mit Peitſchenhieben traktirt. Endlich wird er doch ſeinen Maulkorb zerbrechen! Fragt man, was wird das Ende ſein? Was geht es uns an? Ueber uns ſchreitet man weg wie über eine Brücke. Zu etwas Weiterem ſind wir doch nicht nütze. Gewiß, die Revolution iſt ſchrecklich, aber ihr Ziel iſt das Glück der Menſchheit! Um die Menſchheit aus dem Sumpfe zu erretten, bedarf es mitleidsloſer Kämpfer! Nur daß das Morgenroth der Freiheit ſich erhebe, nur daß aus dem Blut die Rache erwachſe, wie der junge Raſen aus dem mit Waſſer getränkten Boden!“

Schon lange vor dem Kriege und der Kommune hat ſie alſo für den Umſturz gearbeitet. — Von den fünfziger Jahren an hatte ſie eine kleine Privatſchule für Mädchen, zuerſt in der Provinz, dann auf dem Montmartre in Paris. Schon damals predigte ſie ihren Zöglingen mit dem ſeichteſten Materialismus, daß der Menſch in keiner Weiſe für ſein Thun und Laſſen verantwortlich, daß er nach ſeinem Tode zu nichts Anderem gut ſei als den Boden zu düngen, glühenden Haß gegen die beſtehende Ordnung. Des Morgens ſingt ſie mit ihren Kindern, anſtatt das damals noch in den franzöſiſchen Schulen übliche Morgengebet zu halten, auf den Knieen die Marſeillaiſe, und wenn ſie alles Gebet zu dem lebendigen Gott vor ihren Schülern als eine Dummheit verſpottet, ſo ſtellt ſie Fürbitte für den Kaiſer geradezu als Freveltat dar. Außerhalb der Schulzeit macht ſie, die Lehrerin, ſich ein Vergnügen daraus, den Anhängern des Kaiſerreichs mit rother Kreide Eſelsohren an die Hausthüren zu malen und gelegentlich auch auf die Röcke. Aber öffentlich tritt ſie erſt hervor bei dem berüchtigten Begräbniß des Viktor Noir und bei den erſten Regungen der Kommune am 31. Oktober 1870, vor allem aber am 18. März 1871. — Auf dem Montmartre haben ſich zwei Committees der Wachſamkeit gebildet, das eine aus Männern, das andere aus Frauen beſtehend. Sie gehört, was charakteriſtiſch und worauf wir noch zurückkommen werden, als eins der eifrigſten Mitglieder dem Committee der Männer an und leitet von da, meiſtens mit der Uniform eines Nationalgardiſten bekleidet, die für die Volkskämpfer und deren hungernde Weiber und Kinder für nöthig erachteten Requiſitionen an den öffentlichen Kaſſen und in den Privathäuſern.

Zu ihrer Ehre muß betont werden, daß man ihr wohl nie ernſthaft nachgeſagt hat, ſie habe, wie ſo manche andere unter den damaligen Häuptern der Revolution, ſcheinbar für das Volk requirirt, das beſte aber für ſich behalten. Nein, in der Beziehung iſt ſie rein. Ihre Paſſion iſt eine andere, nämlich zu herrſchen, genannt werden. Mit ſtolzer Freude erzählt ſie, daß das achtzehnte Arrondiſſement, in dem ihr Klub die Herrſchaft führte, der Schrecken der Pariſer Bevölkerung geweſen; wie der Ruf „Montmartre ſteigt herab“ die Bourgeoiſie in ihre Löcher getrieben. — Nicht zum wenigſten durch ihre Schuld werden am 18. März die Generale Clement Thomas und Lecomte, welche den Kommunarden die Kanonen wegnehmen wollten, erſchoſſen. „Laßt ſie nicht los, gebt ihnen, was ſie verdienen,“ ruft ſie, als darüber berathen wird, was man mit den Gefangenen anfangen ſolle. Und als dieſe nun mißhandelt, todt am Boden liegen, ſpricht ſie ihre Freude darüber aus. „So iſt's recht; nur ein Glück, daß Clemenceau nicht einige Augenblicke früher gekommen, er hätte es nicht gelitten.“ — Sie bietet ſich den Häuptern der Kommune an, nach Verſailles zu gehen und den Präſidenten der Republik, den alten Thiers, zu ermorden, und fordert in einem Manifeſt vom 18. Mai die Aufhebung ſämmtlicher Gerichtsbarkeit und ſämmtlicher Kulte, die Gefangennahme aller Prieſter und im Zeitraum von vierundzwanzig Stunden den Tod einer der Geiſeln. An dem Brande der Stadt nimmt ſie thätigen Antheil. Bald zu Fuß, bald, nachdem ſie verwundet, in einem requirirten Wagen eilt ſie von einem Punkt zum andern und mahnt die Barrikadenkämpfer, nicht zu erlahmen, vor nichts zurückzuſchrecken. „Den Einbrechern von Verſailles wollte ich einen undurchdringlichen Damm von Flammen entgegenſetzen,“ ruft ſie, „und dieſes Flammenmeer iſt auch ein Morgenroth der Freiheit! Um der Hoffnung willen, daß auch hierdurch der Tag näher kommen werde, an dem der Menſch, gewiſſenhaft und frei, weder den Menſchen noch das Thier quälen wird, verlohnt es ſich wohl der Mühe, durch Grauſen und Schreckniß hindurchzugehen.“

Vom Kriegsgericht zu lebenslänglicher Verbannung nach Neu-Caledonien verurtheilt, kehrt ſie von dort im Jahre 1881, nachdem für die ſämmtlichen Kommunarden eine allgemeine Amneſtie von den Kammern bewilligt war, nach Paris zurück. Ein nicht geringer Theil der Pariſer Arbeiterbevölkerung empfängt ſie mit Jubel und veranſtaltet ihr zu Ehren große Bankette, bei denen ſie ihre Hoffnungen wie ihre Anſichten in längeren Reden kundgiebt. In dieſe Zeit gehört das berüchtigte Wort: „Man muß die Schwerter ſchärfen, denn wenn die Schweine fett geworden, ſchlachtet man ſie.“

So iſt ſie, wenn nicht die Anſtifterin der großen Demonſtration vom 9. März 1883, ſo doch diejenige, welche dabei von Worten zur That übergeht. Die arbeits- und brodloſen Arbeiter waren für dieſen Tag auf den Invalidenplatz zu einer großen Volksverſammlung eingeladen worden, welche berathen ſollte, wie den nothleidenden Arbeitern Verdienſt geſchafft werden könne. Es war durch den allgemeinen Niedergang von Handel und Wandel viel, viel Noth in Paris, und folgender Maueranſchlag: „Man kennt die Hungerleidenden, aber man kennt auch die heuchleriſchen Tugendhelden, welche, während das Volk mit den Feinden kämpfte, bei Brebant (einem der erſten und theuerſten Reſtaurants) ſchwelgten. Brebant beſitzt eine Erinnerungsmedaille mit der Inſchrift: ‚Während der Belagerung von Paris haben einige Perſonen, welche gewohnt waren, alle vierzehn Tage bei Brebant zu ſpeiſen, auch nicht ein einziges Mal an dem Eſſen merken können, daß ſie in einer belagerten Stadt von zwei Millionen Menſchen tafelten‘“ (das nun folgende Namensverzeichniß führt eine ganze Reihe von bekannten, meiſt republikaniſchen Perſönlichkeiten auf,) trug nicht wenig dazu bei, die Maſſen zu erbittern. — Ungefähr 15,000 Männer und Frauen ſind

um zwei Uhr auf dem großen Platze versammelt. Ein nicht geringer Theil ist durch Luise Michel hergeführt worden. „Sie werden sich niedermetzeln lassen, Bürgerin," hat ihr einer auf dem Hinmarsch zugerufen. „Ist mir Wurst," antwortet sie in ihrer burschikosen Sprache. „Wenn man mich tödtet, werde ich in dem Lande der Würmer bei Weitem nicht so viel Ungerechtigkeit sehen wie hier." Sie steigt, umringt von der Menge, auf eine Bank und ruft: „Bürger, ich danke euch, daß ihr unserer Einladung gefolgt seid. Ihr thut heute mehr für euch als alle Potentaten der Welt für euch hätten thun können. Mit euch wollen wir jetzt Paris durchziehen und Arbeit und Brod verlangen. Es lebe die soziale Revolution!" Eine Bande zieht nun über die Brücke mit dem Rufe: „Zum Palast des Elysee!" und wäre um ein Haar durchgedrungen. Ein anderer Schwarm zieht nach Osten, dem Boulevard St. Michel, ihm voran Luise Michel mit schwarzer Fahne, während eine ihrer Begleiterinnen eine rothe Schärpe umbindet. Da ruft einer aus ihrem Generalstabe, auf einen Bäckerladen zeigend: „Brüder, ihr habt Hunger, hier ist Brod." Im Nu ist der Laden geplündert, andere folgen, und die Bitte der Luise Michel: „Wenn ihr Hunger habt, nehmt das Brod, aber thut den Bäckern kein Leid" wird nicht gehört. Ist sie selbst auch uneigennützig, andere sind es nicht, und die sie rief, die Geister, wird sie nicht mehr los, bis das Militär endlich dem Auflauf ein Ende macht. Sechs Jahre Gefängniß sind der Lohn für diesen Streich.

Am Anfang dieses Jahres begnadigt, beginnt sie selbstverständlich ihre Thätigkeit als Aufwieglerin gegen die bestehende Ordnung von Neuem. Bei ihrem neuesten Auftreten hat sie jedoch oft arges Mißgeschick betroffen. In den Pariser Versammlungen wie früher hoch gefeiert, ist sie in der Umgegend von Paris, in Versailles, Vincennes und St. Germain theils kaum zu Wort gekommen, theils mit Schimpf und Spott davongejagt worden. In letzter Stadt ist sie schon am Bahnhofe mit Pfeifen und Johlen empfangen worden. — In Vincennes ergeht es ihr noch schlimmer. Man wirft ihr Kohlstrünke und faule Aepfel an den Kopf und durchsägt on den Rädern des Wagens, der sie nach Paris zurückführen soll, mehrere Speichen, so daß derselbe unterwegs umfällt und die Volksrednerin nur durch ein Wunder großer Gefahr entgeht. — Solche Vorfälle beruhigen nun die große Menge der Pariser Bürger wieder vollständig. Daß aber bei der letzten Abgeordnetenwahl ein Mann von der Partei der Luise Michel, der offen den Umsturz gepredigt, in Paris mehr als 100,000 Stimmen erhalten, ist ein nicht zu unterschätzendes Zeichen, wie diese Revolutionsideen, offen gepredigt, doch auf fruchtbaren Boden fallen.*)

Wir haben uns von Luise Michel nicht „gefesselt und bezaubert" gefühlt, im Gegentheil gänzlich abgestoßen. Wie ist's möglich, fragen wir aber, daß sich ein solcher Frauencharakter bilden konnte? — Zum nicht geringen Theil trägt ihre ganze Erziehung daran schuld. Aufgewachsen in einem Hause, in dem Mutter und Großeltern begeisterte Anhänger Voltaires sind, der eine Großvater sich wirklich dem Teufel mit seinem Blute verschrieben hat — wo anderseits eine bigotte Tante, die Nonne geworden, das Kind an sich zieht, lernt sie schon im zartesten Alter aus Büchern und Gesprächen Dinge kennen, von denen sonst erwachsene Mädchen fern gehalten werden. — Ihr eigener Wille ist allein ihr Herr, denn sie wird nach dem Grundsatz erzogen, man braucht den Menschen nur sich frei entwickeln zu lassen, so wird er gut. Darum ist's nicht nur ihr Vergnügen, solche, die sie nicht leiden kann, mit lebendigen Fröschen zu werfen, sondern sie lügt, sie stiehlt, ohne auch nur das Gefühl zu haben, dies sei unrecht. Schon als Kind hat sie sich einen Schlüssel zu dem Geldschrank des Großvaters zurechtgefeilt, um nach Belieben nehmen zu können. — Freilich meistens, um es an Andere zu verschenken.

Der andere Grund ihrer Verbildung ist der ungezähmte und doch unerfüllbare Wunsch, ein Mann zu sein! Sie bringt es doch nur zur Karikatur eines Mannes. Das weibliche Gefühl erscheint ihr als etwas Unwürdiges. Sie ist ebenso herzlos wie frivol. Einem braven Manne, der aber ein Glasauge hat und sie als ganz junges Ding zur Ehe begehrt, weil er meint, in ihr ein unverdorbenes, unschuldiges Mädchen zu bekommen, kann sie mit höhnischem Lachen antworten: „Ist das andere auch ein Glasauge?" Als Mann mit der rothen Fahne vorauszuziehen, als Mann auf den Barrikaden zu kämpfen, das ist ihre Lust — durch das alles sucht sie den Fehlgriff der Natur zu korrigiren, und bleibt doch nur ein beklagenswerthes verhöhntes Mannweib, wenn auch eins, das für seine Sache aus Ueberzeugung, uneigennützig kämpft. (Im Daheim.)

*) Sie selbst ist am 12. August vom Assisen-Gerichtshof wegen Aufreizung zum Morde zu vier Monaten Gefängniß und zu hundert Franc Geldbuße verurtheilt worden. Die Redaktion.

Alle befördert.

Für Haus und Herd von E. C. Margaret.

An einem schönen klaren Junimorgen hatte sich in dem alten Haworth-Schulhause eine große Klasse versammelt. Fünfundzwanzig Knaben erwarteten mit äußerster Spannung das Resultat ihrer Prüfung. Langsam erhob sich der Präsident und während er einen Namen nach dem andern verlas, strahlte ein frohes Lächeln von den Angesichtern der Knaben wieder.

„Alle befördert," alle im Examen bestanden! jubelte Charlie Thompson. „Ist das nicht herrlich?"

In diesem Augenblicke fiel sein Auge auf Harry Wilbrow, der gesenkten Hauptes und thränenden Blickes vor ihm saß. Das Lächeln verschwand und die Knaben verließen das Schulzimmer.

„Sagt, ist Harry durchgefallen?" fragte Charlie, nachdem sich jener langsam entfernt hatte.

„Ja, und es ist eine Schande," rief Willie Cortland, — „Harry ist ein guter Junge und es thut mir wirklich leid, daß er hier in dem alten schmutzigen Schulhause bleiben muß."

„Ich dachte mir's, daß das alte eklige Committee ihn nicht passiren lassen würde," — bemerkte Cal Carter.

„Das Committee, denke ich, hat nur seine Pflicht gethan," erwiderte Willie, aber glaubt mir's, Buben, mit dem Harry war es in der letzten Zeit nicht richtig. Er ist nicht mehr der Alte. Er scheint niedergeschlagen und sitzt oft stundenlang

traurig und brütend da, als laste etwas besonders Schweres auf seinem Herzen."

„Ja, und es macht ihm kein Vergnügen mehr mit uns zu spielen," versicherte Ben Trotter; „früher war Harry Withrow der beste Ballspieler in unserer Schule; und wißt ihr noch, wie er springen konnte, als wir letzten Herbst einen Ausflug machten, um Nüsse zu sammeln? eine ganze Hand höher, als einer von uns." — Gewiß, ihn drückt etwas.

„Kann Jemand sagen, was ihm fehlt?" fragte Willie. — „Ich weiß, als wir aus der zweiten in die erste Abtheilung kamen, war er nicht unter mir, und ich war der zehnte."

„Ja, er kam gerade nach mir, ich war der fünfte," — versetzte Mark Hoskin.

„Gewiß weiß ich's nicht, aber ich kann mir denken, was ihm fehlt," — begann Charlie.

„Harry sieht seit dem letzten Danksagungstage, als seine Mutter erkrankte, so elend und traurig aus; er kam damals nicht mehr zur Schule, und ihr wißt, als sie kurz vor Weihnachten starb, wie es ihn schmerzte. Erst etwa Mitte Februar besuchte er die Schule wieder, gerade als wir Algebra und Latein anfingen am Ende des zweiten Quartals. Natürlich blieb er weit zurück, und konnte, glaube ich, das Versäumte nicht wieder nachholen. Ich sehe ihn täglich an unserem Hause vorübergehen und einmal bin ich ihm gefolgt. „Wo, denkt ihr, daß ich ihn fand?" Auf dem Friedhofe am Grabe seiner Mutter; ich wollte ihn anreden aber mir fällt bei solchen Gelegenheiten nie etwas Gescheites ein und so ließ ich ihn dort."

„Gerade so ist es, Buben," sagte Willie, „er hat das Versäumte nie nachholen können, ich erinnere mich, daß er mich einst fragte, wie ein Hauptwort nach der ersten Deklination deklinirt würde und als ich darüber lachte, ging er schweigend nach seinem Sitz zurück. Seitdem hat er mich nie wieder gebeten, ihm zu helfen. Zuerst ärgerte es mich, aber ich habe seither oft gewünscht, er würde mich einmal wieder Etwas fragen."

„Ja, und mich bat er noch vor Kurzem, ihm ein einfaches Exempel in der Algebra zu zeigen, und als ich ihn darüber erstaunt ansah, fragte er mich, ob ich Algebra liebe. Ich dachte natürlich, er scherze nur," erzählte Tom Huber.

Es wurde diesen Knaben plötzlich klar, daß sich einer ihrer besten und tüchtigsten Mitschüler kränkte und härmte und das Interesse an Allen verlor, hauptsächlich, weil er bei ihnen nicht die Theilnahme und das Mitgefühl gefunden hatte, welche er zu erwarten berechtigt war; und das war schon an und für sich ein sehr bitterer Gedanke. Dazu kam, daß er seine Prüfung nicht bestanden hatte, daß sie ihn deshalb aus ihrer Klasse verlieren würden, und dies berührte die vierundzwanzig jungen redlichen Herzen besonders schmerzlich. Kaum konnte man in jener ernsten Schaar die munteren Knaben wieder erkennen, deren Lärm und Gelächter sonst in der ganzen Nachbarschaft des Schulhauses wiederhallte. Sie blickten einander an. Auf manchen Angesichtern zeigte sich Mitgefühl. Andere schauten nachdenkend und fragend drein. Freilich war es spät, aber jeder der Knaben dort, war willig das Seine zu thun, wenn überhaupt noch etwas geschehen konnte.

Endlich begann Charlie: „Hört Buben, die Schule beginnt erst in drei Monaten wieder, könnten wir Harry nicht helfen?"

„Wie?" riefen mehrere Stimmen durcheinander.

„Wie wäre es, wenn wir den Examinatoren den Sachverhalt mittheilten, ich glaube gewiß, sie würden ihm im Herbst noch einmal Gelegenheit geben. Ich weiß, ich werde nicht zufrieden fühlen, wenn Harry nicht mit uns den Normal-Cursus durchmacht und ich — ich bin willig, mit den Examinatoren zu reden, wenn — —"

„Ich begleite dich," unterbrauch ihn Mark Hoskins.

„Ich ebenfalls," erklärte Guy Leonett.

„Gut, dann gehen wir drei zusammen; und nun, denke ich, sollten etliche von uns Harry im Laufe des Sommers bei seinen Studien behülflich sein."

„Ich helfe" — riefen drei oder vier.

„Ich auch, ich auch!" tönte es von den Lippen Anderer.

„Gut, so laßt uns darüber abstimmen. Alle, die Harry Withrow im Laufe dieses Sommers bei seinem Studium helfen wollen, heben die Hand auf!"

Vierundzwanzig Hände flogen empor.

„Das ist herrlich," sagte Charlie, „Alle wollen helfen."

Die Drei, welche sich bereit erklärt hatten, die Examinations-Behörde zu sehen, erboten sich auch Harry zu besuchen und ihm ihr Vorhaben mitzutheilen. Alle aber einigten sich dafür, am nächsten Tage bei dem alten Schulhause zusammenzukommen, und die Arbeit unter sich zu vertheilen, falls sich der Plan ausführen ließe.

Soeben traten die Examinatoren aus dem Schulzimmer und das Committee legte ihnen sein Gesuch vor, wobei Charlie das Wort führte. Ihre Bitte wurde ihnen gern gewährt und sie empfingen das Versprechen, Harry solle im Herbst noch einmal examinirt werden. Als die Knaben dies vernahmen, kannte ihr Jubel keine Grenzen und besonders laut tönte Cal Carters Stimme.

Hierauf ging das Committee zu Harry. Seine Augen waren thränengeröthet und beim Anblick der Knaben zuckte es zuerst fast wie ein Zug von Bitterkeit um seinen Mund. Als aber Charlie ihm nach etlichen vergeblichen Versuchen von ihrem Vorhaben erzählte, da schien er einen Augenblick wie versteinert, dann fiel er Charlie um den Hals und weinte. Das war zu viel für die Knaben, sie machten sich eiligst davon, mit dem Versprechen, morgen wieder zu kommen.

„Ich weiß nicht, wie wir so gefühllos, so hart gegen Harry sein konnten," begann Mark nach einer langen Pause. „Er ist ein prächtiger Junge. So viel weiß ich, die Unterrichtsstunden, in denen ich ihm helfe, werde ich pünktlich einhalten."

„Auch ich, auch ich," versetzten die anderen Beiden.—

Die Ferienzeit nahte ihrem Ende. Treu und fleißig hatte Harry mit Hülfe der anderen Knaben studirt und gearbeitet und ihnen wiederum auf andere Weise manchen Dienst geleistet. Sie hatten mit einander die Studien des verflossenen Jahres wiederholt und manche neue und interessante Gegenstände aufgenommen, so daß diese Fe-

rienzeit eine der angenehmsten gewesen war, die sie je erlebt.

Wieder versammelten sich die Examinatoren und Studenten in dem alten Schulhause. Derselbe Präsident erhob sich und kündigte unter dem Jubel der anwesenden Knaben an, daß Harry Withrow seine Prüfung zu aller Zufriedenheit bestanden habe.

Das Ende des Normal-Cursus war gekommen. Die nämlichen Examinatoren waren erschienen, und obgleich die Klasse jetzt weit größer war, so saßen doch die fünfundzwanzig Knaben aus dem alten Haworth-Schulhause dicht gedrängt vorne im festlich geschmückten Saale der Anstalt, und warteten mit athemloser Spannung auf den Namen dessen, der den ersten Rang in ihrer Klasse einnehmen sollte.

Derselbe Präsident erhob sich mit Würde. „Harry Withrow," sagte er: Ihre Begeisterung ließ sich kaum zurückhalten. Sie alle hatten gehofft und gewünscht, er werde diesen Preis erringen, denn sie fühlten alle, daß sie mitgeholfen, ihn für Harry zu sichern.

Der Tag der Schlußfeier brach an. Harry hielt die letzte Rede. Sein Thema lautete: „Praktische Theilnahme." Er redete von dem Trost, welchen sie gewährt; von der Art und Weise, wie sie sich bei manchen großen Männern äußerte, von Christo, dem herrlichen Vorbilde wahrer Theilnahme und echten Mitgefühls; als er aber am Schlusse seiner Rede auf eine gefühlvolle und doch bescheidene Weise von der praktischen Theilnahme erzählte, welche ihm seine Mitstudenten erwiesen hatten, da ertönte der lauteste Beifall und in der großen Versammlung blieb kein Auge trocken.

Die fünfundzwanzig Knaben aus der Klasse 75, die einst in dem alten Haworth-Schulhause zusammen studirt hatten, wurden alle wackere und nützliche Männer. Gegenwärtig sind es ihrer nur noch vierundzwanzig. Ein frischer Grabhügel erhebt sich seit Kurzem auf dem Friedhofe. Vor etlichen Tagen wurde ein Denkstein darauf errichtet, welcher folgende Inschrift trägt:

„Pastor Harry Withrow."
errichtet von seinen früheren Mitstudenten.

Er steht gerade auf der Stelle, an welcher Chartie Thompson ihn weinen sah über seiner Mutter Grab. Dort ruhen sie nur Seite an Seite.

Jedes Jahr versammeln sich diese Knaben, jetzt zu Männern herangereift, zu einem Vereinigungsfeste. — Eines aber erwarten sie zu halten, an dem er, der die Hauptursache ihrer innigen Verbindung wurde, theilnehmen wird. Dies Vereinigungsfest wird stattfinden, wenn alle die Prüfungen dieses Lebens glücklich bestanden haben und versetzt worden sind in das obere Heiligthum.

Der Klausner.

Tief hinten in Waldeseinsamkeit lebte ein stiller Klausner. Er liebte den Wald und er liebte die Einsamkeit, und darum lebte er so zufrieden und vergnügt in seiner abgelegenen Klause. Nur zuweilen, wenn im Herbst die welken Blätter rauschten und die Schwalben davonflogen, wenn der kalte Wintershauch alles Grün ersterben machte und die kahlen Aeste mit glitzerndem Schnee deckte, dann überkam es ihn wie ein tiefes Heimweh, und er meinte, das sei die Sehnsucht nach dem Frühling; wenn aber der Frühling wiederkam, wenn süßer Veilchenduft aus dem Moose herauswehte und der vielstimmige Chor der Waldvöglein im wärmeren Sonnenstrahl jubilirte, so erfaßte den Klausner sein unnennbares Sehnen mit desto stärkerer Gewalt, also daß er sich das räthselhafte Gefühl selber nicht zu deuten wußte.

„Das ist die unbewußte Sehnsucht nach dem Himmelslande," belehrte ihn ein durchziehender Priester, „wo ein ewiger Frühling blüht, der nimmer welkt."

„Wie gelange ich denn zu diesem himmlischen Wunderland?" frug der Klausner und streckte voll inbrünstigen Verlangens beide Arme aus.

„Thue Gutes, soviel du vermagst; so wird der Herr des Himmels deinem Verdienste würdig lohnen und dich einlassen in sein Reich."

„Was ist denn: Gutes?" rief der Klausner dem Weiterschreitenden nach.

„Opfere dich auf in selbstverleugnender Liebe: speise die Hungrigen; kleide die Nackenden; tröste die Betrübten; nimm dich der Verlassenen an; und, so du es vermagst, vergieb denen Feinden, — so wird der Herr des Himmels dir deine Wohlthaten dereinst vergelten in seinem herrlichen Reich!" klang es zurück, und der Priester eilte davon.

Den Klausner aber ließ das gehörte Wort nicht wieder los; Tag und Nacht sann er darüber, wie er nach den Worten des Priesters Gutes thun könne.

Er schaute über sich. Da sah er im Buchengezweig ein Finkennestchen, das war halb losgerissen, vielleicht von eines Marders Kralle, und drohte mit seiner kleinen zwitschernden Last beim nächsten Sturmwind herabzustürzen; da machte es der Klausner behutsam mit sanfter Hand wieder fest und rettete der geängstigten Finkenmutter ihre junge Brut. Es däuchte ihn aber, als habe er nie bisher so schönen schmetternden Finkenschlag in seinem Walde vernommen, wie von diesem Tage an, so daß ihm seine geringe Gutthat alsbald mit vieler Wonne überreich gelohnt ward. —

Er schaute unter sich. Da sah er eine Blum

welk im dürren Erdreich hängen; mitleidig grub er sie aus, pflanzte sie dicht bei seiner Klause in guten Boden und pflegte sie sorgsam, so daß sie ihr ermattetes Köpfchen wieder erhob und fröhlich gedieh. Dem Klausner aber hatte noch nie ein Blümlein Herz und Auge derart erquickt, wie dieses Blümlein täglich that.

Er schaute um sich. Der Hasen und Rehe des Waldes gedenkend, wie sie im harten Winter Noth leiden mußten, legte er ihnen Futter an einen umhegten Platz und freute sich, wie die Thiere so zutraulich herbeikamen und ihm allmählich gar aus der Hand fraßen. Und wieder hatte er aus seiner vermeintlichen Wohlthat eine neue Lust gewonnen für sein eigen Herz.

Da dachte der Klausner: Wenn ich wahrhaftige Liebe üben will ohne Lohn, so muß ich unter meinesgleichen gehen, — dahin, wo Menschen sind! Und er machte sich auf, streute den Thieren noch eine große Menge Futter an den bekannten Platz, verließ seine geliebte Waldeinsamkeit und zog hinaus in die Welt, um Gutes zu thun.

Er kam in eine Stadt; da sah er im Thore eine alte Frau sitzen, die vor Hunger und Ermattung eingeschlafen war und der der Mangel und die Entbehrung tiefe Linien ins welke Angesicht gegraben hatten. Der Klausner griff in seinen Sack, darin er sein eigen Mahl trug, und legte es der Alten sacht in den Schooß, daß sie es beim Erwachen finden mußte; und indem sich der Klausner ihr freudiges Staunen beim Anblick der sättigenden Früchte recht ausmalte, ward es ihm so frohgemuth und wohl ums Herz, daß er vor innerer Glückseligkeit heut keinen Bissen hätte essen können, selbst wenn er sich etwas von seinem kärglichen Mahle zurückbehalten hätte. —

So wanderte er durch die Straßen, heiter und ungetrübt in seinem Gemüth, bis er hinter sich Spott und üble Nachrede vernahm; ein fremder Mann verlachte ihn laut ob seines sonderbaren und altmodischen Gewandes. Das verdroß den guten Klausner, der doch dem Fremden kein Leides noch Unrecht angethan hatte; und eben wollte er unwillig den unbekannten Spötter mit erzürntem Worte strafen, als er erblickte, wie jener, in seinem Muthwillen des Weges nicht achtend, auf einem schmalen Brückenstege fehltrat und mit kurzem Aufschrei in den Fluß hinabstürzte. Der Klausner sprang sofort, allen Groll vergessend, seinem Beleidiger nach und befreite ihn unter eigener Gefahr glücklich aus der Gewalt der Wellen. Der dem Tode Entronnene ging beschämt und eilends davon, ohne seinem Retter sonderlichen Dank zu sagen; aber ein anderer Mann, der den ganzen Vorgang mit angesehen, kam herzu, fiel dem Klausner um den Hals und sagte bewegt: „Wie gut und edel mußt du sein, daß du also Beleidigungen vergilst, — laßt uns fortan Freunde sein und komme mit mir, daß ich dich für heute beherberge!“ Und der Klausner freute sich und dankte Gott für seine große Gnade, daß er ihm Gelegenheit gegeben hatte, einem Feinde Gutes zu erweisen, und daß er ihn überdies noch einen Freund hatte gewinnen lassen. —

Des andern Tags ging der glückliche Klausner Arm in Arm mit seinem neuen Freunde über den Markt. Da sah er auf den Steinen ein hilfloses kleines Kind liegen, das kläglich schrie und Niemandem zuzugehören schien. Das jammerte den mitleidigen Klausner; er nahm das zarte Wesen vorsichtig auf seine Arme und beschloß bei sich, wenn Niemand sonst sich dazu fände, es selber zu pflegen und aufzuziehen. Er miethete sich eine Kammer, nahm Arbeit an gegen geringen Lohn und hütete das Kind bei Tag und Nacht. Und das Kind wuchs heran und ward seines Herzens Wonne; und da er alt und gebrechlich ward, pflegte es sein mit aller Sorgfalt und Treue. —

Da legte der Klausner seine zitternden Hände zusammen und stammelte bewegt: „O Herr, ich kann mir dein Himmelreich nicht verdienen; denn ich habe nur meine Pflicht gethan, und wo ich je etwas Gutes zu thun versuchte, hast du mir's vergolten siebenfach schon hier auf Erden! So komme ich zu dir, beschämt, als ein Bettler, und bitte dich: gieb du mir's aus Gnaden, daß ich in dein seliges Reich eingehen darf, wiewohl ich es nicht verdient habe!“

Und ein heller Glanz breitete sich über das Angesicht des Greises, und der Herr nahm ihn auf in sein Reich. Adele Gründler.

Im Kabinet des ersten Napoleon.

„Kanntest du mir nicht,“ fragte einst Napoleon seinen Bruder Joseph, „Jemanden überlassen, der geeignet wäre, in meinem Kabinet zu arbeiten? Er darf weder ein Faullenzer, noch ein Schwätzer sein.“

„Ich wüßte in der That Niemanden der Art,“ war Josephs Antwort. „Doch,“ fuhr er fort, „ich habe zu Morfontaine einen jungen Mann, der mir meine Bibliothek besorgt. Ich kenne ihn nur wenig, aber er scheint verständig, ist sehr ruhig und bescheiden und schreibt dabei eine sehr schöne Hand.“

Digitized by Google

„Ein junger Mensch, sagst du, wie heißt er?"

„Gewußt habe ich seinen Namen, doch ich vergaß ihn wieder."

„Thut nichts! Ich will ihn gleich holen lassen. Ich will ihn sehen."

Napoleon ließ Duroc rufen, und dann erhielt ein Offizier der Garde den Auftrag, in einem Wagen den jungen Mann in Marsontaine zu holen. Dieser Offizier, an eine Verhaftung glaubend, nahm mehrere Leute mit und hob den Bibliothekar in Marsontaine auf, ohne Erklärung und ohne ihm Zeit zu lassen, da er glaubte, denselben wie einen Staatsgefangenen bewachen zu müssen. Duroc empfängt ihn mit den Worten: „Führen Sie ihn zu Bourienne."

Dieser, bereits unterrichtet, installirt den neuen Ankömmling und setzt ihn an die Arbeit. Am Abend war derselbe, welcher ununterbrochen geschrieben hatte — einer Ohnmacht nahe.

Bourienne merkte es und fragte, ob er unwohl sei.

„Das nicht, aber ich bin sehr hungrig."

„Wie, Sie sind hungrig?"

„Ja, denn ich hatte heute früh, als ich geholt ward, nicht gefrühstückt, und zu Mittag gegessen habe ich auch nicht."

„Warum sagten Sie das nicht?"

„Ich scheute mich!"

Bourienne ließ ihm hierauf alles geben, was er nöthig hatte, und berichtete es dem Kaiser.

Diese Bescheidenheit gefiel Napoleon. Er veranlaßte von Zeit zu Zeit seinen Schützling, zu reden; als er Eigenschaften in ihm erkannt, die nur der Entwickelung harrten, gewann er ihn lieb, und als er Bourienne nicht mehr behalten konnte, gab er ihm dessen Stelle. Dieser junge Mann war Herr von Mineval.

* * *

Im Jahre 1805, nach der Rückkehr von Mailand, wo Napoleon sich zum König von Italien krönen ließ, war die Arbeit im Kabinet so bedeutend, daß sie ein Mann, wie Herr von Mineval, nicht allein versehen konnte, und derselbe daher in dem jungen P. und Herrn de M. zwei Gehülfen erhielt. Sie waren beide pünktlich und fleißig, und der Kaiser hatte sie gern. Sie hatten im Schlosse Wohnung und Tisch und bezogen einen jährlichen fixen Gehalt von 8000 Francs.

So fleißig die beiden in den Arbeitsstunden den Geschäften oblagen, so fleißig suchten sie auch in den Erholungsstunden Vergnügen auf. So kam es denn, daß oft beim Anfang des zweiten Jahrdrittels von der Jahresbesoldung nichts mehr vorhanden war. P. besonders hatte viele Schulden, so daß, wenn dies Napoleon erfahren hätte, er seiner Verabschiedung entgegensehen mußte. Nachdem er trotz allem Nachgrübeln nicht wußte, wie er seine Gläubiger, die an allen Ausgängen des Schlosses auf ihn lauerten, befriedigen könne, suchte er seine Zerstreuung in der Arbeit. Jeden Morgen um 5 Uhr war er im Kabinet des Kaisers, und während er seine Arbeit verrichtete, pfiff er die damals beliebte Romanze: „Il est trop tard!"

Eines Morgens hatte Napoleon bereits in seinem Kabinet gearbeitet und wollte eben in's Bad gehen, als er in dem kleinen Kabinet pfeifen hörte und deshalb wieder umkehrte.

„Der Tausend! Sie schon hier, mein Herr," sagte Napoleon mit großer Zufriedenheit. „Das ist ja ganz exemplarisch. Mineval muß sehr zufrieden mit Ihnen sein. Wie viel Gehalt haben Sie?"

„Achttausend Francs, Sire, und wenn ich die Ehre habe, Ew. Majestät auf einer Reise zu begleiten, erhalte ich noch eine Gratifikation."

„Ei nun! Das ist in Ihrem Alter ein ganz hübsches Geld, und außerdem haben Sie wohl auch Tisch und Logis, nicht wahr?"

„Ja wohl, Sire!"

„Dann wundere ich mich gar nicht, Sie singen zu hören. Sie müssen sehr glücklich sein, wie?" Dabei rieb sich Napoleon die Hände, ein Zeichen einer guten Laune.

P. wußte dies und beschloß, ein reumüthiges Geständniß seiner Lage abzulegen.

„Ach, Sire!" erwiderte er traurig, „freilich sollte ich glücklich sein — aber ich bin es nicht!"

„Nicht! Warum nicht?"

„Einmal, weil ich so viele Engländer auf dem Halse habe, — und dann muß ich meinen alten, fast blinden Vater, meine Mutter und eine noch unverheirathete Schwester ernähren."

„Sie thun da nur, was die Schuldigkeit eines guten Sohnes ist. Aber was wollen Sie mit ihren Engländern sagen? Es giebt deren also hier? Müssen Sie vielleicht auch ein paar Engländer ernähren?"

„Nein, Sire! Aber das sind diejenigen Leute, die mir Geld geliehen haben und das habe ich ihnen noch nicht wiedergeben können. Ein jeder, der Schulden hat, nennt heutzutage seine Gläubiger Engländer!"

„Schon gut, mein Herr! Also Sie haben Schulden? Wie? Bei einer Besoldung wie die Ihrige? Schaut! In einer Stunde erhalten Sie Ihren Abschied! Adieu, mein Herr!" Hierauf nahm der Kaiser seine Tabacksdose vom Tische, warf noch einen ernsten Blick auf P. und ging in sein Schlafzimmer.

P. war in heller Verzweiflung; er wollte seinem Leben ein Ende machen, doch gelang es seinem Kollegen de M., ihn, wenn auch mit großer Mühe, wieder aufzurichten.

Nach einer Stunde trat General Lemarrois, Flügeladjutant des Kaisers, herein und übergab

P. ein versiegeltes Packet mit den Worten: „Vom Kaiser.“

P. nahm den Brief und zerfloß in Thränen. Er gab ihn seinem Freunde de M., welcher Folgendes las:

„Ich wollte Sie aus meinem Kabinet fortjagen, denn Sie haben es verdient; allein ich habe an Ihren alten blinden Vater gedacht, an Ihre Mutter und Ihre junge Schwester, und wegen dieser allein verzeihe ich Ihnen. Da es nun besonders diese sind, welche unter Ihrer Aufführung leiden müssen, so schicke ich Ihnen, indem ich Sie hiermit entlasse, aber nur für heute, eine Anweisung auf 20.000 Francs, welche Estine Ihnen sogleich ausbezahlen wird. — „Schaffen Sie sich mit dieser Summe alle Engländer, welche Sie quälen, vom Halse, und führen Sie sich so auf, daß Sie denselben nicht mehr in die Klauen gerathen; denn in diesem Falle würde ich mich nicht weiter um Sie bekümmern. Uebrigens fahren Sie fort, so zu arbeiten, wie seither. Auf morgen, mein Herr!

Napoleon.“

P. konnte nach Verlesen dieses Briefes kein Wort hervorbringen. Weinend umarmte er den Kollegen und rannte wie der Blitz davon, um seiner Familie diesen Zug des kaiserlichen Herzens zu verkünden.

Bubi.

Als ich Bubi zum erstenmal sah, lag er in einem Kinderkorbe unter einem Himmel von hellblauer Seide in crême farbene Spitzen vergraben, und sein Gesicht war kupferroth vor Zorn. Er schrie, daß die Fensterscheiben klirrten, und die junge, schöne Frau, die neben dem Wagen stand, bemühte sich vergebens, ihn zu besänftigen.

„Ist Dir warm, Bubi?“ — „Ist Dir kalt?“ — „Willst Du Milch?“ — „Oder Zwieback?“

Es war alles verlorene Mühe, er wollte Papa, und erst als Papa aus seinem Arbeitszimmer hervorkam, Bubi auf den Arm nahm und mit ihm auf und ab hüpfte, schäkerte und scherzte, besann sich Bubi eines Besseren und begann zu lächeln.

Nun kamen andere Besucher, Verwandte und Freunde des Hauses und Alle waren entzückt von Bubi und äußerten ihre Meinung einstimmig dahin, daß sie nie ein so schönes und dabei so artiges Kind gesehen hätten wie Bubi. Was mich betrifft, so konnte ich nach der vorhergegangenen Scene ihre Ansicht durchaus nicht theilen, und deshalb schwieg ich. Bubi aber schien über das Wohlwollen seiner Bewunderer erfreut zu sein und verhielt sich so brav und anständig, wie sich ein junger Mann in seinem Alter nur verhalten kann. Er fand sichtlich Gefallen daran, von einem Arm zum andern zu wandern, und selbst die Küsse der ältesten Tanten nahm er mit nicht weniger Wohlbehagen auf als ihre Zuckerplätzchen. Er riß den Großpapa an seinem langen weißen Bart, zupfte der Cousine Bertha die zarten Vergißmeinnicht-Blüthen von ihrem gelben Strohhut und biß den Onkel mit seinen zwei Zähnchen so fest in die Finger, daß das Blut über die weiße Sonntags-Weste des Aermsten herabquoll. Aber Niemand fand dabei etwas Schlimmes; was Bubi that, war stets „furchtbar nett,“ und er blieb das reizendste und artigste Kind der Welt. Papa und Mama waren durchaus der gleichen Anschauung, sie lachten zu Allem und sahen mit freudeglänzenden Augen auf den Liebling.

Kaum war ein Name für das Wunderkind gut genug gewesen, und der Kalender ward wohl siebenzehnmal durchsucht, bis recht Klangreiches gefunden ward. Zu Hause aber nannte man ihn Bubi, — „Bubi,“ in einem Ton gesprochen, als wär' es der einzige Junge der Welt, als gäb' es nur einen einzigen Bubi, diesen Bubi, der, wie die Wärterin behauptete, ganz das Ebenbild seines Papa war und das vollkommenste Kind, das sie je unter ihren erfahrenen Händen gehabt. Schrie er, dann wurde seine kräftige Lunge gerühmt, und man sprach davon, ob das nicht einmal einen Heldentenor gäbe; war er ärgerlich, dann freute man sich über das aufgeweckte, lebhafte Bürschchen, dem es gewiß an Temperament nicht fehlen würde; und war er boshaft, dann rühmte man seinen Witz, seinen Verstand und prophezeite ihm eine große Zukunft. Nichts, was Bubi unternahm, war bedeutungslos, Alles verrieth seine außerordentlichen Anlagen und entzückte seine Eltern. Er war eben ein Wunderkind, auf das man stolz sein mußte, und Papa und Mama fanden in ihm ihr ganzes Glück. —

Als ich drei Jahre später wieder nach M. kam und den Jugendfreund besuchte, fühlte ich, ins Zimmer tretend, plötzlich einen heftigen

Stich in der Kniegegend. Ich ſchrie auf, und hinter dem Vorhang ſprach lachend ein ziemlich verwildert ausſehender Junge hervor. Auch Papa lachte heftig, während er mir die Hand drückte.

„So treibt er's, — der Teufelskerl!“

„Das iſt Bubi?“

„Ja. Der Junge macht mir Sorgen.“

„Er iſt jetzt vier Jahre alt?“

„Ja, — aber etwas zurück für ſein Alter. Nur in Bubenſtücken iſt er groß. Mein Gott, — ich habe nicht die Zeit, mich mit Kinder-Erziehung abzugeben; und meine Frau, — na, es iſt nicht zu verwundern, daß der Bub' ſie nervös macht.... Dann hau't ſie eben zu, und das kann ich nicht vertragen. So hat man ſeine Sorgen und ſeinen Aerger. Na, bis er größer wird, wird ſich's ſchon geben.“

Eine halbe Stunde ſpäter klagte mir Mama ihr Leid.

„Papa iſt zu gut, — er ſtraft den Jungen zu wenig. Er giebt ſich überhaupt zu wenig ab mit ihm. Früher war das ganz anders. Und dann weiß ich nicht, — ſehen Sie, ich glaube, der Junge lernt ſchwer. Ach, wie ſchön war es, als er noch in der Wiege lag! Aber jetzt, — die Sorgen wachſen von Tag zu Tag. Man kann doch nicht immer hinter ihm ſein, und jeden unbewachten Augenblick benutzt er zu einem ſchlechten Streich. Ich weiß nicht, woher er das hat, und weiß mir auch keinen Rath. Komm' ich Papa damit, ſo lacht er, oder er wird ärgerlich. Immer aber ſagt er: ‚Das wird ſich ſchon geben, — er iſt ja noch ein Kind'.“

Auch die Tanten, den Onkel und die Couſine Bertha ſah ich wieder. Couſine Bertha ſprach noch immer mit Begeiſterung von Bubi. Die Tanten dagegen waren etwas ſchwankend geworden. Tante Poldi ſchüttelte ſogar ganz verdächtig ihr graues Lockenhaupt und verſicherte, die Folgen des neuen Syſtems zu verſpüren, dem zu Liebe Bubi bereits in der vierten Woche nicht mehr gewickelt worden war. Da ſie Etwas von einem Philoſophen in ſich halte und eine eifrige Zeitungs-Leſerin war, verſäumte ſie auch nicht, das weiter auszuführen, und ſuchte ſofort zu beweiſen, daß Nihilismus und Sozial-Demokratie nur eine Folge der Erſchütterung des Anſehens der Wickelbänder ſeien.

„Wie können auch Leute, die man ſchon in früheſter Jugend an Zügelloſigkeit gewöhnt hat, ruhige, ordnungsliebende Bürger werden?!“ ſchloß ſie ihre Rede, und Onkel, der Bruder von Tante Poldi, nickte mit dem Kopf und ſagte ſarcaſtiſch:

„Ja, ja, — uns haben die Wickelbänder auch nicht geſchadet. Nur immer etwas Neues! Freiheit und Humanität wollen ſie haben, — und Umſtürzler und Zuchthäusler iſt das Ende!

Seitdem ſind zehn Jahre vergangen, und vor wenig Tagen habe ich Bubi wiedergeſehen. Der Zufall führte mich zu einer ganz merkwürdigen Scene. Papa war in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen und tobte fürchterlich. Mama hielt den Schlüſſel in der Hand und weinte krampfhaft, während Bubi mit trotziger Miene auf dem Fenſterbrett ſaß. Ich wollte mich zurückziehen, aber Mama bat mich, zu bleiben und ihr beizuſtehen. Dann erläuterte ſie mir ſchluchzend die Situation. Bubi hatte in der Schule einen Kameraden beſtohlen und war in Folge deſſen ausgeſtoßen worden. Papa wollte den Jungen züchtigen, aber dieſer erklärte, ſich aus dem Fenſter zu ſtürzen, wenn er berührt werde. Da habe ſie in ihrer Todesangſt Papa in ſein Zimmer gedrängt und raſch den Schlüſſel abgezogen. Sie wiſſe ſich nicht mehr zu helfen. Bubi ſei allerdings ein Wildfang, aber Papa ſei immer gleich mit dem Zuhauen da, und das könne ſie nicht vertragen.

Ich beſchwichtigte die aufgeregte Frau, deren kränkliches und verkümmertes Ausſehen mir erſt jetzt recht in die Augen fiel, erſuchte Bubi ſich zu entfernen, bis der erſte Sturm verloſt, und ſprach dann mit Papa. Er wetterte gegen ſeine Frau, die zu gut ſei und den Jungen zu wenig ſtrafe, und ergoß ſich dann in Schmähreden gegen die Schule. „Wozu zahlt man das theure Schulgeld, wenn die Lehrer die Bengel nicht erziehen?! Und dann ſchlug er mir auf die Achſel und ſagte ſeufzend: „Sei froh, daß du keine Kinder haſt!“

Die Frau ſaß am Fenſter, ſchwieg und weinte ſtill in ſich hinein. Eine tiefe Rührung überkam mich bei dieſem Anblick; ich dachte an die jugendliche Mutter mit den glänzenden Augen und dem ſelig lächelnden Mund, und der Korbwagen mit dem blauen Seidenhimmel und den duftigen Spitzen tauchte wieder vor mir empor. Ich ſah Bubi mit ſeinem zornrothen Geſicht und ſeinen zappelnden Beinchen, und Papa, wie er ihn aus dem Wagen hob, ablüßte und dann, einem Tollen gleich, mit ihm durch's Zimmer ſprang. Und dann wandelte ſich das Bild — ich ſah den Onkel mit ſeiner weißen Sonntagsweſte — ich ſah, wie Bubi ihn in den Finger biß und das rothe Blut herunterropfte.

So ſaßen wir alle Drei, in tiefernſte Gedanken verſunken, und Keines traute ſich, die Frage aufzuwerfen, was mit dem Knaben nun werden ſollte. Und Bubi? — Er erholte ſich während deſſen von der erlittenen Unbill in einer Kaffeeſchenke. Wenigſtens ſah ich ihn, als ich eine Viertelſtunde ſpäter vorbeiging und mein Blick durch das halboffene Fenſter glitt, am Billard ſtehen. Er prüfte eben ſein Queue, neigte dann den Oberkörper über die Billardtante, zielte, hob das linke Bein und that einen Stoß, der den jugendlichen Zuſchauern ein einſtimmiges „Bravo“ entlockte. Es war wirklich ein Meiſterſtoß geweſen. Peſchkau, im Bell. Jour.

Frauenzeitung.

Das Dor'le in der Küche! Das Dor'le ſitzt ganz gemüthlich in der Küche. Die ſchwere Herbſtarbeit iſt gethan. Das Haus ſieht freundlich und einladend aus; es herrſcht ein ſtiller Friede darin, — die Kinder ſind in der Schule und das Dor'le ſtrickt, während auf dem Ofen etwas ganz ſachte kocht und dabei einen ſolch Apetit erregenden Geruch verbreitet, daß ich hoffe, das Dor'le tadet mich zum Eſſen ein.

Darüber hätte ich nun beinahe vergeſſen, warum ich eigentlich gekommen bin. Ich will nämlich das Dor'le fragen, ob ſie die Urſache weiß, weshalb die Hausarbeit bei Vielen ſo verachtet iſt.

Nun ja, um dir dieſes zu erklären, muß ich 40 bis 50 Jahre, ja noch mehr Jahre in der Geſchichte dieſes Landes zurückgehen und ein Bild entfalten, das wir mit Stolz unſerem jetzigen Geſchlecht zeigen können, denn es zeigt uns, was Fleiß und Sparſamkeit gethan haben.

Viele unſerer Voreltern kamen herüber ſo arm in dieſes Land, daß Manche ihr Reiſegeld noch hier abverdienen mußten; aber es dauerte gar nicht lange, bis Viele reich und wohlhabend wurden und ihr ſehr gutes Auskommen hatten. Dies haben wir dem Familienleben jener Zeit zu verdanken.

Zu jener Zeit beſtand noch die ſchöne Sitte, daß das Geſinde als Familien-Glieder betrachtet wurden. Wenn der deutſche Michel und die Catharina als Dienſtboten in die Familie eintraten, ſo wurden ſie von der Herrſchaft ſelbſt in all der nöthigen Arbeit unterrichtet. Die Frauen jener Zeit ſchämten ſich nicht neben ihrer Magd zu arbeiten und bildeten deshalb ihre Mägde heran, daß Viele in wenigen Jahren eben ſo gut ihrem eigenen Hausweſen vorſtehen konnten. Wir haben deshalb dieſen Müttern, die nun längſt im Grabe ruhen, ob ſie nun engliſch oder deutſch waren, viel zu verdanken.

Auch ließen es Viele nicht blos dabei, daß ſie für den Leib ſorgten, ſondern ſie nahmen ſich auch der Seele an. Die Dienſtboten waren bei dem Familien-Gebet; man nahm ſie mit in die Kirche, ja Viele haben ihr religiöſes und gottſeliges Leben dem Einfluß jenes Familien-Lebens zu verdanken.

Wenn wir jener Väter und Mütter gedenken, ſo ſteigt unwillkürlich der Seufzer in uns auf: „Ach Gott, erhalte und ſchenke dieſem Lande ſolche Väter und Mütter.“

Nun aber muß ich dir ein anderes Bild zeigen, nämlich das, welches ſich während und nach dem Krieg geſtaltete. In dieſer Zeit wurden die Leute reich ohne Arbeit, ja Manche ſo ſchnell, daß es uns jetzt wie ein Märchen vorkommt. Dadurch wurde das früher einfache Bürgerleben in unſer modernes Geſellſchaftsleben umgeſtaltet und unſere Geſellſchafts-Dame entwickelt.

Ihr allein haben wir es zu verdanken, daß die Hausarbeit ſo verachtet iſt. Wenn wir dieſe Dame genau betrachten und ihren eigentlichen Werth, den ſie für die Menſchheit hat, beſehen, ſo finden wir erſtens, daß ſie des Tages meiſtens ſchläft und Nachts ſich vergnügt; außer Schlafen und Vergnügen genießen, macht ſie Toilette, empfängt Beſuche und kauft ein — aber ja keine Lebensmittel auf dem Markte. Für Kinder, für's Haus und den Mann hat ſie keine Zeit. Der Mann iſt ihrem Dafürhalten nur dazu da, ihr das nöthige Geld zu liefern und ihre Rechnungen zu bezahlen.

Nun fiel natürlich ihr Haß auf die Hausarbeit, weil dieſes die nächſt liegende war. Seuchen ſind anſteckend. Wie die Herrſchaft ſo das Geſinde, und ſo verließ, wer nur immer konnte, das Hausweſen, und weil viele Mädchen und Frauen doch arbeiten mußten, ſo finden wir ſie jetzt in allen Fächern! Da könnte ich jetzt ein trauriges Bild entfalten. Willſt du es ſehen, ſo gehe Abends mit mir durch die Straßen der großen Städte und ſiehe zu, wie ſich die Stores von ihren menſchlichen Weſen entleeren. Siehe die bleichen Geſichter und trete mit mir ein in die Räume, wo ſie den ganzen Tag oft in einer verpeſteten Luft ſitzen oder ſtehen und Viele ihre Geſundheit lebenslänglich aufopfern!

Wir wollen hier nicht reden von dem, was die Frau wirklich geleiſtet hat, und daß ſie es mit der That bewies, daß ſie ſich in Vielem neben den Mann ſtellen kann. Wir wollen ihr in allen dieſem Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Trotzdem kommt doch immer wieder die Frage: Was iſt des Weibes Beruf? Wir ſchauen in Gottes Wort, dort ſteht: „Sie ſoll dem Mann eine Gehülfin ſein.“

Was für eine Vorbereitung iſt dazu nöthig.

Das Weib iſt heutzutag oft wo ſie nicht ſein ſoll, und wo ſie ſein ſollte, iſt ſie oft nicht.

Was ſoll aus unſern Buben werden, wenn ſie geſchutt und fertig ſind in das Geſchäfts-Leben einzutreten? Wohin mit ihnen? Ueberall ſteht die Frau. Und die Mädchen, die noch geblieben ſind, um die Hausarbeit zu thun, üben eine ſo unwiderſtehliche Herrſchaft aus, daß ſich bei Manchen eine wahre Tyrannei entwickelt hat, über die wir ein ander Mal etwas ſagen wollen.

Meerrettig-Gemüſe. Nehme ein Pint Milch, einen vollen Theetopf voll geriebenen Meerrettig, laß denſelben in der Milch etliche Minuten kochen mit ein wenig Salz und Pfeffer und einem kleinen Stückchen Butter; rühre ein Eßtöffel voll Mehl mit ein wenig kalter Milch an, rühre dieſes an den Meerrettig und laß es ein wenig kochen, dann nimm das Gelbe von einem Ei und rühre es zuletzt daran und nehme es gleich ab. Dies iſt ſehr gut mit gekochtem Rindfleiſch.

Sellerie-Wurzeln. Nimm 2—3 der dicken Knollen, ſchäle ſie und ſchneide ſie in dünne Schelben und koche ſie in Salzwaſſer ganz weich. Nun nimm Butter und etliche Stücke in kleine Würfel geſchnittenes Brod und brate es ſchön gelb, gieße dann Fleiſchbrühe an das Brod, thue den Sellerie dazu und zuletzt rühre das Gelbe vom Ei daran. Dies iſt ein ſehr geſundes Gemüſe.

Digitized by Google

Einem Ofen einen schönen Glanz zu geben. — Nimm ein Stück Alaun, halb so groß wie ein Ei, laß es im heißen Wasser vergehen. Mit diesem Wasser menge nun deine Schwärze an. Die beste ist "Rising Sun" und etliche Tropfen Ammonia. Ein Ofen im Herbst in dieser Weise gut geschwärzt, bleibt den ganzen Winter schön.

Mädchenhort. Am 1. Oktober wurde in Berlin ein Mädchenhort eröffnet, der sich's zur Aufgabe gestellt hat, schutzpflichtige Mädchen während ihrer freien Nachmittage zu beaufsichtigen und zu nützlicher Beschäftigung anzuhalten. Die Mädchen sollen hier ihre Schularbeiten machen und unter Anleitung einer erfahrenen Frau Strümpfe stricken und stopfen und die größern auch die Kleider ihrer Geschwister flicken, damit sie sich schon frühe gewöhnen, für die Ihrigen etwas Nützliches zu thun. Auch haben sich einige Hausfrauen bereit erklärt, ab und zu zu gestatten, daß die älteren Mädchen bei ihnen die Küchenarbeit kennen lernen.

Solche Mädchenhorte könnten wir auch in Amerika brauchen.

Junge Eheleute sollten „klein anfangen," das ist die Regel vernünftiger Oekonomie, — „nichts schuldig bleiben" folgt daraus. Das ist der größte Luxus, der für Geld zu haben ist, und nicht Sammet und Seide, noch Oelgemälde, noch feine Weine können ihn ersetzen, oder schaffen einen gleichen Genuß, wie das Bewußtsein: Niemand kann kommen und die Hand auf irgend ein Stück legen, das du um dich und an dir hast. Das bekannte Nessus-Hemd, welchem Herkules zum Opfer fiel, soll ein unbezahltes gewesen sein. Der Bankerott degradirte ehedem zum Sklaven, — es ist auch heute noch nicht sehr viel anders in der Welt.

Nach und nach kehrt bei vernünftiger Sparsamkeit der Wohlstand bei dir ein und um so eher, je weniger du ihm goldene Sessel bereitest. Als Benjamin Franklin zum ersten Male aus Porzellan trank, war er deswegen sehr beunruhigt. „Da sieht man, wie der Luxus durch die Thürritzen kriecht und die Grundsätze zum Schornstein hinaufjagt!" rief er. Am selben Tage noch holte er sich das Druckpapier für seine Zeitung eigenhändig auf einer Schiebkarre, um das eifersüchtige Schicksal zu versöhnen.

Ein guter Wirth fragt sich, wovon sollen Weib und Kinder leben? Was hast du übrig und bei Seite gelegt, um einen Regentag zu überstehen, wenn ein solcher dich trifft? Mit einer reinen Einnahme von Nichts die Woche, und diese nicht sicher, Hymens Fackel aufflackern zu lassen, ist nicht ehrenwerth. Daraus erhellt, daß Einkommen und Ausgaben in ein gewisses eisernes Schema gebracht, zur Fundamentirung eines eigenen Heerdes unerläßlich sind und daß ein Uebriges höchst wünschenswerth ist. Man braucht deswegen kein Pfennigfuchser zu werden, noch seine Frau auf das Buchführungs-Reck zu spannen.

Kleiderkrankheit unter den weiblichen Dienstboten. Die Dienstmädchen wollen jetzt wie die Dienstherrin erscheinen. Das wird durchgesetzt, wenn es Sonntags in die freie Welt hinausgeht. Elegant gekleidet, in neuester Mode mit allen Unschönheiten, Federhut, Glaceehandschuhen, Lackstiefelchen, mit feinem Sonnenschirm, im Winter auch kostbar aussehendem Pelzschmuck, ziehen sie, gleich den jugendlichen Arbeiterinnen, die wohl die Woche über sich die Hände wund arbeiten, dabei nur die kärglichste Kost genießen, aber dann an ein einziges Schaustück ihres Sonntagsputzes den Verdienst von mehreren Wochen mit großem Behagen opfern, dem vielbeliebten Vergnügungslokal zu, oft unerkannt von den ihnen begegnenden und ihren freundlichen Gruß nur mit Befremden erwidernden Herrschaften, um sich der süßen Genugthuung zu erfreuen, wenigstens einige Stunden als vornehm zu gelten. Solches Vergnügen kostet aber viel Geld. Solche Eitelkeit trägt auch einen übeln Widerspruch in sich. Indem man einen Wohlstand zur Schau trägt, der erlogen ist, drückt man Verachtung aus gegen den Stand, dem man wirklich angehört. Dazu wird auch niemals voll erreicht, was man erstrebt, denn statt der kostbaren Stoffe, die nur mit Aufwendung reicher Mittel erworben werden können, werden solche minderwerthige gesucht, die wenigstens für den flüchtigen Blick den Schein der Echtheit haben. So ist an einem solchen Anzuge meist altes imitirt: unechte Seide, unechter Sammt, unechter Schmuck.

Da ist es freilich kein Wunder, wenn Mißstimmung bei der Herrschaft einzieht, noch weniger, wenn solche Dienstmädchen den Sinn für Sparsamkeit, die Freude an gediegener Wirthschaftlichkeit ganz verlieren und in die Zukunft ganz armselig eintreten. Wenn es dann an's Heirathen geht, so fehlt die nothwendige Ausrüstung an Wäsche und Betten, fehlt auch das helfende Sparkassenbuch, auf dessen Wachsthum eine theilnehmende Herrschaft immer mit sehen wird, ja, es fehlt sogar oft das Traukleid, um dessen Anschaffung willen die Trauung hinausgeschoben werden muß. Nicht selten gehen von der Staaterei sogar die Schulden mit in die Ehe und trüben das innige Verhältniß zwischen Mann und Frau. — Ist da Hülfe möglich?

Leider haben die Dienstherrschaften wenig Gewalt mehr, da das Dienstverhältniß meist nur den Charakter eines Vertrages angenommen hat. Ebensowenig können oft die Eltern einwirken, da die Töchter schon von der reiferen Kindheit an als bezahlende Kostgänger der Eltern sich längst freigemacht haben von deren Zucht. Aber die Herrschaften können doch noch mithelfen, solchen Verirrungen entgegen zu arbeiten. Es vermag das eigene Beispiel gediegener Einfachheit, die allen über den Stand hinausgehenden Prunk vermeidet, viel zu wirken. Man muß auch fühlen lassen, daß ein sauberer, einfacher Anzug, ordentliche Wäsche, praktisches Schuhwerk mehr empfehlen als der werthlose Aufputz in allerlei Plunder, daß aber auch für die Sonntage zum Kirchengehen und andere kirchliche und festliche Ereignisse ein guter hochgehaltener Anzug, der nach solchem Gebrauch sorgfältig wieder dem Schranke zugeführt und niemals zu dem Dienste an einem gewöhnlichen Vergnügen herabgewürdigt wird, wohl erwartet werden muß. Auch die Weihnachtsgeschenke können beitragen, den Sinn für Wirthschaftlichkeit zu wecken; Gaben in Leinwand, Bettzeug, gediegenen Kleidungsstücken, die auf lange Jahre hinaus ihren

Digitized by Google

Werth behalten und der Mode nicht unterworfen sind, können den Sinn rege machen, frühzeitig an eine künftige Ausstattung zu denken und solchen Schatz, der zwar nicht Zinsen trägt, der aber dem inneren Menschen einen gewissen Halt zu geben vermag, zu mehren. Es wird auch nicht fehlen, daß gediegene Mädchen mit wirthschaftlichem Sinne als Ehefrauen von jungen Männern gesucht werden, die ihren Frauen schon eine erwünschte Stellung bieten können.

Wie auch die Verhältnisse sich gestaltet haben, die Dienstherrschaft kann schon noch wohlthuenden Einfluß ausüben und hat auch die heilige Pflicht, aller Thorheit ernstlich zu wehren. (Nachbar.)

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 5. Dezember. **Die Anbetung Gottes und des Lammes.** Offenb. 5, 1—14.

1. Und ich sahe in der rechten Hand deß, der auf dem Stuhle saß, ein Buch, geschrieben inwendig und auswendig, versiegelt mit sieben Siegeln.
2. Und ich sahe einen starken Engel predigen mit großer Stimme: Wer ist würdig, das Buch aufzuthun, und seine Siegel zu brechen?
3. Und niemand im Himmel, noch auf Erden, noch unter der Erde, konnte das Buch aufthun und drein sehen.
4. Und ich weinete sehr, daß niemand würdig erfunden ward, das Buch aufzuthun, und zu lesen, noch drein zu sehen.
5. Und einer von den Aeltesten spricht zu mir: Weine nicht; siehe, es hat überwunden der Löwe, der da ist vom Geschlecht Juda, die Wurzel Davids, aufzuthun das Buch, und zu brechen seine sieben Siegel.
6. Und ich sahe, und siehe, mitten im Stuhl und den vier Thieren, und mitten unter den Aeltesten stand ein Lamm, wie es erwürget wäre, und hatte sieben Hörner, und sieben Augen, welches sind die sieben Geister Gottes, gesendt in alle Lande.
7. Und es kam, und nahm das Buch aus der rechten Hand deß, der auf dem Stuhl saß.
8. Und da es das Buch nahm, da fielen die vier Thiere, und die vier und zwanzig Aeltesten vor das Lamm, und hatten ein jeglicher Harfen, und güldene Schalen voll Räuchwerks, welches sind die Gebete der Heiligen.
9. Und sangen ein neu Lied, und sprachen: Du bist würdig, zu nehmen das Buch, und aufzuthun seine Siegel; denn du bist erwürget, und hast uns Gott erkauft mit deinem Blut aus allerlei Geschlecht, und Zungen, und Volk, und Heiden.
10. Und hast uns unserm Gotte zu Königen und Priestern gemacht, und wir werden Könige sein auf Erden.
11. Und ich sahe, und hörete eine Stimme vieler Engel um den Stuhl, und um die Thiere, und um die Aeltesten her; und ihre Zahl war viel tausend und tausend.
12. Und sprachen mit großer Stimme: Das Lamm, das erwürget ist, ist würdig zu nehmen Kraft, und Reichthum, und Weisheit, und Stärke, und Ehre, und Preis, und Lob.
13. Und alle Kreatur, die im Himmel ist, und auf Erden, und unter der Erde, und im Meere, und alles, was drinnen ist, hörete ich sagen zu dem, der auf dem Stuhl saß, und zu dem Lamm: Lob, und Ehre, und Preis, und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit.
14. Und die vier Thiere sprachen: Amen. Und die vier und zwanzig Aeltesten fielen nieder und beteten an den, der da lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Biblischer Grundgedanke. „Ich hörte sagen zu dem, der auf dem Stuhle saß, und zu dem Lamm: Lob, und Ehre, und Preis, und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit." Offenb. 5, 13.

Das 5. Kapitel ist eine Fortsetzung des vierten. In diesen zwei Kapiteln wird das zweite Gesicht geschildert, welches Johannes auf Patmos hatte. In diesem Gesichte sah er einen Thron im Himmel. Auf demselben thronte Gott, der allmächtige Schöpfer aller Dinge. Er hörte dann die herrliche Anbetung desselben durch die 24 Aeltesten und vier Lebewesen. Die fernere Beschreibung dieses Gesichtes haben wir in der vorliegenden Lektion.

I. Das versiegelte Buch. V. 1—5.

V. 1. Anstatt „in der rechten Hand" lese man: auf der Rechten". Die Rechte Gottes ist ein Bild seiner allbeherrschenden Macht. Das Buch bedeutet die Weltregierung der Zukunft. Diese liegt zunächst in der Hand Gottes des Vaters. Auf der Rechten, d. h. auf der offenen Hand liegt das Buch, denn Gott bietet hier die Veröffentlichung der Zukunft hier dar. Es waren nicht sieben Bücher, wie manche Ausleger behaupten, sondern ein Buch. Es war auch kein Buch, wie wir sie heutzulage sehen, d. h. kein gedrucktes, in Musiin oder Schafleder gebundenes Buch, sondern eine geschriebene Pergamentrolle. Diese Buchrolle war inwendig und auswendig beschrieben. So reich ist die Geschichte der Zukunft, daß dieses Geschichtsbuch der Zukunft keine leeren Stellen hat. Gott ist diese Zukunftsgeschichte bis an ihr Endziel bekannt. Die Buchrolle ist mit sieben Siegeln verschlossen. Das Buch hat nämlich sieben Abtheilungen und jedwede ist mit einem Siegel versehen. Das Siegel einer jeden Abtheilung muß jedesmal gelöst werden, ehe deren Inhalt sich dem Blicke erschließt. Die Siebenzahl spielt eine bemerkenswerthe Rolle in der Offenbarung. Wir haben da die sieben Engel der sieben Gemeinden, die sieben Siegel des versiegelten Buches, die sieben Engel mit sieben Posaunen und die sieben Engel mit sieben Zornesschalen.

V. 2. 3. Ein starker Engel erläßt mit einer Stimme, die das ganze Weltall durchdringt, einen Aufruf an die gesammte Creatur. Der Engel selber gesteht durch diese Frage, daß er trotz seiner großen Stärke die Siegel nicht lösen, das Buch nicht öffnen kann. Die verschlungenen Wege menschlicher Sünde und göttlicher Gnade, wie sie sich durch die Weltgeschichte hinziehen, sind selbst für die Engel unlösbare Räthsel. Dem Aufrufe folgt ein tiefes Schweigen. Unter allen Erschaffenen im Himmel, auf der Erde und in der Unterwelt ist Niemand, der das Buch öffnen und dessen Inhalt lesen kann. Nur Christus kanndie Räthsel der Weltgeschichte lösen. Und er hat sie gelöst.

V. 4. 5. Johannes weinte. Kap. 4, 1 wurde ihm die Verheißung zu Theil, er soll die Geschichte der Zukunft schauen. Nun hat's den Anschein, als werde diese Verheißung sich nicht erfüllen. Denn es erscheint Niemand, um das Geschichtsbuch der Zukunft zu erschließen. Hätten wir die göttliche Offenbarung nicht, wie schauerlich dunkel wäre die Zukunft! Wir hätten dann allesammt Ursache, in unsrer Trostlosigkeit zu wei-

Digitized by Google

nen. Johannes wird getröstet. Einer der Aeltesten — einer der Vertreter der erlösten Menschen — weist ihn hin auf Christi Sieg. Dieser Sieg über die feindliche Macht der Finsterniß ist Bedingung der Lösung des Siegels. Das Kreuz auf Golgatha ist der Schlüssel zum weltgeschichtlichen Räthsel.

II. Das erwürgte Lamm. V. 6—8.

V. 6. Der Blick des Sehers erweitert sich. Er sieht den großen Besieger der Sündenmächte, aber nicht als Löwe, sondern als Lamm. Es steht auf den Stufen des Thrones, auf dem der Vater sitzt. Jesus erscheint als ein „erwürgtes (besser: geschlachtetes) Lamm". Als das geschlachtete Opferlamm errang Jesus den Sieg über die Feinde. In seinem Opfertode liegt der Grund der seligen Zukunft. Die sieben Hörner bedeuten die Fülle seiner Macht. Ihm ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Die sieben Augen sind, wie die Kap. 4,5 erwähnten, sieben brennenden Fackeln, ein Bild des heiligen Geistes in seiner mannigfaltigen Wirksamkeit. Derselbe durchdringt und durchforscht die ganze Welt.

V. 7. 8. Jesus nimmt das Buch aus der Hand des Vaters. Damit tritt eine neue Stufe seiner Erhöhung ein. Er wird hier als Herr und Richter auf die feierlichste Weise aller Creatur dargestellt. Mit festem, sicherer Ruhe übernimmt er die Aufgabe, die Räthseln der Weltgeschichte zu lösen. Die vier Lebewesen und die 24 Aeltesten warfen die Lösung nicht ab. Sie stimmten sofort das neue Lied an.

III. Das neue Lied. V. 9. 10.

V. 9. Wie Kap. 4, 11 Gott der Vater als Schöpfer besungen wurde, so wird hier Gott der Sohn als Erlöser besungen. Das Lied ist ein neues. Im Himmel wurden schon früher Loblieder gesungen. Als die Grundfesten der Erde gelegt wurden, da jubelten die Morgensterne und jauchzten die Söhne Gottes, Hiob 38, 6. 7. Dieses Lied aber besingt die durch Christum vollbrachte Erlösung und ist mithin ein neues Lied. Dadurch unterscheidet es sich von allen früheren Lobgesängen des Himmels. In diesem Liede wird Christus als der alleinwürdige Erschließer der Zukunftsgeheimnisse besungen, weil er die große Erlösungsthatsache vollbrachte. Anstatt „hast uns", lese man „hast Menschen Gott erkauft", wie's der Grundtext erheischt.

V. 10. Anstatt „hast uns", lese man „hast sie," nämlich die bluterkauften Menschen. Anstatt „zu Königen", lese man „zu einem Königreiche". Ein Dreifaches wird in diesem Verse ausgesagt: 1) Die Bluterkauften sind ein Königreich Gottes geworden; 2) sie haben den Beruf, ein Gottesvolk von Priestern zu sein; 3) sie sind zum Herrschen auf Erden mit königlicher Macht ausgerüstet.

IV. Die erhebende Lobpreisung. V. 11—14.

V. 11. 12. Die unzählige Schaar der Engel stimmt in den Lobgesang zur Ehre des Lammes mit ein. Betreffs ihrer Zahl heißt's im Grundtexte: „Myriaden mal Myriaden und Tausende mal Tausende". Das Wort Myriade stammt von dem griechischen myriás (ein Zehntausend). Es war die höchste Zahl, für welche der Grieche ein Wort hatte. Es wird uns hier nicht gesagt, wie viele Myriaden mal Myriaden und wie viele Tausende mal Tausende wir zu multipliciren haben, um die Zahl jener Engelschaar zu gewinnen. Der Ausdruck will also die Unzählbarkeit der Engelheere und doch zugleich die Größe derselben hervorheben. Diese Engel bilden einen Kreis um den Thron, die Lebewesen (Thiere) und Aeltesten. Dem Lobgesang der Engel gemäß ist das Lamm würdig, ein Siebenfaches zu empfangen: Macht (nicht wie Luther: Kraft), Reichthum, Weisheit, Stärke, Ehre, Herrlichkeit (nicht wie Luther: Preis), Lobpreisung.

V. 13. An den Lobgesang der Engel reiht sich das Loblied der Kreaturwelt an. Auch sie singt zur Ehre des Schöpfers und des Erlösers ihr Lied. Die lebendigen Kreaturen sind gemeint. Das ergibt sich schon daraus, daß Himmel, Erde und Meer als deren Wohnorte bezeichnet werden. Vierfach ist ihr Lobspruch: Lob, Ehre, Herrlichkeit (nicht: Preis) und Gewalt.

V. 14. Die Lebewesen sprechen: „Amen!" Sie zollen ihren Beifall alle Dem, womit die Kreaturwelt (V. 13), die Engel (V. 11. 12) und die Aeltesten (V. 9. 10) den Schöpfer- und Erlösergott preisen. So geht's vom äußersten Kreise wieder zum Throne zurück.

Praktische Gedanken.

Das zweite Gesicht.

I. Das versiegelte Buch. V. 1—5. Es ist dies das Geschichtsbuch der Zukunft. Für Menschen und Engel ist dieses Buch versiegelt. Diese erschaffenen Wesen haben nicht die Fähigkeit Zukünftiges vorauszusehen. Der Mensch besitzt die Fähigkeit, die Thatsachen der Vergangenheit zu erfassen und zu halten. Diese Fähigkeit nennen wir Gedächtniß. Wir haben aber nicht die Fähigkeit, die Dinge der Zukunft zu schauen. Nur die Propheten waren auf außerordentliche Weise von Gott zeitweilig und in beschränktem Maße dafür befähigt. Die Zukunft, sofern das Licht der Offenbarung nicht darauf fällt, ist für uns ein mit sieben Siegel verschlossenes Buch. Der Astronom spricht von der Schnelligkeit, mit welcher ein Lichtstrahl von der Sonne auf die Erde reist. Er beschreibt, wie man den leuchtenden Blitzstrahl zertheilen und seinen furchtbaren Schlag vermeiden könne. Er bezeichnet sogar die Sphären, wo sich keine Wetter zusammenziehen, wo kein Donner rollt und keine Stürme toben. Aber unsere Fragen betreffs der Zukunft kann er nicht lösen. Mit einer Landschaft können wir uns so vertraut machen, daß wir jedes Thal, jeden Berg, jeden Fluß, jeden Wald und jedes Feld kennen. Die Landschaft aber, durch welche unser Zukunftsweg führt, ist uns völlig fremd. Wir wissen nicht, wie bald wie durch ein dunkles Thal oder einen brausenden Fluß, über einen steilen Berg oder eine öde Sandsteppe müssen. Die Zukunftsgeschichte unsers Lebens und der Welt ist nur Gott bekannt. Das versiegelte Buch liegt in seiner Hand. Dieses Buch ist die Entfaltungsgeschichte des göttlichen Planes zur Wiederherstellung der gefallenen Menschenwelt. Das Kreuz ist die Achse dieser Geschichte. Es ist die Lösung des Räthsels der Weltgeschichte. Daher ist Christus würdig, des Buches Siegel zu lösen. Ihm ist unsere und der Welt Zukunft bekannt. Ein köstlicher Trost das!

II. Das erwürgete Lamm. V. 6—8. Johannes sieht auf den Stufen des Thrones ein Lamm stehen. Es erscheint als ein geschlachtetes. Diese Worte sind natürlich nicht wörtlich, sondern sinnbildlich zu verstehen. Im Himmel erscheint Jesus nicht in der Gestalt eines Lammes mit sieben Augen und sieben Hörnern. Diese Worte sagen nur, er erscheint dort in seiner verklärten menschlichen Gestalt. Dieselbe zeige aber noch immer die Wundenmale, welche er empfing, als „er um unsrer Missethat willen verwundet und um unsrer Sünde willen zerschlagen wurde". Alles Große auf Erden wird nur durch Kampf und Leiden errungen. Das Größeste aber, welches den Menschen je erworben wurde, ist die Erlösung. Was Wunder denn, daß sie den schwersten Kampf, den größten Preis kostete — das theure Blut Christi. „Schwerer als die Schöpfung", sagt Augustin sinnreich, „war die Erlösung; jene kostete nur Ein Wort, diese das Leben

des Gottesſohnes." Aus dem großen Kampf ging Jeſus als Sieger hervor. Aber des Kampfes Wundenmale trägt er noch an ſich. Anbetend ſanken die Lebeweſen und Aelteſten vor ihm nieder. Auch wir, für die er ſich am Kreuze zu Tode liebte, wollen zu ſeinen Füßen niederſinken und ihn anbeten.

III. Das neue Lied. V. 9—14. Es iſt dies das Lied der Erlöſung: „Du biſt erwürget und haſt uns Gott erkauft mit deinem Blut" — das iſt das neue Lied, welches die Erlöſten im Himmel ſingen. Sie werden's ewig ſingen und doch wird's ewig neu bleiben. Einſt ging ein Herr mit ſeinem ſchwarzen Diener auf den Sklavenmarkt. Sie durchmuſterten die Reihen und fanden keine brauchbaren Leute. Zuletzt wies der Diener auf einen alten Neger, der für die Arbeit kaum mehr taugte und ſprach: „Den will ich kaufen und befreien." Als er gefragt wurde: warum?" da antwortete er: „Es iſt der Mann, welcher mich in die Sklaverei verkaufte. Ich will ihn aus der Sklaverei befreien." So vergalt dieſer chriſtliche Neger ſeinem Feinde, was er ihm Böſes gethan hatte. So hat Jeſus uns, die wir ſeine Feinde waren, mit ſeinem Blute aus der Sklaverei der Sünde erkauft. Sollten wir da nicht ſingen? Sollten wir das neue Lied nicht hier ſchon lernen?

Sonntag, 12. Dezember.

Die Seligen im Himmel.

Offenb. 7, 9—17.

9. Darnach ſahe ich, und ſiehe, eine große Schaar, welche niemand zählen konnte, aus allen Heiden, und Völkern, und Sprachen, vor dem Stuhl ſtehend, und vor dem Lamm, angethan mit weißen Kleidern, und Palmen in ihren Händen,

10. Schrieen mit großer Stimme und ſprachen: Heil ſei dem, der auf dem Stuhle ſitzt, unſerm Gott, und dem Lamm.

11. Und alle Engel ſtunden um den Stuhl, und um die Aelteſten, und um die vier Thiere, und fielen vor dem Stuhl auf ihr Angeſicht, und beteten Gott an,

12. Und ſprachen: Amen. Lob und Ehre, und Weisheit, und Dank, und Preis, und Kraft, und Stärke ſei unſerm Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

13. Und es antwortete der Aelteſten einer, und ſprach zu mir: Wer ſind dieſe, mit den weißen Kleidern angethan? und woher ſind ſie kommen?

14. Und ich ſprach zu ihm: Herr, du weißt es. Und er ſprach zu mir: Dieſe ſind's, die kommen ſind aus großer Trübſal, und haben ihre Kleider gewaſchen, und haben ihre Kleider helle gemacht im Blut des Lammes.

15. Darum ſind ſie vor dem Stuhl Gottes, und dienen ihm Tag und Nacht in ſeinem Tempel. Und der auf dem Stuhl ſitzt, wird über ihnen wohnen.

16. Sie wird nicht mehr hungern noch dürſten; es wird auch nicht auf ſie fallen die Sonne, oder irgend eine Hitze.

17. Denn das Lamm mitten im Stuhl wird ſie weiden, und leiten zu den lebendigen Waſſerbrunnen; und Gott wird abwiſchen alle Thränen von ihren Augen.

Bibliſcher Grundgedanke: „Darum ſind ſie vor dem Stuhle Gottes und dienen ihm Tag und Nacht in ſeinem Tempel." Offenb. 7, 15.

Im ſechsten Kapitel wird berichtet, wie die erſten ſechs Abtheilungen des Geſchichtsbuches der Zukunft entſiegelt und deren Inhalt vor dem Blicke des Sehers entrollt wurden. Die ſechste Abtheilung kündet das Kommen des Herrn und mithin das Weltende an. Das nun Folgende iſt eine Vorbereitung auf die Entſiegelung und Entrollung der ſiebenten und letzten Abtheilung der Zukunftsgeſchichte. In dieſem Kapitel wird zuerſt die Verſiegelung der Auserwählten beſchrieben. Sodann — mit unſrer Lektion beginnend — wird uns eine Schilderung der Seligen im Himmel geboten.

I. Die große Schaar. V. 9—12.

V. 9. Johannes ſieht durch die ihm geöffnete Thür des Himmels eine große Schaar. Sie iſt aber noch nicht abgeſchloſſen. Sie vermehrt ſich fort und fort durch Neuankommende, wie aus V. 14 erhellt. Sie iſt nicht die vollendete, ſondern die werdende Triumphesklrche. Als jedoch Johannes dieſe Schaar ſah, war ſie ſo groß, daß Niemand dieſe bezählen konnte. Ihre Zahl trotzte jeglicher Rechenkunſt der Menſchen. Welch ein erhebender Gedanke! Am Endziel des Weltlaufs wird ſich's wohl bekunden, daß die Mehrzahl der geſammten Menſchenwelt ſelig wurde. Selig werden ja alle Kinder, welche in ihrer Unſchuld ſterben. Nicht nur die getauften, ſondern auch die ungetauften Kinder; nicht nur die Kinder chriſtlicher, ſondern auch jüdiſcher, heidniſcher und mohamedaniſcher Eltern ſind dort. Stirbt nicht ein großer Procentſatz der Menſchen in der Unſchuld. Siegt der Herr Jeſus nicht mit jedem Jahrzehnt mehr und mehr über die Menſchenherzen? In jener lichtverklärten Schaar ſind alle Völker und Länder der Erde vertreten. Sie ſtehen vor dem Throne und dem Lamm. Sie haben ihren Lauf vollendet, alle Gefahren überſtanden. Die weißen Kleider, welche ſie tragen, bedeuten ihre Reinheit und die Palmen in ihren Händen das ewige Sieges-Freudenfeſt, welches für ſie begonnen hat.

V. 10. Wie durch und durch evangeliſch iſt das Lied, welches die Erlöſten vor dem Throne Gottes ſingen! Sie ſingen nicht: „Heil ſei uns," als ob ſie durch eigene Kraft dahin gekommen wären, wo Freude die Fülle und liebliches Weſen immer und ewiglich ſein wird. Nein, ſie ſingen: „Heil ſei unſrem Gott und dem Lamm!" Gott und dem Lamm geben ſie die Ehre für die Erlöſung, die ihnen zu Theil wurde. Sie ſchreiben ihr ganzes Heil der Gnade Gottes zu. Ihr Lobgeſang iſt eine mächtigrauſchende einheitliche Harmonie.

V. 11. 12. Die Feier der Erlöſungsthatſache ruft die Engel herbei. Sie bilden wahrſcheinlich den äußerſten Kreis. Als die Erlöſten ihr Loblied geſungen hatten, fielen die Engel auf ihre Angeſichter nieder und beteten Gott an. Ihr „Amen" iſt Beſtätigung der Lobpreiſung der ſeligen Menſchen. Sie verſtehen nun das Erlöſungsgeheimniß, in welches ſie zu ſchauen einſt gelüſtete. (1 Pet. 1, 12.) Sie verkündigen mit ihrem „Amen" den Einklang der ganzen ſeligen Geiſterwelt mit der Erlöſung auf Erden. Dann ſtimmen ſie auch ihr Loblied an. Es iſt dem in Kap. 5, 12 ſehr ähnlich. Nur ſangen ſie es dort dem Lamme, hier ſingen ſie es ihrem Gott. Die Engel erzeigen alſo Gott und dem Lamm die gleiche Ehre. Ihren ſiebenfachen Lobſpruch überſetzt Luthardt folgendermaßen: „Amen! Die Lobpreiſung, und die Herrlichkeit und die Weisheit und der Dank und die Ehre und die Macht und die Stärke ſei unſrem Gott in alle Ewigkeit!"

II. Die weißen Kleider. V. 13. 14.

V. 13. Ein Aelteſter wirft die hier geſtellte Frage auf. Sie iſt wahrſcheinlich eine Antwort auf eine ſtumme Frage des Sehers. Hörbar hat er keine Frage geſtellt; aber Auskunft hat er ſich in der Stille gewünſcht. Das Zwiegeſpräch dient auch zur lebendigen Veranſchaulichung des Ganzen. Der Aelteſte redet nur von den weißen Kleidern, nicht aber von den Palmen. Er will namentlich das große Gnadenwunder, durch welches ſündige Menſchen rein und heilig werden, betonen.

Digitized by Google

V. 14. Johannes gibt die Frage in den Worten zurück: „Herr, du weißt es!“ Die Anrede „Herr“ zeugt von seiner Ehrerbietung dem Aeltesten gegenüber. Der Nachdruck liegt auf dem „du“. Johannes will sagen, der Aelteste sei fähiger als er, diese Fragen zu beantworten. Johannes mochte es wohl ahnen, wer diese schneeweiß gekleideten Wesen sind. Er hofft, eine Bestätigung seiner Ahnung und nähere Auskunft über das erhebende Gesicht hervorzurufen. Und so geschiehts. Zuerst wird ihm gesagt, sie seien „aus großer Trübsal“ gekommen. Richtiger nach dem Grundtext: „Diese sind die Kommenden aus der großen Trübsal.“ In dieser Antwort auf die Frage: „Woher kommen sie?“ liegt auch die Beantwortung der Frage: „Wer sind sie?“ Alle haben gelitten, gekämpft und gesiegt in der großen Trübsal, die jeder Christ als Kreuzträger in der Nachfolge Jesu durchzumachen hat. Sie haben's Alle auf die eine oder andere Weise erfahren: „Wir müssen durch viel Trübsal ins Reich Gottes eingehen.“ Nun aber feiern sie nach aller Mühe und Arbeit; nun triumphiren sie nach allem Kampf und Streit. Aber nicht die Trübsal hat sie dorthin gebracht. Nein, der Grund ihres Seliggewordenseins ist das Blut des Lammes, in dem sie ihre Kleider gewaschen und helle gemacht haben. Diese Sprache ist bildlich. Es gibt kein buchstäbliches Waschen der Kleider im Blute Jesu. Das Waschen der Kleider bedeutet die um Christi Verdienstes willen empfangene Sündenvergebung. Das Hellemachen der Kleider ist Bild des Heiligungswerkes.

III. Die himmlische Glückseligkeit V. 15—17.

V. 15. „Das „darum“ weiset hin auf die Versöhnung als Grund ihrer Seligkeit. Sie sind vor dem Throne Gottes. Sie stehen in der allernächsten und allerinnigsten Gemeinschaft mit dem Herrn. „Sie dienen ihm Tag und Nacht.“ Das Leben im Himmel ist über den Wechsel von Tag und Nacht erhaben. Das Leben der Seligen im Himmel ist ein priesterlicher Gottesdienst. Frei und ungehemmt können sie dem Herrn jetzt dienen. Ueber ihnen wohnt Gott; richtiger: „wird über ihnen eine Hütte sein.“ Diese Hütte ist seine Herrlichkeit (die Schechina). Sie ist das ewige Gezelt unter dem sie ruhen. Welcher Glanz wird das sein!

V. 16. Sie werden weder leiblichen noch geistlichen Hunger oder Durst erleiden. Alles Sehnen und Bedürfen der Seligen ist gestillt. Sie sind im Genuß aller himmlischen Güter. Jedes Bedürfniß findet sofort seine süßeste Befriedigung. Für den Seligen gibt's auch keinen Sonnenbrand oder irgend eine andere Hitze. Auch dieses kann buchstäblich oder bildlich verstanden werden. Wie der Mensch Mühe und Arbeit hat, seine leibliche Nahrung zu gewinnen, so machen ihm die Hitze im Sommer und der Frost im Winter viel zu schaffen. Bildlich gefaßt, meint es die Leiden und Mühseligkeiten, Kämpfe und Anfechtungen der irdischen Pilgerfahrt. Das Alles hat für die Seligen ein ewiges Ende.

V. 17. Sie schauen jetzt das Lamm von Angesicht zu Angesicht. Als guter Hirte „weidet“ er sie und leitet er sie zu lebendigen Wasserbrunnen. Es sind das Brunnen der Wahrheit, Erkenntniß und Wonne. Lebendig sind sie, denn sie entsenden ewigfrische Bäche der Seligkeit. „Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen.“ Welch ein trostreiches Wort! Alles Leid hat nun ein Ende. Die Seligkeit ist eine reine, eine ungetrübte.

Praktische Gedanken.

Die Seligen im Himmel.

I. Ihre große Menge. V. 9. Der Seher erblickt eine große Schaar, die Niemand zählen kann. Zur Zeit als Johannes wirkte, war die Zahl der Gläubigen auf Erden noch verhältnißmäßig gering. Er mußte schreiben: „Die ganze Welt liegt im Argen.“ Die Kirche Gottes glich damals einer Lilie inmitten eines Distelfeldes, oder einem Lamme unter den Wölfen. Wie überraschend und tröstlich muß daher der Anblick dieser unzählbaren Menge der Seligen für den Johannes gewesen sein! Jesus hat sein Blut nicht umsonst vergossen. Die Verheißung des Vaters wird sich herrlich erfüllen: „Darum will ich ihm große Menge zur Beute geben und er soll die Starken zum Raube haben.“ Jes. 53, 12. Die Zahl der Erlösten wird der Größe des Opfers, welches Christus brachte, vollkommen entsprechen. Gott hat für Unzählige in seinen Wohnungen Raum. Ist auch jetzt schon die Schaar der Erlösten so unzählig, wie die Sterne am Firmamente, so zahllos, wie die Sandkörnlein am Meeresstrande, oder wie die Thautropfen, welche im Strahlenschimmer der Morgensonne glitzern — so heißt es immerdar: „Es ist aber noch Raum da.“

II. Ihr festlicher Schmuck. V. 13. 14. Derselbe besteht in weißen Kleidern und Palmen. 1) Weiße Kleider. Ihre Kleider waren einst befleckt und unrein. Schmutz und Staub der Sünde hatten sich an dieselben gesetzt. Aber sie wuschen sie im Blute des Lammes. Sie suchten und fanden Vergebung in diesem Blute. Sie suchten und fanden die Reinigung ihres Herzens in diesem Blute. Nur das Blut des Lammes besitzt diese reinigende Kraft. Es liegt nichts Sündetilgendes in den Thränen der Bußfertigen. Das Herzblut der edelsten Märtyrer besitzt keine Sühnkraft. Auch das Taufwasser wäscht die Sünden nicht hinweg. 2) Palmen. Sie sind Zeichen des Sieges. Palmzweige trugen die Sieger in den griechischen und römischen Wettkämpfen. Sie wurden auch als Sinnbilder des Sieges in den Triumphaszügen getragen. Die Seligen im Himmel sind Ueberwinder. Sie haben ritterlich gekämpft und gesiegt.

III. Ihr heiliger Dienst. V. 10—12. 15. Wie es der Engel Geschäft ist, Gott Loblieder zu singen, so auch der Seligen im Himmel, welche „den Engel gleich“ sind. Sie stehen vor dem Throne Gottes und dienen ihm Tag und Nacht in seinem Tempel. Ihm zu Ehren rauscht ihr Loblied. Ohne Aufhören steigt der Weihrauch ihres Dankes und ihrer Liebe zu ihm auf. Ist es schon selig auf Erden dem Herrn zu dienen, wie unbeschreiblich selig wird's sein, wenn wir ihm frei und ungehemmt dienen können! Hat's doch Mancher schon Seligkeit genannt, in unmittelbarer Nähe seinem irdischen Könige dienen zu dürfen. Was wird nun erst die Nahheit und das Dienen vor dem Gottesthrone im Himmel sein!

IV. Ihr seliger Genuß. V. 15—17. Gott selbst hat seine Wohnung bei ihnen. Er verkehrt mit ihnen wie mit dem ersten Menschenpaar, denn die Schranke der Sünde ist nun gefallen. Sie schauen ihn von Angesicht zu Angesicht. Der gute Hirte hat nun die Erlösten aus allen Völkern zu einer Heerde vereint. Er führt sie zu den lebendigen Brunnquellen der Wahrheit, Weisheit und Wonne. Er sättigt ihre Seelen mit den besten Himmelsgütern. Während sie auf Erden Noth und Trübsalshitze ausstehen mußten, wandelt sich nun Alles in Freude und Seligkeit. Gott selbst wischt die Thränen ab von ihren Augen. Was sie auch Bitteres erduldeten, welcher Art ihre Thränen auch waren — nun ist alles Erdenleid überstanden. Aber Mißklang löst sich in reine Harmonie auf. Die Herrlichkeit der Vollendung überstrahlt weit alle Finsterniß des Erdenlebens. Ihr Mund ist voll Lachens, ihre Zunge voll Rühmens.

Andeutungen für die Kleinkinderklasse.

Schildere in einfacher, aber anschaulicher Sprache die Seligen: 1. Ihrer Zahl nach. Siehe „Erklä-

rung" und „praktiſche Gedanken" zu V. 9. 2. 2. Ihrer Abſtammung nach. Nicht ein Volk nur, ſondern alle Völker ſind vertreten. Nicht eine Kirche nur, ſondern alle Kirchen. Nicht eine Sprache nur, ſondern alle Sprachen. Da ſind Weiße und Schwarze, Rothe und Gelbe. Da ſind Deutſche und Engliſche, Chineſen und Hindus. Da ſind Methodiſten und Baptiſten u. ſ. w. 3. Ihrer Stellung nach. Vor dem Thron. Nicht im äußern, ſondern im innerm Kreis. 4. Ihrem Zuſtande nach. Sie ſind Sieger. Wie arm, wie ſchwächlich, wie verachtet ſie hier waren, dort feiern ſie im Triumph. 5. Ihrer Beſchaffenheit nach. Sie ſind mit weißen Kleidern angethan. Sind rein und heilig. Zeige, wie ſie's wur 6. Ihrem Genuſſe nach. Siehe „praktiſche Gedanken", Theil IV.

Sonntag, 19. Dezember. **Die große Einladung.** Offend. 22, 8—21.

8. Und ich bin Johannes, der ſolches geſehen und gehöret hat. Und da ich es gehöret und geſehen, fiel ich nieder, anzubeten zu den Füßen des Engels, der mir ſolches zeigete.

9. Und er ſpricht zu mir: Siehe zu, thu es nicht; denn ich bin dein Mitknecht, und deiner Brüder, der Propheten, und derer, die da halten die Worte dieſes Buches; bete Gott an.

10. Und er ſpricht zu mir: Verſiegle nicht die Worte der Weiſſagung in dieſem Buch; denn die Zeit iſt nahe.

11. Wer böſe iſt, der ſei immerhin böſe; und wer unrein iſt, der ſei immerhin unrein. Aber wer fromm iſt, der ſei immerhin fromm; und wer heilig iſt der ſei immerhin heilig.

12. Und ſiehe, ich komme bald, und mein Lohn mit mir, zu geben einem jeglichen, wie ſeine Werke ſein werden.

13 Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende, der Erſte und der Letzte.

14. Selig ſind, die ſeine Gebote halten, auf daß ihre Macht ſei an dem Holz des Lebens, und zu den Thoren eingehen in die Stadt.

15. Denn draußen ſind die Hunde, und die Zauberer und die Hurer, und die Todtſchläger, und die Abgöttiſchen, und alle, die lieb haben und thun die Lüge.

16. Ich, Jeſus, habe geſandt meinen Engel, ſolches euch zu zeugen an die Gemeinen. Ich bin die Wurzel des Geſchlechts Davids, ein heller Morgenſtern.

17. Und der Geiſt und die Braut ſprechen: Komm. Und wer es höret, der ſpreche: Komm. Und wen dürſtet, der komme; und wer da will, der nehme das Waſſer des Lebens umſonſt.

18. Ich bezeuge aber alle, die da hören die Worte der Weiſſagung in dieſem Buch. So jemand dazu ſetzt, ſo wird Gott zuſetzen auf ihn die Plagen, die in dieſem Buche geſchrieben ſtehen.

19. Und ſo jemand davon thut von den Worten des Buchs dieſer Weiſſagung, ſo wird Gott abthun ſein Theil vom Buch des Lebens, und von der heiligen Stadt, und von dem, das in dieſem Buch geſchrieben ſtehet.

20. Es ſpricht, der ſolches zeuget: Ja, ich komme bald. Amen. Ja, komm, Herr Jeſu.

21. Die Gnade unſers Herrn Jeſu Chriſti ſei mit euch allen! Amen.

Bibliſcher Grundgedanke: „Die Gnade unſers Herrn Jeſu Chriſti ſei mit euch allen! Amen." Offenb. 22, 21.

Mit der heutigen Lektion nähern wir uns einem dreifachen Ende. Wir nähern uns dem Jahresende. Noch ein paar Tage und das Jahr unſers Herrn 1886 ſinkt ins Rieſengrab der Vergangenheit. Wir nähern uns dem Bibelende. Die heutige Lektion iſt dem letzten Kapitel dieſes heil. Buches entnommen. Sie führt uns bis zum letzten Wort des letzten Verſes. Wir nähern uns auch dem Ende des ſiebenjährigen Studienplanes der internationalen Sonntagſchul-Lektionen. Welch eine Reiſe haben Viele unter uns in dieſen ſieben Jahren durch das herrliche Wunderland der Bibel machen dürfen! Welche Scenerien erſchloſſen ſich unſrem Blicke auf dem Wege! Wie viel heilige Stätten durften wir beſuchen! Welch großartige Ereigniſſe entſchleierten ſich vor unſrem Auge! Wie viele Perſonen dieſes Wunderlandes lernten wir beſſer kennen! Fürwahr! wir hätten keine andere Reiſe unternehmen können, die des Lehr- und Segensreichen uns ſo viel geboten hätte. Und welch eine lange Reiſe war's! Es ſind heute Schüler in unſern Schulen, die das Licht der Welt noch nicht erblickt hatten, als wir dieſe Reiſe vor ſieben Jahren antraten. Zehntauſende aber, welche dieſe Reiſe mit uns begannen, weilen nicht mehr hienieden. Sie haben unterdeſſen die große Reiſe in die Ewigkeit gemacht. Sie ernten, was ſie geſäet haben. Wir ſtehen heute noch auf dem Saatfelde. Laßt uns die Zeit gut auskaufen.

I. Johannes und der Engel. V. 8—11.

V. 8. Es iſt, als wollte Johannes durch die nachdrückliche Nennung ſeines Namens ſich ſelber für die Wahrheit dieſes Buches verbürgen. Was er in dieſem Buche von der Zukunftsgeſchichte der Welt und dem Jenſeits ſchreibt, das hörte und ſah er ſelber in Geſichten. Ueberwältigt von der Größe der ihm zu Theil gewordenen Offenbarung, fällt er anbetend zu den Füßen des Engels nieder. Kap. 19, 10 wollte er den Engel anbeten. In der Geſtalt des Boten Chriſti, glaubte er den Herrn zu erkennen. In unſrem Verſe wollte er aber nicht den Engel ſelbſt, ſondern zu deſſen Füßen anbeten.

V. 9. Wie der Engel (Kap. 19, 10) ſich von Johannes nicht anbeten ließ, ſo geſtattet er ihm nicht einmal hier zu ſeinen Füßen anzubeten. Als Engel der Offenbarung ſtellt er ſich nicht nur in Reih und Glied mit den Propheten, ſondern mit allen Denen, welche die Worte dieſes Buches bewahren. Die Boten Gottes ſind nur Werkzeuge der göttlichen Offenbarung. Darum ſollen ſie — ſie ſeien Engel oder Menſchen — nicht angebetet werden.

V. 10. Hier ſpricht derſelbe Engel, welcher V. 9 geredet hat. Johannes ſoll die Worte der Weiſſagung dieſes Buches nicht unter Siegel und Verſchluß legen, wie Dan. 8, 26; 12, 4. 9. Es ſoll Gemeingut der ganzen Kirche werden. Alle ſollen's leſen. Der in dieſem Buche verkündete endliche Triumph der Kirche ſollte den Chriſten, namentlich in der Verfolgungszeit der erſten Jahrhunderte, zum Troſte dienen. Das Leſen der Bibel ſoll überhaupt keinem Menſchen verboten werden. Sie iſt Gemeingut aller Menſchen.

V. 11. Dieſe Worte beziehen ſich auf den Zuſtand der Menſchen nach dem Endgericht, oder auch auf den Zuſtand derer, welche die Zeit mit der Ewigkeit vertauſcht haben. Sie auf den Zuſtand der Menſchen im diesſeitigen Leben anzuwenden, iſt unbibliſch. Denn in der Gnadenzeit ermahnt der Herr die Böſen, ſich zu bekehren, nicht aber immerhin böſe zu ſein. Manche deutſche Ausleger deuten's jedoch im letzteren Sinne. So z. B. Luthardt: „Es fahre nur ein Jeder fort in ſeiner Weiſe; denn die Böſen werden doch nicht laſſen von ihrer Art, ſo ſollen die Frommen nicht von ihrem Thun laſſen." Iſt das evangeliſch? Es ſoll nicht Jeder fortfahren in ſeiner Weiſe. Gott ſpricht: „Der Gottloſe laſſe von ſeinem Wege und der Uebelthäter ſeine Gedanken. (Jeſ. 55, 7.) Wer aber in ſeinen Sünden ſtirbt, der wird immerhin böſe und

unrein bleiben. Sein sittlicher Zustand ist unveränderlich in alle Ewigkeit.

II. Jesu letzte Botschaft. V. 12—16.

V. 12, 13. Hier tritt Jesus selber wieder mit seinem unmittelbaren Worte auf. Er kündigt sich als Vergelter an, der bald kommen werde. Er kommt bald dem Einzelnen durch den Tod. Er kommt oft rasch über ein Volk im Gericht. Er kommt bald zum Endgerichte, wenn wir nicht mit unserm menschlich kleinen, sondern mit dem göttlich großen Maßstab der Zeit messen. Denn tausend Jahre sind vor dem Herrn wie ein Tag. (2 Pet. 3, 8.) Dem gerechten Richterspruch wird sich Keiner entziehen können. Die Frommen wird er gnädig belohnen. Die Bösen aber wird die wohlverdiente Strafe treffen. (Zu V. 13 siehe die Erklärung unter V. 8 in der Lektion für den 28. Nov. d. J.)

V. 14, 15. Anstatt „die seine Gebote halten" lese man: „die ihre Kleider waschen." Letztere Lesart findet sich in den besten Handschriften und weist zurück auf Kap. 7, 14. Damit fällt jeglicher Gedanke an die Möglichkeit, durch des Gesetzes Werke selig werden zu können, hinweg. Das Waschen des Kleides im Blute des Lammes ist Bedingung des Eingangs durch die Thore in die große Gottesstadt. Sie haben nur dadurch Zugang zur Frucht des Lebensbaumes. Im Gegensatz zu V. 14, in dem der Gottesstadt sammt deren Bewohnern Erwähnung geschieht, schildert der 15. V. den Ort der Verlorenen. Als ein „Draußensein" wird's bezeichnet. Es ist der Kap. 20, 14, 15 geschilderte Feuerpfuhl. Die Ausgeschlossenen werden „Hunde" genannt. Es ist das eine Bezeichnung der sittlichen Gemeinheit ihres Charakters. Der Hund war bei den Juden ein unreines Thier. Deshalb galt derselbe als Bild der Unreinheit und Gemeinheit. Die Ausgeschlossenen werden dann näher bezeichnet als „Zauberer, Hurer, Mörder, Götzendiener und Jeder, der Lüge liebt und thut. Sie Alle gehen der seligen Zukunft verlustig, welche dieses Buch verkündigt. Wer möchte zu ihnen gehören?

V. 16. Dieses Buch ist für die Gemeinden bestimmt. Es ist also nicht blos für einige Wenige oder für kleine Kreise. Jesus bezeugt, daß er's durch seinen Engel gegeben habe. Wer darf sich erkühnen, dem zu widersprechen? Er ist der Sproß aus der Wurzel David's. Er ist der leuchtende Morgenstern, der den neuen Tag der seligen Zukunft bringt. Ist er auch der Morgenstern deiner Seele?

III. Die letzte Einladung. V. 17.

Es giebt eine zweifache Deutung dieses Verses. Nach der volksthümlichen Deutung sind die Worte eine allgemeine Einladung an die unbetehrten Menschen, zu Jesu zu kommen und selig zu werden. Nach der anderen und neueren Deutung richten der Geist, die Braut (Kirche) und der einzelne Gläubige ihr „Komm" an den Herrn. Sie bitten Jesu, doch bald in seiner zweiten Zukunft zu erscheinen. Schreiber dieses ist jedoch der Ansicht, daß weder die eine noch die andere Deutung für sich allein genommen, den Sinn der Worte erschöpfe. Beide Anschauungen liegen darin begründet. Im ersten Theil bitten der Geist, die Kirche und der einzelne Christi, um das baldige Kommen des Herrn. Im zweiten Theil ergeht eine Einladung an die Heilsdurstigen, zum Lebenswasser zu kommen und unentgeltlich ihren Durst zu stillen.

IV. Heiligkeit des Buches. V. 18—21.

V. 18. 19. In diesen zwei Versen redet Johannes. Die Weissagungsworte dieses Buches sollen nicht verderbt, d. h. sie sollen nicht um ihre Kraft und Lauterkeit gebracht werden. Wie Paulus Gal. 1, 8. 9 den Fluch auf die herabruft, welche die Lehre vom Glauben verfälschen, so Johannes hier auf die, welche die Lehre von der Hoffnung verderben. Es handelt sich ja in diesem Buche um das rechte Licht und den wahren Trost der Kirche in aller Drangsalshitze. Es handelt sich ja hier um das Wort, welches die Gläubigen in den großen Anfechtungen vor dem Falle und Verlorengehen zu bewahren vermag. Daher die ernsten Drohungen. Angesichts derselben sollten wir mit diesem Buche nie anders als mit der tiefsten Ehrfurcht umgehen.

V. 20. 21. Zuerst wird Jesus hier noch einmal redend eingeführt. Er drückt zunächst das Siegel der Beglaubigung auf das ganze Buch der Offenbarung. Es enthält sein Zeugniß, seine Offenbarung. Sodann bezeugt er noch einmal den Grundgedanken des ganzen Buches: „Ja, ich komme bald." Mit einem schlichten, von Sehnsucht zeugenden Gebetswort beantwortet der Seher für sich und für die ganze Schaar Derer, welche die Erscheinung Jesu lieb haben, das Wort des Herrn: „Amen (d. h. so geschehe es), komm', Herr Jesu." Dann schließt er mit einem Segensspruch über Alle, welche mit ihm auf die Zukunft des Herrn warten: „Die Gnade des Herrn Jesu Christi sei mit euch allen! Amen."

Praktische Gedanken.

Das letzte Zeugniß.

I. Von dem großen Buche. 1) Es ist ein unversiegeltes Buch. V. 10. Es ist uns gegeben, damit wir in demselben lesen. Wir sollen's nicht als ein versiegeltes Buch ansehen, sondern uns Mühe geben, dessen Sinn zu ermitteln. Wir dürfen keine deutlichere Offenbarung von Christi Zukunft erwarten. 2) Das Buch ist vollständig. V. 18. Niemand darf etwas hinzusetzen. Es darf keine Ergänzung desselben aus dem Koran, den Vedas, dem Confucius oder dem Darwin stattfinden. Ein deutscher Unitarier sagte mir neulich, die Schreiber der Bibel seien nur in demselben Sinne inspirirt gewesen, wie die Dichter, z. B. Göthe und Schiller. Welche Verblendung! Der Dichter ist inspirirt von einem großen Gedanken. Die Schreiber der Bibel waren vom heiligen Geiste inspirirt. Gott hat durch sie geredet 3) Das Buch darf nicht verkleinert werden. V. 19. Manche möchten die Genesis (1 Buch Mose), Andere den Jonas und noch Andere das Hohelied aus dem biblischen Kanon ausscheiden. Selbst Luther war mit dem Jakobus unzufrieden. Kein Blatt dieses Buches darf zerrissen, keine Ecke abgeschnitten werden.

II. Von der großen Stadt. V. 14. 15. Auch von der Stadt mit den goldenen Gassen, Jaspismauern und Perlenthoren ist auf dem letzten Blatt der Bibel die Rede. Die herrliche Gottesstadt ist gebaut und zubereitet. Ihre Thore stehen offen für Diejenigen, welche ihre Kleider waschen. (Siehe richtige Lesart in der Erklärung unter V. 14.) Nur wer mit diesem hochzeitlichen Kleide angethan ist, wird das selige Hochzeitsfest des Lammes mitfeiern. Nur wer reines Herzens ist, wird Gott schauen. An der Eingangspforte zur Himmelsstadt sitzt ein Engel. Er weiset Alle ab, welche in ihrem ungewaschenen Sündenkleide erscheinen. Er verweigert den Eintritt Allen, die auf ihre Werke, ihren Reichthum, ihren Rang oder ihre Lebensstellung vertrauten. Mit Freuden öffnet er aber das Thor Allen, die ihre Hoffnung ganz auf die Gnade Gottes gründeten und sicher in den Armen Jesu ruhen.

III. Von dem großen Könige. 1) Er kün-

digt sein Kommen an. V. 12. 20. In Herrlichkeit wird er erscheinen. Engelsheere werden ihn begleiten. Alle Menschen wird er vor seinem Richterstuhl versammeln. Er wird gerechtes Gericht halten. Die Guten wird er belohnen, die Bösen bestrafen. 2) Die Gläubigen bitten um sein Kommen. V. 17. 20. Sie haben seine Erscheinung lieb. Sie wissen's, wenn er kommt, nahet sich ihre völlige Erlösung. Der Leib wird verklärt auferstehen und mit der Seele neuvermählt in Ewigkeit. Dann ererben sie das Reich, das ihnen bereitet ist. Die Unbekehrten sehnen sich aber nach Christi Erscheinung nicht. Ein Prediger hatte am zweiten Advent herzlich um das Kommen Christi in seiner herrlichen Zukunft gebetet. Beim Heraustreten aus der Kirche sagte ein Bauer zum Andern: „Meinetwegen hätte der Pfarrer sich die Mühe sparen können. Mir wird die Zeit nicht zu lang!" „Glaub's euch wohl, lieber Nachbar," sagte der Andere; „dem Mastvieh in meinem Stalle wird die Zeit auch nicht zu lang."

IV. Von der großen Einladung. V. 17. Sind wir zum Lebenswasser gekommen? Dieses „Kommen" kann durch keinen Kirchenbesuch, kein Sonntagschulgehen, kein Bibellesen und keine Wohlthätigkeit ersetzt werden. Wenn wir Christum nicht in's Herz aufnehmen und sein erworbenes Heil nicht persönlich genießen, so ist alles Andere umsonst und ohne Nutzen für uns. Haben wir Lebenswasser getrunken? Wenn wir dies in Wahrheit bejahen können, dann laßt uns rufen: „Wen dürstet, der komme." Wir können dann nicht stillschweigend zusehen, wie unsre Angehörigen, Freunde und Nachbarn geistlich verschmachten. Ein Vater saß am Sterbebette seines Knaben. Der Trennungsschmerz überwältigte ihn. Seine Augen thränten. Da sprach der sterbende Knabe: „Vater, weine nicht! Wenn ich Jesum sehe, will ich ihm sagen, du habest mich von frühester Kindheit an zu ihm gewiesen." Welcher Trost für das betrübte Vaterherz!

Andeutungen für die Kleinkinderklasse.

Verfolge den oben unter „praktischen Gedanken" angedeuteten Gedankengang. Erweitere und erläutere das Gebotene.

Am Kamin.

Allen Leuten recht gethan, ist eine Kunst, die Niemand kann. Doch ein Münchener Dichterlein bringt neuerdings das Unmögliche fertig. Im Kalender für's nächste Jahr begrüßt der Poet der fliegenden Blätter seine Leser also:

„Den Aerzten wünsch' ich viel Patienten,
Gesundheit jedem Menschenkind,
Stets volle Börsen den Studenten,
Dem Vater, daß sie sparsam sind.

Dem Landwirth wünsch' ich hohe Preise
Für seine Feldfrucht und sein Vieh,
Dem Publikum im weiten Kreise,
Daß beide billig, wie noch nie!

Den Advokaten viel Prozesse,
Den Richtern Ferien und Pension,
Den Gläub'gern zehn Prozent Int'resse,
Den Schuldnern Zinsfuß-Reduktion.

Bezahlende Verleger finde
Jedweden Dichterlings Produkt,
Doch daß die Menschheit nicht erblinde,
Werd' nicht so vieler Schund gedruckt.

Dem Kriegerstande sei beschieden
Siegreichen Krieges Herrlichkeit,
Doch uns erhalte Gott den Frieden
In diesem Jahr und alle Zeit."

„Lesen Sie Goethe's Faust," sagte Bismark noch nicht lange her zu einem Manne, welcher ihm von dem „einzigen Ehrenposten und dem glänzenden Stern" ꝛc. etwas vorfaselte.

Viele haben sich den Kopf zerbrochen, welche Stelle in Faust der eiserne Kanzler wohl gemeint. Wir denken, es kann kaum eine andere sein als folgende:

„Dankt Gott mit jedem Morgen,
Daß Ihr nicht braucht für's Röm'sche Reich zu sorgen:
Ich halt' es wenigstens für reichlichen Gewinn,
Daß ich nicht Kaiser oder Kanzler bin."

Wie eine Gans sich nicht rupfen ließ. Herr Schulze hatte mit seinem Nachbar einen Rechtsstreit und wandte sich deßhalb an einen Advokaten, der sein Freund war. Der hatte keine Zeit und gab ihm einen Empfehlungsbrief an einen Collegen. — Schulze eilt zu ihm und der Anwalt hatte gerade den Brief gelesen, als er von seiner Frau zum Frühstück gerufen wurde. Eilig warf er das Schreiben auf den Tisch und entfernte sich. Schulze war neugierig zu wissen, was sein Freund über ihn geschrieben und nahm das Blatt vom Tische. — Es enthielt die wenigen, aber inhaltsschweren Worte in der Nachschrift: „Schulze ist eine fette Gans, rupfe ihn tüchtig!" Rasch besonnen nahm Schulze die Feder, schrieb darunter: „Zweiter Nachsatz. Die Gans ist fortgeflogen mit Federn und Allem," und eilte von dannen mit dem festen Entschluß, gar nicht mehr einen Advokaten zu Rathe zu ziehen.

Wir hoffen, er ist seinem Versprechen treu geblieben. V. E.

Das Leichenhemd Friedrichs des Großen. Es ist hinlänglich bekannt, daß Friedrich der Große ein vorzüglicher Haushalter gewesen und, die Kriegsjahre ausgenommen, immer Ueberschüsse nicht nur in der Hauptstaatskasse, sondern auch in der Hofstaatskasse, zu vergeben hatte. Sein Hofstaat war klein und nicht prächtig, seine Tafel mäßig. Nach seinem Tode machte der geheime Staats- und Kabinetsminister, Graf von Herzberg, bekannt, daß der König allein in den Jahren 1763 bis 1786 an die Provinzen seines Reiches 24,399,838 Thaler

schenkungsweise vertheilt habe, besonders an die vom siebenjährigen Kriege heimgesuchten Provinzen. In seinem Testamente macht er die Bemerkung, daß er die Legate von seinen Ersparnissen und nicht aus seinem Schatze nehme, denn „mein Schatz gehört nicht mir, sondern dem Staat." Und so sagte Friedrich mit Recht: „Der Staat ist reich, ich aber bin arm." Friedrich kleidete sich, wie bekannt, außerordentlich einfach, ging in einem alten, abgetragenen und geflickten Kleide, mit kahlem, abgeschabten Hute, und ein scharf beobachtendes Auge konnte öfter in seinen Beinkleidern ein Loch entdecken. Auch störte es den König nicht, wenn Hemd und Taschentuch zerrissen waren. Ein Jude zahlte nach Friedrichs Tod für seine sämmtliche nachgelassene Kleidung und Wäsche 400 Thaler, die unter seine Kammerbedienten vertheilt wurden. Als Friedrich II. gestorben war, fand man unter seiner Leibwäsche kein ganzes Hemd, das man seinem Leichnam hätte anziehen können; da man sich nicht Zeit nehmen konnte, ein neues machen zu lassen, gab der geheime Kriegsrath Schöning eines von seinen noch nicht gebrauchten Hemden her, die ihm seine Braut geschenkt hatte, und in diesem ist der Leichnam begraben worden. Es ist dies von einem Zeitgenossen Friedrichs, von dem königl. preuß. Oberkonsistorialrath Dr. Büsching, überliefert worden. Derselbe versichert außerdem, daß er diesen ihm glaubwürdig erzählten Umstand für wahr befunden, als er ihn „sofort untersuchte."

In Texas existirt eine kleine Eisenbahn von etwa 40 Meilen Länge, die kürzlich einen neuen Baggage-Meister, resp. Koffer-Zertrümmerer, engagirt hatte. Als derselbe seine erste Rundfahrt absolvirt, sah er am Baggage-Wagen, kurz nach dem Eintahren des Zuges, einen alten Herrn stehen, der dem Ausladen der Koffer aufmerksam zuschaute. „Dem wirst Du das Spioniren versalzen," dachte unser "Smasher" und hob einen Koffer hoch in die Luft, um ihn recht kräftig niedersausen zu lassen, und zwar womöglich auf des „Spions" Hühner-Augen.

„Halt, schmeißt das Gepäck nicht so!" schrie der alte Herr in diesem Augenblick.

„Und warum nicht?" höhnte der "Smasher," das Gepäckstück fallen lassend, „gehört der Koffer etwa Ihnen?"

„Nein," erwiderte der alte Herr, „aber die Eisenbahn gehört mir, und jetzt packen Sie sich Ihrer Wege! Ich will keinen Menschen in meinen Diensten haben, der mir meine Eisenbahn muthwillig zu Grunde richtet."

Das Bedeutendste was noch in Lokalpatriotismus im Verein mit der Gabe, demselben zu möglichst schlagendem Ausdruck zu verhelfen, selbst auf amerikanischem Boden geleistet worden, dürfte der nachfolgende jüngst in Chicago von einem im Uebrigen um seiner Wahrhaftigkeit willen in der ganzen Stadt bekannten Bürger der nordwestlichen Metropole gethane Ausspruch sein. „Wir Chicagoer," erklärte unser Mann, „sind von jeher, was das Wachsthum unserer Stadt anlangt, die größten Aufschneider gewesen. Und doch hat die Stadt mit ihrem wirklichen Wachsthum selbst unsere größten Aufschneidereien überflügelt!"

Hoffe!

Wenn des Lebens bitt'res Leiden
Und des Lebens Schmerz erwacht,
Löschen sie die lichte Freude,
Und im Herzen wohnt die Nacht.

Schimmert dann noch eine Rose,
Hell und frisch zu dir herein,
Danke Gott und hüte heilig,
Ihren lichten Liebesschein.

Bis die Farbe ganz verblichen,
Bis ihr letztes Blatt versiukt,
Und dann hoff' auf schön're Blüthen,
Die ein ew'ger Lenz dir bringt.

In Japan giebt es keine alten Jungfern, denn wenn sich dort ein Mädchen nicht verheirathet, so besorgen ihm die Behörden einen Mann.

Auch eine Jubiläumsfeier. Sie! Was bedeutet denn der Kranz, den diese Weibsperson auf dem Kopf hat. — Ja, wissen S', die Frau Bissig entläßt heute ihre tausendste Magd aus dem Hause, da macht sie's, wie unsere großen Maschinenfabrikanten mit ihren Lokomotiven, die tausendste bekränzt sie.

Auch ein Komptiment. Dame: Nun, Herr Rath, wie gefalle ich Ihnen in diesem neuen Strohbute? Rath: O, gnädige Frau, reizend! Es ist die Krönung eines herrlichen Baues mit einem himmlischen Strohdache auf einem ebensolchem Kopfe.

Zwischen St. Paul und Minneapolis, welche Städte dicht beisammen liegen, herrscht eine bittere Fehde. Ein in Minneapolis erscheinendes Blatt kündigt an, daß die patriotischen Kinder jener Stadt sich weigerten, ferner die Bibel zu lesen, weil in derselben so viel von St. Paul die Rede sei, während von Minneapolis nichts verlaute.

Wie wird St. Paul den Hieb pariren?

Aus der Zeit.

Die Besitzer der Kohlengruben in Pennsylvanien sind ächte Blutsauger, die dem Volke die Haut abziehen würden, wenn sie Geld dabei gewinnen könnten. Sie haben durch die Verbindung unter sich den Preis der sogenannten Hartkohlen hinaufgeschraubt, indem sie beschlossen, daß dieses Jahr nur 33 Millionen Bushel gegraben und verschifft werden sollten, während man recht bequem 60 Millionen Bushel graben könnte. Dadurch ist nicht bloß der Preis der Kohlen künstlich in die Höhe getrieben worden, sondern Zehntausende, Bergleute und Arbeiter aller Art haben keinen Verdienst.

Der wackere Gouverneur Patterson von Pennsylvanien macht gegenwärtig den energischen Versuch, gesetzmäßig gegen diese nichtswürdigen Blutsauger vorzugehen.

Möge es Gott, der Herr, diesem wackeren Manne gelingen lassen.

Wenn das Gesetz gegen die Anarchisten einschreiten und so die Volkswohlfahrt wahren muß, so sollte es auch in voller Schärfe und ohne Gnade gegen die Niederträchtigkeit des Monopols angewendet werden. Falls aber die vorhandenen Gesetze nicht ausreichen, so kann und sollte das amerikanische Volk solche schaffen.

Die Kohlengrubenbesitzer in Pennsylvanien betreiben auch Eisenbahnen. Die Handhabe, womit Gouverneur Patterson sie anfassen will, findet sich in einem Abschnitte der Verfassung von Pennsylvanien, welcher lautet: „Keine Körperschaft, welche den öffentlichen Fuhrdienst als Geschäft betreibt, soll direkt oder indirekt — d. h. offen oder hinten herum — sich mit dem Bergbau oder mit der Fabrikation von Waaren zur Befrachtung ihrer Linien befassen."

Nach dem einfachen gesunden Menschenverstande würde es übrigens kaum nöthig sein, den hier angeführten Satz der Verfassung des Staates dem gerichtlichen Verfahren zu Grunde zu legen. Die allgemeinen Gesetze gegen jede Verschwörung sollten völlig genügen. Unter diesen allgemeinen Gesetzen sind in Pennsylvanien wie in New York (wo der Kohlenring eigentlich seinen Sitz hat) neuerdings Striker und Boycotter verurtheilt worden, weil sie sich in ungesetzlicher Weise zur Schädigung von anderen Arbeitern, Fabrikbesitzern, Handwerkern u. s. w. verschworen haben. Der starke Arm des Gesetzes ist unbarmherzig auf die Arbeiter gefallen, die zu ungesetzlichen Handlungen sich haben hinreißen lassen, und der Grundsatz steht nun fest, daß kein Arbeiter oder keine Vereinigung von Arbeitern das Recht hat, das Publikum der Vortheile zu berauben, die ein gesunder Mitbewerb ihm gewährt.

In Frankreich erschien jüngstens eine Flugschrift, welche in der ganzen Welt viel Aufsehen erregte. Dieselbe ist gegen die Uebergriffe des Judenthums gerichtet und von Drumont, einem der begabtesten französischen Schriftsteller verfaßt.

Er geht dem gottentfremdeten Reformjudenthum, das seinen Messias in nichts erblickt als in Gold und Macht, furchtbar zu Leibe. Er beweist, daß dieses Judenthum für sein Vaterland dasselbe gewesen, als was Mommsen es in seiner römischen Geschichte für das alte, sinkende Rom bezeichnet hat: ein bedeutendes, wenn nicht das hervorragendste Element der Zersetzung.

Es ist ein furchtbarer mit Thatsachen besetzter Spiegel, den Drumont hier dem gottlosen Judenthum vorhält.

Darüber schnauben diese Juden selbstverständlich und haben schon lang bewiesen, daß alles, was Drumont über die Juden aussagt, falsch und sein Buch ein „Pamphlet" ist. Im Vorwort der neuesten Auflagen erklärt Drumont bereits ironisch, daß wenn man der Judenpresse glauben wollte, man alle Pariser Preß- und Großjuden für gute Christen und ihn (Drumont) für den letzten und einzigen wahren Juden in ganz Frankreich halten müßte.

Kaiser Wilhelm im Elsaß. Von H. Mann, Prediger. Zum dritten Male seit Elsaß-Lothringen ein deutsches Land geworden ist, begab sich Kaiser Wilhelm in Begleitung von der Kaiserin, dem Kronprinzen und anderer deutscher fürstlichen Personen in den Tagen vom 10. bis zum 20. September dieses Jahr nach Straßburg im Elsaß.

Nicht Ehrgeiz, sondern Pflichtgefühl trieb den greisen Kaiser, der im 90. Lebensjahr steht, diese ehemals deutsche, dann für fast zweihundert Jahre an Frankreich verlorene und nach schwerem, aber siegreichem Kampfe wiedergewonnenen Lande zu besuchen. Er wollte den Elsässern den Beweis liefern, daß sie einen Landesvater haben, der an sie denkt, sich um sie kümmert. Auch sollte die Verwaltung des Landes durch seinen Besuch in ihrer anfänglich so herben Arbeit, das Elsaß mit seinem deutschen Mutterlande auszusöhnen, ermuthigen und unterstützen. Beides ist Kaiser Wilhelm durch seinen Besuch glänzend gelungen.

In den nun seit dem deutsch-französischen Kriege verflossenen 16 Jahren hat man oft gefragt: Wird es Deutschland gelingen, das Elsaß nach fast zweihundertjähriger Trennung wieder für das alte Vaterland zu gewinnen? Werden die Elsässer wieder Deutsche, gute Deutsche werden? Die Antwort wurde verschieden gegeben. Etliche betrachteten es für einen großen Fehler unseres großen Kanzlers, diese durch und durch (wie man sagte) französischen Provinzen annektirt zu haben. Andere meinten, die Elsässer würden nie deutsch; Alles was man bei ihnen erreichen könne, wäre das, daß sie eben Elsässer blieben, die zwar keine Franzosen, aber auch keine Deutschen würden. Noch Andere meinten, daß die Verdeutschung des Elsasses in ferner Zeit, etwa nach hundert bis zweihundert Jahren möglich wäre.

Der in der That herzliche Empfang, dem Schreiber dieses beiwohnen durfte, die in der That großartigen Ovationen, welche Kaiser Wilhelm bei seinem diesmaligen Besuche dargebracht wurden, haben den Beweis geliefert, daß die protestantischen Elsässer und auch zum großen Theile auch die elsässischen Katholiken dem oben erwähnten Ziele viel näher sind als man es erwartete. Und dazu hat gerade die Person des Kaisers, die kaiserliche Familie, und deren Besuch in hohem Grade beigetragen.

Es würde zu weit führen alle die Festlichkeiten, die in diesen Tagen in Straßburg stattfanden, zu berücksichtigen. Nur eines wurde uns in diesen Tagen gewiß: Es braucht keine sehr lange Zeit mehr und das elsässische Volk ist wieder deutsch, und was man kaum in einem Jahrhundert zu erwarten glaubte, ist in zwei bis drei

Digitized by Google

Jahrzehnten vollbracht. Sagte doch auch eine angesehene elsässische Bäuerin zum Schreiber dieses unter Anderem: „Jo, lieber Herr; 's isch ganz guet, daß mer wieder Ditsch (deutsch) sin; mer kenne doch wieder lese, woas g'schrieben isch. Mer Landlit (Landleute) hen frejer (früher) oft unsere Name d'runter g'schriewe, under die Akte, un hen's nit lese kenne, was drin g'schdanden isch."

Was aber den Elsässer nicht zum wenigsten an unserm Kaiserhause anzieht, ist der pietätvolle Sinn des Kaisers, seine Gottesfurcht. Das war man früher nicht gewohnt, aus dem Munde des Kaisers zu vernehmen, daß alle Ehre Gott gebührt, wie das bei Kaiser Wilhelm geschieht. Als am Sonntag, den 12. September, in Straßburg die kaiserliche Familie sich in die Thomaskirche begab, waren in der Schlossergasse und auf dem Thomasplatz tausende in feierlicher Stille versammelt, um den Kaiser und „sini Fräu" auf dem Kirchgang zu sehen. Die Kirche war überfüllt. Draußen aber harrte die Menge bis das letzte Lied gesungen ward. Als dann die Kaiserin, langsam aus dem Portal heraustrat, geführt von ihrem Sohne, dem Kronprinzen, der ihr auch den Kutschenschlag öffnete, und seiner gebrechlichen Mutter beim Einsteigen behülflich war, sagte neben mir eine Stimme: „Des isch e gueter Sohn, der hilft sinere Mame; ach, isch des nett!"

Gott gebe uns allezeit gottesfürchtige Fürsten! Möge auch unser deutsches Volk je länger je mehr erkennen, daß sein wahres und ewiges Heil „allein bei Ihm" steht, der Himmel und Erde gemacht hat und Alles, was darinnen ist.

Manche ästlichen Blätter hatten einstimmig prophezeit, daß der Präsident ein großes Strafgericht veranstalten werde über die zahlreichen demokratischen Bundesbeamten, die auf Partei-Konventionen und bei anderen Gelegenheiten der offenkundigen Uebertretung seines Verbotes der politischen Drahtzieherei sich schuldig gemacht. Aber noch immer ist kein einziger dieser „anstößigen Parteigänger" entlassen oder sonst zur Verantwortung gezogen worden. Und nach den Eröffnungen, welche der Privatsekretär des Präsidenten, der bekanntlich selbst zu den Sündern gehört, dieser Tage einem Korrespondenten gemacht hat, ist auch gar nicht daran zu denken, daß etwas Derartiges geschehen wird. Wenn es nun auch vielleicht nicht den Thatsachen entsprechen mag, daß der Präsident beim Erlaß jener bezüglichen Verordnung nur die republikanischen Beamten im Auge gehabt und nur diese zur politischen Unthätigkeit zu nöthigen beabsichtigte, so scheint es doch jetzt offenbar, daß demokratische Beamte ungestraft diese Verordnung übertreten dürfen. Ob auch die republikanischen? — Wir möchten es keinem rathen, die Probe zu machen.

„Die christlich-soziale Partei hat den Todesstoß erlitten und Stöcker sich in Berlin unmöglich gemacht," so verkundigten vor einiger Zeit die gegnerischen Zeitungen und Correspondenten.

Diese Herren haben sich gründlich getäuscht. Ihr Wunsch war Vater des Gedankens. Daß ihr Wunsch nicht in Erfüllung ging, das geht aus der Rede hervor, welche Stöcker dieses Spätjahr bei Wiedereröffnung der christlich-sozialen Versammlungen nach der Sommervakanz hielt. Er sagte unter Anderem:

„Unsere guten Freunde von uns haben schon gedacht, es wäre mit der christlich-sozialen Partei vorbei; weil ich bei unserer Sedanfeier nur die Worte: „Guten Abend!" gesagt, haben sie geschlossen, es komme weiter nichts. Am erwünschtesten wäre es ihnen wohl gewesen, wir hätten „Gute Nacht!" gesagt — wir sagen aber frisch-fröhlich: „Guten Morgen!" (Lebhafte Heiterkeit und Beifall.) Wir stehen noch am Anfang, unser Kampf ist noch lange nicht aus, wir müssen so lange arbeiten, bis die Trias: Sozialdemokratie, Fortschritt und Judenthum von dem besseren Geiste des christlich-nationalliberalgesinnten Berlin überwunden ist. (Beifall.) Man hat auch geglaubt, wir würden nicht mehr so scharf wie früher vorgehen, weil ich bei dem neulichen Familienfeste nicht gleich ins Kriegshorn geblasen habe. Gewiß, wir wollen friedlich sein, wenn und wo es angeht, aber wo wir etwas Unrechtes sehen, da schlagen wir los. (Beifall.) Wir führen eine bewaffnete Existenz im Frieden. Man hat auch von einem „Wink von oben" gesprochen, den wir erhalten hätten und der unsere Haltung bestimmte. Die Leute, die das meinen, sind nicht klug. Wir stehen auf unserem Posten und lassen uns von keiner Seite zu- oder abwinken, nur wenn uns von ganz oben zugewinkt, die Parole gegeben wird, thut dies oder laßt jenes, dann folgen wir."

Als im vergangenen Sommer Herr Blaine in seinem Heimathsstaate Wahlreden hielt und mit der ihm eigenen Schärfe die demokratische Partei bekämpfte, da machte er ganz besonders auf die Thatsache aufmerksam, daß die demokratische Partei im Süden die Farbigen nicht nur politisch, sondern auch wirthschaftlich zu knechten trachte. Der farbige Arbeiter im Süden, so etwa setzte Herr Blaine die Sache auseinander, werde seiner politischen Rechte (durch die bekannten Zwangsmaßregeln) beraubt und dadurch auch in wirthschaftlicher Abhängigkeit gehalten und gezwungen, zu außerordentlich niedrigen Löhnen zu arbeiten. Die Erzeugnisse seiner billigen Arbeit treten aber in unmittelbaren Wettbewerb mit den im Norden durch weiße Arbeiter hergestellten Gegenständen und drücken die Preise dieser letzteren. Mit anderen Worten: Die Demokraten des Südens tragen, indem sie dem Neger jede Möglichkeit nehmen, sich emporzuschwingen, die Schuld, wenn hier im Norden die Arbeitslöhne heruntergehen.

Als Blaine in dieser Weise sich aussprach, wurde er natürlich von demokratischer Seite heftig angegriffen und selbst solche Blätter, welche angeblich die Interessen der Arbeiter vertreten, suchten seine Ausführungen lächerlich zu machen. Jetzt hat aber kein Geringerer als Powderly ganz in demselben Sinne wie Blaine und fast mit denselben Worten sich ausgesprochen. Powderly erklärt geradezu: „Die billige Arbeit im Süden bedroht die amerikanischen Arbeiter weit mehr noch als die der Chinesen."

Das ist unzweifelhaft wahr. Und daraus folgt, daß die Arbeiter hier im Norden darauf hinwirken sollten, die Farbigen des Südens aus der politischen und wirthschaftlichen Abhängigkeit, in der sie sich noch immer befinden, zu befreien.

Die einstimmige Wiedererwählung Powderly's zum Großmeister der „Knights of Labor" kann nicht verfehlen, einen günstigen Eindruck zu machen. Sie liefert den Beweis, daß das gemäßigte, Herrn Powderly's Führung folgende Element noch immer im Orden eine so überwältigende Mehrheit besitzt, daß die ihm feindliche, zu Gewaltmaßregeln geneigte Clique es gar nicht wagen konnte, ihm einen der Ihrigen als Kandidaten gegenüber zu stellen. Auch in der Temperenzfrage steht Powderly auf der rechten Seite.

Fortschritt der Negerrasse in Amerika. Die „New York World" bringt aus Savannah, Georgia, interessante Aufschlüsse über den Fortschritt der Negerrasse in den südlichen Staaten. In Georgia allein, heißt es,

zahlten die Farbigen im letzten Jahre Steuern auf ein Gesammtvermögen von mehr als 10,000,000 Dollars Sie besitzen über 420,000 Acres Landes. Bis zum Jahre 1880 bezahlten die Neger desselben Staates nur Steuern auf ein Gesamm:tvermögen von 5,500,000 Dollars und besaßen nur halb so viel Grundeigenthum als heute. In anderen Worten, die früheren Sklaven von Georgia haben in den letzten fünf Jahren ebensoviel Vermögen angehäuft als in den fünfzehn unmittelbar auf den Bürgerkrieg und ihre Befreiung folgenden Jahren. Die farbigen Stimmgeber von Georgia besitzen durchschnittlich, wie man schätzt, 6 Acres Land und 100 Dollars werth Vermögen per Kopf. Es wird jedoch hinzugefügt, daß die Masse der Neger nicht vorsorglich ist. Sie sind zu vergnügungssüchtig und leben von der Hand in den Mund. Dennoch gedeiht ein großer Theil von ihnen besser, als die untere Klasse von Arbeitern, welche von jenseit des Oceans nach Amerika kommen. Der Vermögenserwerb des Negers und die Neigung der meisten, für sich selbst zu arbeiten, hat die Weißen gezwungen, seinen Werth als Arbeiter anzuerkennen. Sie finden, daß er, wie er Vermögen erwirbt, sich für Gesetz und Ordnung lebhaft zu interessiren anfängt. Er ist der erste, welcher auf Bestrafung wegen kleiner Diebstähle dringt, und da er jedes Jahr an Wohlhabenheit zunimmt, erzwingt er sich Achtung für seine Rechte auf Grund seiner Unabhängigkeit und seiner Fähigkeit, zur allgemeinen Wohlfahrt beizutragen.

Der Protestantenverein in Deutschland liegt in den letzten Zügen. Derselbe besteht aus den Herren Pfarrern, die eigentlich nicht an die Bibel glauben, aber doch dem Volke vormachen müssen, daß sie daran glauben.

Natürlich kann auf solchem Grund kein Verein in die Länge bestehen. Schon David Strauß hat diesen Protestantenvereinlern gesagt: „Ihr treibt Falschmünzerei mit Worten, ihr gebraucht kirchliche Begriffe, die ihr ihres historischen Inhalts beraubt habt, und laßt die Menge in dem Wahn, als wären es vollwichtige Begriffe!"

Diesen Unfug treibt der Protestantenverein noch heute in Deutschland. Und auch in den Ver. Staaten giebt es deutsche Pfarrer, die das Gleiche thun, und sich dabei noch stellen, als ob sie die Vertreter der deutschen Landeskirche, andere aber, die an der Schrift festhalten, Finsterlinge seien!

Eine lächerliche Anmaßung!

Die heuchlerischen Protestanten-Vereinler und ihre armseligen Nachbeter diesseits des Oceans sind nicht die Repräsentanten der deutschen Landeskirche. Der Protestantenverein macht sich selbst in Deutschland lächerlich und hat sich erst kürzlich wieder in seiner Versammlung — dem Protestantentag in Wiesbaden — unendlich lächerlich gemacht. Die Herren hätten jeden Morgen singen sollen: „Von Luft, Luft leben wir, in Luft, Luft schweben wir, und Luft, Luft, das ist unser Quartier." Sie haben in der Seifenblasen-Fabrikation schon Großartiges geleistet. In Wiesbaden aber, haben sie sich darin mächtiglich übertroffen. Der Protestantentag stürmte gegen Rom an — mit hohlen Redensarten, als könnten die wetterharten römischen Mauern mit Seifenblasen umgeworfen werden. Aehnlich war's mit allen Verhandlungen. Der Protestanten-Verein steht eben nicht auf biblischem Grunde, und so muß er Streiche in die Luft thun — bis er vollends den Geist aufgiebt.

Daß die Ver. Staaten an die Veteranen aus dem mexikanischen Kriege und aus dem letzten Kriege mit dem südlichen Sonderbunde größere Summen an Pensionen bezahlen, als alle übrigen Länder zusammengenommen, straft den oft gebrauchten Satz, daß Republiken undankbar seien, sicherlich Lügen. In diesem Jahre wird die Bundesregierung nicht weniger als $76,750,000 an Pensionen bezahlen, während die Gesammtsumme, welche die anderen Nationen der Erde für Pensionen aufzubringen haben, sich kaum auf $60,000,000 beziffert.

Wie der russische Czar in seiner Heimath reist, — davon giebt der Krakauer „Czar" ein Bild, welches den mächtigsten Herrscher der Erde in nur wenig beneidenswerthem Lichte erscheinen läßt.

Der Czar, — sagt das genannte Blatt, — ist am 7. d. M. in Wyseko Litewski eingetroffen. Am Vorabend seiner Ankunft wurde in der Warschauer Citadelle in aller Stille noch ein Individuum, wahrscheinlich ein Nihilist, gehenkt. Längs der ganzen Eisenbahnlinie, die der Czar passirte, wurden, wie dies bei jeder Reise des Czaren zu geschehen pflegt, Soldaten aufgestellt. Während der Fahrt des Zuges wenden sich die Soldaten schußbereit von demselben ab, und sie haben den strengsten Auftrag, auf Jeden zu schießen, der trotz dreimaliger Aufforderung sich dem Eisenbahndamme nähert. Der Hofzug besteht aus drei besonderen Zügen, von welchen einer für den Czaren, der zweite für das Gepäck und der dritte für Arbeiter, die bei einem eventuellen Unfalle sofort die Beschädigung zu repariren hätten, bestimmt ist. Niemand weiß, in welchem dieser Züge der Czar sich befindet; es heißt sogar, daß der Czar während der Reise von einem Zuge in den andern umsteigt. Es ist noch zu bemerken, daß der strengste Auftrag ergangen ist, daß auf allen Stationen, die der kaiserliche Zug passirt, nicht nur die Fenster der Bahnhöfe geschlossen, sondern, daß auch die Rouleaux herabgelassen sein müssen.

Aus dem Straßenleben New Yorks. Einen traurigen Beitrag zur Illustrirung desselben liefert der letzte Jahresbericht des "Board of Coroners", das heißt des Leichenschauamtes von New York. Nach demselben wurden im Jahre 1885 auf den Straßen, Plätzen und Höfen der Riesenstadt nicht weniger als 5755 Leichen aufgefunden und als „unbekannt" nach der Morgue geschafft. Darunter waren nicht weniger als 1968 Kinderleichen, welche zumeist aus dem Wasser oder Kehrichthaufen gezogen wurden. Die übrigen 3787 Leichname waren solche von Selbstmördern, Ermordeten und solchen Personen, welche durch Unglücksfälle, Schlagfluß oder Erkrankung ihr Leben auf der Straße verloren hatten, oder aber bewußtlos auf der Straße aufgefunden und in das Central-Armenkrankenhaus geschafft, in diesem aber verstorben waren und deren Leichname dann, als „unbekannt", von dort aus in das öffentliche Leichenhaus geschickt worden waren. Von den überhaupt 5755 in der Morgue ausgestellten Leichen wurden nur 148 von Angehörigen reklamirt.

Blinde Bettler. Die Anzahl der blinden Bettler in Frankreich wird auf 36,000 geschätzt.

Offene Post.

Für den neuen Jahrgang 1887 sind die umfassendsten Anordnungen getroffen. Es gelang, neue, tüchtige Mitarbeiter zu werben, die über bestimmte, aufgegebene Gegenstände schreiben werden.

„So kurz und bündig als möglich, und in großer Klarheit" — dies ist einer unserer Redaktions-Grundsätze. Wir können unsere Familienschrift unmöglich zu einer Lagerstätte langer, in Fortsetzungen ausgesponnener Abhandlungen machen. Sie wird und muß volksthümlich im besten Sinne des Wortes sein, was natürlich nicht so viel heißt als — läppisch oder kindisch.

Unsere Zeit mit ihren Kämpfen, Krogen und Bestrebungen wird keinen Augenblick außer Acht gelassen werden; sodann soll aber Alles, was die christliche Familie interessirt, bessert, erbaut und unterhält Beachtung finden.

Wir sagen unterhält, denn ein Ziel einer Zeitschrift oder Buches muß doch auch das sein, Ohr und Herz zu fesseln, und die Aufmerksamkeit wach zu halten.

Mehrere sehr gute und sonnende Erzählungen liegen für den neuen Jahrgang bereit. Eine derselben wird in mehreren Fortsetzungen vollendet werden. Dem Wunsche einiger Leser, mehrere solcher in Fortsetzungen folgenden Erzählungen nebeneinander in jedem Heft zu bringen, können wir unmöglich entsprechen. Es gereicht uns zu großer Ermuthigung, daß die Erzählung „Ineines großen Königs Armen" so günstig aufgenommen und von Vielen mit Nutzen gelesen worden. Die mit dem neuen Jahrgang beginnende Erzählung ist eine amerikanische, und wird zu ebenso großem Segen werden, ist aber kürzer.

Außerdem wird jede Nummer kürzere Erzählungen, Biographien, Geschichtliches, Bilder aus Mission und Kirche enthalten.

Für die Abtheilung „Frauenzeitung" sind mehrere tüchtige Frauen gewonnen worden, die aus dem Familien- und Haushaltungsleben frisches und originelles liefern werden.

Unsere Mitarbeiter in Kirche und Schule werden — nicht in langen Artikeln, sondern in kurzgefaßten „Winken und Nachrichten" Manches erhalten, was ihnen in praktischen Winken dienlich ist, und in den Sonntagschul-Lektionen eine große Hilfe haben.

In der Abtheilung „Aus der Zeit" wird nicht der Versuch gemacht eine Zeit Chronik zu liefern, sondern es werden Zeiterzeugnisse im Lichte des Christenthums beleuchtet und solche Sachen betont die mit der Geschichte des Reiches Gottes in unmittelbarer Verbindung stehen.

Ausgezeichnete Stahlstiche und viele gute Holzschnitte und neue Schrift liegen für den neuen Jahrgang bereit, und Gott gebe seinen Segen dazu, daß auch bald die zur weiteren Entwickelung so nothwendigen 10,000 Abonnenten eintreffen mögen.

Ein neues Buch der Familien-Bibliothek. Titel: Die Rahterin von Stettin. Dies Buch konnte auch den Titel führen: Du sollst ein Segen sein, denn in diesem Schriftwort liegt von Anfang bis zu Ende der leitende Grundgedanke. Und zwar ist es keines von den Hohen und Reichen oder Gelehrten in der Welt, das zum Segen wurde, sondern eine arme, einfache Nähterin, die um ihr täglich Brod zu verdienen von Haus zu Haus geht, um den Leuten Sachen zu flicken oder neue Kleider zu machen. Aber sie kennt Den der da gekommen ist, nicht daß Er sich dienen lasse, sondern, daß Er diene. Sie hat Ihn im Herzen und folgt Ihm, ihrem Heiland, mit einer Liebe und Opferwilligkeit, wie sie nur Jesus Christus selbst zu schenken vermag. Darum wird sie Jung und Alt, Hoch und Nieder in gewöhnlichen Tagen und in schwerer Zeit zum Segen.

Um diese Hauptfigur her gruppirt die Erzählung viele andere, markige und trefflich gezeichnete Gestalten: Junge Mädchen und junge Frauen, Offiziere, Schuster und Musikanten, Gleichgültige, Halbgläubige und dosbafte Sünder. Diese bewegen sich in der Stadt und auf dem Kriegsschauplatz, im Palast des Reichen und in der Kammer der Armuth, auf schlüpferigen Pfaden und auf dem Wege der Ehre.

Zwischen all diesen Gestalten ist die Nahterin von Stettin wie eine brennende Kerze, an welcher sich der glimmende Docht entzündet. Ja wohl — es ist etwas Großes, um eine stille, treue Christenseele, die ihren Weg dahin geht, ohne sich irre machen zu lassen!

Die Erzählerin hat ungewöhnliches Talent und weiß so prächtig zu malen und so spannend zu erzählen, daß der Leser das Buch nicht leicht wegelegen wird. Bei der Revision und Bearbeitung des Buches ist dasselbe dem Editor des Haus und Herd zum großen Segen geworden und er weiß bestimmt, daß „die Nähterin von Stettin" einen Segensgang durch die deutschen Hauser machen wird. Preis: $1.

Cranston & Stowe, Cincinnati, Chicago und St. Louis.
Phillipps & Hunt, New York.

Was das Dor'le in der Küche diesen Monat sagt, ist mit von dem Besten, was wir seit langer Zeit über die großmächtige Frauenfrage gelesen haben. Das Dor'le trifft den Nagel auf den Kopf und versteht die Frage aus dem ff, denn es ist selbst eine tüchtige, christliche Hausfrau, die so zu sagen aus dem praktischen Leben heraus schreibt und keine schwindelnde oder gar dumme Theorien aufstellt, wie so manche „Emancipirte."

Unsere biblischen Sonntagschul-Lektionen wurden von Anfang an von vielen hunderten Sonntagschul-Lehrern und Lehrerinnen mit Nutzen und Segen gebraucht.

Wir sind stets bestrebt dieselben immer brauchbarer und wirksamer zu gestalten.

Es darf jedoch nie vergessen werden, daß kein Mensch in der Welt eine Erklärung gerade so schreiben kann, wie sie jeder Lehrer vor seiner Klasse braucht. Die Erklärung soll den „Stoff" in klarer und knapper Form bieten; der Lehrer muß sich denselben für seine Klasse zurecht machen.

Auch ist es fast unmöglich, solche Lehrer in den deutschen Lektionen zu interessiren, die das Deutsche sehr unvollkommen verstehen, und denen es ein Kreuz ist, Deutsch zu lesen. Solche werden in der englischen Erklärung immer ungeheuerlich viel mehr finden. Lehrer deutscher Sonntagschulen sollten sich's zur Gewohnheit machen, viel Deutsch zu lesen, und sie werden bei genauer Einsicht finden, daß die deutschen Erklärungen mehr „Stoff" enthalten als sie in einer kurzen Stunde gebrauchen können.

Endlich muß erinnert werden, daß Haus und Herd nicht so viel Raum auf die Erklärungen verwenden kann, wie Zeitschriften, die fast nichts enthalten, als die Erklärungen. Haus und Heer ist auch ein Familien-Blatt, und einige Leser sind der Ansicht, daß jetzt schon zu viel Raum für die Sonntagschul-Lektionen verwendet werde, welche Ansicht wir jedoch durchaus nicht theilen.

Der Raum soll im Jahr 1887 auf's Beste verwandt werden. Noch kürzer, treffender Vers-Erklärung sollen „Praktische Gedanken" folgen und darauf öfters Andeutungen für den Klassenunterricht beigefügt werden.

Die Vers-Erklärung wird etwa die Hälfte des Raums für jede Lektion einnehmen, so daß noch viel Platz für „Praktische Gedanken" übrig bleibt.

Hübsch und schmuck ist unser „Haus und Herd" immer gewesen. Mit dem neuen Jahrgang aber wird dasselbe noch hübscher und schmucker werden, denn es bekommt in frischer, schöner Schrift ein nageineues Kleid.

An den Kind in K. Wir haben aus Ihrem Kind bereits so viele Gedichte erhalten, von welchen kein einziges druckfähig war, daß wir den Dichtern des Kinds freundlichst anrathen, zur Abwechslung lieber sieben Jahre lange gute Gedichte zu lesen, als fernerhin schlechte zu fabriziren.

Gewerben und erhalten — darin liegt, wie uns die Wissenden versichern, das Geheimniß der Wohlhabenheit.

Und das Geheimniß einer guten Unterschreiberliste hängt von den gleichen Eigenschaften ab.

Wir mochten recht viele neue Leser gewinnen; wenn jedoch die Liste in Wirklichkeit groß werden soll, so dürfen wir keinen alten Leser verlieren.

Wir können keinen einzigen entbehren und bitten, beim Erwerben der neuen, das Erhalten der alten, lieben Freunde nie zu vergessen.

Die Andeutungen im Bildersaal stimmten beinahe ohne Ausnahme mit dem, was unter „Praktische Gedanken" in Haus und Herd gesagt ist, überein. Diese Uebereinstimmung soll im Jahre 1887 immer stattfinden. Wer deshalb die „Praktischen Gedanken" in Haus und Herd liest, dem wird es weder an Anwendung der Lektionen, noch an dem Schlußwort an die Sonntagschule fehlen, welches ganz genau mit den im Bildersaal angegebenen Punkten verknüpft werden kann.

Das Inhaltsverzeichniß für 1886 weist auf: zweiundzwanzig Biographien und Lebensbilder; 27 Geschichts- und Zeitbilder; 39 Erzählungen; 18 Artikel über Schule und Erziehung; 17 Abhandlungen; 19 Skizzen und Reisebilder; 14 erbauliche Sachen; 7 Nummern Naturwissenschaftliches; 4 Musikstücke; 12 prächtige Titelbilder, und eine Menge Holzschnitte, nebst vielen Artikeln in den Abtheilungen. — „Winke und Nachrichten für Arbeiter", „Frauenzeitung", „Am Kamin und im Schatten" und „Aus der Zeit" u. s. w. Im Ganzen 672 große Oktavseiten.

Alles für zwei Dollars! Gelehrtes, Nichtverständliches, das über die Köpfe der Leute weggeht, giebt es in Haus und Herd nicht. Wer sich davon überzeugen will, der musterе diesen Jahrgang durch. —

Angenommene Artikel: Unheimliche Gäste — Auf und nieder — Armer König und prächtige Schlösser — Ein Amerikamüder — Gottes Friedensengel — Zur Charakteristik Stonewall Jacksons.

Eine Freundin unseres Haus und Herd schreibt:

„Ich schicke dir zwei neue Unterschreiber für Haus und Herd. Die eine kommt von meinem Dienstmädchen. Sie findet großen Gefallen an dem Dor'le und will deßhalb mit der Oktober-Nummer anfangen. Die andere von unserem Metzgerjungen. Ich habe ihm meine alten Nummern zum Lesen gegeben und sie gefallen ihm so gut daß er Haus und Herd selbst halten will. Er fängt mit der November-Nummer an. Die Adresse lege ich hier bei.

Hoffend noch mehr zu bekommen, verbleibe ich Achtungsvoll ꝛc."

Wer will nachmachen?

THE LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 371 558 8

Digitized by Google